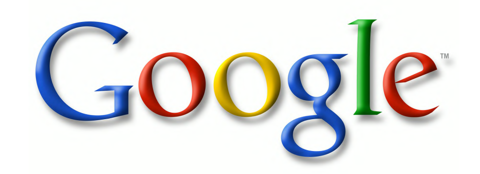
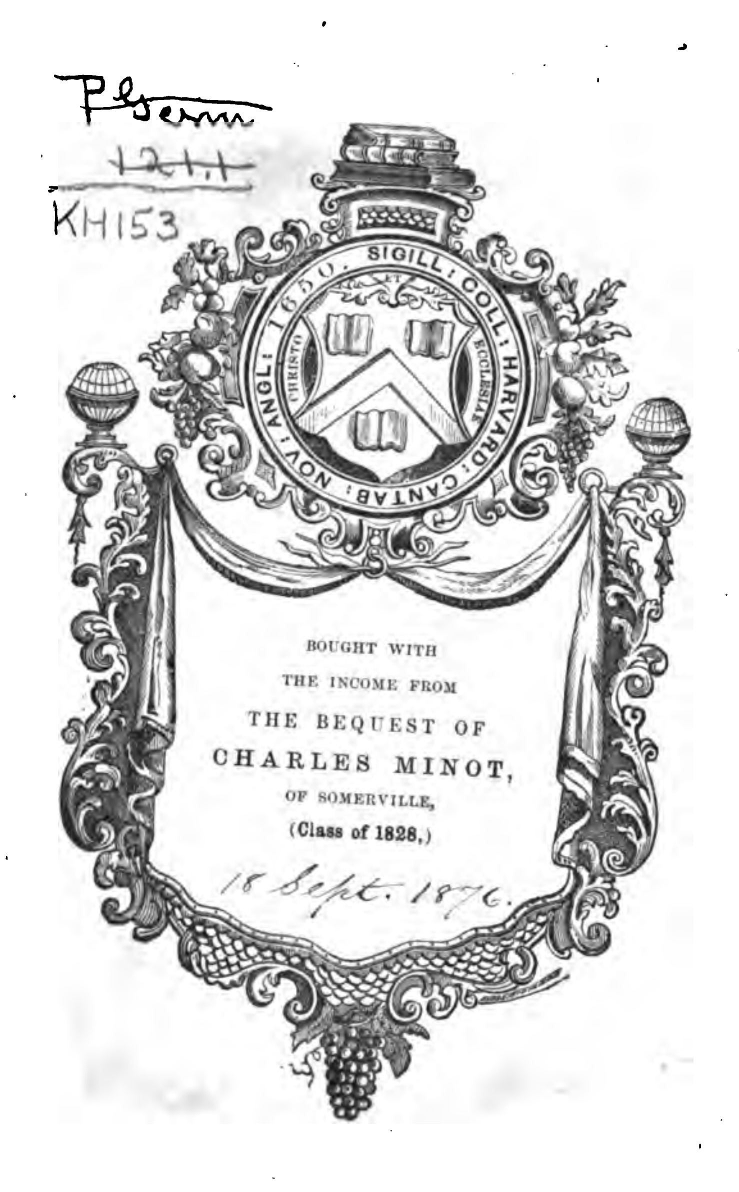



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE



Das Ausland.

Ein Tageblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Erster Jahrgang.

Monat Januar bis Juni.

München

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1828.

1876, Sept. 18.

Maine Farmer.

(1828–72, 1875, 1876, No. 1–23.)

Sachregister des Auslandes.

Jahrgang 1828.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 1. und 2. — 1. und 2. Januar 1828.

Vorwort.

Wenn aus dreitausendjähriger Nacht der Sänger der Ilias an das Licht stiege, erweckt durch den schneidenden Weheruf der Verzweifelung, der lauter als das Klirren der Schimitars kämpfender Palicaren, als das Allahgeschrei der Osmanlis, durch den Donner der Geschütze dringt; und wenn er nun die Kunde vernähme von der großen Schlacht, die zur Rettung seines Volkes, vereinigt, Männer geschlagen, die Gallien gesendet, das meerumfluthete Eiland der Britten und der fernste Norden: so würde er freudig in die Saiten der Lyra greifen, die Helden zu begrüßen, die größeres gethan, als die Vorkämpfer seiner erzumschienten Achaier, als der schnelle Achilleus nnd der Völkerhirt Agamemnon, der ausdauernde Odysseus und der trotzige Aias, — die Helden, die durch Einen kühnen Schlag die schönen Fluren seines Griechenlandes befreit haben von den Horden der Barbaren, die in den Staub gestürzten Tempel seiner Götter entsühnt von der Schmach, die ihre Trümmer entheiligte. Aber vergebens würde er unter den Reihen der Kämpfenden jene Gestalten suchen, die, durch den Zauber seines Liedes mit ewiger Jugend begabt, als gewaltige Riesen durch die schwachen Geschlechter der Menschen schreiten. Oder wäre wohl einer dieser Männer stolz genug, zu sagen: Ich bin dein Achilleus!

Eine größere Welt fände der Sänger, keine größeren Männer. Eine größere Welt? Und der Mensch, ist er nicht die Welt? ist er allein um so ärmer geworden, je reicher sich diese vor ihm ausgebreitet hat?

Millionen sind in den Staub gesunken, Millionen Herzen, alle geschwellt zu frischen Hoffnungen, muthigem Streben und tapferen Kämpfen, haben aufgehört zu schlagen. In die Lüfte verweht ist der bunte Traum ihres Lebens; nur einzelne hohe Geisterbilder stehen aufrecht auf den weiten Feldern des Todes, die lebendigen Zeugen der Vergangenheit, und hüten die Schätze, welche ganze Generationen gesammelt haben, um sie der unbegrenzten Zukunft zu überliefern. In die Furchen, die das Schwert gezogen, hat diese ihren göttlichen Samen gestreut; und unsterblich lebt in Lied und Lehre, was im Leben selbst längst unter den Trümmern der Tempel, Paläste, Hütten begraben liegt. Kein Samenkorn ist verloren gegangen, jedes hat seine Frucht getragen; und durch die Ernte bereichert hat der Geist der Zeiten alle Länder und Völker durchwandert und immer weiter und weiter die Grenzen seiner Herrschaft hinausgerückt. Vergebens hat der Mensch versucht sich ihm entgegen zu stellen. Als unwilliger Sclave mußte er unbewußt an dem großen Werke fortbauen helfen, wenn er es verschmähte als Freier den Zwecken der Gottheit zu dienen.

Mit stolzem Selbstbewußtseyn blickte einst der römische Dichter auf die wenigen, nur kaum geahneten Länder, die es leicht seyn würde der Römermacht zu unterwerfen, wenn das unbesiegte Volk die Waffen nicht gegen sich selbst kehrte:

Wo sich Titan erhebt, wo die Nacht die Sterne befestigt,
Dort, wo der Mittag brennt in der Gluth versengender Stunden,
Wo der starrende, nie dem Frühling weichende Winter
Mit dem scythischen Frost den eisigen Pontus bekleidet —
Da läg' alles gebeugt, der Serer, der ferne Araxes,
Und wo von einem Geschlecht noch weiß der quellende Nilus.

Aber weit über des Römers Scythien hinaus, weit über den Araxes und das Land der Serer und die glühende Wüste Lybiens ist jetzt das Reich gebreitet, das europäischer Civilisation gehorcht, seine Schätze dem Forscher zu Füßen legt, der im Dienste der Wissenschaft unblutige Eroberungen macht. Zwei neue Welten sind aus der unbekannten Tiefe des unermeßlichen Oceans emporgestiegen; und die Wunder der Phantasie — Magnetberge, welche die Fugen des Schiffes lösten, Meerungeheuer, die es in den Abgrund zogen, Syrenen, welche den kühnen Seefahrer auf ihre Klippen lockten — sie alle sind verschwunden, um dem größern Wunder der Wirklichkeit zu weichen. Kaum ist noch ein Punct der Erde geblieben, den der Fuß des Europäers nicht betreten, wie kein Stern des Himmels, der seinen Wanderungen nicht geleuchtet hätte.

Leichten Kaufes genießen wir nun die Frucht, die im Verlauf vieler Jahrhunderte langsam zur Reife kam. Aber wie das Gold, das der Geisterfürst dem Unwürdigen gab, sich in seiner Hand in schlechtes Laub verwandelte; so verliert auch die Frucht der Civilisation ihren Werth, wenn sie nicht von würdigen Händen empfangen wird. Die Küstenländer des vordern Asiens und Nordafrikas, einst blühend in allem Glanze den Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handel gewähren können, jetzt eine weite Wüste, von Barbaren beherrscht, liegen als warnendes Beispiel vor unsern Blicken, und halten uns die Lehre vor, daß das Edelste in seiner Entwürdigung und Zerstörung zum Abscheulichsten wird.

Aber mögen auch Einzelne die schöne Frucht verschmähen, ganze Völker sie von sich weisen: der Stamm, dem wir sie verdanken, wird ewig grünen, und immer reichere

Blüthen treiben, immer herrlichere Früchte tragen. Wie die Sonne zuerst nur einzelne Gebirgsgipfel erleuchtend, immer weiter und weiter in die Thäler am Fuße derselben hinabdringt, bis sie endlich ihre Strahlen weithin über die ganze Gegend sendet: so hat die Civilisation, das Wissen, im höchsten Sinne des Worts, das einst nur in der einsamen Brust des gottbegeisterten Sehers ruhte, sich allen folgenden Generationen in immer weiteren Kreisen mitgetheilt, als Geheimniß anfangs einzelnen Familien oder Stämmen, dann einzelnen Städten, von diesen den umgebenden Völkern, bis dasselbe das Gesammteigenthum jenes Theiles der Welt wurde, welcher jetzt, als der einzige zur Humanität gereifte, auch der einzige herrschende ist. Dieß ist unsere Größe, die uns über das Alterthum erhebt. Dieses ehrte am höchsten nur den Sieg der physischen Gewalt; das Schwert war es, welches die Verhältnisse der Völker schuf, während der Geist, auf einen engen Kreis beschränkt, außerhalb desselben weder Wirkung übte, noch Anerkennung fand. Wenn der Grieche nicht mehr Griechenland, wenn der Römer nicht mehr Rom sein nennen durfte, so war die Welt für ihn verloren. Unserer Zeit war es vorbehalten, den unvergänglichen ewigen Sieg der Geistesmacht zu erkennen; die Civilisation bildet, unabhängig von zufälliger Gewalt, die inneren, bestimmt die äußeren Verhältnisse der Nationen, und schlingt ein allgemeines geistiges Band um alle Glieder der großen Familie, welche die Erde bewohnt. Dem freien Denker, ungerecht verurtheilt von dem Tribunal eines Hofes, einer Stadt eines Staates, steht die Appellation an die Welt offen an jenes Gemeingewissen der Völker, welches zwar oft frevlem Spiel zum Hebel, noch frevelhafterem Hohne zur Zielscheibe gedient hat, aber bereits allzugewaltig richtend eingeschritten ist, als daß auch der blödeste Sinn länger sein Daseyn abläugnen könnte. Thöricht wäre es, wenn eine engherzige Politik die Wirkung desselben zu hemmen suchte. Seine Triumphe zu feiern, ist die würdigste Aufgabe der Politik, die sie ahnte, als sie durch die Stiftung eines europäischen Völkerbundes den kühnen Traum Heinrichs des Vierten zu verwirklichen suchte.

Schon breitet der Baum der Wissenschaft und Civilisation, dessen Stamm in Europa gewurzelt ist, seine Zweige über alle Theile der Erde aus. Ihn auszurotten, wäre vergebliches Bestreben; da, jenem amerikanischen Wunderbaume gleich, auch von diesem jeder einzelne Zweig, so wie er sich zur Erde senkt, auf's neue Wurzeln schlägt, und einen neuen Stamm und bald einen ganzen unverwüstlichen Wald bildet.

Die schönsten Blüthen aller der verschiedenen Stämme dieses wunderbaren Baumes zu sammeln, soll das angestrengte Bemühen der Männer seyn, welche sich zur Redaction der Zeitschrift vereinigt haben, von der wir dem Publikum die ersten Blätter vorzulegen im Begriff sind. Möge die Freundlichkeit der Nehmenden mit dem guten Willen und Eifer der Anbieter und Geber in gleichem Verhältniß stehen!

Die transatlantischen Staaten und Colonien, am Schlusse des Jahres 1827.

Von C. R. Röding.

Das eigentliche Ausland für Europa ist die transatlantische Hemisphäre; Europa ist dahin übergegangen, so wie Asien's Licht und Bildung nach Europa überging. Amerika gehört nicht mehr zu Europa, aber es erkennt unsern Welttheil noch immer im höhern Sinne als Mutterland an, jedoch mit dem Rechte der Mündigkeit, in selbsterwählter, vernünftiger Abhängigkeit, durch den Wechseltausch innerer und äußerer Bedürfnisse, gebend und empfangend. Bis jetzt hat jene Westveste noch keine Ursprache, welche wirklich zur Schriftsprache gebildet wäre; allein die Sprachen eines Camoëns, Shakespear's und Calderons sind dahin verpflanzt, und erlangen dort auf den Rednerbühnen der Republiken die Weihe selbstständigen Lebens. Zwar richtet die Sorge für den nächsten Bedarf, welche jede ästhetische Bildung ausschließt, noch den Blick auf den Boden. Doch eben dieser wunderbare, zauberisch geschmückte Boden, die schätzevollen Gebirge, die Riesenströme, welche, tief in die Länder eindringend, Nation mit Nation verbinden, und zugleich breite Mündungen gegen den Ocean, der Heimath der Freiheit öffnen — dieser Boden, ohne Sandsteppen und unfruchtbare Haiden — ist der Spielraum für die Neu-Europäer, eine Arena des herrlichsten Wettkampfes, ein Jugendland wie es die Erde nur einmal hat und welches früher, so modificirt, sich nirgends darbot.

Während im Orient die Pflugschaar des Krieges und der innern Umwälzungen noch blutige Furchen ziehen wird, bis die Hoffnungen derer näher rücken können, die erwartungsvoll zum Osten blicken, ist hier bereits theils hoffnungsvolle Saat, theils reiche Erndte.

Da nun aber das Leben der Staaten in Amerika ein werdendes ist, da dort in rascher Entwicklung noch immer Eines das Andere verdrängt und besonders in den neuen Republiken die Gestaltungsperiode keineswegs beendigt scheint, so möchte unsern Lesern eine kurze Skizze der Lage und Verhältnisse, worin sich Amerika gegen das Ende des Jahres 1827 befand, als Einleitung und Bestimmung des Standpunctes für künftige Mittheilungen, nicht unwillkommen seyn.

1.

Höchst wichtig für die Ausmittlung der Frage, in Rücksicht der Nordgrenze Nordamerikas, war die Expedition des Capitän Franklin nach den Polar-Gegenden, welchem der Capitän Bleechy auf dem Schiffe Blossom durch die Behringsstraße von Südwesten her begegnen sollte, wodurch denn die Möglichkeit einer nördlichen Durchfahrt erwiesen und die amerikanische Nordgrenze berichtigt gewesen wäre. Capitän Franklin gelangte, von der Mündung des Mackenzie-Strom's ab, an der Küste westlich hinschiffend, am 18. August 1826 bis zum 150° westl. L. üb. Greenwich (227° 39′ L. üb. Ferro) ward aber durch heftige Windstöße und dicke Nebel, eine schreckliche Schwierigkeit in unbekannten Gewässern, verhindert, noch weiter vorzurücken; Capitän

Blechy befand sich fast um dieselbe Zeit in Kotzebue's Inlet und drang 35½ geogr. Meile östlich vom Eiskap (Icy Cape 215° L.) etwa bis zum 220° L. vor. Da nun Capitän Franklin die Gegend des 227° d. L. erreichte, und der Grad der Länge unter dem 69° — 70° N. Br., wo beide schifften, nur 5" geogr. Meilen mißt, so waren die Entdecker höchstens noch 30 geogr. Meilen von einander. Der vollendete Erfolg der Unternehmung ist also künftigen Entdeckern vorbehalten. Daß die Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt nur in wissenschaftlicher, nicht aber in mercantilischer Beziehung Nutzen schaffen könne, hat jene Reise aufs Neue bestätigt. Merkwürdig für die Völkerkunde ist die Anknüpfung des Verkehrs mit sehr muthigen Eskimoeshorden, welche den Reisenden durch kecke Angriffe lästig wurden. Die ganze nördliche Küste der Mündung von dem Lancaster-Sunde im Osten bis zur Ausfahrt der Behringsstraße an der Nordwestküste, ist jetzt, mit Ausnahme der erwähnten kleinen Strecke, für die Erdkunde erobert, und dort fanden die Reisenden allenthalben das Küstengewässer offen, wenn auch wegen des Treibeises und der starken Nebel schwierig zu beschiffen. Folglich erscheint die ganze Westveste als ein ungeheures Inselland, welches mit Asien nirgend unmittelbar zusammenhängt.

Räthselhaft bleibt noch das Polarland im Nordosten der Straße Davis und im Norden des Baffin's Busens, welches schon Englands große Königin, Elisabeth, höchst bedeutungsvoll: Meta incognita, nannte, und welches man gemeinhin unter den Namen: Grönland begreift. Fast sechshundert Jahr früher als Colombo's India occidentalis den Europäern bekannt und von Island aus colonisirt, möchte es fast gerathen scheinen, diese nördliche Polarwüste, wahrscheinlich eine weit verbreitete Inselgruppe, als abgesondert von der Westveste und für sich zu betrachten. — Die daselbst auf der westlichen Seite bestehende königliche dänische Colonie bildet gleichfalls an sich, als Wohlthätigkeits-Colonie zur Bekehrung und Verpflegung der armen Eskimoes, eine eigne Classe; sie kostet der Krone Dänemark nur Opfer; den beiden Verpflegungs- oder Handels-Inspectoren — einer für den nördlichen, der andere für den südlichen Theil, — ist zugleich die obrigkeitliche Vollmacht übertragen. Die evangelischen Brüder haben hier 14 Missionen. Die Hauptmissionen und Colonien sind im Nordertheil — Egedesminde, Jacobshavn und Umanack; im Südertheil: Juliane'shaab und Frederickshaab; Holstenborg und Sukkertoppen und Godhaab. Die Colonien befanden sich im September 1827 in einem blühenden Zustande; der Wallfisch und Robbenfang, so wie die Eiderdunen-Lese war reichlich ausgefallen; in Kopenhagen ward eine neue Kirche gezimmert und zu Schiffe dahin gebracht.

2.

Auf der Westveste selbst besteht eigentlich nur Eine Colonialmacht, die der Briten, als vornehmste Seemacht überhaupt am fähigsten, Colonien und abhängige Lande (Dependencies) in allen Regionen der Erde zu behaupten, aber nicht sowohl durch Gewalt, als durch eine weise Regierung, welche die Dependentien dergestalt für sich zu gewinnen weiß, daß die Mehrzahl der Einwohner aufrichtig für die Fortdauer der Abhängigkeit stimmt. Dieß gilt vorzugsweise von dem britischen Nordamerika, ein großentheils culturfähiges Land, 160,000 geographische □ Meilen groß, welches sich mittels der innern wald- und seenreichen Wildnisse bis ans Nord-Polar-Meer erstreckt, wo die Hudsonbusen- und Montreal-Gesellschaften einen ungemein einträglichen Pelzhandel treiben, der jetzt auch wegen des Bibergeils (castoreum) wichtig wird, wovon schon Sendungen nach Hamburg gelangten, welche sich in Rücksicht der Qualität weit besser bewähren, als die früher von dort hergebrachten Sorten — ein erheblicher Umstand, weil dieses wichtige Heilmittel jetzt in Rußland so selten wird. Es wirkt aber dieser Pelzhandel so verheerend auf die dortigen Urbewohner, daß Indianer-Stämme, welche von früheren Reisenden als ziemlich zahlreich angemerkt sind, fast nur noch dem Namen nach, und als die erbärmlichsten, den scheuslichsten Lastern ergebenen Miethlinge vorhanden, fortvegetiren. Diese Pelzhändler verscheuchen und mißhandeln die Indianer nicht, locken sie vielmehr an sich, aber vergiften sie durch die Mittheilung des von den Indianern selbst sogenannten Tollwassers (Branntweins), um wohlfeilen Handel schließen zu können, der sich sogar auf ihre Weiber und Töchter erstreckt; und es herrscht unter jenen Händlern der schändliche Grundsatz: „Wenn der rothe Mann nüchtern ist, so ist er nur zu klug!“ In den Gegenden, wo die Wilden völlig ausgerottet sind, treiben Wildschützen und Wildfanger die Jagd, und dieß ist für die Gesellschaften um so ersprießlicher.

Die Gouvernements des britischen Nordamerikas sind: 1) Nieder-Canada, Hauptstadt Quebeck; 2) Ober-Canada, Hauptstadt York; (in Ein General-Gouvernement der Canadas vereinigt.) 3) Prinz Edwards Island im St. Lorenz Busen, Hauptort Charlottetown; 4) New Brunswik, Hauptort Fredericktown; 5) Nova Scotia, Hauptstadt Halifax, ein höchstwichtiger Kriegshafen; 6) Die Insel New-Foundland, Hauptstadt St. Johns; 7) Die Bermudas-Inseln im atlantischen Meere, Haupthafen St. George, (die älteste geheime Wiege der britischen Obmacht in den amerikanischen Gewässern.)

Dieses britische Nordamerika, welches wegen des Absatzes britischer Producte und Waaren, die von dort auch als Schleichwaare in die vereinigte Staaten Eingang finden, immer wichtiger wird, gewinnt als Armen-Colonie für das britische Inselreich gegenwärtig eine merkwürdige Bedeutenheit. Die Bevölkerung der Westländer wächst schnell durch die von der Regierung auf's thätigste beförderte Einwanderung, hauptsächlich aus Ireland. Diese betrug nach dem einzigen Hafen Quebeck von der Eröffnung der Schifffahrt bis zum 29. September 1827: 28,969 Köpfe. Die gesammte Verproviantirung der Stockfisch-Insel New-Foundland hat jetzt die britische Regierung einigen Kaufleuten in Hamburg übertragen. Diese liefern zu Preisen, wofür die Handelsleute in England, Ireland und Canada diese Artikel nicht liefern können: Salzfleisch, Brod, Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Butter, Schinken, Schuhe, Strümpfe rc. in kleinen Schiffen

nach England, alles in bester Qualität; von England gehen diese Waaren in englischen Schiffen nach jenen Colonien. Behufs dieser Sendungen wurden in Hamburg im Jahre 1827 mehrere tausend Stück Ochsen, an 20,000 Schweine rc. geschlachtet. Die Brodbäckerei (Schiffsbrod, Cakes) für diesen Zweck war so bedeutend, daß den Bäckern in Hamburg von Polizei wegen gestattet ward, ihrem Backofen noch einen andern hinzuzufügen, und überdieß wurden die sämmtlichen Bäcker der Umgegend, selbst in Itzehoe, Uetersen rc. beschäftigt. In New-Foundland nimmt der Gemüse-Bau durch die Bemühung des Gouverneurs, Sir Thomas Cochrane, zu, ist aber immer nicht zureichend, und Korn gedeiht nicht, obgleich die Insel mit Frankreich unter gleicher Breite liegt. Die gesammte Bewohnerzahl des britischen Nordamerika, die Bermuden eingeschlossen. ward im Hause der Gemeinen auf 1,200,000 Seelen angegeben, worunter 578,000 Protestanten. Für den Religionsunterricht der letztern sorgt die Londoner Missionsgesellschaft. Die Römisch-Katholischen, unter einem Bischofe, haben sehr reich dotirte Kirchen und Klöster, und genießen in Nieder-Canada, wo sie gewissermaßen die herrschende Religionsparthei sind, große Vorrechte.

Die kleinen Inseln Miquelon und S. Pierre an New-Foundland's Südküste sind gar keine Colonien, sondern unbewohnte Sandbänke, auf welchen die französischen Stockfischfänger ihren Fang trocknen und zubereiten, aber nicht niederlassen noch überwintern dürfen. Sie werden von den britischen Fischern eifersüchtig bewacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mémoires de Madame de Campestre. Tom. I, et II. Paris 1827.

Mémoires d'une Contemporaine, ou souvenirs d'une femme sur les principaux personages de la republique, du consulat, de l'empire etc. Tome I, II, III et IV.

Johannes Wit, genannt von Dörring. Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Aufenthalt in den Gefängnissen von Chambery, Turin und Mayland, nebst meiner Flucht aus der Citadelle letzteren Ortes. — Braunschweig, bey Fr. Vieweg. 1827.

In den Lesecabinetten sind die historischen Romane an der Tagesordnung. Der Gewerbfleiß, der solche Werke liefert, und der Beifall den sie finden, lassen sich aus dem Character der Zeit erklären. Im Jünglingsalter der Völker, wo sie den Zustand wilden Zwanges verlassen und die Grenze der Freiheit berühren, erwacht die Ahnung eines bessern Lebens als die bisherige Wirklichkeit gewähren konnte, und dichtet sich ein Paradies. Anders ist es in der Männlichkeit der Nationen, wo durch merkwürdige Thaten, eine Folge der Bildung, die Wirklichkeit Sinn und Bedeutung gewinnt. Dann steigt die Phantasie von ihrer Höhe herab und tritt in den Kreis, den der Verstand ordnet und leitet; die Menschen begnügen sich nicht mehr mit dem idealen Bilde eines bessern Zustandes, — sie haben Kraft und Willen, einen solchen zur Realität zu bringen, und wollen diese auch in den Spielen der Einbildungskraft wieder finden. — Die Literatur begleitet diese Metamorphosen. Erhält das historische Leben Würde und Interesse, so wird eine solche Zeit für die poetischen Talente das goldene Alter der historischen Romane werden.

Es giebt Menschen, in denen nicht eigentlich der dichterische Geist vorherrscht, doch aber die Phantasie so regsam und thätig ist, daß diese ihnen das Leben der Wirklichkeit in einem höhern Glanze zeigt. Diese Menschen sind berufen, geschichtliche Denkwürdigkeiten zu schreiben; — sie werden vorzüglich dann hervortreten, wenn, wie jetzt in Frankreich, die Zeit der Thaten vorübergegangen, und nur die Erinnerung noch wach ist. Sie sind von den Dichtern historischer Romane darin verschieden, daß sie sich treu an den Stoff der Wirklichkeit halten, und nur vermöge ihrer Individualität und fast bewußtlos der Phantasie Antheil an ihren Arbeiten gestatten, während der Dichter, mit der Machtvollkommenheit der Einbildungskraft, die Wirklichkeit nur unter der Form, die er ihr aufdrückt, gelten läßt.

Es giebt ein Zwittergeschlecht, das weder zu den Dichtern, noch zu den wahrhaften Berichterstattern des Lebens gehört, sondern zu den Leuten, die mit einer schimmernden Geistesbildung und mit abgeschliffenen Formen sich in die Gestalt der Liebenswürdigkeit, wie jenes Thier in die Löwenhaut, eingeschlichen haben, und dann durch eine Mischung von Dichtung und Wahrheit die Unkundigen zu täuschen suchen. Diese geistig-moralischen Hermaphroditen schreiben bisweilen auch Memoiren, die wir, wenn schon nicht erschöpfend, durch die Benennung: Romantische Memoiren, bezeichnen wollen. In diesen Büchern gehen die Verfasser eben so willkührlich, wie die Dichter historischer Romane, mit dem Stoffe der Wirklichkeit um; doch nicht um eine poetische Idee zu versinnlichen, sondern für den Vortheil eigener Eitelkeit, oder um irgend eine andere eigennützige Absicht zu erreichen. — Diese Menschen klagen sich oft selbst an; man würde ihnen aber Unrecht thun, wollte man dieß für Huldigung der Moral ansehen. Durch Enthüllung ihrer Verirrungen wollen sie nicht Andere warnen oder belehren; sie wünschen nur sich in den Ruf der Wahrheitsliebe zu setzen, damit man ihre kunstreichen Entschuldigungen für gegründet, sie selbst für purificirt gelten lasse. Dieß erhellt schon daraus, daß sie mit ihren offenherzigen Geständnissen gewöhnlich erst ans Licht treten, nachdem sie das öffentliche Zutrauen verspielt haben. Eine immer achtbare Schaam vor dem öffentlichen Tadel treibt sie an, die Feder zu ihrer Rechtfertigung zu ergreifen; Gewohnheit der Intrigue und der Verdrehung aber bleibt an ihnen hangen, wie ein Stück der losgerissenen Kette an dem entsprungenen Züchtling. Daher vermengen sie Wahrheit und Lüge in ihren Werken eben so wunderlich und zweideutig, als sie es im Leben thaten. So wenig nun ein solches Verfahren an und für sich zu loben ist, so kann doch dadurch Nutzen gestiftet und Belehrung erwirkt werden. Der Menschenkenner, der die beiden widersprechenden

Elemente solcher Werke mit richtigem Tact zu unterscheiden weiß, wird die Wahrheit auffassen, ohne durch die Lüge geblendet zu werden; er wird zugleich in ihnen vielfachen Anlaß zu psychologischen Entdeckungen finden, und nebenbei auf den Zustand der Welt schließen, in welcher solche Menschen eine Rolle spielen konnten. Daraus erklärt sich, warum bisweilen die edelsten Geister mit großer Theilnahme Gaunergeschichten lesen.

Diese Gedanken sind das Resultat einer aufmerksamen Lectüre der drei oben angezeigten Schriften, auf welche wir deutsche Leser aufmerksam zu machen wünschen. Alle drei haben das gemeinschaftliche Verdienst, daß sie lebhaft und anziehend geschrieben sind, daß sie an bedeutende Personen und Ereignisse der neuesten Vergangenheit erinnern, und einen Theil des Vorhangs zu lüften scheinen, der die Geschichte dieser Zeit noch verhüllt. Alle drei aber erregen den Unwillen jedes gut organisirten Gemüths, weil die Verfasser mit ungezähmter Frechheit und ohne zu erröthen, ein Leben erzählen, das nur durch Entfernung von aller Sitte, durch eine innere Verkehrtheit merkwürdig ist, und auf das mildeste beurtheilt, den Schein der Verworfenheit auf sich geladen hat. — Sind nun auch die Talente unverkennbar, die sich an der Darstellung eines solchen Lebens geübt haben; ist es auch gelungen mit ihnen interessante Bücher zu Tage zu fördern: so wird man doch immer sagen müssen, daß diese Schriften dem Leser eine Unterhaltung gewähren, die mehr werth ist, als die Schriftsteller, denen er sie verdankt. Er sieht ein fein ausgesponnenes, weit verbreitetes Gewebe der Gemeinheit in der sogenannten großen Welt; dieß vermehrt seine Menschenkenntniß. Der Unwille, der ihn ergreift, wird zur sittlichen Stärkung, zur Erhebung des Bewußtseyns; das ist offenbarer Gewinn. Er sieht eine Entsittigung und eine öffentliche schaamlose Ungerechtigkeit; dieß kann den Entschluß in ihm hervorrufen, ihr entgegen zu wirken. In solcher Beziehung lassen sich diese Schriften als moralische Erzählungen empfehlen.

Die oben genannten französischen Memoiren sind die Arbeit zweier koketten Frauen, die kein musterhaftes Leben führten und nun mit wunderlicher Offenheit, ihre — wie sollen wir sagen? — Schwachheiten vor der Welt enthüllen; ohne jedoch in unzüchtigen Schilderungen sich zu gefallen, indem sie vielmehr mit nie verletzter Decenz von ihren verliebten Abenteuern sprechen, nur um einige historische Personen in ihrer moralischen Blöße zu zeigen. Bei der ersten dieser Damen war offenbar Rachsucht gegen vornehme Personen, (die seit der Restauration an den Tag kamen) die Muse, die sie begeisterte. Frau von Campestre wollte Menschen in ihrer Verächtlichkeit darstellen, welche die schöne Frau zur Förderung unrühmlicher Intriguen benützt hatten, und nachher unredlich verließen und aufopferten, als sie ihnen keinen Gewinn mehr bringen konnte. Sie droht noch mehr, ja Alles zu sagen, wenn man nicht aufhören sollte, sie zu verfolgen. Diese Memoiren sind als Schilderung des restaurirten Hofes offenbar politischer Natur. — Die andere Zeitgenossinn, deren Zweck nicht klar vorliegt, da ihr Buch noch nicht geschlossen ist, erzählt so naiv als geistreich und unterhaltend, wie sie sich vielen, sehr vielen berühmten Männern theils schwärmerisch, theils leichtsinnig in die Arme warf, und wie sie am Ende in Armuth versank. — Die deutsche Schrift des Hrn. Johannes Wit hat darin Aehnlichkeit mit den Bekenntnissen jener Frauen, daß auch sie von Buhlereien mit allerlei Leuten, mit den verschiedensten politischen Parteien, indiscrete Meldung thut, und geheime Sünden ans Licht bringt. Auch sie ist die Herzensergießung einer koketten Seele, die nach Verlust einer übelangewandten Jugend mit dem Publikum noch schön thut, und durch Hinweisung auf die Ungerechtigkeit der Welt, die eigene Verkehrtheit in Vergessenheit zu bringen hofft. — Daher haben wir auch diese Schrift mit den oben erwähnten Memoiren in eine Classe geordnet. — In der Zeitschrift: das Ausland, verdient sie zumal deswegen eine Erwähnung, weil sie in der That ein ausländisches Product, und dem deutschen Blut und Character durchaus fremd ist.

Auch nur eine Skizze der drei in diesen Memoiren beschriebenen Lebens-Arten oder Unarten, würde hier zu viel Raum einnehmen; wir müssen uns mit einigen Andeutungen begnügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tasso in Ferrara.

Wenn den Wogen des sturmbewegten Meeres gleich die Bewegungen der Gegenwart unserm Blick so schnell sich wieder entziehen, als sie gekommen sind, und daher immer so viele verschiedene, gleich richtige und gleich unrichtige Urtheile zulassen, als verschiedene Standpuncte für den Beobachter möglich sind: so bildet die Einwirkung der Vergangenheit mitten in diesem Wechsel ein stehendes unwandelbares Element, das auch von den verschiedensten Standpuncten aus betrachtet, sofern es nicht verkannt wird, nur ein Urtheil erlaubt, und dem vorurtheilsfreien Forscher stets sichern Erfolg verspricht. Nur das Urtheil über Erscheinungen der Vergangenheit ist es daher auch, welches als Prüfstein für die Gesinnung und Ansicht des Beurtheilers dienen und die Gewähr leisten kann für seine Befugniß, über die Gegenwart zu urtheilen. Auch in diesen Blättern, welche ausschließlich den Interessen und vorzugsweise den Erscheinungen der Gegenwart gewidmet sind, soll deshalb die Vergangenheit nicht ausgeschlossen werden; am wenigsten jene Geister derselben, — die Dichter — welche in ewiger Jugendschönheit durch alle Zeiten uns entgegen glänzen. Dieß zur Bevorwortung des folgenden Aufsatzes, mit welchem wir einen stehenden Artikel „des Auslandes", eine Bildergallerie der ausgezeichnetsten Dichter desselben eröffnen.

Wenn der Fremde die öden Straßen von Ferrara durchwandert hat und, seine Guida in der Hand, das Hospital Santa-Anna betritt, so wird er in ein schmutziges Gemach geführt, welches neun Schritte lang, sechs breit und sieben Schuh hoch ist, und außer den nackten Wänden nicht das geringste Sehenswürdige darbietet. Ueber der Thür liest er, vielleicht schon im Begriff, unwillig diesen unsaubern Ort zu verlassen, eine Inschrift:

> Rispettate, o Posteri, la celebrità di questa stanza, dove Torquato Tasso, infermo più di tristezza che delirio, ditenuto dimorò anni VII mesi II, scrisse verse e prose, e fu rimesso in libertà ad instanza della città di Bergamo, nel giorno VI Luglio MDLXXXVI.

Ueberrascht und gedankenvoll kehrt er zurück, betrachtet noch einmal genaue die Wände des Kerkers und hört, — nach einem Schwall von Redensarten zum Lobe Tasso's und zum Ruhme des Hauses Este und des alten Glanzes von Ferrara, aus denen er abnimmt, daß man dem Sänger der Gierusalemme liberata und des Aminta hier eine Gelegenheit habe geben wollen, Betrachtungen über Fürstengunst und Höflingstreue zu machen, — zum Schluß: die fehlende Hälfte der Thür, gleich der ganzen Bettstelle, deren der gran Poeta sich bedient habe, sey zwar durch den Enthusiasmus der Herrn Reisenden bereits davongetragen und deshalb streng verboten worden, diesem übeln Beispiel zum Ruin des Spitals zu folgen; doch könne aus besonderer Rücksicht eine Ausnahme gemacht und gegen einige Erkenntlichkeit noch ein Theil von dem Rest der Thür zum Andenken abgelassen werden.

Die Inschrift, welche zur Zeit der französischen Occupation auf Veranlassung des Generals Miollis gesetzt wurde, enthält ungefähr eben so viele Unrichtigkeiten, als Zeilen; doch möchten wir darum die Sage, welche dem großen Tasso diese elende Zelle zum Aufenthalt anweist, keineswegs unbedingt verwerfen. Daß die Zelle eines der Gefängnisse des Hospitals war, ist so gewiß, als daß Tasso in einem derselben als Wahnsinniger verwahrt wurde; und dieß möchte doch zuletzt wohl noch das Wesentlichste und Merkwürdigste an der Sache bleiben.

Offenbare Uebertreibung zu Gunsten des Kerkers ist es, wenn die Inschrift versichert: Tasso habe in demselben sieben Jahre gesessen und Verse und Prosa geschrieben. Er wurde in seinem ersten Gefängniß nur von Mitte März 1579 bis in den December 1580 gehalten und darauf durch die Gunst seines Kerkermeisters, wie er sich selbst ausdrückt, in ein „viel bequemeres Gemach“ gebracht, welches indeß den Wunsch in ihm nicht ausschloß, zu demselben noch ein anstoßendes größeres Zimmer zu erhalten, „damit er auf und nieder gehend philosophiren könne.“ Diese Bitte wurde ihm, wie es scheint, gewährt; wie überhaupt seine Gefangenschaft, als ganz Italien sich für seinen Dichter zu interessiren anfing und den Fürsten mit Bitten um seine Befreiung bestürmte, allmälig milder wurde.

Daß Tasso in der ersten Zeit nach seiner unerwarteten Verhaftung eben nicht gestimmt seyn konnte, „Verse und Prosa“ *) zu schreiben, bedarf für den, der sich je in einer ähnlichen Lage befunden hat, wohl kaum einer Erklärung. In einem Briefe an seinen Freund Scipione Gonzaga, den er schrieb, nachdem er aus seiner anfänglichen starren Betäubung zu dem vollen Bewußtseyn seines Unglücks erwacht war, klagte er: „O mir Armen! Ich hatte mir vorgenommen, außer zwei epischen Gedichten von dem erhabensten und würdigsten Stoff vier Tragödien zu schreiben, von denen ich den Plan bereits entworfen hatte, und viele Werke in Prosa über die schönsten und nützlichsten Gegenstände, in denen ich die Philosophie mit der Beredsamkeit auf eine Weise

*) Chè oltre questa stanza, la qual per cortesia del Sig. Agostino m' è stata data assai comoda, mi sia data l' altra che m' è vicina, assai più ampia, ove possa filosofando passeggiare. Serassi, Vita di Torquato Tasso. In Roma, 1785. 4. pag. 307.

vereinigen wollte, daß von mir ewiges Gedächtniß in der Welt geblieben wäre; und so hatte ich mir das ehrenvollste und ruhmhafteste Ziel vorgesetzt. Aber jetzt unter dem Druck eines solchen Unglücks habe ich jeden Gedanken an Ruhm und Ehre aufgegeben, und ich würde sehr glücklich seyn, wenn ich mir nur ohne Verdacht den Durst stillen könnte, den ich beständig leide, und wenn ich gleich einem jener gewöhnlichen Menschen mein Leben in der ärmsten Herberge in Freiheit, und, wenn nicht gesund, was ich nicht mehr werden kann, doch nicht in diesem kummervollen Zustande zubringen dürfte; wenn nicht geehrt, wenigstens doch nicht verabscheut; wenn nicht mit den Rechten des Menschen, doch mit denen der Thiere wenigstens, die in den Flüssen und Quellen frei ihren Durst stillen, von welchem — und ich muß es wohl wiederholen — ich ganz entbrannt bin. Dennoch fürchte ich nicht so sehr die Größe des Uebels, als die Fortdauer, die schrecklich vor meinen Gedanken steht; zumal da ich fühle, daß ich in solcher Lage unfähig bin, etwas zu schreiben, oder zu thun. Und wie die Furcht beständiger Gefangenschaft, so vermehrt auch die Unwürdigkeit, die ich dulden muß, meine Betrübniß; und die Verwirrung meines Bartes und meiner Haare und meiner Kleider und der Schmutz und Unflath sind mir zum Abscheu. Ueber alles aber fällt mir die Einsamkeit schwer meine grausame und natürliche Feindin, von der ich auch in bessern Umständen zuweilen so belästiget wurde, daß ich zur ungelegensten Zeit ausging und mir Gesellschaft suchte.“ *)

Auch daß Tasso auf Verwendung der Stadt Bergamo seine Freiheit erhalten habe, wie die Inschrift uns belehrt, ist eine Unrichtigkeit. Die Gesandten von Bergamo erhielten nur das Versprechen seiner Befreiung aus dem Kerker, wie dasselbe alle Andern erhalten hatten, die sich seit Jahren für Tasso verwandten; aber erfolgt wäre dieselbe wohl schwerlich eher, als mit der Befreiung aus dem Leben, wenn es nicht den unausgesetzten Bemühungen seiner Freunde, besonders des guten Mönchs Angelo Grillo und des Secretärs der Gesandschaft von Toscana, Antonio Costantini, gelungen wäre, einige Glieder der eigenen Familie des Fürsten für den unglücklichen Dichter zu gewinnen; und wenn zuletzt nicht Don Vincenzo Gonzaga, der Erbprinz von Mantova und Schwager Alfonsos sich mit seiner Ehre verbürgt hätte, daß Tasso nichts gegen das Haus Este schreiben oder unternehmen und Mantova nicht ohne besondere Erlaubniß verlassen würde.**)

*) Serassi', Vita di T. Tasso. pag. 284 sq.

**) Reigebaur's Handbuch für Reisende in Italien (Leipzig, 1820. 8. S. 300) wiederholt bei Ferrara, wie überall, redlich alle Fabeln, welche die italienischen Lohnbedienten von ihren Ortsmerkwürdigkeiten zu erzählen wissen. „In dem Sanct Annen = Hospital sieht man noch das Gefängniß, wo Tasso von seinem Gönner Alfons II. sieben Jahre als wahnsinnig eingesperrt wurde, weil er das Unglück gehabt hatte, die Schwester dieses Fürsten zu lieben. Er wurde 1586 auf Ansuchen der Stadt Bergamo befreit.“ Ein Seitenstück hiezu ist die schöne Geschichte von der Gemahlin Friedrich des Rothbarts in Mailand, die man, mit ähnlichen Curiositäten, in dem angeführten Werke selbst nachlesen mag. Für die Charakteristik des Ganzen, und um uns die Mühe zu ersparen, etwa künf-



Und Tasso ist ihr Ruhm und ihre Schmach;
Hör' seinem Lied und dann schau, wo er wohnte,
Und sieh', wie herb Torquato Lorbeern brach;
Und wie Alfonso seinem Sänger lohnte!
Dem elenden Tyrann, der in Ferrara thronte,
War doch zu mächtig der gekränkte Muth,
Den Wahnsinn selbst, der ihn umgab, verschonte!

rief Byron aus, als er den Staub Ferrara's von seinen Füßen schüttelte.*) Aber wie Wenige von den Tausenden, die Tasso's Kerker sahen, haben den edeln Unwillen des Briten getheilt? Die große Masse der Reisenden, welche das schöne Italien jährlich heimsucht — um in den Italienern das Gedächtniß an die Barbaren lebendig zu erhalten, die im Alterthum ihr Vaterland so oft überschwemmten — was denkt sie sich wohl anderes bei dem Anblick dieser Mauern, wenn sie sich überhaupt etwas denkt, als etwa: Glücklich, daß wir wenigstens keine Genies sind! Wer weiß, ob wir nicht auch zuletzt im Narrenhause unsere Laufbahn beschlossen hätten? wohin eigentlich dergleichen unruhige Köpfe, die sich in die Formen der gebildeten Gesellschaft nicht zu schicken wissen, insgesammt gehören.

Aber wie, hatte Byron auch Recht, als er sich so unbedingt auf die Seite des Dichters stellte, und den Fluch aussprach über den Fürsten, unter dessen Schutz sich doch zuerst sein poetisches Talent entwickelt hatte?

Wir schlagen die gleichzeitigen Geschichten von Ferrara auf. Von einer ganzen Reihe erwähnt nur die des Faustini der Gefangenschaft des Tasso, und diese giebt in der That einen sonderbaren Grund für dieselbe an: „Der Herzog Alfonso II. ließ ihn einsperren, um ihn von einer Fistel zu heilen, an der er litt."**) Der Marchese Manso della Villa, welcher der persönliche Freund Tasso's in seinen späten Lebensjahren war und seine Biographie schrieb, verbreitet — statt der Aufklärung, die man von ihm erwarten sollte — über diese Periode seines Lebens nur Dunkelheit und Verwirrung.

Die spätern italienischen Schriftsteller, welche Tasso's Gefängniß berühren, sprechen mit einer Vorsicht von demselben, die nicht selten lächerlich wird. So berichtet uns Muratori in seiner Geschichte des Hauses Este (Antichità estense Part. II. Cap. 13.) von einem geräumigen Gemach, das Alfonsos Gunst dem Dichter angewiesen habe, weil er ihn zu sehr liebte und achtete, um ihn von sich zu entfernen. Und Tiraboschi, in seiner italienischen Literaturgeschichte (tom. VII. p. III. p. 1213) erzählt: „Der Fürst habe geglaubt, daß bei dem aufgeregten Geisteszustande Tasso's nichts nützlicher für seine Ehre und sein Wohl seyn könne, als ihn, nicht gefangen, aber unter guter Aufsicht zu halten, — zugleich sorgte er, durch Heilmittel sein Gemüth und seine Phantasie zu beruhigen. Aber Alles, was Alfonso zum Vortheil Tasso's that, diente nur dazu, seinen Zustand immer mehr zu verschlimmern, — er glaubte sich im Gefängniß."

Ja wohl glaubte er sich im Gefängniß; und fürwahr der Irrthum war ihm zu verzeihen, da halb Italien sich in Bewegung setzen mußte, ehe seine Befreiung erhalten wurde. Aber freilich hatte er Unrecht; denn schwang nicht sein Geist, den der Tyrann in den Mauern seines Kerkers verschlossen zu haben meinte, auf den Schwingen göttlicher Lieder und Sonette in lichthelle Himmelsräume sich empor? und durchflog sein Ruhm nicht frei alle Länder von den Küsten, die das Mittelmeer umspühlt, bis zu den Gestaden, an welche die stürmischen Wogen der Nordsee schlagen?

Aus altadelichem Stamm entsprossen, von welchem ein Zweig aus dem heimatlichen Thale von Bergamo nach Deutschland verpflanzt zu fürstlichen Ehren erblühen sollte,*) von seinem edeln Vater Bernardo Tasso in frühester Jugend — in der großen Schule des Unglücks — zu allen Wissenschaften, die den Geist bilden, und den Sitten, die ihn veredeln, erzogen, hatte Torquato Tasso bereits als Jüngling neben dem zartesten Gefühl für Freundschaft, Liebe und alles Schöne jenen Stolz und Rechtsinn gezeigt, der, nur durch das Glück zu erweichen, durch die Schläge des Unglücks, wie Stahl durch die Schläge des Hammers, immer starrer, und gediegener verhärtet wird. Ein Heldengedicht, Rinaldo,

---

tig noch einmal auf dasselbe zurückkommen zu müssen, ist hinreichend zu wissen, daß der Verfasser uns allen Ernstes versichert, es gebe in Italien keine Wälder, und daß die Devise seines Pfeifenkopfes: Sic transit gloria mundi! ihm zum Motto für seine scharfsinnigen Bemerkungen über Rom dienen muß. Das Erstere giebt einen Maaßstab für seine Kenntniß des Landes, das zweite für den Geist, mit dem er die Geschichte desselben auffaßt. Daß sein Werk indeß eine bedeutende Menge von zusammengetragenen Notizen enthält, wollen wir, um nicht ungerecht zu seyn, nicht in Abrede stellen.

*) Byron's Childe Harold, str. 36.
And Tasso is their glory and their shame.
Hark to his strain! and then survey his cell!
And see how dearly earn'd Torquato fame,
And where Alfonso bade his poet dwell:
The miserable despot could not quell
The insulted mind he sought to quench and blend
With the surrounding maniacs — etc.

**) Siehe bei Tiraboschi, storia della letteratura italiana, ed. Venez. 1796. 4. tom. VII. part. III. pag. 1210.

*) Wenigen unserer Leser wird es bekannt seyn, daß das Haus der deutschen Fürsten von Thurn und Taxis ursprünglich eine Seitenlinie von den Grafen Tassi in Bergamo ist, von denen auch der große Torquato stammt; den diplomatischen Beweis davon giebt der Albero della Famiglia de' Tassi, die der Graf Gio. Jac. Tasso im Jahre 1718 zu Bergamo herausgab. Die älteste Erwähnung derselben ist aus dem 12ten Jahrh., wo sie sich zu Herren des Thales Cornello am Brembo bei Bergamo machten. Um das Ende des 13ten (1290) wird Amadeo de Tassi del Cornello genannt, dem die Sage die Erfindung der Posten zuschreibt. Sein Urenkel war Pario de Tassi, dessen jüngster Sohn Ruggiero am Hofe Friedrich des III. lebte und als der erste Stifter des Hauses Taxis in Deutschland betrachtet werden kann. Sein Sohn Francesco wurde von Maximilian I. mit dem Generalat aller Posten im deutschen Reiche belehnt, und da derselbe sich ohne Kinder fand, rief er drei seiner Neffen, Giambattista, Maffeo und Simone von Bergamo zu sich, denen er von Carl V. die Nationalisirung in allen Staaten der spanischen Monarchie und das erbliche Eigenthum der Posten in Flandern und Deutschland auswirkte, welches darauf von Giambattista, dem ältesten der Brüder auf Lionardo, seinen ältesten Sohn, und von diesem auf seine Nachkommen — das noch heut blühende Fürstengeschlecht der Ta-

auf der Universität zu Padova, in den dem Studium der Rechte entzogenen Stunden entworfen, hatte ihm noch vor seinem achtzehnten Jahre bei seinen Freunden den Namen eines Dichters, von seinem Vater die Erlaubniß, nach freier Neigung sich seinen Beruf zu erwählen, und von dem Legaten von Bologna, der die gesunkene Universität wieder in Aufnahme zu bringen wünschte, eine Einladung erworben, unter dem persönlichen Schutze desselben seine Studien in Bologna fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt)

Simon Bolivar.

(Journey from Buenos Ayres through the Provinces of Cordova etc. in the Years 1825—26. By Captain Andrews. London. 1827.)

Kapitän Andrews entwirft in seiner Reise durch die Minendistricte Südamerika's (über die wir noch eine besondere Beurtheilung liefern werden) von dem Libertador folgende Skizze: „Es war am 18. October 1826, daß ich Bolivar vorgestellt wurde. Auch mich ergriff in diesem Augenblicke das besondere Gefühl der Ehrfurcht und der Scheu, das die Gegenwart eines Mannes, der die Welt mit seinen Thaten füllte, stets einflößen muß; schnell verschwand es aber, als er mir offen entgegentrat und mir nach englischer Weise herzlich die Hand schüttelte. Ich überlasse es dem Historiker, seinem Character, wie er sich im Zusammenhange der Ereignisse darstellt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, während ich blos den Eindruck des Augenblickes ausspreche, wo er unbefangen, weder von innen noch von außen aufgeregt, vor mir stand.

Als Mensch hat er, nach meiner Ueberzeugung, mehr geleistet, als Washington. Er hat sein Vaterland befreit ohne fremde Hülfe und im Kampfe gegen jede mögliche Ungunst der Verhältnisse. Kein Frankreich bot ihm seine Waffen und sein Geld zur Unterstützung, keine Franklins, keine Henrys und Jeffersons standen ihm als rechte Hand zur Seite, noch die stolze und unbeugsame Tugend des neu-englischen Geschlechts. Rings umgab ihn nur Unwissenheit und die völligste Erfahrungslosigkeit in allen Angelegenheiten des Krieges und des Friedens; auf seinem Geiste allein lag das ganze Gewicht des Kampfes: er wagte ihn und siegte. Der unbeugsame Sinn, den er jedem Hindernisse entgegensetzt, so wie sein Talent als Feldherr ist eben so groß, als seine Kunst, neue Hülfsquellen für den Krieg zu eröffnen, und seinen Mitbürgern Vertrauen auf seine Gewandtheit und Achtung für seine Regierung, als für die eines Führers des Volkes, einzuflößen. Wie er den Parteigeist in Schranken hielt, Empörungsversuche vereitelte, und dadurch, daß er jeden Schilling seines eigenen Vermögens der Sache des Vaterlandes zum Opfer brachte, auch Andere bewog das Gleiche zu thun, ist ein Problem, das nur er lösen konnte. In dieser Hinsicht steht er unübertroffen da. Als Feldherr mag er in der Führung großer, besser ausgerüsteter Heere hinter andern zurückstehen; in jenen passiven Eigenschaften des Soldaten aber kommen ihm wenige oder keiner gleich. Hunger, Durst, versengende Hitze, die erstarrende Kälte des Gebirgs, Strapazen aller Art, ungeheure Märsche (von Caraccas bis Potosi, von dem Mittelpuncte der nördlichen Hälfte der heißen Zone bis zu der äußersten Grenze des Südens) in Wüsten und brennendem Sand — alles trug er und seine Gefährten mit einer Geduld und einer Ausdauer, welche kaum ihres gleichen in der Geschichte findet.

Man hat ihn ehrgeiziger Absichten, des Strebens nach absoluter Gewalt beschuldiget. Die Zeit allein kann hierüber entscheiden: bis jetzt gaben seine Handlungen kein Recht zu solcher Anklage, sondern bewiesen eher das Gegentheil.

Was sein Aeußeres betrifft, so ist er mager, nur etwa fünf Fuß, sieben Zoll (engl.) hoch; aber man sieht es der ganzen Gestalt an, daß sie eben so lebendig als ausdauernd ist. Seine Züge sind scharf bestimmt, die Nase gebogen, der Ausdruck fest, doch ohne besondern Geist zu verrathen. Im Allgemeinen trägt sein Gesicht die Spuren ausgestandener Beschwerden und sieht ziemlich abgelebt (care-worn) aus. Sein Blick ist durchdringend, ohne gerade verständig zu seyn. Selten jedoch faßt er einen Fremden gerade ins Auge; wenigstens war mir dieß bei der Audienz, mit der ich von ihm beehrt wurde, so auffallend, daß es meine Achtung für ihn etwas schwächte, welchen Eindruck wir wohl von jedem bekommen müssen, der unter einer Gesellschaft nicht offen entgegenblickt. Seine Stirne ist von so tiefen Furchen durchzogen, daß ein verdunkelter Mißmuth darauf zu herrschen scheint. Bei der Audienz, bei der er, wie gewöhnlich, saß, zeigte er durchaus nicht jenes leichte, gewandte Benehmen, das man sonst bei solchen Gelegenheiten bei Machthabern gewöhnt ist. Beständig fuhr er auf eine fast linkische Weise mit den Händen über die Kniee hin und her. Er sprach sehr rasch, aber monoton und so, daß man durchaus keine günstige Meinung von seiner Urbanität erhalten konnte. Bei allem dem darf man indessen nicht vergessen, daß die Manieren eines schroffen republikanischen Soldaten verschieden seyn müssen von denen eines Höflings der europäischen Schule, aus welcher selten Helden hervorgehen; ja es würde vielmehr befremdend seyn, wenn die Persönlichkeit Bolivars nicht den stürmischen, kriegerischen, überhaupt den eigenthümlichen Character der bunten Scenen seines Lebens an sich tragen sollte. Trotz dem, was ich über den scheinbaren Mangel eines ganz offenen Betragens bemerkte, war sein Händedruck der freie und herzliche eines Soldaten. In Geschäftssachen legt er gegen den Fremden jede Etikette ab, ist leicht zugänglich und rasch in der Entscheidung. Jeden Gegenstand, den man ihm vorträgt, ergreift er schnell, eilt dem Sprecher oft voraus, und kommt durch die ihm eigene klare Auffassung rasch zu dem gewünschten Schlusse. Dabei ist seine Gerechtigkeitsliebe so wie seine Liberalität gegen Personen, welche in der Sache der Unabhängigkeit Opfer gebracht haben, allgemein bekannt."

---

ris — überging. — Die erstgeborne Linie der Tassi blieb indeß in Bergamo, und Parios ältester Sohn, Pietro, war der gemeinschaftliche Ahn von dem Grafen Gio Jacopo, von welchen die Grafen Tassi in Bergamo stammen und von Bernardo Tasso, dem Vater Torquatos:

Paxio de Tassi.
- Pietro.
  - Agostino, Stammvater der Grafen Tassi in Bergamo.
  - Giovanni.
    - Gabriele.
      - Bernardo.
        - Torquato Tasso.
- Giovanni.
  - Giambattista.
    - Lionardo, Stammvater der Fürsten von Taxis.
  - Maffeo.
- Ruggero.
  - Francesco.
    - Simone.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen, politischen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 3. 3 Januar 1828.

Bemerkungen über die geographischen Entdeckungen und den Grad der Civilisation im innern Afrika.

Eine Rede von Jomard, gehalten in der Sitzung der vier Akademien des Königl. Instituts von Frankreich.

Zum ersten Male bringen europäische Beobachter in das Herz des innern Afrika und legen ihren Reisebericht der Welt vor. In den Ruhm als Entdecker theilen sich Major Dixon Denham, Kapitän Clapperton und Dr. Walter Oudney. Der letztere erliegt — ein Opfer seines brennenden Eifers für die Förderung der geographischen Kenntnisse. Schon den Pfeil des Todes in der Brust, trägt dieser Märtyrer der Wissenschaft kein Bedenken, sich bis auf 600 Stunden in das Innere des Kontinents zu vertiefen. Ohne Hoffnung der Wiederkehr — schon wogt ein Ocean von Sand zwischen ihm und seiner Heimath — eilt er noch immer vorwärts, ähnlich jenen Tapfern, die, im Anfang des Zusammentreffens tödtlich verwundet, sich fortschleppen mitten auf das Schlachtfeld, um im Schoße des Sieges zu sterben.*) Ohne Zweifel hätte sich, wäre die Welt weniger politisch zertheilt, die Theilnahme aller Edlen an einem in der Geschichte der Civilisation so ruhmvollen Ereignisse aussprechen müssen. Vielleicht datirt man eines Tages von dieser Epoche und wer weiß, ob nicht die Nachwelt auf der Liste der Entdeckungen, die die Gestalt der menschlichen Dinge verändert haben, das Jahr 1823 neben das Jahr 1492 setzt.

Zwei große Kontinente, bis jetzt einander fast unbekannt, sind im Begriff, sich die Hand zu reichen; der eine der erleuchtetste von allen, der andere, der lichtbedürftigste; dieser bis jetzt falsch beurtheilt nach den Menschen, die den Saum seiner Küsten bewohnen; jener belästigt durch eine übermäßige und unruhige Bevölkerung, und einen neuen Ausfluß für seinen Handel und seine Kunst-Erzeugnisse suchend. Glücklicher Weise trifft das materielle Bedürfniß Europa's zusammen mit der allgemeinen Erweiterung der Kenntnisse, mit der Leidenschaft für Entdeckungen, mit dem allmäligen Verschwinden der Vorurtheile rücksichtlich der Farben, endlich mit der Verbreitung des Geistes wahrer Menschenliebe, welcher aus dem Christenthume entspringt.

*) Zwei Stunden, ehe er vor Erschöpfung starb, ließ sich Walter Oudney auf sein Kameel binden, um die täglichen Untersuchungen und die Reise fortzusetzen.

Es gibt noch viele andere Länder als Sudan, von denen die Wissenschaft nichts als einige unbestimmte und zweifelhafte Namen kennt, die sie in ihren Registern nachführt; aber ich weiß nicht, welches eigenthümliche Interesse sich an die Entdeckung der innern Theile Afrika's anknüpft. Man hat oft wiederholt, die Alten hätten Afrika besser gekannt, als die Neuern — eine Behauptung, bei welcher, wie in vielen Fällen, Irrthum und Wahrheit neben einander liegen, welche aber Europa nicht zugeben will. Für Europa, das den Rest der Erde erforscht hat, ist dieß gewissermaßen ein Ehrenpunkt. Wie! Asien und Amerika konnte es in wenigen Jahrhunderten für sich nutzbar machen, und noch einen fünften Welttheil entdecken; das weit nähere Afrika allein widerstände allen Versuchen, trotzte seiner Wißbegierde? Umsonst vervielfältigen sich die Ausrüstungen, häufen sich die Opfer an der unwirthbaren Schwelle; man könnte sagen, ein furchtbarer Genius vertheidige den Eingang in das geheimnißvolle Land, und weise, wie der Drache vor den Gärten der Hesperiden, die mächtigsten Völker ungeachtet ihres Muthes und ihrer Standhaftigkeit zurück. Aber während voll Erwartung die Einen, voll Entwürfe die Andern sind, wird plötzlich der Schleier gelüftet — durch die Entdeckung eines Meeres voll süßen Wassers im Innern des Kontinents, durch die Ankunft der englischen Reisenden in Bornu und Mandara, durch ihren kühnen Marsch bis zu dem großen Flusse, der, wie man vermuthet, von Tombuktu kommt.

Die Kürze der Zeit erlaubt dem Redner der Akademie, die aus der Aufgabe entspringenden Fragen, die er so gern erschöpfen möchte, nur leicht zu berühren: nämlich den Fortgang der Entdeckungen, den Grad der Civilisation der Völker des innern Afrika und den physikalischen Zustand des Landes. Man kann indessen in der Denkschrift, wovon gegenwärtige Betrachtungen ein Auszug sind, weitere Entwickelungen finden. Die mächtigste Scheidewand zwischen diesen Völkern und Europa ist nicht die Entfernung, nicht das Klima, selbst nicht diese glühende Wüste, welche man in nicht weniger als 100 Tagen erst zurücklegt: das unübersteigliche Hinderniß, das seit zwei Jahrhunderten die Schritte der Europäer hemmt, ist der Golddurst. Ueberzeugt, daß man nur das Gold Afrika's sucht, führen jene wilden Wächter Sudan's die Reisenden irre, und locken sie in die Fallen, die sie ihnen legen.

Schon längst wäre man über Marokko nach Tombuktu gelangt, wenn nicht die Mauren und Juden, die Herren

des Handels auf dieser Seite von Afrika, alles aufböten, um es zu verhindern. Ein trauriger Fall von ganz neuem Datum beurkundet den tückischen und verstockten Haß dieser furchtbaren Menschen. Eine zweite Linie von Tripoli nach Tombuktu*) ist zwar von den Mauren mehr entfernt, aber doch noch unter ihrem Einfluß; der Major Gordon Laing hat sie nicht ohne Gefahr bereist. Die dritte und längste, von Tripoli nach Bornu, hat der unglückliche Ritchie und sein Reisegefährte eingeschlagen, es gelang ihnen aber nicht, über Fezzan hinaus zu kommen. Den drei im Eingang genannten Reisenden war es vorbehalten, diese große Aufgabe in ihrem ganzen Umfange zu lösen. Nach einer Reise von 120 Tagen langten sie an den Grenzen der Niederung von Sudan an.

Schon zur Zeit des französischen Feldzuges in Aegypten hatte Friedrich Hornemann Morzuk einen Punkt auf derselben Linie erreicht. Er kam von dem Lande her, das bei seiner Lage auf der Grenze beider Kontinente gleichfalls Gelegenheit darbietet, in's Innere einzudringen, so wie es seit undenklichen Zeiten die Erzeugnisse des Bodens und des Kunstfleißes der Völker des Nilthals gegen das Gold und Elfenbein Sudan's austauscht, aus Aegypten, der ersten Quelle der Kenntnisse, welche Griechen und Römer über das innere Afrika besaßen, aus diesem Aegypten, welches, um das Joch seiner Barbarei abzuschütteln, Frankreich um die Wohlthat der Civilisation fleht, und seine dankbaren Söhne sendet, damit ihnen hier die Weihe der Wissenschaften und der Künste des Friedens werde.

Das Haupt der Armee des Orients und das Institut von Aegypten erkannten den Vortheil ihrer Lage für geographische Entdeckungen; wenn es das Schicksal der Waffen gewollt, so hätte Frankreich zuerst auf diesem Wege die wahren Quellen des Nils entdeckt; Franzosen wären zuerst zu dem großen innern See gedrungen, und das Problem des Laufes der innern Ströme wäre gelöst gewesen. Gleichwohl versagte die französische Armee Hornemann, dem Abgesandten Englands, Schutz und Hülfe nicht. Die Erfolge Brown's in Därfur hatten schon gezeigt, was man auf dem ägyptischen Wege zu erwarten hatte, und was ein einzelner Reisender, wenn er große Charakterstärke besitzt, leisten kann. Andere Forscher folgten den Spuren ihrer Vorgänger, und giengen wie sie zu Grunde, als Opfer des Entdeckungseifers. Aber ihre Mühe und ihr Beispiel ging nicht verloren: so dienen die Klippen, woran ein Seefahrer gescheitert ist, einem folgenden zur Warnung; so dienen die traurigen halbvergrabenen Karavanenreste dem Reisenden zu Wegweisern durch die Sandwüste.

*) Dieser Weg ist in einem Reise-Journale von 81 Tagen beschrieben, dessen Kenntniß man dem französischen Consul in Tanger, Delaporte, verdankt.

(Fortsetzung folgt.)

Mémoires de Madame de Campestre etc. — *Mémoires d'une Contemporaine etc.* — Johannes Wit, genannt Döring. Fragmente rc.

(Fortsetzung)

Frau von Campestre sagt von sich selbst: „Ich habe mehr Einbildungskraft als Vernunft: seit meiner frühesten Jugend war ich mir selbst überlassen und fand nie einen Mentor. Ohne Führer und ohne Kompaß in die Welt geworfen, war es mir schwer durch ihre Gefahren mich hindurch zu winden. Die Gesellschaft ist voll von Intriguen, und zum Unglück sind die Intriganten geistreich, fein, und geschickte Verführer zutraulicher Menschen. Ich suchte wahre Freunde, und wurde fast immer betrogen." — Sie schreibt jetzt aus dem Gefängnisse, in welches die Pariser Zuchtpolizei sie, das Verbrechen der Gaunerei (escroquerie) zu büßen, verurtheilt hat. Ihre Unschuld zu beweisen, gibt sie Denkwürdigkeiten heraus und läßt, als Anhang, die Vertheidigungsschrift ihres Advokaten, Herrn Moret, abdrucken; — letztere ist, beiläufig gesagt, ein Muster zugleich bitterer und urbaner Satire gegen die Sitten vornehmer Welt. — Soweit nach diesen Memoiren und nach dem Plädoyer geurtheilt werden kann, scheint in der That die Dame von dem Tribunal zu hart behandelt zu seyn. Die Unerfahrenheit einer jungen, schönen, frühzeitig sich selbst oder dem Zufalle überlassenen Frau, stürzte sie in den Strudel einer Gesellschaft, die unter den äußern Formen der guten, wenigstens der vornehmen Erziehung, die ganze Gemeinheit des Pöbels im Reiche der Sittlichkeit zu vereinigen gewohnt war. Man wird geneigt die Dame zu entschuldigen, wenn sie in diesem Strome des Verderbnisses sich nicht schwimmend zu erhalten wußte. Ueberall wenigstens, wo sie tadelnswürdig erscheint, bieten sich Milderungsgründe der Strafbarkeit dar. Es ist wahr, sie ließ sich bisweilen in Spionen-Intriguen verwickeln; diese waren aber zum Vortheil der Legitimität angelegt, und Andere wurden für ähnliche Großthaten mit Würden und Ehrenzeichen überhäuft. Es ist wahr, die Dame empfing Geld, wenn durch Betriebsamkeit und Bekanntschaft ihr gelang, die Einwilligung der Minister bei Stellenbesetzungen, Liquidationen, Unternehmungen rc. zu erhalten; aber dieses Geld wurde größtentheils von Mitgliedern der hohen und höchsten Gesellschaft eingestrichen, welche sich der Frau von Campestre als Unterhändlerin bedient hatten, — und keineswegs gestraft wurden. — Es ist wahr, sie gewann im Börsenspiel große Summen dadurch, daß sie gewisse diplomatische Geheimnisse früher erfuhr, als die gemeinen Börsenspieler; aber diese Geheimnisse wurden ihr von Ministern oder andern Staatsbeamten, vorzüglich von einem edlen Herzog mitgetheilt, und sie mußte den Gewinn mit den Herren abrechnen. So geht aus dem Ganzen hervor, was auch ihr Anwald auf das Lichtvollste nachgewiesen hat, daß sie mehr ein Werkzeug in höhern Händen war, als durch Spontaneität sich dem Bösen verkauft hatte. Und doch traf nur sie die Strenge der Gerichte.

Frau von Campestre besaß eine wundersame Leidenschaft, andere Menschen zu verbinden; sie konnte keinem auch nur

scheinbar Unglücklichen etwas abschlagen; ihr Herz und ihre Börse standen jedem Leidenden offen. Dabei aber wurde sie nicht selten die Beute kühner Intriganten und verbrämter Gauner. Ihre Schönheit, ihr Rang in der Gesellschaft, — sie war die Tochter eines alten Generallieutenants des Königs, — ihr feiner höchst gebildeter Verstand und eine unglaubliche fast instinktartige Gewandtheit in Intriguen, wobei sie sich zuerst selbst und dann Andere desto leichter täuschte, — alle diese Eigenschaften machten es begreiflich, daß sie eine Rolle in einer Welt spielen konnte, wo der schamloseste Handel mit Stellen und Begünstigungen getrieben wurde, wo in jedem Ministerium und selbst am Hofe Leute zu finden waren, die ihre Protektion feil boten. Gewiß, sie hätte hier auf einen andern Platz, als den ihr der Kerker bot, Anspruch machen können. Herr Moret citirt mit bitterm Spotte eine, auch von dem Generaladvokaten vor dem öffentlichen Gericht angeführte, Stelle aus dem Briefe eines vornehmen Anbeters der Frau von Campestre, wo es heißt: „Es ist Schade, daß Sie kein Mann sind; mit den Ihnen eigenen Talenten hätten Sie heutiges Tages — Minister werden können." — Das Geld, das sie und andere Damen, die gleiche Geschäfte trieben, von den Suchenden erhielten, machte es immer leicht, Herren zu finden, welche die Gefälligkeit für eine schöne Frau mit der Bestechlichkeit verbanden und die Bewilligung der Gesuche zu bewirken wußten. Wie in dieser Beziehung die Moralität der Staatsbeamten beschaffen war, erhellet unter Anderem daraus, daß einer derselben als ganz besonders ehrlich gerühmt wurde, weil er das für versprochene Protektion empfangene Geld wieder zurückgab, falls er die Gewährung des Gesuchs nicht ausmitteln konnte. — Weniger ehrlich war ein reicher Großer, der gern Pär werden wollte, und sich deßhalb an akkreditirte Damen wendete, mit dem Versprechen 100,000 Franken zu zahlen, wenn ihm die Würde zu Theil würde. Das Geld wurde einstweilen bei einem Notär deponirt, um nach einer gewissen Zeit, sobald der Herr zum Pär erhoben seyn würde, von den weiblichen Agenten in Empfang genommen zu werden. Das Unternehmen gelang mit Hülfe eines Herzogs, eines Ministers und dergleichen Leuten, die mit den Damen im Bunde waren. Jetzt aber behauptete der neugebackene Pär, die Würde seinen Verdiensten und nicht den Intriguen der Frauen zu verdanken; er wußte das deponirte Geld wieder an sich zu ziehen, und freute sich, die Schönen geprellt zu haben. Der Ehrenmann ist bis zur Stunde Pär von Frankreich. An solchen Geschichten ist das Buch reich. Man lese diese Memoiren, und man wird erschrecken über die Verderbtheit, die in Paris nach der Restauration in den glänzendsten Zirkeln herrschend wurde; man möchte glauben, es sey eine Wiedergeburt der Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans. Daher erscheint Frau von Campestre bei allen ihren Intriguen wie ein unschuldiges Kind, im Vergleich zu größern Gaunern, die auf hohen Stellen eine sichere Zuflucht fanden, als ihr Werkzeug der Zuchtpolizei in die Hände fiel. Wer die angeblich große Welt von ihrer miserabelsten Seite kennen lernen will, der studire diese Denkwürdigkeiten; wir sagen studire, denn es ist, besonders für den deutschen Leser, keine leichte Arbeit, die gewöhnlich nur mit Anfangsbuchstaben bezeichneten Namen der handelnden Personen zu errathen. Doch ist dieß unerläßlich, um die ganze Bedeutung der erzählten Thatsachen zu würdigen. In der Vertheidigungsschrift des Hrn. Moret sind diese Namen größtentheils unverkürzt angegeben; daher wir dem Leser rathen, besonders beim zweiten Bande den Anhang zuerst zu lesen, und sich die glänzenden Namen eigens zu merken. Dann wird er erfahren, welchen Antheil der Herr Graf du Cayla und seine berühmte Schwiegertochter (Ludwigs XVIII Freundin, deren Freund wiederum Hr. Sosthene de la Rochefaucoult war,) welchen Antheil der Herzog von Duras, der Marschal Lauriston, Hr. von Villele, dessen anfängliche Alliirte, eine zur Marquise aus dem Stegreif erhobene drollige Apothekersfrau, und viele andere memorable Personen an den von Frau von Campestre erzählten Geschichten hatten. Es ist ein Blick, den man bei der großen Oper des Hof- und Staatslebens hinter die Coulissen wirft, und man entdeckt die Kehrseite der bewunderten hohen Gesellschaft. — Eine interessante Episode bildet die Unglücksgeschichte des Herrn de Luigny, (ehemaligen ersten Kammerdieners des Grafen von Artois,) welcher zur Zeit der Republik und des Kaiserreichs seinem abwesenden Herrn stets gute Dienste in Frankreich leistete, bei der Restauration wieder bei ihm angestellt und von ihm geliebt, durch Höflinge aber, welche vielleicht die Nähe eines ehrlichen Mannes fürchteten, angeschwärzt, und ungehört in die Verbannung geschickt wurde. Alle Versuche, seinem Gebieter sich wieder zu nähern und dessen Mitleid anzurufen, waren vergebens. Der Unglückliche starb im Elende und in der Verzweiflung, — nur von der gutmüthigen Theilnahme der Frau von Campestre getröstet. Gewiß man kann aus dem Buche viel lernen. (Fortsetzung folgt.)

Tasso in Ferrara.

(Fortsetzung.)

Während der Zeit, die Tasso in Bologna zubrachte, ereignete sich ein Vorfall, der an sich unbedeutend, dennoch für ihn gleichsam ein Vorbote der Schicksale war, die ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgen sollten. Es waren gegen mehrere namhafte Personen der Stadt Schmähgedichte in Umlauf, ohne daß dadurch ein Einschreiten gegen die Verfasser derselben veranlaßt worden wäre. Eines Tages beging auch Tasso die Unvorsichtigkeit, in einer Gesellschaft von Freunden ein Fragment aus einem dieser Gedichte zu recitiren. Zwar war er selbst in demselben nicht verschont; aber man hatte es von keinem Andern bisher erwähnen gehört; Tasso war als Dichter bekannt, und dieß schien genug, ihn für den Verfasser dieses Pasquills zu erklären. Die Beleidigten, die zu den ersten Personen von Bologna gehörten, machten eine Klage gegen ihn anhängig, und es wurde sogleich der Befehl gegeben, sich seiner Person und Papiere zu bemächtigen. Zufällig war er selbst abwesend, als die Sbirren seine Wohnung erbrachen und seine Schriften in Beschlag nahmen. Aus diesen ging seine Unschuld klar ge-

nung hervor, da sich nicht die geringste Andeutung einer Satire unter denselben befand. Tasso, der daher für seine Freiheit nichts zu befürchten hatte, wurde indeß durch das tumultuarische Verfahren, welches man gegen ihn beobachtet hatte, so entrüstet, daß er Bologna verließ und von Castelvetro aus, wohin er sich zurückzog — einer Besitzung seiner väterlichen Freunde der Herren von Rangoni — einen Brief voll der bittersten Vorwürfe an den Vicelegaten von Bologna, seinen bisherigen Gönner, richtete: „Ich wünschte zu wissen," sagt er darin unter anderem, „von welchen Gesetzen man diese Art Gerechtigkeit entnimmt, von welchen Doktoren sie gelehrt, von welchen Richtern angewandt, in welchen Landen geübt wird? — Mir scheint es doch, daß, wenn man gegen Andere Rücksichten nimmt, man dieselben Rücksichten auch gegen mich beobachten müsse, da ich Edelmann bin und einige Eigenschaften besitze, die vielleicht nicht völlig verachtet zu werden verdienen, und überdieß unter dem Schutz Sr. Excellenz, des Herzogs von Urbino, stehe; wovon das eine mich meinen Verfolgern gleichstellt, so daß man weniger ihr Verlangen und ihre ungezähmte Wuth, als meine Unschuld hätte berücksichtigen sollen, während die beiden andern Umstände, oder vielmehr der letzte allein von solchem Gewicht ist, daß selbst, wenn ich schuldig gewesen wäre, (was sich indessen niemals finden wird), entweder gar nicht, oder doch mit mehr Mäßigung gegen mich hätte verfahren werden sollen." *)

Sonderbar ist es, daß dieser Vorfall, wie er zuerst jene Reizbarkeit des Rechtsgefühles zeigt, welche wir als die wahre Quelle aller der traurigen Schicksale betrachten müssen, die Tasso bevorstanden, zugleich die erste Gelegenheit zur Anknüpfung jenes Verhältnisses zu dem Hause Este darbot, welches der Mittelpunkt werden sollte, um den die ganze Zukunft des Dichters sich bewegte. Auf einer Ferienreise von Padova, wohin er zurückgekehrt war, zu seinem Vater nach Mantova, wurde er in Ferrara von dem Grafen Fulvio Rangoni bei Hofe vorgestellt und erhielt das Versprechen, daß in Kurzem von demselben für ihn gesorgt werden sollte. Dieser Zusage folgte in wenigen Monaten die Einladung, in das Gefolge des Kardinals Luigi da Este zu treten, dem er auf den Wunsch seines Vaters seinen Rinaldo gewidmet hatte.

Am 31 October 1565 kam Tasso, ein einundzwanzigjähriger Jüngling, in Ferrara an. Die breiten symmetrischen Straßen, welche jetzt, einem verlassenen Zauberpalaste in den Wüsten des Orients gleich — als ob der Fluch des rächenden Schicksals auf sie gefallen wäre — verödet da liegen, schienen ein unermeßliches, gedrängtes, glänzendes Theater durch die Zurüstungen zum festlichen Empfange — nicht Tasso's, sondern der Erzherzogin Barbara von Oesterreich, mit welcher der ältere Bruder des Kardinals, der Herzog Alfonso II, sich zu vermählen im Begriff stand. Die Hoffnungen, die der feurige Jüngling in dem glühenden, träumenden Herzen trug, gingen schneller in Erfüllung, als seine kühnste Erwartung es hätte ahnen dürfen. Aber die Hofgunst, in deren Schwüle so manches schöne Talent verwelkte, schien das seinige, durch den Talisman des Genius geschützt, nur früher zur Reife zu bringen.

*) S. Serassi, Vita di Tasso, pag. 116.

Das ist das wahre Geheimniß der Dichterbrust, was — so oft es auch der Sänger ausschwatzt — doch nie von der kalten Menschenmenge gefaßt werden wird, und daher auch verrathen stets sicher genug verwahrt bleibt: die dunkeln Erscheinungen der Welt, die nach Platon's schöner Allegorie nur die Schatten sind, welche Geister auf die Erde werfen, verwandeln dem Dichter sich in jene durchsichtigen himmlischen Körper, deren ätherische Form in ungetrübter Klarheit die göttliche Idee darstellt, welche die Seele derselben ist.

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erscheint,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu Nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er scheint sich uns zu nah'n und bleibt uns ferne;
Er scheint uns anzuseh'n und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen.

Dieß schöne Wort, das Göthe über den Dichter spricht, erklärt uns die Stellung, in der dieser nothwendig sich in Ferrara befinden mußte. Wunderbar bleibt es nur, daß Göthe, nachdem er die Auflösung des Räthsels gefunden hatte, dennoch dasselbe — sey es uns erlaubt, unsere Ansicht der Meinung des hochgeehrten Dichtergreises gegenüberzustellen — auf eine Weise gedeutet hat, welche wir für irrig halten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Das französische Publikum nimmt fortwährend Antheil an den täglich sich häufenden historischen Denkwürdigkeiten über Napoleon und seine Zeit. Diese Aufmerksamkeit auf den großen Mann wird nun auch von den Schöngeistern benutzt, so daß sie die Helden ihrer Romane natürlich oder gezwungen mit Napoleon in Verbindung zu setzen wissen. Durch solche Spekulation ist es dem Verfasser des Romans: le Colonel Duvar, fils naturel de Napoléon gelungen, dem Werke seiner Einbildungskraft viele Leser zu gewinnen. Leute, die zu den berühmten gobe-mouches gehören, auch einige liberale Pariser-Zeitungen haben sogar geglaubt, es möchte dieser Dichtung eine historische Wahrheit zum Grunde liegen.

Ein Negersklave in Louisiana, der gestohlenes Gut gekauft hatte, wurde als Dieb vor Gericht geführt, und den Gesetzen gemäß zu Peitschenhieben verurtheilt. Als er sich beschwerte, daß ihm Unrecht geschehe, da er ja nicht selbst gestohlen, sondern nur das von Andern Gestohlene gekauft habe, bedeutete ihn der Richter, daß dieß einerlei sey und auf dieselbe Art bestraft werde. Aber, Massa, *) sagte er, werden denn auch die weißen Menschen gepeitscht, wenn sie gestohlenes Gut gekauft haben?

Gewiß, antwortete der Richter.

Ei, rief der Sklave voller Freuden aus, dann lasset nur gleich meinen Herrn peitschen; denn er hat mich gekauft, obgleich er wußte, daß ich aus meinem Vaterlande gestohlen war.

Der arme Neger hatte vielleicht nicht ganz Unrecht.

*) Massa, Herr in dem Jargon der Negersklaven.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen, politischen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 4. 4. Januar 1828.

Bemerkungen über die geographischen Entdeckungen und den Grad der Civilisation im innern Afrika.

(Fortsetzung.)

Von allen Unternehmungen in das innere Afrika, die einem Brown, Hornemann, Park, Burkhard, Ritchie, Rouzée, Bowdich, Beaufort und vielen Andern*) das Leben gekostet haben, war keine kühner und folglich auch glücklicher, als die des Majors Denham und seiner Gefährten, indem sie in gerader Linie — von einem Ende zum andern — beinahe das ganze nördliche Afrika**) und die unermeßliche Sandwüste, vor welcher schon der Gedanke sich entsetzt, voll Zuversicht, in europäischer Tracht, ohne irgend eine Verkleidung, durchpilgerten. Die auf diesem merkwürdigen Zuge verfolgte Richtung verdient um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als sie an zwei andere Reisen vor mehr als 17 Jahrhunderten erinnert, deren Kenntniß wir dem berühmten tyrischen Geographen Marinus verdanken. Der Astronom Ptolemäus hat uns diese Nachrichten in seinem großen Werke erhalten; es sind die Züge des Julius Maternus und Septimius Flaccus in's Innere von Aethiopien. Wir können hier, wo wir blos Resultate geben sollen, von unsern zur Vergleichung dieser Reisen angestellten Untersuchungen nur flüchtige Umrisse entwerfen.

Nach dem Zeugnisse des Tyriers Marinus, das in 4 Kapiteln der Prolegomenen des Ptolemäus aufbewahrt ist, brauchte Septimius Flaccus drei Monate, um sich von Garama zu den obern Aethiopiern zu begeben, indem er immer gegen Süden zog; Julius Maternus vier Monate, um von Leptis Magna gleichfalls südwärts das Agisymbaland der Aethiopier zu erreichen. Er sah daselbst Rhinozeros- und Elephantenheerden und ganz schwarze Menschen. Flaccus und Maternus berechneten jeden Tag die zurückgelegten Stadien, um die Lage der Orte zu bestimmen, wo man Wasser fand. Zwischen Leptis und Garama waren es 30 Tagereisen. Julius Maternus machte die Reise mit dem Könige der Garamanten bei einem Einfalle desselben in Aethiopien.

Alle diese Daten sind in Uebereinstimmung mit den letzten Forschungen. Major Denham berichtet, daß er am 16 Sept. 1822 aus den Umgebungen von Tripoli abreiste, und am 17 Febr. 1823 über Kuka am Strand des großen Sees in Bornu mit der Karavane und einer bewaffneten Truppe anlangte. Von diesen 155 Tagen gehen die 29 Tage des Aufenthalts in Morzuk und noch 9 Tage auf andern Punkten der Reise ab; der wirkliche Weg beträgt 107 Tage. Von Kuka bis zu den Grenzen von Mandara ist es noch ein Raum von 18 Tagereisen, den Denham durchwanderte. Seine Richtung war immer südwärts.

Man sieht, diese Reise ist von der des Julius Maternus wenig verschieden. Denn von Leptis Magna, wo der Römer ausging, brauchte er, immer südlich ziehend, vier Monate bis an den Ort seiner Bestimmung. Jedermann weiß, daß Lebida, d. h. die große Leptis, vier Tagreisen östlich von Tripoli liegt; so würden ungefähr hundert ein und zwanzig Tagreisen übrig bleiben, wenn die Engländer von diesem Punkt ausgehen sollten.

Seinerseits brauchte Septimius Flaccus vom Land der Garamanten zu den obern Aethiopiern gleichfalls in südlicher Richtung drey Monate; die Zahl von neunzig Tagen wird bestätigt durch die Entfernung von Leptis und Garama, welche dreyßig Tage beträgt. Gherma, vier Tage nördlich von Morzuk, liegt in der Gegend der alten Stadt der nördlichen Garamanten, und die Engländer brauchten ein und neunzig Tage, um von der Höhe von Gherma*) zu den Gebirgen von Mandara zu gelangen. Die schwarzen Menschen, die zahlreichen Heerden von Elephanten, welche Julius Maternus in der Gegend von Agisymba erblickte, waren dasselbe Schauspiel, das die neuen Reisenden an den Ufern des Tschad und bei ihrem weitern Vorrücken gegen Süden erwartete.

Endlich bietet sich noch eine Aehnlichkeit dar, die nicht weniger bedeutend ist wegen der Schlüße, die sich daraus ziehen lassen. Der Zug des Königs der Garamanten gegen die oberen Aethiopier ist ein Seitenstück zu dem des Scheiks von Bornu 1823 mit den Arabern von Tripoli und den Mandaranen gegen die Fellätas: so heißen die obern oder Gebirgs-Aethiopier. Wie der englische Major den gegen die Fellätas ausgebrochenen Krieg benutzte, um seine Entdeckungen so weit als möglich gegen Süden zu verfolgen, indem er sich an die Truppen von Bornu anschloß: so war der römische General mit dem König der

*) Von noch Lebenden sind zu erwähnen: Fr. Caillaud, der auf der Linie zwischen Bruce und Brown am weitesten gegen Süden vordrang. Ed. Rupell 2c.

**) Zuletzt waren sie in gleicher Entfernung vom grünen Vorgebirge und vom Cap Guardafui, kaum 60 Stunden von Calabar.

*) Dr. Oudney fand hier römische Ruinen und Inschriften mit Charakteren, die man nicht mehr lesen kann; dieselbe Schrift fand er auch in Felsen eingegraben. Höchst merkwürdig sind die barbarischen Basreliefs auf dem Monument von Ghirza: sie stellen Kamele dar, die einen Wagen führen.

4

Garamanten gegen die oberen Aethiopier gezogen. Marinus von Tyrus, oder vielmehr Ptolemäus hat uns nicht erzählt, ob die Barbaren die garamantische Armee, wie die Fellatas die Truppen von Bornu, Mandara und Tripoli in die Flucht schlugen; und ob Maternus eben so mißhandelt wurde, wie der unerschrockene Denham. Wie dem auch seyn mag, es wäre schwer, sich die überraschende Aehnlichkeit aller dieser Umstände, der Oertlichkeiten, der Menschen, der Zahl der Tagreisen, der Richtung der Wege abzuleugnen: derselbe Punct der Abreise, dieselbe Entfernung, dieselbe Richtung, natürlich also auch dasselbe Ziel der Reise! Sollte nicht hieraus die Folgerung sich ergeben, daß der Weg vom Mittelmeer südlich bis zum 10° nördl. Breite im höchsten Alterthum bekannt war, und die barbarische Gewohnheit, gegen die Aethiopier auf die Jagd zu gehen, damals wie jetzt bestand?

Indem ich mich der ehrenvollen Pflicht entledige, welche mir die Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften auflegt, bedaure ich, statt der genauen Berechnungen, welche eine vergleichende Geographie des innern Afrika geben sollte, nur einen mangelhaften Abriß vorlegen zu können. Wenn es die Zeit erlaubte, so hätte ich eine Uebersicht alles dessen versucht, was die Wissenschaft dem durchdringenden Geiste d'Anvilles verdankt, was in unsern Tagen der Patriarch der Geographie, der d'Anville Englands, dessen bald bevorstehenden Verlust für die Wissenschaft wir befürchten, was die wichtigen Arbeiten französischer und deutscher Gelehrten*) geleistet haben. Ich hätte gezeigt, wie weit durch die Untersuchungen des einsichtsvollen, des bedauernswerthen Burkhardt, wie weit durch jene des unglücklichen Ritchie und seines Gefährten, schon vor der neuen Entdeckung, dieser Gegenstand aufgeklärt worden. Ich hätte mich über die Probleme verbreitet, die jetzt noch zu lösen sind, über die Ungewißheit, welche jetzt noch rücksichtlich der, östlich von dem großen See, südlich und westlich von Dárfur gelegenen Landschaften, herrscht; über die großen äthiopischen Alpen, wovon das Mondsgebirg ein bloßer Ast ist, die im Süden 30 bis 40 Tagreisen weit sich erstrecken, und ihre Wasser durch den Nil ins Mittelmeer, durch mehrere große Flüße in den indischen Ocean ergießen; endlich, um bei dem innern Afrika stehen zu bleiben, über die Verbindung der Gewässer, welche Sego, Tombuktu, Yuri und Nifu befeuchten: — verwickelte Aufgaben für den Forschungsgeist des kommenden Geschlechts, das ihre Lösung, da sie einen so ungeheuren Raum, und so schwer zu bereisende Gegenden umfassen, vielleicht kaum in einem halben Jahrhundert zu Stande bringt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ritter, Mannert, Berghaus, Reichard ꝛc.

Mémoires de Madame de Campestre etc. — Mémoires d'une Contemporaine etc. — **Johannes Wit, genannt von Döring. Fragmente ꝛc.**

(Fortsetzung.)

Die zweite Schrift: Mémoires d'une Contemporaine erzählt in vier Bänden unzählige Liebesgeschichten mit hohen Militärpersonen und andern Männern, die zu den ausgezeichnetsten gehören, aus der Periode von der Revolution bis zur Rückkehr der Bourbons. Damit ist jedoch das Werk nicht geschlossen, indem noch zwei Bände angekündigt sind, in denen wir wahrscheinlich erfahren werden, wie diese Dame die beaux restes ihres Herzens an Helden der Restauration verschenkt. Irren wir nicht, so ist das Ganze mehr oder minder ein Roman, dessen Grund wahrscheinlich von einer sentimentalen Courtisane angelegt, und von einem geschickten Redacteur (der zu der Partei der Republikaner zu gehören scheint), in seine jetzige Gestalt gebracht wurde. Wir müssen dabei bekennen, daß man von der Lectüre dieser Memoiren, wenn man sich einmal darauf eingelassen, fast wider Willen angezogen wird, und mit einer Art Spannung sich alle diese Liebesgeschichten gefallen läßt. Offenbar ist jedoch das Buch auf die Liebhaberei frivoler Leser an scandalösen Geschichten berechnet, eine Liebhaberei, die sich im Gefolge der zurückgeführten guten alten Zeit wieder blicken läßt. Wahrscheinlich aus Achtung aber für die neue Zeit tritt hier die Frivolität mit einer Anständigkeit auf, die dem Leser fast vergessen macht, daß von sittenlosen Dingen die Rede sey. Außerdem ist auf eine andere Neigung der Zeit: die geheime Geschichte der historischen Personen, aus der Periode der Revolution und des Kaiserreiches, kennen zu lernen — Rücksicht genommen. Durch diese beiden künstlich und geistreich verwebten Reizmittel wurde vielleicht nichts beabsichtet, als dem Buche viele Leser zu gewinnen. Und diese Speculation scheint gelungen zu seyn; denn das Buch hat in wenig Wochen eine zweite Auflage erlebt. Der Erfolg ist begreiflich: die Gewandtheit des Schriftstellers weiß die Aufmerksamkeit zu spannen, wenn schon die Natur des Stoffes ihm nicht erlaubt, die Neugierde zu befriedigen, welche mit dem geheimen Innern der geschilderten Personen bekannt zu werden wünscht.

Die Dame (wie sie sagt, Tochter eines ungarischen (?) Magnaten, des Grafen Tolstoi (?) und einer Holländerinn von adelicher Familie, in Italien erzogen), zeigte frühzeitig ein ganz eigenthümliches Genie für verliebte Abenteuer, so daß sie sich bereits in ihrem zwölften Jahre von einem Ehrenmanne, der sie heirathete, entführen ließ. Sie hätte mit diesem achtungswürdigen Gatten sehr glücklich leben können; das angeborne Genie aber machte ihr bald die Ruhe verhaßt; daher sie ihrem Manne entlief, und nach Paris ging, wo nun das fessellose, lustig-traurige Leben begann, das sie mit coquetter Offenherzigkeit ausführlich beschreibt. — Sie wurde die Geliebte Moreau's, dem sie nach Italien folgte, wo sie als seine Gattin galt, und als solche eine der schönsten Zierden der glänzenden Gesellschaft wurde. An Treue gegen den Geliebten war jedoch nicht zu denken. Ihre Phantasie spiegelte ihr den Marschal Ney als einen der größten Helden vor; — sie hatte nun einmal eine Schwäche für Helden. Um Ney aufzusuchen, ging sie nach Paris. Ein unsittlicher, schlauer Mensch entdeckte ihre romantische Leidenschaft, und bemächtigte sich des Vertrauens der Dame; — er verleitete sie, dem General Moreau eine Schwangerschaft vorzuspiegeln, um Geld von ihm für ein untergeschobenes Kind zu erhalten. Dieser Mensch wird in dem Roman als

der böse Genius der Schönen geschildert. Seit der Bekanntschaft mit ihm, die sehr vertraut wurde, sank die bisherige gutmüthig tolle Schwärmerin immer tiefer, wenn sie schon nachher wie vorher sehr vornehme Leute an ihren befleckten Triumphwagen zu fesseln wußte. — Ney, Fouché, Regnault Saint Jean d'Angely, Talleyrand und viele Andere hatten sich ihrer Gunst zu rühmen. — Als Probe mag hier Einiges aus dem Kapitel über Talleyrand angeführt werden. „Wenn er aufrecht steht," heißt es von diesem berühmten Minister, „so kann man seine guten Eigenschaften nur mit Beschränkung anerkennen; wenn er aber sitzt, und wenn man ihn sprechen hört, muß man ihn ohne Rückhalt loben. Hr. von Talleyrand ist ein Mann, den man auf dem Kanapee beurtheilen muß. — Es ist sehr möglich, daß die Meinung, die er von meinem Verstande zu haben schien, in mir den Zauber des seinigen noch erhöhte. Wahr ist, daß ich nie zum Minister ging, ohne wenigstens zwei Stunden bei ihm zuzubringen. — Meine Haare besonders erregten die anmuthsvolle Aufmerksamkeit des Hrn. von Talleyrand, und dienten ihm eines Tages zu einer seltsamen Arbeit. Seine Finger hatten die blonden Flechten so sehr bewundert, daß er sie gänzlich in Unordnung brachte. Niemand wird jedoch errathen, wie er die Ordnung wieder herstellte. Die Hand, welche Frankreichs Friedensschlüsse unterzeichnete, wollte selbst den eigensinnigen Unwillen, den ich über die Verwirrung meiner Haare empfand, besänftigen und mich wie eine Macht behandeln, der man den Krieg abkauft. Der Minister ergriff also meine flatternden Locken, eine nach der andern, rollte sie auf feines zartes Papier und steckte sie unter meinen Hut, indem er verlangte, ich sollte sein Werk in diesem Zustande lassen, bis ich nach Hause gekommen wäre. Ich trieb die Geduld so weit als er die Galanterie; und da ich bemerkte, daß er zu Papillotten sich einiger Bankozettel von 1000 Franken bediente, nahm ich eine Locke nach der andern und sagte: Monseigneur, hier ist noch eine. Diese Anekdote beweist die Anmuth, welche Hr. von Talleyrand selbst den Kleinigkeiten zu geben wußte. Es herrschte eine angenehme, obgleich unschuldige Vertraulichkeit unter uns."

Außer dieser, wir glauben, ziemlich charakteristischen Anekdote, erwähnen wir noch, daß die Dame in ihren Bekenntnissen ein paar Scenen mit Napoleon beschreibt, aus denen man soviel vom Kaiser erfährt, daß er ihr Geschäft richtig zu schätzen wußte. — Vorher liebte sie den Helden des Jahrhunderts nicht, er hatte ja Moreau verfolgt; nachdem sie aber unter andern auch Napoleons Freigebigkeit kennen gelernt hatte, wurde sie seine begeisterte Verehrerin. Das Sonderbare bei dieser Erzählung wäre nur, daß Napoleon, nach jener unzweideutigen Bekanntschaft, diese Dido mehrerer Helden zur Hofdame bei seiner Schwester, der Großherzogin von Toscana, ernannt habe. Sollte hier nicht der Pferdefuß des Redacteurs der Memoiren zu erkennen seyn? In der That, diese Geschichten und was von dem Obristen Oudet und der militärischen Verschwörung gegen Napoleon vorgebracht wird, läßt kaum zweifeln, es habe diese Schrift den Zweck, das gegenwärtige Geschlecht frivoler Höflinge der Restauration dadurch zu unterhalten und zu trösten, daß man ihnen ein Gemählde der Schwachheiten der kaiserlichen Höflinge vorhält. Doch konnte diese Zeitgenossin nur Galanterien erzählen; von dem niedrigen Schacher mit Ehrenstellen, den Frau von Campestre aufdeckt, war an dem Hofe Napoleons so wenig eine Spur zu entdecken, als von dem politischen Einfluß zweideutiger Frauen. So genau nahm es vielleicht der republikanische Redacteur nicht, der die Farben der Frivolität nur brauchte, um alle Höfe in schlimmen Ruf zu bringen. Dieß ist wenigstens die durchschimmernde Tendenz, die wir dem Buche haben absehen können, und wodurch es sich von den Memoiren der Frau von Campestre unterscheidet, welche die Sünden der legitimen Zeit an den Tag bringen sollen.

(Beschluß folgt.)

Tasso in Ferrara.

(Fortsetzung.)

Tasso, unfähig, das Leben als mechanische Bewegung zwischen konventionellen Formen zu fassen, konnte sich nur in persönliche Verhältnisse denken, in denen der Geist dem Geiste gleich frei, gleich edel, gleich berechtigt gegenübersteht. Unbefangen, wie die Hirten des romantischen Arcadiens, von dem die Dichter jener Zeit erzählten und sangen, trat er vor die fürstlichen Schwestern, Lucrezia und Leonora, bei denen sein Gönner, der Kardinal, ihn einführte. Die hohe Gestalt, die kräftigen Züge, der schnell aufleuchtende, siegende Blick des glänzenden grauen Auges unter der hohen Stirn *) empfahlen den arglosen Jüngling

*) Gio. Battista Manso, Vita del Tasso. p. 241. Torquato Tasso war von hoher Gestalt, so daß er unter den Menschen von ansehnlicher Leibesgröße zu den größten und zu den am verhältnißmäßigsten gebildeten gerechnet werden konnte. Seine Haut war sehr weiß, aber durch seine Studien und Nachtwachen, und darauf durch seine Unglücksfälle und Krankheiten etwas bleich geworden. Die Farbe seiner Haare und seines Bartes hielt die Mitte zwischen dem Braunen und Blonden, so daß die einen etwas mehr in's Dunkle, die andern in's Lichte spielten, beide aber waren fein, zart und schlicht. Sein Haupt war groß, und die Stirn wie der Hinterkopf erhoben, aber in der Mitte beider Schläfe eher eingedrückt, als rund. Die Stirn war breit und viereckig, und in der Mitte erhob sie sich gegen den Haarwuchs, dessen er später durch das Alter größtentheils beraubt wurde. Die Brauen waren in Bogen gespannt, schwarz, sparsam und von einander getrennt. Die Augen groß im Verhältniß zum Kopfe und rund, aber länglich nach den Winkeln zu; die Pupillen waren von mittlerer Größe und von blau-grauer lebhafter Farbe, wie sie von Homers der Pallas zugeschrieben werden, in Blick und Bewegung ernst und oft sich nach oben erhebend, als wenn sie der Richtung des Geistes folgten, der meist zu himmlischen Dingen erhoben war. Die Ohren mittelmäßig, die Wangen eher länglich, als rund, und sowohl von Natur mager, als durch Krankheit farblos. Die Nase groß und gegen den Mund geneigt, der gleichfalls groß und löwenartig war. Die Lippen dünn und blaß, die Zähne weiß, groß und dicht; die Stimme klar und hell tönend, und am Ende der Rede tiefer. Er war sehr gewandt in der Rede, sprach aber eher langsam, als schnell, und pflegte oft die letzten

vielleicht nicht weniger, als der Dichterruhm, der ihm voranging, der Geist, der aus seinen Worten sprach, und die Seele, das tiefe, liebevolle Gemüth, welches in süßen Klängen seine Lieder hauchten. Zwar war Lucrezia bereits ein und dreißig, Leonora dreißig Jahre alt, als Tasso beide sah; aber in Italien, wo die weibliche Schönheit früher erblüht, als in unserm Norden, scheint dieselbe, durch eine seltene Gabe des Himmels, zugleich auch dauernder zu seyn: nicht selten begegnet man Frauen, die mit vierzigen noch schön genannt zu werden verdienen, und neben der Tochter reizt oft nicht weniger die Mutter. Mehrere Dichter dieser Zeit preisen die Schönheit und Anmuth der Prinzessinnen; und der Erbprinz von Urbino, dem die ältere von seinem Vater zur Gemahlin bestimmt wurde, stand von seiner Weigerung ab, sobald er sie gesehen hatte. Auch auf Tasso, dessen glühende Seele jeden Gegenstand, den sie berührte, mit Liebe umfaßte, machten die schönen Schwestern einen Eindruck, dessen Wahrheit der scharfe weibliche Blick leicht von dem erheuchelten bei ihren gewöhnlichen Höflingen unterscheiden mußte.

Daß dieß Gefühl, wenn auch Liebe, doch nicht jenes leidenschaftliche Streben nach dem Besitz eines Gegenstandes war, das man gewöhnlich Liebe nennt, würde von Niemand bezweifelt worden seyn, wenn reine Neigung nicht eben so selten wäre, als eine reine Seele. Die wahre Liebe ist nur Erkenntniß der geistigen Schönheit in der Hülle der schönen äußern Form, nur geistige Vermählung ist ihr Streben; und arm müßte der Geist seyn, der auf der ganzen weiten schönen Welt nur Ein Wesen als schön erkennen, nur mit Einer Seele die Vereinigung der seinigen wünschen sollte. Ob zu der geistigen Liebe auch die sinnliche treten soll, die viel öfter jene als fremdartiges Schmarotzergewächs zerstört, als daß sie — der Zauberrose gleich, die aus der Lilie erblühte, — aus derselben hervorginge, hängt von zufälligen Umständen ab, die zwar nicht immer in der Gewalt des Menschen stehen, aber auch nie über ihn jene unwiderstehliche Gewalt üben, die man aus Lässigkeit so gern sich einbildet. Warum sollen wir Tasso nicht glauben, wenn er in einem Lied an Leonore singt:

Und als vor meinem Aug' am ersten Tag
Die schöne Heitre deiner Stirn erschienen,
Und Liebe sich in Waffen glänzend wies;
Bezähmte da nicht Ehrfurcht mein Erkühnen,
Schuf Staunen nicht die Brust in kalten Kies,
Gewiß, daß ich zweifachem Tod' erlag;
Doch auch der Stein, als er die Wirkung fühlte
Der Strahlen und der Gluth in sich, erschrak.*)

Schon der Umstand, daß Tasso seine Neigung zwischen beiden Prinzessinnen so gleichmäßig theilte, als sie von beiden gleichmäßig, wenn nicht erwiedert, doch geduldet und begünstigt wurde, hätte als Beweis gelten sollen, daß diese Liebe zu keiner von beiden einen sinnlichen Charakter trug. Außerdem war Leonora, auf welche ihre klösterliche Erziehung tiefern Einfluß zurückgelassen zu haben schien, als auf ihre Schwester, fast beständig krank und Lucrezia nach einigen Jahren durch ihre Vermählung mit dem Prinzen von Urbino, von Ferrara entfernt. — Wenn wir dennoch finden, daß sich vielleicht schon bei dem Leben der Prinzessinn und in Ferrara selbst die Sage verbreitete, daß Tasso mit Leonora in einem geheimen Liebesverständniß gestanden; so wird dieß nur dadurch erklärt, daß der Dichter, nach der Entfernung der ältern Schwester seine Bemühungen verdoppelte, sich die Gunst der jüngern zu erhalten, welche, wie sie überhaupt zurückgezogener war, so auch gegen ihn kälter gewesen zu seyn scheint; und daß man nach jener Entfernung Lucrezia's Tasso's früheres Verhältniß zu ihr allmälig aus dem Gesicht verlor.

Zur Beglaubigung der Sage in spätern Zeiten, wo dieselbe fast allgemein verbreitet war, trug wahrscheinlich am meisten die Mühe bei, die sich der Hof von Ferrara gab, jede Anspielung darauf zu unterdrücken; wodurch die Sache natürlich nur an Wichtigkeit gewann. So wurde ein Roman, in den Girolamo Brusone die Liebe Tasso's mit der Prinzessin Leonora von Este kleidete, auf die Verwendung des Hauses Este streng verboten und der größte Theil der Auflage in Venedig mit Beschlag belegt; die einzige Folge davon war, daß das Buch um so begieriger gesucht und sein Inhalt um so fester geglaubt wurde.**)

Worte zu wiederholen. Er lachte selten, nicht laut und eben nicht angenehm. Sein Kinn war viereckt, der Bart dicht, und von einer Farbe, die — wie wir gesagt haben — dem Kastanienbraunen nahe kam. Sein Hals war lang und dick und hielt den Kopf erhoben; Brust und Schultern breit, die Arme lang, nervig und gewandt; die Hände ziemlich groß, aber zart und weich, und die Finger so, daß sie sich leicht nach oben bogen. Die Beine und Füße waren lang und von groben Verhältnissen, aber mehr nervig, als fleischig, und eben so war auch der ganze Rumpf, obwohl im Verhältniß zu der Größe vollkommmen genug, mit wenig Fleisch bedeckt. Alle seine Gliedmaßen waren so gewandt, daß er in allen ritterlichen Uebungen große persönliche Tapferkeit zeigte, indem er im Fechten, Reiten und Turnieren vor Keinem zu weichen brauchte. Aber dennoch machte er alle diese Bewegungen mit mehr Geschicklichkeit als Anmuth; daher man bei ihm die natürliche Lebendigkeit in so hohem Grade vermißte, als ihm die geistige eigen war.

*) E certo il primo di, che 'l bel sereno
Della tua fronte agli occhi miei s' offerse,
E vidi armato spaziarvi Amore,
Se non che riverenza allor converse
E meraviglia in fredda selce il seno,
Jvi peria con doppia morte il core:
Ma parte degli strali e dell' ardore
Sentj pur anco entro 'l gelato marmo.

**) La Gondola a tre remi. Venez. 1662. 12.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Lebris, ein ehemaliger Soldat von der Vendee-Armee, wurde kürzlich vor das Tribunal der Zuchtpolizey einer kleinen Stadt gebracht, weil er öffentlich gerufen hatte: Es lebe der Kaiser! Mehrere Zeugen sagten aus: Er habe zweimal: es lebe der König! und das drittemal, nur aus Versehen, es lebe der Kaiser! gerufen. Der gewissenhafte Vendeer widersprach indeß, indem er erklärte: allerdings habe er absichtlich, es lebe der Kaiser! gerufen, aber nur um dem König größere Ehre zu erweisen; denn er habe gehört, daß Kaiser mehr sey als König. — Das Tribunal beschied ihn, daß es ihm nicht zustehe, dem König eine Standeserhöhung zu ertheilen, und entließ ihn, da er sonst als guter Royalist bekannt war.

(*Gazette des Tribunaux.*)

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf die verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 5. 5. Januar 1828.

Die Pariser Censur.

Von A. Jal, vormaligem Seeoffizier.

Zur Charakteristik des Geistes der in Frankreich während der Censur erschienenen Flugschriften.

(8 Uhr Abends, Bureau der Censur. Straße Grenelle Nr. 103.)

Der Chef liest:

„P. S. Seine Excellenz beauftragt mich, mein Herr, Ihnen zu eröffnen, daß, sowie ein solcher Fehler zum zweitenmale vorkommt, ohne weiters Ihre Stelle ersetzt wird." — Und Sie können mich noch fragen, warum ich mich der Ankündigung dieses höllischen Buchs widersetze?

Erster Censor. Gegen diesen Grund läßt sich nichts einwenden; aber ich habe für meine Rechnung auch einen sehr triftigen. Gestern bin ich dem Pater Provinzial von Frankreich begegnet, der mir die Ehre erwiesen hat, mit mir auf der Straße vor aller Welt zu sprechen. Der Hochwürdige grüßte mich und sagte: „Mein Bruder, Sie bekleiden ein Amt des Segens; von Ihnen und von Ihren Gehülfen erwarten wir Alles für die Zukunft. Denken Sie, daß es Einen gibt, der Sie sieht, Einen, durch den Alles und ohne den Nichts möglich ist, denken Sie, daß der Ordens-General Sie sieht. Jedes strafbare Mitleiden mit den schlechten Schriftstellern und ihren verwünschten Produkten wird Ihnen als Todsünde angerechnet. Wenn Ihnen etwas am Heile Ihrer Seele liegt, so lassen Sie sich warnen: Sie müssen sonst Qualen der Ewigkeit leiden, wie ein Philosoph, ein Liberaler, ein Jansenist und ein Komödiant. Aber sprechen wir nur vom Leiblichen. So wissen Sie denn, wie Ihr Diensteifer Ihnen die Gnade von oben (versteht sich, der Kongregation!) bringt, so entfernt sündhafte Fahrläßigkeit unsere Herzen. Nur kastrirt, geschneidert, gestutzt, gezwickt: für jede dieser guten Handlungen fällt auf Sie ein wenig von dem Golde, das der Jesuitismus aus dem gehorsamen Volke herauspumpt, um es als einen lieblichen Thau auf die Diener der heiligen Sache niederträufeln zu lassen. Sie sind zu weich, noch zu sehr Mensch; sehen Sie sich vor. Adieu mein Bruder, ich segne Sie, möge meine Rede Ihnen die Stärke verleihen, deren Sie bedürfen!" Dieß, meine Herren, sind seine Worte: so hätte ich am Ende meinen Theil als Scharfrichter blos aus Mitleiden. Ich stimme gegen Ankündigungen und Artikel betreffend die Geschichte Napoleon's von Norvins.

Zweiter Censor. Ich stimme auch dagegen, ich! denn das heißt am Ende unsre Geduld mißbrauchen. Wie! Bonaparte und nichts als Bonaparte! Werden sie es nicht einmal mit ihrem Kaiser gut seyn lassen? Wie haben sie ihn uns nicht schon gegeben? In Erz, in Marmor, in Gips, in Chokolade, in Zucker, als Standbild, als Brustbild, in Steindruck, in Kupferstich, in Liedern, in Betrachtungen, in Messéniennes, in Biographien, in Memoiren, in Geschichten, und, was weiß ich, wie noch mehr! Mag dafür hingehen, was man 1815 auf seine Rechnung verkauft hat! Doch war das zum mindesten gescheidt, und geschah in guter Absicht! Aber diese Lobreden . . .

Dritter Censor. Ja, ja, proskribiren wir die Lobreden auf diesen ewigen Napoleon! Die Journale, die unsrer Hut anvertraut sind, sollen entweder gar nicht mehr von ihm reden können, oder sein lästiges Andenken mit Schmach überhäufen. Der Schatten dieses Menschen ist ein Alp auf der Brust der Minister; befreien wir unsre Herren von dieser fatalen Erscheinung, und unsre Dinte, die in großen Strömen auf die Colonnen der übelgesinnten Blätter fällt, sey wie das reinigende Wasser des Exorcisten.

Vierter Censor. Bravo! bewunderungswürdig! Was mich betrifft, meine Herrn, so habe ich noch andre Gründe. Indem Norvins über das Kaiserreich die Wahrheit sagt, so ist dieß eine vollständige Widerlegung Walter Scott's. Das Werk des Baronets, ohnehin schon zu verschrien durch Ihre Schuld (Sie haben den Jakobinern des Courrier, des Constitutionnel, des Journals des Debats, der Pandore und des Globe Alles gegen Scott erlaubt), wird noch in größeren Mißkredit fallen; und dann — wir sind ja unter uns, wo uns Niemand hören kann: ich stehe mit dem Verleger Sir Walters in Rechnung: ich beziehe von ihm die Lond'ner Neuigkeiten, namentlich die Toryjournale; ein ehrlicher Mann zahlt so gut er kann; Geld habe ich nicht: der Montrouge ist — aber wie geizig! Man hat etwas Schönes davon, wenn man sich für ihn aufopfert, er knickert, so lange nur vom Mitleiden die Rede ist! Aber ich bin Censor, und man soll meinen Gläubiger nicht ruiniren!

Fünfter Censor. Unser ehrenwerther Freund hat Recht: Nichts ist so abscheulich als der Undank: man zahlt mit der Münze, die man hat. Ich bewundere Ihr Zart-

gefühl, mein theurer College, und Ihr Benehmen erinnert mich an das Benehmen eines unsrer Herren, welcher dem Mann seiner Maitresse einen Platz als Spion verschafft hat, weil . . .

(Hier brechen die Censoren in ein lautes Gelächter aus, nur Einer beißt sich in die Lippen.)

Der Chef, (indem er die Diskussion mit Lebhaftigkeit wieder aufgreift): Es handelt sich um die Geschichte Napoleons, meine Herren; beschränken wir uns auf unsern Gegenstand, wenn es Ihnen gefällig ist. Ich widersetze mich mit allen meinen Kräften den Artikeln und Bekanntmachungen, welche dieses Werk betreffen. Das Buch ist gefährlich, weil die Thatsachen darin wahr sind; unmoralisch, weil es Lobsprüche auf die kaiserliche Verwaltung enthält, welche eben so viele Kritiken auf die Handlungen des jetzigen Ministeriums sind; gegen die öffentliche Ruhe, weil es einen Sohn der Revolution als einen großen Mann rühmt. Ich hoffe, daß Keiner von Ihnen etwas gegen meine Ansicht einzuwenden hat: also . . .

Sechster Censor. Aber, mein Herr, Sie machen uns ja lächerlich.

Der Chef. Mich dünkt, daß Sie dafür bezahlt sind, und wenn Sie glauben, noch Bedenklichkeiten haben zu dürfen, so nimmt Monseigneur Ihre Entlassung an.

Sechster Censor. Das ist eine Tyrannei.

Der Chef. Ich bitte Sie, kein aufrührisches Gerede im Innern des Ministeriums.

(Schluss folgt.)

Mémoires de Madame de Campestre etc. — Mémoires d'une Contemporaine etc. Johannes Wit, genannt von Dörring. Fragmente rc.

(Schluß.)

Gegen ein anderes Ziel strebt die deutsche Schrift des Herrn. Wit. Wir beginnen mit einer Bemerkung über ihre Tendenz, weil, bei der Vielseitigkeit, die Hr. Wit an sich zur Schau auslegt, von unaufmerksamen Lesern leicht sein Zweck mißkannt und dadurch der eigentliche Charakter des Buches übersehen werden könnte. Nicht die Höfe, nicht die große Welt mit ihren Sitten will der Verfasser schildern; nur sein kleines Ich soll, als groß gezogen in den dämagogischen Umtrieben, in der Absicht dargestellt werden, damit das Publikum die revolutionären Sekten und ihren Zögling, der zugleich ihr Vermittler und Bändiger seyn wollte, als gleichmäßig bedeutende Erscheinungen der Zeit ansehen möchte. Endlich soll auch der Held dieser romantischen Memoiren, der sich selbst anklagt, alle Parteien verrathen zu haben, dadurch in seiner Brauchbarkeit für gewisse Zwecke ins möglichst günstige Licht gestellt werden. — Man dürfte glauben, ein solcher Zweck und ein solcher Gegenstand wären wenig geeignet, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; indessen kann nicht geläugnet werden, daß Hr. Wit einen eigenen Zauber des schriftstellerischen Talents über seine Arbeit zu verbreiten gewußt, so daß der gefesselte Leser gern die Tendenz des Buches vergißt, und es mit einer Art Heißhunger verschlingt. Es ist Leben und Bewegung in der Schrift, und diese Bewegung ist gewöhnlich so rasch, daß der Leser sich nicht Zeit nimmt, über den Charakter des Wortführers der Unterhaltung ernsthaft nachzudenken. — Doch, wir dürfen voraussetzen, daß viele unserer Leser bereits mit den interessanten Fragmenten des Hrn. Wit bekannt sind, und es daher nicht Noth thut, den eigentlichen Reiz dieser Lectüre zu analysiren. Wir wollen daher nur einzelne Andeutungen und Bemerkungen vorlegen, deren Zusammenhang mit einer ernsten Würdigung der Schrift und ihres Verfassers übrigens klar seyn wird.

Hr. Wit, der selbst in der Herausgabe seiner Fragmente eine gewisse Verkehrtheit nicht los werden kann, fängt mit dem zweiten Theile an, und verspricht den ersten nachzuliefern, weil ihm die dazu nöthigen Papiere noch vorenthalten würden. Warum wartete er nicht, bis diese Papiere beisammen waren, mit der Bekanntmachung des Ganzen? War periculum in mora? Vielleicht. „Ich will," sagte er, „dem Publiko den Beweis geben, wie die Regierungen das vollkommenste Recht hatten, wenn sie von Gefahr sprachen." Bei einem längeren Schweigen also konnten seine Beweise für abgetragene Trödelwaaren angesehen werden. — „Allerdings," fährt er fort, „gab es eine nicht unbedeutende Partei, welche einen Umsturz des Bestehenden, so durch Gewalt, wie durch List, herbeizuführen strebte, und an und für sich vielleicht gar lobenswerthe Einrichtungen, wie Turnen und Burschenschaft, zum verderblichen Zwecke misbrauchte. Das Treiben dieser Leute, mit denen ich Jahrelang gemeinsame Sache gemacht habe, und die ich an Exaltation noch zu überbieten trachtete, will ich unumwunden darlegen." — Das Publikum hat bis zum Ueberdruß viel von dem Treiben dieser Leute lesen müssen, ohne über das Wesen ihrer Wirksamkeit klar zu sehen, und ohne ihre Bedeutsamkeit zu begreifen. Wer wird also nicht begierig seyn auf die versprochene Auskunft? Daß Hr. Wit sie geben konnte, möchte man aus mehreren Stellen schließen. „Mein Treiben in Paris," sagt er, „war zu jener Zeit ein höchst verdammliches; ich war mir selbst unklar geworden, stand mit den Häuptern aller Parteien in naher Berührung, und keine sagte mir zu. Ich wähnte mich stark genug, alle für meine Plane benutzen zu können, und bedachte nicht, wie ich, durch dieses anscheinende Eingehen in die entgegengesetztesten An- und Absichten, nach und nach alle Selbstständigkeit und den festen innern Halt verlor." — Schade! — „Um diese Zeit, im Sommer 1820, traten die deutschen Revolutionäre, durch ihren Abgesandten, den Professor Follenius, und unter meiner Beiwirkung in nähere Verbindung mit den Franzosen und Italienern. Ich theilte keines Weges ihre Ansichten; allein noch minder die der Regierungen, und glaubte so, Alles kennend, im Falle des Ausbruchs als Vermittler auftreten zu können." — Hört! hört! — „Ich arbeitete dahin, in allen Parteien und Secten, diesen selbst unbewußt, eine gemäßigte Par-

tei zu begründen.“ — Dies also war der große Plan des kleinen Mannes! Gewiß der Leser wird den kühnen Jüngling anstaunen, der solcher Riesenarbeit sich gewachsen wähnte; möchte man nur dabei nicht etwa an den tapfern Don Quixote sich erinnern, der das Schwert gegen Schafe zog. — Der Held selbst scheint über sein Wagestück erschrocken zu seyn. „Ich ahnte es wohl,“ sagt er, „daß ich am Ende, beide Parteien täuschend, unterliegen würde.“ Ach, die Ahnung hatte Verstand; aber Hr. Wit suchte das Gesetz, das sie ihm vorhielt, dadurch zu umgehen, daß er sein „Vorhaben, unter dem Siegel des Geheimnisses, einer hohen Person anvertraute.“ So!! Man lese und bedenke! — Sancho Pansa würde sagen: da liegt der Haas im Pfeffer! — Es könnte ihm sogar die versprochene Insel einfallen, und die Art, wie er sie regieren möchte. — Welterfahrene Leute aber werden in dem Geständniß den Schlüssel finden zu Herrn Wit's räthselhaftem Betragen, das sonach zusammenhängender und einfacher seyn dürfte als er uns glauben machen will, — als er vielleicht selbst glaubt. Die hohe Person wußte, worauf es abgesehen war, konnte das Kreuz würdigen, das der Vertraute auf sich lud. In der Ueberzeugung also, einen Rückzug offen zu haben, stürzte Hr. Wit sich in den gefährlichen Strom, — freilich mit den Luftblasen der Eitelkeit versehen, die ihn nöthigen Falls oben schwimmend erhalten konnten. Er gesteht die Anmaßung ein, versichert aber sogleich: „Der Herr ist mein Zeuge, daß mein Wille durchaus rein war und lauter.“ Wer könnte daran zweifeln? Mit solchem reinen und lautern Willen ließ er sich „die Stelle eines General-Inspectors der Carbonaria in der Schweiz und Deutschland“ gefallen, welche „Klerckon, der Sohn des Herzogs von Fra Marino, Majorduomo des Königs von Neapel“ ihn „auf das Dringendste zu übernehmen ersuchte.“ — Noch mehr, Hr. Wit wurde nicht blos in die untern Grade aufgenommen, die noch von Moral und andern Kindereien sprechen; „erst im siebenten und letzten Grade, den indessen nur sehr Wenige erhalten, empfängt man den Schlüssel zum Ganzen. Erst dem Principe Summo Patriarcho erschließt sich das Allerheiligste, oder richtiger, das Allerunheiligste. In diesem Grade ist der einzelne Mensch zugleich Fürst und Bischof.“ — Hr. Wit erhielt diesen Grad, und zwar — was wunderbar ist, — „ohne zu schwören.“ Also darf er, ohne eidbrüchig zu seyn, dem Publikum alle Geheimnisse der Sekte mittheilen. Nun, wir sind gespannt, wir wünschen uns zu unterrichten, und möchten dann gerne alle bisherigen und künftigen Dedicationen des Hrn. Wit unterschreiben. Was erfahren wir indessen von ihm? Die Wahrheit zu sagen, nicht viel mehr, als was in allen Zeitungen zu lesen war. Zwar erzählt der Herr Fürst-Bischof und Patriarch Johannes Wit, genannt von Dörring, unter dem Namen Giulio Alessandro Ferimundo-Werther Domingone im Orden bekannt, und von der schönen Beatrice als Caro Fernando begrüßt, ich sage dieser Herr, der unter den vielen Namen leicht den guten verloren haben kann, erzählt: „Der (im letzten Grade) Aufgenommene schwört jeder positiven Religion und jeder Regierungsform den Untergang.“ Erfahren wir aber dadurch, wie diese Fürsten äußerlich und innerlich beschaffen sind, und wo ihr Fürstenthum, ihre Macht liegt? Aus dem Eide geht kein Geheimniß, nur eine Art Tollheit hervor. Die Patriarchen hätten eben so gut der Sonne und dem Monde den Untergang schwören können. Dabei wäre noch kein Hühnerstall, vielweniger ein Staat in Verfall gerathen. Was das Publikum wissen will, ist die Art der Wirksamkeit, sind die vorhandenen Mittel und die eigentlichen Thaten dieser Sektirer, woraus der welthistorische Lärm gegen sie zu erklären wäre. Darüber läßt aber auch Hr. Wit uns im Dunkeln. Das Schlimmste, was er in dieser Rücksicht den Verschwornen nachsagt, ist, daß sie ihn zum Fürsten-Ober-Patriarchen machten. Durch diese Offenbarung stempelt er sie zu wahren dummen Teufeln, die sich dem ersten besten Fant in die Arme warfen. Eine solche Gesellschaft mußte nicht nur einer hohen Person, sondern jedem Menschen mit gesundem Verstande als ein Rudel Narren erscheinen, — wenn sie anders nicht zum Köder für Narren angelegt war. Denn wer weiß, ob nicht andere Patriarchen auch so klug waren, sich mit hohen Personen zu verständigen? Angenommen jedoch, es sey den Sektirern Ernst gewesen, so hätte man die Regeln der Kinderzucht bei ihnen anwenden sollen. Daß die ganze schwere Artillerie der Tribunale gegen sie aufgeführt wurde, erscheint daher als eine unweise Verschwendung der großen Mittel, wodurch nichts gewonnen wurde, wodurch nur die wahren Revolutionäre zur Vorsicht und größerer Feinheit angeleitet werden konnten. Eine Gesellschaft von Phantasten wird sich, wo es Ernst gilt, keinen Tag erhalten. So war es auch; daher die ganze Posse in den Staub des Davonlaufens sich auflöste. Diese Leute träumten von verbrecherischen Zwecken; ernsthaft nachgedacht hatten sie aber die Mittel nicht. Nur Mangel an Menschenkenntniß konnte sich's anders vorstellen. — Sonst spielten die Kinder Könige, — pueri ludentes, Rex eris, aiunt, si recte facies; in unsern Tagen spielten sie den Brutus, — wurden aber weder eines, noch das andere. — Solch Kinderspiel hat übrigens keine Geschichte, und wer sich zum Geschichtschreiber derselben aufwirft, stempelt sich selbst dadurch zur vorübergehenden Erscheinung, schließt sich von der Geschichte aus.

Hr. Wit spricht auch von Theilnahme französischer Minister an der piemontesischen Revolution. Ob seine Angaben gegründet sind, können wir nicht entscheiden; widerlegt wird jedoch Hr. Wit gewiß nicht werden. Vielleicht rechnete er selbst darauf, daß kein Mann von Würde ihm widersprechen, oder sich in einen Streit mit ihm einlassen dürfe. Aus demselben Grunde ist auch eigentlich Niemand kompromittirt: von dieser Seite sind Anklagen ehrenvoller, als Empfehlungsschreiben.

Anziehender als die Offenbarungen der Carbonari-Geheimnisse und die Berichte über die Revolution in Oberitalien, ist Hrn. Wit's Schilderung der piemontesischen Polizei und ihrer Gefängnisse. Im Kerker war es, wo dieser Fürst-Bischof wirklich ausgezeichnete Talente entwickelte; man möchte sagen, er sey dafür geboren. Welche Unmensch-

lichkeiten sich die Schergen gegen die Gefangenen erlaubten, und wie der Patriarch selbst den Schlausten unter ihnen Nasen zu drehen wußte, wird gar anmuthig von dem geübten, talentvollen Schriftsteller erzählt.

In dem sogenannten Gefängnisse in Mailand hatte Hr. Wit Gelegenheit, die Humanität des Grafen Bubna kennen zu lernen. Wem der Edelmuth dieses Mannes nicht fremd ist, wird nur bedauern, daß sein Lob hier nicht von einem unverdächtigeren Organ ausgesprochen wurde.

Außer den Nachrichten über die erwähnten Gegenstände und außer einigen Schilderungen in Casanova's berüchtigter Manier, liefern diese Denkwürdigkeiten auch declamatorische Aufsätze, welche Moral und Religion dem Menschengeschlecht empfehlen sollen. Wie diese Fragmente des Wit'schen Geistes sich hier eingeschlichen, scheint nicht ganz klar zu seyn. Wir wagen indessen eine Hypothese. Herr Wit, der in Wien war, sah dort vielleicht das Schild eines Hauses, welches die Ueberschrift führt: „Wo der Wolf den Gänsen predigt." Möglicherweise konnte ein solcher Spruch ihn in Begeisterung setzen, woraus dann seine Homilien entstanden. Der alte erhabene Entschluß, alle Parteien zu täuschen, um ihr allgemeiner Vermittler zu seyn, konnte wieder in ihm erwachen, so daß er den Bilderkram seiner Moral und seiner Religion einmal den Gänsen, und ein andermal den Jesuiten vorweisen wollte, — jenen, um ihnen die Federn für den Fall künftiger Gefangenschaft auszureissen, diesen, um ihnen ein anch'io son pittore zuzurufen. Ist er doch ein Verwandter des Hrn. v. Eckstein — dieser Stützsäule der Gesellschaft Jesu, die in ihrer Universalität jedes Talent zu benützen wissen wird.

Was wir hier über das Buch des Herrn Wit gesagt, ist an unsere Leser, nicht an seine Person gerichtet. Wollten wir ein ernstes Wort, aufs Ungewisse des Erfolgs, in einer Rede an ihn wagen, so wäre es der ehrliche Rath: im eigenen Herzen, nicht im Publikum seinen Beichtstuhl aufzuschlagen; über seine Verirrungen in stiller Sammlung nachzudenken; sich von aller Vermittelung, so wie von aller politischen Anmaßung keusch und rein zu halten; bei den Wissenschaften Trost und Stärkung zu suchen, und die Geschichte gründlich zu studiren — nicht in prahlerischen Staatsgefängnissen, *) sondern im bescheidenen eigenen Cabinet, wo allein des jungen Mannes Erziehung gelingen, wo sie vollendet werden kann.

*) Hr. Wit nennt sich in seinen Lukubrationen einen Staats-Gefangenen in Friedrichsort, da er doch bekanntlich, wegen Polizeivergehen, in dieser Stadt nur unter polizeiliche Aufsicht stand.

Die transatlantischen Staaten und Kolonien am Schlusse des Jahres 1827.

(Fortsetzung.)

3.

Die russischen Besitzungen an der Nordwestküste, im Besitze der russisch-asiatischen Handelsgesellschaft zu St. Petersburg, eine Strecke von 350 deutschen Meilen, am nördlichen Theile des großen Ocean, mit etwa 6000 russischen Unterthanen, und mit vielen unabhängigen tapfern Wilden, sind, durch den Vertrag mit Großbritannien vom Februar 1825, bis zum 54' 40' N. B. beschränkt, und auch die vom Gouverneur Baranow gestiftete Niederlassung, Slavinska Roß, an der Hyerba-Bay in Ober-Californien, wo die Russen Grenznachbarn der Merikaner waren, wurde im J. 1826 verlassen. Der sonst so wichtige Seeotterfang hat, wegen der vielen Mitbewerber, sehr abgenommen; die Kauffahrer der Vereinigten Staaten, bei den Urbewohnern viel beliebter als die Russen, spielen dort die Hauptrolle; sie besuchen, von der Nordwestküste ab, alle ostasiatischen Häfen, wo sie allenthalben freundliche Aufnahme finden; ihre Geschäfte sind ungemein bedeutend, weil die Kapitäne aller dieser Schiffe (jährlich mehrere hunderte), nach Art der alten Merkatoren, diese kommerciellen Erdumseglungen, mit Ausschuß des Caschelot- und Wallfischfangs in der Südsee, wo keine Klippe, keine unweiste Insel ihnen unbekannt bleibt, für eigene Rechnung betreiben. Selbst die Britten fühlen sich von diesen unternehmenden Nordamerikanern überflügelt.

4

Die Union der Vereinigten Staaten, 174,300 □ M., 1820 mit 10 Mill. jetzt gewiß über 14 Mill. Einwohner, besteht aus 24 Staaten (Michigan war im Sept. 1827 noch Gebiet) und 5 Gebieten (Territories). Nirgend offenbart sich der Vortheil einer Föderal-Regierungs-Verfassung für amerikanische Völker so anschaulich, als in diesem beispiellos schnell emporblühenden Lande, dessen Finanzeinrichtung und Staatenverwaltung wirklich musterhaft sind. Nirgend in der Welt kostet die Regierung weniger, als dort. — Die Religionsduldung trägt die herrlichsten Früchte, und zugleich herrscht, vornämlich in den östlichen Staaten eine Religiösität bei allen Sekten, die um so verdienstlicher ist, da in dieser Rücksicht die Regierung Jeden gewähren läßt. Die Römisch-Katholischen, die in Städten, wie Baltimore, prachtvolle Kirchen besitzen, verbreiten sich auch in die westlichen Staaten, wo durch die Mildthätigkeit des Königs von Frankreich, Ludwig XVIII, zu St. Louis am Missouri ein neues Gotteshaus erbaut ist. Die Jesuiten, dort höchst wohlthätig einwirkend, haben zu Bairdtown im Staate Kentuky ein blühendes Seminar. Daß die bevorstehende Präsidenten-Wahl, (wo eine starke Partei sich für den hochverdienten General Jakson, den Erretter von New-Orleans im Januar 1814 gegen den Angriff der Britten unter dem General Packenham, erklärt, und den jetzigen Präsidenten, einen Mann von europäischer Sitte, John Quincy Adams, von dieser Stelle entfernt wünscht), ernsthafte Ruhestörung erwecken sollte, ist nicht wahrscheinlich. In Rücksicht der auswärtigen Angelegenheiten befolgt die Unions-Regierung eine weise Mäßigung, behauptet sich in kommercieller Rücksicht mit musterhafter Standhaftigkeit gegen das mächtige Großbritanien, vornämlich, um den lebhaft erwachten industriösen Unternehmungsgeist der eigenen Bürger zu fördern, der, durch die sinnvollsten Erfindungen unterstützt, so herrliche Früchte trägt, daß die amerikanischen Manufakturen und Fabrikwaaren bereits mit den brittischen in Südamerika, in Meriko und auf Cuba, nicht ohne Erfolg, wetteifern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Ein junger französischer Mahler, L. Dupré, der vor einigen Jahren Griechenland durchreiste, sprach Veli, den Statthalter von Thessalien, welcher, auf Napoleons Kaiserregierung hinweisend, äusserte: „Damals machte in Griechenland ein französischer Barbier mehr Aufsehen als jetzt ein Gesandter."

(Revue encyclop. Nov. 1827.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf die verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 6. 6. Januar 1828.

Ueber den Ursprung und Fortgang der im innern Asien gegen die chinesische Regierung ausgebrochenen Revolution.

Von J. v. Klaproth.

Vorwort der Redaktion.

Die gewöhnliche Vorstellung, die der Europäer von China hat, ist die von einem isolirten Reiche am äußersten Ende von Asien, von der ganzen übrigen Welt getrennt, den Fremden verschlossen, und ohne die geringste Verbindung mit dem Auslande, bis auf einige vorübergehenden Berührungen mit seinen unmittelbaren Nachbaren. Erst in der neuesten Zeit hat man angefangen den innern Bewegungen China's, sofern der Zufall mit denselben bekannt machte — was wir meist den Zeitungen des englischen Ostindiens verdankten, — einige Aufmerksamkeit zu zuwenden; aber das Interesse, welches diese Begebenheiten erregen, steht noch jetzt ungefähr auf gleicher Stufe mit der Neugierde, die auch die Eskimoes, oder Neuseeländer, oder seit kurzem die Osagen in Anspruch nehmen, Sonderbar erschien es nur, daß der Chinese seinerseits mit nicht minderer Geringschätzung auf den Europäer herabsah, und den kleinen Welttheil ohne weiteres für eine ferne westliche Provinz des himmlischen Reiches erklärte, deren Bewohner ihrer Armuth und Barbarei wegen nicht von chinesischen Mandarins, sondern von eigenen Khans, nach Art der Kalmücken, beherrscht würden.

Wie ungerecht das Urtheil der Chinesen über Europa ist, wird für keinen unserer Leser eines Beweises bedürfen; aber sey es uns erlaubt, darauf hin zudeuten, daß nicht weniger ungerecht uns unser eigenes Urtheil über China erscheinen wird, sobald wir mit der Geschichte, dem Cultur-Zustande und den innern und äußeren Verhältnissen dieses merkwürdigen Reiches näher bekannt seyn werden, als dieß vereinzelte Bemühungen weniger Gelehrten uns bisher möglich gemacht haben.

Gewiß ist, daß China in keiner Epoche seiner Geschichte vollkommen in sich selbst zurückgezogen und von allen Verbindungen mit den übrigen Völkern Asiens abgeschnitten gewesen ist. „China," sagt ein berühmter französischer Gelehrter, dessen Wort wir als vollgültige Auctorität anführen können, *) hat fast immer zu Asien in einem ähnlichen Verhältniß gestanden, wie das civilisirte Europa zu der übrigen Welt. Seine Nachbarn haben stets seine Allianz, oder seinen Schutz gesucht, seine gesellschaftlichen Einrichtungen nachgeahmt, seine Literatur studirt. Es war für sie ein Mittelpunkt des Handels, eine Art von politischer Hauptstadt, ein Muster in jeder Beziehung. — „Selbst die Grenzen des chinesischen Reiches dürften uns beträchtlich näher gerückt werden, als die fast allgemein herrschende Vorstellung annimmt. In zwei verschiedenen Perioden sehen wir die Chinesen ihre Herrschaft bis an die Gestade des caspischen Meeres ausdehnen; und zu einer Zeit, wo die russischen Provinzen im Norden und Westen, die persischen im Süden dieses Binnenmeeres ein europäisches Interesse erhalten haben, dürfen die chinesischen im Osten demselben nicht länger fremd bleiben.

*) Abel-Remusat, Mémoires sur plusieurs questions relatives à la Géographie de l' Asie centrale. pag. 176.

Seit dem zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt haben die Chinesen ihre Macht, zu verschiedenen Zeiten, nach Westen bis zu den Quellen des Amu und Syr ausgebreitet und die Länder, welche wir jetzt die kleine Bucharei und Dsunggarei nennen, nebst einem Theile der großen Bucharei, ihrer Herrschaft unterworfen. Der Grund dieser Eroberung lag in der Nothwendigkeit die, damals zwischen der nördlichen Grenze von China und den Flüssen Selengga und Kerülün wohnenden Völkerschaften von feindlichen Einfällen abzuhalten. Zur Zeit der mongolischen Herrschaft waren von dieser Seite keine Feindseligkeiten zu befürchten, weil die türkischen Stämme bereits weiter nach Westen gezogen waren, und mongolische Horden ihr altes Vaterland besetzt hatten. Nachdem sich, in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, China von der Botmäßigkeit der Mongolen befreit und diese in ihre alten Wohnplätze zurückgedrängt hatte, kamen die, zunächst an der Grenze, der großen Mauer, mit ihren Heerden herumziehenden Stämme unter chinesische Oberherrschaft; die, welche nördlicher, am Kerulün, an der Tula und Selengga hausten, blieben unabhängig; eben so wie die, welche, mehr westlich, die Gegenden am Flusse Ili und am See Balchasch inne hatten. Die Politik der neuen chinesischen Kaiser zog es vor, unter diesen Horden innere Uneinigkeit zu erhalten; statt kostspieliger und dabei ungewisser Unternehmungen gegen Westen, das ist, gegen die kleine Bucharei, von der nur Chamil und Turfan mit China in Verbindung geblieben waren.

Dieses war im Allgemeinen die politische Lage des mittleren Asiens, zu der Zeit, als die Dynastie Ming in China ihrem Ende entgegen ging, und die Mandschu in dem himmlischen Reiche mächtig zu werden anfingen. Die mehrsten Stämme der eigentlichen Mongolen (d. i. des östlichen Zweiges der Nation, den man vom westlichen der Oelöt oder Kalmücken unterscheiden muß), hatten, als Bundesgenossen, den Mandschu bei ihren Kriegen gegen die Chinesen, und bei der endlichen Eroberung von China, (1644), die wichtigsten Dienste geleistet. Dafür wurden ihre Fürsten nicht nur mit den höchsten Eh-

renämtern des Reiches bekleidet, sondern auch eines thätigen Schutzes gegen ihre Feinde versichert.

Den nördlichen Theil der Mongolei längs der sibirischen Grenze, und westlich bis zum großen Altaigebirge, bewohnte damals, so wie noch jetzt, die zahlreiche mongolische Völkerschaft der Chalcha. Das Land zwischen dem Ili-Flusse und dem oberen Irtisch hatten die verschiedenen Stämme der Delöt oder Kalmücken inne, die damals unter der Oberherrschaft der Fürsten der Dsunggar standen. Im letzten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts geriethen die Chalcha in blutige Kriege mit diesen Delöt, welche ihrer Nation den Untergang drohten. Auf's äußerste bedrängt, wandten sie sich um Hülfe an den Kaiser Khang hi, der dieselbe ihnen, als Vasallen des chinesischen Reiches, bereitwillig gewährte. Mehrere Male ging dieser große Monarch selbst zur Armee in die Mongolei, um den Krieg gegen die Delöt auf das nachdrücklichste zu fördern. Das Land der Chalcha ward von Feinden gereiniget, der Chan der Delöt gänzlich geschlagen und genöthigt in sein Stammland zu entfliehen, wo er bald darauf starb.

Seitdem lebten die Delöt in beständigem Zwiste mit China, und wiegelten oft mongolische Volkshäupter, die dem Hofe von Peking Treue gelobt hatten, gegen denselben und zu Einfällen in das Reich auf. Bei diesen Umtrieben wurden sie besonders dadurch unterstützt, daß ihnen die kleine Bucharei, welche sie von den südlicher wohnenden Mongolen trennt, und die dort regierenden mohamedanischen Fürsten unterworfen waren.

Um den Unruhen, die bereits länger als ein halbes Jahrhundert gedauert hatten, ein Ende zu machen, sah sich endlich der Kaiser Khian lung genöthigt, das alte chinesische System der Ausbreitung des Reiches bis zu dem hohen Scheidegebirge auf dem der Syr und Amu, nebst mehrern ihrer Nebenflüsse, entspringen, wieder in Ausführung zu bringen. Dazu gehörte vor allem die Zerstörung der ölötisch-dsunggarischen Macht, welche, obgleich schon durch seinen Großvater Khang hi gebrochen, dennoch immer furchtbar geblieben war. Eine günstige Gelegenheit zur Ausführung dieses Planes zeigte sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Zwistigkeiten, die unter den verschiedenen Fürsten der Delöt wegen der Oberherrschaft ausgebrochen waren. Der Erfolg entsprach den Erwartungen Khiang lung's vollkommen; im Jahre 1755 wurde die Unterwerfung des Landes der Dsunggar mit der Eroberung von Ili beendigt. — Chodscha Mohmed, aus der Familie des Propheten, war früher Beherrscher des westlichen Theiles der kleinen Bucharei gewesen, d. i. der acht mohamedanischen Städte, Charaschar, Kutsche, Uschi, Aksu, Yarkand, Kaschkar, Jengischahr und Chotan, stand aber als Vasall unter dem Chan der Dsunggar. Dieser, fürchtend Chodscha Mohmed wolle sich unabhängig machen, berief ihn zu sich nach Ili, und erlaubte ihm nicht wieder in sein Vaterland zu kehren. Chodscha Mohmed starb in dieser Gefangenschaft, und hinterließ zwei Söhne, Bulatun und Chodsidschan, die ebenfalls als Geissel in Ili blieben, bis dieser Ort von den Chinesen erobert ward. Von diesen in Freiheit und in ihre Rechte wieder eingesetzt, kehrten die beiden Fürsten, welche, wie ihre Vorfahren, den Titel Chodscha angenommen hatten, in die kleine Bucharei zurück. Kaum aber waren sie dort angelangt, als sie sich gegen den Kaiser, dessen Lehensträger sie geworden waren, empörten. Ein blutiger Krieg war die Folge dieses Treubruchs; er endete 1758 mit Eroberung aller Städte des Landes durch das chinesische Heer, und durch die Vertreibung und den Tod der Empörer.

Nach dem Beispiele der frühern chinesischen Dynastien bildete Khian lung aus seinen Eroberungen ein neues General-Gouvernement, das den Namen „Si yü sin khiang" oder „Neue Grenze der westlichen Gegenden" erhielt. Ili war der Sitz des Kriegs-Gouverneurs. Die ölötischen und andere nomadische Horden, welche ihre Weideplätze in der Dsunggarei und in den, nördlich vom Thian schan, oder dem Schneerücken des Himmelsgebirges gelegenen Ländern hatten, behielten ihre frühere Einrichtung und ihre angestammten Fürsten, in so fern diese den Chinesen zugethan geblieben waren; eben so wurden die mohamedanischen Städte südlich von Thian schan, wie vorher, von H'akim beg's und andern einheimischen Civil-Beamten regiert. Die Chinesen, oder vielmehr die Mandschu, behielten sich nur die oberste Militärgewalt und das Zollwesen vor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Censur.

(Schluß.)

Siebenter Censor. Erlauben Sie, meine Herren, Ihnen einen Mittelweg vorzuschlagen. Es ist gewiß, daß man die Ankündigung einer Menge von Werken erlaubt hat, in denen Bonaparte sehr günstig behandelt wird: das ist ohne Zweifel ein Unrecht, aber es ist auch ein Vorgang.

Der Chef. Ein trauriger Uebelstand; wir müssen dieß vergessen.

Siebenter Censor. Auf der andern Seite ist ebenso gewiß, daß das Buch Herrn von Villèle, Herrn von Lourdoueix und der Kongegration mißfällt. Wohlan! um nicht mit uns selbst in Widerspruch zu gerathen, und zugleich der Kongegration, Herrn von Lourdoueix und Herrn von Villèle zu gefallen, sprechen wir nur die Vertagung des fraglichen Artikels aus.

Achter Censor. Saint Escobar! das heiße ich gut ersonnen! Angenommen!

Der Chef. Ich will über dieses Amendement abstimmen lassen.

Dritter Censor. Aber das ist eine Koncession und wir dürfen keine Koncessionen machen.

Erster Censor. Nein, keine Koncessionen, das wäre eine Feigheit und, wie Seine Hochwürden sich gegen mich auszudrücken mir die Ehre erwiesen haben, eine Todsünde. Meine Herren, retten wir unser Gewissen.

Fünfter Censor. Keine Koncessionen! C'est par les concessions qu'on perd les empires sagte wohlweise Allaire zu Etienne, der ihn bat, eine unbedeutende Rolle im Jour à Paris zu übernehmen. Machen wir es wie Allaire und die Monarchie ist gerettet.

Dritter Censor. Ich bin immer für mein Reinigungswasser.

Erster Censor. Ich für den Thau des Pater Provincials.

Vierter Censor. Und ich für meinen Lond'ner Buchhändler.

De Chef. Meine Herren, eine Idee!

Alle. Eine Idee! Laßt uns hören!

Der Chef. Ich schlage vor, die eine Hälfte der Artikel zu vertagen und die andre zu unterdrücken: Dieser Vorschlag vereinigt alles.

Alle. Angenommen par unanimité!

Der Chef schellt. Pierre!

Pierre eintretend: Meine Herren!

Der Chef. Wenn der Buchhändler Amboise Dupont nach mir fragt, so weisen Sie ihn an Herrn Deliege. Sie, Deliege, machen die Sache mit ihm ab; Sie sagen ihm, daß das Staatsinteresse, das Königthum, die Censur, die Journale . . . sagen Sie ihm meinetwegen, was Sie wollen, nur schaffen Sie ihn uns vom Hals.

Tasso in Ferrara.

(Fortsetzung.)

Wie so oft die schönsten Gemählde alter Meister das Loos gehabt haben, schlechten Farbenmischern in die Hände zu fallen, welche dieselben, in der Meinung sie zu verbessern, überpinselten und verderbten; auf ähnliche Weise ist es auch oft den Sternbildern großer Geister ergangen, die aus der dunkeln Nacht der Vergangenheit uns entgegenleuchten. Aber möge diese Entstellung auch das Werk von Jahrhunderten seyn; so darf den, dessen Blick die ursprünglichen Züge einmal unter derselben durchschimmern gesehen hat, keine unzeitige Bedenklichkeit zurückhalten, sie von dem Firniß oder Farbenschmutz zu reinigen, mit dem sie überdeckt sind.

Tasso liebte Lucrezia, er liebte Leonora; aber er liebte sie, wie der Dichter, dessen größtes und schönstes Gedicht zugleich sein größtes und schönstes Liebeslied ist, alles Schönes lieben mußte, das in Natur und Menschenwelt ihm begegnete. Wie Virgilius von den Alten, so verdient nur Tasso von den Neueren der jungfräuliche Dichter genannt zu werden. Jede Zeile aus seinem Leben athmet die süßeste Liebesgluth; selbst in der Gerusalemma, wo seine Muse geharnischt auftritt von Kopf bis zu Fuß, ist dennoch Liebe die Seele, die unter dem aufgeschlagenen Visier aus den trotzigen, stolzen, schönen Zügen spricht.

Aber selten zeigt sich eine Spur jener wildlodernden verzehrenden Flamme der Leidenschaft, in die sinnliche Liebe ausbricht, sobald sie auf Hindernisse stößt, die ihrer Befriedigung in den Weg treten. Daß niemals seiner geistigen Gluth irdische Elemente sich beigemischt hätten; wer dürfte dieß behaupten, ohne ihn den Reihen der Sterblichen zu entrücken? Aber wenn immer; so war es doch gewiß keine der Fürstinnen in die er entbrannt war.

Der Polarstern, um den — wie es scheint — der Himmel aller Poeten von Ferrara sich drehte, war Lucrezia Bendedio, ein schönes Hoffräulein, dessen Namen jedoch wahrscheinlich zugleich mit aller seiner Schönheit der ewigen Nacht der Vergessenheit anheimgefallen wäre, wenn nicht auch Tasso ihm gehuldigt, wenn seine Lieder ihm nicht ewige Jugend verliehen hätten.

Die erste Stufe der Liebe ist Bewunderung der Schönheit und Anmuth, die aber eher mit ehrerbietiger Scheu in der Entfernung halten, als zur Annäherung drängen wird. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß Tasso in seinem Verhältniß zu den Fürstinnen je diese erste Stufe überstiegen habe; und seine Gedichte, welche ihre liebenswürdigen Eigenschaften schildern, legen durch ihre stets sich gleich bleibende Wärme das unzweideutigste Zeugniß dafür ab. Unverkennbare Leidenschaft dagegen, wenn gleich in ihrem zartesten Ausdruck, ist der Inhalt der wenigen Zeilen die wir unter seinen Gedichten an Lucrezia Bendedio gerichtet finden; Sirene, redet er sie an:

Sirene, die als Göttinn uns erschienen,
Lebst du im Meer um dich vergoßner Thränen,
dem — Strömen gleich — in nie erfülltem Sehnen,
Als Unterthanen meine Augen dienen.
Und jener Mund, der Zorn des Himmels sühnen
Durch süßen Wohllaut muß, wenn du die schönen
Rubinen öffnest, mich kann er nur höhnen,
Und, nah' ich mich dir, strafen mein Erkühnen.
Die Seele, die durch Harmonie gebunden,
Entbrannt durch deiner heitern Sonne Strahlen,
In deren Schein kein Winter wird erfunden:
Wie soll sie dir, die arme, widerstehen?
Was bleibt ihr, als — da ewig ihre Qualen —
Sie minder hart zu strafen, dich zu flehen? *)

Selten sind Dichter glücklich in ihren Neigungen. Wie die Israeliten vor Moses zurückwichen, als er mit leuchtendem Antlitz vom Sinai zu ihnen herabstieg; so treten die Menschen auch vor den Dichtern scheu zurück, sobald sie das Feuer der Begeisterung ahnen, mit welchem die Gottheit die ihr geweihten Gemüther heiligt. Semele ward von den Flammen verzehrt, als ihr der liebende Gott, den sie umarmte, in seiner wahren Gestalt erschien; auch des Dichters Busen trägt dieselben Flammen in sich.

---

* Sonett, aus einer handschriftl. Reimsammlung bei Serassi, Vita di Torquato Tasso, pag. 139:
Tu, che' n forma di Dea, vera Sirena,
Nel mar di pianto di chi t'ama vivi etc.

Tasso fand in seiner Liebe einen Nebenbuhler an Giambattista Pigna, dem Philosophen und Secretair des Herzogs, der zwar die schöne Lucrezia in ungleich schlechteren Versen besang, doch wahrscheinlich durch das Ansehen, dessen er bei Hofe genoß, besser empfohlen wurde, als Tasso durch seine Lieder. Die Prinzessin Leonora, die von dieser Nebenbuhlerschaft Unfrieden und Störungen befürchten mochte, fand ein sonderbares Mittel, alle Parteien zu vereinigen: auf ihren Rath wechselte Tasso mit seinem Gegner die Waffen. Er überließ es diesem, seine Geliebte zu besingen und einen ganzen Band Gedichte zum Lobe derselben zu schreiben und übernahm es dagegen diese Poesien in philosophischen Abhandlungen zu erklären. Ob mit der Art, wie dieß geschah, der Verfasser zufrieden war, müssen wir dahin gestellt seyn lassen: von Eifersucht, wenn er zu dieser Leidenschaft geneigt war, wurde er gewiß nicht geheilt. „Wie die Sterblichen Gott erkennen — sagte Tasso in der Zueignung seiner Erläuterungen an die Prinzessin, — wie die Sterblichen Gott erkennen, nicht in dem reinen und einfachen Wesen der Gottheit — denn dazu wären sie unfähig — sondern in dem Meisterwerke ihrer Schöpfungen; oder, wie wir die Sonne betrachten, nicht in ihrem eigenen ursprünglichen Glanze, sondern in dem Abbilde, welches das Wasser von derselben zurückwirft; so habe auch ich beschlossen zu thun, nämlich Signora Lucrezia in ihren Werken zu bewundern und zu feiern. Von diesen, so mannigfaltig und rühmlich sie auch sind, läßt sich aber keines mit den Liebesgedichten vergleichen, — ich weiß kaum, ob ich sagen soll des Secretairs Pigna oder der Signora Lucrezia; denn wenn sie von dem Geiste des einen in das Licht gestellt sind, so ging dagegen von der andern die Lebenskraft aus, welche sie schuf. Signore Pigna muß mir verzeihen, wenn ich ihn dieser Ehre beraube; ich kann jene Gedichte indeß nicht anders, als Gedichte der Signora Lucrezia nennen; weil so viele und so mannigfaltige Poesien, in so kurzer Zeit, über so bedeutende verschiedenartige Gegenstände, mit so großer Kunstfertigkeit geschrieben, und dieß unter den Abhaltungen der wichtigsten Geschäfte und in der Vertiefung eines unausgesetzten Studiums, nicht sowohl Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft, als Schöpfungen und Werke der Liebe seyn können.“*)

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die geographischen Entdeckungen und den Grad der Civilisation im innern Afrika.

(Fortsetzung.)

In Ermanglung eines allgemeinen wissenschaftlichen Gemäldes versuchen wir nach den neuesten Entdeckungen den Zustand der Völker des innern Afrika's im Umrisse darzustellen. Eine Skizze wird bei einer noch in der Kindheit liegenden Civilisation genügen.

Der systematischen Ansichten über den gesellschaftlichen Zustand dieser Völker gibt es viele; wir sind gegenwärtig im Stande, jene Ansichten zu würdigen. Die alte Behauptung, es enthalte das innere Afrika eine zahlreiche und in großen Städten vereinte Bevölkerung findet sich bestätigt. Bornu allein zählt 13 Hauptstädte; Städte von 8 — 10,000 Einwohnern sind häufig; es giebt deren mehrere zu 15,000 — 20,000; Angornu hat 30,000; man zählt sogar mehrere bis 40,000; wie Kano. *)

Darf man dem Berichte, welcher dem Major Denham gemacht wurde, Glauben beimessen, so hatte die alte 1809 zerstörte Hauptstadt von Bornu gegen 200,000 Einwohner; Sakkatu, 1803 erbaut, ist gegenwärtig die bevölkertste Sadt in Sudan, mit Ausnahme von Tombuktu, welches mit dem Dioliba-Flusse die Grenze dieser Region bildet. Kaschna ist jetzt fast verlassen. Alle diese Bevölkerungslisten beruhen indessen noch immer auf sehr unsicheren Schätzungen, und besonders hat man sich vor Uebertreibungen dabei zu hüten. Wenn sie sich in größern Massen in den von Mauern umgebenen Städten zusammendrängen, so geschieht dieß, um sich gegen unerwartete feindliche Angriffe zu schützen.

Bei der allgemeinen Unsicherheit bleibt der größte Theil des Bodens, der des Anbaues fähig wäre, verlassen. Wenn aber auch die Bevölkerung der Städte sich auf 3 — 400,000 Einwohner beliefe, die der Ortschaften und Dörfer auf 5 — 600,000, und die des übrigen Landes etwa auch noch auf 1,000,000, was ergäbe dieß im Ganzen als 2,000,000 Einwohner für eine Oberfläche von wenigstens 50,000 □ Lieues bewohnbaren Landes?

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Der so eben erschienene zweite Band von Van Halen's Memoiren enthält folgende, im Munde eines Russen vielleicht charakteristische Anekdote:

„Ich bin überzeugt, (sagte mir ein alter Hofmann aus der Zeit Paul I.) daß Europa jetzt glücklicher seyn würde, wenn die beiden Monarchen, die den Frieden von Tilsit schlossen, damals ihre Kronen gewechselt hätten. Alexander, mit seiner schönen Gestalt, seiner Mäßigung, der Anmuth seines Benehmens hätte bei den Pariser das Andenken Heinrichs IV erneuert, während Napoleon mit seinem kriegerischen Geiste, an der Spitze unserer zahlreichen und tapfern Legionen auf den Mauern von Byzanz stünde, und den Gegenstand unserer heisesten Wünsche, die große griechische Verbrüderung, zu Gunsten der Civilisation entschiede. Zugleich öffnete Asien seinem Ehrgeize ein so ungeheures Feld, daß sein Leben nicht hingereicht hätte, es zu durchschreiten.“

---

*) Serassi, vita di Tasso pag. 112. S. im sechsten Band der großen Venet. Ausgabe von Tasso's Werken, die Considerazioni sopra tre Canzoni di Gio. Batt. Pigna, intitolate le tre sorelle; nelle quali si tratta dell' Amor Divino in paragone del lascivo.

*) Kano hat 6 Stunden im Umfange; ist mit einem 30 Fuß hohen Erdwall, und einem doppelten Graben auf der innern und der äußern Seite desselben umgeben. Die Stadt hat Thore von Holz, die regelmäßig mit Sonnenaufgang geöffnet, und mit Sonnenuntergang geschlossen werden; aber kaum ¼ des innern Raumes ist mit Häusern bedeckt, der Ueberrest mit Gärten und Feldern. Man findet hier eine eigene Anstalt für Blinde, selbst eine für Hinkende.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 7. 7. Januar 1828.

Die Schäkers in Nordamerika.*)

Wir sprachen über Religionsfreiheit und ich meinte, Sekten, die sich mit dem Zwecke des Staats nicht vertrügen, sollten wir nicht dulden. „Der scheint, Lust zu haben, uns über europäische Philosophie Vorlesungen zu halten," sagte John; du meinst also, wer nicht Soldat seyn wolle, der soll auch nicht Staatsbürger seyn können. Nein, Freund, wir brauchen fleißige Hände für den Pflug, und damit hat weder der Glaube, noch der Soldatenstand was zu schaffen. Hände, welche die Waffen tragen, finden sich schon." „Kennst du die Schäkers?" setzte er hinzu. Auf meine Antwort, ich kenne sie fast blos dem Namen nach, machte mir John den Vorschlag, eine ihrer Niederlassungen, die in der Nähe lag, zu besuchen; es war Sonntag, und so hofften wir, sie beim Gottesdienst zu beobachten. Unterwegs unterhielten wir uns über diese sonderbare Erscheinung. Eine Sekte, die sich zum ehelosen Leben bekennt, war natürlich meinen Begriffen vom Staatszweck noch mehr zuwider, als die unkriegerische Sekte der Quäker, deren praktische Tugenden ich übrigens schätzte, wenn ich auch auf ihre Inspirationen keinen Werth legte; dachte ich an die Swedenborgianer, so fand ich ihre Lehre vom tausendjährigen Reich, worin sie mit den Schäkers übereinstimmen noch erträglich, in Betracht, daß jene wenigstens die Zeit, wo man nicht mehr freyt, etwas weiter hinaussetzen. Also Mönche und Chiliasten! rief ich aus, und man wird mir glauben, wenn ich versichere, daß ich von diesen Schäkers keine große Meinung hatte und sie mir schlechtweg als griesgrämige und abgeschmackte Schwärmer vorstellte. »Aber (fragte ich meinen Gefährten) wie ist es möglich, daß sich eine solche Sekte in einem Land, wo sie nicht verfolgt wird, auch nur einige Jahre lang erhalten kann?« Für dich hätte also, erwiederte er, das neue Jerusalem nicht so viel Anziehendes, als das Cölibat Abstossendes; wenn ich dir aber sage, daß es ihrer im J. 1680 zwölf waren und jetzt viertausend sind, so wirst du an ihrem Fortbestehn vor der Hand nicht zweifeln.« Wir hatten nun den Hügel erstiegen, über welchen unser Weg nach Howard, in der Grafschaft Worcester, der Ansiedelung der Schäkers führte, und sahen in das Thal hinab. Ich ward froh überrascht durch den heitern Anblick, der sich meinen Augen darbot. Das war kein La Trappe, wie ich mir vorgestellt hatte. »In unserem glücklichen Lande«, sagte John, nimmt die Schwärmerei nicht jenen düstern und menschenfeindlichen Charakter an, der sie anderswo so abschreckend und selbst gefährlich macht. Die Natur ist hier zu mächtig, als daß sie den Menschen im dumpfen Brüten in sich versinken ließe. Europa hat uns schon manche verrückte Mystiker geschickt; hier werden sie brauchbare Menschen. Die Größe und Frische der Erscheinungen, das Leben an diesen Strömen, in diesen grünenden Thälern, auf diesen von unendlicher Saamenkraft schwellenden Fluren ist eine heilsame Kur für viele Schäden der alten Welt.« — Wir waren indessen nach Howard gekommen. Die Lage des Orts in einem einsamen Thalwinkel zwischen ziemlich hohen mit Wald bewachsenen Bergen ist ungemein malerisch; freundlich blinken die großen rothbemalten Wohnungen, neben denen nicht minder geräumige Werkstätten von dem nehmlichen Aussehen stehen, dem Wanderer entgegen, wenn er die breiten Straßen betritt. Das glänzend weiße Haus, wo sie ihre gottesdienstlichen Versammlungen zu halten pflegen, bildet einen seltsamen Contrast. Der Geist der Ordnung, der überall herrscht, nimmt auf den ersten Anblick günstig für sie ein und zeigt den Weg an, auf dem sie zum Wohlstand gelangt sind. Wenn schon das Bisherige aufmerksam macht, so wird man durch die vielen Windmühlen, die in dem wasserreichen Amerika so selten sind, noch stärker daran erinnert, daß hier Sonderlinge wohnen. Da hört man nichts von dem lustigen Lärmen der Kinder, die aus der Schule stürzen, es ruht ein Ernst auf den nicht mehr jugendlichen Gesichtern, der auszudrücken scheint, daß sie den Siegen und Versuchungen der Welt entsagt haben. Wir traten in ihr Gotteshaus. Es ist eine große geräumige Halle mit einem weißen glatt wie Marmor polirten Fußboden; in zwei Chören standen auf beiden Seiten die Schwestern und die Brüder und bewegten sich in kreisförmigen Prozessionen um einander, bald singend, bald die Hände faltend, und wenn dann die Spitzen der beiden Kolonnen sich begegneten, so verbeugten sie sich zierlich gegen einander. Die Bewegung geschah mit einer militärischen Abgemessenheit und hielt die Mitte zwischen Marsch und Tanzschritt. Dabei war aber soviel Anstand und sogar nicht selten im Gange der Mädchen eine elastische Zierlichkeit, die der Scene das Lächerliche benahm, das sie sonst gehabt hätte. Als wir uns wieder auf dem Rückweg befanden, warf ich noch einen Blick auf die

*) Mit diesem Artikel eröffnen wir eine Reihe fortlaufender brieflicher Mittheilungen, von Sidons, dem in Philadelphia wohnenden Verfasser des bekannten Werks über Nordamerika.

üppigen Wiesen, Felder und Gärten, und indem ich der Werke ihres Fleißes gedachte, vergaß ich meine Theorien vom Staatszweck und sagte: »warum sollten wir diese Harmlosen in ihren Thälern nicht dulden? ist es ja doch nur Ruhe, die sie hier suchen.« »Ja, sagte John, mancher mag wohl sein besseres Ich aus den Trümmern der Welt in diese Einsamkeit retten, wo er unter monotonen Formen seinen Schmerz und seine Leiden vergessen lernt.« *)

Bemerkungen über die geographischen Entdeckungen und den Grad der Civilisation im innern Afrika.

(Fortsetzung.)

Im Gegensatz zum Thale des Nils, und zu dem von Senegambien sind in Bornu die Weiber nicht sehr fruchtbar; sie werden hier später mannbar und bringen selten mehrere Kinder zugleich auf die Welt, während in jenen Ländern Zwillingsgeburten eine sehr gewöhnliche Erscheinung sind.

Vor weniger aufgeklärten Zuhörern würde ich um Entschuldigung bitten, für die fast barbarischen, und selbst der Wissenschaft noch fremden Namen, welche ich anführen muß; vielleicht wird indessen das Interesse, welches diese Entdeckungen erregen, und besonders auch die Wichtigkeit, welche sie für Europa gewinnen können, ihnen größern Wohllaut für unser Ohr leihen. Ich übergehe mit Stillschweigen die Tibbus, Targhis, Tuariks **) und die Tuât, denen man auf dem Wege durch die große Wüste, ehe man Sudan betritt, begegnet: die erstern kupferfarbig, den Leib tättowirt, die lebendigsten und thätigsten Menschen, und Männer, Weiber und Kinder die gewandtesten Diebe, die man kennt; die Andern kriegerisch, voll Verachtung gegen den Ackerbau, Todfeinde der Tibbus, aber, wie sie, dem Raub ergeben, und ihre Verheerungen von Kanem bis über Sakkatu hinaus verbreitend; die letzten, Herren des westlichen Theils der Sahara. Nur mit wenigen Worten will ich der Bewohner von Bornu erwähnen, der zahlreichen Völker, welche sie umgeben, und der Bewohner des Reiches Haußa. Ganz schweige ich von den Ländern, welche die Reisenden nicht mit eigenen Augen gesehen haben.

Diese Masse von Völkern läßt sich auf zwei Hauptracen zurückführen: die Urbewohner mit dunkelschwarzem, und die Araber, die den Islam in Afrika verbreiteten, mit erzfarbigem Teint. Die Nichtanhänger der Lehre des Propheten unterscheiden sich von den Mahomedanern durch ihre wilderen Sitten: z. B. die den friedlichen Bewohnern Bornu's so furchtbaren Biddumainsuianer, welche ihre Nachbaren nach ihren Raubnestern entführen, um sich von ihnen Lösegeld zahlen zu lassen; oder die Kerdis, rohe Gebirgsbewohner, welche den englischen Reisenden als ursprüngliche Christen bezeichnet wurden, was aber nach der schauerlichen Schilderung, die Major Denham von ihnen gibt, sehr bezweifelt werden muß. Ihre Waffen sind vergiftet; als einzige Kleidung tragen sie ein Leopardfell; ihr Körper ist bunt übermalt und ihren Kopf ziert ein Diadem von Zähnen und Knochen erschlagener Feinde.

Der Urbornuane ist furchtsam und interesselos, häßlich von Gesicht, groß von Wuchs; der Bewohner von Mandara dagegen lebhaft, verständig, mit großen Augen, und einer Adlernase: die Frauen sind auffallend schön. Im Süden des Tschadsees ist noch ein schönerer Schlag von Menschen, die zugleich scharfsinnig und geistreich sind; die Bewohner von Waday im Osten des Sees gelten für bösartig und ungastlich. Die Chuâas haben die Erzfarbe und den unbezähmbaren Muth der Araber, von denen sie abstammen; die Frauen des Landes sind schön und lieblich; ihre Tracht ist anständig, malerisch und geschmackvoll. Durch diesen Volksstamm kam das Arabische nach Bornu.

Dieselbe Erzfarbe haben auch die kriegerischen Fellâtas, die einer eigenthümlichen Race angehören. Von Mandara bis Dschenni am Dioliba dehnen sie sich über eine Fläche von 400 Lieues aus. In Haußa ist die Bevölkerung dichter und belebter; die Frauen zeigen einen Grad von Nettigkeit und Feinheit, welche die Reisenden an die Landbewohnerinnen in der Gegend von London erinnerte.

Das Tättowiren ist allgemeine Mode von den Ufern des Tschadsees bis zu den Grenzen Haußa's: es besteht in Einschnitten im Gesichte, auf der Brust und auf den Armen und Beinen. Bizarrer ist die Sitte, die am Bornuanischen Hofe herrscht: man kann hier keine Stelle bekleiden, ohne daß man einen unverhältnißmäßigen Bauch hat; glücklicher Weise ist es aber den Höflingen erlaubt, die Kunst zu Hülfe zu nehmen, wenn ihnen die Natur die zur Hoffähigkeit erforderliche Portion Bauch versagt hat. *)

---

*) Apostaten der Schäkers haben hie und da nachtheilige Gerüchte gegen ihre Sittlichkeit ausgesprengt; daß sie aber ungegründet sind, geht schon aus der allgemeinen Achtung hervor, deren die Sekte genießt. Sie hat, außer der angeführten, noch mehrere Niederlassungen im Ohiostaate.

**) Die Tuariks sprechen eine besondere Sprache, die gleich verschiedenen Mundarten des Atlas viel berber'sche Worte enthält. Alle diese Dialekte scheinen von einer uralten Sprache zu stammen, welche Lybien eigenthümlich war, und deren Trümmer man in dem ganzen nördlichen Afrika wieder findet: sey es nun, daß sie durch die Zerstreuung eines und desselben Volkes verbreitet wurde, sey es, daß die Vermischung der Völker Sudans, der Einbruch der Araber und der Mauren, und andere noch ältere Ereignisse auf diese Sprache ihren Einfluß geübt haben.

*) Der Bornuanische Hofmann macht sich weder einen cul de Paris, noch falsche Schenkel und Waden, sondern einen falschen Bauch, und braucht zu diesem Zweck vielleicht ein Dutzend Hemden; ein seltsamer Anblick — diese dicken Ungeheuer auf Stelzbeinen mit bis zum Ersticken vermummten Gesichtern. Eben so sonderbar ist die Sitte der Bornuanen, ihrem Souverän bei Audienzen den Rücken zu bieten, indem sie es für einen Mangel an Lebensart halten, wenn man Jemand, mit dem man spricht, ins Gesicht sieht.



In Bornu werden die Hochzeiten ungefähr wie in der Barbarei und Egypten gefeiert. Obgleich die Frauen kaum besser als Sklavinnen behandelt werden, so daß sie mit ihren Männern nie anders als knieend sprechen: so sind sie doch kräftig, herzhaft, arbeitsam. In Mandara leben die verschiedenen Zweige einer Familie zusammen. Die Haußier begraben ihre Todten in ihren Wohnungen mit Ausnahme der Sklaven, deren Leichname über das Weichbild der Städte hinausgetragen und den Hyänen und Geiern preis gegeben werden.

Die Gaukler und die Psillen oder Schlangenbeschwörer unterhalten die Menge mit ihren Künsten, wie an den Ufern des Nils. Tanzmusik, Spiel und körperliche Uebungen sind in Bornu und Mandara und im übrigen Sudan nicht unbekannt. Der Tanz ist hier züchtiger und weniger schwerfällig, als in Egypten; die Musik, welche aus Flöte Trommel, Klarinett und einer 12 Fuß langen Trompete besteht, ist plumper. Man spielt Schach und andere Spiele; der Faustkampf zwischen Sklaven ist eine Belustigung, wofür die Einwohner eine leidenschaftliche Liebhaberei haben. Die Athleten kämpfen nach dem Takt der Musik; blutig wird dieses Spiel jedes Mal durch die Wildheit der Herrn, die ihre Sklaven so lange hetzen, indem sie rufen, schelten und drohen, bis einer dieser Unglücklichen vor ihren Augen niedersinkt.

Woher diese traurige Aehnlichkeit mit Europa, dieser Völker in der Kindheit mit jenem königl. Volke auf dem höchsten Gipfel der Geschmacksverfeinerung und — soll ich es sagen — mit den christlichen Völkern überhaupt? In inniger Verbindung mit diesem Hang zur Grausamkeit, *) mit dieser Verachtung des Menschenlebens steht der kriegerische Geist dieser Völkerschaften; selbst die Weiber kämpfen unerschrocken mit, und kräftigen durch ihr Beispiel den Muth der Männer. Es gibt hier nur Ein Recht, das Recht des Kriegs; nur Eine Kunst, die Fortschritte gemacht, die Kunst des Kriegs. Staunt man nicht in einem solchen Lande von regulären Armeen sprechen zu hören, von militärischen Evolutionen, von Cavallerie-Corps zu 4000, ja zu 15000 Mann, die ein einziger Staat besitzt; von Linientruppen zu 9000, zu 1200, ja zu 20,000 Mann; von dem Gebrauche des Wortes **Ordnung**; von Helmen, Harnischen, von Panzerhemden aus Eisen oder Wolle für Menschen und für Pferde? **)

Indessen sind dieß alles Dinge, welche glaubwürdige Beobachter in Katagum bei den Bornuanern, bei den Mongowis und überall gesehen haben. Und so ist es auch das Kriegstalent, es sind diese furchtbaren Waffen, womit wir unsre Feinde mit Blitzes-Geschwindigkeit vernichten, dasjenige, was von unsrer Kunst und Wissenschaft diese Völker am meisten bewunden. Warum werfen sie sich nicht auf Ackerbau und Gewerbe mit der Leidenschaft, womit sie das Werk des Zerstörens betreiben? Umsonst fordert der fruchtbare Boden die stets mit Bogen und Köcher, mit Schwert und Lanze bewehrten Hände; umsonst verspricht er dem Afrikaner die schnellste Verbesserung seines gesellschaftlichen Zustandes. Aber hier ist nichts dauernd: ein Reich folgt auf das andere, Städte folgen auf Städte, fremde Herrscher auf eingeborne Fürsten; gewaltsam und in ganzen Massen werden die Bevölkerungen versetzt; Alles wechselt und vergeht, nur die ewige Natur *) nicht, die des Schaffens und des Wohlthuns nicht müde wird.

Braucht es mehr, um das Dunkel zu erklären, das die Geographie Afrika's noch umhüllt, die Widersprüche, die allen Nachrichten von dort ankleben? Krieg und politische Umwälzungen sind gewiß nicht weniger Schuld, als Lügen, oder Unwissenheit.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der gegenwärtige Henker in Sakkatu qualifizirte sich zum Nachfolger seines Bruders im Henkeramte dadurch, daß er diesem in Gegenwart des Sultans unversehens mit einem Streiche den Kopf abschlug.

**) Man findet häufig Maltesische Klingen, die von Tripoli dahin gebracht werden. Zur Zierrath auf ihren Schilden und in ihren Hütten dient ihnen das Maltesische Kreuz. Diese Kreuze und andere ähnliche Zierrathen sind in Bornu, selbst bei den Tibbus und Tuariks häufig. Der Hugamonga, eine Waffe, welche die bornuanischen Soldaten auf ihre Feinde schleudern, hat viel Aehnlichkeit mit der sichelförmigen Waffe auf den Grabmählern der Egypter. Die Sandale ist die gewöhnliche Fußbekleidung der Bewohner Sudan's.

*) Zwey Monat nach der Saat ist Aernte. Das Brod kennt man fast gar nicht; die Weiber besorgen den Ackerbau.

Ueber den Ursprung und Fortgang der im innern Asien gegen die chinesische Regierung ausgebrochenen Revolution.

Von J. v. Klaproth.

(Fortsetzung.)

Das General-Gouvernement der westlichen Gegenden zerfällt in zwei große Provinzen:

I. Thian schan pe lu, oder die Provinz nördlich vom Himmelsgebirg, bestehend aus folgenden drei, nach ihren Hauptörtern benannten Departements: 1) Ili. 2) Kur kara ussa. 3) Tarbagatai.

II. Thian schan nan lu, oder die Provinz südlich vom Himmelsgebirge, bestehend aus zehen mohammedanischen Fürstenthümern: 1) Chamil. 2) Pidschan. 5) Charaschan. 4) Kutsché. 5) Sairam. 6) Aksu. 7) Uschi. 8) Kaschkar. 9) Yarkand. 10) Chotan.

Mit der chinesischen Herrschaft fing für die mohammedanischen Fürstenthümer der kleinen Bucharei, eine neue Epoche eines vorher nie gekannten Wohlstandes an. Die Bedrückungen, welchen die Bewohner von ihren eigenen Fürsten ausgesetzt gewesen waren, hörten auf, die Landstraßen wurden von den häufigen Räuberbanden gereiniget,

und starke Truppenabtheilungen hielten die benachbarten Kirgisen, Burut, und andere Nomaden- und Gebirgsvölker, von Einfällen in das Land ab. Ein beträchtlicher Handel fing an zu blühen, weil die Caravanen, durch die er in dieser Gegend getrieben wird, frei und ungehindert kommen und gehen konnten. So beschrieben wenigstens die nach Rußland handelnden Einwohner der kleinen Bucharei den Zustand ihres Vaterlands unter chinesischer Herrschaft, und übereinstimmend mit dieser Aussage waren auch die Berichte, welche der englische General Malcolm, von mohammedanschen Kaufleuten und Reisenden, in Indien einziehen konnte.

Seit der Unterwerfung dieser Länder durch die Chinesen ist, aus den angeführten Gründen, selten die Ruhe durch Empörungen gestöhrt worden. Jedoch veranlaßten, im Jahre 1765, die Grausamkeit des einheimischen Beherrschers von Uschi, und die Zügellosigkeit des dort kommandirenden chinesischen Generals, einen Aufruhr in dieser Stadt, der sehr gefährlich wurde. Nur durch Khian lungs nachdrückliche Maaßregeln, und durch die Schnelligkeit ihrer Ausführung ward diese Revolution beendigt; indem Uschi wieder erobert, und alle seine Einwohner ausgerottet wurden. Diese Stadt ward darauf mit andern Bucharen bevölkert, und der Sitz des chinesischen Generals nach Aksu verlegt.

Ein Sohn des Bolatun, erregte im Jahre 1775 eine andere Empörung in der kleinen Bucharei, die aber von kurzer Dauer war und mit seiner Verjagung endete.

Seitdem haben die Chinesen ihre mittelasiatischen Provinzen, im Ganzen mit Gerechtigkeit und Milde, aber auch nach festen Grundsätzen beherrschet. Zu ihrer Erhaltung war eine verhältnißmäßig sehr geringe Kriegsmacht hinlänglich; denn in Kaschkar befand sich nur eine Besatzung von 1000 Mann, und in den andern der acht mohammedanischen Städte überstieg die Anzahl deeselben nie einige hundert Mann. Um so unerwarteter kam die Nachricht von der im Jahre 1826 in jenen Gegenden ausgebrochenen Revolution, über welche wir in diesen Blättern Alles zusammengestellt haben, was bis jetzt über den Ursprung, den Fortgang und das Ende derselben, in Europa bekannt worden ist.

Die erste Veranlassung zu dieser Empörung ist so geringfügig, daß man fast glauben sollte, sie sey bereits lange vorbereitet gewesen, und man habe sich desselben nur bedient um ihren Ausbruch zu beschleunigen. Die Bewohner der Stadt Chotan hatten angefangen einen benachbarten Wald umzuhauen; dieser Umstand erregte die Unzufriedenheit der Besatzung, welche behauptete, daß dadurch das Fúng schui der Chinesen zerstört werde. Dieses Wort bedeutet Wind and Wasser, dient zur Bezeichnung eines in China allgemein verbreiteten Aberglaubens, nach welchem irgend ein Gegenstand in der Nachbarschaft eines Wohnplatzes, glück- oder unglückbringend angesehen wird. Die Besatzung von Chotan hielt diesen Wald für glückbringend, oder ihr Anführer bediente sich dieses Vorwandes, um das Aushauen desselben, welches ihm vielleicht aus andern Gründen nicht räthlich schien, zu verhindern. Darüber entspann sich ein Streit zwischen der Besatzung und den Einwohnern, der bald in einen blutigen Kampf ausschlug, in dem mehrere chinesische Soldaten und Offiziere das Leben verloren. Dieß war das Signal eines allgemeinen Aufstandes der Mohammedaner, an deren Spitze sich Dschanggar, ein Enkel des obenerwähnten Sohnes des Bolatun, stellte.

Der zu Kaschkar kommandirende General hatte einen Sohn des Dschanggar, welcher an der Ermordung chinescher Offiziere Theil genommen hatte, hinrichten lassen; worauf sich der Vater zu den benachbarten Burut, einem kirgisischen Stamme, der nördlich von Kaschkar, im hohen Gebirge hauset, flüchtete, um bei ihnen Hülfe zu suchen. Er ward von den ihm nachsetzenden Truppen bis an die Grenze der Burut verfolgt, und da der chinesische Anführer den Auftrag hatte, ihn todt oder lebendig zu stellen, so ließ er einen der gefangenen Häuptlinge der Burut hinrichten, und gab seinen Leichnam für den des Dschanggar aus, um sich von dem Vorwurfe zu befreien, daß er dem ihm ertheilten Befehle kein Genüge geleistet habe. Dieser unüberlegte Schritt brachte auch die Burut in Aufruhr, und Rache fordernd, beeiferten sie sich, dem Dschanggar thätigen Beistand zu leisten. Mit mehreren hundert von ihnen rückte er gegen Kaschkar, ward aber zurückgeschlagen. Der Kommandant dieser Festung hatte indeß im Kampfe eine Wunde im Gesichte erhalten; er konnte daher den Feind nicht selbst verfolgen, sondern schickte ihm zwei von Ili gekommene Officiere mit Truppen nach, welche den Dschanggar in dem Augenblick erreichten, als er sich in eine Mesdchsched rettete. Diese wurde von den Verfolgern eng eingeschlossen, dennoch fand Dschanggar mitten in der Nacht Gelegenheit glücklich zu entkommen, unter einem heftigen Schießen mit Pfeilen und Lanzenwerfen von Seite der Seinigen, die sich in der Mesdsched tapfer vertheidigten.

Auf diese Art verloren die Verfolger Dschanggar's seine Spur; — in kurzer Zeit gelang es diesem, eine große Menge seiner Landsleute und Glaubensgenossen, bei denen er als Nachkomme Mohammeds in dem größten Ansehen stand, um sich zu sammeln, und er brach mit diesem Heere aufs neue gegen Kaschkar auf. Der dortige chinesische Befehlshaber, zu schwach um ihm Widerstand zu leisten, zog die 250 Mann starke Besatzung von Jengi schahr (Neustadt) 140 Li (chinesische Meilen) südlich von Kaschkar gelegen, an sich, und verlangte sowohl von Ili, als vom Hofe zu Peking schleunige Hülfe, fest entschlossen sich unter den Mauern der ihm anvertrauten Stadt zu begraben, wenn die Rebellen die Belagerung derselben unternähmen, da es ihm sowohl an Truppen, um sie zu vertheidigen, als an Lebensmitteln fehlte, mit denen er eine längere Berennung hätte aushalten können.

(Schluß folgt.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 8. 8 Januar 1828.

Ein Besuch bei dem persischen Hofe.

Bei der immer steigenden Wichtigkeit, welche in der neuesten Zeit die politischen Verhältnisse Persiens auch für Europa erhalten haben, glauben wir unsern Lesern einen nicht uninteressanten Beitrag zur Kenntniß und richtigen Beurtheilung derselben zu liefern, indem wir aus einer kürzlich in London erschienenen Reisebeschreibung *) folgende Schilderung des persischen Hofes und seiner nächsten Umgebungen entlehnen.

In dem Fort Ardebeel, in dessen Nähe der Schah seit Ausbruch des Krieges sein Hoflager aufgeschlagen hatte, fanden wir sechszehn russische Offiziere, welche mit etwa tausend Gemeinen in dem Fort und dessen Umgebungen als Kriegsgefangene aufbewahrt wurden. Den Offizieren war eine sehr bequeme Wohnung angewiesen, nach Landesart von einem kleinen Hofe umgeben. Es befand sich unter denselben ein Oberstlieutenant, ein Major, zwölf Infanterie- und zwei Kosacken-Offiziere. Zwei dieser Militairs waren verwundet: der eine durch einen Pistolenschuß des wilden Sirdars (Kommandanten) von Erivan, den dieser auf ihn abgefeuert hatte, als er ihm vorgeführt wurde. Wir befragten den gefangenen Oberstlieutenant Mizemowsky über das Treffen bei Kunjeruck, dessen die russischen Kriegsberichte nicht erwähnten, und in welchem der Oberstlieutenant, an der Spize eines Corps von 1200 Mann mit 4 Stücken Geschütz, von dem Prinzen Abbas Mirza aufs Haupt geschlagen wurde. Er antwortete uns, er habe sich neun Stunden ununterbrochen in brennender Sonnenhitze, auf einem Terrain, wo nicht ein Tropfen Wasser zu bekommen war, gegen eine unverhältnißmäßige Ueberlegenheit vertheidigt. Nachdem aber von seinem Corps bereits 400 Mann gefallen, die Kanonen demontirt, ein Pulverwagen in die Luft geflogen, die übrige Munition verschossen, und seine Soldaten von Ermattung und Durst fast aufgerieben waren, habe er sich gezwungen gesehen, die Waffen niederzulegen. Der in Diensten des Prinzen befindliche englische Sergent Dawson war es, der die russischen Kanonen demontirt und den Pulverwagen in die Luft gesprengt hatte.

Ein russischer Offizier, der gleich beim Anfange des Kriegs in Gefangenschaft gerieth, hatte die mahommedanische Religion angenommen, und den Namen Abdallah Khan erhalten. Seitdem versuchte man häufig auch die übrigen Gefangenen zu demselben Schritte zu bewegen, doch wurden von ihnen stets alle Vorschläge dieser Art mit Unwillen zurückgewiesen.

Wir wurden zu einem Feste bei Secunder-Khan, dem Gouverneur der Stadt und Provinz Ardebeel, geladen. Etwa anderthalb Stunden von diesem Platze hatte man furchtbare Denkmäler orientalischer Barbarei errichtet. Auf einem in der Mitte der Ebene befindlichen kleinen Hügel befanden sich fünf Kellah-i-minar, d. h. Pyramiden von Menschenköpfen. In einem von Backsteinen aufgeführten Mauerwerk hatte man eine große Anzahl von Nischen angebracht, in welchen gegen tausend Köpfe erschlagener Russen aufgestellt waren. In den Mund einzelner dieser Köpfe hatte man zum Hohn eine Pfeife gesteckt. Der fürchterliche Gebrauch, solche über allen Ausdruck Schauder und Eckel erregende Pyramiden zu errichten, ist in Persien seit undenklichen Zeiten eingeführt. —

Endlich gelangten wir zu dem Hoflager des Königs selbst. Unter den Großen im Gefolge des Fürsten bemerkten wir sogleich Mirza-Abul-Hussein-Chan, *) jenen bekannten orientalischen Diplomaten, dessen Erscheinen an den Höfen Europas vor mehreren Jahren so großes Aufsehen erregt hatte. So oft wir ihn sahen, bemächtigte er sich der Unterhaltung mit der ihm eigenen betäubenden Wortfluth, indem er halb englisch, halb persisch sprach, und stets über seine eigenen Späße aus vollem Halse lachte. In unaufhörlichen Schmähungen ergoß er sich über die Russen. „Ach," rief er aus, „wie viel Asche ist auf mein Haupt gefallen, seitdem ich mit diesen raubgierigen, treulosen Barbaren unterhandelt habe!" Dann machte er die gehässigsten, abgeschmacktesten Vergleichungen zwischen ihrer letzten Gesandtschaft und der unsrigen. „Seine Durchlaucht", sagte er, „der Fürst Menzikoff, hatte weder Zelte, noch Pferde, noch Maulthiere, noch Bedeckung; der König, unser Herr, hatte die

---

*) Travels from India to England by the Lieutenant Alexandre, Esq. London, 1827. 8.

*) Im Jahre 1816 Gesandter Persiens an den Höfen von London, Paris, Wien und St. Petersburg; deutschen Lesern auch durch Göthe westöstlichen Divan bekannt.

Gnade ihm Zelte zukommen zu lassen. Er war fast ohne Gepäck angekommen, blos mit den Chapparis, den Postpferden des Landes. Uebrigens war es ein sehr gewandter, höchst verständiger Mann, ein wahrer Gentleman in seinem Benehmen. Es war nicht seine, sondern seiner Regierung Schuld, daß er so schlecht zu seiner Gesandschaft ausgerüstet worden." Nachdem er seinem Unwillen gegen die Russen freien Lauf gelassen hatte, gefiel er sich darin, Anekdoten aus seinem eigenen Leben zu erzählen. Bekanntlich hatten in London die Damen es sich sehr angelegen seyn lassen, ihm Besuche abzustatten. Eines Tages kam eine Lady in Begleitung eines sehr schönen Kammermädchens, um ihn zu sehen. Mirza, der ihr die größte Aufmerksamkeit bezeugte, konnte sich doch nicht enthalten, hinter ihrem Rücken auch der reizenden Begleiterin den Hof zu machen. Unglücklicherweise gewahrte es die Dame, ergriff in höchster Wuth den Fliegenwedel, zerschlug das Glas- und Porzellanwerk des Zimmers, das sie endlich, den Perser mit Schimpfworten überhäufend, verließ.

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung und Fortgang der im innern Asien gegen die chinesische Regierung ausgebrochenen Revolution.

(Schluß.)

Indessen war das Heer der Aufrührer von Chotan aus gegen die andern, nördlicher gelegenen Städte der kleinen Bucharei aufgebrochen, und hatte sich auf seinem Zuge dahin so verstärkt, daß die chinesischen Berichte seine Anzahl weit über 100,000 Bewaffnete angaben. Bei Gascha, zwischen Turfan und Kutsché, theilte sich diese Macht. Die eine Hälfte ging den Belagerern von Kaschkar nach Westen zu Hülfe, die andere wendete sich gegen Norden, brach durch die Pässe des Himmelsgebirges, eroberte die Festung Tschang ki hian, im Departement von Ty hua tscheu, wodurch die Haupt-Kommunikation zwischen dem Gouvernement von Ili und dem eigentlichen China abgeschnitten wurde.

Von Ili aus war indessen der General King tsiang mit neuen Verstärkungen nach Kaschkar abgegangen, und übernahm bei seiner Ankunft daselbst den Oberbefehl gegen die in der Nähe stehenden Rebellen unter Dschanggar, dessen Heer noch durch die Pe mao hoei tsu, oder weiße Turbane tragende Mohammedaner der Umgegend, ansehnlich vergrößert worden war. Die Belagerer rückten der Stadt immer näher, schlossen sie enger ein, und drangen endlich in dieselbe durch einen verdeckten Gang, in dem Augenblicke, als King tsiang, von Lebensmitteln und Ammunition entblößt, einen verzweifelten Ausfall gewagt hatte. Er und seine Truppen fielen mit den Waffen in der Hand.

Einen eben so glücklichen Erfolg hatten die Unternehmungen der Rebellen in Nordosten, wo sie Tschang ki hian eingenommen hatten, indem sie von dort aus gegen Ili vordrangen.

Um die Verbindung zwischen beiden Armeen zu erhalten, hatte Dschanggar, noch vor der Eroberung von Kaschkar, eine starke Truppenabtheilung gegen Aksu gesendet, um sich dieses Ortes, nach Kaschkar des größten und festesten in der kleinen Bucharei zu bemeistern. Der Erfolg entsprach aber seinen Erwartungen nicht, denn dieses Corps ward am 10. November von den kaiserlichen Truppen, bei dem Uebergang über einen Fluß, mit Vortheil angegriffen, und, obgleich sich bei demselben viele mit Feuergewehr bewaffnete Schützen befanden, von den mandschuischen und mongolischen, nur Pfeile und Bogen führenden Truppen gänzlich aufgerieben. Der Anführer der Mohammedaner blieb auf dem Schlachtfelde; die wenigen der Seinigen, welche sich durch die Flucht zu retten suchten, wurden eingeholt, gefangen, und zum warnenden Beispiel aufgeknüpft. Eine bedeutende Menge von Flinten und Waffen aller Art fiel in die Hände der Sieger.

Dieser und wenige andere waren die einzigen wesentlichen Vortheile, welche die Chinesen in dem Feldzuge von 1826 über die Rebellen davon trugen. Ihre Schwäche erlaubte es ihnen nicht, sich mit den Mohammedanern, deren Anzahl täglich wuchs, zu messen; und wenn sie es versuchten, so war gewöhnlich eine Niederlage die Folge ihrer Verwegenheit.

Die schnell auf einander folgenden Nachrichten von so vielen Unglücksfällen erregten am Hofe von Peking eine um so größere Bestürzung, als derselbe eben mit der Beendigung einer andern Revolution zu thun hatte, die in der Provinz Kan sü, der nordwestlichsten des eigentlichsten China's, ausgebrochen war, und die mit der in der kleinen Bucharei im Zusammenhang zu stehen schien, weil sie ebenfalls von Mohammedanern ausging. Das chinesische Ministerium verlor jedoch den Muth nicht, sondern entwickelte eine seltene Thätigkeit und ergriff die schnellsten und nachdrücklichsten Maßregeln.

Alles, was man an Truppen in der Provinz Kan sü, die dem Kriegsschauplatz am nächsten lag, entbehren konnte, ward in Eilmärschen dahin abgesendet, und noch im Jahre 1826 eilten 20,000 Mann den von den Rebellen hart bedrängten chinesischen Heeresabtheilungen zu Hülfe. Der herannahende Winter, während welchem die Kriegsoperationen in den Gebirgsgegenden des mittlern Asiens höchst schwierig werden, gab dem Hofe Zeit, in den nördlichen Provinzen des eigentlichen China's eine furchtbare Macht zusammen zu bringen, die mit alten Kerntruppen aus dem Lande der Mandschu und der Mongolei verstärkt wurde. Tschang ling, Kriegsgouverneur von Ili, ward zum Ober-Anführer ernannt, und die verschiedenen Armeecorps, welche das ihm untergebene Heer bilden sollten, erhielten die Anweisung, sich aufs Schleunigste nach dem allgemeinen

Sammelplatze, außerhalb der Mauer, bei Kia yü kuan, zu begeben. Zu gleicher Zeit erging von Seite der chinesischen Regierung das Ansuchen an die russischen Grenzbehörden in Sibirien, den rebellischen Mohammedanern keinen Vorschub zu leisten, und die Fliehenden von der Grenze zurück zu weisen.

Mit den ihm einstweilen geschickten Hülfstruppen sah sich der gegen die Rebellen in der Bucharei kommandirende General zwar nicht in den Stand gesetzt, etwas Entscheidendes zu unternehmen, flößte ihnen aber doch so viel Furcht ein, daß sie geneigt wurden, sich mit ihm in Unterhandlungen einzulassen, die er, ohne dazu vom Hofe beauftragt zu seyn, mit ihnen anknüpfte. Obgleich dieselben zu keinem Resultate führten, so dienten sie doch dazu, den Feind einen Theil des Winters über unthätig zu erhalten, während er bereits den Marsch nach China anzutreten gedroht hatte: eine Unternehmung, die inzwischen wegen der Unwegsamkeit der Wüste und des Mangels an Lebensmitteln für Menschen und Vieh den größten Schwierigkeiten unterworfen gewesen wäre.

Zu Anfang des verflossenen Frühlings brach das vor Kia yü kuan stehende große mandschuisch-chinesische Heer gegen die westlichen Gegenden auf, und gelangte ohne Widerstand bis Chamil, der östlichsten bucharischen Stadt, die dem Kaiser treu geblieben war. Von dort aus schickte der Oberfeldherr Verstärkungen an alle die Orte ab, die noch von chinesischen Truppen besetzt waren, und zog, sobald es die Witterung und die nöthige Zufuhr von Lebensmitteln erlaubte, mit der ganzen Armee gegen das feindliche Hauptcorps. Wo er dasselbe getroffen habe, sagen die uns zugekommenen Berichte nicht ausdrücklich; doch muß dieß zwischen Aksu und Kaschkar geschehen seyn. Eine blutige Schlacht ward geschlagen, die mit der völligen Niederlage der Mohammedaner endigte. Dschanggar, der den alten Titel seiner Vorfahren Ai chodscha, das ist Mondfürst, angenommen hatte, blieb auf dem Schlachtfelde, und sein Bruder Kun chodscha, der Sonnenfürst, entkam nur mit Noth, und flüchtete sich zu den Kirgisen. Die ganze Artillerie der Rebellen, von der man sagt, sie sey von einigen Europäern bedient gewesen, ward den Siegern zur Beute. Die vier Städte Uschi, Kaschkar, Yarkand und Chotan, welche von den Empörern erobert worden waren, mußten sich dem rechtmäßigen Herrn wieder unterwerfen. Zur Strafe des Ungehorsams ihrer Bewohner wurden die jährlichen Abgaben derselben verdoppelt.

Durch Tschang ling's glänzenden Sieg ist nun die Ruhe in Mittelasien wieder hergestellt worden; Handel und Gewerbe blühen bereits wieder auf; die reichen Caravanen, welche aus der kleinen Bucharei chinesische und andere Waaren nach Kokand, Samarkand und Buchara bringen, haben ihre alten Züge wieder angefangen. So entsteht neues Treiben und Leben auf der großen Handelsstraße, auf der seit mehr als 2000 Jahren die Produkte des östlichen Asiens nach Persien und von dort nach Europa gelangen, und die uns schon Ptolomäus und andere Schriftsteller des Alterthums beschrieben haben.

Bemerkungen über die geographischen Entdeckungen und den Grad der Civilisation im innern Afrika.

(Fortsetzung.)

Die herrschende Religion im innern Afrika ist die mohamedanische; selbst in Bornu wird das Fest des Ramadan und die sonstigen Satzungen des Islam streng beobachtet. Indessen giebt es im Innern Sudan's nicht nur einzelne Stämme, sondern ganze Völkerschaften, die der Vielgötterei huldigen. Im Osten und Süden sind die Biddumah und Kerdis Verehrer eines göttlichen Wesens, die, wie im Westen die Bedis, seit Jahrhunderten der Religion und den Waffen der Araber widerstehen. In mehreren Provinzen wohnen koptische Christen:**) an ihnen kann Europa Mitkämpfer für die heilige Sache der Civilisation gewinnen. Oder soll es seine Bemühungen aufgeben, wenn die Sprache der Menschlichkeit, der Grundsatz des Rechts, der Begriff der gesellschaftlichen Ordnung nicht immer gleich zu empfänglichen Herzen dringt?

Wie entfernt ist Afrika noch von der Erkenntniß dessen, was ihm Noth thut! Der Sultan der Fellâtas, der von dem großen Flusse bis jenseits Mandara herrscht, und so stolz auf seine Gewalt ist, vermag den Umgebungen seiner Hauptstadt nicht einmal so viel Achtung zu verschaffen, daß seine Feinde nicht vor den Thoren von Sakkatu die Karavanen plündern.

Ländereien, die ein Jahr lang brach liegen, fallen in Bornu dem nächsten besten zu, der davon Besitz ergreift. Der geringste Verdacht eines Verbrechens wird ohne gerichtliche Formen mit dem Tode bestraft, obgleich in Bornu ein Schattenbild von einem muselmännischen Gerichtshofe vorhanden ist.

Dem Sultan darf sich Niemand auf hundert Schritte nahen, und seine Audienzen ertheilt er in einer Art von Käfig. In einem andern Theile Sudan's ist ein Land, das von zwei feindlichen Königen zumal beherrscht wird, und diese Könige sind Vater und Sohn. Ueberall gilt die Sklavenjagd für rechtmäßig, und diese Unglücklichen sterben zu Tausenden im Sandmeer der großen Wüste. Das menschliche Geschlecht ist entwürdigt und unter das Joch des

---

**) Ghubir, eine Provinz Haußa's, ist von einem Volke koptischer Abstammung bewohnt, so wie im Westen die große Landschaft Mali, welche Christen und Juden unter ihren Einwohnern zählt.

Aberglaubens gebeugt; Talismane und Amulette sind Alles, was der Mensch den Schlägen des Schicksals und den Ereignissen der Natur entgegen setzt.

Wenn indessen die Civilisation Fortschritte machte, wenn der Handel und Gewerbefleiß an einzelnen Orten sich zu einigem Leben entwickeln konnte, so verdankt man dieß den Arabern und den geläuterten sittlich = religiösen Begriffen, die sie dahin brachten. Wo ihre Gottesverehrung die Oberhand gewann, bildeten sich große Städte; in den Ländern wo jenes nicht der Fall war, blieb die Sitte roh und das Leben arm; die Menschen blieben nackt und hingen kaum eine Wildhaut um ihre Schultern oder ein Stück Zeug um ihre Lenden. Den Arabern verdankt man die großen periodischen Märkte, welche in den Städten Kuka, Angornu, Kano, Sakkatu Menschenmassen von 15 — 30,000, ja, wie man sagt, von 80 — 100,000 versammeln. Ihnen verdankt man den Begriff einer Münze; sie haben die Waaren Frankreichs und Englands eingeführt, und dadurch den Verstand und die Wißbegierde der Eingebornen geweckt. Der europäische Handel ist im Zunehmen. Von der Regelmäßigkeit des Verkehrs zeugt der Umstand, daß es Städte gibt, wo eine förmliche Marktpolizei besteht, wo das Geld einen bestimmten Cours hat, der jeden Freitag regulirt wird, wo man die Waaren öffentlich ausruft und unter Begleitung von Musik verkauft. In Kano ist das ganze Jahr hindurch unausgesetzt ein sehr beträchtlicher Markt, den die Kaufleute aus dem Sudan, der Berberey, von Guinea, Dârfur u. s. w. besuchen. In Bornu, wo die Münze, statt durch Muscheln, durch Leinwandstücke repräsentirt war, läßt der Fürst, aufgeklärt durch die neuesten Reisenden, jetzt goldene, silberne und eiserne Münzen schlagen. *)

Der Beherrscher der Fellâtas hat die Abschaffung des Sklavenhandels für seine ausgedehnten Besitzungen nicht nur zugesagt, sondern sich dazu in einem Brief an den König von England gewisser Maßen verpflichtet. Die Provinz Loggun, ausgezeichnet durch die Gewerbs = Thätigkeit ihrer Einwohner, bringt feine Webereien und schönen Indigo hervor. In Bornu wird Seide fabrizirt; in Haußa giebt es Gerbereien, Tuchmanufakturen, Färbereien, selbst Messerschmieden, die geschickte Arbeiten liefern.

Was die Baukunst betrifft, so ist man darin im ganzen Sudan noch nicht über die Anfangsbegriffe hinaus; man sieht fast allenthalben blos kreisförmige Hütten aus Erde oder Stroh, und darin ein paar Matten, etwas Küchengeschirr und sonstige Geräthschaften, die Waffen nicht zu vergessen. Selbst die Paläste sind aus Lehmerde. Eine der Städte im Süden ist ganz unter der Erde gebaut, weil man nur so vor der Qual der Insektenstiche Ruhe hat. Gebäude von mehreren Stockwerken, Häuser und Tempel aus Backsteinen, oder Säulen aus Palmstämmen, mit elenden Figuren in Thon verziert, kommen in wenigen Gegenden vor.

Ueberall aber sind die Städte mit Gräben und dicken Mauern umgeben, als einer nothwendigen Schutzwehr gegen plötzliche Einfälle, eine Geißel, die jeden Augenblick alle Städte Sudan's bedroht.

Soviel und nicht mehr läßt sich von ihrem Handel und ihren Künsten, noch weniger von ihren Kenntnissen und ihrer Erziehung sagen. Arabische Schriften, die einzigen des Landes, sind selten. Die Gelehrsamkeit des Sultans Bello, welcher etwas von der Erdkugel weiß, die Buchdruckerei und das Zeitungswesen Europas bewundert, den Unterschied der christlichen Confessionen kennt, ist eine Wundererscheinung. Er hat die neue Geschichte von Takrur oder Sudan geschrieben und damit eine nicht uninteressante geographische Schilderung verbunden, sogar eine — man könnte sagen — wilde Karte von dem Lande und dem Lauf der Flüsse eigenhändig gezeichnet, worauf sich aber unsre Reisenden, wenn wir ihnen rathen dürfen, nicht unbedingt verlassen mögen. — Die Impfung ist in Bornu bekannt.

(Schluß folgt.)

*) In Kernock war eiserne Münze gewöhnlich; am Senegal bedient man sich der Eisen = Barren als einer eingebildeten Münze, wornach man den Werth einer Sache bestimmt.

Miscelle.

Die Unwissenheit und der Aberglaube, in die auch in Frankreich die große Masse des Volkes noch viel allgemeiner versunken ist, als man gewöhnlich voraussetzt, werden nicht selten Veranlassungen von Verbrechen, die zu charakteristisch für den Culturzustand der ganzen Klasse sind, der die straffälligen Individuen angehören, als daß wir denselben nicht in diesen Blättern eine Stelle einräumen sollten.

So erschien kürzlich ein junger Bauer aus der Gegend von Rheims, Namens Marc, vor Gericht, den sein Wunsch, bei der Conscription ein günstiges Loos zu ziehen, zu einem eben so albernen als strafwürdigen Vergehen verleitet hatte. Ein Schäfer den er um Rath gefragt hatte, gab ihm ein Buch, welches den Titel führte: „Der rothe Drache (Le Dragon rouge), oder die Kunst, über die Geister im Himmel, in der Luft, auf der Erde und in der Hölle zu herrschen, sammt dem wahren Geheimniß, die Todten zu beschwören, jedesmal in der Lotterie zu gewinnen, u. s. w." Zugleich belehrte er den einfältigen Tropf, daß er nur dann Nutzen von dem Buche haben könnte, wenn er es von einem Priester weihen und consecriren lasse. Marc gewann durch Bestechung einen Chorknaben, das Buch unter das Altartuch an die Stelle zu legen, wohin bei der Messe der Kelch gesetzt wird, um es so an der Consecration — wie er meinte — mit Theil nehmen zu lassen. Unglücklicher Weise fiel es aber dem Pfarrer ein, den Altar vor der Messe selbst in Ordnung zu bringen und so fand er zu seinem Erstaunen unter der Decke das Zauberbuch. Marc, der seinen Schatz nicht verlieren wollte, schrieb ihm darauf einen Brief, worin er ihm den Tod drohte, wenn er das Buch nicht in aller Form weihen und ihm zurückgeben wollte. Der Pfarrer schickte Buch und Brief an die Gerichte nach Rheims, welche den Angeklagten mit einem ernsten Verweis entließen.

(Courrier des Tribunaux.)

München, in der Literarisch = Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 9. 9. Januar 1828.

Nordamerikanische Alterthümer.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris vom 24. Dec. v. J. legte Herr Warden sein neuestes Werk: „Untersuchungen über die Alterthümer der Vereinigten Staaten von Nordamerika" vor, dem er einige Bemerkungen über die Monumente von Palanque, in der alten Provinz Guatimala, beifügte.

Die Alterthümer der Vereinigten Staaten, seit so langer Zeit in den dichten Urwaldungen, die der Fuß des Europäers noch kaum betreten hat, verborgen, bestehen vorzüglich in beträchtlichen Erd-Wällen, die sich von dem südlichen Ufer des Erie-sees bis zum Golf von Meriko und längs des Missuri bis zu den Felsengebirgen, die derselbe durchbricht, ausdehnen. Es sind Befestigungslinien, tumuli oder aufgeworfene Hügel, parallellaufende Erdwälle, unterirdische Mauern von Lehm und Backsteinen, Oeffnungen in der Erde, die Brunnen gleichen; außerdem Felsen mit Inschriften, Idole, fremde Conchilien und Mumien. Eines jener Festungswerke, welches im Ohiostaate liegt, nimmt eine Fläche von mehr als 100 englischen Morgen ein, und ist mit einer 20 Fuß dicken, 12 Fuß hohen Mauer, und einem 20 Fuß breiten Graben umgeben. Auf jenen Erdhügeln und den unterirdischen Mauern fand man Bäume von ungeheurer Größe, unter denen einige mehr als 400 Ringe (jährliche Ansätze) zählten. Bemerkenswerth ist auch, daß die heutigen Indianer weder die Bedeutung der Erdhügel kennen, noch sich der Verschanznngen bedienen, was darauf hinzuweisen scheint, daß jene Denkmäler einem andern Volke angehören. Die in Tenessee und Natchez (im Staate Missisippi,) gefundenen Idole; die in einem alten Befestigungswerke von Kentucky entdeckten Muscheln von dem genus murex; die in Kalkhöhlen desselben Staates aufgefundenen Mumien; endlich die Hieroglyphen auf einem Felsen im Staate Massachussets, sind wichtige Thatsachen für die endliche Lösung der so oft aufgeworfenen Frage über den Ursprung der Amerikaner.

Hr. Warden zieht daraus den Schluß, daß das Thal des Ohio, von Illinois bis zur Grenze von Merico, von einem Volke bewohnt gewesen sey, das sehr verschieden von jenen wilden Stämmen war, die diese Länderstrecke zu der Zeit bewohnten, als sie von den französischen Kolonisten Canadas und Louisianas entdeckt wurde. Alles was den Ursprung, das Bestehen und die endliche Vernichtung jenes Volkes betrifft, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß es weit gebildeter gewesen seyn muß, als irgend eine der indianischen Völkerschaften, die zur Zeit der Entdeckung Amerikas die dortige Bevölkerung ausmachten. Uebrigens war diese Civilisation doch noch wenig vorgeschritten, in Vergleich mit der Bildungsstufe, welche die frühern Bewohner Palenque's erreicht haben müssen. Die hier vorgefundenen Ruinen beweisen, daß ihre Denkmale mit den schönsten Europas wetteifern konnten.

Die Linie der Befestigungen und der Erdhügel zieht sich von Merico bis zu den großen Seen der Vereinigten Staaten. Vielleicht war die Bevölkerung des Ohiothals eine Kolonie von Palanque, welche sich theils des Handels, theils der Wichtigkeit der Eroberung wegen hier ansiedelte. Diese Frage könnte wohl gelöst werden, wenn ein Naturforscher sich die Mühe gäbe, die Hirnschalen der Skelette, die man in den Erdhügeln des Ohiothals findet, zu untersuchen und sie mit den palenquesischen Abbildungen zn vergleichen, deren spitzige Köpfe und deren Physiognomie überhaupt von denen aller bekannten Völker sehr abweichen.

Herr Warden schließt mit den Worten: „Die alten Monumente Palenques sind die interessantesten Entdeckungen, die man in Amerika gemacht hat. Sie beweisen, daß dieser Welttheil weit früher, als man bisher annahm, bevölkert war. Ueberall stößt man auf Spuren von Kunst, über welche die Tradition schweigt, und die vielleicht einer Zeit angehören, welche weiter zurück reicht, als die Annalen der Völker Europas."

Ein Besuch bei dem persischen Hofe.

(Schluß.)

Alle Anekdoten, die Mirza uns erzählte, begannen mit den Worten: „Ich will euch zeigen, was für ein lustiger Kauz ich bin;" und schlossen mit der Versicherung: „Auf Ehre; das alles ist die reinste Wahrheit.« Abul-Hussein-Khan bekleidet den Posten eines Mukary-i-Dowlah (Minister der auswärtigen Angelegenheiten). Die ostindische Kompagnie zahlt ihm eine Pension von 1500 Rupien monatlich, d. h. ungefähr 30000 Gulden Rhein. jährlich. Trotz dem war er unverschämt genug, uns zu sagen, daß diese Summe nicht einmal zur Unterhaltung seiner Hunde hinreiche. Eines Tags sah er die Frau des

englischen Gesandten ausreiten, und beschrieb dem Schah bei dieser Gelegenheit, wie die europäischen Frauen im Sattel sitzen. Der Monarch wollte es nicht glauben, daß man sich auf diese Weise auf dem Pferde halten könne, ließ den englischen Sattel holen, und der arme Mirza mußte, trotz seiner Wohlbeleibtheit, seinem Herrn zeigen, auf welche Art die englischen Damen zu Pferde sitzen. Später kam der erste Eunuche der Königin, Aga Mubarik, um die Gemahlin des Gesandten zu Ihrer Majestät Tay - i - Dowlah (die Krone des Landes) einzuladen. Der Eunuche war ein Nubier, eine kleine, unansehnliche Gestalt. Seine großen Lippen verdankte er, wie er sagte, dem Hufschlage eines Pferdes.

Als der Schah dem Gesandten Audienz ertheilte, sagte er ihm, daß er ihn sehnlichst erwartet habe, daß sein Posten schon zu lange unbesetzt gewesen sey. Auf einige von dem Gesandten vorgebrachte Entschuldigungen, erwiederte der Schah: „Vielleicht ist es indessen gut, daß Ihr nicht früher gekommen seyd; leicht hättet ihr mit den Russen in Unfrieden gerathen konnen; aber (fügte er hinzu) ich habe ihnen in den Bart gespieen." Dann stellte er eine Vergleichung zwischen der russischen und englischen Nation an, die eben nicht zum Vortheil der ersteren ausfiel, und als der Gesandte ihm zu den glänzenden Erfolgen seiner Truppen Glück wünschte, rief er aus: „Ja, wie können diese Hunde es nur wagen, mit den Kizil Baschais (den goldenen Häuptern, wie die Perser sich selbst nennen) sich zu messen!" Dann rief auch Abul - Hussein-Khan, der schon lange den Augenblick erwartet hatte, sich in das Gespräch zu mischen: „Wunderbar! o bewundernswerth! Es ist nur Ein Gott, und Gott sey gelobt! schon hat die siegreiche Armee des Schahs die Russen aus Georgien vertrieben; und Ihr (indem er sich gegen den Gesandten wandte) seht, Euer Antlitz ist erhellt, Euer Glanz hat sich noch erhöht durch die Gnade, deren der Herr, unser Schah, Euch gewürdigt hat." Der Gesandte antwortete hierauf blos mit dem persischen Spruche: Gelobt sey Gott!" Dann nahm der Schah Kaffee und rauchte in einem mit Diamanten bedeckten Calnun, *) den ein Khan ihm darreichte, worauf wir uns beurlaubten.

Der Schah ist vielleicht der redlichste Mann seines Reiches, man kann ihm außer der bei den orientalischen Nationen allgemeinen Geldgier wenig zum Vorwurfe machen. Er ist sehr geliebt von seinen Unterthanen; seine Regierung ist mild, nnd nur große Vergehen werden mit Strenge bestraft. In den jetzigen Krieg ward er gegen seinen Willen gezogen, durch den Mustae oder obersten Priester und durch die fanatischen Sektirer, die unaufhörlich den Thron umlagerten, und im Namen Allahs um Hülfe für die Gläubigen riefen, die unter Rußlands Joche seufzen. Im Geheimen aber soll er sehr das Ende der Feindseligkeiten wünschen, um in die Ruhe seines Palastes von Teheran zurückkehren zu können.

*) So heißt das mit Wasser gefüllte Gefäß, in welches der Perser zur Abkühlung des Rauches seine lange Pfeife steckt.

Nach alter Sitte müssen die Edlen des Hofes dem Könige bei jedem glücklichen Ereignisse ein Geschenk darbringen. Diesem Gebrauch weiß der gegenwärtige Schah eine große Ausdehnung zu geben. Er liebt besonders die Jagd, und ist ein trefflicher Schütze. So wie nun ein Stück Wild von seiner Hand fällt, ruft er aus: „Wahrlich trefflich getroffen!" Dann setzt er, die Hand auf den Rücken haltend, hinzu: „Mein Geschenk, wenn's gefällig ist." Dieß möchte noch hingehen: aber man erzählt, daß Se. Majestät auch, wenn sie gefehlt haben, die Hand ausstrecken, um sich über ihren Unstern zu trösten. Der Schah spielt fast jeden Tag Schach, und gewinnt beinahe immer. Einmal aber blieb er einem Khan, der die Gegenpartie spielte, eine beträchtliche Summe schuldig. Nach langer Zeit wagte es dieser, ihn daran zu erinnern. „Ach, nichts ist wahrer, als dieß," antwortete der König lachend, „hier sind meine Fußsohlen, **) schlagt darauf so lange ihr wollt; ihr wißt, daß ich von meinem Gelde mich nicht trennen kann." Wenn seine Frauen oder Kinder spielen, so wird stets das „Panier des Königs" unter ihnen aufgepflanzt, wobei dann die Gewinnenden zehn Prozente von ihrem Gewinn niederlegen müßen.

Die Favoritsultanin des Schahs, Tay - i - Dowlah war Tänzerin in Ispahan gewesen. Seit dreizehn Jahren beherrschte sie den Harem als Souverainin. Ihre Sanftmuth und ihr freundliches Benehmen gegen die übrigen Frauen des Schah's hat ihr, gegen die Gewohnheit des Harems, alle Herzen gewonnen. Auch die russischen Gefangenen erhielten mehr als eine Veranlassung sie zu ehren, da dieselbe sie mit allen Bedürfnissen des Lebens im Ueberfluß versah.

In dem Harem des Schahs befinden sich gegen tausend Frauen, und er ist Vater von etwa hundert Kindern. Jene Damen sind meistens sehr strenge gegen ihre Sklaven, und legen ihnen oft aus Muthwillen und Langweile die sonderbarsten Strafen auf. Außer den gewöhnlichen körperlichen Züchtigungen lassen sie sie bisweilen das Wasser aus den Calnun's, in welchen sie geraucht haben, austrinken, lassen ihnen das Haupt scheeren, oder sie durch besonders abgerichtete Katzen kratzen, oder schlagen sie mit ihren Pantoffeln bis aufs Blut.

Die Frau des der Gesandschaft beigegebenen Doctor Macnail ward eines Tags in das Innere des Zenanah (der Aufenthalt der Kinder des Schahs) zugelassen, und sah dort einen jungen Prinzen von ungefähr zehn Jahren, welcher, ein Tuch über die Augen gebunden, im Zimmer herumtappte. Auf die Frage, was er mache? antwortete er trocken: „Da ich weiß, daß wenn mein Vater, der Schah, stirbt, mir die Augen ausgestochen werden, so gewöhne ich mich daran, im Dunkeln zu gehen.

**) Insolvente Schuldner bekommen nämlich die Bastonade auf die Fußsohlen.

Bemerkungen über die geographischen Entdeckungen und den Grad der Civilisation im innern Afrika.

(Schluß.)

Was die Verbreitung des Unterrichts und die Entwicklung der Kenntnisse am Meisten aufhält, ist die Menge der Sprachen und Mundarten. In dem einzigen Bornu werden 10 verschiedene Sprachen gesprochen. Leute, welche arabisch können, sind nicht selten, und die Chuâns sprechen es sehr rein. Eine Idee von afrikanischer Beredsamkeit und Dichtkunst gibt der von dem Fürsten von Bornu nach der Niederlage seiner Feinde gedichtete Siegesgesang, welcher also anfängt: wer vermag, die Thaten meiner Helden würdig zu preisen? Lächelnd begegnet ihr Auge dem Anblick des Todes, sie umarmen die Gefahr wie ein Mädchen, um deren Gunst sie buhlen; der Ruhm schmeckt ihnen süßer, als frischer Honig, oder als ein Kuß.«

Da wir nicht im Stande sind, mehr als flüchtige Blicke auf die physikalische Geographie Sudan's zu werfen, auf seine Erzeugnisse, seine klimatischen Verhältnisse, sein Thierreich, *) auf die Form und Erhöhung seines Bodens, woraus sich der Lauf der innern Gewässer, ihre vermuthlichen Verbindungen und ihre wirklichen Abflüsse ergeben würden — alles Gegenstände, die noch immer sehr problematisch oder ganz ungewiß sind; da die Angaben der unterrichtetsten Einwohner sich oft im Wesentlichsten widersprechen, so wollen wir wenigstens nicht ermangeln, den Reisenden, welche die Bahn gebrochen haben, den gerechten Tribut unsrer Huldigung darzubringen. Beinahe in demselben Augenblick, wo man die Spuren von Laperouse in Herzen des stillen Ozeans entdeckt, werden Mungo Parks letzte Fußstapfen in Afrika gefunden. Man weiß jetzt, daß sich der unglückliche Park, auf seiner Flucht von Sakkatu, fünf Tagreisen südlich von dieser Stadt, in Yuri auf dem großen Fluß einschiffte, noch entsetzt über die Aufnahme, die ihm in Dschenni und Tombuktu geworden war, und daß er nach Bußa kam. Hier strandete sein Fahrzeug an den Felsen, welche die Schiffahrt auf dem Flusse gefährlich machen; in demselben Augenblick angegriffen kam er in dem doppelten Kampfe mit den Elementen und den Barbaren um. Eines seiner Tagebücher blieb im Besitze des Sultans von Yuri, und man hat die Hoffnung nicht aufgegeben, es vielleicht für das gelehrte Europa noch zu gewinnen.

Auch die Fußstapfen Fr. Hornemann's sind wieder aufgefunden. Er starb in Niffe nach einer sechstägigen Krankheit; man hat diese Nachricht von einem Augenzeugen. Ein Gelehrter dieser Stadt, bei dem er gewohnt, hatte eines seiner Manuscripte lange als eine Kostbarkeit aufbewahrt, das aber seit kurzem der Aberglaube vernichtet hat. Das Haus, der Herr und die Papiere wurden in Asche verwandelt. So waren die beiden berühmten Reisenden sehr weit und auf derselben Seite vorgedrungen und beide kamen in nicht bedeutender Entfernung von einander um. Es ist dieß dieselbe Gegend, in welcher sich nach den vorhandenen Nachrichten Kapitän Clapperton seit mehr als einem Jahre befinden sollte. Nachdem er das sehr hohe Gebirg unterhalb Racka überstiegen, suchte er seiner glorreichen Reise dadurch die Krone aufzusetzen, daß er seine Entdeckungen im Süden mit denen im Osten verband; während seiner Seits Major Denham, nicht minder berühmt durch seine Leistungen, als durch den unerschrockenen Muth, den er im Feldzuge gegen die Fellâtas auf so ausgezeichnete Weise an den Tag legte, sich nach der Insel Fernando-Pô begab, um seinem Vaterlande die Vortheile des Handels und der Schiffahrt auf dem großen Fluß, überhaupt aber die unschätzbare Ehre der Civilisirung des innern Afrika's zu sichern. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß in demselben Jahr 1826 der Major Gordon Laing, nachdem er zwei von seinen Leuten auf der Straße von Tripoli verloren und selbst eine Wunde erhalten hat, glücklich den Mauren der großen Wüste entgeht und wohlbehalten in das Königreich Tombuktu gelangt. Vielleicht befindet er sich jetzt an dem See Dschenni, reicht dort dem unermüdlichen Clapperton die Hand, und indem er zuerst die Stadt betritt, die den Argonauten der Geographie so lange entgangen war, erringt er die Palme, welche die Wissenschaft dem Genius der Entdecker darreicht. Ruhmvoller Wettkampf für England! Erhabenes Schauspiel, worauf die Augen beider Welten gerichtet sind! Großes und ehrenwerthes Beispiel für alle Völker, welche

---

*) Nicht selten sieht man auf den Märkten junge Löwen verkaufen; der König von Bornu machte den englischen Reisenden einen zum Geschenk. Denham spricht von 16 Fuß hohen Elephanten; im Mandara giebt es Leoparden von 8 Fuß Höhe. Die gefährlichsten, wenigstens beschwerlichsten Thiere sind nicht Löwen, Hyänen, Elephanten, Schlangen und Krokodille, sondern die zahllosen Musquitos, die auch den Tod des jungen Toole, des Reisegefährten Denham's, beschleunigten.

Der Yeu und Schary sind die bis jetzt bekannten Hauptflüsse. Ersterer ist 150 — 450 Fuß breit, und hat in 1 Stunde $1\frac{1}{2}$ Stunden Gefälle; der letztere ist 1050 und mehr Fuß breit, und ein Arm von ihm soll östlich durchs Gebirge gehen. Derselbe Fall ist es mit dem Quolla oder Quarra, der in der Richtung von Sego nach Tombuktu bey Yuri vorbeifließt und mit dem Dioliba für identisch gehalten wird. Wichtig wäre die Existenz eines Flusses, der den Quarra mit dem Yeu verbände, aber die Untersuchungen darüber sind noch höchst unvollständig: die Engländer haben den Yeu zu oft verlassen, um über die Quelle und den Lauf dieses Flusses etwas mit Sicherheit angeben zu können. Im Osten des Tschadsees gibt es keinen Fluß. Der Boden im Süden von Mandara ist von primitiver Formation; die Berggipfel sind 2,500 Fuß hoch; zwischen ihnen liegen Seen; weiter südlich sind Berge, die man 3 — 4000 Fuß hoch schätzt. Der Granitboden dehnt sich von Mandara westlich bis Kano aus und scheint sich dann allmählig zu senken, wo der Scheidepunkt anfängt; indem die Wasser auf der einen Seite westlich, auf der andern östlich ablaufen. Haußa enthält Blei, Kupfer, Gold, Alaun, Salz und Antimonium.

Freunde der Wissenschaft und aufrichtige Beförderer der Sache der Civilisation sind!

Merkwürdige englische Rechtsfälle.

Ungeachtet der Verkehr zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien sehr lebhaft ist und sich daher oft der Fall ereignet, daß Sklaven von Amerika nach England und von da wieder zurückgebracht werden: so ist dennoch die englische Gesetzgebung in dieser Hinsicht äußerst mangelhaft und beschränkt sich auf die bloße Bestimmung, „daß Sklaven, welche den englischen Boden betreten, die Freiheit erhalten," ohne über die Frage zu entscheiden, ob dieselben, wenn sie in die Kolonien zurückkehren, wieder in die Sklaverei fallen oder nicht.

In Frankreich, wo jene Bestimmung gleichfalls besteht, kann hierüber kein Zweifel obwalten, da die unter dem Namen des Code noire bekannte Ordonnanz Ludwigs XIV. ausdrücklich die einmal erworbene Freiheit für dauernd erklärt.

Vor kurzem erst hat das Admiralitätsgericht zu London ein Urtheil gefällt, das wir unsern Lesern als einen merkwürdigen Beitrag zur Charakteristik der englischen Gesetzgebung nicht vorenthalten dürfen.

Die Frau eines reichen Eigenthümers auf Antigoa, einer der antillischen Inseln, welche seit einigen Jahren Wittwe geworden war, kam zur Besorgung ihrer Angelegenheiten nach London und brachte eine hübsche junge Negerin, Namens Grace, mit sich. Nach Beendigung ihrer Geschäfte kehrte sie in die Kolonie zurück. Grace hätte sich ohne allen Zweifel weigern können, ihr zu folgen: allein sie kehrte freiwillig mit zurück und trug nach wie vor die Fesseln einer sanften Sklaverei, welche ihr nicht lästig fielen. Die Kolonialregierung von Antigoa bemächtigte sich indeß bald ihrer Person, nicht etwa um eine Verletzung ihres freien Standes zu rügen, sondern weil sie mit Uebertretung des Gesetzes, welches die Einführung von Sklaven verbietet, in die Kolonie gebracht worden sey. Nach langen Debatten entschied der Gerichtshof der Kolonie, „daß ein Sklave zwar durch seinen Aufenthalt in Großbritannien frei werde, allein wenn er an den Ort zurückkehre, wo er Sklave war, die dadurch gewonnene Freiheit verwirke; daß demnach Grace wieder Sklavin geworden und, da sie mit Uebertretung der Gesetze in die Kolonie eingeführt worden, dem Staate verfallen und zum Dienste auf einer demselben gehörenden Pflanzung zu verwenden sey."

Von diesem Urtheile wurde von der Eigenthümerin an das Admiralitätsgericht zu London, als letzte Instanz, appellirt; aber nicht etwa zum Vortheile der armen Grace, sondern zu ihrem eigenen, indem sie, über das Prinzip mit dem Fiskus einverstanden, daraus die Folgerung zog, daß Grace, da sie freiwillig auf die Freiheit verzichtet habe, wieder ihr rechtmäßiges Eigenthum geworden sey.

Nachdem die Verhandlungen länger als Jahr und Tag gedauert, und die ungeheuern Spalten der englischen Zeitungen gefüllt hatten, fiel endlich das entscheidende Urtheil des Admiralitätsgerichts dahin aus: „die Freiheit eines Sklaven während seines Aufenthalts in Großbritannien sey nur eine bedingte und er verliere dieselbe wieder, wenn er in die Kolonien zurückkehre; da nun aber kein Sklave dort eingeführt werden dürfe, so bleibe Grace dem Staate verfallen."

Zur Ehre der englischen Nation müssen wir den Whigblättern (Times, Morning-chronicle, Examiner u. s. w.) die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihren Unwillen über einen so entsetzlichen Justizmord nicht verhehlen und den Wunsch aussprechen, daß das Parlament endlich einmal über eine so wichtige Frage eine den Forderungen der Menschlichkeit entsprechende Bestimmung treffen möge.

Ein anderes Beispiel von der Unvollkommenheit des englischen Rechtswesens in vielen Beziehungen gab vor wenigen Monaten ein Rechtsfall vor den Assisen der Grafschaft Surrey wo ein junger Mann Namens Gill zum Tode verurtheilt, und darauf erst — zum Glück noch vor Vollziehung des Urtheils — für unschuldig erkannt wurde.

John Gill, der Sohn von Thomas Gill, einem Kärner in Sunderland war nach Beendigung seiner Lehrzeit bei Mr. Nelson, einem Fleischer in seiner Vaterstadt, als Geselle in Dienst getreten. Im Juni des vergangenen Jahres, faßte er den Entschluß, nach London zu gehen und von dort aus einen Besuch bei seinem Oheim zu machen, der eine Anstellung bei den königlichen Werften zu Portsmouth hat. Er begab sich zur See nach London und setzte nach einem Aufenthalte von zwei bis drei Tagen in der Hauptstadt am 11. Juli seine Reise zu Wagen nach Portsmouth fort. Hier blieb er bei seinem Oheim bis zum 17. desselben Monats, an welchem Tage er sich um drei Uhr Nachmittags zu Fuß auf den Rückweg machte; indem sein Oheim ihn ungefähr acht englische Meilen (vier Stunden) weit begleitete.

Da die Witterung heiß war, setzte er seine Reise die Nacht hindurch fort und rastete des andern Tages bis vier Uhr Nachmittags, wo er sich wieder auf den Weg machte. Er war auf der Straße von Guilford nach London ungefähr 8 Meilen weit gekommen, als er um drei Uhr des Morgens einen Mann überholte, der auf einem Esel ritt und zwei Ochsen vor sich hertrieb. Der Mann fragte ihn, wohin er zuginge, und Gill antwortete: nach London. Nach einigen ferneren Worten fragte er Gill, ob er wohl die Ochsen für ihn nach London treiben wolle? was nach langen Zureden dieser gegen eine Belohnung von 5 Schillingen zu thun versprach, indem ihm die Westminster-Brücke als der Punkt angewiesen wurde, wo sie wieder zusammentreffen wollten. Als er aber zu Wandsworth ankam, holte ihn eine Person ein, die ihn anklagte, die Ochsen gestohlen zu haben; und da er über die Art, wie er zu denselben gekommen sei, so wenig, als über seine Person genügende Auskunft zu geben wußte, so wurde er in das Gefängniß geworfen, am sechsten August zu Croydon vor die Assisen der Grafschaft Surrey gestellt, schuldig erklärt: „zwei Ochsen, das Eigenthum von Mr. Thomas Drewit verbrecherischer Weise gestohlen zu haben" und den Gesetzen gemäß zum Tode verurtheilt.

Hinreichend, ihn für schuldig zu erklären, war das Zeugniß des Mannes gewesen, der ihn zuerst angehalten hatte und der zugleich ein Sohn des Klägers war, und die Aussagen von einem Diener des Klägers und dem Policeibeamten, der den Gefangenen verhaftet hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 10. 10 Januar 1828.

Amerika und Europa.

Nach Alex. v. Humboldt.

Das Festland von Amerika findet sich gegenwärtig unter drei Völker europäischen Ursprungs vertheilt, wovon das eine und mächtigste germanischen Stammes, die beiden andern aber durch Sprache, Literatur und Sitte dem romanischen Europa angehören. Die am meisten gegen Westen liegenden Theile der alten Welt, die iberische Halbinsel und Großbritannien, sind auch diejenigen, deren Kolonien sich am weitesten in der neuen Welt ausgedehnt haben; aber eine Küstenstrecke von viertausend Meilen, allein bewohnt von den Abkömmlingen der Spanier und Portugiesen, beweist das Uebergewicht, welches im 15. und 16. Jahrhundert die Völker der Halbinsel über alle andern seefahrenden Nationen erlangt hatten. Ihre von Californien bis zum Rio de la Plata, auf dem Rücken der Cordilleras und in den Wäldern des Amazonenstroms verbreiteten Sprachen sind die, alle politischen Revolutionen überdauernden, Denkmale ihres Nationalruhms.

In diesem Augenblicke bilden die Einwohner des spanischen Amerika's eine zweimal größere Bevölkerung, als die des englischen Stammes. Die französischen, holländischen und dänischen transatlantischen Besitzungen sind von geringer Ausdehnung; um aber das Rundgemälde der Völker, die auf das Schicksal Amerika's Einfluß üben, zu vollenden, dürfen wir weder die Kolonisten slavischen Ursprungs vergessen, welche sich von der Halbinsel Alaska bis nach Californien anzusiedeln versuchten, noch jene freien Neger Haity's, durch welche die im J. 1545 gemachte Prophezeiung des italienischen Reisenden Benzoni erfüllt ist. Die Stellung dieser Afrikaner auf einer Insel, zwei ein halb mal so groß als Sicilien, mitten in dem Meere der Antillen, vermehrt noch ihre politische Wichtigkeit. Alle Freunde der Menschheit theilen die Wünsche für die Entwickelung einer Civilisation, welche, nach so vielen Scenen des entfesselten Grimmes und des Mords, unerwartet schnell vorwärts schreitet. Das russische Amerika gleicht bis jetzt weniger einer ackerbauenden Kolonie, als jenen Factoreien, welche die Europäer, zum Unglück der Eingebornen, an den Küsten Afrika's gegründet haben. Es sind nur Militairposten und Stationen für Fischer und sibirische Jäger. Gewiß ist es eine interessante Erscheinung, den Ritus der griechischen Kirche in einem Theile Amerika's gegründet, und zwei, den äußersten Osten und den äußersten Westen bewohnende Nationen als Grenznachbarn auf einem Kontinente zu erblicken, zu dem sie auf entgegengesetzten Wegen gelangten. Indessen bildet der beinahe völlig wilde Zustand der unbevölkerten Küsten von Ochotsk und Kamtschatka, der Mangel an Zufuhren von den Häfen Asiens, so wie das bis jetzt in diesen slavischen Kolonien angenommene Verwaltungssystem, Hindernisse, wodurch dieselben noch lange werden in der Kindheit gehalten werden.

Aus Allem diesen ergibt sich, daß wenn man, in der politischen Oekonomie, gewöhnt ist, nur die Massen im Ganzen in Betrachtung zu ziehen, das amerikanische Festland eigentlich nur unter drei großen Nationen, von englischem, spanischem und portugiesischem Stamme, vertheilt ist. Die erste dieser drei Nationen, die englisch-amerikanische, ist zugleich diejenige, welche, nach den Engländern Europa's, mit ihrer Flagge den ausgebreitetsten Umfang des Meeres bedeckt. Ohne fernliegende Kolonien, hat ihr Handel eine Ausdehnung erhalten, wie kein Volk der alten Welt sie erreichen konnte, außer eben das, welches dem Norden Amerika's seine Sprache, den Ruhm seiner Literatur, seinen Trieb zur Thätigkeit, seine Liebe für Freiheit und einen großen Theil seiner bürgerlichen Institutionen mitgetheilt hat.

Die englischen und portugiesischen Ansiedler bevölkerten bloß die Europa gegenüber liegenden Küstenländer; die Spanier hingegen überschritten gleich beim Beginn ihrer Eroberungen die Kette der Anden, und verbreiteten ihre Niederlassungen bis an die fernsten Gestade der Westküste. Nur hier, in Mexiko, Cudinamarca, Quito und Peru fanden sie die Spuren einer alten Civilisation, ackerbauende Völker, blühende Reiche. Dieser Umstand, die Zunahme einer eingebornen Gebirgsbevölkerung, der fast ausschließliche Besitz großen Metallreichthums, so wie die seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts mit dem indischen Archipelagus angeknüpften Handelsverbindungen gaben den spanischen Besitzungen der amerikanischen Aequinoktialländer einen ihnen ganz eigenthümlichen Charakter. In den Ländern des Ostens, welche in die Gewalt der Engländer und Portugiesen fielen, bestanden die Eingebornen aus herumstreifenden Jägerstämmen. Weit entfernt, einen Theil der ackerbauenden und arbeitsamen Bevölkerung zu bilden, wie auf dem Plateau von Anahuac, in Guatimala und Oberperu, zogen sie sich vielmehr bei der Annäherung der Weißen stets weiter zurück. So geschah es denn, daß das Bedürfniß arbeitender Hände, der vermehrte Anbau des Zuckerrohrs, des Indigo's und der Baumwolle, und endlich

die Habgier, welche so oft die Industrie begleitet und entwürdigt, hier jenen schändlichen Negerhandel herbeiführten, der für beide Welten gleich traurige Früchte trug. Glücklicher Weise ist dagegen auf dem spanisch-amerikanischen Festlande die Zahl der Negersklaven so unbedeutend, daß sie im Vergleich mit der Sklavenbevölkerung Brasiliens oder des südlichen Theiles der Vereinigten Staaten sich nur wie 1 zu 5 verhält. Die sämmtlichen spanischen Kolonien, Cuba und Portorico mit eingeschlossen, haben, auf einer Flächenausdehnung welche die von Europa wenigstens um ein Fünftheil übersteigt, nicht so viel Neger als der einzige nordamerikanische Staat Virginien. Die spanischen Amerikaner in der Union von Neu-Spanien und Guatimala bieten, unter der heißen Zone, das einzige Beispiel einer Nation dar, von acht Millionen Einwohnern, welche nach europäischen Gesetzen und Institutionen regiert werden, Zucker, Cacao und Wein bauen, und dennoch fast gar keinen dem afrikanischen Boden entrissenen Sklaven haben.

Die Bevölkerung der neuen Welt ist gegenwärtig nur um etwas weniges größer, als die von Frankreich oder Deutschland. Sie verdoppelt sich in den Vereinigten Staaten in 23 oder 25 Jahren. In Mexiko verdoppelte sie sich, selbst unter der Herrschaft des Mutterlandes, in 40 oder 45 Jahren. Ohne sich übertriebenen Hoffnungen über die Zukunft hinzugeben, kann man daher rechnen, daß in weniger als anderthalb Jahrhunderten die Bevölkerung Amerika's der von Europa gleich kommen wird. Der edle Wettstreit der Civilisation, der Industrie und des Handels wird, statt den alten Kontinent arm zu machen, wie man so oft zu prophezeien sich gefällt, vielmehr, auf Kosten des neuen, den Verbrauch der Lebensbedürfnisse, die Masse der produktiven Arbeit und das rege Leben des gegenseitigen Austausches befördern. Freilich muß nach den großen Revolutionen, welche die Verfassungen der Staaten erlitten haben, der öffentliche Wohlstand, das gemeinsame Erbtheil der Civilisation, unter den Völkern der beiden Welten verschieden vertheilt sich finden; aber allmählig stellt sich das Gleichgewicht wieder her, und es ist ein trauriges, ich möchte fast sagen gottloses, Vorurtheil, wenn man das wachsende Glück irgend eines andern Theiles unsers Planeten als ein Unglück für das alte Europa betrachtet. Die Unabhängigkeit der Kolonien wird sie nicht von uns absondern; sie wird sie vielmehr den längst gebildeten Völkern näher bringen. Der Handel wird vereinen, was eine eifersüchtige Politik so lange getrennt hatte. Außerdem liegt es in der Natur der Civilisation, daß sie vorwärts schreiten kann, ohne deßhalb nothwendig da, wo sie entstand, zu verschwinden. Ihr fortschreitender Gang von Osten nach Westen, von Asien nach Europa, beweist nichts gegen diesen Grundsatz. Ein helles Licht behält seinen Glanz, selbst wenn es einen größeren Kreis beleuchtet. Die geistige Bildung theilt sich stets auf vielfachern und nähern Wegen mit; sie breitet sich aus, ohne die Stelle zu wechseln. Ihre Bewegung ist keine Wanderung. Wenn letzteres uns im Oriente der Fall zu seyn schien: so geschah dieß, weil barbarische Horden sich Aegyptens, Kleinasiens, und jenes jetzt entfesselten Griechenlands, der Wiege der Civilisation unserer Väter, bemächtigt hatten.

Die Abstumpfung der Völker ist die Folge der Unterdrückung, welche entweder innerer Despotismus oder ein fremder Eroberer ausübt; stets ist sie von zunehmender Verarmung begleitet. Freie, kräftige Institutionen, im Interesse Aller gegründet entfernen diese Gefahren; und die wachsende Civilisation der Welt, die Konkurrenz der Thätigkeit und des Austausches, kann den Staaten nicht gefährlich werden, deren Wohlstand aus natürlichen Quellen fließt. Das produktive und handelnde Europa wird bei der im spanischen Amerika eintretenden neuen Ordnung der Dinge gewinnen, wie es, in Folge vermehrter Konsumtion, durch die Befreiung der Halbinsel des Hämus, der Nordküste Afrika's und anderer dem Despotismus der Ottomannen unterworfenen Länder, gewinnen würde. Im spanischen Amerika ist der Kampf beendigt. Schon sehen wir, rings an den Gestaden des atlantischen Oceans, unabhängige Staaten erblühen, nach sehr verschiedenen Verfassungsformen regiert, vereint aber durch die Erinnerung des gemeinsamen Ursprungs, durch die Gleichheit der Sprache und durch die Bedürfnisse, welche die Civilisation hervorruft. Die Fortschritte der Schifffahrt haben die unermeßliche Fläche des Meeres in einen schnell durchschnittenen Raum verwandelt. Der atlantische Ocean erscheint uns nur noch wie ein Kanal, der die Länder der neuen Welt von den Handelsstaaten Europa's in keiner größern Trennung hält, als einst, in der Kindheit der Schifffahrt, das Mittelmeer die Griechen des Peloponneses von denen Joniens, Siciliens und Cyrenes trennte.

(Essai pol. sur l'île de Cuba.)

Bemerkungen über die financielle Lage Englands.

(Edinburgh - Review.)

Es würde bloße Zeitverschwendung seyn, wenn man erst beweisen wollte, daß aus einer bedeutenden Ermäßigung der Staatsabgaben große und wichtige Vortheile für den einzelnen Bürger sowohl, als für den Staat selbst, hervorgehen würden. Wir glauben indessen keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir uns hier einige Bemerkungen über die Art und Weise erlauben, wie dieselben nachtheilig auf den öffentlichen Wohlstand einwirken, da in dieser Beziehung noch sehr allgemein ganz falsche Ansichten verbreitet sind. Was man uns von vorn herein zugeben darf, ist, daß die Besteuerung nothwendig nachtheilige Folgen haben muß, wenn sie so hoch gesteigert wird, wie dieß in England der Fall ist. Um die Wahrheit dieses Satzes nachzuweisen, brauchen wir nicht in eine genaue Auseinandersetzung der Natur der verschiedenen Steuern einzugehen; wir können uns vielmehr damit begnügen im Allgemeinen zu sagen, daß jede Steuer am Ende auf eine von den folgenden drei Erwerbs-Quellen fallen muß: auf Rente, auf Handels- oder sonstigen Gewinn, oder auf Arbeitslohn, im weitesten Sinne des Worts. Legt man Abgaben direkt auf den Arbeitslohn, oder auf die Artikel, welche der Arbeiter consumirt, so werden hiedurch entweder die arbeitenden Classen, die in jedem

Staate immer bei weitem die größte Zahl ausmachen, gedrückt, oder der Gewinn der Unternehmer wird verringert, indem der Arbeitslohn steigt. Oft geschieht beides zugleich; aber in Ländern, wo die arbeitenden Classen entweder sehr arm sind, oder so viel Ueberlegung und Einsicht besitzen, als in Holland und Großbritannien, wird jede Abgabe auf Arbeitslohn oder Artikel, die der Arbeiter consumirt, bald den Arbeitslohn verhältnißmäßig steigern, wenn sie auch bei ihrer ersten Einführung für die ärmern Klassen sehr drückend ist. Es fällt daher in diesem Falle die Abgabe gänzlich auf diejenigen welche Arbeiter gebrauchen, und schmälert also den Gewinn.

Man hat zwar behauptet, daß, wenn die vornehmste Wirkung von schweren Steuern bloß darin bestände, daß sie den Gewinn des Capitalisten verringerten, oder, wie man sagt, das Vermögen des Reichen, Gegenstände des Luxus zu consumiren, beschränkten, so würde ihre Ermäßigung von geringem Nutzen seyn. Aber gerade weil die schweren Steuern diese Wirkung äußern, müssen wir am meisten wünschen, daß man sie heruntersetze; denn unserer Ansicht nach ist eben der verringerte Gewinn das größte Uebel, was ein Abgabesystem zur Folge haben kann, wenn es drückend wird. Die Erfahrung zeigt allgemein, daß die Länder in welchen das Capital am schnellsten wächst, in der Regel immer den größten Wohlstand haben. Hier ist das Bedürfniß von Arbeitern immer am größten, und hier ist daher auch die Quantität von Lebensbedürfnissen und Bequemlichkeiten, die der arbeitenden Classe zu Theil werden, verhälnißmäßig weit größer, als in Ländern, worin das Capital nicht so schnell wächst. Nur weil meistens die Familien in demselben Verhältniß zunehmen, wie die Mittel der Subsistenz sich vermehren, wird es den Leuten, die vom Arbeitslohn leben, dennoch unmöglich, mehr zu thun, als sich und ihre Familien zu ernähren. Die Capitale werden fast alle von Renten gebildet, oder vom Gewinn, aber bei weitem häufiger von letzterem, und es giebt keinen Satz im ganzen Bereiche der Staats-Wissenschaft, der fester stände, als der, daß die Anhäufung der Capitale in einem Lande, und folglich der wachsende Wohlstand und die zunehmende Civilisation, von dem Gewinn abhängt, den man darin mit einem Capital machen kann. Es ist z. B. ganz unstreitbar, daß das verschiedene Verhältniß des Gewinns, den man in Holland, England und der Vereinigten Staaten von Nordamerika von demselben Capitale erhält, bewirkt, daß der Wohlstand und die Bevölkerung in dem ersten Staate immer auf demselben Punkte stehen bleiben, während sie in dem zweiten langsam, und in dem letzten verhältnißmäßig sehr schnell zunehmen. Ein Capital von einer Million wirft in Holland ungefähr einen Gewinn von 39,000, in England 50,000 und in den Vereinigten Staaten 80,000 ab; und da der Eigenthümer des Capitals auf jeden Fall von seinem Gewinn leben muß, so ist klar, daß das, was ihm übrig bleibt und was er zurück legen kann, in England mehr als das Doppelte von dem in Holland, und in den Vereinigten Staaten wieder mehr als das Doppelte von dem in England ist.

Es ergibt sich hieraus, daß der Wohlstand eines Landes nach der Quote des Gewinnes, welche ein Kapital abwirft, beurtheilt werden muß, oder, was dasselbe ist, nach der Leichtigkeit, womit man in einem Lande sein Kapital oder seine Arbeit mit Vortheil anlegen kann; nicht aber nach dem absoluten Belauf der Kapitalien oder der Größe der Bevölkerung. Die Hauptstadt von Holland ist ihrer Volkszahl nach beträchtlich größer, als die der Vereinigten Staaten, obgleich Jedermann zugeben wird, daß letztere weit blühender sey, weil man in derselben sein Kapital viel vortheilhafter anlegen kann, als in der ersten. Wenn nun der zunehmende Reichthum eines Staats ganz von einem, wenigstens vergleichungsweise, hohen Gewinn vom Kapital abhängt, so geht daraus hervor, daß man alles das mit besonderer Sorgfalt vermeiden muß, was auf eine Verringerung dieses Gewinns abzweckt.

Aber nicht nur auf diese Weise hemmen schwere Abgaben alles Fortschreiten in einem Staate, sondern auch noch dadurch, daß sie die Kapitalien und die Industrie ins Ausland treiben. In einem Lande, welches ganz von der übrigen Welt abgeschnitten wäre, würde das Sinken des Gewinns von geringerer Bedeutung seyn; es würde dann nur das Verhältniß, in welchem das Kapital früher wuchs, verkleinern, aber nicht das Anlegen desselben, also auch die Mittel, das Land zu ernähren, mindern und erschweren. Bei der gegenwärtigen Lage der Welt dagegen, lassen sich die Kapitalien sehr leicht in andere Länder schaffen, und geschieht dieß einmal in einem gewissen Umfange, so wird dadurch fast alles Wachsen des Wohlstandes und alles Steigern der Abgaben in dem hiedurch leidenden Staate unmöglich. Nicht deshalb, weil die Leute nicht mehr zahlen können, sondern weil sie nicht mehr zahlen wollen, hören die Abgaben oft auf einträglich zu seyn. Es ist freilich sehr schwer, die Grenze zu bestimmen, über welche hinaus eine große Nation, bei welcher Sicherheit des Eigenthums und Gewerbsfreiheit statt findet, nicht besteuert werden kann; aber, wie Hr. Ricardo (in seinen Grundzügen der Natinalökonomie und der Besteuerung) bewiesen hat, giebt es Grenzen — und zwar viel näher als man gewöhnlich glaubt — über die hinaus die Leute nicht für das Recht, in ihrem Vaterlande zu leben und ihre Kapitalien daselbst anzulegen, zahlen. Die Quote des Gewinns strebt immer nach einem Gleichgewicht in allen Ländern, die Handel unter einander treiben. Dieselben Gründe, die einen Kapitalisten davon abhalten, in irgend einem Zweige der Industrie sein Kapital in Liverpool oder Manchester anzulegen, wenn er dadurch, daß er es in London anlegt, mehr gewinnen kann, dieselben Gründe werden ihn auch bestimmen, sein Kapital lieber in Frankreich als in England zu placiren, wenn es dort mehr einträgt. Es versteht sich, daß wir hiebei voraussetzen, daß auch die immateriellen Vortheile, die die Anlegung des Kapitals in beiden Ländern gewährt, dieselben seyen; denn es ist wahr, daß es viele Umstände giebt, die dem Uebertragen der Kapitalien in andere Länder große Hindernisse in den Weg legen, z. B. Verschiedenheit der Sprache und Sitten, ein geringerer Grad von Sicherheit u. s. w. Jedoch hat die

Erfahrung genugsam gezeigt, daß ein verhältnißmäßig sehr geringer Gewinn stets diese Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten zu überwinden weiß.

Aus diesem Grunde legten die holländischen Kapitalisten im vorigen Jahrhundert ihre gesammelten Schätze nicht in ihrer Heimat an, und führten dadurch den fast gänzlichen Ruin ihres Handels, ihrer Manufakturen und ihrer Fischereien herbei. Wir müßten völlig den Verstand verloren haben, wenn wir diese so nachdrückliche Lehre nicht benützen wollten. Unsere Lage hat in einer Hinsicht große Aehnlichkeit mit der, in welcher Holland sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts befand. Das Sinken des Gewinns bei uns seit dem Frieden hat Folgen nach sich gezogen, die uns zwingen, eilig Maßregel zu ergreifen, um die Wiederkehr solcher Ereignisse zu verhindern. Ja, dieses Sinken hat unsere Kapitalisten verleitet, bei Anleihen fremder Staaten das größte Risiko zu übernehmen und die nachtheiligsten Unternehmungen zu versuchen. Jeder Staat, was für eine Art von Sicherheit er auch anzubieten haben mochte, hat in England Anleihen negotiiren können, und troß der ungeheuersten Verluste, die wir schon erlitten haben, möchte außer Ferdinand von Spanien vielleicht noch jetzt kein Souverain in Europa und kein Kazike in Südamerika seyn, dem die Londoner Kapitalisten nicht jeden Augenblick gern die größten Summen unter sehr billigen Bedingungen darleihen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Scènes contemporaines

laissées par Madame la Vicomtesse de Chamilly. Paris 1828.

Als Probe dieses so eben erschienenen sehr interessanten Werkes, das eine Reihe von Sittenschilderungen aus den höheren Ständen Frankreichs enthält, sendet einer unserer Pariser Correspondenten uns folgende Bruchstücke, aus der Scene la Quête, welche das Geldsammeln für die Griechen, wie es im verflossenen Jahre in Paris Mode war, vortrefflich charakterisiren.

Erste Scene (Hof eines vornehmen Hauses.)

Portier. Ja Herr Pater, Herr Courtin ist zu Hause. Im ersten Stock, der Treppe gegenüber. (Man klopft; er zieht die Haus-Thüre auf.) Wer klopft denn so stark?

Jäger. Ihr seyd der Portier?

Portier. Wenn Ihr lesen könnt, so sehet ihr, daß ich Schließer bin. *)

Jäger. Richtig. Wir haben seit zwei Jahren einen Schweizer. Wohnt hier ein Generalhospitalaufseher?

Portier. Ja, im ersten Stock, der Treppe gegenüber.

Jäger. Das frage ich Euch nicht für mich. Er ist zu Hause? (Ruft zur Thüre hinaus:) Johann, vorgefahren! Die Damen können hinaufgehen, wenn sie vom Agent de change kommen, der neben an wohnt. (Zum Portier:) Seht, Herr Schweizer, wir sammeln für die Griechen. Habt ihr noch eine andere reiche Person im Hause?

Portier. Potz Wetter! Wir haben einen reichen Fremden oben, einen Gesandschaftssekretär. O mein Haus ist gut besetzt.

Jäger. Seyd Ihr liberal? Gebt Ihr für die Griechen?

Portier. Ei, mein Freund, ich gebe niemals; ich nehme.

Jäger. Ihr seyd also geizig. Scheint Ihr doch ein gutes Einkommen zu haben. Der gemeinste Handwerker gibt für diese heilige Sache . . . Unser Herr hat uns alle geben lassen.

Portier. Wirklich?

Jäger. Ja gewiß. Er will, alle seine Leute sollen Philhellenen seyn. Wir geben ein Prozent von unserm Gehalt: das bringt sich schon wieder ein. Na, macht Eure Tasche auf, Papa; ein Schließer muß Ehrgefühl haben. Für einen Frank steht Euer Name in der Zeitung.

Portier. Was schwatzt Ihr mir da vor? Was ist denn das, die Griechen?

Jäger. Wie? so weit zurück seyd ihr?

Portier. Ich war Pedell in Saint-Mandé. Herr Courtin hat mir meine jetzige Stelle gegeben; er ist ein so wohlthätiger Mann!

Jäger. Nun das ist ja gerade Wohlthätigkeit, verfolgte Unglückliche, wie die armen Hellenen sind, zu unterstützen . . . Ach! hierüber müßt Ihr meinen Herrn sprechen hören.

Portier. Die Hellenen? sind das eine Art von Paters? Wir haben hier schon für die Lazaristen gegeben.

Jäger. Weiß nicht, was das ist; aber die Hellenen! Herr Benjamin Constant, der dieser Tage bei uns gespeist hat, meint, man würde ihnen schon ihre Freiheit widergeben, troß —

Portier. Das ist möglich. Herr Courtin meint auch, man werde die alten Orden schon wieder herstellen; er ist gestern für die Nonnen durch die ganze Vorstadt Saint Germain gelaufen.

Jäger. Nonnen? Bist du bigott? Wenn unser Portier so gedächte, wie du, bliebe er keine 24 Stunden im Hause.

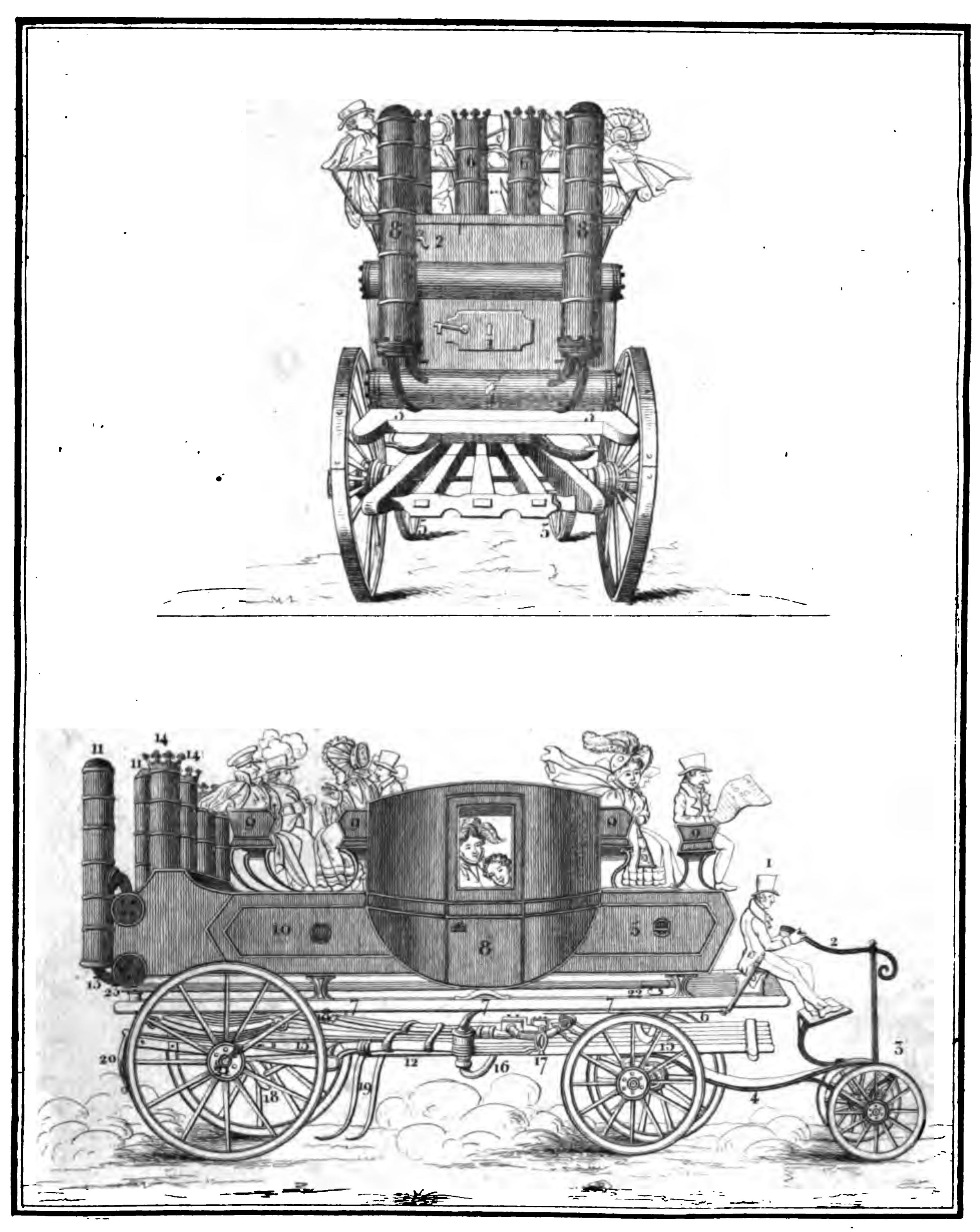
Portier. Und Ihr, Herr Jäger, mit Euren dicken Epaulettes, Ihr seht aus, als wäret Ihr von einem revolutionären Hause, wiewohl Ihr für ein Kloster sammelt. Doch da sind ja Eure Damen, die können sich mit meinem Herrn verständigen.

Jäger. Gnädige Frauen, Sie können hinaufgehen.

(Schluß folgt.)

*) In Paris steht an der Thüre des Portier-Zimmers in den gewöhnlichen Häusern: Parlez au Portier; in den vornehmeren: P. au concierge; in den vornehmsten: P. au Suisse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



Zum Tageblatt: Ausland N° 11. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 11 und 12. 11. und 12. Januar 1828.

Gurney's Dampfwagen.*)

Die Neugierde, welche — nicht allein in England — das Gerücht von der neuen Erfindung von Dampfwagen erregt, die an die Stelle der von Pferden gezogenen Gefährte treten sollen, veranlaßt uns, die neuesten Nachrichten über eine Spekulation, an welche so viele Interessen geknüpft sind, unsern Lesern mitzutheilen.

Der Wagen, von dem so oft in allen Tagblättern der letzten Zeit die Rede war, ist die Erfindung von Mr. Gurney, einem durch sein Werk „Lectures on chemical science" in der gelehrten Welt vortheilhaft bekannten Manne, der, nach einer Menge von Versuchen während der beiden letzten Jahre, seinen Plan nun zur Vollendung gebracht hat. Wir haben kaum nöthig, zu sagen, daß bei der Ausführung eines solchen Werkes große Schwierigkeiten zu überwinden waren; aber es muß jedem Freunde wissenschaftlicher Bestrebungen angenehm seyn, zu erfahren, daß Mr. Gurney endlich die Belohnung für seine eben so verständige, als unermüdliche Ausdauer gefunden hat. Der Wagen ist, in allen seinen Theilen vollendet, von sachverständigen Männern aus allen Ständen in Regents-Park, wo er ausgestellt war, besichtigt worden; sie haben denselben in Bewegung gesehen, — sie haben die Leichtigkeit bemerkt, mit welcher er geleitet wird, die Schnelligkeit seines Fortrollens, die Einfachheit seiner Bauart und vor allem seine vollkommene Sicherheit, und der Erfolg hat sie überzeugt, daß derselbe in kurzer Zeit allgemeine Aufnahme finden wird, und besonders daß die Anwendung desselben Princips auf andere Zugarten in kurzem die viel kostspieligere Benutzung der Pferde völlig verdrängen muß.

Daß bei der ersten Erwähnung einer Dampfmaschine, die mit einem Wagen in Verbindung gesetzt sey, die Furchtsamen Lärm zu schlagen anfingen, kann uns nicht in Verwunderung setzen, zumal, wenn wir bedenken, wie viele traurige Ereignisse sowohl auf den Dampfbooten als in den Manufakturen Großbritanniens durch das Bersten der Kessel dieser Maschinen bereits veranlaßt worden sind. Durch die sinnreichen Bemühungen Mr. Gurney's sind indessen alle Besorgnisse dieser Art beseitigt worden; und wir können mit voller Ueberzeugung sagen, daß selbst durch das Bersten seines Dampfkessels den Passagieren nicht die mindeste Gefahr drohte. Dieser ist von cylinderartiger Form und nach einem von allen früheren völlig verschiedenen Plane gebaut. Statt daß derselbe, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, ein großes, mit Ausnahme der Klappen und der Dampfconductors, auf allen Seiten verschlossenes Gefäß wäre, welches durch einen zu hohen Druck oder einen zufälligen Fehler gesprengt werden und in seine Zerstörung die seiner ganzen Umgebung hineinziehen könnte, besteht der von Mr. Gurney erfundene aus einer Reihe von ungefähr 40 zusammengeschweißten Eisenpfeifen, die in der Art der gewöhlichen Gasröhren in bestimmten Entfernungen zusammengeschraubt sind und etwa anderthalb Ellen (Yards) in gerader Linie, gleich weit von einem kleinen Wasserbehälter entfernt fortlaufen, dann einen Halbzirkel von ungefähr einer halben Elle im Durchmesser beschreiben und in Parallellinien gegen die untern Röhren zurückkehren, zu einem oberhalb derselben angebrachten Behälter, indem sie auf diese Weise eine Art von umgekehrtem Hufeisen bilden. Der Raum zwischen diesem Hufeisen, welches den Dampfkessel bildet, ist der Ofen; und das Ganze ist von Gußeisen umschlossen.

Die Vortheile dieser Anordnung sind augenscheinlich; denn während eine mehr als hinreichende Quantität von Dampf erzeugt wird, ist der einzige mögliche Unfall, der sich ereignen kann, das Bersten einer dieser Pfeifen und eine temporäre Verminderung der Dampfkraft um ein Vierzigtheil. Die Wirkung dieses Unfalls wäre demnach auf den eigenen Umfang desselben beschränkt, und der Maschinenmeister könnte in zehn Minuten den Schaden bessern, indem er die verletzte Röhre herauszöge und die Oeffnungen an beiden Seiten verstopfte, zu welchem Ende er mit den erforderlichen Materialien versehen werden kann; aber außerdem sind die Proben, welchen diese Röhren vor dem Gebrauche unterworfen werden, — indem sie einen fünfhundertmal größeren Druck aushalten müssen, als der, welcher erfordert wird — von der Art, daß das Eintreten dieses Unfalls, so unbedeutend er auch ist, fast rein unmöglich wird. Ein in dieser Art gebauter Dampfkessel, welcher in Mr. Gurney's Werkstätte seit zwei Jahren täglich arbeitet, ist beständig so fest und unversehrt, als je.

Merkwürdig ist, daß Mr. Gurney, welcher seiner Erziehung nach zum Arzt bestimmt war, die Construction des menschlichen Körpers und des der Thiere im Allgemeinen für seine Erfindung zum Modell genommen hat. Seine Dampf- und Wasserbehälter, oder vielmehr Separators, wie er sie nennt, die wir auf unserm Steindruck an den beiden Enden sehen, sind gewissermaßen die Herz-

*) Mit einer lithographirten Abbildung.

kammern seiner Dampfmaschine, die unteren Pfeifen des Kessels sind die Arterien und die oberen Pfeifen die Venen. Das Wasser, welches hier die Stelle des Blutes vertritt, wird zuerst von den Behältern in die Pfeifen gesendet, — die Wirkung des Feuers verwandelt dasselbe bald in Dampf, welcher durch die Pfeifen zu dem oberen Theile des Behälters aufsteigt und ein gewisses Maaß Wasser mit sich in die Separators führt, welches natürlich in den unteren Theil hinabsinkt, und zurückkehrt, um die Pfeifen wieder zu füllen, welche durch die Verdampfung geleert worden sind; da der Dampf das Wasser von oben mit elastischer Kraft niederdrückt und daher die Pfeifen beständig voll und den regelmäßigen Umlauf ununterbrochen in Gang erhält.

Im Centrum der Separators sind perforirte Dampfröhren, welche beinahe bis zu den — natürlich (um das Entfliehen des Dampfes zu hindern) hermetisch verschlossenen — Enden derselben aufsteigen. Durch diese Röhren dringt der Dampf mit seiner ganzen Kraft herab und wird durch eine Hauptröhre unter dem Wagen fortgeführt bis zu dem Ende der Platteforme, welche das Wasserbecken bildet. Diese Röhre läuft unter derselben so weit hin, bis sie zwei große Seitenröhren erreicht, die in Verbindung stehen mit den Cylindern, deren Stämpel die Maschinerie in Gang bringen. Die Kurbeln (cranks) der Achse werden so in Bewegung gesetzt und den Rädern ihre Rotation gegeben. — Durch die auf diese Art erzeugte Kraft wird auch eine Pumpe getrieben, welche das Wasser in den Dampfkessel pumpt und diesen beständig voll erhält. Das Wasserbecken muß zu gewissen Fristen — durch einen sehr einfachen Proceß — aufs neue gefüllt werden; und es ist darauf berechnet, daß es eine hinlängliche Quantität (sechzig Gallonen) für die Consumtion einer Stunde hält. Der Ofen (in dem Dampfkessel) ist gleichfalls darauf berechnet, eine verhältnißmäßige Menge Brennmaterialien zu fassen und kann mit gleicher Leichtigkeit aufs neue mit denselben versehen werden.

Was die äußere Form betrifft, so ist der Wagen den gewöhnlichen englischen Landkutschen ähnlich, nur größer und höher stehend, da der Kasten neun Fuß vom Boden erhaben ist. Die Außensitze sind wie gewöhnlich; und hier kann man fragen, ob die Passagiere auf den Hintersitzen nicht durch den aus dem Ofen aufsteigenden Rauch belästigt werden würden? Wir können dieß verneinen; denn eigentlichen Rauch giebt es gar nicht, da bloß Holzkohle oder abgeschwefelte Steinkohle gebraucht wird. Die verdünnte heisse Luft aber, die aus den Rauchfängen kommt, wird durch die Bewegung des Wagens sogleich zerstreut; ausserdem stehen die Rauchfänge höher, als die Sitze der Passagiere.

Mr. Gurney's Wagen würde mit Bequemlichkeit im Innern sechs und auf den Außensitzen fünfzehn Passagiere aufnehmen, außer dem Lenker, welcher zugleich der Maschinenmeister ist. Auf der Vorderseite der Kutsche ist ein geräumiger Kasten; das Behältniß auf der Rückseite, welches die Form eines Kastens hat, ist die Kapsel für den Dampfkessel und Ofen, welcher — wir wiederholen es — nicht die geringste Unbequemlichkeit für die Aussenpassagiere verursacht, sondern nur einen gewissen Grad von Wärme verbreitet. — Die Länge des Wagens von einem Ende zum andern ist fünfzehen Fuß, und mit der Deichsel und den Lenkrädern, zwanzig Fuß. Ein dreifacher Baum trägt die Maschinerie, und unter demselben sind zwei Forttreiber (propellers), welche beim Hinauffahren auf eine Erhöhung in Bewegung gesetzt werden können, und mit einer der Thätigkeit von Roßschenkeln zu vergleichenden Wirkung die Kraft der Maschine unterstützen. Beim Abwärtsfahren tritt dagegen die Wirkung einer Schleife ein, welche an den Hinterrädern angebracht ist, um die Reibung zu vermehren; außerdem kann der Wagenlenker die Kraft des Dampfes nach Willkühr mindern oder völlig aufheben; indem er zur Rechten einen Hebel hat, der auf die Drosselklappe (throttle valve) wirkt und sogleich ein Vacuum in den Cylindern hervorbringen kann. — Auf diese Weise bestimmt er auch die Schnelligkeit der Bewegung, die von zwei Meilen zu zehn Meilen oder noch mehr in der Stunde variirt. Ein anderer Hebel bringt den Wagen erforderlichen Falls in einem Augenblick zum Stillstehen.

Das Lenken des Wagens geschieht mit der größten Leichtigkeit: indem der Wagenlenker durch eine Handhabe, die mit der Deichsel und durch diese mit den Lenkrädern in Verbindung steht, die Richtung des Wagens bis auf ein Achttheil-Zoll bestimmen, allen Hindernissen ausweichen, um Ecken beugen, kurz alles das thun kann, was ein geschickter Kutscher bei einem gewöhnlichen Wagen thut.

Das Gesammtgewicht des Wagens mit seinem ganzen Apparat wird auf 3000 Pfund ($1\frac{1}{2}$ tons) geschätzt und die Abnutzung der Straße verhält sich zu der von einem gewöhnlichen Wagen, welcher von vier Pferden gezogen wird, wie 1 zu 6. Wenn der Wagen in Bewegung ist, wird nicht das geringste Geräusch von der Maschinerie gehört; die Erschütterung desselben ist, bei der größeren Solidität der Bauart, bei weitem geringer, als die eines gewöhnlichen Wagens. Die Maschine besitzt die Kraft von zwölf Pferden, und diese kann bis auf 18 erhöht werden, während für den gewöhnlichen Gebrauch, außer zum Bergauffahren, nur eine Kraft von 8 Rossen erfordert wird.

Die Ersparung, welche der Gebrauch des Dampfwagens brächte, ist — wenn man die Kosten desselben mit denen der von vier Pferden gezogenen Landkutsche von London nach Bristol vergleicht, sehr bedeutend. Straßenzoll sollte, nach einer Erklärung des Ministeriums nicht eher erhoben werden, bis vierzig Dampfwagen in Gebrauch wären; man beabsichtigt indessen, um alle Streitigkeiten zu vermeiden, die Hälfte des gewöhnlichen Weggeldes zu zahlen.

Erklärung der Zahlen in der Abbildung.

Fig. I.

1) Der Wagenlenker und Maschinenmeister.
2) Die Handhabe, welche die Deichsel und Lenkräder leitet.
3) Die Lenkräder (Pilot-Wheels).
4) Die Deichsel.
5) Der Vorkasten, für Gepäck.

6) Die Drosselklappe (Throttle-Valve) der Hauptdampfröhre, welche durch die Handhabe nach Gefallen geöffnet oder geschlossen werden kann.
7) Das Wasserbecken, das die volle Länge und Breite des Wagens einnimmt.
8) Der Kutschkasten, in welchem Passagiere sitzen.
9) Außen-Passagiere.
10) Der Hinterkasten, welcher den Dampfkessel und den Ofen enthält.
11) Die Separators, in welchen der Dampf vom Wasser geschieden wird, indem dieses in den Dampfkessel zurückkehrt, und jener in die Dampfsröhren aufsteigt.
12) Die Pumpe, durch welche das Wasser aus dem großen Becken in den Behälter gepumpt wird.
13) Die Haupt-Dampfsröhre, die von den Separatoren aus unter dem Kutschkasten hin zu der Drosselklappe und den Cylindern Nro. 16. geht.
14) Die Rauchfänge, vier an Zahl.
15) Die drei verbundenen Wagenbäume.
16) Die Cylinder, zwischen den Bäumen, je einer, durch welche die Stämpel wirken.
17) Klappenbewegung, welche abwechselnd zu beiden Enden der Stämpel Dampf führt.
18) Kurbeln (Cranks), welche auf die Achse wirken.
19) Forttreiber (Propellers), welche beim Bergauffahren in Bewegung gesetzt werden.
20) Die Schleife, (Drag) welche als Hemmkette dient.
21) Der Griff (Clutch), welcher an der Achse angebracht ist und bei dem Herumdrehen derselben in eisernen Stäbe, Verlängerungen der Speichen, der Büchse (box) greift, und dadurch die Räder herum dreht.
22) Die Sicherheitsklappe, welche den erforderlichen Druck des Dampfes bestimmt.
23) Die Oeffnung, durch welche das Wasserbecken gefüllt wird.

Fig. II. Die Hinterseite des Damfwagens.

1) Die Ofenthür.
2) Die Hähne der beiden Maaßstäbe, der obere für den Zustand des Dampfes, der untere für die Quantität des Wassers.
3) Dampfsröhren, welche den Dampf leiten, daß er auf die Stämpel wirkt.
4) Der Blasehahn (Blow-Cock).
5) Der Hahn, um das Wasserbecken zu leeren.
6) Die Rauchfänge.
7) Die Röhren, durch welche das Wasser aus den Separators in den Dampfkessel getrieben wird.
8) Die Dampfseparators.

Betrachtungen über die financielle Lage Englands.

(Fortsetzung.)

Unserer Ansicht nach wird daher die schwere Besteuerung, der wir unterliegen, noch bei weitem verderblicher für die Zukunft werden, als sie es für die Gegenwart schon ist. Während des Krieges konnte man seine Kapitalien nicht wohl in andere Länder schaffen, und die großen Ausgaben, wozu der Staat genöthigt war, wurden großentheils durch die Einschränkung und den Fleiß, wozu die schweren Steuern alle Klassen zwangen, wieder ersetzt. Aber die jetzige Zeit des Friedens setzt die übrigen Nationen nicht nur in den Stand, jene Gegenstände selbst zu produciren, die wir ihnen sonst zuführten und wodurch es uns möglich wurde, unsere verhältnißmäßig schweren Lasten zu tragen, — sondern sie macht es auch außerdem ungewöhnlich leicht, unsere Kapitalien zu ihnen hinüber zu versetzen. Freilich sind die verderblichen Folgen unseres Abgabensystems nicht von der Art, daß sie sich schnell zeigen; sie untergraben den Staat nur langsam; auch wirkt ihnen jede für die Industrie bedeutende Erfindung entgegen, da sie die Produktion vermehrt und eben dadurch den Druck der Lasten vermindert. Aber wenn man auch mit Recht noch auf dergleichen Erfindungen hoffen darf, so darf man sich doch keinesweges darauf unbedingte Rechnung machen; und gesetzt auch, sie werden wirklich gemacht, so ist es klar, daß sich das Monopol derselben nicht erhalten kann, und daher, bei der unabwendbaren Weiterverbreitung, die schwere Besteuerung als eine stete Prämie für die Ausführung der Kapitalien wirkt, und daher am Ende nothwendig höchst nachtheilig werden muß.

Unter diesen Voraussetzungen, kann es von Niemand in Zweifel gezogen werden, daß es strenge Pflicht der Minister sey, jede mögliche Einschränkung in den Staats-Ausgaben zu machen, die sich mit der Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes verträgt. Nichts konnte daher beruhigender seyn, als Herrn Cannings Verheißung, die durch die Thronrede bei der Entlassung des letzten Parlaments bekräftigt wurde, daß nämlich die Minister beschlossen hätten, alle Gegenstände, welche die Staats-Einnahmen und Ausgaben beträfen, der Untersuchung eines Comite zu unterwerfen, und daß sie fest entschlossen seyen, dem Staate jede unnütze Ausgabe zu ersparen. Wir glauben, daß Lord Goderich und seinen Collegen das öffentliche Wohl zu sehr am Herzen liegt, als daß sie einen Augenblick anstehen sollten, jede mögliche Einschränkung in Ausführung zu bringen, und sie können versichert seyn, daß der Entschluß im Geiste des Hrn. Canning's fort zu handeln, trotz der Opposition, die sie von selbstsüchtigen, und leider nur zu einflußreichen Männern zu erwarten haben, ihnen ein Recht auf die Dankbarkeit der Nation geben wird. Indessen dürfen wir uns nicht verbergen, daß wir von Ersparungen, die selbst der wohlwollendste, und dabei der mächtigste Minister machen könnte, immer noch keine wesentliche Erleichterung zu erwarten haben. Freilich ist die Verminderung der Staatslasten auch nicht das Einzige, vielleicht nicht einmal das Wichtigste, was sich für ein streng durchzuführendes Ersparungssystem sagen läßt. Die Menge von unnöthigen Beamten und ihre übermäßige Besoldung hat schon an und für sich den nachtheiligsten Einfluß. Eine Regierung, welche das öffentliche Zutrauen besitzt, bedarf eines solchen unnützen Beamten-Heeres nicht; dahingegen eine Regierung, der ein gehöriger Rückhalt im Volke fehlt, es als eine Stütze gebrauchen kann, um ein Regierungssystem zu verfolgen, welches den Wünschen und den Interessen des Volkes gleich zuwider ist. Einer patriotisch gesinnten und wahrhaft aufgeklärten Administration muß es am Herzen liegen,

daß eine Quelle des Einflusses versiege, die niemals nützen, wohl aber dazu gebraucht werden kann, um schlechte Absichten durchzusetzen, und die auf jeden Fall dem Lande lästig wird. Diese politischen Vortheile sind unserer Meinung nach, wenn auch nicht die einzigen, so doch die wichtigsten, welche eine Beschränkung der Ausgaben mit sich bringt. Wenn man wirklich den schweren Druck, der auf dem Volke lastet, erleichtern, und dadurch, daß man den Gewerbfleiß productiver machte, den Gewinn erhöhen wollte, so müßte man viel weiter gehen. Nicht durch Einziehung von einigen Sinecuren, nicht durch Verabschiedung von einigen Dutzend überflüßigen Schreibern, ja nicht einmal durch die Auflösung von einigen Regimentern kann man das wahre Uebel, woran der Staat krank liegt, heilen: dieses hat seine Wurzeln weit tiefer.

Folgendes ist das officielle Verzeichniß aller Staats-Ausgaben der Vereinigten Königreiche für das Jahr 1826, welches auf Befehl des Hauses der Gemeinen gedruckt worden ist:

Staats-Ausgaben der Vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland für das Jahr, welches mit dem 5 Januar 1827 endigt, nach Abzug aller Rückzahlungen u. s. w., jedoch mit Inbegriff der zur Abtragung der Nationalschuld verwandten Summen.

Zahlungen aus der Einnahme, ehe dieselbe an die Schatzkammer abgeliefert wurde:	Pf. St.	Sch.	Pfg.
Erhebungskosten	4,030,337	7	2⅞
Sonstige Zahlungen	1,357,047	7	11½
	5,387,384	15	2⅜
Zahlungen aus der Schatzkammer:			
Dividenden Interessen und Verwaltung der fundirten Staatsschuld	27,245,750	14	—
Interessen für die Schatzkammerscheine	831,207	6	3
	28,076,958	—	3
An die Verwalter der Schiffs- und Kriegs-Pensionscassen abgeliefert,	2,214,260	—	—
desgleichen an die englische Bank	585,740	—	—
	2,800,000	—	—
Civilliste	1,057,000	—	—
Pensionen, die durch eine Parlamentsacte auf die consolidirten Fonds angewiesen sind	364,268	6	3¼
Besoldungen und Gratificationen	69,115	13	5
Gerichtshöfe	150,540	15	11¾
Münze	14,750	—	—
Geschenke	2,956	13	8
Verschiedenes	204,064	7	9
ditto für Irland	301,427	10	6¼
	2,164,173	7	7
Vorschuß auf Rechnung der Docken zu Leith	240,000	—	—
Kaufgeld für des Herzogs von Atholl Antheil an den öffentl. Einkünften der Insel Man	150,000	—	—
Zur Ausbesserung der London-Brücke	120,000	—	—
	510,000	—	—
Landmacht	8,297,360	15	8½
Seemacht	6,540,634	9	2
Artillerie	1,869,608	6	8¼
Verschiedenes	2,566,783	11	5½
	19,274,885	6	—
Lotterie-Gewinne	69,802	5	10
An die Commissäre zur Ausgabe von Schatzkammerscheinen, zur Verwendung für die Armen	443,300	—	—
Vorschüße aus dem consolidirten Fonds in Irland für öffentliche Arbeiten	546,922	2	6½
	1,060,024	8	4½
Totalsumme	59,272,925	17	5⅜
Ueberschuß des in die Schatzkammer gezahlten Einkommens über die Ausgabe, die daraus zu bestreiten ist	1,009,448	8	¼
	60,282,374	3	5⅝

Aus dieser Rechnung erhellt nun, daß das Feld der Einschränkungen bei den directen Staatsausgaben bei weitem nicht so groß ist, als man gemeinigtich annimmt. Gegen die Hälfte der ganzen Ausgabe erfordert die Bezahlung der Interessen für die Staatsschuld, und diese kann auch nicht den kleinsten Abzug erleiden. In Ansehung der Civilliste und der Pensionen, die zusammen 1,400,000 Pf. St. betragen, ließen sich allerdings wohl Ersparungen machen, die in politischer Rücksicht von Wichtigkeit sind, aber es ist offenbar eine leere Einbildung, wenn man glaubt, daß diese Ersparungen einen merklichen Einfluß auf die financielle Lage des Landes äußern würden. Bedeutend würde man nur dadurch gewinnen, daß man entweder bei der Erhebung der Abgaben, oder bei der Land- und Seemacht, der Artillerie und den verschiedenen Ausgaben dieser Art Beschränkungen eintreten ließe. Hier kann das Budget schon bedeutender beschnitten werden, obgleich man auch hier finden wird, daß sich nicht so viel ersparen läßt, als man gewöhnlich ohne nähere Untersuchung glaubt. Es ist daher noch sehr zweifelhaft, ob man auf irgend eine andere Weise etwas bei der Erhebung der Abgaben für das Land gewinnen kann, als wenn man gewisse drückende Lasten aufhebt, und eine verbesserte Art der Besteuerung einführt. Denn die Besoldungen der Zoll- und Accisebeamten sind durchaus nicht übertrieben. In einigen Departements vielleicht, wie beim schottischen Zollhause, könnte man durch die Entlassung einiger Oberbeamten, die ganz überflüssig sind, ein paar tausend Pfund ersparen;

aber das ist auch alles. Die Hauptausgabe in diesem Zweige der Verwaltung ist die Besoldung der Unterbeamten, und wenn bei diesen ja eine Veränderung im Gehalte vorgenommen werden soll, so müssen sie eine Zulage erhalten, und nicht noch schlechter besoldet werden.

Eine bedeutende Ersparniß ließe sich allerdings bei der Armee machen, die jetzt jährlich gegen 8 Millionen kostet. Indessen würde dies nur dadurch bewerkstelligt werden können, daß wir nach und nach unsere Truppen aus den Kolonien zurückzögen; denn von dem Militär, welches den Friedensfuß von Großbritannien und Irland ausmacht, möchte wenig zu entbehren seyn. Ein sehr großer Theil der Bevölkerung von England lebt vom Manufacturwesen und kann sehr leicht seine Arbeit verlieren, in welchem Fall er der größten Noth ausgesetzt seyn würde. Unter diesen Umständen ist eine große militärische Macht nothwendig, um die öffentliche Ruhe zu erhalten, und den begüterten Bürgern die nöthige Sicherheit des Eigenthums zu gewähren. Wären die Truppen beim Ausbruch der Unruhen in Manchester im Frühjahr 1826 nicht so thätig gewesen, so hätte ein ganz unberechenbarer Schade angerichtet werden können; und zweifelte man erst im Auslande daran, ob die Regierung auch Macht genug habe, die Sicherheit des Eigenthums zu garantiren, so wäre es um unsere Uebermacht als Fabrik- und Manufacturstaat geschehen, und Gewerbe und Wohlstand von Großbritannien würden bald das Eigenthum anderer Völker werden. Wir wissen sehr wohl, daß man behauptet hat, die Linientruppen ließen sich durch eine vermehrte Anzahl; von Landsoldaten (yeomen) ersetzen, die für die Sicherheit eben so wirksam und bei weitem wohlfeiler wären. Aber gegen diesen Vorschlag lassen sich sehr erhebliche Einwendungen machen. Ein wohldisciplinirter Soldat ist ohne Vergleich besser zur Erhaltung der Ruhe zu gebrauchen, als dieser Landsoldat. Ersterer thut, was ihm befohlen wird, und nicht mehr: er ist weder Whig, noch Tory, noch Radicaler, er hat keine politischen oder religiösen Ketzereien zu bestrafen und fröhnt keiner Parthei. Ein Landsoldat hingegen ist mehr als zur Hälfte Bürger, und theilt als solcher alle Vorurtheile der Landschaft oder der Klasse, zu welcher er gehört. Wenn ein Corps solcher Leute gebraucht wird, um Unruhen zu stillen, so ist die Gesellschaft in verschiedene Partheien getheilt; Nachbar steht gegen Nachbar, Verwandter gegen Verwandten, und die Ruhestifter selbst müssen Parthei nehmen. Anstatt also durch Anwendung dieser Art von Gewalt die Ruhe herzustellen, wird der Aufruhr nur noch bedenklicher. Eine der ersten Maßregeln, die Lord Cornwallis ergriff, als ihm die Regierung in Irland während der Rebellion übertragen ward, bestand darin, daß er die Landsoldaten von der Armee trennte und auseinander gehen ließ; und jeder, der die Geschichte dieser unglücklichen Zeit nur einigermaßen kennt, weiß, daß diese Maaßregel die beste Wirkung that, und vielleicht mehr als alles andere zur Beendigung dieses verheerenden Krieges beitrug. Hätte man zu Manchester an dem berüchtigten 16 August 1819 reguläre Truppen gebraucht, so würde wahrscheinlich gar kein Blut geflossen seyn, und auf jeden Fall würden die Partheien sich weit weniger erhitzt haben. Wir protestiren daher gegen jeden Versuch, die Linientruppen gegen Landsoldaten zu vertauschen. Es scheint uns im Gegentheil sowohl in Rücksicht auf die Sicherheit, als in Rücksicht auf Sparsamkeit, eine gesunde Politik zu verlangen, daß man den größten Theil der jetzt bestehenden Landsoldatencorps auflöst; aber mit Zuversicht hoffen wir, daß man durch keine offenen oder heimlichen Operationen es bewirken wird, ihre Zahl auf Kosten der Linientruppen zu vermehren. *)

Wir sind nicht genug vom Stande der Dinge in Kenntniß gesetzt, um sagen zu können, ob sich in den Nebenausgaben für die Landmacht etwas ersparen ließe, aber soviel ist gewiß, daß sich am Solde der Soldaten und Officiere nichts abziehen läßt. Auf jeden Fall hat das Land das Recht zu erwarten, daß man hier jede Ersparung eintreten lasse, die die Armee nicht in ihrer Wirksamkeit hindert.

Was den zweiten Zweig der öffentlichen Ausgaben betrifft, der vielleicht einen Abzug erleiden könnte, so wäre dieß die Seemacht. Wir müssen aber bekennen, daß man hier unserer Meinung nach schon so große Einschränkungen gemacht hat, als mit der äußern Sicherheit bestehen können. Die Fortdauer des gehässigen und empörenden Systems Matrosen zu pressen, ist jetzt der größte Mangel in diesem Zweige der Staatsverwaltung.

Nun wäre es aber höchst ungerecht, zu gleicher Zeit gegen diesen Mißbrauch und gegen die Kosten, welche eine starke Seemacht auch in Friedenszeiten verursacht, sprechen zu wollen. Wenn man während des Friedens nicht hinreichend Seeleute auf den Kriegsschiffen hält, so muß man sie beim Ausbruch eines Kriegs nothwendig pressen. Dieser Mißbrauch erhält sich nicht, weil der Admiralitätsrath eine besondere Lust an Menschenraub findet, sondern weil John Bull zwar gern mit seiner Menschenliebe prahlt, aber doch lieber dergleichen Ungerechtigkeiten duldet, als sich von seinem Gelde trennt. Indessen ist uns von Leuten, die diese Verhältnisse genau kennen, versichert worden, daß bei dem Dockenwesen u. s. w. Ersparungen vorgenommen werden könnten, die es möglich machten 10,000 Seeleute mehr zu halten, ohne daß die Staatsausgaben deshalb vermehrt würden. Daher steht zu hoffen, daß unsere Seemacht stark genug ist, in allen außerordentlichen Fällen, die in jetziger Zeit nur irgend denkbar sind, ausreichen zu können, ohne die Regierung zu jener barbarischen Gewaltthat zu zwingen.

Was drittens die Ersparnisse bei der Artillerie und den verschiedenen Ausgaben dieses Zweigs der Verwaltung betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir hier nicht im Stande sind, uns eine gründliche Meinung zu bilden. Daß sich

---

*) Der Verfasser hat sich in diesem Puncte nicht getäuscht, denn nach einer Verordnung vom 5. Dec. sollen die Landreuter (yeomanry cavalry) mit dem 24. Dec. 1827 aufhören zu existiren; jedoch nur in den Distrikten, in welchen man in den letzten 10 Jahren selten oder nie ihrer Hülfe bedurft hätte. S. Times vom 6. Dec. 1827.

Einschränkungen in demselben machen lassen, wird, glauben wir, niemand läugnen, aber wir wissen nicht, ob sie eben von großer Bedeutung seyn werden.

Wir sind demnach der Meinung, daß das höchste, was man ersparen könnte ohne die Ruhe und Unabhängigkeit des Landes zu gefährden, sich auf 2 bis 3 Millionen beläuft; und obgleich wir keineswegs behaupten, daß diese Ersparniß nicht durch die Aufhebung oder Verminderung einiger sehr drückender Lasten auch in ökonomischer Hinsicht von Wichtigkeit werden könnte, so ist doch klar, daß es die Quote des Gewinns so gut wie gar nicht heben, also auch keine wesentliche Verbesserung unserer financiellen Lage seyn würde. Wir suchen durchaus nicht die Lage des Landes schlimmer darzustellen, als sie wirklich ist, im Gegentheil sind wir vollkommen überzeugt, daß sie durch eine weise Gesetzgebung und eine gesunde Politik wesentlich verbessert werden kann; aber wenn wir unsere Leser glauben machen wollten, daß irgend ein Ersparungssystem, welches die Regierung befolgen kann, im Stande wäre, uns bedeutende Hülfe zu leisten, so würden wir nur Erwartungen erregen, die sicher getäuscht werden müßten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die politische Lage der aus dem spanischen Amerika hervorgegangenen neuen Staaten.

Von Everett.

Man müßte sehr kurzsichtig seyn, wenn man den Grund großer und einflußreicher Begebenheiten in den besondern Veranlaßungen suchen wollte, durch welche sie äußerlich hervorgerufen wurden. Das, was den eigentlichen Charakter jener Bewegungen bestimmt, die nach und nach die ganze Welt umgestalten, ist freilich selten schon beim ersten Anfang derselben sichtbar, es tritt aber im Verlaufe der Zeit immer stärker hervor, bis es endlich auch dem blödesten Auge nicht mehr verborgen bleibet. So dürfen wir z. B. nicht annehmen, daß der Patriotismus der Nord-Amerikaner gerade dadurch so aufgeregt wurde, daß man sie zwingen wollte, einen halben Pfennig zu viel für ein Pfund Thee zu bezahlen. Dieß war nur eine Form, unter welcher sich das fehlerhafte, politische Verhältniß des Mutterlandes zu seinen Kolonien fühlbar machte, und jeder andere Schritt, wodurch England seine Auctorität möchte haben geltend machen wollen, würde die Veranlassung zu denselben Ereignissen geworden seyn.

Machen wir von diesem allgemeinen Satze eine Anwendung auf das ehemalige spanische Amerika, so war hier die besondere Veranlassung der ersten Bewegungen die Zwietracht im Mutterlande, und die Usurpation des spanischen Thrones durch einen Fremden. Um das französische Joch abzuwerfen nahm sich jedes Königreich und jede Provinz das Recht, sich selbst zu regieren, und die amerikanischen Kolonien waren nicht minder dazu berechtigt, als die verschiedenen Theile der pyrenäischen Halbinsel. Peru und Mexiko befanden sich in derselben Lage, wie Kastilien und Granada, ihre Regierungen handelten daher auch eben so selbstständig. Dieser Umstand unterscheidet die Revolution des spanischen Amerikas auf eine sehr vortheilhafte Weise von fast allen andern Staats-Umwälzungen: sie hatte Anfangs nicht einmal eine ungesetzmäßige Form. In dieser Hinsicht stehen die neuen Reiche viel reiner da, als die Vereinigten Staaten; denn wenn die Einwohner dieser letztern auch immer behaupteten, sie nähmen nur die Rechte, die jedem Engländer zukämen, in Anspruch, so behauptete doch auch die Regierung, stets nur ihre gesetzliche Gewalt auszuüben. Die südamerikanische Revolution traf aber bei der Wiedereinsetzung des Königs von Spanien im Jahre 1813 auch nicht der leiseste Vorwurf einer Ungesetzlichkeit. Inzwischen hatten die Amerikaner gelernt sich selbst zu regieren, sie hatten unter einander und mit fremden Mächten Verbindungen angeknüpft, und sich in vielfacher Hinsicht in eine neue Lage hineingelebt, in welche sie sich nicht willkührlich, sondern durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, versetzt hatten. Ob sie unter diesen Umständen verbunden waren, bei des Königs Rückkehr, auch selbst nur der Form nach, unter seine Herrschaft zurückzukehren, ist eine Frage, die sich nicht sogleich auf den ersten Blick bejahen läßt. Die Rechte eines Menschen gegen den andern hängen von den gegenseitigen Verhältnissen ab, die unter ihnen statt finden. Aendert nun eine von den beiden Partheien durch eine unrechtmäßige Handlung das bestehende Verhältniß, so kann sie durch dieses Unrecht natürlich niemals neue Rechte erwerben; ändert sich aber das Verhältniß ohne Mitwirkung einer der beiden Partheien, so richten sich auch ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten nach dem neu entstandenen Verhältnisse, und nicht mehr nach dem alten. Dieß war der Fall zwischen dem Könige von Spanien und seinen amerikanischen Kolonien. Man könnte daher wohl mit Recht bezweifeln, ob man genau genommen diesen Kolonien, von der Zeit der ersten Bewegungen an, die vor achtzehn oder neunzehn Jahren statt hatten, bis auf den heutigen Tag, den Vorwurf eines unrechtmäßigen Widerstandes, oder einer Rebellion gegen die rechtmäßige Obergewalt des Mutterlandes machen könne.

Wie nun aber dem auch seyn mag, so wird doch die wahre Rechtfertigung für die Fortdauer der Unabhängigkeit des spanischen Amerikas, auch nach Wiederherstellung des Friedens in Spanien, ohne Zweifel eben darin zu suchen seyn, worein wir sie bei Nordamerika setzen, nämlich in dem falschen Verhältniß, worin es zur Krone Spanien stand. In beiden Fällen übten die Mutterländer das Besteurungsrecht nur in ihrem Interesse aus, sie unterwarfen die Einwohner der Kolonien mancherlei Beschränkungen, von denen ihre europäischen Unterthanen befreit waren, und machten auf diese Weise eine Verbindung, die schon Unnatürliches genug in sich trug, noch drückender. Eine solche Verbindung, da sie eigentlich nur durch Zufall gebildet und beibehalten war, konnte kaum als wahrhaft verpflichtend für eine von beiden Partheien betrachtet werden, und hätte eine von ihnen den Vorschlag gemacht, sich in Güte zu trennen, so sieht man nicht ein,

worauf die andere sich hätte berufen können, um denselben zurückzuweisen. Ein solcher Fall ist wirklich zwischen Portugal und Brasilien eingetreten. Eine ähnliche Trennung, sey sie nun friedlich oder gewaltsam, wird unter ähnlichen Umständen früher oder später immer eintreten. Die Frucht, wenn sie zur Reife kommt, wird entweder gebrochen, oder sie fällt von selbst ab.

Auf der andern Seite muß man aber auch zugeben, daß von Regierungen, die Jahrhunderte lang über große Provinzen, oder vielmehr Reiche unter dem Namen Kolonien, geherrscht haben, und deren Stolz wenigstens dabei interessirt ist, ihre alten Rechte und Titel beizubehalten, kaum erwartet werden kann, daß sie diese Besitzungen ohne Kampf aufgeben. Wie klar auch das Gesetz der Natur oder die Vorschriften der Politik seyn mögen, so wird Leidenschaft und Vorurtheil doch immer mehr Beredsamkeit besitzen, und wenigstens eine Zeitlang in den Staats-Räthen aller Länder des Erdkreises den Vorsitz einnehmen. Je mehr eine Nation unter dem Einflusse des Herkommens und der Gewohnheit steht, desto weniger wird sie geneigt seyn, sich den Forderungen äußerer Verhältnisse zu fügen. Es darf uns daher nicht befremden, wenn Spanien sich bei dem Eintreten eines solchen Falles weniger nachgiebig zeigt, als dieß unter gleichen Bedingungen gegenwärtig von Seiten Großbritanniens zu erwarten wäre. Betrachten wir die ungeheure Ausdehnung des amerikanischen Continents, die geistige Entwicklung des Volks, den Reichthum und die Macht, denen dasselbe entgegen strebt, und vergleichen damit die Schwäche und den hülflosen Zustand Spaniens, so erscheint es als vollkommene Verrücktheit, wenn eine solche Macht glaubt, Herr werden zu können über eine so tiefgreifende, umfassende Bewegung. Spanien bleibt aber verblendet, es sieht in diesen kräftig, jugendlichen Staaten nur undankbare Kinder. Das natürliche Streben sich zu trennen und sich unabhängig zu machen, da sie zur völligen Reife gekommen sind, ist eine Sünde gegen die Legitimität. „Des Königs Ehre und Gewissen verlangt es, daß er seine ererbten Reiche seinem Thronerben wiederum ungeschmälert übergebe.“ Die Macht ist zwar nicht mehr vorhanden, aber der Titel bleibt; die Regierung willigt lieber in jedes Opfer ein, und vollendet den Ruin ihres Landes, als daß sie eine Thatsache anerkennte, die kein Vernünftiger, ja nicht einmal sie selbst, wenn sie nicht als Regierung auftritt, zu läugnen vermag. Spanien würde kein größeres Glück widerfahren können, als wenn seine europäischen Alliirten, die es sich so angelegen seyn ließen, sich in einem Falle, wo es sich leicht selbst helfen konnte, in seine Angelegenheiten zu mischen, unter Umständen, in denen es unfähig ist, sein eigenes Beste einzusehen, die Anerkenung desselben erzwängen. Aber dieß verbietet, wie es scheint, die Delikatesse. Eine sonderbare Delikatesse, die es freilich erlaubt, alle zehn oder fünfzehn Jahre unter Vorwänden allerlei Art das Königreich militärisch zu besetzen, und, ohne ihn zu fragen, in des Königs Namen zu regieren; die aber nicht wagt in seinem Namen eine Maßregel zu ergreifen, die, ohne allen Zweifel, die einzige ist, welche vor dem gänzlichen Verfall des Reichs bewahren kann! Ist dieß Verblendung, oder ist es Heuchelei? was es auch seyn mag, so ist es traurig genug für das spanische Volk, und bewährt das spanische Sprichwort: Gott erhalte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich schon selber erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Scènes contemporaines

laissées par Madame la Vicomtesse de Chamilly. Paris, 1828.

(Schluß.)

(Die zweite Scene spielt im Zimmer des Herrn Courtin, der sich nicht entschließen will, etwas für die Griechen beizutragen.)

Dritte Scene, im zweiten Stockwerke.

Abrun: (ruht auf einem Divan) Die Sonne der Franken ist eisig, wie das Herz dieser Ungläubigen! Lieber ritte ich durch die Wüste Al Ahkaf auf meiner braunen Stutte von Bahkir, ohne einen Tropfen Wasser, meinen Durst zu löschen, als mich hier zu langweilen in den abscheulichen Hauptstädten Frangistan's. [1]) Beim Allah! Das schwarze Zelt des Wahabiten ist tausendmal mehr werth, als diese traurige Wohnung, und die Feuerwinde Aldschesirah's sind besser, als der kalte, weiße Regen, der seit acht Tagen, wie ein Hermelinpelz, auf den Dächern dieser vom Propheten verlassenen Stadt liegt. Jussuf, rücke die Glutpfanne näher, und reich' mir mein Chibuhi! [2]) Ist der Marquis, wie die Hunde von Giaurs ihn nennen, während meiner Mittagsruhe gekommen?

Jussuf. Wer, mein Gebieter?

Abrun. Ali Bei, der fränkische Reiß.

Jussuf. Nein, Gebieter; aber Jussuf hat gesehen den gelehrten Franken des Dschami [3]) in der Rue de Clichy sammt den jungen Scheiks, die das Wort des Ungläubigen lernen.

Abrun. Ach! bei Jomard, dem Vater des Buches! [4]) wenn die Gläubigen die List der Franken einsähen, wären wir nicht mehr das Spiel aller der Eltzirs [5]) die sie ausschicken! Aber der Araber ist wie das Pferd der Christen, man bedarf einer Peitsche um seiner Herr zu werden: der Vater des Buches wird seine Weisheit verlieren beim Ausbilden der koptischen Köpfe; unsere durch die Sonne der Wüste calcinirten Häupter sind zu hart für seine schwachen, mit Dinte gefärbten Finger. Was wollte er?

Jussuf. Akem, der Sohn des Mürdühar, [6]) hatte Nachricht vom großen Pascha; er hat gesagt: höre zu, Jus-

---

[1]) Europa's.
[2]) Pfeife.
[3]) Moschee.
[4]) d. i. der Gelehrte Herr Jomard, welcher die Erziehung der vom Pascha von Aegypten nach Paris gesandten junge Leute leitet.
[5]) Gesandter.
[6]) Staats-Sekretär des Paschalik's Aegypten.

suf; sag deinem Herrn, daß Eblis *) die Osmanlis gerächt, hat, und daß Sultan Mahmud bald im Atmeidan zehntausend Ohren der Rebellen gewahren wird.

Abrun (neigt sich nach Osten). Gelobt sey Gott und Mahommed, sein Prophet! Reich mir mein Scherbet!

Jussuf. Ja, Gebieter, — ach, Gebieter, das Mädchen, sie hat schwarze Aeuglein wie Monkir, **) hast ihr gegeben deinen Kaschmirturban, auch gekommen.

Abrun (mit Feuer): Flora! Sprich Jussuf, wo ist sie?

Jussuf. Gesagt, du schlafen, sie weggehen.

Abrun. (steht auf) Wie, Hund! du hast sie fortgejagt, wie eine stechende Mücke . . . du verdienst (will ihn schlagen) —

Jussuf. (wirft sich zu Boden) O Herr, Herr, Verzeihung. Ich nicht wagen, dich aufwecken.

Abrun. Ich schlafe nie für das schöne Geschlecht . . . Flora! . . der Reiz deiner Augen! . . ich, der ich von der Pforte des Jannat el Eden, der seligen Stätte der Ewigkeit, zurückkehren würde zu ihr! Verruchter Mohr, fort mit dir!

Jussuf. Gebieter, höre die Klingel. Jussuf die Thüre aufmachen.

Abrun. Eile! Wenn sie es wäre! Diese Töchter der Franken sind so viel werth, als alle die des Orients zusammen. Abrun gäbe eines seiner Augenlieder, zwei dieser Ungläubigen mit sich heim nehmen zu dürfen.

Der Marquis Alibey. Gruß dem weisen Abrun, dem rechten Ohre unsers hohen Pascha!

Abrun. Du begnügst dich mit dem linken, Christ; es genügt dir, um ihm den Kopf herum zu drehen. Was hast du zum Besten seiner Hohheit gethan?

Marquis. Mehr, als du denkst. Man bewilligt mir zwanzig Offiziere, Kanonen, drei Fregatten; man kauft für uns zu Nantes zwei Negerschiffe, weißes Fleisch wird das schwarze ersetzen. Wo das Kameel durchkömmt, kömmt auch das Dromedar durch, wie Eure Araber von Darfur sagen.

Abrun. Ich bewundere Dich, Ali. Ein Wahabite ist kein größerer Todfeind des Pilgers von Mecca, als du gegen deine Brüder.

Marquis. Ich liebe den Ruhm und das Geld. Der Pascha bezahlt mich reichlich und man spricht von mir in ganz Frankreich.

Abrun. Aber wie?

Marquis. Du kennst meine Nation nicht, Abrun; sie gleicht allen andern. Du warst Befehlshaber in Rumelien, wo die Familien, zu arm, sich Beschützer unter den Spahis zu erkaufen, nach dem Pangäus und Hämus fliehen, dort die Heerden zu hüten. Jedermann vergißt sie.

Abrun. Nur die Kadis nicht, welche ihnen bis in ihre Höhlen nacheilen, ihnen den letzten Dinar wegzunehmen.

Marquis. Und dann?

Abrun. Rauben sie ihrerseits, unter dem Schutze irgend eines Aga, und oft kommen sie reicher zurück, als die, welchen sie ihre Habe überließen.

Marquis. Und dann ehrt man sie, rühmt ihre Geschicklichkeit, ihren Muth, und da sie der Pforte einen großen Karatsch zahlen, rennen Ehrenstellen auf sie.

Abrun. Beim Allah! Wozu alles das?

Marquis. Geld ist das Alysari, das allen Farben die seinige giebt. Der reiche Türkenfreund wird in den Sälen der Großen besser empfangen werden, als der dürftige Philhellene; wenn Griechenland einmal unterworfen ist und ich nach Paris zurückkomme, ein Landgut kaufe und Kandidat werde, sollst du sehen, wie viel Freunde die Stütze des Halbmonds unter unsern Frommen zählt.

Abrun. Ich freue mich, Ali, für dich; du kannst Minister der Franken werden, wenn dich nicht unser gnädiger Herr, Ali Mohammed, eines Tages — spießen läßt.

(Das Gespräch dauert noch weiter fort und dem Marquis werden hundert Beutel versprochen. Madame * läßt sich anmelden.)

Jussuf. Er ist zu Hause, schläft nicht, immer aufgeweckt. Nur herein.

Eine der Damen. Himmel! ein Türke!

Abrun. Tritt näher, Engel der Schönheit! der arme Muselmann ist glücklich, dich hier zu sehen.

Madame *. Ich muß gestehen, wir erwarteten nicht, einen Mann von Ihrer Nation hier zu sehen. Man hatte uns von einem reichen, großmüthigen Fremden gesprochen. Kurz, mein Herr, wenn ich Ihnen Alles sagen muß, nehmen Sie nicht übel, wir haben den Auftrag — für die Griechen zu sammeln.

Abrun. (mit ernster Stimme) Ihre Verlegenheit wundert mich nicht mehr, meine Damen, aber Sie sollen nicht sagen, daß Ebn Abu Abrun nicht barmherzig sey. Meine Nation bekämpft die rebellischen Griechen, aber in Morea; hier kann ich dieselben, wie Sie, beklagen; (reicht ihnen eine Börse.) Es steht geschrieben: Der wahre Gläubige wird allen geben, welche bedürfen.

Madame * (lächelnd) Genehmigen Sie unsern Dank und den des Comités. Wir haben keine Hülfe gefunden, wo wir sie erwarten sollten, aber ich sehe, die Menschlichkeit ist bei keinem Glauben ausgeschlossen. Ein Almosensammeln wie dieses, ist lehrreicher, als ein philosophisches Buch.

Abrun. (legt sich auf seinen Divan) Ich hätte den letzten Diamanten meines Handschar's *) gegeben, die Ungläubige zu besitzen.

Die beiden Damen (im Weggehen) Ein liebenswürdiger Türke!

*) Der Todesengel.

**) Engel der Nacht.

*) Türkischer Dolch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 13. 13 Januar 1828.

Oeffentliche Bäder in Tiflis.

Die Wichtigkeit, welche das schöne Georgien in der neuesten Zeit durch die politische Stellung Rußlands, Persien und der Türkei gegenüber, gewonnen hat, veranlaßt uns, aus dem kürzlich erschienenen zweiten Theile der Mémoires de Don Juan van Halen (Paris, 1827. 8.) eine Reihe mit vieler Lebendigkeit geschilderter Scenen auszuheben, welche unsere Leser mitten in dieß paradiesische Land hineinversetzen und ihnen eine wahrere Vorstellung von dem Charakter, von den Sitten und Gebräuchen desselben geben werden, als durch eine trockene Beschreibung geschehen könnte.

Der Fluß Kur oder Kura, welcher sich durch schroffe Felsen windet, durchschneidet Tiflis nnd trennt die alte und neue Stadt von den Vorstädten. Die neue Stadt, nach einem von der Regierung gegebenen Plane durchaus im modernen Geschmack gebaut, nimmt die Höhen am rechten Ufer des Kur ein. Die alte Stadt liegt in Form eines Amphitheaters auf dem jähen Abhange eines Hügels, auf dessen Gipfel sich die Trümmer des alten Schlosses erheben; die Straßen sind unregelmäßig, und die Gebäude zeugen von schlechtem Geschmacke. Zu beiden Seiten der Stadt, am rechten Ufer des Kur, zieht sich eine Reihe von Gärten hin, welche in dem langen Frühlinge, dessen Tiflis sich erfreut, einen wahrhaft bezaubernden Anblick gewähren.

Am westlichen Ende der Stadt und am Fuße des Hügels liegen warme Bäder, deren Quellen kochend daraus hervorsprudeln. Diese Wasser, deren Temperatur von 12 bis 50 Grade Reaumür wechselt, sollen gegen rheumatische Schmerzen und bei der Heilung gewisser Wunden von wunderbarer Wirkung seyn. Sie sind durchaus hell; nur jene von 30 bis 40 Grad Hitze haben einen sehr unangenehmen Schwefelgeruch. Die Temperatur der gewöhnlichen Bäder beträgt ungefähr 12 Grade.

Diese Bäder sind Tag und Nacht dem Publikum geöffnet. Stufen, die in den Felsen gehauen sind, führen zu mehreren dunklen Grotten, von denen die im Innern durch Lampen, die äußeren am Eingange durch eine kleine in der Höhe des Gewölbes befindliche runde Laterne beleuchtet sind.

Der Reisende, der diesen Ort zum ersten Male betritt, möchte glauben, er solle hier in die Mysterien der Alten eingeweiht werden. Bei seinem Eintritte empfängt ihn einer der Tataren, die den Dienst in den Männerbädern versehen, und führt ihn in das Auskleidezimmer; ein anderer, völlig nackt, den Kopf nach der Gewohnheit aller Muselmänner rasirt, erwartet ihn in der zweiten Grotte, wo er zuerst ein Dampfbad nimmt. Kommt er in die dritte Grotte, so findet er mehrere Bäder von verschiedener Temperatur, unter denen er wählen kann. Einige Minuten, nachdem man ins Bad gegangen ist, gibt der Tatar das Zeichen, dasselbe wieder zu verlassen; er nimmt den Badenden bei der Hand, leitet ihn zu einer Art hölzernen Bank, und legt ihn auf derselben der Länge lang auf den Rücken. Darauf ergreift er ihn, wendet ihn mehrere Male herum, knetet ihn gewissermaßen durch, indem er den Körper nach allen Richtungen drückt und preßt; und wenn nun durch diese Manipulationen der Patient in den Zustand des vollkommenen Schwitzens gekommen, so führt der Tatar ihn ins Bad zurück. Eine Viertelstunde nachher zieht man ihn wieder heraus, um ihn noch einmal in der oben beschriebenen Stellung auf die Bank zu legen. Jetzt zieht der Tartar wollene Handschuhe an und reibt den Körper mit einer wohlriechenden Seife ein. Ist diese Operation geendet, so setzt der Badende sich auf die Bank, während man ihm mehrere Eimer warmes Wasser über den Kopf gießt. Hierauf geht er zum dritten Male ins Bad; verläßt er es wieder, so wickelt man ihn in erwärmte Leintücher und führt ihn langsam in die erste Grotte zurück, wo er seine Kleider gelassen. Zwei Stunden nach dieser Operation fühlt man am ganzen Körper ein unbeschreibliches Behagen uud eine neue Kraft, die bald die ganze etwas derbe Behandlung vergessen macht.

Am Sonnabende sind die Bäder den Frauen, vorzüglich aus den höhern Klassen, vorbehalten.

Vor dem Bade selbst werden zuerst die Haare mit einer wohlriechenden Salbe parfümirt und geschwärzt, wobei die Damen in den Eingangsgrotten auf reichen Teppichen sitzen; dann schminken sie, junge wie alte, das Gesicht weiß und roth, die Nägel aber gelb. Als vorzügliche Schönheit gilt es, wenn die Augenbrauen zusammenlaufen, und alle Mittel der Kunst müssen hier der Natur zu Hülfe kommen.

Sonst blieben die Frauen fast den ganzen Tag im Bade, gegenwärtig aber nur noch einige Stunden. Nach dem Bade überlassen sie sich ein paar Stunden dem Schlummer, und beim Erwachen werden einige Erfrischun-

gen von den feinsten Früchten genossen. Endlich treten sie aus den Grotten wieder hervor, während von allen Seiten die Blicke der hinter den Gardinen der benachbarten Häuser lauschenden Neugierigen auf sie gerichtet sind.

Am Abend nach dem Bade versammeln sich dann die Familien auf der Terrasse des Hauses. In die Töne der Harfe mischt sich der lärmende Klang der Cimbeln und Castagnetten. Nun beginnt der Tanz der Frauen, der viele Aehnlichkeit mit den andalusischen Nationaltänzen hat: in jeder Bewegung Grazie, Leben und Wollust. So dauern die Spiele und Feste, an denen jedoch nur die Frauen, und nur äußerst selten auch die Männer, Antheil nehmen, bis in die Nacht hinein.

Betrachtungen über die financielle Lage Englands.

(Fortsetzung.)

Der wahre Grund des Druckes ist nicht sowohl in der regelmäßigen Staatsausgabe in Friedenszeiten zu suchen, als vielmehr in einem fehlerhaften System unserer Handelsgesetzgebung und in der ungeheuern Staatsschuld. Es ist in der That nicht schwer zu zeigen, daß die Lasten, die dem Lande nicht zum Gemeinwohl, sondern blos zur Erhaltung höchst drückender Monopole aufgelegt sind, die ganze Ausgabe für die Staatsverwaltung (natürlich mit Ausschluß der Interessen für die Staatsschuld) übersteigen. Die Aufhebung dieser Monopole ist der große Gegenstand, auf den alle Operationen einer hellsehenden Staatsverwaltung gerichtet seyn sollten. In Vergleich hiermit, sind alle andere Gegenstände der innern Politik von untergeordnetem Interesse. Sollte aber diese wichtige Hülfe noch nicht hinreichen, um die Lage des Landes gründlich zu verbessern, so steht es noch immer in der Macht der Regierung, durch Abzahlung eines Theiles der Staatsschuld das Werk der Regeneration zu vollenden, der Industrie einen neuen Aufschwung zu geben, und den Reichthum und die Macht der Nation zu heben. Wenn dies erst geschehen ist, wenn die Mißbräuche, die unserem ganzen Finanzwesen den Untergang drohen, abgeschafft sind, dann kann man anfangen denen Gehör zu geben, die sich so gern durch Vorschläge, wie die, den Husaren ihre Schnüre zu nehmen, eine kleine Popularität erwerben möchten. Die Quantität aller verschiedenen Getreidearten, die jährlich in Großbritannien und Irland consummirt erden, ist, einer sorgfältigen Berechnung nach, mindestens auf 48,000,000 Quarters anzuschlagen, und der Durchschnittspreis für den Quarter würde, im Fall die Häfen für die Einfuhr fremden Korns gegen die feste Abgabe von 5 bis 6 Schilling für den Quarter geöffnet wären, höchstens 8 Schilling betragen. *)

Die bestehenden Korngesetze die den Preis um mehr als das Doppelte in die Höhe treiben, wirken demnach für den Consumenten als eine Auflage von 8 Schilling auf den Quarter; so daß also der Betrag dieser Beschatzung im ganzen Reiche sich auf 19,200,000 Pfund Sterling d. h. ungefähr eben soviel, als die Gesammt-Kosten der Staatsverwaltung, belauft! Und dies ist noch nicht einmal der schlimmste Gesichtspunkt, unter dem man dieses Monopol betrachten kann. Es zwingt uns nicht blos einen unnatürlich hohen Preis für unser Brod zu bezahlen, sondern es zwingt uns auch, dieß zu thun, ohne irgend einem Gliede der Staatsgemeinde einen verhältnißmäßigen Vortheil dadurch zuzuwenden.

Die Pächter haben nämlich keinen größern Gewinn von dem Capitale, dessen sie bedürfen um das Korn zu bauen, als Manufacturisten und Kaufleute. Der höhere Preis des Korns ist freilich so lange für den Pächter vortheilhaft, als sein Pachtcontract dauert, aber nach Ablauf desselben wird das Pachtgeld im Verhältniß der erhöhten Preise gesteigert. Die Landbesitzer sind die einzigen, die von den Beschränkungen des Kornhandels Nutzen ziehen; aber auch sie haben verhältnißmäßig nicht so viel Gewinn, als die andern Classen Schaden leiden. Bei gewöhnlichen Steuern erhält der, dem die Steuer zu Gute kommt, gerade so viel, als das Volk verliert; aber dieß ist nicht der Fall bei den Summen, die den Consumenten durch die Einfuhrverbote fremden Korns aus der Tasche gezogen werden. Das Verbot steigert die Kornpreise, und veranlaßt daher den Kornbau auf schlechtern Grund und Boden im Inlande, als worauf man im Auslande Korn baut, und das Steigen des Preises steht demnach mit den größern Kosten der Bearbeitung dieses schlechten Bodens im Verhältniß. Der Theil der rohen Erzeugnisse eines Landes, der die Productionskosten, den gewöhnlichen Gewinn vom Kapital des Landmanns mit inbegriffen, übersteigt, macht den Ertrag des Landeigenthümers aus, und in sofern der Preis für diesen Theil der Erzeugnisse künstlich in die Höhe getrieben ist, genießt der Eigenthümer einen besondern Vortheil. Nun wurde aber vor den Ausschüssen des Hauses der Gemeinen bei Gelegenheit der Korngesetze in den Jahren 1814 und 1821 bewiesen, und ist durch die besten Werke über die Landwirthschaft bestätigt, daß in die Kassen der Landeigenthümer nur der vierte Theil des ganzen Betrags dieser, man darf wohl sagen, völlig ungerechten Abgabe fließt; und gesetzt auch man könnte das für die Landeigenthümer und die andern Volksklassen gleich nachtheilige häufige Wechseln der Preise verhindern, so würden den Privilegirten von den neunzehn Millionen, die das Volk durch die Korngesetze verliert, doch nur fünf Millionen zu Gute kommen! Die übrigen werden verschwendet, ohne daß sie irgend jemandem Nutzen bringen. Man könnte sie eben so gut in die See oder ins Feuer werfen.

Die Vertheidiger des Ackerbaumonopols mögen sich geberden wie sie wollen; der einzige Einwurf, den man gegen unsere Berechnung machen könnte, ist der, daß wir

---

*) S. Edinburgh Review No. 88.

den Verlust, der durch die Korngesetze verursacht wird, nicht hoch genug anschlagen. Lord Malmesbury, Lauderdale u. s. w. waren im Augenblicke damit fertig, Napoleons Politik in den ungemäßigsten Ausdrücken zu verdammen, als er einen ungeheuern Zoll auf den Colonialzucker legte, um seine Runkelrübenzucker-Fabriken in Frankreich zu heben; aber wir müßen gestehen, daß wir dies bei weitem nicht so fehlerhaft und ungereimt finden, als das System, welches unsere erblichen Gesetzgeber mit so viel Hartnäckigkeit vertheidigen. Getreide ist ein viel wichtigerer Artikel, als Zucker, und ein unnatürliches Hinauftreiben der Preise ist daher hier auch mit viel schlimmern Folgen verknüpft. Wir könnten durch die Ausfuhr von Manufacturartikeln nach Polen und Rußland, die 1000 Pfund werth sind, so viel Getreide eintauschen, als wir im Inland kaum für 1500 Pfund bauen können; und doch verbieten wir diesen Tausch! Wir zwingen unser Volk drei Tage Arbeit oder den Gewinn von drei Tagen Arbeit für so viel Nahrungsmittel zu geben, als sie anderswo für zwei Tage Arbeit kaufen könnten. Wir wollen andern die Entscheidung überlassen, ob dieses System mehr allem gesunden Menschenverstand oder den Interessen des Landes widerspricht. Es ist allerdings möglich, daß dasselbe anfangs den Landeigenthümern einigen Vortheil gewährt; aber es ist auch klar, daß es die Quote des Gewinns herabdrücken, auf diese Weise dem Manufacturwesen und dem Handel schaden, und hierdurch wieder unvortheilhaft auf die Landeigenthümer selbst zurückwirken muß.

Die Zurücknahme der Korngesetze oder die Eröffnung unserer Häfen unter Beibehaltung blos eines solchen Zolles, der den besondern Abgaben des Landmanns gleichkommt, ist also der erste Gegenstand der die Aufmerksamkeit der Minister auf sich ziehen muß. Diese Maßregel ist für das Land vortheilhafter, als irgend eine andere, die die gesetzgebende Gewalt ergreifen könnte. Leider ist aber die Zahl, der Rang und der Einfluß derer, die ein wesentliches Interesse bei der Aufrechthaltung der Korngesetze zu haben glauben, so bedeutend, daß die Minister trotz dem, daß die öffentliche Meinung für sie ist, ein gütes Gesetz nicht einmal in Vorschlag bringen, viel weniger dasselbe im Oberhause durchsetzen können.

Ein zweites Monopol, welches gleichfalls mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muß, ist das Monopol der Westindischen Pflanzer. Diese genießen nicht blos die Bevorzugung, mit Außschließung der Brasilianer und aller andern Ausländer, die brittischen Märkte besuchen zu dürfen, sondern zu ihren Gunsten ist auch auf allen Zucker aus dem brittischen Ostindien ein Zoll von 10 Schilling pr. Ct. gelegt. Man hat verschiedene Schätzungen gemacht, wie theuer dieses Monopol dem englischen Volke zu stehen komme, und der Eifer, womit die Westindier auf der Beibehaltung desselben bestehen, zeigt schon allein, daß dasselbe für sie sehr vortheilhaft, d. h. für uns höchst nachtheilig sey. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wenn die Einfuhr alles Zuckers mit demselben Zoll belegt wäre, wir gleich guten Zucker für 4, höchstens $4\frac{1}{2}$ Pence das Pfund kaufen könnten, wofür wir jetzt 6 Pence bezahlen müssen. Aber wir wollen den Unterschied nur einmal auf 1 Penny per Pfund anschlagen, so beträgt dies für die ganze Zuckereinfuhr in Großbritannien, die man im Durchschnitt auf 380,000,000 Pfund jährlich berechnet, nicht weniger, als 1,583,000 Pfund Sterling, eine Last, die dem Staate durchaus keinen Vortheil gewährt, sondern blos einigen westindischen Pflanzern und Kaufleuten zu Gute kommt, und sie in den Stand setzt, die Negersklaverei aufrecht zu erhalten, die wir schon so lange aufzuheben trachten!

Ein noch kostspieligeres Monopol ist das des Theehandels, welches die Ostindische Compagnie besitzt. Aus einer auf officiellen Documenten beruhenden Berechnung geht hervor,*) daß jetzt in England 2 Millionen Pfund Sterling mehr für Thee bezahlt werden, als wenn das Monopol der Compagnie aufgehoben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die politische Lage der aus dem spanischen Amerika hervorgegangenen neuen Staaten.

Von Everett.

(Fortsetzung.)

Der Kampf für die Unabhängigkeit von Südamerika gereicht im Ganzen genommen den Bewohnern jener Länder sehr zur Ehre. Er war viel blutiger und der Wechsel des Glücks in demselben weit häufiger, als dieß im Kampfe um die Freiheit von Nordamerika der Fall war; aber dieser Unterschied ließ sich schon nach der Verschiedenheit der obwaltenden äußeren Verhältnisse erwarten. Südamerika hat einen bei weitem größeren Umfang, und eine viel größere Bevölkerung, als die Vereinigten Staaten zur Zeit ihres Revolutionskrieges besaßen. Dieser Umstand vergrößerte die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, machte es aber auch für die einzelnen Staaten schwieriger in Uebereinstimmung zu handeln; und diese Schwierigkeit hat bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz aus dem Wege geräumt werden können. Die Vereinigten Staaten dagegen hatten schon lange vor dem Kriege eine organisirte friedliche Verbindung unter sich, und sobald die Noth es erfoderte, wirkten sie auch in militärischer Hinsicht zusammen. Dann fehlte es den spanischen Colonien an Erfahrung in Regierungsgeschäften und in der Gesetzgebung, denn auch hierin hängt nicht wenig von einem Mechanismus ab, der sich nicht in wenigen Jahren schaffen läßt. Die Vereinigten Staaten hatten den Vortheil, daß sie von Anfang an eigene Gerichte, eine feste Gemeindeverfassung, Versammlungen und Räthe für die innere Verwaltung, Volksredner und Zeitungen gehabt hatten. In Faneuil-Hall hatte man fünfzig Jahre lang die unwürdige Beredsamkeit der Cooke, des Vaters und des Sohnes, gehört, ehe die edlere Stimme eines Otis, eines Adams und eines Quincy darin

*) Edinburgh Review. No. 78

wiederhallte. Die Gouverneurs, von Andres an, der im Jahre 1688 abgesetzt wurde, bis auf Hutchinson herab, der landflüchtig hatte werden müßen, waren Märtyrer für die Volksfreiheit geworden, und seit länger als einem Jahrhundert schon rüstete sich das Volk zu dem großen Kampfe.

Das spanische Amerika war ferner weit weniger den Krieg gewohnt, als Nordamerika. Nach der ersten Eroberung des Landes hatte es mit den Eingebornen keine Kämpfe mehr zu bestehen gehabt, war nie in europäische Kriege verflochten gewesen, oder in innere blutige Händel gerathen. Dagegen waren in den Vereinigten Staaten die Wilden nie völlig unterjocht; sie mußten ausgerottet werden; dieß war ein beständiger Kampf auf Leben und Tod. Die Muskete und das Schwert durften nie abgelegt werden, jeder Tag wurde mit Blut bezeichnet. So bekamen die Nordamerikaner Geschmack am Kriegsleben, und mit ihm die mannhaften Tugenden, die der Preis sind eines langen Kampfes um die ersten Güter des Menschen, um Leben und Freiheit. So entfernt sie auch vom Mutterlande waren, so nahmen sie doch stets lebhaften Antheil an seinen Kriegen und zeichneten sich durch ihre Tapferkeit aus. Die Männer, die Louisburg eroberten, und unter Montgomery bei Quebec fochten, bedurften keiner langen Bedenkzeit, wenn sie aufgefordert wurden ihren Heerd und ihre Familie zu vertheidigen.

Endlich war die royalistische Parthei in den Vereinigten Staaten so schwach, daß sich die Tories in den nördlichen Provinzen beim Ausbruch des Krieges genöthigt sahen, in Masse auszuwandern. Der Adel und die Geistlichkeit des Mutterlandes hatten nie Gewalt in Nordamerika, und der Regierung fehlte es an allen den Bollwerken, hinter welche sich die Könige gewöhnlich verschanzen, um sich etwaigen Angriffen des Volkes mit Kraft entgegensetzen zu können. In den spanischen Colonien aber bestand eine mächtige aristokratische Parthei, die nicht nur den größten Theil des Grundeigenthums besaß, sondern auch die ganze politische Gewalt in Händen hatte, und im allgemeinen entschieden für die Sache des Königs war. Auch die Geistlichkeit erklärte sich fast einmüthig für den König. Bedenkt man nun den ungeheuren Einfluß, den dieser Stand in allen Theilen der spanischen Monarchie ausübte, und vergleicht dabei den Reichthum und die Macht des Adels mit der Armseligkeit der übrigen weißen Bevölkerung und der Hülflosigkeit der Farbigen, so muß es in der That unbegreiflich scheinen, wie es möglich war, daß die Parthei, welche für die Unabhängigkeit kämpfte, obsiegen konnte. Keine fremde Macht unterstützte die Freiheit Südamerikas; erst nach einem zehn- bis zwölfjährigen Kampfe ließen die Vereinigten Staaten einiges Interesse für dieselbe blicken, und am Ende des dritten Lustrums von Blut und Kampf erkannte endlich eine einzige europäische Macht die Thatsache der Existenz unabhängiger südamerikanischer Staaten an.

Unter diesen Umständen hat man, wie gesagt, vielmehr Ursache über den endlichen Sieg der Freiheit, als über den langen, blutigen und zweifelhaften Kampf für dieselbe sich zu wundern. Freilich stand Südamerika aber auch kein Feind gegenüber, wie den Vereinigten Staaten. Hätte das spanische Cabinet eine Finanz- und Seemacht zu seiner Disposition gehabt, die der von Großbritannien gleich gekommen wäre, so wäre ohne Zweifel der Kampf ganz anders ausgefallen, und die Emancipation dieser Colonien wäre vielleicht noch in Jahrhunderten nicht erfolgt. Welchen Einfluß aber auch immer auf den Erfolg die innere Zerrüttung Spaniens gehabt haben mag; so bleibt doch die Anstrengung der unabhängigen Parthei, die so viele Hindernisse aus dem Wege zu räumen und so wenig Hülfsquellen zu ihrer Verfügung hatte, stets höchst ehrenvoll. In sechzehn Jahren hat sie eine Revolution bewirkt, die acht bis zehn mächtige Nationen schuf, den politischen Zustand eines halben Continentes völlig umkehrte und ihm eine schönere Aussicht auf eine glückliche Zukunft eröffnete, als auf irgend eine andere Weise möglich gewesen wäre.

Es liegt hier nicht in unserm Plane, die einzelnen Ereignisse zu schildern, welche den Gang der südamerikanischen Revolution bezeichneten, da die allgemeine Bekanntschaft mit denselben, welche wir bei unseren Lesern voraussetzen dürfen, hinreichend ist, um in unsere Betrachtungen über die neue Organisation einzugehen, die das Resultat derselben war.

(Fortsetzung folgt.)

China.

Ostindische Blätter geben Auszüge aus den Zeitungen von Peking, nach denen die von uns als beendigt dargestellten Unruhen in der chinesischen Tatarei*) aufs neue ausgebrochen wären und eine bedenkliche Wendung genommen hätten. — Eine Depesche von Chang ling, dem chinesischen Oberbefehlshaber in der Tatarei, hatte gemeldet, daß in der Schlacht bei Aksu eine große Anzahl der Anführer der Rebellen gefallen wären, und daß er hoffe, die Waffen des Kaisers würden keinen Widerstand mehr finden. Auch erfocht in der That der General Yang-yu-chun, der bei Aksu gesiegt hatte, noch beträchtliche Vortheile über die empörten Mohammedaner; mehrere Tausende wurden gefangen oder getödtet und eine unermeßliche Menge Gewehre und Pferde erbeutet. Er klagte nur, daß seine Truppen viel durch die Kälte litten, worauf der Kaiser sogleich eine Gratifikation von 10 Taels für den Mann auszuzahlen befahl, um für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu sorgen. Zehntausend Kameele werden dazu verwandt, um die Mund- und Kriegsvorräthe, deren die Armee bedarf, in die Tatarei zu transportirren. — Die neuesten Berichte, deren wir erwähnt haben, gestehen zu, daß die kaiserlichen Truppen eine Niederlage erlitten hätten. Der zweite Befehlshaber, Yang-yu-chun war von dem Hauptcorps abgeschnitten worden und drei Tutungs (Generale oder Offiziere vom ersten Range) waren geblieben. — Die Chinesen sollten vier gefangene Mahommedaner den Geistern der in diesem Kriege Gefallenen geopfert haben.

(Asiatic Journal, January.)

*) S. Ausland Nr. 6. 7. und 8.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 14. 14 Januar 1828.

Die französische Akademie. *)

Die französische Akademie ist bekanntlich eine Schöpfung des Kardinals Richelieu. Ihre Stiftungsurkunde ist von Ludwig XIII unterzeichnet, und vom Januar 1635 datirt. Die innere Organisation, durch welche sie — besonders seit Ludwig XIV im J. 1672 sie für sich und seine Nachfolger unter unmittelbaren königlichen Schutz gestellt hatte — im Laufe eines Jahrhunderts zu dem höchsten Grade von Ansehen und politischer Wichtigkeit gedieh, gab ihr Richelieu, dessen Statuten erst durch Ludwig XV (May 1752) einige weitere Bestimmungen erhielten. Diese wie alle anderen spätern Reglements änderten nichts in dem ursprünglichen Plan und Zweck der Gesellschaft. Mit vollem Rechte führt sie daher das Bild ihres Stifters und auf der Kehrseite den Lorbeerkranz mit der Inschrift: „à l'Immortalité“ im Siegel.

Der tiefe Geist Richelieu's ersah die Akademie zu einem Werkzeug für die Größe Frankreichs. Ein Staat, der keinen andern Glanz, als den Glanz der Waffen, keine Tugend, als die kriegerische Tapferkeit, keine Kunst, als die Kunst Schlachten zu gewinnen, kennt; der seine Ansprüche auf Macht mehr von seiner physischen Kraft, als von der Ueberlegenheit der Intelligenz ableitet, kann sich, beseelt vom Hauche des Genie's, wie es die Natur auch ohne Bildung zuweilen hervorbringt, zu einer augenblicklichen Größe erheben, wovon aber in Ermanglung des geistigen Prinzips bald wieder nichts übrig bleibt, als eine träge Masse, die sich nicht selbst bewegen kann; der Schwung, dagegen, welchen Kunst und Wissenschaft der menschlichen Gesellschaft geben, die reichen Hülfsquellen, welche diese in der Vervielfältigung, Ausbildung und zweckmäßigen Benützung geistiger und physischer Kräfte findet, können, nach ihrem Werthe beachtet, auch einem kleineren Staate ein Uebergewicht über den größern verschaffen, so wie ihre Nichtachtung den Verfall und endlichen Sturz des größten herbeiführen müssen. Die Urkunde Ludwig XIII erkennt es als eines der ruhmvollsten Zeichen des öffentlichen Wohls, wenn die Künste blühen, und die Wissenschaften so hoch geachtet sind, als die Waffen. Gewiß verdankt Frankreich die glänzende Stelle im europäischen Staatensysteme, die es seit zwei Jahrhunderten einnimmt, neben seinen kriegerischen Erfolgen zum großen Theile der geistigen Kultur, worin es lange Europa und der Welt vorgeleuchtet, worin auch jetzt noch kein anderer Staat es ihm zuvorgethan hat.

Ohne gerade den Satz unbedingt zu behaupten, daß nur dann die Wissenschaften aufkommen können, wenn sie von königlichen Akademien gepflegt werden, so trägt doch die politische Repräsentation, die ihnen durch diese zu Theil wird, sehr wesentlich dazu bei, daß ihr Verdienst geachtet und ihre Resultate unmittelbaren Einfluß auf's Leben gewinnen; wenn man davon gar nicht reden will, daß umfassendere Forschungen in manchen Gebieten nur durch Zusammenwirken großer Vereine und das Mitwirken der Macht, der die bedeutendsten Mittel zu Gebote stehen, möglich werden. — Als die französische Literatur in Sachen des guten Geschmacks eine europäische Diktatur errang, war es zwar nicht ausschließlich die Akademie, von der diese gewaltige und folgenreiche Wirkung ausging; denn viele der ausgezeichneten Literatoren waren keine Akademiker, viele wünschten es nie zu werden — aber der Hauptgrund dieser auffallenden Erscheinung lag ohne Zweifel entweder unmittelbar in der Akademie und in ihrer Achtung gebietenden Stellung im Staate, die einer Seits jeden Ehrgeiz der Gelehrten zu befriedigen, anderer Seits nur großen und anerkannten Verdiensten zu huldigen schien, oder er lag in dem umfassenden Verstande der französischen Staatskunst, welche den Werth geistiger Eroberungen richtig zu schätzen wußte. Mit der Pflege und Aufmunterung, die man den Wissenschaften und schönen Künsten in Frankreich selbst angedeihen ließ, verband sich das Bestreben, der französischen Sprache und Literatur auch außerhalb Frankreich Anerkennung zu verschaffen.

Wahrlich, jene Pensionen Lugwigs XIV, womit auch er eben nicht zu freigebig war, haben sich gut verzinst; indem sie dazu beitrugen, Frankreich zum ersten Staate der Welt, Paris zur Hauptstadt Europa's zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Atlas historique et chronologique des literatures anciennes et modernes, des sciences et des beaux arts, d'apres la méthode et sur le plan de l'atlas de A. Lesage et propre à informer le complément de cet ouvrage, par A. Jarry de Mancy. I. Livraison.

Betrachtungen über die financielle Lage Englands.

(Fortsetzung.)

Das Monopol des Bauholzes, welches die Kaufleute und Schiffseigenthümer in Canada genießen, kommt dem

englischen Volke durch die Vertheurung dieses Holzes auf wenigstens 1,500,000 Pfund Sterlinge zu stehen. *) Dabei hat es noch die nachtheilige Folge, daß man jetzt eine Menge schlechtern Holzes zum Bauen gebraucht, und daß es unserm wichtigen Handel mit dem nördlichen Europa großen Schaden zufügt.

Außer diesen großen giebt es noch eine Menge kleinerer Monopole; aber wenn man nur Maaßregeln ergriffe, daß die schon genannten nach und nach aufgehoben würden, so ersparte man dem Volke, mancher Nebenvortheile, die daraus entspringen würden, gar nicht zu gedenken, eine durchaus unnütze jährliche Ausgabe von Vier und zwanzig Millionen Pfund Sterlinge, nämlich:

	Pf. St.
Durch die Zurücknahme der Korngesetze	19,200,000 — —
durch die Aufhebung des Monopols der westindischen Pflanzer .	1,583,000 — —
Durch die Aufhebung des Theemonopols der ostindischen Compagnie .	2,000,000 — —
durch die Aufhebung des Monopols des Bauholzes	1,500,000 — —
	24,283,000 Pf. St.

Zieht man von dieser Summe die 4 bis 5 Millionen ab, die die Landeigenthümer in Folge des höhern Pachtgeldes, welches durch die Beschränkung des Kornhandels veranlaßt ist, gewinnen, so bleibt noch eine Summe von 16 bis 20 Millionen, die jährlich durch die erzwungene Bebauung eines schlechten Bodens verschleudert, oder durch das Aufrechthalten gehässiger Monopole vergeudet werden. Diese Summe, von der drei Viertheile für England ganz verloren gehen, und das andere Viertheil Leuten zufließt, die auch nicht den geringsten Schein von rechtlichem Anspruch darauf haben, ist bedeutend größer, als die ganze Staatsausgabe in Friedenszeiten. Wenn denn aber einmal dieses System nicht verlassen werden soll, wenn die Landeigenthümer, die westindischen Pflanzer, die ostindische Compagnie und andere privilegirte Classen durchaus auf Kosten des Volkes gehegt und gepflegt werden sollen, warum zahlt man ihnen denn nicht lieber 10 Millionen baar aus, und vertheilt sie als eine Abgabe unters ganze Volk? Dieß würde für die Begünstigten weit bequemer seyn, und dem Volke würden dadurch gegen 10 Millionen erspart, eine Summe, die viermal größer ist, als was man durch Ersparungen bei der Armee u. s. w. gewinnen kann.

Wir haben oben gesagt, daß die jetzige Lage Großbritanniens in mancher Rücksicht der von Holland am Anfange des vorigen Jahrhunderts sehr ähnlich sey, aber die Uebersicht, die wir jetzt von dem Zustande der englischen Finanzen gegeben haben, zeigt auch, daß dieselbe in andern Rücksichten durchaus verschieden ist. Die Einträglichkeit der Capitalien nahm in Holland nicht darum ab, weil man den Kornhandel eingeschränkt hatte, oder gewissen Classen von Bürgern drückende Monopole eingeräumt waren, und konnte daher auch nicht durch eine Abänderung in der Handelsgesetzgebung wieder gehoben werden. Bei uns ist dieß der Fall; die Hülfsquellen des Landes sind keineswegs erschöpft; die Regierung kann durch Freigebung des Korn- und Colonialhandels den Gewinn von dem Capitale wieder heben, und zu industrieller Thätigkeit anreizen. Sinkt England, so geschieht es, weil es sich der Mittel zur Production, die in seiner Macht stehen, beraubt; weil es die Macht und den Reichthum der Nation der verblendeten Habsucht einiger Wenigen aufopfert.

Freilich würde England, selbst wenn die verschiedenartigen Monopole, die das Land drücken, aufgehoben wären, in seiner financiellen Lage doch noch immer hinter andern Länder zurückstehen, da die jährlichen Interessen für die Nationalschuld fast 30 Millionen betragen. Diese Last wäre allein hinreichend, den Wohlstand Englands allmälig immer tiefer herabzudrücken, so lange nicht wirksame Mittel gefunden werden, dieselbe zu vermindern. Dieß ist aber auf keinen Fall ein Grund, um deßwillen man weniger darauf bedacht seyn dürfte, uns für's erste einmal von der Last zu erleichtern, welche die Monopole uns auflegen. Je größer das Gewicht des ganzen Druckes ist, desto nothwendiger und dringender ist es, uns von jeder einzelnen Bürde zu befreien. Wenn es auch unmöglich ist, über solche Dinge mit vollkommener Gewießheit zu reden, so sind wir doch davon überzeugt, daß im Fall unsere Industrie sich ganz frei bewegen und die productiven Kräfte unsers Landes sich unbeschränkt entwickeln könnten, die Abgaben in Friedenszeiten mit den Interessen der Staatsschuld für die arbeitenden Classen nicht drückend seyn würden. Gesetzt aber auch, dieß wäre noch der Fall, so ließe sich nun doch leichter helfen und die Regierung könnte jetzt schon Mittel finden einen Theil der Staatsschuld abzutragen. Wir denken hierbei nicht an das langweilige Gaukelspiel mit dem Tilgungs Fonds, und noch weniger wollen wir andeuten, daß irgend ein Ministerium so verworfen seyn könne, die Nationalschuld mit Hintansetzung gerechter Ansprüche der Gläubiger zu tilgen. Wir wollen hier die Art und Weise, wie wir uns denken, daß jenes geschehen könnte, so kurz als möglich auseinandersetzen.

Es sind zu verschiedenen Zeiten Pläne vorgeschlagen worden, die Staatsschuld auf einmal ganz abzubezahlen, aber alle diese Pläne sind, ausgenommen in so fern sie eine verhältnißmäßige Capitalsübertragung auf den Staatsgläubiger enthalten, betrüglich und verdienen daher keine Aufmersamkeit. Der Plan, die Nationalschuld durch eine Beschatzung des Capitals von ganz Großbritannien zu tilgen, wurde zuerst von einem sehr einsichtsvollen und patriotischen Parlamentsmitgliede, Archibald Hutcheson, unter der Regierung Georgs I vorgeschlagen und ist in unserer Zeit von Ricardo und andern aufs neue empfohlen worden. Nach Hutcheson's Plan sollten 10 pc. vom Capital der fundirten Schuld abgezogen, und zu gleicher Zeit eine Beschatzung von 10 pc. auf alles Capital im Lande gelegt werden, um dadurch den Rest zu decken. Die Grundeigenthümer sollten dann das Recht haben, so viel von ihrem Eigenthume zu verkaufen, als nöthig wäre, um

*) S. Edinburgh Review No. 86 pag. 341.

ihren Theil der Beschatzung zu decken, selbst wenn Verträge und Erbeinsetzungen entgegenständen; außerdem sollten sie berechtigt seyn, von allen hypothekarischen und anderen Lasten 10 p. C. abzuziehen.

Wollte man jetzt einen solchen Versuch machen, so wäre ohne Zweifel eine weit größere Beschatzung nothwendig, als Hutcheson vorschlug. Nehmen wir das Capital der fundirten Schuld zu 760 Millionen an, und lassen die Beschatzung 24 pc. betragen, so sind noch 578 Millionen erforderlich, um die ganze Schuld zu tilgen. Aber angenommen, daß für den Anfang nur die Hälfte der Schuld, also 289 Millionen abbezahlt werden sollten, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß wir im Stande sind, diese Summe aufzubringen. Obgleich wir sehr wohl die vielen Hindernisse sehen, die einer solchen Maßregel entgegenstehen, so sind wir doch überzeugt, daß dieselben durch Klugheit und Festigkeit zu besiegen sind, und was die angebliche große Aufopferung betrifft, so glauben wir nicht, daß dieselbe mit dem daurenden Vortheil verglichen werden kann, der aus einer so bedeutenden Verminderung der Staatsschuld für das Land entspringen würde. Eine Besteurung von 12 pc. auf das Capital des Landes würde hinreichen, die Staatsschuld zur Hälfte abzutragen. Pitt berechnete das besteuerbare Einkommen von Großbritannien im Jahre 1798 — das Einkommen, was von Gewerben, von den Interessen der Staatsfonds und von auswärtigem Eigenthum herrührt, ungerechnet — auf 106 Millionen, die ein Capital von 2120 Millionen voraussetzen. Man hat keinen Grund zu glauben, daß diese Berechnung zu hoch sey. Dr. Beeke schätzt in seiner vortrefflichen kleinen Schrift über Einkommensteuer das ganze Capital von Großbritannien, welches Privatleuten gehört, auf 2000 Mill.

Man muß bemerken, daß keine von diesen beiden Schätzungen Irland mitbegreift; da aber das ganze Reich gleichen Vortheil von der Reduktion der Schuld hat, so muß auch jeder Theil desselben gleich contribuiren. Wir haben keine Materialien zur Hand um das Capital von Irland anschlagen zu können, aber gesetzt, es machte den sechsten Theil vom Capital von Großbritannien aus, also 333 Millionen, so gäbe dies eine Summe von 2333 Millionen für das Capital vom ganzen Reich, eine Angabe, die noch um 300 Millionen niedriger ist, als die von Colquhouns.

Aus diesem Anschlage geht hervor, daß eine Besteuerung von ungefähr 12 Prozent hinreichen würde, die Hälfte der Nationalschuld abzutragen. Wenn wir nun daran erinnern, daß die reine Einnahme (die Anlehen ungerechnet), die während der letzten drei Jahre des Krieges in die Schatzkammer geflossen ist, 225 Millionen beträgt, so muß jedermann zugeben, daß es ganz in unserer Macht steht, mit einiger weniger Anstrengung wenigstens doch die Hälfte der Schuld zu tilgen.

Zugleich ist klar, daß dieser Plan für die Capitalinhaber keine besondere Härte enthält. Ein Mann, der ein Vermögen von 10,000 Pf. St. besitzt, die ihm 500 Pf. Ertrag geben, von denen er vielleicht 100 Pf. abgeben muß, damit die Zinsen der Statsschuld ausbezahlt werden können, besitzt doch in der That nicht mehr als 8000 Pf.; er ist gleich reich, er mag nun fortwährend 100 Pf. jährlich bezahlen, oder 2000 Pfund auf einmal hergeben. Die Folgen, welche das letztere Verfahren nach sich zieht, bringen ihm aber außerdem wirklich reinen Gewinn, nämlich den vergrößerten Gewinn vom Capital, und sonstige Nebenvortheile.

Die Gegner dieses Plans wenden ein, daß es schwer sey, die Beschatzung gehörig zu vertheilen: die Grundbesitzer müßten auf jeden Fall ihren vollen Antheil bezahlen; aber die Classen, die ihr Vermögen in baarem Gelde besäßen, die Kaufleute und Manufacturisten, könnten leicht machen, daß ihr Antheil bedeutend kleiner ausfiele, als er hätte seyn sollen. Daß diese Behauptung in gewissem Grade wahr ist, läßt sich nicht läugnen; aber dasselbe läßt sich von allen Abgaben sagen: keine läßt sich so einrichten, daß sie alle Classen gleich sicher trifft, und gleich stark drückt, und deshalb hat doch noch Niemand behauptet, daß gar keine Abgaben aufgelegt werden dürften. Man muß suchen die Beschatzung so gleich zu vertheilen, wie möglich; und die Ungleichheit, die dennoch statt finden würde, käme gegen die Vortheile nicht mehr in Anschlag, als die Ungleichheit in unserm jetzigen Abgabesystem im Vergleich mit den Vortheilen, die für uns aus der Regierung und der Beschützung unserer Personen und unseres Eigenthums entspringen, in Betracht kommen. Die Einkommensteuer wurde in den letzten Jahren mit sehr großer Billigkeit ausgeschrieben, und es ist nicht einzusehen, warum eine Capitalsteuer nicht ebenso leicht vertheilt werden könnte, als jene. Weil diese Abgabe nur einmal zu entrichten wäre, so könnte man auch füglich eine Commission mit großer Vollmacht niedersetzen, die vielleicht zu viel Gewalt haben würde, wenn sie die Vertheilung einer fortlaufenden Steuer vorzunehmen hätte.

(Schluß folgt.)

Ueber die politische Lage der aus dem spanischen Amerika hervorgegangenen neuen Staaten.

Von Everett.

(Fortsetzung.)

Auf den ersten Blick muß die Uebereinstimmung der Verfassungen, welche sich die ehemaligen spanischen Colonien gegeben haben, mit der Verfassung der Vereinigten Staaten in die Augen fallen.

Auch sie haben ein repräsentativ-demokratisches System eingeführt, auch sie haben eine einzige oberste Magistrats-Person an die Spitze der Verwaltung gestellt, auch sie haben zwei legislative Körperschaften, deren Mitglieder, wie die höchste administrative Behörde, vom Volke erwählt werden. Die ganze äußere Verfassung von Nord- und Südamerika ist in allen nur irgend wesentlichen Punkten dieselbe. Drei oder vier der neuen Staaten haben sogar auch das Föderativsystem angenommen, und alle übrigen neigen sich mehr oder weniger zur Aufnahme desselben hin. Wo dasselbe noch keine positive Gültigkeit hat, ist freilich eine Unähnlichkeit vorhanden, der wir aber doch keine so hohe Bedeutung beilegen können, daß wir

deshalb die Gleichartigkeit mit der nordamerikanischen Staatsverfassung in Zweifel ziehen möchten. Selbst Brasilien ist troz seines erblichen Oberhauptes und seines Senates offenbar nach demselben Originale copirt. Nur die Verfassung des räthselhaften Paraguay hat weder mit der nordamerikanischen, noch sonst einer bestehenden Verfassung Aehnlichkeit; diese bleibt daher auch von unserer Untersuchung ganz ausgeschlossen.

Und dennoch stehen wir nicht an, den Charakter der südamerikanischen und der nordamerikanischen politischen Organisation für wesentlich verschieden zu erklären.

Als die Nordamerikaner sich eine Verfassung gaben, hatten sie allerdings Vorbilder vor Augen, die sich durch die Geschichte ein Recht auf diese Auszeichnung erworben hatten; sie entlehnten von mehreren fremden Gesetzgebungen Theile, von denen sie glaubten, daß sie auch auf die eigenthümlichen Verhältnisse ihres Landes Anwendung litten; aber sie hüteten sich wohl, geradezu die Form irgend einer schon bestehenden Verfassung nachzubilden. Freilich war damals keine Staatsverfassung vorhanden, von der es ihnen nur hätte in den Sinn kommen können, sie zum Muster zu nehmen; aber dies kann den allgemeinen Satz nicht widerlegen, daß der wahre Werth einer guten Verfassung nur darin besteht, daß sie dem Volke und seinen Verhältnissen angemessen sey. Wie steht es hienach nun um die neuen amerikanischen Verfassungen? Das Außenwerk, die Schale der Konstitution der Vereinigten Staaten haben sie ängstlich genug nachzuformen gestrebt; aber der Geist, das innere Wesen, das der äußern Hülle erst Werth gibt, ist ihnen entwichen. — Bei näherer Betrachtung muß gerade der Umstand, daß eine bestimmte Regierungsform bei einer bestimmten Nation mit einem außerordentlich glücklichen Erfolg gekrönt worden ist, es höchst zweifelhaft machen, ob sie, so wie sie dort besteht, auch in andern Ländern dieselben Resultate hervorbringen werde. Je mehr sie der Eigenthümlichkeit des Volks, den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes angepaßt war, desto erfolgreicher muß sie bei diesem Volke und in diesem Lande wirken, aber eben deshalb wird sie in andern Ländern, deren geographische Lage, Klima, Volkscharakter und Produkte andere Bedürfnisse erzeugen, auch um so weniger gute Früchte tragen, je größer die Verschiedenheit zwischen beiden Ländern ist. Nun giebt es aber wohl kaum zwei Nationen, deren Lage nicht in mehreren der wichtigsten Punkte wesentlich verschieden wäre. Geht man daher überhaupt auf eine solche gefährliche Nachahmung fremder Staatseinrichtungen ein, so muß nothwendig bei jedem einzelnen Punkte zuvörderst genau untersucht werden, ob und in wiefern die Grundlagen, worauf das politische Gebäude aufgeführt werden soll, gleichartig sind. Irrt man sich — und das Irren hierin ist sehr leicht — so sind die schädlichen Folgen unberechenbar und in den meisten Fällen unheilbar. Diese Betrachtung ist es gerade, welche weise Gesezgeber gewöhnlich dahin vermocht hat, den Geist des einmal bestehenden Zustandes zum leitenden Prinzip in allen Veränderungen der Verfassung zu machen. Im Allgemeinen lag dieses Prinzip auch der Ausarbeitung der nordamerikanischen Verfassung zum Grunde. Das große Ziel der Revolution war die Unabhängigkeit, und mit der Erreichung desselben mußten die Fehler des alten Systems von selbst fallen. Alle alten Einrichtungen wurden beibehalten, insofern sie nicht mit der Abhängigkeit vom Mutterlande in Verbindung gestanden hatten: die Hauptaufgabe der Gesetzgeber war nach der Anerkennung dieses Grundsatzes nur: die Lücken, welche durch die Trennung nothwendig hervorgebracht werden mußten, auf eine Weise auszufüllen, die dem Geiste der übrigen Einrichtungen entspräche. Die Ernennung der Regierungs-Mitglieder und der Räthe in den einzelnen Staaten mußte neu bestimmt, statt des früheren Verhältnisses zum Könige ein anderes an die Stelle gesetzt werden. Dort füllte jeder einzelne Staat die Lücke aus, hier die Union. Im übrigen berührte man die bestehenden Institute kaum. Einige Jahre nach der Konstitution erkannte man das erste Unionsprinzip für mangelhaft, und führte statt dessen ein anderes ein, und dieß ist die einzige Abänderung von Bedeutung, die bis jetzt vorgenommen wurde.

Hätten nun die Gesetzgeber des spanischen Amerika's sich dieses Verfahren der nordamerikanischen Staatsmänner zum Muster genommen, statt ihr Werk zu sanctioniren; so hätten sie gewiß einen besseren, jedenfalls einen sichereren Weg eingeschlagen. Ihre Handlungsweise wäre indessen ganz gerechtfertigt, wenn man annehmen könnte, daß die Verhältnisse, durch welche die ganze Eigenthümlichkeit des Volks in den beiden Amerikas bedingt wird, in hohem Grade übereinstimmten; und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die südamerikanischen Gesetzgeber von dieser Voraussetzung ausgingen.

Es mag anmaßend scheinen, hierin von ihnen abweichender Meinung zu seyn, aber wir müßen dennoch bekennen, daß wir keine einzige auffallende Aehnlichkeit finden können, dagegen manche Unterschiede zu entdecken glauben, die es wenigstens sehr zweifelhaft machen, ob bei den beiden Völkern die gleichen Staatseinrichtungen auf gleiche Weise wirken werden. Betrachten wir zum Beispiel die Vertheilung des Eigenthums, von welcher doch niemand läugnen wird, daß sie einen höchst wichtigen Einfluß auf den Zustand eines jeden Volks ausübt, so zeigt sich hier die größte Verschiedenheit zwischen den Vereinigten Staaten und dem übrigen Amerika. Als die Nordamerikaner die Zügel der Regierung selbst ergriffen, fanden sie das Eigenthum schon sehr gleichmäßig vertheilt; fast die ganze Bevölkerung (abgesehen von den Negersklaven) befand sich in einer unabhängigen Lage, und besaß alle Einsichten und Tugenden, welche eine solche Stellung natürlich mit sich bringt. Seit Jahrhunderten im Besitze ausgedehnter politischer Rechte, hatte sie gelernt, von denselben verständigen Gebrauch zu machen. Auf dieser Grundlage war es nicht schwer, eine freie Repräsentativverfassung aufzuführen, und die Uebereinstimmung des Regierungssystems mit der Lage des Volks und der Bildungsstufe, worauf dasselbe steht, ist es, welche die nordamerikanische Verfassung so beglückend und zugleich so dauerhaft macht.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 15. 15 Januar 1828.

Kapitain Jones Reisen nach Norwegen, Schweden, Rußland und der Türkei.

(Travels in Norway, Sweden, Finland, Russia and Turkey, also on the Coast of the Sea of Azow, and of the Black Sea: with a Review of the Trade in those Seas, and of the System adopted to man the Fleets of the different Powers of Europe, compared with that of England. By George Mathew Jones, Captain R. N. 2. vols. London, Murray 1827.)

Ungeachtet eine Menge werthloser Details, historischer und geographischer Gemeinplätze, kurz die ganze unfruchtbare Breite des vorliegenden Werkes beweisen, wie wenig Capitain Jones der Aufgabe gewachsen war, welche er sich stellte, für die Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der von ihm bereisten Länder dasselbe zu leisten, was sein berühmter Landsmann Clarke vor einem Vierteljahrhundert gethan hatte; so ist es ihm doch gelungen, über manche Einzelheiten Aufklärungen zu gewinnen, die nur an Ort und Stelle einzuziehen waren.

1) Der große Kanal von Gothenburg nach Stockholm.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt er den Fortschritten der Arbeiten an dem großen Kanale, welcher bestimmt ist, die Nord- und die Ostsee miteinander zu verbinden, indem er die ganze Breite Schwedens durchschneidet, von der Nähe Gothenburgs, durch den Wenern- und Wettern-See, bis zu einem, etwas südlich von Stockholm gelegenen Punkte der östlichen Küste. Die Vollendung dieses großartigen Werkes, das dem schwedischen Handel eine sichere Straße eröffnen, und die Nothwendigkeit der Fahrt durch den Sund aufheben soll, scheint ein Lieblingsgegenstand des gegenwärtigen Königs zu seyn. In Verbindung damit steht die Erbauung einer starken Festung zu Wanas, auf einer in den Wetternsee auslaufenden Halbinsel.

Bernadotte soll bei dem Plane dieser Festung seine ganze militärische Erfahrung und Kriegswissenschaft angewendet, und die besten schwedischen und norwegischen Offiziere zu der Ausführung desselben beigezogen haben. Die Festung soll eine Besatzung von fünftausend Mann aufnehmen, und unter ihren Wällen einem Lager von fünfzigtausend Mann Truppen aller Waffengattungen Schutz gewähren können. Es werden verschiedene Ursachen als Veranlassungen dieses Baues angeführt, namentlich daß er als Schutzpunkt theils für den Kanal, theils für den Fall eines Einfalls der Russen in das Königreich, von Finnland her, dienen soll. Doch fehlt es auch nicht an Leuten, welche sich nicht scheuen auszusprechen, der ganze Bau sey unternommen worden, um, bei einer Empörung gegen die jetzt herrschende Dynastie derselben zur Zuflucht und Vertheidigung zu dienen. Und wirklich kann man auch den letzten Grund nicht für unwahrscheinlich oder unverständig erklären, wenn man an die zahlreichen Beweise des unruhigen Geistes des schwedischen Adels unter jeder der bisherigen Regenten-Familien denkt. Der Kanal und die Festung haben zu einigen Differenzen zwischen dem Könige und den Ständen Veranlassung gegeben. Die letztern betrachten den Aufwand für viel größer als den daraus hervorgehenden Nutzen, während Se. Majestät die künftigen Vortheile die er in Hinsicht des Handels und der Sicherheit des Landes gewähren werde, für so bedeutend hält, daß dadurch die Kosten (jährlich 560,000 Reichsthaler) weit überwogen würden. Seit dem Beginn des Werks wurden schon 5,500,000 Reichsthaler darauf verwendet — gewiß eine ungeheure Summe für ein so armes Land. Auch soll man schon alle möglichen Verführungskünste haben anwenden müssen, um die Stände zu bewegen die nöthigen Summen zur Fortsetzung dieser Nationalunternehmung zu votiren (Th. 1. S. 120. 127.)

Die Vergleichungen der eigenthümlichen Stellung der gegenwärtigen und der frühern Dynastie, in welche Capitain Jones eingeht, müssen wir hier übergehen. Er rühmt, in Uebereinstimmung mit allen frühern Reisenden, die vorsichtige Politik, die unparteiische Milde, und die umsichtige Klugheit der gegenwärtigen Regierung, und meint, die Freiheiten eines Volkes werden am meisten von einer Dynastie geachtet, welche keinen andern Anspruch auf die Regierung habe, als den ihr die freie Wahl und die dauernde Liebe der Nation verleihe — ein Satz den die Geschichte doch nicht immer bestätigen möchte. Sehr charakteristisch für den König scheint uns folgende Beschreibung einer Audienz, womit der Verfasser beehrt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Akademie.

(Fortsetzung.)

Schon die erste Einrichtung, welche die Akademie von Richelieu erhielt, erhob sie zu einem wichtigen politischen Körper, gab ihr Einfluß auf die Nation und sicherte ihre Fortdauer. Er bestimmte die Zahl der Mitglieder auf

vierzig, eine Zahl, die hinreichend war, um den ausgezeichnetsten Schriftstellern Frankreichs ehrenvolle Aussichten zu eröffnen, Aufforderung genug, eine anständige Haltung, der Regierung gegenüber zu beobachten, um deren Mißfallen nicht auf sich zu ziehen, und in Folge desselben jener Aussichten verlustig zu werden. Er gab der Akademie drei Beamte, einen Direktor, Kanzler und Sekretär, welche sie selbst wählte. Nach dem Reglement Ludwigs XV wurden die beiden ersteren Stellen von drei zu drei Monaten durchs Loos besetzt, die letztere dagegen war bleibend. Jener Wechsel der Vorstände brachte eine dem Gedeihen der Wissenschaft förderliche Gleichheit unter die Mitglieder; die Perpetuität des Sekretärs bewirkte Regelmäßigkeit des Geschäftsgangs.

Wir heben einige fernere Momente aus, um Richelieus Werk richtig zu würdigen. Einmal legte er in die Akademie die Keime zu einem wahrhaft geistigen, in stetem Fortschreiten begriffenen Leben: er machte sie zur treuen Bewahrerin und Pflegerin des Höchsten und Tiefsten in der Wissenschaft. Man ward nicht Mitglied der Akademie überhaupt, sondern man trat in die besondere Stelle eines bestimmten Vorgängers, so daß man nicht sich allein, sondern dessen Person gleichsam perennirend repräsentirte, dessen Gedächtniß feierlich huldigte, dessen Verdienst fortzupflanzen übernahm. So erhalten jene akademischen Lobreden auf verstorbene Vorgänger eine schöne Bedeutung; sie sind ernste Mahnungen zur Nachfolge auf der Bahn der Unsterblichkeit, auf der jene vorangegangen. Indem der Redner die Nachwelt vertritt und in ihrem Namen dem Vollendeten die Palme reicht, gedenkt er wohl auch der Zeit, wo ihn selbst das Todtengericht erwartet, und ein solcher Augenblick der höhern Weihe erweitert den Gesichtskreis über alle kleinlichen egoistischen Motive. Sodann — und dadurch suchte Richelieu die Selbstständigkeit der Wissenschaft mit den Zwecken des Staats in Einklang zu bringen — gewann die Gesellschaft durch die persönlichen Immunitäten ihrer Mitglieder, welche die Urkunde Ludwigs XIII, so wie durch die Wahlfreiheit und Selbstergänzung, welche die Reglemens des Kardinal Protektors bewilligten, das Ansehen einer ehrenvollen Unabhängigkeit; zugleich aber wurde durch die Bedingungen der Wahlfreiheit, nämlich daß Keiner zugelassen werden sollte, der nicht den Beifall des Protektorats hätte, und daß (Reglem. Art. XXII) keine politische oder sittliche Wahrheit im Widerspruch mit der Autorität des Fürsten, dem Gange der Regierung und den Gesetzen des Reiches verhandelt werden sollte, jeder störenden unbesonnenen Opposition vorgebeugt und den Wissenschaften eine strenge dem Geiste des Ganzen angemessene Bahn vorgezeichnet. Drittens bewahrte der Kardinal sein Institut vor unnützen und gefährlichen Streitigkeiten, indem er die Theologie ausschloß (Reglem. art. XXI en délibération, aucune matière concernant la religion.) In einem Lande, wo der Katholicismus Staatsreligion ist, oder überhaupt, wo es eine herrschende Kirche gibt, kann die wissenschaftliche Forschung nicht ohne Nachtheil für die wissenschaftliche Freiheit auf Gegenstände des Glaubens angewendet werden. Beide Fälle sind gleich unstatthaft, sey es, daß die Wissenschaft der Religion, oder daß die Religion der Wissenschaft fröhne: beides erzeugt Vorurtheil und Einseitigkeit. Aber lasse man die Lichtstrahlen, die von beiden ausgehen, in freier Richtung sich ergießen, ohne sie in eine künstliche Verbindung zwängen zu wollen, so wird die Wahrheit sich von selbst zusammenfinden. Bedürfniß ist es dem menschlichen Geiste, Wissen und Seyn, Denken und Glauben als Eins zu setzen; aber die Wissenschaft, welche diese Totalität nicht auf ihrem Wege, sondern erst am Ziele findet, fordert Anerkennung des Selbstwerths und Selbstzwecks jeder einzelnen Darstellung, und sie wird förmlich vernichtet, so wie sie sich neben eine Autorität stellt, die mit dem Zweifel auch die Forschung ausschließt. Der Kardinal ging als Stifter einer forschenden Akademie von einem Grundsatze aus, der sich dem praktischen Sinn der Britten bei der Bildung einer lernenden Akademie empfahl. Die neue Londner Universität erhält keine theologische Fakultät. Will man die Religion als Wissenschaft behandeln, so macht man sie immer mehr zu dem, was sie nicht ist, zum Schema und zur Formel, oder man macht umgekehrt die Wissenschaft zum Glaubensartikel oder zum Anathem.

Als vornehmste Bestimmung der Akademie erklärten die Reglemens des Kardinals (art. XXIV) die Feststellung sicherer Regeln für die Sprache, wodurch diese beredter und für die Behandlung der Wissenschaften und Künste geschickter gemacht werden sollte, und zu dem Ende ward (art. XXVI) die Herausgabe eines Dictionnärs, einer Grammatik, Rhetorik und Poëtik beschlossen. Die Herausgabe des Dictionnärs erheischte eine Arbeit von 60 Jahren; es erschien 1694, und seitdem in mehreren Auflagen. 1803 wurde, um ein neues Dictionnär auszuarbeiten, eine besondere Kommission niedergesetzt.

Wenn eine solche Regulirung der Sprache einer weitern Fortbildung derselben und noch mehr der Hervorbringung originell gedachter und stilisirter Geisteswerke ungünstig ist, indem die normale Form der Sprache keinen vollkommenen Ausdruck für den individuellen Charakter des Schriftstellers hat, sofern jede Individualität, als solche, mehr oder weniger eine Abweichung von dem Normaltypus ist, so wird dieser Nachtheil doch durch anderweitige Vortheile mehr als aufgewogen. Die französische Literatur, die dem Gesetze der Deutlichkeit und der logischen Ordnung folgt, kann sich einer Reinheit und Korrektheit rühmen, von welcher die deutsche Literatur himmelweit entfernt ist. Indem es den Mitgliedern der Akademie (Reglem. art. XLIII und LXIV) zur Pflicht gemacht wurde, in ihren Schriften sich nach den von der Akademie aufgestellten Regeln, welche sich bis auf die Orthographie erstreckten, zu richten, so gewöhnte sich der Sinn der Franzosen so sehr an die Form der größtentheils von der Akademie ausgegangenen Musterwerke, daß eine Abweichung davon nicht nur für eine unverzeihliche Sünde gegen den guten Geschmack und den feinen Ton gehalten wurde, sondern auch mehr oder weniger die Nichtachtung von Seiten des Publikums zur Folge hatte. Mag auch die neuere Zeit die stereotypen Formen der französischen Literatur erschüttert haben, so ist doch die Achtung der Franzosen für die Reinheit und Eleganz des Stils auch bei der größern Freiheit, welche die Sprache der Revolution verdankt, in sofern un-

geschwächt geblieben, als es noch immer Grundsatz ist, daß niemand für geistreich gilt, der nicht auch gut spricht und schreibt; während es in Deutschland geistreiche Männer genug gibt, die entweder gar nicht schreiben können, oder, wenn sie schreiben, einen Jargon hervorbringen, der die trefflichsten Gedanken völlig ungenießbar macht. In Deutschland — so scheint es — bekümmern sich die Schriftsteller nicht sehr um das Publikum, dem sie nur zu oft das dunkelste und unverständlichste Geschwätz als Tiefsinn und Genialität anbieten; in Frankreich erträgt bizarre, gezwungene, abentheuerliche Formen und Wendungen der Gedanken, wie der Worte, schon die Sprache nicht. Beide Länder stehen in einem ganz verschiedenen Verhältniße zu ihrer Literatur; in Frankreich ist fast alles Nationalliteratur; in Deutschland schreiben Viele, ja die Meisten nur für Gelehrte; die Kunst der allgemeinen Verständlichkeit ist ihnen fremd, oft verächtlich. Deutschland hat vielleicht die tiefsinnigsten Sprachforscher; bei alle dem herrscht aber eine wahrhaft zügellose Anarchie unter den Schriftstellern in Versen und Prosa, von welchen fast jeder seine eignen grämatischen oder stilistischen Regeln hat, viele in der vollständigen Regellosigkeit sich zu gefallen scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die financielle Lage Englands.

(Schluß.)

Würde nun auf diese Weise jede Art von Capital gleichmäßig besteuert, so ließe sich noch der Einwurf machen, den Hume in seinem Versuche über den Staatscredit gegen Hutchesons Plan erhob, daß die arbeitenden Classen und alle Leute, die von ihren Berufe leben, einen bedeutenden Theil der Abgaben bezahlen, und daß es drückend und ungerecht wäre, wenn die Capitalisten die ganze Last der Schuld tragen sollten, von der sie jetzt nur einen Theil zu tragen haben. Aber diese Einwendung ist in der That unbegründet. Die Abgaben müssen im Laufe der Zeit den Arbeitslohn in demselben Verhältniß erhöhen als sie die Gegenstände, deren der Arbeiter nothwendig bedarf, vertheuern. Der Preis der Lebensbedürfnisse ist aber eigentlich der Preis der producirenden Arbeit; die Arbeiter können sich dieselben nicht verschaffen, wenn sie nicht dem Stande der Preise gemäß bezahlt werden. Wenn nun auch anfangs eine kürzere oder längere Zeit verstreicht, ehe der Lohn und die Preise in das gehörige Verhältniß zu einander treten, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß dieß am Ende geschehen muß. Steigt aber der Arbeitslohn in Folge der höhern Besteuerung, so veranlaßt dieß einen verhältnißmäßigen Abzug vom Gewinn der Capitalien, und wenn umgekehrt der Arbeitslohn in Folge einer ermäßigten Besteuerung fällt, so veranlaßt dieß in gleichem Maße ein Steigen des Gewinns.

Es erhellt hieraus, das die Capitalisten auf keine Weise das Recht haben, sich zu beklagen, wenn sie das Capital auch des Theils der Staatsschuld bezahlen müssen, wovon jetzt die arbeitenden Classen die Zinsen entrichten, denn aller Vortheil, den sie von dieser Art Zinsenzahlung unmittelbar zu ziehen glauben, ist nur scheinbar, und wird durch die mittelbare Veringerung des Gewinns theuer erkauft. In allen alten und starkbevölkerten Staaten ist auch der Lohn der Arbeiter zu niedrig, als daß der Theil von den Abgaben, welche sie tragen, beträchtlich seyn könnte. Wenn eine neue Steuer eingeführt wird, mag sie eine Zeitlang die niedern Stände hart drücken, aber dieser Zustand kann nie dauernd seyn.

Besser begründet ist Hume's Einwurf, wenn er auf gewisse Stände, als Advocaten, Aerzte u. s. w., eingeschränkt wird, denn wenn das Einkommen von jenen auch in einem gewissen Verhältniße zu den Preisen der Lebensbedürfnisse stehet, so wirken diese doch nicht so direct auf das Steigen und Fallen des ersteren ein. Eine so große Erniedrigung der Abgaben, als auf die Abbezahlung der Hälfte der Staatsschuld nothwendig folgen müßte, würde indeß eine solche Erhöhung des Geld=Werthes zur Folge haben, daß auch das nominelle oder Geld=Einkommen dieser Stände verhältnißmäßig sinken würde. Alle Taxen würden herabgesetzt werden, und der Vorschuß den der Capitalist bei der Abbezahlung der Staatsschuld gewissermaßen dem Advocaten machte, würde ihm demnach durch die Verringerung der Summen, die er künftig an diesen zu zahlen hätte, wieder ersetzt werden.

Man hat ferner gegen diesen Plan eingewandt, daß auf einmal so viel Land= und anderes unbewegliches Eigenthum feil geboten werden würde, daß die Verkäufer großen Schaden leiden müßten, und der Grundbesitz in die Hände von Leuten fiele, die denselben nicht zu benutzen verstünden. Aber ein wenig Ueberlegung wird leicht Jedermann davon überzeugen, daß dieser Einwurf, wenn nicht ganz unbegründet, doch äußerst übertrieben ist. Die Zahl der Käufer und Pächter würde in demselben Verhältniß zunehmen, wie die Zahl der Verkäufer und Verpächter; die Staatsgläubiger, die ausbezahlt würden, müßten ihr Geld anlegen, und würden es mit Freuden entweder den Landbesitzern, Manufacturisten u. s. w. darleihen, oder Grundbesitz dafür ankaufen. Die Ausführung unseres Planes würde daher nicht einmal irgend jemanden zwingen, sein Landeigenthum zu verkaufen, wenn er es behalten wollte; er könnte höchstens gezwungen werden, eine gewisse Summe Geldes darauf aufzunehmen, wofür er von einer gleichen Staatslast befreit würde, und seine Lage wäre also in dieser Hinsicht durchaus nicht verschlimmert, während er doch an den Vortheilen, die der ganzen Nation dadurch zuwüchsen, Theil nähme.

Um während der Ausführung dieser Maßregel so wenig als möglich Störung in dem gewöhnlichen Gang der Geschäfte eintreten zu lassen, möchte es vielleicht räthlich seyn, die Staatspapiere für diese Zeit zu vermehren. Wir wollen annehmen, die Regierung finge die Ausführung dieser Maßregel damit an, daß sie 50 Millionen Schatzkammerscheine an die Inhaber von 50 Millionen Capital ausgäbe, die bei der Erhebung der Steuer als Zahlung angenommen würden, und dabei zugleich erklärte, daß wenn dieselben nicht zu diesem Zweck verwandt würden, die Steuern an einem festgesetzten Termine in Geld bezahlt werden müßten: so wären schon 50 Mill. abbezahlt, ohne daß man einen Mangel an circulirender Münze empfunden haben würde. Indem man nun von Zeit zu Zeit

wieder eine ähnliche Summe in Scheinen ausgäbe, könnte man binnen kurzer Frist die ganze Operation bewerkstelligen.

Als dieser Plan im Unterhause zur Berathung kam; wurde behauptet, daß diese Maßregel alles Landeigenthum in die Hände unredlicher und schlauer Advocaten bringen würde. Aber von dieser Furcht kann man sich sehr leicht befreien. Man dürfte ja nur durch ein Gesetz bestimmen, daß der Ankauf von Land, welches feil geboten würde, um Geld zur Abtragung der Capital-Beschatzung zu erhalten, ein unter allen Umständen gültiger und unanfechtbarer Rechtstitel seyn solle. Es ist leicht zu begreifen, daß hierin keine Ungerechtigkeit liegt, auch in dem Falle wenn dieser Rechtstitel ohne ein solches Gesetz nicht gültig gewesen wäre. Denn, um dies durch ein Beispiel zu erläutern, gesetzt A hätte einen Theil seines Grundbesitzes erkauft, um seinen Antheil an der Staatsschuldencontribution abzutragen, und es fände sich nachher, daß dieser Grundbesitz das Eigenthum von B gewesen sey, so hätte dieser doch durch den Verkauf keinen Schaden erlitten; denn hätte er dasselbe zur Zeit der Beschatzung auch selbst besessen, so hätte er ja ebenfalls ein gleiches Stück Land, oder ein Aequivalent dafür verloren. Man braucht daher nicht zu fürchten, daß durch die Ausführung dieses Plans Processe um alles Landeigenthum im Lande veranlaßt werden würden; im Gegentheil würde man gar keinen bessern Rechtstitel aufweisen können, als den eines solchen Kaufs, und für die Advocaten wäre daher eben keine Seide dabei zu spinnen.

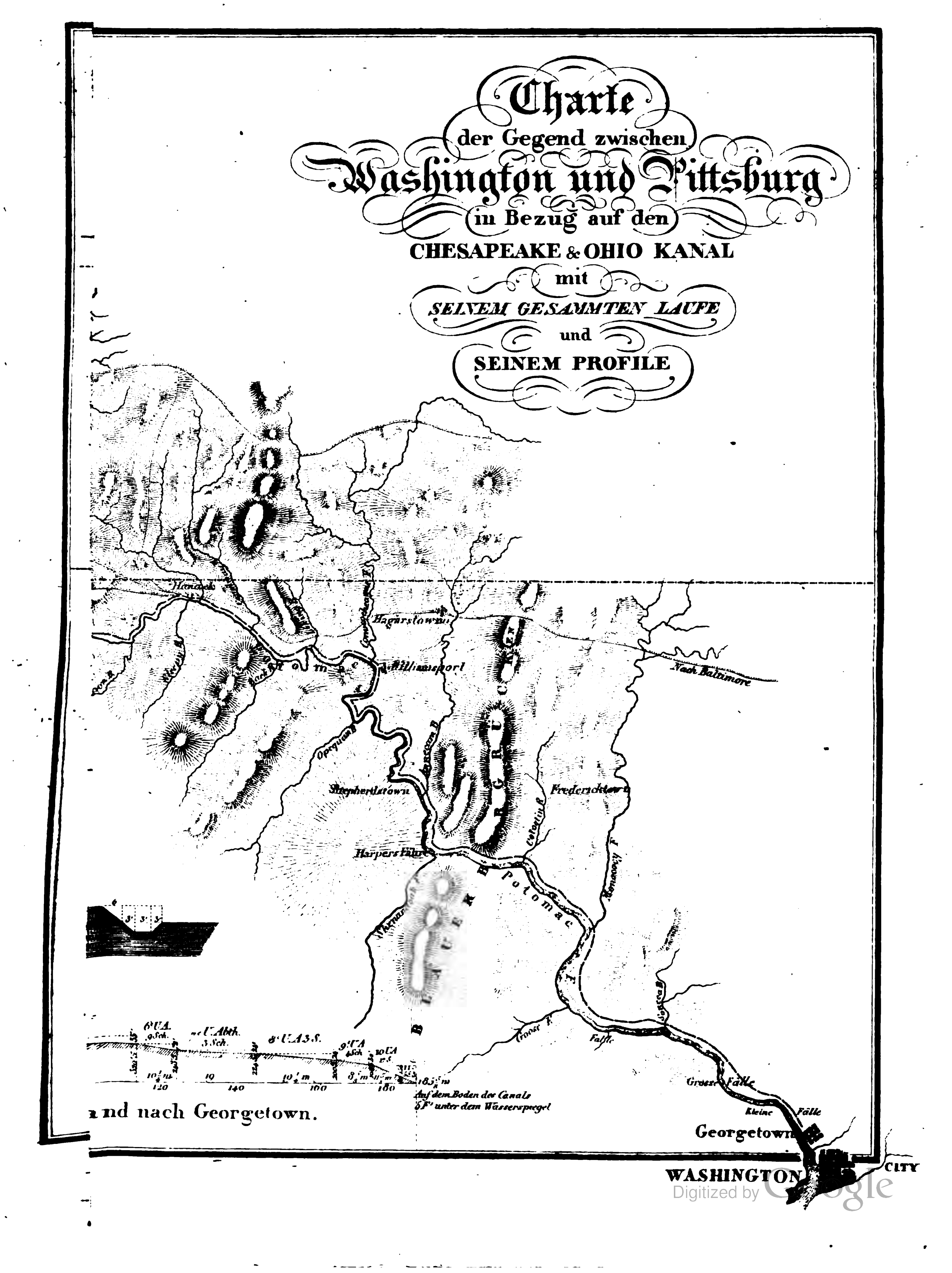
Wir wollen indessen gar nicht in Abrede stellen, daß die Annahme dieses Plans nicht auch viele Inconvenienzen mit sich führe. Fox bemerkte bei Gelegenheit der Debatten über die Bank-Beschränkungs-Acte, daß der, welcher von der Ausführung positiver Pläne spricht, und viel Gutes herbeizuführen hofft, ohne irgend etwas Schlimmes zu wagen, nicht der Mann ist, von dem man in schwierigen Tagen viel Nutzen erwarten kann. Es bleibt nichts übrig als zwischen zwei Uebeln zu wählen. Der einsichtsvolle Arzt wird sich freuen, wenn er ein Mittel findet, wodurch er die todbringende Krankheit aus dem Wege räumen kann. wenn auch das Mittel selbst nicht ohne Nachtheile ist.

Die Inconvenienzen, die hier nothwendig statt finden, sind alle nur sehr vorübergehend; während wir durch ein einmaliges Opfer das wir bringen, uns von einer Last befreien, die, wenn dieß nicht geschieht, ewig fortdauern muß, und zugleich die Regierung in den Stand setzen, alle die Auflagen zurückzunehmen, die jetzt vorzüglich die mittleren und ärmern Volksklassen so hart drücken. Wir haben schon früher bemerkt, wie wenig wir von einer allmäligen Abbezahlung der Staatsschuld durch den Ueberschuß der Einnahme hoffen, da gar nicht zu berechnen ist, was aus der ungeheuren Schuld werden sollte, wenn wir wieder in einen ernsthaften Krieg verwickelt würden. Aber wenn auch der Friede noch eine Reihe von Jahren fortdauerte, so ist unsere Lage doch nicht ohne Bedenklichkeiten. Die hohen Abgaben sind immer ein großes Hinderniß für die Fortschritte unserer Industrie, und wenn dieselben unseren Wohlstand auch nicht zerstörten, so wirkten sie doch auf jeden Fall hemmend auf das Zunehmen desselben ein.

Hume hat in seinem Versuch über den Staatscredit die Behauptung aufgestellt, „daß entweder das Land die Schuld vernichten, oder die Schuld das Land vernichten würde." Aber eine gesunde Politik und die ersten Grundsätze der Gerechtigkeit verlangen, daß die, welche dem Staat ihr Geld geliehen haben, nicht allein den Verlust leiden. Eine Nationalschuld läßt sich nicht dadurch tilgen, daß man sie von den Schultern aller, die sie mit Recht tragen müssen, auf die Schultern einer besondern Klassen schiebt, die nicht verpflichtet ist mehr zu tragen, als ihren angemessenen Theil. Wir müssen einmal eine große Kraftanstrengung machen, um das Umsichgreifen der Armuth zu verhindern, und den Druck, welcher den Kern der Nation, die mittleren Stände, trifft, zu erleichtern. »Ein Land," sagt Ricardo, „das sich in die Schwierigkeiten verwickelt hat, die eine große Staatsschuld mit sich bringt, handelt klug, wenn es sich durch die Aufopferung eines Theils seines Eigenthums von denselben befreit.«

Bevor wir schließen, müssen wir noch bemerken, daß man oft gemeint hat, die Vortheile, die aus diesem Plan hervorgingen, seyen nicht so groß, als behauptet werde. Diejenigen, welche dieser Ansicht sind, sagen, daß die Capitalisten, die jetzt mit Abgaben belastet sind, um die Interessen für die Staatsschuld herbeizuschaffen, in unserem Falle einen verhältnißmäßigen Antheil ihres Vermögens auf die Inhaber der Staatspapiere übertragen müßten, daß also ihr Verlust auf der einen Seite ihrem Gewinn auf der andern das Gleichgewicht halten würde, und die ganze Maßregel daher ein unnützes Spiel wäre. Aber nichts ist unrichtiger als diese Darstellung. Wir wollen annehmen, um unsere Ansicht wo möglich noch verständlicher zu machen, daß die Maßregel, wovon die Rede ist, wirklich in Ausführung gebracht, und die Hälfte der Staatsschuld in der That abbezahlt wäre. Unter dieser Voraussetzung würde ein Eigenthum von ungefähr 300 Mill. an Werth auf die Fondsinhaber übergehen, und dagegen etwa 15 Mill. an aufgehobenen Abgaben gewonnen werden. Nun ist es auf den ersten Blick klar, daß hierdurch nichts verloren seyn kann; ist es aber nicht eben so offenbar, daß sehr viel dadurch gewonnen ist? Wenn auf einmal 15 Millionen jährlicher Abgaben aufgehoben werden, so muß nothwendig der Preis der meisten Lebensbedürfnisse sinken, und wenn dies geschieht, so steigt auch die Quote des Gewinns, und aller Grund fällt weg, seine Kapitalien ins Ausland zu schaffen; der auswärtige Handel des Landes wird erweitert, und aller Gewerbsfleiß befördert. Jedermann würde darnach streben, sein Vermögen von den Lasten, mit denen dasselbe in Folge unsrer Maßregel beschwert worden wäre, durch außergewöhnliche Anstrengung zu befreien. Wäre nun mit dieser Maßregel noch die Aufhebung derjenigen indirecten Steuern verbunden, auf welche wir den Leser oben aufmerksam gemacht haben, so würde höchst wahrscheinlich in wenig Jahren, jener ganze Theil des Kapitals, der durch die einmalige starke Besteuerung aufgeopfert wurde, durch größere Thätigkeit und Sparsamkeit wieder eingebracht seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.


Charte
der Gegend zwischen
Washington und Pittsburg
in Bezug auf den
CHESAPEAKE & OHIO KANAL
mit
SEINEM GESAMMTEN LAUFE
und
SEINEM PROFILE
Hancock
Hagarstown
Williamsport
Nach Baltimore
Opequan
Shepherdstown
Fredericktown
Harpers Fähre
Potomac
Monocacy F.
Goose F.
Fälle
Grosse Fälle
Kleine Fälle
Georgetown
WASHINGTON
CITY
Auf dem Boden des Canals
5 F.t unter dem Wasserspiegel
und nach Georgetown.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 16. 16 Januar 1828.

Der Chesapeake-Ohio Canal *)

(Message from the President of the United States, transmitting a Report from the Secretary of War with that of the Board of Engineers for Internal Improvement, concerning the proposed Chesapeake and Ohio Canal. Read and referred to the Committee on Roads and Canals. December 7. 1826. Washington printed by Cales et Seaton 1827.)

(Mit einer Karte.)

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind in der Richtung von Nordost gegen Südost von dem Alleghany-Gebirge durchschnitten. Die höchsten Scheitel desselben erheben sich kaum 3,000 pariser Fuß über die Meeresfläche, die Abhänge gegen das atlantische Meer sind steiler als auf der westlichen Seite gegen das Flußbecken des Ohio; auch die Thäler auf dieser Seite sind nicht so tief eingeschnitten als auf der östlichen, und größtentheils mit Gehölze bewachsen.

Mit dem Hauptrücken des Alleghany-Gebirges, welches in der Gegend, wo die gerade Linie von Pittsburg nach Washington dasselbe durchschneidet, der große Back-Boner genannt wird, ziehen mehrere andere parallel.

Dieses Gebirge unterbricht die commerciellen und militärischen Verbindungen zwischen den östlichen und westlichen Staaten. Die letzteren, namentlich Tenessee, Kentucky, Ohio, Indiana und Illinois, nebst den westlichen Theilen von Virginien und Pennsylvanien besitzen 250,000 Quadratmeilen (10,000 deutsche) fruchtbaren Landes, mit einer Bevölkerung, welche schon vor 7 Jahren zu 1,779,949 Seelen geschätzt worden ist, nachdem dieselbe allein in der Periode von 1800 bis 1820 um 1,402,377 Seelen zugenommen hatte. Die Baumwolle ausgenommen, werden in denselben überall einerlei Erzeugnisse des Bodens gewonnen, daher auch kein lebhafter innerer Handelsverkehr statt finden kann.

Diese Länder, zusammen so groß als Frankreich und die Niederlande, würden eine gleiche Bevölkerung von 35 Millionen aufnehmen können, wenn hinreichende Verbindungen mit dem atlantischen Meere hergestellt wären.

New York und New Orleans sind gegenwärtig die einzigen Plätze, nach welchen die Erzeugnisse des Bodens und der Fabriken der westlichen Länder mit Vortheil verschickt werden können. Das erste liegt indessen zu sehr nördlich, und das zweite zu weit gegen Süden. Daher sollten über das Alleghany-Gebirge, überall, wo es thunlich wäre, Verbindungen eröffnet werden.

Unter den Wasserverbindungen zwischen den Staaten dieß- und jenseits der Alleghanen ist diejenige der Bai Chesapeake, an dem Ausflusse des Potomac, mit dem Ohio bei Pittsburg eine der wichtigsten und vorzüglichsten, denn

1) ist die centrale Lage der Chesapeake-Bai vorzüglich zur Verbindung des südlichen und nördlichen Handels an der atlantischen Küste geeignet.

2) Liefert dieser Canal für die Marine in dieser Bai Vorräthe aller Art, und steht in Kriegszeiten unter dem Schutze der in der Hampton-Straße aufgestellten Seemacht.

Truppen und militärische Bedürfnisse werden schnell und wohlfeil hin und her geschafft, wodurch die nördliche Grenze der Vereinigten Staaten eine größere Stärke bekommt, als durch andere kostbare Werke.

3) Wenn die Mündungen des Mississippi als commercielle Ausflüsse in Kriegszeiten blockirt werden, so behalten die westlichen Staaten durch diesen neuen Canal eine sichere Verbindung mit dem atlantischen Meere.

4) Derselbe gewährt nicht nur die kürzeste Verbindung zwischen diesem Ocean und dem Ohio; sondern durch die beabsichtigte, weitere Fortsetzung von Pittsburg bis an den Eriesee, kommen auch die obern Seen mit ihren ausgedehnten Umgebungen, so wie die nördliche Grenze der Vereinigten Staaten, mit dem Mittelpuncte und der Hauptstadt der Union in die nächste Verbindung.

*) In diesem Berichte sind durchaus englische Linien-, Flächen- und Raum-Maße angenommen:
1 englische Meile hält 1760 Yards. Ein Yard hält 3 Fuß, der Fuß 12 Zoll.
1 Quadratyard = 9 Quadratfuß.
1 Cubicyard = 27 Cubicfuß.
1 Acre hält 4840 Quadratyards.
5 englische Meilen geben 1 deutsche geographische Meile, deren 15 einen Grad des Aequators ausmachen,
1000 engl Schuh = 937,5 Pariser = 970,3 rheinl. Schuh = 1043,8 bayerischen = 1063 würtembergischen.
1 Acre = 1,27 Morgen würtembergisch = $\frac{2}{5}$ Hectare französisch.
1 Dollar ist 2 Gulden 30 Kreutzer nach 24 Gulden Fuß.
1 Cent = $\frac{1}{100}$ Dollar = $1\frac{1}{2}$ Kreutzer.
Die Schiffsladungen sind nach Tonnen zu 20 Centnern berechnet.

Der Zug des Chesapeake- und Ohio-Canals ist aus der beiliegenden Charte zu ersehen.

In einer Länge von 342 englischen Meilen (68 deutschen) zieht sich derselbe von Georgetown an, auf den Abhängen links des Potomacflusses bis nach Cumberland, und gelangt von da aus in dem Seitenthale des Laurelflusses an den Bergrücken Backboner, der einen Theil des Alleghanygebirges ausmacht.

In der Tiefe von 856 Fuß unter dem Scheitel durchdringt der Canal diesen Bergrücken mit einem Fahrstollen (Tunnel), um aus dem Flußbecken des Potomac in das des Ohio überzugehen. Von dem Fahrstollen auf den Vertheilungsboden (summit level), zieht sich der Canal durch das Thal des Casselmansflusses bis an dessen Einmündung in den Fluß Youghagany und geht, diesen links lassend, über Connelsville an den Monongahelafluß hinab, und zuletzt durch diesen in den Ohio, der bei Pittsburg aus der Vereinigung des Monongahela mit dem Alleghanyflusse entsteht.

Da, wo die unter sich parallelen Bergrücken von den Flüssen durchbrochen sind, erheben sich die Uferwände senkrecht; und da der Canal in dieselbe eingehauen werden muß, so entstehen hierdurch kostspielige Arbeiten, indem die Felsen gesprengt, und hohe und starke Futtermauern angelegt werden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Akademie.

(Fortsetzung.)

In Frankreich hat das Ansehen der Akademie alle Sprachstreitigkeiten geschlichtet. Das Verzeichniß der Schriften, die wegen der Akademie geschrieben worden, ist zahlreich; die vielseitigsten Erörterungen über streitige Materien wurden dadurch herbeigeführt, aber der Streit konnte nicht endlos werden, da geachtete und imposante Autoritäten ein competentes Forum bildeten. Hieher gehören die von Tallemant († 1712) redigirten décisions sur la langue française und die Observations sur les remarques de Vaugelas von T. Corneille († 1709) und mehrere andere Werke. So wie auf diese Weise die Akademie den Begriff von Classicität festgestellt hat, so können ihre Preisaufgaben für Beredsamkeit und Poesie, die sich von 1671, dem vorletzten Jahre des Seguier'schen Protektorats datiren, als Maßstab dienen, um den Stand der geistigen Bildung in den verschiedenen Perioden und die Fortschritte des Geschmacks zu bezeichnen. Von 1671 bis 1824 hat die Akademie 79 Redepreise, und in derselben Zeit 78 poetische Preise ausgetheilt. — Im Zeitalter Ludwigs XIV († 1715) haben Poesie und Beredsamkeit eine bestimmte Beziehung auf Gott und den König; die Beredsamkeit ist fromm, die Poesie royalistisch. Der Ernst der Prosa schien dem Lobe des Schöpfers am angemessensten. Der höchste Schwung der Lyra war für die Verherrlichung des großen Königs kaum erhaben genug. Das Motto: „Non nobis, Domine, non nobis sed nomini tuo!" mit welchem die erste Preisschrift für die Beredsamkeit (1671) bezeichnet war, konnte als allgemeiner Wahlspruch angesehen werden.

Am Hofe Ludwigs XIV kannte man fast keinen Unterschied mehr zwischen dem Dienste des Herrn des Himmels und der Erde, und des Herrn von Frankreich. Das Motto bezog sich auf beide. Der Ruhm des Königs diente ja blos zur Ehre Gottes.

Die Preise der Beredsamkeit haben meist allgemein religiöse oder sittliche Wahrheiten, auch Sätze aus der christlichen Klugheitslehre zum Gegenstande; wenn man aber einen Blick auf die Geschichte der Kirche in jenem Zeitraum wirft, so findet man nicht selten Beziehungen auf sie, und man sieht, daß die Akademie, die nach dem Grundsatze ihres Stifters der Dogmatik fremd bleiben sollte, sich doch nicht von allem Antheil an den politisch-religiösen Bewegungen Frankreichs frei zu erhalten wußte. Die poetischen Preisaufgaben veranlaßten eine Reihe panegyrischer Gelegenheitsgedichte, worin das Privat- und öffentliche Leben des Königs von den verschiedensten Seiten beleuchtet wurde. Auch das schöne Geschlecht sonnte sich am Ruhme des Königs; fünf Damen lieferten preiswürdige Gedichte. Der König erschien ihnen eben so groß als liebenswürdig. Seine Frömmigkeit, seine Rechtschaffenheit als Mensch neben seiner Größe als Monarch, sein Verdienst als glücklicher Familienvater, als Erzieher des Dauphin, die Gelassenheit, mit der er auch widerwärtige Ereignisse erträgt, seine ruhige Haltung, die ihn bei der rastlosesten Thätigkeit nicht verläßt, die Bescheidenheit, mit der er dem Lobe ausweicht, je mehr er Lob verdient, die Liebe seiner Völker, die ihn furchtbarer macht, als der Glanz seiner Waffen, die Huldigungen, die ihm fremde Nationen darbringen — alles Gegenstände für Preisaufgaben der Akademie. Was er für die katholische Religion that, wie er für die Erziehung seines Adels sorgte, welche Schlachten er gewann und wie er durch den Sieg nur noch friedlicher wurde, wie er die Wissenschaften beschützte, welche Ehre er der Akademie erwies, als er das Protektorat annahm — konnte nicht vergessen bleiben. Zu diesen Bestrebungen der Akademie, welche für das Zeitalter Ludwigs XIV charakteristisch sind, liefern die ersten Jahre nach seinem Tode noch einige Nachträge. Eine vierzigjährige Angewöhnung konnte man sich so leicht nicht abgewöhnen. Die Beredsamkeit sprach indessen jetzt schon nicht mehr von den Pflichten der Könige gegen Gott allein, sondern auch gegen die Menschen, sie fing bereits an auch auf dem nicht theologischen Standpunkte zu philosophiren, und so trat sie immer mehr aus der Dienstbarkeit heraus, zuerst in das Gebiet der Moral und Psychologie — und endlich in das Gebiet der eigentlichen Wissenschaft.

Auch die Huldigungen der Poesie, die früher persönlich gewesen waren, gingen allmählig auf die Wissenschaft über, die durch den Schutz ihres Helden geblüht hatte, deren Blüthe man ihm verdankte. Vom Jahre 1725 — 1744 finden wir zehen Aufgaben, welche die Fortschritte der Astronomie, der Malerei, der Bildhauerei, der Schifffahrt, des Ingenieurwesens, des komischen und des tragischen Theaters, der Musik, der Redekunst, die Vergrößerung der

königlichen Bibliothek unter Ludwig XIV zum Gegenstande hatten. Aber nun war es Zeit, auch von seinem Nachfolger etwas zu sagen: doch zeigte hier der immer allgemeiner um sich greifende Leichtsinn bald seinen Einfluß. War in dem einen Jahr die Aufgabe: „die Liebe der Franzosen zu ihrem Könige," so konnte die nächste Aufgabe vom Spiel, von dem Reich der Mode handeln. Vom Jahre 1755 an scheint die redende und die dichtende Akademie sich ganz der Leitung des Zeitgeistes hinzugeb.n. Die Poesie wurde philosophisch und die Beredsamkeit beschäftigte sich mit den Verdiensten großer Männer.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitain Jones Reisen nach Norwegen, Schweden, Rußland und der Türkei.

(Fortsetzung.)

2) Der König von Schweden.

„Wir kamen zur bestimmten Stunde in den Palast, und stiegen die Treppen hinauf ohne einem Menschen zu begegnen, bis wir am Ende derselben einen Hofbedienten, in Blau und Silber gekleidet, erblickten, der uns in ein Zimmer führte, in welchem mehrere Offiziere sich befanden. Diese wiesen uns den Weg zu dem Rathssaale, in welchem alle höheren Stabsoffiziere versammelt waren, unter ihnen Admiral Stienbrock, reich mit Orden behängt. Wir unterhielten uns mit ihnen, bis ein Kammerherr uns in den Audienzsaal führte — eine lange Galerie mit Gemählden und Skulpturen geschmückt. Drei Edelleute, in Staatskleidern, standen am obern Ende derselben. Bald darauf erschien Se. Majestät, sprach einige Minuten mit den Höflingen, worauf diese sich zurückzogen, und der König, ohne daß weiter jemand gegenwärtig gewesen wäre, auf uns zutrat. Nach einigen unbedeutenden Fragen bemerkte der König, er habe so eben la nouvelle facheuse vom Tode des Marquis von Londonderry erhalten, verbreitete sich dann in einer langen Lobrede über den Charakter desselben, besonders seine Ruhe in den Debatten, und die Umsicht seines Geistes, durch die es ihm gelungen sey, England auf eine beispiellose Höhe von Ruhm und Macht zu erheben, die er nur vielleicht bei den endlichen Arrangemens in Europa nicht genug benützt habe. Zwar, sagte er, wolle er ihn nicht mit Pitt vergleichen, doch sey es immer ein wirklich großer Mann gewesen, und er besonders habe Ursache ihn zu achten, und seinen Tod zu bedauern. — Als er uns fragte, wie lange wir in Schweden seyen, hatten wir zugleich Gelegenheit zu bemerken, in welch glücklichem Zustande wir das Land getroffen hätten, wobei uns besonders das aufgefallen sey, daß wir nirgends auf einen Gendarmen gestoßen wären. „Nein" erwiederte der König „die kennen wir nicht. Nur da und dort findet sich ein Beamter, der im Fall eines Streits, einer Schlägerei, wenn er nicht allein Frieden stiften kann, einige aus dem Volk aufruft, die ihm dann gutwillig in Erfüllung seiner Pflicht beistehen. Diese Beamten, fügte er hinzu, gleichen euern Constabels mit ihren Stäben, nur daß sie vielleicht nicht so gut bezahlt sind."

„Die Konscription," fuhr der König fort, „wird auf demselben ruhigen Weg betrieben. Man verkündet sie blos in den Kirchen. Auch giebt es keinen Steuereinnehmer bei uns. Wenn man den Termin zur Bezahlung einer Taxe bekannt macht, so bringen die Steuerpflichtigen ihre Schuld von selbst ein, wodurch der größte Theil der in andern Ländern so bedeutenden Erhebungskosten erspart wird. Ueberhaupt sind die Abgaben in Schweden wohl kleiner, als in irgend einem andern Lande; wir sind arm, aber zufrieden. In Holland zahlt man 18 Przt des Einkommens, in Preußen 13, in Dänemark 12; in Schweden aber, wie ich es selbst berechnet habe, nur 5. England trägt bei weitem die höchsten Abgaben; dieß machen eure Accisen und Zölle, die ich, wie ich bekennen muß, nicht begreifen kann; auf jeden Fall aber seyd ihr reich: Wir sind arm, haben bloß Holz und Eisen, und ein wenig Silber. Die Adern in Norwegen sind fast erschöpft; einige zwar könnten, nach einem mir vorgelegten Berichte, noch fünf Jahrhunderte lang Ausbeute geben, aber die Regierung will die Minen nicht graben lassen, und unsere Privatleute sind nicht reich genug. Der Geist der Unternehmungen und der Mechanik lebt nur in England. An Eisen aber haben wir Ueberfluß; da ist ein Bergwerk, welches wohl für fünfzehn Jahrhunderte, d. h. für immer, Eisen giebt. Man braucht dabei keine Gänge zu führen, sondern gewinnt die Ausbeute gleich außen herein."

„Sie haben auf Ihrem Wege hieher ringsum Freiheit und Zufriedenheit bemerkt: die sittlichen Völker sind gut, sie sind schon von Natur gut, da braucht es keinen Zwang. Ich fühle mich glücklich zur Regierung eines so sittlichen Volkes berufen worden zu seyn. — Es thut mir leid, daß ich heute abreisen muß; ich hätte Sie gerne noch öfter gesprochen. Montag aber kehre ich zurück, und hoffe Sie dann auf einem kleinen Landgute bei Stockholm zu sehen, wo ich mich mit meinen Blumen beschäftige. Ich bin sehr eingenommen dafür, obgleich es nur eine Hütte ist. Wer ein Freund von Blumen ist, fühlt sich angezogen, und wer diese auch nicht pflanzen und pflegen mag, kann sich wenigstens des Wohlgeruches erfreuen. Nun adieu, meine Herren! Bei Tische sehe ich Sie wieder, wenn ich Montag zurückkehre."

(Schluß folgt.)

Ueber die politische Lage der aus dem spanischen Amerika hervorgegangenen neuen Staaten.

Von Everett.

(Schluß.)

Im spanischen Amerika war im Gegentheil das Eigenthum von jeher sehr ungleich vertheilt gewesen; wenige Privilegirte befanden sich im Alleinbesitz alles Grundeigenthums. Die Folge hievon war, daß weder die Bequemlichkeiten des Lebens, noch Kenntnisse und Aufklärung sich unter die Masse des Volks verbreiteten, und da die unprivilegirten Volksklassen keine politischen Rechte besaßen,

so konnten sie auch keine politische Einsicht erhalten. Ist es wahrscheinlich, daß eine freie Volksregierung, die auf solcher Basis ruht, dauerhaft seyn könne? Wir wollen nicht geradezu das Gegentheil behaupten, aber so viel dürfen wir sagen, daß diese Basis wesentlich von der verschieden ist, worauf die Vereinigten Staaten ihre Verfassung gebaut haben; daß also, wenn dennoch dieselben Institute für das spanische Amerika brauchbar sind, dies seine andern Gründe haben muß, als es dort hat.

In den meisten, oder in allen diesen neuen Staaten hat man Gesetze gemacht, welche die gleiche Vertheilung des Eigenthums unter Geschwistern verordnen, um dadurch allmälig die Zerstückelung der großen Besitzungen zu bewirken. Da einmal die democratische Regierungsform eingeführt ist, so ist dies ohne Zweifel gut und zweckmäßig, aber man kann jenen Schritt doch kaum anders betrachten, als einen Versuch den Zustand des Volks einer Verfassung anzupassen, die auf dem Wege der Theorie entstanden ist. Der Weg, welchen die Gesetzgeber der Vereinigten Staaten befolgten, ist dagegen der, das Volk zu nehmen, wie es ist, und seiner Eigenthümlichkeit gemäß die Verfassung zu wählen. Das Volk bekam daher hier eine Staatsverwaltung, die für die Gegenwart taugt, und Verbesserungen, welche die Zeit nothwendig macht, blieben einer allmäligen Einführung auf dem Wege der Gesetzgebung überlassen.

Es liegt uns viel daran, nicht mißverstanden zu werden, und wir müssen uns daher die Erlaubniß erbitten, noch ein Wort hinzufügen zu dürfen. So entschieden man auch liberalen Regierungsformen zugethan seyn mag, so muß man doch stets eingedenk seyn, daß es nichts nützen kann, einen bloßen Schatten von Volksherrschaft aufzustellen, wenn derselbe in Jahrhunderten noch keine Realität bekommen kann. In den Vereinigten Staaten giebt es noch beinahe zwei Millionen Negersklaven, während man in den Versammlungssälen des Senats täglich mit Begeisterung für die Freiheit reden hört. Und dieß ist keineswegs ein Widerspruch zwischen Wissen und Wollen, oder Wollen und Thun. Ist es denn nicht ganz etwas anders, die Freiheit lieben, als Mord und Aufruhr wünschen, welche die unausbleibliche Folge einer gleichzeitigen und allgemeinen Freilassung der Negersklaven seyn müßten? So ist auch nicht jede Veranlassung um deswillen allein schon politisch gut zu heißen, weil sie die äußere Freiheit fördert; vielmehr muß vor allen Dingen erst das Volk, dessen Wohl sie fördern soll, verstehen, was wahre Freiheit sey.

Was wir von den Verfassungen der südamerikanischen Staaten im allgemeinen darzuthun gesucht haben, gilt in noch viel höherem Grade von der Einführnng eines Föderativsystems, wie es die Union der Vereinigten Staaten aufstellt. Hier übersehen die Gesetzgeber des spanischen Amerika's offenbar völlig den Geist, aus welchem es dort hervorging. Die Union war das Werk einer Anzahl von Repräsentanten ganz von einander unabhängiger Gemeinwesen, die einen Bund mit einander geschlossen hatten, wie völlig souveräne Staaten. Dieser Bund, der ganz ohne die Absicht einer immerwährenden Vereinigung abgeschlossen war, macht die historische Basis der Union aus. Das spanische Amerika war allerdings auch in eine Anzahl völlig von einander unabhängiger Provinzen getheilt, die den Namen Königreiche oder Generalcapitanate führten, aber an eine Föderation dieser Reiche ist niemals gedacht worden. Mehrere einzelne Provinzen haben indessen bei der Organisation ihrer innern Verfassung ihr Ländergebiet willkürlich in unabhängige Staaten eingetheilt, „um sie nachher wieder nach dem Föderativsystem unter einander zu verbinden." Wir wollen nicht unbedingt behaupten, daß dieses Verfahren unweise war, und daß es einen nachtheiligen Einfluß auf das künftige Schicksal dieser Staaten haben muß; aber so viel sieht jedermann, daß es mit dem was die Gesetzgeber von Nordamerika thaten, gar keine Aehnlichkeit hat; das Prinzip, wornach diese handelten, ist gerade das entgegengesetzte. Hier will man eine naturgemäße Vereinigung, dort willkürliche Trennung. Man zerreißt eine feste und innige Verbindung, um ein loses und bloß äußeres Band wieder zu knüpfen.

Wir wissen übrigens sehr wohl, daß es weit leichter ist zu sagen, was nicht hätte geschehen sollen, als anzugeben, was hätte gethan werden müssen, und auch selbst jene negativen Behauptungen haben nur in sofern Wahrheit, als sie die allgemeine Regel angeben. Daß der neue Zustand Südamerika's keine historische Anknüpfung an den alten hat, wie zu wünschen wäre, ist gewiß, und hierin liegt ein unleugbarer Mangel. Denn wie wäre wohl ein so verkehrter Zustand der Dinge denkbar, daß man bei einer Verbesserung desselben alles bis auf das Kleinste und Geringste umstoßen müßte. Ob dieß im spanischen Amerika der Fall gewesen sey, wollen wir nicht entscheiden, und wir entfernen gerne durch dieses Geständniß unserer Unkenntniß noch mehr allen Schein von uns, als hätten wir gegen irgend eine Persönlichkeit unsern Tadel aussprechen wollen.

China.

Nach den neuesten Zeitungsberichten aus China hat einer der tatarischen Großen, aus dem Lande der Eleuthen, Sr. Majestät eine „Blumendepesche" übersandt, worin er seine Freude über das Glück ausspricht, welches die Ta-tsing Dynastie über ihre zahlreichen Unterthanen verbreitet. Dieß beweist er, indem er den Kaiser in Kenntniß setzt, daß ein altes Weib, die Mutter eines Kriegers, in seiner Provinz sey, welche ihr hundert und erstes Jahr erreicht habe. „Der Thau von vier Kaisern ist auf ihr jetzt bereiftes Haupt herabgefallen und hat dasselbe gesegnet. Sie hat hundert Lenze und Winter gesehen und nun zieht sie mit den süßen Bissen in ihrem Munde eine zahlreiche Nachkommenschaft kleiner Kinder hinter sich her, die von ihr entstammt sind. Die zarten Sprossen schießen jugendlich auf, und noch steht der alte Stamm. Noch kann die Alte ihren Stab fassen, und umherkriechen unter Ew. Kaiserlichen Majestät wohlthätiger Herrschaft u. s. f." Se. Majestät bemerkten eigenhändig mit dem Carminpinsel: „Das Collegium der Sitten habe Acht darauf! Befolgt dieß!"

(Malacca Chinese Chronicle.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 17. 17 Januar 1828.

Erinnerungen aus Italien.

Von einem englischen Gentleman.

So bin ich endlich in dem hohen Rom, hergewandert aus dem äußersten Thule, um seine Herrlichkeit und seinen Glanz zu schauen. Unter meinen Fenstern hör' ich eine schlechte Guitarre, auf der eine geübte Hand einige volle Akkorde greift, begleitet von einer helltönenden Stimme, welche eine Lieblingsarie von Paccini mit Geist und Gefühl vorträgt. Ich öffne das Fenster, und erkenne an den ärmlichen Lumpen, die den Sänger bedecken, einen jener wandernden Homeriden, deren Italien so viele besitzt. Mögen die Gelehrten es erklären, so gut sie können; aber gewiß ist, daß dieser Bettler mehr Adel in seiner Haltung hatte, als unsere eleganteſten Cavaliers in den Salons von Almack, und in seinem Gesang mehr Geschmack und Grazie, als unsere schmachtenden Ladies.*) Ich konnte nicht angenehmer beim Erwachen begrüßt werden. Schnell kleide ich mich an. Beim Eintritt in mein Kabinet finde ich, durch den Eifer meines Domestiken, eine große Tafel bedeckt mit Kameen, Mosaiken, Bas-reliefs, geschnittenen Steinen: schlechte Kopien, falsche Medaillen, unterschobene Antiken. Ex-votos aus dem gelobten Lande, verschiedenartig genug, aber gleich häßlich und widrig, Aschenkrüge von Ostia, Kuriositäten und Seltenheiten jeder Art und für jeden Geschmack liegen vor mir aufgehäuft und bieten der Unklugheit meiner Wünsche, wie meiner Unwissenheit in der Archäologi verführerische Lockungen dar. — Die milde, wollüstige Luft, die ich unter Italiens schönem Himmel athme, und die Freude, mich in Rom zu finden, machen mich weich und treuherzig: die glücklichste Disposition, um der Dupe italienischer Schlauheit zu werden.

Ein Cicerone ist eine wesentliche Person im Gefolge eines begüterten Reisenden in Italien; in meinem Salon treffe ich den meinigen, umgeben von einem zahlreichen Cirkel, eine Lava-Dose in der Hand, mit komischer Emphase und im vollen Gefühl seiner Wichtigkeit über den belvederischen Apoll, den Torso, über Visconti, Winckelmann, über statuarische Kunst, Mosaik 2c. 2c. perorirend. Aufmerksam horchen die Zuhörer auf die feierlichen Orakelsprüche. Die „Signori", die, um ihre antiken oder modernen Waaren an Mann zu bringen, sorgfältig jeden reichen Fremden aufspüren, hatten nicht ermangelt, sich in aller Frühe bei mir einzufinden, und mein Cicerone, der mein erster Minister geworden war, hatte sie mit der unter solchen Umständen zweckmäßigen vornehmen Höflichkeit empfangen. So wie ich eintrete, ändert sich die Scene; im Augenblick wird mein Cicerone zur zweiten Person. Ein verbindliches Lächeln verbreitet sich über alle Gesichter: einschmeichelnde Beredsamkeit, lebhafte Gestikulationen, theatralische Stellungen, wortreiche, naive, pathetische Bitten umlagern mich von allen Seiten; in dem ganzen Gedränge ist jedoch nirgends eine Spur von Plumpheit oder Ungeschliffenheit zu bemerken; selbst in der Zudringlichkeit liegt eine gewisse Art von gutem Ton und Schmiegsamkeit, fast in jedem Worte spricht sich die angeborne und charakteristische Urbanität dieser Hauptstadt der Welt aus. In Florenz ist die Sprache energischer, voller, un accento vibrato, sie ruft die Beredsamkeit, die öffentlichen Verhandlungen der alten Republik Dantes und Macchiavell's ins Gedächniß zurück. In Neapel neigt sie sich in dem ermüdenden singenden Ton der Lazzaronis zur trivialen Leichtigkeit und Unregelmäßigkeit eines Vulgar-Dialekts. In Rom hingegen ist der Adel und die Eleganz des Ausdrucks ein Erbtheil aller Volksklassen.

Nachdem ich diesen gelehrten, liebenswürdigen Antiquaren, welche es sich nicht hatten verdrießen lassen, vom frühen Morgen an, die Protektion della mia Signoria anzusprechen, Audienz ertheilt hatte, war sonach mein Eintritt in die berühmte Stadt bezahlt; da ich für das, was kaum ein paar Bajocci werth war, einige Scudi bezahlt hatte. Hierauf wollte ich ausgehen, als, trotz aller Gegenanstrengungen meines Cicerone, sich ein Mönch ins Zimmer drängte, mit einem Korb voll Blumen und Früchte. Dieser gute Minorit hatte wenig von der finstern, melancholischen Physiognomie des Sterne'schen Mönchs. Er war wohlbeleibt, mit lebendigem Auge, einer Farbe voll Gesundheit und Jugendkraft, und frischrothen Lippen, auf denen ein beständiges Lächeln schwebte. Ich bewunderte seinen langen schwarzen Bart, und den großen weißen Mantel, der in schönen Falten den hohen Körper umgab. Ohne eigentlich ein Recht zu haben, seine ascetischen Tugenden in Zweifel zu ziehen, machte es mir doch eigene Gedanken, daß diese athletischen Formen, diese schwellende Gesundheit, diese von der Gluth des Südens leuchtenden

*) Die prachtvollen Salons von Almack in London sind jedes Jahr blos von der hohen englischen Aristokratie gemiethet. Es werden daselbst Bälle und Concerte gegeben, bei welchen alles vereint ist, was die vornehme Welt Schönes und Glänzendes darbietet. Der Bürgerliche, selbst der Adelige vom zweiten Range findet hier keinen Zutritt.

Augen einem, frommen Zurückgezogenheit geweihten Heiligen angehören sollten. Wie konnte die Seele eines Anachoreten den Körper eines Gladiators zum Wohnsitze wählen? Trotz der Gegenvorstellungen meines ersten Ministers, bezahlte ich die Blumen und Früchte des Bruders Vicenzio, die dieser um einer Spottpreis verkaufte. Seine lebhafte Dankbarkeit drückte sich auf die liebenswürdigste Weise von der Welt aus, worauf er sich mit einem frommen Spruch und tiefen Bücklingen entfernte. Ich freute mich, für den Augenblick einen Glücklichen gemacht zu haben; und zufrieden mit mir selbst, warf ich aufs neue einen heitern Blick auf meine heute früh eingekauften sieben Sachen. Diese Cameen waren höchst mittelmäßig; keine von den Medaillen hatte irgend einen Werth; die antiken Vasen wurden vielleicht erst in der letzten Woche geformt: dennoch fand ich selbst in den schlechtesten dieser angeblichen Meisterwerke den, jedem Italiener eigenthümlichen Geschmack, jenen Instinkt für das Schöne, der die Antike überall mehr oder minder glücklich nachahmt. Es konnte mich nicht reuen, mein Geld dafür ausgegeben zu haben. Wie sehr hatten die Verkäufer ihre Beredsamkeit verschwendet, wie hatten sie, um mich von der Vortrefflichkeit ihrer Sachen zu überzeugen, das ganze Wörterbuch der Kunst und der Höflichkeit erschöpft! Das kleine Opfer, das ich gebracht hatte, erschien mir nur wie eine für den guten Empfang des Fremdlings abgetragene Schuld, wie eine dem Genius der Stadt gebrachte versöhnende Gabe. — Ich war zufrieden mit mir, mit den Antiquaren und meiner ganzen italienischen Reise.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Akademie.

(Fortsetzung.)

Die französische Akademie unterlag der Revolution. Ein Dekret des National-Konvents vom 8 August 1793 befahl ihre Auflösung; schon 1795 wurde sie neu organisirt als ein Theil des Nationalinstituts, dessen dritte Klasse unter dem Namen „Littérateurs et artistes“ die alte Akademie in sich aufnahm. Das Nationalinstitut erhielt 1803 eine neue Eintheilung in vier Klassen, wovon die zweite „langue et litterature française“ an die nämliche Stelle trat. Endlich stellte das Restaurations-Jahr 1816 die alten Formen mit den alten Namen wieder her.

Bei der Organisation Napoleons saßen zwölf Mitglieder von der alten Akademie auf den neuen Fauteuils; die übrigen Stellen wurden neu besetzt; die Purification der Bourbonen schloß von den Napoleon'schen Akademikern eilf, nämlich den Herzog von Bassano, Garat, Cambaceres, Maury, Merlin, Sieyes, Röderer, Arnault, Lucian Bonaparte, Etienne, Regnaud de Saint Jean d'Angely, aus; statt derselben wurden durch königl. Ordonnanz kreirt: die Herzoge von Levis, von Richelieu, von Montesquiou, die Marquis Ferrand, Lally Tollendal, die Vicomtes Bonald, Lainé, Kardinal Bausset, Choiseul-Gouffier; gewählt von der Akademie: Laplace und Auger. Ludwig XVIII gab hierauf der Akademie die Wahlfreiheit zurück.

Die republikanische Periode der französischen Akademie hat sich wenig ausgezeichnet. Während die Welt im Schwanken war, konnte die Wissenschaft keine feste Basis gewinnen. Die Erwerbungen, welche die französischen Eroberer im Gebiete der Kunst und des Alterthums gemacht haben, gehören weniger der Akademie, als der Geschichte der Nation, oder, wenn man will, der Geschichte der Akademie der Inschriften an. Gewissermaßen wurden aber beide Akademien, ob sie gleich besondere Klassen im Nationalinstitut bildeten, in einander verschmolzen: die französische Akademie, als die Klasse der Literatur und der schönen Künste, und die Akademie der Inschriften, als die Klasse der politischen und moralischen Wissenschaften. Von beiden Klassen hat man eilf Preisaufgaben aus diesem Zeitraum: einen poetischen über die Gründung der Republik; vier rhetorische, über den Einfluß der Malerei auf die Sitten, über das Studium der lateinischen und griechischen Sprache, über die alte Bildhauerei und über Leichenzeremonien; sechs wissenschaftliche, über den Einfluß der Zeichen auf die Bildung der Ideen, über die Erwecung des Wetteifers in der Erziehung, über den Geist der Freiheit unter Franz I, über den Einfluß der Gewohnheit aufs Denken, über die Jury, über Auflagen.

Der philosophische Geist das 18ten Jahrhunderts dauerte auch in der Napoleon'schen Akademie fort, nur auf einer weitern Basis. Die Redepreise schließen sich an die letzten vor der Revolution an, und haben meist die Verdienste großer Männer zn Gegenstand. Die poetischen Aufgaben, die schon vom Jahr 1754 an das panegyrische Feld verlassen haben, werden immer mehr wirklich poetisch, indem sie ihren Stoff aus der freien Anschauung des Großen und Herrlichen schöpfen, was jede Zeit hervorbringt, und was das Leben veredelt und verschönert. Die neue französische Akademie von 1816 ist dem Geiste nach eine bloße Fortsetzung des Nationalinstituts, nur daß sie eine gewisse constitutionelle Farbe trägt; sie feiert einen Montesquieu, einen de Thou, die Beredsamkeit der Tribune und des Tribunals in Reden, — die Jury, den wechselseitigen Unterricht, den Muth der französischen Aerzte in Barcelona, die Abschaffung des Sklavenhandels in Gedichten.

Diese philanthropischen Aufgaben erinnern an die letzten vor der Revolution, wo z. B. Preise auf die rednerische Schilderung der Uebel des Kriegs, der Vortheile des Friedens, Preise auf die poetische Darstellung der in den Domänen Ludwigs XVI abgeschafften Leibeigenschaft, des 1787 zu Gunsten der Nichtkatholiken erlassenen Edikts, der heldenmüthigen Aufopferung Leopolds von Braunschweig ausgesetzt waren. So ward 1815 die Einführung der Kuhpocken eines poetischen Preises gewürdigt. In der neuesten Zeit gewinnt die französische Akademie immer mehr den Charakter einer ehrenvollen Unabhängigkeit, die sie besonders durch Delavignes und kürzlich durch Royer-Collard's Wahl erprobt hat. Ausser den gewöhnlichen Preisaufgaben, neun und siebenzig rednerischen und acht und siebenzig poetischen, ist noch zu bemerken, daß von einem Privatmanne, Montyon, Preise für das nützlichste Werk der

Sittenlehre gestiftet worden sind, deren die Akademie von 1783 — 1825 sechszehn vergab.

(Schluß folgt.)

Der Chesapeake-Ohio Canal.

(Fortsetzung.)

Die Ingenieure theilen die Canallänge in 3 Sectionen und geben die nachstehende Uebersicht der einzelnen Längen, des Auf- und Absteigens, nebst der Anzahl, der nicht über 8 Fuß fallenden Schleusen und der Baukosten.

	Länge in engl. Meilen.	Steigen und Fallen in engl. Schuhen.	Anzahl der Schleusen.	Kosten-Anschlag in Dollars.	Im 24 fl. Fuß den Dollar zu 2 fl. 30 kr. in Gulden.
Oestliche Section zwischen Georgetown und Cumberland	186	578′	74	8,177,081	20,442,703
Mittlere Section zwischen Cumberland u. Casselmans Einmündung mit dem Vertheilungsboden	70½	1961′	246	10,028,122	25,070,305
Westl. Section, von Casselmans Einmündung bis in den Ohio bei Pittsburg	85¼	619′	78	4,170,223	10,425,557
Zusammen	341¾	3158′	398	22,375,426	55,938,565

Der mittlere Canal-Abschnitt zwischen Cumberland und der Einmündung des Casselmannflusses in den Youghagany ist 70$\frac{5}{8}$ Meilen lang, und hat beiderseits des Fahrstollens zusammen genommen 1961 Fuß an Fallen und Steigen.

Der Fahrstollen (Tunnel) wird 4$\frac{1}{22}$ Meilen lang, im Licht 22 Fuß weit, von der Sohle bis unter den Schlußstein des Backsteingewölbes 23½ Fuß hoch, und das Wasser in demselben 7 Fuß tief. Der Ziehpfad 4 Fuß breit. Die Sohle des Stollens, so wie des ganzen Vertheilungsbodens liegt 1898 Fuß (1780 pariser Fuß) über der Meeresfläche, und 856 Fuß unter dem Scheitel des Backbonerberges.

Zum Behufe der Ausförderung des Materials und Erneuerung der Luft bei der Stollenarbeit, werden seitwärts des Stollens, je 540 Fuß von einander, Schächte niedergetrieben, und innen 6 Fuß weit mit Backsteinen ausgemauert. In der Linie dieser Schächte wird eine Galerie oder gewölbte Abflußdohle innen 3′ weit, 6′ hoch hergestellt, auf welche die Schächte zutreffen. Diese Galerie steht mit dem Stollen durch gewölbte Quergänge in Verbindung.

An den Stollen stoßen beiderseits tiefe Einschnitte (Transcheen); der östliche auf der steileren Seite des Berges ist 420 lang, der westliche 3180 Fuß. Ein jeder Einschnitt geht in ein Bassin aus, welches 2640 Fuß lang, und 192 Fuß weit ist. Der Stollen, die beiden Transcheen an demselben, mit den beiden Bassins machen den Vertheilungsboden des Canals aus, welcher 5$\frac{8}{11}$ M. (2$\frac{3}{11}$ Reisestunden) lang ist. An jedem der beiden Bassins ist eine Schleuse angebracht.

Die Kosten des Stollens, der Transcheen und zweier Wasserbehälter an denselben sind angeschlagen auf 3,471,967 Dollars oder 8,679,917 Gulden.

Auf der östlichen Seite des Vertheilungsbodens fällt der Abhang des Alleghany oder großen Backboner am stärksten, indem derselbe in der Länge von 29$\frac{5}{22}$ Meilen, zu einem Fall von 1325 Fuß, 166 Schleusen erfordert, und daher eine Canalhaltung verglichen nur etwa 927 Fuß lang wird. Dieses Gefäll ist 23 mal so groß, als auf dem Erie-Canal, 8 mal so groß als auf dem von Liverpool nach London, und 3 mal so groß, als auf dem Canal de Monsieur, zwischen Rhein und Rhone. Die Kosten dieser steilen Strecke betragen 3,856,623 Dollars oder 9,641,557 Gulden.

Weniger steil ist der westliche Abhang des Backbonerberges, von dem Vertheilungsboden an bis zur Einmündung des Casselmansflusses, indem auf eine Länge von 35¾ Meilen der Fall 636 Fuß beträgt, wozu 80 Schleusen erforderlich sind. Der Kostenaufwand berechnet sich für diese Strecke auf 2,699,532 Dollars oder 6,748,830 G.

Der Vertheilungsboden und die beiden daranstoßenden Canalstrecken, oder die mittlere Section, ist wegen dieser schwierigen Umstände sehr kostspielig, indem der Aufwand für dieselbe 10,028,122 Dollar oder 25,070,305 Gulden ausmacht, also beinahe $\frac{5}{6}$ so viel als die östliche und westliche Sectionen zusammen.

Der geologische Anschein läßt vermuthen, daß man bei der Bearbeitung des Stollens größtentheils Sandsteine antreffen werde. Indessen ist die Berechnung auf harten Leberkies, Sandstein, Granit und ganzen Kalkstein gestellt worden.

Die Canalboote sind 90 bis 94 Fuß lang, 13½ Fuß breit, und ihre Ladungsfähigkeit beträgt 60 Tonnen bei einer Einsenkung von 3 Fuß.

Die Schleusen sind zwischen den Thoren 102 Fuß lang, und 14 Fuß weit.

Ein Canalboot wird in Zeit einer Stunde 2½ Meilen, folglich den 341¾ Meilen langen Canal in 136 Stunden zurücklegen, und wenn das Schleusen durch einen Fuß Höhe eine Minute dauert; so erfordert dasselbe bei 398 Schleusen, mit dem gesammten Fall von 3158 Fuß, eine Zeit von 52 Stunden, und die Beschiffung der ganzen Canallänge also 188 Stunden.

Das Speisewasser für den Vertheilungsboden des Canals wird aus dem Flußbecken des Ohio, und zwar aus dem Casselmansfluß bezogen, welcher in der Zeit der Trockenheit, bei Pleuchers Maierei 18 Cubikfuß in der Secunde führt, unterhalb des Flanghertys Bachs 38 Cubik-

fuß, und bei seiner Einmündung in den Joughagany 46 Cubikfuß.

Ueberdiß werden bei Pleuchers Maierei und Forney's Mühle in der erforderlichen Höhe über dem Vertheilungsboden, zwei Wasserbehälter angelegt, welche zusammen 594 Millionen Cubikfuß Wasser enthalten, und sich innerhalb der 4 Monate des Stillstandes der Schifffahrt, aus einem Terrain von mehr als 36 Quadratmeilen anfüllen.

Unter einer bestimmten Voraussetzung für ein Maximum von Frequenz, wobei die Boote in Zügen zu 30 fahren, und an jedem Ende des Vertheilungsbodens täglich zwei solche Züge, und zwar der eine oberhalb, der andere unterhalb der Endschleuse stünden, auch die sämmtlichen 120 Boote in einer bestimmten Ordnung durchgeschleust würden, könnten täglich 120 Boote, monatlich 3600, und in den acht Schifffahrtsmonaten 28,800 durch die Canalhaltung des Vertheilungsbodens passiren. Rechnet man auf ein jedes Schiff eine und eine halbe Schleusenkammer voll Wasser, betragend 16821 Cubikfuß, so erfordern jene 3600 Boote, welche monatlich passiren, an den beiden Endschleusen des Vertheilungsbodens 60,555,600 Cubikfuß Wasser.

Verbindet man mit diesem Maximum von Frequenz, das Minimum von Speisewasser, so besteht letzteres in 594,000,000 Cubikfuß Sammelwasser für 8 Monate, folglich in 74,250,000 Cubikfuß für jeden Monat, und der natürliche Zufluß des Casselmansflusses (das bei dem Floßwesen sogenannte Selbstwasser) beträgt 18 Cubikfuß in der Secunde, folglich 46,656,000 Cubikfuß monatlich.

Das fließende und das Sammelwasser zur Speisung des Vertheilungsbodens betragen daher zusammengenommen monatlich 120,906,000 Cubikfuß in dem Minimums-Zustande. Die Schifffahrt hingegen erfordert monatlich 60,555,600 Cubikfuß bei der Maximums-Frequenz, und es bleiben noch übrig monatlich 60,350,400 Cubikfuß. Dieser Ueberschuß, ohne die in den untern Gegenden statt habenden Zuflüsse, ist bestimmt, den Verlust an Wasser zu ersetzen, welchen der Canal durch das Einsaugen der Erde, die Filtration durch die Ufer und die Canalsohle, desgleichen durch die Ausdünstung erleidet.

Zur Beleuchtung der allgemeinen und besondern Vortheile dieses Canals und seiner Bauwürdigkeit, werden die verschiedenen Artikel, welche hiebei zu berücksichtigen sind, nach einer muthmaßlichen Schätzung in Geld berechnet.

Der Kanal verschaft neue Auswege für die Erzeugnisse der Landwirthschaft und die natürlichen Produkte der Ländereien, welche mit vortrefflichen Hölzern und unerschöpflichen Lagern von Kohlen und Eisenminen versehen sind. Dadurch steigt der Werth der Ländereien und die Nachfrage nach denselben.

1) Die Vereinigten Staaten besitzen in Ohio und dem Distrikte von Columbia in Indiana und Illinois, desgleichen in dem Gebiete Michigan, eigenthümlich 59,998,000 Acres, außer den noch nicht abgetretenen 18,916,000 Acres. Diese sind gegenwärtig, à 2 Dollars. pr. Acre (der Morgen zu 3 fl. 56 kr.), anzuschlagen auf 119,996,000 Dollars. Die künftige Zunahme des Werthes dieser Ländereien kann zu 10 Przt. angeschlagen werden, wodurch die Staatskasse 12 Millionen Dollars gewinnt.

2) 26 Grafschaften längs des Canals enthalten 15,000,000 Acres, größtentheils sehr ergiebigen Bodens, deren Werth, à 4 Doll. pr. Acre (der Morgen zu 7 fl. 52 kr.) 60,000000 Dollars beträgt. Der Werth dieser Ländereien wird sich um 20 Prozente erhöhen. Dadurch entsteht künftig gleichfalls ein Gewinn von 12,000,000 Dollars.

3) Die Staaten Kentucki, Ohio und India besitzen 72,000000 Acres eines sehr ergiebigen Landes, wovon kürzlich der Acre zu $2\frac{42}{100}$ Dollars angeschlagen wurde; setzt man aber nur 2 Dollars pr. Acre, so ist der Werth 144,000,000 Dollars. Der bisherige Markt für dieselben in New-Orleans ist öfters überführt und der Verkäufer der Willkür der Käufer zu seinem Nachtheil ausgesetzt worden. Man kann die durch neue Auswege an das atlantische Meer entspringende Erhöhung des Güterwerthes zu 12 Prozenten anschlagen, und mithin im Ganzen zu 17,280,000 Dollars.

4) Der Distrikt Columbia in dem Staate Ohio wird durch den Canal besonders begünstigt; der gegenwärtige Werth seiner Ländereien wird sehr niedrig zu 15,000,000 Doll. angeschlagen, und kann wegen des Canals um 50 Prozente steigen, also der Werth des Bodens um 7,500,000 Dollars zunehmen.

Zufolge dieser Anschläge beträgt die der Staatscasse und einzelnen Staaten und Districten zufliessende künftige Erhöhung des Werthes der Ländereien eine Summe von 48,780,000 Dollars (121,950,000 Gulden), folglich mehr als das doppelte der Baukosten des Canals.

Der vermehrte Absatz der Producte mittelst des Canals erzeugt nach und nach eine Vermehrung der Erzeugnisse und einen höhern Werth derselben.

Die erste Classe dieser Producte besteht in den Erzeugnissen der Landwirthschaft und der Fabriken, und begreift in sich: Weizen und anderes Getreide, Mehl von verschiedener Feinheit, Taback, Hanf, Flachs, Leinsamen, Rindfleisch, Schweinfleisch, Speck, Schmalz, Unschlitt, gebrannte Wasser, Glas, Eisen ꝛc.

Die zweite Classe begreift die natürlichen Producte, als Kohlen, Kalk, Bauholz und Schnittwaare, Schiefer, Marmor, Quadersteine ꝛc.

Man hat bisher die Ausfuhr der 1ten Classe nach New-Orleans, desgleichen auf dem Potomac und auf den Landwegen in der Mittelzahl auf 350,000 Tonnen, à 6 Dollars, angeschlagen, also zu 21,000,000 Dollars.

In dem Commissionsberichte wird als wahrscheinlich vorausgesetzt, daß nach der Eröffnung des Canals innerhalb der ersten 6 Jahre die Menge dieser Producte sich eben so vermehre, wie ein Capital bei dem Zinsfuße von 5 pro Cent, zu welchen die jährliche Zinse geschlagen werden, damit sich Zinsen aus Zinsen ergeben. Unter dieser Voraussetzung soll an dem Ende des 6ten Jahres der Werth der Mehr-Producte der 1ten Classe die Summe von 23,977,170 Dollars betragen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 18. 18 Januar 1828.

Egypten unter Mehemed Ali.

Seit dreißig Jahren sind die Blicke der Europäer auf Egypten gerichtet. Dieses Land, so wichtig durch seine Lage, die es zum Mittelpunkte der ganzen alten Welt bestimmt, hatte fast alle Bedeutung verloren, als die großartige Unternehmung der „Armee des Orients" die europäische Politik aufs Neue auf dasselbe aufmerksam machte. Der Feldzug der Franzosen in Egypten, wenn auch in seinem Hauptzwecke verunglückt, ist für Europa und für Egypten selbst nichts desto weniger höchst folgenreich geworden — die bündigste Rechtfertigung gegen den Vorwurf der Abentheuerlichkeit, welcher oft nur das Wort ist, womit kurzsichtige und engherzige Menschen das Große und Geniale einer von ihnen nicht begriffenen Staatsphilosophie herabwürdigen. War man gewohnt, im Gefolge der Heere nichts als einen Schwarm habgieriger Harpien zu erblicken, welche das Blut der eroberten Länder aussaugten, so war die Armee des Orients mit ihrem Vereine von Künstlern und Gelehrten, mit ihren mathematischen und physikalischen Apparaten, ihren Buchdruckereien u. s. w. eine Erscheinung, wie sie die Welt seit Alexander dem Macedonier nicht mehr gesehen hatte. Kaum liegt ein Menschenalter zwischen uns und dem achtundzwanzigjährigen Helden, welcher der Urheber des Plans zu diesem Feldzuge war, und schon reden wir wenig mehr von den großen Thaten in den Schlachten bei den Pyramiden, bei Abukir, bei Heliopolis, aber Denon's Werk bleibt eine ewige Verherrlichung des Feldherrn und seines Instituts von Egypten: denn Jahrhunderte hatten für alte Kunst und Wissenschaft, deren Denkmale hier, in dem Mutterlande der Civilisation, schon Pythagoras und Platon aufsuchten und bewunderten, nicht so viel gethan, als diese wenigen Jahre. Und wirft man einen Blick auf Handel und Schifffahrt, hat Bonaparte nicht, indem er Egypten für Europa wieder gewann, ein zweiter Columbus, eine neue Welt für uns entdeckt, die sich von den Mündungen des Nils in das unermeßliche Afrika, von der Landenge Suez bis zu den Gestaden des Indischen Ozeans erstreckt? Dem eifersüchtigen Scharfblick brittischer Staatsmänner konnte die Wichtigkeit Egyptens, die es unter den verschiedensten Gesichtspunkten hat, nicht entgehen: es handelte sich hier nicht um eine entlegene Provinz von einigen tausend Quadrat-Meilen, welche von einer feindseligen Bevölkerung bewohnt, ein auf die Dauer vielleicht mehr lästiger als vortheilhafter Besitz gewesen wäre. Egypten, gelegen in dem eng umschlossenen Bezirke des mittelländischen Meeres, beinahe im Angesicht der französischen Küste, unter einem Klima, das sich zur Hervorbringung fast aller Erzeugnisse der Tropenländer eignet, auf einem Punkte, den die Natur selbst zum Stapelplatze des asiatisch-afrikanischen Verkehrs mit Europa bestimmt zu haben scheint, indem die große Karavanenstraße von Mekka nach Sennâr sich durch das Nilthal zieht, die vom Indus und Euphrat nach den Märkten von Smyrna und Konstantinopel eben so gut dahin geleitet werden könnte, — dieses Land in den Händen einer Macht, wie Frankreich, hätte dem gesammten europäischen Kolonialwesen eine Revolution vorbereitet, für England aber unfehlbar den Ruin seiner kostspielig zu behauptenden Niederlassungen an den Küsten entfernter Meere herbeigeführt. Eine noch unmittelbarere und nicht weniger wichtige Folge von dem Gelingen der französischen Unternehmung wäre gewesen, daß Napoleon statt seines Kontinentalsystems ein System des mittelländischen Meeres gegen das brittische Monopol errichtet und dem Welthandel Englands dadurch ein Ziel gesetzt hätte. Alle diese schönen Plane scheiterten durch den Verlust der Flotte auf der Rhede von Abukir und durch Menou's Unfähigkeit; scheinen indessen nie ganz aufgegeben worden zu seyn. Jedenfalls verlor die Aufmerksamkeit der Politik seitdem Egypten nicht aus den Augen. Gern wären die Engländer in die Fußstapfen der Franzosen getreten, wie ihr Versuch vom Jahre 1808 beweist, und sie mögen es Mehemed Ali noch nicht vergessen haben, daß er es war, an dessen Widerstande die Unternehmung unter Admiral Lewis scheiterte.

(Fortsetzung folgt.)

Capitain Jones Reisen nach Norwegen, Schweden, Rußland und der Türkei.

(Schluß.)

3) Vergleichung der Seemächte Europas.

Der interessanteste und zugleich genaueste Theil von Capitain Jones Werk ist seine Vergleichung der Seemacht der meisten europäischen Staaten. Er versichert, daß er schon früher alle Seehäfen und Arsenale von Frankreich und Holland in Augenschein genommen, auf seiner jetzigen Reise aber die von Rußland, Schweden und Dänemark zum Hauptgegenstand seiner Beobachtungen gemacht habe. Die englischen Journale rühmen mit stolzem Selbstbewußtseyn, wie leicht sich, nach dieser Berechnung, Großbri-

tannien zur See den vereinten Kräften Europas gegenüber stellen könne, da seine Marine größer als die aller andern Staaten zusammengenommen sey.

Kapitain Jones verspricht eine genaue Darstellung der ganzen Seemacht Europas, so wie er sie selbst untersucht habe. Blos in Hinsicht Frankreichs möchten seine Angaben vielleicht nicht ganz genau seyn, da er dessen Seehäfen an der Nordküste und am Mittelmeer zu verschiedenen Zeiten besucht habe. Doch würde der Unterschied, zum Vortheile Frankreichs, kaum zwei oder drei Linienschiffe und etwa sechs Fregatten und Sloops betragen.

Nach obiger Berechnung besitzt Frankreich 52 Linienschiffe, 32 Fregatten, und ebenso viele Korvetten und Briggs. Rußland, dessen Seemacht jener am nächsten kommt, hat auf der baltischen See und dem schwarzen Meere 42 Linienschiffe, 18 Fregatten, und etwa 20 kleinere Kriegsfahrzeuge. Von den übrigen nordischen Mächten hat Schweden bloß 12 Linienschiffe, 6 Fregatten und 10 Korvetten und Briggs. Die sonst so bedeutende Seemacht Dänemarks ist, nachdem sie zuerst durch Nelsons Sieg gebrochen, und später durch den Brand von Kopenhagen im Jahr 1807 vernichtet wurde, auf 4 Linienschiffe, 6 Fregaten, und einige Sloops herabgesunken. Kaum um ein Schiff stärker ist die Seemacht der Niederlande. Oesterreich hat, nach Jones, blos zehn (?) Kriegsschiffe von verschiedenem Rang. Die Marine von Spanien und Portugal ist völlig bedeutungslos, und verdient daher gar nicht in die Berechnung mit aufgenommen zu werden. Im Ganzen also bestünde die gesammte Seemacht der Kontinentalstaaten von Europa aus 116 Linienschiffen 74 Fregatten, und 92 Korvetten und Briggs, während die von Großbritannien allein 138 Linienschiffe, 146 Fregaten, und 214 Korvetten und Briggs zählt.

Vergleicht man die Beschaffenheit der See-Arsenale, so wie die Qualität und Zahl der Seeleute, so ergibt sich hierin eine noch weit größere Uebermacht Englands. Das kalte Blut der Britten, ihr Unternehmungsgeist, ihr allumfassender Handel, ihre Besitzungen in allen Welttheilen, ihr Monopol der Meere — alles dieses verleiht ihrer Marine eine Uebung und Gewandheit, und zugleich einen Stolz des Bewußtseyns, der vom Admiral bis zum letzten Matrosen sich ausspricht.

Frankreich hat seit der Rückkehr der Bourbone alles gethan, um seine Seemacht zu heben, die auch, nach der brittischen, bei weitem die bedeutendste des Kontinents ist; aber nie wird der Franzose zu jener Ueberlegenheit sich aufschwingen, welche seinem Nationalcharakter und seiner ganzen Weltlage widerspricht. Rußland aber kann, da der Frost die Hälfte des Jahres hindurch die baltische See gespert hält, so lange an dem Ausgang des schwarzen Meeres die Flagge Mahomeds weht — nie eine große Marine erhalten. Nur der Besitz Konstantinopels würde ihm einen Stapelplatz des Welthandels gewähren, und dann würde die neue bald erblühende Handelsmarine die Pflanzschule seiner Kriegsmarine werden. Bis jetzt aber ist, nach Capitain Jones Versicherung, in allen Seeübungen der Russen noch eben so viel Ungewandtheit als Aengstlichkeit zu bemerken, so daß z. B. der Capitain eines russischen Kriegsschiffes, der nach den Herbstäquinoctien noch in offener See bleiben und sein Schiff verlieren sollte, ohne alle weitere Entschuldigung abgesetzt werden würde, da ein ausdrücklicher Befehl besteht, daß nach jener Zeit alle Schiffe sich wieder im Hafen befinden sollen.

Die französische Akademie.

(Schluß.)

Die französische Akademie zählt seit ihrem Bestehen bis 1826 8 Protektoren, 12 beständige Sekretäre (seit 1815 Raynouard), 351 ernannte oder erwählte Mitglieder; ausgeschlossene Mitglieder, die noch am Leben sind, 8. Mitglieder waren 1 Prinz von Geblüt, 13 Kardinäle, 4 Erzbischöfe von Paris, 15 Prinzenerzieher, 6 Marschälle von Frankreich, eine große Anzahl Staatsminister.

Die Akademie der Inschriften. Wichtiger für den Anbau der tiefern Wissenschaften als die französische Akademie ist die Akademie der Inschriften und der schönen Künste. Gleichwie sie ihre Forschungen nicht auf Frankreich beschränkt, so bietet sie auch den ausgezeichnetsten Gelehrten aller Ländern freundlich die Hand. Eine wahrhaft königliche Idee, welche Ludwig XIV in der Stiftung dieser Akademie verwirklichte! Ohne das oft so eitle Gepränge der französischen Akademie, hat die Akademie der Inschriften mehr für die Wissenschaften gethan als irgend eine gelehrte Gesellschaft von sich rühmen kann.

Für gelehrte Bearbeitung von Inschriften, Münzen, Alterthümer u. s. w. wählte Ludwig XIV i. J. 1663 vier Mitglieder der französischen Akademie, deren Zahl später auf acht, in der Folge noch mehr erhöht wurde. Man nannte diese Gesellschaft die kleine Akademie. Als Akademie der Inschriften und Münzen (den Titel Akademie der schönen Künste verlieh ihr 1716 der Regent) wurde sie organisirt durch das Reglement Ludwig XIV 1701, und durch das Stiftungsdiplom 1713; neue Reglemens gaben die Könige Ludwig XVI und XVIII, 1785 und 1816. In ihrem Sigel ist das Brustbild Ludwigs XIV mit der Devise: VETAT MORI. Das Reglement Ludwigs XIV setzte die Zahl der Mitglieder auf vierzig fest, nämlich 10 Ehren-Mitglieder (honoraires), 10 besoldete (pensionnaires), 10 unbesoldete Mitglieder (associés), und 10 Zöglinge (élèves), welche letztere 1716 in Mitglieder verwandelt wurden. An die Stelle der vormaligen Ehrenmitglieder traten in der Folge die freien Akademiker. Die Zahl der auswärtigen Mitglieder wurde durch das Reglement von 1816 auf 8 festgesetzt.

Die Zahl der Mitglieder der Akademie der Inschriften von 1663 bis 1793, wo sie aufgelöst wurde, beträgt 255. Von der Wiederherstellung der Akademie als der dritten Klasse des Nationalinstituts unter dem Namen „für alte Sprachen und Literatur," 1803 bis 1826, zählen wir 54 einheimische und 17 auswärtige Mitglieder. Bei der Pu-

rification 1816 wurden 5 Mitglieder, darunter Joseph Bonaparte und Gregoire, durch eine k. Ordonnanz ausgeschlossen und auf demselben Wege wieder ersetzt. Der gleichfalls ausgeschlossene Mongez wurde später wieder gewählt. Im Jahr 1826 hatte die Gesellschaft im In- und Auslande 41 Correspondenten, worunter 3 in Deutschland, 3 in England, 3 in Rußland und Polen, 4 in Asien und Afrika, 2 in Italien, 2 in Genf u. s. w.

Der Zweck der Akademie wird in den Reglemens von 1785 und 1816 folgendermaßen bestimmt:

„Da der Haupt = Gegenstand der Akademie die Geschichte ist, d. h. die Kenntniß der Menschen und der Ereignisse, der Zeiten und der Länder, der Sitten, Gebräuche, Gesetze, Künste, Wissenschaften und Literatur aller Völker, so beschäftigt sich die Akademie hauptsächlich: 1) mit dem Studium der Sprachen, namentlich der alten, in den verschiedenen Theilen der Erde; 2) mit der Chronologie und Geographie; 3) mit Denkmalen, Münzen, Inschriften ꝛc., welche sich auf die alte und die mittlere Geschichte beziehen; 4) mit der Aufklärung alter Aktenstücke und Urkunden aus der Geschichte Frankreichs und anderer Länder, deren politische Verhältnisse in die Interessen Frankreichs eingreifen; 5) mit den Wissenschaften, Künsten und Gewerben der Alten, indem sie zwischen ihnen und den Neuern Vergleichungen anstellt; es darf endlich 6) kein Zweig der Literatur der Akademie fremde seyn; sie verbindet mit der Gelehrsamkeit, welche Thatsachen und Autoritäten sammelt, die Kritik, die wählt, zusammenstellt, würdigt, und die Reinigung des Geschmacks, indem sie die besten Muster zur Nachahmung aufstellt." — Zahlreiche Werke beurkunden die Thätigkeit der Akademie. Ihre Memoiren, redigirt von ihren beständigen Sekretären (von Tallemant bis auf Dacier sind deren im Ganzen 7) sind in 50 Quartanten erschienen; 5 Quartanten hat die 1795 an der Stelle der Akademie errichtete zweite Klasse des Nationalinstituts „für moralische und politische Wissenschaften" geliefert. Man verdankt ihr große Sammlungen, z. B. die Ordonnanzen der Könige von der dritten Raçe bis 1473 in 10 BB.; eine Litterärgeschichte Frankreichs bis 1210 in 16 BB.; eine Geschichte von Gallien und Frankreich bis 1226 in 18 BB.; Notizen aus den Handschriften der königl. Bibliothek in 10 BB.

Die Akademie hatte das Glück, daß zahlreiche Preise für sie gestiftet wurden, z. B. von Noinville, Caylus, Chalut, Raynal und Andern; 1820 ein neuer für die asiatischen Sprachen von Volney. Von 1734 bis 1825 zählt man 106 gekrönte Preisschriften; bei 9 Aufgaben erhielten zwei Bewerber Preise. Unter den Preisschriften sind 9 über altfranzösische und gallische Geschichte, 8 über die französische Literärgeschichte des Mittelalters, deren Herausgabe wir von Nancy zu erwarten haben, 11 über griechische Geschichte, Gesetzgebung, Kolonialwesen, Erziehung u. s. w., 7 über römische Staaatsverfassung, Politik, Verwaltung, Ackerbau und Handel, 21 über Religion, Priesterthum und Opferdienst der Egypter, Griechen und Römer, 3 über die Religionen des Zoroasters, Confucius und Mahommed, 6 über egyptische Alterthümer und Geschichte, 8 über alte Erdbeschreibung, Kunst und Wissenschaft. Was die übrigen Preisschriften betrifft, worunter noch mehrere merkwürdig sind, z. B. eine über die Galater in Kleinasien, so verweisen wir auf Nancy's Atlas, welcher sie der Zeitfolge nach, mit den Namen der Verfasser angibt.

Der Chesapeake-Ohio Canal.

(Fortsetzung.)

Bei der 2ten Classe, deren Transporte zu Lande wegen des beträchtlichen Gewichtes und Umfanges des Materials allzu kostbar ausfällt, ist der vortheilhafte Einfluß des Canals für die Fabriken und die häusliche Sparsamkeit vorzüglich in die Augen springend. Die ansehnliche Bevölkerung von Baltimore, und die vielen Eisenwerke, verursachen einen großen Verbrauch von Steinkohlen. Die Grafschaften an dem Potomac und der District von Columbia allein enthalten 314,624 Einwohner; rechnet man ½ Tonne auf jeden, (in Städten $\frac{2}{1}$) so erfordern diese 157,312 Tonnen, oder 150,000 T. in runder Zahl à 7 Doll., mithin jährlich 1,050,000 D., und in 6 Jahren 6,300,000 Dol.

Für die Stadt Washington ist Kalk ein wichtiger Artikel, welcher bisher aus Rhode-Island bezogen wurde.

Hölzer von allen Arten befinden sich in den Thälern des Potomac und Youghagany und ihren Umgebungen in großer Menge. Man darf annehmen, daß die Artikel der zweiten Classe, die Kohlen ausgenommen, jährlich 120,000 Doll. betragen, und in 6 Jahren 720,000 Dollars.

Der Mehr-Erlös aus den von Westen nach Osten gehenden Producten wird daher 6 Jahre nach der Eröffnung des Canals, in Folge dieser neuen Wasserverbindung 30,997,170 Doll. betragen.

Aus dem Verkehr von Westen nach Osten entsteht ein Retourhandel, welcher für inländische Waaren zu ⅓ der Ausfuhr der 1ten Classe mit 7,992,390 Dellar, und für ausländische zu ⅔ angeschlagen wird mit 15,984,780 Doll.

Sollte der möglich gröste Verkehr von Schiffen auf dem Canal zu Stande kommen, so würden in den 8 Monaten der Schifffahrt 14,400 Schiffe von Westen nach Osten und eben so viele in der umgekehrten Richtung nach der ganzen Länge des Canals von 342 Meilen passiren.

14,400 Schiffe zu 60 Tonnen von Westen nach Osten führen . . . . . 864,000 Tonnen.
Ferner betragen die Erzeugnisse erster Classe, auf dem östlichen Canalabschnitt allein . . . 120,000 Tonn

zusammen 984,000 T. à 60 Dollar
59,040,000 D.
15000 Tonnen Steinkohlen à. 7 D. 1,050,000 D.
also von Westen nach Osten 60,090,000 D.
Unter der angenommenen Voraussetzung würde derselbe rückwärts eben so viel betragen 60,090,000

Demnach könnte der Canal einen Handelsverkehr be-

friedigen, welcher auf eine Summe von 120,180,000 Dollar jährlich anzuschlagen wäre.

Bei diesem Maximum von Verkehr auf dem Canal, wobei im Ganzen, während der 8 Schifffahrtsmonate, 28,800 Boote passiren, könnte der jährliche Ertrag an Zöllen auf die nachstehende Art angeschlagen werden.

Von 14,400 rückwärts gehenden Schiffen kann etwa nur 1/10, also eine Zahl von 1440 Schiffen mit Rückladung angenommen werden; die übrigen 12,960 sind leer. 15840 geladene Schiffe zu 60 Tonn. führen 950,400 Tonnen, und erlegen an Canalzoll für die Tonne und die Meile 1½ Cent (der Dollar zu 100 Cent); dieß gibt für 342 Meilen 4,875,552 Doll. 12960 leere im Tonnengehalt von 60 geben 777,600 Tonnen, und zollen 1/10 Cent auf die Tonne und auf die Meile 265,939 Dollar.

Für den Verkehr auf der östlichen Section zwischen Cumberland und Georgetown auf die mittlere Länge von 90 Meilen sind zu berechnen:

An Producten erster Classe nebst Steinen und Holz rc. . .	120,000
an Kohlen allein . .	150,000
1/10 jener 270,000 T. als Retourhandel	27,000
zusammen	297,000 Tonnen.

oder in runder Zahl 300,000 Tonn. à 1½ Cent 405,000 Doll.

Von den Schiffen, welche jene 270,000 Tonnen auf der östlichen Section herausgeführt haben, bekommt nur etwa 1/10 eine Rückladung von 27,000 Tonnen, die übrigen 9/10 fahren die 90 Meilen leer zurück. Der Tonnengehalt derselben ist daher 243,000 Tonn., und der Zoll 1/10 Cent für die Tonne auf die Meile also 21870 Doll.

Sollte daher der Canal durch die erhöhte Bevölkerung und Production jemals sein sogenanntes Maximum von Frequenz erreichen, so würden die jährlichen Canal-Zölle die Summe von 5,568,361 Dollars betragen, und innerhalb 4 Jahren mehr ausmachen, als der ganze Kostenaufwand für den Canal.

Die Berechnungen über die Vortheile des Canals, wofern sich der Verkehr auf demselben auf das Maximum von 28,800 Schiffen jährlich erhöhen sollte, sind einstweilen als imaginär anzusehen.

Um den jährlichen Ertrag an Zöllen für die muthmaßliche Frequenz zu bestimmen, wäre die Berechnung auf folgende Weise zu führen:

Die Ausfuhr aus den westlichen Staaten und Ländereien auf dem Mississippi nach New-Orleans und in den mexicanischen Meerbusen, desgleichen auf dem Potomac und auf den Landwegen nach dem atlantischen Meere, werden nach einer Mittelzahl zu 350,000 Tonnen angeschlagen.

Wird nun angenommen, daß nur ⅓ davon den Weg auf dem Canal nehmen werde, so sind es 116,666 Tonn., und in 6 Jahren 699,996 Tonnen. Die progressive Vermehrung der Producte erster Classe, welche als eine Wirkung des Canals angesehen wird, wurde oben auf 23,977,170 Doll. innerhalb der ersten 6 Jahre nach der Eröffnung des Canals berechnet. Den Werth einer Tonne zu 60 Dollars angenommen, macht einen Zuwachs an Transporten von . . . . 399,619 T.

Steinkohlen jährlich 150,000 Tonnen, also in 6 Jahren	900,000 —
Kalksteine, Bau- und Schnitthölzer in 6 Jahren	24,000 —
Zusammen .	2,023,615 —
Hiezu der Retourhandel, wenigstens zu 1/10 der Ausfuhr	202,361 —
(auf dem Erie-Canal wird ⅓ gerechnet.)	
Die Transporte hin und her betragen demnach in den 6 Jahren zusammen . .	2,225,976 T.

Da nicht alle Schiffe die ganze Länge des Canals von 342 Meilen zurücklegen, so wird hier eine verglichene Länge von 200 Meilen angenommen, auf welcher die erforderliche 37,100 Ladungen, je zu 60 Tonnen, verführt werden.

Bei den geladenen Schiffen beträgt der Canalzoll 1½ Cent von der Tonne auf eine Meile, also von 2,225,976 Tonnen auf 200 Meilen	6,677,928 Doll.
Auf 2,023,615 Tonnen Ausfuhr sind nur 202,361 Tonnen Rückfuhr, mithin auf 1,821,254 Tonnen Ausf. keine Retour-Ladung angenommen, und für so viele Tonnen sind die Schiffe leer zurückgegangen, und haben zu erlegen 1/10 Zent von der Tonne je auf die Meile, und auf 200 Meilen	3,64,250 Doll.
Zusammen in 6 Jahren .	7,042,178 —
und jährlich . . .	1,173,696 Doll.
oder	2,934,240 Guld.

Die Canalzölle betragen daher etwas mehr als 5 Prozente der Bau-Summe; davon müssen aber jährlich 1½ Prozent für die Ausbesserung und Oberaufsicht abgezogen werden.

Selbst wenn der Canal an Zöllen nicht mehr eintragen sollte, als jene beiden Gegenstände erfodern, so sind doch die durch denselben entstehenden großen Vortheile für den Staat und die Bewohner der damit in Verbindung stehenden Länder so beträchtlich, daß sie die Erbauungskosten bei weitem übersteigen.

Der durch den Canal erzeugte Retourhandel mit ausländischen Waaren, welcher oben für die erste 6jährige Periode nach der Eröffnung des Canals auf 15,984,780 Dollars angeschlagen wurde, verschafft gleichfalls der Staats-Casse eine Zolleinnahme von 25 Prozenten, in dem Betrage von 3,996,195 Dollars.

Zu den National-Vortheilen, welche aus dem Canal entspringen, wird auch eine Anzahl von 2000 Matrosen gezählt, welche auf demselben Beschäftigung finden sollen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 19. 19 Januar 1828.

Irisches Bank-System.

Die große Crisis, welche den commerciellen Wohlstand Großbritanniens in ihren Grundfesten erschütterte und in den Ruin der angesehensten englischen Häuser einen großen Theil der Handelswelt Europas wie Amerikas hineinzog, ist in noch zu frischem Andenken, als daß wir nöthig hätten, unsere Leser daran zu erinnern, ein wie bedeutendes Moment in den Veranlassungen dieses unglücklichen Ereignisses neben dem übertriebenen Speculations-Geist der Britten im allgemeinen, insbesondere die ausschweifende Licenz des brittischen Bankwesens ausmachte, wonach Jedem, der sich als Banquier etablirte, ohne alle Controlle, erlaubt war, Papiergeld auszugeben, so viel ihm beliebte, und so viel das leichtgläubige Publikum annehmen wollte. Ein kürzlich erschienenes, sehr unterhaltendes Werk: „Clubs of London," auf welches wir noch zurückkommen werden, enthält unter andern folgende Scene, welche dieses Unwesen zwar mit etwas stark aufgetragenen Farben, aber deshalb, besonders in ihrer Beschränkung auf Ireland, nicht weniger wahr und treffend schildert.

„Von dem Bankwesen Irelands zu sprechen, sagte ein Irischer Gentleman in einem der Londoner Klubbs, ist so unbarmherzig, als einem Mann, der abgebrannt ist und sein ganzes Vermögen in den Flammen verloren hat, von einem Feuer zu erzählen. Diese Art Spekulation wurde so weit getrieben, daß zu einer gewissen Periode Landbanknoten zum Belauf einer Summe von drei Pence ausgefertigt wurden; während die von sechs Schilling in der That schon etwas seltenes waren."

Da ein anderer Gentleman sein Erstaunen hierüber aussprach, so führte der erste Sprecher sogleich ein Beispiel zum Belege der Wahrheit seiner Behauptung an.

In der Stadt Killarney, sagte er, bestand eine dieser Banken; der Eigenthümer derselben war eine Art Sattler, dessen ganzes Lager in diesem Geschäft schwerlich vierzig Schilling werth seyn mochte, und gerade diese vierzig Schillinge waren das ganze reelle Capital, welches er in seiner Bank nachweisen konnte.

Ich begleitete einst eine zahlreiche Gesellschaft englischer Damen und Herren an diesen bezaubernden Ort, wo wir mehrere Tage recht vergnügt zubrachten. Als wir im Begriff waren nach Dublin zurückzukehren, erinnerte sich einer von uns, daß er noch eine Handvoll von den Papieren des Sattlers habe; wir machten uns daher, zum Spaß insgesammt auf den Weg, sie zu wechseln; hauptsächlich, um den Eigenthümer einer solchen Bank zu sehen und uns mit ihm zu unterhalten. Eingetreten in die Werkstatt, die kaum groß genug war, die ganze Gesellschaft zu fassen, fanden wir unseren Banquier hart in der Arbeit. Einer der Gentlemen redete ihn an: Guten Morgen euch, Herr; ich glaube, ihr seyd der Herr vom Hause?

Euch zu dienen, meine Herren und Damen, erwiederte der Sattler.

Es ist hier, höre ich, wo die Bank gehalten wird? fuhr mein Freund fort.

Ihr seyd ganz richtig, mein Herr, entgegnete der Handwerker, dieß ist die Killarney-Bank, so lange keine bessere da ist.

Mein Freund sagte hierauf: Wir stehen im Begriff, eure Stadt zu verlassen, und da wir noch einige von euern Noten haben, die uns anderwärts zu keinem Gebrauch seyn werden; so könnt ihr mich durch Baarschaft für dieselben verbinden.

Der Banquier erwiederte: Baarschaft! Wenn es Euer Gnaden gefällig wäre, was ist das? Ist es irgend etwas, was in mein Geschäft gehört? Ich habe einen so schönen Sattel hier, als je auf ein Pferd gelegt wurde; gut und wohlfeil, wie ich Euch sage. Wie viel von meinen Noten habt Ihr, Herr, wenn es Euch gefällig ist?

Diese Frage erfoderte einige Zeit zur Beantwortung, da erst eine Berechnung angestellt werden mußte; endlich brachte mein Freund die Summe heraus.

Hier, Herr, sagte er; sind nicht weniger als sechszehn Zahlungsversprechungen auf die ungeheure Summe von 15 Schilling 9 Pence Sterling Geld.

Bei den Mächten *) also, das ist es, was Euer Gnaden sagen kann! denn wenn Sterling so viel ist, als brav bis auf den Knochen, so ist es gewiß, daß die Killarneynoten umlaufen werden, das ganze Jahr durch, ohne daß man sie auszuwechseln braucht.

Ohne Zweifel, ohne Zweifel! sagte unser Sprecher; aber wir sind im Begriff abzureisen und werden unterwegs wechseln müssen.

Bei Jesus, ihr werdet das nöthig haben, sicher genug; aber, ich rufe meinen Gott zum Zeugen, daß ich nicht mehr Silbergeld auf dem Platze habe, als diese vier Blechpfennige und ein Paar Harfer, **) was Euer Gnaden Notiz nicht werth ist.

Lieber Himmel, Herr! entgegnete der Gentleman, wie ist es möglich, daß ihr das Bankgeschäft mit einem so kleinen Capital treiben könnt?

O, bei allen Heiligen! leicht genug, mein lieber Herr! antwortete der Banquier, die Leute sind voller Freuden, meine Banknoten zu haben, denn es giebt wenig anderes Geld in diesen Gegenden; und sie kaufen ihre Erdäpfel und ihre Buttermilch dafür; und, mag seyn, ein Schaaf oder Schwein, oder zwei, dann und wann; und so gehen meine Noten ganz bequem von einem zum andern

„Aber ihr seyd beständig verpflichtet, ihren Werth zu zahlen, wenn sie euch eingesandt werden;" bemerkte einer aus der Geschellschaft.

Bei dem heiligen Paul und St. Peter dazu! das ist wahr genug, Euer Gestrengen! Wenn einer von den Pächtern ein Roßkummet bedarf, einen Gurt oder ähnliches Geschirr, so bringt er mir eine Handvoll von dem Papier, und ich bin gut dafür, daß ich mich niemals weigere, ihm einen guten Artikel zum Tausch zu geben.

Ihr wollt damit sagen, fuhr der Gentleman fort daß eure Noten nie eincassirt zu werden brauchen?

Cassirt, rief der Banquier, meint ihr gewechselt?

Gewiß, erwiederte der Fragende.

Bei den Mächten! das ist es eben, was eine große Ausgabe für mich ist. Die Leute bringen mir die Noten zurück, wenn sie alt und zerrissen sind, und ich bin gut dafür, daß ich niemals mich weigere sie einzuwechseln für schöne neue, die frisch von Dublin gekommen sind; und ich setze meinen Namen dazu, damit sie desto besser gehen.

Hier brach die ganze Gesellschaft, der es nicht länger möglich war, ihre lustige Laune zu unterdrücken, in ein lautes Gelächter aus; worauf der Banquier folgendermaßen fortfuhr.

Wie ich ihnen sage, es macht mir Freude, daß eine so vornehme Gesellschaft sich ein Vergnügen macht; aber ich bin gut dafür, daß ich am besten weiß, wieviel Geld es mich kostet, sie so schön stechen, und auf so gutes Papier drucken zu lassen — ja, 500 auf einmal, bei Jesus.

Ihr meint also, sagte der erste Gentleman, daß die Inhaber eurer Noten niemals gültiges Landesgeld für dieselben verlangen?

Sicher, Euer Lordschaft; sind die Noten nicht selbst gültig genug? Aber ihr meint Silber?

Ey freilich, entgegnete der Frager.

O, bei den Mächten, erwiederte der Banquier; das Volk hier würde mich nicht mit solchen Fragen beleidigen. Wenn sie es thäten, würde die Bank aufhören zu zahlen, und dann wäre gar kein Geld da. Nein, bei Jesus, es würde ihnen leid thun, wenn das geschähe.

Sie geben die Noten einer dem andern, wenn sie überdrüßig sind, sie länger zu behalten, oder wenn sie irgend etwas zu kaufen haben. Ich habe mehr Mühe, mit Euer Gnaden Erlaubniß, die Noten für die Herrschaften zu wechseln, welche kommen, um die Seen zu sehen, als von meinem ganzen übrigen Papier zusammengenommen.

*) By the powers! Ein vielleicht noch aus dem Heidenthum stammender Ausruf des irischen Landvolks.

**) Harpers, irische Halbpfeninge.

Der Teufel möge davon fliegen mit den See'n von Killarney, sage ich!

Also, wie es mir scheint, Herr, — sagte der Gentleman, indem er die Noten hin hielt — haben wir nicht nöthig, unsere Zeit damit zu verlieren, daß wir versuchen für diese eure Papiere, Zahlung von euch zu erhalten?

Es würde mir leid thun, Euer Gnaden, erwiederte der Banquier, wenn Eure Lordschaft irgend etwas von Ihrer Zeit verlören, oder diese süßen, schönen Damen und Herren; aber wenn Sie ihre Reise nur aufschieben könnten bis die Post von Cork ankommt, mit der ich eine Dreißig Schilling Note von der Bank von Ireland erwarte! Auf mein Wort und Doppelwort und dreifaches Wort! Dann soll alles in einem Augenblick abgemacht seyn.

Der Schluß der Unterhaltung, mit deren ferneren Details wir unsere Leser verschonen wollen, war, wie man von Anfang voraus sehen konnte, daß die Gesellschaft sich entfernte, und ihre Banknoten ungewechselt wieder mit sich nahm.

Aber, wie der Engländer sagt, es ist ein schlimmer Wind, der Niemanden zu Dank weht; als sie vor die Thür des Gasthofes kamen, fanden sie den Wagen von mehr als 100 Bettlern umgeben, unter welche die Noten ausgeworfen wurden, um den Weg von ihnen zu reinigen. Und so nahm die Gesellschaft ihren Abzug, während die Bettler sich um die Noten balgten.

Egypten unter Mehemed Ali.

(Fortsetzung.)

Bis auf die neueste Zeit dauert der Einfluß fort, den die europäische Politik auf das Schicksal dieses Landes ausübt. Trotz ihrer widerstreitenden Interessen kamen die Kabinette von St. James und von St. Cloud darin überein, daß sie, solange es möglich war, die Herrschaft der Mamlukken aufrecht zu halten suchten, deren Vielherrschaft ihren Eroberungsplanen leichteren Erfolg versprach, als die Alleinherrschaft Mehemed Ali's. Auf der andern Seite erkannte aber auch letzterer die ganze Gefahr des fremden Einflusses auf diese unruhigen Häuptlinge und es gab kein Mittel weder der Gewalt noch der List, weder der Intrigue und Bestechung, noch der Treulosigkeit und Grausamkeit, das er nicht anwandte, um sich seiner furchtbaren Feinde zu entledigen. Seit der Restauration scheint Frankreich seinen Absichten auf Egypten entsagt zu haben und die damit verbundenen Vortheile auf dem Wege der Civilisirung dieses Landes erreichen zu wollen. Mancherlei Umstände und Verhältnisse vereinigten sich, um den Franzosen bald daselbst ein bedeutendes Uebergewicht über die Engländer zu verschaffen. Aus welchen Gründen man sich diese Erscheinung zu erklären habe, ob aus dem ehrenvollen Andenken, in welchem bei den Bewohnern Egyptens die Franzosen noch von ihrem Feldzuge her stehen, so daß z. B. die Namen Bonaparte, Dessaix, Kleber, in die Mährchen der Araber übergegangen sind; oder aus der persönlichen Achtung des Paschahs gegen den französischen Charakter, welche sich

von den uneigennützigen Diensten eines französischen Kaufmanns, Namens Lyon, aus Marseille, herschreiben soll, laßen wir dahin gestellt seyn.

So wahr es ist, daß bei einem orientalischen Despoten — und einen solchen, keinen Monarchen im europäischen Sinne, sehen wie in Mehemed Ali — die Erklärung vieler seiner Regentenhandlungen blos in persönlichen Eindrücken und Beweggründen zu suchen ist: so glauben wir doch bei dem Beherrscher Egypten's voraussetzen zu müßen, daß er zu sehr Politiker sey, um den menschlichen Gesichtspunkt vorherrschen zu lassen. Mehemed Ali kennt Europa, und noch mehr — er braucht Europa: er ist Kaufmann und König; mit der Civilisation seines Landes muß auch seine Macht steigen. Dieß weiß er; die gute Meinung der Europäer für sich zu gewinnen, ist deswegen eben so sehr eine Aufgabe seines Ergeitzes, als seines wohlverstandenen Vortheils. Um Schiffe zu bauen, Heere zu disciplinirn, Manufaktruen einzurichten, kurz um immer reicher und mächtiger zu werden, bedarf er der Kunst fränkischer Baumeister, fränkischer Taktiker, fränkischer Fabrikarbeiter. Je menschenfreundlicher, je artiger, je weniger paschamäßig er sich gegen diese Leute beträgt, desto leichter und wohlfeiler erhält er ihre Dienste; je gewissenhafter und zuverläßiger er in der Erfüllung von Verbindlichkeiten ist, die er übernommen hat, desto mehr Kredit gewinnt er. Ein Mann, der seine Eroberungsplane über Sennâr und Dârfur, Arabien und Griechenland ausdehnt, kann in Finanzverlegenheiten gerathen. Wenn er dann und wann auch seine Egyptier brandschatzt, so läßt sich doch diese Operation nicht zu oft wiederholen, weil ihnen dadurch nicht bloß die überflüßigen Säfte entzogen, sondern die Lebensgeister selbst angegriffen werden. Nur der Handel mit Europa sichert ihm unversiegbare Geldquellen, die seine großen Unternehmungen möglich machen. Da er aber die Vortheile dieses Handels allein und ohne Konkurrenz sei-Unterthanen genießen will, so beruht derselbe auch allein auf seinem Kredit. Wir sind überzeugt, daß, wenn der Pascha von Egypten oder der Großsultan im Falle wären, Anlehen in Europa aufnehmen zu müssen, dem ersteren die Sache weit leichter werden würde, als dem letztern, wiewohl offenbar Mahmud's Regierung, die nicht besser scheint, als sie ist, und wahrscheinlich also auch unter jedem Nachfolger in der gewohnten Weise fortgesetzt wird, mehr Garantie gibt, als die Mehemed Ali's, die den Wohlstand und die ganze Lage Egypten's von der zufälligen Persönlichkeit seines Fürsten abhängig macht, ohne daß sie durch Begründung fester politischer und moralischer Institutionen im Lande selbst und im Volke eine bessere Zukunft vorbereitete.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Italien.

Von einem englischen Gentleman.

(Fortsetzung.)

Der spanische Platz und die Propaganda.

Ich gehe über die Piazza di Spagna; alle Häuser sind hier frisch geweißt, was man ohne Zweifel den Fremden, namentlich den englischen Reisenden verdankt, die unaufhörlich auf Reinlichkeit bringen. Diese Purifikation des spanischen Platzes, der sonst mit allem Unflath Roms überschüttet war, ist in der That eine jener neuern Heldenthaten, deren Ruhm Großbritannien zukommt. Doch dürfen wir uns nicht verbergen, daß diese Revolution, die auch ins Innere der Gebäude einzudringen beginnt, die guten Patrioten, welche streng an der alten Ordnung der Dinge halten, bereits in Unruhe setzt. Wo soll diese Sucht, zu säubern, zu reinigen, zu restauriren aufhören? Der päbstliche Palast, den Luther in seinem ungeschliffenenen ketzerischen Eifer mit einem Augiasstalle zu vergleichen wagte, könnte nicht auch er eines Tags das Opfer ähnlicher Restaurationen werden? Und welche tiefe Seufzer würden der Brust der Anhänger des Hrn. de Maistre entsteigen, wenn es den kühnen Fremdlingen gestattet würde, ihr großes Werk der Purifikation, bei dem sie nun mit dem Physischen beginnen, fortzusetzen, ja vielleicht gar auf die höchsten moralischen Interessen auszudehnen!

Uebrigens bildet diese jetzige Reinlichkeit des spanischen Platzes einen sonderbaren Contrast mit der rings umher herrschenden Unordnung und dem alten Schmutz. Nur die römischen Kamine, die einst eine so närrische Figur machten, erfuhren unter der aufgeklärten Verwaltung des Kardinals Consalvi bedeutende Veränderungen. Im übrigen blieb alles beim Alten.*) Paläste, Kramläden, große und kleine Häuser, — alles steht durcheinander. Hier laufen die Straßen breit auseinander, dort verengen sie sich plötzlich wieder; Buden und Thorwege bestreiten sich gegenseitig das Recht des Bodens; jedes Haus ist in einem andern Style gebaut, aber alle hat seit undenklicher Zeit die Unreinlichkeit mit ihren Lumpen und ihrem Schmutz bedeckt. Wenn man diese Klöster und Schmieden, diese Colonnaden und Weinschenken, diese Kirchen und Ställe, diese Paläste und Kramläden, die hier alle bunt durcheinander geworfen sind, um eine Stadt zu bilden, mit Einem Blick übersicht, so wird man gestehen, daß Rom, so wie es einzig dasteht im Zauber der Erinnerung, so auch vor allen andern Städten ausgezeichnet ist durch die Anarchie seines Aussehens und die bizarre Harlekinade seiner Gebäude.

Wenn man nach der Straße Fraltina zugeht, so gelangt man zum Palast der berühmten Propaganda. Hier tritt der Gedanke der Macht des neuen, des geistlichen Roms uns entgegen, die der Macht des alten, erobernden Roms folgte, und ohne Legionen und Armeen, ohne Kriegsschiffe und Geld, die Welt unterwarf, nicht seinem Senat von Königen, sondern seinem Glauben, dem Willen seiner Priester.

In Europa besitzt die Propaganda keinen großen Einfluß mehr, aber noch steht ihr Asien offen; dorthin richtet sich ihr Blick. Dort herrscht Druck von außen, und Leidenschaft in den Gemüthern, dort fühlt man das Be-

*) Der englische Reisende hätte hier doch wohl auch einige Verbesserungen in der Gesundheits-Polizei und andere nützliche Anstalten anführen können, welche das neuere Rom dem Cardinal Consalvi verdankt.



dürfniß eines feurigen Glaubens, wie eines der ersten Bedürfnisse der Existenz. Asien ist vom Blute der apostolischen Märtyrer getränkt; in Japan und China war es, wo die Missionäre am weitesten sich ausbreiteten; in Griechenland, in Syrien, bei den Maroniten hat die Propaganda ihre Kolonien. Die Missionäre kennen ihre Macht, und suchen sie ohne Zweifel immer weiter auszubreiten, jedoch ohne sie — zu ihrer Ehre können wir dieß hinfügen — bis jetzt zu mißbrauchen.

Der Palast der Propaganda hat an sich nichts ausgezeichnetes. Desto interessanter, dachte ich mir, müssen seine Bewohner seyn. Ich trete also ein, mit einem Empfehlungsschreiben an einen der Obern bewaffnet. Ich übergebe mein Creditiv einem Guardian, der es einem zweiten, und dieser wieder einem dritten übergibt. Während mein Brief so von Hand zu Hand wandert, läßt man mich in den langen Corridors herumirren, und ich benütze die Gelegenheit um mein Geschäft als Beobachter menschlicher Sitten in der Stille auszuüben. Die Flügelthüre eines großen Saales war halb offen geblieben. An einem Pfeiler gelehnt, konnte ich in die düstern Galerien blicken, in denen die nach Rom pilgernden Söhne des Orients in die Lehren und Mysterien des Katholizismus eingeweiht werden. Meine Einbildungskraft, aufgeregt durch ihre eigenen Gedanken, und durch die Neuheit des Schauspiels, lieh allen Gegenständen, die vor meinen Augen vorübergingen, einen besondern Reiz. Ein ehrwürdiger griechischer Prälat trat aus der Thüre, begleitet von einem jungen Zögling in orientalischem Costüm, welcher das schwarze weitfaltige Gewand des Bischofs in Demuth küßte. Dieser ertheilte ihm seinen Segen, und sagte ihm mit sanfter, feierlicher Stimme das gewöhnliche Lebewohl: Kale spera, sas. Ein Sonnenblick, der durch das hohe Fenster drang, erhellte in diesem Augenblick die kahle Stirn des Greises. Er hatte nicht jenes wilde, kriegerische Aussehen, jenen kühnen Blick, jene scharfgezogenen Formen, welche den Priestern des griechischen Festlandes oder Albaniens eigen sind, die so oft den Gefahren eines stürmischen, unsichern Lebens sich ausgesetzt sehen. Sein Bart war lang und halbergraut, sein Blick ruhig und heiter; das Profil seines Gesichts erinnerte an jene schönen Cameen, welche in den mildesten Zügen den Kopf des Schülers von Sokrates darstellen. Diese schöne Physiognomie war belebt durch einen Ausdruck von Redlichkeit und Wohlwollen; ich glaubte St. Basilius oder den heiligen Chrysostomus zu sehen.

Einige Schritte vor mir, gegen die Galerie hin, standen zwei maronitische Mönche, im Costüme arabischer Beduinen, das Haupt halb unter der Kapuze verborgen, das Gewand mit einem ledernen Gürtel zusammengehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chesapeake-Ohio Canal.

(Schluß.)

Die Verfasser des Berichts an den Rath der inneren Verbesserungen (board of internal improvement) hatten den Auftrag erhalten, eine Wasserverbindung von der Bai Chesapeake bei Georgetown, bis an den Endpunkt der Schifffahrt auf dem Ohio bei Pittsburg herzustellen und haben dieser Aufgabe Genüge geleistet.

Der große Kostenaufwand von 10,028,122 Dollars oder 25,070,305 Gulden für die mittlere Canal-Section allein, veranlaßte dieselben jedoch, die Frage aufzuwerfen:

Ob es nicht vortheilhafter wäre, anstatt der mittleren Section entweder eine bequeme Landstraße oder eine Eisenbahn herzustellen, auf welcher letzteren die Wagen entweder von Pferden oder von Dampfmaschinen gezogen werden, die letzteren mögen nun auf bestimmten Punkten fixirt stehen, oder an der Spitze eines Zuges von Wagen diese nach sich ziehen.

Die Untersuchungen wegen des Wassercanals haben den Kommissarien bisher noch keine Zeit gelassen, diesen Gegenstand einer besondern Untersuchung zu unterwerfen.

Einstweilen sind dieselben der Meinung, es sollten die östlichen und westlichen Sectionen des Canals, mit dem berechneten Aufwande von 12,547,304 Dollars (30,868,360 Gulden) zuerst ausgeführt werden, indem alsdann zwischen Washington und Pittsburg nur nach 70 Meilen übrig blieben; so könnten doch die unerschöpflichen Lager von Kohlen in den Thälern des Willsbachs und des Casselmansflusses benützt werden.

Während der Ausführung dieser beiden äußern Canal-Sectionen könnten alsdann nähere Untersuchungen angestellt werden, über die Art, wie Cumberland und der Punkt der Einmündung des Casselmannsflusses in den Youghagany, am vortheilhaftesten zu verbinden wären, und ob die mittlere Canal-Section unterbleiben könne.

Uebrigens wird vermuthet, daß die Einkünfte von den beiden äußern Canal-Sectionen nicht nur die Interessen des Kostenaufwandes einbringen, sondern auch noch einen Ueberschuß zu einer Eisenbahn abwerfen werden.

Nach einem Schreiben aus Washington vom 4. Oct. v. J. hat eine Commission, welche von dem Congreß zur Prüfung des Berichts über den Chesapeake und Ohio-Canal ernannt wurde, einen Gegenanschlag verfaßt, welcher sich nur auf 14,000,000 Dollars belauft, und folglich um 8,375,427 Dollars geringer ist, als der Vorgelegte. Hingegen hat die öffentliche Meinung denselben bereits als zu niedrig erklärt.

Die Bücher für die Subscription zur Ausführung des Werkes sind nunmehr offen, und man hat Hoffnung, der Congreß werde dafür stimmen, daß die Union eine bedeutende Anzahl von Actien übernehme.

In keinem europäischen Staate, Rußland ausgenommen, möchten solche überwiegende und sprechende Gründe die Unternehmung eines so großen und kostspieligen Werkes empfehlen, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo der Unternehmungsgeist der Bewohner; das schnelle Wachsen der Bevölkerung, die Ergiebigkeit der Ländereien und ihre mannigfaltigen Erzeugnisse, Resultate erwarten lassen, welche alle Vorberechnungen bei weitem übersteigen.

Chinesische Polizei.

Bei Annäherung jedes Winters vertheilen in der chinesischen Provinz Quang-tung, Canton, die Obrigkeiten Verse unter das Volk, die große Aehnlichkeit mit der Poesie unserer Nachtwächter haben:

Sche	chih	lung	tung
Zeit	(hat) erreicht	vollen	Winter,
Fung	kaou	wuh	tseaou
Wind	(ist) stark,	Dinge	(sind) verbrennlich;
Scuou - sin		ho	chuh
Habt etwas (im) Herzen		Feuer,	Licht,
Te	fang	tsee	taou
Seyd (auf der) Hut	(gegen) Raub,		Diebstahl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 20. 20 Januar 1828.

Von dem muthmaßlichen Erfolge einer Invasion in Indien.

(Blackwoods Magazine.)

Es ist in neuerer Zeit häufig die Frage aufgeworfen worden, ob es den Engländern möglich sey, ihre Besitzungen in Indien gegen die Invasion einer europäischen Macht zu vertheidigen. Napoleons Aeußerungen über diesen Gegenstand verrathen eine zu große Unkenntniß der natürlichen Hindernisse, die sich einem solchen Unternehmen entgegenstellen würden, als daß man im Ernste glauben könnte, er habe selbst einen Plan der Art in Ausführung bringen wollen. Er mochte die Eroberung von Indien vielleicht als eine Unternehmung betrachten, die seiner würdig wäre, aber er sah sie doch wohl mehr wie ein Problem, das zu lösen, als wie ein Project an, das auszuführen sey. Wenn er daher in seinen letzten Tagen behauptete, es sey für Rußland ein leichtes, Indien zu erobern, so scheint dies mehr ein Ausbruch seiner üblen Laune gewesen zu seyn, als das Resultat reiflicher Erwägung. Indessen haben sich doch viele Männer von Einsicht durch die Autorität des großen Feldherrn bestimmen lassen: und jene Aeußerung ist dadurch nicht ohne Einfluß selbst auf die betheiligten Regierungen geblieben. Jeder Unbefangene aber, der die Sache genauer erwägt, und die nöthigen Localkenntnisse besitzt, wird die Unausführbarkeit eines solchen Eroberungsplans zugeben müssen.

Die Frage gewinnt fast täglich an Interesse und an Wichtigkeit; und wir haben uns dadurch aufgefordert gefühlt, die Puncte etwas näher zu beleuchten, von welchen die Beantwortung derselben abhängt.

Wir haben kaum nöthig, erst auszusprechen, daß Rußland in gegenwärtiger Zeit die einzige europäische Macht ist, die möglicher Weise diese Invasion unternehmen könnte. Es ist das einzige Land, welches unmittelbar an jene asiatischen Völker grenzt, deren Entlegenheit vom Mittelpuncte des großen Völkerlebens sie so sehr in die Gewalt des mächtigen Nachbaren gegeben hat, daß sich die übrigen europäischen Staaten kaum noch darum bekümmern, ob hier die Grenzen um ein hundert Meilen verrückt werden oder nicht. Rußland ist das einzige Land, welches einen fortdauernden Einfluß oder eine Art Aufsicht über die Länder übt, die auf dem Wege nach Indien liegen, und welches sein Gebiet nach dieser Seite hin erweitern kann. Andere europäische Mächte mögen durch Bündnisse mit Fürsten des innern Asiens ein gewisses Ansehen an ihren Höfen erlangen, aber nur Rußland kann ihnen die Größe seiner Macht in der Nähe zeigen, mit Nachdruck drohen, und, wenn es noth thut, den Gehorsam mit Gewalt erzwingen. Wir wollen daher hier blos untersuchen, in wiefern diese große Macht auf einen glücklichen Erfolg eines Einfalles in Indien rechnen könnte, und somit alle unnützen Discussionen über die noch viel weniger ausführbaren Pläne anderer Mächte abschneiden.

Mannigfaltig sind die Gründe, die Rußland bestimmen müssen, seine Macht in Asien immer weiter auszudehnen; doch ist vielleicht, neben der natürlichen Vergrößerungssucht jedes Staates, einer der wichtigsten, daß Rußland, wenn es in Ostindien mit England concurrirte, hierdurch die Controlle aufheben würde, welche Großbritannien jetzt über den russischen Handel ausübt. Als bloße Landmacht hat Rußland keinen andern Punkt, an welchem es England angreifen könnte, und kein Theil des brittischen Reichs ist wohl zugleich so verwundbar, und verspricht einem angreifenden Feinde größere Vortheile, als die ausgedehnten englischen Besitzungen in Ostindien. Es gehörte daher wahrlich große Selbstverläugnung von Seiten des Petersburger Cabinets dazu, wenn es sein bisheriges System, sich in Asien zu vergrößern, aufgeben wollte, so lange sich der Verfolgung desselben keine größern Hindernisse in den Weg stellen, als bis jetzt. Wenn aber Rußland der Meinung ist, daß es schon in seiner jetzigen Lage eine Invasion in Indien unternehmen könnte, wenn es glaubt, daß es, ohne das langsame Resultat einer allmähligen Grenzerweiterung abzuwarten, gleichsam durch einen coup-de-main Indien nur erobern dürfte — wie dies von mehr als einer hohen Militärperson ausgesprochen worden ist — so müssen wir bekennen, daß wir dieser Ansicht auf keine Weise beipflichten können. *)

Alle Pläne zur Eroberung Indiens scheinen auf die Voraussetzung gebaut zu seyn, daß, da asiatische Heerführer große Armeen nach Indien geführt, ja einige dersel-

*) Wir können hier unmöglich eine Beschreibung der Länder geben, von welchen die Rede seyn wird; wir berufen uns daher in dieser Hinsicht auf die besten und neuesten Werke über dieselben: auf Fraser's Khorassan, de Mouravieff Voyage en Tourkomannie, Dr. Eversman's Account of the progress of de Nigri's mission to Bokhara, Elphinstone's Account of Cabul, und Kinneir's Geographical memoir on Persia.

ben wirklich einen Theil von Indien erobert haben, — deshalb auch dem Marsch einer europäischen Armee keine unüberwindlichen Hindernisse im Wege stehen könnten. Aber dieß Raisonnement ist falsch, so annehmlich es auch auf den ersten Anblick scheinen mag. Denn zuförderst ist keine europäische Macht geographisch so gelegen, wie alle die Völkerschaften waren, die einen glücklichen Einfall in Indien machten. Diese besaßen nämlich sämmtlich einige von den Landschaften am Fuße des Paropamisus, hatten sich schon alle benachbarten Länder zuvor unterworfen, den Ruf ihrer Thaten vor sich her gesandt, und sich so den Weg nach Indien gebahnt. Immer ging ihre Unternehmung von einem Lande aus, welches nur durch eine einzige Schutzmauer von Indien getrennt war, und wohin sie sich wieder zurückziehen konnten, im Fall sie die Schwierigkeiten, die ihnen entgegenstanden, nicht gleich beim ersten Angriff überwanden. Dahingegen würde Rußland jetzt mehr als ein großes Reich zu durchziehen, und mehr als ein Bollwerk, welches die Natur ihm entgegenstellt, zu durchbrechen haben, ehe es nur auf den Standpuncte gelangte, von wo aus die asiatischen Eroberer ihren Marsch antraten.

Indien war ferner zu jener Zeit von schwachen Fürsten beherrscht, die wegen der feindseligen Stellung, die sie selbst sowohl als ihre Völkerschaften stets gegen einander annahmen, nie dahin gebracht werden konnten, gemeinschaftlich zur Vertheidigung ihres Vaterlandes zu wirken. Die Minister begünstigten sogar häufig den Feind, und die Einnahme der Hauptstadt entschied den Kampf, und vollendete die sogenannte Eroberung des Landes. Auch waren die Truppen der Eroberer für die damalige Zeit die geeignetsten zu einem Kriege in diesen Ländern. Eine leichte Cavallerie, die ungeheure Märsche machen konnte,*) allenthalben erschien, ehe man ihre Nähe ahnte, sich ihre Provisionen zusammenholte, wo sie sie finden konnte, und Vorrath für mehrere Tage auf dem Pferde mit sich führte, mußte natürlich ganz andere Erfolge bewirken, als von einer Armee, die größtentheils aus Infanterie bestände, zu erwarten wäre. Endlich bestanden die angreifenden Armeen immer aus Truppen, die den einheimischen bei weitem überlegen waren, und wurden von Feldherrn angeführt, die schon vorher ihr militärisches Talent gezeigt, und durch lange Erfahrung gebildet hatten.**) Und doch waren nur wenige von ihnen im Stande die bedeutendsten der indischen Throne umzustürzen, und von wie vielen mag man sagen können, daß sie Indien erobert haben?

(Fortsetzung folgt.)

Egypten unter Mehemed Ali.

(Fortsetzung.)

Kaufmännische und gelehrte Reisende haben uns Mehemed Ali von der günstigsten Seite geschildert, als einen neuen Peter den Großen, als einen egyptischen Napoleon, der dort die Aera der Civilisation eröffnen würde. Seit er sich in den verheerenden griechischen Kampf eingelassen, wo Ibrahim Pascha eben nicht menschlicher verfährt, als Khurschid, Dram Ali oder Reschid Pascha, hat sich bei Vielen dieser panegyrische Enthusiasmus in das absolute Gegentheil verwandelt, und Mehemed Ali ist ein blutgieriger Tyrann, ein Barbar genannt worden. Warum müssen die Menschen sogleich Alles übertreiben und können in Liebe und in Haß, im Bewundern und im Verachten nie auf der Mittellinie sich halten? Die Gelehrten, die ihre Schätze aus den Gräbern der Todten, die Kaufleute, die sie aus den Magazinen des mächtigen und klugen Pascha's schöpften — was giengen sie die Leiden der armen Fellâs an? Wollte H. Salt oder H. Belzoni oder H. Caillaud Nachgrabungen veranstalten, so hatten Seine Hoheit die Gnade, einen Ferman zu bewilligen und es konnte an dienstpflichtigen Arbeitern nicht fehlen. Natürlich war daher Mehemed Ali ein doppelt weiser, ein doppelt gepriesener Fürst, ein Beschützer der Wissenschaften und Künste, ein vorurtheilsfreier Freund der gebildeten Europäer. Und wenn die fränkischen Kaufleute sich mit dem Pascha in den Gewinn des sauern Schweißes seiner Unterthanen theilten, so erzählten sie Niemand, daß Egypten ein Land sey, wo die Menschen nie der Frucht ihrer Mühen froh werden, indem sie blos für den Pascha arbeiten, an den sie das, was sie zu verkaufen haben, um einen von ihm willkürlich festgesetzten Preis abgeben müssen, während derselbe wiederum der einzige Kaufmann ist, von dem sie ihre Bedürfnisse beziehen können.

Uns deucht, ein Fürst, der nur die Schätze, die er in seinen Koffern verwahrt, nicht aber den Wohlstand seines Landes als den wahren Reichthum zu schätzen weiß, sey noch weit entfernt von einem wahrhaft aufgeklärten Verwaltungssystem. Mehemed Ali haust in Egypten wie ein Landwirth, der von seinem Gut blos für den Augenblick den höchsten möglichen Ertrag zu ziehen sucht, ohne Rück-

*) Man wird es in Europa kaum glauben, daß diese asiatische Reiterei Tagesmärsche von 14 bis 15 deutschen Meilen macht, und zwar mehrere Tage nach einander und ohne große Unbequemlichkeit. Dies ist aber in jenen Gegenden, wo man große Strecken weit kein Wasser und keinen Mundvorrath antrifft, nothwendig, um überhaupt durch die Wüsteneien durchdringen zu können, welche für Fußvolk unzugänglich sind.

**) Die Eroberer von denen man sagen kann, daß sie Indien mit Glück angegriffen haben, sind: Alexander, der aber nie das Gebiet betrat, welches jetzt England inne hat, denn er kam nicht über den Hyphasis, welcher die nördliche Grenze der englischen Besitzungen bildet; Timur und Nadir, die wohl Dehli eroberten, und das Land verwüsteten, aber doch in keinem Sinn des Worts Eroberer von Indien genannt werden können; ferner Mahmud, Mahomed Gorih, Achmed Schah und Baber, die angrenzende Länder beherrschten, und sich nur durch wiederholte Expeditionen jenseits des Indus festsetzten. Eine Idee vom damaligen Zustand der indischen Regierungen kann man sich nach dem einzigen Umstande machen, daß Baber Dehli eroberte, und ein mongolisches Reich in Indien stiftete, mit einem Heere von 10,000 Reitern.

sicht, ob er dadurch Menschen und Vieh zu Grunde richtet und den Boden selbst aussaugt. Wollten wir Mehemed Ali blos nach unsern Begriffen beurtheilen, so würden wir ihm sowohl im Guten als im Bösen wahrscheinlich zu viel thun. Aber lassen wir ihn seyn, was er ist, einen Türken, der sich von der Nützlichkeit mancher europäischen Einrichtungen überzeugt, dabei aber nie das natürliche Gepräge seines Volkscharakters aufgegeben hat; so dürfte vielleicht für Sultan Mahmud in mancher Beziehung die Vergleichung mit seinem Vezier nicht ganz so ungünstig ausfallen, als Manche glauben. Gewiß ist der erstere, als er mit der Ausrottung der Janitscharen seinen Reformationsplan ins Werk setzte, zwar nicht glimpflicher, aber auch nicht weniger besonnen und consequent verfahren als Mehemed Ali mit seinen Mameluken, und es fragt sich, ob nicht das Reich des jungen Mahmud mit verjüngter Kraft aus den gegenwärtigen Erschütterungen hervorgeht, da es auf jeden Fall einen Nationalwillen zur Basis hat, wenn das künstliche Gebäude der Macht des bereits alternden Veziers *) in sein ursprüngliches Nichts zurücksinkt?

Die ersten Jahre Mehemed Ali's in Egypten, wohin er, als Bimbaschi, schon zur Zeit der französischen Invasion gekommen war, gaben ihm Gelegenheit, seine militärischen Talente, besonders aber jene Künste zu üben, welche in despotisch regierten Ländern, wo es keine Standesbegriffe giebt, dem Niedrigsten aus dem Volke den Weg zu den höchsten Staatswürden bahnen. Als die Franzosen das Land räumten, und nun der harnäckige Kampf ausbrach — zwischen den Statthaltern der Pforte, die nach dem ungetheilten Besitze der Macht, und den Mameluken-Häuptlingen, die wenigstens nach der Wiedereinsetzung in ihre frühern Vorrechte und Besitzthümer strebten; da war Mehemed Ali nichts als Soldat und schien auch nichts anderes seyn zu wollen. Daß er sich seiner Leute annahm, wenn der hartherzige Pascha, der eben kein Geld hatte, ihnen den Sold ungerechter Weise vorenthielt, und daß ihn die Soldaten dafür liebten, Blut und Leben für ihn zu lassen schwuren — beides war ganz in der Ordnung. Wenn er ein anderesmal die Vereinigung seines Truppenkorps mit den Mameluken dem Vortheil der Pforte für angemessener hielt als den Krieg, den der Pascha führte und der im Grunde den Wohlstand des Landes eben nicht beförderte, handelte er da nicht als ein treuer Unterthan seines Oberherrn, des Sultans, indem er sich weigerte, einen unfähigen Beamten bei seinen verderblichen Maßregeln zu unterstützen! Die Albaneser, die Einwohner von Kairo, die Scheyks, die Ulemas, vielleicht sogar die Mameluken selbst, überzeugten sich bald, daß kein Mohammed Kusruf, kein Taher, kein Ali Gezairly, kein Kourschid Pascha *) dem schwierigen Posten eines Statthalters von Egypten gewachsen sey, sondern einzig und allein Mehemed Ali, der Liebling der Soldaten und der Beschützer des Volks. Obgleich insgeheim von einem unersättlichen Ehrgeize verzehrt und ungeduldig den Augenblick erwartend, wo der Genuß der Macht seine höchsten Wünsche krönen sollte, lehnte Mehemed Ali, wie er sich den Schein gab, ganz unbefangen die ihm vom Divan von Kairo übertragene Gewalt ab, und harrte mehr als zwei Monate lang des bestätigenden Hattyscherys's, in welcher Zeit er sich jedes Regenten-Akts enthielt. Sein Benehmen gegen den bisherigen Statthalter, den er in der Citadelle von Kairo belagert hielt, könnte uns an einem Manne befremden, dem es so sehr darum zu thun war, seine Achtung und Ergebenheit gegen die Pforte an den Tag zu legen, und seine Treue und seinen Gehorsam von jedem Verdacht der Usurpation rein zu bewahren. Allein die türkische Staatskunst, die überhaupt in neuerer Zeit manche überraschende Proben ihrer Geschicklichkeit gab, hat zu fein ausgesponnene Begriffe, als daß sie die Auflehnung gegen einen Pascha und die Auflehnung gegen den Sultan selbst für einerlei Verbrechen hielte.

Entlegene Provinzen, wohin der Arm des Oberherrn nicht unmittelbar reicht, sucht die Pforte hauptsächlich dadurch in Abhängigkeit zu erhalten, daß sie kleinere Aufstände gegen ihre mächtigen Vasallen begünstigt, manchmal sogar durch geheime Emissäre selbst veranlaßt. Gelingt dem kühnen Empörer sein Versuch, so wird es ihm nicht schwer, sich das, was er durch List oder Gewalt errungen, durch die gesetzliche Autorität der Pforte bestätigen zu lassen. Im entgegengesetzten Falle wird er, selbst wenn er der geheime Schützling der Pforte wäre, geopfert und die Sache hat keine weitere Folge.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Italien.

(Von einem englischen Gentleman.)

(Fortsetzung.)

Der Palast der Propaganda. Die Scala. Die Fontana. Der römische Bettler.

Da die Antwort auf mein Schreiben noch immer nicht ankam, so ging ich hinaus, um die Façade des Gebäudes zu betrachten. Nie hat architektonischer Eigensinn den Stein in bizarrere Formen gezwungen. Die Sapienza, die Kirche St. Carlo, die Quatri Fontane, lauter Muster eines ausschweifenden Geschmacks, sind nichts gegen diese tolle Façade, und alle Hülfsmittel der Sprache reichen nicht hin, um die ganze lächerliche phantastische Ungestalt dieses Gebäudes auszudrücken. Alles was den Geschmack beleidigen und das Auge verletzen kann, hat der Architekt hier mit einander vereinigt. Verge-

*) Mehemed Ali ist 1769 in der rumelischen See-Stadt Cavale geboren; Mahmud ist 16 Jahre jünger. Beide waren ungefähr in gleichem Alter, als sie der Welt zeigten, daß sie keine gewöhnlichen Menschen seyen. Die Katastrophe der Janitscharen ist noch in frischem Andenken; Mehemed Ali, d. 1. Apr. 1806 zum Pascha von Egypten erhoben, vollendete die Zerstörung der Mameluken-Herrschaft d. 1. März 1811.

*) Die Vorgänger Mehemed Ali's; von denen Khurschid derselbe ist, der später den Krieg gegen Ali Pascha von Jannina zu Ende brachte und wegen Unterschlagung der Schätze des Tyrannen von Epirus in Larissa hingerichtet wurde.

bens würde man in dieser Verwirrung aller Ordnungen und Style, eine einfach schöne Linie, einen natürlichen Contour, ein Fenster, einen Karnieß an seinem Platze, kurz nur Eine regelmäßige Form suchen. Borromini soll den Plan zu diesem Meisterwerke zu der Zeit entworfen haben, als er auf dem Punkte stand, sich das Leben zu nehmen; und in der That erblickt man darin bereits den Anfang von Verrücktheit, und kann sich gewissermaßen die Verzweiflung des Künstlers erklären, der eine so unverzeihliche Beleidigung des Genius der Kunst an sich selbst rächen wollte. Und dieses Gebäude wurde noch dazu unter dem Pontifikate eines der aufgeklärtesten Päpste, mitten unter die bewundernswürdigen Monumente Roms hineingebaut.

Ich kann den spanischen Platz nicht verlassen, ohne noch einen Blick auf dieses sonderbare Panorama zu werfen. Hier zuerst die Scala oder Scaliera. Die Verhältnisse sind gigantisch, und doch fehlt dem Werke Majestät; es ist kolossal, aber nicht grandios. Vor der Scala ist die Fontana della Barca, ein anderes bizarres Werk, das Berninis Geschmack keine Ehre macht. Mußte dieser große Meister nicht vor dem Gedanken zurücktreten, auf einen unbelebten, passiven Gegenstand, auf eine Barke die Rolle jener Tritonen oder Najaden zu übertragen, die wir gewöhnt sind, das Wasser auswerfen zu sehen, welches ihnen die alte Mythologie als Domäne zugewiesen hat. Um diese Fontäne, welche einen wichtigen Centralpunkt Roms bildet, ist der allgemeine Sammelplatz des Müßiggangs, der Wollust, der Thorheit, des Reichthums, und jeder Art von Industrie. Hier treiben sich die Vetturini herum mit ihren wollenen Jacken, und zanken sich um ihre Passagiere; hier lauern die Lohnbedienten auf die Ankunft der Fremden, und suchen aus den gemahlten Wappen der Equipagen Vermögen und Rang der Ankommenden zu entziffern. Hier drängen sich die Engländer, welche von der Langeweile in die Fremde getrieben werden, um dann zu Hause sagen zu können, sie haben alles gesehen. Hier handeln Bediente von Kardinälen bei irgend einem Restaurateur um ein frugales Mahl. Hier ziehen die deutschen Künstler vorüber, sprechende Abbilder der Figuren eines Jan van Brügge und Lukas van Leyden; endlich Capuziner, Minimisten, Cölestiner, englische Reitknechte, Kammermädchen und Ammen, Harlekine, Polichinelle, Pantalons ꝛc. ꝛc. alles durcheinander, ein buntscheckiges Schauspiel, das diese bewegliche Scene von früh sechs bis Abends eilf Uhr einnimmt, und aus diesem Platze ein Carneval en Miniature bildet, ein lebendiges Gemählde, auf welchem, wie in einem Kaleidoskop menschlicher Gestalten, die Narrheiten von ganz Europa durcheinander gaukeln, an deren Spitze John Bull unbedenklich den ersten Platz in Anspruch nehmen darf. — Ich mischte mich unter diese Haufen, und trank von dem herrlichen Wasser der Fontaine. Welcher Unterschied zwischen unsern unterirdischen Canälen, die aus Holz und Eisen bestehen, welche den besten Theil der heilsamen Bestandtheile des Wassers absorbiren, und dem frischen, klaren Wasserstrahle dieses Brunnens! Macht euch auf nach Rom ihr Wassertrinker, um diese bewundernswürdige aqua virgo zu kosten, die in vollen Strömen aus Berninis Nachen stürzt; fürwahr dieser Quell wäre allein hinreichend den Ruhm der ewigen Stadt zu begründen.

Es war Zeit die Scala zu besuchen. Die ausgesuchteste Gesellschaft Roms, alles was diese Hauptstadt von verschwenderischer Eitelkeit und Gefallsucht einschließt, drängt sich in Masse herbei. Ein eben so zahlreiches Heer von Bettlern folgt dem Reichthume auf dem Fuße nach, um den Zoll seiner Vergnügungen gleich aus erster Hand zu erheben. Ein geschickter Zeichner könnte hier bald seine Portefeuille füllen, mit den verschiedensten pittoresken Ansichten des Elends, studirten Unglücks- und pathetischer Stellungen, mit denen die Scala beständig erfüllt ist. Zu jeder Stunde des Tags wird man von diesen Rittern mit dem Bettelstabe umstürmt, die weder Bitten, noch vornehme Titel, noch ihre oremus sparen. Trotz alldem aber nehmen sie ihr Allmosen nicht als eine Wohlthat, sondern als ein Recht in Anspruch. An ihrer Dreistigkeit, ihrer Zudringlichkeit, sieht man, daß man hier eine förmlich organisirte, tief eingewurzelte Kaste vor sich hat, eine wahre Staatsinstitution, welche durch die römischen Sitten, durch den Einfluß der Ereignisse und durch Verjährung Gesetzeskraft erhielt. Oft treiben diese Herren zwei Gewerbe zumal: sie sind Bettler von Profession, und dienen zugleich als Modelle in den Ateliers der Mahler. Müßig, ohne Diebe zu seyn, stolz in ihren Lumpen und anmaßend in ihrem Schmutz, haben sie alle Laster der Faulheit, aber nicht jene gewandte, thätige und gefährliche Gaunerei, deren Typus der spanische Lazarillo bildet. Das stolze Gesicht, der kraftvolle Körper, die edle Haltung, der befehlende Blick bezeichnen den römischen Bettler als den Nachkommen jener alten Quiriten, seiner Väter. Ihn zu verachten ist unmöglich; man duldet ihn nicht blos, sondern man behandelt ihn mit der seiner Unabhängigkeit und seinem Selbstgefühle schuldigen Rücksicht.

(Fortsetzung folgt.)

Capitain Beechey's Entdeckungsreise.

Gleichzeitig mit Capitain Franklin wurde bekanntlich von der englischen Admiralität die Sloop Blossom Capitain Beechey, auf eine Entdeckungsreise in die arctischen Meere ausgesandt. Man hat neuerdings Briefe von derselben, aus Kamschatka, vom July v. J. erhalten, nach denen Offiziere und Mannschaft sich im besten Wohlseyn befanden. Sie war im April zu Macao gewesen, wo sie verschiedene Bedürfnisse einnahm; darauf hatte sie auf dem Wege nach Kamschatka mehrere Inseln besucht. Es war die Absicht Beechey's nach Kotzebue's Einfahrt abzusegeln, um — wo möglich — mit der artischen Landexpedition unter Capitain Franklin zusammen zu treffen, der bekanntlich aber schon vor drei Monaten in England ankam. Man hat inzwischen Hoffnung, daß Capitain Beechey im Stande seyn werde, bis zu dem Punkte vorzudringen, wo jener unerschrockene Reisende seine Erforschung der nördlichen Gestade Amerikas aufgeben mußte; wodurch die Geographie dieser unwirthbaren Gegenden beträchtliche Aufklärung gewinnen würde.

London. Papers Jan. 5. 1828.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 21. 21 Januar 1828.

Ein Besuch bei dem Krater des großen Vulkans von Kirauea.

Von Charles Stewart, Missionär auf Hawaii. (Owaihi.)

Am frühen Morgen des 27 Junius 1825 traten wir unsere Reise nach dem Vulkane an. Die Fürstinn Kaahumanu hatte alles gethan, um unsern kleinen Ausflug so angenehm als möglich zu machen. Gegen hundert Eingeborne trugen unser Gepäck. Kleine Hütten waren in Zwischenräumen von zwölf bis fünfzehn (engl.) Meilen zu unserer Bequemlichkeit errichtet, und das Volk des einzigen bewohnten Distrikts, durch den uns unser Weg führte, war schon eine Woche zuvor von der Reise des „brittischen Oberhauptes" benachrichtigt worden, mit dem Befehl — Schweine, Hühner, Kartoffeln u. s. w. in hinlänglichem Vorrath bereit zu halten, um die Gesellschaft damit versehen zu können.

Während der ersten vier Meilen war die Gegend hügelig und offen, und nur mit kleinen Gruppen und Gebüschen von Brodfruchtbäumen, dem Lauala (pandanus) und Tutui oder Kerzenbaum (candletree) besetzt. Hierauf kamen wir in einen Wald, der größtentheils aus hohen und weitausgebreiteten Kerzenbäumen bestand; die weißlichen Blätter und Blüthen derselben bildeten den anmuthigsten Kontrast gegen das dunkelgrüne Laub der verschiedenen Rankengewächse, die in üppigen Bündeln und Gehängen sich von ihren Gipfeln bis zum Boden herabzogen, und auf diese Weise ihre Stämme mit dicken und dunkelschattigen Lauben umgaben. Je tiefer wir in den Wald eindrangen, desto dunkler wurde das Dickicht zu beiden Seiten des Weges. Dieser ging anderthalb Stunden weit, bis wir aus dem Walde wieder heraustraten, über zerbröckelte, scharfe Lavastücke, welche unsre Schuhe zerschnitten, und unsern Füßen nicht wenig lästig wurden.

Von da an bestand derselbe die ganze übrige Entfernung von fast 30 englischen Meilen gleichsam aus einem einzigen Bette von schwarzer Lava, an vielen Stellen so glatt, daß man in Gefahr war zu fallen, und führte, noch die Bildung des geschmolzenen Stromes zeigend, mitten durch eine offene, unbebaute Landschaft, die von einer Breite von drei bis fünf Meilen, zu beiden Seiten von einem dichten Wald eingeschlossen und mit Gras, Farnkräutern und niederem Gebüsch bewachsen war. Häuser befanden sich in der Nähe des Weges nicht, doch das Dach einer Hütte, oder der aufsteigende Rauch, der sich zuweilen zeigte, bewies, daß die Gegend nicht unbewohnt war. Gegen Westen waren in der Ferne die Berge Mouna Kea und Mouna Roa sichtbar, und in Osten das Meer, in welches am äußersten Horizonte der Himmel tauchte.

Die Nacht überraschte uns, ehe wir die für uns bestimmte Hütte erreichen konnten, und wir brachten dieselbe daher in den verfallenen Trümmern von zwei Häusern zu, die wir in einer kleinen Entfernung vom Wege bemerkt hatten. Die Eingebornen bedeckten dieselben schnell mit Blättern und breiteten frisches Farnkraut auf dem Boden aus, bevor sie unsre Matten darauf legten.

Unser Lager bot das lebendigste und malerischte Schauspiel dar. Die Eingebornen waren mit großer Emsigkeit beschäftigt, die nöthigen Vorbereitungen für die Nacht zu treffen, und hatten sich bald, größtentheils in einiger Entfernung hinter den Hütten, unter Büschen und unter dem freien Himmel gelagert. Wir selbst, beim Schein einer großen, von der Mitte unsres rohen Obdaches herabhängenden Lampe, um Lord Byron herum sitzend, der „die Schaale austheilte, welche erfreut ohne zu berauschen," während die Matrosen unser Abendessen bereiteten und die Neugierigen unter unsern dunkelfarbigen Begleitern beiderlei Geschlechts sich um uns herdrängten. Ein großes Feuer von Reißholz stellte die Gegenstände des Vordergrundes in noch schärferem Licht und Schatten dar.

Am nächsten Morgen bei Tages Anbruch waren wir wieder auf dem Wege, und gegen 11 Uhr befanden wir uns nur noch 3 Meilen von unserm Ziele entfernt. Der Weg war zuweilen mit kleinen Wäldern und Baumgruppen umgeben, und je weiter wir vorschritten, desto größer wurde die Mannigfaltigkeit der Vegetation. Immer deutlicher sahen wir den Rauch des Vulkans aufsteigen, der sich in leichten, krausen Wolken gegen Südwesten zog.

Je näher wir kamen, desto dichter wurde die Rauchsäule, und desto schneller trieb uns die Spannnng unserer Neugierde, ohne Rücksicht auf die Hitze der Mittagssonne, noch auf die Ermüdung durch einen bereits zurückgelegten Weg von sechsunddreißig Meilen. Wenige Minuten vor 12 Uhr standen wir plötzlich an dem Rand eines steilen Abhanges von 150 bis 200 Fuß, der mit Gesträuch und Blumen bewachsen war. Diesen stiegen wir auf einem fast senkrechten Pfade hinab, gingen dann über eine Fläche von etwa einer halben Meile Ausdehnung, welche nach allen Seiten, — die ausgenommen,

nach welcher wir zugingen — von der Fels=Wand umschlossen war, und fanden uns zum zweitenmal an dem Rand eines Abgrunds von einer Tiefe von 400 Fuß, gleichfalls mit Büschen und Bäumen bedeckt, wie der erste. Er zog sich eben so wie dieser, im Kreise zu unserer Rechten und zu unserer Linken hin, und schloß eine ebene Strecke von der Breite einer Viertel Meile ein, an deren Ende unmittelbar der letzte furchtbare Abgrund vor uns lag, den wir suchten, und aus welchem unter unaufhörlichem Getöse die von uns bereits in der Ferne wahrgenommenen Dampfsäulen aufstiegen. Einen Augenblick nur standen wir stille um von ferne den ersten Blick darauf zu werfen, stiegen dann an der fast senkrechten Wand hinab, und eilten über die Fläche bis zum eigentlichen Rande des Kraters.

(Fortsetzung folgt.)

Von dem muthmaßlichen Erfolge einer Invasion in Indien.

(Blackwoods Magazine.)

(Fortsetzung.)

Vergleichen wir jetzt die Art, wie asiatische Horden die Länder durchstreifen, mit dem geordneten Marsch einer europäischen Armee. Bei jenen muß jeder Einzelne für sich selbst sorgen, und darf auch dreist auf seine eignen Hülfsquellen vertrauen. Findet er das, was er bedarf, im Bereich einer Meile vom Lager, so kehrt er wieder dahin zurück; findet er es nicht, so geht er weiter. Kann er auf keine andere Weise etwas erhalten, so gebraucht er Gewalt oder List. Einzelne Stämme vereinigen sich, um sich gegenseitig zu unterstützen, und ihre Bewegungen sind so schnell, daß das Landvolk ihnen nicht entfliehen, und ihrer vereinigten Macht nicht widerstehen kann. Jeder Soldat fourragirt, die Bagage ist leicht zu transportiren, und sollte man sie auch im Stiche lassen müssen, so wird der Wirksamkeit des Heeres doch wenig dadurch benommen. Mundvorrath wird aus entfernten Gegenden zusammengeholt, und das Volk ist gewohnt sich mit Wenigem zu begnügen. Sonst hat das Heer fast gar keine Bedürfnisse, und die wenigen, die es hat, sind von der Art, daß sie sich in den Ländern, durch welche der Zug geht, immer herbeischaffen lassen. Der Abgang, den das Heer erleidet, wird hie und da durch Rekrutirung bei den Stämmen, durch deren Land man zieht, ersetzt, und diese neuausgehobene Mannschaft tritt ohne weiteres sogleich in die Reihen ein. Keine Artillerie, kein Kriegsvorrath hält ihren Zug auf, denn jeder führt seine Munition hinter sich auf dem Pferde. Das Clima ist wenig oder gar nicht von demjenigen verschieden, in welchem sie zu leben gewohnt sind, und unter einem Volke, welches ähnliche Sitten und Gebräuche wie das ihrige hat, können sich die stammverwandten Krieger nicht fremd fühlen.

Bei einer geordneten europäischen Armee aber findet fast in jeder Hinsicht das gerade Gegentheil statt. Hier darf nicht ein jeder selbst suchen, was er bedarf, und es ist ihm sogar nicht einmal erlaubt, seinen Theil zu nehmen, wenn man ihn auch noch so spärlich versorgt. Einzelne Corps werden zum Fourragiren ausgeschickt, und wenn diese unbekannt mit dem Lande und den Sitten der Einwohner sind, so kann es nicht fehlen, daß sie häufig mit leerer Hand zurückkehren. Auch ist es unvermeidlich, daß auf diese Weise sehr vieles verderbt wird, ohne daß es jemanden zu Gute kommt. Ferner hat das Heer seine bestimmten Tagmärsche, welche nicht überschritten werden dürfen; die Einwohner haben daher hinreichend Zeit, alle ihre Habseligkeiten fortzuschaffen. Wenn nur 10 Meilen zwischen zwei Orten liegen, wo es Wasser gibt, dieselben also in einem Tage zurückgelegt werden müssen, so kann die Armee nur mit der größten Vorsicht durch diese unfruchtbare Steppe geführt werden; man muß einige Tage vorher halt machen, um alles gehörig vorzubereiten, und nachher wieder einige Tage liegen bleiben, damit das Heer sich wieder erhole. Stößt man aber auf einen wasserlosen Strich von 20 Meilen, so ist es ganz unmöglich denselben mit einer großen Armee zu passiren, obgleich er einer asiatischen Horde kein Hinderniß des Weiterkommens in den Weg legen würde.

Uns sind Magazine in jenen Gegenden durchaus unentbehrlich, denn von dem, was unsere Heere bedürfen, finden sie im Lande selbst nichts; mit ungeheuern Kosten und zum allergrößten Nachtheile der Kriegsoperationen muß ihnen alles nachgeführt werden. Auf einem Heereszuge gleich dem, von welchen wir reden, würde die Bagage daher vielleicht so groß werden, daß in gewissen Gegenden und unter gewissen Umständen die ganze Armee kaum im Stande wäre, dieselbe zu beschützen. Das Geschütz muß durch unwegsame, bald sandige, bald gebirgige Gegenden geführt werden; Zelte sind unentbehrlich, um die Soldaten gegen den Einfluß des Klimas zu bewahren; Anstalten müssen getroffen werden, um eine ungewöhnlich große Anzahl von Kranken zu transportiren, und dieser Transport geht durch Landstriche, wo kein Wagen fortkommen kann; neue Sprachen, neue Sitten und neue Krankheiten bringen unausbleibliche Verwirrung hervor. Wer nie etwas Aehnliches gesehen hat, kann sich keine Vorstellung von den Bedürfnissen machen, welche eine europäische Armee in tropischen Climaten hat, noch kann er mit einiger Sicherheit die Kosten eines Feldzuges berechnen.

Welchen Gegensatz bilden aber zu unseren disciplinirten Armeen jene asiatischen Reiterhorden, die gewöhnlich 6 bis 7 deutsche Meilen täglich zurücklegen, und in wasserarmen Gegenden 8, was gerade noch einmal so viel ist, als eine europäische Armee machen kann, wenn sie 6 bis 7 Tage nach einander marschiren soll. In Gegenden, wo keine Vorräthe zu finden sind, braucht ein asiatisches Heer also auch höchstens halb so viel, als ein europäisches, weil es sich nur die Hälfte der Zeit in denselben aufhält.

Auf der andern Seite ist es in die Augen fallend, daß die gegenwärtige Regierung Indiens, im Fall eines feindlichen Angriffes, einen Widerstand zu bieten vermöchte, wie er von keinem der einheimischen Fürsten früherer Perioden geleistet werden konnte. Es gibt jetzt keine schlechtbefestigte Hauptstadt mehr, die durch einen Ueberfall ein-

zunehmen wäre, und deren Eroberung die Auflösung der Regierung nach sich ziehen müßte; die Einnahme von Dehli wäre gegenwärtig nicht mehr die Eroberung von Indien.

Aus allen diesen Gründen wird es klar, daß sich die früheren Invasionen Indiens gar nicht mit einer jetzigen vergleichen lassen. Man würde mit demselben Rechte sagen können, die Eroberung der civilisirten Reiche Europas durch die Barbaren des Nordens liefere einen Beweis von der Möglichkeit, daß die Nachkommen dieser letzern auch jetzt noch die westlichen Staaten umstürzen könnten. Ob das Unternehmen, wovon wir sprechen, möglich ist oder nicht, wird daher nur nach einer genauen Betrachtung der Länder, durch welche ein russisches Heer ziehen müßte, und nach einer reiflichen Erwägung aller Schwierigkeiten, welche demselben entgegenstünden, zu entscheiden seyn.

Es gibt drei oder vielleicht vier Wege, auf welchen ein Heer versuchen könnte, von der russischen Grenze nach Indien vorzudringen. Zwei davon gehen durch die Länder der Usbeken und Turkomanen, und die beiden andern durch Persien. Der Weg, den Fraser für den bequemsten hält, geht über Khiva nach dem Oxus, dann auf dem Flusse fort, Bochara vorbei, nach Balkh. Nur muß freilich der Paropamisus überstiegen werden, um nach Kabul zu gelangen. Die zweite Route geht von Orenburg durch die kirgisischen Steppen nach Bochara, Balkh u. s. w. Dieser Weg scheint indeß nach dem was russische Berichterstatter darüber sagen, kaum möglich zu seyn. Von den beiden Straßen durch Persien führt die eine nach Astrabad ans kaspische Meer, und von dort durch Khorasan nach Herat; und die andere von den Grenzen Georgiens mitten durch Persien nach Khorasan, wo sie mit dem Wege von Astrabad nach Herat zusammen trifft. (Forts. folgt.)

Das Kloster der Armenier in Venedig. *)

Mitten in den Lagunen von Venedig, unfern des Lido von Malamocco, drei italienische Meilen vom Ponte di Rialto, liegt die kleine Insel San Lazzaro, die vielleicht von unberechenbarer Wichtigkeit für die Cultur des Orients und schon gegenwärtig in mehr als einer Hinsicht merkwürdig ist: zuvörderst als eine orientalische Niederlassung im innersten Busen eines europäischen Meeres, dann als der Stapelplatz europäischer Wissenschaft für das weit über den Orient verbreitete Volk der Armenier, und endlich vielleicht auch als einer der Hauptpunkte, an welchem die Erinnerung an des unsterblichen Byron's Aufenthalt in Venedig haftet.

Die Geschichte der Stiftung dieser Niederlassung hängt mit der Lebensgeschichte ihres Gründers so genau zusammen, daß eine kurze Nachricht über diesen merkwürdigen Mann für unsere Leser vielleicht nicht ohne Interesse seyn wird.

*) Nach: **Hamarrod Nguarakir Mkhitbarieau Miapanovtean**, (Kurze Nachrichten über die Mechitaristen-Congregation; San Lazzaro, 1819. 8.)

Mkhitar, gewöhnlich Mechitar genannt, wurde im J. 1676 zu Sebaste (Sepasdia) in Kleinarmenien geboren. In seiner frühesten Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, trat er nach zurückgelegtem fünfzehnten Jahre in den Convent des heiligen Zeichens bei Sebaste, wo er sich durch die Composition geistlicher Gedichte und Homilien vor der Mehrzahl seiner Ordensbrüder rühmlich auszeichnete. Von brennendem Wissensdurste getrieben, folgte er einem armenischen Gelehrten nach Etschmiazin, dem durch die neueste Kriegsgeschichte bekannten Sitz des armenischen Patriarchen, wo er, der Versicherung seines Führers nach, das Centrum aller Wissenschaften finden sollte.

Bei seiner Ankunft daselbst in seinen Erwartungen getäuscht, schweifte er eine Zeitlang in den Klöstern seines Vaterlandes umher, lernte und lehrte, machte in Erzerum, der Hauptstadt von Großarmenien, die Bekanntschaft von Europäern und Armeniern, die Europa gesehen hatten, und kehrte endlich im J. 1693, mit dem heimlichen Wunsche, sobald sich irgend eine Gelegenheit darböte, gleichfalls nach Europa zu reisen, in sein Kloster bei Sebaste zurück. Einige Lieder, die er während seines Aufenthaltes in demselben dichtete, werden noch jetzt in mehreren Kirchen Armeniens gesungen.

Von einer gefährlichen Augenkrankheit geheilt, beschloß er im Jahr 1695 seinen alten Reiseplan auszuführen, und begleitete deshalb einen armenischen Priester nach Aleppo, wo er von einem Jesuiten, seiner Belesenheit in der armenischen theologischen Literatur wegen, sehr vortheilhafte Zeugnisse erhielt. Schon hatte er sich eingeschifft um nach Rom zu gehen, als ein Fieberanfall ihn in einem armenischen Kloster in Cypern zurückhielt, und er um seine Gesundheit wieder herzustellen, sich genöthigt sah, bettelnd in sein Vaterland zurückzukehren, wo er seine alten Beschäftigungen fortsetzte, und im Jahr 1696 die letzten Weihen erhielt.

Schon jetzt scheint er den Plan einer gelehrten Gesellschaft zur Ausbreitung der Wissenschaften in Armenien gefaßt zu haben. Eine Reise nach Constantinopel, die er deshalb machte, war erfolglos; doch sah er, sich bereits von zweien seiner Schüler begleitet, als er im J. 1699 nach Erzerum und in das Kloster Passeno kam. Hier übertrug ihm der Superior, Bischof Macarius, die Erziehung der Schüler des Klosters. Auch die Mönche unterrichtete er in der Theologie des Albertus Magnus, von der er eine armenische Uebersetzung besaß. Ein Vorfall, über den europäische Professoren vielleicht nicht wenig lachen würden, trug besonders dazu bei, sein Ansehen zu befestigen. Eines Tages nämlich, als er in einer theologischen Disputation einen seiner Gegner durch Zeugnisse der armenischen Kirchenväter völlig aus dem Felde geschlagen hatte, wurde dieser so erboßt, daß er ihm eine tüchtige Ohrfeige gab. Mechitar aber ertrug diese Beleidigung mit so siegreicher Geduld, daß sein Gegner erstaunte und die Wahrheit seiner Behauptungen anerkannte. Er erhielt noch in demselben Jahre die theologische Doktorwürde und den Auftrag in der Diöcese des Bisthums zu predigen.

Zur Ausführung seines Planes, eine gelehrte Gesell-

schaft zu stiften, die sich zugleich dem Studium der Wissenschaften, der Erziehung und der Verbreitung nützlicher Kenntnisse durch den Druck widmete, durfte er indessen hier keine Unterstützung hoffen. Er unternahm daher eine zweite Reise in die Hauptstadt des türkischen Reiches, wo er sich bald von zahlreichen Schülern umgeben sah, denen er, um alles Aufsehen zu vermeiden, insgeheim den Plan seiner Gesellschaft eröffnete. Darauf sandte er die Priester und Doktoren, die sich unter denselben fanden, in verschiedene Städte Armeniens, um zu predigen und zu lehren, und behielt nur die Jünglinge bei sich, die er in einem an die Kirche stoßenden Gebäude mit großem Eifer unterrichtete. — Noch in demselben Jahre machte er mit der Herausgabe von Büchern zur Beförderung der Aufklärung seiner Nation den Anfang, indem er die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis und einige andere Werke für seine Schüler drucken ließ. Aber schon hatte er Feinde, die seinen Absichten entgegenarbeiteten und ihn selbst als Unruhestifter der Pforte verdächtig zu machen suchten. Davon unterrichtet, begab er sich unter den Schutz des französischen Gesandten, der ihm einen sicheren Aufenthalt in einem Kapuzinerkloster verschaffte. Hier hörte er von Kaufleuten die vortreffliche Lage von Morea rühmen, das damals noch der venetianischen Republik unterworfen war, und faßte nach kurzem Besinnen den Entschluß, dahin seine neue Gesellschaft zu verpflanzen.

Alle Glieder derselben willigten ein; in einer Versammlung, die im September 1701 gehalten wurde, nahmen sie, um ihre Kongregation dauernd zu konstituiren, den Namen: „Adoptiv-Söhne der heiligen Jungfrau" an, und erwählten Mechitar zu ihrem ersten Superior. Er sandte einen seiner Schüler voraus, ließ, nachdem dieser vortheilhafte Berichte über den Zustand des Landes gegeben hatte, andere unter verschiedenen Vorwänden folgen, und reiste mit den drei letzten, um sich den Nachforschungen seiner Feinde zu entziehen, in der Verkleidung eines Kaufmanns, zuletzt selbst nach Morea ab, wo er, nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten auf der Insel Zante, im J. 1703 ankam, und in Napoli di Romania alle seine Schüler, sechzehn an der Zahl, wohlbehalten vereinigt fand. (Forts. folgt.)

Egypten unter Mehemed Ali.

(Fortsetzung.)

Indessen ist eine Politik, die sich solcher Mittel bedienen muß, daß sie die Sicherheit des Reichs blos in der fortdauernden Zerrüttung desselben findet, ein starker Beweis, wie tief die ottomannische Macht gesunken ist und wie schwach die Fugen sind, in welchen das Ganze noch zusammen hängt; aber zugleich dient dieses System wenigstens zur äußern Aufrechthaltung des Ansehens der konstantinopolitanischen Centralregierung, indem sie selten einen Empörer so sehr auf das Aeußerste treibt, daß er geradezu und unumwunden den Befehlen des Sultans Troz zu bieten wagte. Man hat gesehen, wie Ali Pascha von Janina, nachdem er schon geächtet und von dem Mufti mit dem Fluch und der Exkommunikation belegt war, sich noch alle Mühe gab, den Schein des Verbrechens der Felonie von sich abzuwälzen und nie anders als mit der tiefsten Ehrfurcht die Befehle seines Souveräns empfing, die er aber ohne seinen Kopf aufs Spiel zu setzen, nicht befolgen konnte. Dieß war ihm freilich nicht zuzumuthen in einer Zeit, wo der fromme Muselmann nicht mehr, wie ehedem, vom Glück der seidenen Schnur träumte, und dieselbe wie ein gütiges Geschenk des Todesengels betrachtete, der ihn nur auf so schnellerem und ehrenvollerem Wege zu den Freuden des Paradieses beförderte. Ebenso würde Mehemed Ali nicht ohne die höchste Noth zur offenen Empörung schreiten; Befehle des Sultans würde er zu umgehen suchen, er würde theilweise gehorchen, intrigiren, bestechen, kurz Zeit gewinnen. Mehemed Ali ist ein Türke, und als solcher ist er zu sehr überzeugt von dem Legitimitäts-Rechte der Familie Osmann's, daß es ihn wohl nach möglich größter Machtvollkommenheit, nie aber nach förmlicher Unabhängigkeit gelüsten kann. Das Chalifat des Sultan's, das dieser doch nicht vermöge seiner Abstammung vom Propheten, sondern nur als Schirmherr von dem Grabe desselben ausübt, würde Mehemed vielleicht, da seine Truppen die heiligen Städt Mekka und Medina besetzt halten, bei weiterer Verfolgung seiner ehrgeizigen Plane nicht im Wege stehen. Der Sultan von Egypten könnte eben so gut Chalife seyn als der Sultan von Konstantinopel.

Ein flüchtiger Blick, den wir auf die Geschichte der Muselmänner werfen, zeigt uns, daß die Macht und der kirchliche Einheitsbegriff des Chalifats dem Aufkommen neuer Souveränetäten zwar immer ungünstig, nie aber absolut hinderlich war. Als Mähadi Obeidallah das fatimitische Chalifat in Egypten stiftete, bestand zu gleicher Zeit das abaßidische Chalifat zu Bagdad; und als ein unbescheidener Frager die Abstammung des Chalifen Moëz von den Aliden in Zweifel zog, so wies er auf seinen Säbel, mit den Worten: das ist mein Stammbaum; und warf eine Hand voll Geld unter das Volk und sagte: das ist mein Adel. In der Folge schwang sich ein Usurpator auf den Stuhl des egyptischen Chalifen — der große Saladin. — Diese Beispiele, die sich noch mit vielen ähnlichen vermehren ließen, beweisen in Bezug auf Mehemed Ali wenigstens so viel, daß es keine religiös-politische Gründe seyn können, welche ihn von dem letzten Schritte zur Unabhängigkeit abhalten, da solche Gründe selbst der mahommedanischen Heldenzeit größtentheils fremd waren. Daß der Sultan die Macht nicht hätte, ihn mit Gewalt in der Botmäßigkeit zu halten, daß europäische Staaten ihn bei seinem Unternehmen unterstützen würden, ist kaum zu bezweifeln. Allein Mehemed Ali begnügt sich mit der faktischen Unabhängigkeit; als osmannischer Türke erkennt er in dem Osmaniden Mahmud seinen erblichen Herrn, und der Hülfe der Europäer traut er wahrscheinlich nicht. In der That gibt dem egyptischen Reich eine, ob auch nur lose Verbindung mit der Türkei, eine gewisse Sicherheit, die es bei völliger Unabhängigkeit entbehren müßte, indem dann jeder Feind Egyptens, einen nicht unmächtigen Verbündeten an der hohen Pforte hätte. (Forts. folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 22. 22 Januar 1828.

Die französische Jury und die englische Jury.

Bei Gelegenheit eines kürzlich erschienenen Werkes über die Geschwornengerichte *) äußert der französische Globe in einem seiner letzten Blätter: „Täglich wird es offenbarer, wie illusorisch die Garantien sind, die wir in unsern Gesetzen zu finden wähnten. Selbst denen, welche am geneigtesten sind, sich solchen Hoffnungen hinzugeben, muß mehr und mehr die Täuschung schwinden. Sogar die gerichtliche Gewalt, die einzige, welche in Frankreich noch eine Stütze gegen die von den Agenten des Ministeriums der Macht ausgehende Unterdrückung bilden könnte, fühlt sich in ihrer Wirksamkeit gehemmt, so oft der Schwache gegen die Macht der ausübenden Gewalt ihre Hülfe anruft. Die den militärischen Autoritäten eingeräumte Befugniß über Verbrechen, die von Soldaten gegen Bürger begangen werden, zu richten; das den Tribunalen auferlegte Verbot, die Klagen von Bürgern gegen Agenten des Ministeriums, die ihre Pflichten überschritten haben, ohne Autorisation des Staatsrathes zu untersuchen; endlich das Vorrecht der Administration, den gerichtlichen Gang durch das einzige Wort conflit aufzuhalten, würde allein schon hinreichen, Personen und Eigenthum des Schutzes der Gesetze zu berauben, selbst wenn auch keine andern Mängel in den politischen Institutionen vorhanden wären.

Dieser Mangel an Garantien, der uns jedesmal bemerklich wird, so oft es sich um Ausübung irgend eines öffentlichen Rechts handelt, muß selbst dem weniger mit der Sache Bekannten in die Augen fallen. Nicht eben so klar ist die Quelle des Uebels selbst. Comte's vorliegendes Werk löst dieses Problem rücksichtlich der gerichtlichen Gewalt, der Institution des Geschwornengerichts und folglich der Wahl der Deputirten, auf welche das Jury-Gesetz so großen Einfluß übt.

Comte stellt die Jurygesetze Englands und Frankreichs einander gegenüber; er untersucht die Gründe der Macht des einen und der Schwäche des andern, und gelangt auf diesem Wege zu folgenden Hauptresultaten:

In England werden die Vorbereitungslisten der Geschwornengerichte von den, durch die Bürger ernannten Beamten der Kirchspiele entworfen; in Frankreich von Agenten, die das Ministerium nach Willkür ernennt und absetzt. In England wird über die Reklamationen, welche gegen die Listen erhoben werden, öffentlich Recht gesprochen, und zwar von Männern, welche durch ihr Vermögen unabhängig sind und von der Regierung keinerlei Art von Besoldung ziehen; in Frankreich werden jene Reklamationen bei verschlossenen Thüren und von den nämlichen Agenten abgeurtheilt, welche die Listen entworfen haben. In England ist die Fähigkeit, im Geschwornengericht zu sitzen, von dem Einkommen abhängig, das jeder besitzt, oder von andern Umständen, auf welche die Regierung keinen Einfluß hat, in Frankreich aber von dem Betrag der Steuern, die man bezahlt, und diese Steuern sind vertheilt, wie es der Willkühr der Minister oder ihrer Agenten gefällt. In England genügt, um Geschworner seyn zu können, ein Alter von 21 Jahren und ein reines Einkommen von zehn Pfund Sterling (etwa 120 fl.) von Grundbesitz; in Frankreich ist ein Alter von 30 Jahren und eine Steueranlage von 300 Frkn. direkter Abgaben nöthig. In England endlich, und dieß ist der Hauptpunkt, kann der Beamte keinerlei Nachläßigkeit, keinerlei Untreue in Entwerfung der Listen begehen, ohne Gefahr zu laufen, daß seinem Vergehen unausbleiblich die angemessene Strafe folge; in Frankreich aber gibt es keine Art von Nachläßigkeit, keine Art von Untreue, welche sich die Agenten der Regierung nicht ungestraft erlauben dürften; denn nicht nur setzt das Gesetz durchaus keine Strafe für Pflichtverletzungen dieser Art fest, sondern das Ministerium findet auch, selbst wenn seine Agenten gerichtlich verfolgt werden, immer Mittel, ihre Straflosigkeit zu sichern.

*) Des pouvoirs et des obligations des Jurys, par Sir R. Phillips, ex-sherif de Londres et de Middlesex, traduit de l'anglais et précédé de considérations sur le pouvoir udiciaire et sur l'institution du jury en France, en Angleterre et aux Etats-Unis d'Amerique; par Ch. Comte, avocat, prof. hon. de droit etc. etc. 2me edit. Paris 1827.

Von dem muthmaßlichen Erfolge einer Invasion in Indien.

(Blackwoods Magazine.)

(Fortsetzung.)

Von jenen verschiedenen Wegen ist der durch Khiwa auf dem Oxus nach Kilif, und der über das kaspische Meer nach Astrabad hieher leichter zu passiren, d. h. sie bieten weniger Schwierigkeiten dar, als die andern. Sollten sich uns also schon auf diesen unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen, so wird es unnöthig seyn

mit derselben Genauigkeit zu zeigen, daß die andern beiden sich gar nicht passiren lassen.

Wir wollen zuerst die Straße genauer ins Auge fassen, welche Fraser für die bequemste hält. Von Manguschlak am kaspischen Meere nach Khiwa, der Hauptstadt von Khariśca, sind es gering angeschlagen, drei Karavanen-Tagreisen, und von da bis an den Orus eine. Nun ist der Orus schiffbar bis Kilif, bei Balkh, und von hier nach Kabul sind es nur noch 50 deutsche Meilen, auf einer Straße die mehrmals von Armeen passirt worden, und die jetzt viel bereist wird. Dieß scheint allerdings eben nicht sehr abschreckend zu seyn.

Zehn Tagreisen für eine Karavane ist nur eine mäßige Entfernung, und man könnte glauben, daß eine Armee diese Strecke in derselben Zeit zurücklegen könnte; dieß ist aber keineswegs der Fall. Die Karavanen reisen in diesen Wildnissen täglich 12 bis 15 Stunden, und legen daher in kurzer Zeit sehr ansehnliche Strecken zurück, was einer einigermaßen bedeutenden Armee sehr beschwerlich fallen würde. Dann ist der Wassermangel auf diesem Wege so groß, daß zahlreiche Karavanen nur im Winter, wenn Schnee liegt, durchdringen können; in dieser Zeit aber ist der Orus gefroren, und also für den Transport des Heeres nicht zu benutzen.

Ferner haben die Ufer des Orus wenig oder gar kein Holz um Schiffe oder Flöße zu bauen, und eine Anzahl Schiffe vom kaspischen Meere her transportiren zu wollen, welche hinreichend wäre, um 80 bis 100,000 Mann, mit dem nöthigen Mundvorrath, Geschütz, Bagage und Munition einzuschiffen, wäre ein Beginnen, welches selbst für Rußland zu ungeheuer wäre. Um aber die Armee selbst längs den Flüssen marschiren zu lassen, und nur die Vorräthe u. s. w. zu Wasser fortzuführen, müßte man erstlich versichert seyn, daß sich immer zu Lande hart am Flusse fortkommen ließe, und ferner daß man vor Angriffen vom entgegengesetzten Ufer gesichert wäre. Auch ist der Fluß zu seicht, als daß die Schiffe so nahe am Ufer bleiben könnten, um fortwährend unter dem Schutze des Heeres zu seyn. Und endlich ist es noch sehr zweifelhaft, ob der Fluß allenthalben für Schiffe, die mit Geschütz und anderem schweren Geräth beladen sind, fahrbar und der Strom nicht zu stark sey. Wenn nun aber auch alle diese Bedenklichkeiten auf die günstigste Weise gehoben wären, so bleiben doch noch die größten Schwierigkeiten zu besiegen übrig.

Um eine Armee von Manguschlak nach Khiwa zu bringen, wäre eine ungeheure Menge von Kamelen oder andern Lastthieren nöthig, und diese kann man sich dort nicht ohne Beistand der Regierung von Khiwa verschaffen. Ist aber wohl daran zu denken, daß diese Regierung, die Rußlands Plane mit so eifersüchtigen Augen ansieht, und die sogar schon einen treulosen Angriff von dieser Macht erfahren hat, sich ruhig einen Durchmarsch gefallen lassen, geschweige denn der Vergrößerung Rußlands noch Vorschub leisten werde? Sobald die Russen sich bei Manguschlak sehen ließen, würde die ganze Gegend in Aufruhr gerathen, alles würde, etwaige innere Zwiste vergessend, gemeinschaftliche Maßregeln für das Gesammtwohl des Staats ergreifen. Man würde die Dörfer verlassen, Weiber, Kinder und Greise zu den Zelten der Stämme, die noch nomadische Lebensart führen, in die Steppen schicken, und alles was Waffen zu tragen fähig wäre, würde in einzelnen Corps herbeieilen, dem Feinde nachziehen, und ihn von allen Seiten beunruhigen. Rußland würde also gleich zu Anfang auf einen starken Widerstand gefaßt seyn müssen, ohne selbst den Feind angreifen zu können, da das Land durchaus unzugänglich ist, außer in der Jahrszeit, wo man nicht wohl einen Feldzug unternehmen kann.

Wir kommen daher auf die natürliche Folgerung, daß Rußland Khiwa werde erobern müssen, ehe es die Invasion von Indien beginnt; und dasselbe gilt aus denselben Gründen von Bochara. Sobald aber einmal Khiwa und Bochara erobert sind (was natürlich nicht in Einem Feldzuge, vielleicht erst nach jahrelangen Kriegen geschehen kann), geht die Invasion von Indien nicht mehr von den Grenzen des jetzigen Rußlands aus, womit also die Voraussetzung unserer Frage aufgehoben wird.

Von der Straße durch Khorasan gilt im Ganzen dasselbe. Die Enfernung von der russischen Grenze bis nach Indien ist zu groß, als daß man sich auf andere Art den Rücken decken könnte, als durch die vorhergängige Unterwerfung der dazwischen liegenden Länder. Jeder Versuch durch Unterhandlungen freien Durchzug zu erlangen, würde durch die gerechten Besorgnisse der Völker und Fürsten vergeblich seyn. Aber selbst angenommen, man erhielte diese Vergünstigung, welcher Feldherr wäre dann so unvorsichtig die Communicationen mit dem Centrum seiner Hülfsmittel blos von der Treue einer Menge unruhiger und aufrührerischer asiatischer Stammhäupter abhängen zu lassen?

(Fortsetzung folgt.)

Egypten unter Mehemed Ali.

(Schluß.)

Die Geschichte Mehemed Ali's ist so reich an glänzenden Partien, daß nicht leicht der Sterblichen einer zu finden seyn dürfte, dem das Glück freundlicher gelächelt, den der Beifall der Mitwelt jubelnder begrüßt hätte. Wie das Glück auch an ihm seine Launenhaftigkeit bewies, werden wir in der Folge sehen. Nach Bewältigung des finstern Dämons der Zwietracht, der seit Jahrhunderten Unheil brütend auf dem schönen Lande der Pharaonen lag, warf Mehemed Ali den Kriegsmantel von sich; unbekannt mit jener Eifersucht, die im Oriente so häufig königliche Väter bewegt, ihre präsumtiven Nachfolger von den Geschäften entfernt zu halten, schien er gerne die noch zu erkämpfenden Lorbeere seinen tapfern Söhnen zu überlassen, sich selbst den edleren und bleibenderen Ruhm des weisen Gesetzgebers und Regenten vorbehaltend. Kaum sechszehn

Jahre war Tussun Pascha alt, als ihn der zärtliche Vater an die Spitze der Armee stellte, welche die schwierige Aufgabe hatte, die Wechabiten in Nedjd zu züchtigen. Diese fanatische Sekte, die sich berufen glaubte, den Islam auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen, war seit mehr als zwanzig Jahren der Schrecken Arabiens, der Türkei und Persiens. Wie alle Muselmänner bekennen sie sich zur Lehre von der Einheit Gottes, aber sie verwerfen jeden Priesterdienst, jede kirchliche Autorität, als einen Abbruch an der Ehre Gottes jede Verehrung von Heiligen, Mohammed und Ali nicht ausgenommen. Man sah sie wiederholt Mekka's sich bemächtigen, wo man die Gräber Abraham's, Ismaël's und mehrererer Patriarchen zeigt, Medina's, wo die Reste des Propheten ruhen, Kerbeleh's, wo die Schyiten an der Begräbnißstätte Hossein's, des Sohnes Ali's, beten. Eine unermeßliche Beute fiel ihnen in die Hände — der ganze Reichthum, womit muselmännische Frömmigkeit diese Wallfahrtsorte ausgestattet hatte. Tussun Pascha, zwar nicht immer glücklich, beendigte den wechabitischen Krieg (1811 — 15) durch den ehrenvollen Frieden von El-Raß. Da aber Mehemed Ali die völlige Vernichtung der gefährlichen Sekte beschlossen hatte, so wurde schon im folgenden Jahre unter dem Oberbefehl Ibrahim Pascha's ein neuer Feldzug gegen sie eröffnet, dessen ausgezeichnete Erfolge den Ruhm des egyptischen Veziers unter seinen Glaubensgenossen auf den Culminationspunkt brachten. Wie zuvor Tussun, der Eroberer der heiligen Städte, so wurde jetzt Ibrahim, der Besieger des wechabitischen Fürsten, Abdallah-Ebn-Suhud, den er gefangen mit sich führte, zu Kairo im Triumph empfangen, siebentägige Feste folgten und der stolze Vater huldigte freudig dem Verdienste seines Sohnes. Durch das Glück des wechabitischen Kriegs befestigte sich Mehemed Ali in der Gunst des Sultan's, dem als Beherrscher der Gläubigen alles an der Unterdrückung der tempelräuberischen Ketzer lag, und indem er die Sicherheit des lang unterbrochenen Karavanenhandels wieder herstellte, förderte er zugleich seine commerciellen Interessen.

Durch den äthiopischen Krieg suchte er darauf einen dreifachen Zweck zu erreichen: nähmlich die Entfernung und Beschäftigung einer meuterischen Soldateska, die Vernichtung der letzten Trümmer der Mamelukken, die sich nach Unter-Nubien und später nach Dongola geflüchtet, hatten, endlich die Rekrutirung seines Heers aus Ländern die von einem kräftigen, ausdauernden, genügsamen Menschenschlage bewohnt, schon der „Armee des Orients“ eine Anzahl guter Soldaten geliefert hatten. Mehemed Ali's jüngster Sohn, Ismaël, wurde mit der Leitung des Unternehmens beauftragt. Im Anfange gieng alles vortrefflich von Statten: Nubien, Sennar, Darfur, Kordofan wurden erobert; der ganze Krieg war aber im Grunde nichts als ein Raubzug und eine Menschenjagd, und so endete auch Ismaël Pascha wie ein Räuber: er wurde ermordet. Die Goldminen, nach denen Mehemed Ali jenseits der Wasserfälle des Nils durch französische Gelehrte suchen ließ, wurden nicht gefunden, die Neger, die er ihren Familien entriß und in seine Negerkaserne nach Syene schleppen ließ, um aus ihnen ein eigenes den türkischen Sitten fremdes Korps zu bilden, starben zu Tausenden und zuletzt erlag unter den beständigen Anfällen der Eingebornen, die sich von allen Seiten erhoben, fast die ganze egyptische Armee, nachdem sie mehrere hundert Stunden weit in das Innere Afrika's vorgedrungen war. — Mehemed Ali's Eroberungen waren keine Eroberungen für die Civilisation, sie haben noch kein Land glücklich gemacht: ein Doppelwesen scheint sie zu leiten, der Verstand des Europäers und das Herz des Barbaren.

Erinnerungen aus Italien.

Von einem englischen Gentleman.

(Fortsetzung)

Der große Barbone. Die römische Mittelklasse.

Der Chef des ehrenwerthen Bettlerkorps ist gegenwärtig der berüchtigte **Barbone**. Wie viele Künstler verdanken ihm ihre Erfolge in den Kunstausstellungssälen. Er allein vereinigt in sich St. Peter, St. Paul, St. Jakob, Belisar, Polyktet, Satan, Charon, Pluton, den heiligen Dominikus, Julius Cäsar, Pelopidas und Epaminondas; er repräsentirt die gange Weltgeschichte in ihren imposantesten Momenten. Als er, mitten auf der Scala, mich anredete, um la bona mancia von mir zu fordern, glaubte ich in seiner Person ein Resumé der Annalen der Welt zu begrüßen. Sein Ruf ist groß und mit Recht; er ist vielleicht der einzige Held, der, in der Nähe betrachtet, nicht verliert. Ein Römerkopf voll edlen, energischen Ausdrucks, mit einem Wald von Haaren, schwarz wie die Schwingen des Raben und in schweren Locken die die Schultern fallend, leuchtende Augen, in denen auf kraftvolle Ruhe brennender Leidenschaft liegt, eine hohe Gestalt mit der Haltung eines Brutus oder Coriolan — so steht der große Barbone vor euch. Seine Physiognomie ist wild, aber die Art wie er auf jemand zutritt voll feinen Anstandes und seine Sprache kurz und würdig. Vergebens würde man jenseits der Alpen einen Mann suchen, der ihm an die Seite gestellt werden könnte. Er bettelt, liegt in der Sonne, und wenn der Hunger ihn drückt, geht er in das Atelier eines Künstlers, um für einen großen Thaler des Tags Modell zu sitzen; dann legt er sich wieder in die Sonne, verzehrt seinen Gewinn, beginnt aufs neue zu betteln, und kehrt nicht eher zu den Mahlern zurück, als bis er wieder an allem Mangel leidet. Den Tag, nachdem wir unsere Bekanntschaft gemacht hatten, ging ich wieder an ihm vorüber; er schlummerte, in einen großen, rothen Mantel gehüllt, der ihm zugleich als Bett und als Kleid diente, und den ihm ohne Zweifel irgend ein Künstler als Erbschaft vermacht hatte. Er erwachte, ergriff meine Hand, weniger, wie es schien, um mich um ein Almosen zu bitten, als um mich an eine Schuld zu erinnern. Ich erkannte sie an: wir sahen uns alle Tage, und wurden die besten Freunde. —

Die Sonne gieng hinunter, und ich kehrte in meinen Gasthof zurück, um mich sorgfältiger anzukleiden,

und für meinen ersten Eintritt in die römische Gesellschaft vorzubereiten. Alle Taschen voll mit Empfehlungsschreiben, hüllte ich mich in den Ferrajolo (Mantel). Einige Zeit war ich unschlüssig, welchen Weg ich einschlagen, welchen Zirkel ich zuerst besuchen sollte. Endlich beschloß ich, bei Signora D... mich vorzustellen, einer berühmten gelehrten Frau, in deren Hause die ausgezeichnetsten Alterthumskenner Roms sich vereinigten. So wie man beim Messen einer Pyramide an ihrer Basis den Anfang macht, wollte ich auch bei meinen Beobachtungen die aufsteigende Richtung einschlagen, d. h. mir zuerst das gemeine Volk betrachten, dann den Bürgerstand, und mit dem Adel endigen. Signora D. gehörte zum mezzo ceto, zu jenem Mittelstande, den Goldoni mit so frischen heitern Farben schildert. Da ich seit meiner Ankunft bereits Gelegenheit gehabt, über die untern Volksklassen einige Conjekturen zu machen, so wollte ich nun eine Stufe höher steigen. Zu diesem Entschlusse bestimmte mich, außer meiner Vorliebe für einen systematischen Gang, besonders mein alter Freund Goldoni. Selbst aus den Reihen des italienischen Bürgerstandes hervorgegangen, gefiel er sich, dessen Sitten mit einer gutmüthigen Laune, mit einer Leichtigkeit und Anmuth zu zeichnen, die mich längst entzückt hatte. Dieser Schriftsteller ist zuweilen breit, und seine Feinde haben nicht ganz Unrecht, wenn sie ihm eine gewisse Advokatenmanier, eine Sprache, die an die Gerichtsverhandlungen erinnert, vorwerfen: aber seine Porträts sind voll treffender Wahrheit, seine Charaktere leben; seiner Gegner übertriebene Carricaturen blitzen zuweilen von phantastischer Satire, aber die Natur fehlt ihnen.*)

Mein Entschluß, die Mittelklasse des Volks mit besonderer Aufmerksamkeit zu beobachten, hatte mich nicht irre geführt. In diesem mezzo ceto vornämlich ist es, wo sich das italienische Leben in seinem wahren Lichte, in seinem bestimmten Charakter, in seinen hervortretenden Zügen zeigt. In den höhern Klassen ist alles vag, verwischt. Eine stumpfe Apathie verbreitet sich gleich Wolken über die Höhen der Gesellschaft, und macht die Umrisse unsicher, nebelhaft. Zwar besitzen hier die höhern Stände keineswegs jenen aristokratischen Uebermuth, daß sie sich von den übrigen ganz absonderten oder sich vermöge ihrer Geburt für viel vorzüglicher hielten. Sie brüsten sich nicht, wie in England, mit der ausgesuchten Feinheit oder der affektirten Eigenheit ihres Benehmens. Genealogischen Ansprüchen und Eitelkeiten fremd, kennen sie weder die Macht und den Mißbrauch des Privilegiums, noch die Tyrannei der Mode, die zwei lächerlichsten Abgeschmacktheiten, welche zwei andere große Völker Europa's beherrschen. Gewiß könnten die Nachkommen Porsenna's und Cäsar's einiges Recht haben, auf das Blut, das in ihren Adern fließt, stolz zu seyn; aber die Zeit, die Sitten, die Künste und Wollüste haben bei ihnen jedes andere Gefühl als das eines friedlichen indocenten Epicuräismus erstickt. Ein Anstrich von kirchlicher Frömmigkeit und ein Patriotismus in Worten hat sich hinzugesellt, um die sonderbare Anomalie zu vollenden, welche man die römische vornehme Welt nennt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gozzi vor allen, der in Deutschland doch wohl überschätzt worden seyn möchte, wenn auch sein eigenthümlicher Humor mehr Anerkennung verdient, als ihm im Allgemeinen in seinem Vaterlande geworden ist.

Gesunder Verstand nordamerikanischer Indianer.

(Amerikanische Blätter.)

Eine christlich-religiöse Gesellschaft in Schottland sendete vor einiger Zeit zwei Missionäre nach Nordamerika, mit dem Auftrage, unter den Delawar-Indianern das Evangelium zu predigen. Als diese Geistlichen an den Ort ihrer Bestimmung angekommen waren, versammelten sich die Häuptlinge des Volkes, und zogen die Frage in Betrachtung, ob es verständig sey, die fremden Lehrer zuzulassen. Nach reiflicher, vierzehn Tage dauernder Ueberlegung, schickten sie die Missionäre höflich mit folgender Anwort zurück: „Wir haben uns bisher glücklich gefühlt unter dem Schutze des großen Geistes, den wir anbeten; sind aber darum nicht weniger dankbar, daß Ihr euch Sorgen macht über unsere Art zu denken, und sonach Theilnahme zeigt an dem Schicksal Eurer Brüder in der Wildniß. Wir würden auch Euer Anbieten nicht abgelehnt haben, wenn wir uns nicht erinnert hätten, daß ein Volk unter Euch Christen lebt, daß Ihr, seiner Farbe wegen, zum Sklaven gemacht habt, das Ihr, weil diese Menschen schwarz sind, mit Härte und Grausamkeit behandelt. Erlaubt Euch dieß Eure Religion, so können wir den Lehrern derselben kein Zutrauen schenken. Denn wir sehen nicht ein, was Euch hindern könnte, auch uns, unserer Farbe wegen, für Eure gebornen Sklaven, und die rothen Menschen wie die schwarzen anzusehen. Daher haben wir beschlossen, Eure künftigen Handlungen näher zu beobachten, ehe wir auf eure Worte hören, und erst abzuwarten, bis den unter Euch lebenden schwarzen Brüdern das große Glück zu Theil wird, das Ihr uns zu verchen Euch so freundlich zeigt. Wir denken, ein Volk, das so lange und so viel durch Euch gelitten, habe die ersten Ansprüche auf Eure Aufmerksamkeit. Sorgt für diese Unglücklichen, oder sendet Lehrer unter die weißen Menschen, diese zu belehren, wie der große Geist kein Wohlgefallen daran haben könne, wenn Ihr ungerecht gegen seine schwarzen Kinder seyd. Wenn Ihr dieses thut, werden wir mit Vergnügen uns erzählen lassen, was Ihr von den Gedanken des großen Geistes zu wissen glaubt. Jetzt aber werdet Ihr uns nicht hassen, wenn wir Eure beiden Missionaire mit Dank zurücksenden. Sie sollen uns später willkommen seyn, sobald wir in Erfahrung gebracht, daß dem schwarzen Volke von den Weißen die Freiheit wieder zurückgegeben ist, weil ohne dieselbe die Schwarzen nicht glücklich seyn, und daher auch zu Eurem Gott kein Zutrauen fassen können.“ —

Diese Antwort sogenannter Wilden ist zu verständig, als daß sie nicht für die Erfindung eines civilisirten Europäers gehalten werden müßte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 23. 23 Januar 1828.

Organisation, Stärke und Vertheilung der persischen Armee.

Man ist im Allgemeinen über die Einrichtung und Stärke der Militärmacht Persiens noch so wenig unterrichtet, daß eine kurze Zusammenstellung der neuesten hierüber bekannt gewordenen Angaben wohl dazu beitragen möchte, über so manche Fragen von dem höchsten politischen Interesse, die sich an diesen Gegenstand knüpfen, einiges Licht zu verbreiten. Auf der einen Seite ist Persien die bedeutendste Macht, die zwischen Rußland und dem brittischen Ostindien liegt; auf der andern Seite bedingt es, besonders in diesem Augenblicke, die Stellung Rußlands zu dem ottomanischen Reiche. Der persische Thronerbe sagte bei seinem letzten Besuche im Lager seiner Feinde, als diese in kriegsgewandter Haltung an ihm vorüberzogen, zu General Benkendorf: „Es bedarf für jede Nation vieler Zeit, um sie zum Kriege zu bilden. Wir haben erst begonnen; auch ihr hattet eure Prüfungszeit, ehe ihr zu der Stufe gelangtet, auf der ihr jezt steht."

Die Militärmacht Persiens besteht aus regulären und irregulären Truppen. Die leztern werden, so wie ein Krieg zu Ende ist, aufgelöst, und erst wenn ein neuer droht, wieder zusammen berufen.

In dem letzten russischen Kriege hatte Persien eine Armee von 50,000 Mann im Feld, welche jedoch, ohne große Anstrengung, auf 200,000 Mann, grösstentheils Kavallerie, gebracht werden konnte. Ja, im Verhältnisse zu seiner Bevölkerung ꝛc. sollte das persische Reich eigentlich 600,000 Mann (?) ins Feld stellen können, ungerechnet 30,000 leichte Kurdische Reiter, in der Art der ehmaligen Mamelucken.

Schon im Jahr 1813 bestand das reguläre Heer aus 25 Regimentern oder 50 Bataillons Infanterie, aus 30 Schwadronen Kavallerie, und 2 Schwadronen Artillerie.

Die zwölf ersten Regimenter der persischen Infanterie wurden von französischen Offizieren organisirt; die übrigen zehn von Engländern, welche jenen in der Gunst am persischen Hofe folgten. Das 23te Regiment ist aus russischen Ueberläufern zusammengesezt. Bei den neun ersten Regimentern bestehen die Ober- und Unteroffiziere blos aus eingebornen Persern; die dreizehn übrigen aber werden meistens von Europäern befehligt. Ihre Uniform ist ein blauer Rock mit scharlachrothen Aufschlägen, zitzene Pantalons, und Halbstiefel. Den Kopf bedeckt eine persische Müze. Ihre Waffen bestehen aus einer Muskete und einem Bayonet, die Wehrgehänge aus weißem Leder.

Die Kavallerie, welche von Oberst Drouville organisirt wurde, besteht meist aus Lanciers, auf Pferden von türkischer und arabischer Zucht. Die Uniform erinnert an die des französischen Militärs: es ist eine kurze hellblaue Jacke, ebenfalls mit scharlachrothen Aufschlägen und einer persischen Müze. Ihre Bewaffnung bildet ein krummer Säbel, von englischer Arbeit, ein in einem ledernen Gürtel hängendes Pistol, nebst einer Lanze aus dem härtesten Holz, und viel länger als man sie in Europa gewöhnt ist. Ihr Reitzeug ist halb persisch, halb europäisch. Sie haben den persischen Sattel beibehalten, aber die bei unserer leichten Reiterei gewöhnlichen Steigbügel angenommen.

Die Artillerie, völlig nach dem Muster der französischen eingerichtet, ist wie die obengenannten Waffengattungen gekleidet. Die Kanonen sind meistens Sechspfünder und achtzöllige Mörser. Das Kriegszeug ist englische Arbeit. Bis in die letzten Jahre hatten die Perser noch keine Munitionswägen, wodurch ihre Operationen sehr erschwert wurden, indem sie genöthigt waren, jedesmal erst auf die Ankunft der mit Munition beladenen Kamele zu warten, wenn der Vorrath, welchen sie bei sich führten, verbraucht war.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch bei dem Krater des großen Vulkans von Kirauea.

Von Charles Stewart, Missionär auf Hawaii (Owaihi).

(Fortsetzung.)

Es gibt Scenen von welchen weder die Schilderung mit Worten noch mit Farben im Stande ist, nur einigermaßen den Eindruck zu vergegenwärtigen. Die Höhe, die Tiefe, die Länge, die Breite, der gesammte Anblick mag genau angegeben werden: die Seele des Lesers bleibt doch unberührt von den Gefühlen, welche den Augenzeugen ergreifen. Wir standen auf einer Höhe von 1500 Fuß und blickten in einen Schauder erregenden Abgrund von acht Meilen im Umfang, so unmittelbar unter uns, daß wir dem Anscheine nach durch einen einzigen Sprung in seine unterste Tiefe gestürzt wären. Die grause Unermeßlichkeit selbst, abgesehen von den vielen schrecklichen Bildern, die sie in sich vereinte, nöthigte fast un-

willkürlich die Augen dagegen zu schließen. Doch, wenn zu dem Anblicke die erstarrende Wirkung des vielfachen ungeheuren und fürchterlichen Getöses hinzukommt — das Donnern und Stöhnen und Aechzen und Stürmen, der ungeheure Kampf der gewaltigen Thätigkeit im Innern — als Ganzes, ist es entsetzlich! — Einer von uns, der, den Rand erreicht hatte, schauderte zurück, und bedeckte sein Gesicht, indem er ausrief: „Nennt es Schwäche, oder wie ihr wollt, ich kann nicht wieder hinsehen!" —

Aus dem bereits Gesagten wird man gesehen haben, daß dieser Vulkan von den meisten andern uns bekannten wesentlich verschieden ist. Der Krater desselben ist nicht der geöffnete Gipfel eines Berges, der in einiger Entfernung nach allen Richtungen sichtbar wäre; sondern vielmehr ein ungeheurer Schlund in einem Hochlande am Fuße des Berges Mouna Roa *), ein Abgrund, zu dem man gelangt, indem man zwei große Terrassen hinab steigt, und der von keiner Seite her weiter als eine halbe Meile weit sichtbar ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Vulkan ursprünglich in einem Kegel bestand, und seine jetzige Gestalt, vielleicht vor Jahrhunderten durch ein Zusammenstürzen des ganzen Gipfels erhielt. Die Hälfte der gegenwärtigen Tiefe des Kraters ist vor nicht gar langer Zeit auf dieselbe Weise gebildet worden; hiervon geben die Fels = Wände, die wir hinabsteigen mußten, einen deutlichen Beweis. Gegen die Mitte der Höhe, vom Gipfel herab, erstreckt sich rund herum (wenigstens so weit unsre Untersuchung ging) ein erhöhter Lava = Rand, an manchen Stellen mehrere Ruthen, an andern nur einige Fuß breit, und bildet so eine Art Gallerie, welche man an mehreren Punkten besteigen und darauf herumgehen kann, soweit es der sich in Süden ansammelnde Rauch erlaubt. Dieser Rand zeigt deutliche Spuren, daß er sich früher mit den Feuerströmen, die jetzt in der Tiefe wogen, auf gleicher Höhe befand; eine unterirdische Ableitung der Lava hat seitdem stattgefunden, und der Kessel ist mehrere hundert Fuß tief eingesunken.

Der Abgrund enthält fünfzig bis sechzig kleinere kegelförmige Krater, von denen mehrere in beständiger Thätigkeit sind; die Gipfel und Seitenwände von zweien oder dreien derselben sind mit Schwefel von verschiedenen Schattirungen von Grün und Gelb bedeckt. Außer diesem ist der hervorstehende Lavarand selbst, und alles, was sich unterhalb desselben befindet, schwarz. Die Felsen über dem Rande, welche die äußerste Umgebung des Kraters bilden, sind auf der Nord = und Westseite vollkommen senkrecht, roth von Farbe, und zeigen überall die Spuren früherer gewaltiger Erhitzung; die auf der östlichen Seite sind weniger steil, und bestehen gänzlich aus Schwefellagern von einem reinen und schönen Gelb. Der südliche Abhang war von dem Rauche verdunkelt, der beständig diesen Theil des Kraters erfüllt, und sich weit über den umgebenden Horizont verbreitet.

*) Nach verschiedenen Schätzungen 16,000 bis 18,000 Fuß hoch, also 1000 oder 2000 Fuß höher als der Mont Blanc.

Als die Dunkelheit der Nacht eintrat, nahm die Scene einen neuen, aber nicht weniger erhabenen Charakter an. Ein Feuer nach dem andern, welches die Helle des Mittags unbemerkbar gemacht hatte, begann mit den ersten Schatten des Abends aufzugehen, und bei zunehmender Finsterniß erschienen sie in so eiliger Folge, daß man kaum Zeit hatte, die schnell aufleuchtende Reihe mit den Blicken zu verfolgen. Zwei oder drei der kleinen Krater auf der Nordseite, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, waren in voller Thätigkeit, und warfen mit fast ununterbrochenem Donner fortwährend Steine, Rauch und Lava aus; Flammen, welche diese begleiteten, leuchteten in die Nacht hinein, erhellten den steilen Felsenrand und die Rauchsäulen am südlichen Ende, und warfen zuweilen einen glänzenden Widerschein auf eine vorüberziehende Wolke. Der Hauptpunkt der Thätigkeit schien indessen am südlichen und westlichen Ende zu seyn, wo sich dem Auge ein immer wechselndes Feuerwerk darbot, das an Schönheit und Erhabenheit alles übertraf, was die Kunst jemals ersinnen konnte. Ströme von Feuer floßen, Funken sprühend, zwischen den Kratern herum, und auf einer Seite wogte ein ganzer See, dessen Oberfläche flammte und sprühte.

Obgleich sehr ermüdet von unserm Wege, war es doch beinahe Mitternacht, ehe wir uns dem Schlaf überlassen konnten, den wir oft unterbrachen, um mit neuem Staunen die wundervolle Scene zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Von dem muthmaßlichen Erfolge einer Invasion in Indien.

(Blackwoods Magazine.)

(Fortsetzung.)

Welchen Weg man auch wählen mag, so muß eine Armee von der russischen Grenze bis zu den brittischen Besitzungen, wenn man die unvermeidlichen Umwege einrechnet, doch wenigstens 400 geogr. Meilen machen; ohne außerordentliche Unglücksfälle und Hindernisse, erforderte der Marsch daher 8 bis 10 Monate. Während dieser ganzen Zeit hätte die Armee nicht nur mit dem Clima, mit Krankheiten, immerwährender Anstrengung und einer unregelmäßigen Kost zu kämpfen, sondern der größte Theil des Marsches würde noch, durch Schwärme leichter Reiterei, die nur mit offenbarem Vortheil angreifen, das Heer aber immer im Schach halten, und täglich, durch das Abschneiden von Fourrageurs und Marodeurs und die Plünderung der Bagage, die Armee schwächen, aufs äußerste beunruhigt werden. Man wird mir vielleicht einwenden, Rußland könne sich die Freundschaft dieser Stämme erkaufen, oder sie durch Furcht im Zaume halten. Aber auf wie viele Stämme soll sich das Erkaufen der Freundschaft erstrecken? Wie weit soll man dasselbe nach beiden



Seiten der Marschroute hin ausdehnen? Und ist das Versprechen der Ruhe wirklich mit theurem Gelde bezahlt, welche Sicherheit hat man denn, daß sie auch Wort halten, vorzüglich wenn eine weit reichere Regierung ihnen das doppelte bietet, um feindlich gegen sie zu operiren? Wie will man ferner auf der andern Seite einem Volke Furcht einjagen, welches mit Haus und Hof schneller entfliehen kann, als Truppenabtheilungen es verfolgen, oder das sich nur ein paar Meilen von der Marschroute zu entfernen nöthig hat, um vollkommen sicher zu seyn? Was haben sie von einem Heere zu fürchten, dessen ganze Existenz davon abhängt, mit aller möglichen Schnelligkeit vorwärts zu kommen, und das sich deshalb weder rechts noch links zu wenden wagt? Dann soll die Armee häufig in so armen Gegenden erhalten werden, daß die Fourrageurs jedes Pfund, was sie bringen, mit dem Degen in der Faust erkämpfen müssen. Der Weg würde durch Wüsten führen, in denen das Heer nur in zwei, drei, vier, fünf oder noch mehr Abtheilungen, die sich nach einander auf derselben Route und mit bestimmten Zeitzwischenräumen folgten, vordringen könnte, weil die Quellen weit auseinander liegen, nicht für das ganze Heer hinreichen, und wenigstens einen Tag erfordern, um sich wieder zu füllen. In Gegenden, in welchen selbst die Karavanen oft Wassermangel leiden, soll man Einrichtungen treffen, daß ein Heer alle 3, 4 höchstens 5 Meilen Wasser finde. Denn es ist ja nicht zu vergessen, daß das kleinste Unglück für alle diejenigen ein Zeichen zum Angriff seyn würde, welche, aus was immer für Gründen, bis dahin noch freundlich oder neutral geblieben wären, und daß eine retrograde Bewegung, wenn man schon ziemlich weit vorgedrungen ist, nicht viel weniger wäre, als der sichere Untergang des ganzen Heeres. — Wir könnten hier noch viele Gefahren aufzählen, die niemand abläugnen wird, aber wir haben schon genug gesagt, um selbst den Ungläubigsten von der Unthunlichkeit eines Heerzuges von Rußland nach Indien zu überzeugen, und doch haben wir die Vertheidigungs-Mittel gegen einen Angriff, welche England selbst besitzt, noch kaum angedeutet. Wir wollen jetzt einmal annehmen, daß die Expedition wirklich die Grenzen von Indien erreicht hätte, daß sie sogar im Stande wäre, sich zu halten, bis sie aus Rußland neue Unterstützung erhielte, um mit einer recrutirten Armee und mit besserer Kenntniß des Landes die Operationen zu beginnen. Selbst unter diesen fast unmöglichen Voraussetzungen darf man nicht glauben, daß Indien sich in Einem Feldzuge erobern ließe. Ja, in Einem Feldzuge oder während Eines Jahres könnte eine Armee, der sich gar nichts widersetzte, kaum die Städte, worin die drei Gouvernements ihren Sitz haben, besuchen; und leistetete man ihr überdieß Widerstand, so könnten ihre Fortschritte, selbst unter den günstigsten Umständen, nicht bedeutend seyn. Der Krieg würde sich in die Länge ziehen, und dabei die eine der kriegführenden Mächte ihre Verstärkungen und Vorräthe durch Wüsten und feindliche Stämme vom kaspischen Meere her beziehen müssen, während die andere sich auf ihre wohlversehenen Magazine verlassen könnte, und sich nicht weit aus ihrem eigenen Lande zu entfernen brauchte. Es ist unmöglich, daß selbst die reichste und mächtigste Nation einen so ungleichen Kampf bestehen kann; eine der ärmsten in Europa wird daher schwerlich so blind seyn, ihn dennoch einzugehen. Die gesammten Einkünfte Rußlands, die sich auf 80 bis 90 Millionen Thaler belaufen mögen, würden kaum hinreichen, um die Kosten einer solchen Kriegsrüstung zu bestreiten, und da diese im Fall eines Bruchs mit England noch bedeutend dadurch vermehrt werden würden, daß der Kriegszustand auch in Europa nicht unbedeutende Kosten verursachte: so könnte Rußland nicht einmal die erste Auslage der Expedition aus seinen Einkünften aufbringen. Nie hat Rußland Geld genug gehabt, um auf längere Zeit außerhalb des Landes Armeen zu unterhalten, und selbst als es alles aufbot, weil alles auf dem Spiele stand, konnte es seine Armee nicht ohne fremde Hülfe über die Grenze schicken, weil es die Kosten nicht aufzutreiben wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Skandale in Frankreich,

durch das Sakrilegien-Gesetz veranlaßt.

Durch das Gesetz kommt die Sünde! Die Wahrheit dieses Satzes sollte, wie es scheint, durch das berüchtigte Sakrilegiengesetz von dem so eben entlassenen Ministerium in Frankreich bewiesen werden. Die Frucht entsprach der ausgestreuten Saat. Die Heuchelei einer Partei, die sich anmaßte, von Beleidigungen der Majestät Gottes zu sprechen, und unter dem Schein dieses neu erfundenen Verbrechens, irdische Leidenschaften zu befriedigen, hat nicht die Frömmigkeit unter dem Volke wieder einführen oder verbreiten können; sie hat nur zu Skandalen Anlaß gegeben, wie es in der That nicht anders zu erwarten war. Man lese die Berichte über Prozesse wegen angeblicher Versündigungen gegen das Ansehen der Religion, und man wird mit Unwillen bemerken, daß dasselbe, durch den Unverstand der Kläger, in den Augen des gemeinen Mannes gefährdet werden mußte. Die Gerichtshöfe sahen sich häufig in die traurige Nothwendigkeit versetzt, öffentlich in Prozessen dieser Art zu entscheiden; die juridischen Zeitblätter verbreiteten diese Entscheidungen und die ihnen vorhergegangenen Verhandlungen durch ganz Frankreich, so daß jeder alberne Frevel, welcher ohne den Unverstand des Gesetzes nicht über den Wirkungskreis eines Mannes aus dem Pöbel hinausgegangen wäre, jetzt eine öffentliche Sache, und in den Augen der Verständigen eine bittere Satyre gegen die Verwaltung wurde. Zum Glück scheiterte die kleinliche, inquisitionsartige Verfolgungssucht einiger öffentlichen Ankläger an dem erleuchteten Sinn der französischen Magistrate, so daß die Absicht des Gesetzes, dem jesuitischen Einfluß zu Hülfe zu kommen, nicht erreicht werden konnte. Wenn aber auch die einzelnen Opfer, welche die Heuchelei sich erwählt hatte, dadurch der angedrohten Strafe entzogen wurden, so konnte doch der Nachtheil nicht aufgehoben werden, der aus der Be-

kanntwerdung solcher Prozesse entstand. Ein einziges Beispiel mag hier, statt vieler, die wir anführen könnten, zur Bestätigung des eben Gesagten dienen. Vor dem Tribunale der Zuchtpolizei zu Poitiers wurde im vorigen Jahre ein Schuster, Namens Chebret, der Schmähung gegen die religiöse Moral angeklagt. Die nähere Bewandniß der Sache erhellet aus dem Urtheilsspruche selbst, dessen Anführung wir uns allein erlauben, weil er der offizielle Ausspruch einer konstituirten Behörde ist.

Dieses Urtheil lautet wörtlich, wie folgt:

„In Betracht, daß Chebret vor dem Tribunale angeklagt ist, sich eine öffentliche Schmähung gegen die religiöse Moral erlaubt zu haben, indem er den 13. Mai d. J. auf dem öffentlichen Platze zu Neuville vor einer großen Menge von Menschen ausrief: „sagt mir nichts von eurem Jesus Christus; es ist mir, wie wenn man mir den Rücken zerbläute, wenn ich von einem Beichtstuhle höre. Dieser Jesus Christus war nichts weiter als der Sohn eines Schuhflickers;

„in Betracht, daß die Zeugenaussagen die Wahrheit des Geschehenen zwar bestätigen, es sich aber aus der Verhandlung ergibt, daß der Angeschuldigte diese Worte nur im Verlaufe eines Gesprächs mit dem Huissier Girault über eine ihn betreffende Amtshandlung desselben vorbrachte;

„in Betracht, daß sich ferner aus den Verhandlungen ergibt, daß er nicht eine Lehre aufstellen, und vor einer herbeigerufenen Menge von Menschen gleichsam predigen wollte, sondern sie ganz einfach der Person zur Antwort gab, mit welcher er sprach und die zuerst den Namen Jesu Christi ins Gespräch zog, indem sie Chebret zum Vorwurfe machte, in Gleichnissen zu sprechen, wie Jesus Christus;

„in Betracht, daß alles, was Chebret sagte, unter den obwaltenden Umständen zwar der Frömmigkeit und der Hochachtung zuwiderläuft, mit welcher alle Christen den Namen der Gottheit aussprechen sollen: daß aber eine solche Aeußerung Chebret's gegen den Huissier Girault nicht die Eigenschaft einer öffentlichen Schmähung gegen die religiöse Moral hat, wie sie der Art. 8. des Gesetzes vom 17. Mai 1819 zur Begründung eines Vergehens fordert;

„in Betracht, daß der Richter deßhalb, obgleich er ein solches Betragen des Angeschuldigten im höchsten Grade tadeln muß, keine Strafe auf eine Aeußerung erkennen kann, welche nach den Worten des gegen ihn angeführten Gesetzes kein Vergehen begründet:

„so spricht das Tribunal Chebret kostenfrei von der Klage los."

Noch an demselben Tage legte der Prokurator des Königs gegen dieses Urtheil Appellation ein.

Den 11. August v. J. wurde die Sache vor dem k. Gerichtshof zu Poitiers gebracht, wo sie bei verschlossenen Thüren verhandelt wurde.

Die Appellation wurde verworfen und das Urtheil erster Instanz bestätigt.

So sind die Früchte eines Gesetzes beschaffen, welches angeblich die Religiosität begründen soll, aber seiner Natur nach nur Aergerniß geben kann, und daher auch außerhalb Frankreich Bedauern, wenn nicht Unwillen und Verachtung erregen muß.

Das Kloster der Armenier in Venedig.

(Fortsetzung.)

Sie beschlossen jetzt, nachdem sie sich in Sicherheit sahen, ein Kloster zu stiften, wozu sie, ohne Schwierigkeit, die Erlaubniß der Regierung erhielten. Diese wies ihnen einen Platz in Modon zur Errichtung eines Konvents und einer Kirche an, und die Einkünfte zweier benachbarten Dörfer zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes. Nach vielen Entbehrungen war im J. 1708 Kirche und Kloster vollendet. Der Pabst Clemens XI ertheilte der Kongregation, welche die Regel des heiligen Benediktus angenommen hatte, seine Bestätigung und ernannte Mechitar zum Abte. Zwölf Jahre lang, seit seiner ersten Ankunft in Morea, war sein Werk über alle Erwartung gediehen, als der Krieg zwischen den Türken und Venetianern ausbrach, und die ersteren mit großer Uebermacht in Morea eindrangen. Um sich nicht den Gefahren der Gefangenschaft auszusetzen, verließ er seine blühende Niederlassung, und kam im April 1715 mit eilf der Seinigen in Venedig an, wo er den Ausgang des Krieges erwarten wollte. Aber nach vier Monaten erhielt er die traurige Nachricht der Einnahme von ganz Morea, von dem Verlust von Modon und der Gefangenschaft mehrerer seiner Schüler, die nach Constantinopel geführt, dort jedoch von Christen losgekauft wurden, und daher bald in seine Arme zurückkehrten.

Da jetzt alle Hoffnung nach Modon zurückzukehren aufgegeben werden mußte, so kam Mechitar mit den Seinigen überein in Venedig zu bleiben.

Ein Gesetz verbot die Errichtung neuer Klöster in der Stadt, doch wurde ihnen in der Nähe derselben, im September 1717, die kleine Insel San Lazzaro zu beständigem Eigenthum eingeräumt.

Auf dieser Insel hatte im Jahr 1180 Leone Paolini ein Hospital für Aussätzige errichtet; und nachdem diese Krankheit aufgehört hatte sich zu zeigen, war dasselbe zur Aufnahme von hülfsbedürftigen Armen bestimmt worden. Mechitar fand auf derselben nichts als eine alte Kirche, wenige verlassene Zimmer und einen Garten.

(Schluß folgt.)

In der gestrigen Nummer dieses Blattes blieben durch ein Versehen mehrere sinnentstellende Druckfehler stehen:

In dem Aufsatze über Egypten l. statt Schluß — Fortsetzung.

Seite 87 Sp. 2 Z. 23 statt bona l. buona.
" " " " 29 statt die l. auf.
" " " " 30 statt auf l. die.
" " " " 35 statt feine l. feine.
" 88 " 1 " 8 v. u. statt Gewß l. Gewiß.
" " " 2 " 2 v. o. statt indocenten l. indolenten.
" " " " " 11 statt Delawar l. Delaware.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 24. 24 Januar 1828.

Royer Collard's Aufnahme in die französische Akademie.

Einer der glänzendsten Punkte in der Geschichte der französischen Akademie ist die einstimmige Wahl Royer Collard's zu einer Zeit, wo dieser Gelehrte als der entschiedenste Gegner des Villele'schen Ministeriums auftrat, und seine Aufnahme, in einem Augenblicke, wo sechs Departements sich die Ehre streitig machten, ihn ihren Repräsentanten zu nennen.

Als er in den Sitzungssaal der Akademie trat, erhob sich die ganze Versammlung von ihren Sitzen; der Saal bebte unter dem stürmischen Zuruf der Freude und des Beifalls, und dennoch lag eine Art scheuer Ehrfurcht selbst in diesem lauten Ausbruch der Begeisterung. Mit tiefer Achtung betrachtete man die edle, ernste Gestalt, sonst so still und ruhig, nun aber aufgeregt und erschüttert von der freudigen Bewegung des schönen Augenblicks. Der große Redner, so fest auf der Tribüne, schien außer Fassung gebracht; seine ersten Worte waren kaum vernehmbar; seine Hand suchte zitternd die Blätter seines Manuscripts. Erst nach einigen Minuten sammelte er sich, und schnell erkannte man nun den Mann, der gewöhnt ist, die zahlreichste Versammlung zu beherrschen. Mitten in der Rede drohte der Beifall mehr als einmal stürmisch auszubrechen, wurde aber von ihm mit bewunderungswürdiger Sicherheit stets bis zu dem Augenblicke zurückgehalten, wo er einen Gedanken vollständig entwickelt hatte, und es ihm gefiel, der Aufmerksamkeit Ruhe zu gönnen. Einige Stellen seiner Rede, die uns besonders bedeutungsvoll erschienen, legen wir unsern Lesern in treuer Uebersetzung vor.

„Meine Herren! Berufen durch Ihre Wahl, in Ihrer Mitte die Stelle eines Ihrer berühmtesten Mitglieder einzunehmen, kann ich mich der innern mit Ehrfurcht verbundenen Bewegung nicht erwehren, in welche eine so auszeichnende als unerwartete Ehre mich versetzt. In der That, was führt mich in die Akademie? Die Akademie! Dieser große Name ruft den ganzen literärischen Ruhm Frankreichs dem Gedächtniß zurück. Sie, meine Herren, geben diesem Ruhme nur dadurch neues Leben, daß Sie ihn stets vergrößern; mir aber gebührt nicht der Titel eines Gelehrten, der hier unerläßlich ist, und keinem unter Ihnen gefehlt hat. Kein Geisteswerk, kein von mir mit einigem Glück gepflegter Zweig der Literatur, konnte Ihre Blicke auf mich ziehen. Bis zu den letzten Zeiten verstrich mein Leben, Ihrer Beschäftigung fremd, fern von Ihrem Umgange, fruchtlos unter dem Geräusch unserer bürgerlichen Unruhen, oder verborgen in stiller Zurückgezogenheit. Einige Bemühungen, im Dunkel der Schulen das Studium der Philophie wieder zu beleben, konnten nicht bis zu Ihrer Kunde gelangen. Die Zeiten liegen weit hinter uns zurück, wo wir die Liebe zu den Wissenschaften, die emsige Bewunderung unserer großen Schriftsteller, das Studium der Sprache, die sie schufen, schon für ein lohnenswürdiges Verdienst ansehen durften; die Vorliebe für diese Beschäftigungen sind heutiges Tages glücklicherweise unter uns gemein, und genügen nicht, einer so ehrenvollen Auszeichnung, wie sie mir in diesem Augenblicke zu Theil wird, als Rechtfertigung zu dienen. Es ist sonach offenbar, meine Herren, daß eine neue Idee Sie bei einer Wahl leitete, welche sich nicht auf die bisherigen Vorgänge stützt, und deren Autorität nicht zu bestätigen scheint.

Im Schooße der Literatur, in dieser geistigen Welt, in welcher die Akademie ihren Sitz hat, blickte sie um sich her, und sah, daß, beim Durchgange durch die Revolution der Gesellschaft, die öffentliche Berathung das erste Gesetz unserer Regierung geworden war. Die Rednerbühne hatte sich in der Mitte des aufmerksamen Frankreichs erhoben; das Wort führte den Vorsitz bei den Geschäften. Diese Geschäfte, meine Herren, bestehen nicht blos im Abwägen der Interessen; sie fordern auch, sie fordern vor Allem die Feststellung und Vertheidigung der Rechte. Auf diesem erhabenen Kampfplatze, welcher der Rede eröffnet ist, sehen wir, in unserm Zeitalter, die Triumphe der Gerechtigkeit und der Freiheit, — Triumphe, welche mühsam und langsam erkämpft werden, aber fortan uns gesichert sind. Ihnen, meine Herren, ist es vorbehalten, in diesen Siegen auch das Werk der Beredsamkeit zu sehen. Während wir in unserer unsterblichen Charte die Restauration der Nationalwürde, das unverletzliche Pfand der Einigkeit und der öffentlichen Treue verehren, ist es Ihnen vorbehalten, in ihr zugleich einen Fortschritt der Vernunft, eine männliche Uebung der höchsten Geisteskräfte, folglich eine Vergrößerung des Gebietes der Literatur zu entdecken. (Beifall.) Glücklich ist der öffentliche Charakter, dessen Reden Sie auszuzeichnen nnd an dem Ruhme der Literatur Theil zu nehmen würdigen. Wehe ihm aber, wenn er um diesen Lohn buhlt! Denn seine Gedanken sind zu ernst und bedeutend, seine Pflichten zu heilig, als daß

es ihm erlaubt wäre, zwischen dem Guthandeln und dem Gutsprechen seine Sorge zu theilen. (Bewegung.) Ohne Zweifel, meine Herren, habe ich mit lebhafter Dankbarkeit die Gunst empfangen, die Sie mir zugestehen, eine Gunst, um welche sich Bossuet und Montesquieu bewarben, und auf welche ich um so stolzer bin, als ich sie zugleich über die Camille-Jordan, die de Serre, die Foy verbreite, — diese edlen Gefährten, diese ruhmvollen Freunde, welche ein frühzeitiger Tod dem Vaterlande und Ihrer Wahl entzog. (Wiederholter langer Beifall.) Aber es handelt sich hier nicht um meine Person: so unvollkommen auch meine Ansprüche sind, Sie, meine Herren, haben durch eine nachsichtsvolle Fiction in denselben die Rechte der französischen Tribüne sehen wollen; mit dieser schließen Sie indem Sie mich wählen, im Namen der Wissenschaft einen feierlichen Bund.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei dem Krater des großen Vulkans von Kirauea.

Von Charles Stewart, Missionär auf Hawaii (Owalhi).

(Fortsetzung.)

Des andern Morgens, Mittwoch den 29. bereitete sich unsere Gesellschaft in den Krater zu steigen. Eine von den wenigen Stellen, wo dieses möglich ist, war ganz nahe an unserer Hütte. Während der ersten 200 Schritte war der Weg steil, und verlangte, wegen der Lockerheit der Steine und Felsen, große Vorsicht bei jeder Bewegung. Eine leichte Berührung war hinreichend, um sie abzulösen und mit großer Gefahr für die schon voraus Gestiegenen hinabzustürzen. Die weitere Entfernung bis zu dem hervorstehenden Lava-Rande, gleichfalls noch ungefähr 200 Schritte, war mäßig steil und sicher, indem der Weg sich in ein altes Lavabett gewandt hatte, und in schiefer Richtung nach dem Vorsprung hinablief, auf den er mehr als eine viertel Meile westlich von der Stelle traf, von wo wir hinab zu steigen begonnen hatten. Hier angekommen, fanden wir die Zweckmäßigkeit der langen Stäbe und Stangen, mit denen wir uns versehen hatten, um damit die Sicherheit des Bodens zu untersuchen.

Jener Vorsprung ist gänzlich aus Schlacke und Lava gebildet, welche meistens durch das Feuer in einen morschen Zustand verwandelt, und überall von tiefen Spalten und Klüften durchschnitten ist, aus denen zum Theil Feuer herauf leuchtete, und Rauch und heißer Dampf aufstieg. Die ganze Oberfläche besteht aus einer schwarzen, glänzenden Rinde, welche vollkommen die zahllos mannigfaltigen gewundenen Gestaltungen der Lava beibehalten hat, aber so morsch war, daß sie wie Eis unter unsern Füßen brach, während das hohle Tönen unserer Fußtritte uns hinlänglich von der geringen Festigkeit der ganzen Masse überzeugte. An einigen Stellen, wo wir unsre Stöcke auf die Oberfläche stießen, gaben ganze Stücke nach, und zeigten uns dem Anscheine nach bodenlose Risse und Löcher. Diese waren indessen größtentheils zu klein, um gefährlich zu scheinen. Die Breite dieses Vorsprungs vermindert sich fortwährend, indem große Massen von seiner äußern Seite in den Krater hinunter fallen, und es ist wohl möglich, daß bei einer künftigen Erschütterung des Berges das Ganze in den Abgrund hinabstürzt.

Wir verließen nun die Schwefelbänke auf der östlichen Seite, und wandten uns an den nördlichen Felsen hin gegen Westen. Je weiter wir fortschritten, um so steiler wurden die Felsen zu unserer Linken, und stellten endlich nichts als eine kahle, senkrechte, ungeheure Wand von einer Höhe von 800 bis 1000 Fuß dar, an welcher gewaltige Steine und Felsblöcke scheinbar so lose hingen, daß sie bei der leisesten Bewegung herabzustürzen drohten. An vielen Stellen entwickelte sich von der Seite und der Höhe dieses Abhanges ein weißer, sich kräuselnder Dampf, an andern Orten waren braungelbe Lava-Ströme, die sich vom Gipfel bis zum Boden desselben herab erstreckten, in der Gestalt kleiner Cascaden, augenscheinlich erst vor nicht gar langer Zeit erstarrt. Bei jedem Schritte zog eine neue Erscheinung unsre Aufmerksamkeit auf sich, bis wir nach zwei Stunden, in denen wir nur ungefähr zwei engl. Meilen zurückgelegt hatten, an eine Stelle auf der westlichen Seite gelangten, wo der Rand mehrere hundert Fuß breit wurde, und nach dem Krater zu nicht senkrecht abbrach, sondern in ein Gerölle von zerbrochenen Lavastücken auslief, die über einander gestürzt, in wilder Verwüstung bis zum Boden des Kraters hinablagen. Hier sollte es, wie uns gesagt worden war, am leichtesten seyn, in den Grund hinab zu steigen; doch ohne einen Führer waren wir ungewiß, welchen Weg wir einschlagen sollten, als wir einige Herren, welche uns vorausgeeilt waren, wieder zurücksteigen sahen. Diese suchten uns auf das dringendste zu bewegen, nicht weiter vorzudringen; doch ihre lebhaften Vorstellungen von den Schwierigkeiten und Gefahren des Weges bestärkten nur unsern einmal gefaßten Entschluß; und da wir wußten, daß der Krater von dieser Stelle aus schon besucht worden war, so schritten wir vorwärts, ungeachtet der Weigerung des Führers, weiter mit uns zu gehen. Der Weg hinab war so gefährlich, als er uns dargestellt worden war; doch durch die Vorsicht, mit der wir die Sicherheit jedes Schrittes untersuchten, gelang es uns nach Verlauf von zwanzig Minuten den Grund zu erreichen, ohne irgend einen Unfall von größerer Bedeutung, als daß wir uns die Hände ein wenig an den scharfen Lavastücken aufrissen, an denen wir zuweilen genöthigt waren uns anzuhalten. Etwa auf dem halben Wege hinabwärts begegneten wir einem Insulaner, der auf der entgegengesetzten Seite hinabgestiegen, und nun auf dem Rückwege begriffen war. Außer seiner großen Ermüdung war er stark von einem Fall gequetscht, und sagte: es sey unten „ino, inoroa — hawahi o Debelo," (sehr, sehr schlecht, der Ort des Teufels.) Er war nur durch das Versprechen einer reichlichen Belohnung zu vermögen, wieder mit uns umzukehren.

Es ist schwer zu sagen, ob Gefühle des Staunens oder des Schreckens bei uns vorherrschend waren, als wir

die Tiefe dieses furchtbaren Ortes erreichten. Als ich an den riesenhaften Wänden, die auf jeder Seite sich bis in den Himmel erhoben, und zu unsrer Hütte hinauf sah, die sich gegenüber in einer Höhe von 1500 Fuß über uns zeigte, fühlte ich mich einen Augenblick auf eine sehr unangenehme Art beklemmt und beängstigt, ob durch die Wirkung der Einbildungskraft oder der heißen und schweflichten Atmosphäre des Vulkans, konnte ich mir nicht zum Bewußtseyn bringen. Doch ging diese Bewegung bald vorüber. Der allgemeine Eindruck, den der Boden des Kraters macht, läßt sich mit nichts besser vergleichen, als dem eines Sees, dessen Eis von einem heftigen Sturm aufgerissen, und plötzlich wieder zugefroren ist, während große Schollen sich noch gegen einander stoßen und brechen und übereinander thürmen. Gerade so rauh und verwirrt, war die schwarze Masse unter unsern Füßen, nur hundertmal schrecklicher, da aus den zahllosen Spalten und Kluften beständig heißer Rauch und Schwefeldampf aufstieg.

Wir waren nicht weit gekommen, als unser Weg durch eine wenigstens dreißig Fuß breite Schlucht abgeschnitten wurde. Die einzige Wahl, die uns blieb, war umzukehren, oder ihren Lauf zu verfolgen, bis sie sich endigte, oder schmal genug wurde, um überschritten werden zu können. Wir wählten das letztere, doch stießen wir bald von Neuem auf ein ebenso furchtbares Hinderniß, nemlich einen Strom von Rauch, der das Athemholen nicht gestattete. Während wir überlegten was zu thun sey, bemerkten wir, daß der Rauch zuweilen von der Luft nach einer entgegengesetzten Seite geweht wurde. Wir erwarteten deßhalb den Augenblick, wo wir unsern Weg auf diese Art frei sahen, hielten unsern Athem an uns, und eilten so schnell, als es der gefährliche Boden erlaubte, bis wir aus dem Bereiche der Dampfströmung waren. Hier fanden wir uns unerwartet auch von dem ersten Hindernisse unsres Fortschreitens befreit, denn die Kluft nahm plötzlich eine andere Richtung.

(Schluß folgt.)

Das Kloster der Armenier in Venedig.

(Schluß.)

Unterstützt von reichen Armeniern erbaute Mechitar einen neuen geräumigen Convent, legte den Grund zu einer Bibliothek, die allmählich mit den seltensten orientalischen, vorzüglich armenischen Handschriften bereichert wurde, und errichtete eine armenische Druckerei, mit Lettern von Amsterdam, welche eine große Anzahl von Werken größtentheils geistlichen Inhalts in armenischer und türkischer Sprache verbreitete. Er starb am 27sten April 1749, ein vierundsiebenzigjähriger Greis, von allen verehrt, die ihn kannten. Auf seinem Grabmal, im Sanctuarium der Kirche, liest man folgende Inschrift in armenischen Versen:

Ruhmvoller Mechitar! du süße Lyra,
Gestimmt durch den Fleisch gewordnen Geist,
Die erheiterte das Land von Sebaste,
Das vom Himmel geliebte Land.
Majestätisch war seine Gestalt, sein Geist erhaben:
Forscher der verborgenen Wahrheit,
Leuchte der Gnaden, zu erhellen die blinden
Gemüther der Sterblichen. Durch sich selbst erwarb er
Die seltene Wissenschaft, die köstlich ist dem Weisen.
— — — Er eröffnete den Weg,
Wo Blumen erndten und lieblichen Duft
Die edlen Geister, in guten Werken nicht säumig, —
Und wo die Sonne aufgeht, bis wo die Sonne sinkt,
Pflanzte er in fruchtbaren Boden den erlesenen
Himmlischen Weinstock. — —
Darum von armenischem Land erhoben dankbare Herzen
So glänzendem Edelstein diesen Hymnus.

Während seines langen Lebens hatte Mechitar unter seinen Schülern fünfzig Priester und zehn Laienbrüder gezählt, nebst vierzig andern Individuen, die das Kloster wieder verließen. Nach seinem Tode gewann die Congregation, die nach ihm den Namen Mechitaristen annahm, nicht weniger an äußeren Mitteln, als an Einfluß auf die Bildung ihrer Nation. Und als im Jahr 1810 alle Klöster im Königreich Italien aufgehoben wurden, blieb von diesem allgemeinen Loos — durch ein besonderes Decret Napoleons, — als ein selbstständiges gelehrtes Institut, das der Mechitaristen von San Lazzaro verschont. Nach den Gesetzen Mechitar's finden nur junge Armenier in dem Convent Aufnahme, aber ohne Unterschied des Standes oder Vermögens. Nur nach langen Prüfungen können sie zu der Congregation selbst zugelassen werden, wenn die Stimmenmehrheit einer Versammlung der Mitglieder sie dessen würdig hält. Diese beschäftigen sich theils im Kloster mit Unterricht der demselben zugesandten Jünglinge, oder mit Verfolgung ihrer wissenschaftlichen Studien, deren Resultate sie ihren Landsleuten durch den Druck bekannt machen; theils sind sie auf Missionen im Orient und in den armenischen Kolonien von Ungarn und Siebenbürgen zerstreut. Des ausgebreiteten Einflusses wegen, den sie dadurch besitzen, wurde im Jahr 1804 ihr Abt Kiuwer in Rom zum Erzbischof geweiht; und in den letzten Jahren hat die Congregation ein eigenes Hospitium in Rom erhalten.

Von den wissenschaftlichen Arbeiten der Mechitaristen hat die Ausgabe einer alten armenischen Uebersetzung der verlorenen Theile von dem Chronicon des Eusebius in ganz Europa Aufsehen gemacht; ob die zahlreiche Bibliothek, die reich an den ältesten armenischen Handschriften ist, nicht noch manche andere ähnliche Schätze enthält, ist, so viel wir wissen, bisher noch keineswegs erschöpfend untersucht worden. Die wichtigsten unter den auf San Lazzaro gedruckten Werken, die größtentheils in Constantinopel ihren Absatz gefunden haben, sind — außer der armenischen Bibel — eine armenische Geschichte bis ins 18te Jahrhundert, die armenische Geschichte des Lazarus Far-

pensis vom J. 388 bis 485, eine Uebersetzung der alten Geschichte von Rollin, eine Geschichte des 18ten Jahrhunders, an deren Fortsetzung noch fortwährend gearbeitet wird, eine allgemeine Geographie in 11 Bänden, eine Beschreibung des alten Armeniens u. a. m.

Von den Grammatiken neuerer Sprachen, welche die Mechitaristen zum Besten ihrer Landsleute herausgegeben haben, ist die armenisch-englische auch besonders dadurch merkwürdig, daß sie eine Uebersetzung des apokryphischen Briefes der Corinther an Paulus von Lord Byron enthält. Dieser besuchte während seines Aufenthaltes in Venedig das Kloster täglich, um die armenische Sprache zu lernen, und die angeführte armenische Grammatik ist eine Frucht seiner Unterrichtsstunden.

Außer Lord Byron ist uns kein Europäer bekannt, der die vortheilhafte Gelegenheit, welche die Insel San Lazzaro zum Studium der armenischen Sprache darbietet, benutzt hätte; doch könnte jeder Gelehrte, der diesen Zweck verfolgen wollte, der zuvorkommendsten Aufnahme gewiß seyn. Und wenn vielleicht die abenteuerliche Schilderung, die Krails Mnemosyne von einem armenischen Mönch entwirft, einiges Bedenken einflößen sollte: so versichern wir unsere Leser, daß das Urbild derselben, außer in der Phantasie des Verfassers, gewiß nirgend existirt hat; wie schon der einfache Umstand beweist, daß jener angebliche Armenier lateinische Psalmen lesen soll, was wahrscheinlich wenigen seiner Brüder jemals begegnet ist.

Venedig, September 1827. K. H. H.

Organisation, Stärke und Vertheilung der persischen Armee.

(Schluß.)

Die irregulären Truppen sind in zwei Infanteriedivisionen und fünf Kavalleriekorps eingetheilt. Das Geschütz wird durch Kamele transportirt.

Die erste Infanterie-Division, Djambas genannt, ist 12,000 Mann stark, und bildet die königliche Garde. Ihre Uniform ist eine kurze rothe Tunika: ihr einzige Waffe eine lange Muskete ohne Bayonet. Jeder Soldat erhält jährlich zwölf Tomans (etwa 130 Gulden) und einiges Getreide.

Die zweite Infanterie-Division, die Schahitufangis, (königl. Füseliere,) gehört ebenfalls zu der Garde des Fürsten. Sie ist 30,000 Mann stark, und in der Umgegend von Teheran gelagert. Sie sind wie die Djambas bewaffnet, tragen aber keine regelmäßige Uniform. In Friedenszeiten empfangen sie die gleiche Bezahlung wie jene; im Kriege aber erhalten sie nur den halben Sold, da alsdann der Staat für die meisten Bedürfnisse ihrer Unterhaltung sorgt.

Das erste Korps der irregulären Kavallerie, aus gepanzerten Reitern bestehend, zählt gegen 40,000 Pferde, von denen 4000 zu der Garde des Thronerben bestimmt sind. Diese Reiter tragen krumme Säbel und vierzehn Fuß lange Lanzen. Den Kopf bedeckt ein Helm, von welchem eine Art stählernen Netzes herabhängt, das die Schultern schützt. Auch der Arm ist, von dem Handgelenke bis zum Ellenbogen, von einem ähnlichen Netze bedeckt. Ferner tragen sie am linken Arme einen runden Schild, und am rechten ein Armband so wie einen mit Pelz gefütterten Handschuh. Die Pferde sind von türkischer und arabischer Race. Dieses Korps hat sich, namentlich gegen die Türken, stets ausgezeichnet. Ihre Lanzen gebrauchen sie mit großer Gewandheit. Beim Eintritt in das Korps erhält jeder Reiter eine vollständige Uniform und Bewaffnung, dann aber wird ihm, so lange er im Dienste bleibt, kein Stück dieser Ausrüstung neu angeschafft, außer wenn er es auf dem Schlachtfelde verliert. Jeder erhält einen jährl. Sold von 24 Tomans (ungefähr 260 fl.) und drei oder vier Scheffel Getreide.

Das zweite Kavalleriekorps, die Golams (wörtlich Sklaven), ist von unbestimmter Zahl. Die Golams sind trefflich beritten, und führen alle Arten von Waffen, im Handgemenge mit dem Feinde jedoch meistens den Karabiner, den Säbel und die Pistolen. Ihr Sold beträgt 20 bis 26 Tomans jährlich, und außerdem erhalten sie Futter für ihre Pferde.

Das dritte Kavalleriekorps, Golam-Tufangi genannt, kämpft sowohl zu Pferd als zu Fuß. Jeder Soldat ist mit einer langen Muskete bewaffnet und führt eine Art Gabel mit sich, auf welche er, wenn er zu Fuße ficht, das Gewehr auflegt, um desto sicherer zielen zu können.

Das vierte Reiterkorps bildet die Kavallerie der Provinzen, Hathy genannt. Jede Provinz liefert die nöthigen Waffen nach eigener Wahl, daher einige mit Piken, andere mit Karabinern, wieder andere mit Bogen und Pfeilen ꝛc. bewaffnet sind. Die Pferde dieses Korps sind nicht so gut als die der andern, aber, da die verschiedenen Provinzen sie liefern müssen, außerordentlich zahlreich.

Das fünfte irreguläre Kavalleriekorps endlich führt den Namen Azarij. Es wird ganz auf Kosten des Staats bewaffnet und ausgerüstet, besteht aber aus lauter bejahrten Männern, welche zum strengen Kriegsdienste nicht geeignet sind. Sie erhalten keinen Sold, sondern blos Nahrung für sich und ihre Pferde.

Der letzte, so unglücklich geführte Krieg wird den Schah von Persien und seinen Thronerben aufs Neue von der Nothwendigkeit eines möglichst großen und disciplinirten Heeres überzeugt haben, und es ist zu erwarten, daß besonders auch die Engländer, die in den Journalen aller Parteien ihre Wünsche aussprechen, am Hofe von Teheran alles aufbieten werden, um zu bewirken, daß nichts vernachläßigt werde, was Persien eine Achtung gebietende Stellung geben kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 25. 25 Januar 1828.

Die jonischen Inseln.

Der Sirocco. Maitland, Adams und Guilford.

Ein kürzlich erschienenes englisches Werk *) enthält sehr anziehende Schilderungen eines, von Nationalvorurtheilen ziemlich freien brittischen Reisenden, über diese schönen Besitzungen, welche weder die Gewalt der Waffen, noch freie Wahl, sondern die Intriguen der Politik und die Siege des Kabinets, der Oberherrschaft Englands unterworfen haben. — Alles ist herrlich in Corfu (sagt unser Reisender) soferne man nicht genöthigt ist in einem der abscheulichen Wirthshäuser zu wohnen, oder soferne nicht der furchtbare Sirocco weht. Dem erstern Uebel entging ich glücklich, aber keine Gastfreundschaft konnte mich vor dem zweiten schützen. Der Einfluß dieses Windes ist so groß, daß selbst Personen von der stärksten Constitution sich plötzlich ermattet fühlen, als wären sie von der schwersten Krankheit befallen, ja daß selbst die Einwohner der Gegenden, in denen er am häufigsten weht, nicht immer von seinen furchtbaren Wirkungen verschont bleiben. In dem Augenblicke, als er, zum erstenmal seit meiner Ankunft auf der Insel, zu wehen begann, ward ich aus tiefem Schlafe erweckt, und fühlte die Veränderung, die plötzlich in der ganzen Atmosphäre vorging. Meine Brust ward beklommen; es bemächtigte sich meiner das peinliche Gefühl eines Menschen, der zu ersticken fürchtet; es war mir als ob ein brennender, schwefliger Liquor durch meine Adern dränge; mein ganzes Wesen befand sich in der äußersten Abspannung. Glücklicherweise ist das Uebel nur vorübergehend, und hat man es überstanden, so freut man sich doppelt des schönen Lebens, das ringsum dieser glückliche Himmel darbietet.

Mit Freuden bemerkt man in Corfu überall die steigenden Fortschritte der Civilisation. Straßen die noch vor kurzem völlig unwegsam waren, sind nach Mac Adams Methode hergestellt, und bequeme Wohnungen, in einem bessern Style gebaut, treten an die Stelle der alten, den Einsturz drohenden Hütten. In der Stadt selbst verdrängt Reinlichkeit und Ordnung mehr und mehr den einst so ekelhaften Schmutz. Die Abschaffung eines alten auf dem Grundeigenthum lastenden Gesetzes, nach welchem ein Theil der Insel ausschließlich mit Oelbäumen bepflanzt seyn mußte, woher es kam, daß beständige Nebel daselbst herrschten, hat sehr wohlthätig auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung gewirkt. Zugleich ward dadurch ein beträchtlicher Theil des Bodens für eine weit vortheilhaftere Benützung gewonnen. Diese Maßregel ist eine von den Wohlthaten der Verwaltung des Sir Frederik Adams, der zum Glück der Jonier Nachfolger des despotischen und übermüthigen Sir Thomas Maitland wurde.

Das Andenken des „Königs Tom," wie die Inselbewohner den Sir Thomas nennen, wird von allen verwünscht, und noch gegenwärtig sprechen sie von ihm nur mit Schrecken und Abscheu. Er hatte die Kunst, sich bei allen denen, die unter seiner Verwaltung standen, von Grund aus verhaßt zu machen, bis auf den höchsten Grad gebracht. Doch möchte ich diesen Haß mehr auf Rechnung der rohen und beleidigenden Art, mit der er seine Gewalt ausübte, als auf Rechnung von Handlungen positiver Unterdrückung setzen. So z. B. fiel es ihm einmal ein, den gesetzgebenden Körper in seinen eigenen Palast zu berufen, und vor den Repräsentanten des Volks ohne Rock, im bloßen Hemde zu erscheinen. Nie sprach er von den Joniern, ohne ein unanständiges, seine Verachtung ausdrückendes Beiwort beizufügen. Ein solcher Mann war nicht geeignet seine Person oder seine Maßregeln populär zu machen. Zuweilen begegnete es ihm sogar, seine eigenen Anordnungen zu verletzen, was diesen noch mehr das Siegel einer rein willkürlichen Tyrannei aufdrückte. Ungeachtet er z. B. alle aus Albanien kommenden Schiffe einer sehr strengen, dem Handel der Insel höchst beschwerlich fallenden Quarantaine unterworfen hatte, kehrte er sich doch, als er selbst von einem Besuche bei Ali Pascha zurückkam, so wenig an sein eigenes Gesetz, daß er gleich vom ersten Tage seiner Ausschiffung an, mit dem Pelze, den er vom Pascha von Janina zum Geschenk erhalten hatte, spazieren ging. Noch bis auf diesen Tag müssen die Reisenden und der Handel die nachtheiligen Folgen dieses Benehmens empfinden; die neapolitanische Regierung sah sich dadurch veranlaßt, die Quarantainezeit der von den Inseln kommenden Schiffe um mehrere Tage zu verlängern, und bis jetzt konnte es dem englischen Einflusse nicht gelingen, die Zurücknahme dieser Maßregel zu bewirken.

Der gegenwärtige Gouverneur der Sieben Inseln, Sir Frederik Adams, genießt eine wohlverdiente Popularität; und es möchte auch schwer seyn, die Pflichten des ihm anvertrauten Postens mit größerem Eifer zu erfüllen. Seine Verheirathung mit einer jungen Insulanerin hat

*) Jonian Islands, Letters of a english Voyager. London 1827.

viel dazu beigetragen, ihm die allgemeine Zuneigung zu gewinnen. Er wendet, in Vereinigung mit Lord Guilford, dem Gründer der Universität in Corfu, alles an, um die gegenseitige Abneigung und Absonderung, die zwischen den Engländern und den Eingebornen herrscht, nach und nach zu mildern. Lord Guilford wird von den Joniern verehrt, als gehörte seine Erscheinung noch der alten Herrlichkeit ihres Vaterlandes an. Die Philanthropie dieses ausgezeichneten Mannes hat nichts von der Kälte des Klimas angenommen, unter dem er geboren wurde. Mit feuriger Seele hat er seine Zeit, sein Vermögen, jeden seiner Gedanken dem Glücke dieser so tief von ihrem früheren Glanz und Ruhme herabgesunkenen Inseln geweiht. *)

(Schluß folgt.)

Royer Collard's Aufnahme in die französische Akademie.

(Fortsetzung.)

„Man wundere sich nicht, man klage die Akademie nicht an, ihre Herrschaft über die natürlichen Grenzen auszudehnen. Die Literatur hat kein geschlossenes Gebiet, das, von andern Gebieten umgrenzt, sich nur durch eine ungerechte Invasion erweitern könnte. Was dem Menschen, was der Welt angehört, ist ihr nicht fremd, nicht verboten. Die Moral erforscht das Gute, die Philosophie das Wahre; die Literatur, auf beides sich stützend, hat das Schöne zum Gegenstand. Das Schöne aber ist überall, in uns und außer uns, in den Vollendungen unserer Natur und in den Wundern der Sinnenwelt, in der selbstständigen Kraft des einsamen Gedankens und in der Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, in der Tugend und in den Leidenschaften, in der Freude und in den Thränen, im Leben und im Tode; und wenn die Natur gegen unsere Wünsche karg ist, so ist es uns vergönnt, mit unserer Einbildungskraft das Schöne zu vervielfältigen, es verschwenderisch auszutheilen, die Wahrheit durch Dichtung, die Geschichte durch Mythen zu übertreffen. Dies ist die Würde, dies die Universalität der Wissenschaft des Schönen, der Literatur. Geboren in unserer Fähigkeit, das Schöne zu erkennen, hat diese Wissenschaft keine Grenzen, als soweit unsere Kraft das Schöne zu erfassen und zu genießen selbst begrenzt ist. Das Schöne ist nur dem Gefühl zugänglich; es in einen Begriff, in eine Definition einzuzwängen ist unmöglich. Man gebe ihm die Namen des Erhabenen, des Pathetischen, des Edlen, des Großen, — alle diese Worte können es nicht erschöpfend bezeichnen.

Es gibt wundervolle Künste, die das Schöne durch die Gestalt, durch Farben oder durch Töne ausdrücken; sie machen es zu einem Gegenstande der Sinne, oder vielmehr, sie bedienen sich der Sinne, um der Seele das Schöne zu offenbaren. Die Literatur drückt das Schöne aus durch das geistige Werkzeug der Sprache; darum ist der Styl ein Theil der Literatur; darum gibt es auch eine Wissenschaft des Styls und selbst der Worte, welche die Literatur zu repräsentiren scheint, jedoch nur ihr Gehülfe ist.

Die Literatur gedeiht nicht in jeder Zeit; sie fordert Geister, die sich lange mit der Betrachtung des Schönen beschäftigt und in dem Anblick desselben ihre Sinne so geschärft haben, daß sie es schnell durch jenen Instinkt, den man Geschmack nennt, zu unterscheiden wissen. Dort, wo der Geschmack sich nicht gebildet hat, ist es möglich wunderbare Dinge zu denken und zu sagen; eine Literatur aber, die des Namens würdig wäre, wird es dort nicht geben.

Obgleich die Natur des Schönen unveränderlich ist, so ist sich die Literatur doch nicht stets gleich. Sie folgt der Religion und der weltlichen Regierung, den langsamen oder den ungestümen Revolutionen in den Sitten, der Bewegung der Geister, ihren veränderlichen Liebhabereien und ihren verschiedenen Neigungen; und so wird sie der wechselnde Ausdruck der Gesellschaft. Unter den Dingen, die sie begünstigen, gebührt der politischen Freiheit ohne Widerrede der erste Rang. (Bewegung unter den Zuhörern.) Ist es etwa nur deswegen, weil die Rednerbühne die Literatur mit einer neuen Art von Beredsamkeit bereichert? Nein, die Macht der Freiheit reicht weiter hinaus. Mit ihr, Sie wissen es, meine Herren, mit ihr erwacht ein tiefes, schönes Gefühl, aus welchem, wie aus ihrer natürlichen Quelle, große Gedanken und zugleich große Thaten entspringen. (Beifall.) Dieses Gefühl gehört ganz der Literatur an; ich habe nicht genug gesagt, — es ist die nothwendige Bedingung derselben. Wäre die Freiheit nicht in den Geistern, so würde sie vergebens in unsere Gesetze geschrieben seyn; vergebens würde ihr Name in den Worten und Verhandlungen der Regierung wiedertönen: die Literatur, in ihrer Wurzel verdorrt, würde kränkeln, und nur ungenießbare Früchte tragen. Dort dagegen, wo die Literatur in ihrem vollen Glanze strahlt, können wir sicher seyn, die Freiheit in den Gemüthern zu finden, wäre sie auch nicht in die Gesetze geschrieben; sie lebt dort in den Geistern, welche um sie trauern oder sie herbeirufen. — Dies ist der Vorzug unserer Zeit: die Freiheit ist aus den Geistern endlich in die Gesetze übergegangen. Sie stützt sich auf die Bürgschaft des Königs, wie auf die Macht der öffentlichen Sitten. Wer könnte sie uns von Neuem rauben? (Bewegung.) Die Literatur wird ihre Gegenwart fühlen, und ihren Charakter annehmen. Sie wird edel, ernst und voll Muth seyn. Neue Aufregungen werden die Dichtkunst und Beredsamkeit beseelen; die Philosophie, die Geschichte, die Kritik werden vereint Kenntnisse verbreiten, deren die Freiheit zu ihrem Gedeihen bedarf. Erzogen vom Geiste des Jahrhunderts, wächst ein neues Geschlecht heran, ernst, besonnen und geduldig; es ist dafür gebildet, daß die Fortschritte der Gesellschaft auch neues Leben in die Wissenschaften bringen und ihr Gebiet erweitern müssen."

Nach diesen allgemeinen, zeitgemäßen Betrachtungen,

*) Bekanntlich ist der edle Earl of Guilford vor kurzem verstorben.

sprach der Redner zum Lobe seines Vorgängers, des verstorbenen Laplace. Da des Herrn Daru Vortrag über diesen Heros der Wissenschaft für deutsche Leser anziehender seyn dürfte, so übergehen wir die correspondirenden Stellen in der Rede des Herrn Royer-Collard und beschränken uns auf den universellen Theil derselben. Diese Rede, im Tempel der Wissenschaften, vor ihrem Altar gesprochen, konnte nicht verfehlen, unter den Zuhörern, unter Allen, welche in Europa diese Rede lasen, die tröstende Ueberzeugung zu verbreiten, daß die Freiheit in den Geistern lebt, daß dadurch die Fortschritte der Gesellschaft, wie jene der Wissenschaften, gesichert sind, und daß alle Versuche des Aberglaubens und einer sittenverderbenden Heuchelei, als unmächtige Anstrengungen einer Sekte von Pygmäen gegen die Riesenkraft einer zum Bewußtseyn erwachten Zeit, nicht gefürchtet werden dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei dem Krater des großen Vulkans von Kirauea.

Von Charles Stewart, Missionär auf Hawaii (Owaihi).

(Beschluß.)

Wir befanden uns nun in einer nur unbeträchtlichen Entfernung von einem der größten kegelförmigen Krater, dessen Thätigkeit während der vergangenen Nacht einen so großen Eindruck auf uns gemacht hatte, und eilten ihn näher zu untersuchen; eine so wunderbare Erscheinung kann sich nie wieder unsern Blicken darbieten. Wir schätzten ihn in der Nähe auf 150 Fuß — ein ungeheurer, unregelmäßig gebildeter umgestürzter Trichter von Lava, voll Spalten und Oeffnungen, aus denen große Dampfmassen mit betäubenden Explosionen hervorbrachen, während er mit gleicher Gewalt bleiche Flammen, Asche, Steine und Lava aus seinem zerrissenen Schlunde auswarf. Lord Byron *) stieg mit seinem Diener den Kegel einige Fuß hinauf, fand indessen die Hitze zu groß, um länger verweilen zu können als nöthig war, einige Stücke neuer, brennendheißer Lava abzuschlagen.

So groß war die Bewunderung, die uns diese Scene abnöthigte, daß wir die Gefahr vergaßen, der wir ausgesetzt waren, wenn eine Veränderung in der Richtung der Dampfströme eintrat, die stärker oder schwächer aus allen Theilen des Kraters aufstiegen, bis Mr. Davis uns darauf aufmerksam machte, daß das Einathmen der Luft, von welcher wir leicht umgeben werden konnten, uns allen tödtlich seyn würde. Wir unterdrückten deshalb unsern Wunsch, einen nicht weit entfernten ähnlichen Kegel, der mit einer schönen Schwefelinkrustation bedeckt war, zu besuchen, und traten auf das eiligste unsern Rückweg von einem so gefährlichen Orte an. Das Hinaufsteigen bis zum Rand war nicht weniger schwierig, als das Herabsteigen, und die letzte kurze Strecke, die wir erklimmen mußten, fast senkrecht; doch gelang es uns allen, wohlbehalten die Höhe zu erreichen.

*) Nicht der Dichter, sondern der Reisende, ein Neffe von jenem.

Wir langten gegen zwei Uhr bei unserer Hütte an, erschöpft von Ermüdung, Hunger und Durst; doch hatten wir alle Ursache, uns Glück zu wünschen, indem wir uns der größten Gefahr, und vielleicht dem Tode entrissen sahen. Wir bemerkten nämlich, daß sich der ganze Schlund mit dickem Schwefeldampf zu füllen begann, und nach Verlauf einer halben Stunde hatte sich derselbe so darin angehäuft, daß nicht ein einziger Gegenstand mehr unter uns sichtbar war. Selbst auf der freien Höhe wurde die Luft so drückend, daß wir ernstlich an eine schleunige Entfernung dachten. Dieß währte den größten Theil des Nachmittags. Darauf trat todte Stille innerhalb und ausserhalb des Kraters ein; und der Vulkan schien von seiner Thätigkeit auszuruhen.

Die glänzende Illumination vom vergangenen Abend gewährte uns auch an diesem, zwei bis drei Stunden lang, durch ihre Schönheit einen erneuten Genuß, worauf uns endlich die Ermüdung des Vormittags einige Ruhe wünschenswerth machte. Doch kaum hatte das Geschwätz der Insulaner um uns her lange genug geschwiegen, um uns einschlafen zu lassen, als der Vulkan mit verdoppelter Thätigkeit zu toben anfing. Zu allem, was wir schon vorher gehört hatten, kam besonders noch ein unwilliges Murren, und Dröhnen, wie aus den innersten Eingeweiden des Abgrundes, in Zwischenräumen von einer Bewegung begleitet, gleich den verzweifelten Anstrengungen einer riesenhaften Kraft, die sich zu befreien strebt. Diese Töne waren nicht an eine bestimmte Stelle gebunden, sondern rollten von dem einen Ende des Kraters zu dem andern; zuweilen schienen sie unmittelbar unter uns zu seyn, wo wir dann deutlich den Boden unter uns zittern fühlten, und eilten hierauf mit unbegreiflicher Schnelligkeit zum fernsten Ende. Die ganze Luft war mit dem Getös erfüllt, und selbst die, welche im festesten Schlafe lagen, wurden dadurch schnell vollkommen wach. Lord Byron sprang von seinem Lager auf und rief: „Wir werden sicher eine Eruption bekommen — eine solche Gewalt muß alles durchbrechen.“ Kaum hatte er gesprochen, als wir gerade vor uns eine dicke schwarze Rauchsäule aufsteigen sahen; zugleich verstummte der unterirdische Kampf, und unmittelbar darauf brachen Flammen aus einem großen Kegel, in dessen Nähe wir uns diesen Morgen befunden hatten, und welcher lange in Ruhe gewesen zu seyn schien. Rothglühende Steine, verkohlte Massen und Asche wurden mit Heftigkeit zu einer bedeutenden Höhe empor geschleudert, und kurz darauf kochte die geschmolzene Lava über und floß in zwei sich schlängelnden Strömen mit unbeschreiblichem Glanze die Wände des Kegels hinab, und über die ihn umgebenden Schlacken hin.

An einer entfernteren Stelle eröffnete sich ein ganzer Feuer-See. Dieser mußte wenigstens zwei Meilen im Umkreis haben; seine Bewegung war furchtbarer erhaben, als die kühnste Phantasie sich die Hölle selbst hätte denken können. Woge nach Woge thürmten sich ihre gewaltigen Massen auf; und zuweilen stießen sie, von entgegengesetzten

Richtungen kommend, mit solcher Gewalt wider einander, daß der feurige Schaum vierzig bis fünfzig Fuß hoch in die Luft sprizte. Es war zugleich das schönste und das schrecklichste Schauspiel der Welt.

Unter dem Namen Pele war dieser Vulkan früher eine der größten und gefürchtetsten Gottheiten von Hawaii. „Pele ist die allmächtige Göttin der Vulkane, und Kirauea, ihre und der ihr untergeordneten Gottheiten Wohnung. Die kegelförmigen Krater sind ihre Häuser, wo sie sich oft mit Koriane-Spielen ergözen; das Getöse und das Prasseln der Flammen ist die Musik ihres Tanzes, und die rothflammende Woge ist die Fläche auf der sie spielen." Doch dieser Glaube verliert jezt immermehr seinen Einfluß auf die Gemüther des Volks.

Groß war unser Bedauern, als wir den nächsten Morgen, nach einer fast schlaflosen Nacht, unsern Rückweg antreten mußten. Es war der herrlichste Tag, die Athmosphäre vollkommen klar, und die Luft rein und stärkend. Das Bett des Kraters, auf dem noch die breiten Schatten der östlichen Wand lagen, zeigte sich in finsterer Schwärze; eine tiefe Röthe warf der Widerschein der Morgensonne auf die westlichen Felsen; das helle Gelb der gegenüberliegenden spielte hier und da ins Scharlachrothe, und die zwischen ihnen sich erhebende Rauchsäule schwebte, wie eine leichte, glänzend weiße Draperie im tiefen Azur des südlichen Himmels. Mouna Roa, und Mouna Kea standen im Westen und Norden in Purpur gekleidet, während die lange Linie der dazwischen liegenden Wälder, die Fläche über die wir schritten, und der Berghang, von dem wir eingeschlossen waren, mit eben so lebhaftem Grün prangte.

Als wir die Höhe des ersten Abhanges erreicht hatten, war die Ansicht des Kraters und seiner Umgebung so außerordentlich schön, daß ich, obgleich der größte Theil der Gesellschaft mir voraus war, zurückblieb, um die Umrisse derselben zu zeichnen. Um 12 Uhr erreichten wir schon die Hütten, welche in der Mitte des Weges vom Vulkan nach dem Hafen errichtet waren. Hier beschlossen wir, die Nacht zuzubringen. Nach dem Mittagmahl führten die Eingebornen einen Tanz auf, worauf wir uns zurückzogen um auszuruhen. Am folgenden Morgen brachen wir vor Tagesanbruch auf und erreichten um 1 Uhr den Hafen.

(The Edinburgh new philos. Journal.)

Erinnerungen aus Italien.

Von einem englischen Gentleman.

(Fortsetzung)

Signora D. war Wittwe eines Generals, und hatte in großem Ansehen gestanden, so lange militärischer Ruhm im Lande noch einiges Gewicht verlieh. Aber diese Zeit war vorüber; „die Waffen wichen der Toga," und so flößte die Wittwe eines Kriegers kein Interesse mehr ein. Da sie indessen gut erzogen, und sehr gebildet war, so machte sie ihr Haus zum Mittelpunkte der Studien, denen sich die Alterthumsforscher Roms widmen, und wurde ihnen das, was Signora Tamburini den Hellenisten von Florenz ist. Bald sammelten sich alle gelehrten Advokaten und Mediziner um sie, die, ein untrügliches Orakel, die Schiedsrichterin in den sublimsten archäologischen Disputen wurde. Der Ruhm ihrer Jugend ward, als sie älter wurde, zur Mode. La Casa D., das älterliche Haus ihres verstorbenen Gatten, lag in der Nähe des Pantheons; aber wie sollte sie in einem Volksquartiere wohnen können? In Rom, wo der Adel keine Ansprüche macht, hat dagegen der Mittelstand die Sucht, sich unter den Adel zu mischen. Alle Klassen suchen einander gleichsam einzuholen; jede strebt darnach, sich auf eine, wo möglich einige Linien höhere Stufe zu stellen, als die ist, wozu sie gehört. Manche Hochadeliche überlassen, von Finanznöthen gedrückt, ihre prachtvollen Wohnungen bürgerlichen Miethsleuten, und diese ziehen ein Logis in einem Palais, und wäre es auch im vierten Stock, einem bequemen Hause in einem bürgerlichen Stadttheile vor. Die Mediziner wählen sich ihre Wohnungen in der Nähe der Sapienza, die so weit als möglich von den Hospitälern entfernt ist, welche sie versehen müssen. Die Advokaten verschmähen die antiken Alleen, welche die Curia Innocenziana umgeben, um beim Corso wohnen zu können. Alle Stockwerke dieser alten Gebäude, oft die einzige Resource ihrer adelichen Eigenthümer, sind der bürgerlichen Eitelkeit überantwortet, welche die ihnen anhängende Würde usurpirt. Diese Emigration in Masse des die Paläste in Beschlag nehmenden römischen Bürgerstandes, giebt Rom ein höchst sonderbares Aussehen. Unter prachtvollen Kolonnaden erblickt man einen Kramladen; am Ende eines dunklen Ganges, oder in einem Entresol führt ein enger, schmutziger Eingang zum Herrn des Hauses, der dort in der traurigsten Zurückgezogenheit lebt. Im ersten Stock ein reicher Bürger, der den Herrn spielt; im zweiten ein Künstler; im dritten un avocato; im vierten ein Gelehrter, lauter Signori illustrissimi, alle unbekannt dem Eigenthümer, den auch sie nur dem Namen nach kennen. So werden die bürgerlichen Geschlechter in den Palästen der Principi geboren, so leben und sterben sie darin, und das sic vos non nobis wäre die passendste Inschrift dieser hohen Gebäude.

So fällt in diesem Rom, dem Vaterlande der Ruinen, der Adel selbst in Trümmer, und die Eitelkeit des Bürgers, die feierliche Würde des Patriziers nachahmend, leiht dem Gesammtanblick dieser im Verfall befindlichen Gesellschaft einen, für den Beobachter nicht unergeztlichen Anstrich ernsthafter Carricatur. So hatte denn auch Signora D., mit dem Strome schwimmend, ihre einsame, stille Wohnung gegen drei oder vier Piken in der Nähe des Corso vertauscht, ungeachtet die lärmende Menge, die sich in diesem Stadttheile beständig durch einander drängt, ihren gelehrten Beschäftigungen wenig günstig war. Sie hatte hierin dem Wunsch ihrer, gleich ihr gelehrten, aber mehr vergnügungssüchtigen Töchter nachgegeben, und ihre kleine Akademie in das Quartier à la Mode verlegt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 26. 26 Januar 1828.

Egypten unter Mehemed Ali.

(Fortsetzung.)

Mehemed Ali's Verehrer, deren er in Europa so viele hat, werden unserem Tadel entgegnen: es sey ungerecht, die Grausamkeiten, welche seine Söhne, oder deren halbwilde Kriegsknechte begangen, auf seine, des Vaters, Rechnung zu setzen. Dieß zugegeben, dürfen wir doch fragen, warum der weise Vezier diese Jünglinge, (die er zu Erben seiner großen Entwürfe bestimmt hatte, die das von ihm begonnene Werk der Wiedergeburt Egyptens vollenden sollten,) statt ihren noch zarten und empfänglichen Gemüthern Sinn für die Künste des Friedens, Achtung für Recht und Sitte, Wohlwollen gegen die Menschen, Freude an einer freien Thätigkeit im Ackerbau, im Handel und in den Gewerben einzuflößen, vielmehr in den Feldlagern aufwachsen ließ, wo, bei dem frühen Bewußtseyn prinzlicher Machtvollkommenheit, zwar die männlichen Tugenden der Tapferkeit und Selbstständigkeit sich entwickeln konnten, zugleich aber auch ein Vulkan von Leidenschaften ausbrechen, und unter den blutigen Scenen des kriegerischen Lebens jedes sanftere Gefühl der Humanität erstickt werden mußte?

Wir gestehen, daß uns dieß keinen hohen Begriff von Mehemed Ali's Erziehungsweisheit gibt. Eifrigst besorgt, überall seine Familie im fürstlichen Glanze dem Volke zu zeigen, — ein Blendwerk, dessen die Legitimität nicht bedarf, das aber zu den gewöhnlichen Künsten der Emporkömmlinge und Usurpatoren gehört — umgab er seine Söhne fast noch als Kinder, ehe sie eine andere Pflicht kannten, als die des Gehorsams gegen ihren Vater, mit dem gefährlichen Pompe, der sie zu den unbegränztesten Ansprüchen berechtigte, mit einem förmlichen Hofstaate, mit Großoffizieren und Kammerherren, mit Leibwachen und Truppen, und bestellte sie zu Statthaltern von Provinzen, zu Herren über Eigenthum, Leib und Leben seiner Unterthanen, und zu Anführern großer Heere. Wenn er ihnen aber die wichtigsten Staatsangelegenheiten übertrug, kann da Jemand im Ernste glauben, der Pascha werde Alles ihrem freien Selbstermessen überlassen, er werde ihnen nicht vertraute Rathgeber zur Seite gestellt haben, sie gegen die Folgen des jugendlichen Leichtsinnes oder der Unerfahrenheit zu schützen? So ist es also doch der Vater, den wir für die bösen Thaten seiner Söhne verantwortlich machen müssen, während wir geneigt sind, den Grund ihrer guten Handlungen in ihnen selbst zu suchen. Tussun und Ismaël Pascha sind nicht mehr, und die Freude, die Mehemed Ali an ihnen im Leben hatte, konnte nicht größer seyn, als sein Schmerz über ihren frühzeitigen Verlust: so kurz und glänzend war ihre Laufbahn. Aber welch ein Glanz war es, der sich über diese Laufbahn verbreitete? Wenn auch Züge von Edelsinn und Menschlichkeit, die an den ritterlichen Geist der alten Araber erinnern, wohlthuende Lichtstrahlen auf Tussun's und Ismaël's vorübergehende Erscheinung werfen, so erkennen wir darin weniger eine freie sittliche That, als die Wirksamkeit der mütterlichen Natur, die auch in ihren verwilderten Kindern den Samen des Guten pflegt, so wie sie erquickende Oasen in die unfruchtbare Wüste gelegt hat. Doch müssen wir zu ihrer Ehre anführen, daß die Eigenschaften, die ihren Bruder Ibrahim zu einem vollkommenen Türken machen, der unbeugsame Stolz, die gefühllose Grausamkeit, die intrigante, trugvolle, rücksichtslose Politik, in geringerem Grade ihr Erbtheil waren. Mehemed Ali's und Ibrahim's mächtigste Leidenschaft ist diejenige, welche ihnen die Befriedigung aller übrigen Leidenschaften verspricht, die Herrschsucht. Wie bei Augustus und Tiberius, zeigt sich die Verschiedenheit ihrer Persönlichkeiten nur bei der Wahl ihrer Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, wobei dann die natürliche Charakterhärte des Einen mit der erkünstelten feinen Haltung des Andern auffallend kontrastirt. Wesentlicher aber möchte vielleicht der Gegensatz seyn, in den sie durch ihren religiösen Charakter zu einander treten. Obwohl ein pünktlicher Beobachter der Vorschriften des Propheten theilt Mehemed Ali die Verfolgungssucht seiner Glaubensgenossen nicht; Ibrahim aber kostet es Mühe, seinen Haß und seine Verachtung gegen den ungläubigen Raja oder Franken zu verbergen. Ohne Zweifel ist Mehemed Ali eines religiösen Fanatismus schon wegen des Grades von Begeisterung, der dazu gehört, nicht fähig. In Ibrahim's Leben kommen Handlungen vor, die sich einzig und allein daraus erklären lassen; bei Mehemed Ali dürfte die Politik als Erklärungsgrund seines Thuns und Lassens in den meisten Fällen hinreichen. Als Ibrahim, im Begriff gegen die Wechabiten zu Felde zu ziehen, von seiner Familie Abschied nahm, hieng seine Mutter eine Juwelenschnur von unschätzbarem Werthe um seinen Hals, mit dem Befehl, dieselbe bei seiner Ankunft in der heiligen Stadt auf des Propheten Grab nieder zu legen. Andächtig vollzog er den frommen Auftrag seiner Mutter, zu deren reichem Geschenke er die kostbarsten Spenden aus seinem eigenen Schatze fügte. „Siehe mich,

o heiliger Prophet," sprach der junge Krieger, „Ibrahim, den Sohn Mehemed Ali's, an deinem Grabe, der dich um Schutz und Hülfe fleht in dem Kriege, den er beginnt. Rüste meinen Arm aus, mit der Kraft zu siegen, und meinen Geist mit der Einsicht, daß er den Sinn der Frevler durchschaue, und ihre Plane vereitle. Meine Feinde sind ja auch die deinigen?" Darauf that er das Gelübde, seinen Sklaven die Freiheit zu schenken, sich des Weins und anderer geistiger Getränke zu enthalten, und vertheilte freigebig Almosen unter das Volk, das ihm in die Moschee gefolgt war. Nach Hause gekommen ließ er die Freilassungsurkunden ausfertigen, und gab Befehl, alle Wein- und Rhumflaschen zu zerbrechen, die sich in den Vorräthen der Armee befanden. Mochte sich Ibrahim in solchen Augenblicken frommer Anwandlungen zu Werken der Selbstverleugnung, und sogar der Großmuth gestimmt fühlen: so war doch Nichts im Stande, die düstere Grundfarbe seiner Seele zu erhellen, und es zeigt sich an ihm der Charakter der religiösen Schwärmerei, der ihn, je strenger er gegen sich selbst war, desto härter und liebloser gegen Andere machte, in seiner vollsten Kraft. Die ungläubigen Griechen konnte er, in der Art, wie er den Krieg gegen sie führte, nicht barbarischer behandeln, als die ihm und seinen Soldaten durch Sitte, Sprache und Religion zum Theil verwandten Wechabiten. Wurde ein Platz erobert, der einigen Widerstand geleistet hatte, so erfolgte in der Regel ein allgemeines Blutbad, Brand und Zerstörung; und die wenigen Wehrlosen, die durch ihr Alter oder Geschlecht dem Verderben entgangen waren, mußten es für eine hohe Gnade halten, wenn sie unter den Ruinen ihrer vormaligen Häuser einen Zufluchtsort suchen durften. Derajeh, die Hauptstadt von Nedjd,*) war durch Capitulation eingenommen worden. Der Fürst der Wechabiten hatte sich, um für die Stadt und seine Familie, die schon zum Theil in der Gewalt des Siegers waren, Schonung zu erhalten, freiwillig in die Gefangenschaft begeben, Ibrahim ihm alle seine Bedingungen zugesagt; aber nach der gewöhnlichen Politik der Türken, die sich nicht verpflichtet glauben, gegen sogenannte Rebellen Treu und Glauben zu halten, bekümmerte sich Ibrahim wenig um die Erfüllung seiner Versprechungen. Denn kaum war Abdalla ebn Suhud auf dem verhängnißvollen Weg nach Kairo, von wo er bald seine letzte Reise nach Konstatinopel antreten sollte — Ibrahim selbst war schon abgezogen und hatte einige hundert Einwohner mit Weibern und Kindern, für die Verbannung bestimmt, mit sich genommen; noch hofften aber die übrigen, der Pascha werde sich mit Schleifung ihrer Festungswerke begnügen,) — da erschien der Befehl zur Zerstörung der Stadt. Die Dattelbäume wurden umgehauen, die Brunnen ausgefüllt, die Bewohner ausgetrieben und die Häuser verbrannt. Da man sich gerade in der heißen Jahreszeit befand, so bildete der Anblick der Zerstörung mit dem der erstorbenen Natur ein gräßliches Schauspiel. In weniger als 20 Tagen war eine Stadt von 13,000 Einwohnern vertilgt. Die Bevölkerung, die in den benachbarten Ländern ein neues Vaterland suchte, kehrte jedoch, nach der völligen Entfernung der Feinde, zurück, um das Bollwerk der Anhänger des Theismus wieder aufzubauen.

Ibrahim dachte nicht daran, seine Eroberungen in Nedjd behaupten zu wollen. Da sie ihm nur dadurch möglich geworden waren, daß er die Freundschaft einiger arabischen Stämme durch Geld und Versprechungen zu gewinnen gewußt hatte, so hieng ihre Behauptung von der gewissenhaften Erfüllung seiner eingegangenen Verbindlichkeiten ab. Er fand es seinem Vortheile angemessener, die Feinde durch Zerstörung ihrer festen Plätze und Verwüstung ihrer Ländereien auf lange Zeit unschädlich zu machen, als einen Zuwachs an Gebiet zu erlangen, das in Folge seiner entfernten Lage, mitten in unwirthbaren Einöden, und wegen des unruhigen Geistes seiner Bewohner mehr Verwaltungskosten zu erfordern schien, als es Gewinn versprach. Indessen hatten die Engländer, deren Handel im persischen Meerbusen seit geraumer Zeit durch die Raubzüge der Wechabiten stark beeinträchtigt wurde, auf die Nachricht vom Ausbruche des türkischen Krieges, eine Expedition von 3000 Mann in El-Katif ans Land gesetzt, und boten Ibrahim ihre Hülfe an. Letzterer, der bereits auf seine bisherigen Verbündeten, die Beduinen, nicht mehr rechnen konnte, da er ihnen nicht gehalten, was er versprochen hatte, trug um so mehr Bedenken, das Anerbieten der Engländer anzunehmen, als er nicht Lust hatte, seine Eroberungen mit ihnen zu theilen. Außer den heiligen Städten blieben im Besitz der Türken noch einige feste *) Grenzplätze, z. B. Täyef, Dschidda, Jambo, sowie die Engpässe von Saffra und Dschibidde, die den Weg nach Egypten beherrschen. Ibrahim, dessen Soldaten durch die ausgestandenen Mühseligkeiten und Entbehrungen aller

*) Nedjd's Bevölkerung rechnete man zu 50,945 waffenfähigen Männern, und zu 231,020 Weibern und Kindern, die in 13 Provinzen und in 15, bei der Provinzialeintheilung nicht mitbegriffenen, Städten und Dörfern wohnten. Dazu kamen noch 14 Stämme Beduinen, die, an den Grenzen umherziehend, die Oberherrschaft des Souveräns von Nedjd anerkannten. Diese Stämme, wovon fünf die Partei der Türken ergriffen, konnten mit 41,100 Mann Fußvolk und 8620 Mann Reiterei ins Feld rücken. — Ein Umstand, der dem Unternehmen Ibrahim's sehr zu Statten kam, war, daß diese Beduinen im Allgemeinen, als Hirtenvölker, den Untergang des Wechabitischen Staats nicht ungerne sahen. Die weiteren statistischen Nachrichten sehe man in Mengin's histoire de l'Egypte sous le gouvernement de Mohammed Aly. Tom. II. pag. 163 f., welchem Werke auch ein Umriß der Geschichte der Wechabiten angehängt ist.

*) Bekanntlich haben, nach Nachrichten im österr. Beobachter vom 22. Oktober v. J. aus Alexandria, die Araber unter dem Scherif von Mekka, Namens Jekya, die meisten dieser Plätze wieder genommen. Ist übrigens Jekya der Neffe Gäleb's, des vorigen, von Mehemed Ali 1813 hinterlistiger Weise verhafteten und nach Salonik verbannten Scherifs: so können wir den Grund dieser Bewegungen nicht wohl im Wiederaufblühen des Wechabismus suchen.

Art erschöpft waren, ließ seine Armee ihren Rückzug auf Medina beschleunigen, und er selbst widmete sich nun ganz den Pflichten seiner Religion. Seine wiederholte Andacht am Grabe des Propheten, seine Wallfahrt nach Mekka, sein großes Opfer auf dem Berge Arafât, wo er 3000 Schafe schlachtete, die er, im Fall seiner Rückkehr als Sieger, vor dem Feldzuge gelobt hatte. Alles dieß und so vieles Andere zu erwähnen, hätte für uns keinen Werth, wenn nicht die Rolle, welche Ibrahim in Morea spielt und gespielt hat, den Ereignissen auch seines frühern Lebens ein gewisses fortdauerndes Interesse gäbe. (Forts. folgt.)

Von dem muthmaßlichen Erfolge einer Invasion in Indien.

(Blackwoods Magazine.)

(Fortsetzung.)

Wir können nach dem Bisherigen dreist behaupten, daß Rußland in seiner jetzigen Lage nie eine Invasion von Indien unternehmen wird, und daß, wenn es dennoch den Versuch machen sollte, die englischen Besitzungen nichts dabei zu fürchten hätten. Aber Rußland kann ein anderes System befolgen, welches den Engländern weit gefährlicher ist, und dieses scheint es wirklich mit Festigkeit durchsetzen zu wollen. Das was es Rußland unmöglich macht in seiner jetzigen Lage die englischen Besitzungen in Indien zu bedrohen, liegt hauptsächlich in der gewaltigen Entfernung vom beabsichtigten Kriegsschauplatz, und das einzige Mittel, wodurch es diese Schwierigkeit heben kann, ist seine Vergrößerung nach dieser Seite zu, sey es nun, daß es die mittelasiatischen Länder mit seinem Reiche vereinige, oder die kleinen Häuptlinge zwinge, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen. Es gibt nur zwei Directionen, in welchen es sich auf diese Weise den indischen Grenzen nähern kann. Es scheint uns nicht unwichtig zu seyn, beide in Rücksicht der Leichtigkeit, womit in dieser oder jener Richtung die Vergrößerung sich bewerkstelligen ließe, mit einander zu vergleichen. Die Länder, welche zwischen Rußland und Indien liegen, bezeichnet man mit dem allgemeinen Namen des innern Asiens und versteht darunter Persien, Khiwa oder Kharism, Bochara und Kabul, außer vielen andern Landstrichen, die keine allgemeine Oberherrschaft anerkennen, und häufig Stämmen angehören, die nicht einmal einen Häuptling haben. Rußland könnte nun seine Grenzen bis nach Indien erweitern, entweder durch die Unterjochung von Persien, oder durch die Eroberung von Kharism und Bochara.

Mit einer hinlänglich starken Armee auf einem andern Wege, als durch Kharism nach Bochara einzudringen, ist nicht wohl thunlich, wenn man den Berichten trauen darf, welche die Mitglieder der russischen Mission zu Bochara haben bekannt machen lassen. Eine Armee durch Kharism zu führen; und sich die Communication mit dem kaspischen Meere offen zu halten, setzt aber, wie wir oben gezeigt haben, voraus, daß dieses Land zuvor erobert sey. Obgleich dies für Rußlands Macht nicht unmöglich ist, so hat es doch seine Schwierigkeit, und möchte lange Zeit fordern. Eine große Armee würde vor Hunger umkommen; eine kleine erreicht ihren Zweck nichte: sie kann das Land in tausend Richtungen durchkreuzen, ohne deshalb in der Unterwerfung des Volks Fortschritte zu machen.

Im Allgemeinen scheint eine wahre Unterjochung der asiatischen Stämme nur dadurch möglich zu seyn, daß man sie an feste Sitze gewöhnt und ihrer nomadischen Lebensart entzieht. Nomaden leiden wenig von einem feindlichen Einfall; sie ziehen mit ihren Heerden in Wildnisse, die nur ihnen zugänglich sind, und leben dort vor jedem Angriff gesichert. Sie haben keinen Besitz zu verlieren, keine Häuser und Dörfer zu verlassen, keine Saaten und keine Erndten Preis zu geben. Ihr Land bringt nichts hervor, wovon der Feind sich erhalten könnte, und dieser schließt nur aus den einzelnen Reiterhaufen, die vor ihm vorbeifliegen, und von denen er weder weiß, woher sie kommen, noch wohin sie gehen, daß das Land bewohnt sey. So ist die Unabhängigkeit der Araber einzig und allein ihrer herumirrenden Lebensart zuzuschreiben, denn die Stämme, welche diese aufgaben, verloren auch jene. Dasselbe gilt von den Tataren und sehr vielen kleinern Stämmen in Mittelasien. Diejenigen von ihnen, welche unterjocht sind, wählten sich immer schon vorher feste Wohnsitze und Grundeigenthum, gleichsam als die Pfänder, welche den Oberherren für ihre Unterwerfung bürgen. Freilich ist es nicht zu läugnen, daß von den Einwohnern eines Landes, jene welche am meisten zu verlieren haben, in der Regel auch am meisten zur Vertheidigung desselben aufbieten werden; aber wo die Macht fehlt, hilft keine Kraftanstrengung, und jeder unglückliche Empörungs-Versuch, ist nichts als eine ehrenvolle Annäherung zur völligen Unterwerfung. Sind ein oder zwei solcher Versuche gemacht, und gänzlich fehlgeschlagen, so wird der Geist der Freiheit gebrochen werden, und die Hoffnung, sich sein Eigenthum zu erhalten, wird den Ackerbauer mit dem Wechsel der Oberherren versöhnen, und ihn bewegen, sich einem Feinde zu unterwerfen, dem er weder widerstehen noch entfliehen kann. Da nun in Asien die einzige Regierungsform, welche man kennt, die despotische ist; so findet der Angreifer in der Person des Despoten einen festen Punkt, gegen den er alle seine Operationen richten kann, welches bei nomadisirenden Völkern nicht der Fall ist.

Aus allem diesem folgt, daß Rußland besser thut, Landstriche zu vermeiden, deren Einwohner noch keine festen Wohnsitze haben, was wenigstens bei drei Viertheilen der Bevölkerung von Kharism der Fall ist. Es wird daher seine nächsten Wünsche nicht auf Bochara richten, dessen Eroberung um so schwieriger erscheinen muß, wenn man sich erinnert, wie schwer schon die Unterjochung der verschiedenen Stämme des Kaukasus und der großen Ebene zwischen diesem Gebirge und dem Terek und Kuban geworden ist. Die Einwohner von Bochara sind überdieß auch ihres religiösen Fanatismus wegen sprichwörtlich geworden, und es müßte daher erst eine moralische Revolution im Charakter der Usbeken und Turkomanen vorgehen, ehe sie europäischen Gesetzen und einer europäischen Regierung unterworfen werden könnten.

Rußland grenzt dagegen an ein anderes Land, welches ihm viel leichter zu besiegen seyn muß. Dieses Land

hat die Macht Rußlands bereits gefühlt und sie anerkannt, ist seit undenklicher Zeit einer despotischen Regierung unterworfen, mit deren Fall stets das ganze Volk unterjocht wurde, und scheint daher nothwendig einst die Beute eines übermächtigen Nachbaren werden zu müssen, so viel natürliche Vertheidigungsmittel es auch besitzen mag. So lange zumal, als es wahrscheinlich bleibt, daß Persien beim Tode des jetzigen Schahs zwanzig Thronbewerber sich erheben sehen wird, von welchen jeder lieber in Abhängigkeit, als gar nicht regieren will, hat Rußland die Krone von Persien eigentlich schon in seiner Hand, indem es dieselbe an jeden der Brüder verleihen kann, den es am liebsten zum Vasallen haben will. Es würde daher ohne Zweifel klüger handeln, wenn es durch eingeborne Fürsten, die es auf den Thron setzte, regierte, als wenn es die bestehende Regierung umstürzte, und das Volk unterjochte, da das erste ihm nicht nur viel leichter werden, sondern auch das Ansehen großer Mäßigung geben würde, ohne daß es etwas Wesentliches dadurch verlöre. Es dauert lange, ehe neu eroberte Länder sich den alten Besitzungen wahrhaft einverleiben lassen, vorzüglich wenn zwischen beiden Verschiedenheit der Religion statt findet. Nimmt Rußland hingegen dem Volke seinen eingebornen Fürsten nicht, und macht diesen vielmehr selbst zum Mitgliede der Verbindung, so wird es unumschränkter herrschen, als dies viele Jahre hindurch der Fall seyn würde, wenn es unmittelbar regieren wollte. Daß Rußland auch wirklich diese Politik befolgt, läßt sich kaum bezweifeln.

Außer der größern Leichtigkeit sich Persien zu unterwerfen, lassen sich noch mehrere andere Vortheile nachweisen, die aus der Abhängigkeit dieses Landes für Rußland hervorgehen. Persien ist der wichtigste von allen Staaten des innern Asiens, es hat die stärkste Bevölkerung, die größten innern Hülfsquellen, eine höchst vortheilhafte, imponirende Lage, und besitzt in der Meinung der Asiaten unter allen Staaten der Welt den höchsten Rang und das meiste Ansehen. Die Unterwerfung von Persien würde daher auf die übrigen Fürsten in Asien großen Eindruck machen, dahingegen die Eroberung von Kharism und Bochara nur von den Nachbarstaaten bemerkt werden würde. Endlich ist Persien auch viel vortheilhafter für die Ausführung eines Planes auf Indien gelegen als Bochara.

Herat ist jetzt schon in einer gewissen Abhängigkeit von Persien, und wird wahrscheinlich bald ein integrirender Theil davon seyn. Dieser Ort ist unter allen Punkten an der nördlichen Grenze des Landes der Afghanen, der gelegenste um einen Einfall in Indien vorzubereiten. Er liegt fast in gleicher Entfernung von den Städten Kerman, Jesd, Tubbus, Turschihs, Mesched, Bochara, Balkh und Kandahar, ist eine der größten Handelsstädte Asiens, und könnte aus allen genannten und vielen andern kleineren Städten Vorräthe an sich ziehen. Die Stadt liegt in einem fruchtbaren, wohlbewässerten Thale, hat ein schönes Clima, und ist zu jeder Zeit reichlich mit allen Lebensbedürfnissen versehen. Man hat sie mit Recht den Schlüssel von Indien genannt. Im Gebiete von Bochara liegt keine Stadt, welche dieselben Vortheile darböte. Bochara selbst bildet eine Oase, und Rußland würde auf dieser Insel noch immer von den südasiatischen Ländern abgeschnitten seyn. Balkh, angenommen auch, dies sey erobert, ist ein Ort, welcher wenig Hülfsquellen in sich schließt, und der bei weitem nicht alle Bedürfnisse für eine Armee besitzt. Auch sind die Wege von Balkh nach Kabul für Artillerie unzugänglich, dahingegen man ohne Schwierigkeit Kanonen von jedem Kaliber von Herat nach Kandahar transportiren kann.

Außer diesem Vortheil, Herat als einen Waffenplatz gegen Indien gebrauchen zu können, hätte Rußland auch Hoffnung die Perser bald zu guten Soldaten zu bilden. Die Verbindung der Engländer mit diesem Volke hat dasselbe schon für die Einführung europäischer Kriegszucht vorbereitet; und werden die persischen Soldaten auf europäische Art disciplinirt und von geschickten europäischen Offizieren angeführt, so werden ihnen wenige Armeen bei einem Feldzuge in Asien überlegen seyn. Sie sind ordentlich und gehorsam, thätig und verständig, außerordentliche Strapatzen und Entbehrungen zu tragen fähig, muthig, und bei vernünftiger Behandlung ihren Offizieren gänzlich ergeben — kurz sie besitzen alle Eigenschaften, die zu einem guten Soldaten erforderlich sind. Dagegen würden Jahrhunderte dazu gehören, die Usbeken und Turkomanen von Khiwa und Bochara einer europäischen Kriegszucht zu unterwerfen.

Wir wollen einmal annehmen, daß Rußland über die 40 bis 50,000 Mann, die Persien jetzt unter dem Namen regulärer Infanterie in den verschiedenen Theilen seines Reichs hält, ausgesuchte Offiziere setzen könnte, um sie discipliniren und commandiren zu lassen; daß es zu diesem Heere eine eben so starke Abtheilung russischer Infanterie fügte; daß es die persische Artillerie organisirte, und ein tüchtiges Corps persischer Reiterei auserwählte, so würde es Bochara leicht erobern, oder seine Regierung sich dienstbar machen können. Kharism, dann von allen Seiten von Rußland oder seinen Vasallen umschlossen, müßte sich nothwendig auch fügen. Kurz es ist klar, daß Rußland durch den Besitz von Persien ein überwiegendes Ansehen im innern Asien erlangen würde.

Die Lage der Türkei würde dann freilich sehr unsicher werden; ihre schwächste Grenze vom Kaukasus bis zum persischen Meerbusen wäre ganz offen. Zwischen Tabris und dem Bosphorus ist nichts, was sich einer persischen Armee mit Kraft entgegen stellen könnte. Bagdad, welches Persien noch fortwährend als ihm gehörig betrachtet, würde erobert und mit dem persischen Reiche verbunden werden; und sollte es nun zu einem Bruche zwischen Rußland und der Türkei kommen, so würde die Invasion von der Seite von Asien her für letztere eben so furchtbar werden, als die von Europa aus. Die Eroberungen der Perser müßten den Russen zu Statten kommen, und jeder Krieg müßte die Türkei doppelt schwächen, weil er die Macht ihrer beiden verbündeten Feinde vermehrte. Wenn auch die Eifersucht der europäischen Mächte Constantinopel noch erhielte, so hätte doch alle reelle Macht der ottomanischen Pforte, die ihr jetzt noch übrig seyn mag, ein Ende.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 27. 27 Januar 1828.

Die Agraviados in Spanien. *)

Eine der räthselhaftesten Erscheinungen unserer Zeit, und gewiß selbst für manchen Staatsmann eine der unerwartesten, war — nach dem vollendeten Siege der Hierarchie und des Despotismus in Spanien — das Auftreten der Agraviados: ein Aufstand der treuesten Unterthanen des Königs gegen den König zu Gunsten des Königs, gegen die Regierung der absolutesten und grausamsten Willkür, weil sie nicht willkürlich und grausam genug sey. Wer indessen den Gang der Ereignisse seit dem zweimaligen Umsturze der Constitution mit aufmerksamern Blicken verfolgt hatte, dem konnte es unmöglich entgangen seyn, daß die siegende Parthei von Anfang an aus zwei völlig entgegengesetzten Elementen bestand, die sich nur zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zweckes verbunden hatten, und daher nach der Erreichung dieses Zweckes nothwendig früher oder später in offene Gährung ausbrechen mußten. Und wer auch nur die Begebenheiten des Tages, ohne ihren tiefern Zusammenhang im Ganzen zu übersehen, vorurtheilsfrei betrachtete, der mußte bemerkt haben: daß nicht die Anhänger der Cortes, sondern die angeblichen Vertheidiger des Thrones, die wahren Revolutionärs waren, wenn wir unter Revolutionärs die Feinde der gesellschaftlichen Ordnung verstehen; daß die Bewegung, welche vorgeblich nur gegen die von den Cortes eingeführten Gesetze gerichtet war, eigentlich weniger den Cortes, als den Gesetzen überhaupt galt.

Agraviado heißt im Spanischen ein Mensch, dem man eine Ungerechtigkeit (un agravio) hat widerfahren lassen, indem man Dienste, die er geleistet, nicht belohnte, oder indem man dieselben verkannte.

Die Menschen, welche einen Theil der sogenannten Glaubensarmee ausgemacht haben, sind fest überzeugt, daß Ferdinand VII es nur ihren Anstrengungen verdankt, wenn er sich von einer ihm verhaßten Constitution befreit findet, die seinen freien Willen doch selbst in Sevilla und Cadix kaum so sehr beschränkt haben dürfte, als dieß gegenwärtig durch seine Freunde, die Royalisten, geschieht. Diese behaupten ihm die volle Machtvollkommenheit der absoluten Gewalt zurückgegeben zu haben; aber es versteht sich von selbst, daß diese Macht nicht anders ausgeübt werden darf, als durch sie selbst und gegen die, welche sie Negros nennen, d. h. gegen alle Spanier, welche Vermögen oder Bildung besitzen, und daß dieß nicht immer geschieht, ist ihre vorzüglichste Kränkung (agravio). Da sie beständig von der Ueberzeugung ausgehen, daß sie allein die Contrerevolution bewirkt haben, und daß sie Frankreich dabei weniger, als nichts verdanken: so gibt es natürlich keine Forderung, die sie sich nicht berechtigt hielten, an den König zu machen, welchen sie Negro nennen, so oft, durch einen freilich seltenen Zufall, der Staatsrath Sr. Katholischen Majestät eine vernünftige Maaßregel ergreift, oder ein Mitglied aufnimmt, welches kein völliger Dummkopf oder Tollhäusler ist. Daß ein Häuflein constitutioneller Milizen sie aus Spanien vertrieben hatte, ehe der französische Sanitäts-Cordon sich in eine Invasions-Armee verwandelte, ist ihnen völlig aus dem Gedächtniß entfallen; und wie sehr das französische Cabinett, wenn es irgend etwas von der Dankbarkeit dieser Leute erwartete, sich getäuscht hat, bedarf daher kaum einer Erwähnung.

Als die französische Regierung der apostolischen Parthei in Spanien Hülfe lieh, beging sie daher nicht bloß einen großen Fehler, sondern auch ein doppeltes politisches Verbrechen: einmal gegen ihr eigenes Land, indem sie demselben die Kosten eines ungerechten Krieges auflegte, von welchem ihm nie der geringste Vortheil werden konnte, sodann gegen einen Nachbarstaat, der es auf keine Weise beleidigt hatte, und, im Begriff, durch eine, wenn auch noch so mangelhafte, Reorganisation aus dem Zustande der Auflösung heraus zu treten, in welchen Priesterherrschaft und Fanatismus ihn gestürzt hatten, gestört und allen Convulsionen preisgegeben wurde, die aus einer Zerrüttung der edelsten Lebenskräfte hervorgehen müssen. Die Parthei, welche Frankreich im J. 1823 seiner Unterstützung würdig hielt, bestand fast ausschließlich aus dem verworfensten, unwissendsten, armseligsten Gesindel, mit einem Worte, aus der Hefe der Nation. Dem französischen Ministerium, so schlecht es auch unterrichtet gewesen seyn mochte, konnte dieß unmöglich verborgen geblieben seyn; es wußte, daß zwar die Mehrheit der Spanier, die Masse des Volks — wie die Mehrheit bei den meisten andern Nationen des Continents — sich wenig um politische Institutionen kümmerte, und in Bezug auf die Form seiner Regierung indifferent war, daß aber diese Mehrheit auch keineswegs

*) Vergl. Les Agraviados d'Espagne, suivi de notices sur les hommes qui ont joué un rôle dans les affaires d'Espagne depuis l'abolition de la Constitution des Cortés en 1823. Par F. C. Paris 1827. 8., und die trefflichen Aufsätze über Spanien, von A. H. (Huber) in den „Politischen Annalen."

etwas anderes wollte, als festen, vernünftigen Gesetzen gehorchen, und daß alle, welche durch ihr Vermögen ein Interesse an der Wohlfahrt des Staates, durch ihre Bildung ein Urtheil über die Bedürfnisse desselben hatten, — sofern sie nicht durch selbstsüchtige Leidenschaften verblendet waren — sich entschieden für die Constitution erklärt hatten. Daß die sogenannte Revolution von Spanien, wie man vorgab, nur eine Militärinsurrection gewesen sey, war eine zu grobe Unwahrheit, als daß man annehmen könnte, sie sey selbst von denen, welche sich ihrer zum Vorwande bedienten, jemals ernstlich geglaubt worden. Als im Februar und März 1820 der allgemeine Aufstand von Catalonien, Arragonien, Gallizien und endlich von Madrid die Minister Ferdinand VII vermochte, ihm zu rathen, den Eid auf die Constitution von Cadix abzulegen (ein Verzweiflungsschritt, welcher, drei Monate früher geschehen, im wechselseitigen Interesse der königlichen Autorität und der Rechte der Nation hätte modificirt werden können), war die Militärinsurrection unterdrückt; Riego — sein Corps auf eine Begleitung von 40 Mann zusammengeschmolzen — auf der Flucht, und Quiroga, auf der Insel Leon, eng eingeschlossen, im Begriff, zur Capitulation gezwungen zu werden. Das ganze spanische Volk war es, welches das unerträgliche, seit 1814 ihm auferlegte Joch abwerfen wollte; das Volk war es, von welchem die Revolution ausging. Die allgemeine Meinung des Volkes hatte sich so entschieden zu Gunsten einer politischen Veränderung ausgesprochen, daß keine Macht im Stande gewesen wäre, die Explosion zu verhüten. Die Freude über den Erfolg war allgemein in ganz Spanien, und keine einzige Stimme der Opposition ließ sich vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Royer Collard's Aufnahme in die französische Akademie.

(Fortsetzung.)

(Antwort des Herrn Darû an Herrn Royer Collard.)

„Sie sprachen von Ihrer Aufnahme unter uns, und vergaßen zu sagen, daß wir Sie einstimmig gewählt haben. Dieser Verein aller Stimmen bezeugt nicht allein Ihr Verdienst, er ist zugleich ein Beweis, daß unter den Pflegern der Literatur, wie verschieden auch sonst ihre Meinung sey, edle Gesinnungen allen gemeinschaftlich sind. So groß ist, ich will nicht sagen, die Erhabenheit Ihres Talents, sondern der Adel Ihres Charakters, daß wir alle einige Eitelkeit darein setzten, der Welt zu sagen, wir wären berufen, einen solchen Charakter zu würdigen. (Bewegung)

Wir hatten in unserer Liste einen wahrhaft berühmten Namen zu ersetzen: die Erinnerung dessen, was Ihr Vorgänger war, spricht am besten die Achtung dessen aus, was Sie sind.

Unter den Belehrungen, die wir ihm verdanken, ist es nicht die geringste, daß sein Beispiel uns einen Beweis gab, von dem edlen Erfolg einer durch das Genie geleiteten Anstrengung. — Gibt es ältere Namen, als der Name, den Laplace verherrlichte: so gibt es doch keinen, der länger zu dauern sich schmeicheln dürfte.

Es ist nicht unsere Aufgabe, von dem ehemaligen Minister, von dem Senator, von dem Pair von Frankreich zu sprechen; nicht von seinen Aemtern und Würden, nur von seinem Ruhm kann hier die Rede seyn.

Indem ich den großen Gegenstand auf solche Art beschränke, bin ich mir wohl bewußt, daß ich kein Recht habe, die Arbeiten des Herrn Laplace zu würdigen: für mich ist sein Genie, was jene großen Wahrheiten sind, die nicht von Jedermann ergründet werden können, und an die wir glauben, weil erhabene Geister sie gefunden und bewiesen haben.

Der große Geometer ist für alle Wissenschaften, die sich auf Berechnung begründen, was der Steuermann für das Schiff ist: er bestimmt die Richtung und zeigt den kürzesten und sichersten Weg.

Dies war der unterscheidende Charakter im Geiste Ihres Vorgängers, daß er sich an Grundsätze hielt, deren Anwendung allgemein seyn konnten. Jenes erhabene Genie (Newton), dem es gegeben war, der Welt das Geheimniß der Schwerkraft zu offenbaren, hatte durch mathematisches Verfahren sich selbst das Daseyn dieser unbekannten Macht bewiesen; er wollte sie aber den Menschen durch die Vergleichung der Thatsachen begreiflich machen. Solche Beweise sind den Entdeckungen, die uns in Erstaunen setzen, unentbehrlich. Sein Nachfolger (Laplace) zog die unabhängigere und allgemeinere Methode der Analysis vor. Diese Vorliebe beurkundet die Schärfe wie den Umfang seines Geistes. Man muß die Stellen seiner Schriften lesen, wo er von der Analysis, von dieser gelehrten Führerin spricht, welche sich eine universelle Sprache schafft, und zu unerwarteten Resultaten, zu Wahrheiten führt, die man für unerreichbar halten könnte. Die Analysis gelangt dahin, indem sie sich von den Objekten losreißt, diese zu vergessen scheint und allgemeine Begriffe an ihre Stelle setzt, die sie einander unterordnet, und übereinstimmenden und steten Regeln unterwirft. — „Wenn diese Gesetze," sagte Laplace, „die das Weltall umfassen, unsern Augen seine vergangenen und künftigen Zustände enthüllen: so läßt uns dieser erhabene Anblick das edelste Vergnügen empfinden, das der menschlichen Natur vorbehalten ist." Man fühlt, daß der Mann, der sich so ausdrückte, oft zu diesen erhabenen Genüssen den Zugang fand. Er hat uns vorgeleuchtet; aber indem er uns wichtige Wahrheiten offenbarte, war er schon für seine Wohlthaten durch das Glück, sie gefunden zu haben, belohnt; unser Beifall kann nichts mehr, als unsere Dankbarkeit bezeugen.

Und gibt es in der That einen edlern Beruf, als die Fortschritte des menschichen Geistes zu befördern! Will man wissen, wie viel die Wissenschaften dem Herrn Laplace verdanken, so wird es genügen, sich in jene für unsere Literär-Geschichte denkwürdige Epoche zu versetzen, als, in einer Nationalfeierlichkeit, das Institut der Regierung Bericht über die Fortschritte der menschlichen Kenntnisse erstattete. Der Mann, der das Gemälde vorlegte, hatte ein Recht, von Allem zu sprechen, was den Wissenschaften

und der Kunst, sie verständlich zu machen, angehört. Bei jedem Schritte der Mathematik, der Mechanik, der Astronomie, der allgemeinen Physik, findet man den Namen Laplace. (Beifall.)

Nur zu lange hatte die Analysis sich schüchtern der Beobachtung unterworfen; jetzt schreitet sie voran, sie erfindet Methoden, und lehrt alle Diejenigen, welche sich mit angewandten Wissenschaften beschäftigen, ihr zu folgen.

Sie ergreift, fesselt, bestimmt, was seiner Natur nach unergreiflich und unbestimmt schien; durch sie und durch die Arbeiten des Herrn Laplace, erhält das Wort: Wahrscheinlichkeit, einen positiven Werth, und der Zufall selbst kann mit Bestimmtheit abgeschätzt werden.

Soll die Bewegung, sollen die Verhältnisse der verschiedenen Weltkörper berechnet werden: so erklärt der Geometer die Kräfte, und zeigt die Ressorts in der Mechanik des Himmels; er gibt ihnen eine Grundlage, welche, nach dem Vorschlage Delambre's, die Gesetze des Laplace genannt werden sollten, wie man von den Gesetzen Kepler's spricht. Die Tiefe der Analysis, die Neuheit der Theorien, die Mannigfaltigkeit der Anwendungen, die Wichtigkeit der Resultate, — sie machen aus diesem großen Werke (über die Wahrscheinlichkeiten) eine Quelle von Entdeckungen, mit denen die moderne Wissenschaft sich bereichern konnte.

Es kam darauf an, den Astronomen unermeßliche Arbeiten zu ersparen, und in den Planeten-Tafeln einige Unvollkommenheiten, (die schon in enge Grenzen eingeschränkt sind, und, Dank dem Herrn Bouvard, sich täglich vermindern,) zu verbessern. Eine neue Theorie verkündet den Beobachtern, was sie finden werden. Und so groß ist die Geschicklichkeit der Beobachter, daß die Erfahrung eine vollkommene Uebereinstimmung mit der Theorie zeigt, daß die Tafeln des Jupiter die sichersten Führer der Seefahrer werden.

Ein, im Jahr 1770 beobachteter Comet täuschte die Erwartung der Astronomen, die seine nahe Wiedererscheinung vorhergesagt hatten; eine Formel des Herrn Laplace setzte Hrn. Burkardt in den Stand, die Störungen zu berechnen, die seine Wiederkehr verhindern mußten.

Die Arbeit Borda's über die Strahlenbrechung war verloren; Laplace findet sie wieder, d. h. er erräth sie, und die Beobachtungen der Herren Biot in Paris, de Lambre in Bourges, Piazzi in Palermo, bestätigen die Zuverlässigkeit der von dem Geometer gefertigten Tafeln. (Bewegung.)

Man fragte, ob der Ring des Saturns sich bewege: Laplace bewies aus seinem Studierzimmer, daß dieser große Kreis, ohne eine Rotation von wenigstens zehn Stunden sich nicht erhalten könnte, und zu derselben Zeit sah Herschel von seinem Observatorium diese große Umwälzung in zehn und einer halben Stunde vollzogen werden. (Langer Beifall.)

Man ist von Bewunderung ergriffen bei dem Anblick dieser steten Uebereinstimmung der Theorie mit der Erfahrung. Die Berechnung erräth, und die Beobachtungen erreichen die Genauigkeit der Rechnung.

Der Ruhm des Herrn Laplace beschränkt sich nicht darauf, durch seine Entdeckungen große Fortschritte der Wissenschaften veranlaßt zu haben; er hat auch den Unterricht in denselben geleitet und vervollkommnet, theils durch seine eigenen Lehrvorträge in jener Normalschule, die nach einer nur zu kurzen Dauer noch immer in unserm Andenken lebt, theils durch die unausgesetzte Sorge und die lebhafte Theilnahme, die er der polytechnischen Schule widmete, in welcher sich Männer bildeten, die würdig waren, ihn zu hören und seine Nachfolger zu werden.

Mit ausgezeichnetem Wohlwollen nahm er nicht nur diejenigen auf, die sich den eigentlichen Wissenschaften widmen. Jeder, dessen Studium die Fortschritte des menschlichen Geistes befördern konnte, war ihm willkommen. Der Geist des Hrn. Laplace war zu groß, als daß er nicht hätte sehen sollen, was nützlich und edel auch in der Beschäftigung mit der schönen Literatur sich findet. Während Einige sich das Ansehen geben, ihre Frivolität zu verachten, gerathen Andere darüber in Unruhe; sie werfen der Literatur vor, unabhängige Gemüther zu bilden. Man würde aber Unrecht haben, sich deßhalb Sorgen zu machen: führt sie zur Unabhängigkeit, so geschieht es nur, weil sie von Ehrgeiz und Herrschsucht entfernt."

(Schluß folgt.)

Von dem muthmaßlichen Erfolge einer Invasion in Indien.

(Blackwoods Magazine.)

(Beschluß.)

Was die angedeutete Aenderung für eine Wirkung auf das politische System von Europa hervorbringen würde, ist schwer zu bestimmen; aber sie würde von dieser Seite England nicht weniger nachtheilig werden, als es die Unterwerfung Persiens von einer andern Seite wäre.

Nach diesen Vorbereitungen würde nun auch die Frage von der Möglichkeit einer Invasion in Indien eine ganz andere Gestalt gewinnen. Rußland wäre dann in einer Stellung, wo es ihm nicht sehr schwer werden könnte, eine Armee an der indischen Grenze aufzustellen. Es hätte Zeit Vorräthe und Magazine in Herat und Furrah anzulegen, und könnte fast bis nach dem Kriegsschauplatze hin Anstalten treffen, die sein Vorhaben allerdings furchtbar machen müßten. Man würde seinen Namen und seine Macht kennen, und die Unzufriedenen würden sich mit dem Angreifer verbinden. So könnte sich Rußland dann mit gleichen Kräften England gegenüberstellen, und besäße auf jeden Fall das Mittel auch wieder auf England einzuwirken, was ihm jetzt freilich ganz abgeht, und wornach es allerdings zu streben Ursache hat.

Das Königreich Kabul, welches unter andern Voraussetzungen das einzige Land wäre, das Rußland noch von Indien trennte, ist jetzt in mehrere Fürstenthümer getheilt. Herat ist der Sitz einer kleinen Regierung, an deren Spitze der Repräsentant der königlichen Familie von Kabul steht,

welcher kürzlich mit einem der Söhne des Schahs von Persien ein Bündniß abgeschlossen hat, und ihm jährlich eine Summe zahlt, die zwar ein Geschenk genannt wird, aber in der That nichts anderes als ein Tribut ist. Persische Truppen, von einem Enkel des Schah's commandirt, halten in diesem Augenblicke die Citadelle von Herat besetzt. Kandahar wird von drei Brüdern, welche die legitime Dynastie entthront haben, beherrscht; ein vierter Bruder regiert in Kabul, welches er kürzlich seinem Neffen geraubt hat; und Peschavur hat ein anderes Glied derselben Familie inne, welches sich durch einen jährlichen Tribut an Rund-schit-sing, den Fürsten der das Land zwischen dem Indus und dem Hyphasis unter seiner Botmäßigkeit hat, gegen einen Einfall der Scheiks sichert.

Jene Brüder haben endlose Kämpfe und Streitigkeiten unter einander, und sind alle zugleich Feinde des Fürsten von Herat, den sie als ihren gefährlichsten Feind betrachten, weil er von der alten Dynastie abstammt. Die Bevölkerung des Landes ist in viele kleine Stämme getheilt, die diesem oder jenem der genannten Fürsten anhängen, je nachdem örtliche oder Familienverhältnisse es mit sich bringen. Die Schwäche der Regierungen, ihre immerwährenden kleinen Kriege, und die Eifersucht der Stämme untereinander, haben das Volk so unstät und das Eigenthum so unsicher gemacht, daß der Ackerbau vernachläßigt, das Land verwüstet, und manches Dorf ganz verlassen ist.

Die Einwohner sind tapfer und kriegerisch, und gelten sonst für die besten Reiter in Asien. Nadir Schah hielt sie für die schönsten Truppen in seiner Armee. Jetzt ist indessen nicht zu erwarten, daß sie sich zu irgend einem gemeinschaftlichen Plane vereinigten; die Gegenwehr, die sie einer angreifenden Armee entgegensetzen könnten, ist daher von keinem Belang. Man könnte uns einwenden, das sey gerade die beste Art von Gegenwehr, die unregelmäßige Truppen gegen ein geordnetes Heer wählen müßten, so ohne Plan und ohne gemeinsamen Anführer, bald hier bald dort anzugreifen; aber dies ist wohl nur dann der Fall, wenn das Heer, durch Strapatzen aller Art, und durch Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen, nicht im Stande ist, die Neckereien kleiner Reiterhäuflein gehörig zurück zu weisen. Die Entfernungen sind aber jetzt nicht mehr so ungeheuer, daß deshalb die Desorganisation eines Heeres zu befürchten wäre. Von Herat über Furrah nach Kandahar sind ungefähr 90 Meilen, durch ein Land, welches größtentheils unfruchtbar und zuweilen sehr sparsam mit Wasser versorgt ist; da aber der Weg gut ist, und in der Nähe desselben einige bedeutende Ortschaften liegen, von welchen man Zufuhr erhalten kann, so wie Kandahar selbst einige bedeutende Vorräthe darbietet; so sind hier die natürlichen Hindernisse wohl zu überwinden. Von Kandahar nach Kabul zählt man nur 50 Meilen, von da nach Peschavur 30 Meilen durch eine leicht zu passirende Gegend; und von Peschavur an die Ufer des Indus sind noch zwei oder drei Tagmärsche. Die ganze Entfernung von Herat bis an den Indus beträgt höchstens 180 Meilen. Dieß ist freilich noch immer eine bedeutende Strecke, aber der Weg geht durch drei Hauptstädte und verschiedene kleinere Ortschaften, ohne gerade Schwierigkeiten darzubieten, die sich nicht durch Vorsicht und verständige Anordnung besiegen ließen. Es ist nothwendig, für mehrere Monate Vorräthe mitzunehmen, und an einigen Stellen auch sogar Wasser. Die Straße indeß ist, wenn auch nicht gut, doch nicht unwegsam. Aber auch nach diesem Marsch an den Indus hat das Heer noch Schwierigkeiten zu überwinden. Die europäischen Truppen leiden viel vom Clima; es werden Fehler gemacht, aus denen der Feind Vortheil zu ziehen sucht; je weiter das Heer vordringt, desto schwieriger wird es, dasselbe zu versorgen u. s. w. Außerdem sind mehrere große Flüsse zu passiren, und dieß muß oft im Angesicht der feindlichen Truppen geschehen; alles noch ehe die Armee nur einen Fuß auf das englische Gebiet setzt. Der Uebergang über den Indus allein ist unter den vorhandenen Umständen ein großes Unternehmen und läßt sich vielleicht gar nicht bewerkstelligen. Die Kriegskosten müssen auf jeden Fall ungeheuer werden, auch wenn Persien einen Theil davon tragen sollte; und wenn der Krieg sich in die Länge zieht, so ist Rußland genöthigt, sein ganzes Unternehmen aufzugeben, weil, im Fall die Expedition ganz mißglückte und der europäische Theil der Armee aufgerieben würde, Rußland höchst wahrscheinlich wieder ganz über den Kaukasus zurückweichen müßte.

Auf der andern Seite würde aber auch der Schaden, den England durch ein solches Unternehmen Rußlands erleiden würde, unermeßlich seyn; selbst der Nachtheil, den die Occupation von Persien, oder ein gebietender Einfluß Rußlands auf den Hof von Teheran, für England nach sich ziehen muß, ist groß und fortdauernd. Es ist schwer zu bestimmen, wie viel europäische Truppen England unter diesen Umständen in Indien bedürfte, um seine nördlichen Grenzen einigermaßen zu decken; aber mit Gewißheit läßt sich sagen, daß eine wirkliche Invasion und ein fortgesetzter Krieg an der indischen Gränze mit so ungeheuren Geldaufopferungen für England verbunden wäre, daß es sie nur in der Zuversicht machen könnte, die feindliche Macht werde eher unvermögend seyn, die nöthigen Mittel zur Fortsetzung des Krieges aufzutreiben, als es selbst.

Zum Schluß wollen wir unsere Ansicht nur noch einmal kurz zusammenstellen.

Wir behaupten, daß Rußland in seiner jetzigen Lage Indien mit einer Invasion nicht einmal bedrohen könne; daß es sich bedeutend vergrößern müßte, um die brittischen Besitzungen angreifen zu können; daß es vortheilhafter für dasselbe sey, sich nach der Seite von Persien, als nach der Seite von Bochara zu vergrößern; daß der Einfluß auf Persien, Rußland ein überwiegendes Ansehen im innern Asien geben, und dasselbe in den Stand setzen werde, eine Invasion in Indien zu unternehmen. Hierdurch würde dann Rußland seine politischen Verhältnisse mit Großbritannien auf einen sehr vortheilhaften Fuß setzen, obgleich die Entscheidung des Kampfes, im Falle eines wirklichen Angriffes, immer noch im höchsten Grade zweifelhaft seyn würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 28. 28 Januar 1828.

Royer Collard's Aufnahme in die französische Akademie.

(Schluß der Antwort des Hrn. Darû an Hrn. Royer Collard.)

Die Philosophie des Hrn. Laplace war zu aufgeklärt, um nicht anzuerkennen, daß es die schöne Literatur ist, welche die Völker bildet, und sie für das Studium der strengeren Wissenschaften vorbereitet. Seine Vernunft war zu mächtig, als daß sein Geschmack nicht gleich sicher und zart hätte seyn sollen.

Auch gab es wenige Schriftsteller, die mehr Sorgfalt darauf verwendet hätten, die Schärfe des Gedankens mit der Richtigkeit und Klarheit des Ausdruckes in Uebereinstimmung zu bringen. Selbst Männer, die sich ausschließend mit der schönen Literatur beschäftigten, haben selten in ihrem Gedächtnisse eine solche Fülle der schönsten Stellen alter und neuer Poesie aufbewahrt; Laplace gefiel sich darin, sie in Erinnerung zu bringen.

Es ist schmeichelhaft für die Eitelkeit der Literatur, daß stets die regelmäßigen Geister sie zu würdigen wußten. Sie finden Geschmack an Werken, die als Muster dienen können, weil Schönheiten, die das Herz ergreifen und zur Bewunderung auffordern, in ihren Grundursachen wie in ihren Wirkungen einer strengen Nachweisung fähig sind; weil die Wege, die dahin führen, der geraden Linie gleichen, von der man nicht abweicht, ohne sich vom Ziele zu entfernen, ohne sich zu verirren. Nur verkehrte Geister, die leidenschaftlich sich an Systeme hängen, halten das Bizarre für das Neue, und suchen das Gelingen anderswo, als in der Vernunft und Wahrheit. Um das Schöne zu erreichen, muß man ohne Zweifel mit Einbildungskraft und Gefühl, vor Allem aber mit einem starken Verstande begabt seyn. Darum sind die schönen Wissenschaften nicht frivol, darum können sie gerechte Huldigungen empfangen, und werthvollen Lohn ertheilen.

Die Akademie mußte in Herrn Laplace den correkten und feingebildeten Schriftsteller auszeichnen, wie den Mann von Geschmack, der den klassischen Doktrinen treu war, wie den Philosophen, der die Literatur zu ehren wußte. Seine gelungenen Arbeiten in den strengen Wissenschaften konnten kein Grund der Ausschließung seyn; die Akademie setzt vielmehr ihren Ruhm darein, Alle zu vereinen, die durch Gedanken der Welt vorleuchteten. Nur diesem Glanze entgegenzukommen, entspricht ihrem Berufe."

Herr Darû gibt sodann einige Nachrichten von dem Privatleben des Herrn Laplace, das ebenfalls den Wissenschaften nicht fremd war. In seinem Landhause zu Arceuil fand man im Garten oft die größten Gelehrten Europa's, die Lagrange, Monge, Berthollet, Humboldt, Montyon, deren Gesellschaft, sagt Hr. Darû, an die Haine von Athen erinnerte, wo die Väter der Philosophie sich ihre Kenntnisse und die Gegenstände ihrer Forschung mittheilten.

„Die Freundlichkeit des Empfangs," fährt Hr. Darû fort, „erzeugte dann eine augenblickliche Täuschung: unwillkührlich fühlte man sich geschmeichelt, sich in der Gegenwart so vielen Ruhmes zu sehen. Erinnerte aber das Nachdenken, daß man sich mitten unter der kleinen Zahl der Männer befände, die den Vorsitz bei den Fortschritten der menschlichen Erkenntniß führen, so machte die Eitelkeit einer andern Empfindung Platz: man horchte schweigend auf diese erhabenen Geister, und so groß war die Klarheit ihrer Ideen, die Einfachheit ihrer Sprache, daß selbst die Ungeweihten sie zuweilen zu verstehen glaubten."

Hierauf geht Hr. Darû auf den Nachfolger des Hrn. Laplace über. „Während Ihr Vorgänger," redet er Hrn. Royer Collard an, „am Himmel die Gesetze suchte, die seine Bewegung ordnen, widmeten Sie, mein Herr, sich einem andern Studium. Die Philosophie ist in der geistig-sittlichen Ordnung, was die Mathematik in der materiellen Welt ist." — (Der Redner erinnert an die Leitung des öffentlichen Unterrichts, den die Regierung Hrn. Royer Collard eine Zeitlang anvertraut hatte, und fährt fort:) „Sie verstanden es, mein Herr, diese wichtige Stelle mit gleicher Hochherzigkeit zu verlassen, als Sie ihr vorgestanden hatten. Sie gehören zu der kleinen Zahl der Männer, denen der Verlust einer Stelle nur eine neue Bahn des Ruhmes eröffnet."

Endlich sagt Hr. Darû am Schluß seiner Rede: „Ein älterer Geschichtschreiber und Mitglied der Akademie der Wissenschaften bemerkte mit Staunen, daß man so lange Zeit die Wissenschaften für unverträglich mit der öffentlichen Verwaltung gehalten habe, und fragt: ob es wahr sey, daß Geister, die an hohe Spekulationen gewöhnt sind, weniger als andere geschickt wären, die Verhältnisse der Dinge in den Geschäften aufzufassen! — Diese Bemerkung bezog sich auf Newton. Fontenelle, so scharfsinnig er auch war, scheint den wahren Grund dieses Vorurtheils, das er bekämpfte, nicht aufgefaßt zu haben. Es ist in der That möglich, daß diejenigen, welche ihr Leben mit dem Stu-

bis der strengen Wissenschaften zubringen, in der Leitung der Geschäfte irgend eine Ungeschicklichkeit, irgend einen Mangel verrathen. Sie sind nicht gewohnt, sich zu irren. Die Methode in den Abstraktionen verbürgt ihnen die Richtigkeit der Resultate. In den Geschäften aber haben die Punkte einen Umfang und die Linien ihre Breiten und Höhen. Man wirkt auf Dinge, in welche die Unordnung eindringen kann, auf Leidenschaften, die verkehrt urtheilen; der Mathematiker aber, für den es keine Unordnung, kein falsches Urtheil und keine Leidenschaften gibt, befindet sich in einer unvorgesehenen Lage, sobald ihm Ungläubige entgegentreten. Stets sicher, zu überzeugen, ist es ihm nie in den Gedanken gekommen, daß er bis zum Ueberreden sich herablassen muß.

„Dies war nicht Ihr Loos, mein Herr. Durch Ihr philosophisches Studium waren Sie gewohnt, die Irrthümer der Menschen mit in Berechnung zu ziehen. Sie übten die Stärke Ihres Gemüthes, wie die Ihres Geistes, und Ihr Muth war auf Prüfungen vorbereitet. Vergebens waren die Umstände verschieden und die Zeiten schwierig: weder Ihre Vernunft, noch Ihre Festigkeit wurden dadurch erschüttert. Nicht Gefahren, nicht Gunst, Ungunst, Unbeständigkeit der politischen Systeme, Höflichkeiten nebenbuhlerischer Partheien, Beifall der Menge, — Nichts konnte die geringste Nachgiebigkeit von Ihnen erzwingen. (Beifall.)

So haben Sie sich eine Meinung gebildet, die Ihnen eigen ist. Nur der Wahrheit und Gerechtigkeit gehören Sie an, und diese Hingebung wollten Sie als vollständig und ausschließend beweisen. Niemand hat je das Recht gehabt, Sie zu einer Partei zu zählen. Jeder, dessen Sache gerecht war, konnte sicher seyn, in Ihnen einen Vertheidiger zu finden. In Folge des philosophischen Geistes, der sich an das Allgemeine hält, verbanden Sie sich lieber mit den Grundsätzen als mit den Menschen. Daraus entstand der Charakter der Stärke und des Ernstes, der Ihre Beredsamkeit auszeichnet."

„Ich würde aber erröthen, wollte ich in Ihnen nur die Beredsamkeit bewundern, während ich Ihnen zu Ihren edlen Gesinnungen Glück wünschen soll. Die Talente haben nur insofern ein Recht auf unsere Bewunderung als sie einer würdigen Sache geweiht sind. Die Literatur ist nur ein Werkzeug, dessen Verdienst nach dem Gebrauch, den man davon macht, geschätzt werden sollt."

„Seit einem halben Jahrhundert beklagt man sich, daß der Geschmack an der Literatur sich verliere. Diese Klagen der Mittelmäßigkeit sind ungerecht und übertrieben. Die Beschäftigung mit der Literatur trägt ihren Lohn in sich; diejenigen aber, deren Beifall man fordert, haben ein Recht zu fragen, welchen Gebrauch man von der Kunst zu schreiben und zu reden macht. Und hier ist das Publikum nicht ungerecht; es ehrt die Literatur und zeigt, daß es von derselben eine höhere Idee hat, als einige Literatoren; es sieht in ihr nicht blos eine Kunst, sondern ein Mittel zur Vervollkommnung der Erkenntniß und der bürgerlichen Gesellschaft. In einer höhern Ordnung leistet die Literatur den gleichen Dienst wie die Druckereien mit ihren materiellen Mitteln. Was mühsam zu lesen gewesen wäre, was die gemeine Einsicht sich nur schwer angeeignet, was sich auf einen kleinen Kreis der Eingeweihten beschränkt hätte, das verbreitete sie, macht es für jeden faßlich, macht es volksthümlich; durch die glückliche, schöne Form sichert sie den nützlichen Wahrheiten, den großen Gedanken ihren Erfolg, ihre Allgemeinheit."

„Dies ist die Würde der Literatur, die eine gebildete Nation nie verläugnen wird. Sehen wir nicht, wie sie denjenigen Beifall zuruft, deren Talente sie bewundert, deren Sache sie zu der ihrigen macht? Und wer könnte besser Zeugniß dafür ablegen als Sie, mein Herr, der beim Herabsteigen von der politischen Rednerbühne so oft den Beifall erndtete, der dem geistreichen Redner, vor Allem aber dem edlen Manne gebührt!"

Die Agraviados in Spanien.

(Fortsetzung.)

Diese Allgemeinheit allein wäre hinreichend, den wesentlichen Unterschied der Volksbewegung, welche die Wiedereinsetzung der Cortes in Spanien verlangte, von der französischen Revolution zu charakterisiren, mit der dieselbe so oft in Parallele gestellt worden ist. Beide Bewegungen waren Reclamationen der Masse des Volkes gegen die ungleiche Vertheilung der Staatslasten, wenn von Ungleichheit der Vertheilung die Rede seyn kann, wo der eine Theil Alles und der andere Nichts zu tragen hat. Nur vereinigten sich in Frankreich die beiden privilegirten Stände, welche die temporäre Macht in Händen hatten, zur Zurückweisung der an sie gerichteten Forderungen, und traten dadurch dem Volke, oder dem sogenannten dritten Stande, feindlich gegenüber. In Spanien dagegen ergriff der eine von den beiden privilegirten Ständen — die Aristocratie, mit Enthusiasmus die Sache des Volkes, und brachte seine Vorrechte willig dem Wohl des Ganzen zum Opfer, in der Ueberzeugung, daß der ohne diesen Schritt unabwendbare allgemeine Verfall auch den aller Einzelnen zur Folge haben müßte. Wir finden daher fast alle großen historischen Namen Spaniens, fast alle durch Geburt, Rang oder Glücksgüter ausgezeichneten Männer der Monarchie in den Reihen der Vertheidiger der Constitution. Die zweite Classe der Privilegirten, die Geistlichkeit, die durch ihren unermeßlichen steuerfreien Reichthum dem der ganzen übrigen Bevölkerung Spaniens beinahe das Gleichgewicht hielt, blieb allein der Meinung, daß es in ihrem Interesse liege, ohne Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, auf der Behauptung ihrer Vorrechte zu bestehen, sah sich aber außer Stande, für den Augenblick der allgemeinen Bewegung sich mit Erfolg entgegen zu setzen, theils weil sie unter sich selbst keineswegs einig war, theils besonders, weil sie keinen unmittelbaren Einfluß auf den Mechanismus der Staatsinstitutionen übte, — und mußte daher wenigstens äußerlich den Schein annehmen, als billige sie, was sie nicht verhindern konnte.

Die Menschen, welche das französische Ministerium, oder in demselben die Partei der Congregation, unter dem

Namen der Glaubensarmee gegen die spanische Constitution bewaffnete, waren Anfangs ein zusammengeraffter Haufen von Verbrechern, Contrebandiers oder untreuen Beamten, welche mit den ihnen anvertrauten öffentlichen Geldern nach Frankreich durchgegangen waren. Einige Ehrgeizige, die sich später schämten, an ihrer Spitze gestanden zu seyn, glaubten darin ein Mittel zu finden, das ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnen könnte; so der Graf Espanna, ein geborner Franzose, aber in spanischen Diensten als Napoleon in Spanien einfiel, im Unabhängigkeitskriege als Anführer eines Freicorps ausgezeichnet, und zum General emporstiegen; [1]) so Quesada, der nur Obrist war, als er die Fahne der Empörung gegen die Cortes erhob, und, nach Frankreich vertrieben, im Gefolge der französischen Armee als General zurückkehrte; [2]) so der Baron d'Eroles, der sich im spanischen Unabhängigkeitskriege vom Studenten zum Generallieutenant emporgeschwungen hatte, und ungeachtet er den Umsturz der Constitution selbst mit bewirken half, persönlich sich beständig zu constitutionellen Gesinnungen bekannte, weshalb, als er im Jahre 1826, in der Blüthe seines Alters starb, allgemein der Verdacht entstand, er sey vergiftet worden. An diese Männer schloß sich eine geringe Anzahl mißvergnügter und unruhiger Köpfe an: der alte General Eguia, — das wahre Muster eines Ultra — ein Mann, der jede seit dem Jahre 1750 in das Leben getretene neue Idee für Ketzerei und und Hochverrath hielt: Mataflorida, ursprünglich ein armer Advocat (abogado de guardilla) darauf Mitglied der Cortes in Cadix, wo er die berüchtigte Adresse redigirte, welche, einer von den Persern hergenommenen Vergleichung wegen, die Adresse der Perser hieß (worin 69 Deputirte den König baten, die Constitution abzuschaffen) später durch seine Theilnahme an den Hofintriguen bereichert und für Geld zum Marquis erhoben, im Jahr 1821, nachdem er der Verantwortung wegen der Redaction der bereits erwähnten Adresse durch die Flucht entgangen war, Mitglied der Insurrectionsjunta von Catalonien; [3]) Pio Elisalde, ein ehemaliger Kaufmann von San Sebastian, ein Mensch von starkem, heftigem Charakter, dessen Hauptleidenschaft ein tiefer Haß gegen Frankreich ist und gegen Alles, was aus Frankreich kommt, seitdem er im Unabhängigkeitskriege als Lieferant für die Armee des Generals Blake den Grund zu seinem jetzigen Reichthum legte; [4]) Erro, gleichfalls ein Biscaier, vor dem Jahr 1808 Secretär des Friedensfürsten, und darauf Controlleur zu Ciudad-Real, während des Kampfes gegen Napoleon, Präsident einer Insurrectionsjunta in der Mancha, 1813 Intendant von Madrid, später Intendant von Barcelona, und nachdem er im Jahr 1820 durch die Cortes diese sehr einträgliche Stelle verloren hatte, Finanzminister der Regentschaft von Urgel; [5]) der Erzbischof von Tarragona, Creus, (im Jahr 1825 gestorben), schon in den Cortes von Cadix einer der hitzigsten Vertheidiger der Inquisition und aller Grundsätze des alten Systems; neben diesen noch einige Andere. Der offene Schutz den ihnen Frankreich verlieh, vermochte jedoch nicht sie in Spanien zu halten: sie wurden vertrieben, und kehrten erst mit der französischen Armee zurück.

Die gefährlichsten Feinde, welche die Sache der Constitution in Spanien hatte, zählte sie indessen nicht unter diesen Partheigängern, sondern in der Camarilla, der unmittelbaren Umgebung des Königs, die, gewohnt durch ihren Einfluß die Staatsgeschäfte zu leiten, in der Einführung einer regelmäßigen Verwaltung ihre Macht bedroht sah. Der König Ferdinand, während der Regierung seines Vaters in einer Zurückgezogenheit gehalten, die an eine förmliche Gefangenschaft grenzte, und beständig von den Spionen seiner Mutter und des Friedensfürsten umgeben, hatte nicht sobald den Thron bestiegen, als er sich völlig dem für ihn neuen Vergnügen hingab, vor Menschen, die ihm ergeben waren, frei seine Meinungen aussprechen zu dürfen. Er gestattete den vornehmsten Beamten seines Hauses den Zutritt in seine Gesellschaft und setzte sich mit ihnen auf den Fuß der größten Vertraulichkeit. Während seiner Verbannung in Valencay befestigte sich die Gewohnheit, ohne alle Etiquette zu leben, in ihm noch mehr. Bei seiner Rückkehr nach Madrid fuhr er fort, außer den Ministern auch einige vertraute Diener und eine kleine Anzahl von Personen, die ihm während seiner Gefangenschaft Proben ihrer Treue gegeben hatten, seines persönlichen Umganges zu würdigen. Es versammelte sich des Abends eine Gesellschaft in einem der Gemächer des Königs, [6]) die den Namen Camarilla erhielt. Bald wurde diese das Centrum der Regierung, indem Ehrgeizige die Neigung des Königs, frei von dem lästigen Glanze seiner Größe zu leben, zur Erreichung ihrer Plane benutzten. Alle Schritte des Ministeriums wurden hier controllirt, und es geschah mehr als einmal, daß ein Beschluß, den der König um 5 Uhr unterzeichnet hatte, durch ein drei Stunden später geschriebenes Billet widerrufen wurde. Der Minister Macanaz hatte Se. Majestät um 10 Uhr des Abends verlassen, ohne das geringste Zeichen einer Unzufriedenheit wahrzunehmen; des andern Morgens um 8 Uhr ging der König in Person, ihn zu verhaften und seine Papiere mit Beschlag zu belegen; er wurde in ein Staatsgefängniß geworfen, das er erst nach langer Zeit verließ. Der Herzog von San Carlos war um 11 Uhr des Abends aus dem Cabinett des Königs gekommen; bei seinem Erwachen des andern Tages erhielt er einen Verbannungsbefehl, der später in eine Gesandtschaft nach Wien verwandelt wurde. Der Ober-Polizeiintendant Echevarri hatte

[1]) Gegenwärtig Generalcapitän von Catalonien.

[2]) Gegenwärtig Generalcapitän von Andalusien.

[3]) Seit seiner Rückkehr nicht mehr in Gunst, und gegenwärtig sogar, in einer Provinzialstadt Frankreichs, in der Verbannung.

[4]) Gegenwärtig einer der wüthendsten Anhänger der apostolischen Parthei im Staatsrathe.

[5]) Darauf Finanzminister von Spanien, gegenwärtig Mitglied des Staatsrathes.

[6]) Nach van Halen (Mémoires I. p. 118.) in einem Zimmer, wo die Diener des zweiten Ranges die Befehle des Königs erwarteten.

mit dem König eine Cigarre geraucht und sogar ein Dutzend derselben von ihm zum Geschenke erhalten; eine Stunde darauf befand er sich auf dem Wege in das Staatsgefängniß von Segovia.

Außerdem, daß die Camarilla, deren Wirksamkeit durch die Constitution sehr enge Grenzen gesetzt war, den König beständig in feindseliger Spannung gegen dieselbe erhielt, bediente sie sich selbst der Civilliste, welche der Hof ihr überließ, so wie der Summen, welche ihr aus Frankreich zugesandt wurden, um Unruhen in den Provinzen zu erregen. Der spanische Bauer, welcher, wie überall der Landmann, vor Allem seine Ruhe liebt, unbekümmert ob der König absolut oder constitutionell heiße, ließ sich jedoch durch diese Reizungen zu keinen Uebereilungen verleiten, zumal da er zum Theil (besonders im südlichen Spanien, wo er Geld genug besaß, um den Verkauf der Klostergüter benutzen zu können) von der neuen Verwaltung bereits wesentliche Vortheile zu ziehen begann.

Die Camarilla nahm ihre Zuflucht zu den Priestern, die mit Unwillen der Schmälerung ihrer fürstlichen Revenüen und der Vernichtung ihres weltlichen Einflusses entgegensahen, und setzte durch ihre Hülfe den Himmel und die Religion in Bewegung, um die Ordnung des Staats umzustürzen. Schnell vergrößerte der Fanatismus die Reihen der Unzufriedenen, und jetzt bildeten sich die Banden unter den Befehlen des Trapisten Antonio Maragnon, nach einander Soldat, Contrebandier, Straßenräuber und Mönch, und wieder Soldat und wieder Mönch, und, so wie die ersten Glaubensbanden erschienen, aufs Neue aus dem Kloster entwichen; [7]) unter George Bessieres, einem gebornen Franzosen, wegen Betrügereien aus der Armee gejagt, darauf in spanischen Diensten einer republikanischen Verschwörung wegen zum Tode verurtheilt, und nur durch die Verwendung der konstitutionellen Behörden begnadigt, hierauf aber auf einmal in den Reihen der Glaubensarmee erscheinend; ferner unter dem Pfarrer Merino, schon während des Unabhängigkeitskrieges als Guerillero in Altkastilien berühmt, und nach dem Frieden von 1814 mit dem Grade eines Brigadiers und dem Genuß einer reichen geistlichen Pfründe entlassen; — endlich unter der Guerillasanführern Carnicer, Locho und anderen unbedeutenderen Chefs. Der Name dieser Anführer allein verbreitete Schrecken in allen Gemeinden, denen sie sich näherten; auch nahm die Landbevölkerung den eifrigsten Theil an den kräftigen Maßregeln, welche die konstitutionelle Regierung ergriff, um Spanien von diesem Raubgesindel zu befreien.

Derselbe Pöbel der Hauptstadt, welcher 1823 die Franzosen bei ihrem Einzuge mit dem lautesten Enthusiasmus empfing, wollte wenige Tage zuvor einhundert Mann von der Bande des Bessieres, welche die Milizen einer kleinen Stadt zu Gefangenen gemacht hatten, in Stücken zerreissen. Und die Nationalmilizen, welche seitdem mit so großer Erbitterung verfolgt worden sind, standen damals drei Tage unter den Waffen, um zu verhindern, daß die Gefängnisse nicht von der wüthenden Masse aufgesprengt würden.

Die Insurgenten, auf allen Punkten geschlagen und bis zu den äußersten Grenzen verfolgt, flohen nach Frankreich, wo sie als Helden aufgenommen wurden, weil sie einen Vorwand darboten, den man lange gesucht hatte, in Spanien das constitutionelle System umzustürzen. Wahrscheinlich wollte die das französische Ministerium beherrschende Parthei durch den Angriff auf die Constitution von Spanien sich nur auf das ernstere Unternehmen vorbereiten, auch in Frankreich den Zustand vor der Revolution wieder herzustellen.

Die Männer, welche in Spanien damals an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten standen, waren unfähig, weit in die Zukunft vorauszusehen. Auf der einen Seite setzten sie, in der Ueberzeugung von der Zustimmung der Mehrheit der Nation den Ränken der Camarilla, die ihnen nicht unbekannt waren, keine durchgreifenden Maßregeln entgegen; auf der andern begingen sie den doppelten Fehler, einmal die Rüstungen von Frankreich für leere Drohungen zu halten, und dann, selbst in dem Falle, wenn sie wirklich zu Feindseligkeiten führten, vorauszusetzen, daß die Dazwischenkunft einer Macht, die selbst von einem constitutionellen System regiert wurde, unmöglich die Wiederherstellung der absoluten Gewalt zur Folge haben könnte. Bereits im Anfang der Sitzung von 1822 trennte sich daher die Partei, die man Quillero nannte und die sich in gewisser Beziehung mit den französischen Feuillan's vom Jahre 1791 vergleichen läßt, von der eigentlich revolutionären Partei, die dadurch zwar in den Besitz der Zügel der Regierung, aber nicht der Talente und des Einflusses kam, welcher den sogenannten Gemäßigten zu Gebot stand. War aber jener Mißgriff, der von denjenigen, die ihn begingen, am schwersten gebüßt worden ist, nicht zu entschuldigen? Schien es nicht, als wenn im Anfange des Zuges die Spanier sich Glück zu wünschen hätten über den schwachen Widerstand, welchen die französischen Waffen fanden? Mußten nicht die Proclamationen des Herzogs von Angouleme alle Besorgnisse beruhigen? Und standen nicht alle Schritte der Militärgewalt mit diesen Proclamationen im vollkommensten Einklang? Unmöglich konnte man voraussehen, daß das französische Ministerium nicht wagen würde, das denkwürdige Decret von Andujar in Kraft zu erhalten; daß Capitulationen, die unter der Garantie des Thronerben von Frankreich und einer französischen Armee von 100,000 Mann geschlossen waren, gebrochen werden würden, ohne daß eine einzige Reclamation gegen diese schmachvolle Verletzung feierlich eingegangener Verträge sich erhoben hätte; daß 50,000 Mann, die nach der vollkommenen Unterwerfung des Landes in Spanien zurückblieben, keiner anderen Zweck haben sollten, als unwillige Zeugen der grausamsten Reaction zu seyn, einer Reihe von Verfolgungen, die schrecklicher waren, als alle Gräuelscenen, deren Schauplatz Spanien seit der Vertreibung der Mauren gewesen war.

(Forsetzung folgt.)

[7]) Nach der Restauration seiner Ausschweifungen wegen, durch die er sich verächtlich machte, ins Kloster zurückgeschickt, in dem er starb.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 29. 29 Januar 1828.

Reisen eines Orientalen in Europa.

Wenn Fremde, die fernen Nationen angehören, Europa bereisen, so sind sie ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde. Der große Haufe gafft sie mit einer Verwunderung an, die bald dem Lachen, bald der Verachtung näher ist, blos weil ihre Hautfarbe, ihre Kleidung und ihr Betragen so verschieden von den unsrigen sind. Die Gebildeteren betrachten sie mit nicht geringerem Interesse, wenn auch von einem andern Standpunkte. Sie suchen den Eindruck aufzufassen, welchen die neuen Gegenstände, die den Fremden umgeben, auf sein Inneres hervorbringen, und je gebildeter er ist, desto interessanter wird uns seine Anschauungsweise. Es gewährt ein eigenthümliches Vergnügen, den Eindruck zu beobachten, den unser Leben auf ein von allen unsern Vorurtheilen freies Gemüth macht, auf einen Menschen, dessen Art zu denken von der unsrigen wesentlich verschieden ist. Der Lust, die wir an der Neuheit seiner Auffassungsart empfinden, liegt mehr als bloße Neugierde zum Grunde; wir suchen eine Erweiterung unserer Menschenkenntniß. Denn der Mensch ist eben so wenig im Stande, die Sitten und Gebräuche der Gesellschaft, in welcher er lebt, unpartheisch zu beurtheilen, als über seine Persönlichkeit eine durchaus von jedem unlauteren Beisatze freie Ansicht zu haben. Wir müssen uns gestehen, daß unsere Denkungsart großentheils von der Gewohnheit abhängt, und daß sie nach einer bestimmten Form gemodelt wird. Wir würden das Thörichte, Ungereimte und Fehlerhafte, welches in unserm geselligen Leben liegt, gar nicht kennen, wenn es nicht von Leuten hervorgehoben würde, die nicht mit unsern Vorurtheilen und Sitten aufgewachsen sind, sondern ihrem eigenen Gefühl folgen. Der Vortheil jedoch, uns mit fremden Augen zu sehen, wird uns nur selten zu Theil; es giebt wenig außereuropäische Reisende, die ihre Beobachtungen niederschreiben, und wenn es geschieht, ist es uns überdem noch erschwert, näher mit solchen Werken bekannt zu werden; die Uebersetzer verstehen entweder die Sprache des Fremden zu wenig, oder suchen ihn zu verbessern, wenn es ihnen scheint, als habe er unsere Gewohnheiten als Karikatur gezeichnet. So werden wir eines guten Schutzmittels gegen Einseitigkeit und Vorurtheile beraubt. Doch wollen wir auch keineswegs läugnen, daß Selbsttäuschung, falsche Vorspiegelungen und zufällige Irrthümer den Fremden unsere Angelegenheiten oft ganz anders erscheinen lassen, als sie in der That sind.

Mag man übrigens über diesen Gegenstand denken, wie man will, so wird doch der Bericht eines gebornen Bengalen über seine Reise in Europa auf allgemeines Interesse Anspruch machen können. Der Lieutenant Alexander, der früher seine eignen Reisen in Ava und Persien dem Publikum mittheilte, hat kürzlich in London ein Werk herausgegeben, welches den Titel führt: „Shigurf Namah i Velaët,“ d. i. Vortreffliche Nachricht über Europa. Der Verfasser dieser Schrift, Mirza Itesa Modin, sagt, er sey in der kleinen Stadt Panchnour in Bengalen geboren. Während der Regierung des Nabob Jaffer Ali Khan stand er in freundschaftlichen Verhältnissen mit einigen der Ober-Munschis seines Hofes, und erlangte auf diese Weise eine große Geläufigkeit in der persischen, d. i. der Hof-Sprache. Später trat er in die Dienste des Major Park, den er auf dem Feldzuge begleitete. Nach dem Frieden wurde ihm die Ehre einer Audienz beim Schah Alum, dem Monarchen von Dehli. Als Lord Clive von diesem Fürsten einen Auftrag für die Compagnie erhielt, bat der Schah, wie hier erzählt wird, man möchte ihm eine englische Armee in der Nähe lassen, was aber Lord Clive ablehnte, „ohne den Befehl des Königs von England.“ Darauf schrieb der Mogul einen Brief an Se. Majestät, der mit einem Geschenke von einem Lak Rupien durch einen englischen Offizier, dessen Namen Hr. Alexander aus Delicatesse verschweigt, nach England gesandt wurde. Itesa Modin begleitete ihn als Munschi. Er verließ im Jahre 1765 Calcutta auf einem französischen Schiffe, legte bei der Insel Maurice und dem Kap an, lief in den Hafen von Nantes ein, und gelangte über Calais nach England. Im Jahre 1768 kehrte er wieder nach Bengalen zurück.

Das Original, welches nur handschriftlich vorhanden und sehr selten ist, war in persischer Sprache geschrieben. Hr. Alexander hat es zum Gebrauch derer, die die Sprache lernen wollen, ins Hindustanische übersetzt, und eine freie englische Uebersetzung hinzugefügt, um die Neugierde seiner Landsleute zu befriedigen.

Wir sehen uns hier darauf beschränkt, einige interessante Bemerkungen auszuheben, welche Mirza über europäische Sitten macht.

Als Mirza zuerst seinen Fuß auf französischen Boden setzte, wunderte er sich ungemein über die Holzschuhe, welche die ärmeren Klassen trugen, und worin sie auf eine spaßhafte und sonderbare Art einhergingen. „Einer seiner englischen Reisegefährten hatte ihm erzählt, daß dies

sehr arme Leute wären, aber es sey ihre eigne Schuld, denn sie wären nicht so industriös wie die Engländer." Einige französische Passagiere gaben ihn dagegen einen sprechenden Beweis ihres Gewerbfleißes, indem sie ihm ihre Geschicklichkeit im Schmuggeln zeigten, „die Boots= „leute, ein Doctor, und ein Geistlicher, die einige „Tücher von Bengalen mitgebracht hatten, verbargen „sie wie Diebe in ihren Taschen, banden sie sich „um den Hals oder um den Leib, ehe die Douaniers an „Bord kamen."

„Die Franzosen behaupten," sagt unser orientalischer Reisender, „daß die Engländer von ihnen die Musik und „das Reiten gelernt hätten; denn alle reichen Engländer „schickten ihre Söhne und Töchter nach Frankreich in die „Schulen. Daher, sagen die Franzosen, wären die Eng= „länder jetzt in Wissenschaften und Künsten geschickt. „Früher hätten sie weder die Fähigkeiten, noch die Kennt= „nisse gehabt, die sie jetzt haben, sondern wären unwissend „gewesen, wie die meisten Hindustaner. Gleichwohl ge= „ben sie zu, daß die Engländer tapfere Soldaten sind. „Die niedern Classen der Engländer, sagen die Franzo= „sen, gehen nicht in fremde Länder, um zu dienen und „Beschäftigung zu finden. Warum? weil sie ein dummes „Volk sind, und zu träge sich Kenntnisse zu erwerben. „Wenn sie auch in andere Länder gehen wollten, so „würde sie niemand anstellen; sie würden vor Mangel „an Nahrung und Kleidung in Elend gerathen. Aber „die französische Kaste sey geschickt in allen Künsten und „Wissenschaften, und wohin sie sich auch begeben, da „erwerben sie die Gunst der Fremden, und erlangen Ehre „und Ansehen."

(Fortsetzung folgt.)

Egypten unter Mehemed Ali.

(Fortsetzung.)

Mit freudiger Rührung betrachtete Mehemed Ali zu Kairo von der Moschee des Sultans El = Guri aus den Triumphzug seines Sohnes, der aus dem heiligen Krieg heimkehrte. Gewiß konnte an solchen Tagen des muselmännischen Ruhmes, die als Siegesfeste der Religion zugleich Feste seines Vaterglückes waren, Mehemed Ali sich eines aus persönlichem und religiösem Stolze gemischten Gefühl's — einstimmend in den Jubel der Tausende, welche, um gegen des Propheten Feinde zu ziehen, nach Egypten gekommen waren — nicht erwehren. Aber weder unter dem Freudentaumel eines bigotten Volkes, das nie zu Ausschweifungen geneigter ist, als wenn es Glaubenssiege feiert, noch als zwei Jahre später beim Ausbruch der griechischen Revolution das Rachegeschrei durch alle Provinzen der Türkei erscholl und zu den ungeheuersten Leidenschaftlichkeiten hinriß, vergaß Mehemed Ali ein Benehmen zu beobachten, das seiner Stellung und seines europäischen Rufes würdig war, indem er nicht nur die Ruhe in seinen Staaten während der ganzen Zeit dieser religiös = politischen Convulsionen stets aufrecht zu erhalten wußte, sondern auch der Beschützer so mancher Verfolgten aus Syrien, Kleinasien und Griechenland wurde, die an den Ufern des Nils eine gastliche Aufnahme fanden. Wenn indessen Mehemed Ali der Verfolgungswuth unduldsamer Scheykhs oder fanatischer Soldaten ein Ziel setzte, so dürfen wir darin nicht bloß den Mann von freisinnigen Ansichten erblicken, sondern vor allem den Mann, der sein Interesse verstand und in Bezug auf dasselbe kein besserer Muselmann als Christ oder Jude seyn wollte. Es gibt Bilder, die so beschaffen sind, daß, je nachdem man sie von einer Seite, und von einiger Entfernung erblickt, der Gegenstand, den sie vorstellen, ein ganz anderer, und sich selbst nicht mehr gleich zu seyn scheint. Eine solche Erscheinung ist Mehemed Ali, eine Erscheinung, die, wenn wir sie von Europa aus betrachten, uns einen weisen und menschenfreundlichen Fürsten zeigt — eine Illusion, die in der Nähe verschwindet.

Egypten mit einer Bevölkerung von 2½ Millionen Einwohnern und einem natürlichen Reichthume für viele Millionen, ist in seinem jetzigen Zustande in jeder Hinsicht ein höchst unglückliches Land; allenthalben herrscht gesetzlose Willkür, und wenn auch der Einzelne von den Einfällen benachbarter Horden, die früher das Land plünderten, nichts mehr zu fürchten hat, wenn er sogar vor den eigenmächtigen Erpressungen der Regierungsbeamten, worauf diese, ehe sie Besoldung erhielten, gewissermaßen angewiesen waren, jetzt gesichert ist, so erliegt er dagegen unter der Generalschatzung des einen Despoten, die den Kern seiner Lebensthätigkeit verzehrt. Mehemed Ali ist auf dem geraden Wege, wie einst Joseph unter den Pharaonen, das ganze Land zur Domäne des Herrschers zu machen: seine Finanzverwaltung läßt diesen Zweck deutlich durchblicken. Nachdem Alle, welche die wiederholt umgelegten Abgaben nicht erschwingen konnten, ihre liegenden Güter dem Fiscus hatten überlassen müssen, beraubte er die zwei ersten Klassen der Grundeigenthümer, die Multezim *) und die Scheykhs, mit Einemmale ihrer Besitzungen, indem er sie auf einen Gehalt im Betrag ihres aus den Steuerregistern ausgemittelten reinen Güter=Ertrags setzte. Da der Gehalt aber blos lebenslänglich ist, so befreit jeder Todesfall den Fiskus von einer dieser Lasten, und die reichsten Familien sinken nach und nach zu Proletariern herab. Es giebt zwar nur Eine Steuer, den Myry oder die Grundsteuer, und Mehemed Ali hat, um sie genau zu regeln, unter der Leitung des Florentiner Ingenieurs Massi, eine Landesvermessung veranstaltet; aber die Größe dieser Steuer steht mehr in einem Verhältniß zu den enormen Bedürfnissen des Veziers als zu den Kräften seiner Unterthanen.

*) Multezim bedeutet Eigenthümer. Während der Regierung der Mamelukken fand in Bezug auf das Grundeigenthum eine Art Lehenseinrichtung statt. Die Multezim, zuerst Lehensträger, wurden allmälig Eigenthümer, und hatten ihre Pächter und Unterpächter. Die Scheykhs waren im Genuß gewisser Güter, von deren Ertrag jedes Dorf die Erhaltung der Moscheen, der öffentlichen Schulen, der Canäle, der Cisternen und andere allgemeine Ausgaben zu bestreiten hatte.

Der Landmann ist so wenig der Herr der Früchte seiner Arbeit, daß er nicht eher darüber verfügen darf, als bis die Regierung die Auswahl der für die Ausfuhr bestimmten Artikel getroffen hat, die er um einen von ihr bestimmten Preis und auf Abrechnung am Myri erlassen muß. Der ganze Bedarf für die Hofhaltung des Veziers und für seine ersten Beamten wird dem Landmann nur mit der Hälfte des Werths vergütet; bleibt ihm dann noch außer seinem eigenen Bedarf etwas übrig, dann darf er es auf den Markt bringen und verkaufen: da aber der Erlös kaum zur Bezahlung seiner Steuer hinreicht, so bleibt ihm selbst nichts übrig. Im Monat März staunt man über den Reichthum der Erndten in Vergleichung mit dem erbärmlichen Zustande der Dörfer. Nur die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens und die Bedürfnißlosigkeit seiner Bebauer erklärt, wie es möglich ist, daß Egypten immer noch eine so bedeutende Bevölkerung hat.

Wie der Landmann, so arbeitet auch der Gewerbsmann nur für den Vortheil des Fiskus. Einst hatte Egypten einen Manufactur-Handel mit Lein- und Baumwollenwebereien, mit Seidenzeugen, Goldbraht, Matten, Leder, Rosenwasser, Indigo u. s. w., der einem Theil der Bevölkerung einen jährlichen Gewinn von 30,000 Beuteln (zu 500 Thlr.) abwarf. Jetzt, da die Handwerker um Taglohn für den Vezier arbeiten, der viele von ihnen mit Gewalt aus den Dörfern Oberegyptens in seine Arbeitshäuser versetzt hat, haben die Fabrikate an Dauerhaftigkeit wie an Feinheit bedeutend verloren. Von dem großen Fabrikwesen, das Mehemed Ali unter der Leitung von Europäern in Kairo, Bulack, Mehallet el-Kebyr, Mansura und an andern Orten eingerichtet, und worauf er 40,000 Beutel verwendet hat, sind eben so wenig bedeutende Resultate anzuführen. Außerdem daß der beständige, fast unmerkliche Sandstaub den Mechanismus der Spinn- und Webmaschinen stört und die Hitze das Holz austrocknet, ist der Hauptgrund, warum diese Institute nicht aufkommen, daß Mehemed Ali seine Egyptier nicht dafür zu interessiren weiß. Mit dem Seidenbau geht es nicht besser. In Uädez Tumlât hatte man 3000 Feddâns *) Land mit 1,050,000 Maulbeerbäumen angepflanzt, die von 1000 Radbrunnen bewässert wurden; 2000 Fellahs mit 6000 Ochsen besorgten die Wässerungen; eine Kolonie von 500 Syriern das Uebrige. Allein die falsche Behandlung der Maulbeerbäume, denen man zu viel Wasser gab, hatte die verspätete Entwicklung des Laubwerks zur Folge, wodurch die Insekten aus Mangel an Nahrung umkamen. So war bis jetzt der Ertrag von einem Unternehmen, das 45,000 Beutel gekostet hatte, höchst unbedeutend. Indessen läßt sich Mehemed Ali durch den bisherigen schlechten Erfolg dieser großen Dinge, durch die er sich die Bewunderung Europas verdiente, nicht entmuthigen, und weiß sich auf andere Weise zu entschädigen. Der Betrag des Myry belauft sich nicht ganz auf die Hälfte seiner Total-Einkünfte, welche man zu 50,000,000 Fr. annehmen darf. Bringt man noch den Betrag der Einnahme von seinen Douanen in Suez, Kosseir, Deräui, Syuth, Alt-Kairo, Bulâk, Damiette, Alexandria und auf dem Kanal Mahmudyeh, so wie einige Auflagen auf bestimmte Gegenstände, z. B. auf den Handel mit Fischen, in Alt-Kairo und Bulâk, mit Vieh zu Embabeh und auf dem Platz Rumeyleh, auf Schauspieler, Erbschaften, Nilschiffahrt mit ungefähr 8 Millionen Fr. in Berechnung, so kann man die Summe, die er von seinem Alleinhandel als Nettogewinn bezieht, ohne Anstand zu 16 bis 18 Millionen anschlagen. Im Fall eines Defizits endlich hilft sich Mehemed Ali damit, daß er seine Freunde zu freiwilligen Geschenken auffordert, und von den Andern beliebige Steuern erhebt. (Schluß folgt.)

*) Der Feddân, dasjenige Flächenmaß, welches bei der Berechnung der Grundsteuer gebraucht wird, wurde in neuerer Zeit herabgesetzt, während die auf dem Feddân haftenden Steuern die nämlichen blieben, und besteht gegenwärtig aus 3 Kassabehs zu 3 Metres 64 Centimetres.

Die jonischen Inseln.
(Beschluß.)

Sittenverderbniß. Die Universität in Corfu.

Ich habe schon oft bedauert, daß ich so wenig von jener Gewandtheit des Geistes besitze, welche die Natur manchen Menschen zugetheilt zu haben scheint, und durch welche es diesen möglich wird, in ein paar Stunden nicht nur alles zu entdecken, was auf den Boden, die Produktion, den Handel und die Finanzen der Länder, die sie bereisen, Bezug hat, sondern auch alles, was die Sitten, die religiösen Meinungen und den ganzen moralischen Zustand der Bewohner charakterisirt. Dergleichen geschickte Beobachter fällen, wenn sie zu Dover ans Land steigen, auch sogleich das umfassendste Urtheil über die Ausdehnung des brittischen Handels, und ein Spaziergang in den Straßen von Portsmouth ist ihnen hinreichend, um sofort den Grad der Sittlichkeit der englischen Frauen zu bestimmen. Da ich also, wie gesagt, nicht so glücklich begabt bin, wandte ich mich sogleich bei meiner Ankunft, statt mich auf meine eigenen Beobachtungen zu verlassen, an diejenigen von meinen Landsleuten, die schon seit langer Zeit sich in Corfu aufhielten. Nach ihrer Behauptung sind die jonischen Inselbewohner eben so abergläubisch als sittenlos, letzteres besonders in Hinsicht der ehelichen Treue. Das zurückgezogene Leben, zu dem die jungen Mädchen verurtheilt sind, ihre schlechte Erziehung, die fast allgemeine Gewohnheit der Eltern, bei Knüpfung des ehelichen Bandes keine Rücksicht auf die Neigung ihrer Kinder zu nehmen, endlich der Einfluß gewisser religiöser Meinungen und die leichtsinnige Nachsicht der Priester, erklären jenes Sittenverderbniß, welches auf den Sieben Inseln herrschend seyn soll, hinlänglich. Viel versprach man sich von der Gegenwart einer großen Anzahl englischer Damen und dem Beispiele ihrer strengen Tugend; aber es liegt nicht in der Art unserer Landsleute, daß sie schnell Bekanntschaft mit Fremden machen. Ein Franzose ist kaum ans Land gestiegen, so steht er schon mit einem Theil der Einwohner, die am Ufer versammelt sind, auf vertrautem Fuße; er nimmt eine

Prise oder reicht seine eigene Dose herum, schwatzt mit den Männern und tanzt mit den Frauen, als wär' er ein alter, längstbekannter Freund. Ein Engländer hingegen steigt mit ernsthaftem Gesichte aus seinem Schiffe; sein Gang ist langsam und voll von dem Bewußtseyn seiner Würde; man möchte sagen, er bilde sich ein, den Leuten, die er anredet, oder dem Boden, den er betritt, eine besondere Ehre dadurch zu erweisen. Aeußerst selten legen die Engländer diesen ungeselligen Stolz ab, und verrathen ihn, selbst wenn sie sich noch so lange in einem Lande aufgehalten haben, durch die Mühe, die es sie kostet, auch nur die unbedeutendste ihrer Eigenheiten aufzugeben. Man darf sich daher nicht darüber wundern, wenn die Frauen unsres stolzen Englands durchaus kein vertrautes Band in diesem Lande anknüpfen, und überhaupt nur höchst selten die häuslichen oder geselligen Kreise der Jonier besuchen. Die Verschiedenheit der Sprache, der Sitten, und hauptsächlich ein in die Augen fallender Leichtsinn, welcher gleich im ersten Augenblicke unsere spröden Damen beleidigt — alles muß sie von einander entfernen.

Der schon früher erwähnte Lord Guilford hatte bereits auf mehreren der Inseln eine große Anzahl von Schulen gegründet, als es ihm endlich, unterstützt von der englischen Regierung, gelang, seinen Lieblingsentwurf, die Errichtung einer griechischen Universität auf Corfu, zur Ausführung zu bringen. Die Schwierigkeiten waren groß, und konnten nur durch die glücklichste Vereinigung von Vermögen, Rang, Talenten und Charakter überwunden werden. Jeder andere, dem eine dieser Eigenschaften gefehlt hätte, würde sich bald genöthigt gesehen haben, auf die Unternehmung zu verzichten. Zwar verlieh England den Sieben Inseln eine sogenannte freie Verfassung; dem Lord Ober-Commissär aber ward dabei eine ungeheure Gewalt vorbehalten, und Sir Thomas Maitland versäumte nicht leicht eine Gelegenheit, jene Gewalt gegen jedes Projekt, das nicht unmittelbar von ihm ausging, oder das nicht wenigstens seine unbedingte Billigung erhalten hatte, in Anwendung zu bringen. Schwerlich zeigte je ein Despot eine tiefere Verachtung gegen seine Sklaven als „König Tom“ gegen die seiner Administration anvertrauten Inselbewohner; so konnte denn auch eine Institution, welche die Wohlthat der Bildung und Aufklärung verbreiten sollte, nur eine höchst laue Unterstützung finden. Trotz dieser entmuthigenden Auspizien, und trotz mancher übelwollenden Schritte des Gouverneurs, brachte es Lord Guilford bei dem Parlament von Corfu doch endlich dahin, daß es sich zur Unterhaltung der Universität verbindlich machte, sobald die ersten Bedingungen der Gründung erfüllt seyn würden. Vor allem mußten Professoren aufgefunden und für die verschiedenen Funktionen vorbereitet werden. Diese Aufgabe war nichts weniger als leicht. Unter den Griechen selbst fanden sich keine Männer, die einen umfassenden Unterricht zu ertheilen vermochten, und unter den Ausländern war das Neugriechische wenigen so geläufig, um ihre Vorlesungen in dieser Sprache halten zu können. Man mußte also damit beginnen, erst die Lehrer zu bilden. Oft aber, wenn die Ausbildung derselben ganz vollendet schien, vereitelte das Anerbieten einer vortheilhafteren Stelle im Auslande, oder eine Heirath, ein Todesfall wieder alle Opfer und Anstrengungen des edlen Lords.

Nach mehreren Jahren unermüdlicher Sorge und Beharrlichkeit, nachdem man mit großem Kostenaufwande eine Menge junger Leute auf mehrere Universitäten Europa's gesandt, hatte man endlich eine hinlängliche Zahl von Professoren zusammengebracht, um die Arbeiten beginnen zu können. Die Entwürfe Lord Guilford's wurden der definitiven Sanktion des jonischen Parlaments unterworfen; dann wurden Statuten verfaßt, die Besoldungen bestimmt, und im November 1823 der Lord einstimmig zum Kanzler der neuen Universität ernannt.

Da Sir Thomas Maitland sich einen neuen prachtvollen Palast hatte erbauen lassen, so wurde das in der Citadelle gelegene alte Gouvernementsgebäude der Universität überlassen. Die Studierenden haben ihre Wohnungen nicht in dem Gebäude, sondern in der Stadt.

Die Kleidung ist für alle Studirenden gleich, und nirgends existiren jene demüthigenden Unterscheidungen wie in Oxford und Cambridge; der Adeliche wird wie der Bürgerliche, der Reiche wie der Arme behandelt.

Die Professoren der Universität halten täglich jeder Eine Vorlesung, und empfangen etwa 140 Gulden monatlich. Im Englischen wird unentgeldlicher Unterricht ertheilt. Die Ausgaben eines Philologos (Studierenden) beschränken sich auf die nothwendigen Lebensbedürfnisse, und selbst in dieser Hinsicht wacht die Universität darüber, daß keine Verschwendung Platz greife. Der Preis eines Mittagessens darf 20 Obolen (20 Sols), und an Festtagen 25 bis 30 nicht übersteigen. Der ganze Kosten der Pension und des Unterrichts beträgt etwa 40 Pfd. Sterling (480 fl.) jährlich.

Die Zahl der Studirenden hat seit der Eröffnung der Universität rasch zugenommen. Im ersten Jahre waren es nur 47, im zweiten 87, in der Mitte des Jahres 1826 aber bereits 211. Von diesen hatte Corfu 80 gesandt, Cephalonia 28, Ithaka 21, Zante 11, Paros 4, Santa Maura 2, Cerigo 2, England 1, und das griechische Festland 63. Diese letztere Zahl beweist, (wenn man die unglückliche Lage Griechenlands und die strenge Quarantaine von 25 Tagen mit in Betracht zieht) welche Achtung sich die junge Universität bereits daselbst erworben hat.

Auch die Vorbereitungsschule ist sehr besucht. Die Zahl der Schüler übersteigt bereits die der Studierenden. Um ein Philologos zu werden, muß der Schüler das 14te Jahr erreicht haben, und ein strenges Examen im Griechischen, Lateinischen, der Religionslehre und der Arithmetik bestehen. Nach drei Jahren findet ein neues Examen für den Grad eines Baccalaureus statt, bei welcher Gelegenheit der Archimandrit der griechischen Kirche mit gegenwärtig ist.

Nach Verfluß einer bestimmten Zeit erlangt der Baccalaureus die Magisterwürde. Alle diese Grade aber sind zu Erlangung gewisser Aemter, namentlich der geistlichen, unumgänglich nothwendig.

Die Costüme der Universität — der Professoren, wie der Studirenden — wurden nach antiken Mustern gewählt, und nur nach den veränderten Ansichten unsrer Zeit über Zweckmäßigkeit und Anstand etwas modifizirt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 30. 30 Januar 1828.

Der Maler David.*)

Die großen Erscheinungen des neufranzösischen Heldencyklus verschwinden nach und nach von der Bühne; die Zeit des Außerordentlichen ist vorüber. Die Männer, die Wunder gethan, sind jezt wieder geworden wie andere Menschen, seit der Geist ihres Elias von ihnen gewichen. Auch David, der Apelles des neuen Alexanders? Er gehört zu den Wenigen, die dem dunkeln Schicksale nicht erlegen sind. Für verlornen Reichthum und Ehre hätte er Ersaz finden können; aber der edle Franzose wollte der Gunst der Fremden nichts verdanken. Wenn wir die vorurtheilsfreien Anerbietungen einer deutschen Regierung, die für ihn, den verbannten Regicide, ein Ministerium der Künste schaffen wollte, mit Achtung anerkennen müssen, so bewundern wir den hochherzigen Künstler, der diese Anerbietungen ausschlagen konnte. David ist ein antiker Charakter, wie Carnot; solche Menschen sind selten in unsrer Zeit. Ihre Meinungen können falsch seyn, ihr Leben nie. Carnot war dem Stern Napoleon's nicht gefolgt, weil ihm der kaiserliche Mantel an dem Konsul Bonaparte nicht gefiel. Napoleon und Carnot, getrennt in den Tagen des Glücks, begegnen sich am Abende ihres Lebens, jezt über manche Räthsel früherer Wirren enttäuscht, und Frankreich erfreut sich noch einmal des schönen Anblicks zweier seiner Heldensöhne, vereinigt kämpfend auf der Bresche des bedrohten Vaterlands. David war wie Carnot ein begeisterter Republikaner; aber mit dem ganzen Ernste seiner hohen Seele huldigte er dem Genius des großen Mannes, der sein Vaterland mit unsterblichem Ruhm verherrlichte. Ob es die allmächtige Persönlichkeit des Helden-Kaisers war, die David's Geist überwältigte, oder ob er in ihm die Centripetalkraft der Revolution erkannt hatte, wissen wir nicht; ein Mann, der sich blos vor der Macht beugte, war David nicht. Ueberhaupt ist die Zeit vorbei, wo man, um das Unbegreifliche in die Logik und das Erhabene in die Ebene herabzuziehen, sich der Illusion hingab, daß das ganze Gebäude der Napoleon'schen Welt auf Gewalt und Unterdrückung von der einen, auf Kriecherei und Verkäuflichkeit von der andern Seite beruhe. Aus Gründen des Schlechten wollte man Tugenden erklären! Man irrt freilich, besonders im kleinstädtischen Leben, selten, wenn man von dem juridischen Grundsatze ausgeht: quilibet praesumitur malus, donec probetur pessimus; allein eine große Weltansicht ist dieß nicht, und es gibt Dinge, Zeiten und Verhältnisse, wo diese Gemeinheits-Theorie nicht ausreicht, die einem praktischen Kriminalisten gute Dienste leisten mag. Wir wollen also bis auf weitere Beweise präsumiren, daß nicht die jährlichen 12,000 Fr., womit der Kaiser die Verdienste seines ersten Malers ehrte, es waren, die aus David, dem Republikaner, den Napoleonisten machten, und diesen scheinbaren Widerspruch einstweilen auf sich beruhen lassen.

Es kann nicht unsre Absicht seyn, das, was im Leben David's, wie in jedem Künstlerleben, vorkommt, hier besonders auszuheben; es ist die Neuheit der Erscheinung, wie die Kunst aus der stillen Werkstätte hervortritt, wie der Künstler, auf die Tribüne seines Volks berufen, der Kunst eine Sprache verleiht und eine Repräsentation gibt, die sie nie gehabt. An sie, die Freundin der einsamen Betrachtung und des stillen Schaffens, die ihre geheimen Freuden mit wenigen Vertrauten zu theilen pflegte, erging der Ruf des Vaterlands, das ihren Händen die Verschönerung des Daseyns, die Verewigung ruhmvoller Thaten, die Belohnung des Bürgerverdienstes, einen Theil der höhern Volkserziehung anvertrauen wollte. Seit dem September 1792 befand sich David als Deputirter von Paris in der Nationalversammlung, die er einmal während 14 Tagen präsidirte. In dieser Zeit übte er im Gebiet der Künste eine Art von Diktatur aus: die Feste der Republik, die Ehren des Pantheons, Standbilder, Denkmünzen, Inschriften, öffentliche Aufzüge, kurz was der neuen Ordnung der Dinge von Seite der Kunst durch sinnvolle Anordnung oder Ausführung Glanz und Achtung verschaffen sollte, dekretirte oder besorgte er, und einige Werke seines Pinsels aus dieser Periode, z. B. die beiden Gemälde von Lepelletier's und Marat's Tode, die sich durch ihre dramatische Wahrheit auszeichnen, sind Zeugen seiner politischen Richtung und Befangenheit. Ihm war der Apologist der Septembriseurs, Marat, ein Phocion; in Robespierre sah er einen neuen Marius. Aber wer hat in den Zeiten bürgerlicher Unruhen nicht wenigstens darin gestrauchelt, daß er sich von Menschen imponiren ließ, die keine Tugend hatten als die Kraft ihres Charakters, kein Verdienst als den Muth unerschütterlicher Grundsätze, keine Weisheit, als die Furchtlosigkeit in der Wahl ihrer Mittel? Die Revolution war es nicht die David erst zum Republikaner machte. Sein

*) Vie de David, premier peintre de Napoléon, par M. A. Th*** (Thibaudeau) Bruxelles 1826.
Essai sur J. L. David, peintre d'histoire, par M. P. A. Coupin. Paris 1827.

ihm so tiefer als feuriger Geist, frühe schon dem Alterthume zugewendet, hatte in der erhabenen Einfachheit jener ..en Gestalten, welche aus der Griechen- und Römerwelt vor ihm aufstiegen, die Ideale gefunden, an denen die neufranzösische Schule einen Sinn für das Ernste und Würdevolle entwickeln sollte, den sie seit langer Zeit verloren hatte. David war der Schöpfer dieser Schule. Eine Reihe von Produktionen, die noch in die Zeit vor der Revolution fällt, bezeichnete den Weg, den er mit geläutertem Geschmack und mit bereicherter Erfahrung auch während und nach der Revolution verfolgte. Sein Belisar, seine trauernde Andromache, sein lehrender Sokrates und besonders sein Schwur der Horazier, der selbst auf den Modegeschmack in Costüm und Sprache von nicht geringem Einfluß war, sind Werke, welche vielleicht weniger durch die Schönheit und Vollendung ihrer Formen als durch ihre großartige Auffassung der Momente, durch ihre poetische, eines Corneille würdige Conception der Malerei ein Gebiet eröffneten, dem die oberflächliche auch noch so reiche Darstellung äußerer Erscheinungen oder Phantasien fremd geblieben war. Vor einem solchen Geiste thaten sich alle Tiefen des Lebens auf, das Große und Erhabene aller Zeiten wurde das Eigenthum der Kunst, und die Kunst wurde die Spenderin der Unsterblichkeit; indem sie sich aber nicht von der Wirklichkeit trennte, wurde sie Geschichts-Malerei.

(Schluß folgt.)

Egypten unter Mehemed Ali.

(Schluß.)

Es dürfte zwar Manches gegen die Logik einzuwenden seyn, die von dem Wohlstand und Glanz der Hauptstadt auf das Glück eines Landes schließt; bei Egypten gerathen wir indessen auf keinen Fall in Versuchung, diesen Fehlschluß zu machen. Nichts kündet in Kairo Mehemed Ali's Größe oder seinen Wunsch an, ein verehrtes Andenken zu hinterlassen. Man hört und sieht nirgens von einer gemeinnützigen Anstalt, die er gegründet, von einer Maßregel fürs allgemeine Beste, die er beschlossen hätte. Wie? Hat Mehemed Ali nicht eine Anzahl junger Egyptier nach Paris geschikt, wo sie unter Jomard's Leitung eine europäische Bildung erhalten? Hat er nicht in Bulâk ein Lyceum errichtet, in welchem französische und italienische Sprache, Zeichnen und Geometrie gelehrt wird? Wohl hat er alles dieß gethan; wenn er aber für sein complizirtes Handels- und Verwaltungssystem zu Aufsehern und Schreibern eine Menge Leute braucht, die gewisse Kenntnisse besitzen müssen, und er sie diese Kenntnisse erlernen läßt, so möchten wir ihn deswegen weder einen Freund der Wissenschaften noch einen wirklich wohlwollenden und aufrichtigen Beförderer der Gesittung Egyptens nennen. — Die Spuren eines verheerenden Krieges sind noch nicht verwischt; einige Paläste, die Mehemed Ali, nach der Bauart der Häuser in Konstantinopel, für sich und die Seinigen erbauen ließ, könnte man leicht ihrer Lage und ihrem Aussehen nach für einen Theil der Ruinen halten, in deren Mitte sie liegen. Diese Gebäude, mit großen Kosten errichtet, außen und innen mit Malereien verziert, eignen sich für das brennende Klima Egypten's nicht. Die leichtgezimmerten, mit einem einfachen Firniß überkleideten Wände vermögen den Zugang der Hitze nicht abzuhalten, und das Holz dient gewöhnlich nur einem Heer von Insekten und Mäusen zur Nahrung und zum Aufenthalt. Denkt man sich nun noch Gärten ohne Wasser und ohne Lauben hinzu, so hat man eine vollkommene Vorstellung von der Herrlichkeit dieser Paläste, welche die Türken seit einigen Jahren in und um Kairo aufgeführt haben. Auch hierin zeigt sich Mehemed Ali wieder ganz als Türke, daß er in Egypten wie in Rumelien leben will. — Besucht man die Bazars, wo es von Menschen wimmelt, so glaubt man sich in eine der bevölkertsten Städte der Erde versetzt, und ahnt nicht, daß es in dieser Mutter der Welt (omm el dunyà), wie die Araber Kairo nennen, mehr als 6000 völlig verfallene Häuser giebt, daß seit 25 Jahren die Bevölkerung der Stadt um 50,000 Menschen abgenommen hat.

Von der ersten Pflicht einer vernünftigen Regierung, für das Gedeihen der Bevölkerung zu sorgen, weiß Mehemed Ali nichts; unbegreiflicher Weise erkennt er nicht einmal, wie innig sein eigenes Interesse, als einziger Grundeigenthümer, damit verbunden ist. Den Stand der Bevölkerung kann man in der Regel als Maßstab des Wohlstandes eines Landes ansehen: je mehr Hände, desto mehr Ertrag. Jede Regierung besitzt eine Menge Mittel, wodurch sie diesen Zweck erreichen kann. Wenn aber Mehemed Ali Egypten mittelst seiner europäischen Weisheit so bewirthschaftet, daß seinen Hörigen nach Abzug ihrer Staatslasten kaum das Nothdürftige, und oft nicht einmal soviel bleibt, so setzt er sich damit in geraden Widerspruch mit jenem Zwecke. In Egypten ist der fünfte Theil des fruchtbaren Bodens aus Mangel an Arbeitern unbenutzt; fünfzig Stämme arabischer Hirtenvölker wohnen an beiden Ufern des Nils, die sich, seitdem der Vezier ihren Räubereien Einhalt gethan hat, kümmerlich vom Ertrag ihrer Heerden nähren. Warum giebt er ihnen kein Grundeigenthum, und macht sie zu nützlichen Ackerbauern? Freilich müßte er ihnen das neue Loos, das er ihnen anböte, von der günstigsten Seite zeigen, damit sie willig auf ihre wilde Freiheit verzichteten: denn sonst dürften sie diese immer noch dem Glück der von ihnen verachteten Fellahs vorziehen. Er müßte daher nicht gleich im Anfang die höchst möglichen Zinse von seinem Kapital ziehen wollen. Allein Mehemed Ali ist nicht der Mann, welcher einen Weg einschlägt, auf dem er nicht unmittelbar zum Ziele gelangt; seine Rechenkunst reicht nicht über das Jahresbudget hinaus, und darin giebt es keine Rubriken für Ausgaben zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes. Man kann Mehemed Ali nicht zumuthen, daß er mit Gesinnungen des Wohlwollens und der Menschenliebe seine Völker beherrsche, daß er sich um ihr Wohlseyn, um ihre

Zufriedenheit bekümmere, daß er ihnen die öffentlichen Lasten zu erleichtern suche, daß er sich für die Aufrechthaltung der Gesetze, und die Unparteilichkeit der Rechtspflege bemühe, daß er selbst sich der Ungerechtigkeit enthalte, seiner eigenen Willkühr, Habsucht und Grausamkeit Schranken setze; aber der Mangel einer Gesundheitspolizei in Egypten ist ein Vorwurf gegen die Regierung Mehemed Ali's, den wir nicht übergehen können. Ein Drittel aller Kinder stirbt an den Pocken; warum wird die Impfung nicht eingeführt? Fast jedes Jahr richtet die Pest ihre Verwüstungen an; warum denkt man nicht an Mittel dieses Uebel durch Hinwegnahme seiner Hauptursachen zu vernichten? So ist in Kairo das Judenquartier ein Kloak, worin die Pest gewöhnlich zuerst ausbricht; um die Dörfer herum bilden sich durch das Austreten des Nils Sümpfe, welche die Atmosphäre vergiften. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit der Art, wie man die Todten neben den Wohnungen der Lebenden begräbt, indem man vielleicht kaum ein paar Händevoll Erde auf sie wirft, so daß sie oft von Hunden und Raubthieren wieder ausgescharrt werden; die Hütten der Landbewohner sind feuchte und dumpfe Löcher, in welche keine frische Luft kömmt; — sollten, fragen wir, diese und andere Dinge sich nicht eignen, die Aufmerksamkeit einer weisen Regierung eine Zeitlang zu beschäftigen, da die Abhülfe solcher Uebelstände wenigstens ein Mittel wäre, die Bevölkerung auf ihrem gegenwärtigen Stande zu erhalten? Ohnehin wird man auf Vermehrung derselben durch freiwillige Ansiedlungen von Einwanderern bei dem gegenwärtigen Systeme nicht rechnen dürfen; die gewaltsamen Ansiedelungen von Negern, die man aus dem innern Afrika geraubt, und nach Oberegypten versetzt hat, konnten zu keinem Resultat führen, da die meisten durch Mißhandlungen, Hunger und Elend umkamen.

Wir haben noch einiger Klassen der Einwohnerschaft Egyptens Erwähnung zu thun: der Armenier in Egypten, seit der türkischen Eroberung (1517), ungefähr 2000 an Zahl; der griechischen Katholiken, aus Syrien abstammend, ungefähr 4000; der schismatischen Griechen, meist Abkömmlinge älterer Kolonien, (sie sprechen arabisch), ungefähr 5000; der Kopten, worunter 5000 vom römisch-katholischen Ritus, 160,000 mit einem Patriarchen, 100 Kirchen und 20 Klöstern; der Juden, nur in Kairo und Alexandria 3500; endlich der Franken, deren sich in Kairo und Bulák 400, in Alexandria 800 befinden. Die egyptischen Christen, mit Ausnahme der Kopten, und die Juden leben als Kaufleute und Handwerker nur in den Städten, wo sie theils eigene Quartiere bewohnen, theils ihren Aufenthalt nach Belieben wählen. Früher, da sie den Großhandel in Händen hatten, besaßen manche von ihnen große Reichthümer; jetzt müssen sie sich mit dem Kleinhandel und einigen Zweigen der Industrie begnügen, die dem Monopolisten Mehemed Ali entgangen sind. In Bezug auf die Religion werden sie nicht angefochten, und überhaupt mit den Mahommedanern ziemlich auf gleichem Fuße behandelt: denn Rajas im türkischen Sinne giebt es in Egypten nicht. Die Kopten, nach ihren Gesichtszügen die Nachkommen der alten Egyptier, beschäftigen sich, wie die Fellahs, mit dem Ackerbau, wenige ausgenommen, welche Gewerbe treiben. Sie genossen unter der Herrschaft der Mamelukken mancherlei Vorzüge, die sie unter dem Gleichheitsprinzip des jetzigen Despotismus größten Theils verloren haben; doch behaupten sie noch immer mit großer Anhänglichkeit gewisse nationale Einrichtungen, welche die Regierung nicht antastet. Wichtige Männer in Egypten sind die Franken, theils als Handelsfreunde des Veziers, theils als Vorsteher seiner Institute und Verkündiger seines Ruhms in Europa, daher man sie häufig im Palaste der Finanzverwaltung, welcher die Stelle der Börse vertritt, den Agenten des königlichen Alleinhändlers aufwarten sieht. Die Türken, welche den eigennützigen Grund ihrer Dienstbeflissenheit zu würdigen wissen, behandeln sie eben nicht immer mit der schuldigen Auszeichnung. Indessen leben sie hier wie in der ganzen Levante als eine Art Kolonie unter der Autorität der Konsuln ihrer Nationen und unter den Gesetzen des Mutterlandes; sie zahlen der egyptischen Regierung keine Abgaben. Lange Zeit, (seit Colbert's Ministerium) waren die Franzosen *) nebst einigen Venetianern die einzigen europäischen Kaufleute in Egypten; seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts nahmen die Engländer am dortigen Handel Theil. Die Leichtigkeit, womit Mehemed Ali auf Credit verkauft, hat Leute aus allen Nationen, darunter auch manche bloße Glücksritter, dahin gezogen, deren Betragen eben nicht geeignet war, die Achtung gegen den Namen des Europäers zu vermehren. Dennoch dürfen die Franken, unter allen Umständen, auf eine gewisse Freundschaft des Veziers rechnen; er ist zu klug, um seine für ihn so vortheilhaften Handels-Verbindungen mit Europa abzubrechen, deren Aufhören einen bedeutenden Ausfall in seinen jährlichen Einnahmen zur Folge haben würde. Ein Beweis, wie sehr er sich von der Wichtigkeit dieses Verkehrs überzeugt hat, ist der Mahmudyehkanal, **) den er, um die Getreideausfuhr aus dem Innern des Landes nach Alexandria zu erleichtern, mit so ungeheuern Kosten bauen ließ. Das Theurungsjahr 18 17/18, in welchem die Nachfrage nach egyptischem Getreide sehr stark war, gab die erste Idee zu diesem Unternehmen, das in der unglaublich kurzen Zeit von ungefähr 3 Jahren vollendet wurde. Durch die Nachläßigkeit der Landbewohner, denen die Erhaltung der Kanäle (mit Ausnahme der größern) obliegt, waren viele nach und nach verschlammt: so war es namentlich mit der unter dem Namen des Bogáz von Rosette bekannten Nilstraße der Fall, welche theils durch Wassermangel, theils durch den Einfluß der Ebbe

*) Zu Alexandria gibt es 3 französische Häuser, 2 englische, 1 maltesisches, 4 toscanische, 4 venetianische, 1 deutsches, zu Kairo 3 französische Faktoreien, 1 englisches Haus, 4 toscanische, 2 venetianische und 2 österreichische.

**) Girol. Segato e Lorenzo Massi, saggi pittorici, geografici, statistici, idrografici, catastali sull' Egitto Firenze 1827. Caillaud Voyage à Meroë etc. Tom I. Chap. XVII.

und Fluth von Tag zu Tag gefährlicher, und für den schnellen Transport immer unbequemer wurde. Die mit der Ausführung beauftragten türkischen Ingenieurs giengen rasch zu Werke. Nachdem sie kaum das Nivellement gemacht, trieben sie dreimal hundert tausend Arbeiter aus den sieben Provinzen Unteregyptens zusammen, und ließen auf gerathewohl graben. Die Ungeschicklichkeit dieser sogenannten Ingenieurs, die nicht einmal angeben konnten, was eigentlich zu thun war, die weder für Anschaffung der nöthigen Werkzeuge, noch für den Unterhalt der Mannschaft gesorgt hatten, macht es begreiflich, daß die Arbeiten nur langsam vorschritten. Schon waren mehr als dreizehn tausend Menschen aus Hunger, Entkräftung, an der Pest oder unter den Stockschlägen der Treiber umgekommen, als endlich die Unternehmung in die Hände von Europäern kam, und dadurch einen regelmäßigen Gang gewann. Erst von jetzt an wurden die Arbeiter bezahlt. *)

Die Hauptschwierigkeit bestand in der Aufführung einer 800 Kassabeh langen Scheidemauer zwischen dem See von Abukir und dem See Mareotis, die auf Grundpfählen errichtet werden mußte, was eine dem Türken völlig fremde Bauart war. — Um einen andern 34,670 Metres langen Kanal, dem Mehemed Ali den Namen Skander gab, zu graben, wurden 80,000 Fellahs ausgehoben. Zum Beweis, wie diese Leute angestrengt wurden, bemerken wir, daß in den fünf ersten Tagen der Kanal auf eine Ausdehnnng von 20,590 Metres fertig ward.

Man könnte diese riesenhaften Werke als die glänzendste Seite von Mehemed Ali's Regierung herausheben, in der Art aber, wie sie unternommen und ausgeführt wurden, sind sie nur gräuelhafte Denkmale seines grenzenlosen Despotismus, und wie die Pyramiden noch stehen, nachdem die Namen ihrer königl. Gründer vergessen sind, werden auch sie den Namen Mehemed Ali's nicht auf die Nachwelt bringen. Mehemed Ali steht jetzt am Ziele seiner Laufbahn: um sich und seine Familie reich und mächtig zu machen, hat er zwanzig Jahre vollauf gearbeitet, seine Hand tief in Blut getaucht, Arabien, Afrika und Griechenland verwüstet, Flotten ausgerüstet, Heere disciplinirt, sein eigen Land ausgesaugt; — und nun sind seine Schätze erschöpft, seine Eroberungen verloren, seine Flotten zerstört, und nichts ist übrig geblieben und hat Frucht getragen, als der Same des Fluches, den er reichlich über Egypten ausgestreut hat. Der Sieg von Navarin hat seinen Plan, Egypten zur europäischen Macht zu erheben, vereitelt und Europa vor der Gefahr gerettet, daß vielleicht dereinst ein neuer Barbareskenstaat das mittelländische Meer beherrschte. Möge nun Ibrahim, um seine Sklaven, die er auf die Bazars von Kairo liefert, statt aus Griechenland, aus Aethiopien zu holen, seinen vormals *) projektirten Eroberungszug durch die Wüsten Afrika's nach der Ebene von Mandara bald antreten und über Fezzan und Tripolis glücklich in sein Vaterland zurückkehren.

*) Die ganze Strecke des Kanals betrug 21,988 Kaßabeh (zu 3 metres 64 centimetres) = 80,253 metres; da für den Kaßabeh 400 Piaster bezahlt wurden, so beträgt dieß eine Summe von 8,795,200 Piastern, wozu man noch ungefähr die gleiche Summe für Ankäufe der Materialien, Besoldung der Aufseher, Maurerarbeit u. s. w. rechnen darf.

*) Caillaud Voyage à Meroë etc. Tom. II. p. 324.

Reisen eines Orientalen in Europa.

(Fortsetzung.)

Ein sehr großer Theil des Werkes betrifft Religionssachen. Mirza scheint in Absicht auf seinen Glauben und seine religiösen Gebräuche, die er, seiner eigenen Aussage gemäß, mit der größten Gewissenhaftigkeit ausübte, vielfach gequält worden zu seyn. Als Mahomedaner tadelt er die Verehrung der Heiligen in den katholischen Ländern. Nachdem er die Ohrenbeichte und die Absolution beschrieben, erklärt er, daß dieser Gebrauch ganz von den Hindus entlehnt wäre. „Die Braminen behaupten," sagt er, „daß die Sünden durch Baden im Ganges vergeben würden, und erzählen dem betrogenen Volke: „wenn ihr mildthätig seyd, so wollen wir machen, daß „ihr in den Himmel kommt. Um kurz zu seyn, die Priester der Kaste der Franzosen und anderer leiten das Volk „mittelst ihrer vollendeten Heuchelei auf einen falschen „Weg, und haben große Schätze aufgehäuft. Läsen die „Leute nur den hohen Koran, und glaubten an Hussurut, „Muhumud, Mustapha (bei dem die Gnade und der Friede „Gottes sey!) so wäre zwischen ihren jetzigen Gebräuchen „und denen der Religion des Islam gerade kein großer „Unterschied. Scheinheiligkeit wäre dann kein Theil ihrer „Religion."

Nicht ohne Interesse ist die historische Uebersicht unsers Itesa Modin von der Einführung des Christenthums und des Muhamedanismus. Er erzählt: „Nach dem Absterben des Hussurut Ensa (Jesus), kam für einige Zeit „das Khalifat und das Imans-Amt an seine zwölf Apostel. Das Neue Testament, dessen sich die Kaste der „Nazarener bedient, ist von ihnen verfaßt. Später trennten sich diese Männer; gingen in fremde Länder, und „fingen an die Religion Ensa's und die Gesetze derselben „zu verbreiten. In diesen Zeiten waren die einzelnen „Secten unter den Christen nur wenig von einander verschieden. Das Fundament dieser Lehre ist der Glaube, „daß Hussurut Ensa als der Sohn Gottes anerkannt „wird, weil die Jungfrau Maria ihn geboren hat, ohne „von einem Manne erkannt zu seyn. Indessen giebt es „eine kleine Anzahl englischer Christen, welche diesen Satz „nicht zugestehen, indem sie der Meinung sind, daß die „reine Natur (Gottes) von keinem Menschen geboren werden könne, und ebenso daß Gott keinen Menschen gebären könne."

„Beinahe 700 Jahre nach der Zeit des Hussurut Ensa „erleuchtete das glänzende Licht Mahomeds (die Gnade „und der Friede Gottes sey mit ihm!) diese dunkle Welt. „Er ordnete nicht blos die irdischen Angelegenheiten, sondern offenbarte die Religion des Islam.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 31. 31 Januar 1828.

Der Maler David.

(Schluß.)

Noch auf Befehl Ludwigs XVI (sonderbar genug) hatte David das Gemälde seines republikanischen Tugendstolzes, dem er selbst einige Jahre später so leidenschaftlich persönlich huldigte, in dem ältern Brutus ausgeführt, der an seinen eigenen Söhnen den Vaterlandsverrath mit dem Tode straft. Aber bald sollte ihm die Gegenwart den reichsten Stoff darbieten. Sein wichtigstes Werk aus der Revolutionszeit ist der Schwur im Ballhause zu Versailles. Die Scene vom 20 Junius 1790. Die Nationalversammlung hatte ihren Sitzungssaal verschlossen gefunden; nach einigem Umherirren in den Straßen begaben sich die Deputirten in das Ballhaus und legten den Schwur ab, sich nicht eher zu trennen, als bis sie Frankreich eine Verfassung gegeben hätten. Der Künstler faßt den Augenblick des Schwurs auf. Alle Personen haben den Ausdruck der tiefsten Bewegung; auf jedem Gesicht liest man die Seele des Schwörenden, die Wahrheit seines Gelübdes, seine Begeisterung: die ganze Versammlung ist ein Herz und eine Seele. Bailly, der ihnen den Eid vorspricht, hat eine ganz ruhige Haltung; aber es liegt etwas ungemein Edles in seinen Zügen: man erkennt den Mann von Genie, dem es gelungen ist, durchzudringen. Durch den Vorhang eines Fensters, welches der Wind aufwirft, sieht man den Himmel, der mit Gewitterwolken bedeckt ist; eine Wolke öffnet sich und der Blitz schlägt in die königliche Schloßkapelle. Der tief tragische Sinn dieser Scene ist mit ein Beweis, theils wie David's ahnender Geist den Begebenheiten vorauseilte, theils wie das Große und Ernste das Feld war, worauf er am liebsten verweilte, mochte der Gegenstand seiner Compositionen ein moderner oder ein antiker seyn. In seiner Vorliebe für das Antike, Große blieb er sich stets treu und so wird es uns auch begreiflich, wie er sich naturgewaltig zu einem Mann hingezogen fühlen mußte, dessen Charakter, Leben und Schicksal ihm so viele antike Gesichtspunkte darbot. In seinem Raub der Sabinerinnen hatte er Romulus gemalt, den stolzen Göttersohn, den Gesetzgeber der weltbeherrschenden Stadt, den siegesfrohen Helden. Wie hätte er sich bedenken können, nach dem Frieden von Campo Formio den Wunsch des französischen Feldherrn, seines Collegen im Institute, zu erfüllen, der von ihm gemalt seyn wollte. „Ich werde Sie malen," sagte David, „den Degen in der Hand, auf dem Schlachtfeld." „Nein," erwiederte Bonaparte, „es ist nicht der Degen, mit welchem man Schlachten gewinnt; ich will gemalt seyn, ruhig auf einem wilden Pferd." So malte ihn auch David, wie er den Bernhard ersteigt; in einen Felsen eingegraben liest man die Namen: Hannibal und Karl der Große; die Geschichte ist beschäftigt, den Namen des Siegers von Europa einzugraben. — Der antike Geist Bonapartes war nicht der des Malers. Beide hatten nichts von moderner Schwäche, nichts von französischer Leichtfertigkeit an sich; in ihrem kühnen, treffenden, gedrängten Ausdruck lag etwas, was die Originalität ihres Geistes, in ihrem Benehmen etwas, was die Kraft ihres Charakters, in des einen Thaten und in des andern Werken, was eine edle, großartige Gesinnung verrieth. Aber der Feldherr war mehr Römer, der Maler mehr Grieche. Das stolze Selbstgefühl des persönlichen Ruhms mit Triumphwagen, Trophäen und Fasces ging Bonaparte über alles; David hätte sich mit dem einfachen Bürgerkranze begnügt, und liebte in dem Helden von Marengo den Ruhm seines Vaterlands. Die später aufgeworfene Frage, ob Frankreich mehr Bonaparte, oder Bonaparte mehr Frankreich schuldig sey, hatte für David keinen Sinn; er konnte beide nur vereint denken. Gewiß aber war Bonaparte kein so Begeisterter, daß es nicht Augenblicke geben konnte, wo er diese Frage zu seinen Gunsten beantwortet hätte.

„Was machen Sie gegenwärtig?" fragte der erste Consul. „Ich arbeite an der Schlacht bei den Thermopylen." „Schlimm, wenn Sie sich abmühen, Besiegte zu malen." „Doch, Bürger Consul, sind diese Besiegte Helden, die für ihr Vaterland sterben, und trotz ihrer Niederlage haben sie für mehr als hundert Jahre die Perser von Griechenland zurückgeworfen." „Gleichgültig; der einzige Name Leonidas ist auf uns gekommen, die Uebrigen sind für die Geschichte verloren." Der Maler überzeugte sich nicht, und lange Zeit, nachdem er die Krönung des Kaisers gemalt hatte, vollendete er sein Meisterwerk, sein letztes Werk auf vaterländischem Boden — Leonidas in den Thermopylen. *)

*) David starb zu Brüssel im Exil den 29 Dezember 1825, 77 J. alt. Seine Kunstthätigkeit umfaßt einen Zeitraum von 54 Jahren.

Die Agraviados in Spanien.

(Fortsetzung.)

Aber wir ziehen den Schleier über Unthaten, welche

die Menschheit entehren; ein Blick auf die Männer, welche — wenn nicht die obersten Leiter, doch die Stimmführer der herrschenden Parthei sind, wird hinreichen, um diese selbst zu charakterisiren.

Calomarde, gegenwärtig die bedeutendste Person in Spanien, der allmächtige Minister Sr. katholischen Majestät, ist von niederer Geburt und hat seine Laufbahn als Page bei einem Mitgliede des Raths von Castilien begonnen; später ging er in Staatsdienste über, und noch zu Anfang der Revolution von 1820 war er als öffentlicher Beamter in einer sehr untergeordneten Stellung. Er wurde Secretär der ersten Regierungsjunta, die unter Eguia an die Stelle der von Frankreich nicht anerkannten Regentschaft von Urgel trat. Der bekannte Ugarte, der durch den Einfluß des russischen Gesandten, Tatitscheff in die Camarilla gebracht worden war, und während der beiden ersten Jahre nach der Restitution den König unumschränkt beherrschte, erhob ihn zu der Stelle eines Justizministers, die er noch gegenwärtig bekleidet. Anfangs dem König eben nicht angenehm, wurde er nach und nach der Lieblingsminister desselben, und wußte sich der ausschließlichen Leitung aller wichtigen Staatsangelegenheiten zu bemächtigen, indem er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der in Spanien zugleich der Premierminister ist, Salmon, einen unbedeutenden und völlig von ihm abhängigen Menschen machte, und alle jene Männer, die durch Talente oder persönliches Ansehen ihm gefährlich werden konnten, aus dem Vaterlande entfernte. So hält er seinen ersten Gönner Ugarte, seit er ihn aus der Gunst des Königs verdrängt hat, in einer Art von Verbannung in Italien; so haben der Graf Ofalia, Zea, Labrador und der Herzog von San Carlos Gesandtschaften oder außerordentliche Missionen fern von Spanien. — Lopez Ballesteros, der Finanzminister, der gleich Calomarde durch Ugarte's Einfluß in's Ministerium gebracht worden ist, verdankt es nur seiner Mittelmäßigkeit und Unbestimmtheit, daß er seitdem sich auf seinem Posten erhielt. Von Staatsökonomie hat er keinen Begriff; seine Talente beschränken sich darauf, beständig einige tausend Piaster für die Privatbedürfnisse des Königs im Rückhalt zu haben.

Neben Calomarde und dem Range nach über ihm wird als das Haupt der apostolischen Parthei der Herzog von Infantado betrachtet, einer der größten Herren des Königreiches, durch seine Geburt und seine unermeßlichen Reichthümer. In Paris erzogen, hat er immer in seinem äußeren Betragen die Manieren und Sitten der Zeit beibehalten, welche unmittelbar der französischen Revolution voranging. Während der Herrschaft des Friedensfürsten war er einer der Wenigen, die ihre Knie vor diesem unwürdigen Machthaber nicht beugten. Auf der Versammlung der spanischen Notabeln zu Bayonne spielte er eine thätige Rolle und schien aufrichtig die Parthei des neuen Königs zu ergreifen, welchen Napoleon den Spaniern gab. Nach der Schlacht bei Baylen ging er indessen zu den Patrioten über, und wurde an die Spitze einer Heeresabtheilung gestellt, die bei ihrem ersten Zusammentreffen mit den Franzosen vernichtet wurde; darauf ward er Mitglied der Regentschaft von Cadix, und endlich Gesandter in London. Bei der Rückkehr Ferdinands VII erhielt er die Präsidentschaft des Rathes von Castilien, die erste Stelle der Monarchie; zugleich hatte er Sitz im Staatsrath, als die Revolution 1820 eintrat, deren Ausbruch er in Madrid durch die falschen Maaßregeln beschleunigte, zu denen er rieth. Während der constitutionellen Regierung lebte er auf seinen Gütern zurückgezogen, ohne beunruhigt zu werden. Als die französische Armee einrückte, war der Herzog von Infantado in Madrid, und wurde von dem Herzog von Angouleme zum Präsidenten der damals eingesetzten Regentschaft ernannt. Bei der Rückkehr des Königs von Cadix verweigerte er ein Ministerium anzunehmen, behielt jedoch allen den Einfluß, den seine Schwäche und Nachläßigkeit ihm auszuüben gestattet. Als Zea, durch die Intriguen der apostolischen Parthei ermüdet, sich zurückzog, wurde der Herzog von Infantado, dessen Ehrgeiz durch seine Umgebung geweckt worden war, zum Premierminister ernannt; doch zeigte sich in kurzem seine Unfähigkeit so deutlich, daß ihm der König das Portefeuille wieder entziehen mußte, ohne daß er deshalb in Ungnade gefallen wäre. Der Herzog ist ein guter, liebenswürdiger Mensch, von angenehmen Sitten und aufgeklärten Ansichten, aber seiner Charakterlosigkeit wegen das Spielwerk der Parthei, welcher er sich, wahrscheinlich ohne selbst recht zu wissen, warum? ergeben hat. Wie der König und die Glieder der königlichen Familie hat er seine Camarilla, die eine unumschränkte Herrschaft über ihn übt. Diese besteht aus sehr untergeordneten Personen, im Solde des Pater Cyrillo, der durch ihre Vermittlung den Herzog zu allen denjenigen Schritten bestimmen läßt, welche das Interesse der Apostolischen verlangt.

Der Pater Cyrillo von Alameida, Staatsrath und Franciscaner-General, ist unter allen den Personen, die einen Einfluß auf das spanische Cabinet üben, die fähigste, und vielleicht, ungeachtet seines Standes, die vorurtheilsfreiste. Zu Anfang der Revolution von 1820 zeigte Cyrillo liberale Gesinnungen; und man behauptet selbst, daß er Freimaurer sey, und zur Zeit der Constitution in der Loge de los duelos de Villalpando, in der Rua de las Huertas, einer der revolutionärsten Logen in Madrid, eifrig mitgearbeitet habe. Der Pater Cyrillo ist von mittler Größe, sein Auge ausdrucksvoll, er spricht mit Gewandtheit und Eleganz, und seine Bewegungen sind die eines Weltmannes. Aeußerlich zeichnet er sich vor den übrigen Mönchen seines Ordens nur durch große Reinlichkeit, und durch die Feinheit seiner Kutte und seiner Wäsche aus. Er besitzt keine gründlichen Kenntnisse, aber so viel Geist, daß er sich die Ideen anderer leicht aneignen, und sie mit Klarheit und Beredsamkeit wiedergeben kann. Er ist noch jung, und hat seine Würde durch die geschickte Benützung von Umständen erreicht, die wahrscheinlich jedem andern verderblich geworden wären. Durch seine Vorgesetzten, einiger kleinen Mönchssünden wegen, zur Strafe nach Amerika gesandt, kam er nach verschiedenen

Abentheuern nach Rio de Janeiro, wo es ihm gelang bei Hofe Zutritt zu erhalten. Er erweckte in dem verstorbenen König Johann VI zuerst die Idee der Vermählung der beiden ältesten Infantinnen mit König Ferdinand und seinem Bruder Carlos. Er fand Mittel, seine Vorschläge dem spanischen Hofe angenehm zu machen, und führte, unterstützt durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und den Einfluß der Königin Charlotte, der Gemahlin Johanns VI und Schwester Ferdinands VII, jene Unterhandlung glücklich zu Ende. Seit dieser Zeit hat der Pater Cyrillo eine regelmäßige Correspondenz mit der (verwittweten) Königin von Portugal unterhalten, und einen großen Antheil an den Intriguen gehabt, welche die Charte Don Pedros veranlaßte. — Er ist der vornehmste Rathgeber des Herzogs von Infantado, und zugleich die Hauptstütze des Ministers Calomarde, den er verachtet, aber als ein brauchbares Werkzeug für die Ausführung seiner Plane in seiner Stelle hält. Völlig dem Interesse der römischen Hierarchie ergeben, wird er von dem König so wenig, als von einem großen Theil der hohen Geistlichkeit geliebt, aber als Anführer eines Heeres von 13,000 Menschen, die in Spanien allein unter seinen Befehlen stehen, und wegen der Macht, die ihm die Einkünfte seines Ordens sichern, gefürchtet. Er hat die ausgebreitetsten Verbindungen mit allen Klassen der Gesellschaft, und steht in ununterbrochenem Briefwechsel mit allen Theilen der Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Italien.

Von einem englischen Gentleman.

(Fortsetzung.)

Das Cafe Novo. Die barmherzigen Brüder.

Ich schlage den Weg nach dem Corso ein. Der in dem reinen Aether leuchtende Mond fällt mit hellem Lichte auf die Säulen vor mir. Dieß ist die Stunde der öffentlichen Vergnügungen. Die Cafes sind geöffnet, und füllen sich mit einer müßigen, glänzenden Menge. Die römische Indolenz besucht sie in Masse, aber nicht etwa um Nachrichten aus fremden Ländern zu erfahren, oder über Politik zu schwatzen, sondern um Mezzo und Granata zu trinken, ein Glas Eis zu schlürfen, zu hören, welcher Kardinal gestorben ist, welcher Gottesdienst morgen seyn wird, welcher Bildhauer mit der Ausführung einer neuen Statue beauftragt ist — eine leichte, unzusammenhängende Conversation, oft geistreich, aber stets schüchtern und höchst ungefährlich.

Die in jeder Bude stehende Madonna von Silber oder Kupfer, die eleganten Draperien, die Armleuchter der Cafes, die Altäre an manchen Straßenecken, die beleuchteten Heiligenbilder in ihren Nischen — alles athmet eine Art religiös-wollüstigen Luxus, alles nimmt einen festlichen Anstrich an. Das Cafe Novo liegt vor mir. Von der Menge vorwärts geschoben trete ich ein. Es ist das schönste Cafe von Rom. Der Charakter der modernen Sitten spricht sich aus in dieser eitlen Pracht, diesem zwecklosen Luxus, diesen weiten, verschwenderisch verzierten Sälen, wo nichts für die Bequemlichkeit gethan und alles der Augenlust zum Opfer gebracht ist. Im Erdgeschosse des Palastes Ruspoli ist dieses Cafe eingerichtet. Eine ungeheure Treppe, an Größe mit der des Palastes Braschi wetteifernd, führt zu Vorzimmern, Billards, Salons, Cabinetten, Speisesälen, Empfangsälen — eine lange Reihe von Zimmern, oder vielmehr eine wahre Straße, die man durchlaufen muß, bis man endlich in ein Gemach von gigantischen Verhältnissen kommt, das eben sowohl einer Kirche als einem Cafe gleicht. Alle Leute comme il faut finden sich einmal des Tags hier ein. Der Saal öffnet sich in einen Garten, und dieser wieder in eine Straße. Zum höchsten guten Tone gehört es, diesen Garten zu besuchen. Die bunten Gruppen unter den von zahlreichen Lampen beleuchteten Orangebäumen, der auf- und abwogende Strom von Kommenden und Gehenden leihen dieser Scene einen eben so anziehenden als eigenthümlichen Ausdruck. Zahlreiche Equipagen halten den Eingang belagert, und die Garçons des Cafe eilen herbei, um die Exzellenzen und Signori der hohen Noblesse zu bedienen. Um jede Carosse sammeln sich unterthänige Freunde, Bittsteller, und alle welche dem Glück ihre Huldigungen darbringen. Der Noble-Garde, der neu ernannte Prälat, der russische Seigneur und der englische Lord, jeder bemüht sich zu zeigen, wie er den andern an Menschfreundlichkeit und wohlthätiger Gesinnung übertreffe. Mehr als Eine alta dama antwortet mit der Nachläßigkeit des guten Tons auf die ihr dargebrachten Huldigungen, und beklagt sich mit Würde über schwankende Gesundheit, über schlechte Witterung oder ähnliches großes Unglück. — Täglich einmal im Cafe Novo zu erscheinen ist unerläßliche Pflicht. Fehlt man hier, so streicht man sich selbst aus der Liste der Lebendigen, oder wenigstens derjenigen, die allein würdig sind zu leben.

Ich setze meinen Weg weiter fort, und stoße auf mehrere jener sogenannten barmherzigen Brüderschaften, deren Ordenspflicht es ist, die Todten zu ihrer letzten Ruhestätte zu begleiten. Die Mitglieder dieser Brüderschaften sind meistens Adeliche, welche aus Frömmigkeit jene traurige Pflicht erfüllen. Diese Dienste werden nicht nur freiwillig und unentgeldlich geleistet, sondern auch fast immer in aufrichtigem, würdigem Sinne. Diese Brüderschaften sind arm, aber mildthätig. Trotz dem, daß ich Engländer und Protestant bin, konnte ich mich doch der reinsten Hochachtung nicht erwehren. Ich stellte in Gedanken Vergleichungen an mit unsern Armentaxen und Armensubscriptionen. Diese italienischen Verbindungen, deren Zweck menschenfreundlich, und deren Nutzen augenscheinlich ist, die ferner aus freiem Entschlusse und ohne Unterstützung von der Administration das Gute befördern, schienen mir weit mehr Werth zu haben, als jene kostspielige Sozietäten zur Aufmunterung der Tugend, und manche andere Wohlthätigkeitsanstalten, von denen man in England so viel Aufhebens macht, und die doch bis jetzt so wenig reellen Nutzen gestiftet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen eines Orientalen durch Europa.

(Fortsetzung.)

„Die im Testamente niedergelegten Gebote heißen: „die Menschen sollen nur Einen Gott haben; sie sollen „glauben an sein Wort und an seine Propheten; sie sollen kein falsch Zeugniß ablegen, und sich der Lüge enthalten; sie sollen nicht ehebrechen und nicht tödten, und „die Armen und Nächsten behandeln als ihre Brüder."

Als Mirza in England ankam, ging er mit seinem Begleiter dem Capitän S., nach dessen Wohnung in Covent Garden. Der Mirza gefiel bald in London, und erklärte, daß ihm die Einwohner von London gleichfalls gefielen. „Wirklich," setzt er hinzu, „ich kann den Werth und die „Tugenden der Europäer nicht genug loben, denn sie schätzen „einen Reisenden oder den Bewohner eines fremden Lan„des theurer als ihr eigenes Leben." Im Laufe von zwei oder drei Monaten hatte er mit jedermann Freundschaft geschlossen. „Die Damen des Bazars" (etwa von Billingsgate?) lächelten mir zu, und sagten: „Komm Lieber, umarme mich!" Der Anblick des Parks bringt ihn ganz außer sich. „Allenthalben gehen Frauenzimmer „mit Silber bedeckt, wie Pfauen, einher; an jeder „Straßenecke locken schöne Herzräuberinnen mit tausend „Liebkosungen und schmeichlerischem Wesen. Das Thal der „Erde wird ein Paradies durch ihre glänzende Stirn, und „der Himmel selbst läßt das Haupt sinken vor Scham, „wenn er die Schönheit der Lieblichen sieht." In Ent„zückung ruft er aus: „Wenn's einen Himmel gibt auf „Erden, so ist es hier, so ist es hier!" — Ueber die Heirathen in England, überhaupt in Europa, bemerkt er folgendes: „Die Einwilligung ist sowohl von Seite der Frau „als des Mannes erforderlich. Auch ist nothwendig, daß „der Mann hübsch, von angenehmer Gemüthsart, reich, „und erfahren in Geschäften sey. Das Frauenzimmer „muß ebenfalls schön, und von gutem Charakter seyn, „etwas Vermögen, entweder von ihrem Vater oder von „ihrem früheren Ehemann haben, und in einigen der freien „Künste bewandert seyn. Daß alle diese guten Eigen„schaften sich in derselben Person zusammen finden, ist ein „seltner Fall. Wenn daher ein Mann und eine Frau „von dieser Art eine Ehe eingehen, so ist das ein glück„licher Umstand. Einige Leute sehen blos auf Reichthum. „Wenn ein Mädchen zufällig häßlich und arm ist, so „verbindet sich niemand mit ihr, denn Europa ist der „Sammelplatz der Schönheit. Ausgezeichnet liebenswür„dige Weiber sind gewöhnlich; auch giebt es viele reiche „und tugendsame. Daher kommt es, daß wenn ein „Frauenzimmer weder Schönheit noch Reichthum besitzt, „niemand sich um sie bekümmert. Es giebt Tausende „von alten Jungfern, die nie, ach nie, das Angesicht „eines Mannes gesehen haben."

Mirzas Schilderung des brittischen Charakters ist für die Engländer schmeichelhaft:

„Die Kaste der Engländer ist frei von eitlem Selbst„lob; wenn sie von ihren Thaten sprechen, so betrachten „sie sie als unbedeutend. Wird ein Officier, der sich durch „unternehmenden Geist und Muth ausgezeichnet, nach „dem Hergange in der Schlacht gefragt, so erzählt er „blos, welche Thatsachen dabei vorgefallen sind. Wenn „ein Anderer das Betragen und den Muth des Of„ficiers (der vor ihm steht) laut rühmt, so wendet dieser „die Augen gegen seine Füße, und schweigt, und vor „lauter Blödigkeit läuft ihm der Schweiß von der Stirne. „Im allgemeinen lieben es die Engländer nicht, ins Ge„sicht gelobt zu werden; es beleidigt sie vielmehr, und „erregt ihren Unwillen. Einen selbstsüchtigen Menschen „halten sie für feig, Zuträger und Schmeichler für Lüg„ner. In ihren Gesellschaften ist daher Schmeichelei nicht „gebräuchlich."

„Prahler und Schmeichler sind in den Augen verstän„diger Männer verächtlich; die Schmeichelei ist in Wahr„heit eine thörichte Gewohnheit; gleichwohl sind die „Seapoy's und hindustanischen Officiere, besonders die „von Delhi, der Meinung, daß Schmeichelei und Prah„lerei ihnen Ansehen gebe. Wenn z. B. einem Men„schen nach vieler Mühe und Arbeit endlich gelingt, „einen Fuchs zu tödten, so macht er die Kunde durch „die Stadt, und erzählt mit lauter Stimme, er habe „einen Tiger erlegt; dabei streicht er sich mit Selbstge„nügsamkeit den Bart, und bläht sich auf, so daß das „Kleid ihm zu eng wird. Die Thaten Anderer sind in „Vergleich mit seiner Tapferkeit so viel wie nichts; ja, er „beweist, daß Rustum *) nur ein Schwächling gewesen."

Von der Erziehung in England entwirft der Verfasser ein Bild, das seinen Landsleuten als Gegensatz der ihrigen erscheinen mußte:

„Die reichen Leute in England beschäftigen ihre Söhne „und Töchter vom vierten Jahre an beständig mit Schrei„ben, Lesen und Rechnen; sie gestatten ihnen nicht müßig „zu gehen. Wenn ein Mann oder eine Frau keine Mu„sik versteht, oder nicht tanzen oder reiten kann, so glau„ben alle angesehenen Leute, daß er oder sie von geringer „Herkunft sey, und es fehlt nicht an Hohn und „Spott. Es heißt dann: seine Eltern waren arm, und „konnten nichts auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden, „darum sind sie in allen Dingen unwissend. Die Frauen„zimmer vorzüglich, die weder tanzen noch singen können, „werden mit Mitleiden angesehen, und können niemals „gut verheirathet werden. Kurz, die Art wie die Eng„länder erzogen werden, ist ganz und gar verschieden von „der in Indien, wo die Söhne der Großen und Vor„nehmen auf gut Glück erzogen werden. In der Schule, „wo man glauben sollte, daß sie Kenntnisse einsammeln, „nehmen sie tausend üble Gewohnheiten an. Aber auf alles „das sehen unsere Männer von Stande nicht, und solche „Erziehung wird nicht für schimpflich gehalten. In „England dagegen giebt man sich Mühe und verwendet „sogar Geld für die Erlernung der Weisheit." (Schluß f.)

*) Rustum oder Rostam ist der größte und berühmteste unter den Helden Persiens, von dessen Thaten die orientalischen Geschichten und Romane voll sind. Er lebt vor Cyrus, zur Zeit der Babylonischen Gefangenschaft der Juden. Vergl. Herbelot, Art. Rostam.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 32. 1 Februar 1828.

Zwei Jahre in Konstantinopel und in Morea.

Griechische Flüchtlinge. Konstantinopel. Züge des türkischen Nationalcharakters.

Wir theilen in dem Folgenden unsern Lesern einige Stellen aus einem kürzlich erschienenen Werke über Griechenland und die Türkei mit.*) Hr. C. D., der Verfasser desselben, schiffte sich im Jahre 1825 auf der königl. französischen Fregatte Galathea nach der Levante ein. Auf der Insel Milos erblickte er zum erstenmale die Schlachtopfer muselmännischer Wuth. „Nur zu oft,“ sagt er, „wiederholte sich mir später dieses furchtbare Schauspiel. Die Griechen, die ich hier sah, waren aus Candia herübergeflohen, verjagt von den Truppen des Kapudan Pascha, die dort gelandet, die Ortschaften zerstört und die Einwohner niedergemacht hatten. Die Höhlen von Milos waren angefüllt mit Weibern, Kindern und Greisen. Sie lagen auf bloßer Erde, von Hunger erschöpft, fast nackt, die Alten in dumpfer Verzweiflung, die Kinder weinend und die Frauen wehklagend. Das bleiche entstellte Gesicht, der erloschene Blick, die blauen Lippen dieser Unglücklichen ließ die Lebenden kaum von den da und dort hingesunkenen Todten unterscheiden. Ich verließ nach kurzem Aufenthalte diesen Ort des Schreckens, da der Anblick zu ergreifend war, als daß ich ihn länger hätte aushalten können.“

Wie alle seine Vorgänger ward der Reisende von dem großartigen Schauspiel hingerissen, welches die Hauptstadt des ottomanischen Reichs von der Seeseite her darbietet. Die Fregatte warf mit Anbruch des Tages vor der Stadt Anker. Der Muezzin rief von der Höhe der Minarets die Gläubigen zum Gebet; eine unabsehbare Reihe von Häusern, tausendfarbig glänzenden Kiosken, Gärten, Todtenäckern mit ihren immergrünen Cypressen, Moscheen mit ihren luftigen Minarets; gegenüber der gewaltigen Stadt aber Scutari und Asiens blühende Ufer, dann der herrliche Seehafen, aus dem ein Wald von Masten aufsteigt, während tausend leichte Barken die Fluthen durchschneiden, endlich die Muselmänner selbst, mit ihrem reichen orientalischen Costüme, dem langen glänzenden Bart, den schönen kräftigen Formen und dem düstern Blick — dies ist das prachtvolle Gemälde, welches vor den Augen des erstaunten Reisenden sich entfaltet. „Aber diese reizende Täuschung verschwindet sogleich, so wie man in die Stadt selbst eintritt. Der Kontrast ist so stark, daß man sich eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren kann. Die Straßen sind eng, schlecht gepflastert, krumm und schmutzig, die Häuser unregelmäßig gebaut, von Holz oder Backstein, weder schön noch fest. Die in unsern großen Städten so lebendige, mannigfaltige Volksbewegung hat hier etwas schweres und eintöniges, was die Einbildungskraft, statt sie zu beleben, vielmehr trübt und hemmt. Die Physiognomie des Türken ist ernst und düster; nie tritt ein Lächeln in seine Züge; er weist jedes Gefühl von sich zurück, das, die Seele befreiend, den Geist weckt: man erkennt in ihm den Menschen, der für den Despotismus bestimmt ist. Blickt man blos auf einzelne Züge des türkischen National-Charakters, so wird man geneigt, manche Schriftsteller, die sich darüber aussprachen, der Verläumdung zu beschuldigen. Der Muselmann ist nicht ohne Hochsinn und Edelmuth, aber ich möchte sagen, seiner Sittlichkeit fehle die Seele. Er ist anmaßend aus Rohheit, grausam aus Neigung, fanatisch und abergläubisch aus Unwissenheit, ausschweifend bis zur Wuth, indolent und träge bis zur Wollust.

Bei tausend Gelegenheiten war ich Zeuge von der natürlichen Grausamkeit der Osmanen; am widerlichsten und gräßlichsten aber spricht sie sich bei den so häufigen öffentlichen Hinrichtungen aus. Zwar zeigt bei ähnlichen Veranlassungen unter allen Nationen der Pöbel eine gefühllose Neugierde; indessen verliert doch hier das Mitleid nicht alle seine Rechte, und jedesmal sieht der Henker mehr als Eine Thräne fließen. In der Türkei hingegen gleichen die Vorbereitungen zu einer Hinrichtung dem Vorspiel eines Festes. Meist wird der Unglückliche auf dem Wege zum Tode mit Hohn und Spott empfangen; sein Jammergeschrei wird lächerlich gemacht, und mit satanischer Freude weidet sich die Menge an den letzten Zuckungen des Schlachtopfers. Ich war eines Tages Zeuge jener fürchterlichen Art von Hinrichtung durch das Spießen. Von einer spitzigen Eisenstange durchbohrt, die an der linken Seite wieder herausging, erfüllte der Unglückliche den Platz mit seinen gräßlichen Wehklagen; aufs inständigste bat er, bei Gott und seinem Propheten, man möchte ihm

*) Deux années à Constantinople et en Morée (1825, 1826) ou Esquisses historiques sur Mahmoud, les Janissaires, les nouvelles troupes, Ibrahim Pacha etc. par M. C. D., cléve interprète du Roi à Constantinople. Paris 1827.

einen Trunk Wasser reichen, *) während zwei Henkersknechte ruhig zusahen und über seinen Jammer lachten, die herumstehende Menge von Neugierigen aber durch seine Leiden belustigt zu werden schien, ohne daß auch nur auf Einem Gesichte die geringste Theilnahme oder Bewegung zu lesen gewesen wäre. Von einer andern, zwar minder schrecklichen Scene, die aber gleichfalls die wilde Rohheit der Muselmänner zeigt, war ich bei einer andern Gelegenheit Augenzeuge. Ein Kaufmann hatte sich falscher Gewichte bedient. Ohne alles gerichtliche Urtheil, ließ der Polizei-Commissair ihn ergreifen, ihm das Gesicht mit Honig bestreichen, um die Insekten herbeizuziehen, und hierauf sein rechtes Ohr an die Thüre seiner Bude nageln. Aehnliche Scenen könnte ich noch viele anführen, wenn sie nicht zu widrig wären, als daß ich mich länger dabei aufhalten möchte.

Jedermann kennt die alte Gewohnheit der türkischen Heerführer, nach einem Siege dem Großherrn eine Anzahl Köpfe und Ohren der getödteten Feinde zu übersenden, die sodann an den Thoren des Serails zur Schau ausgestellt werden. Seit dem Ausbruche der griechischen Revolution wiederholte sich dieses Schauspiel fast jeden Tag; das Volk strömte in Masse herbei, um die schauerlichen Trophäen zu zählen, und sein Jubel vermehrte sich, je mehr christliche Köpfe und Ohren ihm von dem kaiserlichen Palaste entgegenblickten. Als Ibrahim Pascha sich Missolonghi's bemächtigt hatte, gab er einigen Gefangenen den Befehl, die Ohren ihrer gefallenen Mitkämpfer einzusalzen, um sie dann dem Sultan zu überschicken. Man brachte vier Tonnen voll zusammen. Ibrahim glaubte aber, daß dieß noch nicht hinreiche, um Mahmud eine angemessene Idee von seinem Siege zu geben, und ließ daher auch den unter den Mauern des Platzes gefallenen Türken die Ohren abschneiden, und den griechischen Ohren beipacken. Die Gefangenen aber, um den Betrug an Tag zu bringen, legten einige Zettel bei, mit den Worten: „An der Länge dieser Ohren wird man leicht erkennen, daß sie keine griechischen sind.“ (?)

(Fortsetzung folgt.)

*) Es scheint, daß ein Trunk, gleichviel von welcher Art von Flüssigkeit, dem Unglücklichen, der sich in diesem fürchterlichen Zustande befindet, augenblicklich den Tod bringt.

Deutsche Sprache in Nordamerika.

Es ist bekannt, daß ein großer Theil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Deutschen stammt, und bis auf die neuesten Zeiten ihrer vaterländischen Sprache und Sitte treu geblieben ist; weniger bekannt ist vielleicht die merkwürdige Thatsache, die wir der Mittheilung eines Freundes in New-Cambridge verdanken, daß auf dem letzten Kongresse des Staats Pennsylvanien die deutsche Sprache beinahe zur Landessprache erhoben worden wäre. Nur mit der Majorität einer einzigen Stimme behauptete das Englische seinen bisherigen Vorrang. So erfreulich für die Völker deutscher Zunge jenes Resultat gewesen wäre, so sehr hätte es uns überraschen müssen, da es in der That der erste Schritt zur Auflösung des bisherigen Centralsystems wäre. Dieses verlangt Ein Volk, und indem es natürlich den englischen Grundstock als numerische und politische Superiorität anerkennt, sucht es daher das deutsche und jedes andere Volkselement zu bewältigen. Die Klage der Deutschen in Amerika über den Untergang ihrer Sprache ist alt; zwar sind Gesetze vorhanden, daß z. B. Urkunden, öffentliche Bekanntmachungen, in Gegenden, wo es viele Deutsche giebt, deutsch und englisch ausgefertigt werden sollen; allein selten werden diese genau beobachtet. Früher oder später wird die Zeit kommen, wo die große Gesammtunion vorerst nur vielleicht in drei kleinere Staatenvereine des Nordens, Südens und Westens zerfällt; in der Folge dürfte aber auch in diesen Länderverbindungen das Mißverhältniß ihrer Ausdehnung zu den gesellschaftlichen Zwecken eine neue Zertheilung derselben nothwendig machen. Um das Centralsystem, auch wenn es nicht mehr Bedürfniß ist, fortdauern zu lassen, sind die Amerikaner zu wenig Phantasiemenschen, welche dem stolzen Wohlgefallen an ihren großen geographischen Dimensionen, wesentliche Interessen opferten. Doch ist es gegenwärtig, und wird vielleicht noch lange Zeit Bedürfniß bleiben, und sich folglich erhalten. So lange Nordamerika im Zustande der Kolonisation, so lange seine Bevölkerung gleichsam in einer beständigen Bewegung des Zu- oder Abflusses sich befindet, konnten die Vereinigten Staaten ohne die Kraft eines Central-Willens nicht bestehen. An der Bevölkerung der noch unangebauten Landestheile, woran der Union alles liegt, würde den einzelnen Staaten nichts liegen. Die östlichen Staaten, die gegenwärtig jährlich Tausende ihrer Bürger an die westlichen Staaten abgeben, könnten, wenn sie sich nicht mit diesen als Ganzes betrachteten, den Verlust an Menschen, den sie auf diese Art erleiden, und den Zuwachs, der jenen zu Theil wird, nicht ohne Besorgniß ansehen; sie könnten sich schwächen, um gefährliche Nachbarn zu verstärken. Gelingt es den Unionsfreunden, wie es bei der jetzigen Lage der Dinge zu erwarten steht, die unorganischen Massen längere Zeit zusammen zu halten, so dürfte es den Deutschen in Nordamerika gehen, wie es den Longobarden in Italien, den Burgundionen und Franken in Gallien, den Gothen in Spanien gegangen ist: ihr Name, ihre Sprache, ihre Sitte verlöre sich in dem Hauptvolke, ihre Einzelheiten verschmelzten sich mit dem Ganzen. Wenn zuletzt auch dieses seinem Schicksale erliegt, und einer spätern Entwicklung freier und selbstständiger Völker-Individualitäten Raum giebt, wie dieß unter den gewaltigen Einflüssen des Himmels und des Bodens, des Verkehrs mit der Natur und den Menschen, nicht anders zu erwarten ist, so wird doch keine deutsche Volksthümlichkeit mehr zum Vorschein kommen, nachdem sie einmal in der englisch-amerikanischen untergegangen ist. Auf der andern Seite sollte man glauben, daß, trotz der anglicanischen Basis, welche das politische Leben Nordamerika's hat, die neben diesem bestehende völlig unbe-

schränkte bürgerliche und religiöse Freiheit einzelnen Volksgestaltungen sehr günstig seyn müßte. Allein dieß ist denndoch wieder eine geistige Crystallisation, die Zeit und Ruhe bedarf, und dann erst eintritt, wenn der Kampf mit dem Boden ausgekämpft ist. Kolonien sind Völkerfragmente, und als solche lange noch keine Völker: dazu werden sie erst, wenn sie viel miteinander durchlebt haben. Anfangs ist die Verbindung eine äußerlich politische, bedingt durch die gesellschaftlichen Bedürfnisse; später wird sie eine innerlich sittliche, und entspringt aus der freundlichen Theilnahme Aller an Allen, aus der geistigen und physischen Verwandtschaft, welche die Glieder eines Staats zu einer großen Familie vereinigt. Eine Kolonie, die einem einzelnen dieser Bruchstücke ein selbstständiges Leben einräumen wollte, würde damit den Keim der Zwietracht in ihrem Schoose nähren; hätten die Deutschen, so zahlreich sie auch in Pennsylvanien sind, sich als Deutsche dort geltend zu machen gesucht, so wäre die Union genöthigt gewesen, dieses Neu-Deutschland, wie vor einigen Jahren die Kolonie von Champ d'Asile der französischen Auswanderer, als einen mit dem Sinn des Ganzen nicht verträglichen Staat im Staate feindlich zu behandeln.

Wir gestehen als Deutsche unser Interesse an Ausbreitung deutscher Sprache und Sitte, und halten dieß für eine der schönsten und menschlichsten Eroberungen eines Volks; allein wie sollten wir es den Amerikanern verargen, wenn sie uns dieß Eroberungsrecht ihrer Seits bestreiten wollten? Wir hätten geerndtet, wo wir nicht gesäet hatten. Als die Deutschen nach Amerika wanderten, war das Land kein herrenloses Gut mehr; sie fanden eine gesetzmäßige Ordnung der Dinge vor, an welcher sie keinen Theil als Mit-Constituenten hatten. Darin pflichtet gewiß jeder Amerikaner dem jetzigen Präsidenten John Quincy Adams bei, der als Staatssekretär unterm 14 Junius 1819 an Baron Fürstenwerther schrieb: „Wir wissen recht gut, daß die Auswanderer nicht um unsers, sondern um ihres Vortheils willen, nach Amerika kommen.“ Wenn gutmüthige Deutsche meinen, ein amerikanischer Staat sollte sich ohne weiters germanisiren lassen, so dürfte ein solches Ansinnen den Anglo-Amerikaner nicht weniger befremden, als wenn er vernimmt, daß hanseatische Seefahrer es unbillig und gräuelhaft finden, wenn keine fremde Seemacht ihren Handel vor den Barbaresken schützt. Deutschland könnte und sollte bei seiner Uebervölkerung seine Kolonien haben; aber wenn es nichts dafür thun will, wird es keine bekommen.

Unsere Landsleute in den Vereinigten Staaten werden vor der Hand wahrscheinlich darauf verzichten müssen, ihrer Nationalität eine politische Garantie zu erwerben; wir möchten sogar zweifeln, ob es für die deutschen Auswanderer selbst, deren es jetzt vielleicht eine Million daselbst gibt, so wie für die Republik in welche sie eintraten, gut gewesen wäre, wenn sie, — meist Leute voll Vorurtheilen, ohne Weltbildung, aus den niedersten Klassen — eine politische Bedeutsamkeit zu erlangen gewußt hätten, ehe sie bei ihren aufgeklärteren englischen Gastfreunden in die Schule gegangen waren; dagegen bleibt es ihnen aber unbenommen, privatim für ihre Deutschheit zu thun, so viel sie wollen, da der Staat fast in jeder Beziehung, besonders aber in der Sorge für das Religions- und Erziehungswesen, den Gemeinden vollkommen freie Hand läßt. Daß namentlich in der letzten Zeit in dieser Hinsicht viel geschehen ist, seitdem auch Gebildete unsers Volks dahin zahlreicher ausgewandert sind, ist unverkennbar. Statt daß früher der reich gewordene Deutsche seiner vaterländischen Literatur entsagte, und sich zur englischen wandte, sieht man jetzt selbst Anglo-Amerikaner genug, die das Deutsche mit Liebhaberei treiben.

Die holländischen Reformirten und die schwedischen Lutheraner, erstere früher die stärkste kirchliche Parthei in New-York und New-Yersey, letztere, wiewohl nie über 25 Kirchen stark, in Pennsylvanien, New-Yersey und Delaware, sind gegenwärtig fast ganz in dem Engländerthum untergegangen. Von den holländischen Reformirten haben seit 1750 über 200 Gemeinden die englische, beinahe 100 die deutsche Sprache beim Gottesdienst eingeführt, wobei viele auch das lutherische Bekenntniß mit angenommen haben. Das Holländische wird jetzt äußerst wenig gesprochen, manchmal noch als Kirchensprache gebraucht; schwedisch wird schon seit 1800 nicht mehr, und statt dessen deutsch oder englisch gepredigt.

Die deutsche reformirte Kirche dagegen besitzt gegen 400 Gemeinden, und die deutschen Lutheraner, mit ungefähr 800 Gemeinden, haben vier Synoden, von denen die bedeutendste die pennsylvanische ist, welche sich um die Erhaltung der deutschen Sprache höchst verdient gemacht hat. Die Synoden von Nordkarolina und Ohio folgen denselben Grundsätzen; namentlich hat letztere den ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache zum Grundgesetz gemacht, und deßwegen auch eine Einleitung zu einer Centralsynode ausgeschlagen, weil sie befürchten, es möchten dort die Grundsätze der New-Yorker Synode vorherrschen, die das Deutsche durch das Englische zu verdrängen sucht. In den großen und reichen Niederlassungen der Deutschen in Ohio kann man Tage lang reisen, ohne ein Wort englisch zu hören. In den südlichen Staaten sind die wenigen deutschen Gemeinden fast ganz englisch geworden, und theils zur bischöflichen theils zur methodistischen Kirche übergegangen. Im Verhältniß zu den zahlreichen deutschen Protestanten ist die Zahl der deutschen Katholiken unbedeutend; sie haben nicht mehr als 20 Pfarrer, die für die Erhaltung der deutschen Sprache wenig oder nichts thun. Der Gottesdienst wird meistens schon ganz in englischer Sprache gehalten.

(Schluß folgt.)

Die Agraviados in Spanien.

(Fortsetzung.)

Aber ist es denn bloß der persönliche Vortheil jener Männer gewesen, und etwa der ihrer Parthei, um dessent-

willen die Verfassung der Cortes gestürzt worden ist? Ist es nicht von dem französischen Ministerium, so wie von den hohen Mächten, welche einstimmig mit demselben verfuhren, mehr als einmal ausgesprochen worden, daß die Herstellung der Monarchie in Spanien der Zweck sey, dem man das Blut und das Gold von Frankreich zum Opfer gebracht habe? Wohl mag dieß die Meinung der Cabinette gewesen seyn, die sich durch die obwaltenden Mißverhältnisse zwischen der Neigung des Königs und den Freunden der Constitution in ihrem Urtheil bestimmen ließen; auch läßt sich nicht läugnen, daß die letztern in ihren Beschränkungen der monarchischen Autorität etwas zu weit gegangen waren; aber man dachte nicht daran, daß die spanische Constitution keineswegs — wie einst die französische — das Erzeugniß einer Revolution war, die eine bestehende Ordnung der Dinge umgestoßen hatte, sondern nur die Rückkehr zu der alten Verfassung des Königreiches, welche die Gewalt zwar aufgelöst, aber nicht ersetzt hatte. Nur unter der Regierung Karl's III hatte man versucht, die Wiedergeburt der Monarchie von dem Grundsatze der königlichen Alleingewalt aus zu bewerkstelligen; aber nach dem Tode dieses Fürsten war das Werk in Stocken gerathen, und die Herrschaft von Spanien nicht sowohl den Inhabern des Thrones in der alten Weise geblieben, als jedem in die Hände gefallen, der Kühnheit und Gewandheit genug besaß, sich des Staatsruders zu bemächtigen. Die Lage von Spanien ist in dieser Hinsicht nicht mit Unrecht öfters mit jener der Türkei verglichen worden; nur müssen wir nicht vergessen, daß wir der hohen Pforte zu viel Unehre anthun, wenn wir behaupten wollten, daß je in dem Serail von Stambul ein ähnliches Verhältniß statt gefunden habe, als unter der Regierung des Friedensfürsten am Hof des Vaters Ferdinand's VII. Aus diesem schmachvollen Zustande hatten die Cortes die Monarchie erhoben, als sie dieselbe nach festen, wenn auch im Einzelnen verfehlten und durch die Seuche des französischen Liberalismus kränkelnden Gesetzen zu organisiren anfingen; in einen ähnlichen mußte sie wieder zurück sinken, sobald ihr die Stützen entzogen wurden, auf denen sie ruhte.

Ob dieser Zweck von den Männern, die gegenwärtig an der Spitze der Verwaltung von Spanien stehen, mit Bewußtseyn verfolgt wurde, wagen wir nicht zu entscheiden; uns kann die Thatsache genügen, die unwidersprechlich vor uns liegt, daß er erreicht wurde. Aber der Parthei, deren Organ diese Männer sind, müssen wir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihr Streben keineswegs bloß auf Umsturz der durch die Cortes gegründeten Ordnung, oder auf die Zurückführung in die alte allgemeine Verwirrung geht, sondern allerdings auf Stiftung einer neuen Ordnung der Dinge, die aber vielleicht mit mehr Recht den Namen einer revolutionären verdienen möchte, als die, welche sie gestürzt haben. Und hier ist der Punct, wo sich die Masse der Anticonstitutionellen, der Freunde des Rey absoluto, wenn wir sie überhaupt je als ein Ganzes betrachten dürfen, in zwei Parteien scheiden, die einander eben so scharf gegenüberstehen und ihrer Natur nach gegenüberstehen müssen, als beide zusammen den Constitutionellen.

Wir haben bereits erwähnt, daß keine Klasse des spanischen Volkes im Ganzen der Constitution abgeneigt gewesen sey, außer der Geistlichkeit. Von dieser allein müssen wir auch annehmen, daß sie wohl gewußt habe, was sie wolle, als sie durch ihre eifrigste Mitwirkung den Erfolg der französischen Intervention versicherte. Der Verlauf hat gezeigt, daß sie zu klug war, um nicht einzusehen, daß sie sich mit diesem bloß temporären Siege nicht begnügen dürfe, da dieselbe Wirkung beständig wieder zu kehren drohte, so lange die Ursache vorhanden war, welche dieselbe zuerst herbeigeführt hatte. Als diese Ursache erkannte sie richtig den gänzlichen Mangel einer festen, gesetzlichen bürgerlichen Ordnung; eine solche Ordnung einzuführen, ohne ihre zeitigen Rechte und Besitzthümer zu gefährden, war daher, so wie sie den ersten Sieg errungen, ihr beständiges Streben. Wir glauben es gegenwärtig, ohne uns dem Vorwurf einer Uebereilung bloß zu stellen, aussprechen zu dürfen: das Ziel, welches die spanische Geistlichkeit seit der Restauration verfolgt, ist die Stiftung einer Theokratie, welche die Monarchie zwar nicht geradezu verdrängen, aber sich einverleiben und unterordnen und von sich abhängig machen soll.

So lange es möglich war, diesen Plan zu verbergen, mußte es der Geistlichkeit gelingen, Alle, welche mit den Beschränkungen der königlichen Autorität und überhaupt jeder Art der willkürlichen Gewalt durch die Cortes aus den verschiedensten Gründen übel zufrieden waren, durch eine in Spanien nicht befremdliche Verwechslung des Irdischen mit dem Göttlichen unter den Fahnen des Glaubens zu sammeln. Aber der erste positive Schritt — über das bloß negativ wirkende Umstoßen der Constitution hinaus — mußte das Geheimniß verrathen; und so leise es auch angedeutet wurde — in der Forderung der Inquisition, welche nie von den Geistlichen unmittelbar ausging, sondern bald von dieser, bald von jener Seite, gleichsam ohne ihr Wissen und Wollen erhoben wurde — so klärte diese Forderung doch sogleich jeden, dessen Interessen nicht mit denen des Priesterthums verschmolzen waren, über die den Freunden des Königes, wie des Volkes, und jedem Einzelnen persönlich drohende Gefahr der Unterdrückung auf. Und damit war auch bald die Spaltung der beiden bisher vereinigten Parteien, der sogenannten Royalisten und der Theokraten, entschieden. Die letztern hatten indessen, ehe es zu dieser Trennung kommen konnte, bereits nicht geringe Fortschritte gemacht; die wichtigsten Stellen der Monarchie waren mit ihren Anhängern besetzt; und wenn die ersteren nicht in der unmittelbaren Umgebung und in der persönlichen Stimmung des Königs ein Gegengewicht besessen hätten, so dürfte ihr Widerstreben schwerlich etwas gefruchtet haben. Nur daß der König selbst die Anmaßungen des Priesterthumes zurückwies, so oft sie eine gewisse Grenze überschritten, konnte den Fortschritten desselben einen Damm entgegen setzen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 33. 2 Februar 1828.

Skizzen aus Brasilien.

(Aus einem Schreiben des russischen General-Consuls in Brasilien, Herrn Staatsrath von Langsdorf, aus Cuyaba (in Matto grosso) vom 5. Julius 1827. Mitgetheilt von Herrn Julius von Klaproth.)

Das Mißtrauen der Regierung hatte seit langer Zeit den Eingang Brasiliens dem fremden Forscher verschlossen, und hielt die Aufklärung von diesem Lande, auf alle Weise, ab. Dem Kaiser Don Pedro verdankt die Welt die Eröffnung dieser höchst merkwürdigen und reichen Provinzen, in denen der Reisende jetzt keine andern Hindernisse antrifft, als die welche ihm die Natur in ihrer wilden Kraft entgegen setzt.

Die Bewohner von Cuyaba waren erstaunt, die russische Flagge auf ihrem Strome wehen zu sehen. Die Schnelligkeit unserer Reise, obgleich sie nicht mit der Eile gemacht worden, mit welcher die Kaufleute die große Strecke zwischen St. Paul und Cuyaba zurück legen, hatte uns nicht erlaubt, mehr als eine allgemeine Uebersicht über die natürlichen Reichthümer dieser herrlichen Länder zu nehmen, welche man vielleicht erst nach Jahrhunderten in ihrem ganzen Umfange kennen lernen wird. Man hat keine Vorstellung von den wundervollen Eindrücken, die der rasche Wechsel der Naturscenen auf den Reisenden hervorbringt, wenn er, die Ströme hinuntergleitend, an dieser stets sich verjüngenden Pflanzenwelt, die den Botaniker bezaubert, an diesen bald starren und melancholischen, bald freundlichen und lachenden Landschaften vorüber geführt wird.

Die Ströme mit ihren zahllosen Wasserfällen, die im Sturmlauf dahinrollen, stellen ein jugendkräftiges Leben dar, das sich dem Gemüthe mittheilt. Die Ufer entlang, die mit Blitzesschnelle entfliehen, wird das Schiffchen ein Spiel der schäumenden Wogen, mit Wuth vom Strome fortgerissen, dicht an den Verderben drohenden Klippen vorbei. Nur eine vollkommene Kenntniß der gefährlichen Stellen und eine lange Uebung kann hier den Piloten bilden; und dort fährt man über diese strudelnden Wasserstürze mit so großer Sicherheit hin, daß man oft nicht einmal die Ladung des Schiffes verringert, um es besser regieren zu können.

Der Rio Tieté hat auf seinem ganzen Laufe unzählige Abstürze und zwei bedeutende Wasserfälle, den Avanhandara und Itapura, welch letzterer den großartigsten Anblick darbietet. Nur in der Mitte bildet der Fluß den Wasserfall, indem er aus einer Höhe von mehr als 50 Fuß in eine Kluft von der Form eines Hufeisens hinunterstürzt, während zu beiden Seiten das Wasser ziemlich ruhig am Ufer fortfließt.

Aus dem Tieté traten wir in den unermeßlichen Paranà; der Urabapunga-Sturz erregt durch seine ungeheure Größe Erstaunen. Der Fluß ist hier über eine Meile breit. Der Rio Pardo entsteht aus der Vereinigung der beiden Flüßchen Sanguiruga und Vermelho (der Rothe), welcher letztere seinen Namen davon erhalten hat, weil sein Wasser einem rothen Kothe gleicht. Der Rio Pardo erhält auf seinem 60 Meilen langen Laufe eine große Menge Zuflüsse, von denen der kleine und große Nhandai die bedeutendsten sind. Wir verließen den Paranà und schifften den Rio Pardo aufwärts bis Sanguiruga, wo der kleine Fluß dieses Namens aufhört schiffbar zu seyn. Von hier bis Fazenda di Camapuan, 2½ Meilen weit, wurden die Nachen auf Karren geführt. Zu Camapuan ist das Registro, wo die Kaufleute der Regierung die Abgaben von den Waaren entrichten, die sie nach der Provinz Matto grosso bringen, so wie auch den bedungenen Preis für die Schiffe, welche sie bis hierher geführt haben. Diese Fazenda oder Niederlassung gehört einer Gesellschaft von Unternehmern, die viele Sclaven unterhalten. Obgleich der Boden höchst fruchtbar, und die Lage des Ortes vortheilhaft ist, so schadet doch ihre Entfernung dem Aufkommen derselben. Früher, als die Schiffahrt auf den Flüssen bedeutender war, und die ganze Communication mit Cuyaba nur auf diesem Wege statt hatte, war der Ertrag der Niederlassung ansehnlich; jetzt aber gehet sie ihrem Untergang entgegen.

Von Camapuan bis zum Paraguay schifft man drei Flüsse abwärts, den Camapuan, den Cochim und den Tacuari; vor der Mündung des letztern fangen die großen Sümpfe an, welche der Cuyaba durchfließt. Von dem Einfluß des Tacuari an fährt man den Paraguay aufwärts, dann den St. Lorenzo und den Cuyaba, an dessen linkem Ufer die Hauptstadt der Provinz Matto grosso liegt.

Auf unserer Fahrt sahen wir zwei indische Völkerschaften, die Guanas und Guatòs; unter den letzteren sieht man die schönsten Männer, die auf dem Erdkreise zu finden sind. Diese Indianer wohnen größtentheils an den Ufern des Paraguay und des St. Lorenzo, an den sie sich zur Zeit des hohen Wassers begeben. In den trockenen Monaten bewohnen sie die, Dourados (Eldorado), ge-

nannten Gegenden, die von der Mündung des St. Lorenzo eine Tagreise entfernt sind. Diese Indianer, obwohl von sehr friedlichem Charakter, sind die kühnsten aller Völkerschaften von Matto grosso. Sie suchen die Bären im Walde auf, und bekämpfen sie mit Bogen und Pfeil, und einer langen hölzernen Lanze, ohne eiserne Spitze. Sie sind so vortreffliche Schützen, daß sie den Fisch im Wasser, und den Vogel im schnellsten Fluge erlegen.

Gehet ein Guatò auf den Fischfang oder auf die Jagd, so begleitet ihn seine Familie, und sein Weib regiert das Canot mit einem leichten Ruder. Der ganze Körper des Indianers ist von Mosquitos bedeckt, die sein Blut saugen, und die er kaum zu bemerken scheint; nur von Zeit zu Zeit nimmt er sein Matapa, ein Stück Zeug, das mit zwei Zipfeln an einem Stabe hängt, und verjagt damit die gierigen Insecten. Hört er das Geheul des schwarzen Affen (Guaribà), so landet er, nimmt zwei Pfeile mit sich, und begibt sich in den Wald, und selten entgeht ihm seine Beute. Die Guatòs lieben die Haut dieser Affen sehr, brauchen sie als Pelzwerk, und vertauschen sie, so wie die Bärenfelle, an die Reisenden, welche durch ihr Land kommen. In ihre Hütte zurückgekehrt, setzen sich diese Indianer um ein Feuer, und beschäftigen sich, die Mosquitos zu verscheuchen, welche sie nöthigen unter einem Netze zu schlafen. So mäßig die Guatòs sind, so begleiten sie doch die Reisenden gerne, um von ihrer Küche Gebrauch machen zu können. — Sie sind sehr eifersüchtig auf ihre Frauen, deren sie so viele nehmen können als ihnen beliebt, oder als sie zu ernähren vermögen.

Der Charakter der Guanàs ist gerade das Gegentheil von dem der Guatòs. Furchtsam, und den Ueberfällen ihrer Nachbarn ausgesetzt, haben sie sich unter den Schutz der Portugiesen begeben, und sich deren Niederlassungen genähert; so daß sie jetzt fast alle in der Nähe der Festung Coimbra wohnen. Sie kommen auch häufig nach der Stadt Cuyaba, wohin sie ihre Waaren und Producte bringen. Wenn sie dort anlangen, so schlagen sie am Landungsplatze Hütten auf, und verkaufen das Holz davon bei ihrer Abreise.

Auf meinen Ausflügen beschäftigte ich mich hauptsächlich mit der Menschenkunde. Ich besitze bereits eine schöne Sammlung Abbildungen von Menschen aus verschiedenen Völkerschaften, und ich hoffe, dieselbe noch bedeutend zu vermehren.

Der Botaniker und der Maler der Expedition werden von hieraus nach Matto grosso gehen, und sich auf dem Guapon und Madeira einschiffen, um in den Amazonenfluß zu kommen. Ich selbst begebe mich in den District von Diamantino, um die Quellen des Paraguay aufzusuchen und zu bestimmen. Von dort aus werde ich mich auf dem Pretò oder schwarzen Flusse einschiffen, seinem Lauf folgen, und dann auf dem Arinos und Topagos nach der Festung Santarem gehen, die am Amazonen-Strome liegt. Diesen schiffe ich dann aufwärts bis zum Rio Negro, wo ich meine Reisegefährten wieder zu finden hoffe. Vielleicht entschließe ich mich, bis zu den Quellen des Rio Negro vorzudringen, die von denen des Orinoco nicht gar zu weit entfernt sind.

Vorher aber, und zwar in einigen Wochen, gedenke ich eine kleine Nebenreise anzutreten, nehmlich den St. Lorenzo bis zu seinen Quellen hinauf, um zu sehen, ob es nicht möglich ist, von dort aus zu den Quellen des Sucurice zu gelangen, und auf diese Art einen leichten und kürzeren Weg nach der Provinz St. Paul zu eröffnen, was für Brasilien von der größten Wichtigkeit seyn würde.

Deutsche Sprache in Nordamerika.

(Schluß.)

Ob die angeführten kirchlichen Bemühungen allein auf die Dauer hinreichend seyn werden, dem Untergang der Sprache, der letzten lebendigen Erinnerung an das vormalige Vaterland, vorzubeugen, ist sehr zweifelhaft. Jede Landessprache entartet auf den Grenzen, wo man in häufige Berührungen mit andersredenden Nachbarvölkern kommt; in Kolonien, namentlich in amerikanischen, wo Ableger aus ganz Europa ohne Grenzscheidung friedlich neben einander und unter einerlei Gesetz wohnen, ist diese Entartung noch weniger zu vermeiden: es bildet sich nach den Lokalitäten bald ein activer, bald ein passiver Sprachtauschhandel; daraus werden neue Mundarten, und zuletzt neue Sprachen. Die Concurrenz wird für eine Sprache um so nachtheiliger, je ärmer sie ist, oder je bildungs- und begriffsärmer die sind, welche sie sprechen. Die deutschen Einwanderer waren nicht im Vollbesitz ihrer so reichen Mutter-Sprache; jeder brachte die Mundart seines Dorfs, seines Städtchens mit, so rein und so gut er sie eben hatte; von deutschen Büchern wanderten außer Bibel und Gesangbuch nur wenige über den atlantischen Ocean. Wenn schon die Engländer das Englische der doch weit gebildeteren Yankee's wegen einer Menge Provincialismen lächerlich machen, soll man glauben, daß die Deutschen dort besser verstanden hätten, die Reinheit ihrer Sprache zu erhalten, welche sie nie besaßen? Gelangte eine deutsche Familie, die nicht geradezu zu den unbeugsamen Sektirern gehörte, welch am Alten hängen, zu einigem Wohlstand, so gaben die Eltern, in Ermanglung einer deutschen Erziehung, die sie selbst in ihrer Jugend nur sparsam empfangen hatten, und wozu ihnen Amerika jetzt ebenso wenig Gelegenheit darbot, ihren Kindern lieber englische Bildung, und entfremdeten sie dadurch ihren rohern Landsleuten. So fruchtbar die Bemühungen einiger gebildeten Deutschen, die in der neuesten Zeit eingewandert sind, in Bezug auf die Ausbreitung der deutschen Literatur in Amerika für die Zukunft seyn mögen, so dürften doch die präsumtiven Wirkungen auf eine deutsche Bevölkerung, die über den unermeßlichen Continent zerstreut ist, nur langsam und nur theilweise sichtbar werden, und mehr den schon gebildeten, sowohl englischen als deutschen Amerikanern als wissenschaftlicher Gewinn

zu gut kommen, als den von den Haupt-Städten, den Vereinigungspunkten des geistigen Lebens entfernten Landbauern und Bewohnern der kleinern Orte.

Im Jahr 1826 erschienen in den Vereinigten Staaten 28 deutsche Zeitungen: sie geben einen Begriff vom Geist ihrer Leser. Einige Nummern des Lancaster-Adlers vom Sept. vorigen Jahrs liegen vor uns. Es ist ein Mittwochsblatt für die pennsylvanische Stadt Lancaster, wo die deutsche Bevölkerung bedeutend ist. Man sollte nicht denken, daß der deutsche Adler so demokratisch werden könnte, und doch ist es unser deutscher Amerikaner in einem Grade, daß man ihn in Europa einen Revolutionär nennen würde. Also ist er wohl auch ein Freidenker, vielleicht gar ein Atheist? Nein; dieß sind die Demokraten nur in Europa; in Amerika ist Frömmigkeit und Freiheitsliebe gepaart; und es zeigt sich, daß der Standpunkt des Monarchismus keineswegs der einzige ist, von welchem aus die Anerkenntniß einer göttlichen Ordnung der Dinge möglich ist. Amerika, das einen Priestley und einen Paine hat, ist im Ganzen der rationalistischen Religionsansicht fremd geblieben, und je ausgedehnter dort die bürgerliche und politische Freiheit ist, desto bescheidener und demüthiger bleibt der religiöse Sinn. Unser Adler hat einige poetische Schwingfedern, die ihn nicht selten auch zu religiösen Hymnen erheben. Das Blatt hat eine eigene Rubrik, Tempel der Musen genannt, wo wir ein und das andere Gedicht, meist aus den ältern Werken eines Gellert, Hölty, Schubart und anderer (z. B. von letzterem die Fürstengruft) lesen. Wie sehr unser deutsch-amerikanischer Journalist Demokrat ist, haben wir schon bemerkt. Als solcher nimmt er die Partei für Jackson, und unterstützt eifrig die Candidatur desselben um die Präsidentenstelle. Er scheint nicht zu fürchten, daß der tapfere General, wie die Faktion der Föderalisten glauben machen will, die Republik mit einem Militärdespotismus bedrohe. In einem Staate, der nicht volle 6000 Mann stehendes Militär, auf einer unermeßlichen Grenze zerstreut, zählt, ist wirklich diese Gefahr ebenso undenkbar, als die Furcht vor dem Ehrgeize eines ergrauten Kriegers selbst, der sich hohe Verdienste um sein Vaterland erworben hat. Ein großer Theil des Journals ist dem Wahlwesen gewidmet: die Bewerber um Scherifs-, Coroners-, Repräsentanten-Stellen empfehlen sich ihren Mitbürgern. Diese Art von Anbietung geht aber mit aller Anständigkeit, ohne Gehässigmachung der Mitbewerber, vor sich; es ist mehr eine Artigkeit, die man in allen Ländern denen beweist, die Stellen zu vergeben haben, und hier also dem Volke. Nur wo es sich um höhere politische Interessen handelt, verräth sich der Parteigeist, der dann keine Umtriebe gegen die Gegner spart. In Bezug auf das Ausland sind die Urtheile häufig hart, mehr aus Unkenntniß der Sachen, als aus Mangel an Wohlwollen, und wenn die Sprache des Amerikaners manches, was unsere zarten Ohren nicht vertragen, mit dem wahren Namen bezeichnet, so ist jene Freimüthigkeit oft weniger tadelswerth, als unsere übertriebene Delikatesse lächerlich und befangen. Der Landcaster Adler ist ein Freund der Neger, der Indianer und der Griechen, der Aufklärung und der religiösen Duldung; wo er diese bedroht glaubt, kann er sich dann auch heftiger Ausfälle nicht enthalten: davon zeugen seine groben Artikel gegen Frankreich, Spanien und andere Länder, in welchen die apostolische Partei mächtig ist! Ohne ein großer Politiker zu seyn, zeigt er in der Wahl der Gegenstände die er aufnimmt, einen hellen natürlichen Verstand, und das Bestreben, seine Mitbürger auf eine angenehme Art zu belehren. Was seine Sprache betrifft, so findet man sie bei Gegenständen des gemeinen Verkehrs schon etwas mit fremden Redensarten versetzt: sonst ist sie ziemlich rein. Wir geben zum Beschluß aus der Numer vom 8ten Oktober wörtlich einen Artikel über die deutsche Literatur, die der Adler aus der United-States gazette, vom 2ten Juli des vorigen Jahrs entlehnt.

„Es ist zufällig denen, die keine Reise gemacht haben, ein Vergnügen, sehr häufig verachtende Anspielungen auf die Sprache, Sitten und Litteratur Deutschlands zu machen. Allein gegenwärtig sollten wir vermuthen, sind obige üble Sitten verschwunden: denn es herrscht jetzt eine ungemeine Neigung der Staaten Neu-Englands zur deutschen Literatur, und wir bemerken, daß nicht nur deutsche Professoren in den wissenschaftlichen Lehranstalten von Massachussetts angestellt sind, sondern daß auch die griechischen Bücher der Harward-Universität von deutschen Herausgebern sind, und die griechische-Grammatik ein Deutscher abgefaßt hat, und eine Geschichte unsers eigenen Landes von einem deutschen Professor geschrieben ist."

„Der Herausgeber der United States-gazette, (fügt der Adler bei,) führt nur einzelne Thatsachen an und glaubt, daß schon deßwegen die deutsche Literatur sehr empfehlenswürdig sey. Wie würde er aber staunen, wenn er das ganze ungeheure Feld der ganzen deutschen Literatur übersehen könnte! Wir wollen nicht einmal von den großen Dichtern der deutschen Nation, von Hans Sachs, dem Nürnberger Schuhmacher, bis auf Göthe sprechen; wir wollen blos der wissenschaftlichen Werke in allen Fächern gedenken, der ausgezeichneten Philosophen, Mathematiker, Astronomen, Naturhistoriker, der vortrefflichen Geschicht- und Erdbeschreiber, der ausgezeichneten Mediziner, Theologen und Philologen. Wem es vergönnt ist, nur einen Theil dieses Feldes deutscher Literatur zu überschauen, wird staunen und mit Bewunderung erfüllt seyn. — Die wissenschaftlich gebildeten Amerikaner wissen die deutsche Literatur zu schätzen, und werden bei weiterem Fortschreiten in den spekulativen Wissenschaften immer mehr ihren Werth einsehen lernen."

Anerkennen müssen wir es überhaupt, daß von unserm Landsmanne des alten deutschen Vaterlands immer mit Wohlwollen gedacht wird; insbesondere aber müssen wir ihm dafür danken, daß er seinen Amerikanern das Unschickliche jener Bettelvisiten für geistliche Hochschulen, womit sie das arme Deutschland schon belästigt haben, „um auch in dem freien Amerika Gewissensherrschaft und Vernunftvormundschaft einzuführen," ernstlich verweist.

Reisen eines Orientalen in Europa.

(Beschluß.)

Von der Schulzucht in England sagt Mirza: „Ich sah, daß „die Knaben in einer Reihe auf der Bank saßen, und so „ihre Lection lernten. Der Lehrer mit einem ledernen „Riemen in der Hand, verhörte sie, indem er bei dem „einen Ende anfieng, und die ganze Reihe durchgieng. „Wenn ein Knabe beim Hersagen Fehler machte, so schlug „ihn der Lehrer ohne Mitleid und ohne Erbarmen mit dem „Riemen dermaßen auf den Rücken, daß den weißen, „zarten Knaben alle Glieder wund waren. Obgleich dies „Grausamkeit zu seyn scheint, so ist doch das Sprichwort „wahr: des Lehrers Tyrannei ist besser, als des Vaters „Liebe."

Ueber englische Gesetzgebung bemerkt Mirza unter anderm:

„Der Ahndung des Mordes kann man in England nicht „durch eine Geldbuße entgehen, wie in Bengalen, wo „noch die Gesetze des Abu Muhumud und des Hunisa „gelten, nach denen der Mörder, wenn die Verwandten „des Gemordeten damit zufrieden sind, freigelassen wer„den kann, oder, falls sie es nicht sind, der Regierung „eine gewisse Summe als Geldstrafe erlegen muß, wo„rauf ihn die Richter begnadigen. In England halten, „im Fall einer Mordthat, die Richter lange Rath, und „verurtheilen unfehlbar denjenigen zum Tode, der ein Ge„schöpf Gottes vernichtet hat. — Auch das Gesetz gegen „Diebstahl ist in England von dem Gesetz des Muhu„muds verschieden; letzteres verordnet nur, dem Diebe die „rechte Hand abzuhauen, wenn er mehr als acht Annas „gestohlen hat; in England steht auf Diebstahl mit Ge„walt, die Todesstrafe. Die Engländer sagen, daß die „Strafe des Diebes sich nicht nach dem Werthe des ge„stohlenen Eigenthums richten dürfe, weil ein Mensch, „der einmal stehlen will, so viel nimmt, als er kann; „hätte er mehr bekommen können, so würde er mehr ge„nommen haben."

Wir beschließen diese Auszüge mit folgenden Bemerkungen: „Haben die Engländer hinreichend dafür gesorgt, sich „ein bequemes und angenehmes Leben zu sichern, so be„mühen sie sich gleichwohl Tag und Nacht ihr ganzes „Leben hindurch, sollten sie auch 70 oder 80 Jahr alt „werden, ihre Kenntnisse fortwährend zu vermehren; keine „Minute bleiben sie müßig. Darin sind sie sehr verschieden „von unsern Leuten, die sich für gebildet halten, wenn „sie einige indische und persische Gedichte zum Lobe ihrer „Geliebten zu singen, oder die Eigenschaften des Weines, „des Bechers, der Schenken, oder was sie sonst lieben, „zu beschreiben wissen."

„Die Engländer sind von Natur gute Haushälter; sie „verschwenden ihr Geld nicht, und halten es für etwas „Entehrendes in Schulden zu seyn. Sie sind ein so be„rechnendes Volk, daß nicht selten ein reicher Mann nur „einen Bedienten hat, der ihn rasirt und ankleidet; außer „dem Bedienten hält er dann noch eine Köchin, ein „Stubenmädchen, und für seine Pferde einen einzigen „Stallknecht. Diese Bedienten besorgen das ganze Haus„wesen. Der Herr hat außer dem Hause zu thun, indem „er Geschäfte treibt, oder auf die Jagd geht; seine Frau „besorgt die Ausgaben, führt die Rechnungen, und hat „die oberste Leitung der Haushaltung."

„Viele reiche Leute, die Familie haben, halten gleich„wohl kein Fuhrwerk; wenn sie ausfahren wollen, mie„then sie eine Bazar-Kutsche (Fiaker.) Leute von Stande, „sogar Prinzen, halten es nicht unter ihrer Würde, einen „viertel oder halben Coß *) in den Straßen oder auf dem „Bazar, sey es bei Tage oder bei Nacht, zu Fuß zu „gehen; sie nehmen einen Stock in die Hand, und wan„dern in einfacher Kleidung umher. In dieser Hinsicht „sind sie den Rajahs und reichen Leuten unsers Landes „gar nicht ähnlich, welche immer von Nukibs, Chobdars „und Esawuls **) zu Fuß und zu Pferde, von Fahnen „und Festfeuern, von Mahe Muratibs ***), und großer „Pracht umgeben seyn müssen. Die Engländer betrachten „solche Verschwendung, Pracht und Feierlichkeit, als al„bern und unnöthig, und lachen über das Volk unsers „Landes, als über Narren und Dummköpfe. Wollte ei„ner von der hohen Kaste in England, sagen sie, sich „mit solchem pomphaften Gefolge auf den Straßen blicken „lassen, so würden die Gassenjungen der Stadt und des „Bazars mit Koth nach ihm werfen, ihn durch Geschrei und „Händeklatschen verhöhnen, und ihn steinigen. Im All„gemeinen findet man überall in der Welt bei den „Menschen Tugenden und Laster; jedes Volk betrachtet „gewisse Dinge für sündhaft, und andere für das Ge„gentheil."

Die Erzählung des Itesa Modin ist in der englischen Uebersetzung einfach, und selten mit orientalischen Bildern und Gleichnissen geschmückt. Der Uebersetzer versichert, er habe keine wörtliche Uebersetzung, sondern nur des Verfassers Meinung wiedergeben wollen. Vielleicht hat er hieran nicht wohl gethan; es wäre anziehender gewesen die orientalischen Gedanken auch in ihrem orientalischen Gewande kennen zu lernen. Eine solche figürliche Redensart, die zufällig beibehalten worden ist, und die uns besonders anspricht, können wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Der Verfasser nahm traurig von London Abschied, und reiste nach Oxford. Der Anblick dieser schönen Stadt erheiterte ihn außerordentlich, wobei er sein Gefühl mit folgenden Worten ausdrückt: „der Vogel der Freude baute sein Nest „auf den Zweigen meines Herzens."

(Asiatic Journal.)

---

*) Coß, die indische Meile, wovon 33 auf einen Grad gehen.

**) Verschiedene Arten von Paradeoffizieren.

***) Ehrenzeichen, welche die Gestalt eines Fisches haben.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 34. 3. Februar 1828.

Die chinesischen Staatskalender.

Ein Beitrag zur genauern Kenntniß der chinesischen Staats-Verfassung; von J. v. Klaproth.

Es erscheinen zu Peking, jährlich viermal, nämlich im Frühlinge, Sommer, Herbst und Winter, zwei Staats-Kalender, einer für die Civiladministration, der andere für das Militär. Sie enthalten die Namen aller in der Hauptstadt, im Lande der Mandschu, und in den achtzehn Provinzen des eigentlichen China's angestellten Beamten, nebst mehreren vorangehenden und stehenbleibenden Notizen, deren Inhalt weiter unten angegeben werden wird.

Der Staatskalender für die Civiladministration führt den Titel Tai t'hsing tsin schin t'hsinan schu, das ist, vollständiges Verzeichniß aller im effectiven Dienst stehenden Civilbeamten des Hauses Tai t'shing, oder der Mandschudynastie. Er besteht aus vier Bändchen, die zusammen 393 Seiten enthalten, und sowohl in groß als auch in klein Octavformat gedruckt werden, jedoch so, daß in beiden Ausgaben Seite mit Seite zusammentrifft. Der Einband dieser Bändchen ist von hochrother Farbe, und deßhalb sind die Engländer in Canton gewohnt diesen Staatskalender The Red Book zu nennen, wie ihren eigenen Londoner Hofkalender, der ebenfalls einen rothen Einband hat. Nach Vorrede und Inhaltsverzeichniß steht eine Art Einleitung mit folgenden vier Kapiteln: 1) die Aufzählung der neun Klassen der chinesischen Staatsdiener, deren jede in zwei Abtheilungen zerfällt, nebst der Angabe der ihren Mitgliedern zukommenden Auszeichnungen und Titel; 2) das Ceremoniel, oder die genaue Bestimmung der Höflichkeitsbezeigungen, welche sich die Mitglieder der verschiedenen Klassen wechselseitig schuldig sind, nebst einigen Artikeln ähnlichen Inhalts; 3) das Reglement, das die Vorschüsse bestimmt, welche der Staat den neuernannten Beamten macht, damit sie sich unverweilt auf ihre Posten in der Provinz begeben können; 4) das Reglement, das ihnen den Weg, welchen sie zu nehmen haben vorschreibt, so wie die Zeit in der sie an dem Ort ihrer Bestimmung angelangt seyn müssen.

Die vier Bändchen des eigentlichen Staatskalenders enthalten:

I Die Residenz Peking, und Sching king, oder Liao tung und das Land der Mandschu.

II Die Provinzen Tschyli, Kiang su, Ngan hoei, Kiang si, Tsche kiang und Fu kian.

III Die Provinzen Hu pe, Hu nan, Ho nan, Schan tung, Schan si, Schen si und Kan su.

IV Die Provinzen Szü tschhuan, Kuang tung, Kuang si, Yün nun und Knei tscheu. *)

In der ersten der neun Klassen chinesischer Civilbeamten sind die Staatsminister. Sie führen den Titel Ta hio szü, d. i. Meister der großen Lehre.

Zu der zweiten Abtheilung derselben Klasse gehören: 1) die Präsidenten der sechs Pu, oder großen Reichskollegien, von denen alle Civiladministration ausgeht; 2) der Ober-Censor des Reichs. Alle diese Beamten erhalten wegen ausgezeichneter Verdienste gewisse Ehrentitel, welche vormals wirkliche Aemter bezeichneten, jetzt aber als bloße Titel nur noch in sofern wichtig sind, als sie ihren Inhabern einen Adel ertheilen, der sich (wie es auch bei andern Titeln der Fall ist) auf deren Vorfahren in aufsteigender Linie bis zu einer gewissen Generation, keineswegs aber auf deren Nachkommen erstreckt.

Die Mitglieder der ersten Klasse tragen als solche auf der Mütze eine Kugel aus einem rothen kostbaren Steine, die auf einem goldenen, drei Zoll langen, und schön gearbeiteten Stile steht, und oben mit einem Edelsteine verziert ist. Ihr Gürtel hat vier Plättchen von weißer orientalischer Jade (Yü genannt), mit goldener Einfassung und einem Rubine in der Mitte. Das Pu Fu, oder der viereckichte seidene Latz auf der Brust und auf dem Rücken, ein ferneres Abzeichen dieser hohen Beamten, ist in den Ecken reich gestickt, und zeigt einen Storch, von Wolken und Blumen umgeben. Wenn diese Beamten nicht in Gala sind, ist das Kügelchen auf ihrer Mütze von rother Coralle, und der Stil, worauf das Kügelchen steht, weniger hoch. Der Teppich, welcher im Winter über ihren Sitz gebreitet wird, ist von Wolfsfell mit rother Sarsche verbrämt, und mit sehr feinem rothen Filze gefüttert.

Die Beamten der andern Klassen haben alle ähnliche Abzeichen, und man unterscheidet sie an der Kugel auf der Mütze, an den Zierrathen des Gürtels, an den gestickten Lätzen, und an dem Teppiche, dessen sie sich bedienen; ebenso die nicht in den neun Klassen begriffenen Beamten, deren es eine bedeutende Anzahl giebt, die bei

*) Man sieht, daß der Staatskalender weder die Mongolei, noch Tübet, die kleine Bucharei und das alte Land der Dsungar begreift, weil diese Länder ihre eigenthümliche Verwaltung haben, und nicht nach chinesischen Gesetzen regiert werden.

Gelegenheit einer Beförderung eingereiht werden. Sie sind das, was wir Ueberzählige oder Supernumerärs nennen.

Außer seinem Gehalte, der im Ganzen geringe ist, erhält der chinesische Staatsdiener noch Yang liàn oder Beköstigungsgelder. Ein besonderer kaiserlicher Befehl erlaubt ferner denen, die zu einem Posten in der Provinz ernannt werden, bei ihrer Abfertigung von Peking, zur Bestreitung der Reisekosten und zu ihrer dortigen Einrichtung, eine bestimmte Summe als Vorschuß von dem Reichsschatz zu nehmen. Die Größe dieses Vorschusses richtet sich nach dem Range der Stelle und nach der Entfernung der Provinz von der Residenz. So erhält z. B. der Präfect eines Departements der Provinz Yün nan, der südwestlichsten des eigentlichen China, eintausend Unzen Silber, während ein Präfect in Tschy li, oder der Provinz in der Peking liegt, nur 300 empfängt. Die Zurückzählung dieser Summe, oder vielmehr ihr Abzug an den Beköstigungsgeldern, geschieht im Verlauf des ersten Jahrs, von der Ankunft des Beamten auf seinem Posten an gerechnet, in vier Terminen. Sind die Beköstigungsgelder geringe, so geschieht die Rückzahlung in achtzehn Monaten und in sechs Terminen. Stirbt der Beamte, ehe er diesen Vorschuß berichtigen konnte, so wird die restirende Summe auf alle Staatsdiener derselben Provinz, nach Verhältniß ihres Ranges, umgelegt.

Die neuen Beamten haben sich innerhalb zehn Tagen von Peking auf ihren Posten in den Städten der Provinz Tschy li einzufinden, und so nach dem Verhältniß der Entfernung in den anderen Provinzen des Reichs; so daß diejenigen, welche nach Yün nan, (der weit entlegensten Provinz) bestimmt sind, hundert und zehn Tage zur Reise bekommen; wer nicht zur bestimmten Zeit eintrifft, ist straffällig.

Um eine Uebersicht der ganzen chinesischen Civiladministration zu geben, lasse ich hier das Verzeichniß der hohen Dicasterien in Peking, von welchen die in den Provinzen abhängen, folgen:

1) Das erste Reichstribunal, Tsung schin fu ist das Forum der kaiserlichen Familie; es richtet und bestraft die Mitglieder desselben, wenn sie es verdienen. Die Beisitzer dieses Gerichts sind alle Prinzen vom Geblüt; der Präsident ist ein naher Verwandter des Kaisers.

2) Das Nui ko, oder innere Collegium. Seine Mitglieder bestehen aus Staatsministern und Gelehrten des ersten Ranges. Es zerfällt in drei Unterabtheilungen: a) die Geschichtsdirektion; sie hält ein genaues Tagebuch über die Handlungen des Kaisers, verzeichnet die von ihm ausgehenden Befehle, und sammelt alles was zur Verlassung der Geschichte seiner Regierung erforderlich ist; b) der Geheime Rath, empfängt und beantwortet die Schreiben fremder Höfe, verfaßt, nach dem Auftrage des Monarchen, die von ihm zu genehmigenden Befehle, und andere in seinem Namen erscheinende Schriften; c) die Gesetzcommission. Ihre Pflicht ist, nicht nur die alten Gesetze zu revidiren, und die nöthigen neuen zu entwerfen, sondern auch die Gesetze dem Kaiser stets vor Augen zu stellen, und den von ihm zum Nachfolger bestimmten Prinzen darin zu unterrichten.

Das innere Collegium giebt den vom Kaiser bestättigten Gesetzen Kraft, durch die Beidruckung der verschiedenen Reichssiegel, deren Aufbewahrung einem Verschnittenen des Palastes anvertraut ist. Wenn eines dieser Siegel zum Beidrucken erfordert wird, so muß das innere Collegium den Bewahrer desselben davon benachrichtigen, worauf er es selbst demselben überbringt, und gegenwärtig seyn muß, wenn es dem zu expedirenden Befehle beigesetzt wird.

Im Staatskalender wird die Kiun ti tschhu genannte Kommission nicht angeführt, obgleich die wichtigsten Staatsangelegenheiten größtentheils durch ihre Hände gehen. Sie ist nämlich kein förmlich constituirtes Reichskollegium, sondern ein Ausschuß aus den ersten Personen der hohen Dicasterien, eine Art Staatsrath, dessen Mitglieder einzeln ihr Gutachten abgeben, und das Resultat ihrer Verhandlungen dem Kaiser vorlegen, der täglich von 5 bis 8 Uhr Morgens, im Conferenzsaale, dicht neben den Sitzungszimmern dieser Commission sich aufhält, um die von derselben ihm zugeschickten Papiere zu empfangen, und deren Inhalt zu bestätigen, zu modificiren, oder zu verwerfen. Von ihm gehen diese Papiere an das innere Collegium ab, um mit dem Reichssiegel versehen zu werden. Haben sie diese Autorisation erhalten, so werden sie von neuem dem Kaiser vorgelegt, der sie noch einmal prüft, und dann ihre Absendung durch Staatsboten an den Ort ihrer Bestimmung befiehlt.

Dem Range nach folgt im Staatskalender das Collegium der Han lin, welches man die Akademie der Wissenschaften nennen könnte, wenn unsere Akademien in Europa eines so hohen Ansehens genößen, und so viel Einfluß auf die Staatsverwaltung hätten, als in Peking der Verein der ausgezeichnetsten Gelehrten des chinesischen Reiches.

Dieses Collegium besteht aus mehr als 200 Mitgliedern, von denen die vornehmsten die Vorleser des Kaisers sind.

Ein anderes gelehrtes Collegium führt den Namen Tschen szü fu; ihm liegt die Erziehung und Bildung des designirten Thronfolgers ob.

Auf die genannten hohen Reichsbehörden folgen die sechs Pu, oder großen administrativen Ministerien:

1) Das Ly pu, oder die Reichskanzelei, welche die Bestallungen der Civilbeamten ausfertigt, sie ein- und absetzt, und nach Verdiensten befördert, belohnt und bestraft.

2) Das Hu pu, Finanzcollegium. Es verwaltet die Einkünfte des Reiches, bestätigt die zu machenden Ausgaben, und revidirt die Berechnungen der gemachten. Unter seiner Leitung stehen alle Ackerbauer und Ländereien des Reiches, so wie die Abgaben, welche in Natura von Getreide und anderen Landesproducten entrichtet werden, die Einfuhr und Ausfuhr des Getreides, Auflagen, Kopfgeld, Zölle auf Salz und andere Waaren, die Unterhaltung

der Armee und aller im Dienste stehenden Personen. Zu diesem Ministerium gehören vierzehn Szü oder Expeditionen, welche nach den Provinzen, deren Angelegenheiten sie besorgen, benannt werden. Alle Geschäfte, welche die Erhebung der Steuern oder der Abgaben von den Ländereien betreffen, sind unter diese vierzehn Expeditionen vertheilt.

3) Das Li pu oder das Ministerium der Gebräuche. Von demselben hängt das ganze Ceremonienwesen, so wie die Abfertigung und Annahme von Gesandtschaften ab. Bei dem ängstlichen Förmlichkeitsgeiste der Chinesen muß dieses Ministerium natürlich eine weit größere Wichtigkeit haben, als es uns Europäern scheint; da aber seine Beschäftigungen für uns von geringem Interesse sind, so glaube ich sie übergehen zu können.

4) Das Kriegscollegium, Ping pu genannt.

5) Hing pu, das Justizcollegium, oder Ober-Reichsgericht.

6) Kung pu, die Generaldirection der öffentlichen Arbeiten. Es hat dieselbe alle Bauten, Wege, Canäle, Brücken u. s. w. unter sich.

Diese Ministerien stehen unter keinem Minister, sondern jedes unter einem Präsidenten und Vicepräsidenten, von denen der erstere jedesmal ein Mandshu, der andere aber ein Chinese ist. Jedem pu ist noch ein besonderer Kho, oder eine Fiscalcanzelei beigeben.

Das Li fan yuan hat die äußeren Provinzen des Reiches unter sich, nämlich die Mongolei, Tübet, die kleine Bucharei und das Land der Dsungar; es unterhält auch die Verbindungen mit den in Westen und Norden des chinesischen Reichs gelegenen auswärtigen Staaten, wie z. B. mit Rußland, und besorgt, in Gemeinschaft mit dem Ministerium der Gebräuche, den Empfang ihrer Gesandtschaften.

Das Tu tschha yuan, oder das Collegium der Reichscensoren, die das Recht und die Pflicht haben, dem Kaiser über Mißgriffe in der Regierung Vorstellungen zu machen, ihn von den in den Provinzen statthabenden Unordnungen in der Administration zu unterrichten, und die überhaupt die General-Controlle über die ganze Staatsverwaltung führen. Man könnte dieses Collegium daher das der öffentlichen Anklage nennen. Sowohl in den fünf Abtheilungen der Residenzstadt Peking, als auch in jeder Provinz befindet sich ein Mitglied des Tu tschah yuan, das strafbar seyn würde, wenn es dem Kaiser die dort obwaltenden Mißbräuche verheimlichte.

Alle im Vorstehenden aufgezählten Dicasterien bilden die obere Reichsverwaltung von China, dessen Verfassung also keineswegs, wie man gewöhnlich glaubt, eine unumschränkte Despotie ist. Die Gesetze gehen nicht einmal vom Monarchen aus, sondern werden von den obersten Staatsbehörden entworfen, discutirt, und ihm nur zur Bestätigung vorgelegt, bei der er freilich ein entscheidendes Veto hat, das aber nur durch Beistimmung jener Behörden ein jubeo werden kann.

(Schluß folgt.)

Zwei Jahre in Konstantinopel und in Morea.

(Fortsetzung.)

Charakterzüge der Türken. Sultan Mahmud.

Nachdem unser Reisender die Fehler und Laster der Türken mit starken Zügen geschildert hat, läßt er auch ihren guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren. Eine ihrer schönsten Tugenden ist ihr Festhalten an Treu und Glauben. Betrüger, Diebe und Gauner sind äußerst selten. Man kann ohne Gefahr seine Uhr, seine Börse in einem Cafe oder an jedem andern öffentlichen Orte liegen lassen, und gewiß seyn, daß, wenn man einen oder ein paar Tage darauf wieder zurückkehrt, man das verloren geglaubte mit der gewissenhaftesten Treue zurückerstattet erhält.

Eines Abends ward ein Franke von einigen Soldaten, welche die Ronde machten, in einer abgelegenen Straße angetroffen. Ihr wißt, sagte ihm der Chef der Patrouille, daß Nachts kein Franke ohne Laterne ausgehen soll; ihr seyd daher arretirt und wandert ins Gefängniß. Da der Franke etwas erwiedern will, antwortet der Türke: Gebt mir eure Börse, so erhaltet ihr die Freiheit. Der Franke gehorcht, indem er lieber hundert Piaster bezahlt, ehe er sich ins Gefängniß schleppen läßt. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er etwa sechs Monate später dem nämlichen Türken auf der Straße begegnete, der ihm mit den Worten auf die Schulter klopft: „Mein Freund, erinnert ihr Euch meiner und der hundert Piaster, die ich Euch eines Abends abnahm? Ich war damals in Geldnoth; nun aber sind meine Finanzen in besserer Ordnung. Hier nehmt Eure hundert Piaster zurück. Seit langer Zeit suchte ich Euch vergebens auf, um sie Euch zurückzustellen."

Eine weitere Tugend der Türken ist ihre Gastfreundlichkeit und Wohlthätigkeit, die ihnen im Koran vorzüglich zur Pflicht gemacht ist. Dabei muß man ihnen zugestehen, daß während sie vielleicht mit noch größerem Eifer und innigerer Aufrichtigkeit handeln, sie mit der Ausübung ihrer guten Werke viel weniger Ostentation verknüpfen, als in der Regel unsere Wohlthätigkeitsanstalten zu thun pflegen. In ihrer Mildthätigkeit spricht sich so ungeschmückte Einfachheit und Natürlichkeit aus, daß sie mehr eine Folge der Neigung als der Pflicht zu seyn scheint.

Als Beispiel des edlen Gerechtigkeitssinnes, der sich nicht selten bei Muselmännern findet, führt der Reisende eine etwas ältere aber wenig bekannte Anekdote an. Der Sohn eines Großveziers ward von leidenschaftlicher Liebe für eine junge schöne, erst kurz vorher verheirathete Armenierin hingerissen; mehrere Versuche sie zu verführen, waren fruchtlos, und der gereizte Gatte, um allen ferneren Anschlägen auf die Ehre seines Hauses vorzubeugen, stieß ihn, unter Mitwissen seiner Frau, nieder. Der Leichnam ward aufs sorgfältigste verborgen, ohne daß irgend ein Verdacht auf die Thäter gefallen wäre. Die junge Armenierin war, gleich einem großen Theile ihrer in Konstantinopel lebenden Landsleute, von katholischer Religion. Von Gewissensbissen getrieben, beichtete sie ihr Verbrechen ei-

nem katholischen Priester. Dieser, im Besitze eines so wichtigen Geheimnisses, gebrauchte es dazu, der geängsteten Frau nicht nur eine bedeutende Geldsumme abzupressen, sondern ihr auch die schändlichsten Vorschläge zu machen. Er ward mit Unwillen zurückgewiesen. Indessen ließ der Großvezier durch die öffentlichen Ausrufer dem, der irgend eine Nachricht über das Schicksal seines Sohnes geben könnte, eine große Belohnung versprechen. Der Priester verräth die beiden Ehegatten. Sie werden eingezogen und zum Geständnisse gebracht. Nun läßt der Großvezier den armenischen Patriarchen fragen, welche Strafe ein Diener des Altars verdiene, der seinem Eide zuwider ein in der Beicht ihm anvertrautes Geheimniß verrathe. Die Antwort lautet: Er ist des Feuertodes schuldig. Der Vezir gibt sofort Befehl, den Priester zu verbrennen; dann wendet er sich an die beiden Ehegatten: „Ich war Vater, aber ich bin auch gerecht. Geht! ich verzeihe euch; mein Sohn war schuldig." Hierauf ließ er überdieß der Armenierin die Summe zurückerstatten, die sie dem Priester gegeben hatte, um sein Stillschweigen damit zu erkaufen.

— Der gegenwärtige Sultan, Mahmud, geb. 1804, verdankt seine Gewalt der Ermordung seines Bruders Mustapha, der selbst wieder der Mörder jenes unglücklichen Selim III war. Mahmud verbindet mit einem großen Scharfblick eine seltene Festigkeit und Ausdauer. Sowohl bei den Unruhen zur Zeit von Selims Sturz als neuerlich bei der Auflösung der Janitscharen zeigte er eine Energie, die in ihrer furchtbaren Unbeugsamkeit ans wunderbare grenzte. Als die Janitscharen die Fahne des Aufruhrs erhoben, rief er wüthend aus: „Sie sollen alle niedergehauen werden, oder die Pflugschar geht über die Trümmer von Stambul!" Man weiß, wie furchtbar er sein Wort gehalten hat.

Die vorherrschenden Momente seines Charakters sind Habsucht und Grausamkeit. Schon Tausende wurden ermordet, deren Reichthum ihr einziges Verbrechen war. „Möge das Schwert der Russen Euch vertilgen, und das christliche Europa den Halbmond von den Thürmen Konstantinopels reißen!" soll ihm Duz-Oglu, ein reicher armenischer Bankier, unter den Qualen der Folterkammer zugerufen haben, in der er, mit zweien seiner Brüder, in des Sultans Gegenwart zu Tode gemartert wurde.

Ich war eines Tags (erzählt unser Reisender,) in Arnâut-Keny, einem Dorfe an den Ufern des Bosphorus. Vor einem schönen Hause entstand ein lebhaftes Gedränge, und als ich näher trat, sah ich einen Leichnam im Staube ausgestreckt. Auf den ersten Blick erkannte ich in dem Ermordeten einen Mann, den ich wenige Tage zuvor mit seiner ganzen Familie auf dem Bosphorus spazierenfahren gesehen hatte. Es war Chaptchi, einer der angesehensten jüdischen Bankiers von Konstantinopel. Verehrt von allen Israeliten, war er ihre Stütze, ihr Schutzengel; nie ging ein Unglücklicher ohne Trost und Hülfe von ihm. Aber er war reich, und keine Tugend konnte dieses Vergehen vergessen machen. Eines Tags trat ein Bostandschi-Baschi, in Begleitung einiger Offiziere des Serails, in seine Wohnung. Keine Gefahr ahnend empfängt sie Chaptchi mit der höchsten Freude über eine so unerwartete Ehre. Er läßt Pfeifen, Cafee, Confituren bringen, und die Türken unterhalten sich eine Viertelstundelang mit ihm auf die freundlichste Weise von der Welt. Plötzlich aber werfen sie sich über ihn; der Eine stopft ihm den Mund, der Zweite wirft ihm eine Schleife um den Hals, während der Dritte ein Stück Holz zwischen Schleife und Nacken schiebt, und, indem er mittelst desselben die Schnur zusammenzieht, den Unglücklichen erdrosselt. Sein Leichnam wird auf die Straße geworfen, sein Vermögen eine Beute des Sultans.

Die Afenduli, eine der ausgezeichnetsten griechischen Familien, bewohnten während des Winters Kuru thekme, ein freundliches Dorf am europäischen Ufer des Bosphorus, während der schönen Jahreszeit aber ein Landhaus auf den Prinzen-Inseln. Der Vater dieser Familie, ein ehrwürdiger Greis, hatte dem Sultan schon manchen nicht unbedeutenden Dienst geleistet. Die Afenduli waren gerade auf den Prinzen-Inseln, als der Großherr den Vater nebst seinen beiden Söhnen vor sich rufen ließ. Kaum in das Serail getreten, werden sie von den Henkern, welche stets den Thron des Sultans umgeben, ergriffen, auf ihr Landhaus nach Kuru thekme geschleppt, und in den tiefsten See des Gartens gestürzt. Ihre gesammte Habe aber ward sogleich für den Sultan in Beschlag genommen. Der Rest der Familie hatte indessen mit unbeschreiblicher Angst vergebens auf die Rückkehr der Abgegangenen gewartet. Endlich kommt ein Bote des Sultans an. Kaum wird er erblickt, so stürzt ihm Helena, eine der Töchter des Hauses, entgegen, im Tone der Verzweiflung ausrufend: „Welche Nachricht bringt Ihr?" „Beruhigt Euch, (antwortet der Türke mit freundlichem Lächeln) beruhigt Euch, Se. Hoheit hat Euern Vater und Eure Brüder mit Gnade überhäuft. Ihr brennt vor Begierde, sie kennen zu lernen. Gebt mir ein Geschenk und Ihr sollt befriedigt werden." Man bringt ihm die reichsten Geschenke. Er nimmt sie, verbindlich dankend, und sagt dann: „Die Afenduli sind todt. Eure Güter sind konfiscirt, und auch dieß Haus, unter dessen Dach wir stehen, gehört nicht mehr Euch."

Vor allen fällt das Schwert der Tyrannei auf die Raiahs, d. i. die Armenier, die Juden und die Griechen. Indessen soll der Sultan manchmal göttliche Inspirationen haben, wobei er durch ein altes Gesetz berechtigt ist, ohne alle gerichtliche Prozedur, und ohne daß ein Muselmann irgend einen Widerspruch wagen dürfte, täglich vierzig seiner Unterthanen den Kopf abschlagen zu lassen.

Indessen sind es keineswegs Grausamkeiten dieser Art, was die Einwohner Konstantinopels gegen ihren Herrn erbittert hat; vielmehr war es besonders die Veränderung der Münze, welche den Aufruhr in die Gemüther brachte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 35. 4 Februar 1828.

Das englische Creditsystem seit Pitt.

Wenn Englands großer Minister Pitt, als Gründer des Staats-Creditsystems, welchem das brittische Inselvolk seine jetzige Wohlfahrt und Ueberlegenheit verdankt, von Mit- und Nachwelt mit Recht angestaunt und erhoben wird, so sollte doch auch dem Andenken des Mannes, welchem Pitt die erste Idee jenes Systems zu verdanken hatte, die schuldige Achtung und Aufmerksamkeit nicht entzogen werden! —

Dieser Mann hieß Schneider und war ein Bewohner des Kantons Unterwalden in der Schweiz. Sein Vater, aus einer guten Familie entsprossen und Verwandter eines Landamannes, war, vielleicht gerade dieses Umstandes wegen, ein politischer Kraftmann und Verbesserer der Verfassung seines Landes, statt deren er, als abgesagter Feind der Verschiedenheit in den Regierungs-Prinzipien der einzelnen theils demokratischen theils aristokratischen Kantons, gern eine Ordnung der Dinge eingeführt hätte, welche Allen gleiche Gesetze, gleiche Rechte und gleiche Lasten geben sollte. Kurz er hatte den großen Plan, die Schweizer Berge mit Hülfe von Jean Jacques Rousseau's Contrat Social z[illegible]en und glatt zu hobeln, wovon jedoch nichts weiter als der Gewinn eines Heftes Verfassungs-Projekte, in Franzband mit goldenem Schnitt, und der Verlust seines Vermögens die Folgen waren.

Mit solchem Erbtheil ausgestattet, begann der junge Schneider seine Laufbahn. Obwohl es bekannt genug war, daß sein Vater ihm kein bedeutendes Vermögen hinterlassen habe, so fiel es doch niemand ein, daß dasselbe sich auf ein Heft Verfassungs-Projekte beschränke, und Schneider, der als Besitzer eines geachteten Namens eines angenehmen Aeußeren, guter Erziehung und eines glücklichen Temperaments sich in den besten Häusern des Kantons zugelassen fand, verfiel daher, um seiner mißlichen Lage sich zu entziehen, auf das Anleihe-System, dessen Grundsätze er auch sofort mit eben so viel Eifer als Geschicklichkeit in Ausübung brachte. Er ließ sich verlauten, daß er 2000 Thaler zu 5 pC. auf sechs Monate brauche und erhielt ohne große Schwierigkeit die Summe gegen Wechsel von dem damals sehr bekannten Bankier Frey und Comp. — Nun war Schneider seiner Sache gewiß und beschäftigte sich nur damit, ehrenvoll und anständig zu leben. Er regelte seine Ausgaben, richtete sein Haus ein und ließ seine Umgebungen geflissentlich in das Innere seiner Wirthschaft schauen, indem er versicherte, daß mit dem Wenigen, was ihm sein Vater hinterlassen und der Frucht einiger Geschäfte, die er von Zeit zu Zeit mache, sein Auskommen gesichert sey. Diese Genügsamkeit und Ordnung wurden allgemein bekannt, gelobt, und erwarben demjenigen, welcher sie so trefflich zu üben verstand, den Ruf eines achtbaren und dabei liebenswürdigen Mannes.

Inzwischen rückte der Zahlungs-Termin des Wechsels von 2000 Thalern heran, und Schneider, welcher indessen schon von einem andern Bankier, Namens Freuler, Dienst- und Geldanerbietungen erhalten hatte, gerieth dadurch nicht in die mindeste Verlegenheit. Vielmehr entnahm er zu seinen Bedürfnissen die Summe von 3125 Thalern, deren Gebrauch er folgendergestalt festsetzte:

Ausgaben für das nächste halbe Jahr	1000 Thlr.
Bezahlung des fälligen Wechsels bei Frey und Comp.	2000 =
Sechsmonatliche Zinsen für 2000 Thlr. .	50 =
	3050 Thlr.
Sechsmonatliche Zinsen für diese 3050 Thlr.	75 =
	3125 Thlr.

Mit solcher Habschaft durfte Schneider sich als den Herrn aller Kapitalien der Schweiz ansehen, und nur von ihm hing es ab, dieselben zu seinem Gebrauch sich zuzueignen; — doch solcher Ehrgeiz war fern von ihm; er wollte blos bequem und angenehm leben.

Obwohl nun Frey nicht im Mindesten wegen seines Wechsels in Sorge war, so beschloß sein Schuldner dennoch, denselben zu berichtigen, um die Interessen für 2 Monate zu ersparen und seinem Credit eine feste und dauernde Grundlage zu verschaffen. Er geht also zu Frey und gibt zu verstehen, daß da 5 pCt. Zinsen für 2 Monate kein unerheblicher Gegenstand seyen, er, wenn der Darleiher damit einverstanden, seinen Wechsel gegen Esconto auszulösen wünsche. Frey überschüttet ihn mit Lobeserhebungen, bewundert seine Kenntniß der Geschäfte und versichert: „Nichts sey sicherer, als sein eigenes Papier zu escontiren. Er willige aber nur unter einer Bedingung in Schneiders Verlangen, daß dieser nämlich, wenn er irgend Geld bedürfe, keine andere Kasse als die seinige in Anspruch nehme." Dies verspricht Schneider ohne Schwierigkeit, und wiewohl er nun das Problem gelöst sieht, ohne einen Heller eigenen Vermögens die angenehmste Existenz zu führen, so fährt er dennoch fort seinen Credit auf alle mögliche Weise zu befestigen und besonders die Zahl seiner Gläubiger zu vervielfachen, damit alle ansehnlichen Häuser

der Schweiz an den Vortheilen seiner Verbindung und der Ehre seines Unterhalts Theil haben möchten. Nach drei Jahren mußte er mehrere der ihm angebotenen Gelder zurückweisen, und da er seine Ausgabe auf 2000 Thlr. jährlich beschränkt und festgesetzt hatte, auch niemals diese Grenze überschritt, so konnte er, seiner Rechnung nach, 60 Jahre leben, ohne seinem Vaterlande, das er, wie jeder Schweizer, über Alles liebte, ein größeres Opfer, als den Verlust der mäßigen Summe von 200,000 Thlr. aufzuerlegen.

Wirklich war Schneiders Betragen in jeder Rücksicht musterhaft. Als Kaufmann, (wie man ihn wohl nennen konnte, da er bei den ersten Handelshäusern der Schweiz ein Conto corrente hatte) ging seine Genauigkeit so weit, daß er seine Bücher sehr sauber und in doppelter Ausfertigung führte, daß er jeden Abend seinen Kassen-Abschluß machte, und sich nie zu Bette legte, ohne seinen Saldo festgestellt zu haben. Er kannte nichts heiligeres als seine Unterschrift, und würde sich durch einen Protest entehrt geglaubt haben, so wie seine Redlichkeit sich vor dem Gedanken entsetzte, nur einen Kreuzer über die von ihm selbst dem Lande aufgelegte Civil-Liste auszugeben. Eben so war er als Mitglied der Gesellschaft ausgezeichnet. Er hatte sich ein allerliebstes Landhaus bauen lassen, worin Besuchzimmer, Eßsaal, Bibliothek und Gaststübchen an Reiz und Anmuth mit den Garten-Anlagen wetteiferten, deren Hintergrund ein niedliches Pachthaus ausmachte, wo vier der vortrefflichsten Kühe, aus dem Thale von Gruyère, den Besitzer mit Milch und Butter versahen. Als Mensch war Schneider nicht minder achtenswerth, indem er Gutes that, wo er konnte, und sogar der Stifter einiger Ackerbauschulen wurde, welche den späterhin von den Fellenberg und Owen gegründeten wahrscheinlich zum Muster gedient haben. Auch als Christ erfüllte er seine Pflicht, denn ein Theil seines Einkommens von 2090 Thlr. wurde zu Almosen verwendet; und als Staatsbürger endlich war sein Betragen musterhaft, indem er den Versammlungen der Landesgemeinen gewissenhaft beiwohnte und hier seiner Ueberzeugung nach das Interesse des Kantons berathen half. (Schluß folgt.)

Die chinesischen Staatskalender.

(Schluß.)

Der Staatskalender giebt noch folgende Administrationen in Peking an:

Thung tsching szü, die Direction der an den Kaiser gehenden Bittschriften.

Ta li szü, das Criminalgericht.

Tai tschhang szü, die Direction der öffentlichen Opfer.

Tai pu szü, die Administration der Gestütte, Marställe und Heerden.

Kuang lu szü, die Direction der öffentlichen Feste und Gastmahle, welche der Kaiser an gewissen Tagen den Beamten und andern verdienten Personen gibt.

Kue tsü kian, die Reichsuniversität, aus welcher die zu den höchsten Staatsämtern sich bildenden Candidaten hervorgehen.

Hung lu szü, oder die Direction des Hofceremonials.

Khin thian szü, das astronomische Collegium, welches das Kalenderwesen besorgt, und unter dessen Beisitzern sich mehrere europäische Missionäre, gegenwärtig besonders portugiesische, befinden.

Tai i yuan, die Direction des Medizinalwesens.

Luan i wei, die Inspection über die Waffen, Wagen, Elephanten und und andere Dinge die bei öffentlichen Zügen, wenn der Kaiser ausfährt, ausreitet, oder eine Reise unternimmt, gebraucht werden.

Endlich das Thi tu yuan, die Ober-Polizei-Direction von Peking, die eine Art Gensd'armerie unter sich hat. Sie darf die Schuldigen nur verhören, aber nicht richten, und sendet sie zur Verurtheilung an das Hing pu, oder Justizcollegium. In Sching king, oder Liao tung und dem Lande der Mandschu, ist die nämliche Verfassung, wie im eigentlichen China. Es steht ebenfalls unter sechs Ministerien, die ihren Sitz zu Mukden, der Hauptstadt, haben. Nur die Gegenden am Amurflusse und an der Grenze von Sibirien werden von Militärbehörden verwaltet.

Die Statthalter oder Vice-Könige der Provinzen führen den Titel Tsung tu; die Vice-Gouverneure heißen Siün fu oder Fu yuan. Diese beiden Gouverneure besorgen im Allgemeinen die Verwaltung der ihnen anvertrauten Provinz, mit Ausnahme der Finanzangelegenheiten, deren Administration dem Pu tsching szü oder Schatzmeister obliegt, welcher mit dem Finanzministerium zu Peking in directer Verbindung steht. Oft hat ein Tsung tu zwei Provinzen unter sich, wie der von Kiang si und Tsche kiang, von Hu pe und Hu nan, von Yün nan und Knei tscheu, dann aber hat jede dieser Provinzen ihren Siün fu. Der Thi tu ist zwar ein Civilbeamter, aber Chef aller chinesischen, in der Provinz in beständiger Garnison stehenden Truppen von der grünen Fahne. Dem Range nach steht er höher als der Vicekönig. Der Ngan tschha yuan ist der Chef der obersten Criminal-Behörde der Provinz. In mehreren Provinzen sind auch Yan yün szü, d. i. Ober-Salzinspectoren, und Liang tao, welche letztere die Verwaltung der Getreidevorräthe des Staates, so wie die Absendung der Abgaben in Naturalien auf den Canälen aus Peking besorgen.

Jede Provinz zerfällt in mehrere fu oder Departements, von denen die kleinern tschy li tscheu heißen, und die von besondern Präfekten regiert werden. Die Hauptstädte des Departements sind fu, oder Städte mit Administrationen vom ersten Range, oder tschy li tscheu, vom zweiten Range. Unter ihnen stehen andere vom zweiten Range, tscheu genannt, und hian, oder vom dritten Range, von denen wieder Distrikte abhängig sind.

Für Europäer muß es auffallend seyn, daß in China die Religion von Seiten des Staates gar nicht in Betracht gezogen wird. Man sieht sie in diesem Reiche als Privatsache der Individuen an, in welche sich die Regierung nicht zu mischen hat. Die chinesischen Regenten sind nie von dem Wahne angesteckt gewesen, die Religion als Mittel zur Beherrschung des Volkes anzusehen, denn sie wußten wohl, daß wenn durch Glauben geherrscht werden kann, es der Priesterstand ist, dem solche Herrschaft zu

Theil wird, und daß der Herrscher des Staates mit seinem Volke unter dieselbe verfällt.

Der Glaube, durch den Chinas Monarch regiert, ist der an die Institutionen und Grundgesetze des Reichs; ob gut ob schlecht, hängt von seiner Persönlichkeit ab, ein Fall, der selbst in constitutionellen Staaten zutrifft, in welchen die Theorie der Verwaltung stets vortrefflich ist, aber die Praxis ihr selten entspricht.

Der Militärkalender der Chinesen mit dem Titel Tai t'hsing tschung tchhu pi lan, Uebersicht des ganzen Militäretats, besteht nur aus zwei Bändchen, die in eben den Formaten, und ebenfalls viermal des Jahres erscheinen, wie der Civilkalender.

In den ältesten Zeiten gab es kein stehendes Heer in China. Wollte der Kaiser irgend eine kriegerische Unternehmung machen, so führten ihm die Statthalter der verschiedenen Provinzen des Reichs, oder die kleinen von ihm abhängenden Lehnsfürsten eine bestimmte Anzahl aus dem Bauernstande ausgehobener Mannschaft zu, die, nach Beendigung des Krieges, wieder zum Pfluge zurückkehrte. Um indessen das Volk auch in Friedenszeiten in den Waffen zu üben, wurden nach der Erndte alle rüstigen jungen Männer versammelt, um, durch große regelmäßige Jagden auf Tieger und wilde Thiere, sich an militärischen Gehorsam zu gewöhnen, und Geschicklichkeit in den Waffen zu erwerben.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bemeisterte sich der Stadthalter einer Provinz des ganzen Reiches, bestieg den Thron, und ward Stifter der großen Dynastie Thang. Durch eigene Erfahrung belehrt, sah er die Nothwendigkeit einer stehenden Armee ein, vermittelst welcher er Ruhe und Ordnung im Lande erhalten, und die häufigen Einfälle der, nördlich von China herrschenden, türkischen Völkerschaften verhindern könnte. Er ließ daher das Heer, durch dessen Hülfe er die Kaiserwürde erlangt hatte, nicht auseinander gehen, sondern vertheilte es auf die Punkte des Reiches, und die Grenzen, die wegen ihrer festen Lage oder aus andern Gründen als die wichtigsten erschienen. Seit jener Zeit sind die Lagerplätze der chinesischen Armee, mit Ausnahme weniger unumgänglich nöthigen Veränderungen, dieselben geblieben.

Das ganze chinesisch-mandschuische Heer besteht jetzt aus drei gänzlich verschiedenen Theilen:

1. Die acht Fahnen, oder Divisionen, welche, nach der Farbe ihrer Feldzeichen, folgendermaßen benennt werden:

a) Die gelbe verbrämte. b) Die gelbe. c) Die weiße. d) Die rothe. e) Die weiße verbrämte. f) Die rothe verbrämte. g) Die blaue. h) Die blaue verbrämte.

Jede dieser Fahnen zerfällt wieder in drei Theile; den ersten bilden Mandschu, den zweiten Mongolen, und den dritten Chinesen, die auch schwere Truppen genannt werden. Diese Unterabtheilungen bestehen seit dem Anfange der Mandschu-Dynastie. Die in den acht Fahnen befindlichen Mongolen und Chinesen sind Nachkommen derjenigen Mongolen und Chinesen, welche mit den Mandschu bei der Eroberung China's gemeinschaftliche Sache gemacht haben. Bei weitem der größte Theil aller dieser Truppen besteht aus Reiterei; die Anzahl der Fußvölker ist dagegen sehr gering. Diese acht Fahnen bilden so zu sagen den Kern des Heeres, und den Theil desselben, auf den die Regierung am sichersten rechnen kann, und doch übersteigt die Anzahl dieser Truppen nicht 200,000, mit welcher verhältnißmäßig geringen Macht ein so ungeheurer Körper, wie das chinesische Reich ist, zusammengehalten wird. Was die Mandschu im Besitz des Thrones erheilt, ist weniger jene Militärmacht, als das im ganzen musterhafte Betragen ihrer Kaiser und die Beobachtung der Gesetze gewesen. Ob sie sich noch lange in China behaupten werden, muß die Regierungsweise des jetzigen Kaisers lehren, welcher die schwache und tadelnswürdige Administration seines Vaters nicht nachzuahmen scheint; wenigstens nach der Energie zu schließen mit welcher er gegen die Rebellion der mohammedanischen Stämme der kleinen Bucharei zu Werke gieng.

2. Das Heer der grünen Fahne besteht aus eingeborenen chinesischen Soldaten. In der ersten Hälfte der Regierung Khian lung's, oder in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zählte man 450 yng oder Waffenplätze, die je von einem Regimente von 1000 Mann besetzt waren. Nach dieser Angabe betrug also damals die Stärke dieses Heeres 450,000 Mann, eine Zahl, welche wegen der dem Berufe ihrer Väter freiwillig folgenden Soldatenkinder gegenwärtig doppelt so hoch angeschlagen werden darf. Die Regimenter dieser Fahne erhalten ihren Namen nach dem Waffenplatz, in dem sie in bleibender Garnison stehen, oder vielmehr dessen einzige Bewohner sie sind; selbst in Kriegszeiten werden die Soldaten nur selten an andern Orten verwendet; die höheren Offiziere können, bei Beförderungen, versetzt werden.

3. Irreguläre Truppen in den äußeren Provinzen des Reiches, nämlich in der Mongolei, in Tübet, der kleinen Bucharei und im alten Lande der Dsungar. Sie bestehen aus 207 Fahnen, welche man, mit Einschluß derjenigen, die noch nicht unter die Fahnen eingereiht sind, zu 95,000 Mann berechnet: 8 Fahnen Tschachak und Delet, 49 Fahnen Mongolen, 2 Fahnen Tumet von Chuchu choton, 86 Fahnen Kalka, 30 Fahnen Mongolen vom See Chuchu noor, 1 Fahne Delet vom Berge Alaschan, Mongolen in Tübet, 1 Fahne Turgut, 16 Fahnen freiwillig unterworfener Dsungar, Dsungar und Delet, eine Fahne Dschachadsin, 11 Fahnen Uriangchai, am oberen Jenisei, 1 Fahne Mohamedaner von Chamil, 1 Fahne Mohamedaner von Turfan, freiwillig unterworfene Mohamedaner, unterworfene Mohamedaner, zinspflichtige Mohamedaner.

Mit den Seesoldaten und Matrosen wird jetzt die ganze chinesische Heermacht auf 1,358,000 Mann angeschlagen; da dieselbe aber nie vollzählig ist, so kann man ein Drittel weniger annehmen, und sie zu 900,000 berechnen.

Der Militärkalender bezieht sich nur auf das in China stehende chinesische Heer, oder die Truppen der grünen Fahne, die aber zum Theil auch von Anführern aus den acht mandschuischen Fahnen befehligt werden. Dieses Heer besteht aus drei Waffengattungen: 1. Reiterei, mi

Säbeln, Bogen und Pfeilen, Panzer und Helm. 2. Reguläre Infanterie, mit Schießgewehr, Bogen und Säbel; dieselbe bedient sich auch der Lanze und des Säbels mit langem Schafte gegen feindliche Cavallerie. 3. Wachtinfanterie; eben so bewaffnet wie die vorhergehende, aber geringer besoldet, und nur zur Besetzung der minder wichtigen Posten gebraucht. Nach einer gewissen Dienstzeit wird der Soldat aus der Wachtinfanterie in die reguläre Infanterie, und aus dieser in die Cavallerie befördert. Die grüne Fahne besteht aus zwei Zehntel Cavallerie, aus zwei Zehntel regulärer Infanterie, und sechs Zehntel Wachtinfanterie.

So wie die Civilbeamten sind auch die Offiziere der Armee in neun Classen getheilt, deren jede wieder in zwei Unterabtheilungen zerfällt. Die hier folgende Tafel giebt eine Uebersicht der sieben ersten Classen, nebst ihren Titeln und Besoldungen. Die letzteren sind nach Unzen Silbers und Tausendtheilen von Unzen berechnet. Die chinesische Unze gilt in Canton 6 Schilling 8 Pence Englisch.

Klasse.	Abthl.	Titel.	Nach europäischem Range.	Unzen Silber, und Decimaltheile. Gehalt.	Feuerung.	Tafelgeld.	Bureau-Ausgaben.	Total.
I.	1	Tsiang kiün.	General en chef.	$81,\frac{600}{1000}$	144	180	200	$605,\frac{600}{1000}$
	2	Thi tu.	Divisionsgeneral.					
II.	1	Kuan i szü.	General-Lieutenant	$67,\frac{576}{1000}$	144	140	160	$511,\frac{576}{1000}$
		Tsung ping.						
	2	Fu tsiang.	General-Major.	$53,\frac{458}{1000}$	144	72	108	$377,\frac{458}{1000}$
III.	1	Kuan kiün szü.	Brigadier.	$39,\frac{340}{1000}$	124	48	36	$247,\frac{340}{1000}$
		Thsan tsiang.						
	2	Yeu ky.	Obrist.	$39,\frac{540}{1000}$	124	36	36	$235,\frac{540}{1000}$
IV.	1	Yün hoei szü.	Obrist-Lieutenant.	$27,\frac{524}{1000}$	72	24	24	$147,\frac{524}{1000}$
	2	Tu szü.						
		Tschi i tsching.	Major.	$18,\frac{706}{1000}$	48	12	12	$90,\frac{706}{1000}$
V.	1	Scheu pi.						
	2	Scheu pü so thsian tsung.	Capitän.	$18,\frac{706}{1000}$	48	12	12	$90,\frac{706}{1000}$
		Tsching i wei,	Lieutenant.					48
VI.	1	Wei thsian tsung.						
	2	Men thsian t'sung.	Unterlieutenant.	—	—	—	—	48
		Yng thsian tsung.						
VII.	1	Yng pa tsung.	Fähndrich.	—	—	—	—	36

Der oberste Befehlhaber der Truppen einer oder zwei chinesischer Provinzen ist der Tsungtu, oder Vice-König derselben. Er ist stets ein Mandschu, und hat die höchste Civil- und Militärgewalt in Händen. Ihm liegen die Prüfungen ob, denen alle Offiziere der Armee unterworfen sind, wenn sie zu einem höhern Grade befördert werden sollen. Sie werden auf eine Vorstellung des Divisions-Generals, oder des Tsung ping, der sein Generallieutenant ist, zu diesen Prüfungen zugelassen; der Thi tu schickt sodann die Liste der zu Befördernden an das Kriegskollegium nach Peking, welches auf seine Vorstellung die Patente ausfertigen läßt. Die Stelle eines Tsung tu ist nicht lebenslänglich, sondern er bekleidet sie nur drei Jahre lang, wenn er nicht abgesetzt, oder zu einem höhern Amte, wie zum Beispiel zur Präsidentur einer der beiden höchsten Reichskollegien, oder ins Ministerium nach Peking berufen wird.

Jede Provinz hat ihren Thi tu, oder General-Inspektor der Truppen, oft auch zwei, wenn die Ausdehnung es erfordert. In der Provinz Fu kian ist einer für die Landtruppen, und einer für die Flotte, welcher letztere zugleich die Insel Formosa unter sich hat. Nur eine lange Reihe von Dienstjahren führt zu dem Amte eines Thi tu, welches lebenslänglich ist. Der Thi tu residirt gewöhnlich in der Hauptstadt der Provinz, manchmal aber auch in einer andern Stadt derselben, die eine größere militärische Wichtigkeit hat; er commandirt ein eigenes ihm zustehendes Regiment von fünf Bataillons.

Die Anzahl der Tsung ping oder Generallieutenants ist nicht festgesetzt; in einigen Provinzen sind derselben acht, in andern mehrere, in der von Canton aber nur sechs. Jeder Tsung ping hat sein eigenes Truppencorps, das gewöhnlich aus drei Bataillons besteht, und in seinem ganzen Tschin oder Militärdistrikt vertheilt ist. Der Ausdruck Tschin bezeichnet nicht nur diesen Distrikt, sondern auch das Corps, welches derselbe inne hat. Die Tsung ping haben übrigens nicht die geringste Herrschaft über die Bewohner des Militärdistrikts, dessen Truppen sie befehligen.

Die Unterabtheilungen der Militärdistrikte und die Commandanten derselben der Reihe nach anzuführen, scheint mir überflüssig. Doch hoffe ich, daß diese Zergliederung der beiden chinesischen Staatskalender ein besseres Bild von der ganzen Einrichtung des Reiches geben wird, als man früher gehabt hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 36. 5 Februar 1828.

Das englische Creditsystem seit Pitt.

(Schluß).

Mit Allem diesen aber nicht zufrieden, wollte Schneider auch noch auf andere Weise nützlich werden, und seine Mitbürger für den kleinen, der National-Wohlfahrt durch ihn beigebrachten Stoß entschädigen. Er reisete also, und war so glücklich, die Entdeckung zu machen, daß in dem kräuterreichen Thal von Gruyère, wo er Kühe von besonderer Schönheit und Fülle bemerkte, die Produktivität dieser Thiere bei gehöriger Behandlung auf einen fast unglaublichen Grad gesteigert werden könne. Hiernach traf er seine Einrichtungen, und so verdankt die Welt Schneiders Bemühungen den Ueberfluß der in jenem Thale gewonnenen Milch und den Genuß jenes vortrefflichen Käses, welcher, als ein unentbehrliches Reizmittel für den Gaumen der Schmecker, die alte und neue Welt einem unbedeutenden Winkel der Helvetischen Republik zinsbar macht.

Bei solchen Verdiensten um sein Vaterland durfte Schneider seinem Lebensende und dem damit zugleich ausbrechenden Bankerutt mit vollkommener Seelenruhe entgegensehen. Er wollte daher auch seine ehrenvolle Insolvenz seinen Gläubigern selbst bekannt machen, um dies Geschäft nach seinem Tode nicht unzarten Vertretern überlassen zu müssen. Als er das Ende seines Lebens herannahen fühlte, setzte er alle seine Rechnungen in die genaueste Ordnung, und fand, daß er, die Zinsen für 50 Jahre eingerechnet, die Summe von 174,922 Thlr. schuldig war. Er berief daher seine Gläubiger, 200 an der Zahl, auf den 6ten Januar 1784 zusammen. Obwohl mit der Veranlassung dieser Einladung unbekannt, hatten doch alle zu viel Achtung vor den Wünschen des edlen Mannes, als daß nur Einer derselben gefehlt hätte.

Schneider lag in seinem Bette; sein Handbuch und Journal zur Rechten und Linken, sein Hauptbuch aber vor ihm. Nachdem er sich über die Schwäche seiner Stimme entschuldigt und sich etwas gesammelt hatte, redete er zu den Zweihundert ungefähr in folgenden Worten: „Meine Herren! das Hauptbuch des Lebens will sich mir zuschließen, nachdem meine Rechnung in demselben nunmehr fast an die 70 Jahre eröffnet gewesen. Nicht mir, sondern dem Allmächtigen, welcher über unsere Handlungen Buch führt, kommt es zu, die Bilanz desselben zu ziehen, und mit Ergebung, obwohl vertrauungsvoll, sehe ich dem Resultat entgegen. — (Die Schnupftücher der Gläubiger wurden bei diesem rührenden Anfange ohne Ausnahme in Bewegung gesetzt; Schneider aber fuhr fort:) Wenn ich also mit dem Schöpfer nicht abzuschließen vermag, so hat er mir doch so viel Kraft und Muth gelassen, um mich mit Ihnen Allen ins Klare zu setzen. Hier ist mein Repertorium nach alphabetischer Ordnung aufgestellt und genau das Folio meines Hauptbuches nachweisend, welches nach den Handelsgebräuchen numerirt und paraphirt ist und wo Jeder von Ihnen den Saldo finden wird, welcher ihm zukommt. — (Hier fließen neue Thränen der Rührung.) — Mit Unrecht würden Sie glauben, meine Herren, daß hier wie gewöhnlich Activa und Passiva eristiren. (Große Bewegung der Aufmerksamkeit.) — Das würde nur ein Inventarium wie so viele andere seyn, die Ihnen im Geschäft vorgekommen sind, und wo man nach Abzug des Soll vom Haben den Rest mittelbaren oder unmittelbaren Erben überläßt. Ich aber habe Ihnen blos Soll oder Passiva nachzuweisen. — (Bewegung des Erstaunens von Seite der Zweihundert.) — Fürchten Sie indessen nicht, 30 oder 20, oder nur 10 pC. von Ihren Forderungen zu erhalten; nein! Sie erhalten nichts, gar nichts. — (Sämmtliche Gläubiger stehen verblüfft.) — Mein Vater, der Democrat, ließ mir als Erbtheil nichts, als ein Heft Verfassungen. Dennoch mußt' ich leben und fiel daher auf den großen Gedanken eines regelmäßig organisirten Creditsystems, von dessen Vortrefflichkeit ich Sie als Beweise aufstellen kann. Wenn Sie den geringsten Zweifel hegen sollten, daß die ganze Kunst desselben nur darin bestehe, die Rückstände regelmäßig zu bezahlen, wie ich es that, so würden Sie nur einen Blick in Ihre eigenen Bücher zu werfen haben, um sich davon zu überzeugen, und um nicht blos dieser meiner Entdeckung, sondern auch der Mäßigung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, womit ich sie ins Werk setzte, da es nur von mir abgehangen hätte, alle Kapitalien der Schweiz in meine Hände zu bekommen und einen Bankerutt von 20 Millionen zu machen. Doch fern von mir ein solcher Gedanke! Ich habe mich so eingerichtet, daß meine Schuld sich nur auf 174,922 Thlr. beläuft und daß Jeder von Ihnen hierbei ungefähr gleichmäßig betheiligt ist. Was ist also, meine Herren, Ihr Verlust gegen das bewundernswürdige Finanz-System, womit Sie das Vaterland bereichert haben? Ich elender Sterblicher bin gezwun-

gen, Bankerutt zu machen, aber der Staat stirbt nicht und seine Unsterblichkeit löset das erhabene Problem eines ewigen Credits. Ja, meine Herren, der Staat kann endlos borgen, weil er endlos ist. Laßt die Schweiz regelmäßige Zinsen zahlen und sie wird in Besitz des baaren Geldes aller Welttheile kommen können. Und nun beurtheilen Sie, ob diese Entdeckung mit tausend Thälern, welche Jeder von Ihnen verliert, zu theuer bezahlt ist. — Nachdem ich aber durch mein Beispiel unserer Republik eine so unversiegbare Quelle des Reichthums eröffnet habe, würde es lächerlich scheinen, noch von meinen Käsen des Gruyère Thals zu reden, obwohl ich durch Anführung dieser und ähnlicher Erfolge meines Fleißes dahin kommen könnte, Ihnen zu beweisen, daß Sie eigentlich meine Schuldner sind. Ich begnüge mich daher, mit der süßen Ueberzeugung von Ihnen zu scheiden, daß unsere Rechnungen sich gegen einander aufheben, daß ich dem Reichen als Vorbild, dem Armen als Stütze gedient, eine gleichere Vertheilung des Vermögens bewerkstelligt und dem blinden Glücke so zu sagen den Staar gestochen habe, indem ich die bei Ihnen aufgehäuften Goldberge zu schmälern und mit Abzugs-Kanälen nach fremden Richtungen hin zu versehen wußte."

Hier schwieg der Sterbende und seine Rede brachte in der Versammlung anstatt Zorn und Schrecken, nur Bewunderung und Enthusiasmus hervor. Jeder Gläubiger legte die von Schneider empfangenen Wechsel auf den Altar seines Bettes nieder; er selbst aber reichte jedem die Feder, um dieselben zu quittiren. Dann rollte er sie in ein Bündel zusammen und hob dieses mit den Worten gen Himmel hinauf: „Meine Schuld ist getilgt! Vaterland folge meinem Beispiel"! worauf er den letzten Seufzer aushauchte.

Kaum hatten die Anwesenden von ihrem Schmerz sich einigermaßen zu fassen gesucht, als einer der Beredtesten das Wort nahm und den Vorschlag that, mittelst Eröffnung einer Subscription dem Verstorbenen ein Denkmal zu errichten. Alle stimmten bereitwillig bei, und so wurde Schneider am Fuße des Brüning, welcher Unterwalden vom Berner Oberlande trennt, feierlich beigesetzt.

Hier war es, wo Pitt, als er einige Jahre nachher die Gegend bereisete, den auf dem Grabe befindlichen Gedächtnißstein entdeckend, sich von der einfachen und großartigen Inschrift: der Entlehner! so mächtig ergriffen fühlte, daß er die Geschichte des hier ruhenden Todten kennen lernen wollte. Als aber sein Begleiter, der diesem Verlangen zu genügen suchte, bei Schneiders oben angeführter Rede an die Stelle kam: „Ich elender Sterblicher bin gezwungen bankerutt zu machen, aber der Staat stirbt nicht u. s. w.," da wiederholte der junge Pitt, wie vom Wahnsinn ergriffen und mit wahrhafter Begeisterung die Worte: der Staat stirbt nicht, bestellte Postpferde, ohne andere Gründe dafür anzuführen als: der Staat stirbt nicht, bestieg das Packetboot mit dem Ausruf: der Staat stirbt nicht, und betrat mit demselben die Kanzellei des englischen Ministeriums, so daß man ihn für verrückt hielt, bis die große Anleihe realisirt wurde, womit England den Krieg gegen Europa geführt, Indien gewonnen, die Kolonien erobert, und Napoleon gestürzt hat, welcher vielleicht noch oben stünde, wenn der Erfinder dieses Systems und der Gruyère-Käse nicht gewesen wäre.

Zwar sagt und glaubt man allgemein, daß Pitt niemals England verlassen habe, und seine Bewunderer suchen diese Meinung aufrecht zu erhalten, um dadurch das Ansehen des Ministers zu steigern, allein dieß mindert den Werth unserer Entdeckung nicht, und der Welt wird es daher überlassen, sich über die Wahrheit oder Unwahrheit derselben näher zu unterrichten, und selbst zu entscheiden, ob die Idee eines endlosen Creditwesens aus Pitts oder aus Schneiders Kopfe entsprungen sey! —

Zwei Jahre in Konstantinopel und in Morea.

(Fortsetzung.)

Die Vernichtung der Janitscharen.

Der Verfasser befand sich gerade zu der Zeit der Auflösung der Janitscharen in Konstantinopel. Nie hätte ich gedacht (sagt er,) daß ich je ein Augenzeuge von Ereignissen seyn würde, die man bis dahin fast unter die Unmöglichkeiten rechnete. Das Corps der Janitscharen, allmächtig im Gefühl seiner wilden Kraft, und stets gewohnt, durch Aufruhr selbst den Despotismus zu beherrschen, verging in Nichts vor dem Willen eines einzigen Menschen. Durch ein fürchterliches Blutbad büßten sie alle ihre alten Triumphe, und das Schwert auf das sie ihre Macht gegründet hatten, ward nun das Werkzeug ihres Verderbens. So hatte Peter der Große vor 120 Jahren die Strelitzen ausgerottet, so vertilgte in unsern Tagen Mehemed Ali in wenigen Stunden die Schaar der Mameluken. Seit achtzehn Jahren hatte Mahmud diesen Staatsstreich beschlossen: ein Beweis hievon ist, daß er sogleich nach dem Tode Mustapha's die Waffen des Nizam-Djedid (der neuen Truppen) sammeln, und sorgfältig in den Magazinen des Serails aufbewahren ließ. Hier wurden auch, drei Monate vor der großen Katastrophe, 50,000 aus Lüttich gekommene Gewehre aufgestellt. Mahmud wartete nur auf eine günstige Gelegenheit; endlich hatte er den Muth sie selbst herbei zu führen. Seit Selims Sturz war das Wort Nizam-Djedid bei allem Volke ein Wort des Schreckens geworden, das man verfluchte, wie nun den Namen Janitschar. Plötzlich wagte Mahmud selbst in der Mitte der versammelten Ulemas es wieder auszusprechen. Schnell lief das Gerücht hievon durch die Hauptstadt, fand jedoch, da man das Unternehmen als ein tollkühnes Wagstück betrachtete, wenig Glauben. Bald aber warf der Sultan die Maske vollends ab. Sein kaiser-

licher Wille ward verkündigt, und sogleich begann in der Hauptstadt selbst die neue Organisirung des Heeres, während nach allen Provinzen Couriere flogen, um auch dort die Befehle des Herrn zur Ausführung zu bringen. Die Bürger Konstantinopels gedachten mit Schrecken der Zeiten Kabaktschi's und Bairaktar's, während wir andern, im Quartiere der Franken, uns plötzlich auf einen Vulkan versetzt sahen. Der 16 Junius 1826 schien unsere Furcht bestätigen zu wollen. Um zwei Uhr nach Mitternacht verbreitete sich in Pera das Gerücht, daß auf dem Etmeïdan Geschütz aufgepflanzt würde, und die Janitscharen mit großem Geschrei fünf Köpfe forderten: den ihres Agas oder Ober-Befehlshabers, des Ex-Agas Hussein Pascha, des Nedjib-Efendi, Mehemed Alis Gesandten, des Groß-Veziers und des Mufti. Bereits hatten große Exzesse statt gefunden; mehrere Häuser wurden geplündert, und die Janitscharen durchzogen die Straßen der Hauptstadt mit dem Geschrei: „Tod dem Sultan Mahmud! Es lebe sein Sohn Achmet! Nieder mit dem Nizam-Djedid! Es leben die Kinder Haggi-Bektasch's.“ Der Großherr befand sich gerade auf seinem Landhause von Beschiktasch. Kaum hat er die erste Kunde des Aufruhrs erhalten, so eilt er schnell in sein Serail nach Konstantinopel, umgeben von den Offizieren seines Hofs. Wären die Janitscharen, die 25,000 Mann stark waren, gerade gegen das Serail gerückt, und hätten sich, was ihnen nicht schwer gefallen wäre, desselben so wie der Schätze des Sultans und einiger Batterien bemächtigt, so wäre ihr Aufruhr ohne allen Zweifel geglückt. Statt aber durchgreifende Schritte zu thun, verloren sie die Zeit mit wilden zwecklosen Ausschweifungen; gewöhnt stets Sieger zu bleiben, kam es ihnen gar nicht in den Sinn, daß der Großherr einen Widerstand wagen würde, und so ward ihr Selbstvertrauen die Quelle ihres Verderbens.

Hussein-Pascha, Ex-Aga der Janitscharen, befand sich im Momente der Empörung in der Nähe der Hauptstadt. Unterstützt von wenigen Getreuen, versammelte er schnell die Kanoniere, Bombardiere, so wie die Bostandschi's, oder die Wachen der Gärten des Serails. Ihm verdankt man die Ehre des Siegs. Als ein wüthender Janitschar unter der Regierung Selims, gehörte dieser Mann, der den Muth des Löwen mit der Grausamkeit des Tigers verbindet, zu der Zahl derer, die den Brudermörder Mustapha bei der Entthronung Selims unterstützten. Aber seine politischen Grundsätze wechselten mit den Umständen. In voller Ergebenheit unterwarf er sich Mahmud, der ihn zum Aga der Janitscharen und später zum Pascha von drei Roßschweifen ernannte. Während er Befehlshaber jenes Corps war, hatte er mehr als einmal Empörungsversuche unterdrückt, und dabei manches Haupt mit eigner Hand abgeschlagen. Er war eben so gefürchtet als gehaßt, und sein Kopf wurde daher bei diesem Aufruhr am ungestümsten begehrt. Der Sultan aber schenkte ihm unbedingtes Vertrauen. Der Sandjeak-Scherif, die Fahne des Propheten, auf welche bei Todesstrafe kein Christ die Augen werfen darf, und welche nie entfaltet wird, als wenn das Reich in Gefahr steht, ward bei der Moschee des Sultans Achmet aufgepflanzt. Der Mufti, umgeben von den Ulemas, den Kadis und den Chefs der Derwische, rief dreimal aus: „Im Namen des Einigen Gottes, und Mahomeds, seines Propheten, und auf Befehl des unbesiegbaren Sultans Mahmud sind die Janitscharen außer dem Gesetz erklärt. Tod den Rebellen! Ewiges Heil denen, die sich unter die heilige Fahne des Propheten stellen!“ In allen Straßen verkünden die öffentlichen Ausrufer den Hatti-Scherif des Großherrn, und von der Höhe der Minarets ertönt der Ruf der Muezzins. Auch in Scutari und allen Dörfern auf beiden Ufern des Bosphorus werden die Gläubigen zu den Waffen gerufen. An der Spitze von acht- bis zehntausend Kanonieren und der zusammenströmenden Volksmassen wendet sich Hussein gegen den Etmeïdan und giebt Befehl zum Feuern. Die Janitscharen, obgleich erstaunt über einen so unerwarteten Angriff, vertheidigen sich dennoch aufs tapferste, und machen unter dem Schutze einiger Geschütze den Sieg lange zweifelhaft. Aber die Zahl ihrer Gegner wächst mit jedem Momente. Um nicht von allen Seiten eingeschlossen zu werden, ziehen sie sich in eine ungeheure Kaserne zurück. Hussein läßt die Thore des Gebäudes einschießen, während die Janitscharen aus sechs Geschützen die Stürmenden mit Kartätschen niederwerfen.

Sultan Mahmud befand sich im Serail, und nicht, wie unsere Zeitungen verbreiteten, an der Spitze seiner Truppen; aber hundert Couriere flogen durch die Straßen der Stadt, um von Moment zu Moment ihm Bericht zu erstatten, und seine Befehle in Empfang zu nehmen. Er gibt Hussein den Auftrag, die Kaserne in Brand zu stecken. Schnell lodert die Flamme an allen Ecken des mächtigen Gebäudes auf. Die Hitze, der Rauch, die zusammenstürzenden brennenden Balken treiben die Rebellen aus den Zimmern und Sälen, und die ganze ungeheure Menschenmasse ballt sich in dem weiten Hofraum zusammen, während von allen Thoren volle Kartätschenladungen in die dichtgedrängte Menge schlagen, über deren Häuptern das flammende Gebäude prasselnd zusammenbricht. Da werfen sich ganze Reihen, um Gnade flehend, auf ihr Angesicht, aber wüthend dringen die Treuen des Sultans vorwärts, mit dem Schwert vertilgend, was das Geschütz und die Flammen verschont hatten.

Noch widerstanden drei andere Kasernen, wurden aber, als jene gefallen, gleichfalls vernichtet. Nur ein kleiner Theil der Janitscharen rettete sich nach Asien oder in den Wald von Belgrade, sieben Stunden von Konstantinopel. Vier und zwanzig Stunden hatten hingereicht, um die furchtbarste Macht des ottomanischen Reichs zu Boden zu werfen. Vor allen tapfer hatten die Kanoniere gefochten. Schon unter Selim waren sie in Regimenter eingetheilt worden, und hatten unter Mahmud das Talim, die neuen Waffenübungen, fortgesetzt. Daraus entsprang zwischen ihnen und den Janitscharen jene Eifersucht, welche dem Großherrn bei dieser Gelegenheit Thron und Leben rettete. Hussein-Aga ward zum Khan und zum Seraskier-Pascha,

obersten Befehlshaber der Heere des Reichs, ernannt. Die Truppen, die sich ausgezeichnet, erhielten den Namen Asker-Muhamed, Kämpfer Muhameds.

Der Groß-Vezier, umgeben von Scharfrichtern, schlug sein Zelt in dem Hofe der Moschee Achmet's auf, wo die siegreiche Fahne des Propheten wehte, während Hussein, mit einigen hundert Bewaffneten, die Stadt durchstreifte, und jeden, dem er begegnete fragte: „Bist du ein Muselmann oder ein Janitschar?" Wer verdächtig war, oder kühn genug sich zum letztern zu bekennen, ward auf den Hippodromus geschleppt, und ohne weitere Prozedur enthauptet. Wer antwortete: „Ich bin ein Muselmann," wurde weiter nach Namen und Stand gefragt. Fiel die Antwort nicht ganz befriedigend aus, so ward der Verdächtige vor die aus dem Stegreif organisirten Tribunale gebracht, wo er durch schriftliche oder mündliche Zeugnisse seine beharrliche Treue gegen den Fürsten und die Religion beweisen mußte. Bei einer dieser Untersuchungen glaubte Hussein einen Offizier der Janitscharen unter der Verkleidung eines Armeniers zu erkennen. „Bist du ein häretischer oder ein katholischer Armenier?" „Ein Katholike." „Gut, sag mir dein Glaubensbekenntniß." Der arme Janitschar konnte kein Wort hervorbringen; er ward ergriffen, und zum Tode abgeführt.

Volle vierzehn Tage lang dauerten diese Hinrichtungen. Auch diejenigen, welche noch an dem Aufruhr gegen Selim III Antheil genommen hatten, wurden der Rache geopfert. Hussein-Aga, damals einer der Hauptempörer, hatte eine Liste seiner Mitschuldigen, und verschonte keinen, auch wenn er bei der letzten Empörung sich noch so friedlich verhalten hatte. Jeden Tag wurden über tausend Menschen geschlachtet. Das Blut floß in Strömen unter den ermüdeten Armen der Henker. Dennoch glimmte das Feuer des Aufruhrs unter der Asche fort. Meuterische Anschläge wurden an die Thore des Serails geheftet. Neue Hinrichtungen waren die Antwort des Sultans. Die Weiber wehklagten über den Tod ihrer Männer: sie wurden in Säcke genäht und in den Bosphorus gestürzt. Da warf der noch immer nicht erstickte Aufruhr die Brandfackel in die geängstete Stadt. Mehr als fünf und zwanzig tausend Gebäude wurden von der Flamme verzehrt, die erst an den Mauern des Serails verlöschte; seit einem Jahrhundert hatte Konstantinopel keine so furchtbare Zerstörung gesehen. Einen Monat später ward Scutari in Brand gesteckt, und eine dritte Feuersbrunst verzehrte die große Kaserne in der Nähe des Serails. Aber immer schwächer wurden die Versuche der Empörung, die sich endlich dem blutigen Arm und dem unbeugsamen Willen des Machthabers ruhig unterwarf.

(Fortsetzung folgt.)

Die transatlantischen Staaten und Colonien am Schlusse des Jahres 1827.

(Fortsetzung)

5.

Keine der neuen Republiken strebt so glücklich dem Vorbilde der Vereinigten Staaten nach, wie der merikanische Bundesstaat. Er besteht durch die Konstitution vom 4. Oktober 1824 aus den 19 Republiken: Chihuahua, Cohahuila mit Texas, Neu Leon, Tamaulipas, San Luis Potosi, Vera Cruz, Tabasco, Merida (Yucatan), Chiapas, Oaxaca, Puebla, Mexico, Queretaro, Michoacan, Guanaxuato, Xalisco, Zacatecas, Durango, Occidente; und aus 4 Gebieten: Tlaccala, Colima, Ober- und Nieder-Californien und Neu-Mexico (Santa Fe) mit 75,830 □ Meilen, 6,225,000 Einwohnern. Im Anfange des vorigen Jahres erregte eine Verschwörung große Besorgniß. Sie hatte den Zweck, dem spanischen Infanten Francesco de Paula den Kaiserthron von Mexico zu verschaffen. Ein Dominicaner, Joaquin Arenas, ein geborner Spanier, ward als Hauptanstifter derselben angeklagt, und am 31. Mai 1827 in der Hauptstadt Mexico hingerichtet. Bei seiner Verurtheilung erklärte er: „Man geht getrost zum Tode, wenn man in der Vertheidigung Gottes und seines Königs stirbt." In der öffentlichen Bekanntmachung über seine Hinrichtung heißt es, sie geschehe zum warnenden Beispiel (escarmiento) für alle Revolutionäre und für die Feinde der Unabhängigkeit und Freiheit. Viele angesehene Altspanier, z. B. der General Negretto, wurden verhaftet, und diese ganze zahlreiche, wohlhabende Klasse der Bevölkerung anfangs von den Provinzial-Gouvernements einzelner Bundesstaaten, in der neuesten Zeit aber von der Föderativregierung selbst aus dem Gebiete der Republik verbannt. Andere Verwirrungen entstanden wegen Abzahlung der Zinsen für die in London contrahirten Anleihen und hatten einen bedeutenden Fall der Fonds zur Folge. Indessen erwies sich zuletzt, daß die Finanzen keineswegs so unheilbar zerüttet waren, als man vorausgesetzt hatte, und es wurden Maßregeln getroffen, das verlorene Vertrauen wiederherzustellen. Merkwürdig ist es, daß in Mexico die Freimaurer einen entschiedenen, dem Volke verhaßten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausüben. Der Kongreß des Staats Veracruz erklärte sich, in einem Manifest vom 20 Juni 1827, mit den kräftigsten Worten gegen diese Einmischung einer blos geselligen Verbindung auf politische Verhältnisse. Soche Aufregungen sind in einem neuen Staate, dessen Verfassung noch nicht völlig dem Volksleben einverleibt ist, und dessen Bürger noch nicht an Selbstregierung gewöhnt sind, sehr natürlich. Die öffentliche Sicherheit ward inzwischen nicht wesentlich unterbrochen und der Handelsverkehr vornämlich nur durch den Umstand gestört, daß die Bundesversammlung über das neu einzuführende Zollsystem nicht einig werden konnte. Das bisherige hatte manche Unrichtigkeiten in der Taxation, und viel Drückendes in Hinsicht der Aufnahme. Der für brittische, nordamerikanische und deutsche Rechnung betriebene Bergbau scheint im Ganzen zu gedeihen, wenigstens besser, als in den südamerikanischen Staaten, weil die Nation sich den Fremden gerne anschließt, und auch der Verkehr mit Europa leichter ist, als in Peru und Chile. Deutsche Einsicht, Betriebsamkeit, Thatkraft und Genügsamkeit werden überhaupt daselbst viel ausrichten; unsere dorthin ausgewanderten Landsleute befingen sich fast alle recht behaglich. Die Presse ist hier so frei, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, doch hat der Präsident, Guadalupe Vittoria, in seiner Botschaft bei der Eröffnung des Bundes-Kongresses am 1. September, auf eine Einschränkung der Mißbräuche der Preßfreiheit angetragen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 37. 6 Februar 1828.

Die englischen Prediger Eduard Irving und Dr. Chalmers.

Der ehrwürdige Eduard Irving ist der populärste und berühmteste der englischen Kanzelredner: seine Strenge und Heftigkeit, sein raschaufloderndes, leidenschaftliches Feuer, seine Intoleranz fanden in London ungemeinen Beifall. Ohne diese Laune der Mode zu erklären, wollen wir es wenigstens versuchen, das wirkliche Verdienst dieses presbyterianischen Geistlichen zu würdigen. Der Stern seines Ruhmes steht in seinem Culminationspunkte; eine unparteiische Kritik, gleich fern von Mißgunst wie von unzeitiger Begeisterung, wird in mehr als Einer Hinsicht nicht ohne Interesse seyn.

Ist es der Diener des Altars, fragen wir zuvörderst, den man in ihm anstaunt, ist es der Verkündiger des göttlichen Wortes, den man in ihm verehrt? Nein; es ist der Schauspieler, dessen überraschendes Auftreten an dem heiligen Orte diese Wirkung hervorbringt. Eine künstliche Versetzung der Ideen, verbunden mit einem großen natürlichen Talente der Rede, versammelte die neugierig gespannte Menge um seine Kanzel. Diese beispiellose Wirkung bezeichnet einen der hervortretendsten und zugleich bedenklichsten Charakterzüge der Gegenwart — den steten Durst nach irgend etwas Neuem. Unerwartet flammen von der calvinischen Rednerbühne die Blitze weltlicher Beredsamkeit; Shakspeare und Byron schmücken den Vortrag des Predigers; seine Gebehrden sind rasch, lebendig wechselnd und voll Anmuth; seine Sprache ist poetisch, sein Ausdruck feierlich, seine Augen füllen sich mit Thränen, sein Gesicht wird belebt von dem Feuer der Leidenschaft. Welch außerordentliche Erscheinung! Man drängt sich um den neuen Propheten; man vergleicht ihn mit Kemble; man schmäht, oder zittert und bewundert — sein Ruf ist gemacht.

Nie war in England noch ein Mann, der sich mit Irving vergleichen ließe, auf der Kanzel aufgetreten. Die Predigten bestanden bloß aus ermüdenden theologisch-moralischen Abhandlungen, die mit abgemessenem Anstand und leiser Stimme vorgetragen, und mit all der Achtung angehört wurden, welche mit einer herzlichen Langeweile verträglich ist. Da erscheint der neue Prediger: poetisch in seiner Darstellung, fanatisch in seiner Lehre, mit imposantem Aeußern und donnernder Stimme. Als Mann der Kirche, als Schauspieler und als Politiker scheint er die widersprechendsten Charakterzüge in seiner Person zu vereinigen.

Der englische Gentleman, der ewigen Pferderennen überdrüßig, die Lady, ermühet vom Lesen der Romane, der Bürger, dem das Boxen und das Fechten anfängt langweilig zu werden — sie alle laufen herbei, um das neue Wunder mit anzusehen. Ein Mann von gigantischer Größe, auf dem alten calvinischen Rednerstuhle, erklärt seinem Jahrhunderte den Krieg. Der apostolische Herkules verbindet mit den gewaltigen Verhältnissen, welche ihm die Natur verliehen, schöne Formen, und die leichte, beredte Beweglichkeit der Pantomime. Die bleiche Olivenfarbe, die scharfen Züge, die schwarzen, langgelockten Haare, die malerischen Stellungen vollenden die Illusion, und die schiefe Richtung seiner feurigen Blicke verleiht dem ergreifenden Eindruck seiner Rede und seines ganzen Wesens eine ich möchte sagen wilde Kraft.

Statt sich auf der unbequemen Bahn der Zweifel und der Dogmen zu verlieren, greift der geistliche Athlete die Philosophie, die Poesie und die ganze moderne Wissenschaft Stirn gegen Stirn an. Er kämpft mit Locke, wirft Stewart *) zu Boden, schleudert ein Argument gegen Voltaire, gibt nebenbei den Ministern einen Seitenhieb, oder macht einen Ausfall auf ein Glied der königlichen Familie. **) So gleicht das Ganze einem lebendigen unterhaltenden Schauspiel, das die Masse anzieht, den Neugierigen befriedigt und selbst den verwöhntesten Müßiggänger auf einige Zeit festhält.

Die religiöse Lehre Irvings enthält im Grund durchaus nichts Neues; sie gehört ganz der alten Schule des Presbyterianism an, mit ihrer ewigen Verdammniß, ihrem wilden Fanatismus und ihren Schrecken der Hölle. Längst schlummerte die barbarische Lehre unter der Asche Cromwell's und Knox's. Die Eleganz unsrer Salons verschmähte eine so strenge, rauhe Tugendübung. Irving aber scheute sich nicht den vergrabenen Schatz wieder an's Licht und zu Ehren zu bringen. Bayle und Tindal, nebst allem was Ungläubige und Zweifler mit frecher Stirne hatten drucken lassen, stürzt er mit heiligem Eifer in die Flammen des ewigen Feuers, und indem er so, als Vollstrecker der göttli-

*) Dugald Steward, Professor der Philosophie in Edinburg, Verfasser des Essay on Moral science, des Life of Dr. Robertson etc. etc.

**) Irving griff den Herzog von Sussex öffentlich in einer Predigt an, der dieser selbst beiwohnte.

chen Gerechtigkeit, die erloschenen Gluthen wieder anfacht, erweckt er zugleich in dem Busen seiner Zuhörer jene angenehme innere Aufregung, jenen dramatischen Schrecken, der ihm schnell alle weiblichen Herzen, die gerne gerührt seyn möchten, gewinnt. Mit minderer Anstrengung schmiedete Vulkan dem Könige des Himmels den für das Haupt der Giganten bestimmten Blitz, als hier der heilige Mann die Strafe der Verdammniß auf die Sünder schleudert; die Kanzel dröhnt unter den heftigen Faustschlägen, während der Schweiß ihm von der heißen Stirne träufelt.

Die ganze Eigenthümlichkeit Irvings besteht blos darin, daß er, gegen die Vorschrift des Evangeliums, neuen Wein in alte Schläuche gegossen hat. Heiliges und Profanes, Poesie und Prosa, Altes und Modernes, die Mystik des Spiritualism und die Sinnlichkeit des Judaism, die Leidenschaft eines Gerichtsadvokaten, der Dogmatismus der Kanzel, die Uebertreibung des Schauspielers, die Bizarrerie des alten Styls — alles mischt sich bunt durcheinander in der Brust des Einen Mannes; aber der heterogenen Masse verlieh sein Talent den anziehenden Reiz der Neuheit und Ueberraschung. Gerade der lebendige Widerspruch der Gegensätze war es, was jenen Zauber hervorbringen mußte. Die kleine Zahl wirklich Frommer beklagte sich über die Profanation des heiligen Orts, der auf einmal zum Theatersaale, zum Circus, zur Arena, zur Akademie geworden war; aber diese wenigen Stimmen verloren sich in dem Beifallszuruf der Menge, mit dem sie Irving in seinem triumphirenden Zuge begrüßte.

Einen Kanzelredner gegen Jeremias Bentham zu Felde ziehen zu sehen, ist eine ganz neue Erscheinung. Sein Auge schweift über den engen Kreis seiner kleinen Versammlung hinaus, es dringt bis in das Heiligthum des Moralisten und Rechtsgelehrten, und entdeckt dort den gefährlichen Feind seines Glaubens. Die Schöngeister werden aufmerksam, die Philosophen erstaunen, die Gelehrten treten unter Waffen, ganz London ist in Bewegung. Der gewandte geistliche Kämpfer gönnt den Erstaunten keine Zeit wieder zu sich selbst zu kommen: er wirft sich auf Brougham, Canning, Coleridge, Liverpool, wie ein Raubvogel, der sich auf ein Nest voll Staaren stürzt.

Selbst diejenigen, welche fürchten, er werde sie angreifen, mischen sich unter die Menge, und hören geduldig die theologischen Sarkasmen mit an, mit denen der Apostel sie überschüttet. Um Gleichgültigkeit dagegen zu affektiren, kehren sie wieder. Das Publikum ist gespannt, ob die Heftigkeit des Angriffs ihre Kühnheit überwinden wird, oder ob sie selbst unter dem Feuer der Batterien ihre Kaltblütigkeit bewahren werden. Man sieht die Kämpfe mit demselben Interesse, mit welchem man einen schönen Kavallerieangriff betrachten würde, der mit Präcision ausgeführt und mit Muth abgeschlagen wird.

Andere Prediger begnügen sich mit dem Vertheidigungskriege, Irving aber ergreift die Offensive. Ohne Patent und Licenz verwandelt er die calvinische Kirche in einen politisch-philosophischen, religiös-moralischen Clubb, dessen Präsident und einziger Sprecher er selbst ist. Andere schmeicheln dem Publikum, Irving insultirt es. Er übt auf uns eine ähnliche Macht aus, wie Pietro Aretino einst auf die Fürsten, deren Schwäche seiner satyrischen Feder einen Tribut bezahlte. Mit kecker Hand zerbricht er die Idole, die man am meisten verehrt. Politiker, Moralisten, Schriftsteller, Kritiker, Journalisten, Schauspieler, Poeten, Staatsmänner, Machthaber — Niemand verschont er. Weder Titel noch Rang, weder Stand noch Würde, weder die zarten noch die schönen und glänzenden Seiten des Lebens finden Gnade vor seinen Augen. Möge alles in den Staub sinken! möge der Blitz des göttlichen Zorns die Paläste der Großen, die Tempel des Reichthums und des Vergnügens in Asche verwandeln. Verworfenes Jahrhundert, zittre! gehe in dich! mit eigner Hand zerschlage dein Werk! und mitten in diesem großen Sturze der entarteten Civilisation achte Niemand als Herrn Irving, den Boten des Verderbens, ihn der allein aufrecht steht unter den Trümmern.

Allen Künsten und Wissenschaften, den Hoffnungen wie den Erinnerungen, unsern Lästern wie unsern Tugenden erklärt er den Krieg. Nichts bleibt übrig als die schottische Kirche, und an ihrer Spitze Irving. Als ein neuer Peter der Eremit will er, daß jede Verbesserung des gesellschaftlichen wie des Privatlebens als ein Verbrechen gebrandmarkt werde; eine tabula rasa fordert er, die Zerstörung Londons, seiner Ateliers, seiner Kanäle, seiner Magazine. Zum Tempel genügt ein Altar von Rasen, umgeben von ein paar schlechten Hütten, aufgebaut auf dem Platze, wo einst die stolze Hauptstadt Englands stand. Zertrümmert, zerstört! und um Gott in der That und in der Wahrheit anzubeten, laßt Irving eine neue Welt aus dem Stegreife schaffen, ein neues Jerusalem, das er im Namen des göttlichen Worts, im Namen des Königs der Himmel hervorruft.

Dieß sind die Wunder, die er durch die Allgewalt seiner Rede bewirken will. Ist es noch auffallend, daß ein Mann, der den Sturz alles Bestehenden verkündigt, Aufsehen in der Welt erregt hat? Schreibt ein Doctor von Edinburg irgend ein neues Werk über Moral oder Politik, so denuncirt er es sogleich als unmoralisch; erhebt sich ein neues Theater, so speut er Feuer und Flammen; wird eine Brücke gebaut oder ein Tempel vollendet, so donnert sein Zorn über die Eitelkeit der Welt. In verlassene Wälder, in die heilige Stille der Felsen des schottischen Hochgebirgs verweist er die Religion. Ferne von den bewohnten Städten liegt die Möglichkeit des ewigen Heils. Und doch bewohnt er selbst diese Stadt, ohne daß sein Enthusiasmus noch verlöscht wäre. Er allein hat das Recht, ohne Gefahr ein Bürger dieses Babels zu seyn. Drängt sich nicht eine lange Reihe von Wappen-Carossen auf dem Wege zu seiner Kirche? Sind es nicht die Schmeicheleien und Liebkosungen der Aristokratie, welche ihn für seine Anstrengungen belohnen? Ist die Hauptstadt, die er verflucht, nicht die Quelle seines Ruhmes? Wer würde von Hrn. Irving sprechen, wenn nicht das Parlament, die

Dichter und Künstler, die Hofdamen und Dandies *) sein Auditorium bildeten?

(Schluß folgt.)

Die Agraviados in Spanien.

(Beschluß.)

Vergebens hatte die apostolische Partei, oder — um uns eines bezeichnenderen Ausdruckes zu bedienen — die Hierarchie, alle ihrem Reichthum, ihrer Macht, ihrem Einfluß zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um durch friedliche Ausgleichung mittelst einer nur auf das Cabinett und die Umgebung des Fürsten wirkenden Intrigue ihr Ziel zu erreichen. Das Beispiel der von ihnen selbst gestürzten Constitution mußte die Leiter dieser Partei vorsichtig machen, indem es sie belehrte, wie wenig die Continentalregierungen, deren Einschreiten sie ihren Sieg verdankten, geneigt wären, Verletzungen der dem Throne gebührenden Achtung ungeahndet zu lassen. Man fand daher für gut, einen Weg einzuschlagen, der ungefähr die Mitte hielt zwischen bloßer List und offener Gewalt, und indem er dem König das volle Gewicht der letzteren zeigte, die Schuldigen doch nur für den Gebrauch der ersteren verantwortlich machte.

War einst die Stütze der Constitution hauptsächlich der vermögendere und gebildetere Theil der Bevölkerung von Spanien gewesen, und zählte dieselbe daher ihre entschiedensten Anhänger in den reichen Provinzen Valencia und Andalusien, so konnte die Geistlichkeit dagegen auf die treue Anhänglichkeit jener Klassen der Gesellschaft rechnen, die ohne eigenes Vermögen, wie ohne Bildung, wenn auch nur heimlich, immer die natürlichen Feinde aller derer sind, die durch die Gunst des Schicksals sich im Besitze beider befinden, auf die Ergebenheit des Pöbels in der Hauptstadt, wie in den Provinzialstädten, und des größten Theiles der Landbewohner in den von der Natur weniger begünstigten Provinzen der Monarchie, vor allen aber des gebirgigen Cataloniens. Wenn die Cortes den wohlhabenden Bürger und Landmann zur Vertheidigung der Constitution bewaffnet und, neben der Linienarmee, aus seiner Mitte eine Art Landwehr (las milicias) gebildet hatten, so war es der Hierarchie gelungen, durch die Vorspiegelung, daß nur dadurch die stets unter den Waffen stehende constitutionelle Parthei gezügelt werden könne, den König zur Bewaffnung des Pöbels und des niedrigsten Volkes zu vermögen. In demselben Sinne, wie die „freiwilligen Milizen" den immer mehr oder weniger royalistischen Linientruppen gegenüber das eigentliche constitutionelle Heer gewesen waren, wurden die sogenannten „royalistischen Freiwilligen" das Heer der Hierarchie; und den vorurtheilsfreien Beobachter durfte es daher nicht befremden, die letzteren bald eben so kühn im Kampfe mit den Truppen des Königs zu erblicken, als einst die ersteren (am 7. July).

Betrachten wir den Gang der Ereignisse von dem ersten Moment, wo die Hierarchie von ihren Streitkräften Gebrauch zu machen anfing, bis auf die neueste Gegenwart, so können wir der Mäßigung, Umsicht und Klugheit, welche dieselbe fortwährend entwickelt hat, unsere Bewunderung nicht versagen. Das Verlangen der Wiedereinführung der Inquisition hatte die für die Plane der Parthei gefährliche Folge gehabt, daß der König anstatt dieses hierarchischen Institutes ein royalistisches mit ähnlichen Functionen, aber nicht von der Geistlichkeit, sondern von der Regierung abhängig, errichtete. Die Einführung der Polizei in Spanien mußte, als der erste Schritt zu einer monarchischen Organisation des Königreiches, die den Interessen der Geistlichkeit nicht minder verderblich geworden wäre, als die Wiedereinführung der Constitution selbst, die Hierarchie daran erinnern, daß es die höchste Zeit sey, sich ihrer vollsten Macht zu bedienen, wenn sie ihr Spiel nicht ohne Widerstand verloren geben wollte. Sogleich liefen aus allen Provinzen Nachrichten ein, das Volk zeige Unzufriedenheit über die Errichtung einer Behörde, die, von dem ketzerischen Frankreich entlehnt, dem Charakter des Spaniers eben so sehr, als seiner Religion fremd sey. „Hinweg mit der Polizei! Nieder mit den Negros! Es lebe die Inquisition und der absolute König!" war der Ruf, welcher dem unbewaffneten und bald auch dem unter dem Namen der royalistischen Freiwilligen bewaffneten Pöbel zur Losung bei Tumulten diente, die gewöhnlich mit der Mißhandlung und Plünderung der Constitutionellen, d. h. aller, die etwas zu verlieren hatten, endigten. In wieweit diese Scenen von der Geistlichkeit hervorgerufen und geleitet waren, wollen wir unentschieden lassen; daß aber von ihr die erste Veranlassung zu denselben ausging, kann nach dem Verfolg gegenwärtig keinem Zweifel mehr unterworfen werden.

Als diese Auftritte, außer den Folgen der Ausschweifungen, von denen sie begleitet waren, ohne Wirkung blieben, und die neu organisirte Polizei durch einen verständigen Intendanten (Recacho) immer festeren Fuß faßte, verschwand plötzlich Bessieres, einer der Verwegensten der Parteigänger, welche die ehemalige Glaubensarmee geführt hatten, aus Madrid, wo er mit Gunstbezeugungen überhäuft worden war, und erschien an der Spitze einer bewaffneten Bande in Arragonien, die dasselbe Geschrei erhob, welches bei den vorangegangenen Meutereien der royalistischen Freiwilligen gehört worden war. Die Verwegenheit der Empörer in diesem, wie in einigen früheren Fällen, ging so weit, daß man dem Könige selbst den Tod drohte, und seinen Bruder, Don Carlos, zum Regenten ausrief. Lächerlich war es, die Rebellen deshalb Carlisten zu nennen, da es erwiesen ist, daß aller Versuche ungeachtet, die zur Verführung dieses Prinzen gemacht wurden, Don Carlos nie einen Augenblick in seiner Treue gegen seinen Bruder und Fürsten gewankt hat. Aber wahrscheinlich war das Ganze nur ein Schreckbild, das dem schwachen Ferdinand das einst durch ihn selbst seinem Vater bereitete Schicksal in das Gewissen zurückrufen und ihn dadurch gehorsamer gegen die Gebote des Himmels machen sollte. Die Farce verfehlte indeß ihren Zweck; und wenn sie auf ein Lustspiel berechnet war, so mußte es ihre Urheber betrüben, sie bald in ein Trauerspiel verwandelt zu sehen. Die Re-

*) Stutzer.

gierung sandte den General Espanna, dem es gelungen war, eine Garde nach Art der französischen zu organisiren, mit unumschränkter Vollmacht gegen die Empörer. Nach acht Tagen war Bessieres gefangen und erschossen, und seine Bande vernichtet.

Nur ein Mittel blieb jetzt der Hierarchie noch übrig, das freilich von dem zuletzt gebrauchten nur dem Grade nach verschieden seyn konnte: das der Gewalt der Waffen, und — wir müssen es wiederholen — die Politik verdient unsere höchste Bewunderung, mit der einem Feinde der Krieg erklärt wurde, der nicht existirte, während der, gegen den die Feindseligkeiten in der That gerichtet waren, beständig überzeugt blieb, daß er keineswegs der angegriffene Theil sey, sondern daß man sich vielmehr zu seinen Gunsten bemühe. Der Aufstand in Catalonien war nur eine Wiederholung im Großen von dem, was der abentheuerliche Zug jenes Bessieres im Kleinen gewesen war. Die einzelnen Momente von beiden sind unsern Lesern noch zu frisch im Gedächtniß, als daß wir nöthig hätten, uns über die Details derselben zu verbreiten. Der einzige wesentliche Unterschied des letzten großen Spieles von dem früheren kleineren war der, daß dieses von seinen Urhebern von Anfang bis zu Ende bemeistert wurde, während jenes durch seine weitere Verbreitung den Charakter einer wahren Volksbewegung annahm, in welcher neben dem ursprünglichen Hauptinteresse der Geistlichkeit bald eine Menge der verschiedenartigsten einzelnen Interessen rege wurden. Die Nachfolger des Bessieres waren Carlisten, d. h. Schauspieler, von denen in dem aufgeführten Stücke jeder treulich die ihm aufgegebene Rolle spielte; die Empörer in Catalonien, unter der Anführung der Contrebandiers Jep dels Estanys und Carayol, wie ihrer Genossen, wurden Agraviados: sie hatten außer dem allgemeinen Besten, für welches sie auftraten, auch noch ihre Privatbeschwerden (agravios), deren Abstellung sie verlangten; und leicht hätte es geschehen können, — wenn sie nicht zu früh von ihren geheimen Leitern verlassen worden wären — daß sie im Fall des Sieges ihrem Privatvortheil die Sache aufgeopfert hätten, für welche sie anfangs gestritten hatten. Selten endet eine Volksbewegung anders als mit dem Verderben derer, die sie zuerst hervorgerufen haben.

Vielleicht mochte dieß die Hierarchie ahnen, als sie, fast auf die bloße Nachricht, die Regierung sey gesonnen, den Aufstand ungeachtet seiner drohenden Gestalt mit Gewalt zu dämpfen, und auf die Nennung des Namens Espanna, sich beeilte, ihren Frieden zu machen. Daß sie durch denselben wenigstens zum Theil ihren Zweck erreichte, ist bekannt: wenn der König die Wiedereinführung der Inquisition standhaft verweigerte, so willigte er dagegen in die Aufhebung der Polizei, und — schmachvoll! — binnen der von den Insurgenten gesetzten Frist; diese blieben darauf ihrem Schicksal überlassen, da die übrigen Beschwerden derselben — die zuletzt darauf hinauskamen, „daß sie, die treuesten Unterthanen des Königs, doch nicht zugleich, wie die Billigkeit mit sich brächte, die reichsten wären — für die Geistlichkeit wenig Interesse hatten.

Daß es unter diesen Umständen den Generalen Espanna und Monet nicht schwer werden konnte, die Insurrection zu unterdrücken und die Chefs derselben aus Spanien zu vertreiben, kann uns darüber nicht zweifelhaft machen, daß der eigentliche Grund des Aufstandes noch keineswegs erledigt und der Hauptkampf nichts weniger als vollendet sey. Eine Parthei, welche in einer einzigen Provinz des Reiches eine Macht von 60,000 M. in's Feld stellen und ohne sichtbare Anstrengung Monate lang erhalten konnte, ist nicht so leicht besiegt; und wir erwarten daher eher von dem völligen Triumphe der Theokratie, als von dem Aufgeben ihrer Ansprüche zu hören, so lange die spanische Regierung es verschmäht, die eben nicht allzudichten Reihen ihrer Vertheidiger durch die zahlreichen Freunde der gesetzlichen Ordnung zu vermehren, die gegenwärtig unter dem Namen der Constitutionellen proscribirt sind.

Die transatlantischen Staaten und Colonien am Schlusse des Jahres 1827.

(Fortsetzung.)

6.

Der kleinere Bundesstaat Central-Amerika (5 Staaten: Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua (Leon) und Costarica, 2000 □ Meilen, $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner) erfuhr im Jahr 1827 weit erstere Unruhen als Mexico. Der Hauptstaat und die Hauptstadt Guatemala, wo der Bundes-Präsident Arce und der Congreß seinen Sitz hat, gerieth mit dem südlicher, gleichfalls am stillen Meere liegenden Staat San Salvador in offne Fehde. Von einigen französischen Offizieren angeführt, rückten die Ruhestörer gegen Guatemala an, um die Altspanier zu vertreiben, und die Macht der Geistlichen, welche dort bedeutenden Einfluß auf weltliche Angelegenheiten, und Antheil an dem Groß- und Kleinhandel haben, einzuschränken. Der Präsident stellte sich selbst an die Spitze der Armee eines kleinen, aus jungen Ordensleuten, Seminaristen, Studenten ꝛc. bestehenden Corps, das den Rebellen entgegen marschirte und sie in einem Treffen am 27. März 1827 zurücktrieb. Der Kampf dauerte indeß noch mehre Monate unentschieden fort; erst im August gelang es den Anstrengungen der Föderativregierung durch Einnahme der Stadt San Miguel die Empörung auf die Stadt und das Gebiet von San Salvador zu beschränken. Die Unruhestifter, die bisher von keinem Vergleich etwas hören wollten, haben bereits Bedingungen in Vorschlag gebracht, unter denen sie sich unterwerfen wollen, und wahrscheinlich wird daher die öffentliche Ruhe in kurzer Zeit wieder hergestellt seyn. In den östlichen Gegenden wurde dieselbe nicht gestört, und da allenthalben die Fremden mit einer Art von Ehrfurcht aufgenommen werden, so herrscht im Ganzen öffentliche Sicherheit. Das Volk ist gutmüthig und äußerst indolent, was für Einwandernde gleichfalls ein sehr günstiger Umstand ist. In Central-Amerika wie in Mexico gibt es wenig Neger und gar keine Sklaven. Die Natur zeigt sich hier paradiesisch-üppig, und der Boden ist mit den herrlichsten, aber so wenig als gar nicht benutzten Erzeugnissen gesegnet. Nach dem Hafen Omao am westindischen Meere, wovon ein schiffbarer Strom fast bis zur Hauptstadt führt, sind von Hamburg aus sehr vortheilhafte Handelsspekulationen unternommen worden.

(Die brittische Holzhauer-Colonie Belize, an der Küste Honduras, im Umfange des Gebiets von Guatemala, ein Haupt-Ausfuhrplatz des Mahagony-Holzes, ist in einem höchst gedeihlichen Zustande und unterhält einen bedeutenden Verkehr mit Central-Amerika. Sie steht unter einem besondern Gouverneur.)

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 38. 7 Februar 1828.

Ueber die Verbrecherkolonien der Engländer in Australien, und über die Errichtung französischer Verbrecherkolonien.

Die reißenden Fortschritte, welche der Wohlstand der brittischen Verbrecherkolonien im Südmeere während eines Zeitraums von vierzig Jahren gemacht hat, verdienen die Aufmerksamkeit der Regier...en im höchsten Grade. Die Deportation überhaupt ist etwas altes, aber nirgends ist sie noch unter diesem wohlthätigen Gesichtspunkte erschienen. Bei den Römern kam sie als Maßregel der hohen Polizei unter den Nachfolgern August's, ja unter diesem selbst schon auf, traf aber immer nur Einzelne, die den Haß mißtrauischer Despoten, oder die Verfolgung des Majestätsgesetzes auf sich gezogen hatten. In einem solchen Falle war ein unwirthbarer Felsen des mittelländischen Meers, Egyptens oder Mauritaniens Wüsten, die Mündungen der Donau und des Dniepers, Germaniens oder Britanniens Wälder, die Grenzen des Reichs gegen Arabien, am Euphrat oder am Caucasus das Sibirien, wo die Opfer einer launischen Justiz oft elender Weise verschmachten mußten. Von einer andern Seite zeigt uns besonders die Geschichte der asiatischen Eroberer die Deportation, wenn manchmal ganze Völkerstämme, um jeden Abfall derselben zum voraus unmöglich zu machen, ihren väterlichen Wohnsitzen entrissen und mitten unter das Volk der Eroberer versetzt wurden. Als ein Mittel, die politische Einheit großer aus heterogenen Bestandtheilen zusammengeraffter Reiche zu befestigen, mochte sich diese Art von Deportation einer rücksichtslosen Politik empfehlen. Im XV und XVI Jahrhundert, als die Schifffahrt mit einer bis dahin unbekannten Kühnheit die alten Grenzen des Oceans überschritt, bildete die Deportation von Verbrechern und Heimathlosen die ersten Elemente einer europäischen Bevölkerung beinahe auf allen Kolonialplätzen der Antillen, Süd- und Nordamerika's. Aber diese Transporte von Verurtheilten waren nicht das Ergebniß politischer Combinationen oder einer ordentlichen peinlichen Gesetzgebung; die Gefängnisse thaten sich oft nur auf, um den Staat der lästigen Sorge für diese Elenden zu überheben, die dann, an fremden Küsten hülflos ausgesetzt, und ihrem Schicksale überlassen, entweder dem Mangel und der Noth unterlagen, oder mit Wuth sich auf die unglücklichen Gegenden stürzten, denen man statt Menschen eine neue Art Raubthiere zu Bewohnern gegeben hatte. England gab in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts der Welt das erste Beispiel eines tief gedachten und mit Beharrlichkeit durchgeführten Planes, der nicht nur das Land von schädlichen Gesellschaftsgliedern säubern, sondern auch in der Strafe, welche den Missethäter vom Schauplatze seiner Verbrechen entfernte, das Mittel für die Besserung seines physischen und moralischen Zustands finden ließ. Das Alterthum schon hatte die Verbannung, womit nicht selten die Ausstoßung aus der gesitteten Welt scheinbar oder wirklich verbunden war, als die der Todesstrafe am nächsten kommende Strafe angesehen; die englische Gesetzgebung oder Rechtspraxis ließ sie in vielen Fällen, meist durch Vermittlung der königlichen Begnadigungsprärogative an die Stelle der Todesstrafe treten. Manche Kriminalisten, die statt der letzteren ein Surrogat ausfindig zu machen Bedacht nahmen, trifft der Vorwurf, daß sie aus vermeinter Gerechtigkeitsliebe, indem sie dem Staate das Recht, Lebensstrafen zu verhängen, absprachen, zu grausamern Strafen riethen, als der Tod ist. Wenn der Verbrecher die Schuld, vielleicht eines Augenblicks, einer Stunde, durch ein langsames, Jahre lang dauerndes Hinsterben in finstern Kerkern, aus denen keine Erlösung ist, abbüßen soll, so fragt man mit Grund, ob der Tod, der doch immer die Strafe der höchsten Verbrechen bleibt, nicht einer solchen lebenslänglichen Freiheitsberaubung vorzuziehen sey. Die Justiz giebt dadurch, daß sie dem Verbrecher das Leben läßt, die Möglichkeit zu, daß derselbe sich mit der Welt wieder versöhnen könne, ja sie gibt ihm als Pflicht auf, daß er sich mit ihr versöhnen solle, denn sonst hätte die Wohlthat des Lebens keinen Sinn; indem sie ihm aber jede Hoffnung zur Rückkehr unter die Menschen abschneidet, und ihn für immer an einem Ort aufbewahrt, wo keine freie Handlung, also auch keine Versöhnung möglich ist, so entzieht sie ihm Mittel und Zweck derselben, und geräth dadurch mit sich selbst in Widerspruch. Die Deportation, wie sie von den Britten verstanden worden ist, bringt in sofern die peinliche Rechtspflege in Einklang mit der Moral, als sie das dem Verbrecher geschenkte Leben zugleich für ihn selbst wie für den Staat nutzbar macht.

Doch die Sache hat mehr als eine Seite, von der sie sich empfiehlt. Großbritannien war, bei seiner Herrschaft über die Meere, vorzüglich das Land, dem wir hierüber Belehrung verdanken sollten. Der nordamerikanische Krieg war beendigt; das Mutterland hatte die Emancipation seiner Kolonien nicht hindern können, und nur

seine Hülfsquellen erschöpft; als Folge der übermäßigen Kriegsanstrengungen lastete eine Masse von materiellem und sittlichem Elende auf Großbritannien. Der Friede vermochte nicht alle die Leidenschaften zu beschwichtigen, welche der gewaltige Sturm entfesselt hatte. Die Zahl der Verbrecher, welche die öffentliche Sicherheit gefährdeten, vermehrte sich erstaunlich, und erweckte die Besorgnisse der Regierung. Die allezeit gefüllten Gefängnisse kosteten dem Staate große Summen. Noch schmerzte auch der Verlust jener unermeßlichen Ländereien, die sich gleich erwachsenen Kindern vom elterlichen Hause getrennt hatten. Man sah sich nach Ersatz um, und so ward die Errichtung neuer Kolonien als einer künftigen Quelle des Nationalreichthums beschlossen; zugleich dachte man, indem hiezu die Hände von oft eben so kräftigen als lasterhaften Verbrechern benutzt wurden, die Heimath von ihrem Auswurf zu säubern. Die Regierung warf ihre Blicke auf Afrika, aber man suchte umsonst auf dessen Küsten eine Lage zu entdecken, welche einer Niederlassung günstig geschienen hätte. Sir Joseph Banks, der sechszehn Jahre früher Cook auf seiner Reise nach Australien begleitet hatte, bezeichnete der Regierung als geeignet für den obigen Zweck das nach seinen gemachten botanischen Erwerbungen genannte Botanybay auf der östlichen Küste des großen australischen Festlands. Der klimatische Charakter dieser Gegenden, der gemäßigter ist als Länder unter gleicher Breite in andern Welttheilen, die gesunde, auch dem Europäer zusagende Lage, der reich ergiebige Boden, der ungedüngt beim ersten Umbrechen 100 bis 200fältige Frucht trägt, eine unbegrenzte Ausdehnung des Landes, endlich die Entfernung von Europa und von jeder andern Kolonialniederlassung — alles vereinigte sich hier, was der zu errichtenden Kolonie förderlich seyn konnte. Das brittische Neusüdwallis, mit Einschluß der Insel Vandiemensland, erstreckt sich von Norden nach Süden über eine Fläche von mehr als 30 Breite-Graden, und wenn man als westliche Grenze, wie die Britten thun, eine Linie annimmt, die man von Arnheimsland südwärts bis zu den Inseln St. Franz und St. Peter zieht, so kann man wohl sagen, daß die dortige Kolonie der Embryo zahlreicher künftiger Völker und Reiche sey. Am 20 Januar 1788 landete nach einer Reise von acht Monaten der Statthalter Arthur Phillip mit einer kleinen Flotte von Transportschiffen, die unter dem Schutz von zwei Kriegsschiffen segelten, in Botanybay, und da ihm dieser Ort für die Ansiedlung wegen Wassermangels nicht passend schien, so begab er sich nach dem fünf Stunden entfernten Port Jackson, wo er an einer der zahlreichen Buchten dieses für alle Flotten der Welt hinreichend geräumigen Hafens den Grund zu der Hauptstadt der Kolonie, Sydney, legte, ohne sich durch das feindselige warra! warra! (fort! fort!) einiger Eingebornen abschrecken zu lassen. Das ganze für die Bildung der künftigen Kolonie bestimmte Personal belief sich auf 1030 Köpfe, worunter sich 565 männliche und 192 weibliche Verbrecher befanden. Unterwegs hatte man 36 Personen durch Krankheit oder andere Zufälle verloren. Der Viehstand der Kolonie bestand aus 1 Zuchtstier, 4 Kühen, 1 Bullenkalb, 1 Hengst, 3 Stuten, 3 Füllen. In der Folge hat man vom Cap, von Brasilien und von Bengalen Pferde, Rinder, Schaafe und Geflügel, von den Freundschafts- und Gesellschaftsinseln Schweine eingeführt. Nach Beseitigung der ersten Schwierigkeiten wurden die Hausthiere bald einheimisch und vermehrten sich stark; die Güte der Raçe litt durch die Verpflanzung nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Punische und phönizische Inschriften.

Die Denkmale der beiden Völker, welche die Civilisation nach Griechenland brachten, haben sehr verschiedene Schicksale gehabt. Egyptens Denkmale bedecken noch jetzt das Nilthal. In Ermanglung des Holzes bediente man sich der dauerhaftesten Baumaterialien, die es gibt, und Festigkeit wurde der Grundzug des Nationalcharakters, gegen welchen kein fremder Einfluß etwas vermochte; die Tempel aus der Zeit des Sesostris, der Ptolemäer, der Cäsaren, sind von demselben Stil. Anders verhält es sich mit den Phöniziern; von den Werken ihrer Baukunst ist nichts geblieben, als wenige schwer zu entziffernde Inschriften. Umgeben von Cedernwäldern, bedienten sie sich des Holzes mehr als des Steins; die Herrschaft der Seleuciden verdrängte den Nationalcharakter ihrer Künste durch den griechischen Stil, den man in Carthago schon vor dem letzten punischen Krieg eingeführt findet. Münzen und Inschriften sind die einzigen Reste der Phönizier und ihrer Kolonien, die einzigen Denkmale, woraus man einige Kenntniß der Sprache von Tyrus und Carthago schöpfen kann. Ohne Zweifel hatte das phönizische Idiom die größte Aehnlichkeit mit dem hebräischen *), und das karthagische war nur eine Mundart des phönizischen. Die Hebräer, als Hirten und Ackerbauer, erhielten die Sprache Kanaan's reiner als die Schifffahrt und Handel liebenden Phönizier, die bei ihrem großen Völkerverkehr in Spanien und Afrika manches Fremdartige in ihre Sprache aufnehmen mochten, ohne daß jedoch der kanaanitische, d. h. hebräische Grundstock der Sprache verloren ging. Mit Hülfe des Hebräischen also wird man die Erklärung jener Inschriften versuchen müssen, und wo dieß nicht zureicht, mit weiterer Hülfe des Syrischen und Samaritanischen.

Nach Herodot bestand eine große Aehnlichkeit zwischen phönizischer und altgriechischer Schrift; eine auffallende Aehn-

*) Alle Spuren, welche die Zeit uns von der punischen Sprache bewahrt hat, beweisen ihre vollkommene Uebereinstimmung mit der hebräischen. Beim Propheten Jesaias (18, 19) wird die hebräische Sprache die Sprache von Kanaan genannt. Dieß Wort bezeichnete aber das Land, welches die Griechen Phönizien nannten. Sanct Augustin (Ep. ad Rom. exp. T. III col. 932. ed. Paris.) sagt, daß die Bewohner seiner Diöcese sich selbst Chanani nannten. Einen derselben, den er das Wort salus aussprechen hörte, fragte er, was der Sinn davon wäre. Er erhielt zur Antwort, es bedeute: drei. Jedermann aber wird sogleich das hebräische שלש darin wieder erkennen.

Quatremère.

lichkeit fand man mit samaritanischer Schrift. Demungeachtet scheiterten die ersten Erklärungsversuche; Swinton und Barthelemy, Bayer, Tychsen und Akerblad waren glücklicher. Indessen ist die Erklärung immer mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Die Inschriften bestehen aus wenigen Worten oder Linien; wie bei allen semitischen Schriften sind die Worte ohne Vokale geschrieben; mehrere Zeichen von verschiedener Bedeutung gleichen einander auf täuschende Weise; andere unterscheiden sich nur durch kleine Züge, die sich leicht verwischen; dieselben Zeichen erscheinen in verschiedenen Formen; die Worte sind nicht getrennt, man muß sie theilen oder vielmehr erst schaffen, und dieses Schaffen ist oft ungewiß; ungewiß auch in sofern, als man verschiedene Dialekte vor sich hat, aus welchen die Worte geflossen seyn können. Minder gewöhnliche Sprachformen, Verunstaltungen von Buchstaben, sind neue Hindernisse für den Alterthumsforscher. Leichter ist die Arbeit, wo die phönizischen Inschriften griechische neben sich haben; allein diese sind keine wörtlichen Uebersetzungen, daher sie zwar die Auslegung, besonders rücksichtlich der Eigennamen, begünstigen, und im Allgemeinen interessante Annäherungen darbieten, aber zu keinem völligen Verständniß der Sache führen, so lange man keine größeren Texte als bisher besitzt. Vielleicht wenn einmal die zwei Papyrusrollen des Vatikans gekannt sind, welche nach dem Urtheile des jüngern Champollion phönizische Schrift haben, daß man dann weiter kommt. Die Verbindung dieser Schrift mit egyptischen Denkmälern ist nichts neues, und sie kommt auch auf einigen Münzen und auf dem Basrelief von Carpentras vor.

Phönizische und punische Inschriften hat man hauptsächlich auf Malta, Cypern, Sicilien, Sardinien, zu Athen und im nördlichen Afrika aufgefunden. Im Jahr 1820 brachte Major Humbert*), der nach einer mehrjährigen Reise von Tunis zurückkehrte, unter andern vier Halbsäulen mit punischer Schrift, mit Verzierungen und Symbolen mit, die von Sr. Majestät dem Könige der Niederlande gekauft, und in dem Leidener Museum niedergelegt wurden**). Die Inschriften befinden sich in einem Viereck oberhalb an den Steinen. Der erste von diesen war an der Spitze zerbrochen, die Inschrift stark beschädigt; an der Spitze des zweiten und dritten befand sich die Figur eines Arms mit geöffneter Hand, unmittelbar darunter ein Eierkranz (bande d'oves). Eine vierte Halbsäule war an der Spitze mit einer Art von Palmblättern besetzt, unterhalb ein schmaler Saum von Dreischlitzen (triglyphes), sodann ein breiter Fries mit der offnen Hand nebst einer häßlichen vierfüßigen Thiergestalt. Noch tiefer unten ein Dreieck, darüber ein Kreis, und im Berührungspunkte dieser zwei Figuren eine wagrechte Linie, die sich an beiden Enden hakenförmig schließt. Diese Halbsäule ist ohne Inschrift.

(Schluß folgt.)

*) Notices sur quatre cippes sépulcraux et deux fragmens découverts en 1817 sur le sol de l'ancien Carthage par le Major J. E. Humbert. La Haye 1821.

**) Diese Inschriften wurden in den Ruinen der Stadt Thugga, zuerst im J. 1631 von Thomas d'Arcos, einem Provenzalen, der in Tunis gefangen zum Mohamedanismus überging, entdeckt, und durch seinen Briefwechsel mit dem gelehrten Peirese in Europa bekannt. S. Lettres de Peiresc, im Magasin encyclopédique p. 37 ff.

Der Code Rural von Haiti.

Eine Nation, die in einer so kurzen Zeit aus dem Zustande der größten menschengedenklichen Herabwürdigung und Rohheit in den eines, wenigstens in Vergleich mit ihrer früheren Lage, freien und civilisirten Volkes übergegangen ist, wie die schwarze Bevölkerung von Haiti, steht ohne Zweifel einzig in der Geschichte da. Jahrhunderte lang kultiviren die Europäer, wie sie behaupten, die Negerbevölkerung in den Colonien, aber man muß froh seyn, wenn die Neger-Bildung nur keine Rückschritte macht; kaum hat dagegen Haiti sich frei gemacht von seinen weißen Bedrückern, so blüht es zu einem Staat empor, der in innerem und äußerem Wachsthum sich bald mit jedem europäischen Lande wird vergleichen können.

Die Stufe der Bildung, auf welcher ein Volk steht, läßt sich aus keiner anderen einzelnen Erscheinung sicherer beurtheilen als aus seinen Gesetzen. Auf Haiti, wo Landbau und Handel, die beiden Hauptquellen alles Nationalreichthums, fast von gleicher Wichtigkeit sind, werden auch die Gesetze, welche die Verhältnisse der Stände anordnen, die diese Beschäftigungen treiben, das Leben dieses Volkes am anschaulichsten charakterisiren. Der im Juli 1826 in Port-au-Prince gedruckte Code Rural setzt uns in den Stand über die Verhältnisse der Landarbeiter zu den Landbesitzern, und die Behandlung der ersteren hier einiges mitzutheilen.

Das angeführte Gesetzbuch besteht aus 6 Gesetzen, die in Titel, Kapitel, und Artikel zerfallen. Aus dem letzten dieser Gesetze, von der Landpolizei (police rurale) heben wir einige Kapitel des dritten Titels aus.

Art. 172. Die Landpolizei wird besonders von den Communbeamten, die mit der Section des Landwesens beauftragt sind, unter Beistand der Feldwächter versehen.

Art. 173. Die Landpolizei hat zum Gegenstand:
1) Die Unterdrückung des Vagabundirens.
2) Ordnung und Fleiß bei den Feldarbeiten.
3) Die Zucht der Arbeiter.
4) Die Unterhaltung und Verbesserung der öffentlichen und Privatwege.

Erstes Kapitel. Von der Unterdrückung des Vagabondirens.

Art. 174. Alle Personen, die nicht Eigenthümer oder Pächter von den Ländereien sind, auf welchen sie wohnen, und auch keinen Contract mit einem Eigenthümer oder Pächter gemacht haben, sollen für Vagabonden angesehen, und von der Landpolizei der Section, in welcher sie betroffen werden, angehalten, und vor den Friedensrichter der Gemeinde geführt werden.

Art. 175. Nachdem der Friedensrichter die Person, welche vor ihn geführt ist, befragt und angehört hat, soll er ihr die Artikel des Gesetzes auseinandersetzen, die sie verbinden einen Contract zu machen, und den Landbau zu treiben. Nach dieser Erinnerung soll er sie ins Gefängniß schicken, bis sie den Bestimmungen des Gesetzes gemäß, einen Contract eingegangen hat.

Art. 176. Der Friedensrichter hat dafür zu sorgen, daß der Gefangene mit einem Eigenthümer oder Pächter, oder dem Vorsteher einer landbauenden Gesellschaft, wie es ihm selbst am besten gefällt, einen Contract abschließe.

Art. 177. Wenn der Gefangene nach Ablauf von acht Tagen noch keine ländliche Beschäftigung angefangen hat, so soll er zu öffentlichen Arbeiten in den Besitzungen der Stadt oder des Fleckens gebraucht, oder auch im Arresthause beschäftigt werden, bis er sich entschließt einen Contract einzugehen. Jeder der diese Gefangenen von öffentlichen Arbeiten abhält, um sie in seinen eignen Geschäften zu gebrauchen, verfällt in eine Buße von 50 Gourdes, wovon die Hälfte dem Gefangenen anheim fällt, wenn er klagt.

Art. 178. Ist die verhaftete Person ein minderjähriges Kind, so soll der Friedensrichter die Eltern desselben zu erfahren suchen, und es diesen zuschicken.

Art. 180. Jedermann, der als Feldbauer auf dem Lande wohnt, und an einem Arbeitstage während der Arbeitsstunden unthätig ist und auf den Straßen herumläuft, wird als ein Müßiggänger angesehen, verhaftet und vor den Friedensrichter geführt, der ihn das erstemal 24 Stunden einsperrt, und im Wiederholungsfall zu den öffentlichen Arbeiten der Stadt verurtheilt.

Art. 181. Die Beamten der Landpolizei sollen Acht darauf haben, daß die Vagabunden und Müßiggänger sich nicht unter der Uniform der verschiedenen Truppenkorps verbergen.

Art. 182. Die Beamten der Landpolizei sollen darüber wachen, daß in ihrem District niemand im Müßiggang lebt. Deshalb haben sie das Recht sich nach der Art der Beschäftigung von allen denen zu erkundigen, die sie nicht bei der Feldarbeit finden, und wenn diese nicht nachweisen können, daß sie arbeiten, so sollen sie wie Landstreicher und Vagabunden behandelt werden.

Die englischen Prediger Eduard Irving und Dr. Chalmers.

(Schluß.)

Dr. Chalmers, dessen Ruf vor einigen Jahren noch so groß war, aber vor dem Ruhme Irvings verschwand, ist sowohl beredter als unterrichteter. Sein Geist hat mehr Umfang und mehr Tiefe; aber ihm mangeln die physischen Vorzüge seines Nachfolgers. Ihn muß man lesen, während man Irving hören muß.

In Irving's Orationen *) belebt der Glanz des Styls selbst eine ganz gewöhnliche Materie, obgleich die beständige Uebertreibung den Leser trotz der Neuheit und Seltsamkeit der Bilder ermüdet. Dr. Chalmers Reden **) hingegen sind anspruchloser, ohne alles Theatralische. Die Ueberzeugung, der theologische Gewissenszweifel in seiner ganzen Kraft und Aufrichtigkeit scheint sie diktirt zu haben. Ohne Nebenzweck widmet er sich der Untersuchung einer verborgenen, dornenvollen Wahrheit, und verfolgt sie rastlos auf unbekannten Bahnen. Es ist kein Mensch mehr, es ist der Geist der Controverse selbst, kämpfend mit dem gordischen Knoten der Dogmen und Mysterien, die Stirne hoch aufgezogen, das Auge starr und brennend, die Stimme zitternd und die Phantasie hingerissen in die Regionen des abstraktesten Idealismus. So steht Walter Scott's bewunderungswürdiges Portrait vor uns: jener alte Balfour von Burley, im Hintergrunde seiner Höhle, die Bibel in der einen Hand, die andere am Griffe seines Degens, mit schäumendem Munde und gepreßter tiefaufathmender Brust, in Visionen versunken, ein Feind des menschlichen Geschlechts.

Diese kalte phrophetische Wuth des Dr. Chalmers, dieser raisonnirende theologische Starrsinn kann bei weitem nicht jenes mächtige Interesse hervorrufen, das Irving durch seine Gewandtheit, seine Beredsamkeit, sein glänzendes Feuer jedem Gegenstande mittheilt, den er berührt. Dennoch aber kann man sich nicht enthalten, mit Aufmerksamkeit der ganzen verwickelten Reihe künstlicher Schlüsse zu folgen, welche Dr. Chalmers vor dem Verstande ausbreitet; seine unendliche Spitzfindigkeit, die Sonderbarkeit und Neuheit, so wie die lebendige Verkettung seiner Schlüsse und Demonstrationen, zieht an, indem sie der natürlichen Neigung des menschlichen Geistes entspricht, sich im rasch wechselnden Kampf mit Schwierigkeiten zu versuchen, und sich nur dann besiegt zu glauben, wenn es in aller Form geschieht. Chalmers Beweise können den Leser nie ganz befriedigen, und setzen ihn dennoch sehr in Verlegenheit, darauf zu antworten. Seine Prämissen sind unsicher und seine Folgerungen noch zweifelhafter, aber die einen wie die andern sind wenigstens möglich, und entwickeln und reihen sich mit wunderbarer Kunst aneinander. In seinen Sermons häuft er Hypothese auf Hypothese, kommt von einer unwahrscheinlichen Voraussetzung auf eine noch unwahrscheinlichere, verliert sich in einem Labyrinth unauflöslicher Schwierigkeiten, gibt uns eine Geschichte der Planeten und eine Auseinandersetzung der Absichten Gottes bei den Cometen — und am Ende sind wir doch über alle diese Dinge so unwissend als zuvor, und höchst erstaunt, daß wir es wagen konnten sie erklären zu wollen. So läßt ein gewandter Theatermachinist in der Oper einen Engel oder einen Halbgott sich in die Wolken erheben; wir bewundern seinen Muth, wir zittern für sein Leben: die Illusion ist nicht vollständig, aber dennoch zieht die Geschicklichkeit und die Kühnheit uns an.

Bei Irving hingegen sind seine Gebehrden seine Gedanken, seine Blicke seine Beweise. Ein schlechterer Logiker, aber ein besserer Redner, blühender aber weniger leidenschaftlich, hinreissender aber weniger tief, übertriebener aber weniger scharfsinnig, spricht er mehr zu den Sinnen, Chalmers mehr zum Verstand. Der Eine versteht seine Kunst besser und bringt daher größere Wirkung hervor, während der andere gewissenhafter seinen Beruf verfolgt. So repräsentirt jener in England die Sekte der Anthropomorphisten, dieser hingegen die Theologie der Casuisten.

(New-Monthly Magazine.*)

*) Few Orations for the Oracle of God.

**) Sermons on Astronomy by Dr. Chalmers.

*) Diese Charakteristik ist aus der Feder des bekannten Hazzlitt, des Verfassers des so eben erscheinenden Life of Napoleon.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 39. 8 Februar 1828.

Ueber das natürliche Absterben der Neger-Sklaverei.

In Birmingham ist vor kurzem eine kleine Schrift *) erschienen, welche die Grausamkeiten der Sklaverei, von der Einfangung der Negersklaven der afrikanischen Küste, bis zu der Behandlung, welcher sie in Westindien ausgesetzt sind, lebhaft schildert. Diese Gräuel sind theils bekannt genug, **) theils empören sie jedes fühlende Herz zu sehr, als daß wir hier eine ähnliche Schilderung versuchen sollten. Aber der letzte Theil dieser Schrift wirft die Frage auf, ob sich die Sklaverei nicht durch Begünstigung freier Arbeiter auf den Pflanzungen allmählig und ohne gewaltsame Maßregeln ausrotten lasse? und entwickelt bei dieser Gelegenheit Ansichten, die, wenn auch nicht ganz neu, so doch auf eine so überzeugende Weise dargestellt sind, daß wir hoffen dürfen, man werde nicht ungern hier folgende Mittheilung darüber lesen.

Die Menschenfreunde, die so rühmvoll für die Abschaffung des Sklavenhandels gekämpft haben, waren natürlicher Weise Feinde der Sklaverei im allgemeinen, und mußten nach der gänzlichen Ausrottung derselben, als der Vollendung ihres Systems, nach Kräften streben. Aber ihnen konnte auch der große Einfluß der Pflanzer in Westindien nicht entgehen, und sie fürchteten, daß ihr ganzer Plan scheitern möchte, wenn sie gleich Anfangs eine so umfassende Reformation in Vorschlag brächten. Sie beschränkten sich daher anfänglich auf die Abschaffung des schändlichen Handels selbst, und hofften, daß diese Maßregel den elenden Zustand der Sklaven verbessern und endlich das Institut selbst ganz aufheben sollte. Aber die Erfahrung hat schon gezeigt, wie wenig diese Hoffnungen begründet waren, denn die bestunterrichteten Vertheidiger der Neger sehen sich jetzt genöthigt die Verbesserung des Zustandes der Sklaven als das sicherste Mittel zur Unterdrückung des Sklavenhandels anzuempfehlen. Im 19ten Bericht der African Institution heißt es ausdrücklich: „Wie wir die Abschaffung des Sklavenhandels anfangs als ein Mittel betrachteten, den Zustand der Sklaven zu verbessern, so sind wir jetzt zu der Betrachtung genöthigt, ob uns etwas anderes übrig bleibt, als unser Verfahren umzukehren, d. h. ob wir jetzt nicht suchen müssen, die Sklaverei zu mildern und auszurotten, als das einzig sichere Mittel den Sklavenhandel abzuschaffen. Wir können leider andere Nationen nicht zwingen denselben aufzugeben, und es scheint nur zu gewiß zu seyn, daß sie sich nicht überzeugen lassen. Würde man aber freie Arbeiter gehörig begünstigen, so könnten wir dahin kommen, daß wir jenes auch gar nicht nöthig hätten."

Es ist wohl der Mühe werth den Fehler zu zeigen, den die ersten Kämpfer für die Verbesserung des Zustandes der Negersklaven begingen, denn wir fürchten, daß derselbe noch fortwährend den Gang der Politik in diesem wichtigen Punkte verwirrt. Diese Männer setzten nämlich voraus, daß der höhere Preis der Sklaven und die Unmöglichkeit sich durch Zufuhr neue zu verschaffen, die Pflanzer bestimmen werde diese besser zu halten; aber hätten sie das Wesen ihres Systems vorher gehörig durchdacht, so würden sie schwerlich diese Hoffnung gehegt haben. Denn der hohe Preis der Sklaven und ihrer Produkte (was in der That dasselbe ist) ist der eigentliche Grund der Negersklaverei, und macht außerdem das Uebel nur ärger, indem er den Herrn in den Stand setzt, die Wollust der Grausamkeit und Unterdrückung für Geld zu erkaufen; während im Gegentheil das allmählige Abnehmen dieser Sklaverei sich durch stete Verringerung des Werthes, sowohl der Sklaven als ihrer Produkte, ankündigen muß, bis sie dann nach und nach sich ganz in Freiheit auflöst. Die Menschen erhalten sich selbst immer weit wohlfeiler, als sie von andern erhalten werden können, denn ihres eigenen Vortheils wegen arbeiten sie in der Regel bei weitem mehr, als wenn sie für einen Herrn arbeiten. Kann man Arbeiter genug bekommen, und ist das Produkt der Arbeit im Preise so niedrig, als es seyn kann, so ist es unmöglich, daß man noch mit Vortheil Sklaven halten kann; nur ein übermäßig hoher Preis der Arbeit und der Produkte, der im Monopole seinen Grund hat, ist im Stande dieses unnatürliche und schändliche Institut aufrecht zu erhalten.

Diese Betrachtung, die hier sogleich etwas ausführlicher behandelt werden soll, scheint die einzige zu seyn, die je bewirken kann, daß man mit Zustimmung aller interessirten Theile und folglich ohne gewaltsame Maßregeln ein Institut aufhebt, gegen welches sich freilich jedes menschliche

*) A short Review of the Slave Trade and Slavery, with Considerations on the Benefit which would arise from cultivating Tropical Productions by Free Labour. Birmingham, Beilby, Knott and Beilby. 1827.

**) Deutsche Leser die sich über den furchtbaren Zustand der Sklaven im brittischen Westindien unterrichten wollen, verweisen wir auf die allg. politischen Annalen. Bd. XX. und XXI.

Gefühl empört, dessen Fortbestehen aber im Interesse so vieler zu seyn scheint, daß man nicht wagt, deren vermeintliche Rechte zu kränken. Ihr Recht aber stützt sich blos auf ihr Interesse; zeigt man ihnen, daß dieses nicht leide oder daß es gar dabei gewinne, so lassen sie jenes von selbst fallen. Man muß daher ganz in die Ideen der Pflanzer eingehen, und ihnen nicht von Menschlichkeit und natürlichem Rechte, sondern vom Vortheile sprechen. Wir reden aus demselben Grunde hier zuvörderst von Sklaven nur wie von jedem andern Eigenthume.

In der Sklaverei wird der Mensch als Eigenthum angesehen, und dies setzt nothwendig voraus, daß mit seinem Besitz ein gewisser Werth verknüpft sey. Wie bei allem übrigen Eigenthume aber ändert sich sein Werth nach den Umständen; sind also solche Menschen selten, so steigen sie im Preise, sind sie im Ueberfluß, so sinkt ihr Preis. Waaren können nun aber im Vergleich mit der Nachfrage darnach, in solchem Ueberflusse vorhanden seyn, daß sie gar keinen austauschbaren Werth mehr behalten. Dies ist jetzt selbst mit den Menschen der Fall in Irland, wo sie, wegen ihrer übergroßen Menge nicht blos ihren Werth verloren haben, sondern auch dem Staate so lästig geworden sind, daß man darauf spekulirt, sie wegzuschicken, wenn es auch Millionen kosten sollte. Da nun, wo die Menschen keinen verkaufbaren Werth haben, ist es klar, daß keine Sklaverei mit Nutzen bestehen kann; aber da, wo die Menschen selten, und gutes Land im Ueberfluß und wohlfeil ist, oder die Produkte theuer sind, da kann ein Mensch durch seine Arbeit viel mehr verdienen, als er zu seinem Lebensunterhalte braucht. Unter diesen letzten Umständen nun werden die Leute, wenn sie ihre eigenen Herren sind, entweder ihr eigenes Land bauen, oder hohen Lohn für ihre Arbeit fordern. Nun liegt es in der menschlichen Natur, daß wenn die Einzelnen sich in seiner angenehmen oder auch nur erträglichen Lage befinden, ihre Zahl sich vermehrt, mithin ihr Werth abnimmt, bis sie gar keinen Werth mehr haben, und dies ist das natürliche und sichere Absterben der Sklaverei, die allen Partheien vortheilhaft seyn muß. Wenn es daher wünschenswerth ist, daß sie so auf natürlichem Wege aussterbe, so kann man dagegen durchaus keinen Einwand vom iure quaesito hernehmen, denn man kann doch sicher nicht behaupten, daß, weil eine gewisse Art von Eigenthum einmal erlaubt sey, der Staat auch verbunden wäre dafür zu sorgen, daß in diesem Artikel für alle Zukunft gute Handelsgeschäfte gemacht werden. (Schluß folgt.)

Ueber die Verbrecherkolonien der Engländer in Australien, und über die Errichtung französischer Verbrecherkolonien.

(Fortsetzung.)

Ein Umstand, welcher die rasche Zunahme der Bevölkerung hinderte, war das Mißverhältniß der weiblichen zur männlichen Bevölkerung, weil die Regierung nicht gerne weibliche Verbrecher mit bedeutenden Unkosten nach einer so entfernten Kolonie schickte. Unter 17000 während der Jahre 1788—1815 Deportirten, waren blos 3500 Weiber, und während auf Neusüdwallis 1810—1821 die männlichen Verbrecher in eilf Jahren von 2734 auf 12,608 anwuchsen, verminderte sich die Zahl der weiblichen von 1266 auf 1206. Bei der freien Bevölkerung ist jedoch das Verhältniß weniger ungleich: 1821 kamen auf 5323 Männer 3422 Weiber, während 1810 das Verhältniß 1255 zu 734 war. Von den oben angeführten 17000 Deportirten starben in jenem Zeitraum von 27 Jahren 5500; dieser Verlust wurde aber durch 9000 Kinder die sie erzeugten, reichlich ersetzt. Gegenwärtig beläuft sich die gesammte Bevölkerung in Neusüdwallis mit Einschluß von Vandiemensland auf 60,000 Seelen; in Neusüdwallis allein wohnten im Jahr 1801 8,293, im Jahr 1821 29,783, und jetzt 40,000 Menschen, worunter die freiwilligen Einwanderer mitbegriffen sind. Sechs Ortschaften auf Neusüdwallis führen den Namen Städte, vier auf Vandiemensland, welches seit 1803 colonisirt ist, und unter einem eigenen Gouverneur steht *). Sydney kann man eine ziemlich regelmäßige Stadt heißen; sie hat 1100 Häuser, und in Zukunft darf nur unter Aufsicht, und nach dem Plan eines öffentlichen Baumeisters gebaut werden. Seit 1817 ist hier eine öffentliche Bank. Die vornehmsten Einwohner der Kolonie vereinigten sich in eine Aktiengesellschaft, und erhielten das Patent auf sieben Jahre; 12,600 Pf. war das Kapital; Banknoten wurden ausgegeben zu 2½ Schilling, 5 Schill., 10 Schill., 1 Pfd. und 5 Pfd. Am letzten Januar 1821 waren 5902 Pfd. im Umlauf. Die Dividenden der Gesellschaft betrugen vom 1sten April 1817 bis Dec. 1818, auf das Jahr berechnet, 12 pCt.; 1819 21 pCt.; 1821 12 pCt. Diese Banknoten und spanische Piaster sind die Mittel des Verkehrs auf Neusüdwallis. Auch Vandiemensland erhielt 1823 eine Bank.

Die Literatur ist noch nicht bedeutend. Australasian Magazine, or compendium of religious, literary and miscellaneous intelligence in Sydney erscheint seit einigen Jahren als Monatschrift unter der Leitung der Methodistischen Missionäre. In einer Kolonie, deren Grundstock aus verdorbenen und desperaten Verbannten besteht, können die frommen Bemühungen dieser Enthusiasten manches Gute stiften, wiewohl zu erwarten ist, daß weder die Literatur noch die Religion der Bewohner von Neusüdwallis sich ihren Ton und Charakter nach diesen Missionären bilden werde. Der Gouverneur Sir Thomas Brisbane hatte eine philosophical society of Australasia vor einigen Jahren gestiftet. Die Bekanntmachungen dieser Gesellschaft gaben die erfreulichsten Beweise ihres großen Nutzens und ihrer Thätigkeit für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, besonders solcher, die das Land selbst, seine

*) 1821 bestand die Bevölkerung von Vandiemensland aus 7185 Individuen; darunter waren 3246 freie Kolonisten, und 3939 Verbrecher.

**) 1825 wurde Neuseeland von einer brittischen Handelsgesellschaft wegen des Flachsbaus (phormium tenax) colonisirt.

Geographie u. s. w. betrafen, als der Herausgeber anzeigte, daß sie aufgehört habe, wobei er jedoch die Hoffnung ausdrückte, daß sie vielleicht wieder hergestellt werde.

Das seit längerer Zeit erscheinende Wochenblatt, Sydney Gazette and New-South-Wales Advertiser ist eine Regierungszeitung, welche durch die Hände des Kolonialsekretärs in's Publikum kommt. Hobarttown, die Hauptstadt von Vandiemensland, 1823 eine Stadt von ungefähr 600 Häusern mit 3500 Einwohnern, beginnt wie Sydney die Wohlthaten der Presse zu erfahren. Die Hobarttown Gazette erscheint seit mehreren Jahren jeden Freitag; neu ist zu Port Dalrymple die Tasmanian Gazette. Der Tasmanian Almanack for 1825 darf, was den Styl betrifft, jedem ähnlichen Producte in Großbritannien an die Seite gestellt werden. Aus diesem Almanach ersehen wir, daß, ausser seiner Bank, Vandiemensland folgende Institutionen besitzt: die australische Gesellschaft (the Australian Company) errichtet den 31. Oct. 1822; die Ackerbaugesellschaft (Agricultural Society) 1821; die Gesellschaft der Künste (Society of Arts); die Hülfs-Bibelgesellschaft (Auxiliary Branch Bible Society) 1819; die Wesleyanische Neben-Missionsgesellschaft (Wesleyan Branch Missionary Society) 1823. Aus derselben Quelle ersehen wir, daß die Kolonie zu Hobarttown und auf andern Theilen der Insel 5 öffentliche Branntweinbrennereien, 11 öffentliche Brauereien, 1 Seifen- und Salz-Manufaktur, 1 Hutmanufaktur, 1 Leim- und Pergament-Manufaktur, 3 Gerbereien besitzt.

Auf Neusüdwallis hält die Zunahme des Viehstands mit der Bevölkerung gleichen Schritt. Die Kolonie, welche 1810 an Pferden 1114, an Hornvieh 11,276, an Schafen 34,550, an Schweinen 8902 Stück, und 81,937 Morgen als Weiden, 13,700 Morgen als Ackerland im Besitz hatte, besaß 1821 schon 4,014 Pferde, 68,149 Rinder, 119,777 *) Schafe, 29,042 Schweine, 340,195 Morgen Weide, und 32,271 Morgen Ackerland. Die jetzige Ausfuhr von Landesprodukten nach England, (worunter 1821 181,500 und 1824 schon 383,000 Pfd. Wolle,) beträgt 2,350,000 Fr.; die Einfuhr von da 5,103,000 Franken; die öffentlichen Einkünfte der Kolonie 1,150,000 Franken, der Werth des Grundeigenthums 40,000,000 Fr. Die vier und zwanzig Individuen welche die Bittschrift an die Regierung um Erlaubniß, Kolonialversammlungen zu halten, unterzeichnet haben, besitzen an angebauten Ländereien, an Gebäuden und Schiffen ein Vermögen von 950,000 Pf., was 200,000 Pf. mehr ist als der Werth des Eigenthums der ganzen Bevölkerung im Jahr 1810. — gewiß alles, was man von einer Kolonie erwarten kann, die sich unter so vielen Hindernissen in dieser ungeheuren Entfernung vom Mutterlande bilden mußte. Wenn auch nicht, wie Chateauneuf (De la colonisation des Condamnés et de l'avantage, qu'il y aurait pour la France à adopter cette mesure) meint, Großbritannien, das diese Kolonie in 31 Jahren auf 5,301,023 Pf. St. zu stehen gekommen ist, vielleicht zehenmal so viel erspart hat, weil es 33,000 Verbrecher weniger in England zu unterhalten, zu bewachen, und Gefängnisse für sie zu bauen hatte; wenn auch diese Colonien in sittlicher Hinsicht noch Manches zu wünschen übrig lassen, und dadurch Einwürfen ausgesetzt sind, welche Leute ohne wirkliche Kenntniß der Dinge und der Menschen dagegen erheben konnten; so bleibt als Versuch, das Nützliche mit dem Guten zu vereinigen, Neusüdwallis merkwürdig genug, und eine Regierung, die einem erst in ferner Zukunft sich verzinsenden *) Unternehmen so große Geld-Opfer zu bringen, und es mit eben so viel Klugheit als Menschlichkeit auszuführen wußte, verdient unsere ganze Achtung. Ließe eine Regierung sich von bloßer Philanthropie leiten, so würde sie ohne Zweifel mehr Tadel als Lob treffen, weil sie das wesentliche im politischen, die Interessen, nicht wahrte. Eine Colonisirung von Deportirten, sagt Chateauneuf, ist zu betrachten, als die Gründung eines neuen Volks in einem neuen Lande und in sofern als ein neuer Stapelplatz, der den Manufakturen und Produkten des Mutterlandes eröffnet wird. Genug für den Beifall des Politikers. Der philosophische Gesetzgeber und Moralist haben einen weitern Gesichtspunkt. Man bestraft ein Verbrechen: die Sicherheit, die gestörte Ruhe der Gesellschaft, die verletzte Heiligkeit der Gesetze heischen Genugthuung; aber der Zweck der Bestrafung ist nur halb erreicht, wenn die Besserung des Schuldigen nicht mit bedacht wird. Straft man ohne diese Rücksicht, so macht man den Bestraften zu einem Feind, der beständig bewacht werden muß, weil er mit Gewalt oder List sich an der Gesellschaft rächen will, die ihn ausgestoßen hat. Je grausamer, je entehrender die Strafe ist, die ihm auferlegt wurde, desto unversöhnlicher ist seine Rache. Man weiß, wie viele Verbrecher von Rückfälligen begangen werden, die ungebessert aus den Händen der Gerechtigkeit in die Welt zurücktreten, und wie unbedeutend im Verhältniß zur Bevölkerung die Anzahl von Bösewichtern ist, welche die Gerichtshöfe fortwährend im Athem erhalten, und dem Staat unermeßliche Summen für Rechtspflegen abnöthigt. Die Deportation ist das einzige Mittel, diesem Uebelstande, wo nicht gänzlich, doch theilweise abzuhelfen, ein Mittel, dessen Nothwendigkeit namentlich auch für Frankreich von Tag zu Tag einleuchtender wird.

(Schluß folgt.)

*) Auf Vandiemensland ist die Schafzucht stärker; es befanden sich 1821 daselbst 174,178 Stück, den Emancipirten, und 87,390 Stück den freiwillig Eingewanderten gehörig. Mit jedem nach Neuholland abgehenden Schiff werden Schafe von spanischer und sächsischer Race dahin abgeschickt.

*) Die Zeit des Verzinsens ist nicht mehr fern. Die australische Ackerbaugesellschaft mit einem Kapital von 1;000,000 Pf. in 10,000 Aktien von 100 Pf., 1824 errichtet, welcher die Regierung 1,000,000 Morgen Landes überläßt, unter der Bedingung, die Schaf-, Wein- und Oel-Kultur zu befördern, soll das übrige thun. England hofft seinen Bedarf an feiner Wolle, jährlich für 20.000,000 Pf., statt aus Deutschland und Spanien, bald (?) aus Australien beziehen zu können.

Punische und phönizische Inschriften.

(Schluß.)

Unter der Inschrift der ersten Halbsäule sieht man die Figur eines Pferdes im Galopp; eben so auf der zweiten eine Vase mit zwei Henkeln; in derselben Lage auf der dritten eine Art Blumenkelch, woraus zwei Stengel hervorgehen, welche das, wie bei der vierten, aus einem Dreizack und Kreis zusammengesetzte Symbol halten. Ein Bruchstück von einer andern Halbsäule bietet mit einiger Variation dasselbe Symbol dar, so wie ein anderes Bruchstück die Reste einer punischen Inschrift. Ohne sich mit Entzifferung der Inschriften zu befassen, die Humbert für Grabschriften hält, beschränkt er sich in seiner angeführten Schrift auf Bemerkungen über die Bedeutung der Symbole: der Arm und die offene Hand, erinnert er, sind bei den Orientalen Symbole wohlthätiger Genien, ein Symbol, das nach dem Glauben der Mauren den Einfluß des bösen Auges abwendet. Sie bringen es deswegen an Häusern, an Schiffen, an Pferden an. Die maurischen Weiber halten denen, die ihre Kinder ansehen, die Hand vor die Augen, um die Wirkung des Blicks zu entkräften, und häufig trägt man die Figur einer Hand aus Metall als Amulette am Hals. Das Symbol des Kreises und Dreizacks hat Humbert auch auf einer zu Carthago gefundenen Münze entdeckt, wo aber ein Schlangenstab dabei ist. Hamaker *), Professor der orientalischen Sprachen zu Leyden, hat eine Erklärung der Inschriften versucht, die indessen von Quatremère, in einem der Academie des Inscriptions et Belles-lettres mitgetheilten Mémoire, fast ganz umgestoßen wurde **). Uebereinstimmend sind Hamaker und Quatremère nur in der Uebersetzung des gleichlautenden Anfanges der drei ersten Inschriften, wonach dieselben einer Göttin Thalat (Tholat) gewidmet sind, die der griechischen Artemis entsprach, und von Quatremère für dieselbe Göttin gehalten wird, die Polybius (hist. l. X., cap. 10.) Alete nennt. Die Verehrung der Astarte, wie die punische Sprache selbst, überlebte den Untergang Carthagos als selbstständigen Staats. Im römischen Carthago ward Astarte als eine Frau, die auf einem Löwen sitzt, dargestellt; nichts beweist aber, daß auch im punischen Carthago die Göttin dieselbe Gestalt hatte. Nach Polybius war Alete (Thalat, Astarte) ein Weib, das wegen Auffindung der Goldbergwerke in Spanien vergöttert worden war; sie hatte, gleich „Vulkan" und „Saturn," in Carthagena, der Hauptstadt der carthagischen Kolonien in Spanien, einen prächtigen Tempel.

Eine andere Inschrift aus den Ruinen von Thugga in zwei Sprachen, wovon die eine punisch, die andere unbekannt, wahrscheinlich aber nicht iberisch, wie man vermuthet hat, sondern afrikanisch ist, wurde vom Grafen Borgia dem Major Humbert abschriftlich mitgetheilt. Die Schriftzeichen sind sehr verschieden von denen der vier Leichensteine, und mußten zum Theil erst restituirt werden. Die Auslegung Hamakers ist daher nichts weniger als gewiß. Merkwürdig wäre, sofern sich dieselbe bestätigte, darin die Erwähnung der Monate Nisan und Elud (April und September), welche bewiese, daß die Carthager mit den hebräischen und aramäischen Namen der Monate wahrscheinlich auch die Zeitrechnung dieser Völker beibehalten; merkwürdig ferner die Notiz, daß von 6 zu 6 Monaten Todtenfeiern mit Gesang und Opfer stattgefunden hätten.

Im J. 1824 hat Münter eine neue, sonst unbedeutende, punische Inschrift, die er dem dänischen Consul in Tunis verdankte, bekannt gemacht, und im J. 1825 Gesenius *) eine punisch-griechische aus Grenne (Cyrene), die höchst merkwürdig ist wegen ihrer Beziehung auf die gnostische Sekte der Karpokratianer. Der Stein wurde nach Malta gebracht, und von da aus gelangten Copien nach Paris und Berlin. Ueber einer groben Sculpturarbeit, welche einen geflügelten Wagen mit zwei Fackeln von zwei Schlangen gezogen, darstellt, sieht man eine aus fünf phönizischen Charakteren bestehende Linie; unter jenen Figuren eine Linie mit griechischen Charakteren, darauf drei Linien mit phönizischer, und tiefer unten noch neun Linien mit griechischer Schrift. Diese endet sich in eine Schlange, welche sich in den Schwanz beißt. Es scheint, der Häretiker habe sich der phönizischen Schrift blos bedient, um seinem Machwerk, das in das sechste Jahrhundert gehört, ein höheres Alterthum zu vindiziren.

Unterm 10. Jun. 1827 kündigte Hamaker im Journal Asiatique (Heft 61) eine Schrift unter dem Titel Miscellanea Phoenicia an. Er spricht in der Ankündigung von der Entdeckung neuer Denkmale, und erwähnt insbesondere eines für die Paläographie sehr wichtigen Fragmentes aus Egypten. Wenn es ihm, sagt er, bei seinen Untersuchungen über die Inscriptionen von Thugga, Carthago und Cyrene auch nicht gelungen sey, alle Dunkelheiten zu zerstreuen, so schmeichle er sich doch, überall einen wahrscheinlichen Sinn gefunden zu haben. Bei dieser Gelegenheit habe er sich mit der Erklärung von ziemlich vielen phönizischen, punischen und andern Münzen befaßt; er nennt die berühmte sidonische mit einer Umschrift von fünf Linien, wovon es zwar mehrere Auslegungen aber immer eine falscher als die andere gebe, und zwei Münzen von den Asmonäern, deren Charaktere der gelehrte Bayer nicht zu deuten gewußt. Hamaker verspricht sodann Aufschlüsse über phönizische, egyptische rc. Eigennamen und Glossen, die sich zum Theil in den Schriften der Alten fänden, aber entweder bis jetzt nicht bemerkt oder nicht verstanden worden seyen, so wie manche neue Belehrungen über die Paläographie, Grammatik, Lexikographie, Geographie und über die Religion der Phönizier; vielleicht, meint er, könnte auch die große Frage über die Entstehung der Schreibkunst und der Hieroglyphen durch seine Forschungen gewinnen. Auf fünf lithographirten Blättern sollen treue Copien der Monumente, ihrer Inschriften und der Umschriften auf den Münzen, nebst den verschiedenen Alphabeten, um sie zu lesen, gegeben werden.

*) Henrici Arentii Hamaker diatribe philologico-critica aliquot monumentorum criticorum nuper in Africa repertorum interpretationem exhibens Lugd. Bat. 1822.

**) Nouveau Journal Asiatique, publié par la Société Asiatique, Janv. 1828 pag. 11 — 27.

*) De inscriptione phoenico-graeca in Cyrenaïca nuper detecta, scripsit G. Gesenius, Halae, 1825. 4.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 40. 9 Februar 1828.

Briefe aus Constantinopel und Arzroum.*)

Pera, den 1. März 1827.

„Ich habe mich mehrere Monate in Konstantinopel aufhalten müssen, um mich im Sprechen des Arabischen Türkischen und Persischen zu üben, die ich in Paris nur als todte Sprachen getrieben hatte. Nach allem, was ich hier über Tiflis in Erfahrung bringen konnte, sehe ich, daß ich mich sehr getäuscht habe, wenn ich annahm, daß die russische Hauptstadt von Georgien mir außer dem Umgang mit einigen türkischen und persischen Kaufleuten die geringsten Hülfsmittel für meinen Zweck dargeboten hätte, und ich glaube, mir auch in dieser Beziehung Glück wünschen zu können, daß ich durch die Umstände genöthigt wurde, den Winter in Constantinopel zuzubringen.

Von dem Tage nach meiner Ankunft an, suchte ich mir den Unterricht einiger nicht unwissender Khodschas zu Nutze zu machen, und mit ihrer Hülfe habe ich schnellere Fortschritte in diesen Sprachen gemacht, als ich selbst gehofft hatte. Als ich, besonders im Persischen, keine Schwierigkeiten mehr in der gesellschaftlichen Unterhaltung fand, hielt ich mich bereit, Constantinopel mit dem December zu verlassen. — Ich wollte Kleinasien durchreisen, und mich über Arzroum gerades Weges nach Tauris begeben. Ich hatte Briefe von dem französischen Gesandten an Ghalib, Pascha von Arzroum, erhalten; und Lord Stratford Canning, dem ich von General Guilleminot vorgestellt wurde, gab mir ein Empfehlungsschreiben an die englische Gesandtschaft in Persien.

Ich hatte für meine Reise türkische Kleidung angenommen, weil der Anblick der fränkischen Tracht in Kleinasien zu selten und unwillkommen ist, um den Reisenden der sie trägt, nicht vielen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Ich glaubte, da die Jahreszeit archäologischen Beobachtungen und Excursionen doch nicht günstig war, den Gebrauch von Postpferden dem weniger kostspieligen, aber äußerst langsamen Karavanengange vorziehen zu müssen, und hatte daher bereits einen Tataren von der Post zu meinem Begleiter erwählt. Aber der unerhörte Regen, der den ganzen Monat December hindurch nicht aufhörte, machte meine Abreise unmöglich, und zwang mich meine Reise nach Persien bis zu Ende dieses Monates aufzuschieben, wo ich hoffen kann, daß die Jahreszeit mir keine Schwierigkeiten mehr in den Weg legen wird.

Meinen Aufenthalt in Constantinopel habe ich so nützlich als möglich zu machen gesucht. Gleich bei meiner Ankunft wandte ich mich an Hrn. Ducauroy, der sich mit dem Studium der orientalischen Sprachen beschäftigt, um durch seine Vermittlung Zutritt zu den Bibliotheken von Constantinopel zu erhalten. Ich wollte mir wenigstens Abschriften von den Catalogen der darin aufbewahrten Manuscripte verschaffen, damit man in Europa nicht länger genöthigt sey, dem ersten besten zu glauben, der versichert, dieses Werk fände sich zu Constantinopel, und jenes nicht. Hr. Ducauroy machte mir indeß bemerklich, daß es sehr schwer fallen würde, in Constantinopel jemand zu finden, den man zu wissenschaftlichen Arbeiten in den Bibliotheken dieser Stadt würde brauchen können, und daß es selbst nicht wahrscheinlich sey, daß die türkische Regierung erlauben werde, Abschriften von den Catalogen zu nehmen, besonders in diesem Augenblicke, wo sie in großer Bewegung, und selbst in Beziehung auf die geringsten Kleinigkeiten, mißtrauischer sey, als je. Auch fand ich in der Folge, daß Hr. Ducauroy vollkommen Recht hatte, wenn er behauptete, daß die hohe Pforte eben nicht geneigt sey, wissenschaftliche Untersuchungen der Christen in ihren Staaten zu begünstigen. Vor kurzem erst hat ein Firman allen Buchhändlern von Constantinopel verboten, arabische, persische oder türkische Manuscripte an Ungläubige zu verkaufen; eine Maßregel, die mir sehr hinderlich gewesen wäre, wenn ich nicht Mittel gefunden hätte, sie zu umgehen. Der Reis-Effendi wollte nicht einmal einen Firman für den Eintritt in die Moscheen, zu denen der größte Theil der Bibliotheken der Stadt gehört, zugestehen; und er antwortete Hrn. Desgranges, der denselben für mich verlangt hatte, die Pforte pflege die Erlaubniß zum Besuche der Moscheen niemanden außer den Gesandten zu ertheilen. Ich hatte indeß in dem Khodscha Anton dem Indier (demselben, der mit Lord Elphinstone in Kabul gewesen war) einen eben so unterrichteten als wohlwollenden Mann gefunden, der bei mehreren Gelehrten und Großen von Constantinopel in großem Ansehen stand. Dieser machte mich, um mir den Zutritt zu den Bibliotheken zu verschaffen, mit dem Rumeli-Kazi-asker und mehreren anderen Ulemas von großem Ein-

*) Hr. Schulz, Prof. der orientalischen Sprachen an der Universität in Gießen, hat im Sommer 1826 eine große Reise angetreten, um die Sprachen, Alterthümer, Geographie, Geschichte und Literatur der Völker des Orients, besonders der persischen Monarchie, an Ort und Stelle zu studiren. Das Nouveau Journal Asiatique, das in seinem neuesten Heft (Januar 1828) diese Briefe mittheilt, verspricht fortlaufende Berichte über diese Reise zu liefern.

fluß bekannt. Alle überhäuften mich mit Höflichkeiten und Wohlwollen, und ich verdankte es hauptsächlich ihrem Rathe und ihren Empfehlungen, daß mir erlaubt wurde, die schönsten und reichsten Bibliotheken der Stadt zu besuchen, ihre Cataloge und Manuscripte durchzugehen, und alles zu copiren, was mir gut deuchte. Nur mußte ich für diese Besuche mich türkischer Tracht bedienen, weniger um den Gläubigen keinen Anstoß zu geben, welche etwa an den Orten, wo man das Gebet hält, und wo täglich die Scheikhs zahlreichen Zöglingen Unterricht in der Theologie und Liturgie ertheilen, den Anblick eines Franken mit Abscheu sehen möchten, als um mich den sonderbaren Fragen und den ermüdenden Höflichkeitsbezeugungen zu entziehen, mit denen man mich überhäufte, sobald man bemerkte, daß ich Franke und Christ sey; denn — ich kann dieß mit der größten Gewissenhaftigkeit versichern, und werde mich vielleicht in einem andern Briefe noch ausführlicher über diesen Gegenstand verbreiten — nichts ist alberner, als die Bevölkerung von Constantinopel für so unduldsam und fanatisch zu halten, als einige europäische Journale sie ihren Lesern darstellen. Man kann diese Blätter hier nicht lesen, ohne entrüstet zu werden über die unglaubliche Treulosigkeit, mit der alles verunstaltet wird, was durch sie über Constantinopel und besonders über die Begebenheiten der letzten Jahre in's Publikum kommt.

Es ist schwer mit Genauigkeit anzugeben, wie viele Bibliotheken es in dem weiten Umkreis von Constantinopel giebt. Ich habe bemerkt, daß deren viele sind, von denen meist nicht einmal das Dasein bekannt ist, und die eben so reich sind an guten Werken, als die berühmtesten. Bis jetzt besuchte ich die folgenden dreißig Bibliotheken: 1) des Sultans Mustafa, 2) die von Yeni-djami, 3) des Sultans-Bayazid, 4) des Großveziers Raghib-Pascha, 5) des Großveziers Ibrahim-Pascha, 6) des Großveziers Kupriloglu Mohammed-Pascha, 7) des Aschur-Effendi, 8) des Murad-molla, 9) des Kilitsch-Ali-Pascha, 10) der Pagen des Großherrn zu Galata-serai, 11) der Derwische Mewlewi in Galata, 12) der Osmaniye, 13) der Suleimaniye, 14) des Sultan's Abd'ulhamid, 15) des Athif-Effendi, 16) von Faiz-Ullah, 17) von Aya-sofia, 18) des Sultan's Mohammed, 19) von Ali Pascha, 20) von Hakim-oglu Ali Pascha, 21) von Veli-Effendi, 22) von Tofik-Effendi, 23) von Dschurilli-Ali-Pascha, 24) von Marzfuni-Kara-Mustafa Pascha, 25) von Saleh-zade, 26) von Rustem-Pascha, 27) von Mersih-Pascha, 28) von Amradz-zade-Hussein-Pascha, 29) von Ayub-ansari, 30) Aga-Kutubkhanesi (Bibliothek des Aga.)

Um nur die Cataloge der Manuscripte zu copiren, die sich in allen diesen Anstalten befinden, hätte ich mehr Zeit gebraucht, als ich mir vorgenommen hatte, in Constantinopel zuzubringen. Ich habe daher meine Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf jene Manuscripte beschränkt, die mir die wichtigsten zu seyn schienen, d. i. auf die orientalischen Historiker, welche diese Bibliotheken besitzen. Einige der oben aufgezählten haben zwar nicht einen einzigen Historiker, wenn man nicht die mohammedanischen Legenden, die man hundertmal in jeder großen Bibliothek wieder findet, dazu rechnen will; viele dagegen besitzen die kostbarsten Manuscripte, Werke, die man in Europa nicht einmal dem Namen nach kennt, oder längst verloren glaubt. —

Unter den Manuscripten, die ich in Händen gehabt habe, waren mir die merkwürdigsten, die Werken von Ibn-alathir, Ibn-alasakir, Ibn-aladim, und Ibn-Khaldun, von denen, soviel ich weiß, kein einziges in Europa existirt. Da es fast eben so schwer hält, Copien von diesen Werken zu erhalten, deren jedes aus einer großen Anzahl von Folianten besteht, als es unmöglich ist, ein Exemplar aus den Bibliotheken herauszubekommen, in denen sie mit abergläubischer Gewissenhaftigkeit verwahrt werden, so habe ich mich darauf beschränken müssen, so genaue Notizen über dieselben zu machen, als mir möglich war.

Was Ibn-alathir (der sich u. a. in zwei ungeheuren Folianten in der Bibliothek von Raghib-Pascha befindet und in sechs kleineren in der von Athif), so habe ich daraus alles ausgezogen, was sich auf die Geschichte von Persien von Kaiomorts bis auf Alexander den Großen bezog. Der Verf. hat, wie er in der Vorrede sagt, seinem Werke den großen Tarik von Tabari einverleibt; er ist einer der besten arabischen Geschichtschreiber und verdient die Achtung, deren er im Orient genießt, vollkommen.

Die Werke des Ibn-Asakir und Ibn-Adim über Damascus und Aleppo sind wahrhaft riesenmäßige Arbeiten; man begreift kaum, wie ein einziger Mensch ein so colossales Werk, wie das des Ibn-Asakir, das aus eilf Folianten, nach einer sehr mäßigen Schätzung mit 20 bis 22,000 Seiten sehr kleiner Schrift, — einer Million Zeilen und 50 — 60 Millionen Buchstaben — besteht, nur abschreiben, geschweige verfassen konnte. Wie richtig diese beiden Werke für die Geschichte und Geographie des Orients sind, werden die Notizen zeigen, die ich nach den Exemplaren der Bibliotheken von Ibrahim Pascha, von Athif und Faïz-ullah gemacht habe.

Das letzte Werk, welches mich während meines Aufenthaltes in Constantinopel beschäftigte, ist das große Werk von Ibn-Khaldun, von dem Hr. von Hammer behauptet hatte, daß es in keiner der Bibliotheken von Constantinopel vorhanden sey. Ich habe es — sieben Folianten — in der schönen Bibliothek des Ibrahim-Pascha gefunden, der Moschee der Prinzen vom Geblüt (Schahzadehler-Dschamisi) gegenüber. — In der Mitte des fünften Bandes fängt die Geschichte der Berbern an, von der ich mehrere Kapitel copirt habe, die sehr schätzbare Aufschlüsse über den Ursprung, die Genealogie und das Land dieses Volkes enthalten. —

Ueber die Unausführbarkeit des von einigen Mechanikern gemachten Vorschlages, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen zu fahren. *)

Von Joseph Ritter von Baader.

Die Idee von Dampfwagen und solchen Fuhrwerken, welche durch die Kraft der elastischen Wasserdämpfe, statt der Pferde, fortgebracht werden sollten, ist nicht neu. In einem Lande, wo man mit dem Bau und jeder möglichen

*) S. das Ausland No. 11 und 12 von diesem Jahre.

Anwendung der Dampfmaschinen seit einem halben Jahrhunderte so vertraut ist, wo das Brennmaterial, die Steinkohlen so wohlfeil, dagegen die Pferde, im Ankauf und in der Unterhaltung so theuer sind, wie in England, war es wohl sehr natürlich, daß diese Idee schon längst mehrere der geschicktesten Mechaniker beschäftigte. Mr. Gurney ist darum keineswegs der Erste, sondern bereits der siebente oder achte von denen, welche an diese höchst wichtige, aber eben so schwere Aufgabe sich gewagt, ein Patent auf eine zu deren Lösung ersonnene Construction genommen, und die Ausführung derselben im Großen öffentlich angekündigt haben. Ob er nun, glücklicher als seine Vorgänger, der erste seyn wird, dem es gelingt, diese Aufgabe und sein gegebenes Versprechen durch mehrere, ohne Unfall vorgenommene Reisen auf gewöhnlichen Landstraßen, wirklich und auf eine befriedigende Art zu lösen, muß sich, nach seiner öffentlichen Ankündigung, bald zeigen. Vor der Hand erlaube ich mir jedoch noch sehr daran zu zweifeln.

Schon im Jahre 1759 entwarf der berühmte Mechaniker James Watt den Plan zu einem durch Dampfeskraft zu treibenden Fuhrwerke, wie aus einer von ihm selbst geschriebenen Note in Professor Robinson's Mechanical Philosophy zu ersehen ist; *) und er hat die hiezu nöthigen Mittel und Vorrichtungen in den Spezificationen seiner Patente von 1769 und von 1784 angegeben. Da indessen von einer wirklichen Anwendung dieser seiner Erfindung (wozu ihm alle Mittel in einem vorzüglichen Grade zu Gebote standen) nie etwas bekannt geworden ist, so darf man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er solche, nach einigen mißlungenen Versuchen, selbst aufgegeben habe.

Im Jahre 1802 erhielt ein anderer sinnreicher Mechaniker, in der Grafschaft Cornwall, Mr. Richard Trevithick, in Verbindung mit Andrew Vivian, ein Patent auf die Erfindung einer vereinfachten Dampfmaschine (mit hohem Druck, ohne Verdichtung des Dampfes durch kaltes Wasser, und ohne Luftpumpen) und auf die Anwendung derselben zum Treiben von Fuhrwerken. **) Allein obwohl dieses neue Prinzip von Dampfmaschinen großen Beifall erhielt, und in der Folge häufig angewendet worden ist, und obwohl hiedurch das Gewicht und der Umfang dieser Maschinen um Vieles vermindert, und der Transport derselben merklich erleichtert wurde, so ward doch der damalige Hauptzweck des Erfinders, Wagen auf gewöhnlichen Landstraßen fortzutreiben, nicht erreicht, und er überzeugte sich bald, daß sein Mechanismus nur auf Eisenbahnen anwendbar sey, auf welchen der Widerstand und die Erschütterung ungleich geringer, und die Bewegung viel leichter, sanfter und gleichförmiger ist; und so wurden durch Trevithick die ersten wandelnden Dampfmaschinen (locomotive Engines) zum Transporte von Steinkohlen auf den englischen Eisenbahnen mit gutem Erfolge eingeführt, seither aber durch die Herren Chapman, Blenkinsop, Blackett, Brunton, Losh und Stephenson auf verschiedene Art modifizirt und noch weiter verbessert, so daß jetzt ein solcher Dampfwagen mit einer Maschine von 8 — 10 Pferdekräften eine lange Reihe aneinander gehängter kleiner Wagen mit einer Gesammtlast von tausend Centnern und darüber ziemlich schnell hinter sich nachzieht, weßwegen man diesen Maschinen auch den Namen Steam-Horses (Dampf-Pferde) gegeben hat.

Im Jahre 1816 kündigte der in München erschienene „Anzeiger für Kunst- und Gewerbfleiß im Königreich Bayern" eine von dem Herrn Director v. Reichenbach erfundene neue Construction von vereinfachten und tragbaren Dampfmaschinen an, durch welche Fuhrwerke auf gewöhnlichen Straßen, ohne Pferde, Berg auf und Berg ab, getrieben werden sollten. Nach Nr. 8. dieses wöchentlichen Anzeigers vom 24. April 1816, stand diese Maschine zur ersten Probe bereits aufgerichtet, und der Verein hoffte bald so glücklich zu seyn, den Lesern des Anzeigers die Resultate davon anzeigen zu können. — Die Erwartung der ganzen Stadt ward durch diese Ankündigung außerordentlich gespannt, und schon ward allgemein von einer Reise gesprochen, welche Hr. v. Reichenbach auf einer leichten Dampf-Chaise von seiner Erfindung in Zeit von 50 Stunden von München nach Wien machen wollte. Allein bald hörte man nichts mehr von dieser glänzenden Erfindung, und weder die neue Maschine noch der Dampfwagen sind je zum Vorschein gekommen. —

Im Jahre 1820 enthielten die irländischen und englischen Zeitungen, und aus diesen die meisten französischen und deutschen Blätter die pomphafteste Ankündigung einer damals ganz fertigen Dampf-Postkutsche, welche, von einem schon festgesetzten Tage an, regelmäßig dreimal die Woche zwischen Dublin und Belfast hin und her laufen sollte! — Mit dieser Ankündigung sind aber auch die Akten geschlossen worden, und man hat seither von dieser Dampfkutsche nicht mehr das Geringste gehört.

Im Jahre 1821 ließ Herr Julius Griffith, ein durch seine vielen Reisen bekannter Engländer, welcher sich mehrere Jahre lang zu Wien aufgehalten hatte, sich zu gleicher Zeit Patente in London, in Paris und in Wien auf eine von ihm erfundene Dampfkutsche geben, deren Construction, nach der im London Journal of Arts (Oktoberheft 1823) gegebenen Abbildung und Beschreibung, sehr viele Aehnlichkeit mit jener des Herrn Gurney hatte, und in mehreren Journalen und öffentlichen Blättern, vorzüglich in Herrn Gill's Technical Repository, als sehr sinnreich und zweckmäßig angepriesen wurde. Das London Journal of Arts bedauerte damals (1823), daß es noch keine mit diesem Wagen öffentlich angestellte Versuche angeben könnte, und versprach, dieselben mitzutheilen, sobald sie Statt finden würden. Da indessen bis jetzt keine solche Mittheilung, weder in diesem, noch in irgend einem andern Journale erfolgt ist, so sind wir berechtigt zu glauben, daß auch diese Erfindung, nach einigen im Geheimen vorgenommenen Versuchen, unbrauchbar befunden und bei Seite gelegt worden ist. (Forts. folgt.)

*) S. A practical Treatise on Rail-roads by Nicholas Wood, London 1825. p. 123 — 124.

**) Die Spezification dieses am 24. März 1802 ausgefertigten Patentes, und die Abbildung und Beschreibung eines solchen Dampfwagens mit liegendem Cylinder findet man im Repertory of Arts, Manufactures and Agriculture, Vol. IV. Second series, No. XXII.

Ueber das natürliche Absterben der Neger-Sklaverei.

(Schluß.)

Es mag auf den ersten Anblick sonderbar scheinen, daß das gänzliche Aufhören des Preises bei einem Gegenstande des Eigenthums für den Eigenthümer solle vortheilhaft seyn können, aber man wird dieß leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß die Sclaven fast blos zur Bearbeitung des Bodens gebraucht werden, und daß Land und Sclaven demselben Herrn gehören. Nun aber erzeugen Land und Arbeit zusammen das Produkt; steigt der Preis des Produkts, so steigt natürlich auch der Werth von beiden; bleibt der Preis unverändert, so bleibt auch der Preis von Land und Arbeit zusammengenommen derselbe. Aber wenn auch der Werth der beiden Sachen, die das Produkt hervorbringen, zusammen unverändert bleibt, so können doch im Werth von jedem derselben große Veränderungen eintreten. Da die Menschen sich in der Regel vermehren, so sinkt ihr Werth und der Werth ihrer Arbeit; aber soviel die Arbeit oder die Sclaven an Werth verlieren, eben soviel gewinnt das Land an Werth, weil es gesuchter wird, denn das Land ist nur da gesucht, wo es viele Menschen gibt. Der Herr verliert daher bei diesem Absterben der Sclaverei nichts, wenn er nur eine hinreichende Anzahl von Arbeitern behält; und dieß wird der Fall seyn, denn der freie Arbeiter arbeitet, um etwas zu verdienen, mehr, als der Sclave aus Zwang arbeitet. Dieses Mehrarbeiten ist freilich anfangs blos Vortheil des freien Arbeiters; aber wenn wir annehmen, er arbeite noch einmal so viel, so ist dieß offenbar gerade so gut, als wenn die Zahl der Arbeiter verdoppelt wäre, was dann natürlich eine große Concurrenz und folglich eine Herabsetzung des Arbeitslohns veranlaßt, so wie den Werth des Landes und den Vortheil, den man aus demselben zieht, verhältnißmäßig steigert. Die Landbesitzer würden daher mit der Zeit einen großen Theil des Vortheils genießen, der aus dem Ueberfluß an Arbeitern hervorgeht. Diese Thatsachen sind historisch erwiesen, denn wir haben niemals gehört, daß der allmählige Uebergang von der Sclaverei zur Freiheit irgend einem Lande oder irgend einem Einzelnen schädlich gewesen sey.

Wir kommen jetzt zu der Betrachtung, was diesen natürlichen Uebergang hätte befördern können, oder, was ihn verzögert hat, und warum dieser natürliche Lauf der Dinge so geringe Fortschritte in den brittischen Colonien und in den Vereinigten Staaten macht. Es ist gewiß, daß in den Vereinigten Staaten das Zunehmen der Sclavenbevölkerung in vollem Gange war, und längst die Arbeit wohlfeil und das Land theuer gemacht haben würde, wenn nicht ungeheure Strecken neuen und fruchtbaren Landes eine stete Gegenwirkung gewesen wären. So zogen die Virginier Sclaven zum Verkauf, als ihr Boden durch die von Sclaven betriebene Bearbeitung ausgemergelt war (denn wenn Menschen statt Vieh arbeiten, und wenig animalische Stoffe genießen, so muß der Boden nach und nach immer schlechter werden), weil sie sie nach den neuen südwestlichen Staaten mit Vortheil verkaufen konnten. Auf den englischen westindischen Inseln dagegen ist wenig Land, welches sich bebauen läßt, und wenn die Sclaven sich dort so vermehrt hätten, wie in den Vereinigten Staaten, und der Sclavenhandel der Colonien unter einander immer verboten gewesen, oder wirklich verhindert worden wäre, so hätte die Natur der Verhältnisse auf den meisten der Inseln die Sclaven bereits in freie Leute verwandeln müssen. Was die unbegränzten Strecken fruchtbaren Landes in den Vereinigten Staaten bewirkt haben, das haben Privilegien und Prohibitivgesetze in den brittischen Colonien gethan: denn es ist ganz einerlei, ob die Arbeit durch die Menge fruchtbaren Landes oder durch begünstigende Gesetze im Preise erhalten wird.

Wir haben bisher versucht, die Sclaven wie jedes andere Eigenthum zu betrachten, aber jetzt machen die Westindier selbst Einwürfe gegen diese Ansicht. Sie sagen, gehörige Preise setzen den Pflanzer allein in den Stand, seine Sclaven gut zu behandeln. Hiegegen wollen wir nur folgendes zum Beweise anführen. Die Zahl der mehr gestorbenen Sclaven auf den westindischen Inseln, betrug in den sechs Jahren von 1818 — 1824 nach dem Anti-Slavery Reporter, No. 26. — 28,000; während auf Hayti in derselben Zeit 112,000 mehr Neger geboren wurden. Hiernach ließe sich schon ungefähr beurtheilen, wie die Sclaven auf den brittischen Inseln behandelt werden, wenn man es auch sonst nicht wüßte. „Nicht eher wird die Grausamkeit und Mißhandlung der Sclaven aufhören, als bis der Vortheil aufhört, den die Pflanzer von ihnen beziehen! —

Es ist anerkannt, daß in Nord-Amerika die Sclaven in den nördlichen und mittlern Staaten, wo der Vortheil, den man von den Sclaven hat, geringer ist, am mildesten behandelt werden, in den südlichen dagegen, wo sie weit mehr Gewinn abwerfen, viel härter. Das Abnehmen der Anzahl der Sclaven in Demarari, der fruchtbarsten und einträglichsten brittischen Colonie, wo ein Sclave 86 Pfd. gilt, und das Zunehmen derselben auf den Bahamainseln, wo sie nur zu 21 Pfd. im Preise stehen, ist ebenfalls eine Bestätigung der aufgestellten Behauptung.

So sehr auch die Fortschritte in der intellectuellen Bildung das Wohl der Völker und der Menschheit im allgemeinen befördert haben, so fürchten wir doch, daß man in dieser Hinsicht nicht nur nicht weiter gekommen ist, sondern im Gegentheil Rückschritte gemacht hat. Die Sklaven im brittischen Westindien sind jetzt schlimmer daran, als vor zwei Jahrhunderten; und es läßt sich nicht läugnen, daß dieselben Maßregeln, die die Sklaverei dort aufrecht erhalten, sie auch in jedem Lande von Europa würden aufrecht erhalten; so daß, wenn dieser Boden stets nur durch den Sklaven mit dem Karst in der Hand bearbeitet worden wäre, dieser Zustand noch immer fortdauerte, wenn man auf dieselbe Weise wie in Westindien verhindert hätte, daß freie Arbeiter, Zugvieh und der Pflug zur Bearbeitung des Landes mitwirkten. Eben in dieser gewaltsamen Verhinderung liegt die stets wachsende Härte gegen die Sklaven; je länger sie fortdauert, desto unnatürlicher und desto drückender wird auch die Tyrannei. (Edinburgh-Review.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 41. 10 Februar 1828.

Die neue Universität in London.

Statement by the Council of the University of London explanatory of the Nature and Objects of the Institution.

Im Mai des J. 1826 bereits publizirte der Rath der Universität London eine allgemeine Uebersicht des Plans dieser Anstalt und der Zwecke ihrer Stifter. *) Das Aktenstück, welches hier im Auszuge mitgetheilt werden soll, umfaßt die Resultate der nachmaligen Berathungen jener Behörde über die einzelnen Zweige des ihrer Fürsorge anvertrauten Gegenstandes, und wurde unter dem 17. Juli 1827 aus der Universitäts-Kammer erlassen. Es ist dasselbe in 9 §§. abgetheilt, denen noch ein Appendix beigefügt ist, da außer dem Prospectus und einer Beschreibung der Feierlichkeiten, womit die am 30. April 1827 stattgehabte Grundsteinlegung des Universitäts-Gebäudes begleitet war, die unterschiedlichen von dem Rathe den Generalversammlungen der Eigenthümer oder Actionäre erstatteten Berichte, so wie die von diesen letztern gefaßten Beschlüsse enthält.

Im ersten Paragraphen werden die Gründe entwickelt, weshalb die Errichtung einer neuen Universität in England ein wahres Bedürfniß geworden ist.

Schon lange bedauerte man, heißt es im Eingange, daß ein sehr großer Theil der englischen Jugend, für die, in Hinsicht auf ihre dereinstigen Berufsgeschäfte, eine akademische Bildung höchst wünschenswerth wäre, sich dieses wichtigen Vortheils beraubt befand. Oxford ist, nach seinen Statuten, nur denjenigen zugänglich, die zur anglikanischen Kirche gehören; und wenn schon Cambridge von der Strenge seiner Regeln in so weit nachgelassen hat, daß nun auch die Dissenters daselbst ihre Bildung erhalten, jedoch ohne Grade erlangen zu können, so ist doch auch diese Universität, in Betreff der Religion, kaum minder ausschließend, als Oxford. Eine andere und sehr ernstliche Ursache, die den Besuch jener Universitäten erschwert, ist der damit verknüpfte Kostenaufwand: ein Uebelstand, der allerdings nicht aus den Honoraren für den Unterricht entspringt, — denn diese Honorare sind sehr billig — sondern vielmehr aus der theuren Lebensweise, die bei den Ungraduirten eingerissen ist, und die, der desfallsigen Bemühungen der Vorgesetzten ungeachtet, von Jahr zu Jahr zugenommen hat.... Allein befänden sich auch die aus der Religion und dem Kostenaufwande entspringenden Schwierigkeiten gänzlich beseitigt, so wäre es doch jenen Universitäten unmöglich, alle Zulassungsgesuche anzunehmen; denn eben jetzt sind beide Anstalten wahrhaft überfüllt, und hinsichts der berühmtesten Kollegien zu Oxford muß, um die Aufnahme zu sichern, die Anmeldung mehrere Jahre früher geschehen, bevor ein junger Mann bereit ist, einzutreten. — Erwägt man nun hiernach, wie bedeutend einerseits die Anzahl und der Wohlstand derjenigen ist, die nicht zur anglikanischen Kirche gehören, andererseits aber, welch ein großer Theil des englischen Volks aus Personen besteht, die sich in guten Umständen befinden, ohne gerade reich zu seyn, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das höchste Landes-Interesse dringend die Errichtung einer Anstalt fordert, wo eine wissenschaftliche Bildung zu billigen Kosten erworben werden, und an welcher Personen jedweden religiösen Glaubens ungehindert Theil nehmen können. — Auch darf man nicht vergessen, daß ein dem dereinstigen Berufe entsprechender Studiencursus in der Rechts- und Arzneiwissenschaft nicht gerade zu den Hauptgegenständen des Unterrichts zu Oxford und Cambridge gehört; außerdem aber noch die Hauptstadt zur Verknüpfung des theoretischen mit dem praktischen Theile dieser Zweige der Wissenschaften örtliche Vortheile darbietet, deren man sich in gleicher Art nirgendwo in der Provinz zu erfreuen hat. Auch ist die Folge hievon, daß in England nur ein sehr kleiner Theil der Genossen dieser gelehrten Gewerbe, besonders im medizinischen Fache, seine allgemeine Bildung auf einer Universität erhält. Es ist nehmlich erwiesen, daß von allen jetzt in England practicirenden Aerzten etwa

*) Der Rath der Universität London besteht dermalen, nach dem diesem Statement vorangeschickten Verzeichnisse, aus folgenden Personen:
James Abrecombie, Parlamentsglied, k. Generaladvokat; Lord Auckland; Alexander Baring, Parlamentsglied; Georg Birkbeck, M. Dr.; Heinrich Brougham, Parlamentsglied, Mitglied der k. Ges.; Thomas Campbell, Rector der Universität Glasgow; Graf Dudley, Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Isaac Lyon-Goldsmid, Mitglied der k. Ges. von London; Olinthus G. Gregory, d. R. Dr.; Georg Grote jun.; Joseph Hume, Parlamentsglied, Mitglied der k. Ges.; Marquis v. Lansdown, bisheriger Minister; Zacharias Macaulay, Mitglied der k. G.; Sir James Mackintosh, Parlamentsglied; James Mill; Herzog v. Norfolk, Mitglied der k. G.; Graf Marschall; Lord John Russel, Parlamentsglied; Benjamin Shaw; John Smith, Parlamentsglied; William Tooke, Mitglied d. k. Ges. von London rc.; Heinrich Warbourton, Parlamentsglied, Mitglied der k. Ges.; Heinrich Waymouth; John Whishaw, Mitglied der k. Ges.; Thomas Wilson.

nur hundert zu Oxford und Cambridge studierten, während das Kollegium der Aerzte mehr als dreihundert Licentiaten zählt, außer mehreren hundert Praktikanten auf dem Lande, die sich niemals um dieses Vorrecht bewerben. Von den 6000 Mitgliedern des Kollegiums der Wundärzte aber haben, wie behauptet wird, nur sechs einen Grad auf unserer Universität erlangt.

In den höhern Zweigen der Gesetzkunde haben Viele auf den Universitäten Oxford und Cambridge promovirt. Allein unter den Anwälden (Attorneys), deren nicht weniger als 8000 in England sind, gibt es, wie man glaubt, von tausend kaum Einen, der auf einer Universität Unterricht erhielt. Es gibt auch eine andere Klasse von Personen, denen die Vorzüge einer wissenschaftlichen Erziehung zu verschaffen gewiß sehr zu wünschen wäre: es sind dieß die in Regierungsämtern Angestellten, die aber Oxford und Cambridge zu diesem Behufe nicht brauchen können, weil sie gemeinhin entweder in oder noch unter dem Alter der Studenten auf jenen Universitäten in Diensten treten.

Haben nun die großen Veränderungen, welche in England, seit Gründung der Universitäten Oxford und Cambridge, die Bevölkerung, der Reichthum und die allgemeine Verbreitung des Unterrichts erfahren haben, die Errichtung einer andern Universität zum dringenden Bedürfniß gemacht, so scheint gerade London der Ort zu seyn, der in dieser Beziehung die meisten Vortheile gewährt. Man muß sich in der That wundern, daß eine seit Jahrhunderten so volkreiche und berühmte Stadt seither einer solchen Anstalt entbehrte. Nach den sichersten Angaben befinden sich daselbst nicht weniger als 5000 junge Leute von 16 bis 21 Jahren, deren Eltern leicht die Kosten eines Unterrichts zu bestreiten vermögen, wie solche für diese Universität vorgeschlagen werden. Die Hauptstadt ist der Sammelplatz der Notabilitäten jeder Kategorie, und unter andern auch der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler; sie ist der passendste Ort für alle jungen Leute aus den Provinzen, deren Bildung noch der Vollendung bedarf.... Eine, nach dem beabsichtigten Plane in dieser Hauptstadt errichtete Universität wird ferner viele junge Leute aus den Kolonien und jenen fremden Ländern anziehen, wo, aus politischen Ursachen, Wissenschaften und Studien Beschränkungen unterworfen sind. In Folge des Wunsches einiger hochangesehenen Personen aus einem der neuen Freistaaten Südamerikas, hat man Erkundigungen angestellt, ob nicht Einrichtungen getroffen werden könnten, etwa hundert junge Leute aus jenem Lande auf der Universität London aufzunehmen; und daß solche Einrichtungen zu treffen sind, ist nicht zu bezweifeln. Würden nun diejenigen, welche dazu bestimmt sind, die dereinstigen Gesetzgeber, Regierer und Führer der verschiedenen Klassen der Gesellschaft in jenen Ländern zu seyn, nach dem liberalen und aufgeklärten Systeme Englands erzogen und daran gewöhnt, schon in den frühern Jahren ihres Lebens um sich her das Glück und die Sicherheit zu erblicken, die aus unsern freien Institutionen entspringen, so könnte man die Verbreitung des hieraus sich ergebenden moralischen Einflusses Englands auf die Bestimmung der neuen Welt wohl schwerlich zu hoch anschlagen. (Forts. f.)

Ueber die Unausführbarkeit des von einigen Mechanikern gemachten Vorschlages, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen zu fahren.

(Fortsetzung.)

Am 15 März 1824 ward dem Mechaniker William Henry James von Birmingham ein Patent auf eine verbesserte Bauart von Dampfwagen zur Förderung von Waaren und Reisenden auf Chausseen und Landstraßen, ohne Eisenbahnen, ertheilt, wovon die Abbildung und Beschreibung im Aprilhefte des London Journal of Arts et Sciences von 1825 gegeben wurde. Von öffentlich mit diesem Wagen angestellten Versuchen ist jedoch seither nicht das Geringste bekannt worden.

Im Jahre 1825 erhielten die Mechaniker Thimothy Burstall und John Hill in London ein Patent auf eine ähnliche, von ihnen erfundene Dampf-Postkutsche, von welcher das Edinburgh philosophical Journal (Oktoberheft 1825) eine vollständige Zeichnung und Beschreibung lieferte. Unser für die Wissenschaft zu früh verstorbener Akademiker, Ritter von Yelin, hatte diesen Wagen im Monat August 1825 ganz fertig gesehen, dessen baldige öffentliche Erscheinung schon damals angekündigt war. Allein alles, was bis auf den heutigen Tag von dieser Maschine bekannt worden ist, beschränkt sich auf eine im Morning-Chronicle vom 30 Juli 1827, in Galignani's Messenger und im Oktoberhefte des Bulletin des sciences technologiques von 1827 enthaltene Nachricht, welche folgendermaßen lautet:

Dampfwagen von Burstall und Hill.

„Die Erfinder probirten gestern ihren Dampfwagen. „Nachdem derselbe in dem Umfange ihres Hofraumes, „gegenüber von Neu-Bedlam (etwas ominös! —) „herum gelaufen war, kam er heraus, und, indem er „eine leichte Wendung machte, um auf die große Straße „zu kommen, blieb eines der Räder in einem Geleise „von weichem Grunde stecken. Hierauf zersprang der „Kessel mit einer starken Explosion. Es wurden dabei „nur ein kleiner Dienstjunge und ein Maschinist schwer „verwundet, obwohl gegen zwanzig Personen sich an„strengten, das Rad aus dem Geleise heraus zu brin„gen" u. s. w.

Am 18 Dezember 1824 nahm Herr David Gordon in London ein Patent auf „Verbesserungen im Baue von Wagen, welche durch mechanische Mittel fortgeschafft werden sollen." Seine, im Repertory of Patent Inventions von 1825 beschriebene Erfindung, mittelst welcher Wagen auf gewöhnlichen Straßen, wie auf Eisenbahnen, und eben so Pflüge, Eggen und andere Ackerbau-Maschinen durch Dampfkraft fortbewegt werden sollen, unterscheidet sich von jenen seiner Vorgänger wesentlich darin, daß er, statt der gewöhnlichen Dampfkessel, eine Zusammensetzung von engen Röhren, mit zwei liegenden Cylindern vorschlägt, und die Bewegung nicht durch Umdrehung der hintern Wagenräder, sondern durch sechs nebeneinander arbeitende Treib- oder Schiebstangen (propellers) welche, wie die Füße der

Pferde, wirken sollen, hervor zu bringen sucht. Da sein Patent um 17 Monate älter als jenes des Hrn. Gurney ist, welches im Monat Mai 1825 ausgefertigt wurde, so tritt er nun (nach einem Artikel in dem Londoner Blatte The Times, vom 31 Dezember 1827) als Nebenbuhler dieses letztern auf, und beschuldigt ihn eines Plagiats an seiner Erfindung. Das neugierige Londoner Volk sieht demnach bald einem Wettrennen zwischen diesen beiden Dampf = Postmeistern auf den großen Heerstraßen des Königreichs entgegen. Was mich betrifft, so möchte ich auf keinen der beiden Kämpfer, wohl aber zwanzig gegen Eins darauf wetten, daß sie beide, wie alle ihre Vorgänger (die sich in der Hauptsache derselben Mittel bedient haben) stecken bleiben, und daß die in den Londoner Blättern schon vor mehreren Wochen als nächst bevorstehend angekündigten größern Probe=Reisen, welche Herr Gurney mit seiner Kutsche von London nach Windsor und zurück, und dann nach Bristol, bei Tag und Nacht, unternehmen will, entweder ganz unterbleiben, oder zugleich die ersten und letzten Reisen (von solcher Länge) seyn werden.

Man möchte zwar bei einer oberflächlichen Betrachtung glauben, es sey kein Grund vorhanden, warum ein Wagen, welchen vier Pferde im starken Trabe zu ziehen im Stande sind, nicht eben so schnell durch eine Dampfmaschine von derselben Kraft fortgetrieben werden sollte, oder warum derselbe Mechanismus, durch welchen eine sehr bedeutende Last auf einer Eisenbahn fortbewegt wird, nicht eben so gut zum Treiben gewöhnlicher Fuhrwerke auf gewöhnlichen Straßen anwendbar seyn sollte, wenn nur die Last in dem Verhältnisse des größern Widerstandes vermindert, oder die Kraft der Maschine um eben so vieles vermehrt würde. Wenn z. B. eine jener wandelnden Maschinen von vier Pferdekräften auf einer Eisenbahn eine Ladung von 400 Centnern in Bewegung setzt, und man weiß, daß der Widerstand auf einer guten Chaussee zehnmal größer als auf der Eisenbahn ist, so müsse (sollte man meinen) mit derselben Maschine, mit demselben Aufwande von Brenn-Material und mit demselben Apparate doch wenigstens eine Last von 40 Centnern mit gleicher Geschwindigkeit transportirt werden können. Die Aufgabe böte also für einen geschickten Mechaniker, welcher die Dimensionen seiner Maschine nach den Verhältnissen der verschiedenen Kräfte und Widerstände zu berechnen versteht, keine sonderlichen Schwierigkeiten dar. Allein gerade darin, daß es platterdings unmöglich ist, den Widerstand auf gewöhnlichen Landstraßen von bedeutenden Strecken genau zu berechnen, oder mit jenen auf den Eisenbahnen allgemein zu vergleichen, liegt hier die größte, nach meiner Ueberzeugung unüberwindliche Schwierigkeit. Eisenbahnen werden in der Regel, wie Kanäle, ganz wagrecht, oder mit einem möglichst sanften und gleichförmigen Steigen und Fallen angelegt; die Geleise = Schienen sind durchaus von gleicher Härte, Glätte und Vollkommenheit, und Jahreszeit und Witterung haben darauf nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß; folglich ist auch der Widerstand, welchen die darüber bewegten Wagen zu überwinden haben, nicht nur äußerst gering, sondern auch gleichförmig und unveränderlich. Eben so gleichförmig und unveränderlich kann daher auch die bewegende Kraft seyn, durch welche die beladenen Wagen auf diesen Bahnen fortgebracht werden müssen. So sind also die hiezu nöthigen und schicklichsten Verhältnisse einer Dampfmaschine sehr leicht und mit aller Sicherheit zu bestimmen, und wenn eine solche Maschine nur Einmal in Gang gesetzt, und hundert Schritte weit vorgerückt ist, so steht ihr Nichts mehr im Wege, um auf derselben Bahn, wäre diese auch hundert Meilen lang, von einem Ende zum andern mit gleicher Leichtigkeit fortzuschreiten.

Ganz anders aber verhält sich alles dieses auf allen gewöhnlichen Landstraßen. Diese sind äußerst selten auf eine bedeutende Strecke ganz, oder nur leidentlich wagrecht gebaut; da geht es bald aufwärts, bald abwärts, bald über sanfte, wellenförmige Erhöhungen und Hügel, bald über mehr oder minder steile und lange Berge und Anhöhen. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Verbrecherkolonien der Engländer in Australien, und über die Errichtung französischer Verbrecherkolonien.

(Beschluß.)

Von 1813 bis 1820 wurden in Frankreich 45,650 Individuen von den Assisen verurtheilt; darunter blos 9,000 zu kürzerem oder längerem Gefängnisse. Der Rest von 36,650 bevölkerte die Zuchthäuser und die Galeeren. Der Tod vermindert diese Summe, aber in minderm Grade als man glaubt. Dr. Villermé berechnet, daß auf den Galeeren zu Brest die Sterblichkeit 1 von 49 beträgt — ein weit günstigeres Verhältniß, als im gewöhnlichen Leben in Frankreich; da aber das Verhältniß in Rochefort vor einigen Jahren 1 von 24 war, so kann man im Durchschnitt 1 von 28 oder 30 als die Sterblichkeit auf den Galeeren annehmen, und in den Zuchthäusern 1 von 12 bis 15. Die Bevölkerung in diesen Anstalten nimmt beständig zu, und die Erbauung neuer Gefängnisse auf den verschiedenen Puncten des Königreichs beweist, wie bedeutend diese Zunahme ist. Nach Dr. Villermé waren 1818 in den Gefängnissen 44,480. Jedes Jahr werden ungefähr 2,000 frei, die mit dem Zeichen der Schande gebrandmarkt, und unter der Aufsicht der Polizei in die Gesellschaft zurückgeworfen werden. Solcher Revenants sind in ganz Frankreich mehr als 30,000, und darunter ⅔ aus den Zuchthäusern und von den Galeeren. Nach dem Berichte des Siegelbewahrers kamen 1826 269 Rückfällige vor die Gerichte, d. h. das Verhältniß dieser Classe von Angeklagten zur Summe der jährlich Freigelassenen ist 1 von 75, zur Landesbevölkerung 1 von 4,195. Es gibt wenige Verbrechen, wobei nicht vormalige Galeerensclaven compromittirt sind. Der genauen Kenntniß ihres jeweiligen Aufenthaltorts verdankt man die Unfehlbarkeit der gerichtlichen Verfolgungen; sie aber von neuen Angriffen auf die öffentliche Sicherheit abzuhalten, reicht die polizeiliche Aufsicht nicht hin, wenn man nicht jedem von ihnen einen eigenen

Wächter an die Seite stellen will; die Noth zwingt sie die Confination zu brechen. Man flieht sie, und sie fliehen wieder, wo man sie kennt. Aber kennt man sie nicht überall? Wie soll ein solcher Unglücklicher Arbeit finden, die ihn ernährt, Menschen, die ihn aufnehmen? Jeder, der eine entehrende Strafe erlitten, bekommt statt des gewöhnlichen Passes eine Karte, welche seine Verurtheilung enthält, und ihm nach seiner Wahl einen Aufenthaltsort anweist, den er nicht ohne Erlaubniß verlassen darf, wo er sich von Zeit zu Zeit vor der Behörde zu stellen hat, wo er aber in der Zwischenzeit ohne Aufsicht bleibt. Man hat die Zweckmäßigkeit jener Karte bestritten, und doch ist ihre Nothwendigkeit unläugbar. Man kann doch unmöglich dem gewesenen Galeerensklaven ein Zeugniß der Sittlichkeit ausstellen, durch eine offizielle Lüge seine Schande bedecken, ihm eine Achtung verschaffen, die nur dem Rechtschaffenen gebührt, ihm die Mittel reichen, das öffentliche Zutrauen, gegen das er schon gefrevelt, von Neuem zu täuschen; man kann eben so wenig voraussetzen, daß derselbe von der Ruderbank andere Grundsätze zurück bringe, als die, welche ihn dahin gebracht haben, daß er komme, um der Welt das erbauliche Beispiel eines zerknirschten, gebesserten Verbrechers zu geben. Wer will an die Tugend der Gefängnisse, an die Reue der Zuchthäuser glauben? Wenn auf der einen Seite die polizeiliche Aufsicht unerläßlich, auf der andern mit bedeutenden Inconvenienzen verbunden ist, so verlangt Chateauneuf, daß dieser Stand der Dinge anders werde, daß man ein in seinen Prinzipien vernünftigeres, in seinen Folgen weniger gefährliches Strafsystem einführe. — Setzen wir als Axiom fest, daß die Strafe die sittliche Besserung des Schuldigen zum Zweck haben solle. — „Es giebt nur Ein Mittel" rufen die Einen; „man muß die religiösen Gefühle in den Herzen, wo sie erloschen sind, wieder anfachen." „Erleuchtet die Geister," sagen die Andern; „verbreitet den Unterricht in die Hütten der Aermsten, und vertraut den Wohlthaten der Aufklärung." Chateauneuf ergreift weder das eine noch das andere dieser Systeme ausschließlich. Ohne Zweifel ist der sittliche Einfluß der Religion unermeßlich, aber die Völker und die Individuen — man betrachte die Italiener und Spanier — sind nicht eben in demselben Verhältnisse tugendhaft, wie sie in den Vorschriften ihrer Religion pünktlich sind. Und die Aufklärung, welche die Sitten verfeinert, wechselt oft nur die wilde Kraft der Barbaren gegen die raffinirte Lasterhaftigkeit greiser Völker. In England ist der Unterricht zweimal so verbreitet, als in Frankreich; die Verbrechen aber sind daselbst viermal so zahlreich: im Jahr 1826 kam auf 4211 Menschen in Frankreich Ein Verbrecher, in England aber auf 950. In Frankreich sind die zwei äußersten Puncte der Civilisation Paris und Corsica: man bemerke die Verschiedenheit des Charakters, welchen die Vergehungen in beiden annehmen. In Paris werden 90 von 100 wegen Vergehungen gegen das Eigenthum, in Corsica 76 von 100 wegen Verbrechen gegen Personen verurtheilt. In ganz Frankreich sind die Verbrechen gegen Personen 29 von 100, in England kaum 4 von 100. Dieß ist die positive Wirkung der Civilisation auf die Sitten: indem sie die Verbrechen gegen die Personen in Verbrechen gegen die Sachen verwandelt, macht sie aus einem Mörder einen Gauner, aus einem Räuber einen Betrüger; sie setzt die List an die Stelle der Kraft, den Diebstahl an die Stelle der Gewaltthat. Diese sittliche Veränderung ist vielleicht eine Verbesserung, aber gewiß nicht die, welche man für die Verurtheilten suchte. Welches soll also der mächtige Einfluß seyn, der einem verdorbenen Herzen die Tugend und die Liebe zur Ordnung wieder geben soll, wenn die Religion und die Aufklärung allein es nicht vermögen? „Es giebt," sagt Chateauneuf, „nur ein wirksames Mittel, den Verbrecher zu ändern: man ändere seine Lage. Er kennt keinen eigenen Besitz; man gebe ihm denselben, man knüpfe ihn an das Gute, indem man das doppelte Interesse für die Familie und das Eigenthum in ihm erweckt. Dieß ist aber in Frankreich nicht möglich; thut es daher anderswo, und seyd überzeugt, daß ein Deportirter, der 1000 Meilen fern den Acker baut, dessen Ertrag ihm gehört, auf jeden Fall mehr werth ist, als der Galeerensklave, der unter der Last der Ketten und der Schläge den Schlamm unserer Häfen wegschafft, und die Lecke unserer Schiffe ausbessert." Das Eigenthum ist die wahrhafte Grundlage der öffentlichen Moral, weil es dem Menschen das Gefühl seiner Würde und ein Interesse für die Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung einflößt. Wenn Frankreich über England eine unermeßliche moralische Ueberlegenheit besitzt, so verdankt es dieselbe der gleichmäßigeren Vertheilung des Eigenthums. Immer waren und sind es die Proletarier, welche die Gefängnisse bevölkern. Die Deportation hat zur Folge, daß das Land von der verdorbensten Klasse dieser Leute befreit wird, die in einem Zustand immerwährender Zerfallenheit mit den Gesetzen sich befinden; auf einem andern Punkt der Erde wird aus ihnen eine neue Bevölkerung von Land-Eigenthümern.

Die Hauptschwierigkeit gegen die Ausführung des Deportationssystems ist nicht der Geldaufwand. Chateauneuf berechnet, daß die Gefangenen in Frankreich jährlich 11 Millionen kosten, ohne daß man eine productive Arbeit von ihnen erhielte. Angenommen, daß die Arbeit eines Deportirten in den Kolonien gleich sey der Arbeit eines Negers, und daß der erste Transport aus 5,000 Verurtheilten bestehe, so ist im Verlauf einiger Jahre der Ertrag ihrer Arbeit 2,500,000 Fr.; und wenn ihre Anzahl auf 10,000 gebracht wird, 5,000,000 Fr., eine Summe, die hinreicht, um die Kosten der Niederlassung zu decken. Schwieriger ist es den Ort zu bestimmen, wo Frankreich seine Deportirten-Colonie errichten könnte. Chateauneuf wagt keinen Vorschlag deshalb zu machen. Indessen ist die Deportation in den Gesetzbüchern des Staats als Strafe ausgesprochen. Die Gerichte erkennen auf sie, und so entsteht die bizarre und grausame Anomalie, daß die Unglücklichen, die auf einen fremden Boden gebracht werden sollten, fortwährend in den Kerkern von Mont St. Michel seufzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 42. 11 Februar 1828.

Briefe über Portugal. *)

Ein Beitrag zur Charakteristik der Ereignisse der letztvergangenen Jahre.

(Lettres historiques et politiques sur le Portugal, par M. le Comte Joseph Pecchio; continuées par un ancien magistrat portugais; publiées par M. Léonard Gallois, et augmentées d'un coup-d'oeil militaire sur le Portugal, par M. le général Pelet. Paris 1827.)

Lissabon 9 Febr. 1822.

Wenn ich nicht mit der Geschichte Portugals vertraut wäre, so hätte ich auf meiner Hieherreise schon aus der Art, wie die portugiesischen Landleute zu grüßen pflegen, schließen können, daß dieses Volk in langer Unterdrückung gelebt hat. Sobald sie einen Reisenden auch nur von fern erblicken, nehmen sie sogleich ihren breiten Hut ab, und senken ihn bis auf die Erde. Lavater hätte aus diesem Zuge vielleicht den Schluß gezogen, daß der Portugiese gelehriger und unterthäniger gegen Adel und Reichthum ist als der Spanier. Gewiß ist die Art zu grüßen keine gleichgültige Sache für den Beobachter: sie bezeichnet fast immer den Grad der Freiheit oder Sklaverei eines Volks. Die Orientalen werfen sich auf die Kniee, mit gekreuzten Armen; die Schweizer, die Engländer, beschränken sich darauf, die Hand entgegen zu reichen. Vor der Revolution verneigte sich der französische Bauer aufs tiefste vor dem Marquis seines Dorfes; heutzutage grüßt er selbst die Pairs wie seines gleichen.

In allen Dörfern durch die ich kam, fand ich feste, schlanke Gestalten, mit angenehmen Zügen. Die Stirne des Spaniers und des Portugiesen ist breit und majestätisch; nie habe ich schönere gesehen, als in Raphaels Schule von Athen. Gall würde in ihnen das Organ der Eroberung finden. Dieß ist die Stirne Cäsars, Napoleons. Die Physiognomie des Portugiesen ist voll Ausdruck; was mir aber am meisten auffiel, ist die Verschiedenheit dieser Physiognomien. Es giebt Völker, welche wie in Eine Form gegossen zu seyn scheinen, z. B. die Chinesen, Oestreicher und Engländer. Unter der brittischen Garnison von Gibraltar, welche doch fünftausend Mann stark ist, konnte ich kaum zwei wirklich verschiedene Physiognomien unterscheiden; in Portugal aber könnte ein Maler aus einem Haufen Landleute gleich die verschiedenen Personen eines Gemähldes zusammenstellen. —

Sie sind verwundert, daß ich Ihnen noch kein Wort von Politik geschrieben habe. Aber was soll ich Ihnen sagen, da ich schon das ganze Königreich durchreist bin, ohne noch ein einziges Zeichen seiner Wiedergeburt bemerkt zu haben? Noch steht das alte Gebäude aufrecht, und von dem neuen, konstitutionellen, ist kaum die Grundlage gelegt. . . . .

Lissabon, 26 Febr. 1822.

Vorgestern endlich konnte ich einer Sitzung der Cortes beiwohnen. Sie versammeln sich in einem alten Kloster, welches den Tago beherrscht. Zwar ist ein Kloster nicht gerade der passendste Ort für die Sitzungen eines Kongresses, aber die Lage desselben könnte nicht geeigneter seyn, den portugiesischen Deputirten die Gefühle des Ruhms und des Glücks ihrer Nation zurückzurufen, denn gegenüber ist die Stelle wo einst die berühmte Escadre Vasco de Gamas unter Segel gieng.

Der Eingang in die Galerie gleicht zu sehr einem Seiltänzertheater. Der Saal selbst aber ist einfach und groß. Keine Verzierung zieht den Zuhörer von der Aufmerksamkeit ab, welche ihm hundert und vierzig Häupter auflegen, denen Michel Angelo keinen energischern Ausdruck hätte geben können. Die Verhandlungen hatten, als ich eintrat, bereits begonnen. Die Redner sprachen beinahe alle mit vieler Leichtigkeit. Es ist bemerkenswerth daß ein Volk, welches nie Gelegenheit hatte, die öffentliche Beredsamkeit auszubilden, sich dennoch in diesen Diskussionen nun so frei bewegt. Es ist dieß eine Folge theils der Sprache (obwohl die portugiesische weniger wohlklingend und majestätisch als die spanische ist), theils der beweglichen Imagination des Südländers. In allen Völkern lebt Poesie, aber nur die des Südens sind Improvisatoren.

Ich war eben damit beschäftigt alle diese braunen Gesichter, mit den starkgebogenen Brauen und den großen schwarzen Augen der Reihe nach durchzumustern, als ein Deputirter, der sich erhob, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Seine Züge waren streng und scharfgezogen; seine Augen voll Feuer, seine Haare kurz, rauh und bereits etwas gebleicht; sein Teint ein dunkles Braun, seine Stimme volltönend, seine Gedanken hell, sein Ausdruck bestimmt und nervig. Man bemerkte in seiner Rede weder Parenthesen noch Umschreibungen; er beleidigte niemand und schmeichelte niemand. Unbekümmert um den Eindruck nach außen, seinen Blick fest auf den Präsidenten gerichtet, schien er nur der Inspiration seines Innern

*) Die Briefe gehen vom Februar 1822 bis Juni 1827. Wir heben diejenigen aus, welche uns zu Bezeichnung des Geistes der letzten portugiesischen Staatsveränderungen am meisten charakteristisch schienen.

zu folgen, während in den Mienen aller Zuhörer das freundliche Lächeln der Befriedigung und der Achtung lag. Ich konnte nicht länger meine Neugierde zurückhalten, und fragte um den Namen dieses Deputirten. Dieß ist, antwortete man mir, Thomas Fernandez, der Vater unserer Revolution. Er war es, der den Entwurf dazu machte, ihn seinen Freunden mittheilte, und sich mit diesen vereinigte, um ihn auszuführen. Er ist einer von unsern ersten Rechtsgelehrten. Unter der absoluten Herrschaft war er unbeugsam, und blieb bescheiden beim Triumphe der Revolution; ein Mann, unbescholten in seinen Sitten, streng in seinem Leben, mit Einem Worte unser Cato. Sein ganzes Leben war dem Vaterland geweiht. Er verachtet die Gunst des Hofes, und bewirbt sich nicht um die des Volks. Durch die ununterbrochene Geistesthätigkeit und die angestrengtesten Studien wurde seine Gesundheit geschwächt, und stets sind die oft wiederkehrenden Tage seines Krankseyns, Tage der Trauer für das Volk von Lissabon, dessen Abgott er ist.

Nach Fernandez erhob sich ein anderer Deputirter, höher von Gestalt, langsam in seinem Vortrag, aber hinreißend in seinen Gedanken: Borges Carneiro. Kein Redner weiß schneller als er, den Enthusiasmus seines ganzen Auditoriums zu erwecken. Seine Motionen sind stets kühn, und schmeicheln den Volksleidenschaften.

Der Dritte der das Wort nahm, war, wie es schien, ein Geistlicher, im Priesterornat, klein, mit kahlem Haupte und schwacher Stimme. Die Verhandlung betraf ein Militär-Reglement. Ich fragte meinen Nachbar ob dieser Prieser ein Tempelherr sey, weil er sich in militairische Angelegenheiten mische. „Nein", antwortete jener lächelnd, „es ist Castello Branco, Professor an der Universität Coimbra, einer unsrer größten Gelehrten. Vor der Revolution war er Mitglied der Inquisition; nun aber leiht er seine umfassende Beredsamkeit der Vertheidigung der Freiheit." „Spricht denn", fragte ich weiter, „die servile Partei nie?" „Nie," war die Antwort, „sie ist stumm, aber nicht taub."

Ungeachtet der Versammlungssaal der Cortes gegen eine Stunde von der Neustadt entfernt ist, so waren doch die dem Publikum eingeräumten Galerien gedrängt voll. Meist soll hier die vollkommenste Ordnung und Ruhe herrschen. Heute aber, als Andrada, Deputirter von Brasilien, sich erhob, um des Volkes Liebling, Borges Carneiro, anzugreifen, begann es unruhig zu werden. Da rief ihm jener zu: „Ich verlange, daß ihr in den Grenzen der Achtung bleibt. Bei den Wahlen seyd ihr Könige, Unterthanen aber im Umkreise dieser Mauern."

Noch muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen, welche beweist wie sehr die portugiesischen Deputirten ihre Würde fühlen. Vor der Revolution war der König gewöhnt, allen die sich ihm vorstellten die Hand zum Kusse zu reichen. Als er nun zum erstenmal in der Cortessitzung erschien, bot Se. Majestät dem ersten der sich ihm nahte die Hand entgegen. Dieser schien zu glauben, der König wünsche unterstützt zu werden, nahm die Hand, legte sie auf seine Schulter, und stieg mit ihm die Stufen der Gallerie hinauf.

(Schluß folgt.)

Die neue Universität in London.

(Fortsetzung)

Der zweite Paragraph handelt von den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften, die auf der Universität London gelehrt werden sollen.

Es können dieselben, wird gesagt, unter drei Hauptabtheilungen befaßt und geordnet werden. Zu der ersten gehören alle diejenigen Gegenstände, welche wesentliche Erfordernisse einer freien wissenschaftlichen Bildung überhaupt sind, als: lateinische und griechische Sprache, Literatur und Alterthümer; französische und englische Sprache und Literatur; Elementar- und höhere Mathematik; Naturlehre und Astronomie; Logik und Kritik des menschlichen Verstandes (Th. of the human Mind); Moral und praktische (political) Philosophie; alte und neue Geschichte; Staatswissenschaft; Chemie. — Die zweite Hauptabtheilung, welcher, nach dem Ausdrucke des Statement, diejenigen Gegenstände angehören, die mehr in dem Lichte einer schmuckreichen Ausbildung (ornamental accomplishment) betrachtet werden können, begreift in sich: die italienische, spanische, deutsche, nordische und orientalische Literatur, und von letzterer insbesondere die indische, persische und hebräische. Ferner: Geologie und Mineralogie, Botanik, Zoologie. — Zur dritten Abtheilung endlich gehören die Brodstudien: Jurisprudenz und Medizin. Der Statement klassifizirt die zum Bereiche der Erstern gehörigen Fächer, wie folgt: allgemeine Rechtslehre (Jurisprudence), das Völkerrecht mit eingeschlossen; englisches Recht; römisches Recht. Und als einzelne Gegenstände der Arzneiwissenschaft werden angeführt: Anatomie und Physiologie; pathologische und vergleichende Anatomie; Wundarzneikunde; Natur und Behandlung der Krankheiten; Geburtshülfe, nebst weiblichen und Kinder-Krankheiten; Materia medica und Pharmacie; Chemie; Botanik und Physiologie der Pflanzen; gerichtliche Arzneikunde. Da ein Spital, wie bemerkt wird, mit der Universität in Verbindung steht, so werden dadurch klinische Vorlesungen und Praxis sehr erleichtert werden. — Außer den Lehrstühlen für die unter diesen drei Hauptabtheilungen begriffenen Zweige der Wissenschaften, werden deren noch andere für die Ingenieurkunst und die Anwendung der mechanischen Wissenschaften und der Chemie auf die Künste errichtet werden.

Im Verfolg dieses §. werden die Gründe entwickelt, weßhalb man auf die Errichtung einer theologischen Fakultät bei der Universität London verzichten zu müssen geglaubt hat. — Die Universitäten Oxford und Cambridge, heißt es in dieser Beziehung, gewähren hinreichende Gelegenheit zur Ausbildung der Geistlichkeit der anglikanischen Kirche. Da aber die Universität London, ihrem Prinzipe nach, Individuen jedweder Konfession oder religiösen Secte zugänglich seyn soll, so war es offenbar unmöglich, einen Lehrkursus für den berufsmäßigen Unterricht der Religionsdiener aller derjenigen Gemeinden einzurichten, die nicht zur anglikanischen Kirche gehören. Eben so wäre es großen Einwendungen ausgesetzt gewesen, auch nur einige theologische Vorlesungen für den Unterricht der nicht gerade dem Kirchendienste sich widmenden Studenten verschiedenen re-

ligiösen Glaubens anzuordnen; und gleich wenig war es thunlich, religiöse Observanzen einzuführen, welche allgemeine Befriedigung hätten gewähren können. — Auf den Universitäten Oxford und Cambridge befinden sich die Studenten der Aufsicht ihrer Eltern oder Vormünder entrückt, in Kollegien oder neu errichteten Pensionaten untergebracht, wo es nöthig ist, für ihren religiösen Unterricht zu sorgen. Aber zu London werden die Studenten bei ihren Eltern oder Vormündern wohnen; und selbst diejenigen, die aus der Ferne kommen, werden in Häusern leben, die von ihren Freunden mit aller erforderlichen Rücksicht auf die Bewahrung ihrer Sittlichkeit und ihrer religiösen Meinungen gewählt werden. Man geht mit einem Plane um, — dessen §. 6. näher erwähnt wird, — wornach die aus der Ferne kommenden Studenten Kost und Wohnung in Häusern erhalten können, worin sie unter der Aufsicht von Personen ihres religiösen Glaubens stehen, und wo sie, hinsichtlich ihres sittlichen Verhaltens, gewissen disciplinarischen Vorschriften unterworfen seyn sollen. . . . . . Der Rath hat lange und sorgfältig diese Gegenstände erwogen, deren höchste Wichtigkeit ihm nicht entging; allein er hielt es für unmöglich, den Grundsatz, Personen von allen religiösen Secten aufzunehmen, mit einem theologischen Unterrichtsplane oder irgend einer religiösen Disziplin zu vereinbaren, und so sah er sich nothgedrungen, diesen großen und vornehmsten Gegenstand der Erziehung, der ihm zu wichtig schien, um ihn irgend einer Gefahr bloßzustellen, der Leitung und Aufsicht der natürlichen Hüter der Zöglinge zu überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Italien.

(Fortsetzung.)

Ich nähere mich endlich dem Hotel, das ich suche. Der Mond beleuchtet die Gipfel der Paläste, die diese Straße bilden. Kein Schweizer, kein Portier zeigt sich am Eingange des Hotels, das von einer zahlreichen Hausgenossenschaft aus allen Klassen, und darunter von Signora D. bewohnt ist. Ich trete ein, und steige eine breite Marmortreppe hinauf, auf der ein tiefes Dunkel liegt. Ohne Führer und ohne Licht tappe ich herum; beim Absatze der Treppe des ersten Stocks gewährt mir der Mond, der durch die hohen, scheibenlosen Fensterstöcke blickt, eine augenblickliche sparsame Beleuchtung. Nichts verkündigt die Existenz eines menschlichen Wesens in dieser, dem Schweigen und der Finsterniß geweihten Steinmasse. Indessen setze ich furchtlos meine Entdeckungsreise fort. In den obersten Stock des Gebäudes gelangt, suche ich vergebens nach einer Glocke; ich klopfe, ich rufe, alles lange Zeit vergebens: endlich öffnet sich ein Gatter und ich erblicke, im Schein einer einsamen Lampe, eine alte, eingefallene Sibyllen-Gestalt. Eine weibliche Stimme fragt mich, was ich wolle? Meine fremde Aussprache und der Name der Person, auf deren Empfehlung ich mich berief, unterstützen meine Bitte um Einlaß. Man öffnet mir. Im Vorzimmer saßen eingeschlafene Domestiken um eine Kohlpfanne, in deren Asche nur noch ein paar spärliche Funken glimmten. Auf einem Tische, dessen matte Vergoldung, und die eingelegte Arbeit von Ebenholz sein ehrwürdiges Alter verkündigte, rauchte eine dem Verlöschen nahe Lampe, vor einem großen elfenbeinernen Crucifix. Einige schlechte Gemählde hingen an den gelblichen Mauern. Dieser erste Eindruck würde mich schon in ziemlich üble Laune versetzt haben, wenn ich nicht, als ein vielgewandter Reisender, es mir längst zum Grundsatz gemacht hätte, nie zu rasch zu urtheilen, alles zu beobachten, und mich über nichts zu wundern.

Der Salon entsprach den Erwartungen, die schon das Vorzimmer erregt hatte. Sie glichen einander, wie eine Folio-Ausgabe einer Quart-Ausgabe desselben Werkes gleicht. Dasselbe Dunkel, dieselbe Zerrüttung. Im Hinter-Grunde, auf einem mit blauem, stark verwaschenen Zeuge überzogenen Canapee saß die Göttin des Orts. In der Mitte des Zimmers stand eine eherne Gluthpfanne, mit aufgeschichtetem grünem Holze. Von dem, mit sonderbarer Stuckaturarbeit verzierten Plafond hing eine bronzene Lampe an kupferner Kette herunter.

Auf einem Tische, dem Zwillingsbruder von dem des Vorzimmers, lagen allerlei Marmorfragmente, Medaillen und einige Bücher in Querquart. Eine Eiskälte herrschte im Zimmer. Ein Kreis von Lehnstühlen, denen die Zeit ihre einstige Vergoldung geraubt hatte, umgab die Dame. Auf ihrem Schooße ruhte Farfaletta, ein kleiner, dicker, mit Bändern gezierter Hund, den seine Gebieterin von Zeit zu Zeit liebkoste, den aber nichts aus seinem tiefen Schlaf reißen konnte. Bei dem schwachen Schimmer der Lampe konnte ich kaum die rauchigen Malereien unterscheiden, welche die Wände und den Plafond bedeckten. Erst nachdem ich eine halbe Stunde in diesem Heiligthum mich aufgehalten, und mein Auge an seine düstere Majestät sich gewöhnt hatte, erkannte ich die plumpen Verzierungen des sechzehnten Jahrhunderts, die einst vergoldeten Rosetten, die bizarren Arabesken, die ängstlich ausgemeißelten Sculpturen, kurz die ganze leere Pracht der Zeit Caravaggio's, vermischt mit den christlich-mythologischen Allegorien der byzantinischen Schule und Borromini's wunderlichen Compositionen.

Die Mitglieder des ehrbaren Cirkels, in dem ich eingeführt wurde, gehörten nicht blos zu jenem mezzo ceto, von dem ich bereits früher mit Interesse gesprochen habe, sondern zu einer besondern, in großer, allgemeiner Achtung stehenden Klasse, welche in der an Alterthümern so reichen Hauptstadt der Welt das heilige Feuer der Archäologie bewahrt. Die Kunst ist in Rom Alles: sie gilt statt Freiheit, statt Patriotismus, statt Macht und statt Handel. Ihr Einfluß verleiht den mittlern, und in manchen Beziehungen selbst den untern Ständen einen Sinn für Schönheit und Anstand, der den nördlichen Völkern durchaus mangelt. Obgleich weniger beständig, weniger eingenommen für häusliches Leben und Glück, weniger streng hinsichtlich der Pflichten, welche es auflegt, und überhaupt weniger sittlich als die Bürger in den Städten des Nordens, findet man bei den Römern doch nicht jene materielle Selbstsucht, jene plumpe Mittelmäßigkeit, auf die man in London, Edinburg, Berlin rc. so häufig stößt. Hier ist mehr Solidität, einfacher, guter Hausverstand, und auch vielleicht mehr Redlichkeit; dort hingegen mehr Leben, Feuer, Gewandtheit, und stets jene leichtbewegliche Empfänglichkeit für

geistigen Genuß. Den gleichen gesellschaftlichen Charakter trifft man unter dem Bürgerstand von Florenz, Mailand, Neapel, aber nur in Rom ist er allgemein herrschend.

Trotz all dem darf man sich indessen nicht vorstellen, daß jene Liebe zur Antike, jener Fanatismus der Kunst heut zu Tage zu großen oder nützlichen Entdeckungen führe. Die gelehrten Antiquare, die Hohenpriester dieses Cultus, glänzen nur durch eine Detailgelehrsamkeit. Ein umfassender Ideenkreis, die Philosophie der Kunst mangelt ihnen gänzlich. Es gibt nur Einen Visconti, nur Einen Cancellieri, die sich über diese nichtsbedeutenden mikroskopischen Beobachtungen erheben. Die tiefsten Untersuchungen, die leidenschaftlichsten Diskussionen, die mühsamsten Nachtstudien, werden auf ein Stück altrömischen Backsteines, auf einen Säulenschaft, einen Initial-Buchstaben verwendet. Jeder Gelehrte baut seine Theorie auf, wie ein Kind sein Kartenhaus, und freut sich über nichts so sehr, als wenn er das luftige Gebäude seiner Gegner mit Glanz über den Haufen werfen kann. Tausendmal wird der Plan des alten Roms entworfen, verworfen, und wieder entworfen. Gegenstände dieser Art sind es, welche die Aufmerksamkeit der neuen Römer fast ganz ausschließlich in Anspruch nehmen; dieß ist die Bahn, auf der sie sich tummeln, dieß sind ihre Strapazen, dieß ihre Eroberungen. In der tiefen Lethargie, in die sie versunken sind, kann nur eine neuaufgefundene Medaille, das Paradoxon eines Gelehrten ihre Neugierde wecken, ihre Thätigkeit in Bewegung setzen, und ihnen jenes Gefühl ihres bürgerlichen Daseyns geben, das sonst von allem was sie umgibt mehr abgestumpft als belebt wird....

In Frankreich ist eine gelehrte Frau ein Gegenstand des Erstaunens, in England eine Zielscheibe des Spottes. In Rom hingegen tritt eine Frau, ohne ihrem Geschlechte untreu zu werden, oder sich auch nur im mindesten lächerlich zu machen, als Schriftstellerin auf, und hält selbst öffentliche Reden und Vorlesungen. Bekannt sind die Abbrizzi, die Vitoria-Colonna u. a.; ich selbst sah wie die Marquise M., die neue Minerva, die Academia Tiberina präsidirte, und, trotz ihrer riesenhaften Gestalt, fast unterlag unter der Last der Lobeserhebungen, mit welchen der Schwarm ihrer Verehrer sie überhäufte. Eine andere edle Dame verdankt ihren Ruhm einer in einem akademischen Cirkel gehaltenen geistreichen Lobrede auf die Polygamie, deren etwas gewagte Beweise jedoch durch ihr Privatleben vor Mißdeutung geschützt waren.

Zu diesen Damen nun, die sich ganz den Wissenschaften geweiht haben, gehört auch illustrissima Signora D. Eine magere Gestalt, hellglänzende Augen, ein etwas schiefer Wuchs, eine durchdringende Physiognomie passen in dem Grade besser zu ihren abstrusen akademischen Studien, als sie weniger an die Reize ihres Geschlechtes erinnern. Aber eine gewisse Art natürlicher Gutmüthigkeit, die hinter den scharfen und geschminkten Zügen durchblickt, mildert die Härte des Ausdrucks. Dabei verleiht der feurige Blick die rasche Bewegung und edle Haltung der ganzen Gestalt einen gar eignen Charakter.

In ihrer Jugend war sie den Intriguen der großen Welt, zu der sie übrigens vermöge ihrer Geburt nie gehörte, nicht fremd geblieben; später war sie in beständigen Streit mit den damals allmächtigen französischen Behörden verwickelt; aber weder Verdrießlichkeiten noch Gefahren konnten ihre Vorurtheile oder ihre Grundsätze brechen, und nun, da sie zu Jahren gekommen war, herrschte sie in Frieden über die gelehrte Coterie, in der ich eingeführt wurde (Wir übergehen hier die Ceremonie der feierlichen Vorstellung, und die Discussionen, die sich hierauf zwischen einem jungen Schüler des berühmten Fea und einem alten Abbé, einem heftigen Anhänger Nibby's, erhoben.)

Der Kampf ward lebhafter; die antiquarischen Gladiatoren geriethen in immer leidenschaftlichere Erbitterung, als die Dame des Hauses sich gegen mich wandte und ziemlich laut bemerkte, daß in der alten guten Zeit dergleichen Auftritte nicht vorgefallen seyen; damals habe im Gebiete der Wissenschaft wie in dem des Glaubens Orthodoxie geherrscht, und alles sey besser gegangen. Plötzlich trat ein Waffenstillstand von einigen Minuten ein. Drei oder vier Engländer, gleich mir gerade von den Ufern der Themse kommend, benützten das augenblickliche Stillschweigen, und suchten die Unterhaltung durch geistreiche Bemerkungen über schönes und schlechtes Wetter, und ähnliche allgemein interessante Gegenstände wieder zu beleben, wobei sie die Bildung ihrer Kammerdiener und den bon ton ihrer Postillone in Contribution setzten, und eine Probe jener possierlichen Sprache zum Besten gaben, die unsern Landsleuten auf dem Continent eigen geworden ist, einem Mischmasch von englischen Phrasen in's Französische parodirt, und von französischen Worten in's Italienische verketzert. Von diesen Anstrengungen aber bald erschöpft, trat auf's neue das finstere Stillschweigen der Italiener und die hochmüthige Schüchternheit meiner Landsleute ein. Vergebens suchte Signora die Unterhaltung wieder in Bewegung zu setzen, indem sie vom Coliseum, vom Vatican und von allen Herrlichkeiten Roms anfing; alle Versuche ihrer Artigkeit scheiterten an jener übelangebrachten Zurückgezogenheit. Diese Herren reiseten, um es eben wie die übrige Welt zu machen; nichts konnte ihre trockne Seele in Begeisterung setzen, nichts in ihre nüchterne Unterhaltung einen Funken von Wärme werfen. Bald sahen die Italiener, die den Fremden aus Höflichkeit Platz gemacht hatten, sich in einen Winkel des Salons gedrängt, während die Engländer, plötzlich aufmerksam auf ihre hervortretende Stellung, sich in den entgegengesetzten Winkel zurückzogen. Die Signora, ihre Tochter, die Abbé's, die Gelehrten — alles setzte sie in Verlegenheit, und insgeheim verwünschten sie gewiß jene ärgerliche Gewohnheit gebildeter Völker, welche jedem Mitgliede einer Gesellschaft die lästige Verpflichtung auflegt, seinerseits einen Beitrag zum Gespräch und zur allgemeinen Unterhaltung zu liefern. Wie sehnten sie sich nach dem Café des Mille Colonnes, wo einem das Vergnügen schon ganz fertig entgegengebracht wird, wo man, ganz nach Gefallen, sprechen oder schweigen, beobachten oder Grillen fangen kann! Die Langeweile wurde nach und nach allgemein. Es fand sich kein Glace à l'italienne, kein Punsch à la française, kein Thee à l'anglaise, um die Melancholie zu vertreiben, und den fremden Gästen den Gebrauch ihrer Sinne wiederzugeben. Jeder ennuyrte sich über sich selbst, und war durch die gut englische Tölpelhaftigkeit sich und den andern zur Last geworden, als die Thüre eines Nebenzimmers sich öffnete, und zwei Nichten der Signora D. hereintraten. (Schl. f.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 43. 12 Februar 1828.

Erinnerungen aus Italien.

(Schluß.)

Es ward uns angekündigt, daß nun Musik gemacht werden sollte. Die Aelteste der beiden Nichten setzte sich vor das Fortepiano. Es war eine ganz ansehnliche Person, diese Nichte; ihr Amazonen-Costüm, ihre scharfen Züge, die dunkeln Augenbrauen, die breite Stirn, mit braunen, unordentlich durcheinanderhängenden Locken geziert, ihre aufgeworfenen, blutrothen Lippen, mit mehr Ausdruck als Anmuth, endlich das brennende Incarnat auf dem bräunlichen Teint, die hohe Gestalt, die männlichen Formen, und einige Spuren des etwas vorgeschrittenen Alters — alles nahm die Aufmerksamkeit in Anspruch, ohne sie zu befriedigen. Mit einer Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit ließ sie die Finger auf das Fortepiano fallen, die bei einer schönen Dame der Faubourg St. Germain als der höchste Grad der Affectation erschienen wäre, bei unsrer Römerin aber bloße Kunstlosigkeit war. Kaum waren die ersten Accorde des Pianos ertönt, so fing sie laut an zu lachen. Ein Abbé, der sich auf den Rücken ihres Sessels lehnte, und ihr einige Worte zuflüsterte, hatte diesen Ausbruch ihrer Fröhlichkeit veranlaßt. Man drängt sich um ihn, man will das Geheimniß seiner Unterhaltung kennen lernen, und er wiederholt mit ernsthafter, wichtiger Miene ein fades Compliment. Er hatte sie zu einer Improvisation aufgefordert. Viva! viva! schrien die Italiener; viva! wiederholten mit etwas schwächerem Tone die Engländer in ihrem Winkel. Die Improvisatrice läßt sich ohne viel Mühe überreden. Aber welcher Gegenstand soll gewählt werden? Einer der Antiquare schlägt den Tempel des Pollux vor, ein anderer das Pantheon; die Engländer Alfieri, Dante, Rienzi; aber die klassische Gelehrsamkeit der Damen wies diese großen Namen der neuern Jahrhunderte hartnäckig zurück. Signora D. wünschte, daß die Wahl auf den König Evander fiele, damit etwas über das Etruskische zu sagen wäre. Endlich vereinigte man sich über das Capitol. Der Gegenstand war schön. Ich hoffte, die Improvisatrice werde in poetischer Begeisterung dieses alte Heiligthum des römischen Ruhmes vor uns aufsteigen lassen, und seine unsterblichen Annalen vor unserem Blick entrollen. Wie sehr wurde ich getäuscht! ich hatte nicht gewußt, daß die italienische Improvisation ein kindisches Spiel geworden war, ein bloßes Gedächtnißwerk, die Kunst in pathetischen Phrasen zu sprechen, fern von Geist, Imagination und Poesie. „Mit was soll ich das Capitol vergleichen?" fragte die Improvisatrice. „Mit einem Phönix, mit dem Ozean, mit einem Adler, einem Lorbeerbaum, einem Ey, einer Krone" antworteten die Antiquare. „Mit einer Taube," rief ein anderer. Una colomba! wiederholte entzückt die ganze Versammlung. Tiefe Stille tritt ein. „Il Campidoglio è com' una colomba" beginnt Signora, und geht nun in langsamem Rhytmus die verschiedenen Vergleichungspunkte durch, wie die Flügel des Capitols ale aperte e ferme seyen, gleich denen der Taube ꝛc. Die dilettanti, den Kopf bald gegen die rechte, bald gegen die linke Schulter geneigt, waren hingerissen über all diese Herrlichkeiten, die mich im höchsten Grade langweilten. Bei jeder Pause machten sie ihrer Begeisterung Luft: „Einzig! Welches Talent! Göttlich! Welche Stimme!" Die Engländer waren etwas gemäßigter und unbestimmter in ihrem Beifall, und selbst die Tante begnügte sich blos zu sagen: „Es ist ein gutes Kind, unsere Emilie."

Indessen hätte man ohne Schmeichelei, wenn auch nicht dem poetischen Talent der guten Emilie, doch ihrer Stimme, ihrem Gesange, große Lobsprüche machen können. Dieser, ich möchte sagen, nationale Vorzug war bei ihr besonders hervortretend. Welcher Italiener wäre so arm oder so verlassen von der Natur, daß nicht sein ganzes Wesen musikalisch wäre? Die Stimme, in der Conversation oft kreischend, wird im Gesange weich, biegsam, feierlich; Gesang scheint das eigenthümliche Idiom dieses Volks, die natürliche Sprache seiner Empfindungen, der volle, belebte Ausdruck von Freude und Leid. In unserem Norden ist der Gesang eine Anstrengung, das seltene künstliche Produkt der Uebung und Geschicklichkeit, eine Blume des Treibhauses. Das schöne Italien aber, auf dessen Haupt so viele Kronen sich zusammendrängten, und das nun von allem Ruhm so vieler Jahrhunderte entkleidet dasteht, hat nur Eines sich gerettet: die Musik, jenes Gefühl der Harmonie, jene, ich möchte sagen, melodische Organisation. Dieß, nebst seinem glücklichen Himmel, und der Erinnerung des Ruhms, ist der einzige Ueberrest von der reichen Erbschaft der Vorzeit.

Mitten unter dem, der Improvisatrice gezollten rauschenden Beifall hatte ich mich etwas zurückgezogen, und sah nun erst mit Befremden, daß die jüngere Schwester Emiliens unbemerkt in einer Ecke des Saals im Finstern saß. Sie hatte den Ausdruck von stiller Trauer, unbestimmter Unruhe, als ob ein schmerzlich süßer Traum ihr ganzes Wesen befangen hielte. Ihre Tante bemerkte meine Aufmerksamkeit auf sie, und sagte: è innamorata la poverina (die arme Kleine ist verliebt.) Sie sagte dieß ohne alle Affektation oder Verlegenheit, in einem ganz einfachen und natürlichen Tone, und trat dann wieder zu ihrem

gelehrten Clubb zurück. Das liebliche Mädchen saß in dem dunkelsten Winkel des Zimmers auf einem Sopha. Ihre Stellung hatte den ganzen Reiz schmerzlicher Hingebung, die in den Meisterwerken der Antike so bewundernswürdig ist. Eine Hand hielt das traurig gesenkte Köpfchen, während die andere nachlässig auf den Knien ausgestreckt lag. Die zarte Weiblichkeit, die zierliche Gestalt, der sanfte sehnsüchtige Ausdruck stand in lebhaftem Contraste mit den männlichen Zügen und Formen ihrer ältern Schwester. Die schwarzen Haare legten sich wie ein breites dunkles Band um die glänzend weiße Stirn. Ihre halbgeschlossenen Augen schienen die Sehnsucht auszudrücken, dieser beengenden Welt zu entfliehen, und ihre Augenlieder hoben sich langsam, wenn sie sich wider Willen gezwungen sah, augenblicklich Theil an der Unterhaltung zu nehmen. In allen ihren Zügen lag ein so stiller Schmerz, eine Melancholie ohne alle Affektation, daß ich, von unwillkürlicher Achtung und von der tiefsten Theilnahme ergriffen, kaum mit ihr zu sprechen wagte, sondern mich leis und schweigend neben sie setzte. Sie redete mich zuerst an, in sanftem traurigen Tone, aber mit unbeschreiblicher Grazie und schöner Wahl des Ausdrucks. Ganz hingerissen von dem Interesse das sie mir einflößte, antwortete ich, ohne daß ich im Augenblicke mehr wußte, was sie gefragt hatte. Meine Verlegenheit und meine fremde, ungeschickte Aussprache lockte ein leichtes Lächeln auf ihre blassen Lippen. — —

Man erhob sich um Abschied zu nehmen, als sich noch einmal die Töne des Fortepiano hören ließen. Ich benützte diese Gelegenheit, und bat die liebliche inamorata sich an's Instrument zu setzen. Einer der jungen Gelehrten vereinigte sich mit mir, und bat sie zu singen quella canzone che le andava più al genio, indem er überzeugt sey, daß eine solche Bitte den zärtlichen Seelen, die von Musik, Poesie und Liebe leben, gewiß nie unangenehm seyn könne. Das reitzende Kind erhob sich langsam, warf einen Blick auf seine Tante, als ob es von ihr im Voraus Verzeihung erbitten wollte, und setzte sich dann mit niedergeschlagenen Augen vor das Piano. Dann schlug sie die schönen Augen auf, ließ aber, so wie im Moment allgemeine Stille eingetreten war, ihren Blick wieder auf das Instrument fällen, und begann mit einem leichten Tremolo begleitet von jenem einfachen bekannten Liede: O Roma, O Roma! Non sei più com' era prima. Vergebens würde man in einer andern Sprache den tiefen ergreifenden Ausdruck, die schwellende Melodie dieses Volksgesanges wiederzugeben suchen. In der Klage über das Unglück Roms schien die Sängerin zugleich ihr eigenes Schicksal zu beweinen, und erhöhte so den rührenden Ausdruck des Liedes durch den Schmerz, von dem sie selbst durchdrungen war. —

Unser Zirkel bestand meist aus Leuten, welche im allgemeinen glauben, daß die Dinge, wie sie einmal sind, nicht leicht anders seyn können, und daß es folglich gut so ist, wie es ist. Welchen Römer aber möchte es geben, dessen Seele nicht von Zeit zu Zeit ein tiefer Schmerz beschliche, wenn er des einstigen Ruhms der ewigen Stadt gedenkt? So lag auch in diesem Augenblick auf allen Gesichtern der Ausdruck bittrer Melancholie, der letzte Zug des italienischen Patriotismus. Der Abbé murmelte einige Worte von Carthago, von den Mauern Ilions, dann aber überwältigte ihn die innere Bewegung des Augenblicks, er schlug die Arme übereinander, heftete den Blick auf den Boden, und schwieg....

Ich kehrte nach Hause zurück. Tiefe Stille lag auf Romulus Stadt; über ihr aber glänzten dieselben Sterne, die einst auf Cäsar und Brutus niederblickten.

Briefe über Portugal.

(Schluß).

Lissabon, 5 März 1822.

Das Theater der italienischen Oper ist geschlossen, und auf dem der portugiesischen Comödie spielt man die Mysterien der Leidensgeschichte, das Leben der Heiligen und Märtyrer. Vor meinen Fenstern zieht eine Prozession vorüber, das Leiden unsers Herrn, Jesus Christus, vorstellend. Alle Fenster, hinter denen bisher keine Seele sichtbar gewesen war, fliegen auf, und die lieblichsten Gesichter mit schwellenden Lippen und dunkelglänzenden Augen beugen sich heraus. Durch alle Straßen drängen sich die Massen des Volks. Der Held dieses Schauspiels ist ein Christus, mächtighoch wie Goliath, mit langem schwarzen Haar und dunkelbrauner Haut, mühsam sich fortschleppend unter der Last eines ungeheuern Kreuzes. Hinter ihm jammert und schluchzt ein langer Zug von Frauen, in Mäntel von braunem Tuche gehüllt, und Tücher von weißem Mousselin um den Kopf gebunden.

Ein englischer General des letzten Jahrhunderts sagte, er habe nie einen portugiesischen Mönch gesehen, der nicht die Miene eines Soldaten, und nie einen portugiesischen Soldaten, der nicht das Aussehen eines Mönchs gehabt hätte. Der erste Theil dieser Versicherung ist noch heute wahr. Die Mönche, die ich bei dieser Prozession sah, trugen das Haupt hoch, mit einer Art von triumphirendem Gange einherschreitend wie Garden auf der Parade. Warum sollten aber auch die Mönche nicht stolz und herabsehend seyn, da das Volk, die Minister und selbst der König so demüthig vor ihnen sind? Warum sollte ihr Sinn sich nicht erheben bei dem Gedanken, daß drei Millionen Portugiesen im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, und den Ozean beschiffen, blos um sie zu bereichern. Die einzigen hervorragenden Gebäude Portugals sind die Klöster. Wer das Escurial in Spanien, und das Kloster Mafra in Portugal gesehen hat, erkennt, daß America nur für die Mönche erobert wurde. Als 1755 das Erdbeben Lissabon zerstörte, blieb das Franciskanerkloster allein mitten unter den Trümmern aufrecht, weniger wohl durch ein Wunder des heiligen Franciscus, als weil die festungsgleichen Mauern und Gewölbe jedem Sturme trotzten....

Das portugiesische Volk ist abergläubisch aber nicht fanatisch. Wenn heftiger Ostwind sich erhebt, laufen immer noch einzelne Leute auf gewisse Anhöhen, um zu sehen, ob nicht der König Sebastian, der 1568 in einer Schlacht gegen die Mauren fiel, aus Afrika zurückkehre. Bis jetzt hat der heilige Sebastian vergebens auf sich warten lassen, dessenungeachtet aber insultiren ihn seine

Gläubigen nicht, wie die Lazzaroni den heiligen Januarius, wenn dieser mit dem Wunder des fließenden Blutes zögern will. . . .

Lissabon, 26 Mai 1822.

Vor einiger Zeit unterhielt ich mich mit General Sepulveda über Marschall Beresford. Er erkannte seine Verdienste an, die portugiesische Armee disciplinirt und zum Kriege gebildet zu haben. „Vor Marschall Beresford," sagte er, „war der Stand des Militairs der verachtetste in Portugal. Die Großen des Hofs fanden ihr Vergnügen darin, ihren Domestiken Lieutenants- und Capitainsgrade ertheilen zu lassen. Beresford hat die Offiziere dieser Schmach entrissen. Das Ehrgefühl und die Disciplin der jetzigen portugiesischen Truppen ist sein Werk. Deßwegen wurden auch, als er nach England zurückkehrte, seine militärischen Reglements in nichts geändert. Beresford war ein Despot, aber unbestechlich. Er hatte nicht Seelengröße genug, den tapfern General Gomez Freire und zwölf andere portugiesische Offiziere, welche 1817 gegen seine Person sich verschworen, vom Tode zu retten; aber daß er uns eine militärische Existenz gab, gibt ihm auch stets ein Recht auf unsere Achtung und unsern Dank."

(Wenn die bis Mai 1822 reichenden Briefe des Grafen Pecchio, aus denen wir die bisherigen Auszüge genommen, wenigstens den Reiz einer lebendigen Darstellung haben, so ermangeln dagegen die in obigem Werke nun folgenden Briefe, angeblich eines frühern portugiesischen Staatsbeamten, alles eigenthümlichen Werthes, und scheinen, blos trockene Compilationen aus den Pariser liberalen Blättern. Der angehängte Ueberblick über Portugals Lage in militärischer Hinsicht, von dem für die Geschichte der letzen Kriege so verdienstvollen General Pelet, hat zunächst nur für den Fall eines Angriffs Portugals von außen, Interesse.)

Ueber die Unausführbarkeit des von einigen Mechanikern gemachten Vorschlages, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen zu fahren.

(Fortsetzung.)

Eben so ungleich ist die Beschaffenheit und Güte der Straßenbedeckung, welche, auch bei der sorgfältigsten Unterhaltung und strengsten Aufsicht, unendlichen, nicht zu berechnenden, und nach Ort und Zeit immer wechselnden Abänderungen unterliegen muß. Wenn diese Bedeckung an einer Stelle in dem möglichst vollkommensten Zustande, und so eben, hart und glatt ist, daß die Wagen, wie auf einer Tenne, mit der größten Leichtigkeit darüber weg rollen, so trifft man bald auf eine andere, rauhe, holperige, ausgefahrene, mit tiefen Geleisen durchschnittene, oder frisch beschüttete Stelle, durch welche das Fuhrwerk nur langsam, und mit der äußersten Anstrengung fortgeschleppt werden kann. Aber selbst die besten Strecken, welche bei schöner und trockener Witterung am leichtesten zu befahren sind, werden durch starken und anhaltenden Regen in wenigen Tagen oft so verdorben, daß fast nicht mehr darauf fortzukommen ist.

Da also auf diese Art bei jedem auf gewöhnlichen Landstraßen gehenden Fuhrwerke der Widerstand nicht nur von Tag zu Tag, sondern von einem Augenblicke zum andern sich verändert, so muß nothwendigerweise auch die bewegende Kraft in demselben Verhältnisse sich verändern. Dieser Forderung entsprechen nun die Pferde bis auf einen gewissen Grad gut genug dadurch, daß sie selbst, nach ihrem eigenen Gefühle des Widerstandes, ihre Kräfte von Zeit zu Zeit mehr oder weniger anstrengen, oder dazu durch die Peitschenhiebe des Kutschers genöthigt werden, da sie bekanntlich für einige Augenblicke eine fünf bis sechs mal größere Kraft auszuüben vermögen, als diejenige ist, mit welcher sie anhaltend ein paar Stunden arbeiten können. — Wie soll aber die Wirkung einer Dampf-Maschine, deren Kraft unveränderlich und beständig ist, oder nur allmählich und langsam durch stärkeres Heizen gesteigert, oder durch Ablassen des Dampfes vermindert werden kann, allen jenen unendlich verschiedenen und von Augenblick zu Augenblick wechselnden Nuancen des Widerstandes so genau angepaßt werden, daß nicht das Fuhrwerk bald mit einer viel zu großen und gefährlichen Schnelligkeit fort laufen, bald ganz still stehen möge? *) — Es läßt sich wohl die Möglichkeit einer besondern Vorrichtung denken, mittelst welcher, bei unverändertem mechanischen Momente, das statische Moment der Kraft nach Willkühr modifizirt werden könnte, so daß z. B. durch dieselbe Kraft diezelbe Last mit verminderter Geschwindigkeit bergan, oder über einen rauhen und schweren Grund bewegt würde, welche mit größerer Geschwindigkeit auf der Ebene, oder auf einer glatten und festen Strecke fortgebracht wird. Allein die Ausführung eines solchen Mechanismus würde an einem Fuhrwerke dieser Art viel zu complizirt und zerbrechlich, und die beständige Regulirung desselben für den auf dem Wagen sitzenden leitenden Maschinisten äußerst beschwerlich, ermüdend und unsicher seyn.

Aus diesen Betrachtungen geht, wie ich denke, unbestreitbar hervor, daß, wenn die vorgeschlagenen Dampfwagen, von was immer für einer Bauart, nicht blos (wie bisher geschehen) in einem Hofraume, in einem Park, oder auf kurzen, mit der größten Sorgfalt geebneten harten und glatten Strecken, als eine neue Art von Spielwerk, zur Unterhaltung und Täuschung einer neugierigen Menge, produzirt, sondern zu wirklichen Reisen auf jede Entfernung gebraucht werden sollten, man vor allen Dingen damit anfangen müßte, alle Landstraßen ganz neu zu bauen, denselben durchaus eine horizontale oder nur unmerklich geneigte Lage zu geben, folglich alle Berge zu ebnen, alle Anhöhen abzugraben oder zu durchschneiden, alle Thäler und Vertiefungen durch Dämme aufzufüllen, und zugleich die Bedeckung dieser Straßen überall in einen so vollkommenen Zustand zu setzen, und darin beständig zu erhalten, wie die ausschließlich zum Spazierfahren im hiesigen englischen Garten, oder in dem Regents-Park zu London bestimmten Wege sind, auf welche letztere Herr Gurney bis jetzt ganz allein seine Versuche beschränkt zu haben scheint. **)

*) Eine solche Maschine müßte von einer Minute zur andern bald mit einer Kraft von 4 Pferden, bald von 8, bald von 24 Pferden arbeiten können.

**) Nach einem in dem Journal The Times vom 16. Januar dieses Jahres enthaltenen Berichte ward die Dampfkutsche den Tag vorher im Regents-Park versucht, wo

Durch eine solche, mit einem ungeheuern Kostenaufwande verbundene, Vorkehrung, würde nun erst die Möglichkeit herbei geführt, mit Dampf-Postkutschen, ohne Eisenbahnen, in einem Lande überall herum zu fahren, und zwar mit einem ungefähr fünfzehnmal größern Aufwande von Brenn-Material, als auf guten Eisenbahnen mit einem ähnlichen, viel einfachern, leichtern und sicherern Mechanismus nöthig wäre; *) und es stünden alsdann, da von der absoluten Möglichkeit zur Thunlichkeit oder zur praktischen Anwendbarkeit eines Planes noch ein großer Schritt ist, der zweckmäßigen Ausführung dieses Projektes nur noch folgende Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten und Gefahren entgegen.

1) Die immerwährenden Erschütterungen und heftigen Stöße, die ein so schwerer, mit der größten Geschwindigkeit bewegter Wagen unvermeidlich auszuhalten hat, können nicht anders als sehr nachtheilig auf die damit verbundene Maschine wirken; und wenn auch die Dampfkessel, oder die Dampf erzeugenden Röhren gegen diese Nachtheile einigermaßen dadurch gesichert sind, daß sie, im Zusammenhange mit dem Kutschenkasten, auf Federn ruhen, so bleiben doch die wesentlichsten und delikatesten Theile der Maschine: die Cylinder, Kolben, Ventile, Kolbenstangen und Steuerungen, welche in unveränderlicher und fester Verbindung mit den Achsen der Räder, folglich mit dem Wagengestelle seyn müssen, einem beständigen bald mehr, bald minder heftigen Schütteln, Stoßen und Prellen ausgesetzt, durch welches nicht nur die schnellste Abnützung aller dieser Theile herbei geführt, sondern auch häufige Unordnungen und Störungen im Gange, Beschädigungen und Brüche verursacht werden müssen. Man hat diese Nachtheile schon bei den viel einfachern und mit mäßiger Geschwindigkeit fortschreitenden Dampfwagen auf vielen englischen Eisenbahnen erfahren, auf welchen doch, wenn sie gut gebaut sind, die Bewegung möglichst sanft ist, und es hat sich da schon oft der unangenehme Fall ereignet, daß ein Dampfwagen mitten auf seinem Wege unbrauchbar und so mit allen angehängten beladenen Wagen unbeweglich geworden. Um wie viel mehr würde dieses bei so schweren und complicirten Maschinen zu befürchten seyn, welche, wie man die Absicht hat, mit der Geschwindigkeit gallopirender Pferde auf gewöhnlichen Landstraßen gejagt werden sollen! — *)

2) Die Gefahr vor dem Bersten der Dampfkessel ist zwar durch die von Herrn Gurney, so wie von mehreren seiner Vorgänger, angenommene, (aber nicht von ihm, sondern von amerikanischen Ingenieuren, erfundene und zuerst angewandte) Vorrichtung mit dampferzeugenden Röhren größtentheils beseitigt, und das Springen einer einzelnen Röhre kann freilich keinen bedeutenden Schaden verursachen. Wenn indessen — was doch zu den möglichen Zufällen gehört — mehrere dieser Röhren zugleich börsten, dann dürfte die Wirkung einer solchen Explosion, besonders für die unmittelbar darüber sitzenden Personen, nicht weniger schrecklich werden als jene eines gewöhnlichen Kessels. Auf alle Fälle müßte denjenigen Passagieren, welchen ihre Sitze auf dem (eisernen) Hinterkasten angewiesen sind, worin der Ofen und Dampf-Erzeugungs-Apparat enthalten ist, die Hitze von unten, und auch von der Seite aus den ganz in ihrer Nähe befindlichen blechernen Rauchfängen höchst beschwerlich, ja unerträglich werden. Auf den gewöhnlichen englischen Postkutschen nennt man diesen, für die Outside-Passengers bestimmten (ungeheizten) Hinterkasten: The Kitchen, die Küche. Ich habe den Ursprung dieser sonderbaren Benennung nicht erfahren können, finde sie jedoch bei der Dampfkutsche des Mr. Gurney im strengsten Sinne passend und richtig: denn ein solcher eiserner, mit Kohlen und Dampf geheizter Kasten ist wirklich eine treffliche Sparküche, ganz dazu geeignet, um die darauf gesetzten Gentleman und Ladies von Station zu Station zu rösten oder zu braten, und sie recht schnell (à l'anglaise) in Beef-steakes oder Mutton-chops zu verwandeln!

(Schluß folgt.)

---

sie mit einer Geschwindigkeit von 13½ englischen Meilen (gegen 4 deutsche Meilen) in einer Stunde herum lief. Da man aber beim Wenden über etwas rauhe Stellen bedeutende Schwierigkeiten gefunden hatte, so ward von einem andern Ingenieur, Herrn Williams, eine Abänderung an dem hiezu bestimmten Mechanismus vorgeschlagen, welche auch sogleich ausgeführt ward, und mit welcher der Versuch am 17. Nachmittags wiederholt werden sollte. a) s. Schluß-Anm. i. f. Bl.

*) Die zum Fortschaffen einer bestimmten Last auf einer guten englischen Eisenbahn nöthige Kraft beträgt nur ungefähr den zehnten Theil derjenigen, welche erfordert wird, um diese Last auf der besten Chaussee in ihrem vollkommensten Zustande fortzubringen. Wird diese bewegende Kraft durch eine auf dem Fuhrwerke befestigte Maschine hervorgebracht, so nimmt das Gewicht derselben nebst dem Gewicht des Wagens schon für sich selbst einen Theil dieser Kraft in Anspruch, von welcher dann nur der Ueberschuß auf die eigentliche nutzbare Wirkung, d. h. auf den Transport der reinen Ladung verwendet werden kann. Da nun eine Dampfmaschine von zehnfacher Kraft mit ihrem ganzen Apparate wenigstens fünfmal schwerer ausfallen, und ein Wagen, der auf einer ordinären Landstraße die heftigsten Stöße auszuhalten hat, um vieles stärker gebaut, folglich schwerer werden muß, als für eine Eisenbahn, auf welcher die Bewegung ungleich sanfter ist, so wird leicht zu begreifen seyn, daß zum Betriebe eines solchen Dampfwagens mit einer gegebenen Ladung auf einer gewöhnlichen Straße wenigstens fünfzehnmal so viel Brenn-Material aufgewendet werden müsse, als zum Betriebe eines ähnlichen, gleich stark beladenen Wagens auf einer Eisenbahn. In allen Gegenden, wo dieses Material nicht sehr wohlfeil ist, dürfte daher das Fuhrwerk mit Dampf viel kostbarer als das gewöhnliche Fuhrwerk mit Pferden zu betreiben seyn.

*) Bei allen gut geordneten Feuerlöschungsanstalten ist das sehr schnelle Zuführen der großen Spritzen, bei einem entstehenden Brande, verboten, weil man aus Erfahrung weiß, daß durch so heftige Erschütterungen an diesen Maschinen (welche doch um vieles einfacher als die Dampfmaschinen sind) leicht Brüche und Beschädigungen entstehen, wodurch dieselben im Augenblicke der Noth zum Dienste unbrauchbar werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 44. 13 Februar 1828.

Die Ultraisten und die Constitutionellen in Frankreich.

Die sechsjährige Diktatur des Villele'schen Ministeriums, dessen Joch Frankreich nunmehr abgeschüttelt hat, kann man als die Prüfungsjahre des konstitutionellen Systems in diesem Lande, und in Europa überhaupt, betrachten. Auf das an die Spitze des Jahrhunderts gestellte Frankreich blickten theilnehmend und erwartungsvoll die Völker, nicht ohne gerechte Besorgnisse für die Ruhe der Welt, die durch das Uebermaß der Reaktionen so leicht von Neuem unterbrochen werden konnte. Die Gefahr ist vorüber, und die loyale Weise, wie die Franzosen den Sturz des verhaßten Triumvirats zu Stande brachten, hat gezeigt, daß sie ministerieller Willkühr wie revolutionärer Anarchie gleich müde sind. Decaze, der die Nation royalisiren, und das Königthum nationalisiren wollte, scheiterte in seinem Unternehmen, weil er zu einer Zeit, da die Partheien des alten und des neuen Frankreichs noch im heftigsten Zweikampfe lagen, zwischen sie trat, aber stets schwankend zwischen dem Guten, das er erkannt hatte, und dem Bösen, dem er nicht entgehen konnte, keiner von beiden Parteien Vertrauen einflößte, und folglich desto gewisser den Haß oder die Verachtung beider sich verdiente. Wahrscheinlich hätte selbst ein Mann von kräftigerem Charakter als Decaze dasselbe Schicksal gehabt. Die constitutionellen Institutionen hatte Ludwig gleichsam improvisirt: sollten sie nun auf die Nation wirken, so mußten sie sich vorher in ihr consolidiren, sie mußten Boden gewinnen, ehe sie Früchte tragen konnten. Aber damals war die Stimmung der Gemüther noch zu leidenschaftlich, als daß die Ansichten der Köpfe hätten klar seyn können; man bewegte sich nur schüchtern oder ungeschickt in dem neuen Geleise; die Uebertreibung in den Grundsätzen der Einen und in den Ansprüchen der Andern ließ an kein Maß, an keine Versöhnung denken. Nicht ohne Grund kam dadurch der Liberalismus fast noch mehr in Mißkredit als der Ultraismus: denn wenn dieser auf seinem partikulär egoistischen Standpunkte immer wußte, was er wollte, und sein Ziel, der Träger des positiven, des stabilen Lebens zu seyn, mit Consequenz und Beharrlichkeit verfolgte, so schien jener, bei allem Streben nach Universalität, doch nur seine praktische Einseitigkeit und Befangenheit und somit seine politische Unfähigkeit zu beurkunden. Indessen haben wir seit jener Zeit die ausgezeichneten Talente eines Foy, Perier, Royer Collard und Anderer kennen gelernt und wir dürfen, ohne ungerecht zu seyn, dem jetzigen französischen Liberalismus um so weniger unsre Achtung versagen, als selbst die Gegenpartei dem Verdienste dieser Männer zu huldigen anfängt, nachdem, wie Chateaubriand sagte, die Liberalen Freunde des Königthums und die Royalisten Freunde der Charte geworden sind. Diese gegenseitige Verständigung oder, wenn man will, Verschmelzung der Parteien ist das Werk der Verwaltung des Herrn von Villele, so daß es scheint, die Vorsehung habe Frankreich für das Böse, das es von ihm erlitten, einigen Ersatz geben wollen in dem Guten, das wider seinen Willen durch ihn geschehen. —

Jener Ruf, der Thron ist in Gefahr, das Echo des königlichen Trauerhauses, welches in ganz Frankreich wiederhallte, verwandelte sich bald in das jauchzende Feldgeschrei der Ultraisten. Der Tod des Herzogs von Berry hätte den Entwürfen dieser Parteimänner zu keiner gelegeneren Zeit kommen können. Längst entschlossen, die Restauration nur mit der völligen Rückkehr zum Alten für beendigt zu erklären, hatten sie bald ihren Schmerz überwunden, um nicht aus Sentimentalität die reellen Vortheile, welche ihr Ehrgeiz aus jenem Ereignisse ziehen konnte, oder die Gelegenheit zur Rache, welche sich ihrem lang verhaltenen, durch die Siege der Revolution bis zur Wuth gesteigerten Grimm darbot, zu verlieren. Man würde sich sehr täuschen, wenn man bei den modernen Royalisten dasselbe tiefe und uneigennützige Gefühl persönlicher Anhänglichkeit an ihre Fürsten voraussetzen wollte, welches in der guten alten Zeit Fürsten und Völker wie Väter und Kinder an einander band. Die schönen Redensarten, welche jene Leute im Munde führen, dürfen unser Urtheil nicht bestimmen; man übersetze den Bombast der Parteisprache in die Sprache des gemeinen Lebens, und man wird Alles, was die Ultraisten von ihrem unbegrenzten Diensteifer für Thron und Altar versichern, sehr begreiflich finden. Wir behaupten nicht, daß die Gegner der Ultraisten ihr Interesse weniger im Auge haben; aber es ist einiger Unterschied, ob man dieses Interesse bloß von seinem isolirten und individuellen Standpunkte, von dem seines Standes und seiner Kaste, oder ob man es von dem der ganzen Gesellschaft aus zu vertreten gemeint ist. Die Ultraisten nennen sich Königsfreunde; sie müßten aber weniger Theoretiker seyn als sie in der That sind, wenn ihre Neigung, ihre Pflicht nicht vorzugsweise dem Königthum angehörte. „Der König stirbt nicht; es lebe der König!" Mit diesem Grundsatze entbinden sie sich von jeder Pflicht bloß persönlichen Königdienstes, und begrüßen unbedenklich jeden Nachfolger auf dem Throne,

der ihnen eine bessere Repräsentation des Königthums verspricht. Nicht um einen Menschen kann es ihnen zu thun seyn, der zufälligerweise König heißt, sondern nur um das monarchische Prinzip! Erschienen uns die Ultraisten als Selbstsüchtige, die eben schlechtweg nach Ehrenstellen und Besoldungen, nach Privilegien und Auszeichnungen strebten, so zeigt sich jetzt, wie sehr wir ihnen Unrecht gethan haben. Sie sind die Tüchtigen, die Geistesfreien, die Bewahrer der göttlichen Idee des Königthums, welche der Staat dafür, daß er ihnen eigentlich seine Existenz verdankt, doch nur schwach belohnt. Wo gab je das Herz eines Liberalen einer Politik Raum, die, erhaben über kleinliche Rücksichten und Vorurtheile, mit demselben Scharfblick ihre Zwecke durch alle Verzweigungen und Verkleidungen des monarchischen oder revolutionären Prinzips zu verfolgen gewußt hätte, wie die Ultraisten die ihrigen? Wir sahen, wie diese Parthei gegen Ludwig XVIII, in welchem sie einen Liberalen entdeckt hatte, in seinem eigenen Palaste sich verschwor, wie sie Ferdinand VII als einen Negro absetzte, wie sie in einem Lande die Protestanten, in einem andern die Katholiken als Gegner der Legitimität verfolgte. Gerade in diesen anscheinenden Widersprüchen enthüllte sich uns die Kraft eines Systems, das den Verstand unbefangen erhält, das Gemüth aber durch die innigsten Motive der Sympathie zum schönsten Zusammenwirken begeistert! Die Ultraisten begegnen sich, kennen sich, lieben sich — und ein Bund für die Ewigkeit ist das Werk eines Augenblicks, so daß sie sich in der Folge durch keine Aeußerlichkeiten, die eben aus der Verschiedenheit der Zeit- und Ortsverhältnisse zu erklären sind, an einander irre machen lassen. Kleine Störungen des wechselseitigen Zutrauens, die zuweilen vorkommen, können nicht lange dauern, weil man, wenn man auch in der Wahl der Mittel von einander abweicht, doch in den Zwecken und Erfolgen wieder zusammentrifft.

Der Triumph, welcher dem Ultraismus im J. 1815 zu Theil wurde, war nur vorübergehend; denn politische Combinationen hatten nichts für denselben gethan. Die Ultraisten hatten von Thaten geträumt und erwachten in den Armen des Sieges; der Wechsel der Eindrücke und die Neuheit der Lage ließ sie indessen nicht sogleich zum vollen Bewußtseyn gelangen. Einzelne Versuche, welche die noch nicht förmlich constituirten Parteien machten, dienten dazu, ihre Kraft zu üben, die Hindernisse, auf die man stoßen würde, und die Streitkräfte, auf die man rechnen könnte, kennen zu lernen. Das Jahr 1820 fand die Ultraisten besser gerüstet. Sie hatten die Zwischenzeit benützt, und sich mit Verbündeten aus ganz Europa verstärkt, und ehe sich Frankreich von seinem Entsetzen über den ungeheuren Frevel, der an dem Stammhalter der geliebten Dynastie verübt worden war, erholt hatte, während die Liberalen, die Doktrinärs, die Minister selbst durch die Beschuldigung eines ursachlichen Zusammenhangs ihrer Grundsätze mit dem Verbrechen oder mit der revolutionären Schwärmerei überhaupt eingeschüchtert stille schwiegen und zu keinem Entschlusse kommen konnten, da behaupteten die Ultraisten allein Geistesgegenwart genug, um zu handeln und sich dadurch faktisch in den Besitz der Macht zu setzen. Aber als ein Meisterstück ihrer Politik müssen wir es betrachten, daß sie das Gehässige der ersten Maßregeln, durch welche die Schuld eines Einzelnen an ganz Frankreich gestraft wurde, von sich auf Decaze abzuwälzen wußten, den sie haßten und den sie stürzen wollten. Decaze, durch das Wahlgesetz vom 5. Febr. 1817, das die Männer von der chambre introuvable allmählich entfernte, der populärste Minister, den Frankreich seit langer Zeit gehabt, ergriff selbst die Initiative zu den seiner persönlichen Macht und der Verfassung gleich verderblichen Gesetzen. Von dieser Zeit an bis zur Ernennung Villele's im Dec. 1821 war das Ministerium ein willenloses Werkzeug fremden Einflusses, eine Art Interregnum, welches man so lange fortbestehen ließ, bis einer Seits die Nation, der verächtlichen Verwaltung müde, sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie nur durch den Ultraismus aus diesem Zustand der Schwäche herausgerissen werden könne, anderer Seits der Ultraismus selbst seine völlige Organisation erhalten, und die zur weitern Ausführung seiner Entwürfe nöthigen Vorarbeiten vollendet hatte. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Unausführbarkeit des von einigen Mechanikern gemachten Vorschlages, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen zu fahren.

(Schluß.)

3) Aber die Möglichkeit, durch eine Explosion in die Lüfte geschleudert, und die Wahrscheinlichkeit, gebraten zu werden, sind noch nicht die einzigen Gefahren, welchen die Reisenden auf einem solchen Dampf- und Feuerwagen ausgesetzt wären. Sie müssen außerdem auch noch in beständiger Furcht schweben, ihre Hälse oder Knochen zu brechen.

Auf jeder stark befahrenen Landstraße kann bekanntlich ein schneller Wagen nicht lange in derselben geraden Richtung sich fort bewegen, sondern er muß bald zur Rechten, bald zur Linken, einem entgegen kommenden Wagen oder andern Hindernissen ausweichen, bald an einem andern, von ihm eingeholten langsamern Fuhrwerke vorbei zu kommen suchen, bald von einer rauhen und holperigen, ausgefahrenen oder neu beschotterten Stelle nach einer andern, leichter zu befahrenden Seite sich wenden, oder um eine Ecke herum sich beugen.

Bei den gewöhnlichen, von Pferden gezogenen, Fuhrwerken werden diese häufigen Wendungen, Biegungen, Auslenkungen und Einlenkungen mit der größten Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit durch die vereinte Aufmerksamkeit und Intelligenz des Kutschers und der Pferde bewerkstelligt, und die natürliche Intelligenz der Pferde ist in den meisten Fällen so groß, daß sie, selbst bei einer minder aufmerksamen oder geschickten Leitung ihres Führers, ihre Wendungen so genau zu treffen wissen, daß sie weder zu wenig noch zu viel aus ihrer Bahn weichen, und weder zu früh noch zu spät wieder einlenken, folglich ihren Wagen weder gegen einen andern stoßen, noch in den Straßengraben werfen. Hiezu wird aber, außer der durch Uebung geschärften Intelligenz dieser Thiere, auch ihre Muskelkraft in einem hohen Grade in Anspruch genommen. Um nämlich das Vordergestell

eines Wagens plötzlich in eine andere Richtung zu drehen, muß nicht nur die, bei einer schweren Ladung sehr bedeutende Reibung der Dreh-Scheiben oder Kränze, sondern auch der Widerstand der Räder an ihrem Umfange überwunden werden, welcher auf einem rauhen und unebenen Grunde, besonders wenn diese Räder in tiefen Geleisen laufen, oft so beträchtlich wird, daß die volle Kraft-Anstrengung von zweien an der Deichsel, als einem ziemlich langen Hebel, wirkenden Pferden erfordert wird, um die Räder aus solchen Geleisen und über dieselben hinaus zu drehen. Nun ist es zwar allerdings sehr leicht, durch eine Zusammensetzung von Rädern und Getrieben, Schrauben ohne Ende, oder andere dergleichen künstliche Vorrichtungen auch die schwächste Kraft dergestalt zu potenzieren, daß solche den größten Widerstand zu überwinden vermag; allein dieß ist nur auf Kosten der Geschwindigkeit möglich, und man erhält hiedurch nur eine sehr langsame Bewegung. Hier wird aber Kraft und Geschwindigkeit zugleich erfordert, da es, besonders bei sehr schnellem Fahren, oft auf einen Augenblick ankömmt, und das ernsthafteste Unglück entstehen kann, wenn die Wendung nur um eine Sekunde zu spät erfolgt. Ich setze z. B. den Fall, unsere Dampf-Postkutsche müsse im schnellsten Laufe von der Mitte einer nicht ungewöhnlich breiten Straße gegen den Rand derselben hinaus sich wenden, so wird, wenn das Vordergestelle nicht augenblicklich wieder in eine mit dem Rade parallele Stellung zurück gedreht wird, und seine schräge Richtung nur um eine halbe Sekunde zu lang behält, der mit seinem vollen Momente fortrollende (im Schuß befindliche) Wagen, unvermeidlich in den Graben stürzen. Dieses Unglück kann aber, außer dem Mangel an hinreichender Kraft des vorne sitzenden Wagenlenkers, auch durch das kleinste Versehen von seiner Seite, oder eine zufällige Stockung oder Unordnung in dem zur Wendung gehörigen Maschinenwerke, durch ein zwischen die Zähne der Räder und Getriebe derselben eingeklemmtes Steinchen oder Sandkorn, wodurch das Umdrehen plötzlich gehemmt wird, sehr leicht herbei geführt werden.

Ich übergehe eine Menge anderer Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten von geringerer Bedeutung, mit welchen das Reisen auf solchen Dampf-Postwagen unvermeidlich verknüpft wäre, und mache nur noch auf den gewiß häufig eintretenden Fall aufmerksam, daß durch irgend einen bedeutenden, nicht auf der Stelle zu reparirenden Bruch an dem complizirten Dampf-Maschinenwerke dieses mitten auf dem Wege unbrauchbar werde. Da steht nun unser Eilwagen auf Einmal stockstille, und es bleibt den Passagieren nichts anders übrig, als auszusteigen, und ihren Weg zu Fuße fortzusetzen, oder gewöhnliche, mit Pferden bespannte Wagen holen zu lassen. —

Ich habe über die praktische Ungereimtheit aller Projekte von Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen überhaupt meine Meinung schon vor 12 Jahren in einer dahier erschienenen kleinen Abhandlung, *) und seither bei mehreren Gelegenheiten in des Herrn Doctor Dingler's polytechnischem Journal ganz bestimmt und unverholen ausgesprochen, und ich finde noch keinen Grund, diese meine Meinung zurück zu nehmen, oder den allerneuesten Versuchen der Herren Gurney und Gordon ein besseres Schicksal zu prophezeien, als alle ihre Vorgänger gehabt haben. —

*) Bemerkungen über die von Hrn. von Reichenbach angekündigte Verbesserung der Dampfmaschinen und die Anwendung derselben auf Fuhrwerke. München, 1816, bei J. S. Hübschmann. 8.

Die Engländer, welche den Werth des kostbarsten und unersetzlichsten aller Erdengüter, der Zeit, besser als alle andern Nationen zu schätzen wissen, und welchen daher unsere gewöhnliche Art zu reisen viel zu langsam und langweilig ist, sind schon längst darauf bedacht gewesen, ihren Post-Einrichtungen auch in Hinsicht auf Schnelligkeit den höchst möglichen Grad von Vollkommenheit zu geben. Wirklich reiset man in keinem Lande so schnell als in England, wo die Postwagen (Mailcoaches) welche, nebst Passagieren, auch die Brief-Felleisen führen, und die Post-Chaisen gewöhnlich 10 engl. Meilen (gegen $4\frac{1}{2}$ Stunden Weges) in einer Stunde zurück legen. Man würde sich indessen sehr irren, wenn man diese außerordentliche Schnelligkeit der vorzüglichen Güte der englischen Straßen zuschreiben wollte, welche im Durchschnitte nicht viel besser, und in der Nähe von London und andern großen Städten, wo eine ungeheure Frequenz Statt findet, fast eben so schlecht sind, als die unsrigen. Das ganze Geheimniß der Engländer bei dieser Vervollkommnung besteht darin, daß sie auf allen Poststationen, welche in der Regel sehr kurz sind, die besten Pferde vom kräftigsten und größten Schlage halten, und diese ganz schonungslos zu Tode jagen. Die Abnützung (wear and tear) dieser edlen und kostbaren Thiere ist aber auch dort so ungeheuer, daß von ungefähr 100,000 Pferden, welche in England blos zum Postdienste beständig verwendet werden, im Durchschnitte jährlich wenigstens 18,000 (ungefähr 50 auf jeden Tag) als Opfer der grausamsten Anstrengung fallen. In der Nähe von London dauert kein Postpferd länger als 3 Jahre. Die ersten dortigen Postmeister, Mr. Waterhouse und Mr. Horne, deren Jeder 400 der schönsten Pferde hält, müßen, um ihre Zahl (Stock) beständig voll zu erhalten, ein Jahr ins andere, jeder 150 neue Stück ankaufen. Auf jedem Zuge von 200 englischen Meilen (90 deutsche Meilen) rechnet man im Durchschnitte zwei todte Pferde. Es ist dort nichts Seltenes, daß so einem armen Thiere, in der höchsten Anstrengung, ohne zu fallen, ein Fuß abbricht, oder daß es unter den Peitschenhieben seines Schinders, mit einem aus Maul und Nasenlöchern hervorstürzenden Blutstrome, todt zur Erde fällt! *) —

Um den mit diesem barbarischen Systeme verbundenen Kostenaufwand (der Ankauf eines brauchbaren Post-Pferdes beträgt nie weniger als 20 Pfund Sterling) zu ersparen, und wo möglich noch schneller von einem Orte zum andern zu kommen, hat man daher schon vor vielen Jahren das Projekt gemacht, statt der so kostbaren Thierkräfte die wohlfeilere und mächtigere Kraft des Wasserdampfes zum Fortschaffen der Postwagen anzuwenden, und, um dieses auf die vortheilhafteste Art zu bewerkstelligen, wollte

*) S. Observations on a general Iron Railway, by Thomas Gray. London, 1825. S. 15 u. 16, 53 u. 54.

man Eisenbahnen in allen Richtungen von einem Ende des Königreichs zum andern anlegen, auf welchen ganze Reihen aneinander gehängter Postkutschen durch vorgespannte Dampfwagen (locomotive Engines) mit einer unglaublichen Geschwindigkeit fortgezogen werden sollten. *)

Ein am 27. September 1825 auf einer Eisenbahn von 12 englischen Meilen in der Länge zwischen Stockton und Darlington in der Grafschaft Durham vorgenommener Versuch konnte für die Ausführbarkeit dieses Projektes in so weit als gelungen und entscheidend gelten, als man sich mit einer mäßigen Geschwindigkeit begnügen wollte, indem ein aus 38 aneinander gehängten Fuhrwerken verschiedener Art, deren Gesammt-Ladung an Menschen, Steinkohlen und andern Produkten 90 Tonnen oder 1524 bayerische Centner betrug, durch eine einzige vorangehende locomotive Engine in 3 Stunden und 7 Minuten von einem Ende der Bahn zum andern gezogen wurde, so, daß in einer Stunde 4 englische Meilen, oder $1\frac{1}{5}$ geometrische Stunden-Längen zurück gelegt wurden.

Diese Wirkung blieb indessen weit hinter den überspannten Forderungen und Erwartungen John Bulls zurück, welcher schon von einer Geschwindigkeit von 20 bis 25 Meilen in jeder Stunde geträumt hatte, ohne zu bedenken, daß bei einem solchen tollen Rennen schwer beladener Wagen, wenn es auch bewirkt werden könnte, Fuhrwerke, Maschinen und Eisenbahnen jeden Augenblick in tausend Trümmer zu gehen Gefahr laufen müßten, an ein zeitiges Hemmen oder zum Stillstand-bringen einer mit so ungeheuerm Moment bewegten Masse, da wo dieses nöthig würde, aber gar nicht zu denken wäre. Und so trug dieses Disappointment vorzüglich dazu bei, daß die meisten jener riesenhaften Unternehmungen von Eisenbahnen, welche bereits öffentlich angekündigt waren, wobei man aber hauptsächlich auf einen schnellern Transport von Briefposten und Reisenden gerechnet hatte, bald wieder aufgegeben wurden, und die zu diesem Ende bereits gebildeten Gesellschaften sich wieder auflösten.

Wenn nun aber einige mechanische Ultras oder Dilettanten in der Mechanik sich dennoch in den Kopf gesetzt haben, ein Resultat, das auf den vollkommensten, leichtesten und sichersten Kunststraßen (den Eisenbahnen) nicht zu erreichen war, auf den gewöhnlichen Landstraßen zu erzwingen, so kann dieses Unternehmen nur einem Mangel an gründlichen wissenschaftlichen und praktischen Kenntnissen, einer beinahe unbegreiflichen Verwirrung von Begriffen zugeschrieben werden. Doch auch diese Manie wird vorübergehen, und nach einigen tausend, auf verunglückte Versuche dieser Art verschwendeten Pfund Sterling, vielleicht nach einigen gebrochenen Hälsen, wird man in England wieder zu dem einzig heilbringenden Systeme der Eisenbahnen zurück kommen, und durch eine verbesserte Anordnung dieser Bahnen und der dazu gehörigen Wagen denjenigen höchsten Grad von Vollkommenheit im Transport-Wesen zu erreichen suchen, welcher vernünftigerweise zu erwarten ist.

*) Diese Anordnung mit der auf einem besondern Wagen voran ziehenden, und von den Kutschen getrennten Dampf-Maschine ist auch auf jeden Fall weit bequemer, angenehmer, sicherer und zweckmäßiger, als jene der ungeheuern Dampfwagen der Herren Gurney und Consorten, wo die Reisenden mit der Maschine und der Feuerung auf demselben Wagen zusammen gepackt sind.

Daß ich übrigens nicht der Einzige bin, welcher über diesen Gegenstand so urtheilt, und daß es auch in England gründliche und nüchterne Mechaniker gibt, welche derselben Meinung sind, mögen folgende Stellen aus den neuesten Werken von zweien der ausgezeichnetsten englischen Schriftsteller über Maschinen- und Fuhrwesen beweisen.

Herr Charles Frederick Partington drückt sich in einer 1822 zu London erschienenen Geschichte der Dampfmaschine: An historical and descriptive account of the Steam-Engine, p. 51, folgender Maßen aus: „Die Anwendung der Dampfmaschine zum Forttreiben von Wagen auf öffentlichen Landstraßen ist bis jetzt als eine übertriebene Künstelei in der Mechanik, und mehr wie eine wünschenswerthe als wie eine vernünftiger Weise zu erwartende Sache betrachtet worden: (A refinement in Mechanics, rather to be wished for than a matter of reasonable expectation): — Man hat zwar behauptet, daß ein Wagen dieser Art in Irland gebaut worden sey, welcher mit einer Last von 4 Tonnen (80 Centner) fünfzehn englische Meilen in einer Stunde zurück legen sollte. Allein es ist, wie wir denken, einleuchtend genug, daß diese Art von Anwendung eines ersten Motors auf einer gewöhnlichen Landstraße im höchsten Grade verderblich seyn, und eine bedeutende Erhöhung in den Kosten des Transportes zur gewissen Folge haben würde, (would be in the highest degree destructive, and a considerable increase in the toll would be the certain consequence.") —

Herr Thomas Gray in der fünften Auflage seines oben angeführten Werkes: Observations on a general Iron Rail-Way, London 1825, sagt, (S. 71 — 72) „Was immer für Versuche (attempts) gemacht werden mögen, Dampfwagen oder andere mechanische Fuhrwerke auf gewöhnlichen Landstraßen einzuführen, so sind die damit verbundenen Gefahren und Unbequemlichkeiten so auffallend, daß es kaum nöthig ist, über das Ungeeignete eines solchen Planes eine Bemerkung zu machen. Diese neuen Wagen würden im Herunterfahren über die steilen Anhöhen, welche auf unsern Chausseen vorkommen, bei dem geringsten Zufall am Maschinenwerke in Stücke zerschmettert werden. Ueberdieß sind die verhältnißmäßig geringen Lasten, welche eine Maschine auf diese Art fortzuschaffen vermag, und die viel kleinere Geschwindigkeit im Vergleiche mit dem, was dieselbe Maschine auf einer Eisenbahn zu leisten fähig wäre, hinreichend, um die Thorheit dieses Projektes zu zeigen (to shew the folly of the attempt). Es muß daher einleuchten, daß das einzige Mittel, von welchem hierinfalls ein guter Erfolg zu erwarten ist, darin besteht, eine für den besondern Bau von mechanischen Fuhrwerken geeignete Straße, mittelst einer ganz ebenen, glatten, und harten Oberfläche, so zu bilden, daß die Wagen mit einer kleinern Kraft schneller und wohlfeiler darauf fortgebracht werden können" — das heißt: eiserne Geleise vorzurichten.

a) Die Times enthält keine weitere Nachricht von Probefahrten des Dampfwagens.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 45. 14 Februar 1828.

Neueste englische Literatur.

Es bedarf nur eines oberflächlichen Blickes in die englische Literatur, um sich zu überzeugen, daß die Bildung, deren Produkt sie ist, das ausschließliche Eigenthum der höheren Stände sey. Wenn Voltaire's Werke in den Händen des Tagelöhners, des Bettlers sind, der sich in der abschreckendsten Gestalt auf den Straßen von Paris umhertreibt; wenn Tasso's unsterbliche Gesänge noch jetzt in dem Munde der Barcarolen von Venedig leben *): so würde der englische Landmann dagegen die Sprache seiner Dichter, seiner Redner, seiner Gelehrten nicht verstehen. Dem guten Yorkshireman, der das Wort englisch noch in dem alten Sinne unseres Deutsch, nehmlich für deutlich braucht, begegnet es wohl, daß er von dem jungen Cockney, der ihn in Ausdrücken aus der Büchersprache seiner Gnade versichert, erwiedert: Speak English, Sir, I do n't understand your Latin!

Zwar hat in neuerer Zeit sich eine eigene Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter dem Volke (the Society of useful knowledge) gebildet und — so viel wir vernehmen — bereits den Anfang damit gemacht, eine ganze Bibliothek zum Gebrauche des Volkes herauszugeben. Doch dürfte die Hauptschwierigkeit, welche die Gesellschaft zur Lösung ihrer philanthropischen Aufgabe zu überwinden hätte, weniger die seyn, Bücher für das Volk zu schreiben, als dieses dahinzubringen, sie zu lesen, und besonders ihm die Mittel zu geben, welche bei jeder Lectüre vorausgesetzt werden: Zeit, Geld und Wohlseyn. So lange dafür nicht gesorgt ist, — wozu aber weder die Pauper-rates der Kirchspiele, noch die großmüthigen Subscriptionen in London hinreichen dürften — so lange wird auch die englische Literatur nie aufhören, gleich unserer deutschen, die Literatur einer Kaste zu seyn, und sich in Form, Gehalt und Richtung als solche kund zu geben.

Eine charakteristische Erscheinung in dieser Beziehung ist das, was die Engländer ihre literary season, oder überhaupt the season (die Jahreszeit) nennen. Wie in Deutschland die beiden großen Büchermärkte auf Ostern und Michaelis, in die Ferienzeiten unserer Conrectoren und Schulmeister fallen, so beginnt nehmlich in England der literarische Markt mit Anfang des Winters, — wo der hohe Adel und mit ihm die „gute Gesellschaft" von seinen Landsitzen in das Westende von London zurückkehrt, — und dauert bis in den Sommer, wo derselbe die Stadt wieder verläßt. Um unsern Lesern eine vollständige und zugleich schnelle Uebersicht der neuesten englischen Literatur zu geben, glauben wir daher nicht zweckmäßiger zu Werke gehen zu können, als indem wir ihnen eine fortlaufende Reihe von Berichten über den jedesmaligen Marktzustand des Tages mittheilen, denen dann — nach englischer Art — Auszüge oder Proben beigefügt werden sollen, weniger um zum Belege unseres Urtheiles zu dienen, als um selbst ein Urtheil hervor zu rufen.

Das Wichtigste, was seit Anfang dieses Jahres auf dem englischen Literaturmarkte erschienen ist, waren zwei biographische Werke: das Leben des größten Feldherrn und Staatsmanns, und das Leben des größten Dichters unserer Zeit: The life of Napoleon Buonaparte by W. Hazlitt (Lond. 1828. 4. vols. 8.) und Lord Byron and some of his Contemporaries by Leigh Hunt. (Lond. 1828. 4.).

Ueber Napoleon ist bereits so viel und von so vielen gewichtigen Autoritäten, und doch oft so albern und daher so widersprechend gesprochen und geschrieben worden, daß jeder, der mit der Versicherung auftritt: es sey nicht mehr möglich, etwas Neues über ihn zu sagen, und überhaupt in unserer noch durch ihn bewegten Zeit nicht möglich, sicher über ihn zu urtheilen, des allgemeinen Beifalls aller derer gewiß seyn kann, welche die Ueberzeugung haben, daß ihnen dieß in der That nicht möglich fallen würde. Allerdings ist es schwer, einen Thurm zu messen, wenn man unmittelbar am Fuße desselben steht; und am schwierigsten möchte ein solches Unternehmen während eines Erdbebens seyn; aber wir müssen zuvörderst gestehen, daß wir Napoleon weder für einen Thurm noch für einen Oger oder Polyphem halten, sondern für einen Mann, nahe der größten Höhe, die Sterblichen verliehen ist, aber keineswegs erhaben über jeden Maaßstab derselben. Außerdem scheinen uns zwölf Jahre eine hinreichende Entfernung zu seyn, um auch dem kleinsten Zwerge freies Urtheil über einen Riesen zu verstatten, und was die Bewegung betrifft,

*) Im Allgemeinen gilt freilich Byron's:
In Venice Tasso's echoes are no more,
And silent rows the songless gondolier —
doch kann ich, als einzelnes Beispiel, dagegen anführen, daß der Gondolier, dessen ich mich in Venedig bediente, die ganze Gerusalemme auswendig wußte, und unaufgefordert lange Bruchstücke daraus in der bekannten eintönigen Melodie sang, freilich ohne ein Echo zu finden.
K. H. H.

von der wir hören, so nahmen wir wenigstens auf unserer Studirstube bisher keinen sonderlichen Effekt von derselben wahr.

Der Hauptgrund der irrigen Urtheile, die über Napoleon bisher gefällt worden sind, liegt ohne Zweifel in der Gewohnheit, große Männer nicht als das Geschöpf, sondern als Schöpfer ihrer Zeit zu betrachten, auf ähnliche Weise, wie z. B. das Feuer gewöhnlich nicht als das Produkt eines chemischen Prozesses, sondern als ein selbstständig wirkender brennender Stoff angesehen wird. So gilt Luther seit drei Jahrhunderten nicht als das Instrument, sondern als der Instrumentator, der Stifter der Reformation. Und schwerlich wäre man so inconsequent gewesen, nicht auch Napoleon für den Urheber der französischen Revolution zu erklären, wenn damit die unbedeutende Charge eines Secondelieutenants, die er bei dem Ausbruche derselben bekleidete, nicht allzuschwer zu vereinigen gewesen wäre. Und doch war Napoleon nie größer, als auf dem Congresse von Erfurt, wo er zum Erstaunen der versammelten Fürsten eine an sich gleichgültige Erzählung anfing: Comme j'étais encore simple lieutenant d'artillerie en second — und, als er das allgemeine Stillschweigen der Ueberraschung bemerkte, lächelnd sich verbesserte: Comme j'avais l'honneur d'être lieutenant d'artillerie en second! Die Masse der Thaten, welche den Pöbel in Erstaunen setzt, macht vielleicht den großen Mann, aber nur die innere Seele, das volle Bewußtseyn, das innige Gefühl der Menschheit den großen Menschen; und Napoleon war — noch mehr als das erste — das letztere.

Wir zählen uns nicht zu jenen blinden Verehrern Napoleons, welche seine Größe darein setzen, daß er, der ächte Republikaner, die Nothwendigkeit einer Dictatur unter den obwaltenden Umständen erkannt, die Zügel derselben kühn ergriffen, und mit Festigkeit gehandhabt habe; uns scheint häufig unter dieser Verehrung der Dictatur nur eine gewisse Unselbstständigkeit verborgen zu liegen, welche, der Freiheit unfähig, sich willig unter das Joch der Despotie beugt, und dieser — um mit der Zeit fortgeschritten zu scheinen — gern einen glänzenderen Namen leiht. Nein, Napoleon war kein Dictator einer Republik, und wollte dieß nicht seyn; er war Despot! Aber er war ein großer Mensch; und doppelt bewundern müssen wir ihn, wenn — durch den Gang der Ereignisse, den er nicht bestimmen konnte, zur Despotie hingedrängt, auf einem Standpunkte, auf welchem selbst denen, die darauf geboren werden, schwindelt, und auf welchem ihm die Menschenmenge zu seinen Füßen nur zu leicht als ein Haufen eklen Gewürmes erscheinen konnte — er dennoch nie das Gefühl der Menschenwürde vergaß.

Daß Walter Scott, ein so feiner Psycholog, Napoleon nicht von dieser Seite aufgefaßt hat, betrachten wir als einen großen Verlust der Literatur; doch müssen wir bekennen, daß dieser Mißgriff, der von vorn herein den Dichter unfähig machte, seinen Helden würdig darzustellen, entschuldigt wird, wenn wir die Schwierigkeiten bedenken, die Walter Scott zuerst als Engländer, und dann als Tory zu überwinden hatte. Wem es bekannt ist, welche Vorstellung man sich allgemein in England von Napoleon machte, den kann die verfehlte Schilderung eines so ächt nationellen Volksdichters nicht befremden; wir sind Walter Scott in der That Dank schuldig, daß er ungeachtet seiner eigenen, zum Theil wirklich albernen, Irrthümer, doch soviel dazu beigetragen hat, den bei der Masse seiner Landsleute verbreiteten Aberglauben, der sich Napoleon als eine Art von menschenfressendem Ungeheuer, einen Popanz der französischen Revolution, eine Ausgeburt der Hölle dachte, zu zerstreuen.

Hazlitt, ein bisher nur als Kritiker und Philosoph bekannter Schriftsteller, ist auf dieser Bahn in seinem Leben Napoleons schon einen beträchtlichen Schritt weiter gegangen; wobei ihm freilich sein Antagonismus gegen das englische Feudalwesen, welches den Poeten durch seine romantischen Reize gefesselt hielt, sehr zu Statten kam. Wir bedauern von dem Werke Hazlitts bisher nur einen zu kleinen Theil gesehen zu haben, um uns ein umfassendes Urtheil über dasselbe zu erlauben. So weit wir aber dasselbe gelesen haben, fanden wir kein Wort, welches die Sache der Freiheit verriethe. Die Revolution ist — wenn nicht so kurz, wie dieß in einer Geschichte Napoleons vielleicht der Fall seyn sollte — doch mit schneller und treuer Feder beschrieben; und was das Schwerste war, er hat die Charaktere der Hauptacteurs in diesem schrecklichen Schauspiel mit vielem richtigen Gefühl und großer Klarheit aufgefaßt, und dadurch für die gewöhnliche Lesewelt begreiflich gemacht. Er hat gezeigt, auf welche Weise Menschen in Ungeheuer verwandelt werden, und bewiesen, daß wenn Paris von Schurken angefüllt war, welchen Verbrechen jeder Art leicht und alle Laster angeboren waren, dieß nicht die Schuld der Revolution ist, sondern der alten Regierung, welche das Volk so tief entwürdigte, daß es in diesen Abschaum ausarten mußte, der dann die Urheber seines Elendes durch die Wirkung desselben züchtigte. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Ultraisten und die Constitutionellen in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Verfassung war in den Augen der Ultraisten nie etwas anderes als die sanktionirte Revolution, folglich ein Feind, den sie bekämpfen mußten. Anfangs begnügten sie sich mit einzelnen Concessionen, erlistet oder ertrotzt mit dem Gewinn kleiner Vortheile, die sie aber auch wieder verlieren konnten. Die Nation sah diesem stillen Kriege, wo es sich oft nur um Doctrinen zu handeln schien, ziemlich gleichgültig zu; sie wollte Ruhe und ließ sich gerne einige Opfer gefallen, wenn dadurch die kleine Zahl der Unzufriedenen zu beschwichtigen seyn sollte. Das Haupt der Bourbonen brachte ein versöhnliches Herz aus der Verbannung zurück, und mancher Sohn der neuen Zeit trat vertrauensvoll vor seinen Thron und fand sich nicht getäuscht. Zwanzig Jahre des Unglücks hatten Ludwig XVIII weiser als die meisten seiner Gefährten gemacht; durch das Glück der Gegenwart mit den Leiden der Vergangenheit versöhnt, war er nicht der Mann der Ultraisten. Wie, dachte wohl mancher von diesen, soll der König so behaglich auf seinem Throne sitzen, während wir, die wir für

ihn kämpften und duldeten, das Erbe unserer Väter noch in den Händen der Räuber sehen, und von einem kärglichen Gnadenbrode leben müssen? Im Grunde war aber das Loos der alten Vertheidiger des Throns so gar schlecht und armselig eben nicht, indem sich sonst schwerlich viele Andere gefunden hätten, die, ohne ihre Ansprüche zu haben, diese Armuth mit ihnen theilen wollten.

Es läßt sich nicht verkennen, daß bei Lebzeiten Ludwigs XVIII oder wenigstens so lange er noch geisteskräftig genug war, um auf die Angelegenheiten seines Reichs selbstständig einzuwirken, die Stellung der Ultraisten, Frankreich und Europa gegenüber, noch nicht so entschieden und offensiv seyn konnte, wie sie bei einem bevorstehenden Thronwechsel werden mußte. Ludwig XVIII hatte sich nicht ohne einigen Schein verwandter Geistesgröße in seiner Vermittlersrolle als einen zweiten Heinrich IV gedacht; Frankreich nach der Revolution und Frankreich nach den Bürgerkriegen des sechzehnten Jahrhunderts erschienen in mehr als einer Beziehung vergleichbar; die Aufgabe der Fürsten in beiden Perioden war im Allgemeinen dieselbe: zwei gleich mächtige, feindlich einander gegenüberstehende Parteien zu vereinigen. Aber wenn uns die Charte an das Edikt von Nantes erinnert, sollen wir auf die Gefahr hin, ungerecht zu urtheilen, eine weitere Parallele zwischen Karl X und Ludwig XIV ziehen? Der stolze Herrschergeist, der kirchlich fromme Sinn, die Verehrung gegen die Geistlichkeit, besonders gegen die auch für höhere Zwecke der Politik wirkende Gesellschaft Jesu, dieses Alles ist beiden Fürsten gemein — und zu manchen andern Vergleichungspunkten böte das Leben des Grafen von Artois die Belege — aber dürfen wir dieser Aehnlichkeiten wegen, weil Ludwig XIV wichtige Edicte und Institutionen seiner Vorgänger zurücknahm, auch von Karl X einen gleichen Schritt erwarten? Diese Besorgniß, die französische Journale mehr als einmal andeuteten, scheint uns indessen noch voreilig, und die Aufhebung der Charte nur in dem Fall gedenkbar, daß Frankreich in der Mehrheit seiner öffentlichen Organe, wie dieß eine Zeitlang geschah, beharrlich die Wiederherstellung der absoluten Monarchie verlangte. Karl dem X, entsprossen aus dem ältesten Fürstenhause Europa's, und gewöhnt an rein monarchische Formen, die seinem persönlichen, wie seinem fürstlichen Charakter zusagen, könnten wir es unmöglich verargen, wenn er einem darauf bezüglichen Wunsche seines treuen Volkes, sobald dieser im Ernst vor ihn gebracht würde, bereitwillig entspräche.

Hätte Frankreich seine Institutionen theilweise oder ganz verloren, so wäre die Schuld größtentheils den Männern beizumessen gewesen, welche als Sprecher der Nation auftraten. Aus tadelnswerthem Leichtsinn und mit völliger Verkennung der letzten Vergangenheit, die den Collektivbegriff des neuen Frankreichs bildete, hatten die Liberalen nach und nach die Männer der Republik und des Kaiserreichs Preis gegeben, in welchen sie gerade die tüchtigsten Elemente für den neuen Constitutionalismus, geprüfte Erfahrung und Freiheitsliebe hätten finden können. Warum wollten sie in einem Augenblick, wo nur Vereinigung Rettung versprach, das Interesse aller derer, welche so lange die Führer ihrer Zeit gewesen waren, deßwegen von dem ihrigen trennen, weil jene sich vielleicht minder lebhaft für ihre Theorie der konstitutionellen Monarchie, für ihre Ansicht von Legitimität aussprachen, oder weil einigen Großen des ancien regime damit ein Dienst geschah?

Allein auch die Royalisten gestehen nunmehr ihre Verblendung ein. Sechs Jahre der Willkühr reichten hin, um ihnen die Wahrheit eindringend zu machen, daß die Verfassung den alten Interessen eben so gut als den neuen Dauer und Sicherheit verleihe. Sie mochten sich jetzt fragen, ob der Thron glänzender geworden, als man in ganz Frankreich keine freie Stimme mehr vernahm, als die Diener des Königs zu Sclaven erniedrigt waren, die keinen Willen haben durften, als den Willen der Minister, und die Menschen zu Dingen, die man wegwarf, wenn man glaubte, ihrer nicht mehr zu bedürfen. Daß die Nation auf diese Weise nicht glücklich werde, war ihnen um so weniger zweifelhaft, als sie sich selbst nicht glücklich fühlten. In dem rücksichtslosen Benehmen der Minister, selbst gegen alte Märtyrer der Treue, lag eine starke Lehre. Sollte blos der Frohndienst noch als Verdienst gewürdigt werden, so ahnte jeder rechtliche, unabhängige Mann das Schicksal, das auch ihm bevorstand. Natürlich hatten die Ritter des Absolutismus nicht daran gedacht, daß sie selbst an den Triumphwagen der gepriesenen Alleingewalt gespannt werden würden. Das Staatswesen der jetzigen Zeit ist eine äußerst complizirte Maschine, die nur durch die künstliche und so viel als möglich gleichmäßige Vertheilung des Drucks im Gange erhalten werden kann. Deswegen ist eine Monarchie im antiken Sinn, mit dem Fürsten als wirklichem Selbstherrscher an der Spitze, längst nicht mehr gedenkbar. Was wollen also im Grund alle Parteien? Ueberzeugt, daß der König der Last des Alleinregierens nicht gewachsen sey, wollen sie mitregieren. Der Unterschied ist am Ende nur der, daß die einen ihren Antheil im Namen des Königs, die andern ihn im Namen des Volks verlangen. Die Ausführung des Absolutismus wäre nur dann möglich, wenn das ganze Staatssystem vereinfacht würde; die ungeheuern Budgets, die Heere von Angestellten müßten zu einem großen Theile wegfallen; es müßte in den niederen Regionen des Staats unbedingte Freiheit zugestanden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Universität in London.

(Fortsetzung.)

Der dritte Paragraph, welcher die verschiedenen Studienkurse betrifft, enthält nur die allgemeinsten Umrisse von derjenigen Studienordnung, die sich der Rath vorbehielt, demnächst mit den Professoren der Universität in reiflichere Erwägung zu ziehen und hiernach genauer zu bestimmen.

Man wird die Studenten in zwei Klassen unterscheiden: eigentliche Mitglieder der Universität (Members of the University), und gelegenheitliche Studenten (Occasional

Students). Zur ersteren Klasse gehören alle diejenigen jungen Leute, die einen regelmäßigen Cursus des akademischen Unterrichts verfolgen. Die zweite Klasse begreift solche Individuen in sich, die bereits einen Beruf ergriffen, allein noch Muße haben, ihre Bildung zu vervollkommnen, indem sie einen Theil des Tages dem Besuche gewisser Vorlesungen widmen.

Der Rath hält es nicht für angemessen, bei der Aufnahme ein Minimum des Alters zu bestimmen, sondern ein Minimum der Vorkenntnisse. Hiernach werden die jungen Leute, welche als Mitglieder der Universität, — denn auf diese Klasse der Studenten nimmt der Rath vorzüglich Rücksicht, — sich anmelden, mit folgenden Elementarkenntnissen ausgerüstet seyn: Im Lateinischen vollkommene Kenntniß der Grammatik und soviel Sprachkunde, um einen leichten Prosaiker und Dichter, wie Cäsars Commentarien und Virgils Aeneide, zu lesen; im Griechischen die Grammatik und zureichende Kenntniß der Sprache, um Xenophons Anabasis oder einen andern eben so leichten Autor zu übersetzen; in der Arithmetik müssen sie es bis zu den gemeinen und Dezimalbrüchen gebracht haben, und endlich noch im Stande seyn, einen leichten französischen Prosaiker zu lesen.

Für die lateinische und griechische Sprache ist man Willens, zwei Klassen, eine untere und eine obere, zu errichten, aus Rücksicht auf die verschiedenen Grade von Kenntnissen, welche die Studenten mitbringen. Allein es sollen dieselben nicht gehalten seyn, die untere Klasse durchzumachen, wenn sie bei der Prüfung für die obere Klasse tüchtig befunden werden; eben dieselbe Ausnahme soll hinsichtlich der Klasse für Elementar-Mathematik stattfinden.

In der Regel wird es zwar den Studenten erlaubt seyn, mit demjenigen Theil des Studienkursus anzufangen, für welchen sie durch ihre Vorkenntnisse die meiste Befähigung haben; allein es wird dieß nicht lediglich der Willkühr der Studenten anheimgestellt bleiben, sondern eine vorgängige Prüfung durch den für das Fach bestellten Professor ist erforderlich, um ihn von dem Besuche irgend eines Theiles des vorgeschriebenen Studienkursus zu dispensiren.

Das Universitätsjahr wird neun Monate haben; die Monate August, September, Oktober sind die lange Ferienzeit; allein die medizinische Klasse muß wahrscheinlich im Oktober eröffnet und im Juni geschlossen werden. Die Unterrichts-Stunden werden von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags dauern, mit Ausnahme der juristischen Vorlesungen, für welche im Allgemeinen die Stunden von 6 bis 8 Uhr Abends, sowohl hinsichtlich der Studenten, als auch der Lehrer, welche Rechts-Praxis treiben, die angemessensten seyn möchten. Auch möchte sich eine Abendstunde für diejenigen am besten schicken, welche den Vorlesungen über die auf die Gewerbe angewendete Physik und Chemie besuchen wollen, so wie endlich für einige medizinische Vorlesungen. — Am Sonnabende gegen Mittag werden alle Vorlesungen geschlossen, und auf Ostern und Weihnachten treten kurze Ferien ein.

Für ein Hospital, das eine hinlängliche Anzahl Patienten faßt, um zur klinischen Praxis, der chirurgischen sowohl wie der medizinischen, und zu erläuternden Vorlesungen Gelegenheit zu geben, wird, als für ein wesentliches Erforderniß einer Medizin-Schule, gesorgt, und eine Verbindung mit irgend einem Laboratorium in angemessener Nähe bewirkt werden.

Der Rath wird ganz besonders Bedacht auf das Fach der Rechtskunde nehmen, da die Universität, ihrem Plane gemäß, speziell bezweckt, denjenigen jungen Leuten Nutzen zu gewähren, die für den Advokatenstand bestimmt sind, und wovon jährlich mehrere hundert aus den Amtsstuben auf dem Lande nach London kommen. Erwägt man nur einen Augenblick, wie groß und wichtig die Interessen sind, die den Anwälden in die Hände gelegt werden, und wie innig das Vertrauen ihrer Klienten zu ihnen seyn muß, so überzeugt man sich leicht, wie nothwendig es ist, den diesem Berufe gewidmeten jungen Leuten jenes feine Gefühl der Sittlichkeit einzuflößen, welches eine wissenschaftliche und liberale Erziehung am Besten zu ertheilen vermag.

§. 4. Die ganze Regierungsgewalt auf der Universität steht dem Rathe zu, der von den Eigenthümern aus ihrer eignen Mitte und in einer jährlichen General-Versammlung erwählt wird. Sechs Mitglieder des Raths treten jedes Jahr aus dem Amte, und nur drei von diesen können, vor Ablauf einer einjährigen Zwischenzeit, wieder erwählt werden. Der Rath bestimmt alle Gehalte, und erläßt alle Verfügungen sowohl in Betreff des Studienkursus, als der Disziplin.

Ein Amtmann (Warden), der unter dem Rathe steht, von welchem seine Gewalt ausfließt, wird die Aufsicht über die Angelegenheiten der Universität führen.

§. 5. Von den Professoren. Diese sollen, heißt es, vom Rathe ernannt werden. Es hängen ihre Stellen von dem Gutbefinden dieser Behörde ab; allein durch die Stiftungs-Urkunde ist dahin vorgesehen worden, „daß Professoren, Lehrer und Autoren berechtigt sind, gegen ihre Entlassung, innerhalb eines Monats, Berufung bei der General-Versammlung der Eigenthümer einzulegen.

Man beabsichtigt einen Theil der Gebühren als Fond zur Pensionirung der in Ruhestand versetzten Professoren auszusetzen.

In so fern der Gegenstand dieß erfordert, muß der Professor wenigstens zwei Stunden täglich dem Unterrichte seiner Klasse von Zuhörern widmen, eine Stunde zu Vorlesungen und die andere zu Prüfungen. Allein die Obliegenheiten mancher Professoren werden sich keineswegs auf die hier angegebene Stundenzahl beschränken, und in jedem Falle, da, wo der Unterricht schriftliche Uebungen erfordert, muß der Professor die zu deren Durchsicht nöthige Zeit darauf verwenden.

Den meisten Professoren werden, für die drei ersten Jahre ihrer Anstellung, und nöthigen Falles auch noch nach Ablaufe dieser Frist, mäßige Besoldungen zugewiesen; allein sobald der Betrag der von den Studenten zu entrichtenden Honorare eine anständige Remuneration ausmacht, werden die Besoldungen gänzlich aufhören.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 46. 15 Februar 1828.

Politische Parteien in den Vereinigten Staaten.

(Fragmente aus Briefen.) *)

Wascissa in Florida, den 11. Februar 1826.

Ich habe Ihnen noch nichts über die Parteien gesagt, welche die Republik theilen, und doch ist dieß zur Vollendung des Bildes, das ich Ihnen geben wollte, unentbehrlich. Hätten alle Menschen gleiche Neigungen, und wüßten alle mit gleicher Weisheit die Mittel zu deren Befriedigung zu wählen, so würde es keine Parteien, keinen Streit, keine Trennungen geben, aber auch keinen Wechsel, keine Mannichfaltigkeit, keine Neuheit. Würden wir dabei glücklicher seyn? Ich zweifle daran. Das Vergnügen besteht in der Erfüllung unserer Wünsche, das Glück in der Befriedigung unserer Leidenschaften. Damit aber unsere Wünsche zu Leidenschaften werden, ist Widerstand nöthig; ohne Widerstand gibt es daher kein Glück.

Aber ein mächtiger Unterschied ist zwischen solchen Parteien, die durch die Grund-Verschiedenheit der höchsten Interessen selbst, für die sie kämpfen, einander gegenüber stehen, und solchen, die nur in der Ansicht über die Mittel, die zu dem gemeinsamen Ziele führen, von einander abweichen. Parteien der ersten Art sind stets unheilbringend und unversöhnlich, weil sie stets auf einer, oft auf beiden Seiten, in unheilbarer Verblendung über das eigne Wohl ihren Grund haben, wie die der wahnsinnigen Volksmasse, die in Spanien: **viva el Rey absoludo! muera la nacion!** ruft.

Solche Parteien gibt es bei uns nicht: die ersten Grundsätze aller Regierung sind unbestritten. Daß beim Volke die höchste Gewalt sey, dieß ist Gesetz, nicht mehr bloßes Produkt der Spekulation. Das Volk ist berechtigt, auf jede Weise seinen Willen zu erklären, sowohl in einzelnen Stimmen, als in Versammlungen, die jeder Bürger zu berufen befugt ist, und die einen öffentlichen Charakter annehmen, sobald sie eine Majorität enthalten. Das Recht, jeder Unterdrückung zu widerstehen, ist durch die Konstitution anerkannt. Nicht mehr als um Formen und Grundsätze der Verfassung, nur um Verwaltungs-Maßregeln und um Individuen dreht sich der Streit der Parteien. Solche Parteien fördern das öffentliche Wohl: sie sind günstige Winde, die das Schiff des Staates in Bewegung setzen, während jene anderen verderbliche Stürme sind, durch die es untergehen muß. So heftig die gegenseitige Erbitterung seyn mag, so wird sie durch die allgemeine Liebe zur bestehenden Verfassung stets gefahrlos. Bei der letzten Präsidenten-Wahl waren die Vereinigten Staaten von den heftigsten Parteien zerrissen; am Tage der Wahl verschwanden sie alle, oder verbargen sich vielmehr bis zur nächsten Wahl. Niemanden fiel es ein, sich den Formen der Konstitution zu widersetzen, obgleich der erwählte Präsident die entschiedenste Mehrheit gegen sich hatte. Ich habe auf dem Lande sehr stürmische Wahlen gesehen, wobei es weder an Betrunkenen noch an Raufereien fehlte: doch fand ich nie den leisesten Gedanken, die Formen des Stimmens oder die Freiheit der Stimmenden zu verletzen.

Ein Partei besteht nicht in einer Meinungs-Verschiedenheit über eine isolirte Maßregel: sie hat ein politisches Gesetzbuch, worauf sie alles bezieht, wornach sie Menschen und Thaten beurtheilt; sie hat eine Hierarchie, von der sie mehr oder weniger blind geleitet wird. In diesem Sinne gibt es nur zwei Parteien in den Vereinigten Staaten: diese aber werden wohl, wenn auch unter verschiedenen Namen, immer wiederkehren, und so lange dauern, wie unsere Verfassung selbst. Es sind die Föderalisten und die Demokraten. Um ihre Erscheinung zu begreifen, müßen wir bis auf ihren Ursprung zurückgehen, und uns auf eine Erläuterung der verwickeltsten Theile unserer Konstitution einlassen.

Als die englischen Kolonien, nachdem sie lange die lebhafteste Anhänglichkeit an ihr Mutterland gezeigt hatten, endlich gegen die Tyrannei Georgs III und seines feilen Parlaments zu den Waffen griffen, hatte man noch keine Idee von Unabhängigkeit. Wenige nur ahnten dieselbe; die Masse des Volkes war ihr entgegen; selbst Washington hatte anfangs kaum einen Gedanken dieser Art. Die Kolonien bildeten damals 13 Provinzen, jede vollkommen isolirt von der andern, jede mit einer besondern repräsentativen Verfassung versehen, und von einem aus England gesandten Gouverneur beherrscht. Ein gemeinsames Interesse nöthigte sie damals, einen Kongreß, aus den Bevollmächtigten der de facto souverainen Staaten bestehend,

*) Die Revue trimestrielle, von welcher kürzlich in Paris das erste Heft erschien, theilt diese Briefe, deren Fortsetzung sie verspricht, mit der Bemerkung mit: „Ohne die Anonymität verletzen zu dürfen, ist es uns doch erlaubt zu sagen, daß sie das Werk eines jungen Mannes sind, der, auf den Stufen eines Thrones erzogen, mehr noch aus Liebe zur Freiheit, als aus Schmerz über die verschwundene glänzende Zukunft, Europa verließ, um der Mitbürger eines freien Volkes zu werden."

zu bilden. Als dieser Kongreß die Unabhängigkeit der Kolonien proklamirte, war noch von keiner dauernden Vereinigung der einzelnen Provinzen die Rede: sie hatten sich nur gegen den gemeinsamen Feind verbunden. Im J. 1778 bildeten diese Staaten einen Bund, der noch sehr fern von der Einheit war, die sich z. B. im deutschen Bunde darstellt (?). Ein Kongreß, aus Abgeordneten zusammen gesetzt, die in jedem Staate auf eine besondere Weise gewählt wurden, und die nach Staaten stimmten, hatte das Recht, Frieden zu schließen und Krieg zu erklären, die Bedürfnisse des Ganzen an Truppen und Abgaben unter die einzelnen Staaten zu vertheilen, Anleihen zu erheben, einen allgemeinen Münzfuß festzusetzen, das Postwesen zu organisiren, Admiralitäts-Höfe einzusetzen, und Streitigkeiten zwischen den Staaten zu entscheiden. Die einzelnen Staaten entsagten dem Recht, in Friedenszeiten für eigne Rechnung Truppen zu werben, aber jeder ernannte die Offiziere seines eignen Kontigents. Sie verpflichteten sich, nichts außerhalb des Kongresses mit einander zu verhandeln, und gegenseitig jeden Bürger eines andern Staates in dem ihrigen gleiche Rechte mit den eignen Bürgern genießen zu lassen. Die Staaten behielten das Recht, ihren inneren Handel zu ordnen, und hatten sich überhaupt alle Rechte vorbehalten, die sie nicht ausdrücklich auf den Kongreß übertrugen. Diese Artikel wurden erst 1781 ratificirt, und galten bis 1787. Man fühlte bald, wie schwach diese Verbindung sey, und daß sie zur Anarchie oder zum innern Kriege führen müsse. Eine neue Konstitution ward in Vorschlag gebracht, und nach manchen Kämpfen von den verschiedenen Staaten angenommen; sie bildet noch jetzt, bis auf einige geringe Verbesserungen, die Grundlage unserer Verfassung. Die Geschichte jeder Föderativ-Verfassung hat gezeigt, wie schwach eine Autorität ist, die sich nur an selbstständige Regierungen wenden kann. Um diesem Uebel abzuhelfen, beschloß man, der Gesammt-Regierung die Befugniß zu ertheilen, sich direkt an die Individuen zu wenden und sie zum Gehorsam zu zwingen. Zu diesem Zweck theilte man alle Gegenstände der Regierung in zwei Klassen: in solche, die die Gesammtheit, und in solche, die nur jeden einzelnen Staat interessiren. Krieg und Frieden, Land- und Seemacht, auswärtiger Handel, Postwesen und Münzfuß gehören ausschließlich der Gesammt-Regierung an. Civil- und Straf-Gesetze, so wie die innere Verwaltung, blieben den einzelnen Staaten anheim gestellt. Die Armee aber ward ganz unabhängig von ihnen; sie hatten keinen Kontingent mehr zu stellen, sondern die Gesammt-Regierung konnte Truppen nach Belieben ausheben. Eben so ward diese völlig unabhängig von den einzelnen Staaten in ihren Ausgaben, in der Gründung eines Nationalschatzes, und dem Rechte, Abgaben zu erheben. Endlich ward ein Föderativ-Gerichtshof geschaffen, um Streitigkeiten zwischen Fremden und Bürgern, zwischen Bügern verschiedener Staaten, und zwischen den verschiedenen Staaten selbst, nebst solchen Fällen zu entscheiden, in denen die Vereinigten Staaten Parthei sind. Auch die Admiralitäts-Jurisdiction ward demselben eingeräumt.

Diese Umgestaltung der Rechte des Kongresses machte auch eine Umgestaltung seiner Form erforderlich. So lange er nur über die verschiedenen Regierungen einige Autorität besaß, war es genügend, daß er aus den Bevollmächtigten derselben bestand; so wie er aber auf Individuen wirkte, mußten auch sie darin repräsentirt werden. Daraus folgte die Nothwendigkeit zweier Kammern. Der Senat, die erste dieser Kammern, befaßt zwei Mitglieder von jedem Staate, ohne Unterschied seiner Bevölkerung. Diese werden auf 6 Jahre von der gesetzgebenden Gewalt des einzelnen Staates ernannt, und empfangen von derselben bestimmte Instructionen. Die Kammer der Repräsentanten besteht aus den Abgeordneten der in Wahldistrickte von 40,000 Seelen eingetheilten Bewohner der verschiedenen Staaten; sie sind von keiner Instruction abhängig, und verwalten ihr Amt zwei Jahre. In beiden Kammern werden die einzelnen Stimmen gezählt; der übereinstimmende Wille beider Kammern ist nöthig, um ein Gesetz zu geben. Die exekutive Gewalt übt der Präsident, der auf 4 Jahre erwählt wird, in Verbindung mit dem Senat.

Auf diese Weise wirkt jeder Bürger bei der Ausübung der drei verschiedenen Gewalten mit, und wird dreimal repräsentirt; 1) als Bürger seines Staates in dessen gesetzgebendem Körper; 2) als Bürger der Vereinigten Staaten in der Kammer der Abgeordneten; 3) als Glied der Konföderation und Theil eines souverainen Staats im Föderativ-Senat. Der Kongreß ist daher aus zwei Elementen, einem centrifugalen und einem centripetalen zusammengesetzt. Der Senat vertritt die vereinzelten Interessen der besonderen Staaten, die Kammer der Abgeordneten die Interessen des Volks im ganzen, als der Gesammtheit der Bürger der Vereinigten Staaten. Aus dieser verwickelten und durchaus neuen Ordnung der Dinge entsteht ein System der Wechselwirkung und des Gleichgewichts, das alle früheren Institutionen ähnlicher Art an Zweckmäßigkeit bei weitem übertrifft. Die Kraft einer solchen Regierung ist nicht zu berechnen: sie ist so organisirt, daß die leiseste Richtung der öffentlichen Meinung unmittelbar nnd unwiderstehlich auf sie einzuwirken im Stande ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ultraisten und die Constitutionellen in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wir haben auf das unbestreitbare aber negative Verdienst des Villele'schen Ministeriums hingewiesen: er hat den Ultraisten ihr eigenes System entleidet und dadurch die Rückkehr zur Mäßigung vorbereitet. Vor Villele's Ministerium konnte man oft sagen hören, eine royalistische Verwaltung thue Noth; Villele gab sie Frankreich. Seit jener Zeit sind manche Hindernisse des royalistischen Geistes in Frankreich verschwunden, manche Wunden, welche die Restauration geschlagen, sind vernarbt, die Heroen und die Märtyrer des Bonapartismus mit ihren glorreichen Erinnerungen sind von der Bühne abgetreten — und doch will Frankreich keine royalistische Verwaltung à la Villele mehr. Was ist nun die Ursache? Wenn Uebereinstimmung in Grundsätzen und Gesinnungen, die Gunst und das Vertrauen des Monarchen, eine ergebene Mo-

jorität in beiden Kammern Erforderniſſe ſind, welche allein einem Miniſterium Dauer und Feſtigkeit; ſeinen Maßregeln Kraft und Beſtimmtheit geben können, ſo hatte Villele dafür geſorgt, daß es an dieſen Bedingungen nicht fehlen durfte. An ſeinen Collegen hatte er treue Gefährten gewonnen, die, mit ihm ſolidariſch verbunden, in der freiwilligen Unterordnung unter ſeine geiſtige Superiorität allen guten Royaliſten zum Vorbilde dienen konnten. So ſtellte das Kabinet in ſich ſelbſt den monarchiſchen Einheitsbegriff in ſchöner Vollendung dar. Boshafter Weiſe nannten dafür die Journale Villele's Collegen ſeine Commis. Selbſt Corbiere und Peyronnet wollten ſie nur als die keckeren Satelliten ſeiner Diktatur auszeichnen.

Unter einer royaliſtiſchen Verwaltung hatte man in Frankreich geglaubt ſich in die glänzendſten Zeiten der alten Monarchie zurück verſetzt zu ſehen. Herr von Villele unternahm, das kühne Ideal des Royalismus zu verwirklichen. Die Ehrgeizigen, die ſich Bahn brechen wollten, die alten Höflinge, die an ihre vormaligen Herrlichkeiten dachten, die Frommen, die in den neuen Theorien den Untergang der Religion vorausſahen, nebſt einem ganzen Heere von Willenloſen, die blos der Macht huldigten, ſtellten ſich unter die Fahnen des Miniſters, als er ſeine Feldzug gegen die Charte eröffnete. In der That gieng alles trefflich von Statten, ſolange er an ſeine Leute Geld und Stellen genug zu verſchwenden oder ihnen als Lockſpeiſen vorzuhalten hatte, und wäre es möglich geweſen ganz Frankreich in Sold zu nehmen, ſo hätte Geld das Meiſterſtück des Abſolutismus vollbracht. Villele ſcheint ſich ſeine Aufgabe nur von dieſer Seite vorgeſtellt zu haben. Es lag ihm nichts daran, Männer von Talenten oder wenigſtens Fachkenntniß für ſeine untergeordneten Miniſterien zu erhalten: wenn es ihm einfiel, ſo verwandelte er ſich oder andere in Seeminiſter, Kriegsminiſter, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten u. ſ. f., und zwar, wie man verſichert, ohne daß die Geſchäfte darunter gelitten hätten. Das Lächerliche dieſes Miniſtermachens gab zu zahlreichen Epigrammen Veranlaſſung, von denen wir nur folgende antedatirte Grabſchrift auf Chabrol anführen wollen:

Passant, contemple ici, couché sous cette pierre
Un grand navigateur, qui n'a jamais sombré,
Marin de terre ferme, en son hôtel ancré,
Il brava le scorbut, les vents et le Tonnerre,
Il fit le tour du monde auprès de son foyer,
En voyageur prudent qui jamais ne s'écarte,
De Jean-Bart ce digne héritier,
Fit naufrage à Paris et mourut sur la carte. *)

Geiſt und Kenntniſſe hatten aufgehört, eine Empfehlung zu ſeyn; brauchte man dieſelben im Miniſterium nicht, ſo ſchienen ſie anderweitig noch entbehrlicher. Die ausgezeichnetſten Beamten, Gelehrten, Künſtler, Offiziere wurden abgeſetzt; Clermont-Tonnerre eignete ſich dadurch für's Kriegsminiſterium, daß er es über ſich nahm, ein paar hundert Generale aus der Liſte der activen Armee zu ſtreichen. Selbſt alte Diener der Monarchie wurden nicht verſchont, wenn ſie ſich unterſtehen wollten, eine eigene Meinung zu haben. Der allgewaltige Finanzminiſter behandelte Menſchen und Dinge als bloße Zahlen, die er nach Belieben zu Potenzen erhob, oder in Nullen verwandelte. Er arbeitete — ein ächter Revolutionär — auf die Zerſtörung alles organiſchen Lebens im Staate hin; wo ſein Arm hinreichte, da gab es keine Selbſtſtändigkeit, keine Perſönlichkeit mehr. Durch eine von ihm geſchaffene und in ſerviler Abhängigkeit erhaltene Ariſtokratie ſuchte er die Verfaſſung in ſeine Gewalt zu bekommen; dieſe Ariſtokratie und die in ihr beruhende Verfaſſung konnte er dann als ein Spielzeug, womit man die Völker gängelt, fortdauern laſſen, oder vernichten; er war gewiß, daß die Nation von einer Sache wenig Notiz nehmen würde, von deren Ueberflüſſigkeit ſie faktiſch bereits überzeugt worden wäre. Gelang es ihm einige Jahre auf dieſe Weiſe, ſo war die Contrerevolution vollendet, und es bedurfte dann des Gebrauchs außerordentlicher, und wegen des damit verbundenen Aufſehens gefährlicher, Mittel nicht mehr. Aber der Finanzminiſter täuſchte ſich darin in ſeiner Rechnung, daß er glaubte, die Wahlmänner, welche ihm die Männer der Septennalität gegeben hatten, würden es immer in ihrem Intereſſe finden, ſich in ſeinem Sinne repräſentiren zu laſſen, oder die Pairskammer würde den allgemeinen Weg der Knechtſchaft einſchlagen, um darauf ihre Prärogative zu bauen. Zuerſt ermannte ſich die Pairskammer; die hohe Ariſtokratie in Frankreich, ſo ausgezeichnet durch Talente, konnte ſich nicht lange in der Rolle gefallen, welche ihr dieſe Grafen von geſtern zugetheilt hatten, die durch ihr hochfahrendes Weſen und ihre beleidigenden Formen ſich nur zu deutlich als Emporkömmlinge zeigten, ohne durch den Adel des Geiſtes den ihnen abgehenden Adel des Bluts zu erſetzen. Die genannte Ariſtokratiſirung des Volks, die man beabſichtigte, war aber um ſo mehr ein völlig verkehrtes Project, als dazu alle Elemente in Frankreich fehlten. Man hatte den Antheil an der Nationalrepräſentation auf 99,590 Wahlmänner und 18,132 Wählbare reduzirt*). Dieſes Einhundert unddreißigſtel der Bevölkerung Frankreichs, welches (als Inhaber des pouvoir electoral) die eigentliche Quelle der Souveränetät iſt, beſteht aus einer Klaſſe von Bürgern, die vermöge ihrer geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ihres Standes und ihrer Induſtrie, jeder Art von ariſtokratiſcher Einrichtung fremd ſeyn müſſen. Um Wähler zu ſeyn, iſt es hinreichend, daß man 300 Fr. direkte Steuern von ſeinem Grundeigenthum oder von ſeinem Gewerbfleiße zahlt. Von jenen beiläufig 100,000 Bürgern ſind es nicht völlig 20,000 welche 1000 Franken zahlen; die übrigen 80,000 zahlen im Durchſchnitt nur 4—500 Fr. Das Reſultat iſt daher, daß die Wahlen ſich in den Händen der kleinen Kaufleute oder der kleinen Grundeigenthümer befinden **).

(Schluß folgt.)

*) Annuaire anecdotique, ou souvenirs contemporains. Paris 1828. Eine artige Sammlung von Tagesgeſchichten, ſatyriſchen Einfällen und witzigen Anekdoten.

*) De la situation du clergé, de la magistrature et du Ministère à l'ouverture de la session de 1827 etc. par M. Cottu. Paris 1826.

**) Nur in Einem Departement beträgt das Minimum des

Die neue Universität in London.

(Schluß).

In Krankheitsfällen muß der Professor für einen Stellvertreter auf seine eigenen Kosten sorgen, sobald er vom Rathe dazu aufgefordert wird.

Die Professoren werden zwar nicht die kollective Gewalt einer Körperschaft haben, doch die Befugniß, sich in nöthigen Fällen zu versammeln, um sich über die Universitäts-Angelegenheiten betreffende Vorschläge zu besprechen, die sie der Erwägung des Rathes vorzulegen wünschen.

Nach einem vorläufigen Anschlage wird der Professor etwa 4 bis 6 Pf. St. jährlich von jedem Studenten erhalten; genauere Bestimmungen, mit Berücksichtigung des Unterrichts-Gegenstandes, werden später getroffen werden, so auch in wie fern das Honorar, hinsichtlich einiger Professuren, zu vermehren oder herabzusetzen seyn dürfte.

Durch die Freigebigkeit eines der Actien-Eigenthümer hofft man einen, nicht weit von der Universität entfernten, botanischen Garten zu erhalten. Für die Anschaffung der Apparate, Modelle, anatomischen Präparate und der zu den Vorlesungen nöthigen naturhistorischen Gegenstände wird die Universität Sorge tragen.

Der sechste Paragraph enthält die in Betreff der Disciplin getroffenen Anordnungen.

Die Gewalt des Raths, wird hier gesagt, könne sich nicht über den Bezirk der Universität hinaus erstrecken; indessen werden über diesen wichtigen Gegenstand noch besondere Anordnungen getroffen werden. Zu dem Ende wird man, gleich nach Anstellung der Professoren, ein Reglement abfassen, das einen regelmäßigen Besuch der Vorlesungen, die gehörige Aufmerksamkeit auf den Unterricht und ein tadelfreies und ordentliches Betragen der Studenten verbürgen soll. Fühlt sich nun auch der Rath keineswegs berufen, Verfügungen in Bezug auf das Betragen der Studenten außerhalb dem Bereiche der Universität zu erlassen, so soll doch, um den Eltern und Vormündern solcher junger Leute, die aus der Ferne kommen, die Sache zu erleichtern, bei der Universität ein Verzeichniß von Personen gehalten werden, welche in der Nachbarschaft Kosthäuser für Studenten errichten wollen und von deren dazu erforderlichen Eigenschaften man sich überzeugt hat. — Die Begünstigung, auf jenes Verzeichniß eingetragen und somit vom Rathe empfohlen zu werden, knüpft sich an folgende Bedingungen. Zuvörderst müssen von den betreffenden Personen hinlängliche Beweise über die Unbescholtenheit ihres Charakters in jeder Beziehung beigebracht werden. Sie werden sodann sich verbindlich machen, ihre Pensionäre anzuhalten, bei guter Zeit zu Hause zu seyn, ihnen weder Spiel noch andere Ausschweifungen zu erlauben, sie zum regelmäßigen Besuch irgend eines öffentlichen Gottesdienstes zu vermögen, Bericht über jede Unregelmäßigkeit ihres Betragens abzustatten, falls einem der Pensionäre eine ernsthafte Krankhaft zustieße, davon Anzeige zu machen, keine andern Kostgänger, außer Studenten der Universität, aufzunehmen, und endlich billig in ihren Forderungen zu seyn.

Sollte ein Kosthaus irgend eine dieser Vorschriften unbeobachtet lassen, so wird sein Name aus dem Verzeichnisse gestrichen und den Eltern oder Angehörigen seiner Pensionäre davon Nachricht gegeben werden. —

Im siebenten Paragraph wird in Betreff der Honorare bemerkt, daß, mit Ausnahme des medizinischen Studienkurses, der etwas höher angesetzt ist, weil die Unterhaltung der dazu erforderlichen Anstalten mit bedeutenden Kosten verknüpft ist, — der ganze Kostenbetrag eines akademischen Lehrkursus, für ein von einem Eigenthümer eingeführtes Mitglied der Universität, 25 Pf. St. das Jahr nicht übersteigen würde. Die Unterrichtskosten für die andern nicht von den Eigenthümern eingeführten Studenten werden jedoch bedeutend größer seyn; auch sollen bei der Aufnahme die erstern in allen Fällen den Vorzug haben.

Der achte Paragraph beschreibt das Universitäts-Gebäude*) und dessen innere Einrichtung.

Der neunte Paragraph handelt von den Eigenthümern nnd den ihnen zustehenden Vorrechten.

Nach der Stiftungs-Urkunde soll der Kapitalfonds der Universität 300,000 Pf. St. nicht übersteigen, aber auch nicht weniger als 150,000 Pf. St. betragen, welche Summe in Aktien, jede von 100 Pf. St., getheilt ist. Diesen letztern Betrag erreichen bereits die Subscriptionen, die Schenkungen nicht gerechnet.

Wenn diese Urkunde dem Rathe eine große Gewalt überträgt, so sucht sie doch zugleich jede Unregelmäßigkeit, bei Ausübung dieser Gewalt, durch die Anstellung von Kontroleurs (Auditors) und durch die General- und Spezial-Versammlungen derselben entgegen zu wirken, die, Behufs der Revision des Verfahrens des Raths und des Erlasses solcher neuer Anordnungen und Verfügungen, als bei den Fortschritten der Anstalten von Zeit zu Zeit erfordert werden dürften, gehalten werden sollen.

Den Aktien-Eigenthümern stehen nach der Stiftungs-Urkunde folgende Rechte und Befugnisse zu: 1) das Vorrecht, für jede Aktie einen Studenten zu präsentiren; 2) Zinsen von dem eingezahlten Betrage jeder Aktie, jedoch nicht über 4 pCt.; 3) die Befugniß, den Besitz der Aktien zu übertragen; 4) ist der Besitzer einer Aktie zu Einer Nummer berechtigt; der von 5 Aktien zu zwei und der von zehn Aktien und mehr zu drei Nummern. — Die Donatarien von 50 Pf. St. und mehr genießen alle Vorrechte und Befugnisse der Aktionäre, nur können sie ihren Antheil an denselben weder übertragen noch vererben. —

Aus den angestellten Berechnungen erhellet, daß, sollte sich die Anzahl der Studenten auch nur auf 2000 belaufen, die Honorare derselben den Rath in den Stand setzen werden, nach Abzug von 4 pCt. Kapitalzinse, noch eine bedeutende Summe auf die Seite zu legen, um die Bibliothek, die anatomischen und naturhistorischen Museen zu erweitern.

Census, der zu dem großen Wahlcollegium berechtigt, zwischen 14—1500 Fr.; in Einem zwischen 13—1400 Fr.; in vier zwischen 12—1300 Fr., in vier weiteren zwischen 11—1200 Fr., in fünfzehn zwischen 1000—1100 Fr., in neun zwischen 9—1000 Fr., in sechs und vierzig zwischen 5—900 Fr., und in sechs, die nur Ein Collegium haben, fehlt dieser Census ganz.

*) Für den Platz dazu (zwischen Upper Gover Street und New Road) ist, wie aus einer der Beilagen ersichtlich, eine Ankaufssumme von 30,000 Pf. St. bezahlt worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 47. 16 Februar 1828.

Politische Parteien in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Diese Regierungsform besaß anfangs viele Feinde, ehe sich ihr Werth durch Erfahrung bewährt hatte. Die Partei, die ihr günstig war, nahm den Namen der Föderalisten an, ihre Gegner den der Demokraten. Die Föderalisten jener Zeit bestanden theils aus Männern von großartigen Ansichten (an deren Spitze Washington stand), die eine dauerhafte Einheit der Staaten begründen wollten, theils aus Ehrgeizigen, denen der Schauplatz der einzelnen Staaten zu eng war, theils aus einem Ueberreste der aristokratischen oder Tory-Partei, die in jener Konstitution eine Hinneigung zur Monarchie oder eine Annäherung an England zu erkennen glaubte. Dieser letzte Theil der Föderalisten-Partei stand lange an ihrer Spitze, ist aber jetzt gänzlich verschwunden. Die demokratische Partei hingegen bestand theils aus ächten Republikanern, berauscht von dem augenblicklichen Triumphe über England, und mehr als billig auf die Kraft der isolirten Staaten vertrauend, theils aus einigen Ehrgeizigen, die, während sie in dem eignen Staate eine Rolle spielten, auf einem neuen Schauplatze, dem sie sich nicht gewachsen fühlten, verdunkelt zu werden fürchteten, theils endlich aus einigen vernünftigen Leuten, welche eine Monarchie mehr fürchten zu müssen glaubten, als eine Trennung der Staaten.

Um jene Zeit verbreitete die französische Revolution ihre Wohlthaten und ihre Verwüstungen über den ganzen Kontinent von Europa. England, nicht im Stande, sie zu besiegen, verläumdete sie in seinen Zeitungen, den einzigen, die, wegen der Gleichheit der Sprache, hier allgemein gelesen wurden. Die Föderalisten verglichen die Demokraten mit den Jakobinern, und verkündeten die Anarchie der Schreckenszeiten, wenn jene triumphiren würden, während sie selbst von den Demokraten Agenten Englands, Feinde der National-Unabhängigkeit, Aristokraten u. s. w. genannt wurden: so wurde die Partei der Demokraten zur französischen, die der Föderalisten zur englischen Partei. Beide nahmen zur Zeit der Herrschaft Napoleon's, in Folge des Kontinental-Systems, das auch bei uns seine Wirkungen fühlen ließ, einen noch entschiedenern Charakter an. Die Bewohner der Seehäfen, und überhaupt Alle, deren höchstes Interesse auf den Handel gerichtet war, wurden hier, gleich ihren Geistesverwandten in Europa, Gegner der Franzosen, und schlossen sich daher der Partei der Engländer und der Föderalisten an. Diejenigen hingegen, die wie Jefferson und Patrik Henry dachten, und die großen Städte für die Geschwüre der Republiken ansahen, befestigten sich nur noch mehr in ihren revolutionären Grundsätzen.

Die Beschränkungen des Handels verursachten endlich einen allgemeinen Unwillen, den Englands willkürliche Maßregeln noch vermehrten: man fing an, den Krieg vorauszusehen. Die Föderalisten scheuten ihn und widersetzten sich ihm, entweder weil sie glaubten, daß er die Föderativ-Verfassung schwächen würde, oder weil sie sich nicht gern mit Frankreich gegen England verbinden wollten, oder endlich, weil sie der Meinung waren, daß der Handel selbst von einem kurzen Kriege mehr leiden würde, als von den Hindernissen, die ihm die kriegführenden Mächte Europas in den Weg legten. Die Demokraten hingegen glaubten in dem Kriege ein untrügliches Mittel zu erkennen, den Staaten ihre ursprüngliche Unabhängigkeit wieder zu geben, und England zu schwächen. Von einem edlen Nationalgeiste beseelt, wagten sie es, sich in einem so ungleichen Kampfe mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolges zu schmeicheln. So brachten denn die Ereignisse zwei neue Parteien hervor, die zum Krieg und die zum Frieden geneigte; es waren aber im Grunde wieder nur die alten Parteien, die jetzt unter einem neuen Gesichtspunkte hervortraten.

Washington war bei der Annahme der Konstitution zum Präsidenten erwählt worden. Er gehörte zu denen, die eine so innige Verbindung der Staaten, als möglich, mit Eifer anempfahlen; und obgleich er zu verständig und zu fest war, um das Haupt oder das Werkzeug einer Partei zu seyn, so betrachtete die öffentliche Meinung ihn doch als einen Freund der Grundsätze der Föderalisten. Sein entschiedenes Betragen gegen den Abgesandten der französischen Republik bestätigte diese Meinung. Auf seine Verwaltung folgte die des Adams, die ganz englisch, ganz den Grundsätzen der Tories gemäß, und beim Volke so verhaßt war, daß er nicht wieder erwählt werden konnte. Das Uebermaaß seines Föderalismus neigte die Wage auf die Seite der Demokraten, die jetzt Jefferson wählten. Jefferson war von philosophischem Geiste, gelehrt und liebenswürdig. Nie hat es Jemand besser verstanden, sich beliebt beim Volke zu machen und eine Partei zu organisiren. Er beherrschte die seinige so sehr, daß jede Maßregel, die die Regierung in Vorschlag bringen mochte, für eine demokratische galt, und von dieser Partei durch-

gesetzt wurde. Während seiner Verwaltung hatten wir eine Opposition, die sich, wie die in England, allen Maßregeln der Regierung blind widersetzte, und sich wieder die Partei der Föderalisten nannte.

Jefferson's Nachfolger in der Präsidenten-Würde und in dem Einfluß auf seine Partei war James Madison, der seine Laufbahn auf der Seite der Föderalisten begonnen hatte, später aber eine bedeutende Rolle unter der Gegenpartei spielte. Er erklärte den Krieg. Diese Maßregel verursachte eine Spaltung in der Partei der Föderalisten und bald darauf ihren scheinbaren Untergang durch die Ablegung ihres Namens. Ich habe bereits gesagt, daß ein Theil der Föderalisten republikanisch und patriotisch, ein anderer aristokratisch und den Engländern ergeben war. Die ersteren hatten besonders im Süden, die letzteren im Norden und Westen ihren Sitz. Beide widersetzten sich dem Kriege, so lange sie konnten; als derselbe aber einmal erklärt war, vereinigten sich die ersten mit der Armee und vergossen ihr Blut für die gemeine Sache, während die letzteren sich jeder Vertheidigungs-Maßregel widersetzten.

Die Umstände hatten es um diese Zeit sonderbarer Weise gefügt, daß beide Parteien ihren Grundsätzen völlig entgegen handelten. Die Demokraten, weil sie dem Kriege mit Begeisterung zugethan waren, gestanden der Föderativ-Regierung, ohngeachtet ihres Mißtrauens gegen dieselbe, eine Armee von 100,000 und direkte Abgaben zu (alles Maßregeln, die sie sonst für unpolitisch und der Konstitution zuwiderlaufend hielten); und so geschah es, daß die Föderativ-Verfassung durch den Krieg, durch den sie sonst hätte in Gefahr kommen können, auf immer befestigt wurde. Die Föderalisten hingegen legten den Schritten der Regierung — gleichfalls ihren früher ausgesprochenen Grundsätzen zuwider — alle möglichen Hindernisse in den Weg. Der Gouverneur von Connecticut weigerte sich, auf den Befehl des Präsidenten seine Miliz zu rüsten. Endlich nach zwei besonders durch ihre Schuld verunglückten Feldzügen, vereinigten sich zu Hardfort Deputirte der verschiedenen Staaten von Neu-England, um über die Mittel zu berathschlagen, diesem „unnatürlichen" Kriege ein Ende zu machen. Die Versammlung war geheim: sie schickte zwar Abgeordnete nach Washington; da diese aber erst ankamen, als man schon im Begriff war, den Frieden abzuschließen, so hielten sie ihre Mittheilungen zurück. Man hatte diese Versammlung beschuldigt, sie habe die Staaten Neu-Englands von den Vereinigten Staaten losreißen wollen: indessen ist es, da ihre Berathungen geheim gehalten wurden, schwer, etwas bestimmtes hierüber zu erfahren.

(Schluß folgt.)

Neueste englische Literatur.

(Fortsetzung.)

Hazzlitt's Leben Napoleon Bonaparte's.

Hazzlitt's Schilderung des Zustandes, welcher der französischen Revolution voranging, scheint uns gleich geeignet, den Geist wie den Styl seines Werkes, besonders der Walter Scott'schen Darstellung gegenüber, zu charakterisiren.

„Die Gerechtigkeit wurde offen, gleich jeder andern Waare, auf dem Markte gekauft und verkauft. Das Gesetz war nur ein zweckmäßiges Instrument in den Händen des Reichen gegen den Armen. Wer ohne Freunde oder ohne Geld in einen Gerichtshof kam, um Recht zu suchen, war sicher — so grob er auch beleidigt seyn mochte — mit einer noch gröberen Beleidigung und mit einer kränkenden Erniedrigung seiner hülflosen und schmachvollen Lage wieder hinauszugehen. Wenn er eine schöne Frau oder Tochter hatte, oder um die Geheimnisse eines Großen wußte, so hatte er weniger Grund zu verzweifeln. Der Bauer war bei übertriebener Arbeit halb verhungert, harten Worten und harten Schlägen ausgesetzt, unaufhörlichen Erpressungen und jeder Art kleiner Tyrannei unterworfen, sowohl von Seiten seiner erhabenen Herren, als ihrer Bedienten; während in den Städten eine Menge eben so ungesunder als unnützer Gewerbe und eine Ueberzahl trägen Gesindels die Laster der Großen pflegte, oder ihrem Stolz und Luxus fröhnte. Die Straßen und Dörfer waren von Bettlern und allen Gegenständen des Elends und Jammers erfüllt. Die Erziehungsweise und die Ansichten über die Behandlung der Armen und Hülflosen waren voll von Aberglauben und Barbarei, die man sich keine Mühe gab auszurotten, und die zu den traurigsten Folgen führten. Die Hoffnungen und Arbeiten des Landmanns wurden durch das Wild zerstört, das die Großen in ihren Jagdrevieren hegten; und wenn dasselbe in einem Anfalle von Ungeduld oder in drückender Noth erlegt ward, so war dieß eine Beleidigung, die nimmer vergeben wurde, weil sie weniger gegen das Eigenthum, als gegen die ausschließlichen Vergnügungen der Besitzer des Landes gerichtet war. Die Zehnten waren eine neue schwere Last. Bei der Auflage von Steuern wurde weder auf die Bequemlichkeiten noch auf die Bedürfnisse des Armen Rücksicht genommen, während die privilegirten Klassen völlig von denselben befreit blieben. Wenn ein reicher Mann einen armen schlug, mußte der letztere dieß stillschweigend ertragen; wenn ihm ein Haus oder Garten genommen wurde, und er klagte, so ward er in das Gefängniß geworfen. Ja es sind Fälle bekannt, wo das gemeine Volk, das auf der Straße seines Weges ging, oder Arbeiter auf den Gipfeln der Häuser, statt der Zielscheibe gebraucht und auf der Stelle erschossen wurden, ohne daß davon die geringste Notiz genommen worden wäre. Ein Ding, wie Freiheit der Presse, oder Geschwornengericht, oder überhaupt öffentliches Gericht und Zeugenverhör existirte nicht. Die große Masse des Volkes wurde von den Vornehmen als eine niedere Gattung betrachtet, deren Existenz nur geduldet wurde um jenen zum Gebrauch zu dienen; die Absicht war, sie in den möglichst niedrigen Zustand der Abhängigkeit und des Elendes zu versetzen, und sie denselben bei jedem Schritte fühlen zu lassen. Nur die menschliche Form, und kaum diese blieb ihnen übrig; in jeder anderen Beziehung waren die Hunde und Pferde der Großen besser daran und mit weniger Grausamkeit und Verachtung

behandelt. Die willkührlichen Haftbefehle des Hofes waren nicht so häufig als früher, aber es war keine Sicherheit gegen dieselben; so daß das Volk, erfreut über die Schonung, nicht unwillig über den Gebrauch der Macht war, gleich dem armen Vogel, der niederkauert und zittert, wenn er den Klauen des Habichts entgangen ist. Die Wahrheit zu reden, die Sache der Menschlichkeit zu vertheidigen, zog sicher immer die Rache der Regierung nach sich, und war eben so viel, als seine eigene Verurtheilung zu unterzeichnen. Loyalität war eine Folge der Berechnung schmutziger Gewinnsucht oder pänischer Furcht. Keine Geistesgröße, kein Selbstvertrauen, keine Charakterstärke, sondern an deren Statt List, Verschmitztheit, lächelnder Betrug, zahmer Knechtssinn, Mangel an allem öffentlichen Gefühl; daraus entsprangen dann die Ausschweifungen der Revolution, als die Gewalt in die Hände eines Volkes kam, welches nicht im geringsten gewohnt war, dieselbe zu gebrauchen, und ungeduldig wurde bei jedem Hindernisse, welches sich seinen Wünschen entgegenstellte, aus Mangel an Achtung vor sich selbst und gegenseitigem Vertrauen. Daher die Verrätherei und das schwankende Wesen der Führer, die Wuth der Parteien. Marat widmete vor der Revolution sich ganz dem Studium abstrakter Wissenschaften, und vermied, sich in die Politik zu mischen, aus eingeständlicher Furcht vor der Bastille; es ist nicht zu verwundern, wenn in einem Geiste, gleich dem seinigen, dieses drückende und kleinmüthige Gefühl sich, als seine Reihe kam, zu rächen suchte, indem es denselben Schrecken auch Andern einflößte. Außerdem hatten die Sitten des Hofes das Aeußerste der Leichtfertigkeit und Verworfenheit erreicht, so daß die Tugend dadurch ihre Würde, das Laster jede Scham verlor. Die Geistlichkeit, ausgeschlossen von den Freuden des häuslichen Lebens, suchte das zu beflecken, was sie nicht genießen konnte, und die allgemeine Ausschweifung für den Vortheil ihres Standes zu benützen. Ihre blutdürstige Bigotterie ward in nicht weniger hassenswerthen versteckten Skepticismus verwandelt, und in glatte, aber um so gefährlichere Nachsicht gegen die Laster der Individuen und die Mißbräuche der Gewalt. Am Hofe Verdorbenheit; in der Kirche Heuchelei; Leichtsinn und Ausgelassenheit im Volke. Der Einfluß des haut ton (wie dieß genannt wurde) hatte sich weit und breit verbreitet, hatte die Literatur durchdrungen und der Philosophie ein falsches und nachtheiliges Gepräge gegeben, indem die Laster des Hofes als unbestreitbare Grundsätze der menschlichen Natur dargestellt wurden. Die ganze Gesellschaft war in einer falschen Lage. Alles was man von Loyalität wirklich übrig gelassen hatte, war die Bewunderung der letzten neuen Hoftrachten; von religiösem Eifer, das Verlangen einer imposanten kirchlichen Ceremonie zuzusehen, oder in eine leere Pfründe zu schlüpfen; das wenige, was noch von bürgerlicher Treue und häuslicher Ehrbarkeit im gemeinen Leben vorhanden war, wurde unter den Fuß getreten oder durch das Beispiel der höhern Stände zerstört. Die alte Regierung und die alten Institutionen hatten ihren Halt in den Vorurtheilen und Gefühlen der Gemeinheit verloren, und blieben eigentlich nur als ein Stein des Anstoßes im Wege der Verbesserung zurück, oder als eine gothische Ruine, welche auf die Verbesserer zu fallen und sie zu vernichten drohte; es war hohe Zeit, daß sie fortgeschafft wurde, um einer vernünftigeren und bei der gegenwärtigen Lage der Dinge natürlicheren Ordnung Platz zu machen. Ein System, welches seinen Ursprung in den Feudalzeiten und dem dunkeln Mittelalter hat, und das in dem Zeitalter der Vernunft und Forschung sein Feld behaupten will, ist eine eben so große Abnormität in der moralischen Welt, als eine Geistererscheinung am hellen Tage in der physischen seyn würde. Lächerlichkeit und Ekel treten in diesem Falle unabwendbar an die Stelle der Scheu und Verwunderung. In einem so unzusammenhängenden und unnatürlichen Zustande ist alles erzwungen und unächt. Alte Vorurtheile und Institutionen bleiben nur, um das Gedeihen neuer zu verhindern, oder denselben eine falsche Richtung zu geben, so daß sie, so lange dieß der Fall ist, zu keinem guten und bleibenden Zweck führen können. Eines von beiden: entweder muß die Gesellschaft rückwärts gehen, was doch kaum möglich ist, oder sie muß, jedem entgegenstehenden Hindernisse zum Trotz, vorwärtsschreiten." 1. Band S. 161 — 166.

Wir bedauern keinen Raum mehr für weitere Auszüge aus diesem in mancher Beziehung interessanten Werke zu haben, hoffen aber, sobald dasselbe vollständig in unsern Händen seyn wird, nochmals auf dasselbe zurückkommen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ultraisten und die Constitutionellen in Frankreich.

(Schluß.)

Es war von Cauchois-Lemaire ein eben so widersinnig ausgedachter, als unbesonnen in's Publikum gebrachter Einfall, den Herzog von Orleans zum Chef einer Art französischer Whigopposition vorzuschlagen. Woher will man in Frankreich eine Aristokratie in diesem Sinne nehmen? Wollen diese politischen Klügler Frankreich ein ihm fremdes Gepräge aufdrücken? Wissen sie nicht, daß es in England vor der Veränderung der Dynastie keine Whigs gegeben hat? „Die Parteien, sagt Fievée, *) sind in England weit schärfer getrennt, als in Frankreich, weil sie dort längst wissen, warum sie sich verbunden haben, weil sie Interessen und keine Meinungen verfechten. Nichts ist aber thörichter, als Parteien, die in ihrem Geburtslande selbst bald nicht mehr allen Interessen genügen, in ein fremdes Land übertragen zu wollen. Mit den Parteien ist überhaupt nicht geholfen. Man stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten, wenn man aus ihnen ein Ministerium, sey es ein homogenes oder ein coalisirtes, bilden will.

*) Nouvelle correspondance politique et administrative. Par J. Fievée. 1cre partie Paris 1er Février 1828 p. 28.

Wie nun? Es giebt der freien und uneigennützigen Männer genug, die es müde sind, sich unter die alten Paniere der Parteien zu stellen, unter denen man so lange allein Ehre zu verdienen geglaubt hat; solche Männer wähle man, um aus ihnen eine unabhängige Verwaltung zu bilden, welche bei allen Angelegenheiten, die ihrer Entscheidung zukommen, nach bestem Verstand und Gewissen verfahren. Man muß berathschlagende Versammlungen kennen, um sich zu überzeugen, daß schon ein bloßer Verein dieser Art, ohne eben sehr zahlreich zu seyn, im Stande ist, Minister und Parteien im Zaum zu halten, und seine Ansicht in den meisten Fällen geltend zu machen. Dieses glückliche Verhältniß fand in der Pairskammer — Dank nicht der Berechnung, sondern dem richtigen Sinne der Franzosen — wirklich Statt, und der Versuch, es zu zerstören, wird in der Geschichte des strafbarsten aller Ministerien immer sein größtes Verbrechen bleiben."

Frankreichs hohe Aristokratie hat die ihr im Staat gebührende Stelle nicht nur des äußern Ranges, sondern der moralisch=intellektuellen Wirksamkeit eingenommen. Als Ludwig XVIII die Pairskammer errichtete, leitete ihn der doppelte Zweck, einmal in ihr dem royalistischen Adel für den Verlust seiner Feudalrechte einen ehrenvollen Ersatz zu geben, (an den materiellen, die Milliarde, wagte damals noch niemand zu denken), zweitens sie als einen Damm dem Strom der Revolution entgegen zu setzen, welcher, in die Schranken der ihrer Natur nach demokratischen Deputirtenkammer eingeschlossen, unwillig seine Ufer zu überwogen drohte. Als Decaze der Pairskammer den kaiserlichen Adel, die Elite der Nation, einverleibte, erhielt dieselbe Leben und Bewußtseyn; sie nahm die Ideen des Jahrhunderts mit seinen reichen Erfahrungen in sich auf, und die Vergangenheit mit ihren Vorurtheilen blieb weit hinter ihr zurück. Da es keine Feudalinteressen mehr gab, so hatte der royalistische Adel im Grunde nichts zu vertreten; die Pairskammer, aus ihm bestehend, wäre ein Vorzimmer des Hofes geblieben: ein Körper ohne politische Bedeutung, der Nation entfremdet, und von ihr beargwohnt, hätte sie nicht einmal dem Hofe wesentliche Dienste leisten können. Durch die Napoleon'sche Aristokratie, diese Tochter des Verdienstes und des Ruhms, ist die Pairskammer für Frankreich ein Bollwerk der Freiheit geworden, an dem die verderblichen Plane des Villele'schen Ministeriums scheiterten.

Die Contrerevolution hatte sich völlig verrechnet, als sie den meisten Widerstand von Seiten der Wahlkammer befürchtete, als sie, um diese zu unterjochen, Geld, Aemter und Versprechungen verschwendete, und dabei immer die Ergebenheit der Pairskammer, die Identität von royalistischer, aristokratischer und ministerieller Gesinnung voraussetzte. Die Pairs dagegen waren überzeugt, daß sie wohl noch etwas Besseres zu thun hätten, als bloß die Diener der jeweiligen Gewalt zu seyn. Seitdem die alten und die neuen Chefs des Royalismus angefangen haben, sich zu trennen, zeigt die Aristokratie allgemein und unverholen ihre Neigung für ein Regierungssystem, in welchem Ueberlegenheit der Bildung und des Vermögens zu den ersten Stellen im Staat berechtigen. Gibt es auch noch eine alte Aristokratie, so weiß diese zu gut, daß sie mit der neuen gleichen Schritt halten muß, wenn sie nicht zur gänzlichen Nichtigkeit herabsinken will.

In einer äußerlich unabhängigen Lage; im Besitz eines auf Ansehen, Reichthum und Talente gegründeten Einflusses; von den trüben Gährungen der Masse, deren Quelle Nicht=Befriedigung ist, unberührt; das Leben darstellend in seinen höchsten gesellschaftlichen Entwicklungen als Intelligenz, Humanität und Sitte — ist diese glänzende Versammlung berufen, Frankreich auf der Bahn der Freiheit und Ehre, der Wahrheit und des Rechts voranzuleuchten. So gehört die Pairskammer zu den edelsten Institutionen eines hochcivilisirten Volks, welche zugleich die zeitgemäßesten sind. Die Tribüne, der Schauplatz des Talents, wo sich seit dem Bestehen der Charte so manches Verdienst Anerkennung verschafft, die Stufenleiter zur Macht, auf welcher so mancher Ehrgeizige sich emporgeschwungen, das oberste Tribunal der öffentlichen Meinung, vor welchem so manche Klage gegen Mißbräuche, Gewalt und Unterdrückung oft allein Hülfe gefunden, diese Tribüne, von einer bestochenen Majorität in der Deputirten=Kammer verrathen, wurde von der Pairskammer gerettet. Als die Vertreter des Volks gegen die Rechte des Volks sich verschworen, als sie zu ihrer eigenen politischen Vernichtung der Contrerevolution die Hand boten, — was wäre aus Frankreich geworden, wenn die Aristokraten eben so engherzig und servil gewesen wären, als diese Plebejer? Wir lassen die Frage unbeantwortet. Auf eine andere, noch wichtigere Frage, was jetzt nach der Niederlage der Contrerevolution aus Frankreich werden solle, haben die Wahlcollegien geantwortet, antwortet der ultraroyalistische Montlosier als Mitarbeiter des Constitutionnel, und der vormalige Congregationalist Vatismenil, der jetzt als Großmeister der Universität die Wichtigkeit der Volksaufklärung empfiehlt. - Der Kampf der Meinungen hat ein Ende: die Theorien haben sich in Interessen verwandelt. Als die Contrerevolution es unternahm, eine mit Millionen Fasern in dem Boden der Geschichte wurzelnde Wirklichkeit auszurotten, hätte sie nicht vorher nach dem Archimedischen δός μοι, ποῦ στῶ fragen sollen? — Es war doch wohl zu vermessen, von dem Eifer einiger Duzend Enthusiasten und den bezahlten Diensten einer Legion von Heuchlern, die nun ohne Zweifel die beschwerliche Bürde abwerfen werden, die Ausführung so großer Dinge zu erwarten. Bald muß es sich entscheiden, ob die sechs und siebenzig neuen Pairs noch Lust haben werden, im Gefolge des Herrn von Villele aufzutreten, nachdem dieser die Macht verloren, oder ob sie die öffentliche Meinung durch ein edles und loyales Benehmen mit ihrer Pairschaft aussöhnen können.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 49. 18 Februar 1828.

Stendhals Reise in Italien *).

Die Berichte des Herrn von Stendhal aus den Salons von Mailand, Bologna, Florenz, Neapel und Rom, waren für uns von um so höherem Interresse, als sie uns, vom Mittelpuncte des gesellschaftlichen Lebens aus, mit der Sitte und dem Geist des italienischen Volks, seinen Vorzügen und Mängeln bekannt machen. Mit der Wahrheit einzelner Thatsachen darf man es bei dem Verfasser nicht zu genau nehmen, wie er z. B. in Ulm (seine Reise geht von Berlin über Ulm und München nach Mailand) den Schwarzwald, und im September Tannen sieht, deren düsteres Grün einen schönen Contrast zu der blendenden Weiße des Schnees bildet; daß ihm aber die Schneepartien kein Vergnügen mehr gewähren, wird man ihm glauben, wenn er anders wirklich den Feldzug nach Moskau mit gemacht hat, wie er versichert. Abgesehen von dieser historischen Leichtfertigkeit findet man in dem Verfasser einen jungen wohlunterrichteten Franzosen, höchst liebenswürdig, voll munterer Laune, einen feinen Beobachter und Weltkenner, dessen Urtheile über Deutsche und Engländer viel Absprechendes und Einseitiges enthalten, dem es aber in Italien so wohl gefällt, daß er sein Paris darüber fast vergißt. Man darf indessen nicht meinen, daß ein Franzose von der Generation der letzten Jahrzehende alle Dinge von der leichten Seite auffaßt; der ernste Charakter der Revolution hat aus den zierlichen Geschöpfen der Periode Ludwigs XV denkende Männer gemacht. Bei aller Vorliebe des Verfassers für die Italiener ist er kein blinder Verehrer und Lobhudler derselben, so wie ihn auch das Land mehr von Seiten seines jetzigen Zustandes, als seiner großen historischen Erinnerungen anzieht, während die meisten Reisenden der Gegenwart fremd, und folglich gegen die Lebenden ungerecht sind, indem sie überall nur eine untergangene Heroenwelt anstaunen, gegen welche das jetzige Menschengeschlecht klein und zwergartig erscheint. Wir begleiten Herrn von Stendhal, und werden ihn meist selbst reden lassen. Das Theater della Scala in Mailand ist das Propyläon, durch welches er uns in die Herrlichkeiten Italiens einführt. Hier, sagt er, befindet man sich im Salon der Stadt; außerhalb desselben giebt es keine Gesellschaft. „Wir sehen uns in der Scala!" heißt es bei allen Gelegenheiten. Das Theater faßt 3500 Zuschauer; keine einzige Lampe hängt im Saal; die ganze Beleuchtung geht von der Bühne aus. Die Einbildungskraft kann sich nichts größeres, prächtigeres, imposanteres, überraschenderes vorstellen; wer einmal hier gewesen, dem kann kein Theater der Welt mehr gefallen; es ist für die Musik gemacht. Man kann in Mailand zwei, dreimal (!) nach einander Mozart'sche Opern hören, und die Musik von Solliva erinnert in jedem Augenblick an Mozart. Aber seine Testa di Bronzo ist ein Werk des Genies: diese Wärme, dieses dramatische Leben, diese Sicherheit in allen Wirkungen konnte ihm Mozart selbst nicht geben (?); als ein Bewunderer Mozarts trägt er seine Farbe; hätte er wollen Cimarosa seyn, so wäre er ein neuer Cimarosa. Die Musik ist die einzige Kunst, die noch in Italien lebt, die noch etwas von jenem schöpferischen Feuer besitzt, welches die Brust eines Dante, Raphael, Cimarosa durchdrang.

Canova und Alfieri sind isolirte Erscheinungen, wie sie die Urkraft der Natur unter diesem schönen Klima zuweilen noch jetzt hervorbringt. Alle Genüsse der Seele, außer denen der Musik, sind eingeengt; das Mißtrauen erstickt die Freundschaft; man stirbt aus Schwermuth, wenn man Bürger ist; nur die Musik und die Liebe ertragen keinen Zwang. Die Liebe ist die einzige Leidenschaft, in welcher sich die Falten des italienischen Charakters enthüllen; Ungezwungenheit, Offenheit, Frohsinn sind in ihrem Gefolge; die Musik ist die Kunst, deren Wirkungen man auf den Gesichtern sieht. Fragt man die Italiener, warum sie nicht schreiben, so sagen sie: „Denken ist schon gefährlich; schreiben wäre mehr als Wahnsinn. Hier diese herrliche, wollustathmende Luft: soll man sich der Gefahr aussetzen, daß man in die Eisfelder von München oder Berlin unter diese traurigen Menschen verbannt wird, die kein Glück kennen als ihre Orden und sechszehn Ahnen? Unser Klima ist unser Schatz!"

Italien bekommt keine Literatur, ehe es zwei Kammern bekommt: bis dahin ist alles falsche Bildung, Akademie-Literatur: ein Alfieri hat kein Publikum; zu dem was er war, hat ihn sein Genie gemacht, nicht Italien. Unwissenheit, Faulheit, Wollust herrschen noch zu sehr unter den jungen Italienern, als daß nicht eine lange Zeit vorübergehen müßte, bis man sich dort zur Höhe der Civilisation erhebt. Napoleon führte dahin, vielleicht ohne es selbst zu wissen; er hat der Lombardei und der Romagna den persönlichen Muth gegeben. Die Schlacht bei Raab wurde durch die

*) Rome, Naples et Florence par M. de Stendhal. Trois. edit.

Italiener gewonnen. Napoleon hat Italien moralisirt. Die Erziehungsanstalten für junge Frauenzimmer, die er zu Verona und Mailand unter der Leitung der Madame Delort errichten ließ, hatten den wohlthätigsten Einfluß auf die guten Sitten (?). Unter seiner vierzehnjährigen Diktatur ist Mailand die intellektuelle Hauptstadt Italiens geworden, da es vorher kaum durch etwas anders so sehr, als durch seine Gourmandise berüchtigt war. Es wird hier zehnmal mehr gedruckt, als in Florenz, und in den Straßen begegnet man noch einigen hundert vormaligen französischen Beamten, die sich als Männer von Geist vor ihren Landsleuten auszeichnen. Sie spielen die Rolle der Bonapartisten Frankreichs: ihrer Meinung nach brauchte Italien noch zwanzig Jahre des Despotismus und der Gendarmerie Napoleon's, bis es für zwei Kammern reif würde. Gegen das Jahr 1808 war es in Italien guter Ton, Bücher zu haben. Die Söhne dieser Beamten gehören zu der Elite der italienischen Jugend. Man sehe diese jungen Lombarden in Pavia, wo sie studieren, und man wird denselben Geist, auf italienisch, der in der französischen Jugend ist, auch in ihnen, erkennen. „Welcher Unterschied zwischen diesen jungen Leuten und den Burschen von Göttingen! Die Studenten, welche die Straßen Pavia's anfüllen, haben nicht die Rosenfarbe der Studenten von Göttingen; ihr Auge, man sieht es, verliert sich nicht in jenes contemplative Schwelgen im Reich der Chimären (?). Sie sind mißtrauisch, schweigsam, menschenscheu; ein eingedrückter Hut auf einem ungeheuern schwarzen Lockenbau aufgepflanzt, bedeckt eine finstere Gestalt, deren olivenfarbene Blässe die Abwesenheit der Behaglichkeit und des Leichtsinns junger Franzosen verkündet. Erscheint eine Frau in der Straße, so nimmt der düstere Ernst dieser jungen Patrioten alsbald einen andern Ausdruck an. Eine elegante Pariser Schöne, welche hieher käme, geriethe in Todesangst; sie hielte alle diese jungen Leute für Räuber. Das ist es eben, warum ich sie liebe. Nichts von affektirter Süßlichkeit, Lustigkeit, noch weniger Sorglosigkeit. Ein junger poco curante käme mir wie ein Herr vom Serail vor. Der Haß gegen die Tedeski unter den Studirenden zu Pavia ist wüthend. Derjenige genießt einer besondern Achtung, der Nachts in einer abgelegenen Straße einem jungen Deutschen ein paar Streiche versetzen, oder ihn, wie sie sagen, laufen machen kann. Diese jungen Leute kennen ihren Petrarcha auswendig, und zum wenigsten die Hälfte von ihnen macht Sonnette. Sie sind bezaubert von der leidenschaftlichen Stimmung, die in dem platonischen und metaphysischen Pathos Petrarcha's sich nicht immer verbirgt." Das Mittelalter hatte Italien durch den Haß der Menschen gegen die Menschen, der Städte gegen die Städte vergiftet. Das Heer, welches Napoleon schuf, wo der Bürger von Reggio und Mailand, der düstere Novarrese und der muntere Venetianer oft in derselben Kompagnie dienten, hatte zur Folge: einmal die Bildung einer neuen Sprache, wo der Dialekt der Romagna, welche die tapfersten Soldaten geliefert hatte, vorherrschte; zweitens das Verschwinden jenes Hasses und des Patriotismus der Vorzimmer. — Jede Regierung in Italien hat dem Italiener gegenüber ein schwieriges Verhältniß: seit Jahrhunderten ist man gewohnt, den Souverän für einen Feind zu betrachten, dem man dient, weil er bezahlt, aber dem man nie mit Eifer dient. So ist namentlich der Mailänder ziemlich republikanisch gesinnt: indessen hatte Napoleon verstanden, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, wiewohl mehr die des Adels und der Reichen; Eugen aristokratisirte die Maßregeln seines Stiefvaters fast mehr als politisch war. Doch gilt das Kreuz der eisernen Krone, das Napoleon bewilligte, noch jetzt für den wahren Adel, weil man bei Ertheilung desselben streng auf die Würdigkeit sah. Ein Maire war in die Ordenspromotion aufgenommen. Anonyme Briefe benachrichtigten den Vicekönig von einer Niederträchtigkeit, die jener früher begangen hatte, die man aber nicht beweisen konnte; auf den einfachen Verdacht hin, gab man dem Maire in der Stille 20,000 Franken, und behielt das Kreuz zurück. Dieses Beispiel wirkte auf die Moralität. In Florenz glänzte das System Napolens mit allen seinen Vortheilen. Die kleinen Plackereien der französischen Verwaltung waren nirgends sichtbar als in den sogenannten Droits-réunis. Das französische Gesetzbuch, ein Werk der Treilhard, der Merlin, der Cambacérès folgte hier auf die grausamen Gesetze Carl V und Philipp II. In der Lombardei ist der theokratische Einfluß gebrochen seit Joseph II, in Venedig seit Fra Paolo. In Mittelitalien ist am meisten Unsicherheit für die Literatur; Galiläi (1633), Giannone (1758), Pellico (in unsern Tagen) büßten im Gefängniß. Nirgends jedoch findet man dieses Heer bezahlter Schriftsteller, das in andern Ländern die Meinung des Volks betrügt. Der italienische Gelehrte arbeitet nach seiner Ueberzeugung; er läßt aber, aus Furcht vor Verbannung oder Gefängniß, selten etwas drucken, so leicht es ihm auch wäre, dieß zu Brüssel unter falschem Namen zu thun. Der Italiener liest nicht wie der Franzose zum Behuf jener pläsanten Conversation, die auf dem Boden des Hoflebens entspringt; wie man eine Leidenschaft für Voltaire und La Bruyère haben kann, ist ihm unbegreiflich; er liest mit ganzer Seele, und kein Wort darf ihm nur halb verständlich bleiben, so daß auch der Schriftsteller für die ganze Aufmerksamkeit des Lesers schreibt.

(Schluß folgt.)

Neueste englische Literatur.

(Fortsetzung.)

Leigh Hunt's „Lord Byron und einige seiner Zeitgenossen."

Nach Napoleon möchte vielleicht Byron der Name seyn, den die letzten Jahrzehnde in den widersprechendsten Beziehungen genannt haben; nur tritt uns sogleich, als ein wesentlicher Unterschied in den Charakteren dieser beiden größten Geister unserer Zeit — nicht von beiden ließe sich mit gleichem Recht sagen: the lions of the day — entgegen, daß der Feldherr jene Art der allgemeinen Aufmerksamkeit eben so sehr vermieden, als der Dichter sie gesucht zu haben scheint. Bei Napoleon war das Aufsehenmachen, wo er sich dessel-

ben bediente, nur Mittel, bei Byron war es Zweck. Jene Eitelkeit, die allen adlichen Seelen angeboren ist und die am Ende nur in dem innigen Verlangen besteht, die unentwickelte innere Schönheit zur äußeren Erscheinung zu bringen und ebenbürtigen Geistern zur Pflege, zur Anerkennung und Vereinigung anzubieten, geht bei ebenmäßig fortschreitender Bildung zuletzt in der vollsten Klarheit des Selbstbewußtseyns auf — wie dieß ohne Zweifel bei Napoleon der Fall war — während sie da, wo äußere Verhältnisse die Bildung des Verstandes, des Gefühls oder des Willens zurückdrängen, bald in krampfhafte Verzerrungen ausbricht, welche oft die edelsten Keime zerstören. Wenn Byron das Glück gehabt hätte, in einem Kreise geboren zu seyn, in welchem alle seine Fähigkeiten sich frei entwickeln konnten — also zuvörderst nicht in England — so wäre er ein großer Mann geworden; in der Lage, in welche er fast in allen Perioden seines Lebens sich versetzt fand, konnte er nur ein großer Dichter werden.

Das Werk von Leigh-Hunt, einem durch seine Poesien und durch seine ultraliberale Zeitungspolitik *) bekannten Freunde Byrons: „Ueber Byron und einige seiner Zeitgenossen," hat das doppelte Verdienst — wenn gleich ohne alles Wissen des Verfassers — auf der einen Seite zu zeigen, wie der größte Geist dem unablässig wiederholten Andrang der Gemeinheit allmälig Raum geben, und mit dem unedlen Stoff, der ihn umweht, sich wenigstens äußerlich in vieler Hinsicht assimiliren muß; auf der andern Seite uns ein schlagendes Beispiel von dem Eindruck zu geben, welchen Seelenadel auf Geister einer niedern Ordnung zu machen pflegt, wenn diese sich auch noch so sehr durch Verstand oder Gelehrsamkeit vor der gewöhnlichen Masse auszeichnen.

Zuvörderst versichert Hr. Hunt seine Leser, daß er nichts als die Wahrheit angeben wolle. Wir haben, ungeachtet des eben gesagten, zu viel Achtung vor seinem Charakter, als daß wir dieser Versicherung nicht in so weit glauben sollten, daß wir alle von ihm berichteten Facta wirklich für wahr annehmen; aber man darf nur einige Seiten des Buches gelesen haben, um zu sehen, daß Mr. Hunt mit dem Poeten sehr übel zufrieden war und unwillkührlich durch dieß persönliche Mißfallen in seinen Urtheilen bestimmt wurde.

Byron war, nach Mr. Hunt, der Leidenschaft der Liebe unfähig, wenigstens in der Art, die er allein Liebe nennt, und die in der That eine sehr besondere seyn muß. Was er selbst aber unter dieser Leidenschaft versteht, wird uns nicht berichtet. Nachdem er von der körperlichen Gewandheit Byrons und dem verwegenen Gebrauch, den der Dichter von derselben machte, gesprochen hat, zieht er daraus — wie es scheint — den Schluß, daß es ihm an Muth fehlte. „Byron war ein guter Reiter, fährt er fort, saß schön zu Pferde und hielt einen festen Sitz. Er hörte gern davon reden, und — um die Wahrheit zu sagen — es war ein Vergnügen, ihm davon zu reden. Guter Gott! welche Huldigungen würde dieser Mann nicht gefunden, welche Liebe und welches Vergnügen erweckt haben, wenn er sich mit der Wahrheit hätte begnügen können, und wenn er selbst Wahrheit genug besessen hätte, um etwas besser von seinen Nebenmenschen zu denken! Aber stets suchte er die unzugänglichsten Quellen der Zufriedenheit. Den ersten Tag, als wir mit einander ausritten, scherzte er über das schlechte Reiten dieses und jenes seiner Bekannten. Sichtlich hoffte er, das Vergnügen zu haben, mich der Liste beifügen zu können; und als er fand, daß bei dem Schauspiele meiner Reiterei eben nichts besonderes zu bemerken sey, sagte er in einem Tone, der seine verfehlte Erwartung ausdrückte: „Wie, Hunt, Sie reiten ja ganz gut!" Wir führen diese kleine Anekdote an, weil sie uns charakteristisch für die Beurtheilung — nicht bloß Byrons durch Mr. Leigh Hunt, sondern jedes ausgezeichneten Menschen durch die gewöhnliche Menge zu seyn scheint. Eine große Naturerscheinung macht immer den Eindruck des Erhabenen, weil in der physischen Welt ein Maaßstab der Vergleichung vorhanden ist. In der Geisterwelt dagegen, in dem Gebiete des Unendlichen, ist kein Unterschied zwischen groß und klein; jeder Mensch glaubt als geistiges Wesen gleiche Ansprüche auf Geistesgröße zu haben, und wenn er dennoch gezwungen wird, die Ueberlegenheit eines andern anzuerkennen, so betrachtet er dieß als ein ihm wiederfahrenes Unrecht, als persönliche Beleidigung. Menschen, die wirklich groß sind, werden daher in der Regel gehaßt und verfolgt, die nur groß scheinen wollen, verhöhnt oder ausgelacht; der größte Triumph aber, und leider! nicht bloß des Pöbels, ist es, wahre Größe ableugnen und mit einigem Schein als eitle Anmaßung an den Pranger stellen zu können.

Es war uns ein schmerzliches Gefühl zu sehen, daß ein Mann, den Byron seinen Freund nannte, dem großen Dichter, dem edlen Menschen, dem sein ganzes Leben hindurch vom Unglück verfolgten und dennoch standhaften Kämpfer nach seinem Tode diesen letzten Dienst erweisen mußte; möge es uns verziehen werden, wenn wir durch eine Betrachtung, die vielleicht nur für Wenige Interesse hat, uns auf einen Augenblick von den allgemein interessanten Thatsachen abziehen ließen, von denen Hunt's Memoiren eine so reiche Fülle darbieten. (Fortsetzung folgt.)

*) Als Herausgeber des radicalen Wochenblattes: The Examiner.

Politische Parteien in den Vereinigten Staaten.

(Schluß).

Wenn auch der Krieg nicht immer glücklich war, so war doch nichts rühmlicher, als der Friede, der ihm folgte. Er drückte dem Triumph der Demokraten das Siegel auf; die kühnsten Hoffnungen dieser Partei waren übertroffen worden, und sie wußten ihren Sieg vollkommen zu benutzen. Die Föderalisten, die am Kriege Theil genommen hatten, entsagten diesem gehässigen Namen, der forthin nur noch an den Gliedern der Konvention von Hartford und an ihren Anhängern, als ein beschimpfendes Beiwort, haftete. Alle Zeitungen, alle Reden verkündeten die Ausgleichung der Parteien: alle Bitterkeit verschwand, und selbst der Namen geschah höchstens noch bei den Streitigkeiten über die Wahlen Erwähnung.

Doch wird man leicht einsehen, daß diese beiden Parteien (in ihrer ursprünglichen Bedeutung und ohne Beziehung auf zufällige Umstände) im Wesen der Verfassung zu tief begründet sind, um nicht stets unter anderen Namen fortzudauern. Sie halten einander das Gleichgewicht und die Bahn der Verfassung auf der Mittelstraße, indem sie jeder Ausschweifung, wodurch einerseits der Föderativ=Regierung, anderseits den Regierungen der einzelnen Staaten zu viel Gewalt eingeräumt würde, Schranken setzen.

Sie haben unstreitig aus den Zeitungen viel von dem großen Tumult vernommen, den die letzte Präsidenten=Wahl verursachte, und ich zweifle nicht daran, daß in Europa mancher der Meinung war, daß ein Bürgerkrieg nicht mehr fern sey. Doch ist in der That nichts lächerlicher, als diese Furcht, da die ganze Spaltung meist nur auf der Verschiedenheit der Meinungen über das persönliche Verdienst der Kandidaten beruhte. Zwar hatte sich ein Rest der Föderalisten=Partei zu Adams Gunsten geregt, während die herrschende Meinung zwischen seinen drei Mitbewerbern getheilt war; doch übten im allgemeinen reine Lokal=Verhältnisse den größten Einfluß auf die Wahlen. Der ganze Osten stimmte für Adams, während der Westen zwischen Jackson und Clay getheilt war. Georgien war für Crawford. Der Gang der Sache war folgender.

Sie müssen wissen, daß die Art der Wahl in den verschiedenen Staaten verschieden ist. Zwar sendet jeder Staat eine, der Anzahl seiner Abgeordneten zum Kongresse gleiche Zahl von Wählern, die nach Köpfen stimmen. Aber in einigen Staaten ernennt das Volk alle seine Wähler zusammen, was man election by general ticket nennt; in andern ist das Volk in Distrikte getheilt, wovon jeder einen Wähler ernennt (election by district); in noch andern werden die Wähler von der gesetzgebenden Gewalt ernannt. Wenn keiner der Kandidaten für sich allein mehr als die Hälfte der Stimmen erhält, so fällt die Wahl der Kammer der Abgeordneten anheim, die unter den drei Kandidaten, welche die meisten Stimmen haben, einen zu wählen hat, indem sie nach Staaten stimmt.

Die Wahl war auf vier Bewerber gerichtet, die alle Männer von vielem Talent waren, deren Verdienst aber verschieden geschätzt wurde, indem die Einem sie bis in den Himmel erhoben, die Andern aber sie eben so tief herabsetzten.

Diese Kandidaten waren: John Quincy Adams aus Massachusets, Sohn des alten Präsidenten Adams. Er hat den größten Theil seines Lebens in öffentlichen Aemtern zugebracht, aber immer außerhalb der Vereinigten Staaten. Früher war er Professor der schönen Wissenschaften, und ist ein vollkommner Literat. Er gehörte immer zur Partei der Föderalisten bis auf die neuesten Zeiten, wo er sich auf das eifrigste gegen dieselbe erklärte. Er zeichnet sich aus durch eleganten Styl und diplomatische Manieren, und gehört zur Schule derer, welche glauben, daß man das Volk betrügen müsse, um es zu beherrschen. Zur Zeit der Wahl war er Staats-Sekretär.

Andrew Jackson aus Tennessee. Erzogen für den Stand eines Advokaten, in dem er sich auszeichnete, wurde er im Anfange des letzten Krieges an die Spitze einiger Milizen gestellt, und entwickelte im Kampf gegen die Indianer große militärische Talente. Als General der Armee erfocht er den berühmten Sieg bei Neu=Orleans, und rettete nicht minder durch seine administrativen, als seine militärischen Talente den ganzen Westen von einer Invasion. Er war immer Demokrat. Er zeichnet sich aus durch streng republikanische Gesinnungen, durch Entschlossenheit, Klarheit der Ansichten und durch eine über jeden Argwohn erhabene Redlichkeit. Zur Zeit der Wahl war er Senator beim Kongreß für die Provinz Tennessee.

W. H. Crawford aus Georgien, immer demokratisch gesinnt. Er war Gesandter in Frankreich. Das einzige, wodurch er sich auszeichnet, ist ein unruhiger Sinn, Neigung zu Intriguen und Bestechlichkeit. Man behauptet, daß er sich zu seinem Privat=Vortheil des Einflusses bediente, den ihm das Sekretariat der Schatzkammer gab, welches er zur Zeit der Wahl verwaltete.

Henry Clay aus Kentucky. Seine Laufbahn war die legislative. Er zeichnet sich durch Beredsamkeit, Gewandtheit, Geschicklichkeit als Advokat und persönliche Liebenswürdigkeit aus. Er war Präsident (speaker) der Kammer der Abgeordneten, und übte einen bedeutenden Einfluß in diesem Amte.

Nur wenige Stimmen fehlten zur Vollgültigkeit der Wahl Jackson's. Ihm folgte Adams mit einer bedeutenden Minderzahl, und diesem stand Crawford sehr nahe. Die Kammer hatte daher unter diesen drei Bewerbern zu wählen. Ihr Einfluß in der Kammer, in der nach Staaten gestimmt wird, war ungefähr gleich: die Wahl hing daher von dem Entschluß der Freunde Clay's ab. Diese stimmten für Adams. Die öffentliche Meinung sprach sich offen gegen diese Wahl aus, als eine dem Willen des Volkes zuwiderlaufende Maßregel: denn Jackson hatte entschieden eine beträchtliche Mehrheit gegen jeden seiner Mitbewerber. Die Nation glaubte, daß ihr Wille ihren Repräsentanten Gesetz hätte seyn sollen. Die Unzufriedenheit vermehrte sich, als Adams gleich im Beginn seiner Verwaltung Clay zum Sekretär ernannte. Von einem Ende der Vereinigten Staaten zum andern sprach man von Schändlichkeit, Bestechlichkeit, Feilheit u. s. w. Diese Gerüchte mögen übertrieben seyn, aber die Beweise eines gehässigen Handels scheinen mir zu klar, als daß man ihnen widersprechen könnte.

Was würde in Europa das Resultat einer solchen Wahl gewesen seyn, bei welcher der Wille des Volks durch schamlose Ränke umgangen ward? Ein Bürgerkrieg wäre vielleicht die Folge davon gewesen, und es hätte eine zeitlang zwei Präsidenten gegeben (??). Hier fiel nichts ähnliches vor. Jeder unterwarf sich friedlich dem Gesetze, mit dem Vorsatze, bei der nächsten Wahl besser auf seiner Hut zu seyn. Obgleich die Kammer ohne Zweifel einen Fehltritt begangen hat, der kaum zu entschuldigen ist, so muß doch dieß Beispiel gesetzlicher Unterwerfung den wohlthätigsten Einfluß auf die Zukunft üben: und nie bot Amerika ein erhabeneres Schauspiel dar, als indem seine Söhne sich schweigend unter ein Joch beugten, dessen äußere Rechtmäßigkeit sie anerkannt hatten.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 49. 18 Februar 1828.

Der Herzog von Orleans.

Chauchois-Lemaire's Schreiben an den Herzog von Orleans *), sein Prozeß und seine Verurtheilung haben in Deutschland mehr Aufsehen erregt, als eine, wie die französischen Journale sie darstellen, unbedeutende Sache verdienen würde. War die Absicht des Briefstellers bloß die, den Herzog von Orleans zum Chef einer aristokratischen Opposition gegen die Willkürherrschaft eines congregationalistischen Ministeriums vorzuschlagen — wie uns Cauchois-Lemaire in seiner zweiten Schrift **), gleichsam einer rectifizirten Ausgabe der erstern, glauben machen will —, so hatten freilich die liberalen Blätter ***) leicht zu beweisen, daß die Strafe, welche die Gerichte über einen constitutionellen Irrthum verhängten, etwas stark, daß die leidenschaftliche Weise, wie der Angeklagte vor der Verurtheilung behandelt wurde, kaum zu rechtfertigen sey.

Indessen erhält man durch die englischen ****) Blätter eine andere Ansicht von der Sache.

Hier ist die Rede von nachtheiligen Gerüchten, welche bei jener Gelegenheit in Flugschriften und Salonsgesprächen gegen die Legitimität des Herzogs in Umlauf gesetzt wurden; von einer zahlreichen Orleanistenpartei, welche in Frankreich den Auftritt mit Jacob II und Wilhelm III gerne wiederholen möchte; von dem Ehrgeiz des Herzogs ꝛc. Das Folgende, sagt die Literary Gazette, ist das Wesentliche einer — wir sind es überzeugt — aus trüber Quelle geflossenen Geschichte; aber unsre sinnreichen Nachbaren legen auf das, was sie eine Mystifikation nennen (ein Ding, wofür der ehrliche Britte kein Wort hat), zuviel Werth, als daß es möglich wäre, über die Wahrheit oder Falschheit der in mancher Beziehung unzusammenhängenden Geschichte ein Urtheil zu fällen.

Es wird behauptet, daß die Gräfin von Newborough, jetzige Baronin von Sturnberg, obgleich bei ihrer Geburt in Italien, im Mai 1773, in Folge einer Austauschung gegen ein anderes Kind, als die Tochter von Lorenz Chiappini in die Geburtsregister eingetragen, die in gesetzmäßiger Ehe erzeugte Tochter des Herzogs Orleans-Egalité sey. Es wird hinzugefügt, daß diese und die folgenden Thatsachen auf den eidlichen Zeugnissen mehrerer glaubwürdigen Personen beruhen.

*) Sur la crise actuelle, lettre à S. A. R. le Duc d'Orléans.
**) Aux Liberaux. Petites lettres apologétiques.
***) Z. B. der Globe vom 29. Dec. und 19. Jan.
****) The literary Gazette, January 12; The Sphynx January 30.

Im Anfang des Frühjahrs 1773 kam ein Franzose von Auszeichnung, unter dem Namen eines Grafen von Joinville, mit seiner hochschwangern Gemahlin in Modigliana an. Er nahm sein Absteigequartier in dem sogenannten Gerichtspalast, wo er die angesehnsten Familien der Nachbarschaft bei sich empfing. Graf Pompei Borghi, der gewöhnlich die schöne Jahreszeit in derselben Stadt zubrachte, wurde in dem Zirkel des Grafen Joinville eingeführt, und es entspann sich bald ein freundschaftliches und zuletzt ein vertrautes Verhältniß zwischen beiden Häusern. Der Graf von Joinville hatte einen schweren Kummer auf dem Herzen, dessen Ursache er dem Grafen Borghi mittheilte. — „Seine Gemahlin war ihrer Niederkunft nahe. Hatte er einen Knaben oder ein Mädchen zu erwarten? Im letztern Fall standen unermeßliche Familieninteressen für ihn auf dem Spiel." — Chiappini war der Gefangenwärter des Gerichtshofs; seine Frau war gleichfalls schwanger, und höchst wahrscheinlich traf ihre Niederkunft mit der der Gräfin von Joinville in der Zeit zusammen. Etwas, wobei man seinen Vortheil findet, wenn es auch gegen Pflicht und Gewissen wäre, thut man um so leichter, wenn man es ohne Schwierigkeit thun kann. Chiappini's Weib konnte einen Knaben, des Grafen Weib ein Mädchen gebären. Eine solche Möglichkeit war dem Grafen peinlich. Er machte eine Art Bekanntschaft mit dem Gefangenwärter, der diese Gunst mit der ganzen Dankbarkeit eines Mannes von niederem Stande aufnahm, den ein Großer mit Wohlwollen behandelt. Der Graf von Joinville eröffnete zuletzt dem Grafen Borghi seinen Plan. Chiappini wurde vor sie gerufen, und durch glänzende Versprechungen dahin vermocht, daß, wenn seine Frau mit einem Knaben, die Gräfin mit einem Mädchen niederkäme, die Kinder ausgetauscht werden sollten. Zwei Zeugen, Maria B. und Dominik B., geben an, sie hätten gehört, wie der Graf von Joinville zu Chiappini sagte, er verliere, wenn die Gräfin eine Tochter zur Welt bringe, ein großes Erbgut; eben deshalb hätte er die Austauschung der Kinder vorgeschlagen. — Wie gedacht, so gethan. In einer Stunde gab Chiappini's Frau einem Sohn, und die Gräfin einer Tochter das Leben. Nach der Aussage derselben Zeugen wurden die Kinder unmittelbar nach der Geburt in Gegenwart des Grafen und der Gräfin Borghi ausgetauscht, und die Tochter des Grafen von Joinville erhielt in der Priorei zu Modigliana die Taufe unter dem Namen Maria Stella Chiappini. Die Sache wurde indessen — man weiß nicht, auf welchem Wege — ruchbar, und der Graf von Joinville, der einen

Ausbruch des öffentlichen Unwillens befürchtete, wandte sich an den Obern des Klosters zum heiligen Bernhard von Brisighella, den er um eine Freistätte in seinem Kloster bat. Der Zeuge D. B. will unter den Papieren des Klosters einen aus Modigliana 1773 datirten Brief des Grafen an den Obern gesehen haben, worin ersterer seinen Dank für die erhaltene Zusage der Aufnahme abstattet. In diesem Kloster blieb der Graf, um ruhig abzuwarten bis der Sturm vorüber wäre. Als er sich eines Tages auf einem Spaziergange von seinem Asyl etwas entfernt hatte, wurde er auf Befehl der Inquisition festgenommen, und in die Gefängnisse des heiligen Offiziums abgeführt. Der Obere des Klosters that jedoch Schritte bei dem Kardinallegaten von Ravenna; Seine Eminenz befahl den vermeintlichen Grafen vor Sie zu bringen, erkannte, umarmte *) ihn, und ließ ihn sogleich in Freiheit setzen. Diese Thatsachen werden von dem Advokaten Horatio L. bezeugt, und der oben erwähnte D. B. erklärt ferner, unter den Papieren jenes Klosters einen Brief des Grafen gesehen zu haben, worin dieser dem Obern für seine Verwendung dankt, und ihn von seiner Freilassung in Kenntniß setzt. Einige Zeit nach dem Kindertausch verließ die Gräfin von Joinville Italien, und nahm ihren vermeintlichen Sohn mit sich. Später (die Zeit wird nicht genau angegeben), gibt der Graf von Joinville in einem Schreiben, welches der Zeuge B. B. gelesen zu haben versichert, seinem Freund, dem Grafen Borghi, die Nachricht, daß ihm seine Gemahlin einen Sohn geboren habe, und daß der Knabe, dessen sich Graf Borghi erinnern werde, gestorben sey. (Forts. folgt.)

*) Nach der Etikette der römischen Kirche würdigen die Kardinäle nur Prinzen vom Geblüte ihrer Umarmung.

Neueste englische Literatur.

Leigh Hunt's „Lord Byron und einige seiner Zeitgenossen."

(Fortsetzung.)

Einzelne Stellen aus Leigh-Hunts Memoiren sind durch die englischen Zeitungen auch in deutsche Journale übergangen; doch glauben wir, daß die Neugierde des Publikums durch dieselben mehr gereizt, als befriedigt worden ist, und hoffen, indem wir in diesen Blättern eine Reihe von Auszügen mittheilen, in welchen wir das von andern bereits gegebene zu vermeiden suchen, unsern Lesern eine nicht unangenehme Gabe darzubringen.

„Ich erinnere mich, eines Tages, als er da stand und aus dem Fenster sah, ihn auf das lebendigste dem Portrait ähnlich gesehen zu haben, welches Philipps von ihm machte, bei weitem das beste, was erschienen ist — ich meine das beste aus der besten Zeit seines Lebens, und das ähnlichste sowohl in den Zügen als im Ausdruck. Er saß dem Maler eines Morgens so lange, daß Lady Byron zweimal herauf sandte und ihm sagen ließ, daß sie auf ihn warte. Ihre Herrlichkeit pflegte in Henderson's Garten zu fahren, um Blumen zu holen. Ich hatte nicht die Ehre sie zu kennen, und sah sie nur ein einziges mal, als sie eben aus der Thüre trat. Sie hatte einen schönen ernsten Blick, mit einem wahren „Aepfelchengesicht," ein Epithet, mit welchem sie sich zum Scherz selbst bezeichnete. Der erste Besuch, den ich Byron machte, war gerade nach ihrer Trennung. Das Publikum, welches vielen Antheil an der Lady nahm, und mit Recht (da Frauenzimmer sich in ihren Verhältnissen zu dem männlichen Geschlecht stets im ungerechtesten Nachtheile befinden), hatte indeß keine Idee von der peinlichen Unruhe, welche ihr Gemahl damals empfand. Er war wirklich krank, sein Gesicht gelb von Galle; daß Lady Byron seiner Gesellschaft entsagte, hatte ihn ganz außer Fassung gebracht und war ihm, wie ich überzeugt bin, völlig unerwartet gewesen; dann regten die Angriffe, welche sich die Journale bei dieser Gelelegenheit auf ihn erlaubten, sein Gefühl auf; und um alles zu krönen, so hatte er Exekution im Hause. — Uebrigens nahm er die Ursache der Zwistigkeit ganz auf sich, und bestach meine Selbstliebe so sehr für Lady Byron, daß er mir erzählte, ihr gefiele mein Gedicht *) und sie habe seinen Charakter mit dem von Giovanni, dem Gemahl meiner Heldin, verglichen. In ihm selbst sah ich nur eine edle Natur, vielleicht den Aufwallungen eines reizbaren Temperaments unterworfen, aber offen, gefühlvoll, äußerst bemitleidungswerth und — wenn ein Weib die Art wüßte, wie er geliebt seyn wollte, oder von andern ihr erlaubt würde, ihn zu lieben — äußerst liebenswürdig. Was mich um so wärmer für ihn einnahm, war ein Brief, welchen er mir zeigte, und den Lady Byron geschrieben hatte, da sie das Haus bereits verlassen und im Begriff war, zu ihren Verwandten zu gehen, die sie beredeten, nicht mehr zurück zu kehren. Er war mit dem oben erwähnten Beiwort unterzeichnet und in dem Tone guter Laune ja sogar einer Zärtlichkeit geschrieben, die — obwohl nichts darin stand, was ein Weib nicht schreiben sollte und was ihr nicht Ehre machte zu schreiben — mir doch fast zu gut schien, um sie jedermann zu zeigen. Aber der Fall war außerordentlich und das Compliment für mich, mir den Brief zu zeigen, wurde dadurch um so größer. Ich wußte damals noch nicht, daß Seine Herrlichkeit die Gewohnheit hatte, einen jeden zu seinem Vertrauten zu machen, der ihm nahe kam: eine Indiscretion, die es zu einem um so größeren Glück für viele machte, daß seine Freunde meist sehr discret waren. Ich will jetzt meinen Lesern gerade heraus sagen, was ich über die ganze Sache denke. Jedermann weiß, was bei dem gegenwärtigen schönen Zustande der Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern unter Convenienz-Heirathen verstanden wird. Sie werden meist bald eben so wenig convenient, als Personen, die in die Jahre der Discretion kommen, geeignet werden, indiscret zu seyn. Byron's Heirath, war — wenigstens von seiner Seite — eine Convenienz-Heirath, obgleich die Lady unter diesem Namen niemals etwas davon würde haben hören wollen. Er heirathete des Geldes wegen; doch ward er als ein Mann von Genie, und die Lady überredete sich selbst, sie habe ihn gern, theils weil er Genie hatte, theils

*) Francesca da Rimini.



weil es natürlich ist, die zu lieben, welche sich bemühen, uns zu gefallen. Außerdem war der Poet darauf piquirt seine Dame zu gewinnen, weil sie in dem Ruf stand, sehr delicat in solchen Dingen zu seyn; und die Lady war darauf piquirt, sein Weib zu werden, nicht sowohl, weil sie den Herrn nicht schon vor der Heirath gekannt hätte; sondern gerade weil sie ihn kannte und hoffte, daß ihre Liebe ihre Aufrichtigkeit und ihre Ueberlegenheit sie in den Stand setzen würden, ihn zu bessern. Das Experiment war gefährlich und gelang nicht. Ein anderes Paar würde nun still gesessen und sein Glück der Eitelkeit, glücklich zu scheinen, geopfert haben. Lord Byron aber hatte zu viel Eigenwilligkeit und seine Gemahlin zu viel Offenheit — vielleicht auch zu viel Unruhe und Rachsucht. Die Ausschweifungen seiner Laune, denen er, (wenn er nicht gerade in der Stimmung war, sich selbst Vorwürfe zu machen), vielleicht über die Grenzen dessen, was er wirklich fühlte, nachgab, waren so beängstigend für ein junges und getäuschtes Weib, daß sie zu zweifeln anfing, ob er seiner Sinne mächtig wäre. Um hierüber zur Gewißheit zu kommen, ergriff sie Maßregeln, die ihn auf das äußerste beleidigten, und obgleich sie in gutem Vernehmen mit ihm war, als sie ein eben nicht angenehmes Haus verließ, um ihre Freunde auf dem Lande zu besuchen, und Lady Byron — wie ich keinen Zweifel habe — leicht von ihm zur Rückkehr hätte beredet werden können, wenn so viel Liebe oder nur Artigkeit auf seiner Seite gewesen wäre, als auf der ihrigen Verlangen, an seine Verdienste zu glauben, so ist es doch nicht zu verwundern, daß andre, welche sie soviel längere Zeit gekannt und geliebt, und welche kein Interesse dabei hatten, blind gegen seine Fehler zu seyn, sie übetredeten weg zu bleiben. Das „Lebewohl," welches er schrieb und das so viele gefühlvolle weisse Taschentücher in Bewegung setzte, ging nur aus seinem poetischen Talente hervor, sich in eine eingebildete Lage zu versetzen und in der Gestalt eines andern sich selbst zu bemitleiden. Er hatte keine Liebe für den Gegenstand dieses Gedichts, sonst würde er nicht später über sie auf eine so völlig verschiedene Weise geschrieben haben. In der That, ich glaube nicht, daß er jemals das Glück hatte zu wissen, was wirklich Liebe ist; — wenn wir unter Liebe ein Verlangen verstehen, welches durch das Gefühl veredelt wird, und das Glück und die Erhebung des geliebten Gegenstandes bezweckt. Er konnte je und je eine Stelle schreiben, welche zeigte, daß er dieser Empfindung nicht unfähig war; aber die Leidenschaft, bei welcher es ihm Vergnügen machte zu verweilen, ist entweder die von muthwilligen Knaben, die eben die Schule verlassen haben, oder von Heldinnen, die sich mit Vergnügen einem etwas eigensinnigen Helden hingeben."—

„Es ist kein Zweifel, daß Lord Byron den Scandal der Trennung tief fühlte. Auch ist wahrscheinlich, daß er um so mehr nach der Anhänglichkeit seines Weibes sich zu sehnen anfing, als er sah, daß sie nicht zurückkehren würde. Die Unmöglichkeit, sie zu besitzen, gab ihr in seinen Augen einen höhern Werth. Auf alle Fälle piquirte die Lady seinen Eigensinn, der seine schwache Seite war; alle Cirkel wurden laut, ihn zu verdammen; auch war er besorgt um sein Kind, auf welches er, als seinen einzigen Repräsentanten und den Abkömmling zweier alten Familien, wenigstens vielen Stolz setzte. Aber diese Gefühle, welcher Art sie immer waren, hinderten ihn nicht, seinen Unwillen auf eine Weise zu äußern, welche alle seine Freunde beklagen müssen, noch auch sich später aller jener ehelichen Eigenthumsrechte zu bedienen, welche die galante und ritterliche Gerechtigkeit des stärkeren Geschlechtes sich selbst zuertheilt hat, um einen Trost dafür zu haben, daß es nicht im Stande ist, das Weib glücklich zu machen."

(Schluß folgt.)

Stendhals Reise in Italien.

(Schluß.)

Die Franzosen verdanken ihrer Galanterie, ob sie jetzt gleich ziemlich aus der Mode gekommen ist, die Leichtigkeit des Stils; aber in Italien ist die Liebe eine sehr ernsthafte Sache, welche man, fast wie in Paris Börsengeschäfte, mit der größten Wichtigkeit behandelt. Die Damen lesen keine Romane, wie in den romantischen Ländern, Deutschland, Frankreich u. s. w. Dieses Nichtvorhandenseyn einer anderen Lektüre als der strengen Geschichte ist einer der Hauptgründe, warum die Unterhaltung mit italienischen Damen so interessant ist. Da wo es eine neue Heloise oder irgend einen Moderoman gibt, wird eine Dame immer davon etwas darstellen, was sie nicht selbst ist; manchmal ist die zärtlichste Unterhaltung belesener Damen nichts als ein Flickwerk aus den Romanen, die sie bewundern: ihre Gefühle sind Phrasen, die ihnen erhaben geschienen. Die Italienerin erhält ihre Natur rein von solchen angelernten tausend Sachen, womit eine verschrobene Bildung prunkt. Die Lebhaftigkeit eines jungen Parisers, Mitglieds der Gesellschaft für die christliche Moral, Verfassers einiger deliciösen Gedichte, der mit feinem Witz unter allen Arten von literarischen Anspielungen herumhüpft, der in Einem Athem von Homer, von der Staatswirthschaft, von Bolivar, von Raphael, von der Chemie, von Canning, vom Handel der Römer, vom Vesuv, vom Kaiser Alexander, von Erasmus, von Paisiello und von tausend andern Dingen spricht, würde bei einer Italienerin weniger Glück machen, als ein Unterlieutenant aus dem mittäglichen Frankreich. Wenn der Italiener spricht, so ist er gedrängt, wie Tacitus, gerade das Gegenstück zum Franzosen; die Hälfte seiner Darstellung liegt in Gebehrde und Auge; wenn er aber schreibt, will er schöne toscanische Redensarten machen, und dann ist er geschwätziger, als Cicero; er läßt nirgends eine Ellipse gelten, als in der heftigen Leidenschaft, und doch ist trotz alles Strebens nach Deutlichkeit die italienische Prosa nichts weniger als leicht verständlich — eine Erscheinung, die sich nur aus dem Tiefsinn des Volks erklären läßt. Es hat Italien in keiner Periode seiner Geschichte an denkenden Männern und an großen Gelehrten gefehlt, und einige der größten Italiener gehören zu den größten des Menschengeschlechts. Das Herrlichste in der Natur, wie das Herrlichste in der Kunst giebt Ein Boden. Der Comersee, sagt ein Italiener, ist in der Natur, was die Ruine des

Coliseums in der Architektur, der heilige Hieronymus des Correggio in der Malerei ist. Italien ist das Land, das ein zweifaches klassisches Alterthum besitzt, das zweite fast geistig größer, als das erste: als die Heimath der Scipionen kann es gewiß auch auf seine Dante, Raphael, Machiavelli stolz seyn. Sollte die neuere Zeit keine Namen aufweisen? Zu bitter spricht sich Alfieri aus, wenn er sagt: „Auf dem Gipfel seiner Verworfenheit und Nichtigkeit zeigt das jetzige Italien selbst in den ungeheuren Verbrechen, die jeder Tag begehen sieht, wie reich es mehr als jedes andere Land in Europa an feurigen und fruchtbaren Geistern ist, denen, um großes zu thun, nichts fehlt, als ein Schlachtfeld und Mittel." Dieses Beweises aus der Kraft des Bösen bedürfen wir nicht. Ist auch der Abstand des Volks und der gebildeten Klassen in Italien, wie in Spanien und Portugal, so unermeßlich, daß man einen neapolitanischen Bauer mit einem Afrikaner oder einen Südseeinsulaner vergleichen darf, wie sich Herr von Stendhal wirklich dieses Gleichnisses bedient; ist auch die Gleichgültigkeit gegen Verbrechen, wie der Meuchelmord, so gräßlich, daß der Bandit von seiner That bloß als von einem Unglück reden kann; zeigt sich auch der Aberglaube in seiner lächerlichsten Gestalt, wenn z. B. ein Marquis, dem es vor dem Teufel bange ist, sich den Mund einsegnen läßt, damit der leidige Gast nicht durch diese Pforte hineinkomme, oder wenn die Furcht vor dem Behexen durch den Blick *) manche Leute, denen man diese Eigenschaft zuschreibt, aus der Gesellschaft verbannt; so giebt es auf der andern Seite Vorzüge des Geistes und des Charakters, die dem Italiener einen bedeutenden Rang unter den Völkern Europa's bestimmen. An den Mailändern rühmt der Verfasser die schöne Harmonie der Sitten, die Natürlichkeit in den Manieren, die Gutmüthigkeit, die große Kunst, glücklich zu seyn, die hier ausgeübt werde, ohne daß die Leute wissen, daß dies ein Kunst, ja die schwerste Kunst sey. Der Ton der Gesellschaft gleiche dem Stile Lafontaines. Die Florentiner nennt er die polirtesten unter den Menschen, voll sorgfältiger Aufmerksamkeit auf alles, was schicklich ist, sicher und bestimmt im Benehmen. In Bologna ist viel Freiheit der Rede: dadurch gewinnt der Charakter an Offenheit, der Geist an Feuer und Originalität. Zu thun was vernünftig ist, schämt man sich in Italien nicht, wie in manchen Ländern, wo die Ehre à la Louis XIV zu sonderbaren Vorurtheilen Anlaß gegeben hat; hier macht z. B. ein Offizier, ohne daß ihm dieß in seiner Reputation schadet, auf einem Theater den Buffo. Dagegen ist in andern Dingen der Italiener delikater als der Franzose: dieser macht seine Epigramme auf die Narrheit, jener wendet sich davon weg. Reichthum ohne Bildung ist in Italien verachtet, während sich in Paris ein Commis, der zu der Bourgeoisie gehört, ziemlich in Positur setzen darf. Der Schriftsteller kann bei seinen Geistesprodukten auf keinen Geldgewinn, wohl aber auf die Bewunderung des Volks rechnen. Man zahlt in Italien die Künstler schlecht, aber ganz Mailand hat einen Monat lang von der Francesca da Rimini gesprochen. Silvio Pellico hätte aus Mangel an Vermögen seine Tragödie nicht drucken lassen können, wenn ihm nicht fremde Großmuth zu Hülfe gekommen wäre. In Paris erwirbt sich ein Mann von Geist des Monats 3000 Franken. Die Mittelmäßigkeit wird nicht geduldet; der Italiener verlangt Kraft, Einfachheit, Natur, keine frostige akademische Nachahmung; das gesuchte affektirte in der Kunst ist ihm so verhaßt als jenes Ceremoniell der Gesellschaft, womit sich die Leute vom guten (französischen) Tone quälen. Im Sinn für das Schöne, in jener Entzündbarkeit des Gemüths, das sich dem Eindrucke freudig hingibt, hat der Marquis vielleicht nicht viel vor dem Bauer voraus. Noch besitzt Italien seine Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nichts ist so naiv als ein italienischer Dichter: Grossi, Pellico, Porta, Manzoni, Monti. Wenn man einen nordischen Dichter liest, so braucht man seine Person nicht zu kennen: er spricht nicht selbst, sondern die Muse. Bei Porta und Grossi aber ist es gerade ihre Individualität, welche ihre lieblichen Gedichte noch bezaubernder macht. Monti ist der Dante des achtzehnten Jahrhunderts: er hat sich auch nach Virgil gebildet. Dem armen Pellico hat das Gefängniß dichterische Muße gegeben. Manzoni, devot wie la Mennais, ist in der Lyrik ein Byron. Beccaria, Verri, Parini, Visconti und Gioja sind die Philosophen Italiens. Die beiden erstern begründeten eine neue philosophische Schule in der Mitte des vorigen Jahrhunders, sehr verschieden von der gleichzeitigen in Frankreich: beschäftigt mit den ernsten Gegenständen des Lebens war es ihnen um keine Schönheiten des Stils, nicht um den Beifall der Salons, und den Ruhm der Schriftsteller des Tags zu thun. Beccaria war auf dem Puncte, in Paris Mode zu werden wie Hume, als er sich diesem Glück entzog, und nach Mailand zurückeilte, weil er befürchtete, seine Geliebte möchte ihn vergessen. Verri, der Freund Beccarias, hat die Geschichte Mailands im großen Geist der Alten geschrieben. Man findet darin nicht jenes Schwanken in Begriff und Urtheil, wie in so vielen französischen Werken des neunzehnten Jahrhunderts: Verris Geschichte ist ein kühnes, mit fester Hand gezeichnetes Gemählde. Wer Tamburini's Vera idea della Santa Sede nicht gelesen hat, kennt Rom nicht. Auch Pignotti, der Geschichtschreiber Toscanas, gehört in diese Reihe. — Wenn von man der italienischen Literatur spricht, so kann von Neapel kaum die Rede seyn: denn dort haben sie bei der Katastrophe von 1799 Alles gehängt, was Geist hatte. Den Hang zur Satire haben sich indessen selbst die Neapolitaner nicht nehmen lassen, und sie besitzen in ihren Marionetten ein treffliches Mittel, diesen Hang zu befriedigen; wo dagegen die Lage der Menschen weniger genirt ist, da sind Charakterrollen wie Dom Procolo und Cassandrino, ersterer der Vater oder Ehemann einer großen Sängerin, letzterer bei den Römern ein alter Geck in den Manieren eines Abbé, der sich in jede junge Frau verliebt, eine reiche Fundgrube für den nationalen Witz des Italieners.

*) Die Jetatura, das böse Auge, auch bei den Neugriechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 50. 19 Februar 1828.

Briefe aus Sumatra von einem Holländer *).

Bencoolen, d. 10. Dec. 1823.

Sonnabend, den 29. November, überraschte der anbrechende Tag mich und meine Reisegefährten mit dem entzückenden Anblick von Sumatras Westküste, vor einer langen Kette hoher und aneinanderhängender Berge, unter denen sich der sogenannte Zuckerhut (het Suikerbrood), dem seiner Gestalt wegen dieser Name gegeben werden und der in der Nähe von Bencoolen, etwas landeinwärts, gelegen ist, auszeichnete.

Ein sanfter, doch günstiger Wind brachte uns, noch vor Mittag, in das Gesicht des Etablissements, das mit seinen weißen Mauern und Häusern und dem Fort ein sehr angenehmes Schauspiel darbietet.

Die Rhede von Bencoolen ist 6 Meilen vom festen Lande, und ein sehr offener und unsicherer Ankerplatz für Schiffe, weshalb die meisten Seeleute in dem Nordwestmusson ihre Fahrzeuge zwischen den Canälen bei einer trockenen Stelle, nahe an der Ratteninsel (Rat-eiland), vor Anker legen.

Das Ratteneiland ist 6 Meilen WSW. von dem Fort Marlborough gelegen, und hat nur etwa eine Viertelmeile im Umkreis. Auf demselben ist ein Regierungspackhaus, ein europäischer Lootse und ein Hafenbeamter mit einigen verbannten Verbrechern. Es ist nichts weniger als selten, bei heftigen Nordwestwinden die Gemeinschaft zwischen dieser Insel, der Rhede und dem festen Lande viele Tage lang unterbrochen zu sehen.

Der zu Bencoolen an's Land steigende Fremdling findet durchaus keine Schwierigkeiten, unangenehme Visitationen oder lästigen Aufenthalt, welche an anderen Orten so häufig vorkommen, und die natürliche Folge von bestehenden Aus- und Eingangszöllen sind, die man hier nicht kennt.

Die Lage des Etablissements ist, auch in der Nähe betrachtet, sehr schön, und macht einen äußerst angenehmen Eindruck.

Die Häuser der Europäer sind wegen der häufigen und heftigen Erdbeben unten von Stein und oben von Holz gebaut. Einige derselben sind mit Atap, andere mit einer Art von Sierappen gedeckt, welche aus dem Bast eines Baumes gemacht werden, den man in großer Menge auf den Poggie- oder Nassauinseln, 80 bis 90 Meilen NW. von hier findet. Die Häuser sind nicht dicht aneinander, sondern mit kleinen Zwischenräumen, etwas von einander getrennt, gebaut, wie die auf dem Königsplatz außerhalb Batavia, und die ganze Stadt ist von einer weißgetünchten Ringmauer von 6 Fuß Höhe eingeschlossen; das Gouvernementshaus ist sehr angenehm in der Mitte eines englischen Gartens und kleinen Parks gelegen; aus den obern Gemächern hat man eine weite Aussicht nach der See, über die Rhede und das Ratteneiland, Pulu-Bai und Bufalu-Spitze, und man sieht die übrigen Häuser gleichsam einen Halbkreis um dasselbe bilden.

Das alte Gouvernementshaus liegt näher an der See. Vor demselben ist ein sehr prächtiges Monument errichtet, zum Gedächtniß des Residenten Parr, der vor 80 Jahren durch die Eingebornen meuchlerisch ermordet wurde. Die unteren Gemächer des alten Gouvernementshauses werden zu Militärbureaux, und die oberen meist zu Wohnungen für Fremde gebraucht; aus den letzteren hat man eine entzückende Aussicht auf die See und auf einen großen Theil der Stadt. Die Regierungsbureaux, der Rathsaal und die Schatzkammer sind in einem sehr schönen Gebäude vereinigt, dessen Fronte nach dem Gouvernementshaus zugekehrt ist.

In dem nordwestlichen Theil des Etablissements ist das chinesische Quartier; dieses hat keine schönen, sondern meist baufällige Häuser, die eben nicht von Wohlfahrt zeugen. Die meisten Chinesen sind arm. Sie besitzen hier entweder nicht die Betriebsamkeit derer von Java, oder nicht das weite und offene Feld und die gute Gelegenheit, sie in Anwendung zu bringen. Sie sind zwischen 6 und 700 an der Zahl. Sie werden als Laufläufer und schlechtes Volk geschildert, und die vielfachen Criminalfälle, in welche sie häufig verwickelt sind, scheinen es glaubhaft zu machen, daß man sie hiebei nicht verläumdet.

Unter den öffentlichen Gebäuden darf ich nicht vergessen, eines sehr hübschen kleinen Kirchleins Erwähnung zu thun, worin der Gottesdienst der Episcopalen alle Sonn- und Festtage, des Vormittags um 11 Uhr, durch einen wiedertäuferischen Missionär (doopsgezinden zendeling) abgehalten wird. Diese christliche Verträglichkeit gereicht beiden Gemeinden gleich sehr zur Ehre. Um 4 Uhr wird von demselben

*) Brieven over Bencoolen, Padang, het rijk van Menang-Kabau, Rhiouw, Sincapoera en Poelopinang, Door den Kolonel Nahuijs, Ridder etc., laatst Resident aan de Hoven van Souracarta en Djocjocarta. Te Breda, bij F. B. Hollingerus Pijpers 1827. 8.

Geistlichen in malaiischer Sprache gepredigt. Die Kirche hat eine sehr gute Orgel, und einige junge Mädchen und Jünglinge bilden ein Chor, indem sie bei dem Singen von Psalmen und geistlichen Liedern den Ton angeben. Bis in diese Kirche hat der indische Engländer seinen geliebten Ponka (Hauptweher) eingeführt.

Die Wege in Marlborough sind breit und schön, und werden durch eine Anzahl zu den Ketten verurtheilter Missethäter im besten Stande erhalten. Diese Verbrecher gehen, gleich denen in Java, jeder besonders an einer Kette. — Nach sieben Uhr sieht man keinen Europäer mehr zu Fuß auf den Straßen.

Sogenannte Buggies und Palankinggefährte mit einem Pferde sind allgemein im Gebrauch, und außer der Kutsche des Gouverneurs habe ich keine andere Art von Fuhrwerk gesehen. Der Trag-Palankings, die im westlichen Indien so sehr in Gebrauch sind, bedient man sich hier nicht.

Das Etablissement von Bencoolen war vor dem Jahre 1714 6 Meilen weiter gegen Norden gelegen; der Ungesundheit des Orts wegen wurde es damals nach seiner jetzigen Lage versetzt; aber man ist allgemein einverstanden, daß es noch acht Meilen weiter südlich, wo die Pulubai einen sicheren Ankerplatz und ein ebener Grund einen für die Niederlassung von Europäern geeigneten Platz dargeboten hätte, besser und zweckmäßiger angelegt gewesen wäre. In und bei dem gegenwärtigen Etablissement sind viele Ungleichheiten des Bodens, Höhen und Vertiefungen, in welchen letzteren sich das Wasser sammelt, ohne ablaufen zu können, was der Gesundheit nachtheilige Dünste verursacht.

Von dem Fort kann ich keine genaue Beschreibung geben, da ich dasselbe nur von der Frontseite gesehen habe. Dort zeigt sich eine Bastion mit neun Schießscharten. Es soll indessen sehr schwach seyn, und ist nicht von dem geringsten Nutzen zur Abwendung einer Landung, da kein Feind so einfältig seyn wird, dieselbe in der Nähe des Forts zu unternehmen, sondern sie viel lieber in der Pulubai unter der Bedeckung seiner Schiffe ausführen wird, die dort bis dicht unter das Gestade laufen können.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Orleans.

(Fortsetzung.)

Was wurde aber derweil aus der jungen Maria Stella und aus Chiappini? Da ist ein Zeuge, der beweist, daß sich der Gefangenwärter vor 1773 in einer sehr armseligen Lage befand, nachher aber auf einmal in Wohlstand kam, eine schöne Wohnung bezog, und auf einem glänzenden Fuß lebte. Die Gräfin Borghi, welche im Geheimniß war, als die junge Maria Stella zum Verlust der Vorrechte ihrer Geburt verurtheilt wurde, suchte durch Aufmerksamkeiten und Liebkosungen das Mißgeschick des armen Kindes zu mildern. Im Hause der Gräfin verlebte es seine ersten vier Jahre; nach dem Zeugniß von D. B. jammerte die Gräfin oft über das Vorgefallene. Chiappini, um sich den Stichelreden derer zu entziehen, die seine frühere Lage und die Mittel, wodurch er sie verbessert hatte, kannten, entschloß sich Modigliana zu verlassen, und begab sich nach Faëna. Stella wurde in einem Kloster untergebracht. In der Sorgfalt, mit welcher sie erzogen, und in der Art, wie sie behandelt wurde, erkannte man nicht die Tochter eines Gefangenwärters. Lord Newborough lernte sie kennen, und bat um ihre Hand. Die Hochzeitfeier war glänzend. Man behauptete, der edle Lord habe sich einige Anzeigen in Betreff der hohen Abkunft seiner jungen und liebenswürdigen Gemahlin zu verschaffen gewußt, wenigstens soll er oft gesagt haben, er sey versichert, daß sie nicht von Chiappini abstamme. — Ungeachtet ihrer Erhebung benahm sich Lady Newborough gegen ihre Pflegeeltern mit derselben Achtung und Zärtlichkeit wie früher; aber für Chiappini waren ihre Aufmerksamkeiten eine wahre Verlegenheit. Unfähig, sie als seine Tochter zu betrachten, nannte er sie nie anders als Madame; er stand vor ihr wie ein Bedienter, nicht wie ein Vater; unaufhörlich sprach er von seiner Dankbarkeit, hieß sie seinen Schutzengel, seinen Glücksstern &c. Chiappini wurde plötzlich krank; er rief laut nach Lady Newborough. Sie trat vor sein Bett; da stammelte er die Worte heraus: No figlia! no figlia! und, indem er krampfhaft ihre Hände faßte: Baratto! baratto! Bei diesen Worten wurde Lady Newborough von ihrem vermeintlichen Bruder weggeführt, und nach einem Landhause gebracht. Zwei Tage darauf starb Chiappini. Indessen fühlte er beim Herannahen der letzten Stunde, daß er das verhängnißvolle Geheimniß nicht mit ins Grab nehmen könne; er schrieb deshalb an Lady Newbourgh folgenden Brief:

„Mylady!

Ich stehe am Ziel meines Lebens, ohne daß ich Jemand ein Geheimniß mitgetheilt habe, das mich beunruhigt, und wobei Sie am meisten betheiligt sind. Es ist folgendes. An dem nehmlichen Tage, an welchem Sie geboren wurden — von einer Person, die ich nicht nennen kann, und die jetzt nicht mehr ist — gebar meine Frau einen Sohn. Ein Kindertausch wurde mir vorgeschlagen. Damals befand ich mich in schlechten Vermögensumständen; dieß vermochte mich, den mir unter sehr vortheilhaften Bedingungen gemachten Vorschlag einzugehen: Sie wurden meine Tochter, und der andere Theil nahm meinen Sohn. Ich sehe, der Himmel hat mein Vergehen gut gemacht, indem er Sie in eine glücklichere Lage versetzte, als Ihren Vater, und Sie auf eine der seinigen beinahe gleiche Stufe des Ranges erhob. Dieser Gedanke erleichtert meine letzten Augenblicke. Behalten Sie die Sache für sich, und schonen Sie mein Andenken. Ich bitte Ihnen meine Schuld ab. Noch einmal bitte ich Sie, lassen Sie die Welt nicht wissen, was doch nicht mehr zu ändern ist. Dieser Brief wird Ihnen nicht eher als nach meinem Tod zugestellt werden.

Lorenzo Chiappini."

Lady Newborough empfing den Brief aus den Händen seines Beichtvaters, und es ist seitdem bewiesen worden, daß der Brief von Chiappini's Hand war. Ist nun wirklich Lady Newborough die Tochter des Grafen von Joinville, so fragt sich, wer war dieser Graf von Joinville?

Man sagt, Lady Newborough habe nichts unterlassen, hierüber Gewißheit zu erlangen. Sie reiste nach Paris. Würde der Gegenstand ihrer Nachforschung — dachte sie — sogleich bekannt, so könnte in der Familie Joinville (wenn eine solche existirte) Lärm entstehen, und dieser Umstand leicht ihren ganzen Plan vereiteln. Was that sie also? Sie ließ in die Zeitungen die Anzeige rücken, eine englische Lady, die sich einige Tage in Paris aufhalte, sey beauftragt, über den Grafen von Joinville, der 1773 eine Reise in Italien gemacht habe (oder über seine Descendenz), Erkundigungen einzuziehen, um demselben wegen einer ihm zugefallenen unermeßlichen Erbschaft Mittheilungen zu machen. Sie versprach eine große Belohnung, wenn ihr Jemand schleunige Auskunft verschaffte, da sie genöthigt sey, ihre Rückreise nach London zu beschleunigen, und aus bloßer Freundschaft für eine italienische Dame die Besorgung dieser Angelegenheit übernommen habe. Bald erschien der Abbé von St. Phar, der natürliche Bruder des verstorbenen Herzogs von Orleans, bei der Lady; er kam, im Namen des (jetzigen) Herzogs von Orleans, um wegen der Erbschaft Kunde einzuholen. Lady Newborough bemerkte ihm, daß sie nicht absehe, was der Graf von Joinville den Herzog von Orleans angehe. Der Abbé, ohne sich übrigens auf nähere Erklärungen einzulassen, gab zu verstehen, daß bei dem Charakter des Herzogs von Orleans-Egalité diese anscheinend sonderbare Identität nicht unwahrscheinlich sey. Der Besuch war wegen des beharrlichen Stillschweigens der Lady nur kurz; sie versprach aber, am folgenden Tag Jemand zu dem Abbé zu schicken. Diese Person wurde Anfangs gut aufgenommen, erhielt jedoch keine bestimmte Aufschlüsse, und als man sich zu einer neuen Zusammenkunft einfinden sollte, war weit und breit kein Abbé von St. Phar.

(Schluß folgt.)

Neueste englische Literatur.

Leigh Hunt's „Lord Byron und einige seiner Zeitgenossen."

(Schluß.)

Von dem Unterhaltungstone Byron's gibt Mr. Hunt uns einen sehr unvortheilhaften Begriff: „Lord Byron konnte keine Conversation führen, wenn wir dieß Wort im eigentlichen Sinne nehmen. Er war nicht im Stande seine Ideen oder Ansichten auszutauschen, wie man von einem wissenschaftlich gebildeten Manne erwartet. Seine Gedanken bedurften der Concentration der Stille und des Studiums, um zur Klarheit zu kommen, und legten dann das Resultat in Form einer Stanze nieder. Seine Bekanntschaft mit der Literatur war sehr beschränkt. Dieselbe persönliche Erfahrung indessen, die er sehr richtig als die Quelle seiner Schriftstellerei benutzte, würde ihn zu einem weit interessanteren Gesellschafter gemacht haben, als viele, die besser reden konnten; und der Grund, weshalb seine Unterhaltung die Erwartung täuschte, war nicht, daß er nichts zu reden gewußt hätte, sondern daß er von einer beständigen Affektation geplagt war, und nicht aufrichtig seyn konnte. Es waren nur vorübergehende Anfälle, wenn er im Ernst sprach, oder seine außerordentlichen Aufschlüsse (extraordinary disclosures) gab, indessen wußte man nie, was in seiner Rede Ironie war. Sein gewöhnlicher Ton waren Sticheleien und Scherze, aber nicht von der angenehmsten Art, und eben so weit von einfacher Gradheit als von wahrem Witze entfernt. Das Beste, was man davon sagen konnte, war, daß er wußte, daß Spielerei mit Größe verträglich ist, und das schlimmste, daß er glaubte, alles an ihm sey groß, selbst bis auf seine Gemeinheiten. — Wenn er diesen und jenen Anspruch aufgegeben hätte, so würde er wie ein Mann gesprochen haben, und nicht wie ein bloßer Elegant oder wie ein verzogener Schulknabe. Man darf jedoch hieraus nicht folgern, daß seine Scherze nicht zuweilen in der That sehr glücklich waren, oder daß Bewunderer Seiner Herrlichkeit, die ihm Besuche machten, ihn nicht oft mit noch größerer Bewunderung verließen; ich rede nur von seiner Unterhaltung im allgemeinen und von dem Eindruck, den sie machte, verglichen mit dem, was man von einem Manne von Geist und Welt erwarten konnte."

„Seine Lieblingslectüre waren Geschichte und Reisebeschreibungen. Ich glaube, daß ich mich nicht irre, wenn ich Bayle und Gibbon seine Lieblingsautoren nenne. Gibbon war ein Schriftsteller, ganz gemacht, ihm zu gefallen. Er hatte eine gewisse Prunksucht, einen Weltton, eine Selbstgefälligkeit und ein Spiel mit Sarcasmen, eine Vorliebe für aristokratisches Wesen, mit einer Tendenz, in andern Punkten liberal zu seyn, und, um allen diesen Eigenthümlichkeiten die Krone aufzusetzen, den glänzendsten Erfolg in der literarischen und einen hohen und piquanten Standpunkt in der modischen Welt, lauter Eigenschaften, welche die stärkste Sympathie in dem Busen seines adelichen Lesers fanden. Dazu kam, daß Gibbon in seinem Privatleben ein wollüstiger Einsiedler war; er hatte seinem Aufenthalt in der Fremde Celebrität gegeben, besaß die schuldige Achtung vor den Verdiensten des Ranges und des Reichthums, und war endlich, was vielleicht nicht als unbedeutend betrachtet werden darf, gleich Byron kein Redner im Parlament. Ich füge noch hinzu, daß sein mühsam ausgearbeiteter Stil dem Freunde des Erkünstelten in der Poesie gefiel, während der cynische Genius seiner Satire sich an dem Gebilde eines Don Juans ergötzte. Endlich versah seine Gelehrsamkeit und Forschung den nachläßigen Schriftsteller mit dem Wissen, welches er in der Schule gelassen hatte."

„Byrons Büchersammlung war arm, und bestand größtentheils nur aus neueren Werken. Ich erinnere mich wenig mehr bei ihm gesehen zu haben, als die bekannten Basler Ausgaben englischer Werke und einige neuen, die ihm gelegentlich von England gesandt wurden. Er vergaß nie, darauf aufmerksam zu machen, daß er Shakspeare und Milton nicht besäße; „weil," sagte er, „man ihn beschuldigt hätte, von ihnen geborgt zu haben." Er affectirte zu zweifeln, ob Shakspeare ein so großer Genius gewesen sey, als man angenommen, und ob nicht ein großer Theil an dieser Meinung auf Rechnung der Mode komme — eine Verleugnung, deren sich nur ein hochadlicher

Schriftsteller schuldig machen konnte. Doch lag dieser Ansicht ein größeres Zugeständniß zu Grunde, als er selbst vermuthen mochte; vielleicht hatten die Umstände ihn wirklich außer Stand gesetzt, einen richtigen Begriff von Shakspeare zu haben, obgleich seine Ueberzeugung gewiß der Wahrheit näher stand, als sein ausgesprochenes Urtheil. — Spenser konnte er gar nicht lesen, wenigstens versicherte er dieß. Der Geschmack dieses poetischsten aller Poeten stimmte mit dem seinigen in nichts überein. Ich lieh ihm einen Band der Fairy Queen (Feenkönigin) und er sagte: er wolle versuchen, Gefallen daran zu finden. Des andern Tages brachte er mir ihn zurück und sagte: „Hier, Hunt, hier ist euer Spenser. Ich kann nichts darin finden;" wobei er es nicht erwarten zu können schien, daß ich ihm das Buch aus der Hand nehme, als ob er gefürchtet hätte, daß man ihn beschuldigen könnte, einen so unbedeutenden Schriftsteller nachgeahmt zu haben. Daß er wirklich gar nichts in Spenser fand, ist nicht sehr wahrscheinlich; aber ich glaube in der That, daß er nicht viel darin fand. Spenser war zu sehr außer, und er zu sehr in der Welt." —

Außer diesen Erinnerungen an Byron finden wir in Hunts Memoiren mehrere Züge von Thomas Moore, Campbell, Hook und andern public characters, von denen wir hier nur in Bezug auf die beiden letztgenannten Einiges ausheben wollen.

„Als ich diesen ausgezeichneten Mann (den Dichter Campbell) zuerst sah, machte er auf mich den Eindruck eines französischen Virgils. Nicht daß er einem Franzosen gleichsähe, und am wenigsten dem französischen Uebersetzer Virgils — vielmehr fand ich ihn so hübsch, als der Abbé Delille häßlich gewesen seyn soll — aber er schien mir die ideale Vorstellung eines Franzosen von dem lateinischen Dichter zu verkörpern; etwas trockener und schärfer zugeschnitten, als ich erwartet hatte, gedrungen und elegant, kritisch und scharf, in jedem Zuge das Bewußtseyn der Autorschaft; ein ängstliches Bestreben, sich keine Blöße zu geben, und ein Verfeinern und Abschleifen der Natur, wie in dem Spiegel eines Putzzimmers. In dieser Auffassung seines Charakters wurde ich in dem Laufe der Unterhaltung dadurch bestärkt, daß er sich über die Größe Racine's verbreitete. Er hielt dabei einen Band des französischen Tragikers in der Hand. Seine Stirne war scharf und fein, und — um mit den Phrenologisten zu reden — mit allen jenen Reflexions- und Liebesorganen, die man in seiner Poesie wiederfindet. Sein Gesicht und seine Gestalt waren von etwas kleinem Maaßstabe; seine Züge regelmäßig; sein Auge lebendig und durchdringend; und wenn er sprach, spielten Grübchen um seinen Mund, der aber nichts desto weniger etwas zurückgezogenes und verschlossenes an sich hatte. Es war als ob eine hübsche Puritanerin in seine Familie gekommen wäre, und zum Zeichen davon auf seinen Zügen jenen Ausdruck zurückgelassen hätte, welchen wir auf dem weiblichen schottischen Gesichte häufiger als auf dem männlichen sehen. Doch schien er dafür nichts weniger, als dankbar zu seyn. War er mit seinen Kritiken und seinem Virgilianismus zu Ende, wie wenig einem Puritaner ähnlich sprach er da! Schnell schien er alles, was ihn eine Zeitlang lästig beengt und beschränkt hatte, von sich zu werfen, und auf einmal aus Delille's Virgil in den Cotton'schen verwandelt, loszubrechen, wie ein Knabe, der aus den engen Wänden der Schule gelassen wird. Wenn ich jetzt das Vergnügen habe ihn zu hören, so vergesse ich seinen Virgilianismus und denke nur an den angenehmen Gesellschafter, den offenen Menschenfreund und den Schöpfer einer Schönheit, die so viel werth ist, als alle Heldinnen Racines zusammengenommen."

„Eines Tags kam zu Sydenham Mr. Theodor Hook unerwartet mit zu Tisch, und ergetzte uns sehr durch sein Talent, Verse zu extemporisiren. Er war damals ein schlanker, bräunlicher junger Mann, von gutem Aussehen, mit kleinen Augen und mehr vollen als hageren Zügen; ein Gesicht, das Ausdruck und Laune hatte, aber wenig Feinheit. Seine Extempore-Verse waren in der That überraschend. Es ist leicht genug, im Italienischen zu extemporisiren — und man muß sich nur verwundern, wie in einer Sprache, wo alles sich vereinigt, das Versemachen zu erleichtern und in der es schwer ist, Reime zu vermeiden, auf dieses Talent noch soviel Gewicht gelegt werden kann — aber im Englischen ist dieß etwas ganz anderes. Ich kenne nur einen einzigen Mann, außer Mr. Hook, der englische Verse improvisiren kann, und diesem fehlt die Fähigkeit, vielleicht das Selbstvertrauen, dieß öffentlich zu thun. Ich spreche hiebei natürlich von Reimen. Reimfreie Verse zu extemporisiren wird man, mit geringer Uebung, im Englischen eben so leicht finden, als das Reimen im Italienischen. Bei Mr. Hook unterlag sein dießfallsiges Talent keinem Zweifel. Er konnte nicht wissen, wer die Gäste alle seyn würden, und noch weniger kannte er den Gegenstand der Unterhaltung, als er eintrat und er sprach lange mit, bis er aufgefordert wurde, als Improvisator aufzutreten; bennoch flossen seine Scherze und seine Verse auf uns alle mit höchster Leichtigkeit — indem er von jedermann etwas Charakteristisches sagte oder ein Wortspiel gebrauchte, und endlich eine höchst unterhaltende Scene einer ländlichen „Lästerschule" darstellte, worin die Mitglieder der Gesellschaft sprechend eingeführt wurden, Mr. Campbell aber, der mit gegenwärtig war, zur Zielscheibe des Witzes diente. Ich habe seit dieser Zeit mich nicht enthalten können zu wünschen, daß Mr. Campbell etwas weniger genau und sorgfältig in dem seyn möchte, was er für das Publikum arbeitet. Mr. Campbell zeigt sich als Autor sehr für eine gewisse Feinheit und Classicität eingenommen, wenn gleich nicht ohne eine große Beimischung von Pathos und üppiger Phantasie. Sein lustiger Jongleur, Mr. Hook, hat vielleicht zu nichts weniger Neigung, als zu irgend einer dieser Kostbarkeiten; doch muß ich gestehen, daß ich bei dem bloßen Vergnügen der Erinnerung an den Abend, den ich mit ihm zugebracht hatte, nicht im Stande war einen Wunsch zu unterdrücken, der vielleicht eben so wenig verständig war, als der andere: nämlich, daß Mr. Hook, statt über Politik zu schreiben, bei diesen humoristischen Schwänken und Farcen bleiben möchte, zu denen er allein wahres Talent hat."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 51. 20 Februar 1828.

Betrachtungen über die Völker und Regierungs-Formen Asiens.

(Nach dem Dänischen.)

Die Länder jenseits des Indus.

Der Verfall des Islamismus ließ in den an Europa grenzenden Ländern Asiens nur verarmte Staaten und schwankende Throne bestehen. Ihre gegenwärtige Schwäche sollte ihren einstigen Glanz nicht vergessen machen. Manches möchte zu berichtigen seyn in dem jetzt fast allgemein verbreiteten Urtheil über die Nachfolger der Kalifen und der Sofis, Harun-alraschids und Saladins, über die Enkel der Araber, welche die Wissenschaften Griechenlands erhielten, und der Mauren, welche die Galanterie nach Europa verpflanzten — wir wollen aber lieber den Blick auf jene Länder richten, deren Sitte und Verfassung man noch mit freiem, weniger durch vorgefaßte Meinungen bestochenem Urtheile studieren kann: Indien, Tunkin und Japan. Will man von den Türken, von den Unterthanen Feth-alischahs oder Mehmed Alis nicht gerade etwas Gutes sagen, so bleibt in der That fast nichts übrig, was man über diese Völker noch besonders Neues lernen könnte, da dieselben uns so nahe liegen, daß jeder sich für berechtigt hält, sie nach sich zu beurtheilen, wenigstens mit Beihülfe der Augsburger Allgemeinen Zeitung und der Correspondenzen von Triest und Odessa. Ein Aufenthalt von drei Monaten in Konstantinopel oder Smyrna, acht Tage in Tunis oder Kairo haben schon Tausende von Reisenden in den Stand gesetzt, ohne weiters über die gesammten muselmännischen Nationen abzusprechen.

Die Völker also, über welche man unsern viel unterrichteten Europäern noch einige interessante Nachrichten geben kann, sind blos jene, welche möglichst fern von uns wohnen, zu denen seltener ein Reisender gelangt, von denen unsere Journale fast niemals reden, und welche daher denen, die kein Bedürfniß fühlen, nach andern Quellen der Belehrung sich umzusehen, fast gänzlich unbekannt sind.

Jenseits des Indus beginnen jene Länder, in denen sich noch jenes jahrtausendalte Gepräge erhalten hat, dessen eigenthümliche Züge nicht verwischt oder entstellt werden konnten, troz aller Bemühungen der Abendländer, die nicht müde wurden, jene Länder zu durchstreifen und zu beschreiben, zu unterjochen und zu berauben. Hier finden sich noch die Schüler jener Brahmanen, an deren Weisheit man noch jezt aufs Wort glaubt, wie zur Zeit Alexanders, und deren unbestreitbarstes Verdienst darin besteht, daß sie gewöhnliche Gedanken in die geheimnißvollsten Formen zu hüllen wußten.

Hier erhielten dreißig Nationen, denen der Sprachgebrauch den Namen Hindus gab, von ihren Unterdrückern, einem Haufen christlicher Kaufleute, das provisorische Recht Idole anzubeten, und die Frauen, die das Unglück haben ihre Männer zu verlieren, lebendig zu verbrennen, — gegen die Verpflichtung, einige Handelshäuser Londons als ihre Lehensherrn anzuerkennen und die Manufakturen von Birmingham und Manchester mit den Materialien der Fabrication zu versorgen.

Jenseits des bengalischen Meerbusens sind die Burmanen, welche kolossale Götzen- und Thierbilder, Brücken, Thürme und Klöster mit Goldplatten belegen. Diese Völker, deren prachtvoller Cultus und verschwenderischer Gottesdienst natürlich das Interesse ihrer Nachbarn in Bengalen in Anspruch nehmen mußte, erhielten von denselben kürzlich eine Lektion in europäischer Taktik und Diplomatik, und konnten deren Gunst nur durch eine freundliche Ueberantwortung von vier oder fünf Provinzen wieder erwerben.

Auf dem entgegengesetzten Ufer der Halbinsel verdankt das Anamitische Reich einigen aus Frankreich gekommenen Missionären und Offizieren den Besitz einer Flotte, fester Plätze und regelmäßiger Truppen, so daß es, vermöge dieser Macht, noch einige Zeit sich aufrecht erhalten kann, wenigstens so lange die Burmanen, durch welche sie von den brittischen Besitzungen getrennt sind, nicht in neue Händel mit den Herren von Hindustan gerathen, und sich mit der Regierung von Calcutta nicht wieder um denselben Preis abfinden müssen.

Wir übergehen die Inseln des indischen Archipels, weil dort die europäische Industrie von der Civilisation des Eingebornen nichts übrig gelassen hat, als was unumgänglich nöthig war, um noch ferner den Campher und die Muscatnuß einernten zu können. Richten wir den Blick weiterhin, auf die Grenze der Welt, die japanischen Inseln, den weisesten Staat Asiens, um dort ein Volk zu bewundern, das, nach reiflicher Erwägung was es bei dem Besuche der Europäer gewinnen und was es verlieren könnte, den klugen Entschluß faßte, ihnen jeden Zutritt in seinen Seehäfen zu verbieten, und sie von allen seinen Niederlassungen auszuschließen—eine Maßregel, welche man als nachtheilig für die Interessen unserer Kaufleute und die Neugier unserer Philosophen erklären, schwerlich aber tadeln kann, wenn man weiß, wie die Gastlichkeit der Bewohner Hindustans, Ceylons, Ja-

das, Sumatras und aller jener Länder belohnt wurde, in denen man den Schiffen, die aus den Häfen Portugals, der Niederlande und Großbritanniens kamen, eine freundliche Aufnahme bereitet hatte.

Noch bleibt uns das chinesische Reich übrig, jene ungeheure Aggregation von Staaten und Nationen, welche seit dreitausend Jahren an dem andern Ende unseres Continents das ist, was einst in dem Occidente vier Jahrhunderte lang Rom, und ein Menschenalter lang das Reich Karls des Großen war — ein Mittelpunkt der Macht, des politischen Einflusses und intellektueller Ueberlegenheit. Hier erblicken wir ein ganz neues Schauspiel — Gelehrte, einig unter sich und friedlich sich verständigend, um die Erhaltung von zwei oder dreihundert Millionen Menschen zu sichern. Dieß ist der einzige asiatische Staat, der noch ein Prinzip der Dauer, eine Bürgschaft der Stabilität darbietet; denn, trotz der Wünsche und Drohungen gewisser übelgelaunten Diplomaten, und einiger ehrgeizigen Geographen, denen Eroberungen nichts kosten, hat es doch noch gar wenig Anschein, daß China durch die Theehändler von Canton sobald zerstückelt oder durch die moscovitischen Kosaken erobert werden sollte — ein Ereigniß, welches man freilich in London und St. Petersburg als unendlich vortheilhaft für die Civilisation betrachten würde.

Noch habe ich, in diesem schnellen Ueberblick, nichts von Tibet gesagt, ein Land, das die Schüler Bailli's und Volney's so eifrig anempfahlen, weil sie es als schon lange vor der Sündfluth hochcivilisirt glaubten, das aber bei etwas näherer Untersuchung keine andern Vorzüge als die höchsten Berge und die feinwolligsten Schafe besaß. Auch jene Tartarei haben wir noch nicht erwähnt, welche auf unsern Charten noch immer die unabhängige genannt wird, ungeachtet sie schon seit hundert Jahren China und Rußland gehorcht. Diese weitausgedehnten Länderstrecken, von denen so viele Geißeln der Menschheit ausgingen, wurden, als ihre Zeit gekommen war, auch ihrerseits von ihren alten Vasallen unterjocht, und von den zwei hohen contrahirenden Parteien freundschaftlich getheilt, ohne daß irgend jemand dabei zu Schaden gekommen wäre, als etwa die eingeborne Bevölkerung, welche man bei einigen Gelegenheiten auszurotten sich veranlaßt sah, was aber weder unsere Politiker noch unsere Geographen der Beachtung für würdig halten konnten. Europa kümmert sich nicht um solche Kleinigkeiten; erst die kürzlich erschienene neue Auflage des russischen Atlas belehrte uns, daß vor noch nicht langer Zeit ein Länderstrich, größer als Frankreich, mit dem Gouvernement von Siberien vereinigt wurde, nicht durch eine Armee, noch weniger durch einen Vertrag, sondern durch einen Ingenieur-Geographen, welcher eine rothe Linie um jenen ganzen Theil des Landes der Kirgisen zog, der hier seinem Pinsel und dem Gutdünken seiner Vorgesetzten eben just an geschickter Stelle lag.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Sumatra von einem Holländer.

(Fortsetzung)

Eine große Anzahl breiter und schöner Straßen trägt dazu bei, die Nachbarschaft und Umgegend dieses Etablissements zu verschönern. Des Morgens zwischen halb sechs und sieben Uhr und des Nachmittags zwischen fünf und halb sieben, ist man sicher, drei Viertheile der europäischen Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder in Palanking-Wagen, Buggies, oder zu Pferde anzutreffen.

Ein sehr angenehmer Weg, zwölf Meilen lang, geht von dem Fort Marlborough nach Pamattambalam, einer Caffee-, Muscatnuß- und Gewürznägelein-Pflanzung der Regierung. Der Gouverneur Raffles hat hier ein sehr schönes Landhaus, in welchem er sich fast beständig aufhält. Alles, was hier wächst, ist in dem vollkommensten Stande; man spart hiezu weder Mühe noch Kosten. Der Kaffee gedeiht vortrefflich; aber welche Sorge trägt man auch nicht dafür! Ich habe verschiedene junge Bäumchen gesehen, die durch Atappenschirme vor Sonne und Wind beschützt waren. Die Gegend um Pamattambalam ist hüglich und hat viele Aehnlichkeit mit einigen Strichen auf Java, man vermißt aber das Reizende, das wir auf Java durch unsere Sawafelder *) und von Gebüsch umgebene Dörfer (Kampongs) haben. Fließendes Wasser und Bevölkerung, die beiden Haupterfordernisse, um ein Land zur Wohlfahrt zu bringen, sind hier selten. Von Marlborough bis Pamattambalam habe ich nur einen sehr unbedeutenden kleinen Bach entdeckt und außer den Plantagen der Europäer nur drei kleine Kampongs gesehen. Die Häuser in diesen Kampongs sind ziemlich hoch, und gleich denen in unsern batavischen Oberlanden gebaut.

Die inländische Bevölkerung wird für sehr träge und unthätig gehalten, was man verschiedenen Gründen zuschreibt, besonders der früher bestandenen erzwungenen Lieferung einer bestimmten Quantität Pfeffer, durch deren Abschaffung sie indessen bisjetzt noch nicht zu besseren Menschen gemacht wurden.

Dem Mangel an Menschen und vorzüglich an fleißigen Arbeitern sucht die Regierung durch die Einführung von Verbrechern aus dem westlichen (Ost-) Indien abzuhelfen. Sumatra's Westküste ist für Ostindien das, was Neuholland für Großbritannien ist. Derselbe Administrationsplan, wie zu Port-Jackson, wird, wie es mir schien, auch hier befolgt.

Der Gouverneur hat die Verbrecher in drei Klassen getheilt.

Zu der ersten gehören diejenigen, die ununterbrochen, eine lange Zeit hindurch, Beweise ihrer Besserung gegeben haben; sie erhalten außer Kleidung, Nahrung und Tabak, einen spanischen Piaster des Monats, genießen alle Rechte der freien Eingebornen, vor deren Gerichtshöfen sie zu Recht stehen und Zeugniß ablegen können. Nicht selten werden sie ganz von den öffentlichen Arbeiten entlassen und ihnen die Erlaubniß gegeben, sich häuslich einzurichten, für ihre eigene Rechnung zu arbeiten und sich anzubauen, wozu ihnen dann ein Stück Landes umsonst zugestanden wird.

Zur zweiten Klasse gehören die sogenannten Zweifelhaften: das ist diejenigen, welche bloß während einer kurzen Zeit Proben von gutem Betragen und Besserung gegeben haben; sie erhalten, außer Kleidung, Nahrung und Tabak, einen halben spanischen Piaster des Monats.

*) Bewässerte Felder, auf denen der Reis wächst.

Unter die dritte werden die eben erst aus Indien ankommenden und diejenigen gezählt, welche wegen schlechter Aufführung aus einer höheren Klasse zurückgesetzt worden sind. Diesen wird, außer Kleidung, Kost und Tabak nichts abgereicht.

Die ganz Unverbesserlichen werden zu keiner Klasse gerechnet, sondern in Ketten geschlagen und zu schwerer Arbeit, als dem Straßenbau oder ähnlichen Beschäftigungen, zu Marlborough oder auf dem Ratteneiland, gebraucht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Orleans.

(Schluß).

Dieser Umstand bestärkte die Lady in ihren Vermuthungen, und sie entschloß sich, jedes Mittel anzuwenden, um sich Gewißheit zu verschaffen. Was die Identität der Namen betraf, so bekam sie darüber bald Licht. Die Domaine Joinville in Lorraine gehörte 1773 dem Herzoge von Orleans; einer der Söhne des Herzogs führte den Titel Herzog von Joinville. Als die Herzogin von Chartres zum zweiten Mal Italien besuchte, reiste sie unter dem Namen einer Gräfin von Joinville, eine Thatsache, welche die Gazzetta di Parma von 1776 in ihrer 28ten Nummer bezeugt. Roger de Fon Colombe, (in einem Brief vom 15. Mai 1776 an Marquis Paolucci,) erzählt die Ankunft der Herzogin von Chartres in Reggio, mit der Bemerkung, daß sie den Namen Gräfin von Joinville angenommen habe. Er fügt ein Verzeichniß der Personen im Gefolge Ihrer Hoheit bei — darunter befand sich Frau von Genlis. Es wird hier angenommen, daß die Gräfin von Joinville von 1776 und die von 1773 die nemliche war. Glaubwürdige Personen setzen die Sache außer Zweifel. D'E. erklärt, daß er im Anfang des Jahrs 1773 (damals 22 Jahr alt) mit einigen Personen, die zum Haus des Herzogs von Orleans gehörten, in Verbindung stand, und daß der Herzog von Chartres auf Reisen war. Die Baronin B. und ihr Bruder sagen, daß sie im Anfang des Jahrs 1773 in Rom waren, als der Herzog von Chartres daselbst unter dem Namen eines Grafen von Joinville ankam; er verweilte einige Zeit, scandalisirte den französischen Adel durch seine zügellosen Ausschweifungen, und setzte dann seine Reise durch Italien als Graf von Joinville fort. Bald darauf findet man ihn in Reggio, in der Nähe von Modigliana. Nach der Angabe der Madame H., welche 1773 Ehrendame bei der Herzogin von Este, der Mutter des gegenwärtigen Herzogs von Modena, war, „hatte bei der Ankunft des Herzogs und der Herzogin von Orleans im Frühjahr 1773 in Reggio, die Herzogin von Este ihren Obersthofmeister, den Grafen Manetti, abgeschickt, um II. Hoheiten zu beglückwünschen und sie einzuladen, in ihrem Palaste abzusteigen. Graf Manetti kehrte mit dem Dank des Herzogs und der Herzogin zurück, die indessen die Ehre unter dem Vorwande ablehnten, daß sie nur eine Nacht in Reggio zu verweilen und unter dem Namen Graf und Gräfin von Joinville weiter zu reisen gedächten." Dieselbe Dame ist auch Zeugin in Bezug auf die zweite Reise der Herzogin von Orleans im J. 1776, welche dieselbe allein, gleichfalls unter dem Namen einer Gräfin von Joinville, machte. Damals setzte der Vater der Zeugin auf Befehl des Herzogs von Modena einen Palast für die Herzogin von Orleans in Bereitschaft.

Indem Madame H. bemerkt, daß den Grafen Manetti bei der oben erwähnten Sendung mehrere Personen vom modenesischen Hofe begleiteten, fügt sie noch eine Schilderung des Herzogs von Orleans bei, nach welcher derselbe ein schöner, gut gewachsener, munterer Mann, mit einem runden, blatternarbigen Gesichte und einer etwas rothen Nase war, der kleine Ringe in den Ohren trug. Sie beruft sich auf den Kammerherrn des Herzogs von Modena, der ihre Aussage bestätigen soll. Einiger Umstände der Reise von 1773 erinnern sich noch mehrere Personen; unter Andern M.—, ein Franzose, der in demselben Jahre in Rom war: er sagt, die Herzogin von Chartres, die als Gräfin von Joinville nach Rom gekommen, seye über ihre nicht sehr glänzende Aufnahme daselbst höchst unzufrieden gewesen. Der Graf Du— will von seiner Mutter, der Prinzessin De—, einer vertrauten Freundin der Herzogin von Chartres, gehört haben, daß die Herzogin, vor ihrer Reise mit Frau von Genlis in Italien, dieß Land — und zwar als Gräfin Joinville, bereiste. Die Prinzessin De— ist nicht mehr. — Endlich will der Priester R.— die Herzogin auf ihrer Rückreise aus Italien, auf dem Weg von Alexandria nach Piemont, gesehen haben.

Zu allen diesen Angaben kommt als ein wichtiges Moment hinzu die völlige Unähnlichkeit des vorigen und des jetzigen Herzogs von Orleans und die auffallende Aehnlichkeit der Lady Newborough mit der Schwester des jetzigen Herzogs.

Der vorstehende Roman hätte keinen Werth, wenn nicht durch ihn die Vermuthung von der Existenz einer Orleanistenpartei, gegen welche er als ein politisches Manöver betrachtet werden kann, neue Bestätigung erhielte.

Die ersten Spuren einer Partei, welche den Herzog von Orleans zum Thron ruft, zeigen sich um die Zeit der Restauration. Im Gefühl ihrer Schwäche, und aller Popularität ermangelnd, verhielt sich indessen diese Partei anfänglich ruhig: sie zog sich vom Hofe zurück, ohne sich gegen den Hof zu erklären, und trat nicht eher aus ihrem Dunkel hervor, als ums Jahr 1820, als die zahlreichen damals ausbrechenden Verschwörungen ihr zu beweisen schienen, daß der Widerwille gegen die regierende Linie allgemein und folglich eine Thronveränderung zu Gunsten ihres Candidaten nunmehr ausführbar sey.

Wäre in jener kritischen Periode der Herzog von Orleans den Planen der französischen Unzufriedenen beigetreten, wer will entscheiden, ob er sich nicht hätte unter den obwaltenden Umständen auf den schwankenden Thron des alten Königs setzen können? Aber obgleich tief gekränkt über die beleidigende und abstoßende Weise, mit welcher ihn der Hof behandelte, obgleich unermeßlich reich und ehrsüchtig genug, um sich nach dem Erbe des heiligen Ludwigs gelüsten zu lassen, unterdrückte er seine Empfindlichkeit und seinen Stolz, und ließ aus Unentschlossenheit und Geiz die Gelegenheit vorbeigehen.

Der Charakter dieses Fürsten ist eine Mischung von Furchtsamkeit und Ehrsucht, von Verschwendung im Kleinen und Kargheit im Großen. Im Jahr 1815 wollte er weder Ludwig XVIII nach Gent folgen, noch gegen Napoleon sich erklären. Im Jahr 1820 protestirte er gegen die Legitimität des Herzogs von Bordeaux, aber er wagte nicht, dem wichtigen Aktenstück, von welchem das gegen ihn selbst im Jahr 1828 ausgestreute Gerücht nur die Copie zu seyn scheint, alle Oeffentlichkeit zu geben. Er sprach seine Mißbilligung gegen den spanischen Krieg aus, verstand aber nicht, von den Wechselfällen, welche ihm diese ungerechte Invasion dargeboten hätte, Nutzen zu ziehen. Er ermuthigte und unterstützte Dichter, Philosophen und Künstler, aber er verweigerte seinen Anhängern, die ihm zum Thron verhelfen wollen, das dazu erforderliche Geld.

Dieser Mangel an Entschlossenheit von seiner Seite hätte ohne Zweifel den Untergang seiner Partei nach sich gezogen, wenn er nicht Prinz von Geblüt, und als solcher immer eines, wo nicht zahlreichen doch durch Einfluß bedeutenden, Anhangs sicher wäre. Es kommen aber noch andere Momente bei dem Herzog von Orleans in Betracht. Der Sohn eines Regicide; in seiner Jugend Theilhaber an den glorreichsten Siegen der Revolution; durch seine Geburt der Verwandte der Könige; durch die Einfachheit seiner Sitten und sein Vergessen des aristokratischen Dünkels der Mann des Volks — ist er im Stande, alle Parteien Frankreichs (mit Ausnahme einer einzigen) an sein Interesse zu fesseln.

Die Communeros der Revolution und die Constitutionellen der Charte, die Bonapartisten, welche der Herzog von Orleans nicht beleidigt, und die Royalisten, welche die Bigotterie des Hofes von sich entfernt hat, neigen sich zur Orleanistenpartei hin. Ihren Mittelpunkt hat aber diese Partei in den zahlreichen Freunden einer vernünftigen Freiheit, welche sich von einem Fürsten, der seine Erhebung dem Willen der Nation verdanken würde, eine Regierung in ihrem Sinn versprechen. Der König, meinen sie, der einst als Verbannter von dem Ertrag seiner Lektionen *) lebte, müsse keine Ansprüche gelten lassen, als die des Talents und des Verdiensts; er müsse den Schriftsteller, der das Volk belehrt, den Kaufmann, der es bereichert, den Künstler, der es durch seine Werke bildet, höher achten als den vornehmen Müßiggänger, der der Gesellschaft zur Last ist, als das ganze Heer von Wespen und Drohnen, die sich von der Arbeit der fleißigen Bienen nähren.

Was man immer von den Entwürfen der Orleanisten halten mag, so viel ist gewiß, daß vornehmlich die letzten Ereignisse es sind, welche dieser Partei eine ungeheure numerische Stärke gegeben haben. Die Wahlen von 1827 ließen keinen Zweifel über die allgemeine Verstimmung des öffentlichen Geistes. Das Ministerium wollte trotz der erlittenen Niederlage die Gewalt nicht aus seinen Händen lassen. Es hatte durch seine Skandale die öffentliche Geduld ermüdet, alle Stimmen gegen sich vereinigt, alle Meinungen gegen sich aufgebracht. Die Partei ersah diese Gelegenheit, um ihren Chef dem Publikum zu zeigen. Da trat ein junger Schriftsteller, voll Muth und Vaterlandsliebe, den der Despotismus um die Zeit der Restauration zum Exil verdammt, aber nicht zum Stillschweigen vermocht hatte, Cauchois-Lemaire, mit seinem Sendschreiben hervor, und forderte — halb im Scherze, halb im Ernste — den Herzog von Orleans auf, dem Beispiele der englischen Prinzen zu folgen, und sich an die Spitze der französischen Opposition zu stellen.

Die Schrift, die wenige Tage vor dem Sturze des Hrn. v. Villele erschien, brachte in Frankreich einen tiefen Eindruck hervor. Man kann sie als das erste Factum des Orleanismus betrachten. Sie setzte den Hof in Schrecken und beschleunigte die Bildung des neuen Ministeriums. Die Gazette de France und der Moniteur, die besoldeten Organe der Regierung, beobachteten ein absolutes Stillschweigen über die kühne Flugschrift. Die diplomatischen Blätter der Opposition, der Constitutionnel und das Journal des Debats, nicht minder. Das Journal du Commerce zitirte daraus eine ganz unschuldige und ganz constitutionnelle Stelle, schien aber durch diese Zurückhaltung nur sagen zu wollen, daß man darin noch wichtigere Sachen finden könne.

Als die unglückahnende Gazette drei Tage nachher den Namen des Herzogs von Reichstadt entdeckte, schlug sie Lärm, und erklärte, es sey von der Berufung eines fremden Fürsten zum Thron die Rede. Den folgenden Tag, als sich noch immer keine Stimme vernehmen ließ, wandte sie sich an die Quotidienne: „was sagst du dazu, Schildwache der Monarchie?“ Die Quotidienne, die nun auch in Angst gerieth, rief aus, wenn dem also sey, so sey es nicht mehr an den Publicisten zu widerlegen, sondern an dem Procurator des Königs anzuklagen, und an den Gerichten zu verurtheilen. Das nun eingeleitete strenge Verfahren gegen Cauchois-Lemaire, der mitten *) in der Nacht aus dem Bett ins Gefängniß geholt und mit zwölf andern Gefangenen von allen Gattungen zusammen in ein Zimmer gesperrt wurde, machte den Herzog von Orleans betreten und er sprach durch seinen Advokaten, den berühmten Dupin, indirekt seine Mißbilligung über die Schrift aus. Bald erklärte indessen der Globe die Gefahr für nicht sehr groß, sofern es sich ja überall nur um eine Opposition und um keine Usurpation handle; da kehrte auch dem Prinzen der Muth wieder, und er ließ Cauchois-Lemaire durch seinen Adjutanten, Herrn von Rumilly, seines Schutzes versichern, und ihm sagen, daß er nicht zu seinen Verfolgern gehöre **).

*) Der Herzog von Orleans war in Aarau eine Zeitlang Professor der Mathematik.

*) Man sehe den Constitut. 13. Jan.

**) Um die verschiedenen Nuancen des Orleanismus anzudeuten nennt die Sphynx Namen wie Talleyrand, Alexander Lameth, Sebastiani, Marmont, Chateaubriand, Hyde de Neuville, Royer Collard, Ternaux, Dupin, Casimir de la Vigne, Vernet und Andere: eine Liste, mit welcher es wahrscheinlich nicht so ganz seine Richtigkeit hat, so wie wir überhaupt alles Gesagte, namentlich auch das Urtheil über den Charakter des Herzogs, blos getreu aus den englischen Blättern referirt haben, ohne uns ein eigenes Urtheil zu erlauben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 52. 21. Februar 1828.

Ueber die Möglichkeit, die Bewohner des innern Afrikas zu civilisiren.

(Eine Vorlesung von Hrn. Pacho, gehalten in der Gesellschaft für Geographie in Paris.)

Seit einer langen Reihe von Jahren an die Pforten Afrikas gestellt, durch eine Mission deren Nutzen die Regierung schon mehr als einmal erfuhr, hatte Hr. Drovetti *) häufige Gelegenheit den Ursachen jener gesellschaftlichen Verbannung nachzuforschen, zu welcher die Einwohner der Centralländer dieses ausgedehnten Welttheils von jeher sich verdammt sahen; denn offenbar müssen wir den Namen eines gesellschaftlichen Zustandes jenem trägen Dahinleben der mittelafrikanischen Volksstämme versagen, welche, blos physische Bedürfnisse kennend, nur ungefähr wie ihre Palmen fortvegetiren, die ihnen auch ihre Hauptnahrung reichen. Dennoch fand Hr. Drovetti bei dem größten Theile der jungen Afrikaner, welche jedes Jahr aus dem Schoße der Wüste zu dem Thale des Nils kommen, eine seltene geistige Empfänglichkeit und einen natürlichen Verstand, von welchem überdieß die europäischen Ateliers des Paschas von Aegypten jeden Tag die überzeugendsten Beweise liefern.

Hält man diese Thatsachen nebeneinander, so scheinen sich daraus auffallende Widersprüche zu ergeben. Warum, wenn die Neger als Individuen so verständig sind, bleiben sie doch als Volk in dieser geistigen Erstarrung? Warum erfinden sie nichts bei sich selbst, während sie doch bei uns einen scharfsinnigen Geist zu verrathen scheinen? Warum haben sie noch nie Schiffe gebaut, Häfen gegraben, und die Wüsten durch Kanäle zu bewässern gesucht? Warum ist in der langen Reihe der Jahrhunderte kein Lycurgus unter ihnen erstanden, um Gesetze zu geben, und diese Horden zu Nationen zu bilden? Warum hat sich nie ein Romulus erhoben, und hat aus Sclaven Krieger gemacht?

Sollte das Klima der Grund dieser demüthigenden Gefühllosigkeit seyn? Ein großer Mann hat diese Behauptung gewagt, aber längst hat man ihm durch die Geschichte geantwortet, welche beweist daß die Tugend und der Geist der Nationen nicht nach den Graden des Thermometers berechnet werden können. Oder soll man den Grund in einer eingebornen Erniedrigung der Race suchen? Ist der Afrikaner eine ganz andere Gattung Mensch? Diese Träume einzelner Materialisten sind durch tausend Thatsachen widerlegt, und es scheint außer allem Zweifel, daß das Menschengeschlecht nur Eines ist.

Wir glauben vielmehr die wahre Quelle dieses sittlichen Phänomens weder in dem Einflusse des Klimas, noch in einer empörenden Unterordnung des Geschlechtes, sondern blos in den einfachen Verhältnissen der bewohnten Länderstrecken in ihrer Beziehung auf die Bewohner suchen zu dürfen. Man darf annehmen, daß das Fell des Tigers — ein geistreicher Ausdruck mit welchem das Alterthum blos die lybische Wüste bezeichnete — über ganz Afrika ausgedehnt werden kann. Dieser ungeheuere Sandozean, in dessen Mitte nur einzelne Inseln fruchtbarer Erde liegen, mußte die Verbindung dieser Strecken unter einander von jeher äußerst schwierig, und folglich die Vereinigung ihrer Bewohner unmöglich machen. Ueberdies bildet die unermeßliche Saharah ein neues Bollwerk der Trennung zwischen diesen, schon unter sich getrennten Landstrichen und einem großen Theile der afrikanischen Küstenländer. Diese unbewohnbare, brennende Wüste, zwischen Mittelafrika und der civilisirten Welt liegend, stellte der letzteren ein Bollwerk entgegen, welches sie bis jetzt nie zu überschreiten wußte. Daher klagte man, um die eigene Schwäche zu entschuldigen, die Natur einer Verirrung an.

Um diese Behauptungen zu unterstützen, brauchen wir uns nicht gerade tief in die Geschichte zu verlieren. Es ist bekannt, daß von allen jenen civilisirten Völkern, welche im Alterthum die Küstenländer Afrikas inne hatten, keines in seine innern Provinzen vordrang. Nur der Ehrgeiz leitete ihre Eroberungen, während hiezu blos das reine Interesse der Menschlichkeit aufgefordert hätte.

In unserer Zeit sucht ein Handelsvolk das Innere Afrikas, oder vielmehr seine Hülfsquellen und Minen kennen zu lernen. Es verschwendet Gold, um Gold zu gewinnen. Eine Menge von Reisenden, auf's reichlichste ausgestattet, zogen als Handelsagenten aus, und starben als Märtyrer der Wissenschaft. Auch andere Völker, großartiger in ihren Ansichten, aber beschränkter in ihren Mitteln, richteten hie und da auf diese entfernten Gegenden ihren Blick, jedoch gleichfalls ohne bedeutend größern Erfolg, als daß ehrenvolle Bemühungen mit denselben Opfern gekrönt wurden. Indessen erhielt man durch diese lobenswürdigen Versuche wenigstens einige geographische Notizen. Man sah Seen, Flüsse, Berge; die Charten des Landes änderten sich — die Einwohner blieben dieselben.

*) Bekanntlich französischer Generalconsul in Aegypten.

Und doch, wir wiederholen es, ist der Afrikaner, trotz seiner wolligen Haare, seiner platten Nase und seiner aufgeworfenen Lippen, ein Mensch wie wir. In unserem grausamen aber feigen Geiz wagten wir es nicht, in das Innere seines Landes einzudringen; wir umschlichen nur seine Küsten, rissen ihn von seinen Feldern, und schleppten ihn in unsere Schiffe, um ihn unter fremdem Himmel zum Sklaven unserer Habsucht und unserer Willkür zu machen. Endlich ist die Stimme der Menschlichkeit, zu lange schon unterdrückt, erhört worden: die Könige Europa's haben erklärt, der Afrikaner ist frei!

Aber es genügt nicht, ihn für frei zu erklären, wenn man ihm nicht zugleich das verleiht, was der Freiheit allein Werth gibt; man muß ihm Bildung und Aufklärung geben. Noch unheilbringender als Wüsten und Klima umgibt der muselmännische Fanatismus von allen Seiten das unglückliche Afrika. Er steht davor als Hüter, und bewacht seine Beute. Stets vergrößert sich sein Gebiet. Bereits hat er mehrere Provinzen des Innern sich unterworfen; er herrscht in Sudan; er lebt in der Wüste, unter den zahlreichen Tuariks; in Abyssinien triumphirt er über das Evangelium, und halb Tombuktu gehorcht seinen Gesetzen.

Unserer Beharrlichkeit gelingt es vielleicht, ganz Afrika zu durchstreifen. Der Islamismus, geblendet von unserem Gold, läßt uns freie Bahn; aber stets wird er als Hüter uns zur Seite gehen, und unermüdet jeden unserer Schritte bewachen. Wir können auf diese Art Charten entwerfen, Pflanzen und Steine sammeln, Bücher schreiben und unsere Kabinette bereichern; der unglückliche Bewohner Afrikas aber wird nach wie vor in Finsterniß und Unterdrückung bleiben. Keineswegs also dadurch, daß wir unsere bisherigen Opfer noch vermehren, daß wir dem Islamismus Geleits- und Lösegelder bezahlen, daß wir furchtlose Reisende in die Wüste zum gewissen Tode schicken, wird es uns gelingen den gesellschaftlichen Zustand des Negers zu verbessern. Blos wenn es möglich ist eine fortlaufende Kette der Mittheilungen zwischen diesen fernen Ländern und Europa herzustellen, blos indem wir den Afrikaner uns selbst näher bringen, werden wir es ihm vielleicht möglich machen, feste gesellschaftliche Formen in der Heimath zu gründen.

Dieß sind die hochherzigen Ansichten von denen Hr. Drovetti ausgeht. Aegypten, die Wiege der Civilisation, kann sie nicht mehr selbst zur Ausführung bringen, aber es kann wenigstens dazu wirksame Beihülfe leisten. Jährlich kommt dahin mit den Caravanen eine große Zahl junger Neger aus den verschiedenen Provinzen des Innern. Bereits hat Mahomed Aly angefangen, sie aus ihrem frühern gesunkenen Zustande etwas zu heben. Anstatt zu erlauben, daß sie, wie sonst, auf den Märkten verkauft würden, um den Launen der Harems zum Spielwerk zu dienen, gab er ihnen die Waffen in die Hand, und machte sie zu Soldaten; Menschen aus ihnen zu bilden, ist Europa vorbehalten.

In dieser Absicht will Hr. Drovetti jährlich eine Anzahl dieser jungen Afrikaner nach Frankreich senden, damit sie in unsern Schulen ihren Geist entwickeln, auf unsern Universitäten unsere Gesetze und die reiche Erfahrung der Völker und Zeiten kennen lernen. Die jugendlichen Gemüther, für jeden Eindruck empfänglich, werden mehr und mehr von jener begeisternden Philosophie erfüllt werden, welche Menschen an Menschen, Volk an Volk knüpft. Zurückkehrend in ihre Heimath, werden dort die neuen Ideen von Stamm zu Stamm, von Oase zu Oase wandern; die Geister werden erwachen, und so gelingt vielleicht einigen Jünglingen, was so viele Jahrhunderte nicht zu erreichen vermochten.

Dieß ist die summarische Auseinandersetzung des Entwurfs, den Hr. Drovetti mich bat, Ihnen vorzulegen. Es wäre eine Beleidigung Ihrer Einsicht, wenn ich es Ihnen nicht überlassen würde, selbst alle die wichtigen Folgerungen zu ziehen, die sich daraus ergeben müssen. Das Project ist nicht von heute; es ward schon 1811 entworfen. Schon damals besprach sich Hr. Drovetti darüber mit seinen Correspondenten. Die politischen Stürme jener Zeit erlaubten nicht die Ausführung dieser Idee des Friedens; jetzt aber, wo Ruhe an die Stelle der Bewegung getreten und, wenigstens bei uns, die ängstliche Sorge vorüber ist, darf man aufs neue den Blick in die Ferne richten.

Hr. Drovetti wird daher auf seine Kosten eine Anzahl junger Neger nach Paris schicken, damit sie hier Gelegenheit erhalten, sich zu bilden und mit den Vortheilen der Civilisation bekannt zu werden. Die gelehrten Gesellschaften werden so hochherzigen Absichten freudig entgegen kommen, vor allen aber muß die unsrige es sich angelegen seyn lassen, sie zu unterstützen, weil sie davon, mehr als jede andere, die herrlichsten Früchte sich versprechen darf. Vorzüglich müssen wir von der Behörde die unentgeldliche Aufnahme jener jungen Neger in unsere Schulen zu erlangen suchen, da Hrn. Drovetti schon die bloße Zusendung derselben große Opfer kosten wird.

Es ist selbst wahrscheinlich, wenigstens wollen wir uns vorerst mit diesem Glauben schmeicheln, daß nicht allein in Frankreich, sondern auch in dem übrigen Europa manche reiche Capitalisten, vielleicht selbst einzelne Regierungen dieser menschenfreundlichen Handlung sich anschließen und ihr alle Ausdehnung, die sie verdient, geben werden. Wie dieß aber auch werden mag — stets wird es ruhmvoll für Hrn. Drovetti bleiben, zu diesem neuen gesellschaftlichen Gebäude den ersten Stein gelegt, stets wird es ehrenvoll für uns seyn, zu seiner Aufrichtung mit die Hand geboten zu haben.

Betrachtungen über die Völker und Regierungs-Formen Asiens.

(Fortsetzung.)

Asien ist das Land der Fabeln, der phantastischen Imaginationen und Träume. Welch wunderbaren Wechsel, und, ich möchte sagen, welch beklagenswerthe Verschiedenheit bemerkt man nicht in der Art, mit welcher die menschliche Vernunft, ihres Führers beraubt, blos ihren Inspirationen anheimgegeben, jenes erste Bedürfniß der

frühesten geselligen Vereine, der Religion, zu befriedigen suchte. Wenn es wenige Wahrheiten giebt, die nicht in Asien ihre Lehrer und Schüler fanden, so giebt es auch wenige Ausschweifungen des Geistes, die dort nicht in Ehren gehalten wurden. Schon die bloße Namenaufzählung der vielfachen Religions- und Götzendienste, welche im Orient auf einander folgten, setzt den ruhigen, verständigen Beobachter in schmerzliches Erstaunen. Die Abgötterei der Sabäer, die Verehrung des Feuers und der Elemente, der Islamismus, die Vielgötterei der Brahmanen, Buddhisten und der Anhänger des großen Lama, der Dienst der Gestirne und die Vergöttlichung der Vorfahren, die Lehre der Geister und Dämonen, endlich so viele untergeordnete oder weniger bekannte Sekten, einander gegenseitig überbietend durch unsinnige Dogmen und bizarre Gebräuche — zeigen sie nicht alle wie groß dort die Verschiedenheit der Ansichten in einem so wichtigen Punkte ist? Und welche Festigkeit und Stetigkeit soll in der Moral, den Gesetzen und Gewohnheiten herrschen, wenn auf diese Weise die Grundpfeiler jeder Moral, jeder Gesetzgebung und überhaupt jedes geselligen Lebens schwanken und sinken? Ueberdies ist es nicht blos ein einzelnes Volk, nicht blos ein einzelner Volksstamm Asiens, welche man diesen geistigen Fluctuationen unterworfen sieht: jedes Volk, jeder Stamm hat zu diesem ungeheueren Vorrath von Verstand und Narrheit sein Contingent geliefert, und fanatisch Theil genommen an dem Wechsel des Glaubens und der Vorurtheile, so daß sich daraus, ganz gegen die allgemein herrschende Ansicht, der Schluß ergiebt, daß bei diesen Völkern, die auf der einen Seite so hartnäckig an den alten Ideen hängen, doch das Bedürfniß einer Veränderung stets über die Macht der Gewohnheit und die Herrschaft der Nationalvorurtheile den Sieg davon trägt, und ein neues System immer bei ihnen Glück macht.

Die alten Araber verehrten die Gestirne, und aus dem Schooße dieses Götzendienstes (des schönsten, wenn es erlaubt wäre, den Künstler mit seinem herrlichsten Werke zu verwechseln) gieng jener Reformator, der eifrigste Lehrer der Einheit Gottes hervor, dem man fast allein vorwerfen kann, die Folgerungen dieses Dogmas zu weit getrieben zu haben. In unsern Tagen erstand unter diesen Völkern, (welche das Joch des Islamismus sowohl ihren Besiegten, den Persern, als ihren Siegern, den Türken, aufgelegt hatten) plötzlich eine neue Lehre, der es vielleicht blos deßwegen, weil sie zu geläutert ist, bis jetzt nicht gelang, über den Koran zu triumphiren.

Die alte Religion Hochasiens erlitt eine bedeutende Reform zuerst zur Zeit Zoroasters, und änderte von da an bis zur Eroberung Persiens durch die Khalifen noch zwei oder dreimal ihre Gestalt. China, ein Uebel durch das andere vermeidend, schützte sich vor dem Götzendienste lange Zeit durch seine Indifferenz, und doch war es schon zu Confucius Zeit in zwei Hauptreligionen und vier oder fünf einander widersprechende philosophische Systeme getheilt. Später gesellte sich den beiden ersten nach ein dritter Religionskultus bei, und alle drei sind nun in Besitz eines Reichs, das ein Drittheil des Menschengeschlechts seine Unterthanen nennt. Während die Gebildeten der Lehre des Confucius anhängen, neigt sich die Mehrzahl zu demjenigen Kultus, der am meisten zur Imagination spricht: eine ganz eigenthümliche Erscheinung aber möchte seyn, daß es daselbst Leute giebt, welche zu allen drei Kulten zumal sich bekennen, ohne daß es ihnen einfällt, sie vereinigen zu wollen.

Auch Tibet und Japan erhielten von Indien jene wandernde Religion des Buddha, welche das Festland wie die Inseln durchlief, die Hirten der Thäler des Himalaya und die stolzen Reiter Turkistans bildete, und auf den unzugänglichen Höhen Tibets, wie in den Sandwüsten der Tartarei Klöster und Bibliotheken gründete. Man hat den Buddhaismus das Christenthum des Orients genannt; es liegt einige Uebertreibung in diesem Ausdruck, aber er weist wenigstens auf die wichtigen Dienste hin, welche beide Religionen der Menschheit geleistet haben.

Indien endlich, diese ungeheure Länderstrecke, scheint alle Gegensätze in sich zu vereinigen, alle Widersprüche in seinem Schoße zu pflegen, und die Urquellen beinahe aller Philosopheme in sich verborgen zu halten. Dort erstanden die subtilsten Metaphysiker, wie die plumpsten Götzendiener, und ohne daß Fremde sich einzumischen brauchten, folgten sich die widersprechendsten Glaubenslehren. Ewig kann Indien wechseln, indem es stets nur aus seinem eigenen Grunde schöpft. Immer bleiben es dieselben Bücher, die hier schon seit den entferntesten Zeiten sich finden, aber stets werden sie auf andere und wieder andere Weise erklärt. Man findet in ihnen jeden Sinn, den man sucht, und die Keime der allerentgegengesetztesten Doctrinen. Die gleiche Stelle des gleichen klassischen Textes beweist, je nachdem man sie gerade auslegen will, daß man nur Einen Gott, oder daß man Millionen Götter anbeten soll; daß Alles oder daß Nichts Gott ist, d. h. — wie die geschickten Interpreten sogleich hinzuzusetzen sich beeilen — daß Gott Nichts von dem ist, was wir begreifen können, und Alles das, was wir nicht begreifen können. Einst hatten die Indier das gehässige System der Kasten gegründet; später schafften sie es ab; dann aber führten sie es wieder ein, und beugen sich nun strenger als jemals unter dessen Joch. Noch jeden Tag bilden sie sich neue Gegenstände der göttlichen Verehrung. Vor einigen Jahren ward selbst der cholera morbus, unter dem Namen der Göttin Ola Bibi, die Ehre der Apotheose zu Theil, und vielleicht erleben wir es, daß man diese Ehre auch einmal der ostindischen Compagnie zuerkennt, welche das gute Volk von Bengalen, das stets von ihr sprechen hört, ohne sie je gesehen zu haben, für eine alte, mächtig reiche Dame hält, die weit über dem Meere wohnt, ein höchst zähes Leben hat, und besonders äußerst viel Geld braucht. (Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Sumatra von einem Holländer.

(Fortsetzung.)

Auch selbst unter den Verbrechern, besonders unter denen der ersten und zweiten Klasse, ist ein gewisses Wohl-

behagen sichtbar, die Folge von Ordnung und Sparsamkeit. — Verschiedene derselben sammeln sich kleine Summen, die sie nicht selten, gegen einen unerhört wucherischen Zins von 25 pr.C. des Monats, an Eingeborne ausleihen. Nach Nachrichten, die ich hier von einem Radien (Herrn) bekommen habe, ist das gewöhnliche Interesse unter einigermaßen vermögenden Eingebornen 5 pr.C. des Monats. — Die meisten Verbrecher haben eine, zwei, auch drei Kühe, und einzelne eilf bis zwölf. Sie verkaufen Milch und Butter an die europäischen Ansäßigen.

Zur Ermuthigung nützlicher Arbeit und Cultur giebt das Gouvernement an die Pflanzer eine Anzahl Verbrecher umsonst ab, unter der Bedingung daß die Pflanzer auf ihren Plantagen wohnhaft sind, und ein wachsames Auge und gute Aufsicht über dieselben haben.

Nach den Verbrechern, von denen die Pflanzer großen Nutzen ziehen, kommt eine zweite, ihnen nicht minder dienstliche und nützliche Menschenklasse in Betracht. Ich meine den Manghiri, d. i. den Schuldner, der seine Arbeit für seine Schuld verpfändet hat: wir würden auf Java sagen, „der Pandeling." Wie in den meisten Gegenden von Indien so hatte auch hier der Gläubiger beim Ausbleiben der Bezahlung von Seiten des Schuldners, ein Recht auf den Leib oder die Arbeit desselben. Der Zustand des Schuldners wurde hierdurch nicht viel besser, als der eines Sclaven; denn so lange er seine Schuld nicht bezahlt hatte, mußte seine Arbeit fortdauern, ohne zur Bezahlung oder zur Verminderung der Schuld berechnet zu werden. Diese Arbeit wurde gleichsam als das Interesse des Capitals betrachtet, und ein Besitzer trat einen Manghiri nicht selten an den andern ab.

Doch haben diese unbilligen und unmenschlichen Gebräuche unter dem Gouvernement von Sir Stamford Raffles weiseren Bestimmungen Platz machen müssen.

Nach diesen neuen Einrichtungen kann jeder freie Mann seine Arbeit für eine bestimmte Anzahl von Jahren, doch nicht länger als zehen, an wen er will, verkaufen oder vermiethen, und darf dieselbe dabei auf keinen geringeren Preis als zehen Rupien des Jahres anschlagen. — Der Schuldner darf nicht, außer mit seiner freiwilligen vollen Zustimmung, aus den Händen des einen in die des anderen übergehen, und er muß von seinem Herrn oder Gläubiger Kost und Kleidung erhalten. Alle Uebereinkünfte zwischen dem Manghiri und seinem Gläubiger sind ohne verbindende Kraft, wenn sie nicht regelmäßig von einer Magistratsperson einregistrirt worden sind.

Dann giebt es auch noch eine nicht geringe Anzahl Manghiris, die keine freien, für Schuld freiwillig zur Arbeit verpflichteten Eingebornen sind, sondern als Sclaven von Bali und durch Schleichhandel in Sumatra eingeführt worden. Diese Menschen sind für fünf und vierzig bis fünzig spanische Piaster verkauft und durch die Käufer als Manghiris einregistrirt worden: ein Verfahren, welches völlig streitig mit den strengen Gesetzen gegen die Sclaveneinfuhr ist. Denn anders, als Sclaven, können diese Leute unmöglich betrachtet werden, da sie mit Gewalt aus ihrem Vaterlande entführt sind, und nicht sie, sondern ihre unmenschlichen Räuber den Preis für ihre zu leistende Arbeit an sich gezogen haben. Ich kenne einen der vornehmsten Pflanzer, welcher in dem vergangenen Jahre nicht weniger als dreißig dieser Art von Manghiris einregistriren ließ.

Arme, hülflose, verlassene Kinder können auch, sofern sie gehörig registrirt sind, als Manghiris aufgenommen werden. Der so in seiner Kindheit aufgenommene Dürftige ist mit seinem vierzehnten Jahre zu so viel Dienstjahren verbunden, als er Unterhalt genossen hat.

Diejenigen Eingebornen, welche keine Manghiris sind, vermiethen sich für drei spanische Piaster den Monat, nebst acht Bambusen Reis. Jeder Bambus hält acht Pfund, und vierzig Pfund kosten in wohlfeilen Zeiten einen spanischen Piaster.

Die sogenannten Kaffern oder Madagascars und Mosambiks, die Abkömmlinge von Sclaven aus Mosambik, welche vor ungefähr sechzig Jahren auf Rechnung der englischen Compagnie eingeführt und im Jahr 1818 durch den Gouverneur Raffles frei gegeben wurden, vermiethen sich unter gleichen Bedingungen an die Pflanzer.

Der Chinese, obwohl zuweilen auch thätig in den Plantagen, vermiethet sich selten, sondern tritt häufiger über eine bestimmte Summe, die er für die verlangte Arbeit im Ganzen erhält, in Uebereinkunft mit dem Pflanzer; z. B für das Pflanzen oder in Stand-halten einer gewissen Anzahl von Bäumen, oder das Bearbeiten eines Stückes Feld. Nicht selten baut er ein Grundstück auf seine eigene Rechnung.

Nachdem ich mich so weitläuftig über die verschiedenen Klassen der Arbeiter in dem Etablissement verbreitet habe, muß ich wohl auch etwas über die Kultur des Bodens sagen. Diese erhielt durch das brittisch-indische Gouvernement *) alle nur mögliche Unterstützung. Unternehmenden Männern wird für einen sehr geringen Betrag Land, und, wie ich bereits erwähnt habe, eine Anzahl Arbeiter umsonst abgetreten. Die Produkte der Pflanzer sind von allen Ausgangszöllen befreit, und werden in allen Häfen des brittischen Indiens zugelassen. Im vergangenen Jahr (1822) wurden die meisten Erzeugnisse von Bencoolen durch den Gouverneur auf Rechnung der Compagnie gekauft und die Muscatnüsse mit 240, und die Nägelein mit 300 Rupien das Pikol bezahlt, ein so unmäßiger Preis, daß die Compagnie dabei einen Schaden von mehr als 50 Przt. erlitten haben soll.

Dieses Jahr rechnet man darauf, daß die erwähnten Produkte zwischen 50 und 60,000 Pfund Muscatnüsse, 12 bis 15,000 Pfund Muscatblüthen, und 15 bis 18,000 Pfd. Nägelein betragen werden, eine Quantität, die größer ist als der jährliche Bedarf von ganz Großbritannien. —

Die Mühe und die Kosten zur Erzeugung dieser Specereien sind so groß, daß bei fortdauerndem wohlfeilen Preise derselben die Plantagen meiner Meinung nach nur mit genauer Noth werden bestehen können.

*) Bekanntlich ist seitdem (im Jahr 1825) Bencoolen von Großbritannien an die Niederlande abgetreten worden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 53. 22 Februar 1828.

Bürgerlicher Zustand der Mulatten in dem brittischen Westindien.

Die große und reiche Insel Jamaika war während Cromwell's Protektorat im J. 1655 unter brittische Herrschaft gekommen. König Karl II ertheilte ihr bald nach seiner Rückkehr im J. 1661 einen Freiheitsbrief, kraft dessen sie eine Art von Parlament (house of assembly) mit eigner und selbstständiger gesetzgebender Gewalt erhielt. Die Urkunde enthält die Klausel, daß „alle in Jamaika gebornen Kinder brittischer Unterthanen in Hinsicht ihrer bürgerlichen Rechte vollkommen ebenso angesehen werden sollen, als wären sie in Großbritannien geboren," — eine Erklärung, die zwar längst als Grundsatz des brittischen Staatsrechts anerkannt war, hier aber zum Beweise dient, wie wenig man damals noch daran dachte, die Hautfarbe als Ausschließungsgrund von dem Genusse bürgerlicher Rechte geltend zu machen. Der Regierung der Königin Anna, wo Freiheitsbeschränkungen aller Art an der Tagesordnung waren, blieb es vorbehalten, durch eine Parlamentsakte vom Jahre 1711 die Farbigen und Indianer von allen öffentlichen Aemtern des Staates und der Gemeinden auszuschließen. Noch weiter ging man unter Georg II, indem man im J. 1733 alle Mulatten bis zum vierten Grade afrikanischer Abkunft ihres activen Wahlrechts beraubte. Ebenso wurde die bisherige Gewohnheit, Mulatten nicht als Zeugen gegen Weiße gelten zu lassen, gesetzlich bestätigt und ihnen nur eben noch aus Gnade zugestanden, gegen einander selbst und etwa gegen ihre schwarzen Verwandten zeugen zu können

Ungeachtet dieser Bedrückungen einer falschen und engherzigen Kolonialpolitik stieg ihre Zahl, wie ihr Reichthum außerordentlich. Aus einer Zusammenstellung, die durch die Kolonialversammlung im J. 1762 veranlaßt wurde, ergab sich, daß in den letztverflossenen Jahren eine Summe von 2 bis 300,000 Pf. St., vier Pflanzungen mit eingeschlossen, nur allein durch Erbschaft an sie gekommen war. Man glaubte deßhalb, um ihre Macht zu brechen, sowohl ihre Erbfähigkeit, als ihren Grunderwerb einschränken zu müssen, und dieß geschah mit solcher Härte, daß ihnen nur noch bis zu einer Summe von 2000 Pf. St. durch Vermächtniß oder Grundkauf zu erwerben erlaubt blieb. Im J. 1713 machte man sogar auch den Versuch, sie durch ein Gesetz von allen Anstellungen auf Pflanzungen auszuschließen, und da dieses die königliche Genehmigung nicht erhielt, so umging die Kolonialversammlung dieselbe durch jährlich erneuerte „provisorische Verordnungen," wodurch den Pflanzern bei schwerer Strafe geboten wurde, alle Stellen auf ihren Pflanzungen mit Weißen zu besetzen. Dieß Verfahren dauerte bis zum J. 1826, wo der Gouverneur seine Zustimmung verweigerte. Andere Beschränkungen waren schon früher beseitigt oder doch gemildert worden. So gestand die Versammlung nach dem Kriege mit den Maronen-Negern im J. 1792, wo die freien Farbigen die Kolonie und die Weißen vom Schicksale St. Domingo's gerettet hatten, ihnen gleichsam als Belohnung und Anerkennung ihrer Verdienste das bedeutende Recht zu, gegen Weiße zeugen zu können, von denen sie beleidigt oder in ihren Rechten beeinträchtigt worden; aber — blos dem Beleidigten allein, nicht auch andern seiner Farbe, die etwa Augenzeugen gewesen seyn mochten! Erst im J. 1813 gelang es, diese und andere Beschränkungen der Zeugschaft gegen Weiße völlig aufzuheben; so auch die Einschränkungen der Erbfähigkeit und des Grunderwerbs. Im J. 1816 ward den Mulatten auch die Küstenfahrt mit eignen Schiffen und die Ausübung der Fracht- und Miethfahrt zu Lande — bisher ebenfalls Privilegien der Weißen — frei gegeben. Dessen ungeachtet dauern immer noch drei Hauptbeschränkungen fort: die Entziehung des activen und passiven Wahlrechts zu den Colonialversammlungen, die Ausschließung von öffentlichen Aemtern, und, was einen brittischen Bürger am schwersten drücken muß, die Unfähigkeit in der Jury zu sitzen und von seines Gleichen gerichtet zu werden.

Ihre gegenwärtige Anzahl in Jamaika wird auf 30,000 (die der freien Neger außerdem auf 10,000) angegeben, und übertrifft also die der Weißen bei weitem, deren kaum 10 bis 12,000 sind; eine Zahl, die sich noch täglich vermindert. In gleichem Verhältnisse wächst ihr Reichthum, und es finden sich mehrere unter ihnen, die ein Vermögen von 150 bis 200,000 Pf. St. besitzen.

Was soll man nunmehr bewundern, die Ungerechtigkeit jener Kolonisten oder ihre falsche Politik, die ihnen selbst die größte Gefahr droht, da es kaum zu erwarten steht, daß eine gegenwärtig an Zahl wie an Mitteln so überlegene Mehrheit sich von einer eben so schwachen als anmaßenden Minorität auf die Länge ohne Widerstand unterdrücken lassen werde. (Quarterly-Review.)

Betrachtungen über die Völker und Regierungs-Formen Asiens.

(Fortsetzung.)

Ueberall berühren und vermischen sich Religion und Politik, wenn man auf den Ursprung der Staaten zurück-

geht. Eine Art übernatürlicher Autorität wurde allen, die an der Spitze der Geschäfte und Ereignisse standen, zuerkannt. Die Harmonie einer so schönen Ordnung der Dinge ward nur durch Cometen oder Sonnen- und Mondsfinsternisse gestört, welche der Erde eine Abweichung in dem Gang der himmlischen Gestirne zu verkündigen schienen, so wie noch jetzt in China deren Erscheinen den obersten Staatsbeamten alle Popularität zu rauben droht. Ein ähnliches System scheint in frühester Zeit auch in Persien gegründet gewesen zu seyn. Aber diese glänzenden Fictionen verschwanden bald vor den nur zu sehr an die Erde erinnernden Kämpfen. Theilungen, Kriege, Revolutionen, Eroberungen führten eine Feudalherrschaft herbei, welche im östlichen Asien sieben bis acht Jahrhunderte dauerte, ungefähr gleich der, die während des Mittelalters in Europa bestand. Endlich überwog die Monarchie, und feierte zuletzt den vollständigsten, entscheidendsten Triumph, indem das in China geschah, was auch in Europa nicht zu vermeiden gewesen seyn würde, wenn es im Mittelalter einem kühnen Eroberer gelungen wäre, Frankreich, die beiden Halbinseln, Deutschland und die Staaten des Nordens unter Einen Scepter und Ein Gesetz zu beugen. Ein gewisses Gegengewicht gegen die kaiserliche Macht bildete die Philosophie des Confucius. Anfangs war ihr Einfluß noch ziemlich unbedeutend; sie verstärkte sich aber im siebenten Jahrhunderte, wo sie eine förmliche Staatsorganisation erhielt; und nun sind es bereits zwölf Jahrhunderte, daß jenes System der Prüfungen und gemeinschaftlichen Untersuchungen, deren Zweck ist, die Ungelehrten der Autorität der Gelehrten zu unterwerfen, die Regierung wirklich in die Hände der letzteren gebracht hat. Die Einfälle der Tartaren, welche sich blutwenig um Literatur bekümmerten, suspendirten hie und da die Herrschaft dieser philosophischen Oligarchie; bald aber gewann sie wieder die Oberhand, indem die Chinesen offenbar die Autorität des Pinsels der des Schwerts vorziehen, und sich leichter unter die Pedanterei als unter die Gewalt beugen.

Jene geistreichen Leute, welche die tiefsten Untersuchungen darüber anstellten, wie es möglich gewesen sey, daß die chinesische Regierung seit viertausend Jahren unverändert habe fortbestehen können, übersahen dabei nur eine Kleinigkeit: die Gründe, die sie zur Erläuterung dieses Phänomens anführen, sind ohne Zweifel eben so scharfsinnig als gelehrt, nur ist unglücklicherweise die Thatsache selbst nicht wahr — ein Unglück, das übrigens schon vielen philosophischen Untersuchungen begegnet ist. Die Chinesen änderten ihre Maximen, erneuerten ihre Institutionen, versuchten verschiedenartige politische Combinationen, und ungeachtet es Dinge gibt, die ihnen nie in den Sinn gekommen sind, so bietet doch ihre Geschichte ungefähr die nämlichen Phasen dar, wie die Geschichte der Regierungsformen beinahe aller andern Staaten.

Finden wir in Japan mehr Beständigkeit und Einförmigkeit? Allem voraus ging die Administration der Götter und Halbgötter, und dauerte einige Millionen Jahre. Dann folgte, sechs hundert Jahre vor Christus, die patriarchalische Regierungsweise, und währte achtzehn Jahrhunderte. Hierauf bemächtigte sich ein Generalissimus der irdischen Gewalt, wobei er jedoch dem Priester, den er vom Throne stieß, fortwährend die tiefste Ehrerbietung erwies. Da auf diese Weise in Japan das Recht des Stärkeren allgemeines Gesetz geworden war, so gab es nun Usurpationen, Dynastieveränderungen, Rebellionen, Gebietsabtretungen, Lehensvertheilungen ꝛc. aller Art. Hieraus ging jene Verfassungsform hervor, welche man noch jetzt mit Bewunderung betrachtet — ein königlicher Priester, ein militärischer Usurpator und fünfzig große Vasallen, welche die unruhigen Insulaner unter dem dreifachen Joch einer theokratisch-militärisch-feudalistischen Regierung halten, gleichsam um zu zeigen, wie lange ein Staat allen Arten des innern Widerspruchs und Verderbens widerstehen kann, wenn nur ein Arm des Meeres ihn vom Continent trennt.

Was Indien betrifft, so muß ich gestehen, daß in der Geschichte dieses Landes allerdings eine ganz besondere Art von Einförmigkeit sich zeigt, für deren Erhaltung die Fremden seit undenklicher Zeit zu sorgen sich bemüht haben. Schutzlos und friedlich bis zur höchsten Uebertreibung, waren die Indier gewöhnlich die Beute eines jeden, der sie anfiel. Will man aber einen Beweis von dem unerschöpflichen Reichthum des Landes, so darf man nur betrachten, wie seit drei Jahrtausenden so viele verschiedene Völker fortwährend die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie geraubt, und die Bewohner tyrannisirt haben. Die Scythen, Perser, Macedonier, Muselmänner, Türken, Mongolen und Europäer haben nacheinander Indien erobert und gebrandschatzt. Ein willenloses Spielwerk in den Händen ihrer Tyrannen, und getreue Unterthanen dessen, der sie unter dem Joche zu halten weiß, bauen die friedlichen und industriösen Bewohner dieser herrlichen Länder die Baumwolle, weben die Wolle von Cachemir, sammeln die Diamanten Golcondas und die Rubinen Candahars — alles zum ausschließlichen Vortheil der Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer. Bald wird in dem weiten Umfang ihres Gebiets kein einziger unabhängiger Fürst ihres Stammes mehr seyn, während diejenigen, die, durch die Sieger unter erniedrigende Bedingungen gebeugt, als Schattenfürsten gegenwärtig noch übrig sind, weder Kriegselephanten, noch feste Plätze, noch Soldaten besitzen dürfen, und sich, um ihre Zeit tödten und ihre Einkünfte verschwenden zu können, darauf beschränkt sehen, Wörterbücher zu entwerfen und dann mit Zustimmung der ostindischen Compagnie drucken zu lassen.

Mitten unter so mannichfachen Abwechselungen der orientalischen Regierungsformen tritt uns besonders Ein Zug als auffallend entgegen — daß wir nirgends, und fast zu keiner Zeit jenen gehässigen Despotismus, jene herabwürdigende Sklaverei finden, dessen ertödtenden Geist man über ganz Asien schweben zu sehen glaubte.

Die muselmännischen Staaten, deren Verfassungsformen und Verhältnisse eine ganz eigene Betrachtung fordern, ausgenommen, ist sonst überall die souveräne Autorität zwar mit dem imposantesten Glanz, zugleich aber mit den beengendsten Schranken umgeben, ja ich möchte sagen mit den einzigen, welche den Herrscher wirklich, und nicht, wie bei

andern Völkern, blos dem Namen nach, zu beschränken im Stande sind.

Man hat die asiatischen Könige für Despoten gehalten, weil man niederkniet, wenn man mit ihnen spricht, und sich in den Staub wirft, wenn man sich ihnen nähert. Man ließ sich hiebei durch den Schein verführen, weil man die Wirklichkeit nicht zu durchblicken vermochte; man hielt die Fürsten für Götter der Erde, weil man die unübersteiglichen Hindernisse nicht wahrnahm, welche Religion, Sitte, Gewohnheit und Vorurtheil ihrer Willkür entgegensetzen. Ein König der Indier ist, dem göttlichen Gesetzgeber Menu zu Folge, gleich der Sonne: er erleuchtet die Augen und die Herzen; er ist Luft und Feuer, Sonne und Mond; kein menschliches Wesen vermag ihm ins Auge zu schauen. Aber dieser erdengleiche Gott darf von einem Brahmanen keine Taxen erheben, selbst wenn er vor Hunger sterben sollte; aus einem, der der Kaste der Landbauer angehört, keinen Handelsmann machen, noch überhaupt nur die unbedeutendste Vorschrift des Gesetzbuches verletzen, das man für geoffenbart hält und das über die bürgerlichen Interessen wie über die Gegenstände der Religion allein entscheidet. — Der Kaiser von China ist der Sohn des Himmels, und wer sich seinem Throne nähert, muß neunmal mit der Stirne die Erde berühren; aber nicht einmal einen Unterbeamten darf er nach freier Wahl ernennen, sondern muß ihn aus der von den Gelehrten entworfenen Candidatenliste ziehen. Sollte er am Tage einer Sonn- oder Mondsfinsterniß es versäumen, zu fasten und die Fehler seiner Verwaltung öffentlich zu bekennen, so würden hunderttausend, durch das Gesetz autorisirte Pamphlets ihm seine Pflicht vors Auge halten und ihn an die Beobachtung der alten Gebräuche des Reiches mahnen. — Schwerlich würde man in den Abendländern darauf verfallen, den Fürsten solche Schranken entgegen zu stellen, aber dennoch ist es nicht weniger wahr, daß im Orient noch eine Menge ähnlicher Institutionen, so verschieden sie auch ihrem Ursprung und ihrer Natur nach seyn mögen, den Launen der Tyrannei einen Damm entgegensetzen, so daß man eine auf diese Weise eingeengte Gewalt doch wohl nicht für zügellos und unbeschränkt, nicht für despotisch erklären kann.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Sumatra von einem Holländer.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1798 wurden die ersten Muscatnüsse und Nägelein — 850 Muscatbäume und 66 Nägeleinpflanzen — hier eingeführt, und im Jahre 1803 sah man von denselben die ersten Früchte; 18 Jahre darauf waren sie indessen sämmtlich abgestorben.

Im Jahr 1804 wurde wieder ein neuer Versuch gemacht, und zwar wurden dießmal 22,000 Muscatnußbäume und 7,000 Nägeleinpflanzen eingeführt, deren Anbau den Grund zu allen jetzt in dem Etablissement bestehenden Pflanzungen legte. Die ersteren werden in einem Abstand von 30 Fuß von einander gepflanzt; man sorgt dafür, daß die Plantage, im Süden und Norden, durch hohe Bäume gegen den Wind beschützt sey; der Boden, der zum Einsetzen der Bäume bestimmt ist, wird zuvor umgepflügt; darauf macht man eine Grube von drei Fuß Tiefe und Breite, welche mit einem Dritttheil Kuhmist und zwei Drittheilen gebrannter Erde angefüllt wird. — Der Muscatnußbaum verlangt jedes Jahr neue Düngung, und muß die ersten fünf Jahre hindurch, bei trockenem Wetter, je um den andern Tag mit Wasser besprengt werden. Man nimmt hier an, daß derselbe im sechsten und siebenten Jahre zu tragen anfängt, und in seinem fünfzehnten Jahre in voller Tracht (in volle dragt, in seiner höchsten Produktionskraft) sey, wobei er dann jährlich vier Pfund Nüsse und ein Pfund oder ein und ein Viertheil Pfund Muscatblüthe giebt. Die Erndte dauert das ganze Jahr hindurch, doch werden die meisten Früchte in den Monaten September, Oktober, November und Dezember gepflückt. Im April und Mai ist der Ertrag am unbedeutendsten. Nach dem Bearbeiten und Reinigen des Bodens bedarf man allein zum Unterhalt von 1000 Bäumen zehn Chinesen oder Bengalen, zwölf Malayen, an fünfzig Kühe und zwei Pflüge. Nach der Berechnung des Herrn Lewis, eines der kenntnißreichsten unter den Pflanzern, kostet jeder Muscatnußbaum fünf spanische Piaster, ehe er trägt.

Die Nägeleinbäume werden gleichfalls in einem Abstande von dreißig Fuß von einander gepflanzt und verlangen um die Hälfte weniger Düngung, als die Muscatnußbäume. Sie beginnen mit dem fünften und sechsten Jahre zu tragen und sind im zwölften in voller Kraft, werden aber selten älter als zwanzig Jahre, während der Nußbaum siebenzig, ja achtzig Jahre erreicht. Der Nägeleinbaum trägt bloß zweimal alle drei Jahre und zuweilen nur einmal in zwei Jahren; jede Ernte liefert sieben bis acht Pfund.

Das Capital, welches die Europäer in den Anbau der Muscatnüsse und Nägelein gesteckt haben, wurde im Jahr 1826 bereits auf eine Summe von 436,000 spanischen Piastern geschätzt; das von Inländern darauf verwandte auf fünf und dreißig tausend spanische Piaster. Der ganze Werth der europäischen Plantagen wurde dagegen im J. 1821 nur auf 445,437 sp. P. berechnet, was eine sehr geringe Vermehrung desselben voraussetzt, wenn man in Betracht zieht, daß bereits im J. 1805 der Anfang mit der Anlage von Plantagen gemacht wurde. Diese kaum des Nennens werthe Vermehrung läßt mich von der Muscatnuß- und Gewürznägelein-Spekulation nicht viel gutes erwarten. Der Umstand, daß zwei Pflanzer, in einer sehr kurzen Zeit, der eine siebenzig tausend und der andere zwanzig tausend Rupien bei dieser Cultur verloren haben, und daß eine Plantage, wenn sie im Sterbefall des Besitzers oder bei einer andern Gelegenheit verkauft wird, selten so viel einbringt, als die Kosten derselben gewesen sind, bestärkt mich in meinem Mißtrauen.

Der Caffeebau beginnt gleichfalls in Bencoolen immer mehr in Aufnahme zu kommen. Statt des Dadap *), der hier

*) Ein Baum, der in Java zwischen die Caffeebäume, zur Beschattung derselben, gepflanzt wird.

schlecht fortkommt, pflanzt man zum Schatten und Schutz des Caffeebaumes den Pisang, Palma-Christi und Turia. *) Der Caffeepflanzer berechnet den Ertrag eines jeden Baumes auf zwei und ein halbes Pfund das Jahr; doch dürfte er, nach dem, was ich auf Java gesehen habe, zu schließen, sich um mehr als die Hälfte in seiner Erwartung betrogen finden.

Auf Zucker scheint man weniger zu speculiren, und es ist daher hier nur eine einzige Zuckermühle, diese aber nach dem besten Plan ganz auf westindische Weise eingerichtet. Das Zuckerrohr wächst nicht so hoch, als ich es auf Java gefunden habe, ist aber dicker und saftvoller. Es steht sechzehn, zuweilen achtzehn Monate auf dem Felde, ehe es geschnitten wird. Der Zucker, der hier bereitet wird, übertrifft an Farbe und Qualität den besten Jamaica-Zucker; jeder Pikol kommt den Eigenthümer der Mühle auf zwei bis drei spanische Piaster zu stehen.

Die Cultur des Pfeffers ist bei weitem nicht mehr das, was sie in früheren Jahren gewesen war. So lange die gezwungenen Lieferungen bestanden, welche durch den Gouverneur Raffles abgeschafft worden sind, brachte die Colonie Bencoolen — von Moco-moco im N. bis Crooi im S. von dem Fort Marlborough gerechnet — jährlich über 200 Tonnen auf, welche den Eingebornen mit drei spanischen Piastern das Pikol bezahlt wurden. Gegenwärtig contrahirt die Compagnie für sieben bis acht Piaster das Pikol, und kann dennoch nicht mehr als 40 Tonnen erhalten.

(Schluß folgt.)

*) Ein Baum, der sehr schnell aufwächst.

Die transatlantischen Staaten und Colonien am Schlusse des Jahres 1827.

(Fortsetzung)

7.

Einen noch traurigern Gegensatz zu den Vereinigten Staaten und zu Mexico bilden die südamerikanischen Staaten und, vor Allen, Colombia. Ein 1827 zu London erschienenes, höchst unparteiisch geschriebenes Werk: „The present State of Colombia, by an Officer, late in the Colombian Service" giebt über diese neue Republik weit genügendere Aufschlüsse, wie alle früher bekanntgewordenen Schriften. Durch die jetzt angefochtene Constitution vom 12. Juli 1821 ward das vormalige spanische Vicekönigreich Neugranada mit den Generalcapitanias: Caracas und Quito, unter dem Namen: Colombia in eine Centralrepublik vereinigt. Diese besteht jetzt aus zwölf Departementos: Orenoco, Hauptstadt Varinas, Maturin, Hauptstadt Cumana, Venezuela, Hauptstadt Caracas, Zulia, Hauptstadt Maracaybo, Boyaca, Hauptstadt Tunja, Cundinamarca, Hauptstadt Bogota, Magdalena, Hauptstadt Cartagena, Cauca, Hauptstadt Popayan, Istmo, Hauptstadt Panama, Ecuador, Hauptstadt Quito, Assuay, Hauptstadt Cuenca, Guayaquil, Hauptstadt Guayaquil, mit 88200 geogr. Q. M. (nach Rieur: 85058 QM.) 3 Millionen Einwohner. Bolivar war es, der die Einrichtung einer Centralrepublik durchsetzte, obgleich viele Stimmen sich für eine Föderalverfassung erhoben. Seitdem herrscht fast in allen Departementos eine wahre Militärdespotie. Die von der Centralregierung ernannten Governadores, fast alle Generale, regieren nach Willkühr, kränken ohne Scheu die Rechtspflege, welche hier nicht öffentlich ist, und raffen die Staatseinkünfte an sich. Daß solches Unwesen auf die Finanzen wirken muß, versteht sich von selbst, und diese sind daher in der äußersten Zerrüttung. Dabei sind die einzelnen Punkte, wo sich die Bevölkerung zusammengedrängt hat, durch Wildnisse, Riesenströme und die fürchterlichsten Gebirge von einander getrennt; ihr Interesse ist auf das wesentlichste verschieden, ebenso der Charakter der Bewohner, welche allenthalben von der verschiedensten Abstammung und höchst heterogener Bildung sind. Der mit größter Wuth 14 Jahre hindurch geführte Revolutionskrieg hat, nebst der gewaltsamen Befreiung der Negersclaven, die frühere Wohlhabenheit in ihrem Kern vernichtet, und alle Keime der Kultur zerstört. Alle angesehenen Familien sind, bis auf wenige Ausnahmen, verarmt, vertrieben, ermordet. Ein roher, zum Theil farbiger, Stamm und fremde Kaufleute haben sich auf den Trümmern angesiedelt. Die Zahl der Männer, welche Talente und Erfahrung in Staatsgeschäften haben, ist sehr klein. Bolivar, nach der Bezwingung des letzten spanischen Heers in der Schlacht bei Ayacucho (am 8. December 1821) bis zu Anfange des Jahres 1827 in Peru und Bolivia mit der Organisation der befreiten Lande beschäftigt, glaubte dem immer tiefer einreißenden Verderben durch die Einführung des Constitutions-Entwurfes abzuhelfen, welchen er für die oberperuanischen Provinzen, die ihm zu Ehren den Namen Bolivia angenommen, bestimmt hatte; dieser bestätigt einen Präsidenten (Staatsoberhaupt) auf Lebenszeit. Indessen erklärte sich General Paez, von der Gerechtigkeitspflege des Congresses beleidigt, am 31. Mai 1826 zu Valencia, gegen die bestehende Staatsverfassung. Ein Bürgerkrieg drohte auszubrechen; allein im Anfange der Jahre 1827 eilte Bolivar aus Lima herbei, und wußte den General Paez, dessen Commandobezirk Venezuela an der Nordküste bedeutend vergrößert ward, zu begütigen. Darauf ging er über Cartagena, in dessen Gegend ein Truppencorps aufgestellt wurde, nach Bogota, wo er am 10. September eintraf und feierlich empfangen ward. Unter dem 3. August 1827 hatte bereits der Congreß beschlossen, daß am 2. März 1828 eine constituirende Nationalversammlung in Ocana, einer Stadt auf halbem Wege zwischen Cartagena und Bogota, sich vereinigen sollte. Dieser Versammlung, deren Berufung zu erwarten steht, wird demnächst die Entscheidung über das künftige Schicksal von Columbia in die Hände gelegt werden. Ein großer Theil der Nation, und besonders die in den Seeplätzen angesiedelten brittischen Kaufleute, meinen, Bolivar sey der Mann, die allgemeine Zerrüttung zu beschwören. Die Republikaner trauern. Die reichen, durch Bildung ausgezeichneten, südlichen Departamentos, Theile der vormaligen Generalcapitania Quito am stillen Meere, sind im vollen Aufstande, indem sie für sich zu bestehen, oder sich mit Peru zu vereinigen wünschen. Auch am Orenoco, zu Angostura herrscht Unzufriedenheit gegen die Militärdespotie. Alle unparteiischen Reisenden, die Columbia neuerdings besuchten, sind der Meinung, daß die Einwohner für jetzt schlimmer daran sind (?) wie zur Zeit der spanischen Herrschaft. Der Handel ist durch die gänzliche Vernichtung des Credits, durch den äußersten Geldmangel und durch die im Jahre 1827 eingeführten drückenden Zollverordnungen im tiefsten Verfall. Nirgendhin fallen Speculationen unglücklicher aus, als nach Colombia's Nordküste. Die wenigen Ausfuhrprodukte, z. B. der kostbare Varinas, sind der Monopole der Engländer. Die Unternehmungen nach der Westküste am stillen Meere, nach Tacames, Guayaquil und dem Freihafen Buenaventura, gewährten hingegen denen, welche mit der Localität vertraut sind, bisher höchst ersprießliche Resultate.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 54. 23 Februar 1828.

Russische Gesandtschaftsreise nach Bochara.*)

Der Anblick der kirgisischen Steppen, durch welche der Weg von Orenburg nach der Hauptstadt der Bucharey führt, hat etwas melancholisch einförmiges. Mit einem geheimen Schauer betritt der Reisende dieses Land des Schweigens, und kein erquickender Eindruck großer und erhabener Naturscenen belebt seine Einbildungskraft, und bleibt ihm als ein Ersatz für die überstandenen Mühseligkeiten, wenn er es wieder verläßt.

Man denke sich eine Wüste von siebenzig Tagreisen, einen dürren, durch die Hitze aufgeborstenen Boden, dessen Farbe ein schmutziges Gelb ist, einen unermeßlichen Horizont, ohne einen Gegenstand, worauf das Auge gerne verweilen möchte. Nachdem die Sonne schon im Monate Mai das spärliche Gras weggebrannt hat, ist ein armseliges Dorngestrüppe, das sich nicht drei Fuß hoch über die Erde erhebt, nebst einer Art von schwarzem oder grauem Wermuth das einzige Pflanzenleben. Die Steppen von Mittelasien, im Osten des caspischen Meers, vermögen, ihrer ganzen geologischen und klimatischen Beschaffenheit nach, weder viele noch mannigfaltige organische Erzeugnisse hervorzubringen. Dem mit einer schwachen Lage von Thon oder Sand belegten, und an vielen Orten mit Salzen geschwängerten Boden fehlt es an Zeugungskraft. Die strenge Kälte, welche unmittelbar auf eine unmäßige Hitze folgt, hindert das Wachsthum der Bäume und der eigentlichen Kräuter: daher die Seltenheit der Wälder, der Wiesen, und selbst der Heiden. Mag man je zuweilen Pappeln, Weiden oder Buschwerk, das die Höhe von fünf bis sechs Schuh erreicht, in Gruppen bei einander finden, so ist dieß nur in den kleinen Oasen der Fall, in welchen ein in seinem Lauf gesperrter Fluß einen fruchtbaren Schlamm unterhält, oder süße, oft warme Quellen das Erdreich während des ganzen Jahrs bewässern. Indessen bleibt im Ganzen auch hier die Pflanzenwelt der Steppe in ihrem zwergartigen Charakter: die Staudengewächse, und unter diesen die Schotengewächse, herrschen vor.

*) Voyage d'Orenburg à Boukhara, fait en 1820, à travers des Steppes, qui s'étendent à l'est de la mer d'Aral et au delà de l'ancien Jaxartes, redigé par M. le Baron Georges de Meyendorff, Colonel à l'état. Major de S. M. l'empereur de toutes les Russies et revu par M. le Chevalier Amadée Jaubert etc. Paris 1826.

Dieselbe allgemeine Bemerkung gilt von der thierischen Bevölkerung der Steppe. Die großen Säugthiere Asiens kommen gar nicht oder selten vor. Hier ist das Vaterland der Mäuse, die vielleicht kein Land der Erde in so zahlreichen Variationen aufzuweisen hat. In dem durchlöcherten porosen Boden finden sie gegen den Wechsel der Witterung Schutz, und Nahrung von Wurzeln und Zwiebeln. Im Schilf der großen Flüsse trifft man jedoch auch wilde Schweine und Tiger an.

Vom Ural bis zum Sir=Deria (Jaxartes) oder vielmehr von einem Arme desselben, dem Kuwan=Deria bis zum Amu=Deria, (Oxus) auf einer Strecke von mehr als sieben hundert Wersten (zu 17⅞ Min.) gibt es, nachdem der Djan (einst Kizil) = Deria seit etwa zehen Jahren versiegt ist, keinen einzigen Fluß. Man sieht gegenwärtig vom Djan=Deria nichts mehr als sein hundert Toisen breites nur 3 bis 4 Toisen tiefes Bett, in welchem noch hie und da ein Loch mit Wasser angefüllt ist. In Gegenden, wo Erdbeben häufig sind, dürfen aber solche Erscheinungen nicht so sehr befremden. Warum, könnte man eben so gut fragen, tritt der Aralsee von Tag zu Tag weiter zurück, warum hat der gewaltige Amu=Deria, der sich früher in das caspische Meer mündete, seinen Lauf dergestalt geändert, daß er jetzt in den Aralsee fällt?

Durch das Verdünsten des Wassers und das Einschlucken des Sandes vertrocknen jedes Jahr im Sommer die meisten kleinen Flüsse. Manche von ihnen verwandeln sich dann in eine Reihe von Seen, die entweder gar nicht oder nur durch dünne Wasserfäden miteinander zusammenhängen; manche lassen kein Zeichen ihrer Existenz als das leere Bett übrig, welches sich erst wieder füllt, wenn im Frühling der Schnee schmilzt. Um diese Zeit schwellen die Flüsse und Bäche zu wilden Strömen an, die sich in den mit bunten Kieseln bestreuten, sonst so harten, nun durch das Schnee= und Regenwasser aufgelockerten Thongrund tief einwühlen.

Kleine Hügelketten, nackt und ohne Vegetation, mit abgewaschenem Gipfel, sanft gesenkt gegen Norden, schroff abfallend gegen Süden, durchs Wasser durchfurcht und zerrissen, mit einer Höhe von 10 bis 30 Toisen, laufen über die wellenförmig sich erhebende Ebene hin.

Das ganze Ansehen einer Sandwüste gewinnt das Land, wenn man die Mughadjargebirge, einen Zweig des Urals, zurückgelegt hat. Hier findet man den beweglichen Sand, der dem Reisenden in Afrika so gefährlich ist, vier bis sechs Toisen hohe Dünen, denen jeder Windstoß eine

neue Form gibt. Von da an, und überhaupt je weiter man gegen Süden vordringt, wird das Klima milder, im Winter der Schnee seltener, aber auch die Steppe dürrer und unfruchtbarer.

Der beste Theil der Steppe ist der [illegible]liche bis zum 52°: der kulturfähige Boden bringt hier Nadelhölzer, Birken und schönes Gras hervor. Im westlichen Theil, das ist auf dem Weg von Orenburg nach Bochara, findet man keinen Grashalm bis zu den Mughadjarbergen, die mit ihren sonderbar gruppirten kleinen kegelförmigen Hügeln, woraus sie bestehen, und mit ihren wilden Felsenpartien einen eben so interessanten Anblick darbieten, als die Fruchtbarkeit ihrer Thäler einen vergnüglichen Aufenthalt verspricht. Indessen ist die Höhe dieser Berge nicht bedeutend, da der höchste von ihnen, der Airuk, vom Fuß an gerechnet, nicht mehr als 150 Toisen hoch ist.

Die diplomatische Karavane des Staatsrathes von Negri mit ihrer Bedeckung von 500 Mann Kosaken und Baschkiren hatte unter den Vorbereitungen zur Reise die günstige Jahreszeit verstreichen lassen. Da man kein russisches Geld ausführen darf, so war man genöthigt, um die zum Unterhalt des Gefolges in Bochara benöthigten 72,000 (Papier=) Rubel in Dukaten zu bekommen, nach Moscau, 1,500 Werste weit, zu schicken. In der Nähe von Orenburg, oder in Orenburg selbst, war eine solche Summe Goldes nicht aufzutreiben. Zum Transport des Gepäckes, der Reisevorräthe, der Wasserschläuche, der Pontons, der Munition für die Mannschaft und für zwei Stücke Artillerie, zum Bespannen von 25 Wagen, um Kranke und Verwundete zu führen, brauchte man eine bedeutende Anzahl theils Pferde, theils Kameele.

Die kirgisischen Häuptlinge, welche die Lieferung von 358 Kameelen, auf deren jedes eine Last von 640 Pfund gerechnet wurde, übernommen hatten, erschienen nicht auf die bestimmte Zeit. Man hatte mehrere Verhandlungen mit den Kirgisen, um die Richtung des Wegs, den man einzuschlagen hatte, und die Schwierigkeiten kennen zu lernen, auf die man vorbereitet seyn mußte. Fünf von ihnen wurden als Wegweiser, etliche und sechzig als Führer und Besorger der Kameele in Dienst genommen.

Am 10 Oktober, nachdem sich noch eine Anzahl Kaufleute angeschlossen, setzte sich die Karavane, 700 Kameele und 400 Pferde stark, in Marsch. Man wünschte sich Glück, daß der kirgisische Sultan Harun=Gasi Abul=gasi dem Gouverneur von Orenburg das Anerbieten gemacht hatte, die Gesandtschaft mit einigen hundert Kirgisen bis an den Sir=Deria zu geleiten. Denn obgleich die Kirgisen *) zum Theil die russische Oberherrlichkeit anerkennen, so sehen sie doch diese militärischen Recognitionen (als eine solche muß eine bewaffnete Gesandtschaft angesehen werden) höchst ungern, und insofern waren sie den Russen, von deren Gebiet sie häufig ihre Sklaven holen, nicht minder ein Gegenstand ernstlicher Besorgnisse, als die im Süden des Aralsees wohnenden Kiwier, welche ihre Raubzüge oft in der Zahl von 4 bis 5000 Mann tief in das Innere der Steppen ausdehnen.

Die größte Gefahr für die russische Karavane lag nicht in einem etwaigen Angriffe von einer solcher Cavaleriemasse (die zweihundert Mann Infanterie, welche einen Theil der Bedeckung ausmachten, schienen dagegen hinreichend zu sichern), sondern in der Möglichkeit, daß die Kameele durch das wilde Geschrei der Feinde, womit sie ihre eben so unerwarteten als ungestümen Ueberfälle ankündigen, scheu gemacht und zersprengt werden könnten. Beugt man dieser Gefahr nicht dadurch vor, daß man die Thiere, noch ehe die Unordnung unter ihnen eingerissen ist, niederkauern läßt, so haben die Feinde gewonnen Spiel und mit dem Verlust der Kameele und dem damit verbundenen Verlust der Mittel der Subsistenz und des schnelleren Fortkommens ist der Untergang der Karavane entschieden.

Man lese das Reisejournal: die größte Tagreise betrug sechs und vierzig Werste, manche blos zwanzig, oder noch weniger, und in den ein und siebenzig Tagen, welche die ganze Reise dauerte, hatte man nichts aufzuschreiben, als Notizen wie folgende: „Wasser,“ „wenig Wasser,“ „schlechtes, salziges Wasser,“ „etwas Gras,“ „Stauden,“ und oft lautete es noch kläglicher „kein Wasser.“

Wenn also auf der einen Seite eine Armee, welche, um die Bucharei zu unterwerfen, durch die kirgisischen Steppen marschiren wollte, manche örtliche Schwierigkeiten zu überwinden hatte, indem sie ihren ganzen Bedarf auf Kameelen mit sich führen mußte, so brauchte sie auf der andern Seite, um ihren Zweck zu erreichen, nicht eben sehr zahlreich zu seyn. Uebrigens hat man im Oriente Heerden von 70,000 Kameelen im Gefolge von erobernden Armeen gesehen, welche gewiß hinreichend waren, um das Gepäck von 100,000 Mann zu transportiren.

Die Engländer möchten gerne jeden Umstand, der ein Vordringen Rußlands gegen Indien erschwert, als ein absolutes Hinderniß darstellen. Freilich sind Peter dem Großen zwei Versuche mißlungen.

Peter, in der Absicht sich der Goldmine von Wassilicara zu bemächtigen, und am Amru eine Festung zu bauen, die ihm eine direkte Verbindung mit Indien öffnen sollte, rüstete zwei Expeditionen gegen die Kirgisen aus. Der General Libareo, der den Irtisch aufwärts drei Tagreisen über Nor=Saisan hinaus vorgedrungen war, kehrte um, da er sich in den unermeßlichen Wüsten nicht mehr zurecht fand, und erreichte glücklich die rußische Grenze; der Prinz Bekevitschi Tscherkaski, dessen Unglück zum Sprichwort geworden ist, wurde mit seinem ganzen Korps aufgerieben. Aber Peter zeigte den Weg, den eine russi=

*) Die Kirgisen werden bekanntlich in drei Horden, die große, die mittlere und die kleine, eingetheilt. Die große hat keinen Khan, sondern mehrere Sultane, die sich bald unter chinesischen, bald unter russischen Schutz begeben, nicht um Tribut zu bezahlen, sondern um Geschenke zu erhalten. Die beiden andern Horden haben sich Rußland unterworfen; ihre Khane müssen vom Kaiser bestätigt werden und ihm den Eid der Treue schwören, ohne jedoch tributpflichtig zu seyn. Die große Horde berechnet man zu 650,000, die mittlere zu 360,000, die kleinere zu 250,000 Individuen.

sche Arme einschlagen mußte: nämlich über den Aralsee nach der Mündung des Amru. (Forts. folgt.)

Betrachtungen über die Völker und Regierungs-Formen Asiens.

(Schluß.)

Ich habe von Institutionen gesprochen. Leicht möchte dieser ganz moderne, ganz europäische Ausdruck zu pompös und wohlklingend scheinen, wenn es sich von Völkern handelt, die so sehr in der Cultur zurück sind, daß sie weder etwas von Budgets, noch von Compte-rendus oder Bills of Indemnity wissen. Man kennt hier jene improvisirten Regierungsakte nicht, durch welche man allen, die es betrifft, kund und zu wissen thut, daß von einem bestimmten Tage an eine Nation neue Gewohnheiten annehmen und neue Maximen befolgen wird, indem man den Dissidenten eine passende Frist bewilligt, ihre Interessen sowohl, als ihre Art, die Dinge zu beurtheilen, zu ändern. In diesem Sinne bietet der größte Theil von Asien allerdings nichts dar, was man eine Institution nennen könnte. Die Regeln, die Prinzipien, welche dort die Handlungen der Mächtigen leiten, und bis zu einem gewissen Punkte die Rechte der Schwachen schützen, sind blos einfache Wirkungen der Sitte und Gewohnheit, bloß natürliche Folgen des Nationalcharakters. Zur einzigen Grundlage und Stütze haben sie die Ansichten und Vorurtheile des Volks, seinen Glauben und seinen Aberglauben, seine gesellschaftlichen Verhältnisse und seine intellektuellen Bedürfnisse. Ein wahres Wunder für uns ist es, daß sie sich so lange erhalten konnten, ohne daß man für nöthig fand, sie je öffentlich bekannt zu machen. Wahrscheinlich leben sie zu tief in den Herzen, als daß man je daran gedacht hätte, sie drucken lassen zu müssen. Doch muß man hiebei China ausnehmen, welches auch in diesem Punkte die andern asiatischen Staaten überflügelt und sich Rechte erworben hat, die der Achtung der Europäer würdig sind; denn seit langer Zeit besitzt es geschriebene Constitutionen, die sogar, ebenfalls wie bei uns, von Zeit zu Zeit durch Zusatzartikel passend modifizirt werden. Ja man läßt sich hier zu Details herab, die man selbst in Europa nicht mit dieser Sorgfalt behandelt: denn unabhängig von den Befugnissen der souveränen Gerichtshöfe und der administrativen Hierarchie, welche genau bestimmt und reformirt sind, ordnet man auch, durch besondere Statuten, den Kalender, die Maße und Gewichte, die Begrenzung der Departements, und die Musik, die stets für einen wesentlichen Gegenstand der Reichsverwaltung gegolten hat.

Versteht man also unter einem Despoten einen absoluten Herrscher, welcher, eine unbeschränkte Gewalt gebrauchend und mißbrauchend, über Vermögen, Ehre und Leben seiner Unterthanen nach Gutdünken und Willkür verfügt, so kann ich solche Despoten in keinem Theile Asiens finden; überall stellen Sitten und Gewohnheiten, Tradition und Aberglauben der Gewalt Schranken entgegen, welche diese weit mehr in Verlegenheit setzen, als geschriebene Stipulationen, ja welche die Tyrannei selten anders, als zu ihrem eigenen Verderben überschreiten darf. In ganz Asien nahm ich nur gewisse einzelne Punkte wahr, wo nichts geachtet wird, wo Einschränkungen unbekannt sind, und die Gewalt mit freier zügelloser Willkür herrscht: dieß sind jene Gegenden, in denen die Schwäche und die Unvorsichtigkeit der Asiaten die Fremden sich ansiedeln ließ, welche weit aus der Ferne her kamen, mit dem einzigen Vorsatz, die Reichthümer des Landes so schnell als möglich zusammen zu raffen, und dann in ihr Vaterland zurück zu kehren, um sie dort in Ruhe zu genießen — Menschen ohne Gefühl für andere Stämme des Menschengeschlechts, ohne irgend einen Anklang der Sympathie für die armen Eingebornen, deren Sprache sie nicht kennen, deren Geschmack, Gewohnheiten, Glauben und Sitten sie nicht theilen und nicht achten. Unter solchen von Grund aus sich entgegengesetzten Interessen konnte kein auf Recht und Vernunft gegründeter Vertrag sich bilden. Gewalt allein konnte einen solchen Zustand der Dinge eine Zeitlang aufrecht erhalten. Nur ein absoluter Despotismus konnte einer Handvoll Tyrannen, die alles nehmen wollen, Schutz verleihen gegen die Masse der Bevölkerung, die das Recht zu haben glaubt, nichts geben zu dürfen. Die Folgen dieses stets fortgesetzten innern Kampfes erblickt man in den asiatischen Kolonien, und die Fremden sind, wie man sieht, die Europäer.

Es ist, unter uns gesagt, ein ganz besonderes Geschlecht um diese Europäer; die Ansichten und Raisonnemens, auf die sie sich stützen, würden einem unparteiischen Richter wunderlich genug vorkommen, wenn es auf der Erde einen solchen unparteiischen Richter geben könnte. Berauscht von ihren Fortschritten von gestern her, vorzüglich von ihrer Superiorität in den Künsten des Kriegs, blicken sie mit stolzer Verachtung auf die übrigen Familien des Menschengeschlechts, die nur geboren sind, um sie zu bewundern und ihnen zu dienen; ja sie scheinen die zu seyn, von denen geschrieben steht: „Und die Söhne Japhets werden herrschen über die Stämme Sem, und ihre Brüder werden ihre Sklaven seyn.“ Alles soll wie sie denken, für sie arbeiten. Sie wandern über den Erdball und zeigen den armen, demüthigen Völkern ihre Gestalt als den Typus der Schönheit, ihre Ideen als die Basis der Vernunft, ihre Einfälle als das non plus ultra der Intelligenz. Was ihnen gleicht ist schön, was ihnen Nutzen bringt ist gut; was aber ihrem Geschmack oder ihrem Interesse im mindesten widerspricht ist unsinnig, lächerlich oder strafwürdig. Dieß ist ihr einziger Maaßstab, nach welchem sie alles beurtheilen: und wem sollte es einfallen, dessen Richtigkeit in Zweifel ziehen zu wollen? Unter sich selbst beobachten sie noch einige Rücksichten: in ihren Streitigkeiten von Volk gegen Volk sind sie über gewisse Prinzipien übereingekommen, nach denen sie sich methodisch und regelmäßig morden können; alles dieß aber fällt außerhalb Europa weg; das Völkerrecht ist überflüssig, wenn es sich von den Malayen, den Amerikanern oder Tungusen handelt. Trotz des Vertrauens auf die raschen Evolutionen ihrer mit vortrefflichen Flinten bewaffneten Soldaten, vernachläßigen die Europäer doch nie die Vorsichtsmaßregeln einer verschlagenen Politik. Eroberer ohne Ruhm, und

Sieger ohne Edelmuth greifen sie die Orientalen an, obgleich sie sie glauben machen wollen, daß sie nichts von ihnen zu fürchten hätten, und unterhandeln dann mit ihnen ohne ihre Verachtung durchblicken zu lassen. Was sie mit den Waffen in der Hand nicht erlangen können, erschleichen sie mit weniger Kosten auf dem Wege der Diplomatie, und machen so die Eingebornen zu Opfern des Friedens wie des Kriegs; sie verlocken sie zu gefährlichen Allianzen, legen, um ihr Monopolsystem durchzusetzen, dem Handel und der Industrie Fesseln an, nehmen ihre Seehäfen in Besitz, theilen ihre Provinzen, und behandeln die Völker als Rebellen, die sich unter ihr Joch nicht willig beugen.

Zwar ist ihr Benehmen gegen diejenigen Staaten, welche noch einige Selbstständigkeit sich bewahrt haben, etwas geschmeidiger, und sie beobachten z. B. in Canton und Nagasaki eine Mäßigung, die in Palembang oder Colombo überflüssig und übertrieben seyn würde; aber in einer Verkehrtheit der Ideen, die vielleicht noch auffallender ist, als jener Mißbrauch der Macht, nehmen unsere Schriftsteller alsdann Partei für unsere in ihrer Hoffnung getäuschten Abenteurer: sie machen diesen verständigen Asiaten dann die Vorsichtsmaßregeln zum Vorwurf, die eine so natürliche Folge des Betragens unsrer Mitbürger sind, und gerathen in Unwillen über die Ungastlichkeit ihres Charakters, als ob man uns Unrecht thäte, wenn man sich vor einer so gefährlichen Nachbarschaft ein wenig in Acht nimmt. Weist man das uneigennützige Umsichgreifen unserer Kaufleute zurück, so begeht man eine unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geist, man verachtet eine unschätzbare Wohlthat und weist alle die herrlichen Vortheile der Civilisation von sich. Diese Civilisation nämlich besteht, was die Asiaten betrifft, darin, daß sie im Schweiße ihres Angesichts die Erde bauen, um es den Europäern nie an Baumwolle, Zucker und Spezereien fehlen zu lassen; daß sie regelmäßig ihre Steuern und Abgaben bezahlen, damit die Dividenden derer, die sich die Mühe nehmen sie zu beherrschen, nie einen Ausfall erleiden; daß sie endlich ohne Murren ihre Gesetze, Gewohnheiten und Costüme ändern, mögen auch Tradition und Klima einer solchen Aenderung noch so sehr widersprechen. Die Nogaïs haben seit einigen Jahren sehr bedeutende Fortschritte gemacht, denn sie haben endlich der nomadischen Lebensweise ihrer Väter entsagt, so daß die Steuereinnehmer des Fiscus nun doch wissen, wo sie zu finden sind, wenn die Zeit des Tributs herannaht. Auch die alten Unterthanen der Königin Obeira haben sich seit Kapitain Cooks Zeit äußerst gut civilisirt, denn sie warfen sich den Methodisten in die Arme und wohnen nun jeden Sonntag in schwarzer Kleidung der Predigt bei, was für die Manufakturen von Somerset und Glocester eine neue Quelle des Absatzes ist. Mit nicht geringerem Vergnügen haben unsere Reisenden in der letzten Zeit einen Fürsten der Sandwich-Inseln in rothem Rock und Weste seinen Hof halten sehen, wobei sie nur bedauerten, daß die äußerst große Hitze ihn verhinderte, sein europäisches Costüm zu vervollständigen. Mögen auch derlei Nachahmungen noch unvollkommen und inkonsequent seyn, hie und da selbst etwas ungeschickt und wunderlich aussehen' — , man muß sie doch wegen der Folgen, die sie haben können, auf alle Art ermuntern.

Vielleicht wird, noch ehe wir's vermuthen, die Zeit kommen, wo die Hindus, statt selbst ihre Mousseline zu weben, sich mit unsern Perkals begnügen werden; wo die Chinesen die Seidenzeuge von uns beziehen; wo die Eskimo's Calicot-Hemden tragen und die Bewohner der Tropenländer die größte Freude an unsern Filzhüten und unsern wollenen Kleidern haben werden. Möchte doch endlich einmal die Industrie aller dieser Völker der unsrigen Platz machen! Möchten sie doch ihren nationalen Ideen, ihrer Literatur, ihrer Sprache, kurz ihrer ganzen einfältigen Eigenthümlichkeit entsagen! Möchten sie doch lernen zu denken, zu fühlen, zu sprechen wie wir! Möchten sie doch für all' diese nützlichen Lectionen uns nichts geben als ihr Land und ihre Unabhängigkeit! Möchten sie sich gefällig gegen die Wünsche unsrer Akademiker, zuvorkommend gegen die Interessen unsrer Kaufleute, sanft, umgänglich und zuthulich zeigen! Dann wird man gewiß so billig seyn, ihnen zuzugestehen, daß sie allerdings einige Fortschritte in der Civilisation und Staatskunst gemacht haben, ja man wird ihnen gestatten, einen Rang unter den Völkern einzunehmen, nur freilich in gehöriger Entfernung vom privilegirten Volke, der besonders bevorzugten Race, der allein der Geist und die Herrschaft gegeben ist. —

Die transatlantischen Staaten und Colonien am Schlusse des Jahres 1827.

(Fortsetzung)

8.

In Folge der Einführung der oben erwähnten Bolivia-Constitution, die überall in Amerika den Verdacht gegen Bolivar erregte, als hege er monarchische Absichten, brach gleich nach seiner Abreise aus Peru, schon in den letzten Tagen des Januars 1827, unter den in der Hauptstadt Lima zurückgebliebenen columbischen Truppen ein Aufstand aus; man schiffte sie nach Columbia ein, und, dadurch aufgemuntert, bewirkten die Peruaner eine Regierungsveränderung. Der am 4. Juni versammelte souveräne Congreß erklärte die Bolivia-Constitution, welche am 9. Juli 1826 in Lima beschworen worden war, für abgeschafft; der von Bolivar eingesetzte Präsident des Regierungsconseils, Santa Cruz, resignirte, und am 10. Juli ward der in Guayaquil mit Organisirung des Aufstandes von Quito beschäftigte General Lamar zum Präsidenten der Republik erwählt und die Constitution vom Jahre 1823 provisorisch hergestellt. Peru ist, wie Colombia, eine Centralrepublik; doch werden die acht Departementos: Truxillo, Lima, Arequipa, Tarma, Guancavelica, Guamanga (Ayacucho), Cuzco und Puno von bürgerlichen Behörden milde regiert, und Militärdespotie herrschte nur so lange, als der Befreiungskrieg ihn nothwendig machte. Der Freistaat umfaßt 27,320 QM. und 1,688,506 Einwohner. Die Finanzen sind auch hier zerrüttet; man scheint indeß zur Aufrechthaltung des Staatscredits im Innern die kräftigsten Maßregeln zu nehmen; in Rücksicht der wucherischen Londoner Anleihen ist aber Insolvenz erklärt. (M. s. die Bothschaft des Präsiden en Santa Cruz vom 4. Juni 1827.) Der Charakter der Einwohner ist äußerst gutmüthig; der Handelsverkehr auch für deutsche Schiffe mit Vortheile verbunden. Unter andern ist aus Arica ein Schiff mit einer kostbaren China-Ladung in Hamburg angelangt. (Forts. folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 55. 24 Februar 1828.

Skizzen aus St. Petersburg *).

Auf die Beobachtung der Vorschriften für Zucht und Ordnung im Militär wird mit großer Strenge gewacht. Diese Strenge erstreckt sich auf die Kleidung der Offiziere; keiner darf auf Maskenbällen sich maskiren, ja nie öffentlich anders als in Uniform erscheinen.

Der Kaiser Alexander befolgte selbst auf das Genaueste diese Vorschriften der Disciplin, und duldete bei Andern nicht die unbedeutendste Uebertretung derselben. Eines Tages bemerkte er, daß bei einem Offizier vom Generalstab der Garde, der ein naher Verwandter des Fürsten Galitzin war, die Ecken seines Hemdekragens über die Halsbinde hervorragten; während nun der Monarch mit ihm sprach, sah man, daß die Majestät mit eigener Hand diese Ecken unter die Binde schob. — In jeder, selbst der rauhesten Jahreszeit **) wohnte Alexander Morgens der Parade bei, indem er in einfacher Uniform gekleidet war, und dadurch jeden Offizier zwang, sich ebenfalls nicht wärmer zu kleiden. Nach der Parade ging er gewöhnlich zu Fuß aus, wo denn die Offiziere auf ihrer Hut seyn mußten, um nicht vom Kaiser bei irgend einem Versehen überrascht zu werden.

Alexander besaß nicht jene kriegerischen Eigenschaften, welche die Soldaten zur Begeisterung für den Feldherrn hinreißen; gleichwohl verstand er die Kunst, sich bei ihnen beliebt zu machen. Der nachfolgende Zug beweist, daß er nichts vernachläßigte, seine Popularität bei der Armee zu vergrößern.

Nach dem Feldzuge in Frankreich ließ der russische Senat, dem Kaiser zu Ehren, bei dem berühmten Lustschlosse von Tzarskoie-Selo einen Triumphbogen, durchaus von Bronce, errichten. Alexander behielt sich vor, die Inschrift selbst anzugeben. Nach der Rückkehr nach Rußland las die kaiserliche Garde, als sie durch Tzarskoie-Selo marschirte, und sich dem Siegesdenkmale nahte, folgende mit goldenen Buchstaben unter dem Fries angebrachte Inschrift: „Meinen lieben Waffenbrüdern.“

Alexander gefiel sich darin, in einfachem Militär-Ueberrocke durch die Straßen der Hauptstadt zu gehen. Oft wenn er einem Fremden begegnete, blieb er stehen, und sprach mit ihm, wobei denn seine Fertigkeit in mehreren Sprachen, es ihm leicht machte, seine Neugierde zu befriedigen. — So war es auch nicht selten, daß man ihn Abends in Privatgesellschaften traf, die er ohne allen Zwang besuchte. Einfach ohne Ziererei, artig gegen jedermann, und an der Unterhaltung wie an dem Vergnügen der Gesellschaft theilnehmend, bewies er hier, daß der mächtigste Mann des Reiches zugleich der gefälligste und liebenswürdigste war.

Der Militärstand übt in Rußland ein großes Uebergewicht aus, und genießt großer Vorrechte; daher ist die Scheidungslinie zwischen ihm und dem Kaufmannstande merklicher als in irgend einem andern europäischen Lande. Die Abneigung dieser beiden Klassen gegeneinander ist so groß, daß man selten an demselben Tische, oder in derselben Gesellschaft Militärpersonen und Kaufleute findet. *)

Wie groß auch der Eifer ist, mit welchem sich die höheren Classen in die militärische Laufbahn werfen, so findet man doch unter ihnen Männer, welche die allgemeine Vorliebe für diesen Stand keineswegs theilen. Eines Tages unterhielt man sich in einer Gesellschaft von der Schönheit einer Heerschau, die der Kaiser angestellt hatte. „Alles dieses bedeutet nichts,“ sagte ein Herr, der unfern dem Ofen stand, und den Kopf mit republikanischem Stolz in die Höhe richtete; „sprecht mir lieber von einer Volksversammlung.“ Darauf erinnerte er an die englischen Wahlen, die gerade damals geendet waren, und fuhr fort: „Wie sehr beneide ich das Loos des Sir Francis Burdett, dem dreißigtausend Bürger folgen. Dies allein nenne ich eine schöne Parade!“

*) Mémoires de Don Juan van Halen. T. II. Paris 1827.

**) In einem großen, viereckigen, bedeckten Gebäude wird in Petersburg das Garde-Bataillon, das gerade den Dienst hat, zur Zeit des Winters exerzirt, und findet hinreichend Raum für seine Manövers. Alexander begab sich jeden Morgen zu Pferde dahin, gefolgt von seinem Generalstabe und von einer Cavalerie-Abtheilung. Dieses Gebäude, das nur einen unermeßlichen Saal bildet, ist vorzüglich dadurch merkwürdig, daß die Decke nicht auf Säulen ruht. Moskau besitzt einen ähnlichen noch größeren Saal, der nach dem Plane und unter Leitung des General Batancourt erbaut wurde.

*) In Petersburg und Moskau gibt es sehr reiche Kaufleute, die zu dem Stande der Leibeignen gehören; diese leben natürlich abgesondert vom Militär. In den Ostseeprovinzen dagegen, und überall wo deutsche, englische oder französische Kaufleute getroffen werden, leben sie in den freundlichsten Verhältnissen mit dem Militärstande.
A. d. Red.

Die russischen Fasten, deren es nicht weniger als vier im Jahre gibt, legen den Gläubigen weit strengere Entbehrungen auf, als die katholischen; gleichwohl findet man, selbst unter den aufgeklärten Ständen, schwerlich Personen, die sich's erlauben, sie zu umgehen. In dieser Beziehung kann man nicht sagen, daß Rußland viele sogenannte starke Geister besitze. Das Volk, das übrigens gegen andere Gottesdienste sehr tolerant ist, treibt den Eifer bis zum Aberglauben; keines ist so verschwenderisch mit Verbeugungen, Zeichen des Kreuzes 2c.; und diese äußeren Handlungen der Frömmigkeit werden nicht blos von den niedern Classen geübt: ich sah am hellen Tage in der Kirche von Kasan, wie der Vater des Fürsten Wolkonsky sein Sacktuch gegen die Heiligenbilder an der Wand warf, es dann küßte, und wieder gegen die Mauer warf, und diese erbauliche Ceremonie so lange fortsetzte, bis seine Kräfte erschöpft waren.

Nach vierzig Tagen der strengsten Enthaltsamkeit, folgen schnell auf einander die öffentlichen Feste; Ostern macht den Anfang, und ist eins der merkwürdigsten.

Mit dem Schlag zwölf um Mitternacht verkündigt ein Kanonenschuß von der Citadelle den Anfang des Festes. „Christus ist auferstanden," ruft man überall, indem man sich zugleich umarmt. Und vom Monarchen bis zum letzten Soldaten, vom hochadelichen Herrn bis zum niedrigsten Leibeignen, ist jeder verpflichtet jede Beleidigung zu vergessen und zu vergeben. Im Augenblick wo die Kanonen donnern, erscheinen im vollem Staate, die Großfürsten, die hohen Staatsbeamten, die Hofoffiziere, und alle, die einen hohen Rang haben, vor dem Kaiser und der Kaiserinn, welche, ohne von der Stelle zu weichen, den Bruderkuß von dem ganzen Gefolge empfangen.

In der Osternacht ging ich in Petersburg, der Volksmenge folgend, in die Kirche unserer lieben Frau von Kasan, die bereits von unzählbaren Gläubigen angefüllt war. Mit Hülfe einiger Stöße mit dem Ellenbogen, welchen Gebrauch ich in London erlernt hatte, gelang es mir, bis in die Mitte der Kirche zu kommen. Als endlich der Gesang, das Läuten der Glocken und die Kanonenschüsse das Ende der Ceremonie angekündigt hatten, war ich nicht wenig überrascht, als ich sah, wie Männer und Frauen, nach vielen Glückwünschen, sich untereinander auf den Fußboden der Kirche*) niedersetzten, und einen Kreis um kalte Pasteten bildeten, die sie mit dem größten Appetit verzehrten.

Geht man aus der Kirche, so streift man sodann, bis es Tag wird, durch die hell erleuchteten Straßen der Hauptstadt; man redet sich an, wünscht einander Glück und bietet zum Geschenk gefärbte Eier an; man umarmt sich mit den Worten: „Er ist auferstanden!" So dauert das Fest bis zur folgenden Nacht. In der guten Gesellschaft ist es Gebrauch, den Damen die man kennt, Eier von Porzellan oder Kristall, mit Bändern verziert, zu überreichen. Indem die Dame das Geschenk und den Gruß annimmt, reicht sie ihre Hand zum Kusse und drückt selbst treuherzig ihre Lippen auf die Wange des Herrn, der ihr die Gabe überreicht.

Einige Wochen nach Ostern ist die Strenge des Winters noch immer fühlbar; im Monat Mai aber tritt ein so plötzlicher Wechsel der Temperatur ein, daß in weniger als 14 Tagen die Newa schiffbar wird. Kaum ist die Erde von dem verhärteten Schnee, der sie so lange bedeckte, befreit, so schmückt sie sich mit dem schönsten Grün, und die Bäume treten in Blüthe. Die Stadt wird leer, weil Alles aufs Land geht. Sey es wegen des schnellen Uebergangs von einer Jahreszeit zur andern, oder weil die Russen die vier Monate ihrer schönen Zeit eifriger benützen — nicht zu läugnen ist, daß in keinem andern Lande in Europa der Frühling ein so reizendes lachendes Ansehen hat, als in der Umgebung der russischen Hauptstadt.

*) In den griechischen Kirchen findet man weder Bänke, noch Stühle; jeder ist verbunden, seine Andacht stehend zu verrichten; selbst der Kaiser hat nicht das Vorrecht sich zu setzen. Alle Instrumental-Musik ist aus den Tempeln verbannt; die harmonischen Stimmen der Sänger aber erheben das Gemüth, und bereiten es zu der religiösen Sammlung der Gefühle und Gedanken vor.

Briefe aus Sumatra von einem Holländer.

(Schluß.)

In der Nachbarschaft der erwähnten Zuckerplantage habe ich die meisten und besten Sawafelder gesehen. Der Boden ist hier von Wasser bespühlt und wird nicht selten durch den Fluß Bencoolen überströmt. Die Sawafelder werden nicht, wie auf Java durch den Pflug umgeackert, sondern man begnügt sich ein Gespann Büffel einigemal darüber hin zu jagen.

Die meiste Padie (der Reis in seinen Aehren) wird auf hoch- und trockengelegenen Feldern, hier Landangs genannt, gepflanzt; und so gering ist die Betriebsamkeit der Eingebornen, daß sie nur für den eigenen Gebrauch bauen und nichts auf den Markt liefern. Daher muß selbst dieß in Indien unentbehrliche Nahrungsmittel von außen eingeführt werden. Diese Einfuhr wird jährlich auf mehr als 2000 Tonnen geschätzt.

In den Monaten September und Oktober verlassen viele Eingeborne mit ihrem ganzen Haushalt ihre Düsuns oder Dörfer, und begeben sich in die buschreichen Hochlande, die sie von dem Holz reinigen und für die Reissaat bearbeiten; der Werth des Bodens ist so gering, daß sie dafür an ihre Häuptlinge meist nichts, oder nur einen geringen Theil der Ernte zahlen. Nach der Ernte kehrt der Landmann wieder nach Hause zurück. Selten gebraucht er dieselben Felder länger als zwei Jahre, indem er im dritten Jahr wieder auf frischen und auf's neue gereinigten Boden säet.

Der geringe Werth des Bodens ist eine natürliche Folge der geringen Bevölkerung; diese letztere wird verschiedenen

Ursachen zugeschrieben, namentlich dem früher eingeführten Monopole und den damit verbundenen Resultaten, den häufig herrschenden Kinderpocken, die indessen jetzt durch die Einführung der Vaccine vermindert worden sind, endlich den Hindernissen, welche dem Heirathen im Wege stehen.

Die Heirathen können nicht anders als selten seyn in einem Lande, wo wenig Geld ist und die Braut aus den Händen des Vaters oder der Familie für den Werth von 80 spanischen Piastern erkauft werden muß. Diese hohe Preisbestimmung, der gegenwärtig nur wenige genügen können, läßt mich vermuthen, daß ehemals dieß Land viel reicher gewesen ist, als jetzt. Meist wird der Kaufpreis für die Braut nicht auf einmal an den Vater abgetragen, sondern zum Theil als Schuld aufgenommen; daher es nichts seltenes ist, daß man den Enkel noch arbeiten sieht, um den Kaufschatz (Jujur genannt) seiner verstorbenen Großmutter zu bezahlen. Auch sollen viele Mädchen Abneigung vor der Ehe haben, weil sie, sobald sie verheirathet sind, mit der schweren Arbeit der Haushaltung und des Landbaues belastet werden.

Die ganze Bevölkerung von Bencoolen, von Indrahura im N. bis Crooi im S., wird auf 80,000 Seelen geschätzt; die von Marlborough und der Umgegend auf 12,000, worunter Europäer, Javaner, Bengalen, Chinesen, Malaien und Madurer begriffen sind.

Die Sitten der Eingebornen sollen von denen der Javaner sehr verschieden seyn; so sind z. B. die beliebten Zeitverkürzungen der letzteren: die Gamelangs (musikalische Instrumente), die Serimpies und Bedoios (Charaktertänzerinnen der Großen), die Rongins (Tänzerinnen von niederem Rang), Waijangs (Schattenspiele nach Art der chinesischen) hier fast unbekannt. Auch scheint der Sumatraer unfleißiger und zugleich schwerer zu regieren, indem er einen Geist der Unabhängigkeit und Widerspenstigkeit besitzt, den wir in Java nicht finden. Diesem Naturell ist es zuzuschreiben, daß das Gouvernement nicht geringe Mühe hat, um Leute zu finden, die geneigt sind, sich als Distriktshäuptlinge anstellen zu lassen. Die Einkünfte derselben müssen bei einem Volke, das so wenig Lust zur Arbeit und so wenig Neigung, sich unterdrücken zu lassen, hat, nur sehr gering und unbedeutend seyn. Vordem bestanden sie in einer Abgabe von Pfeffer und dem Zehnten der Büffel; dieß ist indessen gegenwärtig abgeschafft, und die Häuptlinge genießen gegenwärtig nur eines gewissen Antheils an den Geldstrafen. — Bencoolen hat nur drei inländische Häuptlinge. Jeder Kampong hat seinen Vorsteher, den die Einwohner aus den Orangtouas (weißen Leuten d. i. Aeltesten) erwählen. Durch diese werden kleine Rechtssachen entschieden; doch findet von ihnen eine Appellation an den sogenannten Pangerangsrath statt, in welchem der Gouverneur Präsident ist, und einige Europäer als Magistratspersonen Sitz haben.

Die (mahomedanischen) Priester der Eingebornen haben kein bestimmtes Einkommen; sie ziehen ihren Unterhalt aus den Geschenken, die sie bei Gelegenheit von Beschneidungen, Heirathen und Begräbnissen empfangen. Nicht selten entrichtet der fromme Inländer ihnen auch wohl einen Zehnten von seinem Reis oder kleinen Vieh.

Was für die sittliche Verbesserung des Volkes gethan werden kann, ist sicher durch Stamford Raffles versucht worden. In allen Distrikten, wo die Engländer nur den mindesten Einfluß hatten, wurden inländische Schulen errichtet, in denen die Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen und andern allgemein nothwendigen Kenntnissen unterrichtet wird. Die Schule des Hauptortes Marlborough, in der ich als Haupt den Missionär Ward fand, besteht bereits aus mehr als 160 Lehrlingen. Die Ordnung, Regelmäßigkeit und Reinlichkeit, welche ich darin bemerkte, übertreffen alles, was ich in dieser Art gesehen habe, und machen dem Stifter wie den Unterhaltern die größte Ehre. — Die Lehrweise ist die Lancastersche des wechselseitigen Unterrichtes. Die malaiischen Schüler sind in zehn, die bengalischen in drei Klassen vertheilt.

Die Einkünfte von Bencoolen sind sehr gering, und die Ausgaben sehr bedeutend. Grundsteuern, Aus- und Eingangszölle und andere Abgaben bestehen hier nicht; und die einzige Quelle von Einkünften für die Regierung ist der aus dem Verkauf von Opium und von Arrak und Rhum. Die ganze Opiumconsumption beträgt jährlich nicht mehr als sechs oder sieben Kisten; doch ist die Einfuhr etwas stärker, indem viel davon durch inländische Fahrzeuge wieder ausgeführt wird. Die Ausgaben übersteigen deshalb die Einnahmen um eine Summe, die nicht viel weniger als 90,000 Pf. St. betragen wird.

Die höchste Gewalt ist gegenwärtig in den Händen eines Gouverneurs; vor demselben war sie einem Residenten übertragen, und noch früher einem Gouvernementsrathe, der aus dem Gouverneur und drei Räthen bestand.

Die Vorfälle, welche bei der Entlassung des letzten Gouverneurs mit seinen Räthen unter dem Generalgouvernement des Lords Wellesley (des jetzigen Herzogs von Wellington) statt fanden, sind zu merkwürdig, um sie hier mit Stillschweigen zu übergehen.

Ganz unerwartet, ohne daß man vorher die geringste Benachrichtigung davon erhalten hätte, stieg eines Tages plötzlich ein Commissär des hohen Gouvernements von Bengalen an das Land. Der Gouverneur, hiervon in Kenntniß gesetzt, versammelte unverweilt seinen Rath, und sandte seinen Sekretär ab, um den Commissär zu bewillkommen und in die Rathssitzung einzuladen, um vor derselben seinen Auftrag zu eröffnen. Der Commissär verweigerte indeß alle Communikation, begab sich in das Fort, wo er der unter die Waffen gerufenen Garnison seine Vollmacht vorlas, und die Regierung, die noch versammelt war und ihn erwartete, für aufgelöst erklärte, ohne irgend einen Grund anzugeben, der diesen Schritt nothwendig gemacht oder veranlaßt habe.

Die so unerwartet Entlassenen beklagten sich über diese schmachvolle Behandlung sowohl bei dem Gouvernement in Indien als in England, erhielten aber ein volles Jahr lang kein Gehör, während man durch Bekanntmachungen

die inländische Bevölkerung einlud, sofern sie Klagen oder Beschwerden gegen die aufgelöste Regierung habe, mit denselben aufzutreten. Nach Verlauf eines Jahres, nachdem von Klagen oder Beschuldigungen gegen die Beleidigten nichts verlauten wollte, nahm die ganze Sache ihr Ende dahin, daß jeder der entlassenen Räthe eine Gratifikation oder Entschädigung von 10,000 Pf. St. erhielt.

Die damals eingeführte Veränderungen oder Befehle der Regierung von Bengalen scheinen nur darauf berechnet gewesen zu seyn, bei den Eingebornen Erbitterung zu erregen, und die Katastrophe herbei zu führen, von welcher der Resident Parr das unschuldige Opfer wurde. Dieser wohnte drei Meilen von dem Fort am Strande, zu Montfelix, wo er des Nachts überfallen, und nach tapferem Widerstande ums Leben gebracht wurde. Seine Gemahlin und sein Secretair Mr. Murray wurden dabei leicht verwundet. Der einzige Zweck der Mörder war der Tod des Residenten; sobald dieser erreicht war, entfernte sich die Bande, ohne das Geringste mit sich zu nehmen. Ein schreckliches Blutbad — ein, einer christlichen und aufgeklärten Nation unwürdiges Schauspiel — erfolgte hierauf; verschiedene Dörfer wurden durch sie in Brand gesteckt und verwüstet. Auf die Häupter mehrerer inländischen Großen, deren Schuld zwar wahrscheinlich, aber nichts weniger als erwiesen war, wurden hohe Preise gesetzt, und so fielen sie als das Opfer der Rache und schnöder Gewinnsucht. — Diese so unmenschlichen und grausamen Maaßregeln hatten keine andere Folge, als auf der einen Seite die, daß die eingeborne Bevölkerung, die ohnedieß schon schwach war, noch mehr verringert und verscheucht wurde, auf der andern, daß die Regierung die Möglichkeit verlor, hinter den Zusammenhang der Verschwörung zu kommen. Es fehlt nicht an Menschen, welche behaupten, daß auch Europäer die Hand darin gehabt, und daß eine gewisse noch lebende Person eine bedeutende Rolle dabei gespielt hate. Montfelix ist seitdem lange Zeit verlassen, und unbewohnt geblieben, obschon es früher immer der Ort eines allgemeines Rendezvous gewesen war, wo sich die beau monde von Marlborough des Abends in Buggies oder zu Pferde finden ließ.

Die Garnison von Bencoolen besteht aus vierhundert Mann Infanterie (Seapoys) und aus vierzig europäischen Artilleristen, welche letzteren zu den regelmäßigen Truppen von Bengalen gehören, und alle zwei Jahr abgelöst werden. Die Infanterie dagegen ist völlig getrennt von der bengalischen Armee, und wird Localmiliz genannt, weil sie an den Platz gebunden ist. Die Offiziere dieser Miliz verlieren ihr Patent (Commission), sobald sie die Garnison verlassen, und sie haben nie einen höhern Rang, als den eines Lieutenants zu erwarten, da Capitäne und Majors bei der Localmiliz unbekannt sind. Sie stehen unter den Befehlen eines Obristlieutenants von den Bengalischen Truppen. Häufig sind natürliche Söhne von Offizieren, sogenannte Halbkaste = Engländer, welche zu den regulären Truppen der bengalischen Armee nicht zugelassen werden würden, und andere junge Leute ohne Glücksgüter und Aussichten froh eine Anstellung in diesem Corps zu finden. — Die Gemeinen liegen im Fort, die Offiziere wohnen außerhalb desselben; die Artillerie steht acht Meilen von hier.

Die transatlantischen Staaten und Colonien am Schlusse des Jahres 1827.

(Fortsetzung)

9.

Die Republik Bolivia, die originelle Staatsschöpfung Bolivars, ein ungemein reiches Land, durch den Hafen Cobija, 307° 34' 45" L., 22° 29' 10" S. Br, am stillen Meere mit Europa in Verbindung, steht noch unter der Herrschaft des columbischen Großmarschall von Ayacucho, General Sucre. Sie besteht aus den sechs Departamentos: Potosi, la Paz, Oruro, Chuquisaca, Cochabamba, und Santa Cruz de la Sierra, mit 15,060 □M., 1,650,000 Einwohnern. Da die colombischen Truppen in dem üppigen Lande, wie Hannibal's Karthager in Capua, verweichlichen und sich durch Wollüste aufreiben, so ist auch hier die Herrschaft Bolivars und seines Stellvertreters keineswegs fest begründet. Sucre hat es deshalb beim Ausbruche der Bewegungen gegen Bolivar's Maßregeln rathsam gefunden, seine Streitkräfte auf der östlichen Seite der Anden zu concentriren. Das im Ganzen bildungsfähige, thätige, muthige Bergvolk ist, wie man wenigstens in Peru behauptet, seiner Militärherrschaft überdrüssig. Seit dem ersten Ausbruche der Revolution im Jahre 1810 — diese Gegend erhob sich von allen am frühsten gegen die spanische Herrschaft — war hier eine wahrhaft republikanische Gesinnung verbreitet. Bolivar ward 1825 als Befreier mit Entzücken empfangen. Jetzt steht zu erwarten, daß das Volk seine Souveränetät auch gegen ihn geltend machen werde. Die Finanzen dieses Staats sollen in bester Ordnung seyn; er hat keine auswärtigen Schulden.

10.

In Chile, wo das Militär wenig oder gar keinen Einfluß hat, sind die früher von allen Abgaben befreiten Einwohner blos deshalb unzufrieden, daß sie jetzt selbst für ihren Staatshaushalt sorgen müssen. Es besteht dort eine Centralregierung, an deren Spitze ein Präsident (seit Mai 1827, der General Pinto) steht, mit sehr milden Provinzialbehörden. Nach einem Decret vom 18 März 1826 ist das Land in acht Provinzen getheilt: Coquimbo, Aconcagua, Santiago, Hauptort Curico, Maule, Hauptort Cauquenes, Concepcion, Valvidia und der Archipel Chiloe mit der Ciudad de Castro, 8437 □M., 1,200,000 Einwohner. Der Handel, vornehmlich die Kupferausfuhr, ist bedeutend; die Britten üben, zur Deckung der Zinsen ihrer Anleihen, ein Monopol über die wichtigsten Einfuhrprodukte, aber eben dieses Monopol veranlaßt einen sehr vortheilhaften Schleichhandel. Das Volk ist sehr gutmüthig und zuthätig; das Klima ist den Europäern zuträglich. Der Bergbau im Innern ist wegen der durch die Hoch-Anden-Ketten unterbrochenen Communicationen vielen Schwierigkeiten unterworfen. Eine regelmäßige, bequeme Poststraße durch die Platastaaten hin bis Buenos Ayres besteht, brachte aber wegen der Kriege mit Brasilien und der Blokade des Rio de la Plata in der letzten Zeit dem Lande nur geringe Vortheile.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 56. 25 Februar 1828.

Grundzüge der Geschichte der Philosophie bei den Chinesen *).

Von Julius Mohl.

Suche die Weisheit und wäre es in China.
Muhammed.

Der Begriff, welchen man sich gewöhnlich von der chinesischen Philosophie macht, beruht einzig auf den Uebersetzungen einiger Bücher aus der Schule des Confutse, welche wir den katholischen Missionären verdanken. Die besondere Lage dieser Classe von Europäern in Peking nöthigte sie, diese Werke zu studieren, welche durch ihr Alterthum bei den Gelehrten der Nation fast das Ansehen heiliger Bücher hatten, die Grundlage der Staatsverwaltung, und die Richtschnur der Politik geworden waren, und durch die zahllosen Bearbeitungen, die über sie erschienen sind und noch erscheinen, die Basis der ganzen Literatur bilden. Ebenso waren sie genöthigt, die angesehensten Commentare dieser alten Bücher zu studiren, um diese so zu verstehen, daß sie eine Stelle unter den Gelehrten des Landes einnehmen konnten. Bald erhielten sie Gelegenheit, die chinesische Gelehrsamkeit, welche sie sich so erworben hatten, anzuwenden. Die Bedeutung gewisser Ceremonien zu Ehren des Himmels, der Erde und der Ahnen, und der Sinn der Stellen aus den alten Büchern, worauf jene Gebräuche beruhen, wurden der Gegenstand eines heftigen Streits zwischen zwei rivalen Mönchsorden. Der Eine derselben glaubte die Ceremonien bei den Neubekehrten erlauben zu können, um dadurch die Bekehrungen zu erleichtern, während der Andere mit Heftigkeit diese Art von Vergleich zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Götzendienst und Christenthum, verwarf. Die Frage war im Grunde ob die alten Chinesen die Existenz eines vernünftigen, schöpferischen, und vergeltenden Gottes anerkannt hätten. Nach Lecomte, Fouquet, Prémare, Bouvet u. a. hatten Confutse, seine Vorgänger und seine Schüler von alter Zeit her, die edelsten Begriffe über das All, und hatten dem wahren Gott in dem ältesten Tempel auf der Erde geopfert; aber nach Maigrot, Navarette und selbst dem Jesuiten Longobardi beteten die Chinesen hölzerne Täfelchen mit sinnlosen Aufschriften, oder höchstens Genien, ohne Intelligenz, in grobem Götzendienst an. Nach den Einen näherte sich der alte Deismus der Chinesen der Reinheit des Christenthums, nach den andern war der Fetischismus der Masse bei den Gelehrten in Materialismus und systematischen Atheismus ausgeartet. Die ersten beriefen sich auf entscheidende Texte, die andern auf den entgegengesetzten Sinn, den ihnen die anerkanntesten Ausleger gaben. Dieser philosophische Streit, der nicht immer auf das anständigste geführt wurde, wurde theologisch durch eine Congregation entschieden, welche nicht chinesisch verstand; und die Meinungen der chinesischen Schriftsteller wurden in Rom verurtheilt, ohne daß dieß die Gelehrten gehindert hätte, sie zum Gegenstand noch mancher Streitigkeit zu machen. Allein alle diese Untersuchungen sind weit entfernt, den Gegenstand erschöpft zu haben; sie wurden ohne alle Kritik geführt, vermischten alle Zeiten und Verhältnisse, die Aufeinanderfolge der Schulen und Exegeten, und litten besonders an

*) Früher hatte die Geschichte der Philosophie bei den Chinesen die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Philosophen in Deutschland auf sich gezogen. Herdrich, Carpzow, Bayer, Noel, Leibniz, Bilfinger und andere wetteiferten mit den Gelehrten des übrigen Europa um die genauere Kenntniß der philosophischen Systeme der Chinesen; aber seit 50 Jahren schienen die deutschen Gelehrten geneigt, die ungerechte und unbesonnene Verachtung zu theilen, mit der Pauw diese Philosophie behandelt hatte, was um so auffallender ist, da dieß mit der großen Entwickelung der Philosophie in Deutschland und des Studiums der hochasiatischen Sprachen in anderen europäischen Ländern zusammentraf. Jemehr man nöthig hatte, sich darin Kenntnisse zu erwerben, und je mehr die Schwierigkeiten, welche früher unüberwindlich schienen, verschwanden, um so größer wurde die Gleichgültigkeit gegen einen Theil der Geschichte, der früher so viele aufgeklärte Männer beschäftigt hatte. Die unfruchtbare Geschichte wilder tartarischer Stämme war das einzige, worauf sich die Aufmersamkeit derer richtete, welche wirklich Kenntniß der chinesischen Sprache hatten. Dechanterais kannte vom Buddhismus nichts als seine Mythologie, und Deguignes beschäftigte sich mit dieser ausgebreiteten Religion nur soweit, als ihrer in den Jahrbüchern der tartarischen Staaten erwähnt wurde, deren Geschichte er schrieb. Die beiden Arten von Studien, deren Vereinigung die Bearbeitung dieses Theils der Geschichte der Philosophie voraussetzt, blühten damals getrennt. Man verstand die Sprachen des östlichen Asiens in Frankreich, aber man hatte dort keinen Sinn für die Ideen, während man in Deutschland die Geschichte der Meinungen billig achtete, aber der materiellen Kenntnisse entbehrte, um in diesem Fache Fortschritte machen zu können. Doch scheint diese für die Wissenschaft so schädliche Trennung sich ihrem Ende zu nähern, da einige französische Gelehrte angefangen haben, sich mit der Geschichte der Ideen, und einige Deutsche, sich mit den hinterasiatischen Sprachen zu beschäftigen.

der Einseitigkeit, mit der sie sich auf die Lehre von Confutse beschränkten. Seine Lehren, und die seiner ersten Schüler, so wie einige seiner spätern Anhänger, galten für die ganze chinesische Philosophie, und Tseng-tsé, Tsé-sé, Meng-tsé und einige andere Schriftsteller dieser Epoche, waren die einzigen Philosophen, mit deren Grundsätzen und Ansichten man sich beschäftigte, und es schien, als hätten die Europäer die Verachtung der Anhänger der orthodoxen, oder eigentlich der offiziellen chinesischen Lehre gegen alle anders denkenden Sekten angenommen. Kaum einige der unterrichtetsten Missionäre hatten die Augen auf die Schriften von Lao-tsé, Hoainan-tsé Tschuang-tsé und so vielen andern geworfen, obgleich die Uebersetzungen einiger abgerissenen Sätze aus ihnen die lebhafteste Neugier hätten erregen sollen; die Gelehrten von der Schule des Confutse vernachläßigten diese alten Schriftsteller und ihre Nachfolger, verstanden sie nicht, oder mißverstanden sie, und so gieng es auch den Europäern. Man schrieb ihnen ohne Bedenken, und ohne sie gelesen zu haben, die falschesten Begriffe und die wahnsinnigsten Meinungen zu. Welche Philosophie konnte man von solchen Materialisten, Atheisten, Nihilisten, Astrologen und Schwarzkünstlern erwarten? Die Bücher die von ihnen übrig sind, schienen dunkel und schwierig; man fand es daher weit einfacher und kürzer, sie liegen zu lassen und zu ignoriren. Dieß hat man gethan bis auf die letzte Zeit, in der einige Gelehrte angefangen haben, unsere Kenntnisse in diesem Theil der Geschichte der Philosophie auszudehnen, und zu berichtigen. Das Resultat der wenigen Schriften, welche bisher darüber erschienen sind, die Ausbeute, welche der chinesische Cours von Remusat im College de France in Paris darbietet, und die, welche ein kurzes Studium des Textes selbst dem Verfasser gegeben hat, sind hinreichend um ein wahreres und befriedigenderes Bild von der Entwicklung der Philosophie in China zu entwerfen. Es ist nur ein leichter Umriß, dessen Fehler spätere Meister verbessern mögen.

Das Verhältniß der Mythologie zur Philosophie, welches bei den klassischen Völkern so schwer zu bestimmen ist, ergiebt sich bei den Chinesen mit der größten Bestimmtheit. Ueberall zeigen sich in den alten Büchern Spuren einer ausgebildeten Metaphysik, und es ist fast nicht nöthig den allegorischen Schleier aufzuheben, der bisweilen die Form derselben bildet. Die Entstehung der Welt, und die großen Naturerscheinungen sind einer intelligenten Macht zugeschrieben, zwar oft in einer mysteriösen und dunkeln Sprache, aber ohne Mischung von Fabeln und ohne zusammenhängende Reihen von Mythen, welche im Geist des Volks irgend Leben gehabt haben könnten. Denn man muß wohl unterscheiden zwischen sinnbildlichen Ausdrücken, welche in diesen Dingen unvermeidlich sind, und keinen irgend bedeutenden Irrthum hervorbringen können, und zwischen einer absichtlichen Einkleidung, erfunden um ein Dogma zu verschleiern, oder eine Sage zu bereichern. Der wahre Sinn von Allegorien zeigt sich von selbst, während über mythologische Erzählungen sich gewöhnlich nur mit Hülfe der Tradition etwas bestimmtes sagen läßt.

Die Bildung des Weltalls wurde von den chinesischen Philosophen vor Confutse einstimmig einem intelligenten und allmächtigen Wesen zugeschrieben, das sie Vernunft nannten, oder, wie Remusat *) es übersetzt, Logos, denn die doppelte Bedeutung des chinesischen Worts Tao zeigt eine Intelligenz an, die sich durch das Wort zur Erscheinung bringt. Diese Vernunft umfaßt die Welt, und war vor ihr. Sie selbst ist unkörperlich, hat aber die Welt geschaffen, wie eine Quelle einen leeren Raum füllt. Sie war unermeßlich, anfanglos, endlos, oder — wie einer dieser Philosophen sagt — ohne Morgen und Abend. Sie dehnte sich aus über Himmel und Erde in alle Theile des Raumes, aber ihre unendliche Feinheit verhindert es, sie zu fassen. Sie enthielt in sich die zwei Principien: das Große und das Kleine, das Licht und die Finsterniß, das Schwache und das Starke; die Gestirne verdanken ihr ihren Glanz, die Berge ihre Höhe, der Abgrund seine Tiefe; sie macht die vierfüßigen Thiere gehen, die Vögel fliegen, die himmlischen Körper bewegen. Sie ist sich Selbstgrund und ihre eigene Wurzel; sie ist die innerste Natur oder das Wesen der Dinge, der große Gipfel oder das absolute Princip, der Herr, der Herrscher, der alle Bewegungen des Universum's leitet. Sie war Eines vor der Schöpfung der Wesen, und enthielt drei in Einem. Einer der Namen des Herrn des Himmels ist: das große Eins. Der große Gipfel ist intelligent und göttlich, wie der Heilige, der alles versteht, alles erleuchtet, alles sieht, alles kennt, alles denkt, alles bewegt. Die beiden Principien sind nicht geistig und intelligent, sondern die Vernunft, ein unbegreifliches Wesen über ihnen, hat die Intelligenz und die Geistigkeit; die beiden Principien wirken auf tausend Arten gegenseitig auf einander; aber wer hat ihnen diese Bewegung mitgetheilt? Das intelligente und geistige Wesen d. i. der Fürst und der Herr der Schöpfung. Lao-tsé **) sagt: „Vor dem Chaos, welches der Bildung des Himmels und der Erde vorherging, war Ein unendliches und schweigendes Wesen, unbeweglich und immer handelnd, ohne sich je zu ändern. Man kann es als die Mutter des All ansehen. Ich weiß seinen Namen nicht, aber ich bezeichne es mit dem der Vernunft.“ Später setzt er hinzu: „Gezwungen es zu nennen, nenne ich es Groß. Die Vernunft ist das absolute Seyn aller Dinge, anfanglos, endlos. Das All hat ein Ende, aber jene Vernunft hat kein Ende. Unveränderlich vor dem Seyn der Welt war sie namenlos, aber sie war. Vernunft ist der einzige Name, den ihr der vollkommene Weise geben kann; er nennt sie auch Geist, weil kein Raum sie einschließt oder ausschließt; Wahrheit, weil kein Falsch in ihr ist, das Absolute im Gegensatz gegen das Entstandene und Relative. Dieses Absolute ist wesentlich Eines, erhält den Himmel und die Erde, und hat keine Eigenschaft, die in die Sinne fällt. Seinem Wesen nach

*) Memoire sur la vie et la doctrine de Laotsé, im 8ten Bande der mém. de l'acad. des inscriptions et belles lettres. Paris 1824.

**) Nach den Legenden welche Remusat am angeführten Ort übersetzt hat.

nennt man es das Reine; nach der Weltordnung die es gebildet hat, nennt man es Vernunft; Natur, nach der Kraft die es dem Menschen mitgetheilt, und die diesem innwohnt; Geist nach der absoluten, und über Raum und Zeit erhabenen Form seiner Aeußerung. Es ist Eins, und existirt durch sich selbst. Nach der Zahl nennt man es die Einheit; nach der Substanz das Nichts; nach seiner Wirkung auf alle Wesen die Vernunft; nach seinem unkörperlichen Wesen den Geist; nach seiner schöpferischen Kraft; die Reinheit oder um die Vereinigung dieser fünf Eigenschaften auszudrücken, nennt man es das Absolute (die Vernunft, die absolute Vernunft, Tao); dieses ist die Basis des Himmels, es ist unhörbar, unsichtbar, unaussprechlich; was man hört, sieht und ausspricht ist verschieden davon, zu ihm führt kein Weg, und keine Pforte zu seiner Anschauung. Sein Wesen kann nicht dargestellt, seine Form nicht aufgefaßt werden. Der Gedanke erreicht es nicht, die Worte durchdringen es nicht. Die Bildung des Seyenden hat ihm nichts entzogen, und würde es das All wieder in sich aufnehmen, so würde es dadurch um nichts vergrößert werden. Alles ist doppelt, und hat seines Gleichen unter den Wesen im Himmel und auf der Erde; nur das Absolute nicht. Ein Töpfer kann tausend Gefäße bilden, aber nie kann ein Gefäß den Töpfer schaffen oder vernichten; so reicht das Absolute hin, alle Wesen zu bilden, aber kein Wesen kann das Absolute bilden oder beschädigen. Das Absolute, sagt der Verfasser eines berühmten Wörterbuchs, ruhte Anfangs in der Einheit; aus dieser Einheit die kein Gleiches hatte, sind alle Wesen hervorgegangen, sie ist der Herr. Der Geist der das All belebt, das Princip aller Dinge, das Absolute Eine. Die Einheit ist das Wesen des Absoluten, sie ist die wahre göttliche Qualität, die Quelle der Formen und Kräfte, der Anfang der Zahlen. Das Absolute läßt weder Mischung zu, noch Zwischenraum zwischen Anfang und Ende; weder Theilung in seinem Wesen, noch Unterbrechung in seiner Aeußerung; es umfaßt alles ohne Ausnahme. Es ist mit andern Worten der große Gipfel, aber diese Benennung ist unzulänglich und unvollkommen für ein Wesen das keinen Namen haben kann, über dem nichts ist; welches das Princip des All ist, selbst anfangslos; welches das große Ende des All bewirken wird, selbst endlos; welches alle Kraft des All regelt und beschränkt, selbst unfehlbar, unwandelbar; welches das Princip des Lebens ist, das alle Wesen geschaffen hat, selbst immer und wahrhaft lebend und doch unbeweglich, im Gegensatz der Dinge, die ewig ändern. Wie könnte man ein solches Wesen darstellen? Man bezeichnet es durch die Form eines Cirkels; aber man muß nicht glauben, daß ein Cirkel das Absolute sey. Welche erstaunliche Entfernung, sagt Theeßе, verbirgt uns das immer schaffende Wesen, das den Himmel zum Himmel gemacht hat. Durch diese schönen Worte, sagt ein anderer Schriftsteller, bezeichnet Theeße, das Absolute; es giebt im All der Dinge keinen Namen der ihm zukäme, ihm einen zu geben muß man sagen, daß es anfangslos und endlos ist, nicht äußerlich noch innerlich, nicht in die Sinne fallend, noch zu fein, nicht rund noch viereckig, selbst formlos ist es die Form aller Wesen, selbst bildlos ist es das Bild des All. Andere Namen des großen Eins sind das Absolut-Gute, der Herr des Himmels, der höchste himmlische Geist, der Urgeist, in dem Alles ist, und aus dem Alles kommt. (Fortsetzung folgt.)

Das englische Unterhaus *).

Man hört gern vom englischen Parlament reden; man ist neugierig, seine Formen, seine Gebräuche und seine Redner zu kennen. Es ist interessant, diese an Erinnerungen und Ueberlieferungen so reiche Versammlung, die seit Jahrhunderten in demselben Saal, wo die Großväter ihrer Großväter saßen, ererbte Fragen untersuchte, mit den Kammern zu vergleichen, welche in Frankreich seit gestern sich bildeten — ohne Geschichte, ohne Vergangenheit, nur von der Zukunft erfüllt, — welche aus Mangel an Erfahrung bald furchtsam, bald kühn sind, im Ganzen weniger Einsicht und Kenntnisse aufweisen, aber im Einzelnen vielleicht erhabenere Geister und selbstständigere Talente besitzen. Aus Zeitschriften, politischen Werken und trockenen Beschreibungen konnte man bisher sich wohl einen allgemeinen Begriff von der brittischen Kammer der Gemeinden bilden; das Innere dieser Versammlung aber, ihre Gestalt, ihr Familien- und Privatleben sind noch wenig bekannt. Auf zweierlei Art können solche Gegenstände geschildert werden, entweder historisch oder durch eine Reihe von Anekdoten. Was hier von dem englischen Unterhaus angeführt wird, gehört der zweiten Art an; es ist eine Sammlung unverbundener Beschreibungen, die vor zwei Jahren in England erschienen, und soviel wir wissen, noch nicht übersetzt wurden — weder in's französische, noch in's deutsche. Ob des Verfassers Art zu sehen die richtige ist, können wir nicht verbürgen, auch möchten wir seinen Geschmack nicht jederzeit vertheidigen. Da er sich aber zu keiner politischen Parteimeinung bekennt, so flößt er uns Vertrauen ein, wobei wir denn seine satirischen Einfälle für das, was sie seyn mögen, gelten lassen. Man kennt den Geschmack der Engländer, die gern eine ironische Beschreibung unter dem Schein einer ernsthaften Gutmüthigkeit verbergen. Allerdings findet man in solchen Schilderungen nicht selten auch das Gesuchte, das Dunkle, das Wunderliche. Selbst Swift ist nicht frei von erkünstelter Laune. Ihr Scherz aber hat etwas Nationelles, das nur schüchtern von der Kritik angegriffen werden darf. — Soviel zur Erklärung der nachfolgenden, übrigens möglichst treuen Uebersetzung.

Man wird es dieser Beschreibung sogleich ansehen, daß sie einer Zeit angehört, wo Herr Canning, noch nicht zur Allmacht im Ministerium gelangt, scheinbar noch uneinig mit der Opposition der Whigs, diese schonend bekämpfte, und den Grund zu einer Macht legte, deren Dauer für seinen Ruhm und für das Beste des Landes leider nur kurz war. Es war dieß die Zeit, wo, verbunden mit Herrn Peel, da-

*) M. vergl. Attic Fragments. London 1825.

maligem Minister des Innern, unterstützt von Herrn Robinson, Kanzler der Schatzkammer, und von Herrn Huskisson, Präsidenten des Handelsbureaus. Herr Canning das Haus der Gemeinden, Großbritannien und Europa auf jedes seiner Worte aufmerksam machte. Man kennt die nachfolgenden Ereignisse; alle von der Zeit herbeigeführten Veränderungen haben jedoch das Wesen der im Jahr 1826 erwählten Kammer nicht so sehr entstellt, daß die Schilderung des Parlaments vor 1825 nicht gleichfalls auf dieselbe passen sollte. Der Verfasser schildert die Sitten der Kammer, und diese wechseln weniger schnell als die politischen Systeme. Wir lassen den Verfasser selbst reden.

Die St. Stephans-Kapelle.

Die St. Stephans-Kapelle ist, während der Hälfte des Jahres, der große Gegenstand aller Unterhaltung des brittischen Publikums; und immer findet sie Mittel, die Menschen, auch während der andern Hälfte, zu nöthigen, sich mit ihr zu beschäftigen, sie nicht zu vergessen. Der kleinste Theil dieses Publikums weiß umständlich, wie dieser Ort aussieht, und auf welche Art die Geschäfte dort verhandelt werden. Nimmt man an, daß der Taubenschlag, den der silberne Schlüssel einer halben Krone dem Publikum öffnet, jeden Abend von neuen Zuhörern angefüllt würde, so würde man hundert Jahre brauchen, ehe die lebende männliche Bevölkerung den Ort besucht hätte; wollte man noch die Frauen und Kinder hinzufügen, so erforderte es eine noch viel längere Zeit.

Das Volk weiß nichts von dem Hause der Gemeinen, und macht sich Begriffe von ihm, die eben so gut auf Dinge im Monde passen möchten. Es sieht beide durch Ferngläser, die nichts weniger als ungefärbt sind, sondern den Gegenständen die häßlichste Farbe geben, sie der einen Hälfte nach vergrößern, während sie sie in der andern Hälfte verkleinern, und beide Seiten vollkommen entstellen. Man nehme die Morgenzeitungen, in welchen von einer langen Debatte Nachricht gegeben wird, und vergleiche sie miteinander, so wird man ein und dieselbe Rede auf so verschiedene Art angegeben finden, daß ein Leser, der nur eins dieser Blätter liest, durchaus eine ganz andere Vorstellung von dem Redner haben muß, als ein anderer Leser, der nur ein anderes Journal zu Rathe gezogen hat. Hierzu kommt noch, daß die allgemeine Uebersicht, die selbst von unsern besten Zeitungen gegeben wird, dem Ganzen, wie es in der Wirklichkeit war, gewöhnlich sehr unähnlich ist.

Nimmt man die Kammer, wie sie in den Berichten der Zeitungen vorgestellt wird, so kennt man sie ungefähr so genau, als man auf dem Meere den Wallfisch oder die amerikanische Seeschlange kennt: man sieht den Rachen, hört das Brausen der Nasenlöcher, bemerkt die Bewegung des Schweifes, die Schlangenwindungen; die große Masse des Thiers bleibt aber unter dem Wasser verborgen. Man hat Burdett für die Tage, wo man Parade machen will, Brougham, wo es auf Thaten ankommt, Huskisson und Robinson für die Geschäfte, Herrn Canning um die Fliegen zu verscheuchen, und Herrn Hume *), den man wie den Bettler nicht loswerden kann. Diese Herren getrennt oder vereint, sind noch nicht die Kammer der Gemeinen, diese mächtige Maschine, welche das Volk repräsentirt und den Beutel des Landes in Händen hat; sie sind die Culminationspunkte, die Thürme der Stadt, oder die Mondberge, und geben so wenig einen Begriff von dem ruhenden, festen Substrat des Parlaments, als die Thürme von London den Beschauer mit den Häusern bekannt machen, welche die ganze Bevölkerung und ihren Reichthum enthalten. Dieses Substrat besteht in dem, was man die Weisheit des Parlaments nennt. Da es nun in seinen individuellen Elementen nicht besonders weise ist, so spricht man von collektiver Weisheit, um anzudeuten, daß sein größtes Verdienst in der Aneinanderfügung besteht. Kurz, das Parlament ist weise, gerade wie es eine Staatsperüke auch ist; das einzelne Haar bedeutet nichts, aber vereint geben sie dem Haupte, das sie zieren, ein Ansehen von Klugheit und Gravität, den in solchem Grade selbst der Vogel der Minerva nicht besitzt. Die Individuen, welche das Parlament bilden, erzeugen um kein Haar anders die collektive Weisheit. Sir F. Ommaney ist gerade nicht der verständigste Mann in England, Hr. Dundas ist kein Solon des neuen Athens, Hr. Wynne *) ist kein Merlin des Fürstenthums (Wallis) und Hr. Richard Martin besitzt nicht die ganze Viehliebe (philobrutosity) **) des Bruderreichs; gleichwohl bilden sie, durch Addition oder auch durch die Division ***), ein Element und zwar ein ganz gutes Element der collektiven Weisheit, d. h. derjenigen Weisheit, deren Rauch selten durch die Rauchfänge der Zeitungen geht, außer wenn sie die Namen der Majorität oder Minorität anführen.

(Schluß folgt.)

*) Joseph Hume, Abgeordneter für Aberdeen, halb radikaler Whig, ist durch seine vielen und langen Reden bekannt, so wie durch die Rechnungen, die er vorlegt, und durch die Auskünfte, die er verlangt; nützlich ist er durch eine kleinliche Nachspürung, aber wenig genau in seinen Anführungen und Rechnungen.

*) Sir F. Ommaney sitzt nicht mehr im Parlamente. Hr. W. Dundas ist Abgeordneter von Edinburg, dem neuen Athen. Die Familie Dundas, deren Haupt Lord Melville (gegenwärtig Präsident des Controlle-Bureaus), wurde durch die großen Staatsämter merkwürdig, die sie der Gunst des Herrn Pitt verdankt. Die Wynne sind eine der größten Familien des Fürstenthums Wallis. Es gibt im Parlament mehrere Mitglieder dieses Namens.

**) Das Wort philobrutosity ist von der Erfindung des Verfassers. Hr. Richard Martin, Parlamentsglied für die Grafschaft Galway in Irland, ist durch den mitleidigen Eifer bekannt, womit er das Interesse der Hausthiere gegen die Gleichgültigkeit oder Grausamkeit ihrer Herren vertheidigt. Er hat zu der Parlamentsakte im dritten Jahre Georgs IV beigetragen, wodurch jede den Pferden, Mauleseln, Kühen rc. zugefügte Härte, als Vergehen anerkannt und mit einer Geldbuße bestraft wird.

***) Ein Wortspiel, das sich auf die Art in der Kammer zu stimmen bezieht. Soll nämlich gestimmt werden, so theilt sich die Kammer in zwei Theile, und man zählt die Mitglieder jeder Seite. Dieses Verfahren nennt man die Division.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 57. 26 Februar 1828.

Schwedische Literatur.

C. J. Stagnelii Samlade Skrifter, utgifv. of L. Hammarsköld. Stokholm 1824 — 26. ff. 3 Bde. 8.

Stagnelius gehörte zu jenen wahrhaft poetischen Wesen, auf welche Göthes schöne Vergleichung zwischen dem Leben eines Dichters und dem zarten, stets thätigen Daseyn des Seidenwurmes Anwendung findet. Alle seine Gedanken, Bestrenbungen, Handlungen, ja selbst seine Irrthümer und Ausschweifungen trugen das Gepräge des Genius der Poesie. Ueberall zeigt sich ein Zug tiefer Melancholie, eine geheimnißvolle mystische Anschauung des Lebens und der Natur und sehnsuchtsvolles Verlangen nach dem Augenblicke, wo die gefangene Seele ihre Fesseln durchbrechen und sich in das Pleroma aufschwingen wird — wie er es nennt — in die reineren Regionen des himmlischen Aethers. Diese Gefühle, genährt durch Schellings Philosophie und das Studium der gnostischen Lehren der Nazarener zeichnen die Gedichte Stagnelius vor allem aus, was wir noch von schwedischer Poesie gesehen haben; nur mit unserem deutschen Hardenberg (Novalis) möchte er zu vergleichen seyn. Beide sahen in dieser Welt der Erscheinung nur den symbolischen Ausdruck einer höheren Ordnung der Dinge, und beide wurden früh zu den seligen Gefilden abgerufen, nach denen sie sich so innig sehnten, und deren Ausströmungen ihr geistiges Auge bereits mit himmlischem Lichte erfüllt zu haben schienen, als sie noch Bewohner der Erde waren.

Von den drei oben angeführten Bänden enthält der erste die Helden-Gedichte von Stagnelius: Wladimir den Großen, Blenda und Gunlög, mit zwei epischen Fragmenten; der zweite seine dramatischen Stücke, unter denen fünf Tragödien, und der dritte seine didactischen Gedichte, die Lilien von Scharon (eine Sammlung geistlicher Gedichte) Elegien, Idyllen, Sonnette, Romanzen und Uebersetzungen: die Frucht einer poetischen Laufbahn von eilf Jahren, von 1812 bis 1823.

Seine epischen Versuche sind unserer Meinung nach seine am wenigsten gelungenen Leistungen, doch nimmt unter denselben Wladimir, der lebhaften Beschreibung und der Reinheit der Hexameter wegen, den ersten Rang ein. Der Gegenstand des Gedichtes ist der Zug des berühmten russischen Fürsten Wladimir nach der byzantinischen Stadt Theodosia und seine Bekehrung zum Christenthume durch die schöne Schwester des griechischen Kaisers Basilius. — Blenda ist auf eine schwedische Geschichte von den tapfern Weibern von Smaland gegründet, die durch eine Art von sicilianischer Vesper die Dänen vernichteten, die in der Abwesenheit der Smaländischen Krieger in ihr Land gefallen waren. — Der Stoff von Gunlög (Gunlaugr) ist aus der nordischen Mythologie entlehnt; dieß Gedicht ist indessen unvollendet geblieben, besonders aber durch die Begeisterung für die Dichtkunst ausgezeichnet, welche in dem Ganzen athmet.

Als Dramatiker können wir Stagnelius die hohe Stelle nicht einräumen, zu der wir ihn als lyrischen Dichter berechtigt glauben. In seinen dramatischen Versuchen gleicht er in der That einem begeisterten Bildhauer, der, bei der stärksten inneren Anschauung seiner Kunst, weder den Marmor kennt, den er gebrauchen soll, noch die Werkzeuge, die am geschicktesten sind, seiner Idee Leben zu verleihen. Aber bei allen Fehlern in der Ausführung tragen diese Dramen die Spuren unzweifelhaften Genies; und um sie nicht ungerecht zu beurtheilen, müssen wir die eigne Meinung des Verfassers, die er in der Einleitung zu einem seiner Stücke ausspricht, über das Wesen der classischen und der romantischen Tragödie hören:

„Es gibt nur zwei Arten der Poesie, die classische und die romantische. Beide sind nur durch ihre Richtung von einander entschieden. Die erstere läßt sich von einer übernatürlichen Welt herab, um ihre Schönheit in dem Strome der Zeiten und Erscheinungen abzuspiegeln. Sie verwandelt das innere in das äußere, das ideale in das reale; indeß die letztere auf eine gerade entgegengesetzte Weise wirkt. Die classische Poesie ist eine Venus, die in die Thäler des Frühlings herabsteigt; die romantische dagegen ist eine Asträa, die aus der blutbefleckten Fläche in ihre heimathlichen Wolken zurückkehrt. Beide haben gleiche Ansprüche auf unsere Bewunderung, beide sind schön in ihren verschiedenen Gattungen und beide gehören einem und demselben Vaterlande an. Die eine der anderen vorzuziehen wäre thöricht; denn sie sind die Pole der Vorstellung und der Phantasie. — — Die classische Tragödie strebt nach Effect nicht auf Individuen, sondern auf Nationen; die romantische im Gegentheil wendet sich ausschließlich an Individuen. Das Verhältniß, in welchem diese dramatischen Gattungen zu einander stehen, wird hinreichend durch die subjective Natur der einen und die objective der andern gezeigt. Die eine liebt es vom Himmel herabzusteigen, die andere sich in den Himmel zu erheben. Eine orientalische Sage erzählt, es sey den Genien leichter, ein materielles Kleid anzunehmen, als es wieder abzulegen. Daher die ungemeine Verschiedenheit zwischen der Simplicität der classischen und der buntfarbigen Erscheinung der romantischen Poesie."

In den „Bacchanten" sucht Orpheus, nachdem er den Orcus bezaubert hat, durch die Macht seiner himmlischen Kunst die Menschheit von den wilden religiösen Orgien zu befreien, mit denen die Thyrsusträger Dionysos verehrten, und ihnen einen reineren Begriff von der Gottheit durch eine tiefere Anschauung der Natur zu geben. Er fällt als ein Opfer der Rache des beleidigten Gottes.

Die Tragödie „Sigurd Ring" gründet sich auf eine altnordische Sage. Der siegreiche Sigurd Ring, Herrscher der drei scandinavischen Königreiche, wirbt um die Schwester eines kleinen Fürsten, Namens Alf von Jütland. Seine Bewerbung wird zurückgewiesen, weil die Dame bereits verlobt ist mit Ragnar, ihres Bruders Waffenfreund, den sie zärtlich liebt. Der erzürnte König fordert Alf und Ragnar zum Kampf heraus; aber, obwohl unfähig einem so überlegenen Feinde zu widerstehen, weigert sich Alf dennoch seine Schwester aufzugeben, sondern bietet ihr einen Giftbecher dar, den sie freudig annimmt. Wie erwartet wurde, erhält Sigurd Ring den Sieg, und Alf und Ragnar fallen in der Schlacht, als der Sieger aber zurückkehrt, findet er Hilma todt. So der einzigen Frucht, die er von seinem Siege hofft, beraubt, läßt er den Leichnam Hilmas an Bord seines Schiffes bringen und auf demselben den Scheiterhaufen errichten. Diesen setzt er darauf in Brand, haut das Anker ab und geht in See, wo er mitten in den sich gegenseitig bekämpfenden Elementen stirbt.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Gesandtschaftsreise nach Bochara.

(Fortsetzung.)

An den Ufern des Ilek, des bedeutendsten Flusses, welchen die Reisenden passirten, ehe sie den Sir-Deria erreichten, sahen sie zum ersten Male einen Aul, das heißt ein kirgisisches Dorf, welches aus etwa fünfzig Kibitken oder Zelten von weißem oder braunem Filze bestand. Der Fluß macht diese Gegend zu einem Lustort für die Kirgisen und für ihre Heerden: fünf bis sechstausend Schafe weideten auf den schönen Grasplätzen. Es war das Lager des Sultans Harun-Gasi, welcher hier die Caravane erwartete.

Von einem Besuche, den Herr von Meyendorff dem Beherrscher der Nomaden abstattete, macht er folgende Schilderung.

Der Sultan ließ uns einige Minuten warten, wahrscheinlich damit er Zeit hatte, seine Wohnung zum würdigen Empfang der russischen Gäste gehörig in den Stand zu setzen. Endlich hieß man uns eintreten. Wir fanden den Sultan, einen Mann von frischer Farbe, mit schönen großen schwarzen Augen, mit einem Gesicht, worin ein sanfter, jedoch ernster und dabei sehr gescheidter Ausdruck lag, sitzend in einem großen runden Zelte. Ihm zur einen Seite saßen im Halbkreise seine Freunde und zur andern standen die für uns bestimmten Bänke. Die Wände waren mit Teppichen bedeckt; verschiedene Kleidungsstücke, einige stattliche Tigerfelle, ein sehr reiches mit Türkissen und Balaß-Rubinen besetztes goldenes Diadem, der Kopfputz einer kirgisischen Dame, hingen an einer Schnur. Zugleich sah man aber auch recht auffallend den Contrast des Luxus mit der Natur, die eitle Liebe zur Pracht neben den einfachen Bedürfnissen des wilden Lebens: denn an einem Hacken hingen Vorräthe von rohem Fleisch, auf dem Boden lagen große lederne Schläuche, mit Kumes *) gefüllt, und allerhand hölzerne Geräthschaften.

Die Kirgisen sind mit ganzer Seele Nomaden. Es geht eine alte Sage unter ihnen, daß sie die Freiheit verlieren, sobald sie in Häusern wohnen und Ackerbau treiben. Nur die Armuth hat Einzelne vermocht, einer ihren Begriffen nach so ehrenvollen Lebensart zu entsagen, die sie berechtigt, sich zu rühmen, „daß sie frei seyen, wie der Vogel in der Luft." Die Russen sahen den Bruder eines sehr angesehenen Sultans, der, in einem Gewand von rothem Zeug, zu Pferde seine Schafe auf die Weide führte und so vierzehn Tage lang die Reisenden begleitete. Mit der Tapferkeit der Araber verbinden sie deren Stolz und Rachsucht und auch die Liebhaberei für Erzählungen. Ein Kirgise setzt sich zu Pferde, und mit unglaublicher Geschwindigkeit durchrennt er fünf- bis sechshundert Werste weit die Wüste, wenn er einen Verwandten oder einen Freund bei einem fremden Stamme besuchen will. Einer gastlichen Aufnahme gewiß, kehrt er auf solchen einsamen Fahrten in jedem Orte ein, wo man, selbst ohne ihn zu kennen, die Mahlzeit, welche aus Kruk, **) Hairan, ***) Fleisch, oder auch aus Kumes besteht, gerne mit ihm theilt. Er erzählt und man erzählt ihm wieder, und nach einigen Tagen kehrt er reich an Geschichten zu den Seinigen zurück, um sich den gewohnten Genüssen seiner unzerstörbaren Muße von neuem zu überlassen.

Der einzige Gegenstand, womit sich der Kirgise zu Hause beschäftigt, ist die Aufsicht über die Heerden, während seine Frau für ihn arbeitet, die Küche besorgt, seine Kleider verfertigt, sein Pferd sattelt.

Die Eintönigkeit des Lebens gibt dem Charakter der Kirgisen und selbst ihrem Aussehen einen gewissen finstern, schwermüthigen Anstrich. Stunden lang lauschen sie dem Murmeln der Wellen des rasch hinströmenden Sir-deria, und sitzen Nächte lang vor der Hütte auf einem Stein, den Blick unverwandt auf den Mond gerichtet, gegen welchen sie die augenblicklichen Ergüsse ihres Gefühls in traurigen Weisen hinaufsingen. Der ernste lyrische Geist ihrer Poesie, mit einer starken Beimischung des den Orientalen überhaupt, und namentlich den Arabern, eigenthümlichen gnomischen Elements, spricht sich ebenfalls in ihren Heldenliedern aus, welche durch den Mund gelernter Sänger fortgepflanzt werden. Von einer andern Seite zeigt sich das poetische Talent der Kirgisen in den kurzen muntern oft schalkhaften und treffenden Einfällen ihres Humors, worin sie weder sich, noch Andere verschonen, den Khan oder den Sultan selbst nicht ausgenommen.

Einige Proben, die Herr von Meyendorff in letzterer Beziehung mittheilt, dürften indessen unserem europäischen Geschmack weniger zusagen als das Lied einer kirgisischen Schönen, welches die Reisenden singen hörten:

*) Stutenmilch.

**) Eine Art Käse, bekannt in Persien, Afghanistan und bei den Baschkiren.

***) Säuerliche und etwas geronnene Schaf- oder Ziegenmilch.

„Siehst du den Schnee? Blendender ist die Weiße meines Leibes. Siehst du, wie das Blut des geschlachteten Lammes den Schnee färbt? Röther sind meine Wangen. Gehe auf jenen Berg und siehe die Kohlen von dem verbrannten Baume. Meine Haare sind dunkler. Bei dem Sultan sind Mollas, die schreiben viel; aber meine Augbraunen sind schwärzer als ihre Dinte."

Mit Ausnahme des Islams, der sich der alten Sitte mehr schmiegte, als daß er sie unterjocht hätte, wußten die Kirgisen jeden fremden Einfluß abzuwehren. Bei einem Nomadenvolke wirkt die auf Sitte und Religion gegründete öffentliche Meinung gleich einem Verfassungsgesetz, von dem der Aelteste, der Bey, der Behadir*), der Sultan oder der Khan schlechterdings nicht abweichen darf, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß seine Untergebenen ihn verlassen, und einen andern Gebieter suchen. Kein Khan wäre im Stande, den Kirgisen den Geschmack an Raubzügen zu benehmen, oder ihnen die Ausübung der Blutrache zu verbieten, oder überhaupt ihre Leidenschaften nach bloßen Gutdünken zu regeln. (Forts. folgt.)

Das englische Unterhaus.

(Schluß.)

Es liegt uns am Herzen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese solide Substanz der Kammer zu richten. In dieser Absicht wollen wir, so weit die Kraft der Feder und des Pinsels reicht, einen Act der austheilenden Gerechtigkeit ausüben; denn wir halten es für höchst ungerecht, daß diejenigen, welche verurtheilt sind, in langen, ermüdenden Abenden geduldig zuzuhören, und im Dienst des Vaterlandes ihre Stimme zu geben, ohne Lohn ausgehen sollen. Ehe wir indessen schicklicherweise diese Ungerechtigkeit verbessern können, ist es nöthig, daß der Leser in die Kammer hinabsteige, und die ehrenwerthen Parlamentsglieder in ihrer collectiven Capazität in Augenschein nehme.

Bilde dir also ein, geneigter Leser, daß irgend ein großer Paradetag gekommen sey, einer jener Tage, der seit Wochen in der Tagesordnung roth angestrichen ist, und dreimal aufgeschoben wurde, um seine Wichtigkeit, gleich einem rollenden Schneeball, zu vergrößern; bilde dir ein, daß die Bittschriften=Maschine im ganzen Lande pro und contra in Bewegung gesetzt wurde, so daß der Tisch der Kammer oben und unten mit soviel Kuhhäuten beladen ist, als in einer Woche in Smithfield verkauft werden; daß die Redner=Flügelmänner sich einen Monat lang mit Reden abgequält, daß das zweite Glied ihre Stelle eingenommen, daß die Stummen sich abgetheilt, und man die Zahl der Gläser (versteht sich Wein=, nicht Stundengläser) verkündet, die jeder Redner zu verarbeiten hat**); bilde dir ein, es sey ungefähr zwei Uhr, und du, der einen weiten Weg zu machen hat, der die größte Sehnsucht in sich spürt, von der Weisheit erleuchtet, von der Beredsamkeit des Senats erwärmt zu werden, habest deine Taschen mit Sandwiches*) gefüllt, und dich durch die Menge mit den Ellenbogen bis nach Westminster=Hall**) hindurch manövrirt. Du hältst dich, versteht sich, nicht dabei auf, die bewundernswürdigen architektonischen Verhältnisse der prachtvollsten Scheune zu bewundern, die in den drei Königreichen zu finden ist. Du achtest nicht auf den auserlesenen Geschmack, mit welchem die Thürme und der Eingang restaurirt sind; du sagst kein Fluchwort über den Unsinn, der in diesem Augenblicke das häßliche Haus der neuen Gerichtshöfe über ein altes treffliches Gebäude aufführt, wie ein Schneckengehäusel auf dem Kiel eines Schiffs. Du gehst darüber hinweg und kommst in einem Anlauf in den dunkeln Durchgang, durch welchen der Britte tappend eine oder die andere Kammer erreichen soll. Du schlüpfst in den Lobby***), und betrachtest den Platz, wo Percival getödtet wurde, und die Bank, auf welche Bellingham sich ruhig und gefühllos setzte, nachdem er den schauderhaften Mord verübt hatte; und wenn du dann keck und neugierig genug bist, so steckst du die Nase halb in die Oeffnung der Thüre, durch welche die collektive Weisheit tropfenweise eindringt, um auf die Bänke Papierstückchen mit dem Namen und Stande des Bruchs der Weisheit zu kleben, welche an diesem Abende darauf sitzen soll †). Ehe du aber Zeit findest, mehr zu sehen, als drei Fenster, rund umher mit symbolischen Köpfen verziert, und den obern Theil eines schwarz angeräucherten Stuhles, der (mit Ausnahme daß die königlichen Thiere ††), um dem Ganzen zu entsprechen, hier größer sind) dem Stuhl des sehr Ehrwürdigen in den Freimaurerlogen ähnlich ist, schiebt dich der Thürwächter ohne Umstände von der Stelle hinweg, welche nur von den Collektivfüßen betreten werden soll. Hast du zufälligerweise schwache oder wenigstens reizbare Nerven, so bemächtigt sich deiner die Furcht vor dem Stabträger, oder die Besorgniß, du möchtest Strafe zahlen müssen; du entfernst dich also so schnell

*) Eine erprobter Anführer, der über Freiwillige gebietet, die sich zur Ausführung kriegerischer Unternehmungen mit ihm verbinden.

**) Man erkennt in dem Obigen verschiedene politische Gebräuche Englands. Die Petitionen sind hier ein Mittel, wichtige Erörterungen zur Sprache zu bringen; man bespricht sich darüber in Clubbs, in besonders dazu angestellten Vereinen, und bei politischen Mahlzeiten. Die Anführer bringen sie in Vorschlag und vertheidigen sie in langen Reden. Während der Mahlzeit werden diese Reden durch Toaste unterbrochen, deren Zahl vorausbestimmt ist, und die gewöhnlich von regelmäßigen Ausruhungen begleitet werden, die sich auf ein gegebenes Zeichen und nach Vorschrift wiederholen.

*) Sandwiches sind Schnittchen von Schinken oder Wildbret zwischen dünnen Butterbrödchen.

**) Der große Saal im Westminsterpalast; das gothische Gewölbe ist schön. Dieser Saal steht in Zusammenhang mit der Treppe beider Kammern, und dient als Vorhof zu dem Hof der königlichen Bank, zu dem gemeinen Gerichtssaal, zu der Kanzelei 2c.

***) Es ist dieß eine kleine, niedrige und dunkele Kammer, welche allein die Treppe von dem Sitzungssaal scheidet. Man kommt ohne Billet in dasselbe, und findet hier nur Constables, welche von Zeit zu Zeit die Fremden bei Seite schieben, damit die Parlamentsglieder freien Durchgang erhalten. In diesem Zimmer wurde Percival ermordet. Hier werden auch Orangen verkauft, welche für die brittischen Redner das sind, was ein Glas Zuckerwasser für die französischen ist.

†) Dieß ist die Art, wie sich die Parlamentsglieder ihre Sitze versichern.

††) Der englische Löwe und das schottische Einhorn.

als du kannst, und auf deinem Rückzuge stößest du an den Korb einer alten Jüdin, deren Orangen du auf den Boden des Lobby ausstreuest. Hast du diese That vollbracht, so läufst du Sturm gegen die Treppe, und, wenn du fest auf den Beinen und geschickt mit den Ellenbogen bist, so bahnst du dir einen Weg bis zur Thüre des Lobby der Parlamentsboten, doch nicht ohne daß deine Sandwiches einen höflichen Versuch machten, während dem Pressen von der Seite in deinen Magen zu dringen. Hier bleibst du nun zwei Stundenlang aufrecht stehen; und während deine Rippen mit den Ellenbogen gestoßen und deine Zehen mit Füßen getreten werden, siehst du das breite kahle Haupt des Herrn Wright hin und herwandern, so oft er durch eine besondere Thür diejenigen einläßt, deren Schlüssel neuer ist, als deine halbe Krone *). Der Sprecher tritt ein, die Thüre öffnet sich, und du wirst von dem Absatz über den Stufen bis zur Höhe der Thür nach der Gallerie geschleudert, gleich als hättest du eine in Explosion gerathende Last Pulver auf dem Rücken. Du betrittst die Gallerie, und alle Plätze der ersten Reihe sind bereits eingenommen, einen einzigen für eine Person ausgenommen, gerade in der Mitte. Irgend ein Spaßmacher ladet dich ein, ihn zu besetzen, aber hier befindest du dich gerade hinter dem Uhrkasten, wo du schlechterdings nichts sehen kannst. Ehe du deinen Irthum einsiehst, sind alle Plätze besetzt, außer einem ganz hinten, auf welchen du dich nieder setzest. Du hast aber kaum Zeit Athem zu schöpfen, so treiben das Morning-Chronicle oder die Times dich wieder fort, indem sie dir sehr höflich einen halben Platz in der nächsten Reihe geben, und blasen dir von Zeit zu Zeit die Namen der Parlamentsglieder ein, welche ihre Hosenträger in die Höhe ziehen, ihre Bemerkungen auswendig lernen, oder mit ihren Fersen an die untern Bänke schlagen.

Du hast jetzt Zeit, um dich herum zu blicken, und das Erste, was dir auffällt, ist das finstere, kleinliche Ansehen der Kammer **). „Wie, die St. Stephans-Capelle, der Schauplatz so vieler großen Reden, die Bühne der collectiven Weisheit, ist kaum halb so groß und nicht den dritten Theil so schön als meine Pfarrkirche?" Die Wände sind schwerfällig und angeräuchert, und die Decke ist so niedrig, daß du dich dem Ersticken nahe glaubst. Du siehst dich rechts und links um, und staunest über den kleinen Raum, der dem Fremden angewiesen ist. Da du überdem nicht weißt, daß die Seiten-Gallerien nur für die Parlamentsglieder bestimmt sind, welche ausruhen oder schlafen wollen, so wunderst du dich, hier Niemanden zu sehen. ***) Dir gerade gegenüber steht der Tisch, auf dessen dir zunächst befindlichem Rande der Scepter liegt; an dem andern Rande sitzen die Sekretäre. Höher siehst du den Sprecher, mit der anmuthigsten Miene und Perücke; irgend ein junger Laienbruder zischelt mit ihm, gerade um irgend einem auf der Gallerie gegenwärtigen Constituenten, vielleicht dir selbst zu zeigen, daß er sich dem Lehnstuhl nähern darf. *) Dir zur Linken sind die Minister auf der dem Tische zunächst stehenden Bank, hinter ihnen die ministeriellen Hülfstruppen, nämlich die Country-Gentlemen **), hinter denen eine ungeordnete Menge sitzt. Dir zur Rechten auf der ersten Bank placirt sich die schwere Artillerie der Opposition, und hinter ihr die leichten Truppen: die Bänke beider Seiten endigen sich zirkelförmig, und verlieren sich vereinigt hinter dem Stuhle des Sprechers, dieß ist eine Art von neutralem Boden, wo die Tories und die Whigs Artigkeiten und Prisen Tabak gegeneinander auswechseln.

Hinter dir sitzen die Morgenzeitungen, schneiden Federn und Bleistifte, und lobpreisen die am Abend vorausgesehenen Redner im umgekehrten Verhältniß ihrer vorausgesehenen Reden. Du bist verwirrt, wenn du bemerkst, daß Menschen, deren Worte und Gesichter so viel Verstand verrathen, nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern mit wahrem Ekel über Dinge sprechen, die zu sehen und zu hören du so weit hergekommen bist. Sey aber so gut, zu bedenken, daß ihre Augen und Finger die Mühe haben, Reden niederzuschreiben, die für dich nur ein Gegenstand der Unterhaltung sind; daß ihr Gedächtniß sich auf die Folter spannen müßte, sollten sie sich erinnern, sollte ihr Urtheil auseinanderlegen und zusammenfügen, wie alle Knochen, Muskeln, Adern und Nerven in dem Körper der Rede in einandergriffen; daß sie, mit einem Worte, auf den Flügeln des Windes, der bald daherfaust wie die Wechselwinde des Meeres, bald seufzet wie Zephyr, bald brüllt wie der Sturm, oder sich im Wirbel umherdreht, die Rede ergreifen, ihr Körper und Stabilität geben, und sie so in die weite Welt schicken müssen.

Hast du dich nun gehörig umgesehen, und horchst mit dem einen Ohr, ob von dem Sitz der Zeitungen irgend ein Urtheil, eine geistreiche Bemerkung sich vernehmen lasse, so tönt in dein anderes Ohr eine melodische Stimme, welche die Namen der Mitglieder abruft, aber so feierlich klingt, daß du dir einbildest, es gebe Jemand der Kammer Unterricht in der Mathematik; bald jedoch erfährst du, daß der Sprecher nur die Förmlichkeit des Zählens der Mitglieder vornimmt. Kommt er bis zu 30, so zählt er sich selbst, und die Geschäfte nehmen ihren Anfang. ***)

*) Wahrscheinlich Goldstücke von neuerem Gepräge als die halben Kronen.

**) Der Sitzungssaal, übrigens ziemlich geschmackvoll gebaut, ist klein, und sieht dem geschlossenen Chor der französischen Kirchen ähnlich. Man vergl. die Beschreibung und die Abbildung in der Schrift des Herrn v. Stael: „Briefe über England."

***) Der Saal hat die Form eines Parallelogramms, und nur drei Fenster, im gothischen Geschmack, an der kleinen Seite über dem Stuhl des Sprechers. Dem Fenster gegenüber befindet sich eine Gallerie, die dem Publikum und den Journalisten geöffnet ist, und etwa hundert Personen faßt. Diese Gallerie läuft verengert an den beiden langen Seiten des Saales fort; dieser Theil aber ist für die Parlamentsglieder bestimmt, da der untere Saal, seit der Vereinigung der drei Königreiche, die ganze Versammlung nicht mehr fassen kann.

*) Der Tisch, der Scepter, der Lehnstuhl, die Kleidung des Sprechers und der Sekretäre, alle diese Aeußerlichkeiten sind noch gerade so, wie man sie auf dem bekannten Kupferstich sieht, der Cromwell vorstellt, wie er das Parlament auflöst.

**) Die Country-Gentlemen sind die Landjunker Großbritaniens, so eigensinnig und eigennützig als die auf dem Festlande, doch darin ausgezeichnet, daß sie die Gesetze kennen, im Lande Achtung genießen, und aufgeklärte Begriffe von der Verwaltung wie vom Staatshaushalt haben. Sir Eduard Knochtbull und Sir Thomas Lethbridge stehen an ihrer Spitze.

***) Die Fortsetzung wird in einem späteren Blatte folgen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 58. 27 Februar 1828.

Maria Stuart in ihren letzten Stunden *).

Seit zwei oder drei Tagen hatten Marias Dienstboten mit Verwunderung die häufige Ankunft von Fremden zu Fortheringay bemerkt. Am 7. Februar 1587 ward der Graf von Schrewsbury angekündigt; sein Amt als Graf-Marschall ließ im Augenblick auf die unglückliche Veranlassung seines Besuches schließen. Die Königin, die so eben erst aufgestanden war, kleidete sich an, und setzte sich dann an einen kleinen Tisch, während sie ihre Dienstboten, sowohl männliche als weibliche, neben sich zu beiden Seiten treten ließ. Der Graf trat ein mit entblößtem Haupte; ihm folgte der Graf von Kent, der Sheriff und einige Gentlemen der Grafschaft. Nach kurzer Einleitung verlas Beal mit lauter Stimme den Befehl zur Hinrichtung. Maria hörte es an, ohne ihre ruhige Haltung im mindesten zu verändern. Dann bekreuzte sie sich, und hieß die Eingetretenen willkommen. Der Tag, sagte sie, den sie so lange herbeigewünscht habe, sey endlich angebrochen. Nahe an zwanzig Jahre habe sie im Gefängnisse geschmachtet, ohne Nutzen für andere und sich selbst zur Last. Das Ende eines solchen Lebens sey für sie eben so glücklich und ehrenvoll, als wenn sie ihr Blut für ihre Religion vergießen sollte. Hierauf zählte sie die Beleidigungen auf, die sie erduldet, und die Anerbietungen die sie gemacht habe, erwähnte die Kunstgriffe und die Hinterlist ihrer Feinde, und schloß endlich, indem sie die Hand auf ein auf dem Tische liegendes Testament legte, mit den Worten: „Was den Tod eurer souveränen Königin betrifft, so rufe ich Gott zum Zeugen an, daß ich niemals daran gedacht, niemals ihn gesucht, noch je meine Einwilligung dazu gegeben habe."

„Dieß Buch," rief der Graf von Kent, „ist ein päpstliches Testament, und folglich der Eid auf dasselbe ohne Werth." „Es ist ein katholisches Testament," erwiederte die Königin, „und aus diesem Grunde verehre ich es nur um so mehr; deßwegen müßt ihr, Eurem eignen Urtheile zufolge, meinen Eid für um so befriedigender halten."

Maria hatte die Ankündigung ihres nahen Todes mit solch heitrer Ruhe und mit solcher Würde aufgenommen, daß die Anwesenden aufs tiefste davon ergriffen waren. So wie die Grafen das Zimmer verlassen hatten, brachen ihre Dienstboten in Thränen und Wehklagen aus, sie aber gebot Stillschweigen, indem sie sagte: „Es ist nicht Zeit zu klagen, sondern vielmehr sich zu freuen. In wenigen Stunden werdet ihr das Ende meiner Leiden sehen. Meine Feinde mögen nun sagen, was ihnen beliebt; der Graf von Kent aber hat das Geheimniß verrathen, daß meine Religion die eigentliche Ursache meines Todes ist. Gebt euch zufrieden und überlaßt mich meiner Andacht."

Nach einem langen und heißen Gebet ward die Königin zum Abendessen aufgefordert. Sie aß wenig, und trank, bevor sie vom Tische aufstand, allen ihren Dienern zu, welche, zur üblichen Erwiederung, auf ihren Knien ihr Bescheid thaten, und sie wegen der Fehler, die sie in ihrem Dienste begangen hätten, um Verzeihung baten. Sie vergab ihnen mit heitrer Miene, forderte sie auch ihrerseits auf es zu vergessen, wenn sie je in Worten oder Werken sich unfreundlich gegen sie benommen habe, und fügte dann noch einige Worte der Ermahnung bei, wie sie sich künftig im Leben betragen sollten.

Die meiste Zeit dieser bedeutungsvollen Nacht, der letzten ihres Lebens, brachte Maria damit zu, daß sie ihre häuslichen Angelegenheiten ordnete, ihren letzten Willen und drei Briefe, an ihren Beichtvater, ihren Vetter von Guise, und den König von Frankreich schrieb. Dann überließ sie sich ihren Andachtsübungen. Sie zog sich, mit ihren beiden Dienerinen, Johanna Kennedy und Elsbeth Curle, in ihr Schlafzimmer zurück, wo sie mit diesen abwechselnd bald betete, bald sprach, und in dem Lesen des Leidens Christi und einer Predigt über den Tod Trost und Stärkung suchte. Gegen vier Uhr endlich ging sie zur Ruhe; man bemerkte aber, daß sie nicht schlief. Ihre Lippen waren in beständiger Bewegung und ihr Geist schien ganz in Gebet versunken.

Beim ersten Lichte des Tages versammelte sich ihr Gesinde um sie. Sie las ihm ihren letzten Willen vor, vertheilte ihre Kleider und ihr Geld unter dasselbe, und sagte ihm Lebewohl, wobei sie die Frauen küßte, den Männern aber die Hand zum Kusse reichte. Hierauf folgten sie ihr weinend zur Capelle. Maria nahm ihren Platz dem Altar gegenüber; die Diener knieten hinter ihr nieder und beteten . . .

In der Mitte des großen Burgsaales ward ein Schafott errichtet, mit schwarzem Tuche überhangen und mit

*) Aus Lingard's History of England, Vol. VIII. Beurtheilungen dieses neuen Meisterwerks der historischen Kunst haben schon die meisten unserer literarischen Blätter geliefert. Doch werden einige Auszüge aus den letzten, weniger bekannten Theilen unsern Lesern nicht unwillkommen, und dem Zwecke dieses Blattes nicht entgegen seyn. Die von Salis begonnene Uebersetzung reicht erst bis zum 6ten Band.

einem kleinen Gitter umgeben. Gegen sieben Uhr öffnete sich die Thüre, und herein traten die Gentlemen der Grafschaft mit ihren Dienern, nebst den Wachen Pawlet's, so daß die Zahl der Zuschauer etwa hundertundfünfzig bis zweihundert Personen betrug. Etwas vor acht Uhr schickte man zur Königin, welche antworten ließ, daß sie in einer halben Stunde bereit seyn werde. Nach Verlauf dieser Zeit trat der Sheriff Andrews in die Kapelle. Maria erhob sich, indem sie das Cruzifix des Altars in ihre rechte Hand nahm und das Gebetbuch in der linken hielt. Ihren Dienern ward verboten zu folgen; sie bestanden darauf: die Königin aber bat, sie möchten sich zufrieden geben, wandte sich dann noch einmal gegen sie, und gab ihnen ihren Segen. Sie empfingen ihn knieend, wobei einige ihre Hand, andere ihren Mantel küßten. Da schloß sich die Thüre, die lautausbrechenden Wehklagen derer aber, die drinnen blieben, tönten bis in dem Saale wider.

Maria ward nun von den Grafen und ihren Wachen empfangen. Als sie die Treppen hinabstieg traf sie an deren Fuß ihren Haushofmeister Melville, den man vor einigen Wochen von ihr entfernt hatte. Dieser alte Diener warf sich auf die Kniee und rief, die Hände ringend: „O ich Unglücklicher! wenn war je ein Mann auf Erden der Ueberbringer einer solchen Trauerbotschaft, wie ich nun seyn soll, wenn ich verkünden muß, daß sie meine gute und gnädige Königin und Herrin in England enthauptet haben!" Da übermannte ihn der Schmerz, daß er nicht weiter reden konnte; Maria aber erwiederte: „Guter Melville, höre auf zu klagen: du hast mehr Grund zur Freude als zum Jammer, denn du sollst das Ende von Maria Stuart's Kämpfen sehen. Erfahre nun, daß diese Welt nichts darbietet als Eitelkeit, und größerer Trübsal anheimgegeben ist, als man mit einem Ocean von Thränen beweinen kann. Doch ich bitte dich, verkündige, daß ich treu meiner Religion, treu gegen Schottland und Frankreich sterbe. Möge Gott dem vergeben, der lange nach meinem Blut gedürstet hat, wie der Hirsch dürstet nach den Wasserbächen. O Gott, du bist der Herr der Wahrheit, und die Wahrheit selbst, du kennst die innersten Kammern meines Herzens, und weißt wie sehr ich stets die Vereinigung Englands und Schottlands wünschte. — Empfehle mich meinem Sohn, und sage ihm, daß ich nichts gethan habe, was der Würde oder Unabhängkeit seiner Krone Nachtheil bringen, oder der angemaßten Oberherrschaft unserer Feinde förderlich seyn könnte." Nun brach sie in Thränen aus. „Guter Melville, lebe wohl" — und indem sie ihn küßte — „einstens wieder, guter Melville! lebe wohl, und bete für deine Herrin und Königin." Als etwas besonderes ward hiebei bemerkt, daß dieß das erstemal in ihrem Leben war, wo sie jemand mit Du angeredet hatte.

Sie trocknete ihre Thränen, kehrte sich von Melville und that die letzte Bitte, daß ihre Diener bei ihrem Tode zugegen seyn möchten. Der Graf von Kent entgegnete, daß sie durch das Jammern und Wehklagen derselben zu sehr bewegt werden würde, auch daß dieselben allerlei abergläubischen Unsinn treiben, vielleicht ihre Sacktücher in ihr Blut tauchen möchten. „Mylords," antwortete Maria, „ich will mein Wort für sie zum Pfande geben. Sie sollen keinen Tadel verdienen. Gewiß würde Eure Gebieterin, die jungfräuliche Königin, aus Rücksicht dafür daß ich ein Weib bin, gestatten, daß ich einige von meinen eigenen Frauen bei meinem Tode um mich habe." Da sie keine Antwort erhielt, fuhr sie fort: „Ihr würdet, glaube ich, mir eine noch weit größere Gunst gewähren, wenn ich eine Frau von niedererem Stande, als die Königin der Schotten, wäre." Noch immer blieben die Grafen stille. Nun rief sie heftig aus: „Bin ich nicht die Cousine Eurer Königin, ein Abkömmling aus Heinrichs VIII königlichem Blute, eine verehlichte Königin von Frankreich und die gesalbte Königin von Schottland?" Bei diesen Worten begann der Fanatismus des Grafen von Kent nachzugeben, und es ward beschlossen, vier von ihren männlichen und zwei von ihren weiblichen Dienern zuzulassen. Sie wählte ihren Haushofmeister, ihren Arzt, ihren Apotheker und ihren Wundarzt, nebst ihren Frauen Kennedy und Curle. (Schluß *folgt.*)

Schwedische Literatur.

(Fortsetzung.)

„Wisbur," die dritte Tragödie, ist gleichfalls auf eine alte nordische Sage, bei Snorri Sturluson, gegründet. Wisbur, von dem Stamme der Ynglinger, die seit Odins Tode den Thron von Upsala besessen hatten, ist der glückliche Gemahl von Hildur. Ihr Glück wird indessen gestört durch die Ankunft von Oda, einer finnischen Fürstentochter, welche Wisbur verstoßen und verbannt hatte. Sie ist begleitet von ihren beiden Söhnen und verlangt die Auslieferung einer goldenen Kette, die Wisbur ihr als Hochzeitgeschenk gegeben hatte. Diese Forderung wird abgeschlagen, weil Wisbur die Kette seiner geliebten Hildur geschenkt hat. Oda fordert jetzt ihre Söhne auf, sie zu rächen; der Palast Wisbur's wird gestürmt und verbrannt, Hildur wird von der goldenen Kette erdrosselt gefunden und Wisbur fällt durch die Hand seines Sohnes Gisler. Das Stück schließt mit einer Weissagung von der Jnutwänn Huld, welche allen künftigen Besitzern der Kette Verderben prophezeiht und das ganze Geschlecht der Ynglinger inneren Zwisten weiht.

Diese drei Gedichte sind sämmtlich nach dem Vorbilde der griechischen Tragödie geschrieben und in jedem erscheint ein Chor; in den Bachanten verliert derselbe indessen seinen wahren classischen Charakter, indem er selbst Theil an der Handlung nimmt.

Die beiden Tragödien, „der Königsthurm" und „die Märtyrer" gehören der neueren oder romantischen Poesie an. Die unverantwortlich schlechte Wahl des Stoffes in „dem Königsthurm" wird durch die vielen äußerst poetischen Stellen, die dieß Stück enthält, kaum gut gemacht. Olivia, die Gemahlin des Grafen von Rheinfels, wird, eines Bruches ihrer ehelichen Treue wegen, in einem geheimen Verließ gefangen gehalten. Ihre Tochter Mathilde, die das Geheimniß von einem treuen Diener erfahren hat, fleht um die Befreiung ihrer unglücklichen Mutter; worauf der Graf, von einer unheiligen Leidenschaft für sein

Kind entflammt, ihre eigene Schande als Preis der Freiheit und des Lebens der Mutter setzt, indem er droht, diese im Weigerungsfalle im Gefängnisse verhungern zu lassen. Die kindliche Liebe zur Mutter siegt; die Unschuld wird geopfert und Olivia befreit; aber die entehrte Mathilde, unfähig ihre Schande zu überleben, gibt sich selbst den Tod.

Von diesem empörenden Gegenstande wenden wir uns mit Vergnügen zu den „Märtyrern", in denen religiöse Begeisterung, christliche Standhaftigkeit und ein fleckenloses poetisches Gefühl in einer Sprache ausgedrückt sind, die überall dem Gegenstande angemessen, erhaben, gleichmäßig und rein ist. Gleich Tiecks Genovefa hat dieß schöne Gedicht indessen den Fehler keinen theatralischen Effect hervorzubringen. Sein größtes Verdienst liegt in der blumenreichen und zugleich höchst einfachen Schönheit des Styls, dem treffend geschilderten Gegensatz zwischen dem römischen Heidenthume und der Reinheit des ursprünglichen Christenthumes, und in dem edlen, wahrhaft religiösen Gefühle, welches das Ganze durchweht. Die Heldin des Stückes ist Perpetua, eine edle Römerin, die nach der Legende durch die Satelliten des Kaisers Septimius Severus getödtet wurde, wegen ihrer unbeugsamen Festigkeit im christlichen Glauben, die sowohl den Bitten und Verleitungen ihrer Freunde, als den Drohungen und Intriguen des Proconsuls widerstand. (Fortsetzung folgt.)

Grundzüge der Geschichte der Philosophie bei den Chinesen.

(Fortsetzung.)

Dieß ist ein getreuer Abriß dessen, was die Chinesen über das Absolute gedacht haben, und die Wiederholungen darin sind nur Folge der Sorgfalt, mit der die Ausdrücke verschiedener Schriftsteller beibehalten wurden, welche alle über diesen Punkt einig sind. Bei allen diesen Versuchen eine transcendente Wahrheit zu erreichen und auszudrücken, spricht sich unverkennbar eine sehr bestimmte und lebendig aufgefaßte Idee aus, die eines allmächtigen, allweisen, schöpferischen Wesens. Freilich bleibt noch eine wichtige Frage unentschieden, nämlich ob diese Philosophen sich die Gottheit mit Bestimmtheit als ein von der Welt die sie geschaffen, und der Materie die sie gebildet, verschiedenes Wesen dachten, und die Zweideutigkeit gewisser Ausdrücke über Emanation und Schöpfung der Wesen kann Zweifel entstehen machen, ob die Chinesen nicht eher spinozistisch, als deistisch gedacht; der Verfasser ist zwar sehr bestimmt der letztern Ansicht, allein der Versuch sie auch dem Leser mitzutheilen, würde zu einer viel zu weitläufigen Untersuchung führen; daher läßt er diesen Punkt unberührt, so wie die Stellen, welche anzudeuten scheinen, daß die Tao-se das Absolute als ein Wesen betrachteten, dessen Natur Einig und Dreifach zugleich sey; er begnügt sich darüber auf die Abhandlung von Remusat am angeführten Orte, und die Beiträge zu verweisen, welche sie zur Geschichte der Trinitätslehre enthält. Unser kurzer Abriß erlaubt die Ausführung dieser einzelnen Dogmen nicht, so daß wir nun nach der etwas längern Darstellung der Grundlage dieser Theologie, zu welcher uns der Wunsch sie in den eigenen Worten der Hauptschriftsteller zu geben, veranlaßt hat, die aus diesem Grundprincip abgeleiteten Dogmen so wie die minderwichtigen Sätze des Systems kürzer behandeln müssen.

Die Lehre vom menschlichen Geiste, seinen Eigenschaften und seiner Bestimmung bildet die schwächste Seite des Systems. Der Mensch ist der Microcosmus, und das All der Mensch im Großen; die menschliche Vernunft ist die allgemeine Vernunft; der vollkommene (heilige) Mensch ist dem Absoluten ähnlich und eben so geistig; er ist das erste der Wesen; sein Geist ist Eins mit dem Himmel; er ist das Meisterstück der absoluten Vernunft, ein Einziges Wesen; solche Ausdrücke wiederholen sich immer in den alten Büchern, aber sie lassen Zweifel über die Ansicht dieser Schriftsteller über Unsterblichkeit, Freiheit, Immaterialität des Geistes und Wiedervergeltung. Der Gedanke war körperlos vor der Schöpfung des Himmels und der Erde, und niemand weiß, wem er angehört: als aber der doppelte Geist (die beiden Principien) anfieng sich zu äußern, da entstanden die körperlichen Formen. Ein unreiner oder getrübter Geist schuf die Thiere, der reinste bildete den Menschen. Der menschliche Geist (beides, animus und anima, Seele und Geist) ist ein himmlisches Wesen; der Körper ist ein irdisches Erzeugniß; beide kehren zurück woher sie kamen. Aber wie kann sich bei dieser Trennung das Ich erhalten? fragt sich der chinesische Philosoph aus dem diese Psychogonie gezogen ist. Der vollkommene (heilige) Mensch ahmt den Himmel nach, richtet sich nach den natürlichen Neigungen, läßt sich nicht durch die gemeinen Gebräuche binden, noch durch andere Menschen verführen. Der Himmel ist sein Vater, die Erde seine Mutter, die beiden Principien der Stoff, woraus er gemacht ist; die Zeit ist das Band das ihn hält; seine Reinheit ist eine himmlische Ruhe; seine Ruhe ist Festigkeit, wie die Erde fest ist. Der Tod ist, wenn das All nicht mehr für ihn existirt: Leben ist, wenn alle Dinge mit ihm in Einigkeit sind. Die Ruhe ist das wahre Leben der Seele, so wie Negation aller Eigenschaft das Eigenthümliche des Absoluten ist. Daher kommt das berühmte Dogma von der philosophischen Unthätigkeit, auf welches Lao-tsé und seine ersten Anhänger so sehr drangen, und welches spätere Schriftsteller so sehr mißverstanden, indem sie darin das Princip der Apathie, des beschaulichen Mönchslebens und der sonderbarsten Verirrungen des Geistes fanden. Die Unthätigkeit schließt die ganze Moral dieser Philosophie in sich, und ist auf das Princip gegründet, daß die Verhältnisse zu der äußern Welt, worauf unsere irdischen Neigungen und Gedanken beruhen, eine zufällige und untergeordnete Beschäftigung des immateriellen und vernünftigen Geistes sind: ein Princip, das sie mit den indischen Quietisten theilt, so daß entweder dieselbe Krankheit des menschlichen Geistes in beiden Ländern entstanden seyn muß, oder, wie die Folge wahrscheinlich machen wird, sie dem Einen Lande durch Ansteckung von dem andern mitgetheilt wurde.

Es ist ein merkwürdiger Zug des Geistes der Chinesen, daß wir bei ihren alten Schriftstellern statt wunderbarer und dichterischer Erzählungen die Spitzfindigkeiten einer

trancendenten Metaphysik, und die Verirrungen finden, welche der Mißbrauch des Verstandes nothwendig in den spätern Bildungsstufen civilisirter Völker hervorbringt. Der Grund mag wohl darin liegen, daß der Geist des Priesterthums, der überall im hohen Alterthum die Meinungen in Glaubenslehren verwandelte, in China keinen Einfluß hatte, und daß man hier frei und ohne Mysterien das besprach, was sonst den Gegenstand mystischer Gebräuche, symbolischer Darstellungen und dessen bildete, was man den Eingeweihten lehrte. Doch darf man daraus nicht schließen daß es keine Mährchen in China gab; es hätte ja keine gemeine Menge geben, und das Volk aus lauter Gebildeten, über Aberglauben erhabenen, aus lauter Weisen bestehen müssen. Dieselben Bücher aus denen wir vernünftige und philosophische Ansichten geschöpft haben, enthalten bisweilen, doch seltener, unsinnige Meinungen über Zahlen, phantastische Darstellungen der physischen, psysiologischen, siderischen ꝛc. ꝛc. Kräfte, über die Eigenschaften der Heilkräuter, über die Wirkungen geheimer Künste, der Astrologie, der Alchymie, Zeichendeuterei und Magie. Allein es ist ein eigener Zug bei den Chinesen, daß alle diese falschen Dinge von ihnen auf die guten und schlechten Principien ihre Cosmogonie zurückgeführt werden. Wer das Geheimniß des Absoluten ergründet hat, kann fliegen, oder sich den Unsterblichkeitstrank verschaffen. Die Genien und Dämonen, das Einhorn, der Phönix und die Drachen, welche die thierischen Symbole jener sind, alles wird auf die Theorie der successiven oder der Gegenwirkung der beiden Principien bezogen. Wo sich darunter Symbole oder Fabeln finden, kann man sicher seyn, daß die Fabeln dem einzelnen Schriftsteller, die Symbole fremden Systemen angehören. Die antike Weisheit, welche das Objekt aller aufgeklärten Männer des Alterthums war, zeigt sich hier mit aller ihrer Unzweckmäßigkeit und Unvollkommenheit, wie sie den Menschen, die Natur und die Gottheit umfaßt, alles erklären will, ehe nur Eines bekannt seyn konnte, auf falschen Ansichten beruht, mit fehlerhaften Methoden weiter baut, und zu irrigen Folgerungen führt. Allein doch ist es Weisheit, ein rationelles Ganze von oft sinnreichen, bisweilen erhabenen Ideen über die Bildung des All, über die Wirkungen der ersten Ursache und der secondären Kräfte über die Natur des Menschen und die Principien seiner Pflichten. Es ist die Mythologie der Griechen, der Egypter oder der Indier, ohne ihren allegorischen Schleier, ohne ihre räthselhafte Sprache, ohne ihre unzusammenhängenden Mythen und localen Sagen, und unmittelbar an Vernunft und Verstand sich wendend. Auf diese Höhe hatte sich die chinesische Philosophie vor Confutse erhoben, und wir finden ihre halb verwischten Spuren, und zerstreute Bruchstücke in den Schriften von Lao-tsé, Hoai-Nan-tsé, Lié-tsé, Tschoang-tsé und anderer, welche die Anhänger von Confutse oft mißverstehen, und zu oft verachten, und in welchen das gelehrte Europa den Nachklang und die Trümmer der Ursagen von Hochasien zu suchen hat.

Confutse suchte sich nicht so hoch zu erheben; er war, um mich eines Ausdrucks von Remusat zu bedienen, ein Socrates, der keinen Platon fand, denn seine Schüler, die uns seine Lehren überliefert haben, waren großentheils mittelmäßige und beschränkte Köpfe. Er führte die Philosophie auf die Erde zurück, um sie ausschließend mit den Pflichten der Könige und der Unterthanen, den Familienverhältnissen und dem materiellen Zustand der menschlichen Gesellschaft zu beschäftigen. Seine Moral hat ein glänzendes Schicksal gehabt, zum Erstaunen des unbefangenen Beobachters; seine Metaphysik ist unbestimmt und unzusammenhängend, so daß der ganze theologische und psychologische Theil seiner Schriften den entgegengesetztesten Auslegungen zugänglich ist. Er würdigt den Urgrund der Dinge herab, indem er die Vernunft nicht mehr für die absolute und schöpferische Existenz, sondern als ein Attribut, als eine Art der Aeußerung, als eine Qualität der Vollkommenheit ansieht, so daß alles seine Vernunft d. h. seine Vollkommenheit hat. Die erste derselben ist die des Himmels, des eigentlichen höchsten Wesens nach Confutse. Der Himmel ist die intelligente und vergeltende Wahrheit; von ihm haben die geschaffenen Wesen ihre natürlichen Eigenschaften, und die Art ihres Gebrauchs. Im Menschen ist die Vernunft eine diesen natürlichen Eigenschaften angemessene Handlungsweise. In dem J-King, — einem Commentar zu einer alten Sammlung räthselhafter Symbole und unverständlicher Sprüche, in der tausend Träumer vor ihm das Geheimniß aller Wissenschaften und die Principien einer Art von Kabbala gesucht haben, — sagt er daß der große Gipfel die zwei Principien, die er Bilder nennt, hervorgebracht habe. Allein er erwähnt des großen Gipfels nur im Vorbeigehen, und geht gewöhnlich nicht über eine gewisse Weltordnung hinaus, (die er nicht definirt, obgleich er sie als den Ur- und Normal-Zustand des All darstellt,) und über einen Hauch oder eine active Kraft, deren Ursprung er nicht bestimmt. Der große Gipfel, der Geist sind Wesen, welche der Gedanke nicht ergründen kann; ebenso wenig als die Genien und Dämonen, seyen diese individuelle Wesen, oder, wie andere Stellen zu beweisen scheinen, Qualitäten der Dinge. Die Moralisten zur Zeit von Confutse stritten sich über das Princip der Tugend, welches die Einen in den wohlberechneten Nutzen, andere in das Wohlwollen, als Quelle der Menschlichkeit setzten; noch andere behaupteten eine Nothwendigkeit, die den Menschen zum Guten und Bösen unwiderstehlich treibe. Confutse ließ nach dem Zeugniß seiner Schüler diese schwierigen Lagen bei Seite; allein er selbst bot dem Philosophen in einer gewissen ideellen Vollkommenheit, deren Urbild im All, deren Princip in uns, und deren Vorbild in den Ueberlieferungen des Alterthums liege, eine Moral ohne Gewähr und Autorität dar. Der Himmel schickt den Guten das Glück, und den Bösen das Unglück, aber wo und wann, darüber schweigt er, und läßt so die unglückliche Tugend ohne Trost. Der Himmel befördert unsere Neigungen; sind wir gut, so macht er uns besser, sind wir schlimm, so macht er uns schlimmer, oder, um eine Parabel eines seiner ersten Schüler zu brauchen, die Erde giebt dem Baum Saft, so lange er steht: wenn er gefallen ist, bedeckt sie ihn, und läßt ihn in Fäulniß zerfallen. Allein dabei bleibt dem Baum immer die Frage übrig: warum bin ich gefallen?

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 59. 28 Februar 1828.

Moorcrofts Reisen.

In der Zeitung von Calcutta (Calcutta Government Gazette) sind kürzlich einige Briefe von Guthrie erschienen, einem der unglücklichen Begleiter Moorcroft's auf seinen Reisen durch Hoch- und Mittelasien. Da sie einige neue Aufschlüsse über die Schicksale dieses berühmten Reisenden geben, so theilen wir den wesentlichen Inhalt derselben unsern Lesern mit.

Moorcroft trat seine letzte Reise von Bengalen aus vor ungefähr acht Jahren an, begleitet, außer einem zahlreichen Gefolge von eingebornen Dienern, die mit der Besorgung von Handelswaaren und Gepäck beauftragt waren, von dem Verfasser dieser Briefe, einem brittischen Ostindier und einem gewissen Trebeck, die aber beide, durch ein sonderbares und sehr verdächtiges Zusammentreffen, fast zu derselben Zeit mit Moorcroft starben. Die Gesellschaft erreichte Leh, die Hauptstadt von Ladakh, einem Hochlande, ungefähr halb so groß als England, an den Grenzen von Hlassa, der chinesischen Tartarei, Kaschmir, und der brittischen Provinz Bischeher, zwischen dem hohen Himalayagebirge und dem Korakorum oder Muztagh *), im September 1820. Von hieraus ist folgender Brief vom Dez. 1820.

„Als ich Ihnen zuletzt schrieb, war die Rede davon, unsere Reise nach der Stadt Yarkund, welche den Chinesen gehört **), fortzusetzen; seitdem hat sich aber ergeben, daß dieß im gegenwärtigen Augenblicke aus mehreren Gründen unausführbar ist. Das hauptsächlichste Hinderniß ist indessen unser Charakter als Feringhies (Franken); man behauptet, wir wären bloß unter dem Vorwande, Handel zu treiben, gekommen, unsere wahre Absicht aber sey, diese Gegenden zuerst unter irgend einer Verkleidung zu besuchen, um die Straßen und andere Localitäten kennen zu lernen, dann aber, wenn wir unseren Vortheil ersähen, mit einer Armee wiederzukehren und das Land zu erobern. Wir führen Waffen und andere Instrumente mit uns, theils zu Geschenken, theils zu unserem Vergnügen oder unserer Vertheidigung. Da Kaufleute nicht gewohnt sind, solche Waaren mit sich zu führen, so konnten wir Niemand überzeugen, daß sie zum Verkauf oder zu Geschenken bestimmt seyen, obgleich dem Rajah von Ladakh eine Vogelflinte gegeben wurde. Man blieb allgemein dabei, wir wären Spione und keine Kaufleute. Außerdem ist die Einführung von Waffen nach Yarkund verboten, seit die Chinesen davon Besitz genommen haben. Wenn aber auch keines dieser Hindernisse uns im Wege stände, so wäre schon der Mangel an Geld allein hinreichend, uns zurückzuhalten. Wir haben 200 Handkörbe mit Gepäck, und wenn wir unsere Reise antreten, müssen wir noch beinahe 200 Körbe Mehl zu unserm Unterhalt unterwegs mit uns führen, wovon der Transport allein, 60 Rupien für jede drei Körbe gerechnet, 8,000 Rupien kosten würde, ohne alle anderen Ausgaben; so daß wir beinahe 10,000 Rupien zu unserer Verfügung haben müssen, ehe wir mit einiger Sicherheit von hieraus weitergehen können. — Hafiz Mohammed Fazil, ein verständiger Mohammedaner von unserem Gefolge, wird nach Furruckabad gehen, um einige Waaren zu holen, die wir dort zurückgelassen haben, da es scheint, daß dieselben in den Städten Leh und Yarkund einen guten Markt finden würden. Wir wollen hierdurch versuchen, wenigstens einen bleibenden Handelsweg von Hindostan nach Leh zu eröffnen, wenn wir durch irgend ein ungünstiges Ereigniß verhindert werden sollten, weiter in die Tatarei vorzudringen."

Der nächste Brief ist gleichfalls von Leh, den 1. August 1821 datirt, und bietet mehrere, besonders in Bezug auf den so oft besprochenen Plan einer Invasion in Ostindien sehr merkwürdige Details über die Bemühungen der russischen Regierung in diesen Gegenden dar:

„Die Schwierigkeiten unserer Reise nach Yarkund wurden vermehrt durch den Tod des Kaisers von China und noch mehr durch einen russischen Emissär, Namens Aga Mehdie, der seit fünf Jahren damit beschäftigt war, eine Verbindung mit diesen Gegenden anzuknüpfen. Auf einer früheren Sendung in Ladakh hatte er Kaschmirböcke für die Russen aufgekauft, um diese in den Stand zu setzen, in ihrem eigenen Lande das Material zu den Shawls zu gewinnen, für welche sie jetzt große Summen zahlen müssen. Da er diesen ersten Auftrag glücklich vollzogen, und dabei große Gewandtheit und Klugheit gezeigt hatte, so gewann er das Vertrauen des Hofes von Petersburg, wo er, ursprünglich Jude, sich zum Christenthum bekehrte. Er wurde aufs neue nach Asien gesandt mit Schreiben an die Fürsten dieser Gegenden und mit kostbaren Geschenken, deren Werth sich auf volle fünf Lacks Rupien belief. Ein Jahr nach seiner Abreise aus Petersburg kam er zu Yarkund an und dort ging er zum Mohammedismus über. Durch diesen Uebertritt und durch das Gewicht seiner Börse

*) S. Asiatic Journal, Dec. 1825.

**) In der jetzt empörten kleinen Bucharei.

gelangte er bald zu großem Ansehen, und, nachdem er unsere Absicht, jene Stadt zu besuchen, vereitelt hatte, gedachte er sich nach Ladakh zu begeben, starb aber auf den Höhen der Karakorumgebirge an einer Indigestion. Sein Diener Mohammed Fuhur ist hier angekommen; er besitzt aber nur sehr wenig von dem Verstande des Aga Mehdie, und ist so sehr den Ausschweifungen ergeben, daß er beinahe die sämmtlichen seinem Herrn anvertrauten Summen verschwendet hat, und daher schwerlich jemals nach Rußland zurückkehren wird. Aga Mehdie war als Kaufmann verkleidet, aber aus den Thatsachen, von denen wir die vollste Gewißheit erhalten haben, und aus den kaiserlichen Sendschreiben an den Rajah von Ladakh und Maha Rajah Rindschiet Singh, die er mit sich führte, geht hervor, daß der Handel keineswegs sein einziges Geschäft war, und daß der Kaiser Alexander eine Invasion in China (?) im Auge hatte; wozu bei der Lage von Ladakh und Kaschimir die Freundschaft der Fürsten dieser Landschaften unentbehrlich war. Durch den Tod seines Gesandten hat der Kaiser große Geldsummen verloren, und alle seine Entwürfe sind vereitelt worden. — Unser so langer Aufenthalt in diesem Lande ist nicht ganz unnütz gewesen. Vor einigen Monaten hat Moorcroft von der Regierung die Erlaubniß für alle brittische Kaufleute erhalten, mit Ladakh Handel zu treiben, oder ihre Waaren nach andern Gegenden durchzuführen; und jetzt ist der (ostindischen) Compagnie die Unterwerfung des Landes freiwillig angetragen worden (?). In sofern hat daher der Erfolg alle unsere Erwartungen übertroffen. — Mier Izzut Ullah *), ein sehr gewandter Mohammedaner von unserem Gefolge, ist nach Yarkund gegangen, um mit dem chinesischen Gouverneur für uns zu unterhandeln, und wir werden bald das Resultat erfahren. Auf diesem oder auf einem andern Wege werden wir in diesem Winter unsere Reise fortsetzen, und gegen das Ende des nächsten Jahres hoffe ich von Buchara zurückzukehren.

Auf die angeführten Briefe aus Leh folgt in der Sammlung, welche die Calcuttaer Zeitung mittheilt, ein zwei Jahre später vom 16 Juli 1823 von Kaschmir aus datirtes Schreiben: „Die Fortsetzung unserer Reise über Yarkund, heißt es in demselben, war dadurch verhindert worden, daß Kaschmirer Kaufleute den chinesischen Behörden vorstellten, wir hätten von Ladakh Besitz genommen, und unsere Absichten, um derentwillen wir Yarkund zu besuchen wünschten, wären politisch. Getäuscht in unserer Hoffnung, verließen wir Ladakh im Oktober, und kamen im verwichenen November in Kaschimir an, um durch Kabul zu gehen. Wir haben uns bereits neun Monate in Kaschmir aufgehalten, und denken in vier oder fünf Tagen nach Peschawer (am Flusse Kabul, einem Nebenflusse des oberen Indus) aufzubrechen.

Dieses Land ist das fruchtbarste und schönste in der Welt; das Clima ist herrlich, und die Einwohner desselben sind gewiß das klügste Volk in Asien. Die Natur hat es mit ihren reichsten Gaben gesegnet; aber die Unterdrückung, welche seine räuberischen Beherrscher seit den letzten 80 Jahren üben, hat es zu einem Schauplatze des Elends und der Noth gemacht, auf dem wir nur mit Schauder verweilen können. (Schluß folgt.)

*) S. das Tagebuch dieses Mohammedaners in der „Hertha" (6. Band S. 324 ff.

Russische Gesandtschaftsreise nach Bochara.

(Fortsetzung.)

Eine unbedeutend scheinende Veranlassung kann den Zorn der Kirgisen dergestallt reizen, daß sie nicht eher ruhen, als bis sie sich durch Feuer und Schwert Genugthuung verschafft haben. Als vor einigen Jahren die Bucharen den Kirgisen die verlangte Hülfe gegen die Kierier abschlugen, schnitt ein Kirgise seinem Pferd den Schweif ab, ging zu dem ersten Vezier in Bochara und sagte zu ihm: „Wie ich diesen Schweif von meinem Pferde trenne, so trenne ich mich von dir: ich werde in Zukunft euer erbittertster Feind seyn. So erklärte ein einzelner Kirgise der ganzen Bucharei den Krieg, den er sofort durch Hinwegnahme einiger Menschen und Kameele selbst eröffnete, und derselbe würde vielleicht im Fall einer bloß persönlichen Beleidung, ohne vorherige Rücksprache mit der Autorität des Fürsten, das gleiche zu thun kein Bedenken getragen haben.

Eines Tages waren die Reisenden Augenzeugen von kirgisischer Rechtspflege. Sultan Harun=Gasi hatte einen Pferdedieb von der Horde, den Verordnungen des Korans gemäß, zum Tode verurtheilt, auf die Verwendung einiger alten Kirgisen aber, welchen die Begnadigung des Verbrechers im Augenblick ihrer Vereinigung mit den Russen von glücklicher Vorbedeutung schien, die Strafe gemildert.

In dem Auftritt, der jetzt erfolgte, trat nun ganz wieder die rauhe kirgisische Sitte in die Stelle des muselmännischen Rechts. Der Dieb wurde halb nackt ausgezogen, ihm ein Stück schwarzer Filz auf den Rücken gehängt, und er so von zwei zu Pferde sitzenden Männern mit Peitschen genöthigt, nach dem nächsten Zelte zu laufen. Nachdem man ihm hier das Gesicht mit Ruß geschwärzt hatte, mußte er den nemlichen Weg mitten durch den Haufen der Umstehenden zurück machen. Nun ließ man ihn einen Strick, der einem Pferd an den Schwanz gebunden war, zwischen die Zähne fassen, und hinter dem Pferd, das in Gallopp gesetzt wurde, herlaufen. Mehrere Personen schlugen indessen tüchtig mit der Peitsche auf ihn los, und das übrige Volk, das bloß zusah, lachte aus vollem Halse. Nach einer Hetze von einigen Minuten band man ihn los, worauf er sich bei dem Sultan für die gnädige Strafe bedankte, und nicht mehr zu stehlen versprach. Schlimmer ergieng es aber dem Pferde des Diebs: es erlitt das Schicksal, welches anfänglich seinem Herrn bestimmt war; man schnitt ihm die Gurgel ab, und in einem Augenblick war es zerstückelt und zertheilt. Man könnte vermuthen, den Kirgisen wäre noch aus ihrer heidnischen Vorzeit etwas vom Begriff des Sühnopfers als einer stellvertretenden Genugthuung geblieben, wenn nicht der profane Lärm, das Geschrei und das Geraufe unter welchem die Exekution vor sich gieng, wahrscheinlich machte, daß es ihnen in dem letzten Akte blos um die leckere Mahlzeit zu thun war,

worauf sie, als auf die Gerichtssporteln, von Rechtswegen Anspruch hatten. —

Welch ein Unterschied als die Reisenden endlich das langweilige Flachland mit der gebirgigen Bucharei vertauschten! Ehe sie an den Djan-Deria gelangten, hatten sie so wenig eine bestimmte Straße vor sich, daß selbst ihre Führer sich kaum zu orientiren wußten, obgleich die Kirgisen nie eine Gegend vergessen, wo sie nur einmal in ihrem Leben gewesen sind.

Einige Male, besonders in den finstern Decembernächten, wenn sich die Karavane verspätet hatte, überließen sie sich geradezu der Leitung losgeschirrter Kameele oder Pferde. Denn da der Weg immer die Richtung nach den Orten nimmt, wo Wasser ist, so sind diese Thiere, die dasselbe auf eine große Entfernung wittern, sicherere Wegweiser als die Menschen, sofern zwar das Gedächtniß, nicht aber der Instinkt irren kann.

Bei Tag sind die überall zerstreuten Grabmäler, für welche die Sitte immer die höchsten Punkte auf den kleinen Sandhügeln wählt, gute Erkennungspunkte. In der Nähe des Sir-Deria werden diese Denkmale, an deren manche sich eine religiöse Verehrung anknüpft, so zahlreich und beträchtlich, daß sie ganzen Städten gleichen. Sie sind gewöhnlich aus einem mit zerhacktem Stroh vermischten Lehm gebaut, und die Trockenheit des Himmelsstrichs macht sie sehr dauerhaft. Reiche Kirgisen lassen zuweilen die Baumeister aus Bochara kommen, und bedienen sich statt des Lehms der an der Sonne getrockneten Backsteine.

Diese Grabmäler sowohl als noch mehr die zum Theil sehr weitläuftigen Ruinen, auf die man in der Nähe der Flüsse stößt, erinnern an eine vor-kirgisische Zeit, in welcher das Land ungleich mehr bevölkert und bebaut war. Um sämmtliche Ruinen herum liegen Felder, die durch eine Menge mühsam gegrabener Kanäle bewässert werden konnten, und auf ein vormaliges Vorhandenseyn eines thätigeren und kunstreichern Geschlechts schließen lassen. Von den Kirgisen erhielt man keine näheren Aufschlüsse über diese ältern Steppenbewohner: sie wußten blos, daß es die Nogaïs gewesen seyen, ein Name, den die Baschkiren auch ihren Voreltern beilegen. (Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart in ihren letzten Stunden.

(Schluß.)

Der Zug setzte sich in Bewegung. Zuerst kam der Sheriff mit seinen Beamten; dann folgten Pawlet und Drury, die Grafen von Schrewsbury und Kent, endlich die schottische Königin selbst, mit Melville, der ihr die Schleppe trug. Sie hatte das reichste ihrer Kleider angelegt, wie es sich für den Rang einer Königin-Wittwe eignete. Ihr Haarschmuck bestand aus feiner, mit Spitzen gesäumter Leinwand und einem zurückgeworfenen, bis zum Boden reichenden Spitzenschleier. Sie trug einen Mantel von schwarzem Satin, mit schwarzem Taffet gefüttert und mit Zobel verbrämt, mit langer Schleppe und weiten, bis auf den Boden hängenden Aermeln. Die Knöpfe waren von schwarzem Steine, in der Form von Eicheln, mit Perlen besetzt; der Kragen nach italienischer Art. Ihr Unterkleid bestand aus schwarzfigurirtem Atlas, und unter demselben trug sie ein, hinten offenes, Leibchen (bodice) von carmosinrothem Atlas, mit hochrother Sammteinfassung. Eine Kette von wohlriechenden Perlen mit einem goldnen Kreuze hing an ihrem Halse, und ein Rosenkranz unter der Brust.

Ihr Gang war fest, ihr Aussehen heiter. Weder vor dem starren Blick der Zuschauer, noch vor dem Anblick des Schafotts, des Blocks und des Henkers schreckte sie zurück, sondern trat in den Saal mit derselben Anmuth und Majestät, welche sie so oft in ihren glücklichen Tagen in dem Palaste ihrer Väter gezeigt hatte. Als sie die Stufen des Schafotts hinanstieg, bot ihr Pawlet seinen Arm. „Ich dank Euch, Sir," sagte Maria; „es ist die letzte Mühe, die ich Euch mache, und der annehmlichste Dienst, den ihr mir je erwiesen habt."

Die Königin setzte sich auf einen Stuhl, der für sie bereitet stand. Zu ihrer Rechten standen die beiden Grafen, zu ihrer Linken der Sheriff und Beal, der Rathsschreiber, vor ihr der Scharfrichter des Towers, in schwarzem Sammtkleide, mit seinen, ebenfalls schwarz gekleideten, Gehülfen.

Der Befehl ward verlesen, und Maria wandte sich mit lauter Stimme an die Versammlung. Sie wolle ihnen — sagte sie — ins Gedächtniß zurückrufen, daß sie eine souveräne Fürstin sey, nicht unterworfen dem Parlament von England, und nur der Ungerechtigkeit und Gewalt unterliegend. Indessen danke sie ihrem Gott, daß er ihr diese Gelegenheit gegeben, öffentlich ihre Religion zu bekennen, und zu erklären, so wie sie es auch früher schon oft erklärt habe, daß sie den Tod der englischen Königin niemals in Gedanken gehabt, noch zugegeben oder darein eingestimmt, noch ihr überhaupt je das geringste Leid zuzufügen gesucht habe. Nach ihrem Tode würden manche Dinge, die jetzt in Finsterniß begraben lägen, zu Tage kommen. Sie verzeihe aber von Herzen allen ihren Feinden, und nichts solle über ihre Zunge kommen, was zu ihrem Nachtheil ausschlagen möchte. — Hier ward sie durch Dr. Fletcher, den Decan von Peterborough, unterbrochen, der, so wie ihr Blick auf ihn fiel, ihn festhielt, zu predigen begann, und unter dem Deckmantel, vielleicht auch von wirklichem religiösen Eifer getrieben, den Gefühlen der unglücklichen Leidenden Hohn sprach. Er sagte ihr, daß seine Gebieterin, wenn auch gezwungen, ihren Körper der Gerechtigkeit zu überliefern, doch um das Heil ihrer Seele besorgt sey, daher sie ihn gesendet habe, sie zu der treuen Heerde Christi zu bekehren, indem sie aus der Gemeinschaft jener Kirche trete, in welcher, falls sie darin verharren sollte, sie verdammt werden würde. Sie werde Gnade vor Gott finden, wenn sie ihre Bosheit bereuen, die Gerechtigkeit dieser Strafe anerkennen, und öffentlich ihren Dank für die viele Gunst, die sie von Elisabeth empfangen habe, aussprechen wolle. — Maria bat ihn wiederholt, sich selbst und sie nicht so zu plagen. Er fuhr fort: sie kehrte sich seitwärts. Er ging um das Schafott herum und sprach sie wieder von vorne an. Endlich machte Graf von Schrewsbury dieser auffallenden Scene ein Ende, indem er ihm befahl das Gebet zu verrichten. Sein Gebet war

nur der Wiederhall seiner bisherigen Ermahnungen: Maria aber hörte ihn nicht. Sie war mit ihren Andachtsübungen beschäftigt, indem sie mit lauter Stimme und in lateinischer Sprache lange Stellen aus dem Buche der Psalmen wiederholte *). Hierauf betete sie in englischer Sprache für die bedrängte Kirche Christi, für ihren Sohn James, und für die Königin Elisabeth. Beim Schlusse rief sie, das Crucifix in die Höhe haltend, aus: „Wie deine Arme, o Herr, ausgestreckt waren am Kreuze, so empfange mich nun in die Arme deiner Gnade und vergib mir meine Sünden!" — „Madame," sagte der Graf von Kent, „ihr thätet besser ihr ließet solche papistische Lappereien, und trüget ihn im Herzen." Sie antwortete: „Ich kann die Darstellung seiner Leiden nicht in meinen Händen halten, ohne ihn zugleich in meinem Herzen zu tragen."

Als nun die beiden Dienerinnen, in Thränen gebadet, ihre Gebieterin zu entkleiden begannen, schlugen sich die Henker, welche befürchteten ihre gewöhnlichen Gebühren zu verlieren, hastig dazwischen. Die Königin machte Gegenvorstellungen, gab jedoch im Augenblick ihrer Rohheit nach, indem sie gegen die Grafen lächelnd bemerkte, daß sie nicht daran gewöhnt sey, sich solcher Hände zu bedienen, und sich in Gegenwart einer so zahlreichen Gesellschaft zu entkleiden. Als ihre Diener ihre Souveränin in diesem bejammernswerthen Zustande erblickten, konnten sie ihre Gefühle nicht zurückhalten. Maria aber gebot ihnen, den Finger auf ihre Lippen legend, Stillschweigen, gab ihnen ihren Segen, und bat sie für sie zu beten. Dann setzte sie sich noch einmal. Kennedy verband ihr mit einem goldgesäumten Sacktuche die Augen. Die Henker hielten sie bei den Armen und führten sie zum Blocke. Die Königin kniete nieder und sagte wiederholt mit fester Stimme: „In deine Hände, o Gott, befehl ich meinen Geist." Das Schluchzen und Wehklagen der Zuschauer aber brachte den Henker aus der Fassung. Er zitterte, verfehlte seinen Augpunkt, und schlug eine tiefe Wunde in den untern Theil des Schädels. Die Königin blieb bewegungslos; erst auf den dritten Streich ward ihr Haupt vom Rumpfe getrennt. Als der Henker es in die Höhe hob, waren die Muskeln des Gesichts so krampfhaft verzogen, daß man die Züge nicht mehr erkennen konnte. Er rief wie gewöhnlich: „Gott segne die Königin Elisabeth!"

„So sterben alle ihre Feinde!" setzte der Decan von Peterborough bei.

„So sterben alle Feinde des Evangeliums!" rief, in noch höherem Tone, der fanatische Graf von Kent.

Aber keine Stimme sagte Amen. Wer fühlen konnte, war versunken in Mitleid und Bewunderung.

*) Diese Stellen waren aus den Psalmen 31, 51, 91.

Die transatlantischen Staaten und Colonien am Schlusse des Jahres 1827.

(Fortsetzung.)

11.

Die Republik Argentina, oder die sogenannten Vereinigten Staaten des Platastromes (Estados unidos del Rio de la Plata); Buenos Ayres, Cordova, Mendoza, San Juan de la Frontera, S. Luis de la Punta, Rioja, Catamarca, Santiago del Estero, Tucuman, Salta, Tarija, Santa Fe, Entre Rios, Corrientes, und — Banda Oriental, 70,000 QM. 2,500,000 Einwohner — stellen seit ihrer Befreiung im Jahre 1810 das anziehende Schauspiel einer Föderativ-Republik in allen durch diese Verfassungsform bedingten Verwicklungen dar. Die durch Welthandel und den Umgang mit allen Nationen längst gebildeten Bürger der Stadt Buenos Ayres, und deren Regierung wünschten und bestrebten sich eifrigst die westlich und nordwestlich gelegenen Ortschaften, die bereits zur Zeit der spanischen Herrschaft mit der Stadt als Vicekönigreich Buenos Ayres vereinigt waren, wieder unter Einen Staat zu bringen, um dadurch eine Staatsmacht und einen Staatscredit zu begründen. Wirklich herrscht in dieser Handelsstadt ein herrlicher ächt republikanischer Geist, viel Gemeinsinn, Gastfreundschaft, Sinn und Neigung für freisinnige Bildung, selbst im Kreise der Frauen. Deutsche Reisende nennen Buenos Ayres das südamerikanische Hamburg. Doch eben dieß rege Leben, diese Befreiung von Vorurtheilen, und manche Localvortheile, erregen den Neid der landwärts einliegenden Staaten; Cordova unter Bustos, San Juan unter Quiroga-Facundo und Santiago unter Ibarra, wollen sich von der Hafenstadt (Porto, so heißt Buenos Ayres im Innern) nicht beherrschen lassen, wo so viele „Lutheranos" sind. Diese und andere Staaten, alle eigentlich nur Landstädtchen und Flecken mit einem angebauten Weichbilde, durch Wildnisse geschieden, nähren, gleich den Ständen des vormaligen deutschen Reichs, eine wahrhaft spießbürgerliche Eifersucht gegen ihre Nachbarn. Dazu kommt das Vorbild der Hartnäckigkeit, welches der Dictator Francia in Paraguay, dem fruchtbarsten, reichsten Bestandtheil des vormaligen Vicekönigreichs Buenos Ayres, giebt *), wodurch zugleich der früher betriebene, höchst vortheilhafte Verkehr auf dem Paranastrom völlig gehemmt wird. In Betracht dieses zerrütteten Zustandes der Republik Argentina, die eigentlich nur Buenos Ayres heißen sollte, muß es in Europa, wo alle Staaten mit Recht schon hinsichtlich der Kostspieligkeit, das Wagespiel des Krieges scheuen, sehr räthselhaft erscheinen, daß eine so wenig organisirte Staatsgesellschaft, eigentlich nur eine einzige Handelsstadt von etwa 50,000 Einwohnern, die an Volkszahl der Hauptstadt Bayerns nachsteht, und etwa ein Drittheil der jetzigen Bevölkerung von Hamburg enthält, sich erdreisten durfte, den Aufstand einer durch Sprache und Sitte verwandten Provinz, der Banda oriental, gegen ein benachbartes Kaiserreich zu unterstützen, ja, daß sie den Kampf gegen dasselbe ungeachtet der Blokade des Rio de la Plata, welche ihre Bevölkerung in die größte Noth versetzt, mit römischer Standhaftigkeit größtentheils siegreich besteht. Das Volk in der Umgegend des Uruguay und des Rio de la Plata griff, auf die Nachricht der Kaiser rücke an, um Buenos Ayres zu züchtigen und zu unterwerfen (M. s. die Proclamation des Präsidenten der V. Pl. St., Rivadavia, vom 16 December 1826) zu den Waffen und erkämpfte am 20 Februar 1827 den Sieg bei Ituzaingo, in dessen Folge ein Theil der südlichsten Provinz des brasilianischen Reichs, Riogrande do Sul, erobert ward. Argentinische Kaper umschwärmen die brasilischen Küsten und fügen dem Küstenhandel unsäglichen Schaden zu. Allem Anschein nach wird Brasilien sich daher genöthigt sehen, den so ungleichen Kampf durch Zugeständnisse zu enden und seinen Ansprüchen auf Montivideo, den Schlüssel des Platastromes, zu entsagen.

(Schluß folgt.)

*) M. s. historischer Versuch über die Revolution von Paraguay und die Diktatorialregierung von Dr. Francia. Ein Abschnitt der Reise nach Paraguay von J. R. Rengger und M. Longchamp. Stuttgart u. Tüb. 1827.

Berichtigung.

In der gestrigen Nummer (58) dieses Blatts S. 230 Sp. 1 Z. 18 v. u. statt „Vereinigung" l. „Einheit." Auf der nämlichen Seite Sp. 2 Z. 12 v. o. st. Heinrichs VIII l. VII.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 60. 29 Februar 1828.

Schwedische Literatur.

(Schluß.)

Der dritte Theil von Stagnelius Werken ist der, welcher die glänzendsten Triumphe seines Genies enthält. Aus einer so reichen Sammlung schöner Poesien, alle gleich ausgezeichnet in ihrer Art, ist es schwer ein einzelnes auszuwählen, das vor den übrigen zur allgemeinen Kenntniß zu kommen verdiente. Seinen Kyrkogarden (Kirchhof), seine Flyttfoglarne (Zugvögel) kann niemand lesen, ohne dem Verfasser derselben einen Platz unter den ersten Dichtern aller Nationen einzuräumen. Die Sammlung religiöser Gedichte, unter dem Titel: „Die Lilien von Scharon" würde ihm allein den Preis der Unsterblichkeit sichern. Selbst diejenigen seiner Gedichte, denen jene feinere Politur mangelt, welche nach Horaz nur durch das nonum prematur in annum verliehen werden kann, zeugen doch alle von dem tiefsten poetischen Gefühl. Um unsern Lesern eine Vorstellung von dem eigenthümlichen Geiste dieser Poesien zu geben, theilen wir hier eine worttreue Uebersetzung von ein Paar der kleineren lyrischen Gedichte mit:

FLYTTFOGLARNE.

Se foglarnes skara!
Till främmande land
De suckande fara
Fran Gauthiods strand.
Med vädren de blanda
Sytt klagande ljud.
„Hvar skola vi landa?
Hvart för oss ditt bud?"
Sa ropar den fjädrade skaran till Gud.

Vi lemna med oro
De Skandiska skär.
Vi trifdes, vi voro
Sa lyckliga där.
I blommande lindar,
Der nästet vi byggt,
Balsamiska vindar
Oss vaggade tryggt.
Nu sträckes mot okända rymder var flygt.

Med rosiga hatten
Pa lockar af guld,
Satt midsommarsnatten
I skogen, sa huld.
Ej kunda vi somna —
Sa däglig hon var —
Af vällust blott domna,
Tills morgonen klar
Oss väckte pa nytt fran sin brinnende char.

Ljuft träden da sänkte
Kring tufvor sitt hvalf,
Dem perlor bestänkte
Der törnrosen skalf.
Nu skoflat är eken,
Och rosen har flytt.
Af vindarne leken
I storm sig förbytt.
Af frostblommor hvita är majsältet prydt.

Hvad göra vi längre
I Norden? dess pol
Blir dagligen trängre,
Mer dunkel dess sol?

Die Zugvögel.

Sieh der Vögel Schaar!
In fremdes Land
Seufzend ziehn sie
Von Gauthiods Strand.
Mit dem Winde mischen sie
Ihren klagenden Schall.
„Wo sollen wir landen?
Wohin führt uns Dein Gebot?"
So ruft die gefiederte Schaar zu Gott.

Wir verlassen mit Unruh
Das Scandische Gestad;
Wir freuten uns, wir waren
So glücklich dort.
In blühenden Linden
Bauten wir das Nest;
Balsamische Winde
Wiegten uns sicher;
Nun geht in unbekannte Räume unser Flug.

Mit rosigem Kranze
Auf Locken von Gold
Saß Mittsommernacht
Im Walde so hold.
Nicht konnten wir schlafen —
So lieblich war sie —
Von Wollust nur träumen,
Bis der Morgen klar
Uns weckte aufs neue von seinem leuchtenden Wagen.

Schön senkte der Baum da
Um den Hügel sein Gewölb,
Bethaute mit Perlen
Der Dornrose Knospe.
Nun ist entlaubt die Eiche
Und die Rose ist entflohn:
Das Säuseln der Winde
Hat in Sturm sich verwandelt,
Mit Frostblumen weiß ist das Maifeld geschmückt.

Was weilen wir länger
Im Norden, deß Pol
Täglich wird enger,
Und dunkler dessen Sonne?

Hvad batar att qvida?
Vi lemna en graf;
Att fly i det vida,
Gud vingar oss gaf.
Sa varen oss helsade, brusande haf!

Sa foglarne quäda,
Pa skyndande färd,
Snard mottar de späda
En skonare verld,
Der rankorna skälfva
I almarnes topp,
Der bäckarne hvälfva
Blank myrten sitt lopp,
Och lundarne klinga af njutning och hopp.

När grymt sig förbytes
Ditt jordiska väl,
När höstvinden ryter,
Grat ike, O själ!
Det ler bortom hafven
Mot fogeln en strand.
Pa hinsidan grafven
Är äfven ett land,
Förgyldt af den eviga morgonens brand.

Was hilft alles Klagen?
Wir verlassen ein Grab;
Zu fliehn in das Weite
Gott Schwingen uns gab.
So sey uns gegrüßet, du brausendes Meer!

So singen die Vögel
Auf eiliger Fahrt;
Bald werden sie erreichen
Eine schönere Welt,
Wo die Ranken zittern
In der Ulme Gipfel,
Wo die Bäche winden
Unter Myrthen ihren Lauf,
Und die Haine klingen von Genuß und Hoffnung.

Wenn in Schmerz sich verwandelt
Dein irdisches Wohl,
Wenn der Herbstwind tobt,
Weine nicht, o Seele!
Es lacht über'm Meere
Dem Vogel ein Strand;
Und jenseits des Grabes
Ist auch noch ein Land,
Vergoldet von des ewigen Morgens Brand.

AMANDA.

I blomman, i solen,
Amanda jag ser;
Kring jorden, kring polen
Hon stralar, hon ler.
I rosornas anda,
I varvindens past,
I drufvornas must,
Jag känner Amanda.

När guldharpen klingar,
När vesten sig rör
Med susande vingar,
Amanda jag hör.
Allt, ängel! bestralar
Din himlagestalt,
Lik Skaparns, i allt
Din gudom sig malar.

Se! sjalarne ila,
Vid dodsängelns bud,
Till gyllene hvila
I famnen af Gud.
Se! floderne hasta
Med skummende fart;
I hafvet de snart
Sig danande kasta

Men aldrig min tranad
Till malet skall na,
Blek, suckande, hanad
Jag enslig skall ga:
Skall evigt, Gudinna!
Lik stjernan dig se
Högt öfver mig le,
Och aldrig dig hinna.

Amanda.

In der Blume, in der Sonne
Seh' ich Amanda;
Um die Erde, um den Weltkreis
Strahlet sie, leuchtet sie;
In der Rosen Hauch,
In des Frühling-Winds Wehn,
In der Trauben Most
Erkenn' ich Amanda.

Wenn die Goldharfe klingt,
Wenn der West sich regt
Mit säuselnden Schwingen,
Hör' ich Amanda.
Alles, Engel, bestrahlet
Deine Himmelsgestalt,
Gleich des Schöpfers, mahlet
Deine Gottheit sich im All.

Sieh! die Seelen fliehen
Auf des Todesengels Gebot
Zu goldenem Schlummer
Im Busen von Gott.
Sieh! die Fluthen eilen
Mit schäumendem Lauf,
In das Meer sie sich werfen,
Und verschwinden bald.

Doch nie wird mein Sehnen
Dem Ziele nah'n;
Bleich, seufzend, verhöhnet
Soll ich einsam gehn;
Soll ewig, o Göttin,
Gleich den Sternen Dich sehen
Hoch über mir lachen,
Und nie Dich erlangen.

Grundzüge der Geschichte der Philosophie bei den Chinesen.

(Fortsetzung.)

Confutse stellt die Familie als Basis der Gesellschaft auf, und (wie er überhaupt in dem unmittelbar Moralischen reine und vernünftige Gesinnungen zeigt,) beweist ziemlich gut, daß es besser sey mit Pietät gegen seine Eltern, mit Wohlwollen, Mäßigung, Gerechtigkeit, Offenheit, Uneigennützigkeit zu handeln. Er wird warm bei dem Gedanken an die Vortrefflichkeit, welche der Weise erreichen kann; aber er zeigt sich zu weich gegen den Verkehrten, Unmenschlichen, Leidenschaftlichen, Ungerechten, Betrügerischen, Habsüchtigen; und, außer in einigen Stellen, welche keinen Sinn hätten, wenn man sie nicht darauf

beziehen dürfte, spricht er nie deutlich von Immaterialität des denkenden Princips, von Freiheit des Willens, und den Folgen der guten und bösen Handlungen.

Das Schicksal dieser beiden Systeme und der Einfluß den sie auf die Nation welche sie hervorgebracht, gewonnen haben, ist ein interessantes Objekt für die Erforschung des Philosophen, und ohne Zweifel würde man bei einem Versuch, die Folgen derselben a priori zu bestimmen, auf völlig falsche Resultate kommen. Eine Sekte, welche von den ältesten Zeiten her so würdige Begriffe von der Gottheit hatte, oder die sich wenigstens von den gemeinen Ansichten, welche diesen großen Gedanken so oft entstellt haben, frei zu halten wußte, hätte, wie es scheint, durch consequentes Denken früher oder später die wahren Principien der socialen Moral entdecken sollen, und durch Anwendung jener erhabenen Betrachtungen, wodurch sie die negativen Attribute der höchsten Intelligenz erkannt, hätte sie die alles erforschende Analyse finden können, welche bei andern Völkern von der Theologie auf Metaphysik, von der Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten auf die Beobachtung der menschlichen Eigenschaften und des Mechanismus des Gedankens geführt hat. Auf der andern Seite, möchte man denken, daß die auf platter Hand liegenden Wahrheiten der Schule von Confutse, und ihre unbestimmten und tautologischen Definitionen der Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern, Fürst und Unterthan, Gatten, Brüdern und Freunden, der Menge, welche das Mysteriöse und Unbegreifliche liebt, eben so unzureichend hätten erscheinen sollen, als den Denkenden welche etwas Bestimmtes und Vernünftiges fordern. Allein gerade das Gegentheil geschah. Die Lehre von Confutse erhob sich zu der Stellung, die bei andern Völkern Staatsreligionen einnehmen. Durch die Consequenz, mit der sie gelehrt; durch den Eifer, mit der sie Fürsten und Großen gepredigt wurde; durch den negativen Charakter ihrer Dogmatik; durch ihr Anschmiegen an die Ceremonien des alten Naturdienstes, und sogar an die Anbetung von Hausgöttern, wodurch sie jedem frei ließ an ihre öffentlichen oder Privatgebräuche einen beliebigen Sinn zu knüpfen; verfolgt von Tyrannen, unterstützt von den Freunden der Ordnung, ist dieses System die Basis von Institutionen geworden, auf denen seit zwölf Jahrhunderten alle socialen Verhältnisse der Nation beruhen; seine Anhänger, haben sich der Staatsämter, der Bildung, des Reichthums, kurz alles dessen bemächtigt, was dem Menschen Kraft giebt, und haben so die alte Lehre, deren Hauptsätze sie sich angeeignet, beinahe erstickt, und ihre eigene Nation und die Fremden, welche sich darum bekümmert, überredet daß ihre Ansichten die alte reine Lehre der drei ersten chinesischen Dynastien seyen, und daß Confutse sie nur gesammelt und in ein Ganzes gebracht habe. Auf der andern Seite verloren die Anhänger der Lehre vom Tao (der absoluten Vernunft) durch ihre Entfernung von allen öffentlichen Aemtern und allen Vortheilen einer literarischen Bildung, ebenso viel als ihre Gegner gewannen. Der mythologische Stoff, welcher die Anwendung symbolischer Ausdrücke in ihre philosophische Sprache gebracht hatte, war wie ein Saamen des Aberglaubens, welcher sich mit den Fortschritten der Unwissenheit gleich entwickeln mußte. Die geheimen Wissenschaften entarteten in Charlatanerie und Betrügerei; die mystischen Gebräuche wurden zu lächerlichen Mummereien; das Mönchswesen führte Sittenverderbniß und Bettelei herbei, so daß die Vernunftlehrer in einen Zustand von Degradation fielen, der den erhabenen Namen, den sie entwürdigt haben, zu einem Ausdruck für alles Verächtliche und eine schamlose Marktschreierei machte. Durch einen begreiflichen Irrthum hat man nach dem, was diese Sekte jetzt ist, auf ihr früheres Wesen geschlossen, so daß man diesen modernen Aberglauben mit den Spuren der alten orientalischen Weisheit vermengt hat, welche die ältesten chinesischen Philosophen lehrten, und die noch mehrere Jahrhunderte nach Confutse in China vorherrschte.

Um die Zeit des Anfangs unserer Zeitrechnung verbreitete sich ein drittes System in China, das neue Ideen einführte, oder die ältesten wieder ins Leben rief — es ist der Buddhismus, dessen Ursprung und Geschichte wohlbekannt sind. Durch seine religiösen Formen, und eine Masse von Traditionen und abergläubischen Gebräuchen zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, erregte die Bewunderung vieler, den Unwillen anderer, und nahm bald eine bedeutende Stelle überall ein, wo der Proselitismus ihn hinverpflanzt hatte. Wie alle indischen Systeme (darin dem Geist der alten Welt getreu) vermischt er Philosophie und Theologie, und bedient sich des Götzendienstes als Schleier für Metaphysik. Es gehört nur wenig Scharfsinn dazu, sich hiervon zu überzeugen; allein man darf sich nicht wundern, daß sich ganze Nationen darin getäuscht haben; giebt es doch bei uns gebildete Menschen genug welche noch glauben, daß nach der Meinung der blinden Heiden Minerva eine junge Person war, welche auf einen Hieb mit der Axt gewaffnet aus dem Haupte Jupiters sprang; und daß der Ocean, der Vater der Götter, ein alter Mann gewesen, der am Ende der Welt wohnte. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß man sich über den Sinn der indischen Symbole getäuscht hat, obgleich eigentlich die Extravaganz derselben, nach ihrer wörtlichen Bedeutung, hätte darauf leiten sollen, daß man den geheimen Sinn, der darin niedergelegt sey, zu suchen habe. Dasselbe gilt von der Sprache, in der die Buddhisten die mystischen Ideen ausdrücken, welche die Basis ihrer geheimen Lehre bilden; denn um sie zu mißverstehen, muß man einer Masse von Menschen, worunter sehr gelehrte und vernünftige seyn mochten, einen Grad von Wahnsinn beilegen, den man ohne Noth seines Gleichen nicht zuschreiben darf. So ist es sehr gewöhnlich dem Schakia-Muni im Augenblick seines Todes folgende Worte in den Mund zu legen: „Man täuscht sich wenn man das erste Princip aller Dinge außerhalb des Nichts sucht. Aus diesem Nichts ist alles hervorgegangen, und alles wird dahin zurückkehren. Das ist der Abgrund wo unsere Hoffnungen enden." Dieß ist nach den Anhängern von Confutse die Grundlage der Ansichten dieses Gesetzgebers, und die katholischen Missionen haben sie mit einer Art von Fanatismus verdammt, so daß sie einer den quintessencirten Gipfel der Bosheit nennt; das Gefäß worin er enthalten sey, müsse wohl verkittet werden, denn eine genaue Untersuchung seiner Grundsätze zeige, daß die Kunst pharisäischer Heuchelei darin vollkommen gelehrt sey, so wie der Greuel atheistischer Gotteslästerung, und die verruchte

Ketzerei der modernen Neuerer. Mit weniger Bitterkeit haben neuere Schriftsteller den Buddhismus nicht günstiger beurtheilt, denn sie haben nach den Chinesen versichert, daß es die Lehre vom Nichts sey, daß nach Schakia-Muni das Nichts das Princip des Seyns sey, daß alle Wesen nur eine Scheinexistenz haben, kurz daß die buddhistische Metaphysik ein vollkommner Nihilismus sey.

Allein alle diese Vorwürfe beruhen nur auf einer Sylbenstecherei, die man sich bei einigem Nachdenken hätte ersparen können, denn wen wird man überreden können zu glauben, daß ein vernünftiger Mensch im eigentlichen Sinn und ohne Bild habe sagen können, daß das Nichts das Seyn geschaffen habe, daß die Nichtexistenz das All hervorgebracht, daß das absolut Leere der Grund der Welt sey? Sind nicht diese Ausdrücke so handgreiflicher und offenbarer Unsinn, daß man den, der sie im Ernste wiederholt, für wahnsinnig erklären müßte, und ist man nicht eben dadurch genöthigt zu untersuchen, ob diese Formeln nicht etwas Zweideutiges haben, das uns Hoffnung ließe bei genauerer Betrachtung in der scheinbaren Absurdität einen Sinn zu finden? Dieß ist schon bei einer oberflächlichen Untersuchung dieser buddhistischen Sätze durch unbefangenere Richter geschehen. Die Worte, welche man durch Nichts, Nichtexistenz, das Leere übersetzt, und wonach man zwar spitzfindigen, aber doch vernünftig organisirten Menschen wahnsinnige Lehren zugeschrieben hat, bedeuten nur die Negation materieller Attribute, der Körperlichkeit und der Ausdehnung. Wenn man aber zugleich findet, daß von diesem Nichts gesagt wird, es habe kein Herz um es zu bewegen, keinen Gedanken, es zu betreiben, keinen Verstand, damit zu schließen; daß es einfach, rein, unkörperlich, unveränderlich, unverderblich, vollkommen, intelligent sey; daß alles aus ihm komme, und zu ihm zurückkehre; daß es das Urprincip und die Ursache aller Dinge sey: kann man da den Sinn einer solchen Benennung mißverstehen, und etwas anderes darin finden, als das Absolute der Pantheisten, die Ursubstanz, die keine Attribute und Verhältnisse hat, die unabhängig von allem existirt, in der alles ist, kurz eine der Formen, welche die Einbildungskraft des Menschen dem höchsten Wesen leiht, und eine deren Bildung wenigstens ebensoviel Erhabenheit und Kraft des Geistes voraussetzt, als jede andere, wenn sie auch nicht besser als die andern die unaussprechliche Würde ihres Gegenstands ausdrückt. So stehen die Buddhisten in ihrem Grunddogma auf derselben Linie, wie die Braminen von der Schule der Vedanta, wie die Stoiker, die Sufi's, die gelehrteste und reinste aller muhammedanischen Sekten, und wie einige neue Schulen des gebildeten Abendlands. Man kann ihnen freilich die Spitzfindigkeit ihrer Lehren vom beschaulichen Leben, und einen ungemessenen Mysticismus vorwerfen, allein eben diese Fehler sind der großen Einfalt, die man bei ihnen voraussetzt, völlig entgegengesetzt; denn sie sind Folge unausgesetzten Grübelns über Dinge, in denen der Mensch nie zur Klarheit kommt. Sobald man aber zugiebt, daß die Anhänger dieser Religion den Begriff von Geist, verschieden von der Materie und ihr entgegengesetzt durch seine höhere Natur und seine Attribute, haben, so sehen wir in dem, was früher in ihrer Geheimlehre dunkel und widersprechend war, eine Reihe von Ideen und Ansichten, welche eine, wo nicht hinreichende, doch beachtenswerthe Auflösung der großen Räthsel der Existenz enthalten.

Das Leere oder das Absolute ist zwar seinem Wesen nach ewig, unveränderlich und unabhängig, aber doch hat sein Urzustand sich in einen minder vollommenen verändert, wo die Scheinexistenz der Materie die Abhängigkeit, die Veränderlichkeit, die Zeit, die Individualität und die materiellen Zustände und Verhältnisse, welche davon abhängen, wie Gedanken, Gefühle, Leidenschaften, hervorgebracht hat. So sind alle Wesen in größern oder kleinern Entfernungen von dem Urwesen, und haben eine mehr oder minder große Neigung sich ihm wieder zu nähern. Der Mensch hat vor seinen Augen den Bilderspiegel, den man Welt nennt; wenn er stirbt so wenden sich seine Blicke von den eiteln Bildern, welche er ihm zuwarf, und sie haben aufgehört für ihn zu existiren, oder vielmehr, sie haben nie wirklich existirt. Die Seele des Menschen muß gleichsam über einen breiten Fluß setzen, um sich dem großen Wesen zu nähern, und sich mit ihm zu vereinigen; im Uebersetzen verliert sie alles, was ihre Natur verkehrt hatte, ihre Leidenschaften, Gefühle, Neigungen, Gedanken, und ihre Ichheit; aber die Meditation, die eben das Mittel ist, diese Unvollkommenheiten abzuwerfen, giebt ihr an wahrer Intelligenz was sie an Scheineigenschaften verliert. Sie ist unzerstörbar, und nähert sich, solange sie durch individuelle Existenz an die drei Welten gebunden ist, dem Aufgehen im Absoluten, das ihr Ziel ist, durch Beherrschung und Vernichtung ihrer materiellen Kräfte, oder entfernt sich von ihrem Zweck durch Nachgiebigkeit gegen ihre Neigungen. Das Ziel, dem sie nachstreben muß, ist Vernichtung des Ich, und die verschiedenen Grade von Unvollkommenheit, welche sie davon trennen, sind in der exoterischen Lehre durch die Stufen der Seelenwanderung, vom Thiere bis zu den Genien, bezeichnet. Daher sind auch in dieser Lehre die gereinigten Menschen, — wie die Rahan, die Incarnationen des ersten und zweiten Grads, genannt Buddha's und Buddhisatwa's, endlich die Deva's, welche die Buddhisten aus der braminischen Mythologie beibehalten, — keineswegs Götter, sondern Seelen, welche in dem Pfad der Reinigung mehr oder minder bedeutende Fortschritte gemacht haben. Dabei gelten die tugendhaften Handlungen freilich für ein Mittel, allein das wirksamste ist die Contemplation und die Extase. Daher kommt diese Neigung zur Unthätigkeit, welche diese Sekte mit den alten chinesischen Philosophen theilt, und welche gegen beide Schulen die heftigen Anklagen der Anhänger von Confutse erregt, und zum Theil gerechtfertigt hat; denn die Wirkung welche die Einführung des Buddhismus überall hervorgebracht, sind zahllose Mönchsklöster, eine mehr oder minder theokratische Regierung, und die Unterdrückung der Kraft und Männlichkeit, welche zur völligen Entwickelung des menschlichen Geistes nothwendig sind. Tibet und die Tartarei sind dieser Erschlaffung unterlegen, aber die literarischen Institutionen von China haben sie mit Erfolg bekämpft.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 61. 1 März 1828.

Die Gemäldeausstellung im Louvre zu Paris im Jahre 1827. *)

Die alte französische Malerschule nahm ihren Ursprung unter der Regierung Ludwigs des XIV; beinahe von ihrem ersten Beginn an in eine Akademie vereinigt, zeigte sie sich bald — wie jede Corporation — handwerksmäßig und feindselig gegen überlegene Talente; Männer von Genie, wie Poussin und le Sueur, die in ihren Werken andere Eigenschaften suchten, als eben nur Leichtigkeit in der Handhabung des Pinsels und geschickte Ausführung, stieß sie von sich zurück, und so entfernte sie sich immer mehr von der historischen Wahrheit und von der Nachahmung der Natur, und erreichte endlich gegen das Ende der Regierung Ludwigs des XV den höchsten Grad des Verfalls.

Damals fing die große Bewegung an, welche wir die französische Revolution nennen; die Künste konnten nicht ermangeln, daran Theil zu nehmen. Das Publikum, das sich mit Widerwillen von den Gemälden abwandte, in denen der schlechte Geschmack sich nicht weniger in der Wahl des Gegenstandes, als in der Art, wie derselbe dargestellt wurde, offenbarte, verlangte zuvörderst mehr Ernst und Würde in den Compositionen. Vien, Greuze und Vincent waren die ersten Reformatoren. Da die Reaction gegen eine Schule gerichtet war, deren Hauptfehler die Affectation einer gewissen Grazie und der gänzliche Mangel an Wahrheit waren, so mußte man vor allem suchen, sich der Natur zu nähern und mehr Simplicität in den Ausdruck zu legen. Die Gemälde Greuze's bezeugen, daß dieses Streben keineswegs erfolglos war. Seine Werke haben noch etwas von der Unkorrektheit seiner Vorgänger; aber an Natürlichkeit und Naivetät sind sie nicht übertroffen worden.

Wie bei jeder Reaction schritt auch hier der Neuerungsgeist unaufhaltsam vorwärts, bis er die Grenze des entgegengesetzten Extrems erreicht hatte. Nachdem die französische Schule die Wahrheit der Natur gewonnen hatte, verlangte sie die äußere Vollendung und bald die Schönheit des Ideals. David, welcher in den Versuchen, mit denen er aus der Schule Vien's hervortrat, sich nicht von der Linie entfernt hatte, die allen seinen Zeitgenossen zur Richtschnur diente, entfaltete zum erstenmale die wahre Tendenz seines Genies in seinem Belisar. Nach einem zweiten Aufenthalte in Rom, wo er sich mit glühendem Eifer dem Studium der Antike hingab, componirte er seinen Schwur der Horatier. Eine große Correctheit der Zeichnung, in welcher die Natur noch nicht der Nachahmung der Antike aufgeopfert ist, eine Composition von der edelsten Simplicität, worin die Begeisterung des Künstlers sich indessen bereits mit der Anordnung des antiken Basreliefs in Einklang gesetzt hat, charakterisiren dieses schöne Werk. Wir finden jedoch in der fortschreitenden Entwicklung der Ideen des Künstlers einen nicht geringen Abstand dieses Gemäldes von der Auffassung der Sabinerinnen, die eine reine Wiedergeburt der Formen der griechischen Sculptur und der wahre Typus des sogenannten classischen Styles sind.

Diese Revolution in der Kunst ging in dem Schoße einer politischen Revolution vor sich, die gleich jener die die Ansichten, Ideen und Institutionen von Griechenland und Rom zu ihrem Vorbilde genommen hatte. Der Republicanismus der Alten war an der Tagesordnung; man mischte ihn in alles, man wollte ihn auf alles anwenden. Alle Gemälde waren griechisch oder römisch, entweder durch den Stoff, oder doch wenigstens durch das Costüm. Bei den antiken Formen der Malerei, wie der Gesetzgebung, sah man ausschließlich die Idee der antiken Freiheit herrschen. David, dessen Talent vorzüglich das der Reflexion war, arbeitete unter diesem doppelten Einfluß. — In dem Schwure vom Ballhause, in dem Tode von Barras, in den Gemälden, die Marat und Lepelletier darstellen, hat er den Ideen seiner Zeit die Formen der antiken Zeichnung geliehen; wie er in seinem Schwure der Horatier, in seinem Brutus und in den meisten Compositionen, die nach seinem Tode aufgestellt worden sind, antiken Gegenständen das Gepräge derselben Ideen gegeben hatte. David war kein Colorist und im allgemeinen fehlt es seinen großen Compositionen an Leben; aber solange er unter dem Einflusse jener politischen Leidenschaften stand, die sein Talent entwickelt und sein ganzes Leben bewegt hatten, trugen alle seine Gemälde den Stempel einer seltenen Kraft. Wenn man die unermeßlichen Schwierigkeiten bedenkt, welche das Talent dieses großen Künstlers in wenigen Jahren überwunden hatte, wenn man die so edle und wahre Zeichnung der Horatier mit den unförmlichen Versuchen seiner Vorgänger vergleicht, und sieht, wie fast alle gleichzeitigen Maler seine Bahn verfolgen und weit hinter ihm zurückbleiben, so kann man nicht umhin, schon deshalb David als einen seines großen Namens vollkommen würdigen Mann anzuerkennen, weil er beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch allen Erzeugnissen der Kunst sein Siegel aufgedrückt hat.

*) Aus dem ersten Hefte des neuen, unter vielversprechenden Auspizien erscheinenden Journals: Revue française.

Nicht bloß die Maler, welche mit ihm Frankreich verherrlichten, haben sich, mit Ausnahme von zweien, sämmtlich nach seiner Schule gebildet, auch die ausgezeichnetsten Bildhauer und Kupferstecher Frankreichs haben ihre Richtung und die Ausbildung ihres Talents seinen Lehren zu verdanken.

In dem Augenblicke, wo David's Ruhm seinen Culminationspunkt erreichte, fingen mehrere neue Talente sich zu zeigen an. Gros, Gerard und Girodet, in dem Atelier von David gebildet, Guerin, ein Schüler Regnault's, und Prudhon, der selbstständig sich entwickelt hatte, zogen zugleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich — Girodet und Guerin, indem sie die Richtung der Schule verfolgten, Gerard, Gros und Prudhon, indem sie sich unabhängig neue Bahnen brachen. Aber auch Girodet und Guerin, obgleich sie David's systematischen Gang annahmen, beschlossen doch jeder mit eigenthümlichem Zweck und mit verschiedenen Mitteln über die Grenze hinauszugehen, an welcher der Stifter ihrer Schule stehen geblieben war. Der erste suchte das Ideal der Schönheit in der Form, der zweite im Ausdruck. Der schlummernde Endymion ist dasjenige unter Girodet's großen Werken, in welchem er dem Ziele, das er sich vorsteckte, am nächsten gekommen ist. Formen von einer bewunderungswürdigen Schönheit, denen aber zuweilen die Biegsamkeit (souplesse) fehlt, Köpfe, in denen der griechische Ausdruck nicht selten übertrieben ist, die aber dennoch einen großen Charakter behalten, zeichnen seine ersten Arbeiten aus. In seinen spätern Produkten sieht man zu sehr das Studium und selbst die Affectation.

Guerin, sein Nebenbuhler, trat zuerst mit dem Gemälde der Rückkehr des Marcus Sextus auf. Unter einer andern politischen Ordnung der Dinge hatte er, wie einst der Schöpfer des Brutus, die Ideen der Zeit unter antiken Formen dargestellt. Dieses Gemälde erhielt einen unermeßlichen Beifall; und obgleich die Wahl des Gegenstandes einen bedeutenden Antheil an diesem Triumphe hatte, so war derselbe doch gewiß durch den wahren und tiefen Ausdruck der Köpfe und durch eine der großartigsten Compositionen wohl verdient. Das tiefe Gefühl und das Gemüth Guerin's finden wir in allen seinen Werken wieder. Seine Phädra, seine Andromache, seine Dido, sein Aufstand von Cairo tragen sämmtlich dieß edle Gepräge. Aber da er es sich allzustreng zum Gesetz machte, sich nie von der Zeichnung der Antike zu entfernen, so hat er sich ungeachtet seiner Vollendung, um die Mannigfaltigkeit der Natur zu ersetzen, die ihm abgeht, genöthigt gesehen, den Ausdruck seiner Figuren zu übertreiben und zu Ansichten seine Zuflucht zu nehmen, die mehr geistreich als wahr sind.

Zu der Zeit, als Gros zuerst im Gebiete der historischen Malerei auftrat, hatte die abstracte Idee der Freiheit, welche in den ersten Zeiten der Revolution herrschte, bereits der Trunkenheit des militärischen Ruhmes Platz gemacht. Gros theilte diesen Enthusiasmus; er malte die Schlachten der Republik, und die Energie der Scenen, welche seine Gemälde wiedergaben, scheint seinen Geist durchdrungen zu haben. Er glaubte nur der Schule David's zu folgen, als er bereits das originellste und freiste Talent entwickelte. Ein bewunderungswürdiges Colorit, ein Leben in der Composition, dem nur Rubens Meisterwerke gleich kommen, und eine Freiheit in der Ausführung, die sich über alle Theile seiner ungeheuren Arbeiten gleichmäßig verbreitet, dieß sind die Eigenschaften, welche seine Schlachten von Abukir und von Nazareth und die Pestkranken von Jaffa an die Seite der schönsten Produktionen der Kunst stellen.

Als das Kaiserthum auf das Consulat folgte, wurde David zum ersten Maler des Kaisers ernannt; aber sein Talent konnte in bloßen Prunkgemälden sich nicht entfalten; er blieb unter seinem Namen. Auch das schöne Talent von Gros fand sich hier eben so wenig in seiner Sphäre. Er hatte mit energischer Wahrheit die Soldaten der Republik dargestellt; die Höflinge des Kaiserreiches behielten unter seinem Pinsel zu oft die Haltung von Emporkömmlingen. Um diesen Hof zu malen bedurfte es den ganzen Geist, den ganzen Geschmack eines Gerard.

Auch Gerard war zuerst während der Revolution hervorgetreten, unter dem doppelten Einfluß der classischen Schule und des politischen Enthusiasmus dieser Epoche. Sein Belisar und eine Reihe von Gemälden, welche Volksaufstände darstellten, hatten den Umfang seines Talents gezeigt; begabt indessen mit dem feinsten und gewandtesten Geiste, wußte er sich in alle Formen zu schmiegen. Alles kündigt in seinen Werken einen Mann an, der sich ausgezeichnet hätte, welche Bahn er auch verfolgt haben möchte. Andere Maler haben Gemälde von glänzenderem Colorit und größerer Wirkung hervorgebracht; aber niemals ist der Schöpfer der Schlacht von Austerlitz und des Einzuges Heinrich's IV in der Kunst übertroffen worden, eine große Scene zu combiniren und ein großes Ereigniß mit Würde darzustellen. Alle Schwierigkeiten mit bewunderungswürdigem Tact vermeidend, nie die Grenzen überschreitend, welche die Kunst anerkennen muß, zeigt Gerard sich durchaus als den Maler der Gebildeten in der feinen Welt. Man sieht ihn in seinen zahlreichen Porträts seine eigene Anmuth, seine eigene Würde Personen leihen, die nicht selten beider ermangelten, ohne die Individualität jener Personen zu verwischen. Eine Sammlung seiner Porträts würde eines der kostbarsten und wichtigsten Denkmäler der Geschichte seiner Zeit seyn.

Prudhon's Talent wurde während seines Lebens wenig anerkannt. In entschiedenem Gegensatze gegen die classische Schule zog er sich den Vorwurf zu, noch zu sehr der alten Schule Boucher's anzuhängen. Vielleicht war ihm von dieser Schule jenes gesuchte Graziöse geblieben, das an Affectation grenzt; aber die lieblichste Empfindung, eine stets poetische Composition, stets neue und originelle Ideen haben ihm nach seinem Tode einen Ruhm gebracht, den Neid und Vorurtheil ihm bis dahin bestritten hatten.

So haben von den fünf berühmtesten Malern nach David nur zwei die Bahn verfolgt, die er vorgezeichnet hatte; und da auch sie ihren Arbeiten einen eigenthümlichen Character gaben, waren sie die Fortsetzer und nicht die Copisten seiner Schule, deren fortschreitende Entwicklung mit ihnen endete, obwohl auch noch andere Maler

sich auszeichneten. Zu diesen gehören Drolling, Langlois, Abel de Pujol, Couder und Picot. Ihren Gemälden, die durch schöne Ausführung, correcte Zeichnung und historische Treue empfohlen werden, fehlt die Originalität. Bald kam — mit ihnen, oder in ihrem Gefolge — jene Menge frostiger Copisten, die das ausbildeten, was man einen Styl nennt. In allen ihren Gemälden findet man übereinstimmend eine steife und gedehnte Zeichnung, widersinnige Nacktheiten und Draperieen nach dem Muster der Orgelpfeifen; außerdem weder historische Wahrheit, noch individueller Character. Die alte Fabel, das Mittelalter, moderne Gegenstände — Alles ist nach demselben Leisten zugeschnitten. Indem sie den vollkommenen Gegensatz zu den Produktionen bildeten, die man Gemälde aus der Schule von Boucher und Vanloo zu nennen pflegte, machten sie eine Reaction eben so unvermeidlich, als sie es vor vierzig Jahren aus den entgegengesetzten Motiven gewesen war.

In der Gemäldeausstellung von 1812 zeigten sich die ersten Symptome dieser Reaction. Ein Gemälde von Paulin Guerin zog die Aufmerksamkeit auf sich durch eine wahre Composition, schöne nach der Natur copirte Formen, ein glänzendes Colorit und malerischen Effect. Auch das erste Auftreten Gericault's fällt in dasselbe Jahr; es stellte einen Chasseur zu Pferde dar, eine Skizze die bereits alle Eigenschaften seines Genies im Keime enthielt. Bei der Ausstellung von 1816 waren die Säle des Louvre mit Gelegenheitsgemälden angefüllt, die größtentheils ursprünglich für die Regierung des Kaisers berechnet, nur retouchirt und den veränderten Umständen angepaßt waren, was die bizarresten Ungereimtheiten in Figuren, Stellungen und Costümen hervorbrachte. Man stellte außerdem eine Reihe von Gemälden aus, welche die Schule seit ihrer Gründung ausgezeichnet hatten. Das Publikum, bereits durch die schlechten Nachahmungen, die es davon gesehen, ermüdet, blieb kalt und bewies so, daß die classischen Erinnerungen viel von ihrem Interesse verloren hatten.

Und gewiß, Erinnerungen ganz anderer Art beschäftigten damals die Gemüther; eine ganze gleichzeitige Epoche, voll der wunderbarsten Ereignisse, war durch eine große Katastrophe dem Gebiete der Geschichte anheim gefallen; die Ereignisse dieser Epoche waren es, deren Darstellung man jetzt von den Künsten forderte. Dieß war der Quell, in dem Horace Vernet seine Begeisterung schöpfte, hier fand er die Elemente seines so fruchtbaren und mannigfaltigen Talents. Die Gegenstände seiner Gemälde waren alle in unserer Nähe; die Localfarbe mußte ihr unterscheidender Character werden. Ein Schüler Vincent's, hatte sich Horace Vernet mehr als irgend ein anderer Maler seiner Zeit frei erhalten von dem Einfluß und der Herrschaft, welche die classische Schule übte. Er war mit jener Leichtigkeit der Ausführung begabt, die alles, was sich dem Geiste darstellt, ohne Mühe wiedergibt; er hatte ausserdem den großen Vortheil selbst die Wirkungen eines Schlachtfeldes an Ort und Stelle gefühlt zu haben; alles vereinigte sich daher, um das Talent zu unterstützen, welches vor allen andern geeignet war, die großen Erinnerungen des französischen Nationalruhms wieder zu erwecken. Man sah den bedeutenden Unterschied des Interesses, das ein lebendiges und treues Bild des kriegerischen Lebens haben müsse, von dem jener Studienschlachten, die zur Zeit des Kaiserthums gemalt wurden, und in denen griechische Statuen, mit französischen Uniformen bekleidet, französische Armeen darstellen. Man kann sagen, daß Horace Vernet in seiner Kunst das ist, was Berenger in der Poesie: der Maler des Nationalschmerzes und eines dahingesunkenen Ruhmes. Vielleicht würde unter der Regierung des Kaisers sein schönes Talent ihn nicht weiter geführt haben, als ein Maler der Macht zu werden: der Fall des Kaiserthums machte ihn zu dem populärsten Maler, der je existirt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Grundzüge der Geschichte der Philosophie bei den Chinesen.

(Fortsetzung.)

Die Schule von Confutse hat die buddhistischen Lehren in unzähligen Widerlegungen, und auf eine höchst bemerkenswerthe Art angegriffen, indem sie immer mit größter Energie die Lehre vom Nichts und der Unthätigkeit bestreiten, während sie kaum mit einigen Worten den Unsinn der Cosmogonie und der Mythologie berühren; ein Beweis, daß diese weder von den Anhängern noch von den Gegnern der Lehre im Ernste genommen werden, und daß man sich wohl bewußt ist, daß es sich um ein philosophisches System handle, dessen moralische Folgen allein verdienen die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich zu ziehen.

Manche chinesische Schriftsteller haben auf den äußern Unterschied dieser verschiedenen Lehren nur wenig, und auf die Verschiedenheit der mythologischen Sagen gar keinen Werth gelegt, und die absolute Vernunft der Schule von Lao-tsé, die Weltordnung von Confutse, und das absolute Nichts der Buddhisten für gleichbedeutende Ausdrücke Einer und derselben Idee gehalten. Es giebt sogar ein sehr bekanntes Sprüchwort, daß die drei Lehren nur Eine seyen, so daß die äußern Formen, welche sie unterscheiden, und denen man im allgemeinen sehr wenig Werth beilegt, nur willkürliche Verschiedenheiten im Ausdruck wären, wie sie der Verlauf der Zeit und weitere Ausbreitung hervorzubringen pflegen. Die Kaiser aus der gegenwärtig regierenden tartarischen Familie gehören unter diese Eklektiker, welche die drei Arten von Cult verbinden, ohne Zweifel weil sie die Einheit der Principien und der Dogmen annehmen. Man könnte allerdings sagen, daß alle drei Lehren in ihrer ursprünglichen Reinheit eine von der Materie verschiedene ewige Urkraft annehmen, nur mit dem Unterschied daß die Tao-sse seine Intelligenz, Confutse die Reinheit seines Wesens, als Basis der Weltordnung und des Guten, endlich die Buddhisten seine absolute Vollkommenheit im Gegensatz gegen die Materie, welche nur als eine vergängliche Erscheinung des wahren Seyns erscheint, vor allem herausgehoben haben. Uebrigens ist es leicht Ideen zu verbinden, welche unter einander eine nothwendige Analogie haben, und die beinahe nothwendig zusammenfließen, sobald man sich auf eine gewisse Höhe der Abstraction erhebt, weil es unmöglich wird, sie zu unterscheiden. Abgesehen jedoch von der Schule von Confutse, welche von Anfang an auf die Lehre von den göttlichen Dingen verzichtet hat, um sich auf angewandte Moral

und Politik zu beschränken, kann man die große Analogie nicht läugnen, zwischen den Lehren der Schule der Absoluten Vernunft, welche als ursprünglich chinesisch gilt, und denen der Buddhisten, welche vor 1800 Jahren aus Indien in China eingeführt wurden; eine Analogie welche sowohl die Grundlagen der Lehre als die Einzelheiten des Volksglaubens betrifft, und welche sich auf verschiedene Art erklären läßt. Die Menschen sind durch ihre, allen gemeinschaftliche Organisation nicht nur in der Zahl der Wahrheiten, welche sie entdecken können, beschränkt, sondern es sind ihnen sogar die möglichen Wege vorgeschrieben, auf denen sie sich verirren können, so daß sie in allen Zeiten und bei allen Völkern in dieselben Irrthümer fallen, und einen Kreis durchlaufen, der sie beständig auf dieselben Punkte zurückführt, ganz unabhängig von aller Verbindung und allem Einfluß der Traditionen. So erzeugt sich der Pantheismus, der Idealismus und der Mysticismus, der daraus folgt, ganz natürlich an einem dieser Punkte der Kreisbahn des menschlichen Geistes, als eine nothwendige Wirkung der Verblendung, welche ein zu starres Anschauen des großen Schauspiels der Natur hervorbringt. Die Liebe Gottes führt weiche Seelen dahin, und die Wunder der Schöpfung kräftige Geister. Wir haben in unserer Zeit diese Ansichten im Abendland entstehen sehen, ohne daß die alten Systeme des Orients hinlänglich bei uns verbreitet wären, um die Erscheinung von ihnen abzuleiten; und China hätte ohne Zweifel vor dreitausend Jahren dasselbe Schauspiel darbieten können. Allein der Zustand der Bildung dieses Landes in jener Zeit erlaubt uns zu zweifeln, ob diese geistige Bewegung ganz von China ausgieng, und einige verworrene Sagen, einige fast verwischte Erinnerungen, eine gar zu starke Analogie in den systematischen Ausdrücken, und der Gebrauch von Bildern und Symbolen berechtigt uns das Gegentheil anzunehmen. Nur vom Abendland konnte China das Dogma von der Vernunft, von der Dreieinigkeit, Ihu, von der schöpferischen oder ordnenden Kraft, von dem Hauch der den Geist und die Materie verbindet, vom Microcosmus, von der Erwartung eines Heiligen zur Wiederherstellung der Unvollkommenheiten des physischen und moralischen Alls erhalten haben, so wie es gewiß den 19 jährigen Cyclus der Intercalation, die wahre Jahreslänge, selbst die Fabeln über die astronomischen Operationen des mythologischen Kaisers Jao, und die Geburt von Fo-si aus einer Blume, so wie manches andere, was hier nicht aufgezählt werden kann, dorther erhalten hat. Wenn man übrigens diese zerstreuten Züge sammelt, welche zu beweisen scheinen, daß die verschiedenen Völker des Orient vor dem Anfang der Geschichte, so weit wir sie kennen, unter einander Verbindungen hatten, so muß die Critik sorgfältig die mythologischen und modernen Sagen ausscheiden, welche durch eine willkürliche Vermischung der Traditionen dieser nun rivalen Sekten entstanden sind, und die nichts beweisen, als ihre gleich große Begierde sich mit allen abergläubischen Thorheiten zu bereichern, welche sie auffinden können; dann muß die Critik entscheiden, ob das Vaterland der chinesischen Lehren in Indien, das seine Ideen auf allen Seiten hin ausgebreitet hat, zu suchen sey, oder in Babylon, Persien und Phönicien, wie Remusat anzunehmen scheint. Allein dieß sind weitaussehende, schwierige Untersuchungen, zu denen hier kein Raum ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die transatlantischen Staaten und Colonien am Schlusse des Jahres 1827.

(Fortsetzung.)

12.

Brasilien, ein Land von 127,000 □M., aber nur mit 5,000,000 Einwohnern, die in einzelnen von einander getrennten Gegenden im Innern und an der Küste zusammengedrängt sind. Die gegenwärtigen 18 Provinzen — Pará, Maranhao, Piauhy, Ciará, Rio grande do Norte, Parahyba do Norte, Pernambuco, Alagoas, Sergipe d'El Rey, Bahia, Espiritu santo, Rio de Janeiro, Santo Paulo, S. Catarina, Rio grande do Sul, Minas geraes, Goiaz und Matto grosso — bildeten zur Zeit der portugiesischen Herrschaft kein gemeinsames Ganze; die einzelnen Governos wurden von Lissabon aus regiert; Para, Maranhao, Parahyba, Pernambuco und Bahia kümmerten sich wenig um die Hauptstadt Rio de Janeiro. Erst durch Cochrane's Eroberungszug im Jahre 1823 ward Brasiliens Nordküste an das Kaiserreich geknüpft, dessen Daseyn bis dahin dem größten Theil der Einwohner noch unbekannt war, und wovon das höchst rohe, träge Volk nur die verworrensten Begriffe faßte, eine Verbindung, welche indeß mit der Entweichung der kaiserlichen Kriegsschiffe von selbst aufhörte und nie tief in's Innere wirkte. Wie in den Plastaaten ist auch in Brasilien nur Eine Stadt, die Corte Rio de Janeiro, der Mittelpunkt, um welchen sich das ganze Kaiserreich bewegt; dort ward Pedro I. zum Vertheidiger Brasiliens ausgerufen, dort strebte man eifrigst nach Selbstständigkeit und der Unabhängigkeit von Portugal; und diese Stadt von 160,000 Einwohnern muß mit ihren Handelsverbindungen den ganzen Aufwand der kaiserlichen Regierung decken. Die übrigen großen Handelsstädte, Pernambuco, Bahia ꝛc. und selbst die reichen Provinzen Santo Paulo und Minas geraes sind nicht für die kaiserliche Regierung gestimmt, und nur die unglaubliche Indolenz und völlige Rohheit der von Sklaven umgebenen weißen Bevölkerung, die Furcht, diese Sklaven und freien Schwarzen und Farbigen möchten in Empörung gerathen, verhindert gewaltsame Schritte. Dennoch wird allenthalben alles aufgeboten, um die Wirksamkeit der kaiserlichen Regierung zu lähmen. So lange die Kaiserin Leopoldine (starb am 11 Dec. 1826) lebte, ward die Ehrfurcht vor dem Kaiser dadurch befördert, daß man überall das Gerücht verbreitete, die aus Hamburg und Bremen übergeschifften deutschen Soldaten seyen kaiserlich österreichische Truppen, und der Kaiser von Oesterreich werde seiner Tochter eine starke Armee zur Hülfe schicken, wenn die Brasilier nicht gehorsam blieben. Mit dem Tode der Kaiserin, einer der edelsten Frauen, welche je einen Thron schmückten, begann diese Furcht zu schwinden. Geht der Kaiser nach Portugal, so ist Brasilien für ihn verloren, und Friede ist ihm vor Allem nöthig, um seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Einführung der Ordnung in sein Reich lenken zu können. In Brasilien, wie überall in Südamerika, fehlt es der gegenwärtigen Generation an Männern, die zum Staatsdienste fähig wären; der Kaiser sorgt indessen dafür, daß junge Brasilier von Talent in Frankreich, England und Deutschland für diesen Zweck gebildet werden. — Die Abzahlung der Zinsen der Staatsschuld in England wird gewissenhaft durch brasilische Handelshäuser, welche sich verbürgt haben, besorgt, daher auch die brasilischen Fonds von allen amerikanischen am besten stehn. Ueberhaupt ist Großbritannien mit Brasilien in sehr freundschaftlichen Verhältnissen, und die brittische Flagge genießt großer Vorrechte. Es herrscht Religionsduldung; durch die Bemühung des k. preuß. Consuls Theremin und des großherz. meklb. Consuls Bielsterfeld wird jetzt eine deutsch-protestantische Kirche in Rio de Janeiro errichtet.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 62. 2 März 1828.

Ismaïl Gibraltar in Europa.

Durch Zufall wurde ich *) mit einem der Männer bekannt, welche dem Pascha von Aegypten in seinen, vielleicht so folgenreichen Versuchen, die Kunst der Europäer nach dem Orient zu verpflanzen, am wirksamsten und kräftigsten zur Seite standen. Ismaïl, in Konstantinopel von armen Eltern geboren, ward schon in seiner frühen Jugend nach Aegypten gebracht, wo er lange in untergeordneten Stellen blieb. Er hatte fast alle Vorzüge seines Volkes, ohne von dessen Fehlern beherrscht zu werden: große Entschiedenheit und Festigkeit, Geistesgegenwart, ein blindes Vertrauen auf das Schicksal, einen absoluten Fatalismus, der indeß keineswegs in Indolenz ausartete, Freimuth und Adel der Seele. Er war von kräftiger Gestalt, trotz der Zartheit, ich möchte sagen, der Anmuth seiner Formen. Seine Bewegungen waren ruhig, männlich schön.

Während seine körperlichen Vorzüge ihn dem Pascha bemerklich machten, wurde er ihm durch seine Talente bald unentbehrlich. Ismaïl sprach geläufig italienisch; er war thätig, und fühlte in sich die Aufforderung sein Glück zu machen. Mehemed Ali sandte ihn nach Schweden, Italien, England, um Schiffe und Segelwerk zu kaufen. Er war der erste ägyptische Unterthan, der die Meerenge von Gibraltar durchschiffte; als er zurückkehrte, erhielt er vom Pascha davon seinen Beinamen. Von nun an nannte er sich Ismaïl Gibraltar, und rückte schnell zu den ersten Stellen des Reichs empor.

Dieser außerordentliche Mann vorzüglich ist es, der dem Pascha von Aegypten Geschmack an den Künsten und der Civilisation Europas beibrachte. Ich sah ihn in London im Jahr 1804. Nicht ohne Interesse wird man die Erzählung seiner Reise lesen, wie ich sie meist aus seinem eigenen Munde hörte.

Ein schlechter griechischer Pilot führte sein Fahrzeug. Eine alte Charte der Weltkugel, ein verrosteter Kompaß, eine Seeuhr, deren Gebrauch niemand kannte, und eine englische Boussole dienten der Unwissenheit Panajotti's — so hieß der Pilote — mehr dazu damit zu prahlen, als sich darnach zu richten. Die Schiffsmannschaft bestand aus Aegyptiern: Trägheit, Gleichgültigkeit und Gehorsam waren ihre einzigen hervortretenden Eigenschaften. Man stößt vom Lande. Che sara sara *) wiederholt Ismaïl in der lingua franca. Die Segel sind aufgezogen. Der ottomanische Columbus streckt sich auf die Polster, mit denen man das Verdeck belegte, sieht allmälig am Horizonte die Minarets von Alexandria hinuntertauchen, und vertraut sich den Wellen, den Winden und seinem Sterne.

„Allah ist groß, und Mahomet sein Prophet!“ mit diesen Zauberworten wirft er einen letzten Blick auf die Ufer von Mesr **), von denen ein frischer Wind das Fahrzeug entfernt. Während er in gemächlicher Ruhe Tabakswolken aus seiner langen Pfeife bläst, unterhält der griechische Navarchos, getreu der servilen und geschwätzigen Weise seines Volks, die Muße seines Herrn mit wunderbaren Erzählungen. Er sagt ihm, wie die Europäer den Blitz anziehen und gleich den Vögeln fliegen; er erzählt ihm von seinen langen Reisen im Schnee und Eis des Nordens. Der Ottomane glaubt kein Wort, schweigt, bleibt unbeweglich, und hört, in seinen langen Bart lächelnd, Panajotti's Geschichten ruhig mit an. Da beginnt der Sirocco zu wehen. Welcher Unterschied zwischen dieser feuchten, heißen, ermattenden Atmosphäre, und den Bädern und Wohlgerüchen des Harems! Die Geduld des Muselmanns widersteht dieser ersten Probe. Er hüllt sich in seinen weiten Albornoz ***), weiß wie der Schnee des Gebirgs, zieht aus einem lakirten Kästchen den Koran, ein untrügliches Mittel gegen jedes Ungemach des Lebens, gebietet dem griechischen Plaudermaul Stille, und stellt seine lange Pfeife zur Seite. „Mortadi!“ †) ruft er aus, liest einige Verse und drückt die heiligen Blätter an sein Herz. Was geht es ihn an, ob Wasser in das Schiff dringt, ob man die Segel einziehen muß, oder wie viel Ankertaue man in einer Stunde spinnt? Dieß ist die Sache des Piloten. Seit dem Beginn der Zeiten steht sein Schicksal hoch über den Sternen geschrieben. Nichts kann ihn in Unruhe setzen: sein Almoschack ††) ist ihm Bürge.

Das Schiff steuert vorwärts; Panajotti hatte sich nicht getäuscht. Er betete, er fluchte und bekreuzte sich, und so war es ihm gelungen das Fahrzeug auf gutem Wege zu

*) Diese Charakteristik Ismaïls ist aus dem New Monthly Magazine gezogen.

*) Ce qui sera, sera.
**) Aegypten.
***) Ein weißer Mantel.
†) Geliebter Gott!
††) Das heilige Buch.

erhalten. Endlich erheben sich die Ufer Candias vor den Blicken unserer Reisenden, und der griechische Pilote macht, indem er sich dem Muselmanne freundlich nähert, ihm bemerklich, wie zuverlässig seine Wissenschaft sey, und unter welch glücklichen Auspizien sie ihre Fahrt begonnen hätten. „Wir haben Candia vor uns — sagt er — die lachende Insel, von einem großen Volke bewohnt, längst schon vor den Zeiten der Hegire." „Vor der Hegire!" denkt der Muselmann, indem er einen Blick der Verachtung auf den Navarchen wirft. Dieser aber läßt sich nicht irre machen. „Köstlicher giebt es nichts als den Wein von Candia; Ihr müßt wissen, daß hier Jesus Christus selbst die Reben pflanzte. Und die Weiber! o die Weiber! das sind Huris, Engel, Heilige. Hier hat der heilige Paulus gepredigt. Zwar ist es wahr, er sagt nicht besonders viel Gutes von ihnen. Er nennt sie Wüstlinge, faule Bäuche und Lügner." Seyd nicht Ihr selbst aus diesem Lande gebürtig? fragt Ismaïl mit ernsthaftem Gesichte. Panajotti fühlt die Beleidigung, aber steckt sie ein, ohne ein Wort zu sagen. Gern hätte er Ismaïl und sein Schiff zu allen Teufeln der christlichen Hölle geschickt; aber er befand sich selbst mit auf diesem Schiffe, und so begnügt er sich mit einem Seufzer oder einem unterdrückten Fluch.

Die Segel schwellen in günstigem Winde, der immer stärker wird. Alles scheint dem Muselmann einen glücklichen Erfolg zu versprechen, welcher, seine dreifachen Reinigungen und seine vorgeschriebenen Gebete verrichtend, alles Gott anheimstellt, der, wie es ihm gefällt, die Stürme bändigt oder losläßt.

Wie heißt dieser Seehafen, wo sein Schiff Anker wirft? Was für graue Dächer sind dieß? was für weiße Mauern? welch furchtbare Festungswerke! „Dieß ist Malta — antwortet der Grieche — eine berühmte Insel und eines der Bollwerke der Christenheit." Ismaïl hoffte sogleich ans Land steigen zu können; er kannte die Vorschriften der Quarantäne nicht, und vernahm nicht ohne Verdruß, daß er über einen Monat lang in einer Art Gefangenschaft am Bord seines Fahrzeuges zu bleiben habe. „Es geschieht dieß" — sagt ihm der befehlshabende Offizier des Seehafens — „um die Insel vor der Pest zu schützen." „Die Pest" — dachte Ismaïl — „ist der Bote Allahs; sie ist göttlich! Die Quarantäne ist ein Werk der Ungläubigen; sie ist verflucht."

Verdammt zu dieser unfreiwilligen Zurückgezogenheit, blieb ihm nichts zur Unterhaltung übrig, als seine Pfeife, sein Koran und Panajottis Erzählungen. Als aber der Mond hinter den Wogen heraufstieg und auf den weißen Felsen wiederglänzte, als der kühlende Wind des Abends in den Segeln spielte, und die Wohlgerüche der Citronen- u. Orangenbäume, der Myrthen, Geranien und Rosen, mit denen die Insel bedeckt ist, über das Fahrzeug trug, da erglühte die Seele des Muselmannes, und mit Begeisterung sprach er sein Sâlat und Ala-Tema *). Von fernher tönte durch die stille Nacht eine Mandoline, deren silberne Klänge am Ufer wiederhallten; im tiefen Blau der Wellen des Mittelmeers glänzten und spielten die Sterne; die Glocken der Kirchen und Kapellen riefen zum Angelus und die heiligen Jungfrauen sangen die Litaneien der Maria. „Sâlat! Sâlat!" rief der entzückte Muselmann; „Allah ist groß, und Mahomed sein Prophet!

„Panajotti!" sagte er endlich, „den Tarikh." *) Der Grieche schmunzelt, und beginnt nun, begeistert von dem herrlichen Himmel und ihrer pittoresken Lage seine Erzählungen, in denen sich Feenwesen, Christenthum, einige Erinnerungen aus Tausend und Eine Nacht und einige Fragmente der wirklichen Geschichte wunderlich durcheinander mischen. Er sagte ihm, wie die Insel Malta einst aus einer Mantelfalte Gottes gefallen, wie dann die heilige Jungfrau einmal hier angelandet, und darauf die ganze Insel, zum Andenken an diese heilige Reise, weiß geworden sey, und noch hundert dergleichen erbauliche Mährchen der Jesuiten. Dann erzählt er ihm von den tapfern Ritter St. Johann's. „Welches?" fragte Ismaïl; „des Sohnes des Zacharias?" Panajotti, dessen theologische Gelehrsamkeit nicht so weit reichte, stockte einen Augenblick, und eilte dann weiter zu kommen, indem er schnell von dem giftigen Drachen anfieng, und von dem Ritter der ihn erlegte, und dem St. Michael selbst den Arm geführt hatte. „Deine Heiligengeschichten machen mir Langeweile," sagte endlich Ismaïl. Nun erzählte der Pilote, wie die Türken Constantinopel eroberten und Rhodus. Der stolze Osmanli strich mit der rechten Hand wohlgefällig seinen langen, buschigen Bart, während die linke freundlich mit dem dunkeln Schnurrbart, der über die Lippen hing, spielte. Als aber der Grieche fortfuhr, und die ritterlichen Helden schilderte die des unüberwindlichen Solimans vereinigter Macht Trotz boten, als er vollends die Niederlage des großen Kaisers und den Sieg der Christen erwähnte, da zogen sich die dichten Augenbraunen Ismaïls drohend zusammen, aber dennoch blieb sein Stolz Meister über seinen Unwillen, und er rief in strengem Tone: „Nazarener fahre fort, fahre fort!" Panajotti gehorcht. Er beginnt von Ali Bonaparte, und wie auch er Malta eroberte. „Eimah! eimah! **)" murmelt der Türke, indem ein Lächeln ihm entschlüpft; „die Erde auf der wir sind, ist nichts als Täuschung." Endlich schließt der Grieche mit der Erzählung, wie die Engländer diesen Schlüssel des Meeres aufs neue in Besitz nahmen, und so die ruhmgekrönte Insel des Kreuzes und der Tapferkeit zum Lagerplatz ihrer Kaufmannsballen umwandelten.

„Eben zu diesen Engländern will ich nun!" erwiederte der Muselmann; „zu den Seïds d'Al-Gezira-el-Hadra. ***) Allah ist barmherzig! wir wollen sehen, ob es mir bestimmt ist dahin zu kommen, oder ob wir in dem großen Meere unsern Tod finden sollen!"

*) Sâlat, ein religiöser Ausruf der Begeisterung und Freude; Ala-Tema, das Gebet des Abends, das letzte des Muselmanns.

*) Die Abend-Erzählung.
**) Sonderbar! sonderbar!
***) Die grüne Insel, England.

„St. Spiridion möge uns beschützen!" antwortet der Grieche, sich bekreuzend und das Haupt neigend; „wohl ist der Ocean groß, aber meine Kenntniß wird uns, mit Hülfe der gebenedeiten Jungfrau, glücklich hinüberführen."

„Wo ist das Schloß?" fragte Ismaïl. „Seht Ihr dort jenen weißen Thurm, in der Mitte der hohen Burg, weit hinausragend über alle umliegenden Gebäude, im hellen Scheine des Mondes, dort ist die alte Behausung der Großmeister der tapfern Johanniter, und nun die Wohnung Alexander Ball's, eines Kriegers wie Ihr, der sich in der Bucht von Abukir gegen den großen Ali Bonaparte geschlagen!"

„Allah ist groß! Ich freue mich ihn zu sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Moorcrofts Reisen.

(Schluß.)

„Auf unserer Reise von Leh nach Kaschmir kamen wir in Berührung mit einer Räuberbande, welche die Nacht vor unserer Ankunft die Gegend von Dias geplündert und verheert hatte; wenn es am Tage nicht stark geschneit hätte, so wären wir wahrscheinlich gleichfalls angegriffen worden. Diese Räuber, obwohl gegen 700 an der Zahl, aber nur schlecht bewaffnet mit Luntengewehren und Schwertern, wagten sich mit den letzteren allein nicht in unsere Nähe. Ihre Gewehre waren im Schnee unbrauchbar, und das Abfeuern von ein Paar Patronen mit unsern trefflichen Flinten war daher hinreichend, sie von uns entfernt zu halten."

Der letzte Brief ist aus Peschawer vom 15. April 1824 und gibt uns eine sehr anschauliche Vorstellung von der Politik der Beherrscher und von dem Character der Bewohner dieser Gegenden:

„Wir wurden in Kaschmir beinahe ein volles Jahr aufgehalten, in Folge der Intriguen des Fürsten der Punjab, Rundschiet Singh, der unserer Reise jedes mögliche Hinderniß in den Weg legte. Wir reisten von der Hauptstadt von Kaschmir im Juli des v. J. ab, und als wir in das Land der Bumbas, eines von dem Singh abhängigen Stammes, gekommen waren, wurden wir unter dem Vorwande aufgehalten, daß wir einen ungeheuern Zoll nicht gezahlt hätten, von welchem Rundschiet Singh in seinem Passe Mr. Moorcroft befreite, während er insgeheim die Bumbas aufforderte, denselben dessen ungeachtet zu erheben. Moorcroft sagte, wenn nur der gewöhnliche Zoll von ihm gefordert würde, wäre er bereit ihn zu bezahlen, die Ansprüche, die man an ihn mache, wären aber über alles Maaß ausschweifend und unerhört. Darauf erhielt er zur Antwort, wenn er die geforderte Summe nicht zahle, so würde man ihm nicht erlauben, weiter zu reisen. Anfangs überlegte jetzt Moorcroft, ob er nicht seine Reise dennoch fortsetzen und den Angriffen, die auf ihn gemacht werden könnten, Trotz bieten sollte; als er aber erwog, daß unsere Träger aus Kaschmir im Fall eines Gefechtes sogleich die Flucht ergreifen und unserm geringen Gefolge es allein überlassen würden, eine große Menge Waaren in einem gebirgigen Lande zu schützen, wo kein anderes Mittel dieselben fortzubringen vorhanden war, so entschloß er sich, den Vorstellungen der Orts-Behörden von Kaschmir nachzugeben, die uns riethen, umzukehren und einen andern Weg einzuschlagen. Wir kehrten daher nach Kaschmir zurück und waren gezwungen, einen Monat länger hier zu bleiben, um uns Transportmittel für unser Gepäck zu verschaffen. Im August traten wir endlich zum zweiten Male unsere Reise an und kamen auf einem großen Umwege nach Jelum, wo wir wieder einige Zeit aufgehalten wurden, um uns mit Kameelen zu versehen. Gegen das Ende des Septembers verließen wir Jelum und kamen nach Attock, nachdem wir den Fluß gleiches Namens überschritten hatten. Hier warteten wir auf Nachrichten aus Peschawer. Wir hatten indessen kaum einige Tage unser Lager aufgeschlagen, so kamen zwei vertraute Diener von Yar Muhammed Khan, Sirdar von Peschawer, mit dem Auftrage, uns in die Stadt zu geleiten und uns unter Weges jede Unterstützung, deren wir bedürften, zu Theil werden zu lassen.

Während unseres Aufenthaltes zu Attock waren wir bemüht, genaue Nachrichten über die Beschaffenheit des Landes einzuziehen, welches wir zu durchziehen hatten, und wir fanden, daß wir Ursache hätten, Feindseligkeiten in dem Gebiete der Khuttuks zu besorgen, deren Häuptling ein Verbündeter von Rundschiet Singh und eben von einer Zusammenkunft mit demselben nach Hause gekehrt war. Unserer Erwartung gemäß erhielten wir, etwa eine Meile von Akora, dem Hauptort der Khuttuks, die Nachricht, daß diese sich vorbereiteten, uns zu plündern. Wir setzten inzwischen unsern Marsch fort, zogen aber, statt durch die Stadt zu gehen, wie unsere Gegner vorausgesetzt hatten, außen bei derselben vorbei und lagerten uns in einer vortheilhaften Stellung unfern von Akora. Als die Khuttuks sich in ihrer Erwartung, uns in der Stadt einschließen und mit aller Gemächlichkeit plündern zu können, betrogen sahen, sattelten sie ihre Rosse, legten ihre Rüstungen an und entschlossen sich uns aufzuhalten, unter dem Vorwande, daß wir die Abgaben defraudirt hätten. Als sie indessen unser Lager sahen, kam ihr Fürst, statt uns anzugreifen, zu uns, und bot, in der Meinung, daß uns seine Absichten unbekannt geblieben wären, Mr. Moorcroft seine Dienste an. Unser Vorposten erlaubte nur den Häuptlingen mit einigen Begleitern zu dem Zelte zu gehen, indeß ihre Leute in einer achtunggebietenden Entfernung gehalten wurden. Die Reiterei gallopirte vor uns herum, drohte mit den Schwertern und schwenkte ihre Lanzen, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen und uns Furcht einzujagen. Wir ließen sie dagegen nicht das geringste Zeichen eines Verdachtes erblicken, lobten vielmehr ihre Pferde und sie selbst. Ermüdet und erschöpft durch einen langen Marsch, waren wir sehr zufrieden, als wir sahen, daß sie uns Zeit geben würden, uns zu erfrischen, wenn

dieß auch nur geschah, um mittlerweile eine größere Macht aufzubringen. Nachdem wir unsere Zelte aufgeschlagen und unser Gepäck auf die gewöhnliche Weise aufgestellt hatten, begnügten wir uns mit einem frugalen Mahle von Reis und Dholl, und begaben uns, so wie es dunkel zu werden anfing, zur Ruhe, da wir am andern Morgen in aller Frühe unsern Marsch fortsetzen wollten, wenn die Khuttuks uns nicht daran verhinderten. Beim Einbruch der Nacht breitete sich ein Schwarm von Reitern und Fußvolk um unser Lager aus, unter dem Vorwande, uns gegen Diebe zu beschützen, ohne Zweifel aber nur in der Absicht uns zu bewachen und unser Entkommen während der Nacht zu verhüten. Wir hatten unsere Kameele in einiger Entfernung von dem Lager untergebracht, da in der Nähe desselben kein Gebüsch war, das ihnen zum Futter hätte dienen können, und wir fanden uns nun von denselben durch die Posten der Khuttuks getrennt. Alles ließ uns einen Angriff noch während der Nacht erwarten; doch verging diese friedlich, und durch ein Mißverständniß wurden am Morgen auch unsere Kameele freigelassen. — Mit Sonnenaufgang begannen wir, uns auf unsere Tagreise vorzubereiten, und nicht sobald bemerkten die Khuttuks, daß wir weiter ziehen wollten, als sie sich in einen starken Haufen sammelten, um uns — wie es sich geben würde — entweder zu plündern, oder eine schwere Steuer aufzulegen. Sie waren ungefähr 700 an der Zahl, bewaffnet mit Luntengewehren, Schwertern und Lanzen. Unsere ganze Macht dagegen war nur dreißig stark, und wir bildeten dem Feinde gegenüber zwei Colonnen, jede von fünfzehn Mann, auf der linken Flanke durch ein kleines metallenes Feldstück gedeckt, während unsere Kameele hinter der Linie beladen wurden. Die Khuttuks standen in einem Haufen uns gegenüber, ungefähr fünfzig Schritt von unsern Reihen entfernt, und durch das Bett eines ausgetrockneten Flusses von denselben getrennt. Unsere Kameele waren bepackt und wir waren im Begriff unsern Marsch anzutreten, als ein Theil der Khuttuks in das Flußbett hinabstieg, um uns näher zu kommen und — wie sie meinten — durch das Ufer vor unsern Kugeln geschützt, ohne Gefahr auf uns feuern zu können; zuletzt kamen sie alle in das trockene Bett hinab. Sogleich stellte sich die eine Hälfte unserer Mannschaft mit der Kanone an dem Ufer auf und erklärte, daß gefeuert werden würde, so wie sie eine Bewegung machten, sich uns noch mehr zu nähern. Einige der vordersten zogen sich hierauf schnell zurück und fielen auf den großen Haufen hinter ihnen, so daß eine allgemeine Verwirrung entstand; wenn wir in diesem Moment gefeuert hätten, würde keine Kugel von uns gefehlt haben. Wir hielten es indessen für klüger, unsern Marsch fortzusetzen, indem wir die Khuttuks auf unserer Linken ließen; unsere Kameele voran, die Bewaffneten in der Nachhut; und obgleich die Khuttuks uns noch eine kurze Strecke folgten, so wagte doch keiner uns nahe zu kommen. Dieser Vorgang wird Ihnen einen Begriff von dem Charakter von Rundschiet Singh und zugleich von dem Muthe der Afghanen geben, die mit siebenhundert Mann Scheu trugen, ein Häuflein von dreißig auf europäische Art bewaffneten Männern anzugreifen.*)

Wir wurden in Peschawer von dem Fürsten sehr zuvorkommend aufgenommen und haben seither eben so wenig Ursache gefunden, uns über das Benehmen des Volks im allgemeinen zu beklagen, obgleich das Land in einer traurigen Lage ist. Vor kurzem habe ich mit Moorcroft eine Excursion in das Land der Wuzenies, einem Theil von Afghanistan gemacht, um die Pferde dieser Gegend zu sehen. Mr. Moorcroft meint, daß sie für den Gebrauch der brittisch-indischen Armee sehr geeignet wären. Wir waren begleitet von einem mahommedanischen Priester, der hier in großer Achtung steht. Das Volk war sehr gastfreundschaftlich gegen uns und versah uns mit Nahrung und selbst mit Betten für unsere Diener. — Wir werden in kurzem nach Kabul aufbrechen und, wenn kein unvorhergesehenes Ereigniß uns aufhält, hoffen wir gegen Ende Mai in dieser Stadt zu seyn. — Das Clima von Peschawer war im Winter gemäßigt, jetzt wird es aber bereits ungemein heiß. — Dieser Theil von Asien würde ein offenes Feld für viele Hundert Indobritten darbieten, wenn man hier eine Colonie anlegen wollte, die nicht nur die gegenwärtige Lage der Einwohner verbessern, sondern auch der Ausbreitung des Christenthumes sehr förderlich seyn würde.

*) Runjiet Singh, der Fürst (Maharajah) der Scheiks, der aus Mißtrauen Moorcrofts Expedition so viele Hindernisse in den Weg legte, ist in neuerer Zeit in freundlichere Verhältnisse zu den Engländern getreten und hat erst im Mai d. v. J. eine Gesandtschaft von dem General-Gouverneur von Ostindien empfangen. Er wird beschrieben als ein Mann von kleiner Gestalt, ungefähr fünfzig Jahr alt, sehr lebhaft und von durchdringendem Verstande. Er hat, außer dem gewöhnlichen Heerbann, gegenwärtig eine bedeutende Macht von völlig auf europäische Art bewaffneten und disciplinirten Truppen auf den Beinen, die von zwei ehemaligen französischen Offizieren, Ventura und Allard, organisirt wurden. Im Anfang des v. Jahres erhielt er mit Hülfe dieser Truppen einen großen Sieg über ein Heer von nahe an 100,000 fanatischen Muselmännern, aus den verschiedenen Stämmen der Afghanen, die sich unter der Anführung eines von dem Grabe des Propheten zurückgekehrten Pilgers, Syed Ahmed Ali, zu einem Kreuzzuge wider die ungläubigen Scheiks vereinigt hatten. Der größte Theil dieses furchtbaren Heeres wurde aufgerieben; und die Beherrscher von Peschawer und Kabul, die dasselbe unterstützt hatten, so wie mehr als dreißig Sirdars (Häuptlinge) der Afghanen waren genöthigt, sich der Herrschaft des siegreichen Maha-Rajah zu unterwerfen, der durch diese Eroberungen einer der mächtigsten Fürsten von Asien geworden ist, indem seine Staaten sich von den Ufern des Setledje (eines der Nebenflüsse des Indus) bis Kandahar ausdehnen. S. Asiatic Journal, Aug. 1827. pag. 273. Oct. pag. 321. Dec. pag. 776. Jan. 1828. pag. 97. Febr. p. 263.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 63. 3 März 1828.

Russische Gesandtschaftsreise nach Bochara *).

(Schluß.)

Zwei Bucharische Grenzposten, eine Art Douanen **), liegen noch mehrere Tagreisen weit in der Wüste. Der Khan ließ die Gesandtschaft beim Eintritt in sein Gebiet durch einen Offizier begrüßen und ihr Erfrischungen und Lebensmittel anbieten, eine Artigkeit, die sehr willkommen war. In Agfatma, dem zweiten Grenzorte, fand man das Erwartete. Es war ein Vorrath von weißem Brod, von Trauben, Melonen und Granaten, womit man sich nach der langen Reisekost, die aus Zwieback bestand, einmal wieder gütlich that. Auch für die Pferde und Kameele war gesorgt worden.

Endlich erreichte man das angebaute Land. Von hier an bis zu ihrem festlichen Einzug in der Hauptstadt wurde die Gesandtschaft mit Höflichkeiten überhäuft. Fast auf jeder Station erschien ein Abgeordneter des Khans, gleich zu Anfang sein erster Minister und mit diesem eine Ehrenwache für die Gesandtschaft von zweihundert Reitern unter den Befehlen eines Pansad-Baschi ***), und zuletzt ein Prinz von Geblüt, der ein Glückswunschschreiben des Khans überreichte. Augenscheinlich lag diesen Höflichkeiten mehr asiatische Förmlichkeit als wirkliches Wohlwollen zum Grunde und vielleicht auch ein gewisses Gefühl der Inferiorität gegenüber dem Repräsentanten einer großen Macht. Da uns aber Herr von Meyendorff über den Zweck der Gesandtschaft im Ungewissen läßt, so können wir bloß als wahrscheinlich vermuthen, daß die bucharische Regierung in diesem Augenblicke noch besondere Gründe zu ihrer Condescendenz gegen Rußland haben mochte.

Die Nachricht von der Ankunft der Gesandtschaft hatte eine Menge Neugieriger nach der Gegend hingezogen, durch welche die Russen kommen mußten. Oft wurde das Gedränge auf der Straße und in den Dörfern so groß, daß die Polizei zu ihren Stöcken greifen mußte, um die gute Ordnung zu handhaben und den Weg frei zu halten. Das Interesse der Europäer an den Tausenden von Orientalen mit blauen Gewändern und weißen Turbanen, die zu Fuß oder zu Wagen, auf Pferden oder auf Eseln ihnen entgegen eilten, konnte nicht größer seyn, als die staunende Aufmerksamkeit, mit welcher die letztern die ihnen fremde Erscheinung einer in militärischem Schritte, in vollständiger Uniform und unter Trommelschlag marschirenden Infanterie betrachteten. Die Russen suchten durch ihre kriegerische Haltung, die Bucharen durch die Pracht ihrer reich geschirrten, mit goldgewirkten Schabracken bedeckten Pferde zu imponiren.

Der Eindruck, den der Anblick des bucharischen Landes auf die Reisenden machte, war sehr vortheilhaft. Es ist aber zweierlei zu bemerken, einmal daß sie gerade aus der Wüste in die Bucharei kommen, und zweitens, daß sie im Winter hin- und im Frühling zurückreisten, also den Sommer, der wegen des dann allgemein *) herrschenden Wassermangels und überall eindringenden Sandstaubes **) den Aufenthalt daselbst sehr unangenehm macht, nicht dort zubrachten. Man kann, sagt Herr von Meyendorff, keine anmuthigere Gegend sich vorstellen, als diese mit Menschen, Häusern, Gärten und Feldern bedeckte Ebene.

Eine bunt anzuschauende Bevölkerung von dritthalb Millionen Menschen drängt sich in den Raum von dreihundert ***) Quadratmeilen. Da sieht man die stolzen, ta-

*) Hiezu die lithographische Beilage, auf der aus Versehen statt Num. 63 Num. 53 steht.

**) Die Zölle werfen dem Khan jährlich 400,000 Fr. ab. Die russischen Kaufleute entrichten 10, die Juden und Armenier 5, die Muselmänner 2½ Procent. In Rußland zahlen die Bucharen 25 Procent, genießen aber, wenn sie sich naturalisiren lassen, große Handelsfreiheiten.

***) Befehlshaber über 500 Mann. Es gibt in der bucharischen Armee, die aus beiläufig 25,000 Mann Cavalerie besteht, den Titel des Obrists (Tuk-Sabai), des Brigadegenerals (Kurgan-Beghi), des Divisions-Generals (Dadkhâ) und des kommandirenden Generals (Perwanatschi).

*) Man gräbt dann Löcher, und bei der niedrigen Lage der bucharischen Ebene ist man gewiß, in einer Tiefe von 7—8 Fuß immer Wasser zu finden. Dieß ist aber ein schlechtes stehendes Wasser, das kleine Würmer erzeugt, die man, ohne es zu merken, verschlucken kann; daraus entsteht eine Krankheit, Richta genannt. Der Kranke bekommt Beulen auf dem ganzen Körper, und wenn diese aufbrechen, so gehen daraus Würmer von der Classe der Anneliden hervor. Man kennt kein Mittel gegen dieß Uebel.

**) Von Jahr zu Jahr wird das gebaute Land mehr vom Sand angegriffen. Der Wind treibt ihn in solchen Massen daher, daß, wo er hinfällt, er sich zur Höhe von Mauern aufthürmt, daß er Gräben und Kanäle ausfüllt, und, wie die Asche des Vesuvs, Städte und Dörfer unter Schutt begräbt. Den Menschen ist es äußerst beschwerlich, indem er in die Augenöffnungen, in den Mund, in die Ohren eindringt; er erzeugt besonders Augenkrankheiten.

***) Von der ganzen Ausdehnung des Landes (40°—37, nördl.

pfern, schön gewachsenen Usbeken *), die von Astrakan eingewanderten Eroberer des Landes, aus deren Geschlechte die regierende Dynastie stammt, mit einiger, aber nicht sehr merklicher Beimischung der mongolischen Race; — Turkomannen, in deren etwas breiten Gesichtern, untersetzten Staturen, kleinen Augen, schon mehr mongolisches Gepräge ist; — Kirgisen, unfreundliche Gestalten, mit dem wilden Feuer in den großen ernstblickenden Augen, mit oft schon ziemlich bedeutender Annäherung der Nase zu der mongolischen Aufstülpung, aber ohne die Vierschrötigkeit der Mongolen und ohne die Ausdruckslosigkeit ihrer Gesichter; — Afghanen, Abkömmlinge von Geißeln, welche Timur ihrem Vaterlande entrissen, mit dem sinnenden Ausdruck einer hindustanischen Physiognomie; — Sartys und Tadschiks, die ursprünglichen Bewohner der Bucharei, Nachkömmlinge, wie man glaubt, der alten Sogdianer, sanfte, geschmeidige, gebildete, aber unkriegerische, Menschen, mit feinen, europäischen Zügen, weniger brauner Gesichtsfarbe als die Araber und Perser, deren es hier gleichfalls sehr viele gibt; — endlich Kalmuken, Lesgisen, Juden und Zigeuner, persische und russische Sklaven. Nicht leicht dürfte sich irgendwo in der Welt ein Staat von verhältnißmäßig so kleinem Umfange finden, der eine solche Menge der verschiedensten Völker-Individualitäten aufzuweisen hätte, wie die Bucharei, die dadurch den lebendigen Beweis liefert, daß sie seit Jahrtausenden der Tummelplatz aller asiatischen Eroberer gewesen ist.

Der Ackerbau ist eine ergiebige Quelle des Nationalreichthums, und wird mit bewundernswürdiger Einsicht und Sorgfalt behandelt. Seine zahlreichen Produkte sind, da die Industrie keine Fortschritte macht, fast die einzigen Gegenstände des Handels.

Die Felder sind in kleine Vierecke eingetheilt, und rings mit Rasen eingefaßt, damit das Wasser, womit sie gewässert werden, nicht abläuft. Zahllose Kanäle welche die Hauptflüsse des Landes, den Zer-afschaan und den Kachga sammt ihren Nebenflüssen aussaugen, durchkreuzen sich, und sind, wie die sehr schmalen Straßen, in der Regel mit Alleen besetzt. Da die Kanäle nicht gleichen Wasserspiegel haben, so bilden sie auf den Punkten, auf welchen sie zusammenlaufen, kleine Wasserfälle, deren Murmeln melodisch in das Ohr rauscht. Die regelmäßig angelegten Gärten, worin Iris, Aster, Herbstrose, Nelke, Mohr und Sonnenblume prangt, wo Pfirsich, Quitte, Feige und Granate blüht, die zwischen den Bäumen verstohlen durchblickenden Dörfer mit ihren Mauern und Zinnen, wodurch sie das Ansehen kleiner Festungen bekommen, tragen wesentlich bei, das Malerische der lebensvollen Landschaftsscene zu erhöhen.

Bochara sieht man nicht eher, als bis man sich bis auf drei Werste genähert hat. Welche Ueberraschung für den Europäer wenn sich auf einmal der Glanz einer muselmännischen Hauptstadt vor seinen Augen entfaltet, wenn sich die Thürme und Mauern einer Stadt von 70,000 Einwohnern, in einem Umkreis von fünfzehen Wersten, stolz aus der mit Gärten und Obstwäldern, mit Seen und Landhäusern bedeckten Ebene erheben, noch überragt von den Giebeln der Paläste, der Medressés *), der Minarets und den Façaden und Kuppeln von drei hundert und sechzig Moscheen, auf deren mit farbigen Ziegeln, wie mit Blumen **), bunt besäete Dächer die Sonne ihre Strahlen wirft.

Aber die Täuschung schwindet, wenn man die Stadt betritt. Schmutzige, krumme, kaum fünf bis sechs Fuß breite Gassen, graue Lehmhäuser, die, weil ihre Vorderseite gegen den Hof gerichtet ist, dem Vorübergehenden nichts als kahle Wände zeigen, das Gedränge der Menschen und Thiere, durch welches man sich mit Mühe und nicht ohne Gefahr durcharbeitet, eine Bevölkerung, die keinen Laut der Freude, nichts von Gesang oder Musik oder Festlichkeit vernehmen läßt, diese ganz gemeine Wirklichkeit hemmt mit einem Male den Schwung der Phantasie und zerstört die hochgespannten Erwartungen.

Ihr classisches Zeitalter hatte die Bucharei unter den Timuriden. Die schönsten Gebäude von Bochara und Samarkand sind aus jener Zeit. Noch jetzt hat letztere Stadt, die das aus Jaspis erbaute Grabmal Timur's in sich einschließt, und wo einst Olug-begs berühmte Sternwarte war, vor Bochara den Vorzug ihrer marmornen Prachtgebäude, wenn sie auch eine vielleicht um 20,000 Menschen geringere Bevölkerung enthält.

Was von Gebäuden in Bochara neu ist, verdient kaum in Betrachtung gezogen zu werden. Die merkwürdigsten Gebäude ***), die Bochara aufzuweisen hat, der Palast des Khans, Arck genannt, und das Minaret von Mirgharab, sind sehr alt.

Breite, 61 — 66° 30' östl. Länge von Paris) ist kaum der achte Theil bevölkert. Die Bucharei, eine bloße Fortsetzung der Steppe, ist nur im Bereich der Flüsse kulturfähig; in ihrem Innern liegen große wüste Strecken und auf den Grenzen hindert die Regierung aus Gründen orientalischer Politik den Anbau.

*) Man sehe die beigefügte Lithographie: „Bewohner des innern Asiens.“ 1 Usbeke, 2 Turkomanne, 3 Kirgise, 4 Sarty, 5 Tadschik, 6 Tadschikin, Frau, 7 Tadschikin, Mädchen, 8 Afghane. Durch diese nach der Originalzeichnung treu wieder gegebene Abbildung erhalten wir indessen mehr eine allgemeine Vorstellung von dieser kräftigen asiatischen Völkerschaft, als von ihren durch die Vermischung der Racen mannigfaltig nüancirten Formationen.

*) Es gibt sechzig Medressés oder Collegien in dieser Stadt, welche bei den Muselmännern die wissenschaftliche heißt. Die Medressé El-Nassar-Eltschi ließ die Kaiserin Catharina II mit einem Aufwande von 40,000 Silberrubeln, auf ihre Kosten bauen.

**) Es werden Ziegel von verschiedenen Farben so gelegt daß sie Blumensträuße und Verse aus dem Koran darstellen. Die herrschende Farbe ist blau, doch gibt es auch Kuppeln, wo sie grün ist, und die Blumensträuße durch gelbe, blaue und grüne Ziegel gebildet werden.

***) Man sehe die dem heutigen Blatt beigegebene Lithographie.

Der Ark soll vor mehr als tausend Jahren von Arslan-Khan erbaut worden seyn. Er steht auf einem künstlichen Hügel, und ist mit einer zehen Toisen hohen Mauer umgeben. Das einzige Thor, durch das man eingeht, hat zu jeder Seite einen fünfzehen Toisen hohen Thurm, dessen Dach ehedem mit grünen glasirten Ziegeln bedeckt war, wovon man noch einige sieht. An dieses Thor erstreckt sich ein gewölbter Gang, der sehr alt zu seyn scheint. Geht man diesen entlang, so kommt man auf die Spitze des Hügels, wo sich die mit Lehm gemauerten Häuser befinden, die von dem Khan und seinem Hof bewohnt werden.

Bei der Audienz hatten die Russen Gelegenheit, einen Blick ins Innere der Residenz zu thun. Als sie in den Audienzsaal traten, fanden sie den Khan auf Polstern sitzend, über welchen ein rother reich mit Gold durchwirkter Teppich lag. Auf dem Boden war ein persischer Teppich von ziemlich mittelmäßiger Qualität ausgebreitet; die Wand war gegipst und die Decke mit gemahlten Brettern verkleidet.

Das Minaret von Mirgharab, ein Werk Timurs oder, nach Andern, Kizil-Arslan-khans, ist ein dreißig Toisen hoher Thurm, der zwischen der Medressé dieses Namens und der Hauptmoschee, Mesdschidi-kalan, steht. An der Grundfläche beträgt sein Umfang ungefähr zwölf Toisen; derselbe vermindert sich aber mit zunehmender Höhe. Die architektonischen Verhältnisse dieses Gebäudes, das sich trotz seines Alters vollkommen erhalten hat, haben eine gewisse Leichtigkeit; besonders gefällig ist die Art, wie die Backsteine gelegt sind. Einst, erzählt Herr von Meyendorff, hatte ein vorwitziger junger Theologe, bei den gelehrten Unterhaltungen, denen der Khan selbst beiwohnt, seine neologischen Ansichten mit scharfsinniger Logik auseinander gesetzt: da wies ein bärtiger Ulema auf das Minaret von Mirgharab hin und sprach: Willst du von dieser Höhe herabgestürzt werden? — So disputirt man in der Bucharei! —

Grundzüge der Geschichte der Philosophie bei den Chinesen.

(Fortsetzung.)

Die große Neigung der Chinesen zu philosophischen Studien, und ihre Institutionen, welche jeden künftigen Staatsdiener zwingen die alten Werke gründlich zu lesen, zu meditiren, auswendig zu lernen, und zu erklären, haben bei diesem Volk, das Geschmack an Literatur und eine Art von Druckerei hat, eine unglaubliche Anzahl philologischer, historischer und dogmatischer Commentare hervorgebracht, in denen die Exegeten, aus Neigung etwas neues zu sagen, und aus Verzweiflung etwas finden zu können, sich theils ausschreiben, theils widersprechen. So hat sich z. B. der J-King (die Sammlung von Symbolen, von denen oben die Rede war) alle Erklärungen gefallen lassen, weil er nichts bedeutet, und ist wechselsweise und mit gleichem Glück moralisch, metaphysisch, cosmogonisch und sogar physikalisch und herantisch gedeutet worden. Die Zahl der Träumer, welche ihre Zeit daran verloren haben, ist vielleicht der aller Gelehrten gleich, welche seit dem Wiederaufleben der Wissenschaft in ganz Europa sich mit der classischen Literatur beschäftigt haben. Dieß ist keine Uebertreibung, sondern reine Wahrheit, deren Beweis alle chinesischen Bibliographien enthalten; man sehe z. B. nur im 2ten Bande der Mémoires des Jésuites de Pekin einen Auszug aus dem Verzeichniß der Commentatoren der chinesischen classischen Bücher im Mittelalter. Man kann sich daher nicht wundern, wenn eine solange fortgesetzte Exegese ihre gewöhnliche Wirkung hervorgebracht hat, nemlich Verschiedenheit der Erklärungen, Zwiespalt in den Meinungen und Streit unter den verschiedenen Schulen. Eine vollständige Darstellung der chinesischen Philosophie erforderte eine gründliche Untersuchung aller dieser Meinungen; davon kann natürlich in diesem Abriß nicht die Rede seyn; allein Eine dieser exegetischen Schulen hat einen so großen Einfluß gehabt, daß sie nothwendig erwähnt werden muß. Im eilften Jahrhundert nach Christus erschien in China ein Mann, von dem unsere historischen Werke schweigen, der aber durch die Wichtigkeit seiner Arbeit und ihre bleibenden Wirkungen wohl eine Stelle in den Biographien berühmter Männer verdient hätte. Tschu-hi, genannt der König der Wissenschaft, begann seine Studien mit der Ergründung aller Werke des Alterthums, und ausgestattet mit einer Gelehrsamkeit, wie vielleicht nie ein Gelehrter irgend eines Volks, mit einer tiefen Kenntniß der Systeme der Schule von Confutse und aller andern chinesischen Sekten, unternahm er eine Vergleichung aller dogmatischen Punkte, und eine durchgreifende Untersuchung aller Stellen der classischen Schriftsteller, welche einander bestätigen oder widerlegen konnten, und legte nach Beendigung dieser ungeheuern Arbeit seine Resultate in einem großen Commentare nieder, welcher ein Muster von Klarheit, Eleganz und Bestimmtheit ist. Unglücklicherweise nahm er als Basis seiner Erklärungen eine Idee, welche zwar von der Art war, daß sie einen Mann von hohem Geist leicht verführen konnte, doch an sich äußerst unwahrscheinlich war, nemlich daß alle diese alten Schriften, obgleich zu verschiedener Zeit und unter verschiedenen Umständen verfaßt, durchaus dieselbe Lehre enthielten, da sie Confutse alle gleich anerkannt hatte. Bei diesem System suchte er nicht sowohl den Sinn schwieriger und zweideutiger Stellen, welche sich nicht mit andern, deren Sinn klar war, zu vertragen schienen, sondern wie er jene mit diesen in Einklang bringen könnte: und verwischte so Ideen von hoher Wichtigkeit, welche in einer kleinen Zahl von Stellen in den alten Büchern ausgesprochen sind, nur weil sie sich nicht mit der am häufigsten und klarsten in den classischen Büchern vorgetragenen Ansicht in Harmonie bringen ließen. Vielleicht hat sich dieser gelehrte Erklärer bisweilen von seinen persönlichen

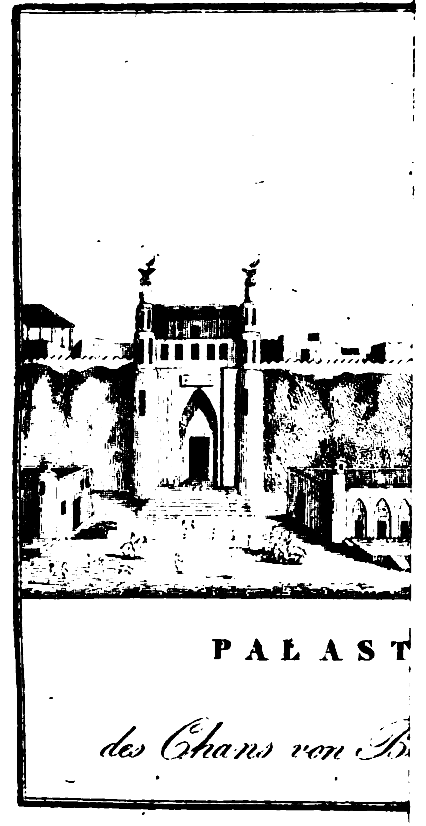
Ansichten verführen lassen, und mag wohl oft, wie es ja den Klügsten geht, in den Büchern der Schule von Confutse weniger das gesehen haben was sie enthalten, als was er darin suchte. Wie dem auch seyn mag, Tschu-hi brachte alle die zerstreuten Ansichten, die er in den King's fand, in Ein Ganzes, und erklärte sie auf gleichförmige Art; und da seine Werke ein vollständiges Ganze bildeten, gelehrt, tiefsinnig und angenehm geschrieben waren, so breiteten sie sich schnell aus, wurden in den Schulen angenommen, und erregten die Bewunderung der Gelehrten seiner Zeit so sehr, daß sie allgemein anerkannt wurden, und noch heute anerkannt sind. Das Ansehen seiner Commentare ist fast dem der Texte gleich, und während man glaubt sich an Confutse oder Tse-se zu halten, ist es im Grunde Tschu-hi dem man folgt, und von dem man sich leiten läßt. Alle neueren Commentare und die tartarischen Uebersetzungen sind in diesem Geiste geschrieben, so daß der Vortheil einer immer klaren und scheinbaren Erklärung die sie einem anbieten, auf der andern Seite durch die Furcht aufgewogen wird, sechshundertjährige Ideen für die alten von dreißig Jahrhunderten, das neue für das alte, das secundäre für das ursprüngliche, und die Ansichten eines Commentators aus dem Mittelalter für den Glauben des hohen Alterthums zu nehmen.

Nachdem Tschu-hi seine Ansicht über die zu erklärenden Stellen in seinen Commentaren an ihrem Ort ausgesprochen hatte, setzte er in einem eigenen und dogmatischen Werke, das er Naturphilosophie betitelte, seine Principien auseinander, und erhielt dafür allen Beifall, den er durch eine klare Methode und einen schönen classischen Styl verdient hatte. Allein obgleich diese Schrift oft nur aus zusammengestellten Stellen der classischen Schriftsteller besteht, so daß man glauben könnte, den Text derselben vor sich zu haben, so ist es doch nur der kleinste aller der Vorwürfe, die man ihm machen kann, daß er den erhabenen Sinn mancher Stellen von Confutse verkannt, daß er das zweideutige und nur hingeworfene derselben bestimmt und positiv ausgedrückt, kurz daß er dem wohlberechneten Skepticismus des chinesischen Sokrates einen reinen Materialismus untergelegt habe.

Tschu-hi nimmt, wie seine Vorgänger, Ein weltbeherrschendes Princip an; er nennt es Himmel, Schicksal, Natur, Weltordnung; dieß sind ihm gleichbedeutende Namen. Himmel heißt es, sofern es durch sich selbst existirt; Schicksal, sofern es alle Wesen regiert; Natur, sofern es die absolute Substanz ist, die Allem Seyn und Leben giebt; Weltordnung endlich, um die gegenseitigen und nothwendigen Verhältnisse anzuzeigen, welche zwischen allen Wesen und bei allen ihren Aeußerungen bestehen. Allein unter Himmel ist natürlich nicht die blaue Wölbung über uns zu verstehen: seine Substanz ist das All; sein Einfluß ist das Schicksal; seine Aeußerung in uns ist unsere Natur, deren Wirkung sich in unsern Neigungen zeigt, welche ursprünglich gut und naturgemäß sind, so lange sie nicht verdorben werden. Die Vernunft, welche schon bei Confutse auf eine so unbestimmte Stellung beschränkt war, wird nun zum bloßen Wort, und durch eine Sophisterei im Ausdruck wird sie zur Regel und Richtschnur der Dinge. Der große Gipfel ist nur ein anderer Name für die Weltordnung; diese äußert sich in zwei Formen, welche wechselsweise auf einander wirken, nämlich als Bewegung und Ruhe, Thun und Leiden, und so fort in allen Eigenschaften, die einander direct entgegengesetzt sind. Auch die Materie hat zwei Formen, grobe und feine Materie; sie enthalten alle die Kräfte, welche das All gebildet haben und erhalten; aber nichts war vor ihnen, denn wenn auch ihre Thätigkeit irgendwo zu wirken anfängt, so haben sie früher anderswo sich geäußert. Bewegung und Ruhe bilden das Wesen des All. Himmel, Erde und alle Wesen sind nur durch diese ewig wirkenden zwei Kräfte; die Eigenschaften des Körpers, die Wirkungen der Natur, die Elemente, die atmosphärischen Erscheinungen, die Vegetation, das Leben, die Neigungen, der Verstand — alles hängt ab von der Bewegung und der Ruhe, und folglich (dieß ist der Schluß den wir daraus ziehen) von der Lage der Atome der ätherischen oder soliden Materie; alles ist wechselsweise Action und Substanz, Reaction und Ruhe; Genien und Dämonen sind nur Aeußerungen von zwei Naturkräften. Uebrigens giebt es wirklich Genien und Dämonen? Dieß ist eine Frage, sagt Tschu-hi, welche man nicht so kurz beantworten kann; daher widmet er ihr auch 108 Seiten. Das Bewußtseyn liegt im Verstande (Herzen) der ätherischen Produktion der Naturkraft, wozu die Ordnung allein ohne active Kraft nicht hinreicht, wie eine Wachskerze oder ein Talglicht der Flamme bedarf, um zu erleuchten. Bei diesen Definitionen und Erklärungen zeigt sich Tschu-hi (so weit der gegenwärtige Zustand der Kenntnisse des Chinesischen zu schließen erlaubt) oft als ein Sophist, der sich mit Worten begnügt, und seinen Lesern dasselbe zumuthet; er erscheint als einer der formellen Menschen, welche sich mehr damit beschäftigen, gleichbedeutende oder entgegengesetzte Ausdrücke zusammenzustellen, als Ideen in ein Ganzes zu vereinigen, und die viel aufgeklärt zu haben meinen, wenn sie ein kahles Fächerwerk abstracter Formeln regelmäßig aufgerichtet. Jedenfalls ist klar, daß er durch Zerstörung der Unbestimmtheit in welcher die alten Chinesen ihre zwei Principien gelassen hatten, mit seiner Lehre von Thätigkeit und Ruhe zu ganz materialistischen Erklärungen, auch der intellectuellen Erscheinungen, genöthigt ist. Die atomistische Lehre ist nach ihm in spätern Compilationen, die unter dem Titel „Beiträge zur Naturphilosophie" u. s. f. erschienen sind, noch weit deutlicher ausgesprochen worden. Alle alten Bücher sind, gezwungen oder ungezwungen, nach diesem System der Thätigkeit und Ruhe, des Aethers und der festen Materie erklärt worden; so wie man bei uns oft Menschen trifft, welche einige technische Ausdrücke aus der Physik aufgefaßt haben, ohne einen bestimmten Sinn damit zu verbinden, und glauben daß sie alle Naturerscheinungen erklären, wenn sie Expansion, Contraction, Attraction, Repulsion, Polarisation u. s. f. sagen können.

(Schluß folgt.)

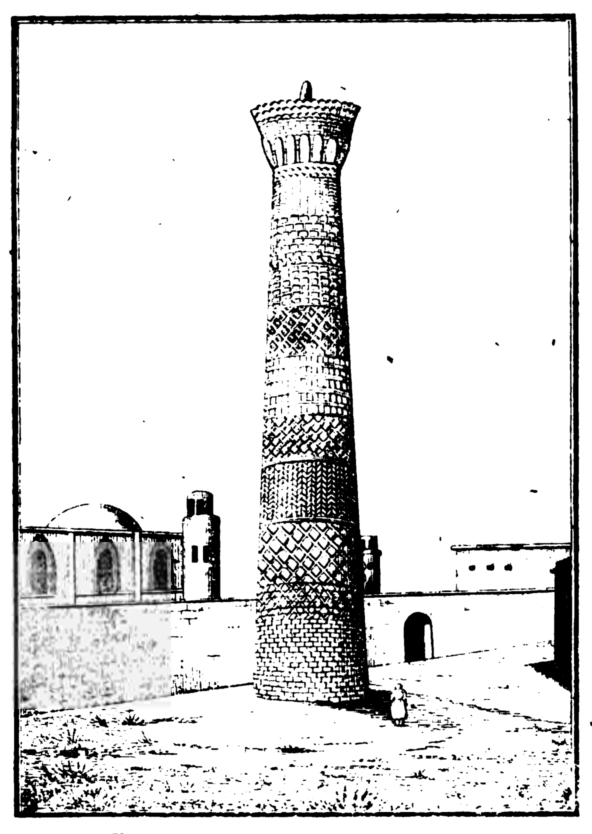
München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



PALAST

des Chans von B

Zum Tagblatt „Ausland"



Minaret von Mirgharab.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 64. 4 März 1828.

Ismaïl Gibraltar in Europa.

(Fortsetzung.)

Die Quarantäne geht zu Ende; Ismaïl, ermüdet von der gezwungenen Ruhe, steigt mit den Worten ans Land: „Alles geht vorüber! Das Sprichwort hat Recht: selbst Stambul *) wird sein Ende finden."

Als wenn man dem Reisenden seine vierzigtägige Langeweile hätte vergessen machen wollen, wurden nun prachtvolle Feste vorbereitet. Die Kanonen wurden gelöst, die Flaggen entfaltet, und eine feierliche Deputation ging Ismaïl entgegen, um ihn zu empfangen. Die alte Vormauer des christlichen Glaubens schmückte sich nun dem muselmännischen Gesandten ihre Huldigungen darzubringen. Mit halb verachtendem Ernste blickte er auf diesen neuen Pomp, aber sein natürlicher Sinn für Anstand und Grazie machte ihn schnell bei aller Welt beliebt, und Sir Alexander Ball, Baronet, Gouverneur von Malta, gab ihm in den Gärten von Sant-Antonio ein Fest, Jesanguira's und Al-Raschid's würdig. Fast die ganze Stadt war eingeladen, Engländer, Malteser, europäische und orientalische Kaufleute, ein wahres Paradies von Toleranz, wo das Vergnügen alle Glauben vereinigte.

Ich möchte mich des orientalischen Bilderreichthums noch entsinnen können, dessen sich Ismaïl bediente, um dieses herrliche Giema **) zu beschreiben, von dem noch in der Hauptstadt Englands seine ganze Imagination erfüllt war. „Wir begaben uns — erzählte der ägyptische Gesandte — zu dem Feste der Gärten, dem wahren Aufenthalte des Vergnügens. Nicht ohne Mühe gelangten wir dahin: mühsam ist der Weg der Erwählten. Man brachte uns in eine Calessa, einen harten Wagen, in dem ich herumgeworfen wurde gleich einer Barke im Sturm. Ein Chatib ***) des Gouverneurs, der mit mir im Wagen saß, belehrte mich woher es komme, daß mich die Carosse so sehr ermüdete. In Malta, wo der Boden aus spitzen Felsen besteht, bedient man sich Wagen ohne Federn. Ich fand diese Art zu reisen höchst unbequem, und bildete, so gut es gehen wollte, aus meinen Händen eine Art Sitz, um die unsanften Stöße ein wenig zu mildern. Indessen erzählte mir der Chatib, der viel sprach und überhaupt ein ganz besonderer Mensch war, um mich zu unterhalten

*) Constantinopel.
**) Gartenfest.
***) Chatib, Sekretär. Die Person, von der Ismaïl hier spricht, ist der bekannte Dichter Coleridge, damals Sekretär des Sir Alexander Ball.

tausend Geschichten aus dem Lande des Niedergangs. Dann sagte er mir schöne Verse aus der Sprache des Almagreb *) vor, von denen ich nur leider kein Wort verstand, und die mir fast das Ohr zerrissen. Endlich zeigte er mir eine hübsche Pfauenfeder, mit der er gewöhnt sey, seine Werke zu schreiben. Später bin ich ihm wieder in London begegnet, wo er indessen reich geworden war, und sich, was man so nennt, einen Namen verschafft hatte. Ich gestehe, daß ich nicht eigentlich weiß, wie er das angefangen hat. Endlich gelangten wir zu dem Giema. Ach das Paradies des Propheten, die Engel des Himmels und der Erde, der Wein von Schiraz und die Rosen von Ormuzd verschwinden vor dem, was ich in diesen glücklichen Gärten traf! Allah Akbar! Allah Akbar! **) Welche blauen Augen! welche schwarzen Sterne! die Huris des Nordens und die des Südens wandelten unter den blühenden Orangen und Citronen; hier die sanften schmachtenden Blicke der Schönen von der grünen Insel, dort die leuchtenden Strahlen unter den langen Wimpern der Töchter Malta's. Und dabei der Sabha ***) von allen Ländern, allen Arten: ich füllte meinen Becher bis zum Rande. Unsere Gelehrten behaupten, daß der heilige Prophet ihn verboten habe; aber dieß ist falsch. Ich weiß meinen Koran auswendig. In welcher Stelle hat er den funkelnden Trank verboten? Nichts ist verboten als der Mißbrauch." †)....

Folgen wir ihm nun auf seiner ferneren Fahrt. Er verläßt Malta. Vergebens würde ich versuchen, alle die Schwierigkeiten aufzuzählen, die er auf seinem Wege fand, und alle die Verlegenheiten, in die ihn Panajottis Unwissenheit brachte. Statt, wie sie sich vorgenommen hatten, die Meerenge von Gibraltar zu erreichen, finden sie sich auf einmal in Tunis, segeln wieder von dort ab, aber nur

*) Der Occident.
**) Gott sey gelobt.
***) Wein.
†) Bei dieser Gelegenheit muß ich eine lustige Geschichte erzählen, welche einmal in London den Gästen des guten Ismaïl viel Spaß machte. Er vertheidigte bei Tische und vollem Glase die hier ausgesprochene Meinung über das Verbot des Weines. Dreimal bereits hatte er den hohen Becher geleert, und dreimal die Lehre zurückgewiesen, welche den „funkelnden Trank" verbietet. Am Ende aber begann sein Haupt zu wanken und seine Zunge schwer zu werden. „Der Prophet — stammelte er noch, als er den Kopf auf die Rücklehne des Stuhls sinken ließ — „hat nichts ver...bo...ten a...ls den Miß...brauch" und schlief dann ein.

um nach kurzer Irrfahrt unversehens wieder dahin zurückzukehren, werfen dann Anker in dem Hafen von Cagliari, nehmen die Richtung nach Livorno, steuern auf Sicilien zu, erblicken von ferne die Kette der Pyrenäen, bis sie endlich merken, daß sie sich doch auf falschem Wege befinden müssen. Dieß war freilich ein wenig spät. Sie halten Rath, und der gesunde Verstand Ismaïl's nöthigt den griechischen Piloten die Richtung zu ändern und gegen Süden zu segeln. Dieß rettet sie aus ihrer Noth. Sie verlieren das Land nicht mehr aus dem Gesichte, folgen den Küsten, besuchen Oran, Melilta, Almeria, Marbella, erkundigen sich bei Christen, Türken und Juden, bis sie endlich mit Hülfe der guten Rathschläge, der Geduld, der Beharrlichkeit, des Glücks und eines günstigen Windes, in drei Monaten und etlichen Tagen ihre gefährliche Ueberfahrt von Malta nach Gebel=Tarik *) vollenden.

Dieß war eine wahre Odyssee gewesen. Oft glaubte der Muselmann Allah habe ihn verlassen, und die dunkeln Schwingen Azaels**) breiteten sich über sein Fahrzeug. Es war ihm schon als hörte er über seinem Haupte, wie in dumpfem, feierlichen Tone die Flügel des Engels Gihanam, des Todesboten, über ihm rauschten. Auf einmal aber öffnet sich die Bucht von Gibraltar, und hoch erheben sich vor ihren Blicken die Wälle und Bastionen der furchtbaren Citadelle.

Dieselbe Gastlichkeit wie in Malta fand Ismaïl auch in Gibraltar. Man zeigte ihm alle Merkwürdigkeiten der Stadt, die Zinnen, die Pflanzungen, die schroffen Felsenberge. Mit Schrecken sah er die Hohle des heiligen Michael, mit Staunen die Zunge des Teufels ***). „Wie?" — rief er aus — „verehren die Christen die Geister des Himmels zugleich mit denen des Abgrundes?" Lange ging er in der Almeida †) spazieren, entzückt von den herrlichen Bäumen und der unermeßlichen Aussicht. „Was für eine wunderliche Puppe ist dieß?" fragte er, indem er vor einer Statue still stand. Man belehrte ihn, daß er ein Denkmal brittischer Sculptur vor sich sehe, das Bild des englischen Commandanten Heathfield. Er kehrte die Augen weg; Ismaïl war ein Mann von Geschmack.

Aber wer schildert sein Erstaunen, als er in den Straßen der Stadt jene ungeheuern gepuderten Perücken erblickte, mit denen die jüdischen Weiber dort seit undenklicher Zeit ihren Kopf belasten. Er hielt es für eine Maskerade. Nie konnte man ihn überzeugen, daß dieses Costume im Ernste gemeint und national sey.

Endlich, nachdem er seinen Wechsel auf den Pascha gezogen hatte, ging er um vier Uhr Abends zu dem Gouverneur, um sich zu beurlauben. Die Stunde war ungeschickt; er wollte den edlen Baronet nicht aus dem Schlummer wecken. Er ließ ihm zwei Canonen und zwei Kugeln als Geschenk zurück; dann ging das Schiff unter Segel mit einer frischen Ladung von Früchten und Doublonen.

Eine weiße Wolke, eine Kuppel von drohenden Dünsten umkränzte das Haupt des Felsens, und verkündigte nahen Ostwind. Die furchtbare Meerenge, Bab=el=Zakak, die Pforte des Meeres, öffnete sich vor unsern Abentheurern. Panajotti, um sein Verdienst desto mehr in's Licht zu setzen, vergrößerte noch die Gefahren der Ueberfahrt. „Der Ozean, in den wir uns stürzen, ist beinahe ohne Grenzen. Mehr als zehntausend Meilen weit erstreckt er sich gegen Abend, gegen Norden und gegen Mittag. Die Stürme sind sehr häufig und hier muß sich die ganze Geschicklichkeit eines Seemanns bewähren." Ismaïl hatte, wie wir sehen, keine besondere Meinung von der Wahrhaftigkeit des Griechen. „Hat er nicht behauptet, die Insel Candia sey schon vor der Hegire bewohnt gewesen? Der Lügner! Der Unverschämte! Aber bei alle dem ist er ein guter Pilot, und das ist die Hauptsache. Unsere letzte Reise von Malta nach Gibraltar ging glücklich von Statten; ich bin mit ihm zufrieden, ungeachtet es ein ungläubiger Hund ist."

Indessen mußte der geschickte Navarche sich mit Ismaïl berathschlagen über die Richtung die genommen werden sollte. Nach langer Consultation rief endlich der Ottomane: „Billah! Bismillah! *) laßt das Schiff seinen Weg gehen!" Die Vorsehung, die einzige Führerin des Fahrzeuges, trieb es an die Küsten von Madeira. Hier erfuhren sie, daß der Wind, der ihnen frisch in die Segel blies, sie von der wahren Richtung ein wenig abgebracht hatte. Ismaïl wollte unwillig werden; Panajotti beruhigte ihn aber, indem er ihn an ihre erstaunliche Ueberfahrt von Malta nach Gibraltar erinnerte, und ihm vorstellte, daß auch der Weiseste sich irren könne. Ismaïl konnte der Wahrheit dieser Bemerkung nichts entgegenstellen. Man machte Rasttag in Madeira. Der Wein war so trefflich, die Gesellschaft so gebildet, das Klima so schön: der Muselmann fand die englischen Kaufleute so gefällig, die Ananas so herrlich, die Insulanerinnen so zuvorkommend, daß er vierzehn Tage lang da blieb und nur ungerne dem schönen Eilande Lebewohl sagte.

Ungeduldig, seine Reise einmal zu beendigen, machte Ismaïl tausend Fragen an seinen Führer. „Wann werden wir in England seyn?" — „In drei Tagen." — „Seyd Ihr schon da gewesen?" — „O, schon mehr als zehnmal!" „Allah ist groß; wir wollen sehen. Aber schaut dort die Küsten, die uns immer näher rücken; sollten das die Ufer der grünen Insel seyn?" — „Beim Panagia und St. Georg! beim heiligen Dionys und St. Spyridion, das ist es! das ist es! Ich erkenne London, ich sehe den Thurm der großen Kirche; ich kann mich nicht täuschen; kenn' ich doch dieses Land wie meinen eigenen Mantel hier! Glaubt mir! vertraut mir!" Der verständige Ismaïl aber schüttelte den Kopf. Sein diplomatischer Blick sagte ihm, daß England doch nothwendig größer seyn müsse. Er nahm die Charte zur Hand. Das Meer schien übersäet mit kleinen Inseln; sollte dieß Irland seyn, die Insel Wight, oder Man? Diese Gruppe von Inselchen, sind das die Orcaden, die Hebriden oder die shetländischen Inseln? Nein! je weiter sie vorrücken, desto größer wird ihre Zahl. Ismaïl, immer ungeduldiger, verwünschte bald die schlechte Charte, bald seinen ungeschickten Piloten; endlich aber

*) Gibraltar, wörtlich: Berg von Tarik.

**) Der Todesengel.

***) Pik von Gibraltar.

†) Die besuchteste Promenade in Gibraltar.

*) In Gottesnamen, wie der Herr will.

wird er es müde, sich mit Ungewißheiten zu plagen, nimmt seine lange Pfeife, und bläst die Sorgen in den Wind. Man läuft in den nächsten Hafen ein, man erblickt eine Stadt — es ist Angra, und diese Inseln sind die Azoren!

(Schluß folgt.)

Die Gemäldeausstellung im Louvre zu Paris im Jahre 1827.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1819 in der zweiten Ausstellung seit der Restauration zeigte sich das Talent Gericault's in seinem ganzen Glanze. Eine großartige Composition ohne die geringste Uebertreibung, eine eben so große und ganz aus der Natur geschöpfte Zeichnung, eine unübertreffliche Energie der Ausführung und endlich ein Colorit, welches, obwohl dunkel und eintönig, doch in vollkommener Harmonie mit dem Gegenstande ist, — diese Eigenschaften stellen seine „Medusa" den schönsten Produktionen der modernen Malerei an die Seite. Gericault ist das Haupt jener neuen Schule, welche sich die treue Darstellung kräftiger und ergreifender Leidenschaften zum Zweck gesetzt hat, und die man mit Recht oder Unrecht die romantische Schule nennt. Wenn ein vorzeitiger Tod ihn nicht in einem Alter von zwei und dreißig Jahren der Welt entrissen hätte, so wäre diese Schule, die jetzt noch gegen alte Namen, alte Gewohnheiten und die academische Routine kämpfen muß, ihrem Triumphe nahe. Der Medusa wäre der Sclavenhandel gefolgt, ein Gemälde, welches einen Sclavenmarkt auf der Küste des Senegal darstellt. Endlich wäre die Idee einer unermeßlichen Composition, die Auslieferung von Parga und der Flucht seiner Bewohner, in der von edler Begeisterung erfüllten Seele Gericault's allen jenen Gefühlen vorangegangen, welche seitdem die Sache und das Unglück der Griechen erregt hat. Außer seinem (erwähnten) großen Gemälde hat Gericault nichts hinterlassen, als die Studien, mit denen er zuerst auftrat, Gemälde von Pferden, mit der überraschendsten Wahrheit gemalt, Cartons, in denen der kleinste Zug das Gepräge eines bewunderungswürdigen Talentes trägt. Einige Versuche in der Bildhauerkunst beweisen, daß wenn ihm eine längere Laufbahn vergönnt gewesen wäre, er vielleicht den doppelten Ruhm erreicht haben würde, der dem Genies Michel-Angelo's zu Theil ward.

Unter den merkwürdigsten der Werke, die im Jahre 1819 ausgestellt wurden, war ein Gemälde von Hersent, die Thronentsagung von Gustav Wasa. Dieß war das erstemal, seit der Existenz der französischen Schule, daß ein Stoff aus dem Mittelalter mit so vieler Localfarbe wiedergegeben war. Außer dem neuen Interesse der historischen Wahrheit verdankte dieß Kunstwerk den Ruf, welchen es bald erhielt, dem edlen Character und dem mannigfaltigen Ausdruck der Köpfe, einem guten Colorit und einer sorgfältigen Ausführung. In derselben Ausstellung sah man die classische Schule gewissermaßen ihre letzten Strahlen werfen. Picot, Drolling, Guillemont, Heim, Steube, Couder und Abel de Pujol traten darin mit allen den bereits bekannten Eigenschaften der guten Schüler David's auf. Aber ihre Gemälde, in denen weder Kenntniß noch Geschmack fehlten, erschienen kalt neben denen von Gericault, charakterlos neben denen von Hersent.

In der Ausstellung von 1822 zeigte sich gewissermaßen ein Stillstand in dem fortschreitenden Gang der neuen Reform; man bemerkte nichts Ueberraschendes in derselben, als den ersten Auftritt von Delacroix, in einem Gemälde, welches Dante und Virgil darstellte, wie sie durch den Phlegias gehen. Schon in diesem ersten Werke, in welchem er Gericault's Manier nachahmte, kündigte Delacroix ein wahres Talent an, aber nicht jene Originalität, die ihn gegenwärtig auszeichnet. Außer diesem Gemälde, außer Ruth und Booz von Hersent, und zwei Altarblättern von Scheffer und Gassies, schien alles, was von historischen Gemälden vorhanden war, in die alte Bahn zurückzufallen: das Publikum zeigte wenig Aufmerksamkeit für jene großen Stücke Leinwand, die von allem Interesse entblößt waren, und schien sich nur mit Genre-Bildern, die durch die Wahl des Gegenstandes oder die Ausführung sich auszeichneten, zu beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Grundzüge der Geschichte der Philosophie bei den Chinesen.

(Schluß.)

Die katholischen Missionen kamen erst lange nach der Einführung dieser atomistischen Philosophie nach China, zu einer Zeit wo die Gegner, welche sie vielleicht gefunden hatte, durch den einstimmigen Beifall der Gelehrten zum Schweigen gebracht waren; man darf sich daher nicht wundern, wenn einigen von ihnen die materialistischen Ansichten, welche überall in der Erklärung der alten Texte, Gebräuche und Ceremonien vorherrschen, vor allen auffielen. Ob diese Ansichten auch wirklich denen des Alterthums entsprechen oder nicht, darum fragte es sich für sie nicht; denn daß die modernen Chinesen sie angenommen hatten, war hinreichend um ihnen die Pflicht aufzulegen, diese Meinungen zu bestreiten. Nur darin hatten einige Unrecht, daß sie vom damaligen Zustand auf den ehemaligen schloßen, und unbedingt auf das Wort einiger bekannten Commentatoren hin, den alten Philosophen Atheismus zur Last legten. Umsonst beriefen sich die Vertheidiger der King auf den Text dieser Bücher selbst, umsonst nöthigten sie selbst den Kaiser sich über den Sinn der Hauptstellen für die Geistigkeit der absoluten Vernunft, für Vorsehung, für Vergeltung, für ein anderes Leben, auszusprechen; diese großen Autoritäten vermochten nichts gegen den Glauben, den man beinahe im ganzen chinesischen Volk antraf. Einige Jesuiten freilich, welche Stellen über das platonische Dogma vom Logos, von der Dreieinigkeit, vom vermittelnden Hauch gefunden zu haben glaubten, waren viel weiter gegangen, und hatten in den alten Büchern nicht nur einen ausgebildeten Spiritualismus gefunden, sondern glaubten sogar die auffallenden Aehnlichkeiten in den Lehren nicht anders erklären zu können, als durch Traditionen, welche von Nachkommen Noah's herkämen, oder von der Zerstreuung der zehn Stämme oder gar von einer eigenen Offenbarung. Diese gewagten Vermuthungen wurden vielleicht mit Recht ver-

worfen, allein ihre Urheber wurden sehr mit Unrecht der Unwissenheit oder der Verfälschung angeklagt, denn das flüchtigste Durchlaufen der Texte, welche diese Missionäre im Original schickten, hätte hingereicht, um Premare, Fouquet und die übrigen gegen den gehässigen Verdacht, den man gegen sie hegte, zu schützen.

Diesem kurzen Grundriß des Feldes das die Geschichte der Philosophie in China finden wird, sollte eigentlich eine Angabe der Quellen, woraus sie zu schöpfen hat, folgen; allein da Remusat im Begriff ist den Catalogen der chinesischen Bücher der Pariser Bibliothek drucken zu lassen, so ist es wohl besser den Leser darauf zu verweisen. Nur noch einige Worte über die gewöhnliche Methode der Chinesen in ihren philosophischen Werken. Nirgends sind, soviel wir wissen, die Gegenstände, welche behandelt werden, nach den verschiedenen Theilen der Philosophie denen sie angehören, streng und wissenschaftlich geschieden. Die Aristotelische Methode hat erst spät, wenn je, in China einigen Einfluß ausgeübt; die Bücher von Confutse bestehen blos aus einer Reihe abgesonderter Sätze, in denen nur das Auge von Commentatoren einen Schatten von Verbindung und Folge entdecken konnte; Moral und Metaphysik, Cosmogonie und Psychologie sind beständig vermischt, oder auf eine gezwungene Art auf gleiche Principien zurückgeführt. Der Himmel, die Natur, der Mensch und seine Kräfte, Verhältnisse, Pflichten, die Politik, die Sittenlehre, die Administration, und bisweilen Wahrsagerei und Astrologie, alles bildet ein Ganzes, oder vielmehr ein Chaos, dem erhabene Gefühle und Gedanken, und vortreffliche Maximen einen gewissen Reiz verleihen, dessen Grund aber mehr in der Wahl der Ausdrücke und Bilder als in der Natur und dem Inhalt der Gedanken und Betrachtungen liegt. Immer jedoch bleibt die Reinheit von Fabeln ein eigener und ehrenvoller Zug in diesen alten Werken. Die unter dem Namen Tse bekannten Schriftsteller, welche man, nach dem Beispiel der Sekte von Confutse, sonderbarerweise ketzerische Philosophen genannt hat, befolgen ungefähr dieselbe Methode, und suchen ihren vielumfassenden Gegenstand zu beherrschen, indem sie ihn in kleine besondere Abhandlungen zertheilen, über Vernunft, Wahrheit, die Welt, Zeit, Phönomene, Seele, Leben, Tugend u. s. f. Die buddhistischen Werke behandeln gewöhnlich einen religiösen, liturgischen oder contemplativen Gegenstand; allein es ist undenkbar, daß die ungeheure theologische Sammlung, welche den Titel Gandschur führt, und die vielleicht nur von Rußland aus für Europa zugänglich werden kann, nicht großen Theils metaphysischen Inhalts sey. Tschu-hi, als ein vernünftiger und methodischer Schriftsteller, befolgt einen systematischeren Plan: er theilt sein Werk in zwei Theile; der erste handelt von den Principien, der Natur, dem Schicksal, der Vernunft, der Weltordnung und der Tugend; der zweite von den Aeußerungen der Naturkräfte, vom großen Gipfel, vom Aether und der Materie, von der Zeit, der Astronomie, der physischen Geographie, der Meteorologie, den Genien und Dämonen, den beiden Seelen, dem Cult, der Politik, und schließt mit einer Critik der früheren Philosophen. Eine ähnliche und vielleicht noch strengere Methode ist in dem großen naturphilosophischen Werke beobachtet, dessen oben gedacht wurde. Alle Stellen der classischen Schriftsteller und die alten Sagen werden angeführt, und nach dem System des Erklärers gedeutet; die ganze Methode der neuern Schriftsteller besteht in Citationen und Erklärungen, und auch wenn sie eine neue Meinung aufstellen, suchen sie sich auf eine bedeutende Autorität dabei zu stützen.

Dieß ist die, wenn gleich höchst unvollkommene Skizze eines Feldes für neue Untersuchungen, das Reiz für diejenigen haben sollte, welche das Gemälde der Geschichte des menschlichen Geistes vervollständigen wollen. Diese Aufeinanderfolge verschiedener Ansichten, welche sich im äußersten Osten, ohne einen sichtbaren Einfluß des Abendlands, entwickelt hat; diese pythagoräischen und platonischen Lehren vor Pythagoras und Platon; diese Stoiker welche die Ordnung zu ihrem Grunddogma gemacht, und die Wissenschaft und Tugend klug verbunden, und so ein Reich auf die Principien ihrer Philosophie gebaut haben; diese Idealisten, welche ihren allegorischen Götterdienst bei zwanzig verschiedenen Völkern eingeführt, und die einen gebildet, die andern verbildet haben; diese neuen Epikuräer, welche weder Demokrit noch Epikur gekannt; diese verschiedenen Schulen und Meinungen, welche sich an dem großen Räthsel der Welt erschöpft haben, sind ein schöner Gegenstand für Studium, Nachdenken und Bearbeitung. Wir dürfen hoffen, daß nicht durch Nachläßigkeit die zahlreichen Quellen über diese große Lücke in der geistigen Geschichte der Menschheit, wenigstens diejenigen, welche in den europäischen Bibliotheken sind, und durch ein Studium weniger Jahre durchaus zugänglich werden, unbenützt bleiben. Die Uebersetzung des Lün-jü, durch Herrn Dr. Schott (Halle 1820 8.) läßt hoffen, daß die Gelehrten sich diesem Studium jetzt mehr zuwenden, und sein Buch erhält dadurch, als ein Vorläufer bedeutenderer Arbeiten, einen Werth, den ihm sein eigenes Verdienst kaum geben möchte. Er hat einen Versuch gemacht den Theil des Lün-jü, den Marshman ins Englische übersetzt hatte, ins Deutsche zu übertragen, was vernünftig war, doch hätte er wohl besser gethan, nach den lateinischen Uebersetzungen von Couplet oder Noël, die er nicht gekannt zu haben scheint, zu arbeiten. Da diese Bücher in der lateinischen Ausgabe selten, und auch die französischen Uebersetzungen derselben in Deutschland nicht sehr verbreitet sind, so hätte er etwas verdienstliches gethan, wenn er die sex libri classici aus Noël übersetzt hätte. Freilich würde er noch besser thun, wenn er eine Zeitlang die chinesische Literatur selbst studirte, besonders da der Umschlag seines Buchs beweist, daß er wenigstens die Charaktere dieser Sprache lesen gelernt hat, so daß er sich in den Stand setzte, selbst die Urtexte und die Commentare zu lesen, um den Gegenstand dieser Grundzüge neu und ausgedehnt zu behandeln; denn die Kenntniß des Gegenstands ist natürlich die erste Bedingung einer solchen Arbeit, und sie ist Deutschen vorbehalten, denn gewiß lernt ein deutscher Philosoph leichter Chinesisch, als ein französischer oder englischer Sinologe Schelling, Fichte oder Hegel verstehen lernen könnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 65. 5 März 1828.

Die Gemäldeausstellung im Louvre zu Paris im Jahre 1827.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit ihrer ausschließlichen Herrschaft hatte die Schule David's, welche die Darstellung von Scenen aus dem gewöhnlichen Leben mit Verachtung, als etwas, das unter ihrer Würde sey, betrachtete, die Staffeleimalerei entmuthigt und gewissermaßen völlig augehoben; alles, was in dieser Gattung noch geduldet wurde, waren mythologische Gegenstände oder aus der griechischen Poesie entlehnte Hirtenscenen, die mit einer Geistlosigkeit ausgeführt wurden, der nur die Trockenheit gleichkam, welche man auf die Vorstellung von Begebenheiten der alten Geschichte übertrug. Die Wichtigkeit, welche mit der Rückkehr des Friedens den gesellschaftlichen Verhältnissen, dem häuslichen Leben und dem Innern der Familien wiederkehrte, machte plötzlich Vorfälle und Ereignisse der Kunst würdig, in welcher die handelnden Personen sich nicht über den Privatstand erhoben und keinen berühmten Namen besaßen. Die Darstellung der Leiden des Volks, alltäglicher Begegnisse, menschlicher Schwächen wurde interessant, wenn sie nur wahr und nicht niedrig war. Ein Gemälde von Prudhon, die arme Familie, war in dieser neuen Gattung eines von denjenigen, welche das meiste Glück machten. Die Ausführung war darin weniger vollkommen, als die der holländischen Schule; aber das Interesse der rührenden Scene, der tiefe Ausdruck der Charactere entschädigte reichlich für die materielle Unvollkommenheit. Auch die Soldatenwittwe von Scheffer, das Duell von Vigneron erhielten den allgemeinen Beifall des Publikums. Eine Menge anderer Staffeleigemälde, fast alle ausgezeichnet durch die Einfachheit des Gegenstandes und die Schärfe oder Feinheit der Idee, bildeten in der Ausstellung von 1822 eine neue Aera für diese Gattung der Malerei, und etwas voreilige Kunstrichter standen nicht an, sie für die einzige der neuen Richtung der Sitten und des Nationalgeistes entsprechende zu erklären.

Mit Ausnahme des Fortschrittes, welcher durch diese Art von Revolution in der Genremalerei bezeichnet wurde, blieb die neue Schule während der Zeit, die zwischen den Ausstellungen von 1816 und von 1824 lag, auf demselben Standpunkte stehen. Diese Leere wäre ohne Zweifel durch die beiden großen Schöpfungen Gericault's ausgefüllt worden, wenn der Tod diesen großen Künstler nicht im Anfange seiner schönsten Laufbahn hingerafft hätte. Der Ausstellung von 1827 war es vorbehalten, den Gang und die Richtung des neuen Geistes auf freie und entschiedene Weise auszusprechen; Freunde von Gericault, gleich ihm aus der Schule Guerin's hervorgegangen, traten mit großen Compositionen auf, in welchen sie, obwohl die von ihrem Vorgänger vorgezeichnete Bahn verfolgend, das Glück hatten, jeder in seiner Art, einen originellen Charakter und ihnen eigenthümliche Eigenschaften zu entwickeln. — In der Reaction, von der gegen das Jahr 1778 die classische Schule ausging, hatten die Neuerer einen festen und bestimmten Zweck, nämlich die äußersten Grenzen der Vollendung in der Zeichnung zu erreichen; ihre Entwicklung konnte nicht anders, als regelmäßig und systematisch seyn; sie mußten nach und nach alle jene Eigenschaften vernachläßigen, die nicht zu dem einzigen Ziele ihrer Anstrengungen und ihres Wetteifers führten. Sie mußten sich ferner streng auf die Nachahmung des Meisters beschränken, der zuerst an diesem Ziele angekommen war, und sich nur durch den größeren oder kleineren Abstand, der sich zwischen ihm und ihnen selbst befand, unterscheiden.

Ganz anders aber mußte es sich mit der romantischen Reformation verhalten; denn dieß ist der Name, welchen man ihr gibt. Diese Reform hatte nichts weniger als einen speziellen und bestimmten Zweck vor Augen; sie hatte ein Streben von viel weiterem Umfange — die Befreiung der Malerei von einem Systeme willkürlicher Gesetze und Beschränkungen. Daher fand der Führer der Schule, Gericault, unter seinen Nachfolgern zwar leidenschaftliche Bewunderer, aber keine sclavische Copisten. So erschienen in der Ausstellung von 1824 Delacroix, Sigalon, Scheffer und Saint-Evre. Ein merkwürdiger Umstand war, daß neben diesen jungen und bisher in der Schule wenig bekannten Malern, andere Künstler auftraten, die sich bereits in der classischen Richtung ausgezeichnet hatten und jetzt diese mit ihren conventionellen Schönheiten verließen und ihre Ideen unter einer neuen und originellen Form darstellten. Diese Ueberläufer von der Schule Davids waren Ingres, Schnetz und Delaroche.

Das Gemälde von Delacroix, welches das Blutbad von Scio darstellte, stand mehr als irgend ein anderes im Gegensatze zu dem alten traditionellen Geiste; ein Colorit, kaum weniger glänzend, als das der venetianischen Schule, eine Zeichnung, vielleicht ohne Eleganz, aber kräftig characterisirt, Ausdruck neben einem gänzlichen Mangel an Schönheit, eine Composition, in welcher der Vorsatz, die

Scene auf keine Weise zu arrangiren, eben so sichtbar ist, als der des Gegentheils bei den Schülern David's; dieß waren die Eigenschaften und die Fehler, welche jenes Gemälde zu einem der merkwürdigsten der Ausstellung machten. Die Ausführung war bei weitem weniger frei, als die des Gemäldes von Gericault, aber für diesen Fehler entschädigte eine große Energie des Tons. In dem Gemälde Sigalon's, die Gifmischerin Locusta, vergaß man über der kräftigen Färbung und der energischen Manier die schlechte Wahl des Gegenstandes. Das Gemälde von der Schlacht bei Ravenna von Scheffer zeigte die Absicht des Künstlers, der historischen Wahrheit treu zu bleiben; die Composition bot nichts von theatralischen Zurüstungen dar, die man in den meisten großen historischen Gemälden zu sehen gewohnt war; und obwohl es eine Hauptperson darin gab, so nahm ihre Gegenwart doch nicht die ausschließliche Aufmerksamkeit des Zuschauers in Anspruch. Die Köpfe hatten Wahrheit und waren nicht ohne Ausdruck; der Ton des Ganzen war glänzend, doch schadete eine zu flüchtige Ausführung dem Gesammteindruck. Obwohl sorgfältiger und correcter, erinnert Saint-Evre in seinen Gemälden uns doch etwas zu sehr an die Manier von Delacroix. Dasjenige von seinen Werken, welches besonders die Aufmerksamkeit erregte, war eine Frau in einem Kirchhofe; der Ausdruck dieser Figur war von der überraschendsten Wahrheit.

Unter den Malern, welche, nachdem sie eine Zeitlang die Bahn der classischen Schule verfolgt hatten, sich jetzt eine weniger betretene suchten, müssen wir zuerst Ingres nennen. Er hatte sich in seinen ersten Werken durch Uebertreibung des alten Styles bemerklich gemacht; aber der Monotonie, welche diese Manier begleitete, überdrüssig und zugleich — wie es scheint — von der Idee getroffen, daß die Malerei herabgewürdigt würde, wenn man ihr gewaltsam den Typus der Bildhauerkunst aufdrängte, beschloß er die Muster aufzusuchen, welche die Malerei selbst in ihrer Jugend und Originalität darböte. Man wird wenigstens versucht, diesen Gedanken Ingres zu leihen, wenn man sieht, daß er nach einem Zwischenraume, der auf neue Studien hindeutete, plötzlich seine Manier nach der der Jugendjahre Raphaels ummodelte. Nach einem langen Aufenthalt in Italien sandte er, bei seiner Rückkehr nach Frankreich, eine große Composition, das Gelübde Ludwig XIII voraus. Das Gemälde erregte große Uebertaschung, es war eben so weit von der Schule David's, als von der neuen eines Delacroix, Sigalon und Scheffer verschieden. Die Gruppe der Jungfrau rief die Anmuth der Madonnen Raphaels zurück; die Gestalt Ludwigs XIII schien nach einem Miniaturbilde des Mittelalters gearbeitet; der Hintergrund war mit ängstlicher Genauigkeit ausgeführt, wie in der deutschen Schule. Ungeachtet dieser Reminiscenzen überraschte und gefiel das Ganze des Gemäldes durch seine Originalität. Das große Gemälde, das von Schnetz aus Rom gesandt wurde, und die heilige Genovefa, wie sie Almosen unter die Bewohner von Paris vertheilt, darstellte, zeichnete sich durch schöne Zeichnung, sichere Haltung, Köpfe, den schönsten römischen Typen nachgebildet, aber auch durch einen gänzlichen Mangel den localer Wahrheit und historischer Treue aus. Ein anderes Gemälde desselben Künstlers, ein Zug aus der Jugend Sixtus V, war eine der vollendetsten Productionen in der Ausstellung von 1824.

Eine Scene aus der Plünderung von Jerusalem, von Heim, erinnerte an die schöne Zeit von Raphael; er sagte sich gleichfalls von den hergebrachten Ansichten los, welche seine ersten Arbeiten geleitet hatten. Coignett behandelte in einer Gruppe aus dem Morde der unschuldigen Kinder diesen so oft wiederholten Gegenstand auf eine neue und großartige Weise, und gab dadurch selbst die schärfste Kritik des Marius, den er ein Jahr zuvor in Rom unter dem Einflusse der classischen Schule componirt hatte. Neben diesen Produktionen bemerkte das Publikum die Gemälde von Steube und Delaroche. Der erstere hatte mit eben so viel Simplicität als Größe den Schwur der drei Schweizer auf dem Rütli, der zweite mit treffender Wahrheit eine Predigt des heiligen Vincenz von Paula dargestellt. Unter den Genregemälden, deren diese Ausstellung eine große Anzahl der ausgezeichnetsten enthielt, zogen vorzüglich die von Robert die Aufmerksamkeit durch schöne Behandlung und außerordentliche Kraft auf sich.

Drei Jahre sind vergangen von der Ausstellung des Jahres 1824 bis zu der gegenwärtigen. Wenn man die Säle des Louvre betritt, wird man zuerst durch die Mannigfaltigkeit unter den Gemälden überrascht, mit denen sie geschmückt sind. Zur Zeit des Glanzes der classischen Schule war der Anblick der Ausstellungen sehr einförmig: im Jahr 1824 war diese Einförmigkeit bereits auf eine gewisse Anzahl von Gemälden herabgebracht; gegenwärtig aber bieten fast alle Bilder Verschiedenheiten dar, welche von der größten Unabhängigkeit in den Ansichten über den Zweck der Kunst, wie in der Behandlung ihrer Hülfsmittel zeugen. Obgleich die Ausstellung bereits sehr zahlreich war, als wir sie besuchten, so war sie doch noch keinesweges vollständig, indem die wichtigsten Arbeiten von Delacroix, Scheffer, Steube, Delaroche, Robert und Champmartin bis auf den letzten Monat ihrer Dauer auf sich warten ließen. Es war uns also nicht möglich, die gesammten Fortschritte dieses Jahres und die Lage der Schule in einem Ueberblick zu umfassen; wir beschränken uns deshalb darauf, zu sagen, daß die historische Malerei, um dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung zu nehmen, ihrer vollkommenen Entwicklung entgegen geht und einen immer höheren Grad von Bestimmtheit und Kraft erreicht. Neue Namen, wie die von Deveria, Boulanger und Court haben die Zahl der Reformatoren und Unabhängigen vermehrt.

Von den drei Gemälden, mit denen diese jungen Künstler auf so glänzende Weise ihre Laufbahn eröffnet haben, vereinigt das von Deveria im höchsten Grade alle Eigenschaften, welche der dargestellte Gegenstand forderte. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo der alte Henri d'Albret dem Volke von Bearn seinen Enkel, den eben gebornen Heinrich IV, zeigt. Wenn ein junger Künstler, von dem Alter Deveria's, einen Stoff dieser Art im Jahr

1812 oder selbst 1820 hätte behandeln wollen, so wäre man im Stande gewesen, mit der größten Gewißheit, den Character des ganzen Gemäldes und die Disposition seiner Figuren vorauszusagen. Im Vordergrunde würde eine Gruppe von Rittern figuriren, die in der Stellung der Horatier, die Arme und Beine ausgestreckt, dem königl. Kinde Treue schwörten; die übrige Composition aber würde einer so neuen und rührenden Episode nicht unwürdig seyn. Was wir hier sagen, ist keine willkürliche Voraussetzung; die zahlreichen Gemälde, welche die Geburt des Königs von Rom, oder die des Herzogs von Bourdeaux darstellen, geben den Beweis davon. Hier dagegen scheint alles mit der größten Gutmüthigkeit vor sich zu gehen: das Volk, welches sich zu den Thüren des Gemaches drängt, ist furchtsam, verlegen und befangen in seinen Freudenbezeugungen, die Weiber, welche die Wöchnerin umgeben, beschäftigen sich mit nichts als den Dienstleistungen, welche ihr Zustand verlangt, und die Personen, deren Rolle eine passive seyn muß, zeigen sich völlig auf dieselbe beschränkt. Alles ist wahr und an seinem Platze; nirgend bemerkt man das Bestreben, Effect zu machen, noch die Bemühung, Geist zu zeigen. In technischer Hinsicht zeichnet sich dieß Gemälde durch brillantes Colorit, durch Köpfe, die oft schön, nicht selten vom treusten Ausdruck sind, durch sorgfältig gezeichnete und gut gemalte Hände aus; aber zugleich wird dasselbe durch grobe Fehler in der Proportion und Zeichnung der Figuren und durch eine Manier, die zu sehr an die der venetianischen Schule erinnert, entstellt: Fehler, die Deveria in der Folge zu vermeiden suchen sollte.

Boulanger ist der Freund und Studiengefährte Deveria's; aber durch nichts in seiner Manier wird dieß verrathen: sein Colorit, weniger brillant, aber gehaltener, seine Composition, lebendiger und nicht weniger wahr, seine kräftigere und kühnere Manier — besonders diese letzte Eigenschaft ist es, wodurch sich sein „Mazeppa" auszeichnet. Daneben zeigen schülerhafte Ungenauigkeiten, Uebertreibungen und Ungeschicklichkeiten in den Stellungen, daß es ein erstes Gemälde ist; aber es ist das erste Gemälde eines Mannes, der — wenn er sich nicht verirrt — eines Tages mit Auszeichnung in den Reihen der französischen Schule gesehen werden wird.

Ueber das ungeheure Gemälde von Court ist bereits bei seinem ersten Erscheinen in den Sälen der Akademie so viel gesagt worden, daß wir hier weder das Lob wiederholen wollen, noch den Tadel, mit denen dasselbe überhäuft worden ist. Wir bemerken nur, daß der junge Künstler wohl daran gethan hat, jede Affectation classischer Erinnerungen, zu denen die Wahl seines Gegenstandes ihn so leicht führen konnte, zu vermeiden. Wir fügen hinzu, daß er sich bemühen muß, seinem Talent einen entschiedenen Charakter zu geben. Es ist gut, Niemanden nachzuahmen; dieß ist aber nicht hinreichend; man muß seine Individualität auf tiefe und originelle Weise zeigen. Um in der Kunst die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und zu fesseln, muß man seinen Werken das Gepräge der Neuheit und schöpferischer Kraft geben; sonst wird man eben so schnell vergessen, als der Nachahmer, der sich sclavisch auf dem allgemein betretenen Wege hält. (Schluß folgt.)

Ismaïl Gibraltar in Europa.

(Schluß.)

Nach einigen Tagen gingen sie wieder unter Segel. Panajotti, stets zufrieden mit sich selbst, sang seine griechischen Lieder und seine Litaneien. Statt aber in der Themse einzulaufen, finden sie sich auf einmal wieder vor Gibraltar. Ein paar Wochen darauf gelangen sie nach Cadix. Fröhlich auf Frankreich zusteuernd, erreichen sie die gefährliche Bucht von Biscaya. Plötzlich ändert sich der Wind, das Meer geht hoch, und von ferne rollt der Donner; Panajotti weiß nicht was anzufangen. Ismaïl will, daß man die Pumpen in Bewegung setzen soll. Aber weder die Schiffsmannschaft noch die unter Wegs mit aufgenommenen Reisenden waren von der Art, daß sie sich im Sturme zu helfen gewußt hätten. Der Grieche warf sich auf die Knie vor einem kleinen Bilde des heiligen Spiridion, die Malteser beteten zu St. Johannes und der heiligen Jungfrau, die Türken riefen ihren Propheten an. Ein Jude, den man, um den Sturm zu beschwören, ins Wasser werfen wollte, war noch am schlimmsten daran. Segel und Masten gingen zu Grunde und halb zerstört ward endlich das Fahrzeug, ein Spiel der Wogen, in den Hafen von Bordeaux geworfen. Dort erfuhr Ali Bonaparte den Unstern der Reisenden, und schickte ihnen Hülfe. Das Schiff ward ausgebessert, und an die Stelle Panajottis, der im Sturme nicht nur das Steuer sondern auch den Kopf verloren hatte, kam ein gefangener Engländer, dem die französische Regierung großmüthig erlaubte, Ismaïl als Pilote zu dienen.

Acht Monate bereits waren sie auf dem Meere herumgeirrt, gleich einer Flaumfeder, die ein Knabe in die Höhe bläst, und die nun der Wind bald da, bald dorthin weht. Nun aber, unter des erfahrnen Britten sicherer Leitung, flog das Schiff mit vollen Segeln England zu. Wenige Tage waren verflossen; Ismaïl saß, mit seiner Pfeife im Munde, gerade auf dem Verdeck, als in der Ferne große weiße Felsenwände sich seinem Blicke zeigten. Fahrzeuge von jeder Größe durchschnitten die Wellen nach allen Richtungen; eine thätige Bevölkerung drängte sich an den Ufern — das war ein Leben, eine Bewegung, eine Verwirrung und ein Lärm, daß Ismaïls Augen müde und seine Ohren fast betäubt wurden. Längs der Küste hin erblickte er Festungswerke, Städte, Dörfer in langer Kette; ein Kranz von Schiffen umgab die Insel, deren grüne Rasen einen lebhaften Gegensatz gegen den düstern Himmel und die weißen Felsen bildeten. Ismaïl wollte es Anfangs gar nicht glauben, daß dieß schon England sey. Das Wunder einer solchen schnellen Ueberfahrt überstieg allen Glauben. Und als man ihm nun die Gewißheit gab, wie oft rief er da aus: „Allah ist groß! Allah ist groß!"

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, zu beschreiben, wie häufig er während seines Weges vor Erstaunen stille stehen mußte, über die Diligencen, die schnell wie der Wind dahinflogen, über die Chausseen und die gothische Kathedralen. Panajotti, der ihn begleitete, hatte, seitdem er wieder festen Boden unter sich fühlte, den Gebrauch seiner

Sinne wieder erhalten, und gab ihm nun, in seiner Art, von allem die wahrhaftigsten Erklärungen und Beschreibungen.

„Sagt mir, im Namen des heiligen Propheten, ist dieß der große Vereinigungspunkt der Stämme? *)" fragte Ismaïl, als sie nach London kamen; „das ist das sonderbarste Getümmel, das ich noch in meinem Leben gesehen und gehört habe." Er durchstrich die glänzenden und volkreichen Quartiere der Stadt, geführt von Panajotti, der ihn endlich in eine obscure Kneipe von Wapping, in der Nähe der Ratcliffe-Straße brachte, um dort sein Nachtlager zu nehmen. Panajotti verdankte diese Adresse der Gefälligkeit eines Landsmannes, eines armen Matrosen, der nach England gekommen war, und dieses Asyl seinem magern Beutel sehr angemessen gefunden hatte. Da residirte also nun der orientalische Bevollmächtigte, der Gesandte eines Souveräns, unter dem Schilde des spinnenden Schweines, mitten unter Schiffsjungen, Matrosen und Freudenmädchen.

Indessen stieg Ismaïl gar kein Gedanke auf, als ob sein gegenwärtiger Aufenthalt unpassend für ihn wäre. Die Herberge, obwohl nur für den Pöbel bestimmt, war doch, wie alle solche Wirthshäuser in England, reinlich und bequem. Sie hatte ihre Tapeten, ihre feine Leinwand und ihre blanken, glänzenden Röste. Die Betten waren gut gemacht, die Dienstboten aufmerksam und die Aufwärterinnen gefällig. Wie wohl fühlte sich Ismaïl, als er in einem sorgfältig aufgeputzten Zimmer, dessen ausgezeichnete Reinlichkeit und Ordnung fast für Luxus hätte gelten können, vor einem freundlichen Steinkohlenfeuer seine Beine übereinander kreuzte! Wie hätte Ismaïl an der fernen Küste Afrikas lernen sollen, welche Scheidung in Stämme und Kasten die Mode im Schooße der drei Königreiche angeordnet hat? welche Scheidungslinie den homme comme il faut in dem westlichen Theile Londons von dem Gentleman trennt, der auf der Grenze des bon ton lebt; mit welcher Verachtung sodann dieser auf den Handelsmann der City herabblickt, von dem jene Verachtung gleichsam wieder zurückprallt auf den Handwerker, von diesem auf die armen Leute der Vorstädte, und von diesen endlich auf die Canaille des Land- und Seevolks, unter die sich unsere ägyptische Excellenz nun versetzt fand!

Unbekümmert um all diese Dinge, äußerst zufrieden mit London und Wapping, nicht bekannt mit den großen Pflichten und den feierlichen Nuancen der Gewohnheit und Etikette, sandte Ismaïl sein Beglaubigungsschreiben an Se. Majestät in den Palast. Ohne Verzug kam die diplomatische Antwort, und der Tag seiner Präsentation ward bestimmt. Mit Ungeduld erwartete der Prinz-Regent, der jetzige König, die Ankunft des Aegyptiers. Genau um die von dem Staatssekretär bestimmte Stunde öffnen sich die hohen Flügelthüren von Carltonhouse einem der schönsten Männer des Jahrhunderts. Freundlich, aber mit imponirendem Blick, mit festem Schritte, in eben so einfacher als edler Haltung, in Goldbrocat und Scharlach gekleidet, von Diamanten funkelnd, mit einem fliegenden blauen Ueberwurf und einem prachtvollen seidenen Turban, mit breiten Perlenschnüren reich umhängt, und einem strahlenden Halbmond an goldner Kette, schreitet Ismaïl durch die lange Reihe von Hoflingen in kurzen Hosen mit ihrem kleinen Hut unter dem Arme. Eine stille Majestät lag in allen seinen Zügen, mit einem hinreißenden Ausdruck von Wohlwollen. Das bleiche Gesicht, die großen schwarzen Augen, der lange dunkle Bart flößten unwillkührlich eine ehrfurchtsvolle Scheu ein. Er legte die rechte Hand auf seine Brust, erhob die linke an seinen Turban, und machte so eine der edelsten Begrüßungen, die man seit langer Zeit in dem Palast der brittischen Könige gesehen hatte. Man versichert daß der in dieser schwierigen Kunst erfahrenste Gentleman Englands *), der competenteste Richter in Sachen des Anstandes und der feinen Sitte, nicht ohne Staunen der natürlichen Grazie, die sich in jeder Bewegung seines afrikanischen Gastes aussprach, den freundlichsten Beifall zollte. Die Anmuth vereinigte sich in ihm mit der Kraft, und er war, wie ein arabischer Dichter sagt, ein Felsen mit Blumen bedeckt.

Es bildet sich ein Kreis von Höflingen um ihn. Se. königliche Hoheit empfiehlt ihn der besondern Aufmerksamkeit seines edlen Bruders. Die Blicke der ganzen Versamlung sind auf ihn gerichtet. Man überhäuft ihn mit Schmeicheleien, Zuvorkommenheiten, Lobsprüchen. Aber wo logirt er? Er antwortet, ohne die mindeste Verlegenheit: „In Wapping, im Wirthshaus zum spinnenden Schwein." Man urtheile über die Wirkung dieser naiven Erklärung mitten unter den Baronnets und Herzogen des Reichs. Es gehörte alle Zurückhaltung dazu, die man an Höfen so gut lernt, daß die hohe Gesellschaft nicht in lautes Lachen ausbrach. Es kommt zu gegenseitigen Erläuterungen, und man versäumt nicht, Ismaïl zu rathen, so schnell als möglich sein Wirtshaus von Wapping mit einem glänzenden Hotel im Quartier noble zu vertauschen. Er zog also in den westlichen Theil der Stadt, wo der ungeheure Luxus ihn aufs neue in Erstaunen setzte. Aber bei allen Festen und Vergnügungen, die man ihm bereitete, blieb er bescheiden, voll Anstand und Haltung in seinen Manieren und seinem ganzen Wesen. Er war entzückt von England und seinen gefälligen Bewohnern. Indessen rückte die Zeit der Abreise heran. Ismaïl besuchte noch verschiedene Länder, wohin seine geheimen Instruktionen lauteten, und erfüllte mit der seltensten Klugheit die Befehle seines Herrn.

Nach seiner Rückkehr veranlaßten seine Erzählungen den Pascha zu dem lebhaften Wunsche, die europäische Civilisation nach Aegypten zu verpflanzen. Er ward zum Amiralim **) ernannt und fiel, im Kampfe der Griechen mit den Türken, im Jahr 1824 tapfer am Bord seines Schiffes. Ismaïl Gibraltar war der erste Gründer der ägyptischen Marine, und bestimmt das Loos der türkischen Seemacht zu theilen, deren tapfere, wenn auch unglückliche Gegenwehr gegen die vereinigten Escadern Europas, dem Morgen- wie dem Abendlande eine so große Lehre gab.

*) Al-Azab.

*) Georg IV.

**) Admiral.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 66. 6 März 1828.

Washington Irving's Columbus.

(Life and Voyages of Columbus. 4 vls. 8. London 1828.)

In dem stillen Kampfe, den in unsrer Zeit unter den manchfachsten Formen die historische Wahrheit mit der ungebundenen Freiheit des Dichters, des bildenden Künstlers wie des Philosophen führt, und in welchem sich im Gebiete des Geistes nur die, auch den Bewegungen der Außenwelt zu Grunde liegenden Gegensätze reflectiren, — in diesem Kampfe kann es als ein entscheidender Triumph der Geschichte über die Dichtung betrachtet werden, daß zwei Dichter, welche die beiden stolzesten Nationen der Welt bisher zu ihren größten zählten, Scott und Irving, plötzlich ihrer Romanhelden überdrüssig, es sich zur Aufgabe machten, zwei hohe Gestalten der Wirklichkeit zu schildern, jenen Mann, der jenseits der Meere, und jenen, der in seinem gewaltigen Geiste eine neue Welt suchte. Indessen schien Walter Scott's unglücklicher Versuch eine schlimme Vorbedeutung für Washington Irving's Unternehmung, um so mehr als alle bisherigen Werke des letzteren ziemlich leichter Natur waren. Ein gefälliger, humoristischer und eleganter Styl, jedoch ohne Feuer und Energie, mochte wohl trefflich zu heitern Skizzen und flüchtigen Erzählungen passen, schien aber wenig geeignet, um sich damit an die ernste Majestät der Geschichte wagen zu können. Dennoch war der Amerikaner um vieles glücklicher, als der doch ungleich geistreichere Schotte.

Durch die nahe Gegenwart seines Helden verlor Scott jene Unbefangenheit der innern Anschauung, die ihn allein fähig gemacht hätte, die Züge des großen Kaiserbildes treu und wahr wiederzugeben.

Napoleon war sein Zeitgenosse und der Gegner seines Volks: Scott, statt ihn mit dem feinen psychologischen Blick, der ihn sonst ausgezeichnet hatte, zu studieren, fühlte sich aufgefordert gegen ihn zu kämpfen. In dem Augenblick aber, wo die Leidenschaften der Gegenwart ihm das Auge trübten, hörte er auf Dichter zu seyn, d. h. verlor er die Fähigkeit, seinen Helden objectiv aufzufassen, und ihn mit dem ihm sonst in so hohem Grad eigenen Talent vor den Leser hinzumalen. Deßwegen ist in den neun Bänden von Scotts Napoleon keine Spur von der in seinen übrigen Werken so glänzenden Darstellungsgabe. Hatte er aber der großen Persönlichkeit gegenüber einmal aufgehört Dichter zu seyn, so mußte der kleine Mann, ohne Kraft und Gesinnung, als Kämpfer gegen die Riesengestalt der Zeit, eine um so jämmerlichere Figur spielen. Hätte der Gott ihn begeistert, so wäre er fähig gewesen, als Sänger sich neben den Helden zu stellen; von ihm verlassen aber mußte der Zauberstab des Dichters in der Hand des engherzigen Britten nur zum gemeinen Gänsekiel werden, den er, lächerlich genug, gegen das blitzende Schwert des Kaisers erhob.

In reinem Gegensatze gegen diese Erscheinung ward Irving, statt durch seinen Helden erdrückt zu werden, vielmehr durch ihn gehoben. Der Entdecker Amerikas mußte den Sohn Amerikas begeistern; und beides, die Wahl sowohl als die Ausführung, legt ein ehrenvolles Zeugniß für Irvings Gesinnung ab, wenigstens gewiß ein ehrenvolleres, als jene Sucht seiner frühern Werke, worin der freigeborne Republikaner des jungen Amerikas den aristokratischen Eitelkeiten des alten Europas den Hof macht. —

Einige Auszüge werden die Darstellungsweise des Werkes am besten charakterisiren: „Ueber die Person des Columbus geben uns sein Sohn Fernando, Las Casas und einige andere seiner Zeitgenossen sehr genaue Beschreibungen. Diesen zufolge war er groß, schön gewachsen, musculös, und von edler, würdevoller Haltung. Sein Gesicht war lang, weder voll noch mager; etwas blatternarbig, übrigens von gesunder frischer Farbe; eine Adlernase; die Backenknochen stark hervorragend; seine Augen lichtgrau und leicht entzündlich; in seinem ganzen Wesen etwas Hohes, Befehlendes; sein Haar war in seiner Jugend von heller Farbe; Sorgen und Kummer aber färbten es, wie Las Casas berichtet, so frühzeitig grau, daß es schon in seinem dreißigsten Jahre ganz weiß aussah. Er war einfach und mäßig in Kost und Kleidung, beredt im Gespräch, zuvorkommend und gefällig gegen Fremde, und in seinem häuslichen Leben so liebenswürdig und freundlich, daß alles, was ihn umgab, die lebhafteste Anhänglichkeit an ihn hatte. Sein Temperament war von Natur leicht reizbar; er bezwang es aber durch die Großartigkeit seines Geistes, indem er sich stets mit freundlichem, edlem Ernst betrug, und sich in seinen Ausdrücken nie eine Leidenschaftlichkeit erlaubte. Während seines ganzen Lebens bemerkte man an ihm eine große Aufmerksamkeit auf die Gebote der Religion; streng beobachtete er die Fasten und Ceremonien der Kirche. Indessen bestand seine Frömmigkeit nicht blos in Formen, sondern war beseelt von jener hohen, freudigen Begeisterung, von der sein ganzes Wesen durchdrungen war."

Bekanntlich hatte Columbus (in Genua um das J. 1435 oder 1436 geboren) seine Dienste zuerst dem Könige von Portugal, und dann den Republiken Genua und Ve-

nedig angeboten. Ueberall zurückgewiesen, wanderte er arm und freundlos nach Spanien.

„Die erste Spur, die wir von ihm in Spanien haben, liegt in dem Zeugnisse, welches wenige Jahre nach seinem Tode, in dem berühmten Prozesse zwischen seinem Sohn Diego und der Krone, ein Arzt ablegte, Namens Garcia Fernandez, der in dem kleinen andalusischen Seehafen Palos de Moguer lebte. Eine halbe Stunde von dieser Stadt stand, und steht noch bis auf den heutigen Tag, ein altes Kloster der Franciscaner, der heiligen Maria de Rabida geweiht. Eines Tages hielt ein fremder Wandersmann, von einem Knaben begleitet, an der Klosterpforte still, und bat den Pförtner um ein wenig Brod und Wasser für sein Kind. Während ihm diese kleine Erfrischung gereicht wurde, ging zufällig der Prior des Convents, Bruder Juan Perez de Marchena, vorüber, ward von dem Aussehen des Unbekannten gerührt, und ließ sich mit ihm, da er an seinem Wesen und seiner Aussprache bemerkte, daß er ein Fremder war, in ein Gespräch ein, wobei er denn seine bisherigen Begegnisse kennen lernte. Dieser Unbekannte war Columbus, begleitet von seinem jungen Sohne Diego." — (Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuesten italienischen Literatur.

In Briefen von einem italienischen Gelehrten.

Erster Brief.

Die Morgenröthe der italienischen Literatur, die das 14te Jahrhundert mit den Schöpfungen Dante's, Petrarca's, Boccaccio's verherrlichte, fällt in eine Zeit, in der durch die Stürme des Mittelalters aller Zusammenhang mit dem Leben der Vorzeit aufgehoben war. Um so geeigneter war jene unter Widerstand und Kampf gekräftigte Zeit, ein neues, von keinen Mustern geleitetes, aber auch durch keine Nachahmung eingeengtes Leben zu beginnen. Der Charakter der Literatur des 14ten und größtentheils auch des 15ten Jahrhunderts ist daher durchaus nationell. Den Stoff ihrer Bildungen schöpften die Dichter jener Jahrhunderte aus den Bewegungen ihrer Zeit: die schönsten Gedichte Petrarca's sind die, in denen er die traurigen Zerrüttungen seines Vaterlandes beweint; Dante's erhabenes Gedicht könnte man eine große Elegie auf seine Zeit und sein Vaterland nennen. Auch die italienische Sprache bildete sich ganz selbstständig in dem Bedürfnisse des Volkslebens und in der schaffenden Kraft der Dichter aus. Alle gelehrten Bemühungen waren nicht ihr, der lingua volgare, sondern der lateinischen Sprache zugewendet. Entbehrte sie dadurch der Pflege der Wissenschaft, so ward auch ihre Kraft nicht durch den Zwang der Regel gebrochen. Aber gerade in jener Zeit des Aufblühens der eigenen Literatur wurden auch die Quellen des Geistes und der Kunst der Alten wieder eröffnet, größtentheils durch die Bemühungen jener Männer selbst, die das Vaterland zugleich durch ihre eigenen Werke verherrlichten. Die Erscheinung jener heraufbeschworenen Riesenschatten des Alterthums war zu mächtig, um nicht auf die Literatur der folgenden Periode einen entschiedenen Einfluß zu äußern. Der Geist aber, der die Werke des Alterthums geschaffen hatte, war nicht so leicht wieder zu beleben; das nationale Leben der Griechen und Römer, das der alten Kunst ihren Inhalt gegeben, war unwiederbringlich untergegangen; Form und Regel blieben also für die, welche keiner geistigen Wiedergeburt des innern Lebenskeimes des Alterthums fähig waren, als das einzige übrig, was allenfalls durch Abstraction aus den Alten für die eigene Literatur gewonnen werden konnte. In jener Form aber lag eine so verführerische Vollendung, daß man ihr die nationelle Eigenthümlichkeit des eigenen Lebens, die kaum erst durch schöpferische Geister geweckt worden war, zum Opfer brachte, so daß bald das Studium der Alten den Bestrebungen der Zeit eine so formelle Richtung gab, wie sie dem Alterthum selbst gewiß stets fremd geblieben war, obgleich man in ihr die wahre Classicität gefunden zu haben wähnte.

Die hohe Einfachheit des Stils, die wir an den Alten bewundern, ist nur da möglich, wo der Stil nicht durch seine eigenen Formen glänzen, sondern blos dazu dienen soll, seinen Inhalt, dem er sich vollkommen unterordnet, auf die angemessenste Weise darzustellen. Jene Einfachheit der Form aber, die sich die Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts zum Muster nahmen, und oft glücklich erreichten, mußte da bald erschöpft werden, wo die Form den Inhalt selbst zu ersetzen bestimmt ward, ja die nothwendig sich daraus entwickelnde Ueberladung der Formen mußte zuletzt zur abgeschmacktesten Formlosigkeit führen, wie dieß die Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts nur zu deutlich beweisen. Während bei den Alten und den besseren Schriftstellern des sechszehenten Jahrhunderts das höchste Bestreben des Stils darin bestand, sich, gleich den nassen Gewändern der plastischen Kunst, jeder Wendung des Lebens anzuschließen, ward in den Schriften des 17ten Jahrhunderts die Idee selbst, die ihnen zuweilen zu Grunde liegt, den Verzierungen des Stils aufgeopfert.

Die Reaction gegen diesen verkehrten Geist, der auch im 18ten Jahrhunderte noch seine Herrschaft übte, ist der Punkt, mit dem die neueste Periode der italienischen Literatur beginnt. Den philosophischen Wissenschaften gelang es früher als der schönen Literatur sich über jene Flachheit zu erheben. Denn während die Mehrzahl der Dichter noch im 18ten Jahrhundert darin befangen war, namentlich die Dichter der Arcadia und die aus der Schule des Hugoni und Bettinelli, (denen man freilich einige freiere Geister, wie Alfieri, rühmlich entgegenstellen kann,) brachte schon das 17te Jahrhundert tiefe philosophische Denker hervor, die dem Vaterlande einen unsterblichen Glanz erwarben. Dieser philosophische Geist ist auch bei den bedeutendsten Schriftstellern des 18ten Jahrhunderts der vorherrschende, unter denen die Namen Vico, Beccaria, Filangieri, Genovesi hervorragen. Die äußeren Zeitverhältnisse gaben dem Geiste der Literatur zugleich eine Richtung auf das öffentliche Leben. Gerade die Schriftsteller der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die damals als geschmacklos verschrieen wurden, weil sie wenig auf eine leere Eleganz hielten, möchten wohl zu allem besseren, das die neueste Zeit erzeugt hat, mit den Grund gelegt haben.

Dahin gehören besonders Cesarotti und Beccaria. Obgleich keiner dieser beiden als Muster des Stils gelten kann, so haben doch ihre Schriften über die Philosophie der Sprache und über den Stil einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Indem sie den verlornen Zusammenhang zwischen Stil und Inhalt wiederherstellten, überzeugten sie ihre Zeitgenossen, daß die Schönheit des Stils nicht in der Eleganz zierlicher Worte und Redensarten, sondern in dem würdigen Ausdrucke der Gedanken liege.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemäldeausstellung im Louvre zu Paris im Jahre 1827.

(Schluß.)

Sigalon hat dieses Jahr sich sowohl in der Wahl des Gegenstandes, als in der Art, wie er denselben dargestellt hat, vergriffen. Seine Enkel der Athalia bieten nur den allgemeinen Anblick eines Gemetzels dar; weder in Hinsicht der Localität noch der Geschichte ist die geringste Treue bewährt; aber Züge einer bewunderswürdigen Zeichnung und Ausführung, Köpfe von dem schönsten und schrecklichsten Ausdruck befestigen uns in der Ueberzeugung, daß der Maler des schönen Bildes der Locusta auch jetzt seinen Zweck auf das glücklichste erreicht haben würde, wenn er tiefer in seinen Stoff eingedrungen wäre, und die Begebenheit, welche er darstellen wollte, sich nicht nach einigen Versen Racine's, sondern nach der Geschichte vorgestellt hätte.

Delaroche, der den Auftrag erhalten hatte, die Einnahme des Trocadero zu malen, hat sich mit großer Gewandtheit aus den Schwierigkeiten gezogen, welche dieser Gegenstand der Kunst darbieten mußte. Durch die Mannigfaltigkeit der Stellungen und den natürlichen Ausdruck der Köpfe hat er ein Mittel gefunden, die Wiederholung jener Gruppen des Generalstabs zu vermeiden, die man schon so oft gesehen hat. Doch ist dieß Gemälde in einer zu gleichförmigen Manier gehalten, und der Gegensatz der beiden Beleuchtungseffecte übertrieben.

In seinem heiligen Stephan verfolgte Coignet die schon in seinem Kindermord eingeschlagene Richtung. Wenn auch in den Werken dieses Malers nicht eine einzige besonders hervortretende Eigenschaft sich zeigt, wenn seiner Zeichnung ein bestimmter Character fehlt, und seine Compositionen wenig Originalität verrathen, so kann man doch nicht in Abrede ziehen, daß eine geschickte Verbindung der Linien, eine sorgfältige Ausführung und ein wohlverstandener Effect seinen Bildern einen großen Reiz leihen.

Außer den im Louvre ausgestellten Gemälden wurden in diesem Jahre auch die zur Ausschmückung des Musée Charles X und der Säle des Staatsraths ausgeführten Arbeiten dem Publikum geöffnet. In dieser langen Reihe von Decken- und Seitengemälden ist die bestimmt verschiedene Richtung der beiden Schulen sehr in die Augen fallend. In den Werken Heim's, Drolling's und Picot's zeigt sich noch überall jenes Bestreben, die griechischen Formen und die Anordnung der antiken Basreliefs wiederzugeben; durch correcte Zeichnung, geschmackvolle Anordnung und verständige Ausführung erinnern ihre Plafonds, sehr zu ihrem Vortheil, an die Hauptvorzüge der David'schen Schule. Aber wie viel andere Bilder, ebenfalls in der Absicht ausgeführt, jene Schule gleichmäßig fortzusetzen, beweisen durch ihre traurige Mittelmäßigkeit den gänzlichen Verfall jener Schule!

Unter den Künstlern der neuen Schule, von denen man in den Sälen des Staatsraths Bilder findet, müssen hauptsächlich Delaroche, Schnetz, Delacroix, Scheffer und Gassies genannt werden. Besonders ist das Bild des ersten, sowohl durch die kräftige Ausführung, als durch die Wahrheit und Bewegung der Scene ausgezeichnet. Einige der andern Bilder sind durch Farbe, Effect und eigenthümliche Auffassung bemerkenswerth; übrigens findet man auch in ihnen wieder die schon in den früheren Compositionen dieser Künstler bemerkten starken Fehler.

Der zweite Saal des Musée Charles X verdankt dem Pinsel Horace Vernet's einen schönen Plafond, und der erste Saal des Staatsraths ein ungeheures Bild von blendender Farbenpracht. So sehr dieses Werk mit Lob überhäuft wurde, so hat doch die Kritik sehr bedeutende Fehler daran nachgewiesen, namentlich den Mangel an Charakter in den Köpfen, so wie an Einfachheit und Würde in der Composition; diese Fehler fallen aber vielleicht weniger der Geschicklichkeit des Künstlers, als vielmehr der unglücklichen Wahl des Gegenstandes zur Last. Vernet wollte uns Philipp August darstellen, wie er vor der Schlacht von Bovines seine Krone auf dem Altar niederlegt. Die Thatsache selbst wird gegenwärtig nur noch auf der Leinwand unserer Künstler und in den eleganten Schriften der Salons als historisch wahr angenommen. Der Ausdruck eines solchen Zuges konnte weder natürlich noch lebendig seyn, und die Wahl selbst steht einem Historienmaler schlecht, zu einer Zeit, wo der Wunsch nach historischer Wahrheit immer entschiedener hervortritt und besonders in der Kunst eine unverläßliche Bedingung des Erfolgs wird.

Noch müssen wir einige Worte über Ingres Deckengemälde, Homer's Apotheose, beifügen. Der erste Blick auf dasselbe erinnert, namentlich in der Anordnung der drei Hauptfiguren, an Raphael's Parnaß; da aber der Maler in allen seinen Figuren — von den idealen Gestalten des Alterthums bis auf die wirklichen Porträts der großen Männer neuerer Zeit — den bestimmten Charakter sowohl ihrer Persönlichkeit als der Zeit, in der sie lebten, auszudrücken wußte, so ist das Ganze voll Wahrheit und Adel. Diese große und schöne Composition erfuhr viele bittere Kritiken, von Seiten jener hartnäckigen Freunde der Routine, die in Ingres Gestalten vergebens jene sclavische und mechanische Wiederholung der griechischen Formen suchten, so wie sie sie ausschließlich zu bewundern und zu kopiren gelernt haben. Desto entschiedener war in den Reihen der Gegner das Lob dieses Bildes. Ungeachtet Ingres im allgemeinen sowohl in Richtung als Ansicht von den Malern der romantischen Schule bedeutend abweicht, ja oft sehr ungerecht gegen sie war, so sollten die letztern doch diesem neuen Erfolge des Künstlers entschiedenen Beifall, in der innigen Ueberzeugung, daß eine so schöne und manchfaltige Zeichnung, so viel Fein-

heit der Auffassung, so viel Wahrheit und Originalität einem Künstler eine eigene Stelle in den Reihen des ersten Ranges gewähren, zu welchem System er sich auch bekennen, und welches Panier er auch wählen mag.

Diese einfache Auseinandersetzung des Ganges, den die Malerei in Frankreich in den letzten fünfzig Jahren, von 1778 bis 1828, verfolgte, dient vielleicht dazu, die Anklage des Verfalls, die man gegen die jetzige Schule erhoben hat, zurückzuweisen. Diese Periode von fünfzig Jahren umfaßt in gewisser Art das ganze Leben der klassischen Schule, von ihrer Entstehung im Schoose einer Reaction gegen Geschmacklosigkeit, Leerheit, Incorrectheit und Indecenz, bis zu ihrem allmäligen Absterben. Diese Schule wich während der Zeit ihrer Männlichkeit (man erlaube uns diesen Ausdruck) vor keiner andern zurück; mit bewunderungswürdiger Festigkeit schritt sie dem ausschließlichen Ziele entgegen, das durch ihre Tendenz ihr vorgezeichnet war; sie erreichte dieses Ziel so vollkommen, daß sie auf einen Augenblick alles, was hinter ihr lag, in falsches Licht stellte, und durch die Macht des Talents und den Reiz der Neuheit eine ganze Generation dahin brachte, in der Malerei nichts mehr zu lieben, als die Richtigkeit der Contouren, und rücksichtlich der Schönheit für nichts mehr Sinn zu haben, als für den Typus der antiken Statuen und Basreliefs. Alles dieses konnte nur eine Zeitlang dauern, um so mehr als die Malerei, statt durch einen gewissen Typus der Zeichnung begrenzt zu seyn, überhaupt nicht blos auf Zeichnung allein beschränkt ist, sondern auch Colorit, Effect und Ausdruck durch die treue Darstellung der Leidenschaften, der Zeit und des Orts unter sich begreift, und nicht blos einzelne Jahrhunderte, sondern das ganze Gebiet der Geschichte als der Herrschaft ihres Geistes unterworfen betrachtet. Nachdem man bis zum Ueberdrusse nichts als griechische und römische Figuren gesehen hatte, mußte man zuletzt nothwendig auch nach andern Gestalten sich sehnen. Ob diese Aenderung für die Kunst selbst ein Vortheil oder ein Nachtheil war, wollen wir hier nicht untersuchen; genug daß sie unvermeidlich war.

Uebrigens haben die, welche sich über die Ausartung des Geschmacks beklagen, unrecht, wenn sie diese Ausartung dem Publikum oder den Künstlern der neuen Generation vorwerfen. Ist es die Schuld der Letztern, wenn der Schöpfer des Schwurs der Horatier und des Tods Sokrates seine lange Laufbahn mit dem Bilde des Mars, der Venus und der Grazien beschloß? wenn die Meister der Atala und des Marcus Sextus, ohne zu fühlen, daß sie in das Jahrhundert leerer Ziererei zurückschritten, Pygmalion, und Aurora und Cephalus hervorbrachten? Konnte man, aufrichtig gesprochen, wirklich einer Schule sich anschließen, um sie fortzusetzen, die durch die Werke ihrer Gründer selbst solche Beweise ihrer Hinfälligkeit lieferte? Wenn es David und Girodet unmöglich war, sich auf die Zeit von 1790 oder 1800 zurückzustellen, so mußte dieß den Schülern ihrer Schüler noch weit unmöglicher seyn. In der Kunst kann man leichter auf mehrere Jahrhunderte zurückgehen, als auf dreißig oder vierzig Jahre. Sobald eine Schule einmal in sich selbst zerfallen ist, so ist derjenigen, welche auf sie folgt, nicht gegeben, die schönen Tage der ersten wieder ins Leben zurückzurufen. Eine neue Zeit beginnt, ein neues Geschlecht erhebt sich, um dieselbe Bahn wie die frühere zu durchlaufen, denselben Wechselmomenten ihres innern Lebens, der Jugend, der männlichen Kraft und des langsamen Alters unterworfen.

Keine menschliche Macht konnte verhindern was geschah, folglich auch nicht die Macht der Journale und Flugschriften. Auch die Schule David's fand einst ihre Verketzerer, die über Neuerung schrieen. Die Kritiken verstummten, und die Schule verfolgte ihre Bahn; auch die Feinde der gegenwärtigen Reaction werden verstummen, und die Reaction wird vollständig werden. Dazu aber ist nöthig, daß die jungen Maler, welche diese Richtung mit so ehrenwerthem Eifer und so mannigfaltigem Talent verfolgen, sich von den Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen, die man ihnen in Weg stellt, noch sich um die Diatriben und Gemeinplätze der Salons bekümmern. Unmöglich konnte man erwarten, daß die Verehrer der alten Schule ihre Hände ruhig in den Schoos legen würden, beim ersten Hervortreten einer Reform, die allen ihren Glaubensartikeln rücksichtlich der schönen Künste widersprach, und die überdieß, wie alle Neuerungsversuche, mit Vertrauen beurtheilt seyn will, da ihre wahren Meisterwerke erst mit der Zeit sich entwickeln können. Die jungen Republikaner von 1793, die ein freudiger Schauer durchdrang, als sie den todt dahingesunkenen Barras erblickten, ohne andere Bekleidung als die dreifarbige Cocarde auf seinem Herzen; die jungen Reactionärs von 1796, deren ideale Gestalten des Marcus Sextus und seiner Tochter den Haß gegen die Urheber der Proscriptionen in helle Flammen setzten, können sie, in ihren alten Tagen, noch durch Bilder bewegt werden, in denen die Geschichte einfach und treu, ohne Uebertreibung und Parteisucht, mit dem ganzen Gerüste der eigenthümlichen Costume jeder Zeit dargestellt ist? Jene Masse von Liebhabern aber, in deren Enthusiasmus ihrer Jugend sich keine politische Leidenschaft mischte, bedauern den Untergang der Schule David's blos deswegen, weil sie während der schönen Zeit jener Schule selbst noch jung waren. Die Bilder von Gericault, Horace Vernet, Delacroix, Scheffer, Deveria ꝛc. sind für sie das, was Rossini für denjenigen ist, der, seit zwanzig Jahren für Mehul's und Berton's Töne eingenommen, diese etwas trockene Musik mit allen Ideen und Gefühlen seiner Zeit umkleidete. Diejenigen Männer reiferen Alters, deren Geist biegsam und frei genug ist von allen Banden der Gewohnheit, um mit freudigem Blick den sich verjüngenden Wechsel der Zeit zu betrachten und dem Gange des Jahrhunderts zu folgen, bilden immer die Minderzahl. Gestützt aber auf diese kleine Zahl wird die romantische Schule gegen die todte Erinnerung kämpfen, bis das mit dem Jahrhundert geborne Geschlecht seinen überwiegenden Einfluß auf die Nationalmeinung erlangt hat. In dieser Jugend der Gegenwart wird sie ihre unparteiischen Richter wie ihre leidenschaftlichen Bewunderer finden, und, wenn auch für sie die Zeit des Verfalls gekommen ist — ihre übertriebenen Lobpreiser und ihre fanatischen Vertheidiger.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 67. 7 März 1828.

Die französischen Journale *).

Die folgende Charakteristik der Journale möchte gerade in diesem Augenblick, nicht blos als ein auffallendes Glaubensbekenntniß des Hrn. von Eckstein, sondern auch zu näherer Würdigung der französischen Zeitblätter und ihrer Redacteurs von allgemeinerem Interesse seyn.

Das Journal des Debats. Herr von Chateaubriand und Royer-Collard.

Ich habe für Journale gearbeitet und selbst versucht eines zu gründen. Ich dachte mir die Journale nicht als eine Macht, nicht als eine Tyrannei gegen die Gesellschaft; mir waren sie ein Bedürfniß der Zeit. Der Ehrenmann ehrt *jeden* Beruf; an dem gemeinen Menschen geht Charakter, Amt und Würde verloren. Das winzigste Blatt ist groß genug, um Talent, Beobachtung und selbst Wissen in sich aufzunehmen. Der Gehalt, nicht das Format der Werke entscheidet über ihren Werth. In der That, die brutale Verachtung gegen den Journalismus, wovon so manche Leute nicht genug reden können, ist in eben dem Grade albern, als die Eitelkeit der Journalisten, die sich eine politische Macht dünken, lächerlich ist; hassenswerth aber ist nur die Gemeinheit jener Afterschriftsteller, die ihre Feder und ihr Gewissen an die Macht oder an die Factionen versteigern. Wenn ich mich indessen schon harter Ausdrücke gegen den Journalismus bedient habe, so darf man dieß nicht mißverstehen. Die unbeschränkteste Preßfreiheit kann keinen eifrigern, keinen entschiedenern Vertheidiger haben als mich, nur setze ich voraus, daß man dem Staat das Recht einräumen müßte, diese Freiheit, sobald sie in Zügellosigkeit ausartet, durch gesetzliche, nicht inquisitorische, Mittel zurecht zu weisen.

Sey Jemand noch so sehr aufgeblasen über seinen Reichthum oder seinen Kredit, noch so sehr erpicht auf die Wichtigkeit seiner geckenhaften Person, wenn sich vor ihr die Salons der großen Welt aufthun — ich nehme mir die Freiheit einem solchen Herrn zu sagen: „so ein Journalist, über den ihr hinwegseht, ist mehr werth als ihr insgesammt, was Geist, Kenntnisse und solides Urtheil betrifft, und damit ist am Ende erst noch nicht alles gesagt. Der Mensch überhaupt der seine Pflicht thut, verdient so viel Achtung als die erste Person im Staat. Aber der Journalist als solcher soll seine Ansprüche nicht über die ihm angewiesene Sphäre hinaus erweitern."

Im allgemeinen werden die französischen Zeitungen von geistreichen Männern geschrieben, welche die in Form und Inhalt zu beobachtende Haltung selten aus den Augen verlieren.

Das Journal des Debats hat ziemlich unbefangene politische Ansichten, so lange der Kampf der Persönlichkeiten und der Stellen aus dem Spiele bleibt. Ohne Zweifel z e i g t sich dieses Blatt in seinem Ton etwas stolz; aber bei seiner Wichtigkeit, wer würde da zum wenigsten nicht stolz s e y n? Offenkundig ist, daß es über eine Menge öffentlicher Personen in Frankreich eine sehr große Herrschaft ausübt. Hat es sich um das Vaterland verdient gemacht? War sein Einfluß wohlthätig? Das ist eine andere Frage.

Sowohl innere als äußere Angelegenheiten, sowohl Gegenstände der Verwaltung als der Regierung behandelt das Journal des Debats mit einem consequenten und unermüdlichen Oppositionsgeiste. Hier wurde des Herrn von Villele absolute Unfähigkeit bewiesen, hier wurden seine Collegen an den Pranger gestellt, und die schmählichste Strafe, die man für sie ersinnen konnte, schien noch zu mild. Männer, deren wirkliche Ansichten nichts demagogisches enthalten, deren Grundsätze, eben so weit von dem Extrem der rechten als dem Ungestüme der linken Seite entfernt, sich zu jener politischen Mäßigung hinneigen, die den Wahlspruch „Gerechtigkeit und Versöhnung" führt — diese Männer hörten nicht auf, mit den Waffen der wüthendsten Demagogie gegen ihre Feinde zu kämpfen. Wie konnte das Journal des Debats, dessen Redacteurs so mannigfaltige persönliche Ansprüche auf die Achtung ihrer Mitbürger besitzen, sich so weit in seiner Leidenschaftlichkeit vergessen? Ist Herr v. Villele wirklich der gräuliche Mensch, für den es ihn erklärt?

Um dem Journal des Debats volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir sagen, daß dieses Blatt, ungeachtet der Wandelbarkeiten, die ihm zum Vorwurf gemacht werden, immer mit Herrn von Chateaubriand *) die Monarchie nach der Charte unter seine Aegide genommen hat. Nur hat es von Zeit zu Zeit dieser Charte verschiedene Deutungen gegeben. Wenn die Parteien sich

---

*) Le Catholique, par M. le Baron d'Eckstein. Man vergleiche den Constitutionnel vom 26. Febr. 1828.

*) Bertin der Aeltere und Salvandy kommen als Redacteurs vorzüglich in Betracht. Letzterer besonders besitzt den esprit und den ton dominateur, der diesem Blatt eigen ist.

einander genähert haben, wenn aus Ultraismus und Liberalismus Nüancen wurden, die oft in einander spielen, so ist der Grund davon, wie uns das Journal des Debats glauben machen will, nicht der, daß zwölf Jahre seit der Restauration verflossen, sondern daß die Doctrinärs der rechten Seite, mit Fievée an der Spitze, ohne ihren Chef zu wechseln, zu den Doctrinärs der linken Seite übergetreten sind. Ein System von ministeriellem Torysmus, verbunden mit einer Whig-Aristokratie à l'anglaise, war sonst das politische Glaubensbekenntniß des Journal des Debats. Man sprach von einer Repräsentation der Geistlichkeit, vom Erstgeburtsrecht, von Substitutionen, von Gemeinden mit Patriziaten. Die Demokratie selbst trug die Farbe der Aristokratie. So lautete die Sprache im Journal des Debats von der Restauration an bis zu dem Augenblick, wo Herr von Chateaubriand aus dem Cabinete trat. Schon etwas früher hatte sich Fievée in ein paar Flugschriften von seiner Linie entfernt. Er war zu Gunsten der Demokratie des Herrn von Villele gegen die Aristokratie des Herrn von Chateaubriand einiger Maßen in Opposition getreten. In diese Zeit fällt auch der Anfang des Zerwürfnisses mit der frommen Partei, als deren Haupt man den Herzog von Montmorency betrachtete.

Kaum war Herr von Chateaubriand auf eine, was die Form *) betrifft, unbegreifliche Weise aus dem Cabinete gestoßen, so sah man die Doctrinärs der rechten Seite schnell linksum machen, und sich mit Einem Male in Doctrinärs der linken Seite verwandeln.

Welche Gründe zu Beschwerden auch Hr. v. Villele gegen Herrn von Chateaubriand haben mochte, so läßt sich doch des erstern Verfahren nicht leicht rechtfertigen: es lag in dieser Rusticität etwas beleidigendes für ganz Frankreich. Als sich dann aber der Unwille des verbannten Ministers in die öffentliche Blätter ausschüttete, da seufzten alle gutdenkenden Männer. Die Rache ist süß, aber es gibt Grenzen, die man nicht überschreiten darf. Daß man auf seines Feindes Sturz losarbeitet, begreift sich; aber soll man deßwegen gleich mit Keulen drein schlagen? Alle Schwächen seiner Sache, alle Erbärmlichkeiten seiner Partei enthüllen, hieß doch wohl so viel als sich selbst anklagen, daß man sie vertheidigt, daß man sie im Conservateur ohne Vorbehalt und über Gebühr gepriesen, daß man sie in der Monarchie nach der Charte idealisirt habe. Denn ist gleich Herr von Chateaubriand weder für den politischen Absolutismus des Herrn von Bonald, noch für die Leiden, welche die Angst und der Abscheu vor der Publizität über Herrn Franchet gebracht, solidarisch verantwortlich, so ist er es doch für alle aristokratisirenden Auslegungen der Charte, namentlich zu Gunsten des Clerus und sogar zu Gunsten der Jesuiten, welche das Journal des Debats gegenwärtig aus allen ihren Anstalten hinausvotirt.

*) Man sehe Dictionnaire historique de tous les Ministres depuis la revolution jusqu'en 1827; par M. Leonard Gallois. Paris 1828.

Herr von Montlosier hat die Blößen des Clerus, Herr von Chateaubriand die der Männer der Monarchie aufgedeckt. Das Werk des Herrn von Montlosier wäre verdienstlich gewesen, wenn es sich darin nicht um die Verfolgung alter Freunde, sondern blos um die Berichtigung ihrer Fehler gehandelt hätte; so ist es nun aber der Religion wie der Monarchie gleich verderblich geworden. Die Religion wird sich aus der Sache ziehen: die Ewigkeit gehört ihr an, und sie findet immer wieder neue Wege, die Welt zu erobern. Ob es aber auch die Monarchie kann? Ich weiß es nicht. Als sich Herr von Chateaubriand vor dem Altar der Elite der Demokratie niederwarf, hat er alle royalistischen Imaginationen entzaubert.

Wo noch ein kräftiger Geist war, der begleitete ihn in die neuen Reihen; die übrigen, die diesem Wechsel der Ideen nicht nachzukommen vermochten, blieben zurück und ließen sich tyrannisiren. Als Herr von Chateaubriand sich mit Royer-Collard indentifizirte, mußte sicherlich einer von beiden auf seine Grundsätze verzichten. Ich sage aber, Royer-Collard ist keine Linie von seiner Stelle gewichen.

Liebe, Achtung und Verehrung diesem würdigen Bürger! Die Huldigung, die seinem schönen Charakter in der gleichzeitigen Ernennung von acht Departemens zu Theil wurde, scheint mir ein öffentlicher Triumph. Wie weit immer die Bemühungen der liberalen Partei, die sich durch die Wahlen ein glänzendes Ansehen geben wollte, eingreifen mochten, als man zu dieser Wahl schritt, so ist doch anzunehmen, daß sich darin eben so wohl auch der freie Wille des Volks aussprach, das durch jenes achtmalige Hervorziehen des Namens Royer-Collard aus der Urne die Anerkennung hoher Bürgertugend proclamirte. — Wenn ich mich über die Verbindung Chateaubriands mit Royer-Collard wundere, so glaube man ja nicht, daß ich die Vereinigung großer Talente ungern sehe — darin bestände die Stärke des Landes. Aber es ist hier ein Bund, den nicht sowohl Uebereinstimmung in den Grundlagen als Vermengung der Prinzipien gestiftet hat. Ich wäre zum Beispiel recht begierig, zu wissen, wie sie sich in Bezug auf die Angelegenheiten der Geistlichkeit — ich rede nicht von der Congregation, die sich in die Politik mischt, noch von Priestern, die im Dienste der Censur und der Polizei stehen — verständigt haben. Sollte es Herrn von Chateaubriand nicht leicht seyn, die letztere zu verdammen, ohne seine frühern kirchlichen Ansichten geradezu aufzugeben? Aber der große Schriftsteller und sein gefeierter politischer Freund, wie werden sie es halten mit der Frage von der Ausdehnung der Universitätsgerichtsbarkeit über die Seminarien, mit der Frage über Manns- und Frauenklöster, über die Jesuiten, und endlich mit der Lehre von der absoluten Freiheit der katholischen Kirche, wozu sich Herr von Chateaubriand einst bekannte? Ueber diese folgenreichen Fragen, die so leicht ein Interregnum religiöser Reaktionen herbeiführen könnten, sollte man sich mit Bestimmtheit erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seemacht der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Eine Rede im Senate des Kongresses, von Hayne, Senator für Süd-Carolina.

Nachdem die Erfahrung erwiesen hat, daß es die politische Aufgabe der Vereinigten Staaten ist, eine große Seemacht zu werden, so ist keine Zeit zu verlieren, die Hülfsquellen der Nation zur Errichtung einer unsern Bedürfnissen angemessenen Flotte aufzubieten, hinreichend in Friedenszeiten unsern Handel zu schützen, im Kriege das Vaterland zu vertheidigen, die Uebermacht in unsern Gewässern zu behaupten, und im Weltmeer selbst angriffsweise zu verfahren.

Erst seit dem Frieden von 1815 hat dieser Grundsatz allgemeine Anerkennung gefunden; die Acte vom April 1816 ward der Grundstein der Naval-Politik dieses Landes. Sie setzte auf acht Jahre eine Million Dollars jährlich zur Vermehrung der Flotte aus und verordnete den Bau einer Anzahl Linienschiffe und anderer Kriegsfahrzeuge, so daß mit denen, die früher und seitdem gesetzlich bestimmt sind, die Vereinigten Staaten eine Flotte von 12 Linienschiffen, 20 Fregatten, 16 Kriegsschaluppen, 4 Schoonern, 3 Dampfbatterien erhalten werden.

Im Fortschritte der Zeit und der Ereignisse ist der Punkt, den die ersten Beförderer dieser Maaßregel beabsichtigten, erreicht worden, d. h. die Schöpfung einer Flotte, welche, ihrem Zwecke gemäß, uns die Uebermacht an unseren Küsten in Kriegszeiten sichert. Freilich sind diese Schiffe nicht alle vollendet, doch sind sie jetzt in einem Zustande, daß sie im Fall des Ausbruches eines Krieges schnell dienstfähig gemacht werden können, und es ist anzunehmen, daß der Ueberschuß der für diesen Zweck ausgesetzten Summen hinreichen wird, um die noch unvollendeten Schiffe vollends auszubauen. Die Frage ist nun natürlich: Sollen wir dabei stehen bleiben? Sollen wir zugeben, daß sogar die Verwendung einer halben Million Dollars, welche jetzt für die Flotte jährlich ausgesetzt ist, mit diesem Jahre (1827) aufhöre? Oder wollen wir bei der festgesetzten Staatsklugheit beharren, die Geldunterstützung fortdauern lassen, und sie noch ferner für solche Zwecke aufwenden, welche mit der Dienstfähigkeit und dem dauernden Erfolg der Flotte verbunden sind?

Jeder, der auf die Karte der Vereinigten Staaten blickt, wird erkennen, daß die wahre Vertheidigung des Landes durch Gottes Finger angedeutet ist. Festungswerke, stehende Heere und Flotten sind die gewöhnlichen Mittel, ein Land vor den Verheerungen eines feindlichen Einbruches zu schützen. Die Ausdehnung unsers Landes macht die Anlage von Festungswerken unnütz, da diese blos in wenigen bedrohten Punkten Schutz gewähren könnten. Große stehende Heere sind nicht nur ungeheuer kostspielig, sondern auch gefährlich für die Freiheit, und mit den Gesinnungen und der Lebensart unseres Volkes nicht verträglich. In allen solchen Nothfällen müssen wir unsere Zuflucht zu unserer Miliz (Landwehr) nehmen; doch um ihr Zeit zu geben, sich zu sammeln und sich zu waffnen, um nutzlosen Opfern an Blut und Geld vorzubeugen, ist es von höchster Wichtigkeit, die Mittel zu besitzen, welche den Feind an der Schwelle selbst aufhalten, und unsere Buchten, Einfahrten und Städte und alle großen Zugänge, welche in unser Land führen, vor jeder Annäherung desselben sicher stellen. Dies ist der eigentliche Zweck einer Seemacht. Die Kriegsschiffe, welche jetzt den Vereinigten Staaten gehören, würden in Kriegszeiten über 20,000 Mann aufnehmen, Männer, durch ihre Lebensart und ihr Gewerbe in Friedenszeit, für den Dienst, den der Krieg von ihnen fordert, vorbereitet. Die Kauffahrer der Vereinigten Staaten sind mit nicht weniger als 80,000 Seeleuten bemannt, und hätten wir Schiffe, um sie unter erfahrnen, geschickten Offizieren zu gebrauchen, so würden sie uns eine Vertheidigungskraft im Kampf für das Vaterland darbieten, die einer Armee von 100,000 Mann regulärer Truppen gleich wäre. Die Leichtigkeit, womit sich eine Flotte von Ort zu Ort bewegen, die Schnelligkeit, womit sie sich auf irgend einem Punkt vereinigen kann, die Hülfe, welche diese schwimmenden Batterien bei der Vertheidigung der Städte und den Truppen am Ufer leisten — alles erweist, daß eine Flotte das beste Vertheidigungsmittel dieses Landes sey. Sie ist zugleich das wohlfeilste; denn die Gesammtheit der Seeleute, welche unsere Flotten zur Zeit des Kriegs bemannen, werden im Frieden geübt und unterhalten, ohne daß sie einen Heller kosten, und man kann sich jeden Augenblick derselben bedienen, wenn man ihrer bedarf. Wahrlich, wir besitzen eine Streitkraft der besten Art, welche fast nichts kostet, und — was eben so wichtig ist — der Freiheit durchaus nicht gefährlich ist. Stehende Heere haben oft die Freiheit ihres Vaterlandes gestürzt, Flotten aber haben immer zu ihrer Vertheidigung mitgewirkt. Unsere Entfernung von Europa gibt unserer Seemacht auch einen entscheidenden Vortheil bei der Führung eines Vertheidigungskriegs. Eben so brauchbar ist sie zur Beschützung unsers Handels in Friedenszeiten; sie gestattet uns, wenn sie hinreichend gereift ist, Angriffsoperationen gegen einen Feind auf dem Weltmeer selbst, und an unbewachten Küstenpunkten.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuesten italienischen Literatur.

(Schluß.)

Auf diesem Wege schritten später Perticari und Monti glücklich weiter. Diese Männer waren es auch, welche siegreich die Frage wieder in Anregung brachten, ob denn nicht das ganze schöne Vaterland („das der Appennin begrenzt, und das Meer und die Alpen") darauf Anspruch machen könne, der Sitz seiner Muttersprache zu seyn, was sonst Toscana und seine Hauptstadt allein sich hatten anmaßen wollen. Sie leiteten die Aufmerksamkeit der Nation auf die Zeiten der selbstständigen lebendigen Entwickelung der Sprache unter der Pflege der großen Geister des 14ten Jahrhunderts zurück, welche die bisherige selbstgenügsame Zeit, in leerem Stolze auf eine erborgte formelle Bildung, vernachlässigt hatte. Wenn gleich bei den mächtigen Aufregun-

gen dieser Zeit manche einseitige Uebertreibung nicht zu vermeiden war, und manche Schriftsteller, wie der Abbate Antonio Cesari von Verona, auf dem Punkte standen, alle, auch die edelsten Früchte klassischer Bildung zu verwerfen, und ihre Literatur durchaus zu einer Fortsetzung des 14ten Jahrhunderts umzugestalten, so wußten doch Andere, Pietro Giordani an ihrer Spitze, sich das Treffliche der vorigen Jahrhunderte anzueignen, und auf diese Weise, nachdem ihre Ansicht den ihr gebührenden Sieg davon getragen, der italienischen Sprache eine neue Periode des Glanzes zu bereiten. Man ist jetzt wohl allgemein darin übereinstimmend, daß Kraft und Bedeutung des Ausdrucks bei den Schriftstellern des 14ten, Fülle und Feinheit der Formen und Wendungen des Stils bei denen des 16ten Jahrhunderts gelernt, beide aber oft verlassen werden müssen, um die Regeln der Sprache und des Stils mit philosophischer Tiefe im Sinne Beccaria's und Cesarotti's zu ergründen.

Auch die neue Periode der Poesie kündete sich mit einem rühmlichen Kampfe für die Ehre der Dichter des 14ten Jahrhunderts, namentlich Dante's, an. Die lärmende Schule des Hugoni hatte die italienischen Dichter jener erhabenen Einfachheit, die Dante's Poesie bezeichnet, durchaus entfremdet, und Bettinelli hatte in einigen lettere Virgiliane (so genannt, weil er sie als Briefe aus dem Elysium Virgils bezeichnet) jenen unsterblichen Dichter mit frevelnder Kühnheit angegriffen, und seine größten Schönheiten lächerlich zu machen gesucht. Gegen ihn schrieb Gasparo Gozzi seine difesa di Dante, eine Schrift zu deren Würdigung seine Zeit nicht reif war, und die erst jetzt die verdiente Anerkennung findet. Wirksamer aber als alle theoretischen Vertheidigungen waren die Leistungen eines Alfieri, Parini und Vincenzo Monti, die in ihren Werken zeigten, wie viel sich aus dem Studium Dante's, mit angeborner Dichterkraft, und mit der Fülle der Bildung der späteren Jahrhunderte vereinigt, für eigne poetische Schöpfungen gewinnen ließ. Am höchsten unter ihnen steht Monti, an stolzem Adel des Geistes sowohl, als an innerem poetischen Leben seiner Dichtungen.

Die Revolution der Literatur, da sie in genauem Zusammenhange stand mit den erwachten tiefern Ansichten über die Philosophie der Sprache und des Stils, mußte natürlich auch auf die Theorie der Sprache mächtig einwirken. Das Dizionario della Crusca, einst als Inbegriff alles dessen, was Anspruch auf einen Platz in der gebildeten italienischen Sprache machen konnte, verehrt, mußte in der doppelten Beziehung ungenügend erscheinen, weil es sich durchaus auf das rein Toscanische beschränkte, und weil philosophischer Geist bei seiner Abfassung durchaus fehlte. Monti und Perticari haben auch hier das Verdienst, das Bedürfniß des Fortschreitens zuerst recht fühlbar gemacht zu haben, und wenn sich gleich neben vielen unbedeutenden Stimmen manche gewichtige gegen sie erhoben haben, so zeigt doch der Beifall, dessen mehrere außerhalb Toscana in ihrem Geiste abgefaßte Wörterbücher sich zu erfreuen haben, daß man im ganzen ihre Ansichten zu theilen sich genöthigt sieht.

Auch das Studium der Grammatik konnte einer neuen Richtung nicht entgehen: doch ist von dieser Seite den Forderungen, die der jetzige Standpunkt der Sprache zu machen berechtigt, noch nicht Genüge geschehen.

Gründliche geschichtliche Forschungen über den Umfang der Sprache, wie Poliziano und mehrere seiner Zeitgenossen sie über die lateinische Sprache angestellt hatten, wurden jetzt auch über die Muttersprache nöthig. Auch hier gieng Monti mit dem rühmlichsten Eifer voran, und Italien ist ihm in dieser Beziehung um so mehr Dank schuldig, als Kritik des Textes und Verbesserung verfälschter Lesarten in der That Arbeiten sind, die sich sonst selten mit den Neigungen und Anlagen eines großen Dichters vereinigen. Er zuerst war es, der nachwies, daß viele von den Irrthümern des Dizionario della Crusca auf einem unkritischen Vertrauen auf die Lesarten der alten Ausgaben und Manuscripte beruhten, in welche sich durch die Nachlässigkeit der Herausgeber und Abschreiber unzählige Fehler aller Art eingeschlichen hatten; ja daß sogar manche sonderbare Redensarten, die die Akademiker und andere Gelehrte als besondere Feinheiten der Rede betrachteten, blos auf diese Weise entstanden waren. In Folge dieser Bemühungen wurden in der neuesten Zeit die Werke der meisten älteren italienischen Klassiker mit verbesserten Lesarten herausgegeben, unter denen auf Angelo Poliziano, Ariost, Tasso, vor allen aber auf Dante die meiste Mühe verwandt wurde. Wir wissen recht gut, daß diese Studien leicht zur Pedanterie führen, und oft schon mußten wir von Ausländern den Vorwurf hören, daß wir Italiener zu viel Werth auf grammatische Untersuchungen legen, ja wir müssen selbst, mit vielen unsrer Landsleute, beklagen, daß Monti, statt die Literatur seines Vaterlandes mit einem unsterblichen Gedicht zu bereichern, seine letzten Kräfte an Arbeiten verschwendete, denen auch Andere von geringeren Fähigkeiten gewachsen gewesen wären. Dennoch glauben wir, daß Italien in der Periode der Wiedergeburt seiner Sprache gerade eines solchen Mannes bedurfte. Im vorigen Jahrhundert gab es viele, die sich nicht nur selbst in der höchsten Vernachlässigung des Stiles gefielen, sondern auch bei Andern die Aufmerksamkeit auf die Form für ein Zeichen von Beschränktheit hielten. Auch in unsern Tagen haben Manche eine solche Sprache geführt, um damit ihre Unwissenheit in der Muttersprache zu bedecken und zu beschönigen. Darum war es von unschätzbarem Nutzen, daß ein Mann wie Monti, dem führwahr Niemand Pedanterie und Beschränktheit vorwerfen konnte, die Wichtigkeit und Nothwenigkeit eines tiefern Studiums der Muttersprache durch sein Beispiel belegte. Wir hoffen übrigens im Verlauf dieser Darstellung zu zeigen, daß der Vorwurf den uns die Ausländer machen, über der Schale den Kern zu vergessen, ungerecht ist, und daß unsere Literatur nie ernster und gehaltvoller war, als gerade jetzt. *)

*) Der zweite Brief wird in den nächsten Blättern folgen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 68. 8 März 1828.

Washington Irving's Columbus.

(Fortsetzung.)

Nachdem es Columbus gelungen war, sich bei Hofe Gehör zu verschaffen, ward er an den Rath der Universität von Salamanca gewiesen, der seine Vorschläge prüfen sollte.

„Der größere Theil dieser gelehrten Junta war, allem Anscheine nach, schon im voraus gegen ihn eingenommen. Dergleichen Societäten sind stets geneigt, einen ihrer Prüfung zugewiesenen Mann als eine Art von Delinquenten, als einen Betrüger zu betrachten, dessen Vergehen und Irrthümer sie aufdecken und ans Licht bringen sollen. Columbus besonders erschien vor einer solchen scholastischen Körperschaft in einem zu ungünstigen Lichte: ein unbedeutender Seemann, der nie Mitglied irgend einer gelehrten Gesellschaft war, und alles jenes werthlosen Schmucks entbehrte, welcher oft der reinen Trägheit und Stumpfsinnigkeit das Gewicht eines Orakels verleiht, konnte er auf nichts sich berufen als auf den Genius in seiner Brust. Einige theilten die gewöhnliche Meinung, daß er ein Abentheurer oder ein Träumer sey, während andere von jenem krankhaften Eifer gegen jede Neuerung in der einmal bestehenden Lehre befallen waren, welcher unter der Trägheit und Pedanterei des gelehrten Zwangs- und Klosterlebens so leicht sich festsetzt. Welch ein rührendes Schauspiel muß die Halle des alten Convents in diesem merkwürdigen Augenblicke dargeboten haben! Ein einfacher Seemann, rings umgeben von einer imponirenden Reihe von Professoren, Mönchen und geistlichen Würdeträgern, mit natürlicher Beredsamkeit seine Theorie vortragend und gleichsam die Sache der neuen Welt vertheidigend. Als er die ersten Gründe für seine Ansicht auseinandersetzte, schenkten ihm allein die Mönche von St. Stephan Aufmerksamkeit; dieser Convent war in den Wissenschaften bewanderter als der übrige Theil der Universität. Die andern Anwesenden schienen sich hinter die vornehme Voraussetzung verschanzt zu haben, daß, nachdem so viele tiefe Philosophen und Cosmographen die Form der Erde studiert, und so viele geschickte Seeleute seit mehreren tausend Jahren sie umschifft haben, es nun ein unbegreiflicher Dünkel eines gewöhnlichen Mannes sey, zu glauben, daß eine so umfassende Entdeckung ihm vorbehalten gewesen wäre. Mehrere der von den gelehrten Körperschaft ihm gemachten Einwürfe sind bis auf uns gekommen, und haben der Universität von Salamanca manchen Spott zugezogen. Doch beweisen sie nicht sowohl die besondere Mangelhaftigkeit jenes einzelnen Instituts, als vielmehr den unvollkommenen Zustand der Wissenschaften jener Zeit überhaupt, und die Art wie die Kenntnisse in ihrem sonst so raschen Gange durch Mönchsaberglauben aufgehalten wurden. Durch dieses trübe Glas wurden alle Gegenstände zu jener Zeit betrachtet, wo der Geist des Alterthums erloschen und blinder Glaube an die Stelle verständiger Forschung getreten war. Verirrt in einem Labyrinth theologischer Zänkereien war das Menschengeschlecht noch weit hinter die Linie der Kenntnisse der alten Welt zurückgeschritten. Statt geographischer Einwürfe ward daher Columbus mit Citationen aus der Bibel, aus dem neuen Testamente, dem Buch Mosis, den Psalmen Davids, den Propheten, den Episteln und Evangelien angegriffen, denen man noch die Schriften mehrerer Heiligen und ehrwürdigen Commentatoren beifügte, St. Chrisostomus und St. Augustin, St. Hieronymus und St. Gregorius, St. Basilius und St. Ambrosius, und Lactantius Firmianus, ein gefürchteter Kämpfer für den Glauben.

Unmöglich konnte ein mathematischer Beweis wahr seyn, wenn irgend eine Stelle der Bibel oder der Kirchenväter damit in Widerspruch zu stehen schien. Die Möglichkeit von Antipoden in der südlichen Hemisphäre, (eine Meinung, die im Alterthum so verbreitet war, daß Plinius sie den großen Streitpunkt zwischen den Gebildeten und Ungebildeten nennt,) war den Weisen von Salamanca ein Hauptstein des Anstoßes. Mehrere derselben bestritten diese Grundlage der Theorie des Columbus geradezu als rein unmöglich, indem sie sich auf Citate aus Lactantius und St. Augustin stützten, die damals als die höchste evangelische Autorität betrachtet wurden. Ungeachtet aber diese Schriftsteller Männer von großem Geist und zwei der größten Leuchten in dem sogenannten goldenen Zeitalter der kirchlichen Gelehrsamkeit waren, so würden doch ihre Schriften in Bezug auf die Wissenschaften zu ewiger Finsterniß führen.

Die Stelle aus Lactantius, womit man Columbus aus dem Felde zu schlagen suchte, ist rein lächerlich und eines so großen Theologen unwürdig. „Kann wohl Jemand so einfältig seyn," fragt er, „daß er behaupten möchte, es gebe Antipoden, die mit ihren Füßen uns gerade gegenüber gestellt wären, ein Volk, dessen Beine in die Höhe ständen, während der Kopf dem Boden zugekehrt wäre? daß es einen Theil der Welt geben könne, in welchem alle Dinge auf dem Kopf ständen, wo die Bäume

mit ihren Zweigen abwärts, mit ihren Wurzeln aufwärts wüchsen? Die Idee von der runden Form der Erde gab Veranlassung zu dieser Fabel von Antipoden, mit ihren Füßen in der Luft. Nachdem die Philosophen einmal dem Irrthum anheim gefallen waren, so mußte eine Absurdität zur Vertheidigung der andern dienen."

Ernsthafter waren die aus St. Augustin genommenen Gegenbeweise. Er erklärte die Lehre von Gegenfüßlern als unvereinbar mit den historischen Grundlagen unsers Glaubens, indem, wenn man behaupte, daß es auf der entgegengesetzten Seite unsers Welttheils bewohnte Länder gebe, man damit den Satz aufstelle, daß Nationen existiren, die nicht von Adam abstammen, da es für diese Völker unmöglich gewesen wäre, den dazwischen liegenden Ozean zu überschreiten. Dieß würde also die Bibel widerlegen, welche ausdrücklich erkläre, daß alle Menschen von einem gemeinschaftlichen Elternpaare abstammen.

Solcher Art waren die Vorurtheile, gegen die Columbus zu kämpfen hatte, und welche freilich mehr an das Kloster als an eine Universität erinnern. Seiner einfachen Auseinandersetzung der runden Form der Erde wurden bildliche Redensarten der Bibel entgegen gestellt. Man bemerkte ihm, in den Psalmen stehe, der Himmel sey ausgebreitet gleich einem Felle,*) d. h., den alten Commentatoren zufolge, gleich der Decke des Zeltes, welche bei den alten Hirtenvölkern aus Thierhäuten bestand. Ferner vergleiche auch der Apostel Paulus in seinem Briefe an die Hebräer den Himmel mit einem Zelte, das über die Erde gespannt sey, die folglich platt seyn müsse.

Columbus, ein so aufrichtig religiöser Mann, war auf diese Art in Gefahr, nicht allein des Irrthums, sondern auch der Ketzerei überwiesen zu werden. Indessen gaben andere, die in den Wissenschaften mehr bewandert waren, die Kugelform der Erde, so wie die Möglichkeit einer entgegengesetzten bewohnten Hemisphäre zu, machten aber dabei wieder den Wahn der Alten geltend, daß man wegen der unerträglichen Hitze der heißen Zone unmöglich dahin gelangen könnte. Ja, selbst wenn diese Schwierigkeit beseitigt wäre, so sey doch der Umfang der Erde so groß, daß man zu einer solchen Reise wenigstens drei Jahre brauchen würde, und vor Hunger und Durst umkommen müßte, indem es unmöglich wäre, sich für eine so lange Zeit mit Lebensmitteln zu versehen. Endlich wandte man, auf Epikurs Autorität, ein, daß, die sphärische Form der Erde zugegeben, sie doch blos auf der nördlichen Hälfte bewohnbar seyn könne, und blos hier mit Himmel bedeckt sey; die entgegengesetzte Hälfte sey ein Chaos, ein Abgrund oder eine bloße Wasserwüste. Zuletzt wurde auch die Behauptung aufgestellt, daß wenn es einem Schiff gelänge, das äußerste Indien zu erreichen, es doch nicht mehr würde zurückkehren können, denn die runde Form der Erde würde hier eine Art von Berg bilden, über den man selbst mit dem günstigsten Wind doch unmöglich hinüber fahren könnte. (Th. 1. S. 119—125.)

(Schluß folgt.)

*) Extendens coelum sicut pellem. Psal. CIII.

Die Seemacht der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Wenn es mithin staatsklug ist, eine Seemacht zu unterhalten, so muß dabei nothwendig ein Progressivsystem befolgt werden; sie muß mit unserm Wachsthum mit unserer Stärke sich heben, und nach einem regelmäßigen Plan, wovon nur im äußersten Nothfalle abgewichen werden dürfte, fortschreiten. Nach dem Endzweck, der erlangt werden soll, in Vergleich mit den Mitteln, welche uns zu Gebote stehen, sind wir im Stande, den Betrag zu bestimmen, der an unsern übrigen Staatsausgaben erspart und zur Beförderung der Seemacht angewandt werden kann. Die laufenden Ausgaben für dieselbe, wie für jeden andern Zweig der Verwaltung, sind natürlich veränderlich; doch sollten die in Friedenszeiten zur Förderung und andauernden Verbesserung der Seemacht ausgesetzten Fonds keinen zufälligen Umständen und vorübergehenden Bedingungen unterworfen seyn. Wie viele Wege giebt es aber, Geld für Staatszwecke auszusetzen? Um wie viel übertreffen die Forderungen, welche jährlich an die Nationalfonds gemacht werden, unsre Hülfsquellen? In wie vielen von diesen sind individuelle und Lokalgesinnungen und Interessen auf's tiefste verwebt! Wahrlich, es mißfällt mir, die Flotte Jahr für Jahr einem Wortkampf Preis zu geben mit zahlreichen, dringenden Ansprüchen, welche fortwährend unsere Aufmerksamkeit auffordern. Mir mißfällt es, ihre fortwährende Verbesserung jedes Jahr aufs neue mit den Planen und Wünschen so vieler, welche über die Frage zu entscheiden haben, in Collision gebracht zu sehen. Ich wünsche der Seemacht die Gunst und den guten Willen Aller zu verschaffen und verlange daher einen Fonds, der unausgesetzt für dieselbe bestimmt ist, als stätige Last für den Schatz, und der weder zufällig vermehrt noch vermindert werden darf, je nachdem andere Ansprüche, die gewiß nie von gleicher Wichtigkeit sind, mehr oder weniger dringend werden. Ueberall wo ein großer Nationalzweck erreicht werden soll, ist die Bildung eines Fonds dieser Art das beste Mittel. Zur Abzahlung der Nationalschuld ist ein Tilgungsfonds von 10 Millionen gestiftet, und Niemand zweifelt, daß diese Bewilligung ihrem Zweck vollkommen entsprochen hat. Obwohl ich hohe Steuern oder außerordentliche Bewilligungen verabscheue, so habe ich doch einen noch stärkern Abscheu vor einem nutzlos gefüllten Schatz*). In dieser Rücksicht ist der Zustand eines Privatmannes von dem des Staats himmelweit verschieden. Der Privatmann, der mehr hat als er braucht, ist reich; das Volk, dessen Staatsschatz überfüllt ist, muß arm werden. Es kann kein Geld in den Schatz kommen, das nicht aus den Taschen des Volks genommen

*) An overflowing treasury, eine Besorgniß, von der in Europa wohl sobald nichts gehört werden dürfte. Aber wem kann dieß im Geringsten befremdlich erscheinen, der nur z. B. einen Blick auf folgende Vergleichung der

würde. Um das Geld aus dem Schatze wieder in die Taschen des Volks zu bringen, ist es meines Erachtens unumgänglich nothwendig, den Schatz selbst mit großen Aufträgen zu belasten, welche mit dem wahren Interesse des Landes in Verbindung stehen, z. B., außer der Abzahlung der Nationalschuld, mit der Verbesserung der Seemacht; schon deshalb, weil wir uns dadurch am leichtesten sicher stellen, daß die Staatsgelder nicht für unnütze oder gar gefährliche Zwecke verwandt werden. Die Ersparung, die durch eine bleibende Geldbewilligung erzweckt wird, kommt gleichfalls sehr in Betracht. Im Privatleben, wie in Staatsangelegenheiten, kann nichts wohlfeil gekauft werden, wenn man es zur Zeit der Noth kauft. Schließt man aber wegen der Holzlieferung Contracte auf mehrere Jahre ab, so kann man es nicht nur von besserer Qualität, sondern auch viel wohlfeiler erhalten, als man es kauft, wenn man's nicht länger entbehren kann. Die Erfahrung lehrte uns, daß man bei stehenden Geldbewilligungen für dieselbe Summe, welche unter jährlicher Bewilligung Kriegsschaluppen kosteten, Fregatten bauen konnte.

Für jetzt ist es nicht nothwendig, die Zahl unserer Kriegsschiffe zu vermehren, da sie für den Schutz unsers Handels in Kriegszeiten hinreichend sind. Blickt man indessen in die Zukunft, so leuchtet ein, daß die Zeit nahe ist, wo eine größere Anzahl Schiffe nothwendig werden dürfte. In einem Lande, wie das unsrige, wo sich die Bevölkerung in 25 Jahren verdoppelt, müssen wir beständig fortschreiten, wenn wir unsere Staatsanstalten aufrecht erhalten und dem Wachsthum und Zustande unsers Landes angemessen machen wollen. In unserm Fortgange einhalten, heißt so viel als rückwärtsgehen. Brauchen wir jetzt auch keine neue Schiffe, so müßten wir sie doch nach wenigen Jahren erbauen. Aber gute, dauerhafte Schiffe, mit steter Rücksicht auf Ersparung gebaut, lassen sich nur von wohl getrocknetem Holze zimmern. Wir müssen mithin auf die Begründung einer Seemacht unsere Aufmerksamkeit richten, auf eine Seemacht, welche der sich mehrenden Bevölkerung und den wachsenden Hülfsquellen der Vereinigten Staaten angemessen ist. Das Holz der immer grünen Eiche *) der südlichen Staaten, ohne Vergleich das beste Schiffbauholz auf Erden, ist nur dann dauerhaft, wenn es lange gelegen hat. Es ist eine schmähliche Verschwendung dieses höchst schätzbaren Materials, wenn es im grünen Zustand verarbeitet wird; so oft dieses geschah, faulten unsere Schiffe in kurzer Frist, und Zeit und Geld waren verloren. Wie lange dagegen dieses Holz, wenn die gehörige Sorgfalt darauf verwendet wird, sich erhalten lasse, können wir aus einer eigenen Erfahrung von mehr als dreißig Jahren schließen.

Die im Jahre 1798 und 1799 für den Bau eines 74 Kanonenschiffs gefällten Eichen wurden unter Regendächer gelegt, und lagen dort bis 1815. Als man das Holz in dieser Zeit untersuchte, fand man, daß dasjenige, welches vor dem Wetter beschützt lag, sich in vollkommen gesundem Zustand befand. Die Gerippe des „Independance" und des „Washington" wurden völlig, das des „Franklin" zum Theil aus diesem Holze gezimmert, und jetzt nach Verlauf von 17 Jahren ist es noch im besten Zustande, und kann, nach dem Urtheile der Sachverständigen noch länger als ein Jahrhundert dauern. In Frankreich ward zur Zeit Ludwig XIV Eichenholz gefällt, und erst nach einem Jahrhundert zum Schiffbau gebraucht, wo man es vollkommen gesund fand. Es giebt zwei Methoden, Schiffbauholz aufzubewahren, welche man beide mit gleich günstigem Erfolge anwendet: das Untertauchen ins Wasser und die Aufbewahrung unter Regendächern (sheds); nach der Meinung unserer Seeoffiziere läßt sich Weißeichenholz auf beide Art Jahrhunderte lang aufbewahren, und ein Sachverständiger erklärte, als man ihn befragte, sehr emphatisch: Wendet nur die verlangte Vorsicht an, so wird Eichenholz so unverwüstlich als Kupfer und Eisen!

Es ist meine Pflicht, dem Senate anzuzeigen, daß dieser wichtige Baum mit einer Schnelligkeit aus unsern Wäldern zu verschwinden anfängt, welche uns dringend auffordert, unmittelbare, wirksame Maßregeln für die Erhaltung desselben zu nehmen oder einzuwilligen, daß er uns ganz verloren geht. Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind ganze Wälder von Weißeichenstämmen unter der Axt des Anbauers gefallen, und durch Brand vernichtet worden, um Land für Baumwolle urbar zu machen. Unsre Kriegs- und Handelsmarine hat in den letzten zwölf Jahren eine ungeheure Menge derselben verbraucht und außerdem wird eine fast unglaubliche Zahl Weißeichenstämme ins Ausland geführt. Aus diesen Ursachen vermindert sich diese unschätzbare Art des Bauholzes fortwährend auf eine sehr beunruhigende Weise.

Ein einsichtsvoller, in Eid und Pflicht stehender Agent untersuchte die südlichen Staaten vor acht oder zehn Jahren, um die Quantität der Weißeichen für den Schiffsbau

---

Budgets der Vereinigten Staaten und von Großbritannien wirft.

In den Vereinigten Staaten.	Pf. St.	In Großbritannien.	Pf. St.
Der Präsident . . .	5,000	Der König	1,000,000
Der Vicepräsident . .	1,000	Die königliche Familie	100,000
Der Staatssecretär . .	1,000	Drei Staatssecretäre u. drei Unterstaatssecr. .	28,000
Der Secretär des Schatzes	1,000	Sieben Lordscommissäre des Schatzes . .	13,000
Die Marineverwaltung	3,400	Die Admiralität . . .	16,000
Der Postdirector . . .	600	Zwei Polizeidirektoren .	5,000
Der Oberrichter . . .	800	Der Oberrichter . . .	6,000
Der Generalanwalt (Attorney-General) . .	600	Der Kronanwalt . .	6,000
Der Münzmeister (Master of the Mint . .	400	Der Münzmeister . .	10,000
Der Senatssecretär .	600	Der Präsident (Chairman) des Oberhauses .	3,000
Der Secretär der Kammer d. Repräsentanten	600	Der Sprecher des Hauses der Gemeinden . . .	6,000
Sieben Gesandte . . .	12,000	Vier(?) Gesandte u. drei Geschäftsträger . .	50,500
Sechs Legationssecretäre	2,400	Sieben Legationssecr. .	6,050
Sechs Consuln . . .	3,600	Die Consuls	30,000
	33,000		1,288,550

*) Quercus alba. Wild; sie wird 70 bis 80 Fuß hoch, und liefert unter allen Eichen das beste Schiffbauholz. Wächst in Virginien, Illinois 2c.

auszumitteln. Derselbe ward in den letzten zwölf Monaten für denselben Dienst gebraucht. Nach seinem Berichte grenzt die Verminderung jenes Baums innerhalb jener Zeit ans Unglaubliche, und auch er dringt darauf, die entscheidendsten Maßregeln zu nehmen, um die kleine Masse dieses Bauholzes, welche dem Lande noch übrig und für Schiffe der größten Art vorzüglich passend ist, vor Vernichtung zu retten. Er bezeugt, daß innerhalb weniger Monate am Ende des Jahrs 1825 über 150,000 Cubikfuß Weißeichen aus einem einzigen fast unbekannten Fluß Floridas fortgeflößt und ins Ausland verschifft wurden, und daß aus dieser Ursache und wegen der schnellen Zunahme der Bevölkerung und des Anbaues dieß Bauholz sehr bald ganz verschwinden muß. Dieser Bericht wirkte dergestalt auf das Marinedepartement, daß es sogleich auf Mittel dachte, diesem drohenden Unheil vorzubeugen, und es ward vorgeschlagen, Anpflanzungen von jungen Weißeichen anzulegen, für den künftigen Dienst der Flotte. Doch diese würden erst nach 50 Jahren Schiffbauholz liefern. und es ist offenbar nothwendig, alles, was noch übrig ist, für den Dienst zu retten, und dasselbe aufzubewahren, weil es durch Aufbewahrung unverwüstlich wird. Die großen davon zu erwartenden Vortheile lassen sich aus einem Beispiel der brittischen Marine abnehmen. Weil Großbritannien gezwungen war, die meisten Schiffe aus frisch gefälltem Holze zu bauen, so sind seit dem letzten Frieden von 1100 Schiffen 600 als verfault und untauglich zum Dienst abgebrochen worden, während die übrigbleibenden so große Reparaturen bestehen mußten, daß man im Parlamente erklärte: „die brittische Flotte sey seit dem Frieden von Grund aus erneuert." — Wir haben vorgeschlagen, 2 Millionen Dollars jährlich zum Ankauf von Schiffbauholz anzuwenden, dasselbe niederzulegen und für den künftigen Gebrauch aufzubewahren. Auch ist vorgeschlagen, künftig keine mit Weißeichen bewachsene Staatsländereien mehr zu verkaufen.

Ein zweiter wichtiger Gegenstand sind die trocknen Docken. Es ist erstaunlich, daß ein Land, welches zwölf Linienschiffe und zwanzig Fregatten besitzt, ganz ohne diese nothwendigen Erfordernisse aller Flotten ist, und daß wir, mit der Erfahrung der übrigen Welt vor unsern Augen, den Zeitverlust, die Gefahr und die Unkosten uns gefallen lassen, unsere Schiffe auf den Werft zu bringen, da wir doch so viele herrliche Anlagestellen für Docken besitzen, und da wir fast in einem einzigen Jahre ersparen können, was ihr Bau kostet. Ein Schiff von 74 Kanonen, welches von einem Kreuzzug in einen Hafen zurückkehrt, und auch nur geringe Reparatur nöthig hat, kostet an 20,000 Dollars, um es auf den Werft zu bringen. Es muß entladen werden; man muß das schwere Geschütz herausnehmen, Sparren und Segel fortschaffen; viele Leute sind zu dieser Arbeit erforderlich, und ist die Reparatur geschehen, so muß das Schiff wieder beladen und armirt werden. Diese Arbeit ist zugleich mit großem Zeitverlust verknüpft. Gewöhnliche Reparaturen halten so ein Schiff über einen Monat auf, und in gewissen Jahreszeiten ist es nicht rathsam, ein Schiff der gefährlichen Operation des Ablaufens zu unterwerfen. Zu jeder Zeit und unter allen Umständen leidet das Schiff sehr. Nicht genug! bei der gegenwärtigen Einrichtung unserer Schiffswerfte müssen die Kriegsschiffe nicht nur wegen Reparaturen, sondern selbst wenn sie untersucht werden sollen, auf den Werft gehoben werden. Ohne vorgängige Untersuchung darf kein Kriegsschiff, welches eine Zeitlang im Hafen gelegen, oder weite Reisen gemacht hat, wieder in See gehen, und muß demnach allen Verzug, alle Gefahr und alle Kosten des auf den Werfthebens, tragen. In Kriegszeit hemmt dieses Alles die Wirksamkeit der Flotte ausserordentlich. Zeit ist bei allen Militär-Operationen in Betracht der Erfolge von großer Wichtigkeit, und durch Schnelligkeit der Zurüstung, so wie durch Gewandtheit in der Bewegung wurden oft Schlachten gewonnen, welche sonst verloren worden wären. Mittels passender, trockner Docken können Schiffe untersucht, und augenblicklich wieder flott gemacht werden, und Reparaturen lassen sich auf diese Weise so schnell als möglich, und mit weit geringeren Unkosten bewerkstelligen. Vor nicht langer Zeit lief eine brittische Fregatte mit allen Provisionen und völliger Ausrüstung an Bord zur Untersuchung in eine trockne Docke und segelte noch während derselben Fluthzeit (tide) nach ihrer Bestimmung ab. Die Vortheile der trocknen Docken sind in Europa so anerkannt, daß es dort keine Seemacht gibt, welche deren nicht mehrere besitzt. In England giebt es deren 16 und 3 neue sind im Baue begriffen; Frankreich hat zwölf, alle von den dauerhaftesten Materialien. Ein einsichtsvoller, erfahrner Civil-Ingenieur, der viele Jahre in England lebte, hat kürzlich die genauesten Ausmessungen und Berechnungen über diesen Gegenstand entworfen. Seinen Angaben zufolge, würden die gesammten Ausgaben für den Bau von 4 trockene Docken in folgenden Marine Werften, nach dem erprobtesten Plan, wie folgt ausfallen:

Zu Portsmouth im Staate New Hampshire . . .	Doll. 349,571 : 71
Zu Charlestown (bei Boston) im Staate Massachusetts .	„ 356,864 : 4
Zu Brooklyn auf Long Island Staat New York .	„ 380,116 : 86
Zu Gosport in Virginien . .	„ 398,800 : —

An jedem dieser Plätze sind trockne Docken nothwendig. Für jetzt ist der Bau von zweien zu gleicher Zeit, eine im Süden und die andere im Norden des Potomac Stroms in Vorschlag gebaucht; desgleichen der Bau einer Marine Eisenbahn (Railway) zu Pensacola am mexikanischen Meerbusen. Die Anlage solcher Eisenbahnen kostet weniger als Docken, und sie leisten bei der Reparatur der Kriegsschaluppen und kleinerer Fahrzeuge großen Nutzen, sind jedoch zu Fregatten und Linienschiffen mit großer Gefahr verbunden, und können also Docken keineswegs ersetzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 69. 9 März 1828.

Der Krieg mit der Türkei. *)

Je mehr die Hoffnung verschwindet, daß die Verhältnisse der europäischen Mächte mit der Türkei sich auf friedliche Weise werden ausgleichen lassen, um so mehr müssen auch alle Fragen an Interesse gewinnen, welche sich auf die neuen politischen Combinationen beziehen, die hierdurch unvermeidlich herbeigeführt werden würden.

Von den Revolutionen, welche am Schlusse des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts alle Länder Europas mehr oder weniger erschütterten, und von allen Verwüstungen der mehr als zwanzigjährigen Kriege, welche jene Revolutionen begleiteten, blieb die Türkei allein verschont. Vergebens drohte und schmeichelte abwechselnd Napoleon; die ottomanische Pforte blieb unbeweglich; der Sultan weigerte sich standhaft an dem großen Continental-Kampf Antheil zu nehmen, und hielt getreulich alle Verpflichtungen, die er gegen mehrere europäische Mächte eingegangen hatte. Viele sahen diese Unthätigkeit als eine Folge der Unbeweglichkeit dieser großen Völkermasse, oder ihrer Unwissenheit und ihres Religionsfanatismus an; wir sind indessen weit mehr geneigt, den Grund dieser Passivität in einer wohlberechneten Politik und in der gerechten Besorgniß zu suchen, die Griechen möchten den Krieg benutzen, um ein Joch abzuschütteln, das sie — wie sie schon mehr als einmal gezeigt hatten — nur mit dem größten Widerwillen trugen.

Diese strenge Neutralität von Seite der Türkei war den Alliirten bei ihren letzten Kämpfen gegen Napoleon von nicht geringer Wichtigkeit. Auch erkannte besonders Großbritannien den Vortheil, der ihm aus der Unthätigkeit der Türkei erwuchs, und das brittische Cabinet drückte dies in mehreren Erklärungen unverhohlen aus. So hieß es in der „Uebersicht des Zustandes der Nation im Jahre 1822," einer halbofficiellen Schrift: „Was auch der Charakter der Türkei und ihrer Regierung seyn mag, so ist sie doch de facto eine unabhängige europäische Macht, und hat eine ganz bestimmte Stellung auszufüllen. Wenn dies aber der Fall ist, so ist es auch im Interesse von Europa, der Türkei die Mittel zu gewähren, diese Stellung zu behaupten. Sie kann an ihrem Platze nicht fehlen, ohne daß die allgemeine Ordnung gestört würde; ganz besonders muß aber England daran liegen, die Türkei, so wie sie besteht, zu erhalten. Auch haben unsere diplomatischen Verhandlungeu stets diesen Zweck vor Augen gehabt, und sie mußten demnach unter den gegenwärtigen Umständen eher suchen ihre Macht zu heben, als sie zu verringern."

Großbritannien ist in der That immer als der natürliche Verbündete von der Türkei betrachtet worden, und seitdem es die ionischen Inseln besitzt, muß man gestehen, daß es auch die einzige Macht ist, welche im Stande ist, die Existenz der Pforte zu garantiren. Wäre diese schützende Inselgruppe in die Hände der Russen oder Oesterreicher gefallen, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß dieses Reich in kurzer Frist seinem Untergang entgegen sehen könnte.

Die erste Abweichung von dieser richtigen Politik [illegible] das brittische Cabinet sich zu Schulden kommen, als der Großherr das Janitscharenkorps auflösen wollte. Damals unterstützte der englische Gesandte in Constantinopel diese Maßregel in Gemeinschaft mit dem russischen Hofe. Als Grund wurde freilich, auf eine halbofficielle Art, angeführt: „Die Janitscharen wären nach der gegenwärtigen türkischen Verfassung eine stehende Armee, die von der Regierung fast ganz unabhängig sey, und diese deshalb mehr beschränke, als ihr wahre Macht verleihe; sie seyen eine militärische Corporation, die ihre Privilegien habe," u. s. w. Dies war allerdings in gewisser Beziehung nicht unbegründet; aber die Janitscharen waren doch tapfre und wohlorganisirte Truppen; sie hatten bei der Vertheidigung ihres Vaterlandes mehr Interesse, als irgend eine andere Volksclasse, und keine Nation wünschte daher ihre Abschaffung so sehr, als die russische, der die Entwaffnung der Pforte vor allem wünschenswerth seyn mußte. Die Janitscharen hatten außerdem noch die besondere Verpflichtung ihre Religion aufrecht zu erhalten; sie waren zu jedem Opfer für dieselbe bereit, und eine solche Gesinnung war ohne Zweifel der beste Schild für das türkische Reich. Der Sturz der Janitscharen war der erste Act, welcher Mahmuds Macht schwächte; die Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarin der zweite. Ohne uns in die Untersuchung einzulassen, die wir als abgemacht betrachten können, wem hier die Schuld des ersten Angriffs zur Last fällt,

*) Aus „the Sphynx" einem neueren, außerhalb England noch sehr wenig bekannten, aber höchst geistreich redigirten Blatte der äußersten Whigs. Man sieht daraus, daß die letzteren, die sogenannten Vertheidiger der „Freiheit auf der ganzen Erde" über gewisse Punkte der äußern Politik dieselbe Sprache führen, wie die äußersten Tories.

den Türken, die ruhig in ihrem eigenen Hafen vor Anker lagen, oder den Alliirten, die in Schlachtordnung auf sie zusegelten und erklärten: sie sollten sich nur nicht wehren, es würde ihnen kein Leids geschehen — wird so viel mit jedem Tage klarer, daß die europäische Türkei bald nicht nur das Theater, sondern auch der Hauptgegenstand eines allgemeinen Krieges werden wird.

Vor allen andern Continentalmächten ist Rußland in der Lage, bei einem Kriege gegen die Türkei am meisten thätig seyn, und auch am meisten gewinnen zu können. Rußland hat das größte Interesse dabei, sich nach Süden zu auszubreiten, und wenn sein Schwert einmal aus der Scheide gezogen ist, so möchte es nicht leicht seyn zu sagen, wie weit es vordringen wird. Seine alten Plane, sich auf Kosten des Halbmondes zu vergrößern, sind nie aufgegeben worden, ja sie wurden vielleicht noch niemals so eifrig betrieben, als seit dem allgemeinen Frieden, wenn wichtige Gründe sie auch bis jetzt noch nicht zur Ausführung zu bringen gestatteten. „Dieser wichtige Gegenstand,“ sagt ein neuerer Schriftsteller, „ist immer unter dem Siegel der Verschwiegenheit und als Cabinetsgeheimniß behandelt worden. Die feinste List und die umfassendsten Machinationen haben den Fall der ottomanischen Pforte vorbereitet. Dieses Ereigniß, welches jetzt so nahe scheint, würde vor 38 Jahren das ganze übrige Europa um so mehr in Schrecken gesetzt haben, als damals gar keine äußern Symptome dasselbe als so nahe bevorstehend angekündigt hatten.“

Es verdient bei dieser Gelegenheit wohl in das Gedächtniß zurück gerufen zu werden, daß der Fürst Potemkin im Jahre 1790 in der Verfolgung seiner Siege durch die englische Regierung gehemmt wurde; ebenso konnte später der russische Adler sich nur der Protestationen Großbritanniens wegen nicht auf den ionischen Inseln halten. Aus ähnlichen Gründen war es auch schon im Jahre 1770 ohne Folgen geblieben, daß die Russen die türkische Flotte im Hafen von Tschesme verbrannten, und mit einer nicht unbedeutenden Macht an der griechischen Küste landeten, um dem in voller Empörung begriffenen Volke in der Erkämpfung seiner Unabhängigkeit beizustehen.

Obgleich die Vergrößerung Rußlands nach dem mittelländischen Meere hin zweimal mißglückte, so verlor es doch niemals dieses Streben aus den Augen. Mochte ein Paul, ein Alexander oder ein Nikolaus auf dem Throne sitzen, so haben die Russen beständig gesucht, das griechische Kaiserthum wieder herzustellen. Die kühne Hand Katharinas zeichnete diesen Plan vor, und ihre Nachfolger sind unablässlich bemüht gewesen, ihn, so weit ihre Kräfte und die Umstände dieß gestatteten, auszuführen. „Erinnern sich Ew. kaiserl. Majestät — so rufen die Minister (??) dem regierenden Monarchen unablässig ins Ohr — an die weisen Lehren Ihrer glorreichen Großmutter; diesen Plan hat sie selbst entworfen und ihren Nachfolgern befohlen, ihn nie aus den Augen zu verlieren. Denken Ew. Majestät an den Namen ihres Bruders Constantin; warum säugten ihn griechische Ammen? warum war die griechische Sprache die erste, die er redete? Als der beredte Pano Kiri und seine Gefährten Ihre kaiserl. Großmutter um Beistand in ihrer heiligen Sache anflehten, wurde ihnen da nicht Hülfe zugesagt? Vergessen Sie nicht, daß schon damals nach dem Falle von Ismaïl und Otschakoff dem russischen Adler der Weg nach Constantinopel offen stand, und daß die kaiserliche Fahne in wenig Monaten auf den Mauern des Serails hätte wehen können. Damals wurden die Hoffnungen Ihres Volks getäuscht, aber dieselbe Laufbahn des Ruhms ist ihm jetzt eröffnet, — der Feind hat uns selbst den Handschuh hingeworfen; lassen Sie diese schöne Gelegenheit nicht vorüber gehen; Ihre Soldaten haben eine Belohnung verdient für ihre treuen Dienste; Ihre Religion, Ihre Ehre, Ihr Wort fordern Sie zum Kriege auf.“

Wie lange wird der Ehrgeiz des Selbstherrschers aller Reußen diesen immer wiederholten Aufforderungen widerstehen können? Auch ist es ihm nicht unbekannt, daß der eine Handelsweg seines Reiches die Hälfte des Jahrs von der Natur verschlossen, und daß der andere gegenwärtig der unaufhörlichen Controlle einer rivalen Macht unterworfen ist. Als Katharina die Unabhängigkeit der Krimm stipulirte, hatte sie keinen andern Zweck, als den Fall des ottomanischen Reichs vorzubereiten, und die späteren Erwerbungen gaben diesem ersten Schlage erst seine volle Kraft. Rußland hat seitdem die Hospodare der Moldau und der Wallachei in seinen Schutz genommen; es hat für sie das Recht erlangt, daß sie nicht ohne sein Zuthun ihrer Stelle entsetzt werden können, und auf diese Weise das Mittel gewonnen, ohne Schwierigkeit in diese Provinzen einzudringen. Ferner hat Rußland ein altes Bündniß mit den Serviern, und überall, wo es Menschen gibt, die sich zur griechischen Religion bekennen, nimmt es die Interessen derselben in Schutz und kann deshalb auch ihrerseits auf die kräftigste Unterstützung zählen. Ja Rußland kann jetzt die ottomanische Pforte sogar mit leichter Mühe in Asien angreifen. In Cherson und Astrakan unterhält es eine Flotte; am kaspischen Meere hat es Festungen, und die Armee in Persien steht — sobald der Friede mit dem Schah ratificirt ist — zu seiner Verfügung. Dazu kommt, daß die Macht der Türken im Westen durch die Anstrengungen der Griechen getheilt wird, welche in dem Kaiser von Rußland ihren zukünftigen Befreier sehen.

Wie sich das Petersburger Cabinet auch öffentlich aussprechen mag, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die russischen Armeen mit dem Frühlinge den Feldzug gegen die Türken eröffnen werden. Seitdem sich Rußland durch den Frieden von 1812 in Besitz von Bessarabien und der Festung Ismaïl befindet, so ist es für ein türkisches Heer fast unmöglich, sich in der Moldau und Wallachei zu behaupten; es würde sich beim ersten Angriff hinter die Donau zurückziehen müssen. Der erste kräftige Widerstand von Seiten der Türken ist daher zwischen Rutschuck und Silistria in der Bulgarei zu erwarten, wo der natürliche Vertheidigungsplan der ist, rechts die Päsße von Bagatag zu vertheidigen und links den Uebergang über die Donau

zwischen Widdin und Orsowa zu halten. Dieser Strom ist bei der jetzigen Lage der Türkei ihre wahre Militärgränze; aber selbst diese Vertheidigungslinie ist keineswegs so außerordentlich vortheilhaft, als es auf eine oberflächliche Betrachtung scheinen mag. Die vielen Windungen des Flusses erleichtern nämlich die Flügelbewegungen einer angreifenden Armee bedeutend, denn da die Türken nicht wissen, an welchem Punkte der Feind den Uebergang versuchen wird, so sind sie genöthigt, ihre Streitkräfte um so mehr zu vertheilen und dadurch zu schwächen, je länger die Linie ist, welche der Fluß bildet. Nur ein Feldherr von dem Genie des Prinzen Eugen könnte — durch einen ähnlichen Operationsplan, wie der so meisterhaft ausgeführte vom Jahr 1814 am Mincio — eine solche Stellung mit Erfolg vertheidigen.

Die Russen, denen es so leicht wird, 200,000 Mann ins Feld zu stellen, können außerdem noch auf die Hülfe von 25,000 Serviern rechnen, und sobald es ihnen gelungen ist, den Uebergang über die Donau zu forciren, so fällt ihnen sogleich ein großer Theil der christlichen Bevölkerung aller der Provinzen zu, welche im Süden dieses Stromes liegen. Nun müßten sie ihre ganze Macht gegen Adrianopel wenden, und zu gleicher Zeit eine Flotte auf dem schwarzen Meere zusammenziehen. Dann wäre die Lage der Türken, trotz der Talente und der Tapferkeit ihres jetzigen Hauptes, das unter seinen Landsleuten für einen zweiten Napoleon gilt, äußerst bedenklich. Der Nordwind bringt ein Schiff bei der reißenden Geschwindigkeit der Strömung in dieser Gegend in 48 Stunden von der Mündung des Don bis zum Eingang in den Bosphorus, und in noch weit kürzerer Zeit von dort nach den Dardanellen.

Die einzige Macht, welche das Vordringen Rußlands gegen Süden verhindern kann, und zugleich diejenige, welche das meiste Interesse dabei hat, daß es den Pruth nicht überschreite, ist offenbar Oesterreich, wie wir in einem unserer folgenden Blätter weiter auszuführen gedenken.

Die französischen Journale.

(Fortsetzung.)

Die Quotidienne und die Etoile oder Gazette de France.

Vom Charakter der Quotidienne läßt sich nicht so leicht eine Definition geben. Der Haupteigenthümer ist ein Mann von viel Geist. Aber Herr Michaud, der als Gelehrter einen geachteten Namen hat, gehört nicht zu denjenigen Politikern, die sich Zeit genommen, ihre Meinungen so zu fixiren, daß man ihr System unter einen allgemeinen Begriff bringen könnte. Lange Zeit diente sein Blatt dem Hofroyalismus zur Folie; es zeigte damals einen gewissen Hang zum alten Regime, ohne sich jedoch ganz zu der Heftigkeit der HH. Madrolle und Genoude hinreißen zu lassen, die uns im Anfang reinen Ultraismus gaben. Wer übrigens die Quotidienne mit einiger Aufmerksamkeit las, mußte sich überzeugen, daß ihr Royalismus nie der theoretische der HH. von Bonald und von Frenilly, sondern ein Royalismus der Neigung, die Persönlichkeit des Herrn Michaud war. Dieses Blatt enthält daher mehr gemüthliche Plauderei als politisches Räsonnement; weniger hochfahrend in seinem Ton als das Journal des Debats, zeigt es auch weniger Bestimmtheit in seiner Ansicht; mehr den Parteigeist vergnügend als die politische Vernunft, war es nie in dem Grade die Pythia der Faction wie das Journal des Debats. Da es endlich nicht lauter gleiche Interessen verfocht, so konnte es auch keinen sich gleichbleibenden Charakter haben.

Herr Michaud vereinigte bei der Gründung seines Journals eine Anzahl junger Talente, deren Schimmer der Partei der Emigration neue Proselyten zuführen sollte. Bei diesen jungen glänzenden Schriftstellern ist es auffallend, wie sie ihren Auftrag mit Eifer erfüllen, ohne daß, wie es scheint, eine sehr tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Sache sie durchdrungen hätte. Als Männer von Geist ähnlich den liebenswürdigen Weltkindern (roués) aus den letzten Zeiten des alten Regimes, wo dieß Modeton war, nehmen sie die Dinge von der leichten Seite, und bekümmern sich wenig darum, ob es Recht sey oder nicht, gegen eine Ansicht oder gegen eine Person zu schreiben oder zu reden: man kann nicht unterhaltender mit dem Ultraismus spielen. Indessen erscheinen demjenigen, der diese Ultraisten nicht aus der Nähe kennt, ihre Absichten sehr ernsthaft. Aber sehen muß man sie diese Schlösserbewohner, man muß einer Sitzung dieser leidenschaftlichen Contreopposition beiwohnen, um sich an ihnen recht zu erbauen. Welches Feuer, wenn sie ihre Artikel berathschlagen!

Als sich die Quotidienne gegen die weiland Etoile oder die Gazette de France in Harnisch warf, das war ein seelenzerschneidender Schmerz. „Auch du!" rief Herr Genoude aus, als er das Journal des Herrn Michaud las. „So giebt es also keinen Royalismus mehr auf Erden! Wie! ist das die Quotidienne, welche die Liberalen bald die schluchzende Nonne, bald die ehrsame Wittwe der adeligen Vorstadt nennen, die nun ihre vatermörderische Hand gegen die Erkorenen der rechten Seite erhebt, gegen diese Minister, zu deren Gunsten die alte Majorität der Chambre introuvable votirt, die die HH. von Sallaberry und von Saint-Chamans mit dem Gewicht ihrer Beredsamkeit noch immer aufrecht halten!" Die Quotidienne blieb übrigens der Etoile nichts schuldig. „Elende, rief sie, bist du nicht den Grundsätzen abtrünnig geworden, um dich an einen Menschen zu verkaufen? Bist du nicht die Verwegene, die den liebenswürdigen Humor ihres Herrn gegen die Pointus aufmuntert? Umsonst, Despotin, möchtest du allein herrschen, und deine alten Freunde ausschließen! Höre auf, die Sache zu verrathen, die du zu vertheidigen vorgibst! Zeïstin in Spanien, hältst du es in England mit Canning, in Frankreich mit Rothschild; du bekennst deine Brüderschaft mit Boyer; — nein, du bist nicht mehr auf der Höhe der heiligen Allianz."

Bei diesen Worten wurde die Etoile vor Grimm abwechselnd blaß und roth. „Was wird man in der Vorstadt, im Schloß, in den Provinzen denken? Schnell unser Geschütz vom stärksten Kaliber herbei! Laßt uns die Vermessenheit durch die Invektive niederschmettern!", „Wir denunziren," sagte hierauf die Etoile, „die gottlose Allianz der Quotidienne und des Constitutionnel. Um eine Opposition zu machen, hat sie ihren Posten am Altar des Royalismus im Stich gelassen; die ältesten Freunde sind durch ihre Umtriebe getrennt; sie bringt die Zwietracht in unser Lager." „Wir werfen alle deine Verunglimpfungen auf dich zurück," erwiederte die Quotidienne. „Ha, fährt die Etoile mit fast athemloser Stimme fort, kann man es ohne Entrüstung sagen? Die Quotidienne (horresco referens) führt das Ministerium Pasquier im Schild. Während Herr Michaud seine Contreopposition am Hof und bei der rechten Seite bildet, kommen die Bedienten einer Excellenz von ehegestern daher, um diesem alten Centrum der rechten Seite, schon einmal so grausam verletzt von der Quotidienne, als sie Herrn von Richelieu stürzte, nach Hause zu leuchten. Verrath! Verrath! Sinon ist in den Mauern von Troia."

In Wirklichkeit weichen die Lehrmeinungen der Etoile und der Quotidienne kaum um ein Haar von einander ab. Die letztere mag etwas weniger fromm seyn, den Fall ausgenommen, wenn Herr Laurentie seine ultramontanische Feder ergreift, ohne daß er nöthig hätte, seine Gedanken zu maskiren. In diesem Fall trägt die Etoile unter ihrem politischen Oberrock das Unterkleid einer Ultramontanerin, solange die Declaration von 1682, welche die königliche Gewalt von der alten kirchlichen Censur emancipirt hat, unangetastet bleibt. Herr Laurentie dagegen führt freimüthig das Wort für die Meinungen des Herrn von Lamennais. Sonst aber sprach die Etoile ihre religiösen Verpflichtungen entschiedener aus als ihre Nebenbuhlerin, und man sah, daß sie von einer innigeren Ueberzeugung beseelt war.

Ihren Ultraismus wußte die Quotidienne immer so zu bewahren, daß die Politik des Herrn von Villele nicht selten Wohlgefallen an ihr fand oder wenigstens, vielleicht aus Gründen einer anderweitigen Nöthigung, freundlich mit ihr that. Die Etoile konnte sich im Grunde keines reellern Ultraismus rühmen, als ihre Gegnerin. Aber die Etoile hatte die Rolle des Ministerialismus übernommen; genug für die Quotidienne, um mit dem ganzen Gefühl ihres erwachten Stolzes alle Widersprüche und Irrthümer, die der Armen zuweilen entschlüpften, unbarmherzig aufzudecken. Hin und her geworfen zwischen ihrem Gewissen und dem Präsident Boyer, zwischen ihren Vorurtheilen und Herrn Canning, zwischen ihren apostolischen Neigungen und Zea half sich die Etoile in ihren Verlegenheiten so gut sie konnte. Bedenkt man aber hiebei ihre schwierige Lage, so scheint doch ihr Benehmen nicht so ungeschickt gewesen zu seyn, als ihre Nebenbuhlerin vorgibt.

Die HH. Capefigue, Audibert und Malitourne mit ihren mannigfaltigen Talenten, mit der Geschmeidigkeit ihres Geistes, mit der Lebendigkeit ihrer Sprache und der Wärme ihrer Gedanken haben oft einen schönen Glanz über die Quotidienne verbreitet. Ihrem Journal fehlte die zierliche Zeichnung, aber es war zu Zeiten das interessanteste für den, der sich gerne das kleine Vergnügen macht, die große Carnevalsscene der Welt mit den läppischen und fantastischen Figuren, die bald erscheinen, bald verschwinden, an sich vorübergehen zu lassen.

Der Aristarch hatte eine mehr ernste und concentrische Haltung, sein Zorn mehr Ausdruck; oft warf er sich im Unwillen über die Quotidienne her: sie schien ihm nicht genug von jener Kraft des Hassens zu besitzen, welche die Gewölbe der Versammlungssäle erschüttern, welche Herrn von Villele stürzen sollte. Da dieses Blatt, dem seine Eigenthümer nur schwachen Vorschub leisteten, nicht mehr existirt, so reden wir davon nur in sofern als sein schnelles Aufhören beweist, daß der energischste Theil der Contreopposition nicht gesonnen ist, seine politische Rolle mit großen Opfern zu behaupten. Ohne Zweifel würde, wenn diese Partei zum Besitz der Macht gelangte, die Hälfte ihres Feuereifers erlöschen, und dadurch ihren ergebensten Anhängern die Binde von den Augen fallen. Der Renner, der sich am schnellsten erhitzt, hält nicht am längsten im Lauf aus.

(Schluß folgt.)

Ursache der regelmäßigen Norstostwinde in England.

In der neuesten Nummer des Edinburgh Journal of science giebt Mr. Samuel Marschall von dem einzigen periodischen Wind, der in England weht, dem von Nordost, welcher gewöhnlich von Mitte April bis zum 7 oder 8ten Mai und zuweilen noch länger herrscht, folgende Erklärung: In Schweden und Norwegen ist die Oberfläche des Bodens bis in die Mitte Mai mit Schnee bedeckt. Diese gefrorne Decke, welche während des Winters gebildet worden ist, wird allmählich dünner bis gegen den 15. und 16. Mai oder bis die Sonne 17° oder 18° nordischer Neigung (north declination) erhalten hat; während auf der andern Seite auf den Bergen und in den Thälern von England die Höhe der Temperatur um 24 oder 25° gestiegen ist. Wenn der Schnee die Temperatur von Norwegen und Schweden noch bis zu 32° abkühlt — weil die Sonnenstrahlen, so lange der Boden mit Schnee bedeckt ist, unfähig sind, die Luft über demselben über 32° (den Gefrierpunct) zu erwärmen — ist daher die von Britannien 24 oder 25° höher, als jene der erwähnten Landschaften. Die Luft von Norwegen und Schweden wird daher nach dem Gesetze des Gleichgewichts die von England verdrängen, und nach dem Verhältniß der Lage jener Länder zu diesem muß diese Bewegung einen Nordostwind hervorbringen. Diese Strömung ist gewöhnlich bei Tage stärker, als bei Nacht; weil die Veränderung in der Temperatur der Luft zu dieser Zeit am größten ist, indem dieselbe häufig um Mittag von 50 zu 60" beträgt, und in der Nacht bis auf 32 Grad herabsinkt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 70. 10 März 1828.

Der Bazar von Smyrna.

Aus: Le Voyage de Grèce, Poème par Pierre Lebrun. Paris, 1828. 8. — Der Verfasser ist vor Kurzem in die französische Akademie aufgenommen worden.

I.

Im innern Busen eines grünen Golfs, *)
Wo einst Phocäa blüht', des Hermus Fluth
In's Meer fällt, doch nicht Gold mehr wälzt,
Steigt ein Gestade glänzend rings empor,
Bedeckt von Schiffen, Minarets, Cypressen.
Smyrna ist dieß! und vor mir sein Bazar,
Der ungeheure Bau, drin sich der Kaufmann,
Die lange Pfeif' im Mund, im Schatten streckt.
Bei diesem Born, wo die Kameele trinken,
Der, in der Mitte, kühle Wasser gießt,
Welche verzweifelnde Schaar
Liegt auf den Binsenmatten,
Weinend zum Markt geführt?
Und Türken, Juden und Armenier **)
Umdrängen den Ausrufer, den ich höre:

„Effendis, kauft die Töchter der Rebellen!
Kauft ihre Kinder, des Archipels Blume!
Seht! sie sind jung! und seht, wie schön sie sind!"

II.

Seht eure Söhne, Griechen, frei und rein,
Als Christen euch geboren, jetzt verkauft
Für Asiens Harems, Eisen, Glaubensabfall!
Wie seufzen sie nach eurem blut'gen Grab!
Wird ihre Jugend nicht, dem Sultan feil,
Der Ichoglans schandbares Weiberkleid
Nachschleppen im Serail?
Und welch Geschick erwartet sie, die armen!
Die Töchter! welche Schmach! auf offnem Markt
Der Männer Blicken preis, die sie erkaufen!
Die, gleich dem Roß, sie vor sich führen lassen
Und sie als Kenner prüfen!
O, bitter ist ihr Schmerz;
Der Sonne wird enthüllt
Der Reiz, den in der Kindheit
Der keusche Blick der Mutter kaum gekannt.
Jungfrau, die ich zu Argos klagen hörte,
Am Strande, der von deinen Thränen feucht,
Ist deine Schwester hier? Ist sie's, die hier
Vor diesen Turcomanen furchtsam kniet,
Und deren Schaam, des letzten Kleid's beraubt,
Vergebens flehend, weh! durch ihren Blick
Befleckt in der geheimsten Zuflucht wird.

Dort jene, die mit Thränen sich verbirgt
In ihre Hand, indeß der schwarze Sclav,
Für seinen Herrn, mit frechem B[illegible] sie mißt,
Und fürchtend, daß ein Fehl sich berge — Gott —
Mund, Athem, Busen sorglich untersucht.

Wer ist entsetzt nicht vor des Himmels Gaben,
Sieht er die Jungfraun hier, die einst die Eltern
Vom Himmel glaubten reich begabt zu sehen,
Da Schönheit er an sie verlieh?
Das Schwert hätt', ohne dieß Geschenk,
Der Ottomanen sie hinweggerafft,
Und rein, auf heimatlichem Strand,
Erreichten sie des Lebens Ziel,
Der Quelle gleich, die in der Einsamkeit

*) Das Meerwasser, im Archipel blau, wird grün auf der Rhede von Smyrna. Die grüne Farbe des Meeres zeigt oft an, daß dasselbe wenig Tiefe hat.

Der Hermus, der dem Fort Sangiac gegenüber, unfern von dem alten Phocäa, ins Meer fällt, der reiche Hermus der Alten, wälzt nicht nur kein Gold, sondern, — was für einen Fluß noch schlimmer ist — selbst kein Wasser, wenigstens im Sommer. Wenn man im August ihn überschreitet, sucht man ihn vergebens, indem man mit Mühe einen kleinen Faden zwischen Steinen, Kieseln, kleinen Platanen und Agnus-Castus sich durchwinden sieht. Im Winter und im Frühling geben die Regenbäche, die ihn füllen, ihm das Ansehen eines Flusses und treiben dann in den Golf jenen Sand, der von Jahr zu Jahr mehr Land gewinnt und zuletzt noch das Fahrwasser völlig verstopfen wird.

Es ist am Eingang des Golfs, auf der Höhe des Caps Cara-Bournou, wo die Schiffe, die nach Smyrna segeln, gewöhnlich den „Imbat," den „wohlthätigen Imbat" finden, den in diesen Gegenden so berühmten Westwind, der von der hohen See herweht und dessen regelmäßige Wiederkehr alle Morgen zu derselben Stunde die äolische Bai erfrischt. In Smyrna fängt man in den Sommermonaten täglich nicht eher zu athmen und zu leben an, als bis der Imbat kömmt.

**) Gewöhnlich erwartet jede Sclavin, die verkauft werden soll, die Käufer in einem abgesonderten Gemach, und es sind Weiber, die damit beauftragt sind, sie zu zeigen. Aber bei der Unordnung eines Vertilgungskrieges haben die Türken dieß nicht mehr so genau beobachtet nnd griechische Gefangene öffentlich und gewissermaßen auf dem Markte verkauft; ich glaube mich daher wenig von der Wahrheit entfernt zu haben, wenn ich annehme, daß ein Sclavenmarkt mitten in einem der Bazars statt fand.

Entspringt und sich im Schoos der Erde birgt,
Eh ihre Schönheit, schwinde,
Eh sie zum Trank unreinen Heerden dient.

Seht sie, die weinet — weh, wie jung sie noch! —
Und, an dem Rand des klaren Beckens sitzend,
Die Haare, blond, wie Buchsbaum von Cythere,
Als leichten Schleier auf dem Busen zeigt!
Begeistert hätt' sie Raphael gemahlt!
O diese Stirn, durch holde Unschuld schön!
O dieser Blick gemischt von Furcht und von
Unwissenheit, den sie so süß erhebt
Auf ihren wilden Käufer! Dieses Aug,
Deß Blau der Blume gleicht, die zwischen Aehren
Die Form des Sterns, des Himmels Farbe hat!
Der Stolz des Vaters segnete den Tag,
Der sie gebar; im Mutterherzen wuchs
Mit ihr die Hoffnung eines edlen Bundes.
Und weh, so rein und zarten Alters sie,
Kauft sie der Jud', dem Geiz im Auge glänzt,
Um sie dem greisen Muselmann zu feilschen.

Die Mutter? sie war da! doch wer vermag
Der Mutter stummen wilden Schmerz zu sehn?
Bleich, schweigend, unbeweglich — lebt sie noch?
Das Auge, trocken, starr, doch ohne Blick,
Scheint nur des Geistes innern Graus zu schau'n.

Vom Abend sind die Minarets vergoldet,
Der Treiber kommt und sagt: „Was hält uns auf!
Es tranken die Kameele, laßt uns eilen!"
Und der Matrose kommt: „An Bord! an Bord!
Der Wind schlägt um! Das Schiff ist schon bereit!"

Und, unbeweglich, bleibt die Mutter taub
Und sieht nicht, wie man sich umarmt und weint
Rings um. „Die Reise säumt nicht. Lebet wohl!"
Geschieden wird, was sich geliebt! Und jede,
Sie glaubt in dieser letzten Stund auf's neu'
Die Heimat zu verlassen.
Sie fliehn und wissen nicht
Wo, unter welcher Sonne
Des Herren Harem liegt!
Ist's zu Damask, Aleppo, Tunis, Stambul?

Und ging' es noch demselben Lande zu,
Wär nicht die Schwester von der Schwester fern,
Säh in desselben Hauses Dienst die Mutter
Beruhigt sich der Tochter nah! Doch ihr
Sie zu entreißen naht der schwarze Sclave.

Was hört sie? „Meine Mutter! hilf mir! Mutter!"
Was ruft ihr in das Aug den Glanz zurück?
Was giebt ihr plötzlich Leben, Kraft, Gedächtniß
Und Stimme wieder, wie mit einem Schlag?
Welch Feuer jetzt im Mutterauge blitzt!
„Mein Kind!" sie dringt hindurch, umschlingt ihr Kind:
„Mein Kind!" sie hält es, schwört, daß ihrem Arm
Der schnöde Mohr es nicht entreißen soll.
Sein Herr, er ruft, gebietet, schilt und droht:
„Thor! eine Griechin, Sclavenkind des Sclaven!"
Doch welcher Zauber eines Talisman's?
Welch' Wetterstrahl, der plötzlich theilt den Sturm?
Wie stählt ein Mutterherz den Muth!
Sie fleht, die Griechin, zu des Moslim's Fuß
Ihn auf den Knien um Sclavenfesseln an:

„Verzeiht mir, ich bin Mutter!" faßt die Hand:
„O sey barmherzig, edel, groß, gerecht!
Erkaufe mich! es ist mein theures Kind,
Mein letztes Kind, das Kind das ich gesäugt,
Das mir so oft in meinen Armen ruhte.
O guter Moslim, eine Mutter fleht:
O reiße sie nicht los von ihrem Kinde!"

Sie folgt ihm, drängt ihn, hängt an seinem Kleid.

„Ich habe Kraft noch, bin ich denn so alt?
Ich kann die Nadel führen, drehn die Spindel,
Kann Seide weben, kann die Bienen zieh'n;
Ich will die Wiege warten eurer Kinder:
Ihr sollt zufrieden seyn! Mein Elend soll,
Dir unterwürfig, keinen Dienst verschmähn.
O guter Moslim, du hast eine Mutter,
O trenne mich von meinem Kinde nicht!

Die Hand des Muselmann's stößt sie zurück. — —

Smyrna, der große Stapelplatz und Markt des Orients, liegt im innersten Busen eines Golfs, der seinen Namen trägt, umgeben von langen Cypressenreihen und beherrscht von einem Hügel, auf welchem man ein großes festes Schloß sieht; dieß ist der Berg Pagus des Alterthums, wo Alexander eines Tages unter einem Platanus schlummerte und von der Gründung seines Smyrna träumte, von welchem noch jetzt Trümmer erhalten sind. Aus der Ferne scheint die Rhede von Masten angefüllt, indem die Cypressen, die sich mit den Schiffen vermischen, die vollkommenste Täuschung hervorbringen; aber in der Nähe ist man erstaunt, sie fast leer zu finden. Als ich sie sah, bemerkte man kaum einige dreißig Schiffe, hier und da zerstreut, darunter nur vier oder fünf aus Europa und ein amerikanisches.

Alle Städte des Orients sind sich gleich; in den Augen des Fremden geben ihnen die Cypressen, die Minarets, die engen Straßen, die Stille, die Feuersbrünste, die Pest insgesammt das Ansehen von Schwestern. Die Pest war in Smyrna, gerade am Morgen meiner Ankunft, in dem Gefolge eines Pascha eingezogen. Wir hörten noch auf dem Meere die Kanonen, welche ihren Einzug begrüßten. Oft übt die Pest in dieser zusammengedrängten und volkreichen Stadt die größten Verheerungen an. Im Jahr 1814 raffte sie mehr als vierzehntausend Personen hin, ungefähr ein Drittheil der gesammten Bewohnerzahl; man hat bemerkt, daß sie besonders dann fürchterlich war, wenn sie von Aegypten kam. Wenn man sieht, wie häufig die Feuersbrünste hier sind, so möchte man sich fast in Constantinopel glauben. Zwölf oder funfzehenhundert Häuser waren wenige Tage vor meiner Ankunft verbrannt. Noch rauchten die Brandstätten, und so groß ist die Macht der Gewohnheit und die unerschütterliche Ruhe des Orientalen, daß die benachbarten Kaufleute bereits wieder in ihren Buden auf ihren Matten lagen, ohne weiter an das geringste zu denken. Auch in den Caffees, die an die Trümmer stießen, sahen die Türken, mit gekreuzten Beinen dasitzend, den Rauch neben ihnen mit eben so viel Selbstvergessenheit und Indifferenz aufsteigen, als sie den aus ihrer Pfeife betrachteten.

Was in Smyrna am meisten überrascht und umsomehr in Erstaunen setzt, da seine ganze Bevölkerung eine kaufmännische ist, das ist die Stille, die daselbst herrscht. Alle Bewegungen, die man im Hafen oder vor den Magazinen sieht, geschehen auf eine Weise, daß man sie kaum hört; die Gewerbe, die sonst die geräuschvollsten sind, werden hier kaum bemerkt; keine Wagen, keine Pferde, kein Streit; man sollte meinen, die Menschen, die sich begegnen, sprächen alle nur leise mit einander; die Weiber gleiten unter ihren Schleiern gleich Schatten an den Häusern hin; die Kameele, die in langen Reihen langsam durch die engen Straßen ziehen, einen kleinen Esel an ihrer Spitze, scheinen den breiten und weichen Fuß mit Bedacht auf den Boden zu setzen; die Cypressengebüsche, die sich an mehreren Orten in der Stadt erheben, scheinen mit ihren Gräbern diese Stille noch zu verdüstern. Dennoch gefällt Smyrna, es ist nicht finster, man findet es nicht todt; in vielen Quartieren sind die Häuser angenehm von schattigem Gebüsche umgeben: die Bazars sind schön, die Umgebungen entzückend; die Weiber habe ich bereits erwähnt.

Im Jahr 1820 bildeten die Griechen ungefähr ein Drittheil der Bevölkerung von Smyrna; die letzten sechs grausamen Jahre, die seitdem verflossen sind, haben ohne Zweifel diese Zahl sehr vermindert. Smyrna ist der Schauplatz entsetzlicher Scenen gewesen; das griechische Quartier muß ganz verwüstet und zerstört worden seyn. Wie viele dieser hübschen Häuser, mit Malereien und Jalousien verziert, mögen verbrannt und wie viele der anmuthigen Frauen, welche dieselben bewohnten, ermordet oder verkauft worden seyn?

Die Engländer vor New-Orleans, am Ende des Jahrs 1814 bis zu Anfang des Jahrs 1815.

Nach den Nachrichten eines englischen Subalternoffiziers *).

In dem Augenblick, wo nach dem Sturze Napoleons in Europa der Friede hergestellt worden war, begann das englische Ministerium in Amerika einen neuen Krieg zu Wasser und zu Land. An einen ernsthaften Einfall, der eine bleibende Eroberung hätte zur Folge haben können, war nicht zu denken. Die Unternehmung hatte vielmehr Aehnlichkeit mit den Raubzügen der Vandalen, der Araber und Normänner; Schrecken auf den feindlichen Küsten zu verbreiten, alle isolirten oder verwundbaren Punkte zu bedrohen oder zu verheeren, und so den Feind zu ermüden und zu schwächen war der einzige Zweck. Von den Ufern der Garonne segelte General Roß (sein Heer belief sich auf ungefähr 5500 Mann), unmittelbar nach Beendigung des spanischen Kriegs, nach den Ufern des Patuxent. Washington wurde genommen und zum Theil verbrannt; den Angriff auf Baltimore gaben die Engländer, die in einem Scharmützel ihren Oberbefehlshaber verloren hatten, wieder auf, als sie beim Vordringen gegen diese Stadt auf eine amerikanische Armee von 20,000 Mann stießen, die auf einer mit zahlreicher Artillerie besetzten Hügelkette verschanzt war: sie zogen sich nach Jamaika zurück. Eine neue Ausrüstung wurde beschlossen: es galt New-Orleans. Diese Hauptstadt Louisianas am Mississippi, vierzig Stunden von dessen Mündung, liegt in einer Gegend, welche Jahr für Jahr von den Ueberschwemmungen dieses Stroms und seiner Neben-Flüsse heimgesucht wird. Unzählige Kanäle, Seen und Sümpfe unterbrechen die Verbindungen zu Land; nur schmale Streifen fruchtbaren Lands erheben sich über das Wasser. Auf einem dieser Streifen liegt New-Orleans. Im Westen stoßt die Stadt an den Strom, im Osten ist sie durch einen drei bis vier Stunden langen unwegsamen Morast gedeckt, und in weiterer Entfernung durch den 6—12 Fuß tiefen See Pontchartrain, der vermittelst des Borgne-Sees mit dem Meere communizirt. Die reissende Schnelligkeit des Mississippi und die Strudel in demselben hindern eine Annäherung von der Seite des Flusses. Es bleibt also nur die Seite des See's übrig. Aber die sehr sumpfigen Ufer an demselben erlauben kaum eine Ausschiffung des Fußvolks, noch weniger der Artillerie, und überdieß kann die Landung nur auf zwei Punkten bewerkstelligt werden, nehmlich in der St. Johann's und in der Catalina-Bay. Aber hier erheben sich neue Schwierigkeiten. Das Land ist ganz flach, ohne Holz: nichts maskirt die Bewegungen des Marsches. Den Landstrich zwischen dem Sumpf und dem Fluß, in der Regel nicht über eine Stunde breit, kann der Feind in wenigen Tagen durch Verschanzungen gedeckt haben; diese können nur von der Fronte angegriffen werden, während die Seiten des einfallenden Heeres dem mörderischen Feuer der bewaffneten Schiffe auf dem Fluß und der Batterien am Ufer blosgestellt sind.

Die Befehlshaber der Expedition, Sir Alexander Cochrane und General Keane, kannten diese Schwierigkeiten in ihrem ganzen Umfange, aber indem sie auf das Geheimniß ihrer Operationen rechneten, beschlossen sie am See zu landen, und schnell auf New-Orleans loszugehen, ehe noch der Feind seine Vertheidigungs-Maßregeln zu nehmen im Stande wäre. Dieser Plan wurde in Ausführung gebracht: aber es ging nicht so leicht, als man erwartet hatte. Man mußte für's erste einen erbitterten Kampf mit einer amerikanischen Flotte bestehen, die den See vertheidigte, und die durch fünfzig englische Schaluppen vermittelst Enterns genommen wurde. Man mußte sodann sämmtliche Truppen auf offenen Booten in einer Entfernung von ungefähr 12 Stunden nach der kleinen

---

*) Dieser Aufsatz, den wir aus Blackwoods 'Edinburgh-Magazine entlehnen, schließt sich an einen früher in demselben Journale mitgetheilten Artikel an, „die Expedition gegen Washington" wovon der letzte so eben ausgegebene Band der Monatschrift: „Britannia, oder neue englische Miscellen, redigirt von Dr. K. H. Hermes," Stuttgart und London. 8°) S. 39—71. S. 164—184 und S. 266—283. eine Uebersetzung enthält.

unbewohnten Insel Pine-island überführen, wo sie ohne Obdach und Feuer einen vollen Tag dem Platzregen, eine Nacht der erstarrenden Kälte ausgesetzt waren. Von dieser Insel, wo das ganze englische Heer vereinigt war, mußte man die ungefähr 34 Stunden entfernte amerikanische Küste gewinnen, und in der Catalina-Bay landen. Da man aber nur ungefähr ein Drittel der erforderlichen Transportschiffe hatte, war man genöthigt, die Ueberfahrt in drei Abtheilungen zu machen, wodurch man in Gefahr kam, einzeln angegriffen zu werden. Troß dieser Hindernisse bewerkstelligte die erste Division von 1600 Mann glücklich ihre Landung, nachdem sie die amerikanischen Wachposten im Schlaf überfallen hatte. Man wollte anfänglich die zwei andern Abtheilungen erwarten, aber der General ließ sich von Ueberläufern, die ihn der günstigen Stimmung der Einwohner gegen die Engländer versicherten, täuschen, rückte bis auf die Straße vor, die gerade nach New-Orleans führt, und lagerte gegen Mittag seine Truppen an den Ufern des Stroms. Die Soldaten, die keinen Feind bemerkten, fingen an Feuer anzuzünden, und sich gütlich zu thun; sie streiften in der Gegend umher, und brachten Lebensmittel aller Art zurück, welche dann unter alle vertheilt wurden. Es war drei Uhr Nachmittags und alles ruhig. Nach Beendigung ihres Mahls legten sich die Soldaten entweder nieder zum Schlafe, oder badeten sich im Fluß. Mit Ausnahme eines kleinen Lärmens, der aber keine Folgen hatte, schien nichts die allgemeine Sicherheit zu stören, und die Truppen hofften endlich, eine Nacht Ruhe zu genießen. Aber diese trügerische Stille dauerte nicht lange; die Amerikaner beobachteten die brittische Armee in ihren kleinsten Bewegungen, sie kannten ihre Stärke und ihre Stellung aufs genaueste, und rüsteten sich, sie lebhaft anzugreifen, so lange sie noch vertheilt war.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Journale.

(Schluß.)

Der Constitutionnel, der Courrier, das Journal du Commerce.

In den liberalen Journalen ist das Terrain der Meinungen mehr durchschnitten. — Was den Constitutionnel betrifft, so ist seine Rouerie transparent geworden. Er ist die Quotidienne der linken Seite, nur unter einem viel weiteren Horizonte. Von Herrn Etienne, der seinen pikanten Witz hineinwirft, hat er, was an ihm Munteres ist. Herr Thiers bringt seinen Vorrath ernster Studien dazu: hier schon die systematisirte Revolution und der Uebergangspunkt auf den Courrier. Die andern liberalen Blätter sind nicht gut auf den Constitutionnel zu sprechen: sie betrachten ihn als einen Finanzmann, der sich nicht gerne compromittirt. Rückt die Macht mit einer bestimmten Willensäußerung hervor: gleich senkt sich der Ton dieses Blatts. Der Courrier dagegen und das Journal du Commerce sind unbeugsam. Das macht, der Constitutionnel hat viele Abonnenten zu befriedigen; deßwegen sucht er sich gegen gerichtliche Anfechtungen sicher zu stellen. Wenn der Constitutionnel zu schlummern schien, mochte man sich so einen guten alten Kauz von einem Tartüffedenken, der sich in seinen Sorgensessel drückt, in seinen Winterpelz hüllt, kaum ein Auge öffnet, und die bessere Jahrszeit abwartet, bis er aufsteht. Gleich schrieen die an Abonnenten ärmeren und an Muth reichern Journale: „Er hat sich verkauft, das ist ein falscher Bruder; er spielt liberalen Villelismus.“ Indessen zieht die Gefahr vorüber, der Constitutionnel erhebt sich mit einem Male, ein doppelt Geharnischter, und läßt die Fahne der Unabhängigkeit wehen, bis sich der Himmel von Neuem in Wolken hüllt. Aber wie will man auch dem reichen Manne zumuthen, daß er sein Vermögen dem ersten Winde Preis gebe?

In dem Courrier ist nichts oder doch nur sehr wenig von jener Rouerie sichtbar. Er ist die systematisirte Revolution mit einem Anstrich von Doctrinalismus; man könnte ihn das Journal des Debats der linken Seite nennen. Herr Mignet, ein Mann von bedeutendem Talente, widmet ihm zuweilen seine Feder; Herr Rabbe läßt in ihm seine mit Kraft gepaarte Leichtigkeit, Herr Keratry seine alt-bretagne'sche Freimüthigkeit glänzen. Indessen ist Herr Keratry in diesem Journal eine Dissonanz. Wie der Constitutionnel auf dem Papier ein Gallikaner, in der Wirklichkeit aber ein Voltairianer ist, so ist der Courrier, wenn sich Herr Keratry darin hören läßt, ein Gallikaner in der Weise des überspanntesten Jansenismus — die Lanjuinais, die Gregoire könnten es nicht besser seyn; — schweigt aber dieser Schriftsteller, so fördert der Courrier ganz und gar verschiedene Meinungen an den Tag, und hält sich so zu sagen schadlos; so daß sich auch der Blindeste überzeugen kann, wie sehr ihm religiöse Fragen eigentlich rein gleichgültig sind. Was übrigens diese beiden liberalen Blätter einstimmig mit einander wollen, das ist die Losreißung der Nationalkirche von Rom. Man gebe ihnen diesen Punkt zu: die Nationalkirche wird dann bald abgespeist seyn.

Das Journal du Commerce betritt nicht ganz dieselbe Bahn. Es ist in ihm, troß seines Industrialismus, etwas Edelsinniges; wie der Globe kennt es die Verfolgung nicht, und statt zu hassen, empfiehlt es bloß Verachtung. Seine Redaction wurde zu Zeiten mit ausgezeichnetem Talente geführt. Aber, weniger leidenschaftlich als der Courrier, weniger den Intriguen zugänglich als der Constitutionnel, ist es monotoner als beide. Der Mann der Industrie in Frankreich findet kein besonderes Vergnügen an den Systemen des Industrialismus; dieser ist für ihn weniger ein Gegenstand der Theorie als des innern Stolzes. 4.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 71. 11 März 1828.

Die Engländer vor New-Orleans, am Ende des Jahrs 1814 bis zu Anfang des Jahrs 1815.

(Fortsetzung.)

Der Tag, erzählt der Britte, verlief in aller Stille, und als die Nacht eingebrochen war, glänzten unsere Feuer hell und munter; wir nahmen unsere Abendmahlzeit und schickten uns zur Ruhe an. Gegen 7½ Uhr bemerkten mehrere von uns ein großes Schiff, welches geheimnißvoll den Fluß herauf kam, und auf der Höhe unsers Lagers anhielt. Hier warf es Anker und zog seine Segel ein. Wir dachten zuerst, es sey einer unserer Kreuzer, der vielleicht unbemerkt in den Fluß eingedrungen wäre; da aber auf unsre wiederholten Aufforderungen keine Antwort erfolgte, so verbreitete sich der Lärm durchs Lager, und Niemand dachte mehr an's Schlafen. Man that mehrere Schüsse gegen das Fahrzeug, um ihm Antwort abzunöthigen. Als es endlich alle Segel eingezogen und seine Stellung genommen hatte, hörten wir eine starke Stimme im Befehltone rufen: „Gebt ihnen dieß zur Ehre Amerikas!" Im nehmlichen Augenblick blitzte das Feuer aus den Kanonen, und mörderisch regneten die Kartätschen über das Lager. Die Engländer, die kein Geschütz mehr hätten, um diesem furchbaren Feuer zu antworten, wußten nichts besseres zu thun, als sich hinter die Fluß-Dämme zurückzuziehen. Hier standen sie unbeweglich in ängstlicher, schweigender Aufmerksamkeit, lauschend auf die über ihre Häupter hinzischenden Kugeln und auf die Seufzer der Verwundeten, die ringsum lagen. Sie genoßen nicht lange dieses elenden Schutzes. Die Nacht war vollkommen dunkel, die Feuer, durch die Wirkung des feindlichen Geschützes verstreut, warfen eine düstere Helle, die aber keinen Gegenstand über drei Schritte entfernt erkennen ließ, außer im Augenblick, wo das Geschütz abgefeuert wurde. Seit einer Stunde befanden sich die Engländer in dieser Stellung, als in der Nähe des Lagers Flintenschüsse vernehmbar wurden. Man war einige Augenblicke zweifelhaft über die Veranlassung dieses neuen Vorfalls, aber die Ungewißheit währte nicht lange. Als das Feuer einen Augenblick inne gehalten, folgte ein plötzliches tausendstimmiges Geschrei und zugleich ward der ganze Horizont von einem Flintenfeuer erleuchtet, das eine lange halbkreisförmige Linie bildete. Augenscheinlich waren die Engländer, von einer überlegenen Truppenmacht umwickelt, in der Alternative sich zu ergeben oder den Feind zurück zu werfen. Es erfolgte ein furchtbarer ergrimmter Kampf; den Freund konnte man in der Dunkelheit vom Feinde nicht unterscheiden: es gab keine Ordnung, keine Zucht mehr. Jeder Offizier, so wie er zwanzig oder dreißig Mann zusammenbrachte, warf sich köpflings in das Handgemenge, wo man sich Brust gegen Brust mit dem Säbel und Bajonete in aller Gluth und Wildheit homerischer Helden schlug. Endlich wurden nach einem langen Gefecht und nach einem hartnäckigen Widerstande die Amerikaner zurück geschlagen, aber die Sieger verloren 500 Mann, worunter einige der besten Offiziere und eine große Anzahl der tapfersten Soldaten sich befanden. Mit Tagesanbruch mußten die Engländer von Neuem vor dem Feuer des Schooners hinter den Dämmen Schutz suchen. Der Anblick des Schlachtfeldes, das sich jetzt den Augen darstellte, war erschütternd; Freunde und Feinde lagen untereinander, in Gruppen von 4—6 Leichen. Fast alle waren unter dem Säbel oder Bajonet gefallen, viele unter Flintenkolben. Nicht nur schauderhafte Wunden entstellten sie, sondern selbst der Ausdruck ihrer Gesichtszüge hatte etwas Wildes; an mehr als einer Stelle sah man Engländer und Amerikaner, die sich gegenseitig mit dem Bajonete durchbohrt hatten. Jetzt war es klar, daß man, von den Spionen und Ueberläufern getäuscht, statt auf eine leichte Eroberung, sich auf einen hartnäckigen Widerstand zu versehen hatte. Die Ankunft Sir Edward Pakenham's, der den Oberbefehl übernehmen sollte, und des General Gibbs belebte den Muth der Soldaten und sie empfiengen ihre Anführer mit wiederholtem Zuruf. Es war der Weihnachttag: die Offiziere vereinigten ihre Vorräthe, und es wurde beschlossen, munter zusammen zu speisen. Es war ein rührender Anblick, wenn man die abgehärteten Soldaten sah, die gleichsam scherzend mit dem Leben und seinen Glückswechseln, sich dem heitersten Frohsinn unter den Kanonen der Feinde hingaben. Sir Edward Pakenham war es indessen gelungen mittelst einer Batterie glühender Kugeln den Schooner, dessen Feuer den Engländern so unheilbringend gewesen war, zu zerstören und den Angriff eines andern Schiffes, das jenem Hülfe gebracht hatte, abzuschlagen.

Am 27. Dec. rückte er gegen die feindliche Armee vor. Die Truppen waren die ganze Nacht durch das Feuer der amerikanischen Schützen beunruhigt worden; nichts desto-

weniger traten sie muthig und vom besten Geist beseelt den Marsch an. Nachdem sie 1½ bis 2 Stunden zurückgelegt, stießen sie auf den Feind, welcher eine vortheilhafte Stellung hinter einem ungefähr 100 Fuß breiten und durch eilig aufgeworfene Verschanzungen vertheidigten Kanal einnahm. Eine furchtbare Batterie bestrich die Straße, und ein großes Fahrzeug, unterstützt durch eine Flotille von Kanonierschaluppen, bedrohte die Stellung der Britten von allen Seiten. Auf der rechten Seite entdeckte man den Feind zuerst; auf der linken waren seine Streikräfte durch Häuser, die an der Straße standen, maskirt. Die Truppen, welche hier vorrückten, wurden den Feind erst ansichtig, als sie vor den Mündungen seiner Kanonen standen. In einem Augenblick eröffneten die Landbatterie und die Artillerie der Flotte ein mörderisches Feuer; die Kugeln fielen in die gedrängten Reihen, und richteten gräuliche Verwüstungen an. Dieser plötzliche Angriff brachte einige Verwirrung in die englischen Linien. Indessen wurde die Artillerie aufgeführt und in Thätigkeit gesetzt, bald aber durch die Ueberlegenheit des feindlichen Feuers zu Grunde gerichtet. Da die Infanterie durch den Kanal aufgehalten wurde, dessen Tiefe man nicht kannte, so war man genöthigt, den Angriff aufzugeben und sich zum Rückzug zu verstehen.

Die Zeit vom 28 bis 30. Dec. verstrich unter Berathschlagungen, was zu thun sey, und diese Zeit benützte der Feind, um seine Werke zu vollenden. Endlich wurde der Entschluß gefaßt, die amerikanischen Verschanzungen als reguläre Befestigungen anzugreifen, und in Folge dessen errichtete man in der Nacht in einer Entfernung von 300 englischen Ellen von den Werken des Feinds Batterien von schwerem Kaliber, welche man mit Tagesanbruch spielen zu lassen begann. Im ersten Augenblick verursachte dieß Feuer einen panischen Schrecken im amerikanischen Lager; als aber die Ordnung wiederhergestellt, und eine große Anzahl Kanonen von der Flotille ausgeschifft waren, eröffnete die feindliche Artillerie ihr Feuer mit solchem Erfolg, daß die englischen Batterien durch die numerische Ueberlegenheit des Feindes in Kurzem zum Schweigen gebracht waren. Die Engländer sahen sich noch einmal zum Rückzug genöthigt.

(Schluß folgt.)

Washington Irving's Columbus.

(Schluß.)

„Es war am Morgen des 12. Oktober 1492, daß Columbus zuerst die neue Welt erblickte. Als der Tag graute, sah er eine ebene, schöne Insel vor sich, mehrere Meilen breit, vom freundlichsten Grün, und gleich einem fortlaufenden Obstgarten rings mit Bäumen bedeckt. Obgleich alles die wilde Ueppigkeit einer ungezähmten Natur verkündigte, so war die Insel doch augenscheinlich bevölkert, denn man sah, wie die Einwohner aus den Wäldern herbeiliefen, von allen Seiten her ans Ufer eilten, und die Schiffe anstarrten. Sie waren alle völlig nackt, und, nach ihren Stellungen und Geberden zu schließen, vor Erstaunen außer sich. Columbus gab ein Zeichen, daß die Schiffe Anker werfen und die Boote bemannt und bewaffnet werden sollten. Er selbst bestieg sein eigenes Boot, reich in Scharlach gekleidet und die königliche Fahne tragend, während Martin Alonzo Pinzon und Vincent Janes, sein Bruder, gemeinschaftlich mit ihren Booten abstießen, jeder mit der Fahne der Unternehmung, mit einem grünen Kreuze geschmückt, das auf beiden Seiten die Buchstaben F und J, die Anfangsbuchstaben der castilianischen Monarchen, Fernando und Isabella, mit darüber schwebenden Kronen trug.

Als sie sich den Küsten näherten, waren sie entzückt beim Anblick der tiefen Wälder, welche unter jenem Himmelsstrich in so herrlichem Wuchse stehen. Sie sahen Früchte von reizender Farbe, aber unbekannter Art, welche rings an den die Ufer bedeckenden Bäumen hingen. Die Reinheit und Lieblichkeit der Atmosphäre, die krystallhelle Durchsichtigkeit der See, welche diese Inseln bespült, verleiht ihnen eine wundervolle Schönheit, und mußte auf Columbus empfängliches Herz einen außerordentlichen Eindruck machen. So wie er ans Land sprang, warf er sich auf die Kniee, küßte die Erde und dankte Gott mit Freudenthränen in dem Auge. Seinem Beispiele folgten die Uebrigen, deren Herzen gleich dem seinigen von Dank überflossen. Dann sprang er auf, zog sein Schwert, entfaltete die königliche Standarte, ließ die beiden Capitaine nebst Rodrigo de Escobido, dem Kriegscommissär, Rodrigo Sanchez, und den Uebrigen, die gelandet hatten, einen Kreis um sich schließen, nahm im Namen des castilianischen Souveräns feierlichen Besitz von der Insel und gab ihr den Namen San-Salvador. Nachdem er so die nöthigen Formen und Ceremonien geendigt hatte, rief er alle Anwesenden auf, ihm als dem die Person des Königs repräsentirenden Admiral und Vicekönig, den Eid des Gehorsams zu schwören.

Nun brach die Mannschaft in den ausschweifendsten Jubel aus. Statt daß sie sich kurz vorher noch als verlorne Leute betrachtet hatten, die ihrem gewissen Untergange entgegen eilten, hielten sie sich nun für die höchsten Günstlinge des Glücks und überließen sich der ausgelassensten Freude. Sie drängten sich um den Admiral, umarmten ihn, oder küßten ihm die Hände. Die, welche während der Reise die Widerspenstigsten und zum Aufruhr Geneigtesten gewesen waren, waren nun die Unterwürfigsten und Begeistertsten. Einige baten um seine Gunst, als um die eines Mannes, der von nun an stets über Geld und Ehrenstellen zu verfügen haben würde. Manche Nichtswürdige, die ihn bisher aufs unverschämteste beleidigt hatten, krochen jetzt vor ihm, baten ihn um Verzeihung für all das Leid, das sie ihm verursacht hätten, und schwuren für die Zukunft den blindesten Gehorsam.

Als die Eingebornen der Insel beim Grauen des Tages die Schiffe erblickt hatten mit ihren ausgespannten

Segeln, hielten sie sie für Ungeheuer, die während der Nacht aus der Tiefe des Meeres gestiegen wären. Sie strömten am Ufer zusammen und verfolgten ihre Bewegungen mit steigender Angst. Das scheinbar ohne alle Anstrengung vor sich gehende Umwenden der Schiffe, das Einziehen und Ausspannen der Segel, welche großen Schwingen glichen, erfüllten sie mit dem höchsten Erstaunen. Wie sie sahen, daß die Boote der Küste sich näherten, und eine Anzahl unbekannter Wesen, in bunten Kleidern, mit glänzendem Stahl bedeckt, an das Gestade stieg, flohen sie voll Bestürzung ihren Wäldern zu. Als sie indessen bemerkten, daß sie nicht verfolgt noch angegriffen würden, erholten sie sich allmälich von ihrem Schrecken, und näherten sich den Spaniern mit scheuer Ehrfurcht. Dabei warfen sie sich häufig auf den Boden nieder, und machten Zeichen, als wenn sie sie anbeteten. Während der Ceremonien der feierlichen Besitzergreifung schauten sie mit starrem Blicke, in Furcht und Bewunderung, auf die Bärte, die glänzenden Waffen und Uniformen der Spanier. Vor allen zog der Admiral ihre Aufmerksamkeit auf sich, durch seine gebieterische Größe, sein würdevolles Aussehen, seinen Scharlachmantel, und durch die ihm von seinen Gefährten gezollte Ehrerbietung. Nachdem ihre anfängliche Furcht immer mehr verschwunden war, traten sie näher, berührten die Bärte der Fremdlinge, untersuchten ihre Hände und Gesichter, indem sie besonders über ihre Weiße große Verwunderung ausdrückten. Columbus, dem ihre Sanftheit, Einfachheit und das Vertrauen gefiel, das sie in Wesen setzten, die ihnen doch so unbekannt und furchtbar erscheinen mußten, ließ ihre Neugierde ganz ruhig gewähren. Die erstaunten Wilden wurden durch dieses freundliche Benehmen vollends ganz gewonnen; sie glaubten nun, die Schiffe kämen fern aus dem krystallnen Firmament hergesegelt, das ihren Horizont umschloß, oder seyen auf ihren breiten Schwingen von dem Himmel herabgestiegen, dessen Bewohner diese wunderbaren Wesen wären. *)

Die Eingebornen der Insel waren auf der andern Seite auch für die Spanier ein Gegenstand gleicher Neugier, da sie bis jetzt nie ähnliche Menschen gesehen hatten. Nach ihrem Aussehen durfte man sich hier weder Reichthum noch Bildung versprechen, denn sie waren vollkommen nackt, bunt mit Farben bemalt, einige blos im Gesicht, um die Nase und die Augen, andere aber am ganzen Körper, was ihnen ein wildes und phantastisches Aussehen gab. Sie waren braungelb oder kupferfarben, und ganz bartlos. Ihr Haar war nicht kraus, gleich dem der neu entdeckten Stämme der afrikanischen Küste unter demselben Breitegrade, sondern straff und rauh, zum Theil an den Ohren kurz abgeschnitten, während hinten mehrere lange Locken gelassen waren, die auf die Schultern herabfielen. Ihre Züge, obgleich durch die aufgemalten Farben entstellt, waren angenehm; sie hatten hohe Stirnen und besonders schöne Augen. Sie waren von mittlerer Größe und wohl gewachsen; die meisten unter dreißig Jahren; besonders zeichnete sich ein noch sehr junges Mädchen, gleich den übrigen völlig nackt, durch ihre Schönheit aus.

Da Columbus selbst glaubte, daß er auf einer Insel des äußersten Indiens gelandet habe, so gab er den Eingebornen den allgemeinen Namen Indianer, den man später auf alle Urbewohner der neuen Welt ausdehnte.

Aus allem sahen die Spanier wie gutmüthig und sanft, wie einfach und kunstlos diese Insulaner waren. Ihre einzigen Waffen bestanden in Speeren, an dem Ende durch Feuer gehärtet, oder mit einem Kiesel oder einer scharfen Fischgräte besetzt. Man bemerkte kein Eisen bei ihnen, noch schienen sie mit seinen Eigenschaften bekannt zu seyn, denn als man ihnen ein bloßes Schwert zeigte, faßten sie es unvorsichtig auf der scharfen Seite.

Columbus vertheilte bunte Mützen, Glasperlen, metallene Glöckchen und andere Tändeleien unter sie, mittelst welcher die Portugiesen gewohnt waren mit den Volksstämmen auf der Goldküste von Afrika Handel zu treiben. Sie empfingen diese Dinge als unschätzbare Geschenke, hingen die Glasperlen um den Hals und freuten sich kindisch über den Klang der Glöckchen.

Die Spanier blieben den ganzen Tag am Ufer, nach der angstvollen Reise nun unter dem herrlichen Grün der Bäume der Insel wieder neu auflebend. Erst spät am Abend kehrten sie auf ihre Schiffe zurück, ganz entzückt von allem was sie gesehen hatten. Am folgenden Morgen füllte sich beim ersten Lichte des Tages das Ufer mit Eingebornen, welche, aller Furcht ledig, die sie beim ersten Erscheinen der Ungeheuer der Tiefe gehabt hatten, zu den Schiffen herangeschwommen kamen; andere ruderten in leichten Barken herbei, die sie Canoes nannten, und die blos aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestanden, worin vier oder fünf Menschen Platz hatten. Sie bewegten dieselben äußerst gewandt mit ihren Rudern, und wenn sie umschlugen, schwammen sie völlig kaltblütig im Wasser herum, als wäre es ihr eigentliches Element, richteten die Canoes mit großer Leichtigkeit wieder auf, und schöpften sie mit Calabassen *) aus. Sie zeigten große Begierde, noch mehr von den Spielereien der weißen Menschen zu bekommen, augenscheinlich nicht deßwegen, weil sie ihnen irgend einen äußern Werth beilegten, sondern weil in ihren Augen alles, was aus den Händen der Unbekannten kam, eine übernatürliche Kraft hatte, da jene es mit vom Himmel gebracht hatten. Daher lasen sie

---

*) Der Glaube, daß die weißen Menschen von dem Himmel herabgestiegen seyen, war unter den Bewohnern der neuen Welt allgemein. Als im Laufe der folgenden Reisen die Spanier sich mit dem Caziken Nicaragua unterhielten, fragte sie dieser, auf welche Art sie von dem Himmel herabgekommen seyen, durch Flügel oder auf Wolken. Herera, decad. 3. liv. IV. cap. 5.

*) Flaschenkürbisse.

aufs sorgfältigste die zerstreuten Thon- und Glasscherben auf, als ob es Dinge vom höchsten Werth wären. Nur weniges konnten sie als Gegengeschenk bieten, ausgenommen eine große Anzahl Papageyen, und Baumwolle, an welcher sie Ueberfluß hatten, und wovon sie große Ballen von fünf und zwanzig Pfund für die unbedeutendste Kleinigkeit hinzugeben bereit waren. Sie brachten auch eine Art Brodes, welches ein Haupttheil ihrer Nahrung, und später auch der Spanier ausmachte. Es war aus einer großen Wurzel, Yuca genannt, zubereitet, die sie auf dem Felde bauten. Sie schnitten dieselbe in kleine Stücke, welche sie schabten oder zerrieben, dann in einer Presse zu Kuchen drückten, diese hart werden ließen, wo man sie dann lange aufbewahren konnte, und, wenn man sie essen wollte, in Wasser tauchte. Diese Kuchen waren unschmackhaft aber nahrhaft, obgleich das bei der Zubereitung ausgepreßte Wasser ein tödtliches Gift war. Auch gab es noch eine andere, giftlose, Art von Yuca, welche, sowohl gesotten als geröstet, gegessen wurde.

Die Habgier der Entdecker ward aufs höchste angeregt, als sie kleine Gold-Zierrathen erblickten, welche einige von den Eingebornen in ihren Nasen trugen. Sie vertauschten dieselben aufs bereitwilligste für Glasperlen und Glöckchen, wobei beide Theile über den glücklichen Handel frohlockten, und ohne Zweifel jeder über die Einfalt des andern erstaunte. Da aber das Gold bei allen Entdeckungsunternehmungen ein königliches Monopol war, so verbot Columbus jeden Eintausch desselben ohne seine ausdrückliche Genehmigung. Dasselbe Verbot legte er auch auf die Einhandlung von Baumwolle, indem er, wo sich irgend eine größere Quantität davon vorfinden sollte, allen Handel damit der Krone vorbehielt.

Er suchte von den Eingebornen herauszubringen, woher sie dieses Gold bekämen. Sie antworteten ihm durch Zeichen, indem sie nach Süden deuteten; er glaubte zu verstehen, daß dort ein König von so großem Reichthum sey, daß er große Schiffe von Gold besitze. Er nahm also an, daß gegen Süden, gegen Süd-West und Nord-West Land seyn müsse, und daß die Einwohner von letzterm häufig nach Süd-West wanderten, um Gold und edle Steine aufzusuchen, auf ihrem Wege auf dieser Insel landeten, und die Einwohner mit sich wegführten. Mehrere der Eingebornen zeigten ihm ihre Narben von Wunden, welche sie in Treffen mit jenen eingedrungenen Feinden erhalten hätten. Offenbar war der größere Theil von diesen Annahmen eine bloße Folge von Columbus Hoffnungen und Wünschen, denn er stand unter jenem Zauber der Einbildungskraft, der allem seine eigene Farbe und Lieblingsansicht lieh. Er war überzeugt, daß er zu jenen Inseln gekommen sey, von denen Marco Polo sagte, sie liegen Cathay gegenüber, in der chinesischen See; alles schien mit der von jenen reichen Gegenden gegebenen Erzählung übereinzustimmen. So glaubte er, daß die Feinde, von denen die Insulaner sagten, daß sie von Nord-West kommen, Bewohner des Festlandes von Asien wären, Unterthanen des großen Khans der Tartarei, von denen der venetianische Reisende sagte, daß sie häufige Kriege mit den Inseln führten, und deren Einwohner zu Sklaven machten. Das Goldland im Süden konnte nichts anders als die berüchtigte Insel Cipango seyn, und der König mit seinen goldenen Schiffen war gewiß jener Monarch, dessen prachtvolle Stadt und dessen glänzenden, mit Goldplatten bedeckten Palast, Marco Polo in so verschwenderischen Worten gepriesen hatte. —

Diese Insel nun, welche die erste war, auf welche in der neuen Welt Columbus seinen Fuß setzte, nannten die Eingebornen Guahani. Er selbst gab ihr den Namen San Salvador, während die Engländer sie Katzen-Insel (Cat Island) nannten." (Th. I. S. 229—249.)

Irland.*)

Im Jahre 1639 soll Irland nur eine Million Einwohner gehabt haben, 1754 aber schon zwei, 1800 vier, und 1827 acht Millionen. Das Land hat 32,202 engl. Quadratmeilen, und 11,943,000 Morgen angebauten Landes. Irland hat 4 Provinzen, 32 Grafschaften, 294 freiherrliche Sitze, 2278 Kirchsprengel, 1,142,602 Häuser, deren man 1791 nicht mehr als 702,099 zählte. Es leben darin 1,312,032 Familien; die Anzahl der Individuen männlichen Geschlechts beträgt 3,341,926, weiblichen Geschlechts 3,459,901; von dieser Anzahl beschäftigen sich 1,138,069 mit Ackerbau, 1,170,044 mit Handel und Manufakturen, und 528,702 leben von ihren Einkünften; 16,307 sind Diener und Mägde, und 15,000 werden jährlich wegen Vergehen oder Verbrechen eingesperrt. Die Anzahl der wegen Verrücktheit eingesperrten schätzt man auf 1482. Irland wird im Parlament durch 100 Personen vertreten, die von 210,431 Wählern ernannt werden; der ganze Adel besteht aus 212 Personen, nämlich 1 Herzog, 4 Marquis, 76 Grafen, 48 Vicomtes, 70 Baronen und 4 Pairessen. In Irland sind 5317 Personen als Konstabler mit der Polizei beauftragt. Das Land hat 11,823 Schulen, 338,875 Schüler, 207,793 Schülerinnen. Die Gesammtheit des Werthes vom Privat- und Regierungseigenthum beläuft sich auf 563,660,000 Pf. St., (??) in folgendem Verhältniß: produktives Eigenthum der Privatleute 467,660,000 Pf., nicht produktives 87,000,000 Pf., öffentliches Eigenthum 9,000,000 Pf. In Umlauf sind nur 4,000,000 Pf. baar, und die Dubliner Bank hat 5,000,000 Pf. Papiergeld. Die Privatbanken bringen 2,000,000 Pf. Papiergeld in Umlauf. Die zirkulirenden Wechsel schätzt man auf die Hälfte dieser Summe. Die Einkünfte haben nie die Ausgaben gedeckt; letztere haben bis 20,836,433 Pf. betragen, während die Einkünfte, nach Entrichtung der Einnahmgebühren, sich in den letzten zwanzig Jahren niemals über 7,000,000 beliefen. Die Schuld war 1716 nur 16,106 Pf., 1762: 223,433; 1794: 1,569,975; 1800: 22,000,000; 1810: 75,000,000 und 1817: 134,002,769 Pf. Sterl.; seitdem ist der Betrag zu dem der Schuld von Großbritannien beigefügt worden.

*) Aus dem neuesten Werke über Irland von dem französischen Vize-Consul Moreau.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 72. 12 März 1828.

Vergrößerung der brittischen Macht in Indien auf Kosten des birmanischen Reichs.

(Mit einer Charte.)

Nach der literarischen Entdeckung, welche Crawford, der bekannte Verfasser des Werks über den indischen Archipel, kürzlich*) bei seiner Mission nach Awa, während eines dritthalb=monatlichen Aufenthalts daselbst, gemacht hat, besitzen die Birmanen chronologische Tabellen, die bis zum J. v. Chr. G. 543, dem angeblichen Stiftungsjahre ihrer Monarchie, hinaufreichen. Hundert und sieben und zwanzig Könige nennt „der Herr der weißen Elephanten" seine Vorfahren auf „dem goldenen Thron."

Was es auch mit diesen großen Zahlen für eine Bewandniß hat, so viel scheint gewiß, daß Birma ein sehr alter Staat und der gegenwärtige Zustand seiner Gesittung, gegenüber dem frühern, nicht viel besser als ein Rückfall in die Barbarei ist. An den Ufern des Irawaddy liegen Ruinen von Städten, mit deren Umfange Awa oder Amarapura sich nicht vergleichen lassen; es stehen noch Tempel, die im Styl und in der Ausführung die neueren Bauten der Birmanen weit übertreffen. Die Ruinen von Pugan, Sakaing, Sanku, Angl-y-ywa und Issaymiu **) sind reich an Denkmälern der Vorzeit. Man findet daselbst Steinbilder braminischen Ursprungs, Inschriften auf Sandstein und Marmor, die meist in der runden Palischrift geschrieben sind und eine Form haben, wie die Grabsteine auf den englischen Todtenäckern. Solcher Alterthümer sammelte der vorige König eine bedeutende Anzahl aus allen Theilen des Landes und stellte sie in einem Tempel bei Amarapura auf.

Wollte man indessen aus diesen Spuren von Kultur, die man in einigen Städten findet, auf die Kultur des ganzen Landes schließen, so geriethe man in den bei Schätzung asiatischer Reiche so gewöhnlichen Irrthum der Uebertreibung. Wenn man bedenkt, daß die Gegend längs den Ufern des Irawaddy von der See bis nach Awa — eine Strecke von hundert geogr. Meilen — der beste Theil von Birma, zum Theil noch mit Urwäldern bedeckt ist, so sieht man sich genöthigt, die vormalige wie die jetzige Kultur des birmanischen Reichs auf die Städte und deren nächste Umgebungen, oder strenger genommen, auf die jedesmalige Haupt= und Residenzstadt zu beschränken. Die Verlegung der Residenz war immer eine Verpflanzung des Wohlstandes, der Macht und der Bevölkerung des ganzen Reichs. So wird es begreiflich, daß die drei Städte Awa, Amarapura und Sakaing, welche nacheinander Residenzen waren, mit ihren Dependenzen eine Fläche von 283 QM. umschließen, während andere Theile des Landes, troß des trefflichsten Bodens *), unbebaut geblieben sind.

Awa und Pegu waren ehemals zwei von einander getrennte Reiche, wurden aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den unternehmenden Alompra oder Aloang-Bura vereinigt. Von dieser Zeit an traten die Birmanen als Eroberer auf.

Im Norden dehnten sie sich, durch die Unterwerfung von Mannipur, Kassi, Katschar und Assam, allmählig bis an den Behramputer aus, und wurden dadurch Nachbarn von Bengalen; eben so näherten sie sich den Britten im Westen, auf der Seite von Tschittagong, als König Minderadschi Arrakan besetzte. Im Osten standen ihnen die Chinesen, und im Süden die Siamer im Wege. Zwar wurde eine chinesische Armee von 50,000 Mann, die der Beherrscher des himmlischen Reichs gegen Awa abgeschickt hatte, von ihnen dermaßen empfangen, daß auch nicht ein Mann davon kam; zwar gelang ihnen zuletzt freilich die Eroberung der westlichen Küstenstriche von Siam; es scheint aber doch, jener Sieg habe sie nicht in Versuchung geführt, ihre Waffen gegen China zu richten; und gegen Siam scheiterten noch im Jahr 1824, wo sie den König von Cochinchina zum Bündniß einluden, ihre Entwürfe. So brachte es die Lage der Dinge mit sich, daß ihre Eroberungslust immer wieder die Richtung gegen Norden und Westen nahm, als gegen die Punkte, welche sie als die angreifbarsten kannten.

Beinahe wären die Britten schon 1794 mit den Birmanen in einen Krieg verwickelt worden, als ein birmanisches Corps **) von 5,000 Mann bei der Verfolgung

*) Calcutta Government Gazette vom 1. März 1827.

**) Hier sah der Verfasser von „Two years in Ava, from May 1824 to May 1826 London 1827" zwei ungeheure, mehr als 200 Fuß hohe Massen von Backsteinen, die ganz die Form der alten hindustanischen religiösen Gebäude hatten. An die Entstehung der nun in Trümmern liegenden Stadt knüpft sich dieselbe Sage, die Virgil von der Gründung Carthago's erzählt.

*) Reisende, welche solche Distrikte zum Maßstab nahmen, mußten natürlich die Bevölkerung weit überschätzen. Die 17 Millionen des Majors Symes, des ersten Engländers, den die bengalische Regierung 1795 nach Amarapura schickte, werden nunmehr auf 5 — 6 Millionen reduzirt.

**) Man sehe The political history of India from 1784 to 1823. By Major-General Sir John Malcolm. London 1826 Tom. I., pag. 549 folgg.

einiger Seeräuber, die sich über die brittische Grenze geflüchtet hatten, ohne Erlaubniß in Tschittagong einrückte. Der birmanische Befehlshaber erklärte, er würde nicht eher zurückkehren, als bis ihm die Verbrecher sammt und sonders ausgeliefert wären. Eine Armee von 20,000 Mann stand in Arrakan bereit, dieser Forderung Nachdruck zu geben. Dagegen erklärten die Britten, sich auf nichts einzulassen, bis die fremden Truppen ihr Gebiet geräumt hätten. Da sich nun jene zum Abzug und diese zur Auslieferung verstanden, so war für dieß Mal der Friede wieder hergestellt.

Eine fortwährende Ursache zu Reibungen zwischen beiden Reichen waren die Mugs aus Arrakan, welche sich von den Birmanen auf das brittische Gebiet geflüchtet hatten, von wo aus sie sich in Verbindung mit einem Theil ihrer Landsleute, die sich noch in den Gebirgen hielten, durch Ueberfälle und Räubereien an den Verwüstern ihres Landes rächten.

Im Jahr 1818 bedrohte die Britten von Neuem ein Bruch mit Awa. Die Birmanen waren insgeheim der Mahratten-Conföderation beigetreten; aber Hastings hatte ihre Bundesgenossen bereits gedemüthigt, als die birmanische Gesandtschaft in Calcutta ankam und die Abtretung der östlichen Provinzen Bengalens jenseits des Benghättyflusses mit Einschluß von Mursched-Abad verlangte. Hastings wollte die Sache nicht sogleich auf's Aeußerste kommen lassen, und bediente sich deshalb folgender List:

„Ich schickte, erzählt er *), den Gesandten zurück, und ließ ihm bedeuten, die Antwort auf das von ihm übergebene Schreiben seines Herrn werde demselben auf einem andern Wege zukommen. Diese Antwort ward nun zur See an den Radscha von Arrakan geschickt, den ich ersuchte, sie schleunigst weiter zu befördern. Ich sagte darin, daß ich viel zu gut die Weisheit Seiner Majestät kennte, als daß ich den groben Betrug dessen, der sich für seinen Gesandten ausgegeben, nicht sogleich entdeckt hätte. Ich sende ihm also das in seinem erhabenen Namen fälschlich ausgefertigte Schreiben zurück, und sey überzeugt, daß der Betrüger der verdienten Strafe nicht entgehen werde. So, (fügt Hastings hinzu,) vermied ich die Nothwendigkeit, eine freche Beleidigung ahnden zu müssen, da ich voraussah, daß der König, der nun auf seine geheimen Verbündeten nicht mehr rechnen konnte, sich diesen Ausweg gerne gefallen lassen würde."

Allerdings war ein Aufschub von einigen Jahren gewonnen, aber auch mehr nicht. Denn schon unvermeidlich war der Krieg, als die Birmanen 1822 Assam eroberten, und er hatte faktisch angefangen, als sie 1823—24 zwei Bundesgenossen und Vasallen der Britten, die Radscha's von Katschar und von Dschentia, angriffen. So erhält die Grenzstreitigkeit wegen des Besitzes der an der Mündung des Naafflusses gelegenen Insel Schapari nur eine untergeordnete Bedeutung, und kann, wenn sie gleich unmittelbar dem Kriege vorausging, nicht als Ursache desselben angesehen werden. Der Naaf bildete nehmlich die Grenze zwischen dem brittischen Tschittagong mit dem birmanischen Arrakan; das kaum zwei englische Meilen lange Schapari war als ein elendes unfruchtbares Eiland von keiner von beiden Mächten in Anspruch genommen worden. Im Jahr 1823 schickten die Britten einen Wachtposten dahin, ein Schritt, welchen die Birmanen für eine Verletzung *) ihres Gebiets erklärten, worauf bald die Feindseligkeiten ausbrachen. Hätten sich, könnte man fragen, die Britten zur Nachgiebigkeit verstehen sollen, hier wo sich seit zwanzig Jahren die Birmanen schon so manche Gebietsverletzung erlaubt hatten, und in dem Augenblick, wo sie die nordöstliche Grenze von Bengalen bedrohten? Den Birmanen war der diplomatische Weg zu fremd, als daß sie darin etwas anderes als Schwäche erblickt hätten, als daß sie nicht in ihrer Siegessicherheit und ihrem Uebermuthe bestärkt worden wären. Noch mehr; die Meinung in Indien von der Unbesiegbarkeit der Britten, die stärkste Stütze ihrer Macht, war erschüttert **). Die ausschweifendsten Gerüchte über die Stärke und Wildheit der birmanischen Truppen waren in Umlauf, und schon der Name „Birmane" erfüllte die eingeborne Bevölkerung mit Furcht und Schrecken. Die Landleute, die an den Grenzen wohnten, flohen aus ihren Dörfern, und die Kaufleute von Calcutta hielten ihre Familien kaum mehr unter den Kanonen des Forts William für sicher. Die Birmanen selbst glaubten sich des Erfolgs so gewiß, daß Maha Bandula ***), ihr Obergeneral, mit goldnen Ketten versehen war, in welchen der Generalgouverneur von Indien gefangen nach Awa geführt werden sollte.

Die Britten hatten sich in Bezug auf die Schwierigkeiten und den Character des Kriegs getäuscht. Sie kannten Birma und sein Volk zu wenig. Bestochen durch die glänzenden Schilderungen einiger Reisenden, Kaufleute oder Missionäre, versprachen sie sich ein gut angebautes, mit Dörfern und Städten bedecktes Land, sie rechneten auf einen Theil der Bevölkerung, welcher die Invasionsarmee mit offenen Armen aufnehmen und die Verpflegung derselben erleichtern würde. In der bestimmten Voraussetzung, daß der Angriff auf die seeischen Provinzen des Feinds Friedenseröffnungen als nothwendige Folge herbeiführen würde, hatten sie auf der Küste von Pegu gelandet, ohne sich mit Vorkehrungen zum Behuf weiterer Operationen befaßt zu haben. Augenscheinlich war die blos 5—6000 Mann starke Armee des Generals Campbell nicht zu einem Feldzug in das Innere des birmanischen Reichs bestimmt.

Bei der Einnahme von Rangun sank der Thermometer

*) Man sehe Lord Hastings Memoir.

*) Den Ansprüchen der Britten auf Schapari entgegnend behaupteten die Birmanen, daß die Insel wenige Jahre zuvor in ihrem Besitz gewesen sey, in sofern sie für das Weiderecht darauf von den benachbarten Küstenbewohnern Abgaben erhoben hätten. In der That, wenn man bedenkt, daß auf allen Charten von Indien, namentlich auf den Arrowsmith'schen und Walker'schen, zu welchen die ostindische Compagnie selbst Materialien geliefert hatte, die Grenze der brittischen Provinz Tschittagong nie ganz bis zum Naaf, sondern nicht weiter als bis zur Südseite von Cor Bazer, 45 engl. Meilen nordwärts von jenem Flusse, sich erstreckt, so ist freilich das Recht der Britten auf Schapari höchst problematisch.

**) Man sehe Narrative of the Burmese war. By Major Snodgrass, London 1827.

***) Das heißt der Große, dessen Bewegungen so schnell sind, wie die eines Affen.

dieser Hoffnungen. Wir hatten, erzählt Major Snodgraß, so lange von Zollhäusern, Schiffswerften und Magazinen gesprochen, bis wir durch unsere Einbildungskraft uns zwar nicht in eine prachtreiche aber doch in eine blühende Handelsstadt versetzt hatten. Aber welche Täuschung! Das Hauptgebäude des Platzes, das Zollhaus, lag in Trümmern; ein einziges Schiffsgerippe auf dem Zimmergerüste bezeichnete die Werfte und ein paar Küstenfahrzeuge und Kähne waren der ganze Schiffzeug in diesem großen indischen Ocean jenseits des Ganges. Die Häuser waren aus Holz oder Bambusrohr; der Fußboden in denselben war wenige Schuh über die Erde erhöht; der darunter leer gelassene Raum diente zum Behälter für ein kothiges Standwasser, aus welchem immerwährend giftige Dünste aufstiegen. Heerden magerer Schweine wälzten sich im Schmutz dieser Behälter, und machten bei Tag die Straßen unsicher; bei Nacht wurden sie von ganzen Kuppeln großer Hunde abgelöst, deren unaufhörliches Gebelle jeden Fremden unvermeidlich um den Schlaf brachte. Die Stadt, eine ungeheuere Masse von Hütten und Schuppen, eingefaßt mit einer 16—18 Schuh hohen Verpfählung, wodurch alle Aussicht auf den schönen vorbeifließenden Strom verloren geht, fanden wir leer. Der birmanische Befehlshaber hatte die Einwohner den Tag zuvor in die Wälder im Innern abführen lassen; daselbst wurden die Männer den Truppen einverleibt, während die unglücklichen Weiber und Kinder in sicherer Verwahrung blieben, um für das gute Betragen ihrer Väter, Gatten und Brüder zu bürgen. Der Plan der Birmanen, die ganze Gegend in der Fronte der brittischen Armee in eine Wüste zu verwandeln, lag am Tage.

An den Birmanen lernten die Britten einen Menschenschlag kennen, der den Hindus an körperlicher Kraft und kriegerischem Geiste weit überlegen war. Nichts konnte schneidender kontrastiren, als der nackte, derbe, musklige, großgewachsene Birmane neben dem magern, zartgebauten Sipay. Der Birmane ist ein geborner Soldat, sein abgehärteter Körper erträgt jede Strapaze des Kriegs, eine strenge Disciplin regelt seinen durch das Bewußtseyn früherer Siege gestählten Muth. Wie verwunderten sich die Britten, als Maha Bandula in einer Jahreszeit, wo es unmöglich schien, das Feld zu halten, von Ramo aufbrach, und nach einem Marsch von achtzig Stunden über die Gebirge und durch die verpesteten Moräste Arrakan's plötzlich am Irawaddy erschien. Da waren Meeresarme, Flüsse, Waldströme, denen der wandernde Bandula den Weg abgewinnen mußte. Aber der Birmane, in seinem Wesen ein halbes Amphibium, betrachtet das Wasser ohne Furcht; selten beschwert er sich mit Heerverpflegungssorgen oder mit Gepäck; in einem Sack, der quer über die Schultern hängt, trägt er seinen Reißvorrath für zwei Wochen und ist allezeit bereit, auf die erste Aufforderung seiner Anführer aufzubrechen. Damals verschwand Bandula mit seinem Heer aus Ramo in einer Nacht, ohne einen Kranken zurückgelassen zu haben, oder eine Spur von dem Wege, den er eingeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Old Bailey und das neue Geschwornengericht von Hayti.

Der neue Straf-Codex von Hayti, welcher im Anfang des Jahres 1827 publicirt wurde, setzt in Criminalsachen die Entscheidung durch Geschwornengerichte fest. Am letzten 15. November fand in Port-au-Prinze die erste Sitzung der Assisen in dem Justizpalaste statt, welcher zu diesem Zweck besonders eingerichtet und erweitert worden war. Die Verhandlungen wurden durch den ältesten Richter und den Regierungs-Commissär, Bürger Ardouin, eröffnet, welche an die Jury zwei Reden voll edler Gedanken und freisinniger Grundsätze richteten. „Die Fortschritte der Bildung," sagte der Richter-Senior, „haben gegenwärtig in jedem Volke den Wunsch aufgeregt, jene liberale Institution wieder ins Leben zu rufen, deren Ursprung sich in die Nacht der Jahrhunderte verliert, und welche nur durch finstern, argwöhnischen Despotismus unterdrückt werden konnte. In England, wo ihr wohlthätiger Einfluß schon seit langer Zeit gefühlt wird, wurde sie von dem berühmten Blackstone als die stärkste Schutzmauer der Freiheit, als das heiligste Bollwerk der Nation bezeichnet."

Die erste Person, welche nun in Hayti von einer Jury gerichtet wurde, war eine Frau, die Bürgerin Genevieve Bastian, angeklagt, in dem Hause des Bürgers Destruisseau Bellanton, mit dem sie lebte, Feuer eingelegt zu haben, wie es schien aus Eifersucht und Rache. Sie war, als sie das Verbrechen beging, in vorgerückter Schwangerschaft — ein Zustand, in welchem, wie ihr Vertheidiger bemerkte, viele Frauen ihres Geistes nicht ganz mächtig sind. Während der Untersuchung hatte, wie es schien, die Gefangene auch wirklich mehrere Anzeichen von Verstandesverwirrung gegeben, und selbst der Ankläger gab zu, daß Genevieve nicht immer richtig im Kopf gewesen sey. Die Angeklagte bekannte sich zu dem Verbrechen mit einer Art wahnsinniger Heftigkeit, und beschrieb in der leidenschaftlichsten und unwilligsten Sprache, wie sie zu jener Rache durch die fortgesetzte üble Behandlung, Hintansetzung und die zahllosen Treulosigkeiten Bellantons getrieben worden sey.

Das Geschwornengericht sprach sie von dem Verbrechen der Brandstiftung frei, weil sie sich in jenem Augenblicke in einem Zustande temporärer Geistesverwirrung befunden habe. Nachdem der Richter-Senior ihre Freisprechung verkündigt hatte, befahl er, sie unverzüglich in Freiheit zu setzen.

Nun kam die Sache des Capitain Carl Augustin, der als Mörder angeklagt war, zur Berathung. Am 17. Juli 1827 hatte Capitain Augustin mit seiner Frau zu Hause über das tadelnswerthe Betragen einiger seiner Schuldner gesprochen, unter welchen er den Bürger Charlemagne erwähnte, ihren nächsten Nachbar, mit dem er schon seit einiger Zeit in Feindschaft lebte. Charlemagne hörte davon, begann auf Augustin zu schimpfen, welcher seinerseits ebenfalls wieder auf ihn schimpfte. Nun drohte Charlemagne mit Thätlichkeiten, drang, trotz der Gegenvorstellungen des Capitain Laventure, eines andern Nachbarn,

in Augustins Wohnzimmer, und wollte von da in das anstoßende Schlafzimmer, in welchem Augustin gerade war, eindringen. Dieses Cabinet war von dem Wohnzimmer blos durch einen mit Leinwand überzogenen Lattenverschlag getrennt. Augustin, der fieberkrank darniederlag, zog seinen Säbel, und da Charlemagne sich nicht wollte abhalten lassen, ins Zimmer zu dringen, wobei er stets drohte, Augustin zu mißhandeln, so stach letzterer mit seinem Säbel durch den Leinwandvorhang, und verwundete Charlemagne nahe beim Herzen. Dennoch machte dieser noch einen wiederholten Versuch, ins Schlafzimmer zu dringen, ward aber durch Capitain Laventure und durch die Tochter des Angeklagten zurückgedrängt. Er kehrte nach Hause zurück, und verschied nach wenigen Minuten. Capitain Laventure und andere Zeugen bestätigten das friedliche Benehmen des Angeklagten, und die häufigen Versuche von Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten, welche der Verstorbene gegen ihn gemacht habe.

Nach einer sehr geschickten Rede des Vertheidigers des Angeklagten an die Jury, ward dieser vollkommen freigesprochen, augenblicklich in Freiheit gesetzt, und ihm sein Säbel von einem der Beamten des Gerichtshofs zurückgestellt.

Liest man diese großmüthigen Aussprüche über zwei des Todes Angeklagte, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Assisen von Port-au-Prince die Eröffnung des Geschwornengerichts durch Milde und durch menschliche Berücksichtigung der Leidenschaft ehren wollten. Welche Ansicht auch der Jurist über eine solche Beurtheilung von Vergehen haben mag, so legt es doch ein ehrenvolles Zeugniß für Hayti ab, daß diese Neger-Jury die europäischen Gerichte an Menschlichkeit übertrifft, ohne von der Straflosigkeit des Vergehens eine gefährliche Rückwirkung auf den Staat befürchten zu dürfen.

Man vergleiche mit den obigen Aussprüchen niemal die beiden folgenden, welche am 23. vor. Mts. von einer Jury in London gefällt wurden. *)

(Old-Bailey, vor dem Richter Gasellen.) Joseph Lefevre und Heinrich Freeman, zwei kleine Knaben, jener von 13, dieser von 12 Jahren, deren Kopf kaum bis an das Gatter der Gerichtsstube reicht, stehen auf den Tod angeklagt, weil sie in das Wohnhaus von James Bennet eingebrochen und dort zwei Päckchen Spielkarten, im Werth von einem Schilling (ungefähr 30 Kreuzer) gestohlen haben sollen.

Der Ankläger hält einen kleinen Laden in der Hackney-Straße. Am 1. Februar bemerkte man, nachdem es etwas dunkel geworden war, die beiden Buben um den Kramladen schleichen. Nach einiger Zeit brach der kleine Lefevre eine Fensterscheibe ein, nahm die zwei Päckchen Spielkarten heraus, und reichte sie seinem Kameraden. Sie waren eben im Begriff die Päckchen zu öffnen, aber ein Nachbar, der Zeuge des ganzen Vorfalls gewesen war, sprang herbei, zugleich hörte die Frau des Kramladens das Geräusch, und die beiden Buben wurden augenblicklich in Verhaft gebracht.

Der Richter erkundigte sich bei den Zeugen genau nach dem Zustande der Fensterscheibe; aber es schien, daß, obgleich sie einen Sprung hatte, sie doch durch Kitt wieder gut befestigt worden war. Die Karten wurden vorgewiesen. Es waren gewöhnliche Kinderspielkarten, wie man sie für 3 oder 4 Pence (8 bis 10 Kreuzer) das Päckchen kauft. Verschiedene Personen bezeugten, daß die Knaben sonst von gutartigem Character seyen.

Mr. Gasellee legte nun der Jury die Sache vor. Er machte sie darauf aufmerksam, wie er durch jede mögliche an die verschiedenen Zeugen gerichtete Fragen den schwersten Punkt der Anklage aus dem Wege zu räumen versucht habe; leider aber sey ihm dieß nicht gelungen. Der Einbruch in ein Wohnhaus sey klar erwiesen, und dieß sey, dem Gesetze zufolge ein Capitalverbrechen, wie unbedeutend auch der Werth des gestohlenen Eigenthums seyn möge. Trotz des zarten Alters der Angeklagten, habe die Jury doch blos auszusprechen, ob sie den Zeugen glaube oder nicht. Glaube sie ihnen (und er sehe nicht ein, wie sie anders thun könnten) so bleibe ihr keine Wahl als die Angeklagten schuldig zu finden. Was ihr endliches Schicksal seyn werde, das müsse ein Höherer *) entscheiden, der diesem Falle jede mögliche Aufmerksamkeit schenken werde.

Nach einer Berathung von einigen Minuten erklärten die Geschwornen die beiden Knaben des Todes schuldig, doch würdig der Begnadigung, wegen ihrer großen Jugend und ihres sonstigen guten Characters. Auch die Frau des Anklägers bat um ihre Begnadigung.

Nun werden zwei junge Freudenmädchen, Eleonora Bryant und Maria Ryan, jene 17, diese 18 Jahr alt, vorgeführt. Sie sind angeklagt, die Elisabeth Locker auf des Königs Landstraße (on the King's highway) angefallen, und ihr mit Gewalt ihren Mantel vom Leibe gerissen zu haben.

Die Anklägerin ist ein armes Weib, welche in der Nacht, in der sie beraubt wurde, von ihrer Arbeit nach Hause zurückkehrte, aber mit ihrer Hausvermietherin Streit bekam, und nun nicht wußte, wo sie übernachten sollte. Sie stand in der Edgeware-Straße, als die beiden Mädchen auf sie zukamen, und sie fragten, warum sie hier stehe. Sie erzählte ihnen ihren Fall, worauf diese sich sogleich erboten, sie für diese Nacht bei sich zu behalten. Das Weib nahm das Anerbieten an, und begleitete sie. Die Mädchen aber gingen quer über einen freien Platz auf einen Teich zu, der hier zum Behuf eines öffentlichen Canals gegraben worden war. Hier angekommen, stieß Bryant die Frau in den Teich, schlug auf sie, kniete auf ihren Rock, um sie zu verhindern, wieder aus dem seichten Wasser herauszukommen, während Ryan ihr den Mantel vom Leibe zog, den sie den andern Morgen verkaufen wollte, bei welcher Gelegenheit man denn beide Mädchen festsetzte.

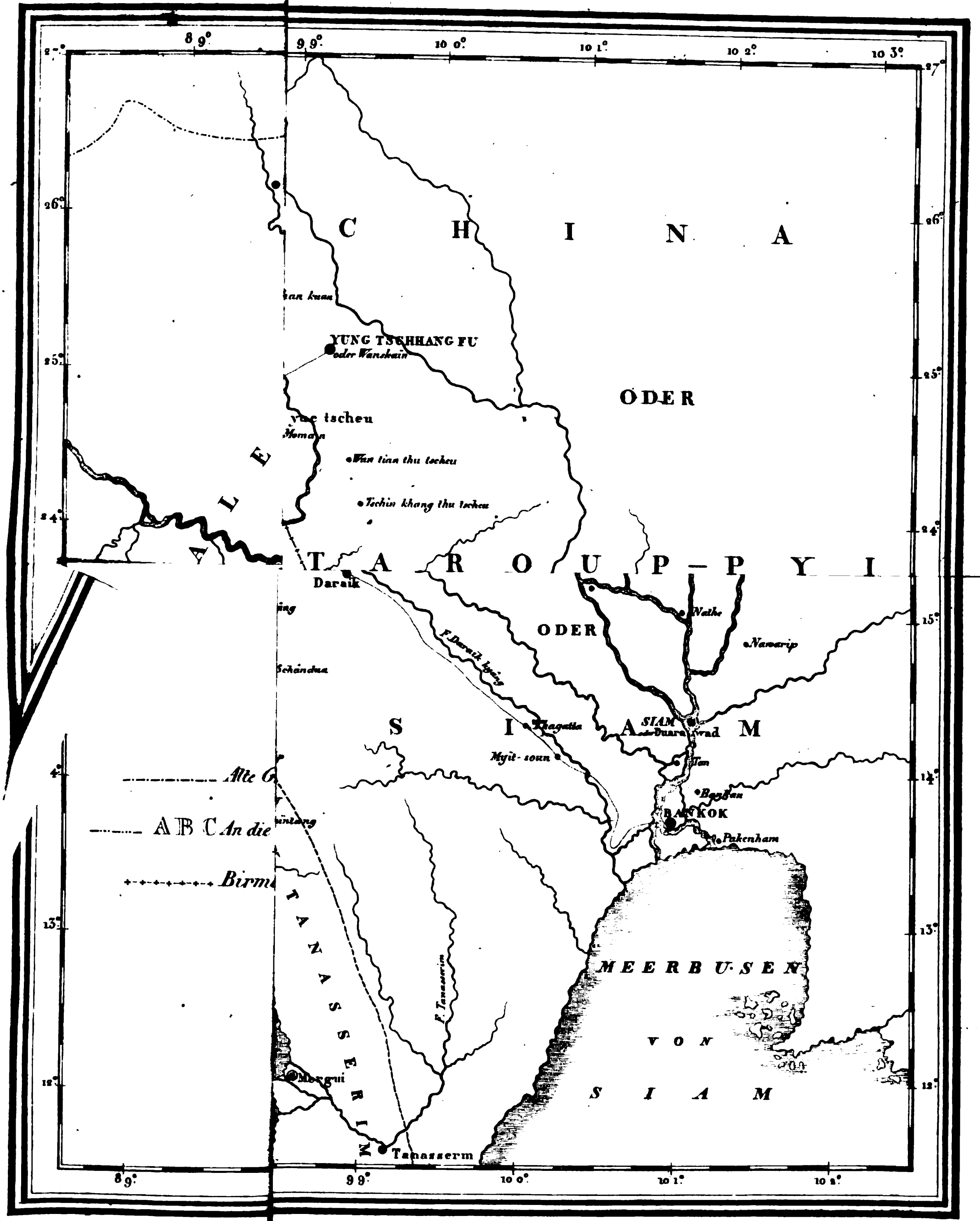
Sie läugneten die Thatsache selbst nicht, nur schob immer eine die Schuld auf die andere, woraus die vollständigste Verwirrung entstand.

Die Geschwornen beriethen sich, und fällten das Urtheil: Schuldig — Tod!

*) Morning-Herald, February 25.

*) Der König, dem das Recht der Begnadigung zusteht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



CHINA
ODER
ALE
TAROUPPYI
ODER
SIAM
YUNG TSCHHANG FU
oder Wanshain
Daraik
SIAM
BANKOK
Pakenham
Nathe
Tanasserm
Mergui
TANASSERIM
F. Tanasserim
MEERBUSEN
VON
SIAM
Myit-soun
Alte G
ABC An die
Birm

Zum Tagb

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 73. 13 März 1828.

Der Sultan Mahmud auf einer türkischen Heerschau.

(London Weekly Review.)

Während meines Aufenthaltes in Constantinopel, vor einigen Jahren, war ich Zeuge einer Truppenmusterung, die der Sultan über die Janitscharen und seine Garden hielt. Das Feld, auf dem sie stattfand, war ein schönes Thal, in welches sich einzelne kleine Hügel in sanften Wellen niedersenkten. Zahllos war die Menge der Zuschauer. Die dichtgedrängte, fast unbewegliche Masse von turbanbedeckten Köpfen, mit Schawls von allen Farben umwunden, sah aus, als wenn der Prophet die Gläubigen zum Gericht gerufen hätte, so ernst und still war die ganze Versammlung.

Gegen Mittag erschien der Sultan, auf einem herrlichen arabischen Hengste, umgeben von einer Menge prachtvoll gekleideter Offiziere, Paschas, Capidgi-Baschis, Eunuchen rc. So schön die meisten dieser Männer waren, so war doch unter ihnen allen der Sultan weitaus der schönste, ja kaum hätte unter den Tausenden, die hier versammelt waren, Einer gefunden werden mögen, der ihm hierin hätte gleichgestellt werden können, ungeachtet die Türken im Durchschnitt alle schön sind. Er hat ganz die Form der griechischen Bildung, mit dem stolzen, ernsten Ausdruck des Türken: die edle gerade Nase, das volle, große, melancholische Auge, die feinen Lippen und das scharfe, festgeformte Kinn des Orients. In seinem geistvollen Gesichte lag eben so viel Besonnenheit als Entschlossenheit. Sein Haar konnte man nicht sehen, wegen der breiten Falten seines prachtvollen Turbans; sein Bart aber war vom tiefsten Schwarz. Außer seinem Turbane, an dessen Vorderseite eine Agraffe von Diamanten blitzte, war seine übrige Kleidung einfach, und bei weitem weniger glänzend als die von vielen seiner Offiziere. Er hatte keineswegs die, bei asiatischen Herrschern sonst als gewöhnlich angenommene Art, den Blick in stolzer Würde gerade vor sich hin zu richten, sondern kehrte die Augen bald rechts bald links, je nachdem ein Gegenstand oder eine Person in dem Haufen der Zuschauer seine Aufmerksamkeit oder seine Neugierde auf sich zog. Wir bildeten eine kleine Gruppe von Europäern, lauter Engländer; einen Moment fiel sein Blick auf uns, wendete sich aber schnell mit einem ganz eigenen Ausdruck von Stolz und Geringschätzung wieder ab, jedoch ohne daß darin Unwillen oder Haß sichtbar gewesen wäre. Hätte er den Schlag vorausgesehen, der einst von diesen Franken auf seine Flotte bei Navarino fallen würde, würde das dunkle Auge vielleicht mit wilderm Feuer auf uns niedergeleuchtet haben. Er ritt mit vieler Grazie, in langsamem Schritte, während eine Anzahl untergeordneter Offiziere, als Ordonnanzen, zu beiden Seiten hin- und wiedersprengten. Endlich stellte er sich auf; seine Leibgarde schloß sich dicht um ihn zusammen. Es war dieß die berühmte weiße Garde, von Kopf bis zu Fuß ganz weiß gekleidet, lauter hohe, schöne Gestalten, doch mehr schlank und fein, als fest gebaut. Ihre Shiluah *), der weite faltige Mantel, die Tunica, der Turban und die Sandalen waren alle weiß wie Schnee, was diesem herrlichen Corps, das mit feierlichem Ernst seinen kaiserlichen Herrn umschlossen hielt, ein ganz eigenes, Ehrfurcht einflößendes Ansehen gab. Es war ein wolkenloser, sehr heißer Tag. In der Sonne blitzten die glänzenden Waffen, neben der reinen, fleckenlosen Weiße ihrer Uniformen. Jeder von ihnen schien wegen seiner Schönheit ausgewählt, während die stärkern, fleischigern Körper der, vielleicht auch im Kampfe kräftigern Delhis, mehr an die Indolenz und drückende Monotonie des orientalischen Lebens erinnerten. Des Sultan Mahmuds herrliche Gestalt, hoch zu Pferde, mitten unter jener glänzenden Schaar, mußte alle Blicke auf sich ziehen. Sie war ihm aufs treueste ergeben, theils wegen des hohen Soldes, theils wegen der vielen Zeichen von Gunst, die sie von ihm erhielt.

Sie sowohl als die rothe Garde nahmen an dem letzten Aufruhr keinen Antheil, sondern waren die Eifrigsten in Vernichtung ihrer empörten Waffenbrüder. Wie viele Tausende von diesen Janitscharen, die hier mit wildem, übermüthigen Blick vor uns vorübermarschirten, waren bestimmt, nach kurzer Zeit dem Tode geweiht zu werden! Wie wenige entrannen dem Schwert! Wurden sie vom Blutgerüste unmittelbar in die Gärten des Propheten versetzt, wo die vielen Sultane wandeln, die sie entthront und ermordet haben, die viele Veziere, deren Kopf auf ihr Verlangen zu ihren Füßen rollte, und wo ihnen alle Schlachtopfer ihrer zahllosen Meutereien und Empörungen wieder entgegentraten — da mögen wohl die Huris aus den goldenen Hainen, von den rauschenden Bächen geflohen seyn, vor diesen wilden Gästen, die Streit und Aufruhr selbst in das Paradies der Liebe und Wollust brachten. —

Unfern der weißen Garde stand eine zweite Schaar, jener nicht viel nachstehend, nur etwas weniger glänzend gekleidet — die rothe Garde; aber auch in ihr erblickte

*) Pluderhosen.

man so wenig als unter der weißen Garde jene strengen, festen Züge alter Krieger.

Nun begann die Musik in stolzen wilden Tönen. Die Truppen setzten sich in Bewegung. Besonders schön war die Entfaltung der Reiterei. Endlich stieg der Sultan vom Pferde, und trat in eine kleine Kioske oder Sommerhaus, das zu dieser Veranlassung leicht aufgebaut und vornen offen vor. Hier ließ er sich auf einem prächtigen Divan nieder, blos von zwei oder drei seiner Favorit-Offiziere umgeben, und sah mit behaglicher Ruhe den Truppenübungen zu. Hier war er von den glühenden Strahlen der Sonne geschützt, die uns auf dem völlig offenen Felde nicht wenig drückend fielen, während die Türken sie kaum zu fühlen schienen. Indessen konnte man sich bei diesen militärischen Uebungen, trotz alles Glanzes der prächtig gekleideten Garden, nicht verbergen, daß diese schönen jungen Leute, alten, kriegsgewohnten Truppen unmöglich die Spitze bieten könnten. Diese schlanken, feingeformten Gestalten und diese fleckenlosen Kleider schienen besser zu einer antiken Prozession griechischer Jünglinge und Mädchen auf den Hügel der Akropolis, als zu dem blutigen Kampfe eines Schlachtfeldes zu passen.

Die Form ihrer Waffen und die Waffen selbst sind nicht geeignet Schrecken einzuflößen. Der lange Ataghan ist eine Art Halbsäbel, den ein einziger Hieb eines Dragonersäbels vernichten würde. Der reiche Kandgar oder Dolch ist im Treffen wenig zu brauchen, und mit dem Bajonet verstehen sie nicht umzugehen.

Die Janitscharen, welche seitdem vernichtet wurden, waren rücksichtlich ihrer körperlichen Kraft und ihres kriegerischen Feuers die Blüthe des türkischen Heers; trotz ihres unruhigen, widerspenstigen Geistes ist ihr Verlust doch ein unersetzlicher Verlust für das Reich. Oft stand ich stille, um diese hohen, kräftigen Männer, mit ihren bis zur Schulter nackten Armen, ihrer offenen, hochgewölbten Brust und ihrem furchtlosen, wilden Blick zu bewundern — meist alte, versuchte Krieger, die letzten in der Schlacht, mit eifersüchtigem eingewurzelten Stolz auf die Ehre der Waffen ihres Volks. Ein solcher Geist der sich historisch gebildet und die ganze Seele eines Corps durchdrungen hat, läßt sich nicht durch Exercitien ersetzen. Wäre es aber dem Sultan gelungen, jenes Corps selbst der Disciplin zu unterwerfen, und an europäische Taktik zu gewöhnen, so würden diese hunderttausend Janitscharen Europa gegenüber eine furchtbare Macht gebildet haben. —

Gegen zwei Uhr Nachmittags ward die Heerschau beendigt. Die Janitscharen zogen ab, nicht schweigend und geschlossen, sondern in lärmender Unordnung, mehr einem Zuge Beduinen als einem disciplinirten Heere ähnlich. Einzelne, doch nur wenige, von ihnen riefen uns Schimpfworte zu; andere begnügten sich, uns einen lächelnden, oft auch einen übermüthigen, ernsten Blick zuzuwerfen — und wenige Monate später wurden diese stolzen Köpfe in den Bosphorus geworfen, oder in Haufen aufgethürmt vor den Thoren des Serails.

Die Hydriotischen Frauen.

Wenn ein Reisender zu Schiff bei Hydra vorbeifährt, oder wenn er nur flüchtig durch die Straßen und die Umgegend geht, wird er keine richtige Vorstellung von den Häusern bekommen, deren Aeußeres so wenig verspricht. Nur im Innern findet sich Reichthum und Luxus. In der Stadt sind wohl funfzehn bis zwanzig Häuser, die man in Italien Palazzi nennen würde. Ihre Besitzer haben sie von ihren See- und Handelsreisen her, ja von jedem Land, wo sie ihr Gewerb hinführte, mit allem ausgeschmückt, was zur Verschönerung oder Bequemlichkeit des Lebens dienen kann: europäische Geräthe und Möbeln stehen da neben asiatischen in weiten Sälen. Die Fußböden von Stuck, Marmor oder Mosaik geben Kühlung. Alle Stockwerke haben nach verschiedenen Richtungen hin Terrassen, und darauf stehen die seltensten Blumen des Orients und des Abendlandes. Selbst die Erde dieser Gärten wurde mit großen Kosten von fern herbeigebracht und auf den steilen Felsen getragen. So war das Haus, wo ich in Hydra so viel Gastfreundschaft fand. Es herrscht über Stadt und Meer. Auf mehr denn hundert Stufen mußte man vom Hafen hinaufsteigen. Von seinen Terrassen aus sah ich Morea und die Spitze von Attika. Ich denke noch mit Interesse daran, denn mein Gastfreund ließ mich mehrere Tage nicht fort, da er um das Cap Colonna einen Piraten kreuzen sah. Mit seinem Fernrohr konnte er all' seine Bewegungen beobachten. So bewachte er wirklich das Meer, denn vom Golf von Argos bis zum Golf von Athen entgieng seinen Blicken nichts.

Auffallend war mir bei meinem kurzen Aufenthalt in Hydra, daß da die Frauen so wenig geachtet und so untergeordnet sind. In dieser Beziehung ist die türkische Sitte hier mehr herrschend geworden, als irgendwo in Griechenland. Die Hydriotinnen führen ein sitzendes Leben im Innern des Hauses, und können zu der Dienerschaft gerechnet werden. Begegnet man ihnen im Saal oder Vorhaus, so geht man vorüber und sieht sie kaum an. Wenn Essenszeit ist, so kommen sie und setzen sich nach allen andern Hausgenossen. Der Mann und Fremde thun als wenn sie nicht da wären; nur selten gibt man ihnen Gelegenheit zum Sprechen, d. h. zum antworten, denn zuerst reden, würde ihnen für allzugroße Kühnheit ausgelegt werden. Die Hydrioten sind albanesischen Stamms und haben in ihren Sitten noch Manches von der Rohheit ihrer Vorfahren. Ich besuchte einen Griechen, der in Hydra ansässig ist. Die Hausfrau — groß und schön — trat herein, um uns zu bewirthen, reichte uns selbst die Rosen-Conserve, das Glas Wasser, die Pfeife und den Kaffee, was man alles zehnmal annehmen muß, wenn man zehn Besuche am Morgen macht, die früh um fünf Uhr gleich nach der Messe beginnen. Ich war ganz beschämt, die schöne Frau so vor mir stehen und warten zu sehen, bis ich gegessen und getrunken. Ich wollte daher aufstehen, aber der Hausherr machte mir ein Zeichen mit der Hand, als wenn er mich an etwas Unschicklichem verhindern wollte. Die Griechin lächelte anmuthig über meine Verlegenheit.

Später setzte sie sich auf einen Stuhl, weit von uns weg, während wir Männer bequem auf dem Divan saßen. Sie hörte unserer Unterhaltung zu, lächelte auch wohl manchmal über etwas, wagte aber nie ein Wort zu sagen.

Der hydriotische Capitän D.. brachte mich nach Hydra, und als wir ausgestiegen waren, sagte er zu mir: Bleiben Sie nur hier. Ich springe geschwind zu meinen Freunden; wir gehen erst gegen Abend hinauf in mein Haus. Welche sonderbare Sitten! Nach vier oder fünf Monatlanger Abwesenheit dachte er nicht daran, zuerst seine Frau zu umarmen; er hatte von Mittag bis Abend viel nothwendigeres zu thun! und doch ist D.. gewiß ein guter Gatte und Vater. Er richtete sich hierin nur nach der Landessitte. Kein Mensch in Hydra hätte darin etwas auffallendes gesehen, und jeder hätte dasselbe gethan. Als ich abreisen wollte, wünschte ich die Hausfrau noch zu begrüßen. „Das ist nicht nöthig — sagte er — doch wenn Sie wollen, so steht es Ihnen frei.“ Nun ließ er sie in die Hausflur kommen.

In Hydra verkehren auch die Frauen nicht so frei mit den Fremden, wie in andern Theilen Griechenlands. Dieß kömmt von der häufigen Abwesenheit ihrer Männer; dadurch werden diese eifersüchtiger, und die Frauen sehen sich zu größerer Zurückgezogenheit gezwungen. Kaum sind die Hydrioten einige Tage im Jahr zu Haus, und gleichen so den Seevögeln, die sich nur für Augenblicke auf Klippen und Felsen setzen, und dann wieder fortfliegen.

Vergrößerung der brittischen Macht in Indien auf Kosten des birmanischen Reichs.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte des zweijährigen birmanischen Kriegs, dieses Kriegs der europäischen Taktik gegen die rohe Kunst der Bambusverschanzungen und die eben so rohe Tapferkeit ihrer Vertheidiger, bietet in der ermüdenden Darstellung einförmiger Details, in der widrigen Aufeinanderfolge blutiger Scenen, nur wenige Erscheinungen dar, die als Beitrag zur Kenntniß des Völkerlebens von allgemeinem Interesse sind.

Der Krieg wurde zu gleicher Zeit auf drei verschiedenen Punkten geführt: in Assam unter General Mac-Morine, in Arrakan unter General Morrison, und im eigentlichen Awa unter Sir Archibald Campbell *). Die brittischen Berichte beschäftigen sich fast nur mit dem Feldzuge des letztern: ihm stand die Hauptmacht des Feindes gegenüber, und seinem kühnen und glücklichen Vordringen in's Herz des birmanischen Reichs verdankte die ostindische Compagnie den erwünschten Frieden. In diesen Berichten zeigt sich eine auffallende Zurückhaltung, namentlich wenn dieselben, wie dieß zuweilen der Fall ist, von brittischen Niederlagen zu handeln haben, wobei die Schuld immer auf die Sipays geworfen wird; es zeigt sich ein alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit verletzendes System der Uebertreibung, welche Europa glauben machen möchte, daß es brittischer Tapferkeit möglich gewesen, mit einer Handvoll Leute, beinahe ohne Verlust, die größte Macht Hinterindiens zu brechen. Dieß geht so weit, daß die Britten bei dem großen Angriff des birmanischen Obergenerals auf ihre feste Stellung bei Rangun keinen Mann, weder einen todten noch verwundeten, verloren haben wollen. Wenn sie nun ihren Verlust in einem Krieg, wo sie sich gegen Heere von 60 bis 70,000 Mann schlugen, wo sie, außer den regelmäßigen Festungen, jeden Schritt vorwärts gleichsam im Sturme erobern mußten, nur zu 3000 Mann berechnen, so ist der Rechnungsfehler offenbar *).

Die Birmanen mit ihren Astrologen **), welche den Tag des Sieges unfehlbar bestimmen; mit ihren Amazonen ***), welche die feindlichen Kugeln bezaubern; mit ihren Unverwundbaren †), welche sich blindlings in's Gefecht stürzen, waren kein verächtlicher Feind: da gewinnt man große Resultate nicht ohne große Opfer. In der That, man bewundert die Standhaftigkeit der Birmanen, die nach Unfällen aller Art, die sie erlitten, nichts vom Frieden hören wollten. Fast ihre sämmtliche Artillerie hatten sie verloren; ihr Versuch gegen die feindliche Flottille, von

*) Die Unternehmungen gegen die Inseln Ramri und Tscheduba, so wie gegen die auf der Südseite des Meerbusens von Martaban gelegenen Provinzen Dih und Tenasserim sind bloß Nebenakte.

*) Man erinnere sich der Niederlage des Generals Cotton bei Denubiu, der verunglückten Angriffe auf Dudpatlian, auf Keyklu, auf Wattygaon und zuletzt auf Sittän; bei solchen Veranlassungen kam ein paar Mal der Fall vor, daß ein detaschirtes Korps zur Hälfte aufgerieben wurde. Indessen ist immerhin der Verlust in den Spitälern zu Rangun (hier allein starben 2,000 Europäer und 5,000 Sipays), zu Prome und zu Arrakan bei weitem größer als der auf dem Schlachtfelde.

**) Wie ihre civilisirteren Nachbaren, die Chinesen, zogen sie bei jeder Unternehmung von Bedeutung die Sternseher zu Rathe: fällt ihre Weisung günstig aus, desto besser für den Kredit der Astrologie; wo nicht, so sind nicht sie, sondern die Sterne Schuld. Der Mond ist der herrschende Planet im birmanischen Horoscop.

***) Junge und schöne Damen von hohem Range aus dem Volke der Schans, die an der chinesischen Grenze wohnen. In der Schlacht vom 1. und 2. Dec. 1825 bei Ssimbike und Nayadi, welche die 70,000 Mann starke birmanische Armee, angeführt von Maha Nemiabu, verlor, kommen sie vor.

†) Das Korps der königlichen Unverwundbaren, die Elite der Armee, bestand aus mehreren tausend Mann. Sie zeichneten sich durch den kurzen Schnitt ihrer Haare und durch die Art aus, wie sie sich tättowiren, indem sie Figuren von Elephanten, Tigern und andern wilden Thieren auf Arme und Schenkel eingegraben haben, Figuren, die nicht nur unvertilgbar, sondern sogar nicht selten schön sind. Den brittischen Soldaten waren sie dadurch bekannt, daß sie Stückchen von Gold oder Silber, manchmal Edelsteine, an ihren Armen hatten, die wahrscheinlich in einem frühern Alter unter die Haut gebracht worden waren. Die Unverwundbarkeit der Tollkühnen fand bei ihrem nächtlichen Angriffe am 30. August 1824 auf die große Pagode Schudagon bei Kemmendiwe eine tüchtige Widerlegung. Diese Pagode hat die Form eines umgekehrten Sprachrohres; ihre Höhe beträgt 338 Fuß, die Höhe der mit Kupfer bedeckten und reich vergoldeten Kuppel 45 Fuß; die Britten benutzten die Pagoden, deren es aller Orten viele giebt, gewöhnlich zu festen Anlehnungspunkten. Hier wurde am 1. Dec. Maha Bandula aufs Haupt geschlagen.

welcher das Schicksal des Kriegs abhing, war mißlungen; ihr erster Feldherr, Maha Bandula, war in Denubiu von einer Congrev'schen Rakete getödtet worden; diese Festung, so wie Bassein *), Prome, Martaban, Tavoy, Mergui, Rangpur, Munnipur, Arrikan, kurz, außer ihren Eroberungen im Norden und im Westen, ein großer Theil ihres eigenen Gebiets, befand sich in den Händen der Feinde; da schlossen sie zwar (17. Sept. 1825) den Waffenstillstand zu Miaday; statt aber mit den Britten in Unterhandlungen zu treten, erließen sie folgende Note an sie: „Wollt ihr Frieden, so geht; begehrt ihr Geld oder Land, so kann keine Freundschaft zwischen uns seyn; dieß ist Art der Birmanen."

Den Britten blieb jetzt nichts übrig, als auf Awa zu marschiren. Die Eingebornen, die, sich allmälig in ihren zerstörten Wohnungen wieder einfanden, erboten sich freiwillig zu Hülfeleistungen beim Transport der Artillerie; eine Anzahl Pegu'scher Klepper diente zum schnellern Fortkommen der Mannschaft. Aber aus der furchtbar verheerten Gegend, die einst so reich an allen Genüssen des Lebens gewesen, konnte man kaum zuweilen den Mundbedarf eines Tages beziehen, und die Nässe auf dem Marsch durch das 15—20 Fuß hohe Elephantengras, verursachte, daß fortwährend die Cholera ausbrach. Es war, als ob der Weg stets über das Schlachtfeld ginge: überall Scenen des Todes und des Elends. Kam man hin und wieder zu einer kleinen weißen Pagode, so sah man frisch gemachte Gräber, die Ruhestätten angesehener Männer bezeichnend, welche durch die wilde Flucht um die Ehre des Holzstoßes gebracht worden waren. An den Ufern und in dem benachbarten Gesträuch war alles voll von Hunden und Geiern, welche der verpestete Leichengeruch herbeigezogen; manchmal lag ein Hund winselnd auf einem frisch gemachten Grab, oder hielt an der Seite seines noch athmenden Herrn Wache. Als ob das Maß der Schrecken noch nicht voll genug gewesen, fand man häufige Galgen am Weg, an deren jedem die modernden Reste von drei bis vier Gekreuzigten hiengen, Opfer dieser grausamen Strafe vielleicht blos deswegen, weil sie sich von ihrem Posten entfernt, um Essen zu holen, oder weil sie der Neigung zum Frieden verdächtig waren.

(Schluß folgt.)

*) Die Britten erbeuteten in den eroberten Plätzen eine Menge Kanonen, z. B. in Denubiu 140, in Prome 100, in Bassein 101, im Martaban 116, in Mergui 143, in Tavoy 167 Stück.

Die Engländer vor New-Orleans, am Ende des Jahrs 1814 bis zu Anfang des Jahrs 1815.

(Schluß.)

Indessen fingen die Truppen an zu murren. Sie waren unaufhörlichen Strapazen ausgesetzt; Kugeln und Bomben regneten Tag und Nacht in's Lager und ließen ihnen keinen Augenblick Ruhe. Es war nicht sowohl der Wunsch, aus dieser gefährlichen Lage zu entkommen, der sich in diesem Murren aussprach, als das Brummen einer angeketteten Dogge, die ihren Gegner sieht, aber nicht erreichen kann. Der englische General befand sich in einer sehr bedenklichen Lage. Die Stellung des Feindes in der Fronte anzugreifen, war eine gewagte Unternehmung, von zweifelhaftem Erfolg, und doch war keine Wahl. Den Feind zu umgehen war nicht möglich, da auf einer Seite der Fluß, auf der andern der Morast war. Endlich ersann Sir Edward Pakenham, um die Nachtheile eines Angriffs in der Fronte möglichst abzuwenden, ein eben so kühnes als originelles Mittel. Er unternahm, einen Kanal durch die Erdzunge zu graben, welche die Catilina-Bay vom Mississippi trennte, um auf diesem Wege die englische Schaluppe in den Fluß zu bringen, die feindlichen Batterien auf dem andern Ufer wegzunehmen, sie gegen die amerikanische Stellung zu richten, und diese zu erstürmen. Aber dieser kühne und gut angelegte Plan scheiterte; es fehlte an Faschinen für die Gräben, und an Leitern zum Sturm. Indessen blieben die Engländer einem schrecklichen Artillerie- und Flintenfeuer ausgesetzt, das ganze Reihen niederwarf. Sir Edward Pakenham wurde getödtet; die Generale Gibbs und Keane verwundet vom Schlachtfelde weggetragen. Der Rückzug war nicht länger zu vermeiden, da schon Unordnung einzureißen begann. Es wurde ein Waffenstillstand auf zwei Tage geschlossen, um die Todten zu begraben. Auf einem Raum von 500 Yards lagen mehr als 1000 Engländer, und ein amerikanischer Offizier rauchte ruhig seine Zigarre, indem er die Todten zählte. Das brittische Lager, wo vor 24 Stunden alles munter und heiter gewesen war, wo man mit dem größten Vertrauen auf den Erfolg von dem bevorstehenden Angriffe sprach, hatte jetzt eine ganz andere Physiognomie: düsterer Ernst und Niedergeschlagenheit auf allen Gesichtern, wechselnde Gefühle von Mißmuth, Kummer, Unwillen und Rache in den Herzen. Eine tiefe Entmuthigung hatte sich der Soldaten bemächtigt, welche ihre Lorbeeren verwelkt sahen und den Verlust ihrer Kameraden betrauerten. Von 7000 Mann, woraus das ganze Corps bestanden hatte, waren 2000 gefallen, und darunter viele ausgezeichnete Offiziere und zwei Generale, denn Gibbs überlebte seine Verwundung nur wenige Stunden. Unter diesen Umständen entschloß sich General Lambert, der jetzt befehligte, zum Abzug, den er auch bewerkstelligte, ohne daß ihn der Feind bedeutend beunruhigte. Nach unglaublichen Beschwerden auf dem Marsch durch die Sümpfe schifften sich die englischen Truppen wieder ein, und verließen die Küste von Amerika. *)

*) Bekanntlich war der Befehlshaber auf amerikanischer Seite der bekannte General Jackson, dessen Freunde diesen Sieg als seine glorreichste That im Dienste des Vaterlandes darstellen. In der That war es aber auch die höchste Zeit, die Ehre der amerikanischen Waffen wieder herzustellen, nachdem es einer Handvoll Britten gelungen war, die Hauptstadt zu verbrennen, und rings das Land zu verheeren.

Berichtigung.

In der gestrigen Nummer dieses Blattes Seite 288 Spalte 1. Zeile 35. st. niemal l. einmal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 74. 14 März 1828.

Die Niederlage der Wechabiten.

Kahle Berge und dürre Ebenen, die versengende Hitze der Sonne und das ewige Einerlei der Wüste, der Araber und seine Kameele sind dem mit orientalischer Poesie auch nur wenig vertrauten Europäer eben so anziehende als bekannte Gegenstände. Aber nicht so oft ist die diesen Völkern eigenthümliche Art Krieg zu führen geschildert worden. Wenn der Krieg der Engländer mit den Ashantees keine Ausnahme macht, so sind gewiß seit längerer Zeit die Truppen civilisirter Nationen mit einfachen Wilden in keine feindliche Berührung gekommen. Ihre Art den Speer, den Schild und ihr breites Schwert zu gebrauchen, ihre völlige Unbekanntschaft mit der Disciplin, und ihre ordnungslose Weise anzugreifen, führen uns, im Gegensatz mit unserer modernen Kriegskunst, in die ältesten Zeiten eines grauen Alterthums zurück.

Durch ihre Verbindung mit dem Imam von Muscat wurden die Engländer zuerst in feindliche Berührung mit diesen Bewohnern der Wüste gebracht. Zwischen dem größten Theil der arabischen Familien, welche zerstreut in den, unter dem Namen des glücklichen Arabiens bekannten Sandebenen wohnen, und jenem Häuptling, bestanden nicht allein freundschaftliche Verhältnisse, sondern auch nicht selten Bündnisse, bis der religiöse Fanatismus der neuen deistischen Secte der Wechabiten seine Flammen nach allen Richtungen verbreitete. Eines ihrer Corps war bis vor Muscat gerückt und hatte die Truppen des Imam's geschlagen. Die brittische Regierung in Indien hatte damals unter dem Befehle eines Capitän Thompson eine Abtheilung von 500 Sipois zu seiner Verfügung gestellt. Der Imam schickte diese in das Innere des Landes gegen den festen Standpunkt des Feindes, Ben-Bu-Ali, ungefähr 70 Meilen von der Küste, in der größten Hoffnung, daß einer disciplinirten Macht der Sieg nicht entgehen könne. Der Ausgang lehrte das Gegentheil. Capitän Thompson rückte mit Anstrengung und Aufopferungen bis eine halbe Stunde vor der Stadt vor, und fiel hier in einen Hinterhalt. Die Wechabiten, ungefähr 800 Mann stark, hatten sich hinter einen Hügel gelagert, welcher nicht vermieden werden konnte. Sie erwarteten den günstigen Augenblick, und stürzten sich dann mit einem fürchterlichen Geschrei auf den unvorbereiteten Feind. Es ist kein Wunder, daß die plötzliche Erscheinung eines aus so entsetzlichen Gestalten bestehenden Feindes unter den Sipois augenblicklich einen panischen Schrecken verbreitete. Ihre Speere vor sich haltend und ihre doppelschneidigen Schwerter schwingend, waren die Wechabiten in einem Moment in ihren Gliedern. Die Sipois konnten ihre Waffen nicht gebrauchen, und obgleich man mehrere Versuche machte sie wieder zu sammeln, so war es doch unmöglich, sie zum Stehen zu bringen. Sie warfen ihre Gewehre weg und flohen. Nur wenige entkamen, und der Sieg der Araber war vollkommen.

Als die Nachricht von dieser Niederlage nach Bombay kam, beschloß die Regierung gegen jene Niederlassung der Wechabiten eine Expedition zu unternehmen. Das 65te Regiment, das Bombayer europäische Regiment, ein leichtes Bataillon Sipois, das zweite Bataillon des siebenten Infanterieregiments der Eingebornen und vier oder fünf Artillerieabtheilungen nebst zwei Compagnien Schanzgräber erhielten Befehl sich zu diesem Endzweck bereit zu halten. Der Oberbefehl ward dem Generallieutenant Sir Lionel Smith anvertraut, und im Januar 1821 wurde eine Macht von nicht weniger als 3000 Mann — in diesen Gegenden eine Armee — eingeschifft.

Wir sind nicht im Stande, sagt einer der Offiziere, welche diese Expedition begleiteten, mit geographischer Genauigkeit unseren Landungspunkt in Arabien anzugeben: er liegt auf der Küste des persischen Meerbusens; der Haufen Hütten, aus welchen die nächste Stadt besteht, findet sich auf keiner Charte angezeigt. Bis zu dieser Stadt, Zoar, marschirten wir ohne Hindernisse.

Der Weg nach diesem Platze überzeugte mich eben nicht von der Richtigkeit des Ausdruckes „gesegnet," wenn er von Arabien gebraucht wird; indessen meinte ich, würde diese Benennung den Schönheiten des Innern desto angemessener seyn. Ich wußte, daß die Araber (wenn auch kriegerisch) ein Hirtenvolk sind, und an den Gedanken eines idyllischen Hirtenlebens knüpft sich unwillkürlich die Idee einer bezaubernden Landschaft. Mein Irrthum hätte nicht größer seyn können. Die Aussicht blieb, wohin man sich auch wenden mochte, ewig dieselbe, nackt und kahl, todt und unerquicklich. Umsonst sieht sich der Wanderer nach der geringsten Abwechselung um: Berge, einer jeden Spur von Vegetation entbehrend, treten auf allen Seiten dem müden Auge entgegen; überall eröffnen dieselben endlosen Sandhügel die Aussicht in eine trostlose Wüste. Ein langweiliges Einerlei ermüdet, während die Hitze unerträglich ist, und nicht, wie in Indien, periodische Regen fal-

len, um den Erdboden abzukühlen. Hier kann niemand leben als Araber und Geier, und letztere würden ohne Zweifel schon lange auf ihren mächtigen Schwingen diese abgeschiedene Einöde verlassen haben, wenn das Schlachtfeld nicht von Zeit zu Zeit in diesen dürren Ebenen ihre Thätigkeit in Anspruch nähme.

Wir erreichten bald die für unser Lager bestimmte Stelle, einen fruchtbaren Fleck mitten in der Wüste. Ein Dattelwäldchen, einige Gärten und ungefähr anderthalb Stunden von uns ein arabisches Dörfchen waren die einzigen anziehenden Gegenstände.

Nach der Anstrengung unseres ersten Marsches in der Wüste erschien uns indessen Zoar mit seiner unbedeutenden Vegetation umher als ein Urquell des Lebens. Die einfache Lebensweise, und die noch einfacheren Wohnungen der Eingebornen haben für den Fremden einen sonderbaren Reiz der Neuheit. Unsere Morgenspaziergänge führten uns häufig in ihre Mitte. Eines der ansprechendsten Gemälde ihres originellen Lebens boten die Gruppen der aus Ziehbrunnen Wasser holenden Weiber dar. Diese alte Sitte ist noch jetzt überall im Osten gebräuchlich; aber hier waren die Weiber verschleiert; ein Umstand, der ihnen leichterklärlicherweise in den Augen der Europäer vortheilhaft seyn muß, da er weder der Anmuth ihrer Gestalten, noch der Freiheit ihres Ganges den geringsten Abbruch thut, während die Alltäglichkeit ihrer Gesichter den Eindruck nicht zu stören vermag. Bei unserem ersten Besuch in ihrem Dorfe, das aus einer bedeutenden Anzahl, aber ohne allen Plan aneinander gereihter Häuser bestand, setzte mich die Gleichgültigkeit in Erstaunen, mit der sie uns behandelten. Wer uns sah, blieb entweder ausgestreckt auf der Erde liegen, oder ging weiter mit dem finstern Ausdruck eines theilnahmlosen Trotzes. Den Weibern schienen die häuslichen Geschäfte ausschließlich obzuliegen. Die Wohnungen sind sauber, und ihre Bewohner reinlich. Sie sind aus weichem Holze gebaut, und von außen mit Lehm überzogen. Zwei oder drei Thürme nach einem größeren Maaßstabe und mit mehr Kunst gebaut, aber aus demselben Material, heißen der Palast des Scheykhs, und können, in einiger Entfernung gesehen, für den Araber wohl etwas imposantes haben. Dieser Palast ist von Kaufleuten aus Surat und Scindian in einen Bazar verwandelt worden, auf dem sie Shawls und verschiedene Arten Zeuge und Seide feil haben. Vermuthlich werden diese Artikel von hier aus ins Innere verführt. Uebrigens scheint dem Eingebornen eine Art von Industrie nicht fremd zu seyn. Wir stießen nicht selten auf Weiber die Kleider webten oder näheten, und eine unglaubliche Menge nackter Kinder wurde überall zu Arbeiten gebraucht.

(Fortsetzung folgt.)

Vergrößerung der brittischen Macht in Indien auf Kosten des birmanischen Reichs.

(Schluß.)

Nach dem Falle von Melaun (der dort abgeschlossene Traktat war von Seiner goldfüßigen Majestät nicht ratificirt worden) versuchten die Birmanen zum letzten Male das Glück der Schlacht. Eine neu ausgehobene Armee von 4000 Mann, beehrt mit dem Namen Gong-tu-du, das heißt Wiederherstellerin des königlichen Ruhmes, unter dem Befehl eines wilden Kriegers, Ni-wun-brin, *) der den Ki-Wondschi oder ersten Minister im Commando abgelöst hatte, erwartete die Britten in der Nähe von Pagahm-miu. In Form eines umgekehrten Halbmondes aufgestellt bedrohten die Birmanen das kleine brittische Corps, das keine 2000 Streiter mehr zählte, auf beiden Flanken; demungeachtet gieng dieses furchtlos auf das Centrum los, und durchbrach es in einem Augenblick; die zersprengten Flügel zogen sich auf eine zweite Linie von Redouten unter den Wällen der Stadt zurück: auch hier wurden sie geworfen; fast die ganze Armee löste sich auf; viele, die sich über den Fluß retten wollten, ertranken; Ni-wun-brin selbst wurde, als er in Awa erschien, auf Befehl des Königs grausam hingerichtet. Dieß war das Ende des Kriegs. Denn am Abend des 19. Febr. 1826 erschien der amerikanische Missionär Dr. Price **) im brittischen Lager, mit der Botschaft, daß die Friedensbedingungen angenommen seyen; aber er hatte weder Gefangene noch Geld bei sich, dagegen brachte er die Bitte vor, daß man es zufrieden seyn möchte, sich vor's erste statt 25 blos 6 Lak Rupien und den Rest in Prome auszahlen zu lassen.

Dieser Vorschlag wurde verworfen und der Marsch fortgesetzt. Die Schwierigkeiten in Bezug auf Verproviantirung schienen jetzt überwunden.

Die Gegend von Pagahm-miu bis Awa ist eine weite herrliche Ebene, das feinste Gartenland, vom Irawaddy bewässert, mit dazwischen liegenden immer grünen Wäldern, nur eben groß genug, um die Lieblichkeit und Mannigfaltigkeit der Scene zu erhöhen. Die Ufer des Stroms sind mit Dörfern, Pagoden und Klöstern besät, so daß ein Blick des Auges auf alle Reize einer reichgeschmückten Natur, auf alle Schönheiten einer bevölkerten und fruchtbaren Landschaft fällt. In Yandabu, ungefähr 18 Stunden von Awa, traf die Armee den Missionär Price und zwei Staatsminister, welche die Gefangenen und 25 Lak Rupien mitbrachten. Die Abgeordneten erklärten sich bevollmächtigt, ohne Vorbehalt der Regierung, den Frieden auf die Bedingungen des Siegers abzuschließen. Am 24. Febr. wurde der Friede definitiv unterzeichnet und die birmanische Regierung machte sich zugleich verbindlich, Boote für den Transport eines großen Theils der Armee nach Rangun zu liefern. Man kann sich vorstellen, daß die Britten einiges Bedauern fühlten, als sie der goldenen Stadt den Rücken wieder zuwandten. Ohne Zweifel wäre Awa gefallen und dadurch eine ansehnliche Beute dem Sieger zu Theil geworden. Aber man hätte die Früchte der ganzen Unternehmung aufs Spiel gesetzt. Denn daß der König

*) Fürst der Finsterniß oder der untergehenden Sonne, nach Andern König der Unterwelt.

**) Er war mit allen Fremden, die sich in Awa befanden, beim Anfang des Kriegs verhaftet worden; jetzt bediente man sich seiner als Unterhändler.



und seine Minister dann noch an Friedensunterhandlungen gedacht hätten, war nicht wahrscheinlich, und der Ruhm, eine Hauptstadt bezwungen zu haben, hätte sich vielleicht auf den Besitz des leeren Raums innerhalb ihrer Mauern reduzirt.

In mehr als einer Hinsicht ist der zu Yandabu abgeschlossene Friede als vortheilhaft für die Britten anzusehen. Die Bezahlung einer Million Pf. Sterling und die Abtretung eines Drittheils des birmanischen Reichs *) muß für den Augenblick dem brittischen Namen einen Glanz geben und ihn im südlichen Asien furchtbar machen. Wäre hingegen der Krieg noch einige Zeit fortgesetzt worden, so würden wahrscheinlich mehrere hindustanische Fürsten diese Gelegenheit zu einem Aufstande benützt haben, da die Britten, im Osten beschäftigt, ihnen keinen sehr kräftigen Widerstand hätten entgegen setzen können, so daß vielleicht ein Feuer ausgebrochen wäre, das unwiderstehlich um sich greifend, wie ein Grasbrand im Steppenlande, ganz Indien in Flammen gesetzt hätte.]

Was aber den Nutzen der gewonnenen Provinzen betrifft, so ist derselbe äußerst gering, denn man findet hier nicht wie in der Gegend von Awa, die an trefflichem Weizen, Gemüsen, Zuckerrohr, Tabak, Indigo, Baumwolle und tropischen Früchten aller Art reichen Ebenen und Thäler; nicht jene Gold- und Silbergruben, jene Rubin- und Saphirminen, vielleicht die ergiebigsten der Welt; nicht jene goldführenden Bergströme, die herrlichen Marmorbrüche, die den italienischen nichts nachgeben, kurz nicht jene eigentlichen Fundgruben der Schätze des goldenen Reichs.

Assam, das dem Namen nach seiner alten Fürstenfamilie wiedergegeben ist, wird dadurch eine Provinz der ostindischen Compagnie, weil sie gezwungen ist, dieses Land durch Garnisonen gegen die Birmanen zu schützen. Entvölkert und unergiebig, wie es ist, würde dieß Reich nicht für sich selbst bestehen können. Die Britten haben also dort nichts erbeutet als Berge, Wälder, Gestrüppe und Sümpfe.

In Munnipur ist zwar Gumbhir Sing als Radscha wieder eingesetzt und seine Abhängigkeit von den Britten ist unbezweifelt; aber sein ganzes Gebiet ist eine so vollkommene Wildniß, daß der Marsch brittischer Truppen durch dasselbe gegen Awa unmöglich zu seyn scheint.

Arrakan, das Grab der Armee des Generals Morrison, ist ein mit undurchdringlichen Wäldern und Buschwerk überdecktes und so von Strömen durchschnittenes und beständig überschwemmtes Land, daß die meisten seiner Dörfer nur zu Wasser mit einander verkehren. Die Bevölkerung ist äußerst gering; das einzige Produkt Salz. Das Gebirge Yomadaung oder Anomektaupian bildet zwar eine vollkommen gute Grenze gegen die Besitzungen der Birmanen, aber dieser geringe Vortheil steht in keinem Verhältniß zu den bedeutenden Unkosten, welche die Occupation von Arrakan der Compagnie verursachen muß.

Mehr können sich die Britten von den Provinzen Tenasserim, Yih, Tavoy und Martaban versprechen, deren Besitz ihnen eine freie Verbindung mit Siam und der malaïschen Halbinsel eröffnet und für den Flor der neuen Pflanzstadt Sincapur die besten Aussichten gibt. An dem Ausflusse des Thanluayn-Myit haben sie die Stadt Amherst-town gegründet, die bereits in Aufnahme kommt. Auch liefern die Ufer dieses Stroms den Teakbaum, den Herrscher der Wälder, der an Brauchbarkeit für den Schiffbau die Eiche übertrifft, so daß kein Land, wo er wächst, der brittischen Eifersucht entgeht. Die Trefflichkeit dieses Holzes erwies sich kürzlich in der Schlacht bei Navarin an der Asia, welche, obgleich von Kugeln durchbohrt, dennoch nicht sank, weil die Elasticität des Teakholzes macht, daß sich jedes Loch, wo eine Kugel durchschlägt, gleich von selbst wieder schließt.

*) Der König von Awa entsagte allen Ansprüchen auf Assam, Dschentia und Katscha; er erkannte Gumbhir-Sing, den von den Britten begünstigten Usurpator, als Radscha von Munnipur an; er trat ganz Arrikan, mit Ramri, Tscheduba und Ssindowei, so wie die Provinzen von Yih, Mergui und Tenasserim nebst Dependenzen ab; endlich machte er sich anheischig, einen brittischen Geschäftsträger mit einer Bedeckung von 50 Mann an seinem Hofe anzunehmen.

Entstehen der englischen Marine.

Im Jahre 1824 hatte England außer London folgende Häfen: Portsmue (Portsmouth), Sorham (Shorehain), Suhamtou (Southampton), Safford (Seaford), La Pole (Pool), Exon (Exeter), Bristol, Dertmece, (Dartmouth), Norwic, (Norwich), Gernemue (Yarmouth), Orefor (d) (Orford), Dunewic (Dunwich), Gipewic (Ipswich), Lenne (Lynn), Erewell (Erwell-Haven), Eremuth (unbekannt), Dovr (Dover), Rumenel (Rumny), Rya (Rye), Hingeston (unbekannt), Eya (Eye), Hasting (Hastings), Dageham und Pagham (bei Chicester), Pevenes (Pevensey); worunter die Häven von Cornwall und Devonshire nicht mitbegriffen sind. Liverpool war um diese Zeit ein zum Sprengel von Walton gehöriges Dorf, und stand unter demselben bis zum Jahre 1699. König Heinrich ließ im Jahr 1253 alle Schiffe in England, fremde und englische, festhalten, um sie zu einem Zuge gegen die Barone der Gascogne zu gebrauchen; die Anzahl der Schiffe war über tausend; dreihundert derselben große. Im Jahr 1553 werden viele englische Schiffe, besonders die von Yarmouth, Bristol, Lynne, Kingston upon Hull und Ravensere, als Kriegsschiffe unterschieden; ob diese aber eine andere Bauart hatten, als die übrigen, oder blos die größten und stärksten unter den Kauffartheischiffen waren, erfährt man nicht; so viel nur, daß sie nicht Eigenthum des Volks überhaupt waren, denn sie werden the warlike ships of

Yarmouth, of Bristol etc. genannt. 1336 erwähnt die Geschichte zum erstenmal Liverpool als aufblühenden Hafen. 1338 läßt König Eduard seine eignen zwei Galeeren an der Ostküste kreuzen, um die Schotten und deren Verbündete anzugreifen, und die Transportschiffe seines eignen Landes, welche nach Schottland fuhren, zu schützen. Dieß möchten die ersten englischen Kriegsschiffe zum Schutze der Handelsschiffe seyn. In demselben Jahre wurde Southampton, der Haupthandelshafen im Süden von England, von den Franzosen verheert; da wurde Befehl ertheilt, die Insel Shepey mit hinlänglicher Macht zu versehen, London am Flußufer mit Steinen oder Planken zu befestigen, und den Kanal so zu verstopfen, daß die feindlichen Schiffe sich nicht nähern könnten; Jedermann, Geistliche und Weltliche ohne Ausnahme mußten zu London verhältnißmäßige Beiträge zu den dadurch herbeigeführten Ausgaben steuern. 1339 gebrauchten die Schotten Geschütz zur Befestigung der Mauer von Stirling Castle. 1340, in welchem Jahre das Seewesen des Königreichs, d. h. die Schiffe der englischen Kaufleute, durch Krieg sehr herabgekommen war, befahl Eduard, „da die Sicherheit des Reiches davon abhienge, daß die Schiffe in den Händen seiner eigenen Unterthanen bleiben," dürfe Niemand ein Schiff an einen Fremden weggeben oder verkaufen, und er verlangte, daß ihm genaue Verzeichnisse aller großen und kleinen Schiffe jedes Hafens sammt den Namen der Eigenthümer eingeschickt werden sollten. Am 12 Februar 1341 schrieb der König an die Obrigkeiten der Haupt-Häfen Englands, alle Schiffe von sechzig Tonnen und drüber, und alle Böte und Barken sollten zum Kriegsdienst ausgerüstet werden. Auch trug er ihnen auf, Abgeordnete aus der Anzahl der ersten Bürger zu senden, welche sich zu Westminster versammeln und hier über den Zustand der Schifffahrt, über die Fortschritte der Ausrüstung Bericht abstatten sollten. 1344 verlangte der König von neuem Repräsentanten für einen Schiffsrath oder naval parliament, die nach London kamen.

César de Moreau's Chronological records of the English royal and commercial navy, ein Werk, das sich auf die glaubwürdigsten Urkunden gründet und stets beim Einzelnen die Quellen angibt, enthält einen Bericht über die Schiffe, welche von den englischen Häfen für die Flotte, die Eduard III bei der Belagerung von Calais gebrauchte, geliefert wurden (nach einer Handschrift). Die 25 königlichen Schiffe waren mit 419 Seeleuten bemannt; London sandte 25 Schiffe mit 662 Mann, Margate 15 mit 160, Sandwich 220 mit 504, Dover 16 mit 336, Winchelsea 21 mit 596, Weymouth 20 mit 264, Dartmouth 31 mit 757, Plymouth 26 mit 603, Looe 20 mit 325, Fowey 47 mit 770, Bristol 24 mit 608, Shoreham 20 mit 329 ꝛc.; dieß war die Nordflotte; die südliche bestand aus den Schiffen von Newcastle 17 mit 414 Mann, Hull 16 mit 466, Yarmouth 43 mit 1095, Boston 17 mit 361 u. s. w. Aus der Fremde schickte Bayonne 15 Schiffe mit 439 Mann, Spanien 7 mit 184, Flandern 14 mit 133, Geldern 1 mit 24. Die königliche Flotte bestand aus 25, die Südflotte aus 468, die Nordflotte aus 217 Schiffen; außer diesen 710 englischen kam 1 aus Irland, 37 aus der Fremde, und auf allen diesen 748 Schiffen waren 14,956 Seeleute. Die Theile der Küste, wo die Fischerei blühte, besaßen am meisten Schiffe. Wiewohl eins der Schiffe 51, ein anderes 60 Mann trug, war doch Gosford der einzige Ort, dessen Fahrzeuge im Durchschnitt nicht weniger als je 31 Mann führten; das Mittel der ganzen Flotte für jedes Schiff ist weniger als 20.

Die Tabelle, woraus obiges im Auszuge entlehnt ist, zeigt das erste vollständige bekannte Verzeichniß der englischen Schiffe. 1381 wurde durchgesetzt, daß kein englischer Unterthan Waaren anders aus- oder einführen dürfe, außer auf einem dem König unterthänigen Schiffe. Dieß war die erste Navigationsakte, die im englischen Parlament durchging. 1382 gestattete das Parlament allen fremden Kaufleuten, in England unter dem Schutz des Königs Geschäfte zu treiben. König Heinrich's Flotte, zur Invasion in Frankreich bestimmt, bestand aus 1500 Schiffen, i. J. 1415. Man besitzt ein merkwürdiges Dokument vom J. 1512 über Kriegsflotten. Außer den 3000 Mann, die zum Seedienst bewaffnet waren, hatten sich 700 Soldaten, Seeleute und Kanoniere auf Heinrichs VIII Schiff the Regent zu begeben. Die erwähnten 3000 Mann bestanden aus den 18 Kapitänen der englischen Schiffe, 1750 Soldaten, 1232 Seeleuten und Kanonieren. Der Admiral erhielt für seinen Unterhalt, ferner als Belohnung und alles Weitere, 16 Schilling täglich, während der Seefahrt, und jeder Kapitän 1 Schilling 6 D. täglich. Die Soldaten ꝛc. erhielten jeden Monat, zu 28 Tagen gerechnet, im Ganzen je 10 Schill. Der Admiral bekam immer auf drei Monate voraus u. s. w. Der Regent hatte 1000 Tonnen Ladung, von den übrigen eins 200, drei 160, eins 180, zwei 140, drei 110, eins 100, eins 70; ungerechnet die Transportboote.

Aus solchen Anfängen entwickelte sich in immer höherem Glanze und mit steter Berücksichtigung der Verhältnisse des In- und Auslandes die größte Marine der Welt. Für die drei letzten Jahrhunderte sind die Urkunden zahlreicher, der Zuwachs großartiger. Die jetzigen Schiffe lassen sich kaum mehr mit denen des Jahres 1512 vergleichen. England besaß deren im Jahr 1826: 15,841 Handelsschiffe mit einer Ladung von 1,958,716 Tonnen; und 606 königliche sammt den im Bau und in der Ausbesserung begriffenen; von den königlichen hatten 1826 acht und zwanzig 98 bis 120; 137: 50 bis 84; 117: 42 bis 84; 42: 24 bis 38; 85: 16 bis 22 Kanonen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 75. 15 März 1828.

Die Insel Cypern.
(New Monthly Magazine.)

Wir schifften uns auf einer leichten Handelsbarke von Beyrouth nach Cypern ein, und stiegen in Larnica ans Land, dem Aufenthaltsort aller europäischen Consuln auf der Insel Cypern. Es liegt unter einem ungesunden brennenden Klima. Die Umgebungen sind sandig, der Boden von der Hitze verbrannt; nur wenige grüne, schattige Stellen. Während zwei Drittheilen des Tags kann man es in den Straßen vor Hitze nicht aushalten.

Ich war an den englischen Consul, Vandiziani, einen gebornen Griechen, empfohlen. Er nahm uns aufs freundlichste auf. Die Insel genoß zu dieser Zeit einer trügerischen Ruhe. Die Niedermetzelungen der Griechen hatten nur aufgehört, um bald darauf mit vermehrter Wuth wieder zu beginnen. Kurz vor unserer Ankunft waren mehrere Priester erwürgt worden, und eines Abends, als wir ruhig im Vorsaale des Consulathauses saßen, ermordete ein türkischer Soldat einen Griechen vor unsern Augen.

Der Pascha von Egypten, unter dessen Schutz die Insel gestellt ist, hatte zwei tausend Mann Truppen hiehergeschickt, um jeder Empörung zu begegnen. Auf einmal erhielten wir die Nachricht, diese Truppen seyen in Aufruhr, weil sie keinen Sold erhielten; sie wollten auf das Arsenal marschiren, sich der Schiffe bemächtigen und nach Egypten zurückkehren. Die ganze Stadt kam in Schrecken. Der österreichische Consul flüchtete sich zu Schiffe; der englische verrammelte sein Haus, entschlossen es im Fall der Noth mit uns und seiner Dienerschaft zu vertheidigen. Indessen ging die Nacht vorüber. Die Truppen hatten sich nach Famagusta gewendet und waren dort von den Anführern durch Versprechungen wieder zur Ruhe gebracht worden.

Um ihr Leben zu retten, waren mehrere Griechen auf Cypern Muselmänner geworden. Einer von ihnen, ein reicher Kaufmann, von großer Corpulenz, kam oft in das Haus des Consuls, und jammerte wie er (es war gerade das Fest des Ramadans) fasten und drei und sechszigmal des Tages, das Gesicht gegen Mecca gewendet, sich niederwerfen und mit der Stirne die Erde berühren müsse. Die Muselmänner bewachten ihn mit Argusaugen.

Einer andern Familie hatte man einige Tage Bedenkzeit gegeben, um zwischen dem Koran und dem Tode zu wählen. Bereits hatte der Mann eingewilligt, Muselmann zu werden; seine Gattin aber blieb unbeweglich und zog den Tod vor, so wie schon oft in diesem Kriege die Frauen den Männern an großartigen Entschlüssen vorangegangen waren.

Durch die Nähe Egyptens, die Abreise aller ausgezeichnetern Griechen und die Schwäche derer, die blieben, sah sich die Insel ohne Widerstand dem Uebermuth ihrer Unterdrücker preisgegeben. Die Schlösser waren zerstört, die Gärten verwüstet, die Besitzer Bettler, und die Frauen, im Schoose des Reichthums erzogen, nun umherirrend, ohne Familie und Obdach. Die herrlichsten Ländereien konnte man um einen Spottpreis erhalten. Ich sah, wie ein prachtvolles Schloß mit einem dazu gehörigen Dorfe und einer großen Domäne um vier tausend Gulden verkauft wurde.

Wir nahmen uns vor, das Innere der Insel zu besuchen. Der Consul gab uns seinen Secretär und einen seiner Bedienten zur Begleitung. Ein Janitschar, mit einem eigenen Diener, diente uns als Schutzwache. So waren wir zu neun. Unser erstes Nachtlager war in einem kleinen griechischen Dorfe, wo wir sehr gut aufgenommen wurden. Mit Anbruch des Tages setzten wir uns wieder zu Pferde. Das Wetter war herrlich und der Himmel so rein, daß die fernsten Berge hell und klar vor uns lagen. Bald stießen wir auf ein hohes, halb zerstörtes Gebäude, alles öde und leer. Ein Landmann, den wir an dem Teiche des Gartens fanden, erzählte, daß der Herr von den Türken ermordet, Frau und Kinder aber genöthigt seyen zu dienen.

Von hier gelangten wir in Cytherens anmuthiges Thal. Ein griechischer Priester empfing uns freundlich in seiner malerischen Wohnung, mitten in einem schönen Garten von Orangen und Citronen voll Blüthen und Früchten. Unsere Abendkost bestand in Ziegenfleisch, zu verschiedenen Ragouts zubereitet.

Das Dorf besteht aus einer Anzahl isolirter Strohhütten, deren jede ihren Garten und, so groß ist der Ueberfluß an fließendem Wasser, auch fast jede ihren kleinen Bach hat. Das Feld ist bedeckt mit Orangen-, Citronen-, und Maulbeerbäumen. Auch die Seidenernte ist beträchtlich. Mitten unter den Strohhütten lag das verlassene Haus eines griechischen Bojaren.

Die umliegenden Berge mit ihren mannigfaltig geformten Gipfeln bildeten die malerischte Umgebung. Von einem derselben aus genoßen wir eine herrliche Aussicht auf das Meer und auf die schroffen Ufer von Caramanien.

Indem wir unsern Zug ins Gebirg fortsetzten, gelangten

wir nach einigen Stunden in das Kloster St. Chrysostomus, das auf zwei Seiten von Felsen eingeschlossen, über einem jähen Abgrund hängt, gegen Morgen eine große Ebene beherrschend, in deren Mitte die Stadt Nicosia liegt. Nur zwölf Mönche leben in diesem einst berühmten, nun verarmten Kloster. Es ward vor mehreren Jahrhunderten von einer der reichsten Damen gegründet. Unter dem Portikus der Kirche beleuchtet eine ewige Lampe ihr Grab, in welchem ihre beiden geliebten Dienstfrauen an ihrer Seite ruhen.

Auf der Spitze des Bergabhangs stehen noch die kolossalen Ruinen eines alten festen Schlosses der Tempelherren. Noch steht eine lange Reihe von Zellen, zwischen ungeheuern Mauern. Herrlich ist der Umblick von dieser Höhe, auf die weite Ebene, auf die duftumhüllten Berge, die sie umkränzen, auf das Meer, das an die schwärzlichen Felsen schlägt, und auf Asiens blühende Küsten.

In Nicosia nahm uns der Erzbischof der Insel, ein geborner Cyprier, ein ehrwürdiger Greis, mit der rührendsten Gastlichkeit auf. Lange Zeit lieh sein Ansehen, sein festes unerschütterliches Betragen, vielen Verfolgten Schutz und Hülfe; endlich unterlag aber auch er muselmännischem Uebermuth und empfing die Palme des Märtyrthums.

Die Lage Nicosias in der Mitte einer weiten Ebene macht hier die Hitze unleidlich drückend. Die Häuser sind fast alle im venetianischen Style gebaut, so daß man in den Straßen nirgends den willkommenen Schatten findet, den in den meisten übrigen Städten der Levante die zeltähnlichen Vorsprünge und Dächer der arabischen Bauart gewähren.

Eines Tages besuchten wir, mit Erlaubniß des Gouverneurs, die Moschee der Stadt, einst eine christliche Kirche, von den Venetianern im gothischen Style gebaut und der heiligen Sophia geweiht. Als die Türken sich Nicosias bemächtigten, zerstörten sie die meisten Spuren des katholischen Cultus, doch war es unmöglich, dem gothischen Gotteshause das Ansehen einer Moschee zu geben. Der Betstuhl des Imans steht an der Stelle des Hauptaltars, und die Mauern sind bedeckt mit goldnen Inschriften aus dem Coran. Als wir eintraten, erklärte der Iman gerade einige Stellen des heiligen Buches, wovon jeder der Zuhörer ein Exemplar in der Hand hielt. Aber stärker noch als die Worte des Muselmanns verkündigte das majestätische Gebäude selbst die Hinfälligkeit der menschlichen Dinge. Hier wurden die alten Könige von Cypern gekrönt, hier stiegen sie in ihre Gruft; hier ruht die sterbliche Hülle so mancher Kämpfer für den Glauben, so manches stolzen venetianischen Senators, und nun rufen die Musemänner ihren Propheten an auf den Gräbern derer, die einst im Kampfe gegen sein Volk ihr Blut vergossen.

Die Frauen von Cypern scheinen bei weitem nicht mehr jene Schönheit zu besitzen, die sie einst im Alterthume so berühmt machte. Ihre Formen tragen noch den alten griechischen Character, aber in Armuth, Unwissenheit und Sklaverei ist jene bezaubernde Anmuth und Harmonie untergegangen. Dagegen hat das griechische und circassische Blut das Geschlecht der Ottomanen zum schönsten der Erde gemacht.

Von Nicosia wanderten wir nach Dale, dem alten Idalia. Die alten Gebäude liegen in Trümmern; Strohhütten stehen an ihrer Stelle, aber die Reize der Gegend konnte weder der Krieg noch die Zeit vernichten. Noch ist es von freundlichen Gehölzen und würzigem Strauchwerk umschattet, in deren Mitte ein kleines Flüßchen rauscht, an dessen Ufern die Hütten des Dorfes stehen. Eine Stunde von diesem liegen große Schutt- und Trümmerhaufen — Reste des alten Idalias; aber keine Säule steht mehr aufrecht, keine Inschrift verkündet seine versunkene Pracht. Auch ein hoher Hügel zur Rechten ist noch mit Ruinen umkränzt. In der Nähe des Hügels lebt in einer erbärmlichen Strohhütte eine Familie von Aussätzigen — diese Krankheit war in der Familie erblich, daher die ganze Umgegend sie floh. Längst hätten sie vor Hunger sterben müssen, wenn nicht von Zeit zu Zeit einzelne mitleidige Hände ihnen in einiger Entfernung von ihrer einsamen Hütte Lebensmittel hinlegten. —

Den andern Morgen sagten wir dem Tempel der Venus Lebewohl und kehrten nach Larnica zurück.

Die Niederlage der Wechabiten.

(Fortsetzung.)

Bei der Zurückkunft in unsern Lagerplatz fanden wir das sonderbarste Schauspiel. Die Zelte waren kaum in großer Eile aufgeschlagen worden, als die Kameele und Treiber mit dem Gepäcke nachkamen. Sie unterbrachen die Stille und Einsamkeit der Wüste durch ein wahrhaft babylonisches Sprachgewirr. Indostanisch, Persisch, Arabisch und mehrere europäische Sprachen schallten durcheinander und zerflossen in ein unverständliches Getöse.

Wir wurden in diesem Lager länger zu bleiben genöthiget, als wir früher erwartet hatten, indessen lebten wir auf dem Lande doch ebenso wie am Bord unserer Schiffe und hatten nicht Ursache uns über eine Unterbrechung unserer guten Laune und des Frohsinns zu beklagen, welcher den Soldaten in der Garnison charakterisirt. Unsere einzigen Leiden waren der heiße Wind und erstickende Wolken feinen Sandes, die uns nöthigten, den ganzen Tag so bequem als möglich ausgestreckt auf der Erde zu liegen. Uebrigens herrschte im Lager die vollkommenste Sicherheit, und nur die Wachen trugen geladene Gewehre, was indessen zu einer Katastrophe Veranlassung gab, die man leicht hätte voraussehen können.

In einer sternhellen Nacht waren zum Schutz einer astronomischen Partie Posten ausgestellt worden. Der Mond war noch unter dem Horizonte, als eine Heerde schneller Dromedare ihre Reiter in schweigender Eile über die sandige Ebene trug, um ihm bei seinem Aufgang ein blutiges Schauspiel zu geben. Die Posten wurden plötzlich angegriffen. Die Araber waren in einer gewissen Entfernung abgestiegen, und schlichen sich unbemerkt bis an die wenigen Wachen heran. Widerstand war vergeblich. Viele wurden niedergehauen, die Uebrigen flohen dem Lager zu, mit denen zugleich die Feinde eindrangen. Sie tödeten und verwundeten vierzig von unsern Leuten, und

lähmten alle Pferde und Maulesel, die ihnen in den Weg kamen. Einige stachen mit den Speeren in die Zelte, andere standen an dem Ausgang derselben, um die Fliehenden zu empfangen. Der Schrecken war allgemein. Die Soldaten sprangen aus dem Schlaf auf, flohen halb nackt durch das Labyrinth von Zelten, stürzten über die Seile und trafen überall auf den Feind oder fürchteten wenigstens ihn zu treffen. Ordnung zu stiften war unmöglich. Auf andern Punkten waren unsere Leute auf den ersten Lärm zur Hand, aber troß der Schnelligkeit, mit welcher sie sich in die Linie stellten, hatten die Feinde, während die nöthigen Vorbereitungen zum Angriff getroffen wurden, ihren Plan ausgeführt, und das Lager bereits wieder verlassen. Am Morgen fanden wir nicht mehr als zwei Mann von ihnen auf dem Platze.

Nach diesem Ueberfall waren wir mehr auf unserer Hut. Unser Lager wurde kunstgemäßer eingerichtet, und der Oberbefehlshaber, der bisher sich noch an der Küste aufgehalten hatte, vereinigte sich mit uns. Auch der Imam traf im Lager ein, und seine Zelte wurden neben denen der Stabsoffiziere aufgeschlagen. Sein Hofstaat war unbedeutender als wir erwartet hatten; in seiner Kleidung zeichnete er sich nur wenig von seinen Unterthanen aus, und in seiner Haltung zeigte sich weder die Würde noch das martialische Aussehen, welches seiner Nation in so hohem Grade eigenthümlich ist. Er empfängt seine Besuche ohne alles Ceremoniell, die Beine untergeschlagen, und von Zeit zu Zeit während des Gespräches eine Hand voll Reiß oder Datteln in den Mund steckend. Dem orientalischen Gebrauch gemäß, verdankt er seinen gegenwärtigen hohen Standpunkt der Ermordung seines Bruders. Indessen steht er in dem Ruf ein gutmüthiges Herz zu haben — eine liebenswürdige Eigenschaft, von der er uns bald nach seiner Ankunft im Lager einen augenscheinlichen Beweis gab, indem er sieben von seinen Unterthanen als des Spionirens verdächtig, ohne allen Prozeß zu gleicher Zeit aufknüpfen ließ.

Endlich kamen auch die vom Imam versprochenen Kameele zur Fortschaffung unseres Gepäckes an, und mit ihnen einige hundert Beduinen und Araber. Es war ein seltsamer Anblick. Ein gemischter Haufe von Kameelen, Pferden und Eseln, auf deren Rücken eine Art von Satteldecken befestigt war, trugen ihre Reiter mit einer unglaublichen Geschwindigkeit über die Ebene. Bald verschwanden sie vor unsern Blicken, bald kamen sie wieder mitten in den unter ihnen aufsteigenden Sandwolken zum Vorschein. Sie schwangen ihre Schwerter, schlugen damit an ihre Schilde, und erhoben ein lautes Freudengeschrei. Es muß ihrer Eitelkeit sehr geschmeichelt haben zu sehen, daß wir alle zu ihrem Empfange vor das Lager traten.

Diese sonderbaren Gäste nahmen die rechte Seite unseres Lagers ein, wo sie in der grenzenlosesten Unordnung ihre Zelte aufschlugen, und bald der Gegenstand unsrer gespanntesten Neugierde wurden. Wir sahen in geringer Entfernung mit Vergnügen die kräftigen, wilden Gestalten der Männer, welche entweder in kriegerischer Haltung auf und nieder giengen, oder der Länge nach in der Sonne lagen; die schlanken und reizenden Formen der Pferde in den mannigfaltigsten Stellungen; die Kameele, entweder aufrecht stehend oder ihre plumpen Glieder der Ruhe überlassend, bewegungslos und geduldig von Morgen bis Abend; den unaufhörlichen und wechselnden Glanz der Waffen, und alle diese seltsamen und bizarren Erscheinungen und Bilder, die wir vorher nicht anders als aus Dichtern gekannt hatten. Erbaulich war die zwischen den zweifüßigen und vierfüßigen Geschöpfen obwaltende Eintracht und wechselseitige Zuneigung, mit welcher sie gleichsam als Glieder einer einzigen Familie aus demselben Troge Datteln verzehrten, und von demselben Wasser tranken.

Wir fanden die Beduinen-Araber bei weitem mehr zur Mittheilung, wenigstens durch Zeichen und Lachen, geneigt als ihre übrigen Landsleute. Sie schienen an unsrer Unwissenheit Gefallen zu finden, zeigten von ihrer Seite aber wenig Neugierde. Sie erlaubten uns ihre Schwerter in die Hand zu nehmen, meistentheils furchtbare, doppelschneidige Waffen, welche ohne große Geschicklichkeit nicht geführt werden können; nur mit augenscheinlicher Verachtung blickten sie auf unsere Degen, die sie sogar anzufassen ablehnten. Sie nahmen bisweilen gegen einen oder den andern unserer Rothröcke eine Fechterstellung an, und freuten sich sehr, wenn es ihnen durch eine angenommene zornige Miene gelang ihren Gegner in einige Furcht zu setzen. Wir machten uns gegenseitig Vergnügen, und der Unterschied zwischen dem in Gold und Scharlach gekleideten Europäer und dem wilden Krieger der Wüste sprang unzweifelbar zum großen Vortheil des letztern in die Augen. Wie überlegen zeigte sich der Araber schon in seiner bloßen äußern Erscheinung! Seine schlanke Gestalt, die musculösen wohlgebildeten Glieder, die blasse Gesichtsfarbe, die regelmäßigen und festen Züge, sein langes schwarzes Haar, und das schwarze Auge voll Feuer, in Verbindung mit seinem, man möchte sagen auf den Effect berechneten Unterkleid, dem Turban, und dem ärmellosen Obergewand, den Speer in seiner Hand, den Schild am Arme, den Dolch und das Schwert im Gürtel. Diese Gestalten überdieß auf ihren muthigen Rennern hatten etwas wahrhaft begeisterndes. Unmöglich kann man sich einen vollkommenern Gegensatz denken, als den zwischen dieser nackten und furchtbaren Simplicität und unserer manirirten Künstelei. Am schärfsten trat der Abstand des Abends hervor, wenn bei Sonnen-Untergang die Beduinen, in verschiedene Abtheilungen getheilt, hinausgingen um zu beten. Sie streuten eine Hand voll Sand auf das Haupt, als Zeichen der Erniedrigung, und neigten sich, mit den Händen das Gesicht bedeckend, zur Erde; dann richteten sie sich wieder auf, und murmelten mit dem Ausdruck der tiefsten Andacht ihre Gebete. Noch einige vorgeschriebene Stellungen und Kniebeugungen und die Ceremonie war zu Ende. — Noch ehe diese lebenden Gemälde für uns den Reiz der Neuheit verloren, befanden wir uns auf dem Marsch nach Ben-Bu-Ali.

(Schluß folgt.)

Zustand der Literatur in Genf *).

Die verschiedenen Zweige der Wissenschaft und Kultur tragen nicht immer gleich reiche Blüthen und Früchte bei einer und derselben Nation. Die Schönheit und Reife der einen ist oft weiter und herrlicher gediehen, als die der andern. Genf bietet davon ein treffendes Beispiel dar. In diesem kleinen Lande, oder vielmehr in dieser Stadt (denn in der letztern konzentrirt sich das ganze geistige Leben des ersten), wo der ewige Tempel der Weisheit allen Gottheiten geöffnet steht, stehen einige glänzend im Vordergrunde, vor allen der allgewaltige Merkur, während andere, obgleich aus edlerem Stoff gearbeitet, in dem Schatten der Vergessenheit schlummern.

Betrachten wir die Sache unter ihrem wahren Gesichtspunkte. Genf ist weder Abdera noch Athen. Es ist eine reiche, freie, gewerbthätige Stadt. Dem Prinzip der Duldung gehorchend, erhebt es sich, wie eine glückliche Oase mitten aus der Wüste, welche Intoleranz, Trug und Wahn ringsumher ausbreiten. Die Regierung dieses kleinen Staats ist und will nichts mehr seyn, als das Haupt der glücklichen Genfer Familien. Niemand fürchtet, Jeder liebt und achtet sie. Sie ist die erste, unter der allmächtigen Aegide des Gesetzes, die ihm unbedingt ohne Ausnahme gehorcht. Durch ihr Beispiel lehrend und gebietend, durch ihre Macht leitend und schirmend, gibt sie der öffentlichen Meinung einen wohlthätigen Impuls, der immer die herrlichsten Früchte trägt.

Um so auffallender ist die Vernachläßigung, fast möchte man sagen, die Nichtachtung, mit welcher die Literatur zu Genf behandelt wird. Es ist beinahe zum Sprichwort geworden, daß diese Stadt keinen Dichter, und nur wenige ausgezeichnete Schriftsteller aufzuweisen habe. Männer wie Sismondi, Dumont, Candolle und früher J. J. Rosseau, die beiden Pictet, Necker, Deluc u. a., gehören durch ihre Arbeiten und Verbindungen mehr dem Auslande, als ihrer Vaterstadt an.

Fast alle literarischen Institute in Genf sind unbedeutend. Die unter dem pomphaften Titel „Bibliothèque universelle“ erscheinende Monatsschrift ist nicht mehr das, was sie früher war, als sie diesen Namen, den sie statt dem ursprünglichen der Bibliothèque britannique angenommen, wirklich verdiente. Ihre Einseitigkeit geht immer crescendo, und bald wird man sie bescheidener Bibliothèque genévoise, oder Bibliothèque de la rue de Saint-Germain nennen können.

Das „Journal de Genève,“ von einer Gesellschaft redigirt, die sich eine Ehre daraus macht unschriftstellerisch zu seyn, d. h. die aus allen möglichen Elementen, mit Ausnahme des eigentlich literarischen, zusammengesetzt ist, könnte sich mit größerm Rechte „Chronique curieuse des Rues-Basses et de Saint-Gervais“ nennen. Seine Tendenz ist schwankend, wie der Preis der langen und kurzen Waare in den Remisen seiner Redaktoren. Der Patriotismus in ihm richtet sich nach der Hausse und Baisse in den Handelsspekulationen der Herren Chaponnière und Comp.

Der unlängst verstorbene „Courrier du Léman“ und die ganz neuerdings erblichenen „Archives genévoises“ waren beides uneheliche Kinder; der Courrier der seltsamsten Art von Unabhängigkeit, die vielleicht je im alten Allobrogengau existirte, von barschem Republikanismus und linkischer Höfelei, aus Holbachischer Freigeisterei und Malanischer Mommerei **) zusammengekoppelt; die Archives der Aristokratie der Rue de l'hôtel de ville, in schwachen Spiritus gesetzt von einem jener gehorsamen Sancho Pansa's, an denen es nirgends fehlt.

Dieß ist, nebst der „feuille d'avis (dem Anzeigeblatt)“ die wöchentlich zweimal erscheint, Alles, was Genf an inländischen literarischen Produkten erzeugt. Diese Armuth wird um so auffallender, wenn man bedenkt, daß es in dieser Stadt wenigstens 2000 Personen gibt, die im Stande seyn könnten, ihren Verstand auch außer der Atmosphäre des Einmaleins geltend zu machen, dadurch für das Gemeinbeste der Menschheit zu wirken, und die größtentheils nur gewaltsam alle Kräfte des schärfsten, durchdringendsten Geistes auf die Regel de tri beschränken.

Dieser für die Ehre, den Ruhm und selbst für den künftigen Wohlstand Genfs äußerst traurige Umstand, der von Tag zu Tag immer greller, immer drohender hervortritt, ist indessen der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen. Aber seltsam genug ist diese Besorgniß nicht von oben, oder von den Aeltesten unter den Schriftgelehrten, sondern, wenn man so sagen darf, von unten, oder von den Jüngsten ausgesprochen worden. Diese Letztern beurkunden öffentlich ihren Beruf, die Stützen der schwankenden Literatur ihrer Vaterstadt zu werden. Schon vor einiger Zeit sagte Adolph Peschier, einer der Talentvollsten unter ihnen, öffentlich:

„Unsere Gleichgültigkeit, hinsichts der Literatur, ist so groß, daß dieß Studium bei uns nicht im mindesten unterstützt wird. Wir haben Gesellschaften jeder Art zur Beförderung der strengeren Wissenschaften, der Künste, der Industrie, und kaum gibt es eine zur Emporhebung der Literatur. Aus besonderer Vorliebe dafür, faßten vor drei Jahren einige Jünglinge den Entschluß, sich zu gewissen Zeiten zu versammeln, sich gegenseitig Aufsätze vorzulesen, für das Talent der Kritik sich zu bilden, und in der so nothwendigen Kunst der Improvisation sich zu üben.“

„In der Besorgniß, sich auf einem unbekannten Wege zu verirren, wendeten sie sich bittend an das Wohlwollen ihrer Professoren, und legten ihnen eine Probe ihrer bescheidenen Versuche vor. Einige derselben schenkten ihren gewesenen Zöglingen geneigtes Gehör. Sie hörten mit Nachsicht, verbesserten mit Milde, deuteten leichtere oder größere Fehler an, und zollten mehr als einmal glücklichen Inspirationen Beifall.“

„Andere, von dem traurigen Vorurtheil befangen, das viele Genfer beherrscht, würdigten nicht, so schwach begonnenen Versuchen ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und zeigten sich in den Versammlungen nie. Diese Hintansetzung konnte denen, die davon betroffen wurden, nicht anders als fühlbar seyn. Sie wendeten alles Mögliche an, ein so trauriges Vorurtheil zu beseitigen.“

„Mit Eifer und Beharrlichkeit brachten sie es endlich so weit, ihre Zahl zu vermehren, und, was noch mehr werth war, einige geschickte Literatoren für sich zu gewinnen. Aber es würde ihnen noch bei weitem angenehmer seyn, das ganze Publikum ihre Aufforderung beantworten und sein Bestreben mit dem ihrigen verbinden zu sehen, um dem Verfall der National-Literatur zuvorzukommen.“

In der letzten Hälfte Dezembers 1827 hat derselbe Adolph Peschier einen Cursus der Literatur, nebst einer Uebersicht von ihrem Zustande in Europa im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert eröffnet, der sich sehr gut ankündigt und der nicht unwichtige Resultate hervorbringen kann. Hoffen wir, daß durch diese und ähnliche Bemühungen der Zustand der Literatur zu Genf sich allmälig, wenigstens in etwas, heben wird.

*) Wir geben diesen Bericht eines unserer Correspondenten, um wenigstens die Eine Seite des literarischen Treibens in Genf hervorzuheben, obgleich die andere augenscheinlich zu sehr in Schatten gestellt, und überhaupt Genfs geistiger Reichthum zu wenig gewürdigt ist. Anm. d Red.

**) Daß das Unwesen der sog. Mommiers in der Schweiz, auch in Deutschland allgemein bekannt sey, können wir voraussetzen.

Berichtigung.

In der gestrigen Numer dieses Blattes Seite 295 Spalte 2. Zeile 27. l. 1524 st. 1824.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 76. 16 März 1828.

Die türkischen Frauen.

(Esquisses de Moeurs Turques au 19me Siècle, etc. Par Grégoire Palaiologue. Paris 1828.)

Wenige Reisende sind im Stande eine treue Schilderung der muselmännischen Sitten zu entwerfen. Die Europäer in Konstantinopel sehen die Eigenthümlichkeiten der Türken meist nur durch die Brille ihrer eigenen Vorurtheile, ohne zu bedenken, daß die Lächerlichkeiten, welche selbst die gebildetsten Länder Europas sowohl in Meinung als im Leben darbieten, einem unbestochenen Blicke oft wahrlich nicht weniger auffallend erscheinen müssen, als die der Ottomanen. Ueberhaupt sind Nationalsitten nie an sich lächerlich; meist lassen sie sich alle auf eine vernünftige Quelle zurückführen, obgleich sie freilich oft noch lange halbentseelt sich durch das Leben der Völker hinziehen, nachdem die innere Nothwendigkeit, die sie ins Leben rief, längst vorüber ist. So haben auch manche türkische Sitten, im Heerlager entstanden, die kriegerischen Wanderungen des Volkes überlebt und sich trotz der Aenderungen der Zeit aufrecht erhalten, gleich dem rastlosen Geist eines Reisenden, dem selbst dann, wenn ihn Alter und Heimath festhält, die Seele noch mit den Bildern der Ferne und der schönen Vergangenheit erfüllt ist.

Die Schriftsteller, welche in dem gegenwärtigen Kampfe der Griechen mit der Pforte die Feder ergriffen, haben die unrichtigen Ansichten, welche in Rücksicht der Türken schon vorher fast allgemein in Europa herrschten, noch vermehrt, indem sie glaubten, um die Griechen desto mehr zu rechtfertigen, sey es nöthig die Türken so schwarz als möglich zu machen — eine Ansicht, die so unrecht als widersinnig ist. Waren die Griechen, wie wir überzeugt sind, berechtigt, das ottomanische Joch zu brechen, so wird dieses Recht dadurch nicht heiliger, daß wir ihre Unterdrücker als Ungeheuer darstellen. Ihr Aufstand wäre, nach unserer Ueberzeugung, eben so gerechtfertigt, selbst wenn die Türken Halbgötter wären, denn kein Verdienst, wäre es auch noch so groß, rechtfertigt die Unterdrückung eines Volks. Gelänge es den Griechen und den Griechenfreunden ihre Anklagen des türkischen Characters und Lebens wirklich zu beweisen, so würde daraus nur folgen, daß die Griechen, die sich so lange Zeit unter das Joch von solch verächtlichen Tyrannen beugen konnten, in gleichem Grade selbst verächtlich seyn müßten. Da also die Sache der Freiheit durch die Wahrheit nur gewinnen kann, so wird der, dem jene wie diese am Herzen liegt, nicht in den Philippiken des Hrn. Paläologus und ähnlicher Libellisten sich Raths erholen, sondern mit dem Auge leidenschaftloserer Berichterstatter auf ein Volk blicken, das in Europa vielleicht bald nur noch der Geschichte angehört, die vor allem jene innere Wahrheit fordert.

Als eine allgemeine Bemerkung gilt es, daß das Loos der Frauen im Orient bei weitem besser ist, als man gewöhnlich annimmt; daß die Polygamie in keinem der dortigen Länder allgemein, und daß da, wo sie im Gebrauch ist, ihre Wirkungen keineswegs so schrecklich sind, als die Europäer sich einbilden.

Nicht die Eifersucht des Ehemanns ist es, welche die Weiber in ihre Zimmer einschließt, sondern die Gesetze und Sitten des Landes, die schon längst vor Mahommed bestanden, und die überhaupt in Asien vorherrschen, so gut als in dem alten Griechenland. Auf dieser Eigenthümlichkeit der Sitte beruht die eigenthümliche Bauart ihrer Häuser, welche stets in zwei Abtheilungen getrennt sind, wovon die eine, dem Andron der alten Griechen entsprechend, Salamlik heißt und zum Aufenthalt des Herrn des Hauses bestimmt ist; die andere aber Harem (die zurückgezogenen oder heiligen Gemächer) genannt wird, worin die Frauen, — Weiber, Töchter, Mütter, Schwestern, Tanten, weibliche Sclaven rc. abgesondert leben. Den Weg von dem Salamlik zu dem Harem betritt gewöhnlich, außer dem Herrn der Familie, kein Mann. Selten kommt eine fremde Frau, nie ein Eunuche in dieses innere Heiligthum, in welchem alle Dienste von weiblichen Sclaven versehen werden. Nur zweimal im Jahre, während der Feste des Bayram, oder aus Veranlassung einer Heirath, einer Entbindung, einer Beschneidung erhalten die nächsten Verwandten der Familie Erlaubniß den Frauen in Gegenwart ihrer weiblichen Sclaven einen kurzen Besuch zu machen. Dieß sind die einzigen Männer, vor denen die Frauen unverschleiert erscheinen dürfen. Man nennt sie in dieser Beziehung Mahhrem; alle Fremde, denen der Zutritt ins Harem verboten ist, heißen Na-Mahhrem oder Unzugelassene.

Nur in Gegenwart ihres Mannes oder eines andern Weibes darf eine Frau unverschleiert vor einem Arzte

erscheinen. Den Puls darf er nicht anders als durch eine Mousselinschleife fühlen. Blos in Fällen großer Gefahr lassen die Gesetze von ihrer Strenge nach, und gestatten einer Frau sich zu entschleiern, ihre Augen, ihre Zunge oder irgend einen andern Theil ihres Körpers von dem Arzte besichtigen zu lassen. Uebrigens wird die Arzneikunde meist von Weibern ausgeübt, welche wenig Wissenschaft aber eine desto größere Erfahrung besitzen. Im ganzen Reich giebt es keine Accoucheurs; blos Frauen, Eben Cadinn genannt, versehen diesen Dienst. Die Gegenwart eines Mannes bei einer Entbindung, würde einer Familie für immer einen Mackel aufdrücken.

Trotz dem, was Herr Paläologus und andere leidenschaftlich und einseitig urtheilende Europäer vom Gegentheil versichern, bewahren doch die türkischen Mädchen in der Regel ihre Unschuld streng und unverletzt. Ihre Aengstlichkeit geht hierin so weit, daß sie selbst in ihren eigenen Gärten nicht zu jeder Stunde unverschleiert spazieren zu gehen wagen, wenn sie nicht ganz sicher sind, daß kein Mann sie belauschen kann. Geht eine Frau ins Bad, so ist sie stets von andern Frauen der Familie begleitet, und von weiblichen Sclaven und Eunuchen gefolgt. Erst im vorgerückten Alter besucht sie die Moschee; bis dahin spricht sie das Gesetz von Beiwohnung des öffentlichen Gottesdienstes frei. Ueberhaupt erscheinen Frauen von einigem Rang nie häufig im Publikum, indem dieß aller Sitte widerspräche. Meist erblickt man auf den Straßen blos ärmere Frauen; aber auch sie sind stets verschleiert und aufs sorgfältigste bedacht, sich nicht die geringste äußere Unschicklichkeit zu Schulden kommen zu lassen, so daß sie nicht einmal mit jemand sprechen. Einer Frau auf der Straße nachzugaffen, wird als ein Zeichen der Gemeinheit betrachtet, und wer sie mit irgend einem unschicklichen Worte beleidigen wollte, würde sich der Gefahr aussetzen, von der Polizei ergriffen und, im Fall des Widerstandes, zu Boden geschlagen zu werden. Nie hält eine türkische Frau einen Kramladen oder eine Waarenbude, oder verkauft irgend etwas auf der Straße; nur gewisse alte Weiber, welche an die Frauen des Harems allerlei kleinen Putz, Spielereien ꝛc. verkaufen, machen hievon eine Ausnahme.

Jede Familie lebt abgesondert für sich. Der Ehemann, den man gewöhnlich für einen absoluten Tyrannen seines Hauses hält, kann nie in sein eigenes Harem treten, wenn zufällig eine fremde Frau bei der seinigen auf Besuch ist; er muß warten, bis sie sich verschleiert hat und man gehörig vorbereitet ist ihn zu empfangen. Der Sultan selbst dürfte es nicht wagen, dieß Gesetz zu verletzen.

Gewöhnlich essen Frau und Mann nie zusammen.

Die Hauptunterhaltung der Frauen besteht im Besuch der öffentlichen Bäder und ihrer näheren Verwandten. Doch geschehen diese Besuche nicht häufig, meist nur in Zwischenräumen von fünfzehn oder zwanzig Tagen. Sie nehmen dabei alle ihre kleinen Kinder und einige Sclaven mit. Da jede Familie ängstlich darauf bedacht ist, keinen Besuch schuldig zu bleiben, so wird der größte Theil des Jahres blos mit diesen gegenseitigen Besuchen der nähern Bekannten zugebracht.

Fremde Frauen finden äußerst schwer Zutritt in den Harem, außer etwa als Putzmacherinnen; nie aber betritt eine das Serail.

Ungeachtet Mahommed selbst vielen Umgang mit Juden und Heiden hatte, und in dem Koran sogar die Heirath mit Christen und Juden erlaubte, so ist doch das Vorurtheil noch mächtiger als das Gesetz, und erhält einen beständigen Widerwillen gegen die Ungläubigen, so daß ein Türke, wenn er auch zuweilen einem Fremden seine Freundschaft schenkt, doch sorgfältig bemüht ist, diese Gesinnung vor seinen Landsleuten zu verbergen.

(Schluß folgt.)

Die Niederlage der Wechabiten.

(Schluß.)

Kein Gegenstand würde für den Pinsel einen glücklichern Stoff dargeboten haben, als die Abbrechung unsres Lagers. — Die Zelte wurden niedergerissen, Kameele beladen; Gruppen von Soldaten nahmen hier und da ihren Morgentrunk, die Bataillons stellten sich in Ordnung, Offiziere bestiegen ihre Pferde, Männer von fast allen Farben und Trachten jagten durcheinander, und vermehrten die Lebendigkeit der Scene. Unser Marsch dagegen würde schwerlich einen Maler zur Darstellung aufgefordert haben. Ich glaube nicht, daß ein Soldat härtere Beschwerden ertragen kann, als wir in der Mittagsstunde einer tropischen, von dem glühenden Sande zurückprallenden Sonne, durch den wir nicht giengen sondern wateten, zu erdulden hatten. Von Durst erschöpft, wurden wir durch die dürftige Portion Wasser, die wir bei uns führten, eher zum Trinken gereizt, als befriedigt. Wir hielten von Zeit zu Zeit, um eine andere Erfrischung, Wasser mit einem geistigen Getränk vermischt, zu nehmen. Oft wurde das Auge durch trügliche Bilder getäuscht. Einmal erinnere ich mich, brachen plötzlich und fast zu gleicher Zeit unsere Leute in ein lautes Freudengeschrei aus. Wir sahen die Stadt vor uns, vor der wir lagern sollten, ihre Dattelwälder, Thürme, Hütten und silbernen Quellen; selbst die Kameele glaubten wir zu erblicken, die mit Wasser beladen uns entgegen kamen, — allein, es waren nichts als Bilder, welche unsere Phantasie auf die von der Sonne erleuchteten Wolken gezeichnet hatte. Es währte eine geraume Zeit, bevor wir uns diese Täuschung erklären konnten, und seit der Zeit fanden wir oft, daß wir die verschiedensten Gestalten nach Belieben heraufzuzaubern im Stande waren. Einige orientalische Phantasien beschworen Mo-

scheen und Cisternen herauf, Andere Landhäuser, Berge, Wiesen und Heerden. Dieses Schauspiel würde uns vortrefflich unterhalten haben, wäre die Täuschung nicht gar zu grausam gewesen.

An demselben Tage stiegen wir unter grenzenloser Anstrengung und Mühe über die Gebirge. Dieß waren steile Felsen von großer Höhe, und da sie ohne alle Bedeckung von Laub und Buschwerk den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, so war die Hitze hier unerträglich. Viele wurden ohnmächtig, einige, wie ich glaube, starben. Auf der Höhe hatten wir eine unbeschränkte Aussicht in die Ferne, und in die Wüste auf der andern Seite des Gebirges, welche uns gleich dem Meere in unaufhörlicher Bewegung zu seyn schien. Als wir in die Ebene hinabgestiegen waren, bot uns unerwartet ein kleines Wäldchen ein willkommenes Obdach dar, unter welchem wir eine halbe Stunde lang lagerten.

Am letzten Tage unseres Marsches kamen wir in ein ödes zerstörtes Dorf. Es war vor kurzer Zeit erst von unsern Feinden besucht worden. Bald darauf fanden wir auf einer beträchtlichen Strecke einige hundert von der Sonne blendend weiß gebleichte Gerippe. Es war Capitän Thompson mit seinen 500 Leuten. Dieser Anblick rief uns zur Rache auf, und jede Compagnie die über die Gebeine hinwegstieg, fluchte den Todesengeln ihrer Cameraden. Eine kleine Strecke davon wurden wir die Stadt selbst ansichtig. Sie stand mit der hinter uns liegenden Einöde in sonderbarem Widerspruch. Die prächtigen Dattelwälder zu beiden Seiten, und die nicht unbedeutende Reihe gewaltiger Thürme vor uns gaben ihr ein majestätisches Ansehen. Als wir näher kamen, wurden wir mit unserer eigenen, von Thompson erbeuteten Artillerie begrüßt. Wir erwiederten das Feuer aus unsern leichten Feldstücken. Der Feind wurde dadurch indessen nicht muthlos, sondern zeigte uns unmittelbar darauf im Glanze der Sonne hunderte von Schwertern und Spießen, offenbar, um uns seinen Entschluß, tapfern Widerstand zu bieten, anzudeuten. Hierauf eröffneten sie das Feuer von neuem gegen uns. Wir zogen uns hinter einige Sandhügel und einen Dattelwald zurück, hinter dem unser Chef zu bleiben gedachte, um zum Behuf einer regelmäßigen Belagerung die Ankunft des schweren Geschützes zu erwarten, als eine zufällige Entdeckung ihn bestimmte seinen Entschluß zu ändern. Er hatte einige Stabsoffiziere beordert den in der Nähe liegenden Dattelwald zu recognosciren. Diese kamen ohne auf Hindernisse zu stoßen bis an den äußersten Rand desselben, und fanden einen großen Thurm. Einer von ihnen stieg mit dem Fernrohr in der Hand hinauf, in der Hoffnung im gegenüberstehenden Walde die Bewegungen der Feinde beobachten zu können, als er plötzlich eine kampfgerüstete Menge sich zum Angriff bereit halten sah. Es war fürchterlich erhaben, ihre schwarzen Gestalten in der verwandten Farbe ihrer eigenen Schatten und im Glanze der Waffen zu erblicken, — einen ganzen Stamm, der den letzten verzweifelten Versuch der Rettung wagte, noch kräftig und auf den Tod gefaßt, — aber in wenig Minuten zu sterben verurtheilt; — ein Schicksal, das wir nun zu vollenden beeilt waren.

Unsere Feinde würden indeß ohne Zweifel noch einen glücklichen Angriff auf uns haben machen können. Um den erwähnten Dattelwald zu passiren, waren unsere Leute genöthigt, einzeln zu gehen, und sie würden, wären sie überfallen worden, nicht allein durch ihr schweres Gepäcke außer Stand gesetzt gewesen seyn Widerstand zu leisten, sondern wären auch auf ihrer Flucht über ungeheuere Baumstämme gefallen; wovon ein bedeutender Verlust die unausbleibliche Folge gewesen wäre. — Selbst noch in dem Moment als die Mannschaft Mann für Mann heraustrat, und sich in Glieder ordnete, würde ein Angriff entscheidende Folgen nach sich gezogen haben. Er unterblieb indessen, und wir rückten, ohne im geringsten belästigt zu werden, vor. Das 65te Regiment und die Truppen der Eingebornen bildeten das erste Treffen. Der Rest unserer Macht war in der Reserve aufgestellt. Nun drang eine Abtheilung unserer Scharfschützen in das Versteck der Feinde, und trieb sie hervor. Es war ein seltsamer Anblick — furchtbar aber zugleich comisch, — nicht weniger als tausend ihrer schwarzen, wilden Gestalten in einem verwirrten Schwarm herauftauchend, ihre Schlachtgesänge singend, und in den groteskesten Haltungen sich herumtummelnd. Sie schienen einen Augenblick über die Wahl des anzugreifenden Punctes unentschlossen, und warfen während der Zeit Steine in unsere Glieder. Um sie zu einer bäldigen Entscheidung zu vermögen, gaben wir eine Ladung auf sie. Als sie anrückten warfen sie ohne zu fehlen ihre Speere, und wurden dann mit dem Schwerte in der Hand handgemein, indem sie mit einer fürchterlichen Geschwindigkeit nach allen Seiten tödliche Streiche austheilten. In einem Augenblick war das Regiment der Eingebornen zersprengt und aufgerieben. Dasselbe Schicksal würde das 65te Regiment gehabt haben, wenn nicht der commandirende Offizier im entscheidenden Augenblick die Geistesgegenwart besessen hätte, aus seinen Leuten drei Seiten eines langen Vierecks zu formiren. Diese Stellung setzte uns in den Stand von allen Seiten außer im Rücken, wo unsere Reserve stand, den Feind, ins Feuer zu nehmen, und verhinderte denselben sich in unsere Glieder zu stürzen. Sie mußten sich also zurückziehen, und die Eile ihrer Flucht war nun ebenso groß als ihr Angriff heftig gewesen war. Unser scharfes und gut unterhaltenes Feuer streckte sie zu hunderten zu Boden.

Diejenigen welche entkommen waren, warfen sich in den Hauptthurm, den Pallast des Scheikhs, welcher mit vieler Geschicklichkeit befestigt war. Wir richteten uns daher dorthin. Zugleich sahen wir einige Haufen auf Kameelen und Pferden über die Ebene flüchtender Wechabiten. Eine Ladung warf noch einige von ihnen nieder, der größte Theil aber entkam. Merkwürdig war die Starrköpfigkeit dieses Volks, welches, obgleich gedemüthigt, uns dennoch seinen Thurm zu öffnen verweigerte. Wir wurden genöthigt das Geschütz gegen denselben spielen zu lassen. Ich

erinnere mich noch eines alten, unter dem Portal sitzenden Weibes, welches bei jeder Ladung, die wir gaben, ihre Stelle verließ, und dann sich wieder niedersetzte. Ich fragte später nach dem Grunde dieses wahnsinnigen Benehmens, und erfuhr, daß alle ihre Kinder in dem Thurme gewesen seyen, und zwei ihrer Söhne tödliche Wunden empfangen hätten. Die arme Mutter wartete ängstlich auf den Augenblick, in welchem es ihr gestattet seyn würde in das Thor zu dringen. Endlich wehte als Zeichen der Uebergabe eine Fahne auf dem Thurme, an deren Stelle in kurzer Zeit die unsrige trat. Im Innern erwartete uns eine ergreifende Scene des Jammers. Ungefähr 150 Männer, Weiber und Kinder waren in einen kleinen Raum zusammengedrängt. Die meisten derselben waren schwer verwundet, einige lagen im Sterben, und das halbunterdrückte Aechzen, das laute Schreien der Kinder, die das Blut der Männer und Söhne mit ihren Kleidern stillenden Weiber, und das auf allen Seiten im herzzerschneidendsten Tone der Resignation gemurmelte „Allah il Allah," war wahrhaft erschütternd. Unsere Wundärzte thaten alles mögliche diesen Unglücklichen Hülfe zu leisten.

Das merkwürdigste, was meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, waren die ungeheuern Vorräthe von Datteln, gedörrten Fischen und Caffee, welche ein Gemeingut des ganzen Stammes gewesen seyn müssen. Diese Thatsache lieferte den besten Beweis von der Ausdehnung des unter ihnen geschlossenen Bündnisses. Wir fanden nichts von Werth; unsere ganze Beute bestand aus Schwertern, Luntenschlössern, Mänteln, Speeren, Schilden u. s. w.

Am folgenden Tage waren wir begierig, das Schlachtfeld in Augenschein zu nehmen. Wir zählten gegen 500 Todte. Die meisten derselben waren Männer in der Blüthe der Jahre, von kräftigem und geschmeidigem Körperbau. Zwischen ihnen lagen ehrwürdige, patriarchalische Gestalten, schmächtige und glattwangige Knaben, und nicht wenig Weiber, die das Schicksal der Schlacht mit ihren Männern getheilt hatten. Einige fanden wir noch am Leben, aber rettungslos verloren. Wenn diese uns ansichtig wurden, schlossen sie die Augen, oder wenn sie uns eines Blickes würdigten, so war es ein Blick unbezwungener Rachlust. Sie nahmen von uns kein Wasser, ihren entsetzlichen Durst zu stillen, aber einem Araber schlugen sie es nicht ab, indem sie, sobald sie getrunken hatten, mit schwacher Stimme „Allah" ausriefen. Bevor wir unsern Lagerplatz, auf welchem wir 10 Tage blieben, verließen, verbreitete sich der Geruch der Leichname in eine weite Ferne. Das Ekelhafte dieser Scene wurde noch vermehrt, wenn gegen Sonnenuntergang sich die Geier auf ihre Beute setzten. Mehr als einmal, wenn ich in der Nähe auf Posten stand, ergriff mich ein unwiderstehlicher Schauer, wenn ich durch die Stille des Abends ihren Flügelschlag über den Leichnamen oder ihre geschäftigen Schnäbel in Arbeit hörte.

Der Chirokee-Phönix.

Zu New-Echota, im Lande der Chirokesen, ward kürzlich folgender Plan zur Herausgabe eines wöchentlichen Journals, das den Titel Cherokee Phoenix führen wird, ausgegeben.

„Schon lange war es die Meinung verständiger Freunde der Civilisation der Eingebornen Amerikas, daß ein ausschließlich ihren Interessen gewidmetes, und unter ihrer Leitung erscheinendes Blatt, den schönen Zweck ihrer innern Veredlung sehr befördern würde. In Uebereinstimmung mit dieser Meinung haben die gesetzgebenden Behörden der Chirokesen sich entschlossen, die Unternehmung eines wöchentlichen Journals, das unter obigem Titel erscheinen soll, besonders zu begünstigen, wobei sie den Unterzeichneten (Elias Boudinott) beauftragten, die Herausgabe dieses Blatts zu übernehmen. Der Herausgeber schmeichelt sich hiebei keineswegs mit zu sanguinischen Hoffnungen; er ist sich wohlbewußt, daß er diese Arbeit auf einem bisher unbetretenen Boden unternimmt. Eben so wenig macht das Blatt Anspruch auf Gelehrsamkeit; sein einziger Zweck ist die Beförderung des Wohls der Chirokesen. Mit festem Schritte wird der Herausgeber dieses Ziel verfolgen. Weitere Gründe für die Unternehmung eines solches Blatts anzuführen wäre nutzlos. So manche redliche Freunde der Indianer in verschiedenen Theilen der Union werden mit Wohlgefallen diesen ersten schwachen Versuch betrachten, die Chirokesen, gleich dem Phönix der Fabel, aus ihrer Asche wieder zu erheben. Von solchen Freunden vorzüglich hängt die Existenz des Blattes ab.

Das unlängst von einem eingebornen Chirokesen aufgestellte Alphabet bietet ein treffliches Mittel der Belehrung für diejenigen Chirokesen dar, welche der englischen Sprache nicht kundig sind. Für diese letztere also haben wir uns chirokesische Typen machen lassen, so daß die Columnen des Blatts halb in chirokesischer, halb in englischer Sprache und Schrift erscheinen werden.

Den Hauptinhalt werden folgende Gegenstände bilden:

1) Die Gesetze und öffentlichen Documente der Nation.
2) Berichte über die Sitten und Gebräuche der Chirokesen, ihre Fortschritte in Erziehung, Religion und den Künsten des gebildeten Lebens, nebst Bemerkungen über andere indianische Stämme.
3) Die Hauptneuigkeiten des Tages.
4) Solche Artikel, welche darauf berechnet sind, die Literatur, Civilisation und Religion unter den Chirokesen zu befördern.

Die Freunde der Indianer, die schon so häufig ihren christlichen Eifer für unsre Wohlfahrt und unser Glück an den Tag gelegt haben, werden auch bei dieser Gelegenheit, wir wünschen und erbitten es, ihre helfende Hand uns entgegen reichen."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 77. 17 März 1828.

Elisabeth, Königin von England.

Von K. F.

Am Horizont der brittischen Geschichte tritt die Regierungsperiode der jedem Engländer unvergeßlichen Virgin Queen als hellleuchtendes Gestirn hervor. Hunderte haben die Herrschertalente, die glänzenden Siege, Thaten, Einrichtungen und die Staatsklugheit der Königin Elisabeth geschildert; wenigen aber gelang es, ihre Eigenschaften, Sitten, Gewohnheiten, häusliche Beschäftigungen, — mit einem Worte — den Mikrokosmus ihres Selbst getreu aufzufassen, und unter diesen Wenigen ist kaum Einer, auf dessen Feder nicht Patriotismus oder Nationalhaß, politische Klugheit oder religiöses Vorurtheil bei der Angabe der Beweggründe ihrer Handlungen entstellenden Einfluß geäußert hätte.

In der neuesten Zeit, die man vielleicht, nach Maaßgabe der vorwaltenden Neigungen, das Zeitalter der Memoiren und Novellen nennen könnte, wo die Geschichte bei allen Ständen das lebhafteste Interesse fand, fehlte es nicht an Biographien und Denkwürdigkeiten der Königin Elisabeth. Obgleich, außer den Schriften eines Camden, Duncan Forbes, Peletier Marsy, Birch und Keralio, Melvil, der edle Freund und Beschützer der unglücklichen Maria Stuart, und Walsingham schon längst in ihren Memoiren anziehende Anekdoten aus dem Leben der Elisabeth geliefert, so weckte doch das neu erwachte Studium der Geschichte manches schöne Talent, welches sich an der Schilderung jener großen Königin versuchte. Unter den neuesten Schriftstellern verdient vorzugsweise Lucy Aikin genannt zu werden, welche sich durch ihre „Memoirs of the court of Queen Elizabeth,“ den Dank der spätesten Nachwelt erwerben wird. Doch diese befinden sich jetzt in den Händen aller Geschichtsfreunde, und es wäre um so unnöthiger, darauf besonders aufmerksam zu machen, als die Regierung der großen Königin durch den Vergleich von damals und jetzt mit jedem Tage ein stärkeres Interesse gewinnt.

Elisabeths Name erweckt noch jetzt unter den Engländern die Begeisterung des lebhaftesten Patriotismus. Das eiserne Scepter, woran Heinrich VIII seine Unterthanen gewöhnt hatte, wurde unter ihrer Regierung kaum gefühlt; denn es war in ihren und in des Volkes Augen der Hebel zur Vergrößerung des Areals und zur Beförderung des allgemeinen Wohlseyns. Ihre Falschheit nannte man Politik; ihre oft kindische Eitelkeit, bis in ihre letzten Lebensjahre für die schönste Frau in Europa gelten zu wollen, erschien als eine durch ihre großen Eigenschaften ausgelöschte Schwäche; ihre Gutmüthigkeit und Milde wogen eine gewisse Strenge und Willkür des Charakters auf. Der Ehrenname „Wiederherstellerin der englischen Seemacht und Königin der nördlichen Meere“ ward aber eben so oft durch den einer „Schwestermörderin“ und „Tyrannin“ verdrängt. Sie zitterte vor einem ungünstigen Urtheil des Publikums, und dennoch stärker als diese von der Eitelkeit erzeugte Furcht war das stolze Bewußtseyn, jedem Urtheil trotzen zu können. Königin und Jungfrau bekämpften sich in ihr, so lange sie lebte. Weil Elisabeth Königin war, wollte sie die reizendste Frau seyn, und weil ihr Spiegel ihr sagte, daß die Jugendblüthen der Schönheit dahingewelkt, wollte sie die Rechte der Herrscherin geltend machen. Im Gefühle der königlichen Macht hätte sie eine Welt für die Ueberzeugung dahingegeben, als Weib von einem geliebten Manne geliebt zu seyn; aber im Besitze dieser Ueberzeugung würde sie die kleinste Grafschaft dem angebeteten Manne vorgezogen haben.

Ein wahres Geistesmeteor erscheint sie in der Geschichte. Wer wagt es, dasselbe chemisch zu analysiren? wer in des Herzens tiefste Tiefen hinabzutauchen, um dort die verborgenen Geheimnisse zu entfalten?

Ref. begnügt sich daher, aus einer wenig bekannten Quelle, die als Handschrift in einer der bedeutendsten Bibliotheken Deutschlands liegt, dasjenige mitzutheilen, was die Jungfrau-Königin mehr als Weib, denn als Herrscherin schildert und ihre Tugenden und Schwächen im Rahmen des häuslichen Familienlebens an das Licht stellt.

Die Geschichte überhaupt mag unter den Wissenschaften seyn, was die Landschaft unter den Gemälden. Den Vordergrund bildet die Gegenwart, und ist häufig starker Schlagschatten; den frischen goldenen Mittelgrund schöner Jahrhunderte nimmt nur allzuschnell das ahnungsvolle Grau der Ferne auf; Ketten von Begebenheiten oder Bergen, die das geübteste Auge nicht mehr scheidet, schließen den Gesichtskreis. Nun legen aber Quellenstudium und Kritik dem Menschen Fernröhren in die Hand, mit denen er manchen Gegenstand noch erfaßt, der dem unbewaffneten Auge längst entschwunden ist.

Mögen daher folgende Bemerkungen eines Augenzeugen, der vom Jahre 1596 bis 1600 in England, und zwar meist am Hofe lebte — so fragmentarisch sie auch sind — in das Publikum treten, und sowohl belehrend unterhalten, als unterhaltend belehren.

Die Königin Elisabeth, lautet der Bericht, wurde den 7. September 1533 zu Greenwich geboren, wo sie sich auch meistens den ganzen Sommer hindurch, als in ihrem Lieblingslustschlosse, aufzuhalten pflegte. Durch das Verwenden eines englischen Großen, der zu der nächsten Umgebung der Königin gehörte, ward es uns vergönnt, in das Innere der Burg zu gelangen. Man führte uns durch mehrere Gänge und schön verzierte Corridor's in das Präsentations- oder Audienzzimmer, welches mit den kostbarsten Tapeten von rothem Damast behangen, mit goldenen Kanten und Perlengewinden geschmückt, der Fußboden aber, nach dem damals in England üblichen Gebrauche, mit Heu bestreut war.

Durch dieses Gemach mußte die Königin gehen, wenn sie dem Gottesdienste in ihrer Hofkirche beiwohnen wollte. An der Eingangspforte stand ein vornehmer Edelmann (Kämmerer) in einem langen seidenen Talar mit einer großen goldenen Kette um den Hals. Dieser führte die Grafen, Baronets und Lords, und selbst die ersten Damen des Reichs, welche die Königin zu sprechen wünschten, in deren Wohnzimmer. An Sonntagen, wenn die Königin zu kurzem Gebet durch das Audienzzimmer in ihre Kapelle ging, wurde sie von den Großdignitarien des Reichs in einem großen Saale erwartet.

Wenn sie dann aus ihrem Conclave trat, beugte die ganze Versammlung das Knie, und mit unbedecktem Haupte schritten die niedern Beamten und die Ritterschaft voran. Darauf folgten die Ritter des Hosenband-Ordens, dann die Baronets und zuletzt die Grafen und Earls, unmittelbar vor der Person der Herrscherin zwei Marschälle, wovon der Eine das Scepter des Reichs, der Andere ein Schwert mit rothsamtener Seide, die mit goldenen Lilien verziert war, den kreuzförmigen Griff nach Oben gekehrt, trug. In Mitte Beider hielt der Großkanzler und Siegelbewahrer das Siegel des Reichs auf einem seidenen Kissen. Die Königin war damals im fünf und sechszigsten Jahre ihres Alters. Sie hatte ein längliches Gesicht, auf dessen weißer Haut viele rothe Sprossen zu sehen waren, kleine schwarze, aber ausdrucksvolle Augen, eine etwas gebogene Nase, platte und festschließende Lippen, schwarze Zähne, welche in England — nach der Bemerkung unsers alten Beobachters — von dem häufigen Genusse des Zuckers entstehen sollen. Ihre Ohrengehänge bestanden in zwei großen länglichen Perlen. Auf dem röthlichgelben aber falschen Haare, das mit Geschmack aufgethürmt war, ruhete eine kleine Krone, welche aus dem Golde der berühmten Lüneburger Tafel gemacht seyn sollte *). Den Busen trug sie fast ganz unbedeckt, welches zu jener Zeit in England ein Zeichen der Jungfrauschaft war, und bis in das achtzehnte Jahrhundert von unverheiratheten Engländerinnen beobachtet wurde. Die Vermählten verschleierten sich, so jung sie auch seyn mochten. Um den Hals hatte sie eine Kette von Juwelen. Ihre Hände waren klein, die Finger jedoch länger als es das Ebenmaß erforderte, und ihre Statur von mittlerer Größe. Nichts ging aber über die hohe, ehrfurchtgebietende Würde ihrer Haltung.

Bei einem langsamen, gemessenen, fast stolzen Gange war sie dennoch leutselig und gegen ihre nächste Umgebung liebreich.

Mit dieser äußern Grazie verband sie im Umgange mit fremden Personen einen Grad von Hoheit, Heftigkeit und Stolz, den sie vom Vater geerbt zu haben schien, und zeigte doch auch wieder soviel Sanftmuth und Milde, wie sie nur ihrer Mutter, der unglücklichen Anna Boleyn, eigen war. In ihr hatte die Natur die Eigenschaften beider Aeltern vereinigt. Das wilde Temperament des Vaters, der sich nicht zu sagen scheute, „daß er in seinem Zorne nie einem Manne zu vergeben, noch selbst in der Liebe ein Weib zu verschonen gewöhnt sey" — milderten die sanften Gefühle der Mutter.

So hatte sie sich nicht nur die treueste Liebe ihrer Unterthanen, sondern selbst im Auslande den Ruf der Leutseligkeit erworben. Daß sie bei ihrem ungemessenen Stolze, der sie zu dem Entschlusse bewog, sich nie malen zu lassen — aus Furcht, der Künstler möchte ihre Vorzüge und Reize nicht vollkommen genug darstellen (denn sie sagte oft „durch die Gnade Gottes sey sie frei von jeder Unvollkommenheit!") — der Demuth nicht ganz entfremdet war, beweiset der Umstand, daß sie in dem nämlichen Augenblicke, als ihr der Tod der Schwester, der Königin Maria, ihrer ärgsten Feindin, und zugleich ihre Thronerhebung bekannt gemacht wurde, auf die Kniee niedersank, und nach einigen Minuten stiller Andacht betend ausrief: „A Domino factum est istud, et est mirabile in occulis nostris!" *) — Worte, welche wir heute noch auf den Goldmünzen lesen, die sie prägen ließ.

Unberührt bleibe hier die Mäßigung, die nur in der Demuth, die Gott alle Ehre, Macht und Lenkung zuschreibt, ihren Nahrungsstoff findet, und die alle ihre Beschlüsse lenkte, als bei dem neuaufgehenden Morgenroth der Religionsläuterung noch die Scheiterhaufen rauchten, auf denen ihre Schwester die Edelsten des Volkes dem Fanatismus zum Opfer bluten ließ.

(Schluß folgt.)

*) Diese goldene Tafel ist eben diejenige, welche in der Kirche St. Michael des ehemaligen Benedictinerklosters in Lüneburg aufbewahrt worden. Sie ist, wie man glaubt, denn ganz erweislich ist es nicht, von dem Golde und den Edelsteinen, welche Kaiser Otto II bei seinem Siege über die Ungarn im zehnten Jahrhunderte erbeutet hatte, verfertigt, und in diesem damals durch ganz Sachsen weit berühmten Kloster aufbewahrt worden. Sie war mit dem feinsten Goldbleche überzogen, und mit einigen hundert noch ungeschliffenen Juwelen, meistens Rubinen und Smaragden und einem großen Diamant geziert. Von diesem ehrwürdigen Denkmale sind jetzt nur noch traurige Ueberreste vorhanden, nachdem sie im J. 1698 von der berüchtigten Räuberbande, deren Anführer Nickel List war, beraubt und zerstört worden.

*) Ps. 117. v. 23.

Der Aufstand der Eingebornen gegen die Niederländer auf der Insel Java.

Ueber die Unruhen auf der Insel Java, die seit mehreren Jahren diese schöne und fruchtbare Insel verwüstet

haben, giebt eine Sr. Majestät dem Könige der Niederlande bereits im Jahre 1826 vorgelegte, aber seitdem noch nicht in den Druck gekommene Denkschrift die interessantesten Aufschlüsse. Der Verfasser ist der unsern Lesern durch sein Werk: **Brieven over Bencoolen etc.** bekannt gewordene Oberst Nahuijs, der sich seit dem Aug. des vorigen Jahrs wieder als Resident an dem Hofe von Soeracarta und als außerordentlicher Bevollmächtigter bei dem Hofe von Djocjocarta auf Java befindet. Wir theilen nach einem kurzen historischen Ueberblick, diese Denkschrift, so wie wir sie in genauer Abschrift erhalten haben, unten in getreuer Uebersetzung mit.

Die niederländischen Besitzungen im Orient, wie sie nach dem Vertrage vom 13 Aug. 1814 von der brittischen Regierung an das Königreich der Niederlande zurück gegeben wurden, bestehen aus den Inseln Java, Amboina, Banda und Ternate mit den dazu gehörigen Inselgruppen nebst den Niederlassungen auf Sumatra, Malakka, Borneo, Celebes, Timor, Flores, Sumbawa, Baly und andern Eilanden. Von allen diesen Besitzungen, deren Gesammtbevölkerung auf ungefähr acht Millionen Seelen geschätzt wird, ist Java, das allein gegen fünf Millionen Einwohner zählt, (also nicht viel weniger, als das ganze europäische Mutterland,) bei weitem die wichtigste. Gelegen zwischen dem 6 und 7 Grad S. Br. und dem 105 und 115 Grad O. L. (von Greenwich) hat diese Insel von W. nach O. eine Länge von 250 holl. Stunden bei einer Breite von nicht mehr als dreissig bis fünf und vierzig Stunden. Eine seltsam zerklüftete und zerrissene Bergkette, voll von Spuren des innern Feuers, das zwar seit dem Jahre 1752 zu keinem Ausbruche mehr gekommen ist, jedoch noch jetzt zuweilen durch den aufsteigenden Rauch sich verräth, durchschneidet die Insel in ihrer ganzen Länge. Die Gegenden im Norden dieser Kette sind weniger gebirgig, als die im Süden derselben. Während hier die Küste größtentheils völlig unzugänglich ist, indem der Strand des Meeres überall aus hohen und steilen Klippen besteht, breiten sich dort am Meeresufer große fruchtbare Niederungen und Ebenen aus, die von vielen Flüssen durchströmt sind, und sich weit in das Innere hineinziehen. Dieser Theil der Insel ist daher natürlich der am meisten bevölkerte, und auf ihn sind alle europäische Niederlassungen stets beschränkt gewesen. *)

Hier liegt Batavia, die Hauptstadt des niederländischen Indiens, zu der bereits im Jahr 1611 — fünfzehn Jahre nachdem die erste Expedition nach diesen Gegenden aus dem Texel ausgelaufen war — der erste General-Gouverneur Peter Both den Grund legte. Ein elendes Fort, mit Erlaubniß des kurzsichtigen Fürsten von Jacatra, in der Nähe seiner Hauptstadt angelegt, war damals alles, was die Holländer auf Java besaßen; aber sieben Jahre später hatte ein Anschlag die Fremden zu vertreiben, nur die Befestigung ihrer Macht, den Umsturz des Reiches Jacatra, die Zerstörung seiner Hauptstadt und die Gründung von dem heutigen Batavia an der Stelle derselben zur Folge. Zehn Jahre lang blieb der Friedenszustand der neuen schnell aufblühenden Colonie ungestört; in den Jahren 1628 und 1629 erneuerte der Sultan von Mataram, der sich durch Kriege mit den eingebornen Fürsten des ganzen westlichen Theiles der Insel bemächtigt hatte, den Versuch, die Holländer von derselben zu vertreiben; zweimal belagerte er Batavia mit Heeren von mehr als 100,000 Mann, ohne indessen gegen die unvollendeten Festungswerke dieser Stadt, die durch eine Handvoll Europäer, Japaner und Chinesen vertheidigt wurden, etwas auszurichten.

Seitdem blieben die Holländer in einem Zeitraum von beinahe fünfzig Jahren, von 1619 bis 1675, unangefochten im Besitz von Batavia und dem alten Königreiche Jacatra, das im W. an das Reich Bantam, im O. an das von Cheribon, und im N. und S. an die See grenzt, eine Ausdehnung von ungefähr 35 St. in der Länge, 30 in der Breite hat, und gegenwärtig in zwei Regentschaft (**Regentschappen**) getheilt ist, die Preanger Regentschaft (im Jahr 1796) mit 206,494, und die sogenannten Ommelanden (Umlande) von Batavia mit 144,026 Einwohner. Ihrerseits scheinen die Holländer in der angegebenen Periode keine Versuche zur Erweiterung ihrer Herrschaft gemacht, sondern sich mit den Vortheilen, die ihnen aus dem freien Handel mit den Producten so reicher und fruchtbarer Landschaften, wie der Javanischen, theils als Besitzern, theils als nächsten Nachbaren derselben von selbst zufallen mußten, begnügt zu haben. Im Jahr 1675 verließen sie zuerst diese friedliche und heilsame Politik, indem sie sich in die innern Unruhen, welche in dem Reiche Mataram ausgebrochen waren, mischten und als Preis für den Beistand, den sie dem rechtmäßigen Regenten leisteten, ein Handelsmonopol ausbedungen, das nothwendig zu der willkürlichsten Herrschaft auf der einen und zu der drückendsten Sklaverei auf der andern Seite führen mußte. Ein ähnliches Monopol, von denselben Folgen begleitet, war 1682 der Lohn für ähnliche Dienste, im Reiche Bantam. Seit dieser Zeit war die Geschichte der holländischen Niederlassung auf Java eine ununterbrochene Reihe von Unruhen, Kriegen, Verschwörungen und Aufständen, die den Wohlstand der Insel zerrütteten und ihren Boden mit dem Blute ihrer fleißigen Bewohner tränkten, bis 1758 die Gewalt der Fremden auf eine Weise befestigt war, die jeden Widerstand und jede Auflehnung unmöglich zu machen schien. Das Reich Cheribon, das Jacatra im Osten begrenzt und gegenwärtig mehr als 1,500,000 E. zählt, mit dem größten und schönsten Theil der Nordküste, wo die Städte Samarang, nach Batavia die zweite, und Sourabaya, die dritte Hauptstadt der Insel, liegen, war (1705) an die Holländer abgetreten worden, das Reich Mataram, dessen Macht ihnen ungetheilt hätte gefährlich werden können, (1755) in zwei selbstständige Staaten zerfallen, und die Beherrscher derselben, der Kaiser von Soeracarta und der Sultan von Djokjacarta, wurden gleich dem

*) Die Cultivation ist in den europäischen Besitzungen auf Java ungefähr von derselben Art, wie auf Sumatra; wir beziehen uns daher, statt das unsern Lesern bereits Bekannte zu wiederholen, auf die Briefe eines Holländers in Nr. 50 des Auslandes.

Fürsten von Bantam durch holländische Forts und Besatzungen in ihren Hauptstädten unter beständiger Aufsicht und in der strengsten Abhängigkeit gehalten. Mehr als 60 Jahre herrschte daher — während der gewaltsamsten Bewegungen des Mutterlandes — auf Java der tiefste Friede, der selbst im J. 1808 nicht gestört wurde, als das Reich Bantam, welches die Ostküste der Insel mit ungefähr 200,000 E. befaßt, und bisher von selbstständigen Fürsten regiert worden war, eingezogen und für unmittelbares Eigenthum der Krone erklärt wurde, und eben so wenig im J. 1810, als das Colonial-Gouvernement den Sultan von Mataram absetzte und statt seiner den ältesten Sohn desselben auf den Thron erhob; im Jahr 1811, wo dieser den Rest der Provinzen, die er an der Nord- und Westküste besaß, — die fruchtbarsten und bevölkertsten Landschaften seines Reiches mit mehr als 400,000 Einwohnern — gegen eine sehr unverhältnißmäßige Entschädigung abtreten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Die türkischen Frauen.

(Schluß.)

Das Hauptglück einer türkischen Frau besteht in der Aufsicht über ihre Haushaltung, in weiblichen Arbeiten und in der Erziehung ihrer Kinder. Die Frauen jedes Rangs bringen einen Theil des Tages mit Spinnen, Nähen und Sticken zu. Alle, selbst die Sultanin, säugen ihre Kinder selbst; zum höchsten Schmerz gereicht es ihnen, wenn sie genöthigt sind, diese Pflicht einer andern Person anzuvertrauen. Sind sie durch Krankheit gezwungen, eine Säugamme anzunehmen, so verläßt diese das Haus nie mehr, und man wendet alles an, ihre Lage so angenehm als möglich zu machen. An dem Tage, wo sie, unter dem Namen Sudana (Milchmutter) in das Haus aufgenommen wird, erhalten meist einige junge Sclaven ihre Freiheit. Sie wird von nun an als Glied der Familie betrachtet, und mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Nach zwölf oder vierzehn Monaten werden die Kinder entwöhnt. Die Wiege des Kindes ist immer möglichst schön, von Hasel- oder Wallnußholz, mit Perlmutter ausgelegt. Die Wiegen der Prinzen von Geblüt sind mit Gold und Juwelen geschmückt.

Alle Kinder werden zu Hause erzogen. Die Mädchen erhalten keine besondern Lehrer, und kein Geschlecht lernt tanzen oder Musik. Der Catechismus und einige Vorschriften der Moral, die ihnen durch ihre Mutter oder gut unterrichtete Sclaven beigebracht werden, bilden meist den einzigen Unterricht der Mädchen; doch lernen auch einige lesen und schreiben. Die Frauen heirathen im zwölften oder vierzehnten Jahre. Werden sie frühzeitig Wittwen, so heirathen sie meist schnell darauf zum zweitenmale. Ueberhaupt ist die öffentliche Meinung in der Türkei alten Jungfern und sentimentalen Wittfrauen wenig hold; man betrachtet sie als nutzlose Glieder der Gesellschaft. Das göttliche Gebot: „Seyd fruchtbar und mehret euch!“ wird mit religiöser Gewissenhaftigkeit erfüllt.

Die türkischen Frauen sind dem größten Theile nach zufrieden und glücklich. Ihr zurückgezogenes Leben, auf das wir mit hochmüthigem Mitleid blicken, fließt gewiß ebener und freudiger hin, als das Leben jener Frauen, denen das Aufsehenmachen in der Gesellschaft und die öffentlichen Vergnügungen zum Bedürfniß geworden sind! Ihr Glück ist auf den Kreis ihres Hauses beschränkt und von den Frauen anderer Nationen wissen und wollen sie nichts. Denen, die glauben, der Geist wohne blos in den Büchern, mag es auffallend erscheinen, daß die türkischen Frauen sich auszeichnen durch die Richtigkeit ihres Urtheils, durch einen Scharfsinn und feine Auffassungsgabe, welche ihren Mangel an Erziehung ganz vergessen macht. Ihre Haltung und ihr Benehmen ist edel und ihre Conversation voll Reiz. Dieß ist das einstimmige Zeugniß aller europäischen Damen, welche die Harems besuchten, und eine sehr glaubwürdige Schriftstellerin bemerkt: „Ich bin in Gesellschaft von Frauen jeden Standes gekommen, in den Häusern der Beamten des ersten Rangs, und war erstaunt über die Reinheit ihrer Sprache, den leichten Fluß ihrer Rede, die Feinheit und Zartheit ihrer Gedanken, und die Anmuth und Einfachheit, die in ihrer ganzen Unterhaltung herrschten.“

Vielweiberei, der Popanz vor dem die Europäer am meisten zurückschrecken, ist in der Türkei keineswegs allgemein. Wenige Muhamedaner haben zwei Weiber, und vier, die Zahl, welche das Gesetz erlaubt, trifft man äußerst selten in Einem Hause. Wenn eine Dame eifersüchtig auf ihre ungetheilte Macht ist, so behält sie sich durch einen Heirathsvertrag das ganze Feld der Liebe ihres Ehemanns vor. Will aber ein frommer Muselmann das Gesetz buchstäblich erfüllen, so zwingt er seine Weiber keineswegs beieinander zu wohnen; wünschen sie es, so erhält jede ihre besondern Zimmer und Sclaven. Unter der Regierung Abdul Hamid I wurde der einzige angesehene Mann bei Hofe, welcher vier Weiber hatte, beständig damit aufgezogen, und fiel zuletzt bei dem Sultan in Ungnade. In der Regel hat ein Mann nur Eine Frau; kann er zwei oder drei weibliche Sclaven halten, so wählt er häufig etwas alte, um seiner Frau keinen Anlaß zu Klagen zu geben. Auf jeden Fall sind diese Sclavinnen nie das, was bei uns die Maitressen sind; das Gesetz gestattet sie ausdrücklich, und ihre Kinder sind so legitim als die ehelichen.

Eine Frau von zweideutiger Aufführung wird sammt ihrem Mann und ihrer Familie allgemein verachtet; selbst bis auf ihre Nachbarn erstreckt sich die Unehre, und diese haben das Recht zu verlangen, daß das verdächtige Haus von dem Imam bewacht und untersucht werde. Aus diesen und andern Gründen sind in der Türkei öffentliche Mädchen äußerst selten. Gewiß trifft man in Constantinopel oder in irgend einer andern Stadt des Reiches keine vierzig derselben an. Die vielen öffentlichen Mädchen von andern Religionen werden von den Muselmännern nicht besucht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 78. 18 März 1828.

Jefferson's Grab *).

Von Sidons.

Ich verließ die Straße von Charlottesville nach Monticello, und betrat einen Fußweg, der mich nach einer Wanderung von dreiviertel Stunden an den Eingang einer Verzäunung brachte, welche die Krone eines Hügels umschließt. Auf einem der Pfade, die sich in allen Richtungen durch herrliche Baumgruppen schlängeln, stieg ich den Gipfel hinan. Ich stand vor Jefferson's Landhause. Es ist in edlem Stile gebaut. Die auf zwei Säulen ruhende Gallerie, die sich von einem Flügel zum andern erstreckt, und das darunter befindliche hohe Portal, geben dem Gebäude ein sehr stattliches Aussehen. In der innern Einrichtung herrscht mehr Eleganz als Pracht. Der schönste Schmuck der Zimmer sind Büsten, Statuen, Porträts und amerikanische Nationalmerkwürdigkeiten, mit republikanischem Geiste ausgewählt; man sieht, daß der Bewohner ein Mann war, der sein Vaterland liebte, aber auch ein Mann von großer Gesinnung, dem von den schönsten Erscheinungen in der Geschichte des Menschengeschlechts keine so fremd geblieben war, daß er sie sich nicht gerne in einem Bilde vergegenwärtigte, und sie so in die Gesellschaft der Einsamkeit seiner letzten Lebenstage einführte. Die Lage des Landhauses ist die lieblichste, die man sich denken kann: ländliche Natur, reine Gebirgsluft, entzückende Aussicht — ein würdiger Ruhesitz für den Staatsmann und Philosophen, der, grau geworden im rastlosen Bürgerdienste, hier von diesen freien Höhen herab mit stiller Lust die Saaten seiner uneigennützigen Thätigkeit wachsen, blühen und reifen sah. In mir selbst stieg eine dunkle Ahnung jenes göttlichen Stolzes auf, der manchmal die Brust eines Jefferson's bewegen mochte, als ich hinabblickte auf die zahllosen Hügel und Thäler, alle mit Urwald bewachsen, oder mit üppigen Fluren bedeckt. In der Ferne erhob sich mit ihrem Dome, ihren Hallen und Colonnaden gleich einem Feenschlosse die Universität Monticello; Charlottesville lag zu meinen Füßen. Amerika, rief ich aus, was bist du, und was wirst du dereinst werden! Eine weite Zukunft that sich meinem geistigen Auge auf. Monticello hatte sich in eine große Stadt verwandelt. Welch kräftiges, geistvolles Leben! Ich trat in die Werkstätte der Künstler, in die Hörsäle der Lehrer, in die Gymnasien einer wißbegierigen Jugend. Ich hörte die Lieder der Sänger und die Reden der Weisen, ich sah die Bürgerkronen, die die Stirne der Helden schmückten, die Denkmale, die den Ruhm eines edlen begeisterten Volks verkündigten. Jetzt müssen sie verstummen, dachte ich, sie, denen wir als kalte interesselose Menschen erscheinen, als Republikaner ohne die Imaginationen der Freiheit. Unter diesen Träumen hätte ich beinahe vergessen, warum ich mich auf diesem Hügel befand. Der Schöpfer von Monticello hatte der Zukunft Amerika's den Abend seines thatenreichen Lebens gewidmet; mit demselben Eifer, mit dem er für die Unabhängigkeit seines Vaterlands gewirkt, suchte er das Wohl der Republick auf den Grundlagen der Humanität zu

*) Jefferson, der Verfasser der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, war geboren den 2ten April 1743 zu Shadewell in der virginischen Grafschaft Albermarle. An allen durch die Einführung der republikanischen Staatsform nothwendig gewordenen Reformen der amerikanischen Gesetzgebung hatte er großen Antheil. Das Verbot der Sklaveneinfuhr, die Herstellung der natürlichen Erbschaftsrechte, die allgemeine Religions-Freiheit war sein Werk. Während der acht Jahre seiner Präsidentur, 1801 — 1809, führte er das Ruder des Staats mit einer Kraft des Willens, einer Reinheit der Gesinnung und einer Achtung für constitutionelle Grundsätze, wodurch er allen seinen Nachfolgern als Muster dienen konnte. Er erwarb Louisiana. In seinem vierundachtzigsten Lebens-Jahre, wovon einundsechzig dem Dienste seines Vaterlandes gewidmet waren, am 4ten Juli des vorigen Jahres, am Tage der Jahrsfeier der Unabhängigkeitserklärung starb er. Außer einer Schrift „Bemerkungen über Virginien,“ die 1781 erschien, und mit großem Beifall aufgenommen wurde, sind sein diplomatischer Briefwechsel mit den englischen und französischen Ministerien, seine Berichte auf den Congressen über Handel und Gewerbe, über Münze, Maß und Gewicht, so wie seine legislatorischen Arbeiten ein unverwerfliches Zeugniß für die Größe und Unbefangenheit seiner Ansichten, für die Tiefe seines Geistes und den edlen Sinn seines Charakters. Er hat einen Aufsatz über die merkwürdigsten Momente seines Lebens hinterlassen, der wahrscheinlich dem Druck übergeben wird. Seine letzten Worte waren: „Ich that für mein Vaterland und die Menschheit, was ich konnte; ohne Furcht übergebe ich nun meine Seele Gott, und meine Tochter dem Vaterlande.“ Wohl hatte er ein Recht auf die Dankbarkeit dieses Vaterlands, dem er sein ganzes Vermögen zum Opfer dargebracht hatte. Seine Mitbürger ehrten seinen letzten Wunsch an seiner Tochter und ihren eilf Kindern.

befestigen; jeden Tag begab er sich nach der unter seinen Augen aufblühenden Pflanzschule der Wissenschaft — ich war gekommen, sein Grab zu sehen. Hinter dem Landsitze liegt ein einsames, dicht beschattetes Plätzchen; ein Viereck, das mit einer aus Quadern aufgeführten Mauer umgeben ist: die Begräbnißstätte der Familie Jefferson. Ich bemerkte fünfzehn Gräber. Keines hat ein Grabmal, zuweilen eines einen Denkstein. An einer Seite des Vierecks befindet sich das Grab des großen Staatsmanns, Patrioten und Philosophen. Als ich es sah, war die Rasenwölbung so eben vollendet, und der einfache Stein, der sie bedecken sollte, lag bereit. Keine Inschrift war auf dem Steine. So sollte es jedoch seyn; denn es wäre ein trauriges Zeichen, wenn je das Grab Jefferson's einer Inschrift bedürfte, um der Vergessenheit entrissen zu werden!

Der Aufstand der Eingebornen gegen die Niederländer auf der Insel Java.

(Fortsetzung.)

Dieß war die Lage des Landes — die Holländer im unmittelbaren Besitz der ganzen Nordküste, oder der ehemaligen Reiche Bantam, Jacatra und Cheribon, so wie der Provinzen Tagal, Pattalongan, Samarang, Japara, Rembang und Sourabaya, das Innere des Landes, großen Theils rauhe Gebirgsgegenden (mit ungefähr 1,600,000 E.) unter zwei eingebornen Fürsten vertheilt, die aber kaum etwas anderes, als Statthalter der Holländer waren; — als der gegenwärtige Aufstand ausbrach, über dessen Ursprung und Ursachen die im Eingange angeführte Denkschrift folgende Aufschlüsse gibt: *)

„Nach dem Tode des letzten Sultans von Djokjokarta, Kamangkoeboeana IV, welcher gegen das Ende des Jahres 1822 erfolgte, wurde die Regierung seines Landes während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers dem niederländischen Residenten zu Djokjokarta anvertraut, und die Vormundschaft über den minorennen Sultan seinen beiden Oheimen Mankoboemie und Dipo-Negoro und seiner Großmutter Ratoe-Agam überlassen.

„Da die Regierung und die Verwaltung der Finanzen auf diese Weise unter mehrere Personen vertheilt war, die aller europäischen Bildung entbehrten, so darf es uns nicht verwundern, wenn wir bald Mißverständnisse, Neid und Haß unter ihnen Platz greifen sehen; so wenig, als daß diese Gefühle von der schwächeren Seite bald in offene Empörung ausarteten. Es wäre ohne Zweifel zweckmäßiger gewesen, die Vormundschaft und die Regentschaft zugleich Händen anzuvertrauen, welche dieselbe bereits einmal besessen hatten: man hätte zum Regenten oder Wakiel des Reiches Mataram und zum Vormunde des jungen Sultans den Prinzen Pakualam ernennen müssen, dessen Treue gegen die Regierung der Niederlande schon früher erprobt worden war. Aber unglücklicher Weise zeigte sich dieser Prinz, der als Regent — so lange ich an seinem Hofe Resident war — das Reich in der größten Ruhe erhalten hatte, sich nach meiner Abreise nicht mehr geneigt, jene Functionen anzunehmen; während auf der andern Seite die Prinzessin Ratoe-Agam und der Regent sich bei unserem Residenten gegen ihn erklärten. Ich betrachte diesen Zwiespalt als eine der ersten und hauptsächlichsten Ursachen der Verrätherei der beiden Prinzen Manko-Boemie nnd Diepo-Negoro, zweier Männer, die ich selbst, wie alle Welt zu Djokjokarta, immer für rechtschaffene Leute von gutem Herzen und eben so wenig Fähigkeiten als Unternehmungsgeist gehalten hatte. So hatten sie sich bisher gezeigt, und dieß selbst bei Gelegenheiten, wo die größte Uneinigkeit zwischen den Prinzen und den Großen des Hofes von Djokjokarta statt fand.

Ich weiß nicht, in wiefern unser Resident zu Djokjokarta vernachläßigt hat, seinen Einfluß auf diese beiden Prinzen zu üben und sie durch freundschaftliches Benehmen und durch eine nach den Umständen wechselnde milde und strenge Behandlung für das Gouvernement und ihre Pflicht zu gewinnen; doch bin ich überzeugt, daß ein solches Verfahren über das Gemüth der mißvergnügten Prinzen alles vermocht haben würde, und ich weiß, daß man durch Güte und einige Menschenkenntniß von den Eingebornen von Java alles erhalten kann. Auf diese Weise habe ich zwei Prinzen von Djokjokarta, Pangerang-Panoelar und Pangerang-Blitar, von denen der eine selten und der andere niemals an den Hof kam, und die beide gegen den Sultan erbittert waren, zu ihrer Pflicht und an den Hof zurückgeführt; auf diese Weise habe ich die Prinzen Prang-Wedono, Pangerang Pakualam und Tommagang Setjo Demuarat aus Feinden in Freunde verwandelt.

Von dieser Hauptursache will ich zu denen von minderer Wichtigkeit übergehen, die mit der ersten vereinigt, den Ausbruch der Unruhen begünstigten, die aber, meiner Meinung nach, allein nie bis zu diesem Aeußersten geführt hätten. Diese sind:

I. Die Bestimmung des Gouvernements, die alle Contracte für ungültig erklärt, wodurch in dem Gebiete der Prinzen an Europäer oder Chinesen Land verpachtet worden war.

II. Die Maßregeln der Regierung, wodurch das Reisen in dem Gebiete der Prinzen, das bisher jedem

*) Wir erlauben uns, da dieselbe als officielles Actenstück zu betrachten ist, nur die Auslassung oder Abkürzung einiger gleichgültigen Stellen, und theilen dieselbe unsern Lesern in jeder andern Rücksicht völlig unverändert mit. Die Notizen, welche wir zur Erleichterung des Verständnisses voraussandten, sind aus den Werken: Nederlandsche overzeesche Bezittingen door J. van den Bosch, Crawfurd's History of the Indian Archipelago und Stamford Raffles History of Java entlehnt. Die Orthographie, welcher wir folgen, ist überall die holländische und daher eu wie ö, y wie ei, oe wie u, ou wie au, u wie ü, ui wie eu, g wie ch, sch wie s—ch, z wie s und s wie ß zu lesen; die übrigen Vocale und Consonanten sind in ihrer Aussprache von der deutschen weniger verschieden.

Kaufmann und jedem Fremden offen gestanden hatte, großen Schwierigkeiten unterworfen wurde.

III. Der unglückliche Umstand, daß weder der Resident zu Soerakarta, noch der zu Djokjokarta einen militärischen Character bekleidete.

Was den ersten Punkt betrifft, so habe ich nicht nöthig mich über die Nachtheile zu verbreiten, die durch Aufhebung der Pachtcontracte den Interessen der Javaner wie der Europäer widerfuhren; das Ministerium kann in dieser Beziehung keinen Zweifel mehr haben. Doch wird es nicht unnütz seyn, die Folgen, welche dieser Schritt für die Prinzen und die Javaner niedern Standes haben mußte, auseinander zu setzen, damit man den Antheil, den dieselben an den gegenwärtigen Unruhen haben, beurtheilen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth, Königin von England.

(Schluß.)

Wir folgen ihr in ihre Häuslichkeit zurück. Unerachtet sie für jeden Tag im Jahre ein eignes Kleid besaß, wovon eines das andere an Pracht und Kostbarkeit übertraf, trug sie meist ein weißes seidenes Unterkleid, mit Perlen von der Größe einer Bohne eingefaßt, und in regelmäßigen Rhomboiden übersäet, an dem ein Spitzenkragen sich über die Hälfte des Kopfes emporwölbte; darüber ein schwarzsammtener mit Silberfäden reich durchwirkter Mantel mit einer Schleppe, welche ihr von Marquisinnen nachgetragen wurde. Statt einer Kette hatte sie ein langes Halsband von Gold und Edelsteinen.

Wenn sie so in der Mitte ihres Hofstaates sich zeigte, sprach sie, bald zu Diesem bald zu Jenem sich wendend, bald englisch, bald französisch, bald italienisch, je nachdem verschiedene Gesandte am Hofe gegenwärtig waren.

Außer jenen Sprachen verstand sie nicht nur spanisch, schottisch und holländisch, sondern auch lateinisch und griechisch. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich mit Musik — besonders mit dem Clavier, das sie mit ausgezeichneter Fertigkeit spielte — und mit Uebersetzungen alter Classiker.

Sie soll den ganzen Horaz in ihre Muttersprache übertragen haben, und diese Arbeit zu ihrer Zeit sehr geschätzt gewesen seyn. Auch hatte sie von zwei Reden des Demosthenes und einigen Tragödien des Sophokles lateinische Uebersetzungen gefertigt. In dieser Sprache wußte sie sich geläufig, und, wenn auch nicht elegant, doch fehlerfrei auszudrücken. Noch nicht vor langer Zeit fand man von ihr eine vollständige Uebersetzung und Bearbeitung des Boethius de Consolatione philosophica, die größtentheils von ihrer eigenen Hand geschrieben war. Sie beschäftigte sich auch zuweilen mit Poesie. Der ungenannte Verfasser obiger Bemerkungen sah noch zu Woodstock, wo sie gefangen gehalten worden, zehn Strophen von ihrer Hand mit einer Kohle an eine hölzerne Wand geschrieben, mit der Unterschrift: „Elizabethe prisonner 1555."

Wir theilen dieselben hier im Original unsern Lesern mit:

Oh Fortune, thy wresting wavering state
Hath fraught with Cares my troubled witt;
Whese witness this present prisonn late
Could beare, where once was Joy Houne quitt.
Thou causedst the guiltte to be losed,
From bandes where innocents were indosed,
And caused the guiltles to be reserved
And freed these that death had well deserved;
But all her any (anger?) can be nothing wronghle,
So God send to my föes al (all) they have tonghle.
Elizabethe Prisonner *).

Zu Kensington bewahrt man jetzt noch ein von dem berühmten Maler Federigo Zuchero gemaltes Bild der Königin, unter welchem einige poetische Zeilen von ihr zu lesen sind, welche aber in der alten Schreibart (so wie obige Strophe) selbst für Engländer schwer zu verstehen sind **).

Bei Audienzen, fährt der Erzähler fort, redete man mit ihr kniend; aber manchen suchte sie mit der Hand aufzurichten. Damals, es war im Jahr 1598, befand sich gerade ein böhmischer Abgeordneter, der Freiherr Wilhelm von Slavata, an ihrem Hofe. Dieser überreichte ihr, auf das rechte Knie niedergesunken, mit entblößtem Haupte, eine Schrift; da zog sie — als Zeichen besonderer Gnade — die Handschuhe aus, und reichte ihm die rechte, mit Ringen und Brillanten geschmückte Hand zum Kusse dar. Wo sie sich immer sehen ließ, beugte jeder Anwesende das Knie. Ihr folgte stets, auch wenn sie nicht öffentlich erschien, eine ganze Gesellschaft von Gräfinnen und Edelfrauen. Zu ihrer nächsten Umgebung wählte sie die schönsten Jungfrauen des hohen Adels, welche immer in weißen Kleidern, gerade wie das ihrige gemacht, erscheinen mußten. Zur Ehrenwache waren fünfzig junge Edelleute bestimmt, die an Gallatagen mit vergoldeten Partisanen ihr zur Seite gingen, sonst aber vor den Thüren der innersten Gemächer Wache hielten. In dem Vorzimmer, wo gewöhnlich an Sonn- und Festtagen das Volk versammelt war, wurden ihr die Bittschriften überreicht, welche sie mit eigener Hand sehr gnädig annahm. Bei jedesmaliger Ueberreichung erscholl der laute Freudenruf:

*) O Glück, dein wilder schwankender Stand
Hat beladen mit Sorgen meinen betrübten Sinn;
Wovon Zeugniß dieses gegenwärtige Gefängniß jetzt
Geben kann, worin einst der elende Houne (?) frei ward.
Du machtest daß der Schuldige gelöst wurde
Von Banden, während Unschuldige gefesselt wurden
Und machtest, daß der Schuldlose gefangen gehalten wurde.
Und befreit die, welche den Tod wohl verdient hatten;
Doch all ihr Zorn kann nicht schädlich seyn,
So Gott meinen Feinden sendet alles was sie geschmäht haben.

**) Anecdotes of painting in England by Vertue, published by Horace Walpole 1762, 4. Vol. I. p. 141. „Mottoes and verses, which — — are not easily to be interpreted."

„God save the queene Elizabeth" (Gott erhalte die Königin), worauf sie mit freundlicher Verbeugung antwortete: „I thancke you my good peuple" (I thank you my good people! Ich danke Euch, mein geliebtes Volk!")

Unter der Zeit, als die Königin in der Kirche war, was nie über eine halbe Stunde dauerte, ward der Tisch gedeckt, wobei Jeder, welcher etwas aufdeckte, beim Kommen und Weggehen dreimal eine Knieverbeugung machte, nicht anders als ob die Regentin selbst zugegen gewesen wäre. Tafeldecker war einer der ersten Grafen des Reichs. Ein anderer Ritter brachte das Brod, ein dritter das Salzgefäß, ein vierter den Wein, und wieder ein anderer die Gedecke. Mit gleicher ehrerbietiger Verneigung brachte eine junge Gräfin von ausnehmender Schönheit das Vorlegemesser. Dann trugen Trabanten, wozu die größten und stärksten Männer aus dem ganzen Königreiche gewählt zu seyn schienen, angethan mit rothen Kleidern, auf denen goldene Rosen gestickt waren, die Speisen auf, in silbernen meist vergoldeten Schüsseln.

Jede Tracht, deren drei bei einer Mahlzeit statt fanden, zählte vierundzwanzig Gerichte. Den Trabanten nahmen die Edelknaben die Speisen ab, und setzten sie auf die Tafel. Alsdann gab der Kredenzer einem Jeden von dem Gerichte, welches er aufgetragen hatte, einen Bissen, zur Vorsicht wider Vergiftung. Zugleich machten zwölf Hoftrompeter und zwei Paukenschläger eine geräuschvolle Musik. Denn so liebte es die Fürstin während des Mahles.

Nach diesen umständlichen Ceremonien erschienen einige adelige Fräuleins, welche mit großer Ehrfurcht die Speisen von der Tafel nahmen, und in das Zimmer der Königin trugen, wo diese allein speisete, und wohin der Zutritt nur selten Jemand, etwa auf Fürsprache eines Magnaten, und aus besonderer Begünstigung, gestattet ward.

Bei diesem an orientalischen Luxus grenzenden Pompe, bei diesen Kniebeugungen und der fast sclavischen Ehrfurcht und Huldigung, die bei der Erinnerung an den welken Busen, die schwarzen Zähne, und die falschen rothen Haare einer Greisin ein unwillkürliches Lächeln erregt, drängt sich die Bemerkung auf, wie sich die hochherzige Nation der Britten so sehr den Schwächen eines Weibes unterwerfen, und die Bande der Dienstbarkeit so offen und entehrend tragen konnte.

Um diesen Schwächen weiblicher Eitelkeit ein Gegengewicht entgegenzustellen, sey es uns vergönnt, noch folgenden Zug edler Seelengröße und wahrhaft antiker Charakterstärke anzuführen:

Margaretha Lambrun, eine von den Dienerinnen der unglücklichen Maria Stuart, deren Mann bei der Nachricht von dem Tode seiner Gebieterin dem Schmerz über diesen Verlust unterlag, hatte den Entschluß gefaßt, Marias Tod zu rächen. Mit zwei Pistolen bewaffnet, und den Vorsatz, Englands Königin zu morden, in dem Busen, begibt sie sich in die innern Gemächer der Burg, und dringt an einem Audienztage durch den Haufen der wartenden Menge. Allein in diesem Augenblicke entsinkt ihr ein Pistol. Sie wird ergriffen und vor die Königin geführt. Diese wollte sie zuerst selbst ausfragen; allein durch die kühnen Antworten betroffen, fragte sie kaltblütig: „Ihr glaubtet also wirklich, daß die Liebe zu Eurer Herrin und zu Eurem Manne solch' eine Handlung zur Pflicht gemacht habe? — Aber was glaubt ihr wohl, daß jetzt meine Pflicht gegen Euch sey? — „Ich werde Ew. Majestät offen und unerschrocken meine Antwort sagen; Erlauben Sie mir nur die Frage: will es meine Königin oder meine Richterin wissen?" Eure Königin! erwiederte Elisabeth. „So ist es Pflicht, mir Gnade zu ertheilen." — Aber was bürgt mir dafür, daß ihr diese Gnade nicht zu einem zweiten Mordanschlage gegen mich mißbrauchen werdet? — „Meine Königin, Eine Gnade, mit soviel Vorsicht ausgetheilt, hört auf Gnade zu seyn! Urtheilen und handeln Ew. Majestät als Richterin gegen mich!" Von dieser Antwort ergriffen wendete sich Elisabeth zu den sie umstehenden Räthen aus ihrem Gefolge und rief aus. „Während meiner ganzen dreißigjährigen Regierung hat mir noch Niemand eine so schöne und zugleich so wahre Lehre gegeben!" —

Ob ihr jungfräuliches Leben durch eine freie, vielleicht auf politische Rücksichten begründete Wahl, oder durch einen organischen Fehler bedingt gewesen — ist ein seit zweihundert Jahren unaufgelöstes Problem, und die Frage dürfte wohl unbeantwortet bleiben. Soviel ist gewiß, daß sie in ihrem Testamente ausdrücklich befahl, nach ihrem Tode (3. April 1603) weder geöffnet noch umgekleidet zu werden.

Die Universität von Nashville *)

Das „National Banner" giebt folgende Beschreibung der Universität Nashville: „Unter allen Unterrichtsanstalten diesseits des Alleghany-Gebirges gebührt dieser Universität die erste Stelle, sowohl wegen ihrer glücklichen Lage und der Zahl ihrer Studenten, als wegen der Trefflichkeit ihrer Gesetze und ihrer Lehrer. Gegenwärtig bestehen letztere aus einem Präsidenten und fünf Professoren, deren Zahl übrigens bald sehr vergrößert werden dürfte. Der Präsident, ein Mann von hohem Ruf, ertheilt selbst Unterricht in mehreren höhern Zweigen der Wissenschaft. Die Professoren der Mathematik, der Naturkunde, der Chemie und der Philologie gehören zu den ausgezeichnetsten Gelehrten in den Weststaaten. Der Apparat für Naturkunde, Chemie und Astronomie ist sehr vollständig und in der besten Ordnung. Die wohlausgewählte Bibliothek zählt bereits über 2,000 Bände. Die Gesetze der Universität tragen einen milden, väterlichen Charakter, und sind nur da, wo die Sittlichkeit verletzt wird, streng. Es finden halbjährliche Prüfungen statt, zu denen Jedermann freien Zutritt hat.

*) Nashville, die Hauptstadt von Tennessee, ward erst im Jahr 1777 gegründet. Nur zehn Familien waren es, die 1768 aus Nord-Carolina auswanderten, und in Ost-Tennessee, an den Ufern des Watauga, die ersten Niederlassungen gründeten. Nach drei Jahren war diese kleine Kolonie bereits so angewachsen, daß sie 300 Bewaffnete stellen konnte. Im Jahr 1777 wendeten sich einige Kolonisten gegen Westen, fuhren den Cumberland hinunter, und legten in der Gegend, wo jetzt Nashville liegt, Maispflanzungen an. 1790 trennte sich das Land von Nord-Carolina, und ward 1796 als eigener Staat in die Union aufgenommen Er zählt bereits 500,000 Einwohner. (Warden, the United states of North-America.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 79. 19 März 1828.

Dramatische Literatur der Hindus.

Select specimens of the Theatre of the Hindus, translated from the original Sanscrit. By Horace Hayman Wilson, Esq. Calcutta, 1827. 8°, 3 vols.

Wenn unsere Bekanntschaft mit der Literatur sowohl als mit der Geschichte von Indien noch immer, ungeachtet der vereinten Bemühungen einer nicht geringen Anzahl von Gelehrten in England, Frankreich, Deutschland und Dänemark, äußerst unvollständig ist, so dürfen wir den Grund ohne Zweifel nur in der argwöhnischen Politik der Handelsgesellschaft suchen, welche so lange alles, was nur in der entferntesten Beziehung auf ihr Monopol und ihre Herrschaft in Indien gedacht werden konnte, mit eifersüchtiger Strenge bewachte und den Blicken des Profanen entzog. William Jones Uebersetzung der Sakontala, die bald in alle europäische Sprachen überging, gab uns zuerst eine Ahnung davon, wie wunderbare herrliche Blüthen der vor uns verschlossene Garten hege; durch die reiche Lese aus dem Gebiete der dramatischen Literatur, welche das vorliegende, erst im verwichenen Jahre zu Calcutta erschienene Werk von Hayman Wilson, über das Theater der Hindus darbietet, erhalten wir endlich eine klarere Vorstellung von Dingen, die man sich bisher vergebens zu enträthseln gestrebt hatte.

Der Verfasser gibt uns ein Verzeichniß von nicht weniger als sechzig dramatischen Stücken, von denen freilich viele gegenwärtig nur erst dem Namen nach bekannt sind; von diesen sind, außer der Sakontala, noch sechs andere vollständig übersetzt: „Mritschschakati," oder der Spielwagen, „Vikrama und Urvasi," oder der Held und die Nymphe, „Malati und Madhava," oder die heimliche Vermählung, „Uttara Rama Tscheritra," oder die Fortsetzung der Geschichte von Rama, „Retnavali" oder das Halsband, und Madra Rakschasa.. Von mehreren andern Dramen werden kurze Nachrichten gegeben.

Die Erfindung des Dramas wird durch die Sage einem begeisterten Weisen, Namens Bharata, zugeschrieben; zu einer Zeit, wo das neuere europäische Drama noch in seiner ersten Kindheit war, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte, finden wir das von Indien bereits in seinem Verfall begriffen. Der Character desselben ist so romantisch, wie das Land, auf dessen Boden es erblühte; doch ist die Theorie der dramatischen Composition, — was die unbedingten Verehrer des classischen Alterthumes sehr überraschen wird, — nichts weniger als vernachlässigt.

Die Schauspiele der Indier scheinen meist, gleich denen des alten Athens, nur für eine einzige Vorstellung geschrieben zu seyn; sie müssen bei ihrer Aufführung wenigstens fünf bis sechs Stunden eingenommen haben; einige von ihnen haben einen Umfang von zehn vollen Acten. Der Dialog ist gewöhnlich in Prosa, während die lyrischen Flüge des Dichters in regelmäßigen Versen sind. In diesen poetischen Stellen werden alle Versmaaße, welche die Sprache kennt — vom Anuschtubh, oder der Strophe von vier Zeilen zu acht Sylben, zum Dandaka, welches 25 bis 199 Zeilen hat, angewendet. Eigenthümlich ist, daß die Helden und Heldinnen, Diener, Kaufleute, Spitzbuben ꝛc. in verschiedenen Dialecten sprechen, von denen indessen gewöhnlich nur drei gebraucht werden. — Eigentliche Theater scheinen in Indien niemals errichtet worden zu seyn. Ein Saal in den Häusern der Großen, Sangita Sala genannt, worin Musik gemacht und getanzt wurde, war wahrscheinlich der Platz, dessen man sich bediente; vielleicht auch, bei dem schönen Clima, die offenen Höfe. Doch hatte man eine Bühne mit einem Schirm oder Vorhang. Die Schauspieler wurden nie als Leute von üblem Ruf, oder als Vagabunden betrachtet, wie früher in Europa. Sie werden als persönliche Freunde der Dichter, wie die letzten als Freunde und Gesellschafter von Weisen und Königen genannt. Das Schauspiel diente überdieß nicht blos zum Vergnügen oder zur Unterhaltung der Zuschauer, sondern bildete einen wesentlichen Theil der religiösen Feste.

Wir wollen von einem der von Wilson übersetzten indischen Dramen, Retnavali, das weniger mythologische und andere gelehrte Vorkenntnisse erfordert, um von Fremden verstanden zu werden, aber freilich auch weniger Originalität besitzt als die übrigen, unsern Lesern einen Auszug mittheilen. Als Verfasser wird genannt Sri Herscha Deva, ein König von Kaschmir zwischen 1113 und 1125 nach Christi Geburt; seine Sprache ist elegant und deutet auf eine Zeit hin, in welcher die Ausbildung und Feinheit der Kunst das natürliche Feuer des Genies zu verdrängen begann.

Wie gewöhnlich eröffnet das Stück eine Art Weihe, statt des Prologs; dann tritt der Schauspieldirector vor, nennt den Fürsten als den Verfasser und gibt der Ver-

sammlung an, woher der Stoff entlehnt sey. Eine Schauspielerin tritt auf, und nach einem kurzen Dialog fängt der erste Act an, indem sich uns der Palast Vatsa's zeigt, einer Lieblingsperson der Hindus, die immer von derselben Gesellschaft begleitet erscheint: Vasavadatta, seiner Gemahlin, Yangandharayana, seinem Minister, Vasantaka, seinem Hofnarren, und Rumanwan, seinem General. Ein Monolog des Ministers, in welchem er sich über den gegenwärtigen Stand der öffentlichen Angelegenheiten ausspricht, eröffnet das Stück; nachdem er denselben recitirt hat, zieht er sich in seine Wohnung zurück. Darauf sieht man Vatsa Raja mit Vasantaka, zum Frühlingsfeste geschmückt. Während sie sich unterhalten, nähern sich Madenika und Chutalatika, indem sie durch Tanz und Gesang die Macht der Gottheit der Jahreszeit ausdrücken. Der König bemerkt, als sie sich wieder entfernt haben: „Ich sehe in der That den Einfluß der Jahreszeit in ihrer Erscheinung ausgedrückt; das Haarband der einen ist gelöst und ihre langen Locken fliegen entbunden in der Luft; das Halsband der andern scheint zu schwer für ihre schmachtende Gestalt, obwohl sie ihre tönenden Knöchel mit mehr als gewöhnlicher Schnelligkeit bewegt."

Der König und Vasantaka gehen darauf in den Garten, um der Königin darin zu begegnen. Wir hören, daß die Bäume den Genuß der entzückenden Jahreszeit theilen; „ihre neuen Blätter glühen gleich Corallen, ihre Zweige schwanken voll Leben im Winde und ihr Laub ertönt von dem fröhlichen Murmeln der Bienen." Die Königin, ihre Dienerin Kantschanamala, und Sagarika kommen jetzt in den Garten. Die Opfer werden angeordnet und der König und seine Freunde gesellen sich zu den Damen. Die Königin macht gegen den König ihre Verbeugung und man wechselt gegenseitig Geschenke.

Der nächste Act beginnt in dem Garten des Palastes. Man sieht Sagarika darin sitzen mit einem Gemälde, das sie zärtlich betrachtet, als sie von ihrer Freundin Susangata unterbrochen wird. Diese hält Lotosblätter auf Sagarikas Busen, um das Fieber ihrer Leidenschaft zu kühlen. In diesem Augenblicke entkommt ein Affe aus seinem Behältniß, und die Damen fliehen und lassen das Gemälde zurück, welches Vatsa und Sagarika selbst darstellt. In einem andern Theile des Gartens erscheint Vasantaka und bald darauf der König. Sie hören auf Sagarika's Staar, der ihnen die Unterhaltung zwischen der Jungfrau und ihrer Freundin wiederholt. Sie entdecken das Gemälde und der Staar beginnt aufs neue von der natürlichen Neigung und vom hohen Werth erhabener Auszeichnung zu sprechen, indem er die Worte Susangatas zu ihrer Freundin nachschwatzt. In der Pisanglaube findet man den Käfig des Staars durch den Affen zerbrochen. Der Staar hat von einem Baume in der Nähe das Geheimniß der Liebe der Jungfrau entdeckt. Indessen halten sich beide Damen hinter den Pisangs verborgen. Sie werden entdeckt und Vatsa will den zärtlichen Liebhaber spielen, wird aber von Sagarika zurückgewiesen. Vasantaka erinnert den König, Susangata durch das Geschenk eines Armbandes zum Stillschweigen zu vermögen. Die verstohlene Zusammenkunft dauert so lange, bis die Königin erscheint und sie sich zurückziehen. In der Verwirrung, die erfolgt, sucht der König das Gemälde zu verbergen, läßt es aber fallen und die Königin entdeckt es. Der Freund des Königs, Vasantaka, bemüht sich die Sache zu erklären, jedoch für die Eifersucht eines Weibes auf keine Weise befriedigend.

Die folgende Scene ist ein Gemach im Palaste, worin Weiber intriguiren. Vatsa ist in Liebe entbrannt gegen Sagarika. Die Königin verkleidet sich und wird von Vasantaka für Sagarika gehalten. Sie geht und besucht ihren Gemahl in dieser Verkleidung, und nachdem die Täuschung gelungen ist und sie von ihrem Gemahl das Bekenntniß seiner Liebe zu Sagarika erhalten hat, gibt sie sich zu erkennen. Inzwischen spielt Sagarika dasselbe Spiel in der Verkleidung der Königin und stellt sich, als wolle sie sich aus Eifersucht ermorden, wird aber vom König gerettet, der in der vermeinten Königin seine Sagarika entdeckt. Die Königin kommt dazu, läßt in der Gegenwart des Königs Sagarika gefangen nehmen und abführen — Niemand weiß wohin — während der König traurig zurückbleibt und zum Andenken von seiner Geliebten nichts als ein Halsband behält.

Darauf erscheint ein Zauberer, der seine Kunst vor dem König und der Königin zu zeigen begehrt. Er winkt mit seinem Federbusch und man sieht Brama und andere Gottheiten im Himmel, vor denen himmlische Nymphen einen heitern Tanz aufführen. Dieß Schauspiel wird durch eine Gesandschaft unterbrochen, die von dem Hofe des Fürsten Avouti kommt. Einer der Gesandten erblickt das Halsband, welches Sagarika dem König zurückgelassen hat und erklärt, daß dasselbe der Tochter seines Herrn gehöre, von welcher eine Prophezeihung sagte, daß ihr Gemahl der Herr der Welt werden würde. In diesem Augenblick wird gemeldet, der Palast stehe in Flammen. Der König ist besorgt um die Königin, die sich indessen in Sicherheit in seiner Nähe befindet, aber ihrerseits Besorgniß für Sagarika, ihre Gefangene, ausdrückt.

Der König stürzt durch die Flammen, seine Geliebte zu retten, die er in Ketten findet und der Gefahr entreißt. Zugleich ist aber auch das Feuer verschwunden, und Vatsa reibt sich die Augen, um zu sehen, ob dieß alles wirklich wahr sey. Das Feuer war aber in der That nur Täuschung — das Werk der Zauberei. Der König umarmt die Tochter des Königs Avouti, die als Sagarika bisher unbekannt war, und bringt sie zu der Königin, die versöhnt wird. Yagandharayana, der Minister, kommt nun und erklärt das scheinbare Geheimniß. Sagarika, jetzt Retnavali, wird für die Schwester der Königin erkannt und Vatsa erhält die Hand der Jungfrau, welche die Götter selbst zur Quelle des Sieges bestimmt haben.

Dieß ist der flüchtige Umriß eines Schauspiels, welches als das treueste Gemälde der Sitten und Lebensart der

Hindus zu einer Periode betrachtet werden kann, über die wir nur sehr unvollkommene Nachrichten besitzen. Weder erhabene Grundsätze, noch tiefe Reflexion zeichnen dieß reizende Bild aus, dagegen bezaubern uns Züge der reinsten Zärtlichkeit, Milde und Eleganz, die wir in den Harems der übrigen orientalischen Nationen vergebens suchen würden.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuesten italienischen Literatur.

In Briefen von einem italienischen Gelehrten.

Zweiter Brief*).

Geschichte, die Grundlage jedes geregelten Studiums, wird jetzt mit großem Eifer in Italien getrieben. Wir wollen hier, der Kürze wegen, nicht von den vielen Partikular-Geschichten reden, die täglich in den verschiedenen Städten der Halbinsel gedruckt werden, sondern nur drei große Sammlungen historischer Werke erwähnen, die in Mailand herauskommen. Zuerst unternahm der Buchhändler Louzagna eine „Sammlung von Uebersetzungen der griechischen Geschichtschreiber," von den gründlichsten Kennern der griechischen Sprache verfaßt. Dieses treffliche Unternehmen ist schon sehr vorgerückt. Einige Jahre darauf unternahm ein anderer Buchhändler in Mailand, Niccolo Bettoni, eine „historische Bibliothek aller Zeiten und Völker," die 100 Bände umfassen sollte. Diese Bändezahl war für einen solchen Umfang der Aufgabe an und für sich zu klein; was sich jetzt am deutlichsten zeigt, wo nur noch 18 Bände zu liefern sind, ungeachtet man noch eine Menge hieher gehöriger Historiker vermißt. Doch ist nicht zu läugnen, daß diese Arbeit, die in Italien außerordentliche Theilnahme fand, viel zur Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse und zur Vermehrung der Liebe zu diesen Studien beitrug.

Alle in diesen beiden Sammlungen enthaltenen Arbeiten waren nur Abdrücke, oder höchstens neue Uebersetzungen alter Werke. Der Buchhändler Antonio Fortunato Stella aber hat sich zu einem schwierigeren Unternehmen gerüstet, indem er nach der Herausgabe einer Uebersetzung der Universal-Geschichte des Grafen Segur, vielen italienischen Gelehrten eine Original-Fortsetzung derselben auftrug. Bertolotti, Soncini, Levati, Compagnoni nahmen an der Ausführung Theil nebst mehreren Andern, die sich unter dem Schleier der Anonymität aber augenscheinlicher Pseudonymität verbargen. Mehrere von diesen Original-Werken sind jedoch so erbärmlich, daß sie uns Italiens und des jetzigen Standpuncts der Kultur unwürdig scheinen; andere sind im Grunde nur Uebersetzungen aus verschiedenen fremden Schriftstellern. Wir können daher durchaus kein günstiges Urtheil über diese Fortsetzung aussprechen; ja wenn man die übrige Nation nach dem Maßstabe der Unkenntniß wahrer Geschichte bei denen beurtheilen wollte, die sich anmaßen, den Ton darin angeben zu wollen, so würde das Urtheil sehr hart ausfallen müssen. Aber einem Lande, das einen Machiavelli, Paruta, Guicciardini, Davila, Bentivoglio, Giannone, Muratori hervorbrachte, kann es nie gänzlich an Geschichtschreibern von Bedeutung fehlen, und mit Recht rühmt sich das heutige Italien des Namens Carlo Botta, der zuerst mit der „Geschichte des amerikanischen Freiheits-Krieges," dann mit der „Geschichte Italiens in den neuesten Zeiten," auftrat. Botta ist einer der reinsten Schriftsteller unserer Zeit, und Manche werfen ihm nicht ohne Grund vor, daß er mit zu ängstlicher Sorgfalt um den Stil bemüht ist, und zuweilen zu sehr nach veralteten Redensarten hascht. Aber er besitzt eine so tiefe Kenntniß der Zeiten und der Menschen, es ist eine solche Fülle der Beredsamkeit in den vorkommenden Reden, eine solche Klarheit in den Beschreibungen, ein so rascher Fortgang in seinen Erzählungen, daß die ganze Nation seine Werke liest, und wieder liest, und sie allenthalben abgedruckt werden. Botta lebt in Paris, aber er ist einer der eifrigsten Pfleger seiner Muttersprache. Ihm zunächst steht Luigi Bossi der zuerst das schwierige Werk einer allgemeinen Geschichte von Italien unternommen hat. Muratori hatte in seinen Annalen die Materialien dazu von den Zeiten des August an bis auf das Jahr 1750 gesammelt und geordnet. Micali hatte neuerdings schon die Geschichte der ersten Bewohner Italiens mit großer Ausführlichkeit behandelt. Algarotti hatte bereits vor Levesque und Niebuhr den richtigen Gesichtspunct für die älteste römische Geschichte angegeben; Verri, Rovelli und Andere hatten bei der Abfassung der Geschichte einzelner Städte Italiens viel von dem Dunkel, in das sie gehüllt war, erhellt. Ungeachtet aller dieser Vorarbeiten aber wird jeder, der die wechselnden Schicksale, denen Italien unterworfen, die unermeßliche Zahl der einzelnen Staaten, in die es getheilt war, die fortwährenden offenen und geheimen Fehden, die sie unter sich führten — kurz, das fortwährende Unglück dieses schönen Landes kennt, leicht fühlen, welcher Last sich Bossi unterzog. Seine Geschichte besteht aus 19 starken Octav-Bänden; sie beginnt mit der Urgeschichte Italiens, und geht fort bis auf unsere Zeit. Bossi ist im Punct des Stils das gerade Gegentheil des Botta; er vernachläßigt nicht nur den Schmuck, sondern manchmal auch die Reinheit und Klarheit der Sprache. Er behandelt übrigens die Geschichte wie einer, der sie vollkommen beherrscht: die Begebenheiten sind alle bis auf die kleinsten Umstände dargestellt, und die Nation wird in allen ihren politischen und literarischen Fortschritten verfolgt. Doch muß man gestehen, daß Bossi die Kunst nicht verstanden hat, sein Buch angenehm zu machen, denn abgesehen von der in der That allzugroßen Vernachläßigung des Stils, fehlt auch dem Gedächtniß des Lesers die Hülfe einer gehörigen Chronologie und einer genauen Eintheilung der Zeiten und Begebenheiten. Wir müssen daher sagen, daß Italien durch Bossi's Bemühungen zwar eine dem Inhalt nach umfassende Geschichte besitzt,

---

*) Vergleiche Num. 66 und 67 dieses Blattes.

daß es aber noch auf den Historiker wartet, der alle diese Materialien mit lebendigem Geist und innerer Schönheit zu einem organischen Ganzen verbinden soll. Bossi schrieb später eine „Geschichte des alten und neuen Spaniens in 8 Bänden," über die dasselbe Urtheil, wie über das vorige Werk, zu fällen ist. —

Sardinien, Venedig, Genua, Pisa, Brescia, Trient, Pavia und viele andere Städte und Provinzen fanden in diesen letzten Jahren ihre besondern Geschichtschreiber: kurz ganz Italien ist voll von Gelehrten, die sich bemühen, ihre Landsleute mit der Geschichte ihres Vaterlandes bekannt zu machen.

Rampoldi hat in 12 starken Bänden „die Annalen der Muselmänner" geschrieben. Das Werk ist in Text und Noten abgetheilt. Der Text ist nicht mehr als eine Chronik; die Noten sind voll von Gelehrsamkeit, die in der Hand eines beredteren und gewandteren Schriftstellers dem Buche eine größere Bedeutung zu geben vermocht hätte. Wir wissen nicht, ob Italien die Arbeit Rampoldi's nach Verdienst schätzt, wir haben sogar manche Gründe, das Gegentheil zu glauben; doch wagen wir die Behauptung, daß diese Annalen ein mehr als gewöhnliches Verdienst haben, und daß vielleicht keine andere Nation eine so in's einzelne gehende und aus den Quellen geschöpfte Bearbeitung dieses Gegenstandes hat (?) Der Verfasser hat lange an den Orten gelebt, die er beschreibt, und jede Seite seiner Noten widerlegt mit unwiderleglicher Wahrheit die absurden Ansichten, die eine Menge von Schriftstellern über die Gesetze und Gebräuche jener Länder verbreitet haben.

Unter allen geschichtlichen Werken aber, deren sich die neueste italienische Literatur zu rühmen hat, nimmt das Werk des Grafen Pompeo Litta: „Die berühmten Familien Italiens" den ersten Platz ein. Die Herausgabe dieses Werkes geht langsam von Statten, weil es dem Herausgeber sehr große Kosten verursacht, und die Zahl der Theilnehmer verhältnißmäßig gering ist, so daß diese Zögerung keineswegs dem Verfasser, sondern vornehmlich jenem Stande zur Last fällt mit dessen Geschichte und dessen früherem Ruhme das Werk sich beschäftigt. Der Verfasser ist ein tiefer Kenner der italienischen Geschichte, und besitzt viel philosophischen Geist, und einen freien unparteiischen Sinn; sein Stil hat jene Originalität, die man in jedem frei gedachten Werke findet. — Jede Nation dürfte stolz darauf seyn, ein solches Werk zu besitzen; und gewiß werden die Ausländer dem Verfasser den Beifall zollen, den er bis jetzt in Italien noch nicht gefunden hat, wo manche Abkömmlinge jener Familien sich geweigert haben sollen, die Unternehmung durch Subscription zu unterstützen, weil der Verfasser unpatteiisch genug war, im unbestochenen Geiste der richtenden Geschichte auch die Laster ihrer Vorfahren so wenig zu verschweigen als ihre Verdienste.

Gleich würdig eines ehrenvollen Rufs sind: „Die Feldzüge und Belagerungen der Italiener in Spanien," von Vacani. Sie sind das schönste Denkmal des neuern Kriegsruhms Italiens. Da ihm von den vielen Kriegen, zu denen es unter Napoleons Herrschaft genöthigt war, kein Gewinn übrig bleiben sollte, so war es in der That ein einer patriotischen Seele würdiges Unternehmen, wenigstens das Andenken des vergossenen Blutes zu verewigen, und der Nachwelt zu sagen, daß, wenn auch damals die Nation von denen mit Verachtung behandelt ward, die sie hätten heben sollen, ihre Soldaten doch unter die tapfersten Europa's gezählt wurden.

Endlich sah Italien in den letzten Jahren ein sehr umfassendes Werk entstehen, das wohl einzig in seiner Art ist, unter dem Titel: „Sitten und Gebräuche alter und neuer Zeit" (il costume antico e moderno), von Giulio Ferrario, unter Mitwirkung vieler mailändischer Gelehrten, in italienischer und französischer Sprache herausgegeben. Doch hat die Ausführung den großen Versprechungen des Herausgebers nicht entsprochen, und der Theil, der die Kleidungen betrifft, scheint der einzige zu seyn, auf den man sich mit einiger Sicherheit verlassen kann. Namentlich sind in dem, was sich auf die Gesetzgebung bezieht, viele Mängel und Irrthümer, und man sieht der ganzen Arbeit an, daß dabei mehr Gewinnsucht als gründliches Studium die Feder führte.

Aus Schweden.

Capitain, Ritter M. G. Ankarswaerd hat den verdienstvollen Entschluß gefaßt, die Beschreibung aller in Schweden befindlichen Ruinen, die irgend merkwürdig sind, zugleich mit lithographirten Abbildungen derselben herauszugeben. Das erste Heft derselben enthält vier Ruinen der Stadt Wisby und befindet sich schon im Buchhandel; ihm folgen Ende Juli drei andere Hefte nach. Nächst den Denkmälern des Alterthums von Wisby werden die von Sigtuna beschrieben werden. Jedes Heft kostet 2 Rthl. 16 Gr. Bco.

Den 19. Januar stieg die Kälte in Gefle (60° 39′ 15″ N. Br.) und Fahlun (60° 35′ 15″ N. Br.) auf 34 Grad Reaumur, aber hielt nicht länger als 12 Stunden an.

Zu Röraas, Bergstadt in Norwegen am Glommen, 8936 Fuß über der Meeresfläche des atlantischen Oceans gelegen, herrschte am 18. Januar eine Kälte von 32 Grad, den 20. trat als auffallender Contrast Platzregen ein.

Die Anzahl der im Herbsttrimester auf der Universität Upsala Studierenden belief sich auf 1520, von denen 7 Ausländer. Unter ihnen befanden sich 141 Adlige, 358 Predigersöhne, 229 Bauersöhne, 264 Söhne nicht-adliger Civil-Beamten, 68 Söhne nicht-adliger Militairs, und 199 Bürger- und Handwerkersöhne. Von diesen studirten 357 Theologie, 350 Rechtswissenschaft, 82 Arzneikunde, 403 Philosophie, und 322 hatten sich noch nicht für ein bestimmtes vitae genus entschieden.

In einigen Districten Nordlands scheint die unter dem Namen „Lasara" bekannte Religionssecte, welche sich den Swedenborgianern nähert, wieder ihre fanatische Lehre zu verbreiten. Es ist dieselbe, die den Untergang der Welt auf Weihnachten 1827 angesetzt hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 80. 20 März 1828.

Beechey's Expedition nach der Nordküste von Afrika.

Proceedings of the Expedition to explore the Northern Coast of Africa, from Tripoly eastward, in 1821 — 22; comprehending an Account of the Greater Syrtis and Cyrenaica, and of the Ancient Cities composing the Pentapolis. By Captain F. W. Beechy, R. N., F. R. S., and H. W. Beechey, Esq. F. S. A. 4. London 1828.

Die Gegenden, welche Capitän Beechey und seine Begleiter durchzogen, gehören zu den interessantesten der Welt. Hier lag das alte Darnis, Cyrene, Ptolemais, Berenice, Diarrhäa, Macomades, Leptis und Oea; hier standen die Altäre der Philänen, hier sind die Ufer des Lethe, hier blühten die Gärten der Hesperiden.

Die Reisenden landeten in Oea, dem heutigen Tripolis, und zogen ostwärts längs der Meeresküste, zur Rechten die Wüste, zur Linken die See. Von Tripolis bis Tagiura ist das Ufer flach, sehr gut angebaut, und mit Korn, Obst-, Dattel- und Oelbäumen bedeckt. Die Ruinen sind hier nicht zahlreich. Bald kamen sie in einen Theil der Wüste, wo kein Mensch und keine Wohnung mehr zu sehen war. Ein begeisterndes Gefühl ergriff Capitain Beechey, als er den Fuß in diese spurlose Einöde setzte. Auch der unglückliche Burkhardt rechnete die in der feierlichen Einsamkeit der Wüste zugebrachten Stunden zu den glücklichsten seines Lebens. Beechey bemerkt, daß die furchtbaren Beschreibungen von Sandstürmen, welche man in den Werken sehr achtbarer Reisenden findet, sehr übertrieben seyen. Jene Meere von Sandwolken, welche in Zeit von wenigen Stunden ganze Caravanen bedecken sollen, seyen bloße Gebilde der Einbildungskraft. Selbst auf einen schlafenden Reisenden wehe der Wind nicht mehr Sand, als er bei seinem Erwachen leicht wieder von sich abschütteln könne. Sey der Reisende gar in Bewegung, so wäre es lächerlich, wenn man befürchten wollte, er werde vom Sande überdeckt werden. Vielleicht ließ Capitän Beechey's kräftiger Sinn ihn die Gefahren eines Sturms der Wüste zu gering anschlagen, auf jeden Fall aber legen diese Bemerkungen ein schönes Zeugniß von der offenen, männlichen Geradheit des Reisenden ab. Der helle Gesang seiner arabischen Führer, welcher Regen, Sturm und Ungewitter freudig übertönte, erheiterte die Einsamkeit der Wüste.

Die Resultate dieser Reise, die uns die Herren Beechey in obigem Werke vorlegen, sind der aufmerksamsten Beachtung würdig. Die eben so anziehenden als gelehrten Untersuchungen über alte Geschichte und Poesie*), die lebendigen Schilderungen der Gegenden und Sitten, der edle Styl voll Kraft und Männlichkeit, die trefflichen Kupfer, Charten und Plane — alles trägt dazu bei, diese literarische Erscheinung zu einer der schätzbarsten der diesjährigen literarischen Season Londons zu machen.

Einige Auszüge mögen dieses Urtheil wenigstens andeutend rechtfertigen.

Von der Einfachheit der Araber haben alle Reisenden gesprochen. Das vorliegende Werk gibt folgende Beschreibung des Urzustandes ihrer Sitten.

„Die Einwohner von Zaffran sind Beduinen, so wie alle Anwohner der Syrtis, daher trifft man zwischen Mesurata und Bengazi keine Stadt und kein Dorf. Ueberall bewiesen sie sich gastfreundlich und gefällig gegen uns, und nie traten wir in ihre Zelte, ohne einen herzlichen Empfang zu finden. Freigebig boten sie uns von ihrer einfachen Kost, Milch und Datteln, während unsern Pferden Korn gereicht wurde. Frische Milch war nicht immer zu haben; nie aber fehlte es an Leban (sauere oder vielmehr Buttermilch) und selten verdroß es uns, von unsern Pferden zu steigen, um diese patriarchalische Kost zu genießen, welche nach dem beschwerlichen Ritt eines langen Tages durch weglose Gegenden, unter den Strahlen einer afrikanischen Sonne, unendlich schmackhafter ist, als es sich diejenigen einbilden mögen, die solche Nahrung für ihre Schweine aufsparen können.“

„Die Neugier unserer arabischen Freunde gewährte uns oft viele Unterhaltung. Wenn wir uns auf den Matten, die sie uns zum Nachtlager auf den Boden gebreitet, zur Ruhe gelegt hatten, schlichen sich Weiber und Männer langsam und scheu heran, jene um aufs aufmerksamste unsere Kleider zu untersuchen, diese um unsere Säbel und Gewehre näher in Augenschein zu nehmen. Die ersten waren vor allem über die weiße Leinwand unserer Turbane und Unterkleider, die letzteren vorzüglich über unsere Doppelflinten und Sackpistolen mit Stellhahnen erstaunt. In kurzer Zeit verschwand alle Zurückhaltung; die ganze Familie drängte sich um uns herum, und jeder wollte vor dem an-

*) Die Untersuchungen über Herodot, Arrian, Theophrast, Athenäus, Strabo, Plinius, Procopius, Ptolemäus, Lucan, Sallust, Scylax, Servius, Leo Africanus, Edrisi, Abulfeda, Mela rc. beweisen, mit welch gelehrter Ausrüstung die Reise unternommen wurde.

dern gehört seyn. Von allen Seiten wurden wir mit Fragen bestürmt. Keiner wartete die Antwort ab, oder es beantwortete ein halbes Dutzend der Familie die Fragen in verworrenem Durcheinanderreden sich selbst, wobei jeder eine andere Meinung ausdrückte. Wenn sie zuletzt bei dieser Verwirrung keine befriedigende Auskunft über den Gegenstand ihrer Neugierde sich verschaffen konnten, so wollten sie die Frage förmlich von uns beantwortet wissen, wobei sich denn fast jedesmal ergab, daß der wirkliche Gebrauch der Dinge, die sie erklärt wissen wollten, so verschieden von demjenigen war, den sie ihm beigelegt hatten, daß die schweigende Aufmerksamkeit, mit der sie die Erklärung angehört hatten, in die lautesten Ausrufungen der Verwunderung sich verwandelte, so daß sie sich vor Lachen oft auf dem Boden wälzten."

Die Reisenden beschreiben die Unsicherheit des Bodens auf dem Zuge durch die Sumpfländer der großen Syrtis. An manchen Stellen befinden sich Oeffnungen von zehn bis zwölf Fuß Tiefe, aus deren Grund Wasser quillt. Meist sind diese Oeffnungen mit einer dünnen, nur zwei Zoll dicken Kruste von Salz und Lehm bedeckt, so daß die größte Vorsicht beobachtet werden, und die Reuter oft absteigen mußten, um die Pferde unter deren Fußtritt in der Nähe jener Oeffnungen oft der Boden plötzlich nachzugeben und zu weichen begann über die gefährlichen Stellen wegzuleiten.

Eines Tages waren die Reisenden Zeugen der medizinischen Kunst eines Heiligen- (Marabut) der zu einem kranken Mädchen gerufen worden war. „Kaum hatte der Heilige den Zustand der Kranken erfahren, so nahm er eine höchst geheimnißvolle Miene an, und erklärte, daß sie von einem unterirdischen Geiste besessen sey. Dann bewies er, daß ihr Uebel daher rühre, daß sie bei irgend einem — wir verstanden nicht recht welchem — Geschäfte unterlassen habe, Bismillah (im Namen Gottes) zu sagen, ein Wort des Segens, das ein Mahomedaner bei keinem Geschäfte vergißt. Diese Unterlassung sey schuld gewesen, daß einige Tropfen Wasser auf das Haupt des dem Geiste gehörigen Kindes gefallen seyen, das gerade in jenem Augenblicke unter ihm herumgewandelt sey. Der mit Recht erzürnte Geist sey ihr nun in den Leib gefahren, um sie für ihr Vergehen zu quälen. Alle im Zelte befindlichen Araber hörten mit großer Andacht zu, und das arme Mädchen begann bitterlich zu weinen und ihr Unglück, das sie sich durch eigene Schuld zugezogen, zu beklagen. Nun sprach ihr der Marabut Trost zu, indem er versicherte, daß ihr Uebel zwar sehr bedeutend, aber doch keineswegs unheilbar sey. Dann nahm er einen strengen Blick an, und befahl dem Geiste mit herrischem Tone, von dem Mädchen zu weichen. Da aber die Schmerzen ohne Unterbrechung fortdauerten, so war es augenscheinlich, daß der böse Feind keine Lust hatte, zu gehorchen. Der heilige Mann versicherte, es sey ein höchst hartnäckiger Geist, und er habe lange vorher, ehe man zu ihm um Hülfe geschickt, gewußt, daß er in das Mädchen gefahren sey, doch wolle er mit ihm kämpfen, und bis an den nächsten Morgen nicht von der Seite der Kranken gehen; übrigens sey es ein schweres Stück Arbeit, denn er sehe deutlich, daß das Mädchen verflucht sey, was er an der Breite ihrer Schultern und der ungewöhnlichen Schwärze ihrer großen, rollenden Augen erkenne; diese seyen größer und breiter, als die von seinen eigenen Weibern, und geben ihm den Beweis, wie höchst sündhaft das Mädchen sey. Trotz dem war das arme Kind den andern Morgen besser. Schnell verbreitete sich der Ruf von der großen That des Marabut. Ob aber jene Besserung der Beschwörung des heiligen Mannes oder der von Herrn Campbell der Kranken gereichten Arznei zuzuschreiben sey, überlassen wir unseren Lesern." —

„Die Grabmäler von solchen Marabuts, die einige Berühmtheit erlangt haben, bieten ein eigenes Schauspiel dar, durch die bunte Menge von Opfern und Votiv-Gaben, die man inner- und außerhalb der heiligen Gebäude erblickt, Bündel von Holz und langem Gras, Pflüge, Matten, Krüge, alte Kleiderfetzen, neben rostigen Pistolen, Steigbügeln, Sätteln und Zäumen, Rosenkränzen und hundert andern ähnlichen Kostbarkeiten. Die nützlichsten Opfer bestehen aus Obst und Früchten. Werden diese auf das Grab gelegt, so ist es wirklich wunderbar, wie der Appetit des Heiligen, der oft schon fünfzig Jahre im Grabe liegt, wieder erwacht. Schon ein lebender Marabut kann eine artige Portion solcher frommen Gaben vertragen, die Menge aber, die ein Todter verschlingt, übersteigt allen Glauben."

(Schluß folgt.)

Ueber den Gang der innern Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

Sie fragen mich, was ein Gebiet sey. Ich will es versuchen, diese Frage in ihrem ganzen Umfange zu beantworten, damit Sie die ans Wunderbare grenzende Erscheinung sich erklären können, wie es möglich ist, daß in den Vereinigten Staaten ungeheure Länderstrecken in Zeit von zehn bis zwölf Jahren aus dem Zustand der Unwissenheit und Barbarei sich auf den Gipfel der Civilisation und des Wohlstandes erheben. Bereits haben zwölf Staaten dieses Wunder zur Wirklichkeit gemacht, und in diesem Augenblicke lassen drei neu entstehende Staaten uns die ganze Stufenleiter dieser Umbildung in der Nähe betrachten, so daß wir als lebendige rasch sich entwickelnde Gegenwart studiren können, was die Geschichte sonst nur als das langsam reifende Werk von Jahrhunderten darstellt. Es gleichen diese Länder den Zaubergärten der Armide: in ewigem Frühlinge treten, gleich einer, tausendfältige Frucht bringenden Saat, Völker und Staaten ans Licht — E mentre spunta l'un, l'altro matura.

Sie werden auf der Charte bemerken, wie klein im Verhältniß der Raum ist, den jene neu entstehenden Staaten einnehmen. Versuchen wir es nun den in allen Staaten Nordamerikas gleichen innern Entwicklungsgang zu

*) Fortsetzung der in Num. 46 bis 48 mitgetheilten Briefe.

verfolgen, nach welchem in den ungeheuern Länderstrecken der Union die Bevölkerung und Regierung sich bildet.

Die Indianer haben alles Land außerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten nebst vielen Ländereien innerhalb derselben inne, die sie jedoch allmälig, willig oder gezwungen, verlassen. Wenn ich von Indianern rede, so verstehe ich nicht gerade Wilde darunter. Man kann sagen, daß bei ihnen die wunderbare Stufenleiter der Civilisation beginnt. Viele Völker oder Stämme im Westen von Missoury, die nie einen Weißen gesehen, nie in unmittelbarem Verkehr mit einem gestanden haben, sind allerdings Wilde. Aber der Creek oder der Cherokee, der, ringsum von Civilisation umgeben, sein Land anbaut, eine repränsentative Verfassung organisirt und Schulen errichtet hat, steht jener Civilisation näher, als der irländische oder österreichische Bauer.

Ein Weißer, gewöhnlich ein sogenannter Indian trader, kommt zu einem Volke, das noch im Zustande vollkommner Wildheit, in aller Barbarei und in allem Stolze der Unwissenheit und Gesetzlosigkeit lebt. Er ist ein unerschrockner Jäger, ein schaamloser Betrüger, der das gefährliche Handwerk treibt, durch unbekannte Gegenden zu dringen, um von den Indianern gegen Pulver, Waffen, rohe Stoffe, vor allem aber gegen Whisky (eine Art von Gersten-Brandwein) Pelzwaaren einzutauschen. Diese Weißen siedeln sich gewöhnlich an einem schiffbaren Flusse an der äußersten Grenze der Civilisation an, und leben meist mit indianischen Weibern, die ihnen als Dollmetscher dienen. Alle Jahre versehen sie sich in irgend einer großen Stadt mit Vorräthen, und sind lange Zeit die einzigen Vermittler zwischen den Weißen und den Ureinwohnern. Bald gewöhnen sich die Indianer an die Bequemlichkeiten des Lebens und können sie nicht mehr entbehren. Vorher jagten sie bloß ihrer Nahrung wegen: jetzt kommt der Zweck eines vortheilhaften Handels hinzu. So gelangen sie zur ersten Stufe der Kultur.

Von der andern Seite bleibt der muthige Unternehmungs-Geist der amerikanischen Bürger nicht zurück. Die Rückkehr eines Indian-Trader, mit der reichen Beute eines noch wenig bekannten Landes beladen, in dem er eine reichliche Jagd, einen fruchtbaren Boden, gesundes Wasser gefunden, veranlaßt bald eine Auswanderung von seines Gleichen. Wie soll ich Ihnen diese Art von Leuten nach den unnachahmlichen Gemälden Cooper's schildern? Ich verweise Sie auf seine beiden Romane: „Die Schanzgräber und der letzte Mohikan." Darin werden Sie sehen, daß sie mehr aus Neigung, als aus Noth, ein wildes Leben angenommen haben, und daß sie mit der Gewandheit, der Ausdauer und dem energischen Muthe des Wilden nicht selten auch die sanfte Menschlichkeit des Weißen vereinigen. Mit ihnen fängt die Kenntniß des neuen Landes an: sie erforschen alle Theile desselben, und theilen mehr oder weniger übertriebene Berichte darüber mit.

Der Indianer bleibt unterdessen auch nicht ohne Bewegung. Er kann Schießgewehr, Pulver, hitzige Getränke, Bedeckungen nicht mehr entbehren, er setzt sich neben seinem Handelsmann fest, und beginnt, Pferde und anderes Vieh zu kaufen. Die Einführung von Werkzeugen macht es ihm leicht, sich bessere Hütten zu bauen; die Weiber (squaws) fangen an, die Umgebungen derselben urbar zu machen, und etwas Mais und Taback zu pflanzen. Endlich entstehen indianische Dörfer in der Wüste. Der Indian-Trader macht gute Geschäfte; andere Kaufleute folgen ihm; das Land wird von Bürgern überschwemmt. Sie vermengen sich mit den Indianern, und es dauert nicht lange, so gerathen sie in Streit mit ihnen. Ein solcher Streit, der fast immer in Krieg ausartet, giebt gewöhnlich die erste Veranlassung zur Dazwischenkunft der Regierung der Vereinigten Staaten. Die Indianer tödten die Weißen, die ihnen in den Weg kommen, dringen oft selbst in ihre Ansiedelungen ein, und morden Weiber und Kinder. Die Bürger setzen ihrerseits den Krieg mit nicht geringerem Eifer fort, und erhalten bald Beistand von Linientruppen oder von der Miliz eines benachbarten Staates. Die Indianer werden geschlagen, ihre Hütten verbrannt, ihr Vieh getödtet, bis die Feindseligkeiten durch einen Friedensschluß enden, nachdem jene die Macht der Vereinigten Staaten zu schätzen und zu fürchten gelernt haben.

Die Indianer wählen sich einige Anführer, welche auf einem der Centralpunkte der Gegend zusammenkommen, und dort Commissäre der Vereinigten Staaten finden, mit denen sie einen Talk (Conferenz) hatten.

Die Bedingungen des Friedens sind gewöhnlich folgende. 1) Die Indianer entsagen dem größten und fruchtbarsten Theil ihrer Ländereien, und die Regierung garantirt ihnen dafür unter dem Namen eines Vorbehalts, so viel sie für gut findet. 2) Die Vereinigten Staaten geben ihnen eine jährliche Beisteuer, theils an Vieh, Geräthen, Werkzeugen zum Ackerbau und Lebensmitteln, theils an Geld. 3) Die Vereinigten Staaten ernennen bei der Nation einen Agenten, ohne dessen Erlaubniß kein Weißer Handel treiben, oder die Grenze überschreiten darf. 4) Auch die Indianer dürfen das Gebiet nicht ohne einen Paß des Agenten verlassen. 5) Bei ihm müssen die Indianer und die Weißen ihre Klagen gegen einander vorbringen, und er hat über die Handhabung der Gerechtigkeit zu wachen. 6) Im Hause des Agenten (agency) wird ein Schmidt, ein Zimmermann, und ein Schulmeister zum besten des Volkes bestellt. 7) Wenn die Erndte zerstört worden ist, so geben ihnen die Vereinigten Staaten Unterhaltsmittel bis zur nächsten. — Man findet noch solche Vorbehalte in den alten Staaten, und selbst in Neu-England. Auf diese Weise eingepförcht, ergeben sich die Indianer dem Ackerbau. Im Süden sind sie hie und da ziemlich vorgeschritten und haben sich civilisirt; im ganzen aber sind sie in Trägheit und Armuth versunken. Ihre Zahl hat furchtbar abgenommen, von einigen der mächtigsten Stämme ist jede Spur verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)



Dramatische Literatur der Hindus.

(Schluß.)

Die Beschränktheit des Raumes erlaubt uns nur wenige kurze Stellen, als Proben der schönen poetischen Sprache dieser Dramen, auszuheben; wir hoffen, daß bald das Ganze, von dem hundert schönere Stellen doch nur einen schwachen Vorschmack geben können, durch einen geistreichen Uebersetzer in die Hände unserer Leser kommen wird.

Ein Garten, der den Frühling verkündet.

Im Kuruvaka sieh
Der Schönen bunt gemalte Finger, roth
Gefärbt die Mitt', in Ebenholz gefaßt;
Hier treibt Asoka ihre jungen Knospen,
In Blüthen ausgebrochen, hier umschlingt
Des braunen Mango's dicht gedrängte Blumen
Die Ranke, welche seine Gluth verbirgt:
Ich seh die Göttin,*) und zu jeder Hand
Die knospende Kindheit und die blühende Jugend.

Ein Hindu-Mittag.

S'ist Mittag, durch die Gluth erschöpft
Stürzt sich der Pfau in den sparsamen Pfuhl,
Der des erhabnen Baumes Wurzel nährt.
Die Biene schlummert in der dunkeln Kammer,
Die dort des Lotus Blumenblatt umschließt;
An dem Gestad' des warmen Sees verbirgt
Die Ente sich im Rohr und sehnend klagt
Der Papagei in seinem Gitterkäfig
Und ruft um Wasser, seinen Durst zu stillen.

Schöne Augen.

Die Augen, die, dem braunen Lotus gleich,
Wenn er vom West gewiegt ist, zitternd glüh'n,
Indem sie furchtsam durch den Vorwand sich
Entschuldigen, daß sie die Kränze winden,
Die Strahlen des Entzückens auf dich heften,
Wie Pfeile von der Brauen schönem Bogen,
Der sich gleich Kama's **) Bogen lieblich krümmt.

Ein verliebtes Mädchen.

Ich sehe sie mit Lust und mit Entzücken,
Schlank die Gestalt und zart, das Antlitz blaß,
Dem jungen Pisang, dem vergeh'nden Monde gleich.
Süß ist sie, anmuthsvoll ist sie dem Aug',
Ob auch die Wange schmal; — denn alles zeigt,
Daß hier der Liebe Gluth den Sieg errang,
Wie in des Jünglings gleich entflammter Brust.
Nur Ein Gedanke lebt in ihr und sie
Lebt nur für Ein Gefühl; das Kleid ist los,
Die sanfte Lippe bebt, die zarte Wange
Benetzen Thränen, und der Busen wallt;
Das dunkle Aug' in süßem Selbstvergessen
Schwimmt feucht und flüssig; und aus jedem Blick,
Jeder Geberde spricht der Liebe Sehnen.

Die einäugige Gemahlin des Gottes Siva.

Rollt dein furchtbares Haupt,
So zieht das düstre Aug, das mitten glüht
Auf deiner Stirn, von Flammen einen Kreis,
Deß grauser Schwung die Sphären wild umfängt,
Indeß das Banner deines Schreckensstab's
Des Himmels Sterne aus den Bahnen wirft.

*) Des Frühlings.

**) Der Liebesgott der Hindu.

Zwielicht.

Und nun an's Werk; denn sieh!
Die Dämm'rungsstunde hängt im Westen schon,
Und, gleich der schwarzen Blüthe der Tamala,
Schleicht an dem Saum des Horizont's das Dunkel;
Der Erde Grenzen haben sich verloren,
Als hätten sie sich in die Fluth getaucht;
Und ihren milden Schatten leiht dem Wald
Die junge Nacht, als stiege Rauch empor,
Der vor dem Winde sich in Nebel theilte.

Eine Beschwörungsscene.

Die Schrecken dieses Orts erwachen nun,
Von bösen Geistern dicht umdrängt; die Flammen
Der Scheiterhaufen leih'n ihr düstres Licht,
Gehemmt von ihrer Speise, spärlich nur,
Das finstre Graus, das sie umgibt, zu theilen.
Gespenster spielen bleich mit Kobolden,
Und ihre Lust ächzt rings das Echo wieder!
Wohl, sey es so! ich will und muß sie fragen.
Ihr körperlichen Geister, ihr Dämonen,
Die diesen Ort besucht! ich bring euch Fleisch —
Fleisch eines Menschen, unberührt vom Stahl
Und euer werth. (Getöse.) Wie das Gezischel wild,
Verwirrt und schrillend, jetzt den Beinhof füllt!
Seltsame Bilder fliehen durch die Wolken,
Sie gleichen Füchsen, und vom rothen Haar
Der magern Leibern glüht ein Feuerschein;
Die Rachen, die von Ohr zu Ohr sich ziehn,
Sind mit zahlreichen Zähnen dicht besetzt;
Aus Aug und Bart und Brauen strömt die Gluth.
Und nun das Geisterheer! Ein jeder schreitet
Auf Beinen, Palmen gleich, ein dürr Skelett,
Deß Knochen, fleischlos, Sehnen nur verbinden,
In eingeschrumpfte, schwarze Haut gehüllt.
Gleich hohen Bäumen, welk, vom Blitz getroffen,
So nah'n sie; und, wie um verdorrte Stämme
Sich die gewalt'ge Schlange windet, so
So rollt in jedem Schlund, weit aufgesperrt,
Die schwere Zunge, die von Blute trieft.
Jetzt nehmen sie mich wahr, und halb gekaut
Fällt dort dem Wolf dem grimmig heulenden
Der Bissen zu; — und jetzo flieh'n sie!
(Pause, um sich sehend).
Scheußliches Geschlecht!
So feig, als scheußlich! Alles ist umher
In tiefe Nacht versenkt. — Und vor mir fließt ein Strom,
Der diesen Leichengrund begrenzt und sich
Durch moderndes Gebein, oft unterbrochen, windet.
Wild tobt der Strom, wie er vorüberrauscht,
Und bricht die Uferwand, die er durchwühlt.
Die Eule heult im Wald, der ihn umsäumt,
Ihr Klaggeschrei und Antwort gellt darauf
Des Jakals lautes langes Trauerwinseln.

Tausend Jahre sind vergangen, seit die Blüthezeit der dramatischen Literatur der Hindus vorüber ist; und man kann kaum sagen, daß das armselige Puppenspiel der auf den Märkten herumziehenden Gaukler in unsern Tagen auch nur eine Spur des Andenkens an dieselbe bewahre. Aber die Meisterwerke derselben leben noch in dem geheimnißvollen Samskrit und sind in den Büchersammlungen der Brahmanen so frisch und schön erhalten, als sie aus den Händen ihrer Schöpfer hervorgingen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

－Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 81. 21 März 1828.

Whigs und Tories.*)

Zum Verständniß der brittischen Staatsgeschichte gehört eine rundliche Einsicht in das Wesen der zwei großen Klassifikationen der Politiker dieses Landes. Die Frage, was ein Whig und was ein Tory sey, ist nicht so leicht zu beantworten, als man gewöhnlich meint. Zu oft haben diese Namen unter dem Einfluß der Zeiten und Verhältnisse ihre Bedeutung gewechselt.

Sie mögen zum mindesten so alt seyn als das lange Parlament; als bestimmte Gegensätze aber erscheinen sie zum erstenmale im Jahr 1779 zur Zeit der Ausschließungsbill. Es handelte sich zwar in der Bill zunächst nur darum, die katholischen Pairs ihres Sitzes im Oberhause zu berauben; sofern diese Maßregel aber eine Veränderung der Thronfolge vorbereitete, und ziemlich unzweideutig gegen den Herzog von York gerichtet war, so gab sie natürlich dem Parteigeist vielfache Gelegenheit, sich zu entwickeln. Die Ausschließung selbst, eines jener kühnen Rettungsmittel, zu welchen ebensowohl der Mann von Torygrundsätzen in außerordentlichen Momenten greift, als der entschiedenste Whig nie daraus eine Regel macht, war indessen nicht eigentlich der Trennungspunkt. Der Torysmus, dessen Anhänglichkeit an die Staatskirche noch größer ist als an die Krone, fand die Ausschließung nicht so ganz seinem Interesse zuwider; aber zugleich wurden dabei doch auch Gegenstände zur Sprache gebracht, die den alten Streit der Prinzipien — des republikanischen, welches alle gesellschaftlichen Einrichtungen auf das allgemeine Wohl bezieht, und des monarchischen, welches die Erhaltung einer regierenden Linie als Zweck oder nothwendige Bedingung einer rechtmäßigen Ordnung betrachtet — wieder weckten. Der Hauptunterschied zwischen beiden Parteien lag indessen nicht etwa in Demokratismus auf der einen oder Absolutismus auf der andern Seite; der Anhänger der unumschränkten Monarchie ist kein Tory, der Republikaner kein Whig. So war Lord Clarendon **) Tory, Hobbes nicht; Bischof Hoadley ***) war Whig, Milton nicht. Tories und Whigs — diese Bemerkung ist nicht zu übersehen — sind für die Constitution, das heißt, für die Regierung eines erblichen Souverains, für die Mitwirkung der zwei Häuser des Parlaments bei der Gesetzgebung und für die Aufrechthaltung der alten Grundgesetze des Reichs. Aber dem Tory ist die Constitution ein äußerster Punkt, über den er nicht hinaussieht, von dem er nicht abgeht; während der Whig Veränderungen in der Constitution zulässig findet, sobald eine ihrer Formen (mit Ausnahme der Grundformen) dem Staatszweck nicht mehr entspricht. Insofern hat der Whig, so wenig er auch sonst Neuerungen liebt, eine gewisse Neigung zur Rolle des politischen Reformators; er moralisirt gern über Freiheit und Menschenrecht, er erkennt namentlich die Nothwendigkeit eines für alle Theile und Interessen des Volks mehr berechneten Wahlgesetzes; alle diese Dinge sind dem Tory ein Gräuel, von dem er nicht reden hören kann, ohne daß er seinen Klaggesang über Revolution, Anarchie und Weltuntergang anstimmt. Beide Parteien tragen übrigens zur Befestigung der Verfassung wesentlich bei, indem die eine die Rechte der Bürger, die andere die Prärogative der Krone unter ihren besondern Schutz stellt; aber unter Umständen, wo durch Leidenschaften die Vernunft unterjocht würde, könnte der Torysmus zur Despotie, der Whigismus zum Umsturz der Monarchie führen. In Bezug auf die Preßfreiheit, namentlich das Prinzip der freien Untersuchung in Sachen der Religion, sind sie völlige Antipoden; um es endlich kurz zu sagen, sie verhalten sich zu einander wie Perfectibilität und Stabilität.

Daß der König von Niemand, selbst vom Parlament nicht, und noch weniger vom Volke, ungebetenen Rath annehmen, daß er insbesondere seinen Unterthanen nicht gestatten dürfe, durch Bittschriften auf die Ausübung seiner gesetzlichen Vorrechte, z. B. die Einberufung des Parlaments einzuwirken — diesem Grundsatze der alten Regierung blieb der Torysmus auch nach der Revolution treu. Der unterscheidende Character von Whig und Tory gab sich jedoch unmittelbar nach dieser Periode weniger in den Beziehungen zur Krone zu erkennen, als in der Art, wie sie einige andere Fragen der Politik behandelten. Die Tories waren (was in unsern Tagen die Congregation ist) die ersten und eifrigsten Verfechter der Kirche, die nach ihren Begriffen nie hoch genug gestellt, mit Glanz und Macht nie genug umgeben werden kann. Der Sache der Kirche opferten sie nicht selten die Sache der Royalität, selbst wenn beide nur Ein Interesse zu haben schienen; im Namen der Kirche wären sie immer bereit, die Katholiken zu verfolgen,

*) The Constitutional History of England from the accession of Henry VII to the death of George II. By Henry Hallam. Voll. IV. Paris 1827.

**) Der Minister Carls II. Seine Verwaltung schildert Hallam im Anfang von B. 3.

***) Der muthige Vertheidiger der Religionsfreiheit unter Georg I. Hallam B. 4 S. 63.

oder, wenn dieß die Zeiten nicht erlaubten, ihre Plackereien wider die Nonconformisten zu richten. Gegen die Toleranz, welche die Whigs als einen der herrlichsten Siege der Revolution priesen, sträubten sich die Tories aufs hartnäckigste und solange sie konnten. Unbekümmert um den stolzen Ton der Kirche verfuhren auf der andern Seite die Whigs gegen die Dissenters mit Mäßigung, vielleicht mit Wohlwollen. In der Folge, als die Parteien ihre Stellung zur bürgerlichen Freiheit und zur königlichen Gewalt schon eingenommen hatten, war dieß immer noch einer der hauptsächlichsten Scheidepunkte.

(Schluß folgt.)

Der Aufstand der Eingebornen gegen die Niederländer auf der Insel Java.

(Fortsetzung)

Ich führe hier nur einige Thatsachen an, die zu Soeracarta und Djokjokarta allgemein bekannt sind, und, wenn ihre Richtigkeit bezweifelt werden sollte, sehr leicht durch das Zeugniß glaubwürdiger Europäer, so wie angesehener Eingebornen und endlich durch officielle Actenstücke bewiesen werden können.

1.) Daß Se. Hoheit der Söschnang von Soeracarta und die Fürsten seines Hofes mit dem Gouvernement von Batavia sehr unzufrieden waren, weil dasselbe ihnen die freie Verwaltung ihrer Besitzungen streitig machen und sie zwingen wollte, die mit den Europäern und Chinesen abgeschlossenen Verträge zurückzunehmen und zu brechen.

2.) Daß die erwerbfleißigen Europäer dem Kaiser von Soeracarta durch den Residenten von Soeracarta mit den schwärzesten Farben dargestellt wurden, als Menschen, welche, wenn man ihnen die gepachteten Ländereien länger überließe, diese verderben und erschöpfen würden.

3.) Daß die Unzufriedenheit des Hofes von Djocjocarta in diesem Betracht sich überall aussprach, da der Tommagong Biro-Nogoro, der erste Günstling des Sultans, in Gegenwart vieler Europäer, und selbst in Gegenwart meines Nachfolgers, erklärte: meine Abreise sey nicht geeignet ihn besonders zu beruhigen, er hoffe daß nicht die Angelegenheit der Verpachtung der Ländereien die Ursache davon sey, da sein Sultan doch wohl das Recht habe, über sein Eigenthum frei zu disponiren.

Dem aufmerksamen Beobachter genügt sicherlich schon die einfache Anführung dieser Thatsachen, um zu ermessen, welchen großen Einfluß das Mißvergnügen der beiden Höfe von Java auf den Geist der Javanesen überhaupt hatte, und daß diese eben daher auf die natürlichste Weise das Verlangen, sich Recht zu verschaffen, mit ihren Fürsten theilten.

Die Ereignisse früherer und der neuesten Zeiten, namentlich der letzten vierzig Jahre haben uns reichlich gelehrt, wie leicht ein mißvergnügtes Volk zur Empörung aufgeregt wird, zumal wenn es Männer an seiner Spitze sieht, welche durch Rang und Geburt wichtigen Einfluß üben. Die Insel Java hat uns jetzt, wie zu allen Zeiten, dieselbe Lection gegeben.

Man wird mir einwenden, daß weder dieser Zwiespalt der Fürsten noch die Unzufriedenheit der Eingebornen die Revolution erregt und hervorgerufen haben, sondern daß man alles dem unglücklichen Fanatism eines Oberhaupts und dem Aberglauben der Menge zuschreiben müsse, und daß es nicht schwierig sey, über Vergangenes zu urtheilen. Darauf kann ich nur mit dem antworten, was wir seit wenig Jahren erst in Cheribon, in Bantam und im Lande Djocjo erfahren haben. Ueberall war der Fanatism nicht die Ursache, wohl aber das Mittel, wodurch die klügern Uebelgesinnten das schwache Volk zur Empörung brachten. So machte ein Bachus Rangon die Einwohner von Cheribon glauben, er sey vom großen Propheten gesendet, und diejenigen, welche sich weigern sollten ihm zu folgen und zu gehorchen, würden ihre Fluren binnen wenig Jahren unfruchtbar und verwüstet sehen; eben so behauptete ein Rebell von Bantam, Kanoman, daß ihm die Gottheit eine übermenschliche Gewalt gegeben habe. — Später noch, unter meiner Administration, wollte ein javanesischer Arzt einen Fürsten von Djocjo, Namens Depoksonmo, überreden, daß die Einwohner der Insel Java ihm die höchste Gewalt übertragen würden, wenn er sich einem gewissen unsichtbaren Geiste ergeben würde, und diese treulosen Vorspiegelungen bewogen den abergläubigen Fürsten, sich mit seinem unsichtbaren Genius, der, wie man ihm sagte, in einem Baume wohnte, nicht nur in eine Correspondenz einzulassen, sondern selbst die Fahne des Aufruhrs aufzustecken.

Diejenigen welche mir sagen möchten, es sey nicht schwer über vergangene Begebenheiten zu urtheilen, muß ich erwiedern, daß ich die meisten dieser Resultate zum voraus erkannt und vorausgesagt habe. Ich berufe mich, zum Beweise dafür, auf meinen Brief vom September 1823 welchen ich von Java nach den Niederlanden gesendet habe, und auf mein Memoire vom 2ten December 1821, welches die Verpachtung der javanesischen Ländereien zum Gegenstande hatte.

Die Confiscation der in Pacht gegebenen Ländereien gab Veranlassung, daß viele Javanesen arbeitslos und unzufrieden, und in Folge dessen Vagabunden und Räuber wurden. Ein Land, in welchem eine solche Sittenlosigkeit um sich greift, gleicht einem mit brennbaren Stoffen angefüllten Körper, den ein einziger Funke in helle Flammen setzt, und es ist gewiß, daß die Rebellen und ihre Rathgeber dies nur allzugut wußten. Wie viel besser wäre es daher gewesen, wenn man die Verpachtung der Ländereien, statt sie zu verbieten, lieber befördert hätte. Die europäischen Besitzer hätten dann die ihnen untergebenen Javanesen den Rebellen entgegen führen können, was dem Gouvernement eine mächtige Stütze dargeboten hätte. So erboten sich bei einer früheren Unordnung, welche während meiner Administration vorfiel, die javanesischen Bewohner von Singotarie freiwillig, unter dem Pächter, Herrn Stavers, gegen die Meuterer zu marschiren.

Hiedurch glaube ich hinlänglich bewiesen zu haben,

daß die vorzüglichste Veranlassung zu dem Aufstande der Javanesen durch die Verfügung des Gouvernements gegeben wurde, welche die Verpachtung der Ländereien für ungesetzlich und nichtig erklärte, und so die indischen Fürsten der freien Disposition über ihre Besitzungen beraubte. *)

Es werden nur wenige Worte hinreichen, auf den zweiten der oben angeführten Punkte, daß nämlich die Maßregeln des Gouvernements von 1823, welche den Reisen in den Ländern der Fürsten Grenzen setzen sollen, zu den gegenwärtigen Unruhen beigetragen haben, zu beweisen. Jedermann in Java weiß und hat es mit eigenen Augen sehen können, daß sich der Handel und Wohlstand in den Ländern der Fürsten bedeutend vermindert hat, seit der Zutritt in dieselben erschwert wurde. Wo aber Handel und Wohlstand sich vermindern, müssen nothwendig Armuth und jede Art von Bedürfnissen überhand nehmen. Die Noth erzeugt Raub und Mord, und diese bieten dem Aufruhr die Hand.

Um sich endlich drittens zu überzeugen, welch ein unglücklicher Umstand es war, daß weder der Resident von Djocjocarta noch der von Soeracarta einen militärischen Charakter bekleideten, darf man sich nur erinnern, mit welcher Leichtigkeit frühere Unruhen von Residenten, die zugleich Militärs waren, beigelegt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Gang der innern Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Wir wollen uns nun von den Indianern zu der weißen Bevölkerung wenden, die sich von nun an um sie her verbreitet. Der Krieg, den man mit den Indianern

*) Zur Ehre der niederländischen Regierung muß angeführt werden, daß dieser Theil der Denkschrift gleich von dem Könige gewürdigt und dem General-Commissär in Ost-Indien Auftrag gegeben wurde, jene eigenmächtigen Verfügungen des ehemaligen General-Gouverneurs van der Capellen zu widerrufen, und von neuem die Ansiedelung der Europäer und Chinesen in dem Gebiete der indischen Fürsten zu gestatten. Dieß geschah durch Beschluß des Herrn Dubus de Ghisignies vom 6. Mai 1827; bisher aber sind die günstigen Wirkungen, die man sich hievon versprach, nur sehr unvollkommen eingetreten. So schwer ist es, das einmal verletzte Vertrauen wieder herzustellen! Die Indier schreiben nun der Schwäche und der Arglist der niederländischen Regierung zu, was sich ihnen als eine Maßregel darbieten sollte, die bessere Einsicht gebietet und die gewissenhafte Gerechtigkeitsliebe handhaben wird. Wie der ehemalige General-Gouverneur dazu verleitet werden konnte, die Pflanzungen der Europäer, die wahren Stützpunkte der niederländischen Regierung in den indischen Provinzen, so mit Einem Striche zu vernichten, das läßt sich nur aus dem eigensüchtigen Monopolsgeiste erklären, den eine irrige Ansicht des Verhältnisses der Kolonien zum Mutterlande wieder einzuführen suchte. Nach dieser Ansicht durfte sich nichts von der Regierung zu Batavia nur einigermaßen Unabhängiges regen; jede Aeußerung von freier Thätigkeit schien ein Versuch gänzlicher Lossagung. In seinem Beschlusse vom 6. Mai 1823 beruft sich Herr van der Capellen auf die zu allen Zeiten bestandenen Verfügungen, nach denen die Verpachtung von Ländereien im Gebiete der javanischen Fürsten an andere als Indier mit den Bedingungen im Widerspruche stehen soll, unter welchen den Europäern und andern Ausländern der Aufenthalt in den niederländischen Besitzungen erlaubt ist. Wenn solche Verfügungen wirklich ehemals bestanden hatten, so wäre es einer umsichtigen, ihr wahres Interesse nicht verkennenden Regierung würdig gewesen, nicht mehr darauf zurückzukommen, sondern der freieren Richtung einer aufblühenden Industrie Schutz und Sicherheit zu gewähren. Aber der General-Gouverneur führt keine einzige Verfügung dieser Art namentlich an, und Personen, die mit der Kolonial-Verwaltung sehr vertraut sind, gestehen, nie davon Kenntniß gehabt zu haben. Vielmehr heißt es in einer Bekanntmachung der ostindischen Regierung vom 22. Dezember 1818, Art. 106.: „Die Regierung munterte durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel den Landbau auf; sie wird bei dem Departemente der Kolonien die geeignetsten Vorschläge machen, um durch Verpachtung von Grundeigenthum und durch Vermehrung der europäischen Bevölkerung und solcher Unterthanen, die sich dem Landbau widmen, diesen Zweig auszudehnen;“ und Art. 107.: „Im Allgemeinen ist es allen Einwohnern der niederländischen Besitzungen in Ostindien frei und unbenommen, auf den Ländereien, die ihnen eigentlich zugehören oder in Pacht oder sonst zur Benützung gegeben worden sind, alle Produkte, die sie nur wünschen, zu ziehen und damit nach Belieben zu schalten.“ — Auf den Grund so ausdrücklicher Zusagen vermehrten sich die Ansiedelungen im Gebiete der indischen Fürsten, deren eigenes Interesse es war, sie zu begünstigen, weil sie aus den an Europäer verpachteten Theilen mehr bezogen, als ihnen bis dahin die indischen Prinzen und Großen gegeben hatten. Schon früher hatte auch die englische Regierung unter Sir Stamford Raffles hiezu die Hände geboten, und dabei eine freie Handelsverbindung mit Englisch-Ostindien befördert. Ja selbst vor der englischen Besitznahme munterte der General-Gouverneur Dändels alle Versuche dieser Art auf. Hiedurch war nun freilich das abgeschlossene monopolistische System der ehemaligen ostindischen Compagnie in seinen Grundlagen erschüttert; aber wer, der auch nur oberflächlich über die gegenwärtige Stellung der Kolonien nachgedacht, könnte an die Wiedereinführung eines solchen durch die Erfahrung hinlänglich widerlegten Systems glauben? — Herr van der Capellen selbst sah mehrere Pflanzungen in den Provinzen der indischen Fürsten auf seinen Inspectionsreisen in den Jahren 1817 und 1819, bezeugte darüber seine Zufriedenheit und streckte sogar im Jahre 1820 einigen niederländischen Pflanzern zu diesem Behufe Geld vor. Auch waren alle Verpachtungen dieser Art von den niederländischen Residenten genehmigt und bei ihnen einregistrirt worden; durch Vernichtung derselben litt daher auch das Ansehen dieser Beamten in den Augen der Eingebornen; einer der Gründe, die den Verfasser dieser Denkschrift hauptsächlich bewogen, sich zurückzuziehen. War aber schon diese Maßregel an sich verletzend für das Interesse der javanischen Fürsten und vieler Europäer, Engländer sowohl als Niederländer, und unruhestiftend und unheilbringend für die niederländische Regierung überhaupt, so wurden ihre nachtheiligen Folgen noch vermehrt durch die, zuweilen in Willkür ausartende Strenge, mit der man in der Ausführung zu Werke ging.

Anmerk. d. Eins.

führte, hat die Kenntniß des Landes gefördert; die Regierung richtet ihre Aufmerksamkeit auf dasselbe. Sie errichtet zur Disposition des Agenten einen Militair-Posten von etwa 40 Mann Linien-Truppen.

Die erste Art von Settlers oder Kolonisten sind die, die wir Squatters nennen. Diese sind meist arme Bürger ohne große Betriebsamkeit, die, da es ihnen an Mitteln fehlt, selbst Ländereien zu kaufen, auf den Gütern Anderer leben, und sie bearbeiten, bis sie vom Eigenthümer vertrieben werden. Bleiben sie arm, so ist dies nur die Folge ihrer Trägheit und ihrer Neigung zum Trunk: denn diejenigen unter ihnen, die fleißig sind, machen immer ihr Glück. Unter den letztern setzen manche jene Lebensart freiwillig, theils aus Neigung, theils aus Gewohnheit fort; gewöhnlich haben sie einige Neger, Weiber, und Kinder, und manchmal sehr zahlreiche Heerden. Fast niemals halten sie zwei Erndten auf demselben Boden, sondern verlassen einen District, sobald er bevölkert wird. Unter ihren Händen gewinnt das Land schnell eine neue Gestalt. Alle sieben bis acht Meilen erheben sich kleine Hütten von Baumstämmen. Das Eisen ist zu kostbar, als daß sie sich dessen Gebrauch erlauben könnten; sie müssen es durch Holz ersetzen, selbst an den Thürangeln und Schlössern. Eine solche Hütte kann leicht in zwei bis drei Tagen erbaut werden; man sieht sie wie Pilze aus der Erde wachsen. Manchmal, wenn ich zu Pferde im Walde umherschweifte, um ein verirrtes Pferd oder Ochsen zu suchen, begegnete mir ein mit Möbeln und Kindern beladener Karren, nebst einen oder zwei Männern, die etwa 30 Kühe oder Schweine geleiteten. Nachdem sie die Fragen: Woher kommt Ihr? Wohin geht Ihr? freundlich beantwortet hatten, baten sie mich um genaue Beschreibung der Gegend, und um die Angabe des Weges zur nächsten Quelle. Nach einer Woche erblickte ich auf demselben Platze eine Hütte, eine eingezäunte Vieh-Weide und Federvieh, sah wie die Frau Baumwolle spann, wie der Mann durch einen cirkelförmigen Einschnitt (girdle) Bäume tödtete, kurz, wie sie ihren Wohnsitz aufschlugen, ohne sich um den Eigenthümer des Bodens zu bekümmern. Nach einigen Tagen veränderten sie oft um der leichtesten Ursache willen wieder ihren Wohnort, um Gott weiß wohin? zu ziehen. Diese Bevölkerung von Squatters ist manchmal sehr zahlreich; sie zieht den Viehhändler und den pedlar an, eine Art von Hausirer, der sich von dem europäischen nur dadurch unterscheidet, daß er seinen Kramladen auf einem Pferde hat.

Unter diesen ersten Settlers, von denen Manche großes Glück machen, Andere aber immer herumirrend und heimathlos bleiben, herrscht keine Regierungsform; jeder Streit wird mit Faustschlägen freundschaftlich beigelegt. Da sie außerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten leben, haben sie keine Wahlen und keine Politik; Land und Häuser haben nur einen untergeordneten Werth für sie; nur mit dem Vieh verbinden sie die Idee des Eigenthums. Jeder hat seine Zeichen; wenn er bestohlen wird, versammelt er seine Nachbarn, und, mit den Beweisen in der Hand, gehen sie zum Diebe, dem dann eine mehr oder weniger strenge Züchtigung zu Theil wird. In ihrer Sittenlehre ist der Diebstahl einer Kuh das größte Verbrechen. Sie haben noch keine Gesetze, und doch nimmt die Bevölkerung mit raschen Schritten zu. Ihre Religion beschränkt sich auf die Beobachtung des Sonntags und die Anhörung irgend eines fanatischen Methodisten, wenn sich einmal auf kurze Zeit einer in eine solche Gegend verirrt.

Rings um die Hütten öffnen sich unregelmäßige Felder; noch stehen die Bäume aufrecht, aber sind bereits abgetödtet; Grenzen von hölzernen Pfählen umgeben sie. Zahlreiche bequeme Fußpfade, auf der Rinde der Bäume bezeichnet, führen von einer Hütte zur andern, und einige Fahrwege schlängeln sich durch die Schatten des jahrhundertalten Waldes.

Unterdessen sind die Augen der unternehmenden Bürger der benachbarten Staaten auf diese reiche Beute gerichtet. Einer und der Andere geht hin, um das Land kennen zu lernen; man spricht beim Kongreß davon. Die Regierung macht den Vorschlag, einen Raum von diesem oder jenen Umfang zum Gebiet (territory) zu erheben; eine Bill setzt die Formen der Territorialregierung fest, die auf dieser ersten Stufe aus folgenden Elementen besteht. 1) ein Gouverneur, mit der executiven Macht ausgerüstet, wird von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten auf eine bestimmte Reihe von Jahren erwählt; er besetzt alle Aemter des Gebiets, hat das Recht der Begnadigung bei allen Vergehen gegen das Territorium, und das der Vertagung bei den Vergehen gegen die Vereinigten Staaten. Ihm steht ein Staats-Sekretär zur Seite, der zugleich Schatzmeister ist. 2) Die gesetzgebende Macht ist in den Händen eines Rathes von zwölf Mitgliedern, die alle Jahre vom Präsidenten erwählt werden. Sie geben über jeden Gegenstand Gesetze, die jedoch von dem Gouverneur sanctionirt werden müssen, und von dem Kongreß verworfen werden können. 3) Die richterliche Gewalt wird durch die Richter, deren es in jedem der Districte, in die das Gebiet getheilt ist, einen gibt, ausgeübt; ein solcher Richter vereinigt in seiner Person die Richtergewalt der Vereinigten Staaten und des Territoriums. 4) Alle zwei Jahre wird vom Volke ein Abgeordneter erwählt, um es beim Kongreß zu repräsentiren, wo er jedoch noch keine Stimme hat; er ist das letzte Glied in der Kette jener einfachen Verfassung die wir hier in ihrer lebendigen Bewegung und Entwicklung zu schildern suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Brittische Humanität.

Während der kurzen Zeit, daß Lord Byron im Parlamente saß, ward eine Petition für die armen irländischen Landleute eingereicht, und von der „erblichen gesetzgebenden Weisheit“ sehr kalt aufgenommen. „Ach — sagte Lord Byron — was für ein Unglück ist es für die Irländer, daß sie nicht schwarz geboren wurden! Welche Menge von Freunden würden sie dann in beiden Häusern gefunden haben.“

(Literary-Gazette.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 82. 22 März 1828.

Simonds Reise in Italien *).

Erster Artikel.

Nachdem so viele Tausende das schöne Italien gesehen und so viele Hunderte, was sie darin gesehen, beschrieben haben, hält man es fast allgemein für so gut als unmöglich, etwas neues über das alte Hesperien zu sagen. Die verborgensten Anspielungen in den Classikern sind gedeutet, die Chroniken des Mittelalters geplündert und die Ereignisse der neuern und neuesten Zeit erschöpft worden; und man braucht daher den Fuß nicht über die Alpen zu setzen, um in Venedig, Mailand und Turin, in Genua, Florenz, Rom und Neapel besser zu Hause zu seyn, als — im Falle geringer Unordnung der Ideen, Papiere und sonstigen Hausgeräthe — in seinen eigenen vier Pfählen. Dennoch möchten wir uns eben auf diesen Umstand beziehen, indem wir behaupten, daß nichts leichter sey, als auf Feldern, die man einmal als abgethan zu betrachten gewohnt ist, überraschende Entdeckungen zu machen; und namentlich sind wir überzeugt, daß wenige Ausländer die Schwelle der ersten italienischen Osteria betreten haben werden, die nicht, sobald sie nur für gut fanden, ihre Augen zum Sehen anzuwenden, sich in eine fremde Welt versetzt fanden, von der ihnen weder ihre Excerpte aus den Alten, noch die Bibliotheken frommer Mönche, noch die Zeitungen, Berichte und Beschreibungen unserer Tage einen Begriff gegeben haben. Daß dennoch der Gewalthaufe der Reisenden bei dieser Terra incognita täglich — im wörtlichsten Verstande — mit Extrapost vorbeifährt und nur selten Einzelne einen Blick in dieselbe thun, kann uns nicht befremden, wenn wir unter andern Abenteuerlichkeiten jener Heerfahrt vernehmen, daß blinde Professoren den Zug führen, die Gegenstände schildern, beurtheilen und auslegen, welche sie, mit ihren physischen Augen wenigstens, nie erblickt haben. Ob dieser Brauch so allgemein sey, wie uns versichert worden ist, wollen wir nicht entscheiden; aber bekannt ist es uns z. B., daß eines der geschätztesten Werke über Kunst in Italien von einem Manne geschrieben worden ist, der nicht länger als vier Wochen in Italien gewesen war, und daß ein anderes eben so schätzbares Werk über italienische Alterthümer von einem jungen Gelehrten herausgegeben wurde, der, während er in den Logen des Vatikans die „herrlichen Fresken Raphaels" bewunderte, die Hoffnung äußerte, er werde bei einem künftigen Besuche im Stande seyn — sie zu sehen. — Claudite jam rivulos, pueri! sat prata biberunt.

*) Voyage en Italie et en Sicile par L. Simond, auteur des voyages en Angleterre et en Suisse. Paris 1828. 2 volumes. 8.

Manchen überraschenden Blick in die unbekannten Regionen, die wir eben erwähnten, haben wir in der kürzlich erschienenen „Reise in Italien und Sicilien," von Simond, dem Verf. der Reisen in England und der Schweiz, bemerkt, und wir glauben daher eine Pflicht gegen unsere Leser zu erfüllen, indem wir sie durch eine Reihe von Auszügen auf dieses Werk aufmerksam machen; zumal da wir dasselbe für eine deutsche Uebersetzung bei der großen Einseitigkeit des Verfassers, die ihm nie einen andern Standpunkt einzunehmen erlaubt, als den eines französischen Gelehrten und — wie man jetzt zu sagen pflegt — constitutionellen Royalisten, eben nicht geeignet halten.

Gleich im Eingange können wir dem Verfasser, der die Simplonstraße aus dem Rhone-Thal in das der Toccia herab geführt hat, nicht beistimmen, wenn er uns, hergebrachter Weise, versichert: er habe sich plötzlich (im October) aus dem eisigen Winter in einen ewigen Frühling versetzt gefunden. In der ganzen Lombardei verlieren die Bäume ihr Laub fast eben so früh im Jahr, als im südlichen Deutschland; und nur an den Seen sehen wir hie und da auch im Winter das fette, aber sparsame grüne Laub des Oelbaums.

In Mailand angekommen, bemerkt er, daß die Regierung des Königreiches Italien zwei Millionen Lire (Franken) jährlich ausgesetzt habe, um den Bau des Domes — über welchen er, beiläufig, die gewöhnlichen, abgeschmackten Urtheile wiederholt — zu vollenden; gegenwärtig rücke die Arbeit nicht mehr vor, und sein Führer habe, um dieß zu erklären, seufzend gesagt: Non c' è denaro! (Man hat kein Geld!) „Aber woher, meint ihr wohl, entgegnete Simond darauf, daß das Geld zu den Zeiten Bonaparte's kam? Wurde es nicht aus euren Taschen gezogen? — Nicht aus der meinigen wenigstens, war die Antwort; i cavalieri (die Herren) zahlten, und das Geld, das auf der Stelle wieder ausgegeben wurde, kam im Gegentheil in die Taschen derer, die — wie ich — desselben bedurften und arbeiteten; während es gegenwärtig nach Wien geht und dazu dient, um den Engländern die Summen zu bezahlen, die sie den Oesterreichern geliehen haben, damit diese uns bekriegten. Es giebt jetzt weniger Abgaben, aber wir fühlen sie mehr." Wenn es uns auch eben nicht wahrscheinlich bedünkte, daß ein gemeiner Fachino oder Lohnbediente sich auf dem Dach des Domes in das angeführte Raisonnement eingelassen habe; so können wir doch nicht leugnen, daß dasselbe in der That für die öffentliche Meinung in Mailand und dem größten Theil der Lombardei sehr bezeichnend ist; erinnern müssen wir dabei nur

noch, daß es eine Ungerechtigkeit gegen die österreichische Regierung ist, zu behaupten, daß sie nichts auf Gegenstände des Luxus und sehr wenig auf Gegenstände von allgemeinem Nutzen verwende. Der beste Beweis dagegen ist schon der vortreffliche Zustand der Straßen in der Lombardei; außerdem sind die Arbeiten an den öffentlichen Bauten, die zu Napoleons Zeit angefangen wurden, keineswegs eingestellt worden, wenn sie auch nicht mehr denselben raschen Fortgang haben. So ist der Triumphbogen des Simplon (arco del Sempione), eines der herrlichsten Meisterwerke unserer Zeit, auf der Piazza d'armi, zwar unvollendet, wie Simond berichtet; aber er hätte nicht vergessen sollen, dabei zu erwähnen, was ihm bei einem Besuche unmöglich entgangen seyn kann, daß noch fortwährend eine nicht unbedeutende Anzahl von Arbeitern an demselben beschäftigt sey, und das Ganze daher allerdings in einigen Jahren vollendet seyn könne. —

Wenn auch nicht besser, so sind die Straßen doch unleugbar im allgemeinen sicherer jenseit des Po, als in der Lombardei, ohne daß deßhalb die österreichische Polizei weniger thätig wäre; aber im Mailändischen wo das Grundeigenthum in große Pachtungen getheilt ist, wird der Boden durch arme Taglöhner bearbeitet, die an nichts gebunden sind und nichts zu verlieren haben, während in der Romagna die Maier, die für ihre eigene Rechnung arbeiten, im Wohlstand leben und weder die Versuchung haben, selbst zu rauben, noch den Räubern bei sich eine Zuflucht verstatten würden. —

Die Bauern sind zwar auch hier nicht Eigenthümer ihrer Grundstücke, ja sie besitzen nicht einmal einen Contract über die Pachten, die viele Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn übertragen werden, aber ihre stillschweigenden Uebereinkünfte mit dem Besitzer werden deshalb nicht weniger gewissenhaft erfüllt. Es ist nicht selten, daß man unter denselben da dreißig bis vierzig Personen bei einander findet, die verschiedenen Zweigen einer Familie angehören und in völliger Gemeinschaft der Güter und Interessen unter einem von ihnen selbst gewählten Oberhaupte stehen, welches allein gegen den Eigenthümer verantwortlich ist. Dieses Familienhaupt leitet die Nutzung des Bodens, wie seine Frau das Regiment im Hause führt; eine oder zwei von den andern Weibern übernehmen die Sorge für die Kinder, während die Väter und Mütter auf dem Felde sind. „Wir haben die vergangene Nacht ein Kind verloren," sagte eine von ihnen, obgleich sie nicht die Mutter desselben war. Fast immer herrscht die vollkommenste Eintracht unter diesen Stämmen Israel, da alles im Interesse aller geordnet wird. Wenn das Haupt der Familie zu alt wird, oder sich unfähig zeigt, so ernennt man einen andern, der an die Stelle seines Vorgängers tritt. — Zuweilen zahlt der Pächter ein bestimmtes Pachtgeld, meist aber theilt er die Hälfte der verkäuflichen Producte mit dem Eigenthümer und zahlt zugleich die Hälfte der Lasten, die dem Grundstücke aufgelegt sind. Selten nimmt sich der Eigenthümer die Mühe, die Theilung zu beaufsichtigen; er wählt zwischen den Getraidhaufen und Hanfballen, wie sie der Pächter bereitet hat; seinen Antheil an Trauben schickt dieser ihm selbst in das Haus.

Der Eigenthümer nimmt auf diese Weise bis auf einen gewissen Grad selbst Theil am Landbau und ist wenigstens im Stande, denselben auf das genaueste zu kennen; zugleich ergibt sich hieraus eine in moralischer und politischer Hinsicht gleich wichtige Verbindung zwischen zwei Classen der Gesellschaft, die überall, wo ein bestimmtes Pachtgeld eingeführt ist, einander völlig fremd bleiben müssen. Das ganze Land hat eine große Menge von Dorfgemeinden, aber nur sehr wenig Dörfer, da jeder Bauer seine Wohnung auf dem von ihm bearbeiteten Grundstück hat. Es finden daher weniger gesellige Verhältnisse zwischen den verschiedenen Familien statt; aber auch weniger Gefahr von Epidemien, sowohl bei den Menschen als dem Vieh. Diese patriarchalischen Vereine genießen eines großen Wohlstandes, obgleich sie immer nur sehr wenig baares Geld besitzen; sie verzehren den größten Theil ihrer Producte selbst und bringen nur wenig auf den Markt. Man zieht viel Geflügel; und Heinrich IV würde daher hier bei dem Bauern nicht selten „sein Huhn im Topfe" finden. Die Weiber spinnen und weben und viele verstehen auch zu färben. Da es weder Steine noch Kies in diesen Gegenden gibt, so gehen sie gewöhnlich barfuß und häufig sieht man sie in ihrem Sonntagsstaate ihre Schuhe in der einen Hand und in der andern den Fächer, von denen sie gleich den ersten Damen Gebrauch zu machen wissen. Die Vergnügungen der Landleute beschränken sich größtentheils auf das Kugelspiel (au jeu des boules); sie kennen weder Tänze noch lärmende Zusammenkünfte, aber dafür haben sie ihre schönen Processionen mit Musik und Artilleriefeuer begleitet und oft durch Pferderennen beschlossen. Wein gibt es im Ueberfluß und doch sieht man nur selten Betrunkene und noch seltener blutige Zwistigkeiten; eben so wenig hört man von Diebstahl. — Die Erziehung des Landvolkes ist fast ausschließlich den Pfarrern überlassen, die sich wahrscheinlich wenig um dieselbe bekümmern; selten begegnet man Bauern, die lesen und schreiben können. In zahlreichen Familien ist noch immer der Gebrauch, einen der Söhne für die Kirche zu bestimmen, der dann der geistliche Herr Pietro, Agostino u. s. w. heißt und das Orakel der Familie wird. Alle Vertraulichkeit gegen ihn hört auf und man wagt nicht mehr, ihn Bruder zu nennen. Allgemein wird die Clerisei als eine besondere Kaste betrachtet, deren Interessen mit denen der übrigen Gesellschaft nichts gemein haben. Die Mönche bilden überdieß so viele verschiedene Classen, als es Orden gibt. Die Wiederherstellung der Bettelorden im J. 1816, während der grausamsten Hungersnoth, erregte allgemeines Mißvergnügen; man glaubte darin nur eine Handlung der Sparsamkeit zu sehen, durch welche die päbstliche Regierung sich von den Pensionen hätte befreien wollen, welche ihre illegitimen Vorgänger den secularisirten Mönchen gezahlt hatten, die jetzt gezwungen w..., wieder zu ihrem Bettelsack zu greifen. (Schluß folgt.)

Ueber den Gang der innern Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Der Schritt, der gewöhnlich sehr nahe auf die Bildung einer Gebiets-Regierung folgt, ist die Errichtung

eines land-district. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß alle Ländereien den Vereinigten Staaten gehören. Diesen kommt es zu sie zu verkaufen. Doch gilt diese Regel nicht in allen Staaten, die seit der Bildung der Union aufgenommen wurden. In Kentucky kamen land-warrants (Patente) vom Staate Virginien vor, dem das Land ursprünglich gehörte. In Louisiana und in Florida haben theils Veräußerungen, die von den alten Regierungen ausgegangen waren, und die dadurch von den alten Einwohnern erworbenen Rechte, theils wirkliche oder scheinbare Kaufverträge mit den Indianern die Ansprüche auf den Land-Besitz dermaßen verwirrt, daß es manchmal unmöglich war, ihn rechtlich zu ordnen. Man nahm hier gewöhnlich zu einer administrativen Kommission seine Zuflucht, die ohne über die Conflicte zwischen den Ansprüchen Einzelner zu entscheiden, sich darauf beschränkte, die veräußerten Länder von denen, die im Eigenthum der Vereinigten Staaten geblieben waren, zu trennen. Nur von diesen letztern kann hier die Rede seyn.

In Washington existirt eine Behörde für Staats-Ländereien, die mit den verschiedenen Distrikten, in die das Land getheilt ist, in fortwährender Verbindung steht. Soll ein neuer District errichtet werden, so werden dessen Grenzen festgesetzt, und gewöhnlich ein Mittelpunkt für den Bau einer Stadt angewiesen, die wahrscheinlich die künftige Hauptstadt des Staates wird. Ein General-Landmesser (surveyor general) wird ernannt; dieser begibt sich mit seiner Familie und mit seinen Gehülfen an den Punkt, von dem man dabei auszugehen hat; von da aus wird zuerst mit Hülfe des Kompasses die Basis und der Meridian gezogen, indem man nach Norden, Südosten und Westen, in gerader Linie durch Wälder, Sümpfe und über Flüsse fortschreitet; die Linie wird auf den Bäumen bezeichnet, so daß sie leicht zu verfolgen ist. Alle sechs Meilen wird ein Pfosten eingesetzt; von diesem Pfosten aus werden andere Linien parallel mit der Basis und dem Meridian gezogen, und so das Land in lauter Quadrate von acht Meilen getheilt. Jedes dieser Quadrate wird eine Stadt (township) genannt, und erhält eine Numer nach seinem Platz; jede Stadt wird dann wider mit Hülfe neuer Linien, die ebenfalls, aber auf verschiedene Weise, auf den Bäumen bezeichnet werden, in Quadrate von einer Meile getheilt; diese neuen Abtheilungen, sections genannt, enthalten 640 acres, und werden durch imaginäre Linien in Achttheile, jedes zu 80 Acres getheilt. Die Sektionen und Achttheile werden in jeder Stadt numerirt, und die Numern auf Pfählen in der Ecke angezeigt, so daß man, wenn man in der Mitte des Waldes eine Linie antrifft, und sie bis zur Ecke verfolgt, sich immer orientiren kann. Zu bemerken ist hiebei, daß die Section Num. 16 von jeder Stadt zur Bestreitung der Kosten des öffentlichen Unterrichts bestimmt ist, und nicht verkauft werden darf.

Während dieser geometrischen Operationen wird zugleich die Verfassung organisirt. Der Gouverneur, gewöhnlich ein bedeutender Mann, der sich selbst in dem Gebiet niederzulassen gedenkt, ist mit seiner Familie und seinen Negern angekommen. Dann treffen die Richter ein, bald auch die Advokaten mit dem ganzen übrigen Zubehör der Rechts-Pflege. Jeder von ihnen bringt eine Familie und Freunde mit sich. Die gesetzgebende Behörde versammelt sich in der Mitte eines Waldes; eine Hütte von Baumstämmen, etwas größer, aber nicht zierlicher als jede andere, wird errichtet, und die ländliche Versammlung hält ihre Sitzungen darin mit so vieler Würde, oft auch mit so vielem Talent, daß man sich in ein Capitol versetzt glauben könnte. Man wird fragen, was für Gegenstände der Gesetzgebung eine so neue Gesellschaft, von der noch nichts als die Quadrate existiren, haben könne? Daran fehlt es indeß durchaus nicht: Die Versammlung setzt einen Platz für die Hauptstadt, und, wo möglich, auch für andere Städte fest; sie theilt das Gebiet in counties ein; sie organisirt die Friedens-Gerichte, wie die höheren Gerichtshöfe; sie macht Civil- und Criminal-Gesetze, (denn sie ist schon souverain, obgleich unter der Aufsicht des Kongresses stehend); sie richtet endlich ihren Einsichten und Bedürfnissen gemäß über alle möglichen Gegenstände Petitionen an den Kongreß.

Diese erste Sitzung gibt dem neuen Gebiet einen gewaltigen innern Aufschwung, äußeres Leben aber erhält es durch den Verkauf der Staats-Ländereien. Der Präsident macht, wenn er es für gut findet, die öffentliche Anzeige, daß an dem und dem Tage, von dem und dem Orte, die und die Ländereien werden verkauft werden. Er ernennt einen Registrator und einen Einwohner (register and receiver). Endlich erscheint der lang erwartete Tag — einer der wichtigsten für die kleine aufblühende Gesellschaft. Von dem Augenblick der öffentlichen Anzeige an ist das Land von Fremden angefüllt. Der Eine sucht Ländereien zur eigenen Niederlassung, der Andere für einen Sohn oder Schwiegersohn; noch Andere kaufen bloß aus Spekulation, um wieder zu verkaufen. Alle zerstreuen sich mit ihrem Kompaß im Lande umher, verfolgen die bezeichneten Linien, untersuchen den Boden. Jeder beobachtet das tiefste Stillschweigen, und immer geht Einer dem Andern aus dem Wege. Mancher hat vielleicht von einem der Messer das angebliche Geheimniß von den unbekannten Vortrefflichkeiten dieser oder jener Section erkauft. Unter dem Mantel verstecken sie kleine Plane mit mysteriösen Chiffern. Man spricht von nichts als von Ländereien, von ihren Eigenschaften, von ihrem wahrscheinlichen Preise u. s. w. Die Intrigue und der Betrug entfalten sich in in ihrem höchsten Glanze.

Die angehende Hauptstadt, wo die Versteigerung Statt findet, hat seit der Sitzung des Rathes schon eine andere Gestalt bekommen. Ein Plan ist festgesetzt, die Straßen sind gereinigt, die Antheile auf Kredit verkauft, ein Capital ist decretirt worden. Für die Menge von Leuten, die man zu den Versteigerungen, zu den Sitzungen der Gerichtshöfe und des gesetzgebenden Rathes erwartet, werden Wirthshäuser errichtet, die den größten Theil des Jahres über leer stehen. Bei dieser Gelegenheit aber wird für dreißig Personen gedeckt. Zwei oder drei große Zimmer, die man kaum des Namens einer Scheune werth halten möchte, nehmen, in einem Dutzend Betten, zweimal so viel Gäste auf. Wer darin keinen Platz hat fin-

den können, legt sich auf den Boden, und deckt seinen Mantel über sich. Keiner hat einen bestimmten Platz zum Mittagessen oder zum Nachtlager: dazu sind wir zu gute Republikaner. Für den Dollar, den er bezahlt, hat jeder das Recht, zu essen und zu schlafen wo es ihm beliebt: nur darf er keinen stören, der bereits vor ihm einen Platz eingenommen. Es ist allgemein angenommen, daß ein Bett zwei Personen faßt, und Niemand ist so thöricht, sich um die Person seines Nachbarn zu bekümmern, so wenig wie man dieß im Parterre eines Theaters zu thun pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Whigs und Tories.*)

(Schluß.)

Vorliebe für die Aristokratie des Grundeigenthums, Eifersucht auf neue Familien, auf den Handelsstand, auf das Bürgerthum — lauter Eigenschaften, die in dem Bilde eines echten Tory nicht fehlen dürfen. Man hat auch von den Whigs als von einer aristokratischen Partei gesprochen. Ohne Zweifel gebührt der Majorität in der Pairskammer von der Revolution bis auf die neueste Zeit der Name Aristokratie. Wenn man an die Beweggründe denkt, wodurch Classen der Gesellschaft sich bestimmen lassen, so erwartet man von einem englischen Oberhause nicht, daß es mehr Whig- als Torygrundsätze enthalte. Aber es ist hier ein Fall, wo man die Parteien von den Grundsätzen unterscheiden muß.

In Folge der selbstischen Neigung der Aristokraten gegen die Krone fühlten sich viele Lords zur Whigpartei hingezogen, weil, mit Ausnahme des größern Theils der Regierungszeit der Königin Anna, auf dieser Seite die Krone stand. Was war natürlicher, als daß sie ihre Torygrundsätze mit hinüberbrachten? Eben dadurch gaben sie aber dem Whigismus einen Anstrich von Aristokratie, der seinem Wesen durchaus fremd ist.

Es versteht sich von selbst, daß hier die Parteien nach ihrer ursprünglichen Idee, die Menschen mit dem dieser Idee entsprechenden sittlichen Charakter dargestellt sind, ohne Rücksicht auf jene schmählichen Erscheinungen, wie sie nur die Selbstsucht und die Kabale hervorbringt. Eine umfassendere Weltansicht, richtigere Begriffe von der Natur und den Zwecken der bürgerlichen Gesellschaft, ein Geist veredelter Sittlichkeit, ein Sinn für freie und männliche Geistesbildung — dieß sind eben so viele Attribute des Whigismus als Ansprüche desselben auf einen höhern Rang in der öffentlichen Achtung. Demungeachtet aber möchten wir es für keinen geringen Vortheil erklären, daß diese zwei Parteien oder vielmehr ihre Grundsätze sich der Masse der englischen Nation bemächtigten, wenn wir auch zugestehen, daß das Verhältniß ihrer Einwirkung auf diese Masse nicht immer das erwünschte war. Man kann sie mit den zwei Kräften vergleichen, welche die Planeten in ihren Bahnen halten; das Uebergewicht der einen Kraft würde diese Körper in das Chaos stürzen, das der andern sie auf das Centrum werfen.

Um diese Skizze zu verständigen, dürfen wir die Schattenseite nicht ganz vergessen. Es ist ein großer Unterschied, ob man dem Whigismus als Prinzip den Vorzug gibt, oder ob man ihm als Partei anhängt. Sofern die Whigs bei ihren Grundsätzen beharrten — und im Allgemeinen kann man ihnen dieß Zeugniß nicht versagen — waren sie geeignetere Vertreter der großen Interessen des Bürgerthums als ihre Gegner. Aber durch die besondern Umstände unter den vier ersten Regierungen, durch Vorurtheil, Leidenschaftlichkeit, vor allem durch die Begierde sich in den Besitz der Gewalt zu setzen oder sich darin zu behaupten, geriethen sie mit den Tories oft in eine falsche Stellung, so daß eine Partei die Sprache der andern führte, und man die Grundsätze leider fast nur noch in Schriften fand, die sich auf einen höhern Standpunkt als den des Augenblicks zu erheben wußten. Unter dem König Wilhelm und der Königin Anna hatten die Whigs ihren eigenthümlichen Character als große Partei weit reiner erhalten als ihre Gegner; ein Umstand, der nicht nur den Verfall des Torysmus unter der frühern Regierung begreiflich macht, sondern auch die Möglichkeit der Revolution selbst, die mit den Akten,*) auf welche sie sich gründet, eine feierliche Erklärung gegen das Glaubensbekenntniß der Tories war. Wenn die Tories damals nicht auf ihren alten Beweis, daß wenigstens der Buchstabe des Rechts für sie spreche, verzichteten, warum thaten sie nichts für ihre Ueberzeugung? warum ließen sie sich die Macht nehmen, etwas dafür zu thun? Gewiß haben sie dadurch nicht wenig vom Begriff ihrer Partei aufgeopfert. Und nun ihr Benehmen gegen die Regierung Wilhelm's, die Verunglimpfungssucht, welche sie zu Handlungen veranlaßte, die den alten, wenigstens ihren eigenen, Begriffen gemäß, offenbare Eingriffe in die königlichen Prärogative waren? Sie lernten eine Kunst, die in Volksversammlungen Glück macht — die Rechte des Volks vertheidigen und dabei — ihre Vorrechte vergrößern. Wenn Freunde des verbannten Königshauses in einem solchen Ton um Beifall und Anhänger warben, so war dieß ganz in der Ordnung: den Jakobiten, der, um eine usurpirte Regierung zu stürzen, volksthümlicher Beweisquellen sich bediente, wird deswegen Niemand einen Jakobiner schelten. Seine Treue galt der Krone, aber der Krone auf dem Haupte des rechtmäßigen Monarchen. Hingegen der Tory, der sich dem neuen Souverain unterworfen hatte und dennoch gegen die Prärogative desselben in Opposition trat, machte sich eines unverantwortlichen Widerspruchs mit seinen Grundsätzen schuldig. Unstreitig fand dieser Fall unter der Regierung der beiden ersten George und noch in höherem Grade unter Wilhelm Statt, insofern die Trennung zwischen Tory und Jakobite damals noch schärfer war.

Indessen so gut auch die alten Namen Whig und Tory auf einzelne Individuen noch immer passen mögen, so würde man doch die politischen Parteien Englands im neunzehnten Jahrhundert damit nur sehr uneigentlich und sehr unvollkommen bezeichnen. Aber hohe Achtung für das Andenken Wilhelms III wird immer den echten Whigismus charakterisiren, wie einst den Torysmus Haß gegen den großen Befreier, jener Haß, der durch das Gift boshafter Verläumdungen den Strom der Geschichte trübte.

*) The bill of recognition in 1690, the repeal of the non-resisting test, the act of settlement, the oath of abjuration

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 83. 23 März 1828.

Auszüge aus dem Berichte des Schiffers Turner von seinem Besuche auf den Sandwichs-Inseln.

(Im Juli 1827.)

Auf Anordnung des Marine-Departements der Vereinigten Staaten ward von der Flotille im stillen Meere der commandirende Schiffer Turner mit dem Kriegs-Cutter, the Peacock, beordert einige der Societäts-, der Sandwichs- und andere Inseln zu besuchen, wo die Kauffahrer der Vereinigten Staten anzulegen pflegen, um Lebensmittel einzunehmen, Schiffsschaden auszubessern und Handel zu treiben. Der wackre Seeman hatte zugleich den etwas schwierigen Auftrag, mit den etwa auf jenen Inseln herrschenden Oberhäuptern förmliche Verträge in Betreff der Sicherung des nordamerikanischen Handels abzuschließen. Er hat sich, nach dem Berichte seines Oberbefehlshabers, Commodore Hull, dieses Auftrags auf eine sehr befriedigende Weise entledigt. Ueber seine Kreuzzüge hat er mehrere Bruchstücke in verschiedenen nordamerikanischen Blättern mitgetheilt, vornämlich über die Sandwichs-Inseln, welche wir hier zusammenstellen. —

Keine Nation treibt so bedeutende und mannigfaltige Handelsgeschäfte auf allen Inseln des stillen Oceans und durch denselben hin nach China und Ostindien als die nordamerikanische — wir sagen alle Inseln, denn schwerlich gibt es eine entdeckte, wo nicht einmal ein Kauffahrer der Vereinigten Staaten angelegt hätte, um zu sehen, was dort zu machen sey. Mit einer Kühnheit, welche die erfahrensten Nautiker in Erstaunen setzen muß, durchirren diese Schiffer mit ihren leichten Fahrzeugen, vornämlich mit den in Baltimore gebauten Schoonern, welche ganz eigentlich für diesen Handel eingerichtet sind, die gefährlichsten Korallenriffe und Niederungen, und selten hört man daß ein Schiff Schaden gelitten hat; denn wo gibt es Matrosen, welche so sorgsam aufpassen, wie die Nordamerikaner? Aus den Inseln Australiens, sowie von der amerikanischen Nordwestküste, sammeln sich diese Kauffahrer die mannigfaltigen Waaren, welche auf den ostindischen Inseln und an den Küsten der chinesischen Reiche — die ihnen nicht verschlossen sind, weil sie alles für ihren Verkehr wagen — Absatz finden, und zugleich verbreiten sie mancherlei Bedürfnisse und Annehmlichkeiten der civilisirten Welt unter die Kinder der Natur, welche jene paradiesischen Eilande bewohnen. Da der Anblick eines Kriegsschiffs unter amerikanischer Flagge bei allen diesen Insulanern, selbst bei denen, welche, wie die auf den Sandwichs-Inseln, schon bewanderter in der Welt sind, vortheilhaft für die ab- und zugehenden Kauffahrer der Vereinigten Staaten wirkt, so war jener Kreuzzug, den Turner vollführte, von hoher Wichtigkeit. Die Russen, welche oft mit Fregaten jene Eilande besuchten, hatten dadurch den Oberhäuptern nicht wenig imponirt. Daß aber die Nord-Amerikaner ein großes Interesse haben, namentlich auf den Sandwichs-Inseln als eine Seemacht zu gelten, erklärt schon der einzige Umstand, daß während des Jahrs 1826 in dem einzigen Hafen Hannahrourah, dem Haupthandelsplatz auf den Sandwichs-Inseln, nicht weniger als 87 amerikanische Schiffe mit 2000 Seeleuten und einem Werth von 5 Millionen Dollars an Bord eingelaufen sind. Dieser herrliche, als Ankerplatz und zum Ausbessern beschädigter Schiffe höchst vorzügliche Hafen Hannahrourah auf der Insel Woahu, ist zugleich die Residenz der Regenten der sämmtlichen Sandwichs-Inseln und war das vorzüglichste Augenmerk Turners. Er fand mit seinem kleinen Kriegsschiffe die beste Aufnahme, und es gelang ihm den Vornehmen der Insel, — welche alle selbst Handel treiben, namentlich mit Sandelholz — begreiflich zu machen, daß sie von keiner Nation wohlfeiler und reichlicher mit europäischen Bedürfnissen versorgt werden können, als von den Amerikanern. Es scheint sogar zum Abschlusse eines schriftlichen Handelstractats gekommen zu seyn, doch werden dessen Bedingungen nicht näher mitgetheilt. Der wichtigste, einflußreichste Mann auf der ganzen Insel und am Hofe von Woahu ist der Premier-Minister Karaimoku, auch Billy Pitt genannt. Er diente bereits dem Könige Reho-Reho, der mit seiner Gemahlin Ka-mera-mera im Juli 1824 in England starb, und ist jetzt Vormund oder Stellvertreter des jungen Königs Keopulani (geboren 1814.) Dieser Premierminister am Hofe von Woahu ist wirklich ein Mann von überwiegendem Talente und beweist viel Scharfsinn und Einsicht in die Verhältnisse der Völker; als Rathgeber und Krieger war er von Jugend auf bei seiner Nation geachtet. Er ist ein wohlgestalteter, schöner Mann, 50 bis 60 Jahr alt, und geht gewöhnlich in einem Anzuge von bleifarbigem Seidenkamelot mit einer weißen Marseille-Weste und weißen seidenen Strümpfen. Dadurch, daß er selten oder nie dem unter dem Adel von Woahu allgemein herrschenden Laster der Trunkenheit fröhnt, zeichnet er sich vortheilhaft aus. Er spricht gut englisch und ist ein Mann von der heitersten Laune. Eines Abends trank der Premierminister, von einem seiner Freunde begleitet, bei Turner Thee.

Als diese Sandwichs-Insulaner genug getrunken hatten, kehrten sie die Tassen um und legten die Theelöffel queer darüber. Turner fragte nach der Ursache. Karaimoku antwortete: Die Fremden machen es so, wenn sie nicht mehr Thee wollen. „Vielleicht die Matrosen im Schiffsraum, erwiederte Turner, feine Herren lassen blos die Löffel in den leeren Tassen." Eines Abends waren jene beiden Oberhäupter wieder bei Turner zum Thee. Als Karaimoku zur Genüge hatte, folgte er sorgfältig Turners Rath, weil es so in feiner Gesellschaft Sitte sey; sein Freund aber hatte die Lehre vergessen und kehrte seine Tasse wieder um; da rief Karaimoku lachend: „Seht, der Kerl gehört in den Schiffraum; er hat seine Tasse umgekehrt."

(Schluß folgt.)

Ueber den Gang der innern Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Der große Tag ist endlich angebrochen. Die Menge der Geschäftigen wie der Neugierigen hat sich noch vermehrt; der Spekulant und der Wucherer sind in Bewegung, und berathen sich; der Pächter der sich niederlassen will, verhält sich ruhig; er hat seinen Plan gemacht, und seinen Preis bestimmt. Wenn die Stunde naht, so kommt auch der arme Squatter zur Stadt. Er hat das ganze Jahr gearbeitet, um das Land zu bebauen, auf welchem sein Haus gelegen ist; vielleicht wird es ihm jetzt aus Mangel an einem oder ein paar Dollars von habsüchtigen Spekulanten entrissen. Unruhe und Angst drücken sich in seinen redlichen halbwilden Mienen aus. Ein Wucherer nähert sich ihm, beklagt ihn, und verspricht, für die Summe von drei Dollars von seinen Absichten abzustehen. Der arme Tropf giebt sie ihm, ohne zu ahnen, daß der Wucherer keineswegs die Mittel hat, ihn zu überbieten. Dieß wird hush money (Geld, das einen zum Schweigen bringt) genannt.

Der Ausrufer versteigert die Ländereien nach Achttheilen, und nach der Ordnung der Sectionen; die Preise sind verschieden, aber angefangen wird mit 1 Dollar, 25 Cents für den Acker; denn dieß ist der niedrigste Preis, zu dem die Regierung der Vereinigten Staaten verkauft. Ein altes indianisches Dorf, eine Lage für eine Mühle, die Pflanzung eines Squatters, ein Ort wohin ein gebahnter Weg oder ein Fluß führt, oder der für eine Stadt oder für einen Stapelplatz bestimmt zu seyn scheint — solche Umstände vermehren den Werth um das zehnfache und mehr. Da alle Verkäufe übrigens nach reellen oder eingebildeten Linien geschehen, so ereignet es sich oft, daß das Feld oder das Haus eines Squatter mitten durch getheilt wird.

Die Versteigerung und die dadurch angeregte Bewegung dauern fort, bis alle Ländereien ausgeboten sind. Diejenigen, die keinen Käufer gefunden haben, können für hundert Dollars das Achttheil in Besitz genommen (entered) werden. Diejenigen Käufer, welche die Güte der verschiedenen Ländereien kennen, thun wohl, bis dahin zu warten: denn da sie dann ohne Mitbewerber sind, erhalten sie die besten der übrig gebliebenen Güter um einen wohlfeilen Preis.

Der Verkauf ist zu Ende. Der Spekulant, seine Ansprüche in der Tasche, geht nach Hause, um für seine neuerworbenen Ländereien Gegenkäufer zu suchen. Der Pflanzer versammelt seine Neger und seine Familie. Auch der arme Squatter kehrt heim, mit schwerem Herzen über seine getäuschten Hoffnungen, und über die Nothwendigkeit, sich noch einmal eine neue Heimat zu suchen. Vielleicht hat er sich auch als Verwalter dem Pflanzer vermiethet, der sein Haus und seinen Hof gekauft hat. Uebrigens ist es im Interesse des Pflanzers, bis zum Augenblick, wo er das Land selbst braucht, den Squatter darauf zu lassen, da seine Anwesenheit dessen Werth verdoppelt.

Die Bewohner der Stadt, besonders die Gastwirthe, haben bei allem dem viel Geld verdient. An die Stelle ihrer log-houses (Häuser aus Baumstämmen) erheben sich plötzlich wie durch Zauberei elegante Häuser aus Zimmerholz und buntfarbigen Planken, in der Mitte eines Gehölzes, das von nun an Stadt heißt. Die Bäume fallen von allen Seiten; verbrannte Stämme zeigen die Straßen und öffentlichen Plätze an. Bald wird die Wichtigkeit des Orts durch ein Postamt für Briefe und durch die Residenz eines Postdirectors vermehrt, der eine sehr wichtige Person ist; so wie überhaupt in dem kleinen Staate eine neue Familie oder auch nur ein neues Individuum keineswegs etwas gleichgültiges ist. Bald sind Journale im Ueberfluß da; außer einer Zeitung von Washington oder einer andern Stadt am atlantischen Ozean, empfängt jeder der neuen Kolonisten noch eine aus dem Dorfe, aus dem er ausgewandert ist: denn jedes Dorf hat sein eignes Blatt. Reviews und Magazine, Literatur-Zeitungen und literarische Neuigkeiten aller Art erhalten wir aus New-York, Philadelphia und England für einen mäßigen Preis, einen oder wenige Monate, nachdem sie auf der einen oder andern Seite des atlantischen Meeres erschienen sind. Ich bin überzeugt, daß ich den letzten Roman von Walter Scott eher gelesen habe, als er nach Wien gekommen ist.

Aber wir wollen jetzt die Stadt verlassen, und noch einmal auf das Land zurückblicken. Der Pflanzer ist, wie wir angeführt, von der Versteigerung der Ländereien nach Hause zurückgekehrt, hat dort Haus und Hof verkauft, die Zahl seiner Neger vermehrt, und ist dann mit seiner ganzen Habe abgereist. Möbeln und Lebensmittel sind auf Karren geladen, seine Neger folgen zu Fuß, er selbst und seine Familie zu Pferde oder im Wagen. Sie lagern sich jeden Abend; sie bringen durch Einöden, bahnen sich Wege, schlagen Brücken, und kommen endlich nach vielen Mühseligkeiten auf ihrem neuen Eigenthum an. Das erste, was sie zu thun haben, ist, daß sie Hütten für die Neger und für die Familie bauen. Dieß dauert zwei bis drei Wochen; bis dahin muß man unter freiem Himmel leben. Bald wird der Feldbau er-

öffnet; aber es ist sehr schwierig, für das erste Jahr seinen Unterhalt zu finden. Der Mais ist selten und theuer; Transporte sind sehr kostbar. Glücklich ist der Squatter, der in der Nähe wohnt, wenn er eine gute Erndte gemacht hat, und von seinem Vorrath mittheilen kann. Er bekommt seinen Preis heraus, nimmt sein Land als Käufer in Besitz, wird selbst Pflanzer, und hat so den Grund zu einem unabhängigen Wohlstande gelegt. — An die Stelle kleiner unregelmäßiger urbar gemachter Felder, kleiner unter Bäumen zerstreuter Hütten treten schon im ersten Jahre angebaute Felder von 50 bis 100 Acres Landes, mit guten Hecken umgeben, nebst regelmäßigen Dörfern von Hütten für die Neger, und einem großen loghouse für die Familie, mit drei oder vier recht bequemen Zimmern, nebst Küche, Stall u. s. w. Diese Häuser haben allerdings ein ziemlich klägliches Äußere; aber wie überrascht wird man, wenn man hineintritt! Dieß Land ist die wahre Heimat der Kontraste. In einer Wohnung, die fast der eines Wilden gleicht, findet man eine so gebildete und so unterrichtete Familie, wie man sie nur irgend in Boston oder in New-York sich wünschen mag. Trotz des Bauernhauses sind ihre Sitten nichts weniger als bäurisch. Sie hat die Welt auf einige Zeit verlassen, und ist beschäftigt, eine neue Welt um sich her zu schaffen. Sie empfängt Briefe und Zeitungen: sie ist mit jeder Bewegung in der Politik des Tages vertraut. Oft trifft man in diesen unscheinbaren Niederlassungen Männer an, deren Namen man mit Achtung in den Zeitungen nennen zu hören gewohnt ist, weil sie auf dem Kongreß oder in den gesetzgebenden Behörden einzelner Staaten eine Rolle spielen. Es sind Bürger, die gekommen sind, ein neues Vaterland zu gründen. Die Frauen insbesondere ertragen alle Entbehrungen mit engelgleicher Geduld, und mildern durch ihre Gegenwart die Wildheit der Scene. Nie kommt ein Pflanzer allein; immer hat er Verwandte oder Freunde überredet, mit ihm auszuwandern, oder doch mitzugehen, um das Land kennen zu lernen. Die Mehrzahl dieser Besuchenden nimmt Theil an der Niederlassung. So lebt er glücklich und ruhig in seiner aufblühenden Pflanzung, im Cirkel von Freunden und alten Bekannten; und selten nur rufen ihn Geschäfte in den Norden zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Beechey's Expedition nach der Nordküste von Afrika.

(Schluß.)

Die Reisenden nahmen ihren Weg, wie wir angeführt haben, von Tripolis durch die große Syrtis, — ein trauriges Sumpfmeer, von dem aus sie in einem Umkreis von mehr als vierhundert englischen Meilen nur e i n e n Baum bemerkten, — von da gelangten sie nach Mukhtar, der Grenze von Sirt und Barka. Von Mughtar wendeten sie sich nach Bengazi, wo sie die, vom Januar bis März dauernde Regenzeit zubrachten. Nach einigen anderen Ausflügen besuchten sie Teuchira (in Barka) und Ptolemeta; von hier aus zogen sie nach Merge, und von Merge nach Cyrene, einer von den Lacedämoniern gegründeten Kolonie. In der Nähe von Ptolemeta, (welches hauptsächlich zu Cleopatra's und Ptolemäus Philometor's, Arsinoe's und Berenice's Zeit geblüht zu haben scheint,) fanden sie unter den Bäumen, welche die Seiten der Berge umkleiden, manche schöne, steinerne Sarkophage von griechischer und römischer Arbeit, welche übrigens sichtbar alle schon früher geöffnet worden waren.

An dieser ganzen Küstenstrecke, von Tripolis bis Ptolemeta, ist kein Platz, welcher mit dem letzteren an Schönheit, glücklicher Lage und Sicherheit verglichen werden könnte, Lebida allein ausgenommen.

„Bei unserem ersten Besuch von Ptolemeta war der größte Theil der Stadt dicht überwachsen mit wilden Ringelblumen und Camillen, in der Höhe von vier bis fünf Fuß. Da und dort wehten einzelne Streiffelder von Korn, fast so hoch wie die Mauern der Stadt. Kein Laut von lebendigen Geschöpfen unterbrach die tiefe Stille der Einsamkeit. Nur einige Jakals und Hyänen irrten nach Sonnenuntergang herum, um Wasser zu suchen, und einige Fledermäuse und Eulen flatterten aus den Ruinen auf, aufgeschreckt durch unsere unerwartete Ankunft. Scenen dieser Art sind stets von unwiderstehlichem Eindruck. Das Schweigen und die Verödung, die rings auf diesen Trümmern ruhte, und einst auf derselben Stelle der Glanz und Reichthum der Ptolemäer und Cäsaren — wie tief und schmerzlich tritt da die alte Lehre von der Nichtigkeit aller menschlichen Größe vor die Seele!

In Teuchira schienen die ältesten Monumente unter dem Sande begraben; die übrigen, die man auf der Oberfläche findet, bieten wenig Interesse dar.

Zwischen Ptolemeta und Merge erfreuten sich die Reisenden, wie wir früher schon anführten, der patriarchalischen Einfachheit und Gastlichkeit der Beduinen-Araber.

„Nach dem rus in urbe, nach Cyrene war es, wohin das Hauptziel unserer Reise uns rief, und leider müssen wir gestehen, daß dieser Ausdruck: rus in urbe, dieser einst so herrlichen Stadt nun fast mit noch größerem Rechte zukommt, als dem grasüberwachsenen Ptolemeta. Alle Ruinen Cyrene's (jetzt von den Arabern Grenna genannt,) sind mit hohen Futterkräutern bedeckt, und der ganze Anblick ist unendlich mehr ländlich als städtisch."

„Den Tag nach unserer Abreise von Merge bemerkten wir eine Pflanze von ungefähr drei Fuß Höhe, welche sehr viele Aehnlichkeit mit dem Schierlinge, oder vielleicht eigentlicher gesagt mit der wilden Möhre (daucus or wild carrot) hatte. Wenn die Kameele von dieser Pflanze fraßen, war es ihnen gewöhnlich schädlich; tröpfelte man den Saft auf eine von der Haut entblößte Stelle, so erfolgte sogleich Eiterung. Diese Pflanze hat größere Aehnlichkeit mit dem Silphium der Alten (wie es auf den Münzen von Cyrene heißt) als irgend eine, welche wir bisher noch gesehen hatten, obgleich ihr Stengel dünner ist und ihre

Blüthen mehr geöffnet sind. Unmittelbar um Cyrene trafen wir sie in sehr großer Menge."

Der Hauptzweck der Reisenden war, in die Geographie dieser Länderstrecken mehr Bestimmtheit und Klarheit zu bringen, und in dieser Hinsicht sind ihre Untersuchungen vom höchsten Werth. Ein flüchtiger Blick auf die Charte, welche dem Werke beigegeben ist, zeigt wie sehr unsere Kenntniß der Nordküste Afrikas durch diese Expedition erweitert wurde. Wir finden Land, wo man bis jetzt offene See vermuthete, und der ganze Umriß der Küste, besonders in der Gegend der großen Syrtis, zeigt sich als gänzlich verschieden von den bis jetzt davon vorhandenen Zeichnungen. Die geographische Position verschiedener Städte ist genau bestimmt, und die Lage von andern wird, wenn auch oft nicht so mahlerisch als man wünschen möchte, doch sehr sorgfältig und vollständig beschrieben. Bei mehr als einer Gelegenheit zeigt sich hiebei aufs neue, wie treu und genau Herodot war. Zahlreiche Stellen aus Strabo und andern alten Geographen, die bis jetzt dunkel und unverständlich waren, werden aufgeklärt. Eine größere Ausführlichkeit wäre der Untersuchung über die Gärten der Hesperiden zu wünschen gewesen. Doch sind über diesen anziehenden Gegenstand interessante Beiträge geliefert, und auf jeden Fall entspricht die von den Reisenden bezeichnete Gegend den Beschreibungen der Alten besser, als Gosselin's Oasis. Servius sagt ausdrücklich, daß jene berühmten Gärten in der Nähe Berenike's, des heutigen Bengazi's, waren, und wir kennen keine Oase in der Nähe dieser Stadt, in welcher dieselben gelegen haben könnten. Freilich wäre es möglich, daß ein so reizender Fleck in der nahen Wüste existirt hätte, der später vom Sande bedeckt worden wäre.

Cyrenaica ist keineswegs jene dürre Gegend, wie man sie sich unter jenem Himmel wohl vorstellen möchte. Ueberall begegnen dem Auge reiche Landschaften von überraschender Schönheit. Kräuter und Gräser steigen, genährt von dem fetten Boden, bis zu unglaublicher Höhe, und bedecken die Ruinen, an denen sie emporwachsen. Nur während der Sommermonate verschwinden sie, wo dann die alten Denkmäler zugänglicher werden. In allen Jahreszeiten aber bleiben die steilen, schönen Hügel Cyrenaicas mit Grün bedeckt, und behalten eine Frische und Schönheit, wie man sie in einer afrikanischen Landschaft schwerlich vermuthen würde.

„Das östliche Thal von Ptolemeta erhebt sich in sanftem Steigen von dem Meeresufer, windet sich durch Pinienwälder und blühende Sträuche (welche sich verdichten, je höher und steiler die Seiten des Berges werden) bis es sich in die jähe Bergkette verliert, die es gegen Süden mit einem dunkeln Saume dichtgedrängter Pinien umschließt, die hoch in die blaue Luft steigen."

„Die Windungen des Thals verleihen ihm einen unbeschreiblichen Reiz, und mit jedem Schritte aufwärts nach den Höhen wächst das Interesse. Oft ist der Fuß durch die breit sich über den Boden hinschlingenden Baumwurzeln gehemmt; plötzlich aber öffnet sich wieder ein freier grüner Platz, von allen Seiten durch einen hohen Wall verschieden gefärbter Pinien umschlossen, eine über die andere steigend, schlank und gleich. Erreicht man das entgegengesetzte Ende dieses grünen Amphitheaters, so öffnet sich eine neue unerwartete Scene vor dem erstaunten Wanderer, der nicht weiß nach welcher Seite er den Blick kehren und wie er sich losreißen soll, von dem herrlichen Anblick, der in stetem Wechsel aber in gleicher Schönheit überall sich ihm entgegendrängt. Die Schatten der Nacht umfingen uns, ehe wir das Sinken der Sonne bemerkt hatten, und nie kehrten wir später in dieß freundliche Thal zurück, ohne zu bedauern, daß wir nicht länger bleiben, und es bewundern durften." — —

„Cyrene lag am Rande einer Hügelreihe, etwa achthundert Fuß hoch, welche terrassenförmig absteigt, bis sie auf die ebene Bergfläche auslauft, die der Gipfel einer zweiten Hügelkette unter ihr bildet. An diesem Fuße der obern Reihe, worauf die Stadt stand, erblickt man eine freundliche Mischung von Wald, Kornfeldern und grünen Wiesen. Schroffe Felsen, auf beiden Seiten dicht mit Bäumen besetzt, durchschneiden das Land in verschiedenen Richtungen, und bilden die Canäle der Gebirgswasser, die sich von den Hügeln in die See stürzen. Die oben bezeichnete ebene Bergfläche erstreckt sich gegen Osten und Westen so weit das Auge reichen kann, gegen Norden aber senkt sie sich in einer Entfernung von fünf englischen Meilen plötzlich steil in die See hinab. Die untere Hügelkette, welche sich längs der ganzen Küste von Cyrenaica hinzieht, ist hier wie bei Ptolemeta dicht mit Wald bedeckt, und, gleich der obern Reihe, mit wilden, romantischen Felsen durchschnitten, welche, jemehr sie der See sich nähern, großartigere Formen annehmen. Die Höhe der untern Kette beträgt gegen tausend Fuß, so daß also Cyrene, auf einer der obern Kuppen erbaut, etwa achtzehnhundert Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt und an heitern Tagen, wenn die Nebel im Thal und an der Küste sich theilen, eine weite herrliche Aussicht über Land und See beherrscht. *)"

Die afrikanischen Geier.

Es gibt mehrere Arten von Geiern in Südafrika; der gewöhnlichste ist der große lichtgefärbte Vultur percnopterus, einer der heiligen Vögel des alten Egyptens. Diese Geier theilen mit den Hyänen das Amt der Wasenmeister; und die Schnelligkeit, mit der sie jeden Leichnam entdecken und verschlingen, ist wahrhaft erstaunlich. Instinktmäßig folgen sie den Jägern und Reisenden, besonders in öden Gegenden, hoch in der Luft in Kreisen schwebend, und mit scharfem Blick unverwandt auf die Beute lauernd, die etwa vom Schusse des Jägers fällt, oder auf ein Rind oder ein anderes Thier, das auf dem Zuge der Reisenden erliegt. Ich sah, wie eine kleine Anzahl dieser Geier einen großen Ochsen in Zeit von vier bis fünf Stunden so vollständig aufzehrte, daß nur noch die Haut und die Knochen für die Hyänen übrig blieben. Auf einem Schlachtfelde in Südafrika wird nie ein Todter begraben; die Bestien überheben den Menschen dieser Sorge. Selbst der größere Theil der Gebeine findet ein Grab in dem Magen der Hyäne. (London - Review.)

*) Wir werden in einem der spätern Blätter noch einmal auf dieses Werk zurückkommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 84. 24 März 1828.

Der Aufstand der Eingebornen gegen die Niederländer auf der Insel Java.

(Fortsetzung.)

Meine in frühern ähnlichen Unruhen gemachte Erfahrung läßt mich mit voller Ueberzeugung behaupten, daß ein Regent, welcher, bei dem ersten Verdachte gegen den Fürsten Dipo-Nigoro, sich an die Spitze von hundert eingebornen, wohl equipirten und disciplinirten Reitern gestellt, und den Fürsten, statt ihn wiederholt zur Rechtfertigung seines Benehmens aufzufordern, unvermuthet aus seinem Pallaste getrieben hätte, der Empörung am sichersten vorgebeugt haben würde. Ich selbst habe einmal in Djocjocarta einen Priester, der sich geweigert hatte, vor mir zu erscheinen, in seinem Hause, umgeben von einer Menge Priester, gezwungen; meinen Befehlen zu gehorchen, und eben so ist nach öffentlichen Blättern der Vice-Resident in Salitigo bei einem ähnlichen Vorfalle verfahren.

Nachdem so nun gezeigt ist, welchen Umständen die letzten Ereignisse in Java am wahrscheinlichsten zugeschrieben werden müssen, wird hier der Ort seyn zu untersuchen, welches die besten Mittel sind, um die Wiederholung derselben so viel möglich zu verhindern.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß es unter der Würde des Gouvernements der Niederlande wie jeder gerechten Regierung sey, die javanesischen Fürsten in ihren Rechten zu beschränken, nachdem man sie ihnen einmal durch feierliche Tractate zugestanden und gesichert hat, wie groß auch ihre Schwäche und unsere Ueberlegenheit seyn möchte. Ich habe immer geglaubt, daß eine Nation, welche sich von jeher durch die pünktlichste Treue in der Erfüllung übernommener Verbindlichkeiten als die erste ausgezeichnet hat, jener Redlichkeit nie aus Rücksichten des äußeren Vortheils untreu werden dürfe; denn eine gesunde und gerechte Politik kann nie zu dem rathen, was mit dem Rechte streitet.

Weil die letzten Unruhen bewiesen haben, daß die Macht der zwei javanischen Fürsten, des Kaisers oder Soesoehoenang und des Sultans von Mataram nicht hinreicht, die öffentliche Ruhe in ihren Gebieten zu erhalten und Empörungen zu unterdrücken, so glaube ich, die Interessen der Eingebornen wie der Niederlande fordern gleich stark, daß unsere Regierung einen thätigern Antheil an der Verwaltung und Organisirung jener Länder nehme, gemäß dem Geiste des von der englischen Regierung abgeschlossenen und später von der unsrigen garantirten und sanctionirten Vertrags vom 2. October 1813.

Durch mehrere Artikel dieses Traktats ist festgestellt: „daß, wenn das europäische Gouvernement die Einführung gewisser Maaßregeln zur bessern Sicherung irgend einen Theils des javanischen Gouvernements nöthig findet, es die diesfallsigen Befehle zu geben, und, insofern sie binnen 20 Tagen nicht in Ausübung gebracht würden, auch die zu dem Ende erforderlichen Maßregeln unverzüglich zu ergreifen hat."

„Se. Hoheit verspricht insbesondere allen Vorschlägen des Gouvernements, welche die Verbesserung ihrer Einkünfte und Finanzen, oder die Ausübung ihrer Rechte und überhaupt jedes andern Interesse Sr. Hoheit zum Ziele haben, ein williges Ohr zu leihen."

„Weil die jetzige Vertheilung von Java an das europäische Gouvernement, an den Soesoehoenang und den Sultan von Mataram mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, und die Interessen der betreffenden Theile oft verletzt, so wollen Se. Hoheit in solche Austauschungen willigen, welche die Arrondirung der Grenzen ꝛc. zum Zwecke haben."

Es scheint mir, daß das Gouvernement der Niederlande, auf den Grund dieser Artikel, das Recht hat, in diesem Augenblicke den javanesischen Gouvernements alle die Veränderungen vorzuschlagen, welche in beider Interesse liegen. Dieß angenommen, müßte man den Fürsten von Soeracarta und Djocjocarta begreiflich machen, welche große Nachtheile daraus entstehen, daß sie so ausgedehnte Ländereien und die Gewalt über so viele Menschen besitzen; man müßte ihnen zeigen, durch welche Mittel die frühern und letzten Aufstände den Rebellen möglich wurden; man müßte ihnen vorschlagen, eine Berechnung aufzustellen über den Umfang, die Bevölkerung und die Einkünfte von allen Privatbesitzungen, welche der Verwaltung der Fürsten und Großen des Reichs anvertraut sind; man müßte einen Ueberschlag machen und genau zu ermitteln suchen, wie viel Reis und andere Früchte und wie viel Menschen jeder Fürst und Große von seinen Gütern zur Erhaltung seines Hauses zieht; denn obwohl die meisten von ihnen ihre Ländereien an Eingeborne gegen baare Zahlungen verpachten, so behalten sie sich doch freie Verfügung über soviel Produkte und Menschen vor, als sie für Hof und Haus zu bedürfen glauben.

Nachdem alle jene Berechnungen gemacht, müßte das Gouvernement dann den Fürsten und Großen mittheilen,

daß es, mit Genehmigung der Chefs beider Reiche, die Verwaltung aller ihrer Besitzungen für seine Rechnung übernehmen, und ihnen jährlich alle bisherigen Revenüen an Geld und Produkten, und so viel Menschen als sie bisher zu ihrem Dienst brauchten, geben wolle. Dann müßte man die den Fürsten untergebenen Chefs, wie die Tommegangs, Demangs, Ingebeys rc. rc., unmittelbar unter die Herrschaft des Gouvernements stellen, und sorgfältig prüfen, in wie weit die Einführung des Territorialsystems geeignet sey, oder ob die Ländereien in Parcellen an Europäer zu verpachten wären.

Endlich müßte man anfangen das Innere der Provinzen von der großen Menge indischer Räuber, welche die Insel Java verpesten, und nur von Mord und Raub leben, zu reinigen; denn diese sind sonst wie jetzt, bald die Urheber, immer aber die Stützen der Rebellion gewesen, und ein kräftiger Wille würde hinreichen, diesen gefährlichen Bewohnern auf die Spur zu kommen und ihrer Herr zu werden.

Solche verderbene Menschen müßte man dann zum Wohle der Gesellschaft und zu ihrem eigenen Besten in andere Gegenden der Insel verpflanzen, ihnen Ländereien zu kultiviren geben oder irgend eine nützliche Thätigkeit anweisen und die Freiheit als Preis einer guten Aufführung bestimmen. Diese Maßregel würde unfehlbar sowohl aus dem Gesichtspunkte der Politik wie der Moral zu den besten Resultaten führen; denn nur so kann den fortwährenden Räubereien, Mord- und Brand-Versuchen, welche im Innern des Landes, trotz der Wachsamkeit der europäischen Residenten und javanesischen Behörden ganz an der Tagesordnung sind, ein Ziel gesetzt werden.

Stets habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß die Herstellung einer bessern Polizei und die Gewährung einer größern Sicherheit der Personen und des Eigenthums die Bedingungen seyen, unter denen man allein das Aufhören der Unruhen und den Wiedereintritt des Wohlstandes, der Industrie und Sittlichkeit sich versprechen dürfe. Jene Bedingungen müßten zunächst dadurch ins Leben treten, daß man die Europäer in dem freien Genuß ihrer Güter schützte, und die Pachtcontracte in den Districten von Soeracarta und Djocjocarta befestigte und sicherte.

In welcher Weise nun auch das Gouvernement meine Vorschläge berücksichtigen möge, so bin ich fest überzeugt, daß bei den angedeuteten Erleichterungen der Pächter und Pflanzer die Mehreinnahmen sich jedenfalls so hoch belaufen werden, um die Interessen der Schuld von Java und nach Jahren auch wohl diese selbst bezahlen zu können, ohne daß irgend Jemanden auch nur das kleinste Unrecht geschehe. Ja, die Regierung würde bei eintretenden Geldverlegenheiten in dem Reichthume der Pflanzer bald eine große Stütze finden, und nicht, wie dieß jetzt in Batavia der Fall ist, gegen 9 bis 12 Procent Anleihen machen müssen, während das englische Gouvernement in Bengalen nur 4 bis 5 Pr. zu bewilligen braucht. Wenn der Staat reich seyn will, muß er den Bürgern die Gelegenheit geben sich zu bereichern; eine Regierung kann nie reich seyn, wenn es die Bürger nicht sind.

Die Feinde alles dessen was nur irgend einem Colonisationssysteme gleicht, mögen sich über meine Vorschläge nicht ereifern, denn ihre Ausführung kann unmöglich zu all dem Unheil führen, von welchem sie träumen mögen. So würde z. B. die Verpachtung der Ländereien, welche ich vorschlug, allerdings zwar mehr Europäer nach Java führen, aber ihre Anzahl würde, schon ihrer großen Bedürfnisse wegen, im Verhältniß zu den Eingebornen immer nur sehr gering bleiben. Die nächste Folge würde nur eine schnellere Civilisation der Javanesen seyn.

Andere Mittel um den Frieden und die Wohlfahrt in den Besitzungen der Fürsten zu sichern sind zu bekannt, als daß ich sie noch anzuführen nöthig hätte. Nur das möchte ich noch wünschen, daß die Zollgesetze einmal revidirt würden, und man die Bedrückungen der armen Javanesen durch die chinesischen Douanen und den unmäßigen Gebrauch des Opiums zu verhindern suchte. Dieses letztere ist das größte physische und moralische Uebel für Java, und wer im Stande wäre dem Gouvernement dieselbe Einnahme, welche der Opiumhandel gewährt, auf eine andere Weise zu sichern und so das Verbot der Einfuhr und des Gebrauchs möglich zu machen, würde sich um unsere indischen Besitzungen dasselbe Verdienst erwerben, das Jenner sich um die ganze Menschheit durch Entdeckung der Kuhpockenimpfung erworben hat. — So hätte ich denn erreicht, was ich wollte: nämlich die Ursachen des letzten Aufstandes in Java entwickelt, und ich spreche mit Freude nur noch die Ueberzeugung aus, daß, welche andere Mängel auch noch vorhanden seyn möchten, die Bestrebungen einer weisen und gerechten Regierung zu ihrer Hebung gewiß von dem besten Erfolge seyn werden. (Schluß folgt.)

Simonds Reise in Italien.

(Schluß.)

Wie wenig stimmt diese Schilderung zu der Vorstellung, die man sich gewöhnlich von dem Charakter des Italieners macht! Simond sucht diese Irregularität gleichsam zu rechtfertigen, indem er sagt: „die Italiener, die seit so langer Zeit in eine große Anzahl kleiner Staaten mit den verschiedensten Regierungsformen getheilt sind, können nicht als ein gleichartiges Volk betrachtet werden, und es wäre eben so unrichtig als ungerecht, sie als ein Ganzes nach demselben Maaßstab zu beurtheilen." So wenig wir auch dieser Bemerkung unsere Billigung versagen können, wenn sie dahin beschränkt wird, daß der Charakter eines in so viele verschiedene Gruppen vertheilten Volkes nothwendig auch sehr verschieden seyn müsse, so können wir doch auf der andern Seite uns nicht enthalten, sie hier, wo es galt, eine fast allgemein verbreitete irrige Meinung zu widerlegen, sehr am unrechten Platze zu finden. Ueberall, in ganz Italien, begegnen Simond Züge natürlicher Gutmüthigkeit und ungebildeter, aber auch unverdorbener Humanität; statt nun hieraus den Schluß zu ziehen, daß die gewöhnliche Ansicht von der tiefen Entartung und Entwürdigung des Italieners eine durchaus unrichtige sey, scheint er vielmehr zu folgern: die Italiener sind schlecht, weil sie allgemein dafür gehalten werden; diejenigen, wel-

che ich gesehen habe, waren recht gute Menschen, daher müssen die übrigen, welche ich nicht gesehen habe, um so schlechter seyn. -

Freilich ein Beispiel patriarchalischer Einfalt, wie das, auf welches sich die eben angeführte Bemerkung bezieht, möchte nicht blos in Italien, sondern wohl in der ganzen cultivirten Welt selten zu finden seyn: „Am Fuße des Monte Rosa, erzählt Simond, im Distrikt von Varallo (Lombardei) liegt Alagna, eine Gemeinde von zwölfhundert Seelen, worin seit vierhundert Jahren nicht ein einziger Civil- oder Criminalproceß, oder selbst nur eine Verhandlung vor einem Notar vorgekommen ist. In den seltenen Fällen eines Fehltrittes oder schwereren Vergehens war der Schuldige gezwungen, sogleich sich zu entfernen. Einesmals befand sich ihr Pfarrer in diesem Fall, und während eines vollen Jahres, daß sie eines Seelsorgers entbehrten, hielt einer ihrer Aeltesten zu den gewöhnlichen Stunden des Gottesdienstes das Gebet in der Kirche. Die väterliche Gewalt ist unumschränkt; sie dauert das ganze Leben hindurch und der Vater verfügt über sein ganzes Vermögen nach Gutdünken, ohne schriftliches Testament, da die mündliche Erklärung seines letzten Willens immer beachtet wird. Vor kurzem starb ein Einwohner von Alagna und hinterließ sein für diese Gegenden beträchtliches Vermögen (100,000 Lire) einem andern als seinem natürlichen Erben. Dieser begegnet nicht lange darauf in der benachbarten Stadt einem Advokaten von seiner Bekanntschaft und hört von ihm, daß die Gesetze, welche das Gewohnheitsrecht von Alagna nicht anerkennten, ihn bald — wenn er wollte — in Besitz der Erbschaft setzen würden, der er auf so harte Weise beraubt worden sey. Der Advokat bot zugleich seine Dienste an, die anfangs abgelehnt wurden; in der Folge verstand sich jedoch der enterbte Sohn dazu, die Sache näher zu überlegen. Drei Tage sah man ihn darauf unruhig und in Gedanken, beschäftigt — wie er seinen Freunden sagte — mit einer wichtigen Angelegenheit. Endlich ließ er den dienstfertigen Advokaten holen und sagte ihm einfach: „Das, was ihr mir vorschlagt, ist niemals bei uns geschehen und ich will der nicht seyn, der zuerst das Beispiel dazu gibt." — Die Untreue in der Ehe ist zu Alagna unbekannt, wenn auch vor ihrer Verheirathung die Frauenzimmer nicht immer keusch sind. Aber es ist nicht selten, daß sie einen Mann finden, der das Kind einer früheren unglücklichen Liebe statt des seinigen annimmt. Mitten unter allen den Umwälzungen, welche Italien seit zwanzig Jahren verheert (?) haben, haben diese Leute ihre alten Sitten und Gebräuche unverändert behalten. Als die Conscription sie traf und sie nicht dienen wollten, machten sie eine gemeinschaftliche Casse, um sich Stellvertreter zu verschaffen und stellten sich selbst nur in der äußersten Noth. Alle, welche das Schwert verschont hat, sind seitdem wieder zu ihrem Heerd zurückgekehrt; und selbst einen ausgezeichneten Arzt, der lange Zeit im Auslande gelebt hatte, sah man diesem Beispiele folgen. Zwei sehr alte Hochzeitkleider, das eine für den Bräutigam und das andere für die Braut, werden im Gemeindehause aufbewahrt, und die, welche sich verheirathen, arm oder reich, bedienen sich derselben für die Ceremonie der Trauung." Simond glaubte in der schönen länglichen Physiognomie der Bewohner von Alagna eine gewisse Familienähnlichkeit mit den Berner Oberländern zu erkennen, was ihm auf eine gemeinschaftliche Abstammung hinzudeuten schien; wie er dieß aber auch durch den Dialect bestätigt finden konnte, ist uns nur durch seine vermuthliche Unkenntniß desselben erklärlich.

Eine besondere Aufmerksamkeit hat Simond der Sitte zugewendet, die man diesseits der Alpen das Cicisbeat zu nennen pflegt. In Italien ist diese Benennung so ungewöhnlich, als — wenn man der Versicherung der Italiener glauben soll — die Sache selbst, wenigstens das, was man sich im Norden darunter denkt.

„Sobald ein Ehemann in Italien einen oder ein Paar Söhne hat, — sagte Simond zu einem Florentiner, — wird er ungeduldig, seine gewohnte Freiheit wieder zu erhalten, und er gesteht dieselbe eben so stillschweigend seiner jungen Gemahlin zu, indem er sie fern von seinen Augen allen Verführungen blosstellt, denen sie, wie er wohl weiß, in einer Welt ausgesetzt ist, die er besser kennt als sie. In der Folge kommen Mann und Frau mit einander überein, jeden seinerseits seinen Neigungen ohne allen Zwang und Rückhalt nachgehen zu lassen. Wenn sich Streitigkeiten zwischen der Dame und ihrem Cavaliere servente — denn dieß ist der Name, der an die Stelle des längst veralteten Cicisbeo getreten ist — erheben, so geschieht es nicht selten, daß der nachsichtige Gemahl sich einmischt, um die Aussöhnung zu bewirken und dabei selbst zu Gunsten des häuslichen Friedens und der Gerechtigkeit von seiner ehelichen Autorität Gebrauch macht, wenn er den Freund gemißhandelt glaubt. Bei einer solchen Lage der Dinge können die Kinder, nach dem erstgebornen, dem nicht besonders am Herzen liegen, der für ihren Vater gilt, und es ist daher natürlich, daß sie im höchsten Grade vernachläßigt werden. Die Töchter, im Kloster erzogen, bleiben darin und nehmen den Schleier aus Unzufriedenheit und Langeweile, wenn es den Eltern nicht gelingt, einen Mann für sie zu finden, was das Resultat von Unterhandlungen ist, bei denen nur das Interesse zur Grundlage dient. Die jüngeren Söhne leben von ihrem Pflichttheil und werden Priester oder Cavalieri serventi, ohne sich je zu verheirathen, und es findet sich selten, daß sie so viel Entschlossenheit haben, auswärts ihr Glück zu suchen. Die Ehe ist nie die Folge wechselseitiger Zuneigung; und da Alter wie Geschmack beider Theile verschieden sind, ist Liebe in der Ehe etwas unerhörtes. Die Weiber, welche aller Geistesbildung entbehren, können sich mit nichts beschäftigen, als mit Stadtklatschereien; der einzige Gegenstand ihrer Unterhaltung sind die Herzensangelegenheiten ihrer Bekannten, ohne daß sich indessen dabei die geringste Bosheit (malice) oder auch nur Plaisanterie zeigte. Dieß ist vielmehr eine Sache, mit der man sich auf das ernsthafteste beschäftigt und worin man nichts Lächerliches findet. Sie machen sich gegenseitig Condolenz-Besuche wegen des Verlustes eines Cavaliere servente."

Der Italiener antwortete: „Ein Cavaliere servente ist gewöhnlich nichts anders als ein amico della casa, (Haus-

freund) wie in Frankreich und England; ein Familienvertrauter braucht deshalb nicht immer der Liebhaber der Frau vom Hause zu seyn. Man ist in Italien mehr müßig als anderwärts; man hat wenig Vergnügungen und wenig Geschäfte; und selbst in den niederen Ständen arbeitet man weniger, als in andern Ländern. Man hat daher mehr Zeit für die Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten, welche Damen verlangen; und eine solche Verbindung hat ihre Annehmlichkeiten, ohne daß sie mit Unsittlichkeiten oder Ausschweifungen verknüpft zu seyn braucht."

Auszüge aus dem Berichte des Schiffers Turner von seinem Besuche auf den Sandwichs-Inseln.

(Schluß.)

Ahnenstolz herrscht auf den Inseln in einem so hohen Grade, wie bei den ältesten Monarchien Europa's, und die Nachkömmlinge der alten Könige von Owaihi sind so eitel auf ihre Herkunft, als wären sie Sprößlinge der hohen Häuser Este oder Habsburg.

Der Adel besteht aus drei Classen; die erste Classe umfaßt die königliche Familie und deren nächste Anverwandte; die zweite begreift die Verwalter der erblichen Aemter und die Befehlshaber auf den übrigen Inseln; denn alle Sandwichs-Inseln stehen jetzt unter Woahu; die dritte Classe besteht aus den Regenten der Districte und aus den Oberhäuptern untern Rangs. Diese Classe ist nicht zahlreich und wenig geachtet; die zwei ersten Classen nennt man die hohen Chefs; ihre Zahl ist nur geringe, sie sind durch Blutverwandtschaft und Heirath aufs engste verbunden und bilden eigentlich nur eine einzige Familie. Alle übrigen Sandwichs-Insulaner sind Leibeigene, müssen für die Häuptlinge arbeiten, besitzen eigentlich gar kein Eigenthum, haben nicht das Vorrecht, europäische Kleidungsstücke zu tragen und sich zu berauschen; tritt dieß dennoch ein, so erhalten sie tüchtige Schläge, womit überhaupt der Adel gegen das gemeine Volk sehr freigebig ist. Uebrigens ist dieses Adelssystem noch unendlich höflicher, als die ehemalige Courtoisie Frankreichs. Das Salische Gesetz steht tief unter der Lehnsordnung der Sandwichs-Inseln; denn der Rang ist nicht in männlicher, sondern in weiblicher Linie erblich. Die edlen Frauen von Woahu müssen dem Himmel danken, daß sie auf den Inseln der Südsee und nicht in den Burgen der alten Welt geboren sind. Diese Damen von hohem Adel haben den Vorzug ihrer Geburt vornämlich durch Wohlbeleibtheit und Feistigkeit zu erhärten. Die Befehlshaberin von Atooi (Tauai), die Schwester des Taumaurai wiegt an vierhundert Pfund; Namahaua, eine der Gemahlinnen des Tameha=meha, Großvaters des jetzigen Königs, wiegt 290 Pfund; ihre Schwestern Kaahumanu und Kalakua fast eben so viel; ihr Bruder Kuakini, Befehlshaber von Owaihi, kaum 25 Jahre alt, 325 Pfund. — Um zu solcher stattlichen Feistigkeit anzuschwellen, mästen sich diese vornehmen Herrschaften von frühster Jugend namentlich mit Poe, einem Brei von der höchst nahrhaften Taro-Wurzel, welche das Hauptnahrungsmittel der Insulaner bildet. Uebrigens wissen die Damen nichts von Sorgen, Liebeswehen und Sentimentalität, wovon sie abmagern könnten, und auch bei ihnen gehört es zum guten Ton, täglich so viel starke Weine und Rum zu sich zu nehmen, daß sie aufs furchtbarste berauscht hinsinken. Statt daß sich die nordamerikanischen und europäischen Damen zuweilen noch Schooshündchen und Schooskätzchen erziehen, haben die vornehmen Sandwichs-Insulanerinnen noch immer eine entschiedene Vorliebe für — Schweine, nicht für Spanferkel, nein für erwachsene Eber und Säue. Diese Lieblingsschweine genießen am Hofe so großer Vorrechte, wie in manchen europäischen Palästen die Jagdhunde. Turner fand im Palaste zu Woahu ein Schwein dieser Art, etwa 400—500 Pfund schwer, nach der verwittweten Königin Kaahumanu genannt, welches ungehindert durch alle Thüren brach und allenthalben herum schnuffelte; nicht selten bettete es den gewaltigen Leib auf dem Sammt und Seidenzeuge des königlichen Lagers. Eine Katze darf, nach dem Sprichwort, wohl einen König ansehen, aber daß ein Schwein ein königliches Lager besudeln darf, ist doch das Non plus ultra des Radicalismus.

Die Namen der Vornehmen sind oft von sehr poetischer Bedeutung. Keopulani bedeutet: Anhäufung der Himmelswolken; Tameha-meha, der Einzige; Tameha-maru — ein Name, den die Königin nach dem Tode ihres Vaters annahm — Schatten des Einzigen; Kuahumahu heißt der Feder-Mantel; Kalakua: der Weg der Götter; Kapi[illegible]ani: die Gefangene des Himmels; Lealeahoku: das Halsband aus Sternen.

Als ein Beweis, wie beliebt die amerikanischen Missionäre auf den Sandwichs-Inseln sind, mag folgender Brief der obenerwähnten Königin Kuahumahu, auf Atoo dienen.

Kairua, den 15. November 1826.

Liebe für Euch, Hr. Loomis, so wie für Frau Loomis, Hrn. Chamberlain, Hrn. und Frau Ruggler. Ich habe Neigung für Euch, Hr. Loomis, weil Ihr mich gefragt habt, was Eure (der Missionäre) Fehler sind. Das ist gut. Ich sage Euch jetzt die Wahrheit. Ich weiß nicht, was Eure Fehler sind. Eins weiß ich von Euch, das Wort Gottes, welches Ihr mir gesagt habt — mein Herz erkennt: es ist gut Ding. Ich betrachte es jetzt — da bin ich — ich werde nicht zurückkehren — da bin ich für immer. Ich weiß keinen Fehler von Euch, dessen ich erwähnen könnte; auch nicht von Herren Bingham, oder Herrn Bishop, oder Herrn Thurston, oder Herrn Whitney, oder Herrn Ely — ich weiß von Euch allen nicht den geringsten Fehler. Es sind Eure Landsleute, die machen Verwirrung, Leute aus Amerika und England, und wir werden auch von ihnen getadelt. Aber wir werden doch nicht abfallen — das Volk folgt sehr Jesu Christo nach. Es ist nicht unsertwegen (der Häuptlinge und Missionäre wegen), daß dessen (des Volkes) Haß erregt ist. Das ist meine Meinung. Ich sage Euch, Herr Loomis, grüßt den Präsidenten der Vereinigten Staaten von mir und auch alle Missionäre und alle Freunde. Unser aller Liebe ist dort. — Sagt ihnen allen, wie mein Herz geleitet ist auf die wundervollen Werke Jehovah's. Unsere Herzen sind durch den Geist Gottes dahin geleitet. So sind wir alle. Wir und alle unsere Freunde werden nicht abfallen. Das Uebel kommt über uns alle, aber wir werden uns nicht durch dessen Versuchung in die Schlinge ziehen lassen. Das wäre gewiß schlecht. Wir sind unser sicher. Von Elisabeth Kuahumahu, Schwester von Euch allen. Wir sind alle Diener Jesu Christi.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 85. 25 März 1828.

Pilpay's Fabeln und die Verwandlungen des Buddhu *)

Den Bemühungen Wilson's verdanken wir die interessanten Aufschlüsse über die Pancha Tantra, eine Sammlung lehrreicher Erzählungen, in Europa unter dem Namen Pilpay's Fabeln bekannt, welche die asiatische Gesellschaft mittheilt. Ein treues seelenvolles Gemälde der Völker jenseits des Indus mit dem ganzen Zauber antiker Naivetät und der Farbenpracht orientalischer Darstellung gehören diese Dichtungen zu dem Herrlichsten, was der Menschengeist hervorgebracht hat. Indien in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, seine Pflanzen, Thiere und Menschen, das Leben in seinen mannigfaltigen Schattirungen, Sitten und Gebräuche, gesellschaftlichen Ton, Rechtspflege, Gesetzgebung, die wechselnden Glücksrollen orientalischer Größe, Weisheit und Thorheit der Welt — zeigt die Plancha Tantra in ihrer reizenden Bildergallerie, zu welcher sie den Freund der Natur auf blumigem Pfade hingeleitet. Für den Kenner der arabischen Mährchen hat sie noch den besondern Werth, daß sie (wie die Hitopadesa und andere hindustanischen Schriften) ein in manchen Beziehungen neues Licht auf die arabische Literatur, und auf die von Altersher zwischen Vorder- und Hinterasien bestehende Geistesverbindung wirft.

Ein zweites nicht minder merkwürdiges, wegen seines unerschöpflichen Reichthums an Personificationen eben so originelles als wegen seiner authentischen Erläuterung einer der geachtetsten Religionen des Ostens wichtiges Buch, genannt „Pansiyapamas Jataka" das heißt, die fünf hundert und fünfzig Verwandlungen des Buddhu, ist ein Geschenk Sir Alexander Johnston's, der bekanntlich als Oberrichter auf Seilan durch sein humanes mit beharrlichem Eifer durchgeführtes System große Verdienste um die Civilisation dieser Insel sich erwarb, und dabei die Gelegenheit, mehrere seltene Handschriften zu sammeln, nicht unbenutzt ließ.

Der Buddhismus, verfolgt und vertrieben von der indischen Halbinsel, hatte sich zuletzt auf dem schönen Eilande in der Bay von Bengalen, welches die Araber Serendib, die Indier Lanka, die Europäer Seilan (Ceylon) nennen, festgesetzt und von da seine Lehre und seinen Einfluß über die unermeßlichen Landschaften ostwärts vom Ganges ausgebreitet. Die Mehrheit der Bevölkerung des chinesischen Reichs so wie der tatarischen Steppen Mittelasiens bekennt sich zum Buddhu-Dienste, so daß ohne Zweifel diese Religion es ist, die sich einer größern *) Verbreitung als das Christenthum oder der Islam rühmen darf. Alle diese Millionen nun glauben an die fünfhundert und fünfzig Verwandlungen, die geheiligte Grundlage **) ihrer Glaubenslehre. Die ängstliche Zurückhaltung der Priester hatte es vor Johnston keinem Europäer möglich gemacht, sich eine vollständige Abschrift von demjenigen ihrer Religionsbücher zu verschaffen, welches die Geschichte jener Verwandlungen und das ganze buddhische System von der Seelenwanderung enthält.

Von der singalesischen Handschrift nahm Clough, der Verfasser einer Grammatik und eines Wörterbuchs der Palisprache, der einige Jahre Missionär auf Seilan war, eine Abschrift; bei dieser Gelegenheit gibt er folgende Bemerkungen:

„Die Verwandlungen Buddhu's wurden von seinen Verehrern als der Beweis der Erhabenheit und Heiligkeit seiner Person betrachtet. Bald befand er sich unter den Göttern, bald unter den Dämonen, meist unter den Menschen, oft aber auch unter den Thieren, den Vögeln und den Fischen. Indem er jede mögliche Form ***)

*) Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland Vol. 1. Part. 1.

*) Ueber die Frage, ob sich der Buddhudienst auch nach Europa verbeitet habe, sehe man in B. 7 der Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et etrangères publiés par la Société royale des antiquaires de France. Paris 1826, die Abhandlung von Coquebert-Montbret: Considerations sur la religion des anciens habitans de la Grande Bretagne, sur son origine et sur ses rapports avec la religion des Gaulois.

**) Man vergleiche J. G. Rhode über religiöse Bildung, Mythologie und Philosophie der Hindus ꝛc. Leipzig 1827 B. 1. S. 409 folgg. „Der öffentliche Gottesdienst der Buddhisten, sagt Rhode (S. 432), ist feierlich und ernst und hat eine große Aehnlichkeit mit dem Gottesdienste in katholischen Kirchen, auch mit dem Tempeldienste des alten Zendvolks. Gesang und Gebet bilden den Haupttheil; ewig brennende Lampen, Weihrauch und Blumen, wie Bilder und Reliquien fehlen nicht; auch lieben sie Prozessionen und Wallfahrten." Das Gesetz des Buddhu trat 546 Jahre vor Chr. Geb. in Wirksamkeit, und soll 5000 Jahre gelten, denn so lange versprach Buddhu, ehe er die Erde verließ, dieß Gesetz und seine Verehrer zu erhalten.

***) Coquebert-Montbret, am a. O., zeigt das Vorhandenseyn der Seelenwanderungslehre mit der Ahnung eines

des Daseyns annahm, befreundete er sich mit der ganzen Natur, deren Leiden und Freuden er theilte. Mitten unter diesen Wandelbarkeiten seiner äußern, vom Strome des Werdens fortgerissenen Erscheinung bleibt sein Charakter — eine Seele voll Reinheit, ein Herz voll Liebe, ein Geist voll Weisheit — unverändert. Jede Jataka enthält die ausführliche Nachricht über eine seiner Offenbarungen unter den verschiedenen Classen der Wesen durch Besuch oder Geburt und über seinen Verkehr mit ihnen; sodann eine bündige Nachweisung jener drei Grundzüge seines Charakters, eine Beleuchtung desselben durch moralische Betrachtungen, Parabeln, Erzählungen oder Gespräche, und schließt mit der Aussicht auf die Nirwana, den Lohn des Glaubens und des Gehorsams.

Das Buch ist ursprünglich im Pali geschrieben, und erst später in das Singalesische übersetzt worden. Die Londoner Handschrift enthält 1172 Blätter oder 2344 Seiten. Ein singalesischer Abschreiber könnte im Durchschnitt täglich vier Seiten abschreiben und würde also 586 Tage brauchen."

Einige von diesen Offenbarungen sind besonders charakteristisch und werden von den Buddhisten selbst als Fundamentalsätze ihres Glaubens ausgezeichnet. Um so erwartungsvoller sehen wir daher der nahe bevorstehenden Herausgabe eines Werks entgegen, welches die vier interessantesten Jatakas mit einer Anzahl bildlicher Darstellungen aus dem Gebiet der Religion und der Sitten der Buddhisten auf Ceilan, sowie Nachrichten über ihre Thierkreis- und Planetensysteme, ihre Astrologie, ihre Vorstellungen von Teufel, Hölle und Höllenstrafen enthalten soll. Bereits sind die Materialien von Hrn. Upham aus den Bana (Reden des Buddhu) gesammelt; die Bilder (mehr als vierzig) sollen nach den Originalien, welche Sir Alexander Johnston aus den Händen der buddhistischen Priester erhalten hat, lithographirt und illuminirt werden.

Ueber den Gang der innern Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Die erste Pflicht des neuen Pflanzers ist, in der Jury zu sitzen; denn die ersten Gerichts-Sitzungen beginnen, und der Sheriff ist gekommen ihn zu laden, und bei ihm zu speisen. Auch ein Richter ist angelangt, gewöhnlich ein Mann von Verdienst, manchmal jedoch der Auswurf anderer Tribunale. Es existirt noch kein court-house. Der Richter erwählt anstatt dessen das große Zimmer eines Gasthauses, oder einen geräumigen Speicher. Ich habe Gerichts-Sitzungen in einem Magazine halten sehen, wo Bretter, über Mehlfässer gebreitet, die Sitze des Richterpersonals bildeten. Eine Gerichtswoche ist zugleich eine Gelegenheit zum Verkehr und zum Erwerb für die Gastwirthe. Das Volk läuft von 50 (engl.) Meilen weit in der Runde in Masse zusammen, theils in Geschäften, theils aus Neugierde. Die Epoche dieser Vereinigung wird von Allen benützt, die vom Publikum leben wollen. Der Eine bietet seinen Neger feil; der Andere bestrebt sich die Anmuth seines Springhengstes im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, um ihm Praxis zu verschaffen. Die Advokaten suchen Klienten, die Aerzte Patienten. — Der Sheriff eröffnet die Sitzung: alles wird stille. Auf zwei Bänken sitzen 24 freie Männer, Familien-Häupter, Hausbesitzer, welche die große Jury bilden. Eine sonderbare Versammlung! Von dem mit ledernem Hemde und ledernen Beinkleidern bekleideten Jäger, dessen Bart seit einem Monat kein Scheermesser berührt hat, von dem Squatter im Strohhute und mit Stoffen angethan, die seine Frau verfertigt hat, von dem Kleinhändler an, mit aller übertriebenen Höflichkeit seines Geschäfts, bis zum reichen neu angekommenen Pflanzer sind alle Stände, alle Gewerbe hier unter einander gemischt. Sobald es still geworden ist, beginnen die Advocaten ihre Verhandlungen. Der Richter hält seine Rede (charge) mit so viel Würde, als wenn er in Westminster säße, und an den Aussprüchen der Jury bemerkt man nichts von der scheinbaren Abnormität des Ganzen. Am Abend vertagt sich die Sitzung auf den folgenden Tag, wo denn dasselbe Schauspiel wiederholt wird. Zu dem allem muß man noch die Anreden hinzudenken, welche die beiderseitigen Advokaten in den Gasthäusern an's Volk über die Gerechtigkeit ihrer Sache halten, und ähnliche Scenen.

Die Zeit der Gerichts-Sitzungen ist auch der Moment, wo die Kandidaten für die Würde eines Abgeordneten sich um die Gunst des Volks bewerben. Sie und ihre Freunde sind bemüht, durch alle Mittel der Ueberredung, manchmal auch durch Täuschungen, die Stimmen der Menge zu gewinnen. Geschichten über die Kandidaten werden fortwährend verbreitet und widerlegt. Jeder haranguirt das Volk oder läßt es durch seine Freunde thun. Daraus entwickeln sich Streitigkeiten, die gewöhnlich in Schlägereien ausarten, besonders Abends, wo die Mäßigkeit gerade nicht an der Tages-Ordnung ist; denn jeder Kandidat bewirthet seine Freunde.

Auf dem Lande muß man eine Wahl sehen. Schon seit mehreren Monaten sind die Kandidaten und ihre Freunde in Bewegung, machen die Runde von Wohnung zu Wohnung, suchen zu überreden, zu erklären, zu beweisen u. s. w. Gewöhnlich geben sich die Freunde noch mehr Mühe, als die Kandidaten selbst. Der Gouverneur hat durch eine Bekanntmachung den Tag angesetzt, das Land in Sectionen getheilt, in jeder derselben ein Central-Haus bestimmt, und drei Richter für die Wahlen ernannt. Diese drei Würdeträger eines Tages versammeln sich früh Morgens, und leisten einen Eid auf die Bibel, ihr Amt unpartheiisch zu verwalten u. s. w. Sie setzen sich rings um einen Tisch neben ein Fenster. Eine alte Cigarrenschachtel mit einem

großen allgemeinen Weltorganismus bei den Gälen. Der Barde Taliesin sagt in dem Gedicht Angar Cyvyndawd: „ich ward der Reihe nach ein Lachs, ein Hund, ein Hirsch, ein eiserner Nagel, ein Hahn, ein Hengst, ein Bullen, endlich ein Waizenkorn, und nachdem ich als solches von einem Huhn verschluckt worden war, erhielt ich wieder eine menschliche Gestalt, zuerst unter dem Namen Aedd und später unter dem Namen Taliesin, den ich noch führe." Ein anderes Mal sagt der Barde, er seye ein Waldstrom, eine Woge ꝛc. gewesen.

Loch im Deckel, ein Blatt Papier nebst Schreibzeug bilden das Material ihrer Einrichtung. Jeder Stimmende präsentirt sich außerhalb des Fensters, sagt seinen Namen, der auf das Blatt geschrieben wird, wirft dann seine Stimme in die Schachtel und entfernt sich. Wenn die Richter an der Fähigkeit des Wählers zweifeln, so lassen sie ihn schwören. Im Zimmer geht alles in der größten Ordnung zu, aber nicht so draußen. Der Wald wird bald mit Pferden und Karren angefüllt. Die Wähler kommen schaarenweise an, lachen und singen, oft schon frühmorgens halb berauscht, und feuern sich gegenseitig zur Unterstützung ihrer Kandidaten an. Diese selbst oder ihre Freunde treten den Ankommenden mit fertigen, oft mit gedruckten Stimmtäfelchen entgegen, und setzen sich ihren Spöttereien und ihren Grobheiten aus. Jeder Ankommende wird über seine Stimme befragt, und, je nachdem er einen Namen sagt, mit Beifallklatschen oder mit Pfeifen empfangen. Ein Mann von Einfluß tritt hervor, um seine Stimme abzugeben, wobei er seine Meinung und seine Gründe in einer kleinen Rede entwickelt. Das Geräusch hört einen Augenblick auf und der Redner gewinnt eine Menge der Wähler; Niemand stört ihn. Unterdeß geht die Branntweinflasche umher; am Abend ist Jeder mehr oder weniger betrunken, und selten entsagt das Volk seiner souveränen Macht ohne einen allgemeinen Kampf, wo Keiner den Andern hört, und in den alle diejenigen, die noch nüchtern sind und ihren Wagen noch bei der Hand haben, sich wohl hüten, sich einzulassen. Nachts schläft Jeder zu Hause. Die Richter zählen die Stimmen, und schicken das Resultat nach der Hauptstadt. Am andern Morgen sind Sieger und Besiegte wieder die besten Freunde, als wenn nichts vorgefallen wäre: denn Jeder hat von seiner Kindheit an gelernt, sich dem Willen des Volks zu fügen. Vox populi vox dei ist hier ein unbestrittener Grundsatz. Es muß hiebei bemerkt werden, daß das öffentliche Wohl nicht bei diesen Tumulten leidet: denn gewöhnlich hat Jeder lange, ehe er seine Stimme giebt, seine Wahl getroffen, und nüchtern oder nicht, er hält sich daran. Das Ungestüm der Wahlen geht schnell vorüber. Vorher spricht man von nichts anderm, nachher aber spricht fast kein Mensch mehr davon.

Der Posten eines Abgeordneten ist die gesuchteste von den Stellen, die ein Gebiet zu vergeben hat, denn außer dem Vortheil, Mitglied des Kongresses zu seyn, den Winter auf die angenehmste Weise unter lauter Festlichkeiten und in der besten Gesellschaft zuzubringen, mit allen ausgezeichneten Männern persönlich bekannt zu werden, hat er einen unübersehbaren Einfluß auf das Schicksal des Gebiets. Er wird ex officio über alles, was sich auf dasselbe bezieht, zu Rathe gezogen: auf seine Empfehlung werden gewöhnlich die Territorial-Aemter vergeben. Er hat dem Volke Versprechungen gemacht, die er zu erfüllen streben muß. Sie betreffen gewöhnlich Landstraßen, Kanäle, Postämter, Veränderungen in den Gerichtsdistrikten, Vermehrung oder Verminderung derselben; unentgeldliche Anweisung vakanter Ländereien, um Städte zu bauen; Errichtung neuer Brücken; Vermehrung der Mitglieder der gesetzgebenden Behörde; die Bestätigung oder Verwerfung dieses und jenes Gesetzes. Einige dieser Punkte wird er durchsetzen; in andern gibt er wenigstens seine Stimme ab. Seine Partei wird alle seine Schritte billigen, die Gegenpartei wird sie alle tadeln; und unter diesem Conflict der Meinungen kann man darauf rechnen, daß er nicht zum zweitenmale wird gewählt werden, um so mehr, da während seiner beiden Amtsjahre die Interessen der Bevölkerung und die Bevölkerung selbst sich umgestaltet haben.

Für das erste Jahr hat der Pflanzer die nöthigsten Lebensmittel, Geräthschaften, und was er zur Bekleidung seiner Neger braucht, mitgebracht: nicht so für die folgenden Jahre. Assortirte Schiffsladungen werden jetzt von den atlantischen Städten auf unsern großen Flüssen oder Kanälen versendet; in den neu entstehenden Städten werden Magazine errichtet, die sehr einträglich sind, denn alles wird doppelt und dreifach über den Preis verkauft. Die ersten Sendungen bestehen in Lebensmitteln: Rindfleisch, Schweinefleisch, gesalzene Fische, Schinken, Butter, Speck, Weingeist, Mehl; in Stoffen für die Familien und die Neger; in Eisenwaaren und Arzneimitteln. Das alles wird in demselben Laden, von demselben Kaufmann durcheinander verkauft. Dieser, der gewöhnlich nur der eigennützige Handlungsdiener eines großen Hauses im Norden ist, bringt in der Regel seine Familie nebst allen Moden und übrigen Vortrefflichkeiten der großen Stadt mit, aus der er kommt. Er kleidet sich auf's zierlichste, und bildet einen vollkommnen Kontrast mit der übrigen Bevölkerung. Gewöhnlich macht er sehr gute Geschäfte, obgleich er oft jedem Pflanzer bis zur Ernte Kredit geben muß. Er bringt fast immer alle mitgebrachten Waaren an; wenn die erste Ladung erschöpft ist, kehrt er nach dem Norden zurück, und kommt bald mit einer neuen Ladung wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand der Eingebornen gegen die Niederländer auf der Insel Java.

(Schluß.)

Um den Leser in den Stand zu setzen, die frühere und gegenwärtige Lage der Dinge in Java noch besser zu beurtheilen, fügen wir vorstehender Denkschrift einige Worte über das zuvor und seitdem Geschehene bei. Als diese Denkschrift Seiner Majestät dem Könige der Niederlande überreicht wurde, hatte der jetzige Generalcommissär in Batavia schon in mehreren Zweigen der dortigen Regierung die Reformen vorgenommen, welche die Umstände für zweckmäßig anzugeben schienen. Vor seiner Ernennung zu dieser hohen Würde war er Gouverneur der Provinz Südbraband, und wird wahrscheinlich diesen Posten auch nach seiner Rückkehr wieder antreten, denn der gegenwärtige Gouverneur dieser Provinz bekleidet seine Stelle nur ad interim. Herr Dubus hatte sich in derselben durch die strengste Gerechtigkeitsliebe und sehr gründliche Kenntnisse in allen Theilen der Verwaltung, namentlich im Finanzfache, ausgezeichnet; diesen Eigenschaften verdankte er auch seine Sendung nach Ostindien. Das dringendste Be-

dürfniß schien es hier zu seyn, durch Vereinfachung der Verwaltung und Ersparnisse aller Art die Ausgaben der Kolonie mit den Einnahmen einigermaßen gleich zu stellen. Als nämlich im Jahr 1819 der Generalgouverneur van der Capellen als ausschließlicher Oberbefehlshaber auf Java, wo bis dahin drei königliche Generalkommissäre an der Spitze gestanden hatten, zurückblieb, war, dem Anscheine nach, alles in blühendem Zustande; die Produkte wurden vortheilhaft abgesetzt, verschiedene Zweige des Einkommens besserten sich, und man versprach sich eine noch günstigere Zukunft. Hierdurch irre geleitet, und zum Theil auch in der Absicht, der Regierung auf allen Punkten mehr Anhänger zu verschaffen, vermehrte H. van der Capellen die Zahl der Beamten und erhöhte zugleich ihre Besoldungen. Da aber viele derselben noch neu in ihrem Geschäfte waren, auch überhaupt ernster Sinn für einen regelmäßigen Beruf und Gewissenhaftigkeit in Erfüllung der Pflichten dort eben nicht allgemein unter den Beamten gefunden werden, so verwickelte sich der Gang der Verwaltung, ohne daß man sich Mühe gegeben hätte, eine genaue Einsicht in den Zustand derselben zu nehmen. Als man endlich den Rückgang bemerkte, glaubte man durch Aenderungen in der innern Organisation zu helfen, die aber nur zu neuen Ausgaben Veranlassung gaben. Im Jahre 1819 entstand zugleich ein Krieg gegen den Sultan von Palembang, der zwar in dem folgenden Jahre glücklich beendigt wurde, aber doch bedeutende Summen verschlang. Doch glaubte man am Ende des Jahrs 1820 noch einen Ueberschuß zu haben, ob dieses aber der wirkliche Stand der Geschäfte war, blieb schwer zu ermitteln, weil die Comptabilität damals noch keineswegs im Reinen war. Man nahm nun zwar die Berichtigung derselben vor, auch wurde aus den Niederlanden deßhalb ein Kommissär hingeschickt, die Maßregeln aber scheinen nicht durchgreifend gewesen zu seyn. Die Geldverlegenheit stieg: man nahm zu Papiergeld und zu einem Anlehen von 1,200,000 Gulden in Bengalen seine Zuflucht. Im Jahre 1824, wo das Defizit schon bis zu sechs Millionen angewachsen war, hatte der Generalgouverneur den unglücklichen Gedanken, eine Reise nach den Molucken und der Küste Makassar zu machen, wo seit mehr als einem Jahrhunderte kein Generalgouverneur anwesend war, und hier Aenderungen in der Verwaltung vorzunehmen, welche diese Besitzungen in eine größere direkte Abhängigkeit von der Regierung in Batavia bringen sollten. Dieß verursachte einen neuen, sehr kostspieligen Krieg mit den Eingebornen, dessen verderbliche Wirkungen auf die Finanzen zusammentrafen mit einem unerwarteten und ungewöhnlichen Sinken der Kaffeepreise, wodurch der Ertrag der Kolonien bedeutend vermindert wurde. Kaum war nun dieser Krieg auf den Inseln und Makassar beendigt, als die Unruhen auf Java ausbrachen, über deren Ursachen uns die vorstehende Denkschrift Aufschluß giebt, und die seitdem ununterbrochen fortdauerten. Die Regierung sah sich nun genöthigt, Anfangs 1826 eine Anleihe von 20 Millionen Gulden im Mutterlande zu eröffnen, die kürzlich noch mit 2,700,000 Gulden vermehrt worden. Mit diesen Mitteln ausgerüstet betreibt sie den Krieg gegen die Rebellen mit großer Energie, indeß der Generalkommissär früher begangene Fehler wieder gut zu machen, und überall sachkundige und redliche Männer anzustellen sucht. Oeffentliche Blätter haben bereits erzählt, und es ist auch oben schon bemerkt worden, daß die Unterhandlungen, die im verflossenen Monate September mit den Rebellen angeknüpft worden, fruchtlos abgelaufen sind; ein Priester, Kiay-Modjo, den der Anführer der Insurrektion, der oben erwähnte Prinz Diepo Negoro, mit Vollmachten versehen hatte, machte Forderungen, welche der Generalkommissär nicht bewilligen zu dürfen glaubte. Seit langer Zeit hat dieser Priester seine Anhänger durch Fanatismus zu entflammen gewußt. In einer Proklamation, die Herr Dubus de Ghisignies hierauf an die Javanesen erließ, ermahnte er sie an dem Schicksale der Aufrührer ein Beispiel zu nehmen, und sich treu an ihre rechtmäßigen Fürsten anzuschließen. „Seht, sagt er, wie es den Meisten dieser Unglücklichen ergangen ist; von einem Ort zum andern verjagt, haben sie, gleich Heimathlosen, fremde Gegenden durchstreifen müssen; von ihrem Herde entfernt, sind sie genöthigt, sich ihre Nahrung durch Rauben und Plündern zu verschaffen, und viele sind schon eines elenden Todes gestorben; ihre Häuser sind zerstört, ihre Felder verwüstet." Er schildert dann das Glück derjenigen die sich friedlich betragen, beruft sich auf den Beistand des großen Kaisers von Soerakarta und der Sultane von Madura und Sumanap, mit deren Hülfe es ihm ein Leichtes gewesen wäre, die Rebellen zu besiegen; nur aus Schonung habe er mit ihnen unterhandeln wollen, nun aber sey es klar, daß Kiay-Modjo nur seinen eigenen Vortheil, nicht das Beste der Religion und seiner Landsleute suche, welche daher von neuem, um ihrer Selbsterhaltung willen, aufgefordert würden zur Ordnung zurückzukehren. — Bald darauf zeigte sich Diepo Negoro stolzer, als man von ihm erwartet hatte, und wahrscheinlich wird nun der Krieg mit vermehrter Hartnäckigkeit erneuert werden.

Tapferkeit eines Hindu.

Bei der Belagerung von Bhurtpur im Jahr 1805 war die brittische Armee, welche diese Bergveste zu stürmen versuchte, viermal mit großem Verlust zurückgeschlagen worden. Bei dem fünften und letzten Angriff bat ein Sergent von den eingebornen Truppen, der bei Lord Lake den Dienst hatte und diesen in Gedanken und Bekümmerniß sah, den General, ihm zu erlauben, sich seiner Compagnie anzuschließen, die eben aus den Transcheen vorrückte, um Theil an dem Sturme zu nehmen. Seine Bitte erhielt nicht eher Gehör, als bis dieselbe durch einen Stabsoffizier unterstützt wurde. Indem er sich mit dem gewöhnlichen militärischen Gruß entfernte, sagte er: Sey unbekümmert, General! Die Schurken! steh', wie wir sie zusammenschlagen wollen. Bhurtpur, mein Lord, wird heute fallen, oder du sollst mein Angesicht nicht wieder sehen. — Die Seapoys, von ihrem tapfern europäischen Offizier *) geführt, gingen zum Sturm und gewannen Fuß auf dem Wall. Sie machten eine verzweifelte Anstrengung, sich hier zu behaupten; da sie aber keine Unterstützung erhielten und ihren Offizier schwer verwundet, eine große Anzahl von den Ihrigen gefallen sahen, waren sie genöthigt, ihre Stellung aufzugeben. Alle zogen sich zurück, nur der Sergent, der bei Lord Lake den Dienst gehabt hatte, war dazu nicht zu bewegen. Er hatte tapfer gefochten, war aber noch unverwundet. Er stand oben auf der Bresche und lud ein Gewehr, das er einem der Gefallenen abgenommen hatte, als sein verwundeter Offizier ihm zurief, er solle sich retten. „Erzählt Lord Lake, antwortete er, indem er sich umwendete, wo ihr mich gelassen habt; Bhurtpur ist nicht unser, und ich kann ihm mein Gesicht nicht mehr zeigen." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als man ihn fallen sah, und in demselben Augenblicke wurde er in Stücken gehauen.

(Letters addressed to a young person in India by Lieut. Col. John Briggs. London 1828. 12.)

*) Bei jeder Compagnie Seapoys ist ein europäischer Offizier, als Chef derselben; den Dienst der Lieutenants versehen Sergenten, die aus den Eingebornen genommen werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 86. 26. März 1828.

Illyrische Poesie.

Von C. F. N.

Lieder, welche die Thaten der Vorfahren preisen und verherrlichen, sie den nachkommenden Geschlechtern zum Vorbild und zur Nacheiferung hinstellen, sind die ersten Anfänge aller Kultur, und halten in ihrem Innern, wie in einem Embryo, alle Keime der Kunst und Wissenschaft verschlossen. Ohne es selbst zu wissen, haben deshalb mit Recht die faselnden Grammatiker und Rhetoren der spätern Jahrhunderte Griechenlands, den Altvater Homer zum Ahnherrn aller der vielzweigigen Künste und Wissenschaften gemacht, die das großgewordene Hellas erzeugt hat. Keine Nation, außer dem glücklichen Griechenland, hat einen Meister aufzuweisen, der, an den Pforten stehend, wo die mythische Geschichte von der Historie sich trennt, mit Einsicht den vorhandenen Stoff gesammelt, mit gigantischer Kraft ihn beherrscht und bearbeitet hätte, — bei allen Nationen aber finden sich ähnliche historisch-mythische Heldenlieder, bei allen Nationen findet sich der Stoff zu einer Ilias und Odyssee. Bei den Deutschen wie bei den Slaven vertraten Heldenlieder die Stelle der Annalen; die einzelnen Gesänge, die sich von diesen poetischen Jahrbüchern der Nation in Illyrien erhalten haben, denen vielleicht eben soviel Wahrhaftigkeit zuzutrauen ist, als z. B. den Annalen des alten Ennius, sind als Episoden oder Fragmente einer großen Heldengeschichte der Slaven zu betrachten. „Eine solche Sammlung, wenn sie vollständig wäre," bemerkt mit Recht Fauriel in der Einleitung zu seinen Chants populaires de la Grèce moderne, „würde zugleich die wahrhafte Geschichte der Nation und das treueste Gemälde der Einwohner eines Landes liefern." Die Popievke, — so werden diese Lieder slavisch genannt, — besingen bald die ruchlose That Cialo's, der den Thron seines Vaters Radoslav an sich reißt, bald das liebende Weib, das als Janitschar verkleidet ihren Mann aus türkischer Gefangenschaft befreit; sie beklagen den Tod eines Kriegers, der unwissend seinen Bruder erschlägt und ein Opfer der Verzweiflung wird; allen kommenden Geschlechtern zur Schmach stellen sie den König Bodino hin, der seine Vettern mordet, seinem Weibe zu Gefallen.

Ragusa, gegen das Jahr 656 aus den Trümmern der Stadt Epidaurus entstiegen, wird slavisch Dubrownik genannt, von Dubrowa oder Dubrawa, welches einen Wald bedeutet. In dieser wundervollen, von hohen Gebirgen, von Wald und Meer umschlossenen Stadt ward höchst wahrscheinlich die Poesie der slavischen Illyrier geboren, und hier ward sie, was wir mit historischen Zeugnissen belegen können, von Georgio Darscich, von Orazio Mascibradich und Francesco Gondola in der Folgezeit groß gezogen. Schon gegen das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung war ein slavischer Fürst den Ragusanern vorzüglich deßwegen gewogen, weil sie durch ihre Gesänge die Thaten und Denkwürdigkeiten des slavischen Volkes und seiner Fürsten unsterblich machen; selbst die Namen zweier Barden, slavisch Gusbari genannt, haben sich aus dieser dunkeln Periode des Mittelalters erhalten: Sciscko und Giore heißen sie in den Sagen der Nation.

Die Illyrier konnten es so wenig wie die übrigen slavischen Stämme zu einer selbstständigen, aus dem eigenen Boden hervorgegangenen Cultur bringen; die Nation ward nicht, wie dieß bei den Griechen der Fall war, an den historischen Liedern aufgezogen; diese entfalteten sich nicht in mannigfache, selbst wiederum Blüthen und Früchte tragende Aeste und Zweige der Kunst und Wissenschaft, — sie blieben starr und unfruchtbar: es bedurfte hier, wie in dem ganzen übrigen Europa, des belebenden Othems von Griechenland und Rom, um die Nation einer höhern Bildung entgegen zu führen. Wie aus dem ferneren Deutschland, so strömten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auch aus dem nahen Illyrien die Jünglinge auf die Hochschulen Italiens, wurden hier mit den Schätzen des Alterthums und mit den großen Schriftstellern, deren sich damals schon Italien erfreute, bekannt, und kehrten voll von neuem Wissen und neuen Ansichten in ihr Vaterland zurück. Die großen Geister Italiens nahmen sie in ihren poetischen und prosaischen Arbeiten sich zum Muster, und freigebig nannte man auch alsbald diesen einen illyrischen Petrarca, jenen einen Bocaccio. Die heutigen Illyrier aber kümmern sich wenig um diese Lobeserhebungen ihrer in Uebertreibungen sich gefallenden Vorfahren, und betrachten das fünfzehnte Jahrhundert, worin diese Petrarca und Bocaccio geblüht haben, nur als die Kindheit ihrer Literatur und Poesie. Georgio Darscich, der sogenannte Petrarca Illyriens, gehört dem vierzehnten Jahrhundert an, und wird von den Neuern als der Vater der illyrischen Dichtkunst verehrt; er schrieb ein Nationalschauspiel, ein Gedicht über die Keuschheit, und unzählige Sonette. Er ward das Musterbild vieler nachfolgenden Dichter im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, eines Maurus Vetrami, Nico-

laus Dimitri, Franz Bucari, Marin Borresich und vieler andern. Sigismund Menz, eigentlich Mincetich, der ebenfalls noch aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt, wird der illyrische Bocaccio genannt, und erfreute sich ebenso wie Georgio Darsich einer Menge Nachahmer in den folgenden Jahrhunderten.

(Fortsetzung folgt.)

Blaquiere's Briefe aus Griechenland.

Letters from Greece, with Remarks on the Treaty of Intervention. By Edward Blaquiere, Esq., Autor of „An historical Account of the Greek Revolution". 8vo London 1828.

Das vorliegende Werk erzählt die neueren Ereignisse des griechischen Kampfes bis zur Schlacht bei Navarin, theils in Briefform, theils in einer historischen Einleitung, unter Beifügung von erläuternden Beilagen und Original-Documenten. Es vertheidigt den Interventions-Vertrag und berichtigt die in P. J. Green's „Skizzen des Krieges in Griechenland" gegen die Griechen erhobenen Anklagen. Bei dieser Veranlassung werden wieder die oft berührten Fragen über den gegenseitigen sittlichen und geistigen Werth der Griechen und Türken abgehandelt, um daraus den Schluß zu ziehen, in wiefern die Griechen ein Recht auf Unabhängigkeit und Freiheit haben. Die Türken, als das herrschende Volk, haben größere und kühnere, aber weniger kleine und verächtliche Laster als die Griechen. Jene sind offener, redlicher und wahrhaftiger in Wort und That; in geistigen Eigenschaften aber, die doch wohl die Hauptbasis des Willens und eines edlen sittlichen Selbstbewußtseyns bilden, stehen sie weit unter ihren bisherigen Sklaven. Die Frage dreht sich jedoch, wie uns scheint, keineswegs darum, ob die Griechen tugendhaft oder lasterhaft, geistreich oder geistlos sind, sondern blos ob sie Menschen sind. Sind sie Menschen, schlecht oder gut, so haben sie auch ein Recht auf Unabhängigkeit und Freiheit. Wenn in einem Volke die Sehnsucht nach diesen ersten Bedingungen jedes geistigen und sittlichen Lebens einmal erwacht ist, wer sollte da wohl das Recht haben, ihm die Befähigung dazu streitig zu machen?

Die Gegner der Griechen werden nicht müde zu beweisen, daß letztere durch jahrhundertlange Sklaverei entwürdigt wurden. Vielleicht könnten die Tausende, die in siebenjährigem Kampfe von den Karpathen bis zu den Fluthen des griechischen Meeres, fürs Vaterland in den Tod gingen, Zeugniß geben, daß in dem Volke die höchste Tugend des Bürgers, der Stolz der Selbstständigkeit, nicht ganz erloschen ist. Mag es auch von der wilden Kraft, welche sich gegen die Ketten sträubt, noch ein großer Schritt seyn bis zu jener von innen und außen geschützten und gesicherten Freiheit, so sind doch die innern Verwirrungen und Kämpfe, die bis dahin noch eintreten müssen, geringe Uebel gegen das eine große, die Fortdauer des Despotismus. Indem man beweist, daß die Griechen durch Sklaverei entwürdigt wurden, beweist man damit nicht zugleich die Nothwendigkeit des Aufhörens derselben? Wenn der Despotismus die Geister erdrückt hat, gibt es da ein anderes Mittel als die Freiheit, um sie wieder aufzurichten? Die Antwort auf alle diese Fragen liegt so sehr auf platter Hand, daß es unbegreiflich ist, wie man glauben kann, die Ereignisse, die mit innerer Nothwendigkeit und mit dem Schwerte sich Bahn brechen, werden auf die Demonstrationen moralischer und politischer Sophisten horchen, welche mit philosophischer Unfehlbarkeit beweisen, daß dieses Volk zur Freiheit reif, jenes unreif sey. Mit welch unumstößlichen Gründen hatten deutsche Professoren einst dargethan, daß die Neger eine niederere Race seyen, nur bestimmt, die Sklaven der höher begabten Weißen zu seyn! Da brachen sie mit blutiger Hand die Fesseln ihrer Unterdrücker, und es scheint nicht, daß der in rascher Bildung sich erhebende Negerstaat nach den Ketten Europas sich zurück sehne.

Doch kehren wir von diesen allgemeinen Betrachtungen, zu denen uns der polemische Theil von Blaquiere's Werk Veranlassung gab, zu diesem selbst zurück. Folgende Anekdote ist charakteristisch für den Kampf der Griechen gegen ihre Unterdrücker.

„Sophia Condulimo war die Wittwe eines ausgezeichneten Offiziers, welcher während der Belagerung Missolunghis gefallen war. Als die Türken in die Stadt eindrangen, befand sie sich, von ihrem Sohne und ihrer Tochter begleitet, unter jenen Haufen, welche der Wuth der Sieger durch die Flucht zu entrinnen suchten. Sie waren noch nicht weit gekommen, als die Mutter einen Trupp Türken erblickte, welche ihnen nachsetzten. Entsetzt über das Schicksal, das ihrer Tochter drohte, wandte sie sich zu ihrem Sohne, der bewaffnet war, und befahl ihm, seine Schwester, ein reizendes Mädchen von 16 Jahren, zu erschießen, damit sie nicht ein Opfer der türkischen Rohheit würde. Der Jüngling gehorcht im Augenblick dem furchtbaren Befehl, zieht eine Pistole aus seinem Gürtel und streckt seine Schwester zu Boden. Mutter und Sohn fliehen einer Höhle zu. In diesem Augenblicke fällt der Sohn, von einer Kugel der nachsetzenden Feinde verwundet, nieder. Die Mutter sucht ihn mit fortzuschleppen, wird aber von einigen türkischen Reitern eingeholt, von denen einer schon die Pistole auf sie richtet, als sie sich aufreißt und ihm mit dem Blick und dem Tone des Befehls zuruft: Barbar, siehst du nicht, daß ich ein Weib bin? Diese Worte haben die gewünschte Wirkung: Mutter und Sohn werden am Leben gelassen, um in die Gefangenschaft abgeführt zu werden. Als später mit dem Geld der Griechenvereine zweihundert der unglücklichen Gefangenen losgekauft wurden, befand auch Sophia Condulimo sich unter der Zahl der Befreiten, und erblickte unter denselben — ihre todtgeglaubte Tochter. Die Türken, die Schönheit des Mädchens bemerkend, hatten sie nach Missolunghi zurückgebracht, ihre Wunden verbunden und geheilt. Ihr Schicksal rührte die mit der Loskaufung beauftragten Agenten, und so kam sie, welche, um ihre Ehre zu retten, dem Tode geweiht war, durch die Hände der Feinde in die Arme der Mutter zurück."

„Tragischer war das Schicksal des unglücklichen Meyer, welcher die griechische Chronik gegründet und beinahe zwei Jahre lang mit vielem Geist redigirt hatte. Während meines Aufenthalts in Napoli di Romania traf ich zufällig mit dem Capitano zusammen, der Meyer und seine Gattin, eine junge Missolunghiotin, die ihr erstes Kind an der Brust trug, bekleidete. Bereits in der Nähe des Gebirges angekommen, sahen sie plötzlich einen Trupp türkischer Cavallerie ihnen nacheilen. Meyer, die Unmöglichkeit einsehend, sein Weib und Kind zu retten, bat die Griechen ihn zu tödten. Diese aber rissen ihn in wilder Flucht mit sich fort, bis die Türken sie erreichten und Meyer unter ihren Säbeln fiel. Seine Gattin und sein Kind kamen in die Sklaverei, in der sie noch jetzt schmachten sollen, da die Fonds der Societät zu Corfu zu gering waren, um ihre wohlthätigen Bemühungen fortsetzen zu können. Meyer war ein geborner Preuße, und ganz von jenem Geiste des Republicanismus erfüllt, der in Deutschland so rasche Fortschritte macht. *) Die Strenge und Rechtlichkeit, mit der er stets die Raubsucht der Capitäns und anderer Chefs bekämpfte, zog ihm viele Feinde zu. Als er getödtet wurde, trug er ein genaues Tagbuch über die ganze Belagerung bei sich, auf welches er, wie mich die Gefährten seiner Flucht versicherten, großen Werth legte."

Ueber Cerigo schreibt Blaquiere: „Obgleich von Natur dürr und unfruchtbar, bietet Cerigo (das alte Cythära) doch vieles Interesse dar, theils wegen seiner klassischen Erinnerungen, theils weil es in den letzten Jahren ein Hauptzufluchtsort einer großen Anzahl griechischer Familien, sowohl vom Festlande als von den Inseln des Archipels war, welche die Revolution vom heimathlichen Heerde trieb. Von allen Inseln der jonischen Republik lernte Cerigo den brittischen Einfluß vielleicht am meisten von seiner wohlthätigen Seite kennen. Der Resident, Capitän Mc. Phail, hat wirklich Wunder gethan. Sein erstes Werk war, daß er herrliche Wege bauen ließ, wobei die größten Schwierigkeiten überwunden, lange Felsenrücken durchbrochen und gesprengt, Hügel und Thäler durch treffliche Brücken verbunden, und auf diese Art Communicationslinien hergestellt wurden, welche nicht nur für die Zukunft der Insel größern Wohlstand versprechen, sondern auch schon jetzt den Bewohnern unendlich viel Vortheile und Annehmlichkeiten darbieten. Dann richtete der Resident seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Ackerbaues, so daß auch hierin bedeutende Fortschritte gemacht wurden. Sein ruhmwürdigstes Verdienst aber bleibt die Gründung einer Anzahl Lancaster-Schulen in verschiedenen Theilen der Insel. Ich habe die meisten derselben besucht, und war nicht wenig erstaunt, sie nicht allein voll von Zöglingen beiderlei Geschlechts, sondern auch eben so gut geleitet, wie die in England zu finden. Die Fortschritte, welche manche von diesen Schülern gemacht haben, sind wirklich erstaunenswerth. Ich fand, daß von tausend Zöglingen — der gewöhnlichen Zahl, welche Unterricht genießt — gegen zweihundert und fünfzig nicht nur ihre Erziehung in drei Jahren vollendet hatten, sondern auch bereits alle mit passenden Anstellungen, meist in Handlungshäusern, versorgt waren. Dieses Resultat der Bemühungen des Residenten ist von der höchsten Wichtigkeit. Auf diese Weise muß Cerigo das Medium werden, durch welches die Wohlthaten der Erziehung und des Unterrichts rings in der Levante verbreitet werden, um so mehr, als ein großer Theil der Schüler aus Kindern der griechischen Flüchtlinge besteht."

*) Man übersehe nicht, daß hier Hr. Blaquiere spricht.

Von Epidaurus sagt der Verfasser: „Epidaurus ist sehr freundlich gelegen, und muß, wenn Griechenland eine unabhängige Existenz erhält, ein Platz von bedeutender Wichtigkeit werden. Es hat zwei Seehäfen, beide groß genug, um Kriegsschiffe aufzunehmen, doch nicht genug vor Winden geschützt. Das Vorgebirge, welches diese zwei Einfahrten trennt, ist mit Ruinen und Cisternen bedeckt. Manche Theile der alten Mauer, mit der es, gleich der alten Akropolis umgeben ist, sind noch ganz erhalten. Die angebaute Gegend in der Nähe derselben ist ausnehmend fruchtbar an Korn, Wein, Oel und Baumwolle. Eine große Strecke von Weinbergen an dem südlichen Seehafen, auf denen ehemals ein Theil der Stadt stand, erzeugt einen der herrlichsten Weine Griechenlands. Aus der Art und der Ausdehnung der Ruinen, unter denen man Tempeltrümmer, Triumphbogen, große Bäder findet, zu schließen, muß Epidaurus sehr bevölkert gewesen seyn. Die umgebenden Hügel sind mit Wald bedeckt, von dem ein großer Theil Materialien zum Schiffbau liefert, und der in früherer Zeit wohl von wilden Schweinen bevölkert war, welche einst in diesem Lande einen der größten Luxusartikel der Tafeln bildeten. Die Hügel scheinen sehr mineralreich zu seyn, besonders an Blei und Eisen, wahrscheinlich auch an Kupfer. Dieser Mineralreichthum ist den meisten der Gebirgszüge der jonischen Inseln gemein."

„Die Umgegend von Epidaurus wird durch Jakals oder wilde Hunde, wie sie die Einwohner nennen, sehr unsicher gemacht. Regelmäßig jeden Abend nach Sonnenuntergang nähern sich dieselben dem Dorfe, beginnen ihr durchdringendes Geheul, bis sie damit ihre zahmen Brüder im Dorfe aufjagen, welche nun einen Ausfall auf sie machen, wo sodann ein allgemeiner Kampf beginnt, der stets damit endet, daß die Jakals zu ihren Lagern, in die Höhlen des benachbarten Waldes zurückgejagt werden."

„In Epirus ist das wilde Schwein größer und wilder, als in irgend einem andern Theile Griechenlands. Die Jäger lauern auf ihre Beute häufig auf den Gipfeln der Bäume. Die Jagdpartien bestehen meist aus fünf oder sechs Mann, mit Musketen und Attaghans bewaffnet. Nichts kann mahlerischer seyn, als die Rückkehr eines solchen Jägerzugs, wenn er die gewundenen Pfade der Hügel herabsteigt. Die Beute wird auf einer Stange von zweien aus der Gesellschaft vorausgetragen, während die Uebrigen ihre Triumphlieder singen. Ich wurde dabei jedesmal sehr an die ganz ähnlichen Darstellungen auf den antiken Basreliefs erinnert." —

Ueber den Gang der innern Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Jetzt finden sich auch die Lawyers ein, d. h. Rechts-Konsulenten, Advokaten, Prokuratoren, Notare, denn dieses Wort bedeutet, und jener Stand umfaßt alle diese Zweige. Unser Land ist voll von armen Teufeln, die jedoch eine gewisse Bildung haben. Solche Leute nun studiren die Rechte ganz auf ihre eigne Hand, indem sie nebenbei ein anderes Gewerbe treiben, z. B. in der Armee, in einem Comptoir, in einem Gasthause dienen. Sobald sie im Stande sind, ein Examen zu machen, werden sie lawyers. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie wenige von ihnen sich über die tiefste Niedrigkeit erheben. Der größte Theil besteht aus erbärmlichen Chicaneurs, die nichts anderes thun, als Streitigkeiten zwischen armen Dummköpfen anstiften, um sie durch fünf bis sechs Gerichts-Sitzungen hinzuziehen, und ihre 30 Dollars zu verdienen. Nichts ist ehrwürdiger, als der Advokatenstand der alten Staaten, aber nichts verächtlicher, als jenes Gesindel, das sich in einem neuen Gebiet um die Gerichtshöfe sammelt. Manche von diesen Leuten jedoch bilden ihre Kenntnisse durch Praxis aus, erwerben Vermögen und Achtung, und werden ehrliche Leute. Bald auch läßt sich ein regelmäßig für seinen Stand gebildeter lawyer im Lande nieder; er zieht schnell alle Praxis und Sporteln an sich; alle jene Ränkemacher werden verdunkelt, und am Ende genöthigt, weiter zu ziehen, oder ihr Glück auf eine andere Weise zu suchen.

In dieser Periode wird das Gebiet die Beute von Vagabunden, Bankerottierern, und Wucherern jeder Art, die aus allen Theilen der Vereinigten Staaten zusammenströmen. Früher war das Land zu arm, um einen hinlänglichen Gewinn zu versprechen; später werden jene Betrüger zu leicht entlarvt: es bleibt ihnen also nur diese Zwischenperiode als Feld ihrer Industrie übrig. Eine Art von Betrügerei verdient einer besondern Erwähnung. Ich habe Ihnen gesagt, daß ein Theil der Ländereien schon vor langer Zeit von den vorigen Regierungen veräußert worden ist. Nun giebt es Spekulanten, die von den armen ursprünglichen Erwerbern ihre zweifelhaften Ansprüche für einen Spottpreis kaufen, sich falsche Ansprüche hinzudichten, oder Land von Indianern kaufen, was den Gesetzen zuwider und daher nichtig ist. Nun lassen sie schöne illuminirte Pläne von ihren Besitzungen entwerfen; lawyers stellen ihnen Consultationen aus, durch die ihre Rechte die klarsten von der Welt werden; mit diesen Mitteln des Betruges gewaffnet, gehen sie in die Länder, wohin die Auswanderung angefangen hat, und nehmen ihre angeblichen Besitzungen in Beschlag. Man kann sich keinen Begriff von der Schlauheit und Gewandtheit machen, mit der einige von ihnen zu Werke gehen. Manchmal werden diese Betrüger mächtig genug, um die Fortschritte der Civilisation zu hemmen; sie gewinnen durch ihre Lügen viel Einfluß, und wirken oft sehr nachtheilig auf die Wahlen ein.

Aber dieser Zustand der Verderbtheit dauert niemals lange; die Bevölkerung nimmt täglich zu; die Gesellschaft bildet sich, und jene Blutsauger sind genöthigt, sich zu entfernen. Die Geselligkeit beginnt gewöhnlich mit öffentlichen Festen. Der 4te Juni, der erste Tag der Freiheit, der 22te Februar, der Geburtstag Washington's, der 8te Januar, der Tag der Schlacht von New-Orleans, geben dazu Gelegenheit. Einige Zeit vorher wird in einem Gasthause eine allgemeine Versammlung berufen. Ein Präsident und ein Secretair — denn alles geschieht mit der größten Förmlichkeit — werden durch laute Abstimmung ernannt. Ein Redner macht den Vorschlag, den Tag zu feiern, und giebt seine Gründe an; dann wird ein Mittagessen in Vorschlag gebracht, wogegen sich nur der Zweifel erhebt, daß es an einem Zimmer fehle, das groß genug wäre, um alle zu fassen, die Theil daran zu nehmen wünschen; ein Anderer macht daher den Vorschlag, unter freiem Himmel zu speisen: unterstützt und angenommen; ein Dritter will, daß eine Rede gehalten werde: angenommen. Auch von einem Ball ist die Rede, aber es sind leider nur drei Damen in der Stadt, die tanzen können; fänden sich darin vier, so würde die Motion gewiß durchgehen. Die Versammlung ernennt nun einen Redner und ein Fest-Comite, und geht dann auseinander. Das Protokoll wird gehörig beglaubigt, und in die Zeitung eingerückt, zur großen Zufriedenheit des Druckers und des Herausgebers, die Mangel an Stoff leiden. Am bestimmten Tage versammeln sich die Bürger und ziehen in Procession in die Kirche oder in's Wirthshaus, in das court-house oder in einen Speicher, um eine Rede zu hören, der es selten an Beredsamkeit fehlt. Ich mache Sie hierbei wieder auf den Kontrast aufmerksam, der hier immer zwischen dem Menschen und seinen Umgebungen Statt findet. Von da begiebt man sich in's Freie, wo ein Ochsen- und einige Schweinebraten der Gäste warten. Die Kosten sind durch Subscription gedeckt. Die Toaste die nun ausgebracht werden, tragen stets die Farbe der politischen Ansichten des Volks. Im folgenden Jahre giebt es wieder ein barbacue (Mittagessen im Freien), eine Rede, und — einen Ball. Das court-house ist indessen zu diesem Zwecke eingerichtet worden. Auf der Bank des Richters sitzt ein alter Neger, der auf der Violine kratzt, und von zwei kleinen Negern auf dem Tamburin und dem Triangel begleitet wird: Talglichter erleuchten die Scene; aber die Frauen sind trotz dem eben so hübsch und eben so geputzt, wie die in New-York. Der Pflanzer hat das grobe Jagdkleid abgelegt, und den blauen Frack aus dem Koffer genommen, den er zu einer andern Zeit in einem andern Lande getragen hat; seine Sitten sind wieder die der besten Gesellschaft. Die schlechte Musik u. dgl. vermehrt nur die Heiterkeit der Tänzer.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 87. 27 März 1828.

Deutschlands Handel mit Amerika.

Resultate langjähriger Erfahrung, an Ort und Stelle gesammelt.

Es herrscht jetzt bei den deutschen Fürsten und Städten das rühmliche Streben, nach dem Beispiele von Großbritannien, Frankreich und den Niederlanden, Consuln und Handels-Agenten nach den amerikanischen Staaten abzusenden, so wie auch mit einzelnen derselben besondere Handelsverträge anzuknüpfen. Der noch im Jahre 1825 z. B. von preußischer Seite laut ausgesprochene Entschluß, sich nie mit den Rebellen gegen die spanische Suprematie vor ihrer Emancipation durch das Mutterland in einen diplomatischen Verkehr einzulassen, ist seitdem durch eingetretene Umstände wankend gemacht, und hat sich in die Neigung verwandelt, endlich auch dem deutschen Erwerbsfleiß den Mitgenuß an den Vortheilen, welche aus der Befreiung Amerikas vom Joche des Colonialsystems hervorgehen, zu verschaffen, eine Neigung, welche um so ersprießlicher ist, als sich überhaupt Deutschlands Verkehr nach außen richten muß, indem der Binnenhandel unsers Vaterlandes fast allenthalben den drückendsten Beschränkungen, Quälereien und Plakereien unterliegt. Es bleibt unter so bewandten Umständen die erste und nothwendigste Obliegenheit des deutschen Handels, so viel als möglich ins Ausland zu senden, und den deutschen Producten, insonderheit den Manufaktur- und Fabrik-Waaren in allen Enden der Erde schnellen und möglichst vortheilhaften Absatz zu verschaffen. Wir sind in dieser Rücksicht so gut versorgt, daß wir wahrlich Alles, was wir an sogenannten Colonialwaaren und Droguerien gebrauchen, mit unsern eignen Produkten austauschend bezahlen können, wenn wir sie nur selbst an Ort und Stelle hinbringen und abholen. Dazu ist aber erforderlich, daß sich die deutschen Flaggen in möglichst vielen, und nicht blos in den Hauptplätzen der amerikanischen Ost- und Westküste unter den Schutz des Völkerrechts stellen, und also der Schiffer und Handelsmann auch in kleinern Ankerplätzen auf die Hülfe eines vom Vaterlande aus beglaubigten Agenten rechnen könne. So sind wirklich im Laufe des letzten Jahrs (1827) hamburgische Viceconsuln in die kleinern südbrasilischen Häfen Porto Alegre, Rio grande do Sul und Santos ernannt worden. Doch giebt es auch Beispiele, daß seit Jahren auf deutschen Schiffen die bedeutendsten Geschäfte nach amerikanischen Häfen gemacht sind, wo es bis jetzt keine hanseatische Consuln giebt, und wo an den Abschluß eines Handelstractats mit der Regierung bis jetzt nicht zu denken ist. Als Beispiel diene hier das so wichtige Havana und überhaupt die Häfen auf Cuba, welche mit Hamburg und Bremen ununterbrochen in Verkehr stehen *)

Ueberhaupt irrt man sich sehr, wenn man den ordentlichen, gewöhnlichen Verkehr mit amerikanischen Häfen für den vortheilhaftesten hält. Dieser ordentliche Verkehr findet zunächst mit den Häfen der Vereinigten Staaten: Salem, Boston, New-York, Philadelphia, Baltimore, Richmond, Norfolk, Charleston &c. statt; die Einfuhr deutscher Fabrikate ist dort freilich jetzt durch Zoll-Restriktionen beschränkt; doch ist zu erwarten, daß der neue Vertrag, den jetzt der hamburgische Abgesandte, Hr. Rumpff, mit der Union-Regierung unterhandelt, der deutschen Flagge noch bedeutende Vortheile verschaffen wird, indem die Nordamerikaner z. B. der wohlfeilen deutschen Eisenwaaren, des Leins &c. für ihren überall verbreiteten Zwischenhandel bedürfen. Freilich ist dieser Bedarf nicht bedeutend; der Amerikaner verführt überhaupt das am liebsten, was er selbst baut und hat; die eigentlichen amerikanischen Stapelwaaren: Holz, Mehl u. dgl. kann der Deutsche nicht gebrauchen; so bleiben eigentlich nur Baumwolle und Tabak übrig, und einige durch den Zwischenhandel nach den Vereinigten Staaten gebrachten Artikel, z. B. Thee, den sich die Nordamerikaner wohlfeiler aus China zu verschaffen wissen, als irgend eine andere Nation. Unter den deutschen Städten hat sich jetzt Bremen des größten Theils des nordamerikanischen Tabakshandels bemeistert, und einige Handelshäuser jener Hansestadt sind als vorzügliche Abnehmer auf den Märkten in Baltimore, Richmond, Norfolk &c. in Credit. Den Reishandel theilt Bremen mit Hamburg; nach der letzteren Stadt lieferte Charleston im Jahre 1827 auf neun Schiffen 6061 Tonnen Reis. Kurz, das Geschäft mit den Vereinigten Staaten geht noch so ziemlich den alten Gang, aber wie schon der alte Büsch 1782 weissagte, war und ist der Verkehr mit diesem Freistaate keineswegs gewinnverheißend für Deutschland, und wird von Jahr zu Jahr unbedeutender, weil die Nordamerikaner durch den außerordentlichen Aufschwung ihrer

*) Nach officieller Angabe der hamburgischen Einfuhrlisten langten im Jahre 1827 53 Schiffe von Havana und Matanzas auf der Elbe an, welche 492 Faß, 50,393 Kisten Zucker, 1039 Faß, 57570 Sack Caffee, 6162 Kisten Cigarren &c. in die Stadt lieferten. d. E.

Fabriken und Manufakturen, welche ein beispielloser, durch nichts gehemmter Unternehmungs- und Erfindungsgeist unterstützt, immermehr gegen Deutschlands Fabrikation in die Schranken treten, und in Rücksicht des Absatzes der Lebensmittel mit uns geradezu rivalisiren. In den südlichen Häfen am mexikanischen Meerbusen, in New Orleans, Pensacola, Mobile, S. Marc rc. ist vielleicht für deutsche Schiffe etwas mehr auszurichten, doch nur in so fern als dort die Geschäfte einen westindischen Charakter haben. Auch muß sich der Deutsche sehr hüten, weil sich in der Regel der nordamerikanische Kaufmann wenig daraus macht, wenn der deutsche Ausländer Schaden leidet; an Credit in Frankreich und England liegt ihm schon mehr, auch suchen die Yankees zum Theil noch Ersatz für das, was sie 1799 so schändlicherweise in Hamburg einbüßten, und bei der schlechten Justiz-Verfassung ist in allen amerikanischen Hafenplätzen auf dem Wege Rechtens selbst gegen solvente Häuser wenig auszurichten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die projectirte Canalverbindung des atlantischen und des stillen Ozeans.

Notes, by Lieut. Gen. Dirom, of Mount-Annan, regarding the lines of Communication, which may by made across Central America, between the Atlantic and the pacific Oceans. London 1827.

Einer der größten Entwürfe des menschlichen Geistes ist unstreitig die Verbindung des atlantischen mit dem stillen Meere. Der Plan, mittelst des Flusses Sankt Johann und des Nicaraguasees einen für Schiffe jeder Größe fahrbaren Kanal durch Mittelamerika zu ziehen, würde wahrscheinlich längst zur Ausführung gekommen seyn, wenn nicht außerordentliche Hindernisse sich ihm entgegenstemmten. Der Verfasser der benannten Abhandlung geht auf die im amerikanischen Befreiungskriege stattgehabten militärischen Operationen zurück, und beweist durch die hierbei gemachten Erfahrungen, die Schwierigkeit dieses großen Unternehmens.

Als im Jahre 1779 Spanien alles aufbot, um den Abfall der brittischen Kolonien vom Mutterlande zu begünstigen, so beschloß die englische Regierung Repressalien gegen seine Kolonien zu gebrauchen, und bevollmächtigte den Gouverneur auf Jamaika gegen die Spanier offensiv aufzutreten. Eine Expedition, welche unverzüglich ausgerüstet wurde, hatte den glücklichsten Erfolg und das spanische Fort Omoa wurde mit Sturm genommen. Obschon aber diese wichtige Besitzung, welche den Engländern weitere Unternehmungen gegen die Gold- und Silber-Minen auf der Westküste von Guatimala erleichtert hätte, ihres ungesunden Klimas wegen bald wieder verlassen werden mußte, so führte doch der erste gelungene Versuch zum Entwurfe eines ausgedehnteren Planes, welcher auch von der englischen Regierung genehmigt wurde. Man wollte nämlich am Flusse Sankt Johann hinaufgehen, einige Inseln auf dem Nicaraguasee besetzen und die Städte Granada und Leon befreien; oder diese Plätze besetzen und im Vereine mit einer englischen Eskadre die Verbindung der Westküste Amerikas mit der Ostküste erzielen.

Nachdem die Besetzung von Jamaika mit vier Regimentern von England aus verstärkt worden, wurden die für diese Unternehmung bestimmten Truppen in der Honduras-Bay ans Land gesetzt und verfolgten ohne Verzug ihren Marsch längst des Sankt Johann-Flusses, auf welchem Kapitän Nelson, der hier den Grund zu seiner bis jetzt unerreichten seemännischen Größe legte, sie mit zwei Böten seines eigenen Schiffes begleitete. Dies war im März 1779, und im April befanden sie sich im Angesicht des Kastells Sankt Johann, 69 englische Meilen vom Hafen und 32 vom See entfernt. Die Schwierigkeiten, welche sie schon bis dahin zu bekämpfen hatten, waren außerordentlich; der Fluß, an sich sehr reißend, war bei der trockenen Jahreszeit so seicht, daß die Schiffsleute öfters die Fahrzeuge mit den Händen schleppen mußten. Nelson nahm auf dem Wege die befestigte Insel Sankt Bartolomeo mit dem Schwerte in der Hand. Das höchst ungesunde Klima raffte viele Menschen weg und wenige widerstanden seinem entkräftenden Einflusse.

Die Garnison von Sankt Johann, welche Mangel an Wasser und Munition litt, mußte sich Ende Aprils ergeben. Der Verlust der Belagerer durch die Belagerten war nicht sehr bedeutend; die Thätigkeit und Ausdauer Nelson's wurden in allen damaligen Berichten mit Bewunderung erwähnt.

Die Verheerungen des atmosphärischen Einflusses wurden indessen täglich beunruhigender und es blieben nicht einmal so viele Gesunde übrig, um die Kranken zu pflegen. Dazu trat die Regenzeit ein, welche ohnehin für mehrere Monate jede fernere militärische Unternehmung unmöglich machte. Man beschloß daher, in Sankt Johann Besatzung zu lassen und auf den Böten in den Hafen zurückzukehren. Doch auch hier ereilte die Unglücklichen der Tod, den sie bereits in sich trugen, und von der Bemannung des Nelson'schen Schiffes Hinchinbrook, welche 200 Mann stark war, überlebten nur 10, den Kapitän mitbegriffen, diese Expedition. Cholera morbus, Verstopfungen der Eingeweide, Gallen- und gelbes-Fieber, waren die vorherrschenden Krankheits-Erscheinungen, welche sich so wenig heben ließen, daß man genöthigt war, sämmtliche Schiffe und Truppen nach Jamaika zurückzuschicken. Viele angesehene Offiziere der Land- und Seemacht verloren ihr Leben bei dieser unglücklichen Unternehmung und von 2000 Mann, welche dazu verwendet worden, genasen nur 300 vollkommen. Die Neger waren die einzigen, welche diesen furchtbaren klimatischen Einflüssen widerstanden. Kapitän Nelson mußte sein Schiff verlassen und nach England zurückkehren, wo er nach langem Siechthum und zum Glücke für den künftigen Ruhm seines Vaterlandes wieder genas. Alle ferneren Operationen wurden nach diesen traurigen Erfahrungen von englischer Seite eingestellt.

Die schädliche Luft am Ausflusse, so wie an den Ufern des Sankt Johann Flusses, seine geringe Breite von ungefähr 300 Yards, seine Seichtigkeit in der trockenen Jahreszeit so wie seine heftige Strömung zu andern Zeiten,

alle diese Umstände werden stets störend jedem Unternehmen, aus diesem Flusse einen, für Schiffe jeder Größe fahrbaren Kanal zu bilden, entgegenwirken.

Indessen sollte ein Vorhaben, das für die Handelswelt von unberechenbarer Wichtigkeit ist und welches dazu dienen würde, die Unabhängigkeit der vereinten südamerikanischen Freistaaten zu verherrlichen und zu sichern, nicht so bald aufgegeben werden. Das Klima kann auf mannichfache Weise verbessert werden, und hier würde die Reinigung der Flußufer von Wald, das Graben von Abzugskanälen, das Durchstechen der Anhöhen und die Verminderung der Strömung durch Schleusen vielleicht hinreichen, die Unternehmung möglich zu machen.

Vielleicht ließen sich auch, und gewiß zu nicht geringerem Nutzen des Publikums, drei große Fahrstraßen durch die Landenge ziehen, anstatt der gegenwärtig bestehenden schmalen und oft steilen Wege, auf welchen die Kaufmannsgüter auf Maulthieren durch Mittelamerika getragen werden müssen. Diese Straßen müßten, wenn anders die Beschaffenheit des Landes es gestattet, zum mindesten 60 Fuß breit seyn, auf der einen Seite einen eingezäunten Weg für Wägen, auf der andern Seite einen Fußpfad haben, auf beiden Seiten aber mit Alleen von schattenreichen Bäumen besetzt werden. Die eine dieser Straßen könnte gerade durch den Isthmus von Darien, etwa zwischen Chagré und Panama, durchlaufen; eine andere vom Golf von Dulce nach Guatimala; und eine dritte vom Golf von Mexico nach dem von Tegnantepec. Keine dieser Straßen würde mehr als 60 — 100 englische Meilen in der Länge betragen, während der projektirte Kanal durch den Sankt Johann-Fluß und den Nicaragua-See 200 Meilen lang werden müßte. —

Illyrische Poesie.

(Fortsetzung.)

Ueber alle diese Nachahmer und Sonnettenschmiede ragt Giovanni de Francesco Gondola, der Tasso Illyriens, hoch empor, sowohl durch die Kraft und Reinheit seiner Sprache, durch seinen Reichthum an großartigen Bildern und Vergleichungen, als durch die Originalität seiner Erfindungen. Francesco Gondola ward geboren zu Ragusa am 8. Januar 1588, und erhielt wahrscheinlich seine erste Bildung in dem Jesuitencollegium seiner Vaterstadt. Ich sage wahrscheinlich, weil sich über die Kindheit und die Jünglingsjahre Gondolas nur Sagen erhalten haben. Er ward der besondern Freundschaft des Orazio Mascibradich, eines hochgefeierten Dichters der slavischen Illyrier, schon als Jüngling gewürdigt, und suchte ihm in seinen mannigfachen poetischen Erzeugnissen nachzueifern; bei dem Tode Mascibradichs († 1620) zählte Gondola erst dreißig Jahre. In demselben Jahre ließ Gondola, den seine Vaterstadt durch Uebertragung der bedeutendsten Aemter ehrte, in Venedig bei Marco Ginami die sieben Bußpsalmen in metrischer Uebersetzung drucken, sowie ein Gedicht Suse Sina Rasmetnoga, d. h. die Thränen des verlornen Sohnes, überschrieben, ein Werkchen, welches mehrere Auflagen erlebte; ein Jahr später (1621) erschien sein erhabenes Gedicht: Ueber Gott, welches von den Illyriern als ein unübertreffbares Meisterwerk der lyrischen Poesie gepriesen wird. Viele seiner dramatischen Dichtungen und Liebeslieder sind bei dem großen Erdbeben und der furchtbaren Feuersbrunst, die 1667 zu Ragusa wütheten, zu Grunde gegangen. Die slavischen Liebeslieder, slavisch Sacinke genannt, sind so alt wie die Heldenlieder, von denen wir oben gesprochen haben, und gewöhnlich reimlos. Francescos erotische Gedichte sind äußerst schwärmerisch und meistentheils von düsterm, melancholischem Ton. Die Thränen Radmiros, eines seiner gepriesensten Liebeslieder, mögen uns als Beispiel dienen. Der Dichter ist aller seiner Sinne beraubt, seufzt bloß für die geliebte, grausame Rakle, und flieht dahin:

„Wo die Freundin der Töne, wo die Nachtigall Aurora nicht bewillkommt mit heiterm Gesange, wohin die Sonne nicht dringt noch den dunkeln Pfad vergoldet mit beseligendem Glanz,
Wo dichter Schatten im Walde sich ausbreitet über zackige nackte Felsen, woher wehet ein eisiger Wind und erstarret die Glieder,
In diesen waldigen Schlund fliehe ich, in diesen Raum ewiger Stille und Schrecken, daß Gusos *) widriges Rauschen in Töne der Klage und des Mitleids ausbrechen möge.
Bricht dann ein die schweigsame Nacht, liege ich da auf kaltem Kiesel, ein Verzweifelnder, klagend über die Härte der undankbaren Schöne."

Den Druck seines Heldengedichtes, das ihm die erste Stelle unter den illyrischen Dichtern verschaffen sollte, konnte Gondola nicht mehr selbst besorgen; er starb am 8. Dec. 1655. Unstreitig ward Gondola durch den außerordentlichen Beifall, dessen sich Tassos befreites Jerusalem allenthalben erfreute, das er selbst in's Illyrische übersetzt hatte **), auf den Gedanken gebracht, auch in dieser Form der ältesten und mannigfaltigsten aller poetischen Darstellungen sich zu versuchen; er wählte, kühn genug, seinen Stoff aus gleichzeitigen, allen Zeitgenossen wohl bekannten Begebenheiten.

Constantin Mohocla, der tapfere Hospodar der Moldau, ward 1614 von den Türken abgesetzt und floh nach Polen; Stephano Potocki wollte ihn mit Heeresmacht wieder in sein Land einsetzen; sein Unternehmen mißlang, und er gerieth, wie viele seiner Begleiter, unter welchen auch der polnische Fürst Korecki (bei Gondola wird er immer mit Unrecht Korenski genannt), in türkische Gefangenschaft. Die Polen mußten 1617 einen sehr nachtheiligen Frieden schließen, der aber zum Heil des Landes nur von kurzer Dauer war. Der Krieg begann von Neuem, und der tapfere Wladislav, König von Polen, schlug in der denkwürdigen Schlacht bei Chocim, am 7. October 1621, die Türken auf's Haupt. Mit dieser Schlacht und den darauf-

*) Namen eines Flusses.
**) Auch diese Uebersetzung ist leider bei dem Erdbeben und dem großen Brand 1667 zu Grunde gegangen.

folgenden Friedensunterhandlungen der Türken beginnt die Osmanide und endigt mit der Entthronung und dem Tode Osmans im Jahre 1622.

Lange schon ward der Druck dieses classischen Werkes von allen Freunden der slavischen Sprache und Poesie sehnlichst gewünscht. Schwierigkeiten der Bekanntmachung, die in frühern Zeiten vorhanden waren, wurden durch die veränderte Stellung Ragusas zu den Nachbarstaaten beseitigt; man sagt nemlich, Gondola habe auf Befehl des dirigirenden Magistrats von Ragusa zwei Gesänge, den 13ten und 14ten, aus seiner Handschrift vertilgen müssen, aus Furcht, die Pforte möchte die harten Aeußerungen, welche beide Gesänge enthalten haben sollen, übel aufnehmen und die ragusanischen Kauffahrer ihren Unwillen fühlen lassen. Dieser Sage, die einige illyrische Historiker mit großer Umständlichkeit berichten, wird von andern geradezu widersprochen; sie behaupten, was aber sehr unwahrscheinlich ist, Gondola habe diese beiden Gesänge nie ausgearbeitet. So viel ist gewiß, was auch die entschiedensten Gegner dieser Sage nicht läugnen wollen, daß der 13te und 14te Gesang lange nach dem Tode Francescos von Peter Sorgo mit großer Kunst und Gewandtheit in das defekte Gedicht eingeschoben wurden. Mit diesen fremden Ergänzungen ist endlich vor einigen Jahren das Ganze zu Ragusa erschienen (Osman spievagne vitesko Giva Gundulichja, vlastelina Dubrovackoga. U Dubrovniku 1826. 3 Bde. 8.). Wer nur etwas von der illyrischen, d. h. von der bosnisch-ragusanischen Sprache versteht, der weiß, daß es außerordentlich schwer ist, die poetischen Werke dieser Sprache in irgend eine andere zu übertragen; die angeborne ausdrucksvolle Kürze und Kraft müssen nothwendig durch Umschreibungen und Präpositionen, deren andere Sprachen nicht in dem Grade, wie diese, der altslavischen Kirchensprache am meisten sich nähernde Mundart, entbehren könn n, wenn nicht ganz zu Grunde gehen, doch nothwendig verwischt werden. Die Osmanide bietet aber noch besondere Schwierigkeiten für einen Uebersetzer dar, wegen ihres reichen, wohlklingenden Reimes, und wegen ihres eigenthümlichen Versmaaßes; sie ist in vierzeiligen Stanzen, wovon auf jede Zeile acht Silben kommen, geschrieben. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn der italienische Uebersetzer, durch den wir zuerst mit diesem Meisterwerke bekannt wurden, mit seinem Originale auf eine ziemlich willkürliche Weise verfahren mußte, was der ehrliche Mann schon durch den Titel seiner Arbeit eingesteht (Versione libera dell' Osmanide poema illirico di Giovanni Francesco Gondola, Patrizio di Ragusa. Collo di lui vita scritta dal patre Francesco Maria Appendini delle scuole pie. Ragusa per Antonio Martechini 1827, 1 Bd. 8.). Wir wollen vorläufig den Inhalt dieses epischen Gedichtes angeben, und behalten uns vor, in einem der folgenden Blätter einige wörtlich getreue Uebersetzungen nebst einigen Notizen über die illyrischen Dichter in den zwei letzten Jahrhunderten mitzutheilen. Freilich wird sich etwas ganz Anderes über die illyrische Poesie schreiben lassen, wenn ihre größtentheils in Handschriften vergrabenen Schätze dem Drucke übergeben seyn werden. Wir können den Freunden der slavischen Literatur die angenehme Nachricht mittheilen, daß dazu alle Hoffnungen vorhanden sind. Ein Canonicus Petrus Bassich zu Ragusa sammelte nämlich alle handschriftlich vorhandenen illyrischen Gedichte in 22 enggeschriebenen Octavbänden, die Antonio Martechini, der patriotische Verleger der Osmanide, an sich gekauft hat. Nach einer gedruckten Anzeige, die uns von Ragusa aus-zugekommen ist, gedenkt Antonio, wenn er nur einige Unterstützung findet, die ganze Sammlung unter dem Titel: **Parnassus Illyricus** herauszugeben.

(Schluß folgt.)

Der Abbé Montgaillard.

Der Abbé Montgaillard, der vor kurzem gestorben und dessen Histoire de France vor einiger Zeit in Paris erschienen ist, hinterließ ein Testament, in welchem folgende merkwürdige Clausel vorkommt: „Ich habe 8000 Franken des Jahrs; wem soll ich sie hinterlassen? — Meiner Familie nicht, weil ich sie verachte; der Geistlichkeit nicht, weil ich sie hasse. Den Armen? Sie sind mir zum Ekel. Aber wenn ich kein Testament mache, beerbt mich die Regierung, und die Regierung ist mir noch tausendmal mehr zuwider, als alle die übrigen zusammen. Ich will also mein Vermögen den Armen vermachen. Sie sind mir jedoch keinen Dank schuldig; denn wenn ich ein Testament zu ihren Gunsten mache, so geschieht dieß nur aus Haß gegen die Andern."

(Morning Herald, March 13.)

Aus Indien.

Die Sumbad Kaumudi, ein indisches Blatt, erzählt folgende für die Sitten des Landes charakteristische Anekdote: In dem District von Bankora hatte ein Dieb durch die Mauer in das Haus eines Braminen eingebrochen. Während er nach Beute suchte, vernahm er von außen Stimmen, und war im Begriff, sich zurückzuziehen, als er bemerkte, daß die Zwiesprache in der Nähe der Stelle, wo er eingebrochen, von der Frau des Braminen und ihrem Galan geführt wurde. Erstere beklagte sich über die Eifersucht ihres Mannes; ihr Liebhaber schlug ihr vor, ihn im Schlafe zu ermorden, und bot ihr hiezu eine Waffe an. Sie entgegnete ihm, wenn er ob dem Versuche erwachte, würde er zu stark für sie seyn, und drang in ihren Galan, die Ermordung selbst zu übernehmen, wozu er sich auch verstand. In dem Augenblick, als sie in das Haus eintreten wollten, vergaß der Dieb sich selbst und seine Beute, und dachte nur an seine Pflicht, das Leben des Braminen zu retten.

Er ergriff das Instrument, womit er durch die Mauer gebrochen war, stieß es dem Galan durch den Leib, tödtete ihn, und entfloh. Als das Weib ihren Liebhaber erschlagen sah, schrie sie auf, rief so ihren Mann und die Nachbarn nach dem Orte, wo sie sodann erstern anklagte, den Mord begangen zu haben. Er wurde festgenommen, untersucht, und da alle Umstände gegen ihn sprachen, zum Strange verurtheilt. Der Dieb vernahm, welche Wendung die Sache genommen, stellte sich vor Gericht und bekannte den ganzen Hergang. Man ist gespannt, welcher Spruch von dem Gerichte wird erlassen werden.

(Asiatic Journal, März 1828.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 88. 28 März 1828.

Theater der Chinesen *).

Das Theater der Chinesen hat sich eben so selbstständig auf nationellem Grund und Boden entwickelt, als das der Hindus, und bietet daher eben so große oder vielleicht noch größere Abweichungen von dem der europäischen Nationen dar, als dieses. Ein chinesisches Schauspiel giebt nicht diese oder jene bestimmte Handlung aus dem Leben seines Helden, sondern gewöhnlich die ganze Erdenlaufbahn desselben von der Wiege bis zum Grabe. Die Chinesen kennen daher weder Tragödien noch Komödien nach unsern Begriffen, sondern eigentlich nur eine Art dialogisirter Lebensbeschreibungen, die nicht sowohl in Akte getheilt sind, als in verschiedene Theile zerfallen. In diesen bildet das wechselnde Auf- und Abtreten der Personen etwas, das wir mit unsern Scenen vergleichen können. Jedem Theil des Schauspieles geht ein besonderer Prolog voran, und jeder Acteur spricht, wenn er sich zuerst der Versammlung vorstellt, einige Worte, in denen er den Namen, welchen er in dem Stück tragen soll, meldet, und den Charakter beschreibt, den er darzustellen hat. Nicht selten spielt ein Schauspieler mehrere Rollen in demselben Stück, was freilich eben nicht sehr dazu beitragen kann, die Illusion zu befördern. Masken werden nur bei Balleten gebraucht, oder wenn die Handlung des Stücks zufällig die Vornahme von Masken verlangt. — So wie eine heftige Leidenschaft dargestellt werden soll, hört der Schauspieler auf zu declamiren, und drückt sein Gefühl durch Gesang aus. Diese lyrischen Stellen, die in Versen geschrieben sind, werden nicht selten mit Instrumentalmusik begleitet, wodurch die Tragödie der Chinesen einige Aehnlichkeit mit unsern Opern erhält. Immer bezeichnen sie ein schnell erregtes, heftiges Gefühl. So singt ein Schauspieler, wenn er von Räubern angegriffen wird, wenn er im Begriff steht, Rache zu nehmen, oder wenn er sich zum Tode vorbereitet.

Regelmäßige Theater giebt es nur in der Hauptstadt und in einigen andern der größern Städte des Reichs. Die Schauspieler ziehen von einem Theile desselben zum andern, indem sie sich dadurch ihren Unterhalt verschaffen, daß sie in Privathäusern bei Festen und Gastmälern auftreten. — Wenn die Gäste im Begriff sind, sich zu Tisch zu setzen, treten drei oder vier Schauspieler reich gekleidet in das Gemach. Sie machen die ehrfurchtsvollste Verbeugung gegen die Gesellschaft, indem sie ihre Häupter viermal bis auf den Boden herabneigen. Einer von ihnen übergiebt darauf dem vornehmsten der Gäste ein Buch, worin mit goldenen Buchstaben die Titel von fünfzig bis sechzig Schauspielen, welche die Acteurs sämmtlich auswendig wissen, verzeichnet sind. Nachdem das Buch in der Gesellschaft herumgegeben worden ist, trifft der Vornehmste die Auswahl des Stückes, welches aufgeführt werden soll. Die Vorstellung beginnt mit einem Vorspiel von Flöten, Pfeifen, Trompeten und Trommeln (von Büffelsfell). —

Das Schauspiel wird in demselben Gemach aufgeführt, in welchem die Gesellschaft versammelt ist, und die Acteurs nehmen den Raum zwischen den Tischen ein, die in zwei Reihen gestellt sind. Ein Teppich ist auf den Boden gebreitet, und die Acteurs treten ein und ab durch eine Thür, die in ein anstoßendes Zimmer führt. Diese Vorstellungen finden immer bei Taglicht statt, und haben häufig mehr Zuschauer, als die, zu deren Vergnügen sie besonders bestimmt sind; denn es ist Sitte, in den Hof des Hauses eine Menge Volks einzulassen, das dann von außen in das Gemach hineingafft, in welchem das Schauspiel aufgeführt wird. Auch Frauenzimmer nehmen an diesen Unterhaltungen Theil, indem sie durch Gitterfenster sehen, hinter denen sie selbst den Blicken entzogen sind.

Während großer Feste oder öffentlicher Prozessionen werden Bühnen auf den Straßen errichtet. Bei diesen Gelegenheiten werden Schauspiele aufgeführt vom Morgen bis in den Abend, und das gemeine Volk wird zu denselben gegen einen sehr niedrigen Preis zugelassen.

Chinesische Schriftsteller von einigem Ansehen schreiben selten für die Bühne; denn in China ist das Schauspielwesen mehr geduldet als begünstigt, oder selbst nur erlaubt. Der Kaiser Inuschden verbot den Mandarinen auf das strengste, die Theater zu besuchen. Der verstorbene Tsapie bestätigte dieß Verbot; und außerdem darf kein Manschuoffizier wagen, ein Theater zu betreten, ohne zuvor von seiner Mütze die kleinen farbigen Kügelchen abzunehmen, welche das Zeichen seines Ranges sind. Das Vorurtheil, welches in ganz China gegen dramatische Vorstellungen herrscht, betrachtet Theater nicht anders, als Häuser von übelm Ruf, und sie werden daher nur in den Vorstädten der Städte geduldet.

Mit Begierde berichten in China die Zeitungen den Namen jedes gemeinen Soldaten, der sich durch eine muthige That auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet hat; sie verbreiten durch das ganze Reich jedes Beispiel kindlicher Liebe

*) Nach dem Oriental Herald, March. 1828 pag. 467 f.

oder jeden Zug von Unschuld an einem Landmädchen, der zur öffentlichen Kenntniß kommt; aber ein chinesischer Journalist würde sich einer Strafe aussetzen, wenn er es wagen wollte, die Beschreibung einer dramatischen Vorstellung zu geben oder nur eine Anspielung auf die Aufnahme eines neuen Schauspieles zu machen.

Illyrische Poesie.

(Fortsetzung.)

Inhalt der Osmanide.

Der Dichter beginnt mit einer glänzenden Beschreibung seines Helden, indem er die Niederlage der Türken und den Grimm Osmans über dieselbe berichtet. Unermüdet forscht der Sultan nach der Ursache des verlornen Treffens; er sucht sie bald in der verdorbenen Verfassung, bald in den schlechten Sitten, bald auch in der vernachlässigten oder verweichlichten Erziehung des einst den Erdkreis erschütternden Osmanenvolkes. Diesem Verderben zu steuern, ergreift er verschiedene Maßregeln; der Großvezier wird abgesetzt, er selbst will nach Asien ziehen, in der großen Ebene des Turkomanen-Landes, von wo Osman aufbrach, der Ahnherr seines Hauses, ungeheure Heere zusammenziehen und mit diesen die ganze Welt erobern. Schon sieht er sich in einem von seiner erhitzten Phantasie ihm vorgezauberten Traumbild als Herrn des Universums und vor ihm im Staube die Könige der Erde, — da erscheinen, im Beginne des zweiten Gesanges, die vielerfahrenen Alten und klugen Rathgeber, stellen dem Fürsten vor, in welchem Grade er aller Mittel zur Fortsetzung des Krieges ermangle und wie es unumgänglich nothwendig sey, an den Polenkönig Wladislaw Gesandte mit friedlicher Botschaft zu senden; der Sultan läßt sich überreden, der weise Ali geht als Gesandter nach Polen, indeß zugleich der Kislar-Aga nach dem Archipel segelt, um für den erhabenen Herrscher zu seiner Erheiterung und Zerstreuung die schönste der Frauen zu suchen.

Die drei folgenden Gesänge verwendet der Dichter auf die Reise der türkischen Gesandtschaft nach Warschau, auf die Besuche bei dem Fürsten der Moldau und bei Krunoslava, der hochherzigen Frau des von den Türken gefangenen Polen Korevski. Ziemlich umständlich erzählt der türkische Gesandte dem Hospodar der Moldau die wundervollen Thaten seiner Ahnen, wie sie hervorbrachen aus ihrem heimathlichen Gebirge, Asien bezwangen und nach Europa überschifften, der trauernden Krunoslava aber gibt er Bericht über die Gefangenschaft ihres Gemahls. Darauf versinkt das muthige Weib, die sich im Türkenkampf gegen eine riesenhafte Amazone tapfer geschlagen hatte, in tiefe Trauer, beklagt in einem einsamen, düstern Haine ihr Geschick und beschließt endlich, als Ungar verkleidet, ihren Mann zu retten.

Der Kislar-Aga landet (im siebenten Gesange) auf allen Inseln und Küsten des Archipels und Morea's und verbreitet, wohin er sich wendet, Angst und Schrecken. Von bewaffneter Mannschaft unterstützt, raubt er Frauen und Jungfrauen, welche immer er würdig hält für den Harem seines Herrn; gewandt weiß der Dichter hier eine Beschreibung des alten Griechenlands einzuflechten, verwoben mit den gefühlvollsten Klagen über das traurige Schicksal dieser mütterlichen Heimath aller Cultur und Wissenschaft. Auch Servien besucht der Kislar-Aga und kehrt auf seinem Raubzuge bei Gliudragh ein, einem alten, von den serbischen Königen abstammenden Schaafhirten. Hier sehen wir die der Nation eigenthümlichen, die Thaten ihrer Vorfahren feiernden Spiele, zur Verherrlichung des sechzigsten Geburtstages Gliudraghs. Seine einzige Tochter, die Freude und der Trost des alten Vaters, erscheint in der Versammlung, — alle Augen richten sich auf sie und alle Herzen schlagen ihr entgegen. Der große Weiberkenner, der Kislar-Aga selbst, muß gestehen, daß er bis jetzt von dem Liebreiz des Weibes keinen Begriff gehabt habe. Wohl kannte er, dieß sind seine Worte, die glühenden, feurigen, zum Sinnenrausch herausfordernden Augen der Töchter Osmans, nicht aber dieses sanfte, schwärmerische und das Herz entzündende Feuer, welches in den Augen Gliudra Suncianizza's brenne; wenn je eine Sterbliche, setzt er hinzu, würdig sey das Lager des Herrn der Gläubigen zu theilen, so sey sie es, die glückselige Tochter Gliudraghs. Suncianizza wird gewaltsam entführt und der Vater verzweifelt.

Am Jahrestag der Schlacht von Choczim (7 Oktober 1622) feiern die Polen ein großes Nationalfest; unbesorgt entfernen sich viele Krieger weit vom Lager und werden von der tapfern Sokolizza, einer türkischen Amazone, und von ihren heldenmüthigen Gefährtinnen zu Gefangenen gemacht. Der Polenkönig Wladislaw überrascht indeß zufällig auf einer Jagd Sokolizza mit den Ihrigen im Bade und befreit seine Waffengefährten. Wladislaw zieht darauf mit seinen Polen (im 10ten Gesange) triumphirend nach Warschau, wo ihn die türkische Gesandtschaft bereits erwartet. Der weise Ali wird in einen prachtvollen Saal des königlichen Schlosses zu Warschau geführt, bewundert die Polen, die in einem ritterlichen Spiele die Schlacht von Chozim darstellen, wegen ihrer Gewandtheit in allen Waffenkünsten und hält eine Rede vor der ehrwürdigen Versammlung der polnischen Reichsräthe, entwickelt die Vortheile des Friedens und beschreibt in anmuthiger Rede die mannigfachen Freuden, die aus der Freundschaft benachbarter Nationen entspringen. Er bittet in dem Namen seines Herrn um den Frieden, erhält ihn unter gewissen Bedingungen und reist ab, mit Geschenken beladen. Nach Constantinopel zurückgekehrt, gibt Ali Rechenschaft über das Resultat seiner Botschaft, findet und erkennt Krunoslava, verräth sie dem Sultan, der sie zu ihrem Gemahl ins Gefängniß sendet. Krunoslava wähnt diesen untreu, und auch er schöpft gerechten Verdacht wegen der unvermutheten Erscheinung seines Weibes in Männertracht. Dieses doppelte Mißverständniß und die Entwicklung desselben bietet den Stoff zu einer der zartesten und rührendsten Schilderungen, welche je in einer Sprache geschrieben wurden.

Der Kislar-Aga und seine Begleiter, die gesandt waren den Harem des Großherrn zu füllen, kehren (im dreizehnten Gesange) mit ihrer schönen Beute zurück in die Haupt-

stadt der Gläubigen. Kalt und ungerührt geht der Sultan vor dieser Auswahl aller Schönen seines Reiches vorüber, da erblickt er Suncianizza und wird gefesselt von der wundervollen Anmuth und der reizenden Unschuld der serbischen Jungfrau; aber erweicht von ihren Thränen und Bitten, bezwingt er sich selbst und seine Liebe, entläßt sie zu ihrem Vater, und nimmt statt ihrer zwei reizende Griechinnen.

Korevski, dessen Befreiung als unerläßliche Bedingung des Friedens von den Polen gefordert, und von Ali Pascha in Warschau zugestanden worden ist, wird vor den Sultan geführt. Mit ihm auch Sokolizza, die unbezwungene Amazone; sie widerräth dem Sultan einen so nachtheiligen Frieden mit den ungläubigen Polen einzugehen, sie selbst wolle ihn nach Asien begleiten, dort die unzähligen Schaaren der befreundeten Turkomannen sammeln, und dann die Christenheit mit Schmach und Schande bedecken. In Osmans Seele werden seine alten Traumgesichte wieder rege, auch schlägt sein wankelmüthiges Herz der muthigen Sokolizza entgegen. Er verspricht, ihrem Rath zu folgen, und zugleich sie zur Gemahlin zu nehmen. Die höllischen Dämonen halten (im 15ten Gesange) eine große Versammlung und verschwören sich zum Untergange der Polen; gegen ihre Wünsche wendet aber der mächtige Herr der Heerschaaren Osmans Unternehmen zu dessen eignem Verderben. Die Janitscharen empören sich, als sie hören, Osman wolle nicht auf ihre Tapferkeit allein vertrauen, sondern nach Asien ziehen und neue Heere sammeln. Osman hierdurch erschreckt, ruft des Nachts seine getreuen Diener und klugen Räthe zusammen. Aber auch die Rebellen bleiben nicht unthätig; sie erstürmen das Serail, Osman wird gezwungen abzudanken und Mustapha, der lang verfolgte und gefangene, wird auf den Thron seiner Väter erhoben. Der Großvezier will sich als Derwisch verkleidet retten, wird aber erkannt und ermordet. Der großmüthige und tapfere Osman, dessen Seele damals schon von dem Gedanken erfüllt war, den Mahmud in unseren Tagen verwirklichte, wird in den sieben Thürmen eingesperrt und bald darauf erdrosselt. Still und geräuschlos wird er um Mitternacht begraben; keine Seele folgt der Leiche und kein Auge beweint das traurige Loos des menschenfreundlichen Herrschers der Gläubigen.

Deutschlands Handel mit Amerika.

(Fortsetzung)

Der Handel Deutschlands mit dem brittischen Nordamerika, selbst wenn auch nur mittelbar über England betrieben, wird mit jedem Jahre wichtiger, und wirkt schon vortheilhaft auf die Landwirthschaft Norddeutschlands ein. Die große Schlachterei in der Nähe von Hamburg zur Versorgung von Newfoundland rc. ist fortwährend in Thätigkeit, consumirt ganze Heerden Hornvieh und Schweine, bedarf einer großen Menge Butter, und läßt ungeheuer viel Brod backen. Die Nachbarschaft Jütlands, Schleswigs, Holsteins, Mecklenburgs und der hannövrischen Marschländer befördert diesen höchst ersprießlichen Betrieb; aber auf Deutschlands Fabriken und Manufakturen kann dieser Verkehr nur wenig einwirken; denn jene Lebensmittel werden auf brittischen Schiffen nach Nordamerika geschafft, und also läßt sich nicht einmal durch Schleichhandel dort etwas einbringen. Indeß ist deutschen Schiffen die Hinreise nach jenen brittischen Colonien gestattet, und sie können, wenn sie den breiten St. Lawrence Strom hinaufsegeln, zu beiden Seiten allerdings manches anbringen, was sich dort mit Vortheil absetzen läßt. Auf Newfoundland braucht die blutarme Bevölkerung nur das Nothwendigste, und das wird ihr gegen Stockfisch von der wahrhaft väterlichen Regierung geliefert; hingegen verdient Nova Scotia (Halifax) die größte Aufmerksamkeit, und gleichfalls die Holzfäller-Häfen an New Brunswick's Küste. So verheißt allerdings der zwischen Großbritannien und den Hansestädten am 29ten Sept. 1825 abgeschlossene Handelsvertrag dem deutschen Lande wesentliche, wenn auch nicht glänzende Vortheile. Es scheint, als wollten jene beiden großen Seemächte, Großbritannien und die Vereinigten Staaten, überhaupt wetteifernd die deutschen Flaggen merkantilisch begünstigen, um die Scharten auszuwetzen, welche sie sich einander als Repressalie beibringen. Die Vereinigten Staaten belegen die brittischen Manufakturwaaren mit hohen Zöllen, welche noch dazu mit Strenge eingefordert werden, und nur mit größter Schwierigkeit zu umgehen sind — weil Großbritannien ihre Schiffe nicht auf gleichen Fuß mit den englischen setzen will, und lassen nun, um jene Macht zu kränken, deutsche Fabrikate unter billigern Bedingungen zu. Großbritannien verbietet die Zufuhr der amerikanischen Lebensmittel und Holzwaaren nach dem brittischen Westindien, erlaubt sie aber deutschen Schiffen, (so daß selbst schon preussische Schiffe aus Danzig rc. Mehl und Brod direkt nach Barbadoes und Jamaica gebracht haben, welche dort guten Absatz fanden), um jene Colonien von den Vereinigten Staaten in Rücksicht der nothwendigsten Bedürfnisse unabhängig zu machen. Diese Collision wird, so lange sie dauert, Deutschland etwas Gewinn verschaffen. Der Verkehr auf den Brittisch-Westindischen Inseln, wo Caffee, Zucker, Rum rc. als Rückfracht für Lebensmittel, (Manufakturen einzuführen ist nicht erlaubt), so leicht zu haben sind, kann eben so ersprießlich werden, wie sich der Verkehr mit Cuba und Puertorico bereits bewährt hat. Im Verhältniß, wie jene brittischen Inseln, Jamaica, Dominica, Barbadoes, Antigua, Tabago, Trinidad rc. reichlicher Waaren von besserer Qualität liefern, wird dieser Verkehr vortheilhafter, wie der Handel nach dem ganz verarmten Haïti, welches jetzt blos Caffee, Blauholz, Mahagonyholz und (schlechte) Häute liefert, und wo die Schwarzen gar wenige Bedürfnisse haben, abnimmt; selbst Bremen hat die Geschäfte dahin größtentheils aufgegeben, und wenn auch Schiffe nach den Häfen dieser Insel bestimmt werden, so haben doch diese größtentheils eine gewisse andre Bestimmung, wovon weiter unten die Rede seyn wird. Wegen des ungemein starken Zwischenhandels war und ist St. Thomas, wo die dänische Regierung auf das Beste für die Sicherheit des Eigenthums und der Person sorgt, höchst wichtig, auch als Vorschule für den eigentlich westindischen Commerz. Dieser eigentlich westindische Commerz

wird jetzt auch wohl einzeln durch deutsche Kaufleute, aber nur selten mit deutschen Schiffen und für deutsche Rechnung betrieben. Er ließe sich vielleicht in Ermanglung eines andern Worts mit dem Ausdrucke wildes Geschäft bezeichnen. Er besteht, seinem Wesen nach, in einem kühnen Ergreifen jedweder Gelegenheit, um Geld zu verdienen (to make money). Er umfaßt in seiner höchsten Potenz: Sklaven-Schleichhandel, Seeraub, Menschenraub ꝛc. Die niederländische Insel S. Martin, die schwedische Insel S. Barts, Aux Cayes und die Insel S. Catharine an Haiti's Südküste, Puerto real und Ponce auf Puertorico, die meisten Häfen auf Cuba und die französischen Inseln sind die Hauptplätze dieses Verkehrs, der sich auf das seltsamste und mannigfaltigste modificirt. Er versorgt fortwährend die westindischen Inseln und die südlichen Vereinigten Staaten mit frischen Negersklaven*) und die wilden Indianer an der Moskito- und Goagira-Küste, westlich von Cartagena, mit Schießbedarf und Gewehren. — Allen Zollgesetzen und Zollverordnungen bietet dieser Commerz Hohn; auch die wildesten Wüsten sind seine Heimath, und es gibt wenige Gegenden, wo er nicht etwas zu holen, oder etwas abzusetzen wüßte. Dieser wilde Handel, der weit mehr Gewinn bringt, als ordnungsmäßige Speditionen gewöhnlicher Art nach wohlbekannten, bestimmt klarirten Häfen, ist überall sehr beliebt; die ersten westindischen Handelshäuser nehmen mehr oder weniger daran Theil, und er verbreitet sich von Westindien aus nach allen mittel- und südamerikanischen Küsten des atlantischen und des stillen Meeres, und die Bravos (Valientes), welche ihn in den antillischen Gewässern geübt haben, sind selbst noch an der Nordwestküste von Amerika beim Seeotter-Pelzhandel und zwischen den japanischen und ostindischen Inseln, vorzüglich aber zum Sklavenhandel an Afrika's Westküste die brauchbarsten. „Kein Geschäft rentirt bis jetzt in Westindien besser, als der Sklavenhandel, und wer sich dort scheut sich mit solchen, großen Gewinn bringenden Geschäften einzulassen, genießt keines Credits und gilt für einfältig." — Die Waghalsigkeit der Pascher, welche auf dem Vestlande die Mauthen umschleichen, ist mit der Kühnheit und Tapferkeit der eigentlichen Mercatoren der neuen Welt gar nicht zu vergleichen. Die Fahrten für diesen Zweck werden unter allen möglichen europäischen und amerikanischen Flaggen vollführt; der Capitain, oft von einer Art von Supercargo begleitet, beide durchaus Menschen, die im Gefühl ihrer Kraft nichts fürchten und nichts scheuen, und mit allen Schrecknissen, als wären sie bloßer Scherz, vertraut sind, sowie das sämmtliche Schiffsvolk hat Theil an jedem Gewinn und zwar einen größern, je nachdem die Spedition ausfällt oder mehr oder minder gefahrvoll ist. Selbst für die bei solchen Fällen vorkommenden Greuelthaten: Ermordungen ꝛc. wird den Thätern Einiges zu Gute gerechnet. Wie die Flibustier der Vorzeit segelt ein solches Schiff in absoluter Freiheit umher, kauft ein, wo am wohlfeilsten einzukaufen ist, raubt gelegentlich, wo der Kauf zu weitläufig ist, wechselt die Flaggen nach Belieben, und ist bei der genauen Küstenkenntniß der Seeleute allenthalben wie zu Hause. In Kriegsfällen verschaffen sich diese Fahrzeuge, wovon die westindischen Meere wimmeln, und welche gelegentlich unter der am meisten geeigneten Flagge die größten Häfen besuchen, weil es ihnen nirgends an Freunden fehlt und sehr große Häuser, namentlich in Havana, bei ihren Fahrten interessirt sind, leicht Kaperbriefe; sie nehmen z. B. unter colombischer Flagge spanische und unter spanischer Flagge colombische Schiffe, bringen auf, wenns gehn will, und dabei zu verdienen ist, verbrennen das Schiff und morden die Mannschaft, wenn deren Existenz Gefahr bringt. Als der Revolutionskampf zwischen Spanien und dessen Colonien lebhaft wüthete, stand das Gewerbe dieser Piraten in höchster Blüthe; Brion's und Aubry's Geschwader, oft zu 100 Segel angewachsen, bestanden aus solchen Fahrzeugen, und jetzt hat sich der Admiral Brown in den Gewässern nördlich und südlich von Rio de la Plata durch ihre Hülfe gegen Brasilien verstärkt. Sie auszurotten, wäre ein so vergebliches Bemühen, als wollte man die Moskitos und andres Ungeziefer in jenen Tropen-Gegenden aus der Welt schaffen. Schon oft gab dieser Raubhandel oder Handelsraub zu ganz eignen Vorfällen Veranlassung. Wir wollen hier nur zwei solche Beispiele anführen, welche zugleich beweisen, wie schnell solcher Verkehr bereichern kann. Ein Schiff von jener Art brachte Caffee in Säcken nach der Insel S. Barts und bot sie einem dort liegenden französischen Schiffer zum Verkauf an; die Säcke wurden geöffnet: es fand sich zwischen den Bohnen viel Lehm (erdige Stückchen); und der Caffee (15 Säcke) ward deswegen spottwohlfeil dem Franzosen überlassen; dieser verkaufte ihn wieder an einen Nordamerikaner, der ihn nach New York brachte, dort ward endlich die Waare von den Unreinigten gesäubert, und siehe — diese Unreinigkeiten waren Cochenille, wahrscheinlich irgendwo in Mexico oder Guatemala dazwischen gemischt, um den kostbaren Färbestoff aus dem Lande zu schmuggeln. Der letzte Inhaber verdiente daran eine enorme Summe.

Ein anderes Schiff der vorbeschriebenen Art warf einen Sack Mehl, welches durch Seewasser beschädigt war, bei Ponce an Puertorico's Südküste, über Bord. Arme Negerfischer bemächtigten sich des Sacks, nahmen das schimmelichte Mehl heraus, um es zu trocknen — und fanden in der Mitte des Sacks ein Kästchen mit Juwelen, über 50,000 Piaster an Werth. Die Neger brachten den Fund freudig in die Stadt; doch der spanische Commandant ließ ihnen sogleich das Kästchen abnehmen, und als sich die Kerle etwas vorlaut darüber beschwerten, empfing jeder von ihnen eine Tracht Peitschenhiebe, und der edle Castilier verkaufte die edlen Steine für eigne Rechnung an einen Nordamerikaner. (Schluß folgt.)

*) Auf den Vatten-Inseln östlich von Pensacola wird bei Nacht förmlich Sklavenmarkt gehalten. Ein glaubwürdiger Augenzeuge fand dort noch im Nov. 1827 über 200 solcher Unglücklichen zusammen. A. d. E.

Berichtigung.

In der gestr. Num. S. 347. Sp. 2. Z. 12. v. u. statt Begleiter l. Nachfolger.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

᾽# Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 89. 29 März 1828.

Ibrahim Pascha.

Deux années à Constantinople et en Morée. Paris 1827 *).

Nachdem ich den Sultan gesehen, war ich begierig nun auch seinen Alter Ego in Morea zu sehen. Einer der französischen Offiziere in der egyptischen Armee, mit welchem ich in Modon Bekanntschaft gemacht, stellte mich dem Pascha vor. In einem Zelte vor der Stadt gegenüber dem Lager der Araber, hatte Ibrahim sein Hauptquartier aufgeschlagen; hier empfing er mich. Der Empfang war ziemlich freundlich, und die Unterredung, die ich mit ihm hatte, dauerte lang. Mir ward die Ehre, an der Seite Seiner Hoheit Platz zu nehmen und mit Pfeife und Kaffee bedient zu werden. Einige Artigkeiten, die ich dem Pascha über die Organisation seiner Armee sagte, nahm derselbe als einen gewöhnlichen Tribut europäischer Bewunderung so hin; mit besonderer Theilnahme aber hörte er mir zu, als ich ihm von den in Constantinopel vorgefallenen Neuerungen und der Niedermetzelung der Janitscharen, wovon ich Augenzeuge gewesen war, erzählte.

Ibrahim ist klein von Person, eine breite sehr dicke Gestalt, mit abgeplatteter Nase, funkelnden Augen; sein Gesicht hat das Gepräge der Wildheit.

Er ist nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, Mehemed Ali's eigener Sohn, sondern dessen Adoptivsohn. Als Pascha der heiligen Städte aber, erster Pascha des Reichs, steht er dem Range nach über seinem Vater. Seine Tapferkeit ist anerkannt, die Beharrlichkeit, mit welcher er seine Neger und Araber zu Soldaten zu bilden sucht, verdient Bewunderung. Ungeachtet die Truppen unter der Masse von Elend, welches die barbarische Kriegsweise über die Sieger wie über die Besiegten herbeiführte, unter den Anstrengungen und Entbehrungen aller Art fast erlagen, wurden die taktischen Uebungen **) keinen Tag ausgesetzt. Geht es in's Gefecht, so ist er immer der erste, der sich auf die Feinde wirft, wo er sie trifft, der mit seltener Unerschrockenheit dem Feuer ihrer Flinten oder der Schärfe ihrer Säbel Brust und Stirne bietet. Ist das Gefecht einmal im Gang, so tritt er mit einigen Offizieren hinter die Fronte, und ohne Gnade haut er jeden Soldaten nieder, der zurückweicht: so daß die Araber, den unvermeidlichen Tod hinter sich wissend, es bald für weniger gefährlich halten, vorzurücken, und so oft wider Willen den Sieg davon tragen.

Die Griechen fechten gegen diese Truppen nie in Reih und Glied, sondern aus Höhlen und Schluchten, hinter Bergströmen oder Abgründen, kurz von unnahbaren Stellungen aus; plötzlich hervorbrechend und spurlos wieder verschwindend, führen sie den kleinen aber mörderischen Krieg, in welchem sie eben so sehr im Vortheil sind, als der Angreifer im Nachtheil ist, da die aus dem Hinterhalte abgeschossene Kugel des selbstgewählten Ziels nur selten verfehlt. So mißlang namentlich jeder Versuch Ibrahim's gegen Maina, und lief nie ohne bedeutenden Menschenverlust für ihn ab.

Eines Tags, erzählt man, begegneten sich Ibrahim und Kolokotroni im Gebirge; ein schmaler Abgrund lag zwischen den beiden Feinden. „Ergieb dich, rief Ibrahim dem Griechen zu, ich werde dich mit Reichthümern überhäufen." „Die Freiheit meines Vaterlandes, erwiederte dieser stolz, ist mir lieber als deine Schätze." Er sprachs, und eine Kugel streckte einen Araber aus dem Gefolge des Paschas todt zu dessen Füßen. Kolokotroni war verschwunden.

Gefühllose Grausamkeit und unersättliche Habsucht sind die hervorstechendsten Eigenschaften, um derer willen Ibrahim ein Geistesverwandter des Sultans genannt werden kann. In Modon meinten Einige, die Ersparnisse des egyptischen Helden dürften über 15,000 Beutel *) angeschlagen werden: eine Summe, die demjenigen nicht übermäßig erscheint, der den kameralistischen Spürsinn desselben kennt. Eine seiner Finanzoperationen war folgende:

Einsmals ließ er alles große und kleine Vieh in und um Modon aufgreifen. Die Eigenthümer thaten umsonst Einsprache gegen dieses Räuberkunststück, das sie nicht nur um einen rechtmäßigen Gewinn, sondern manche von ihnen selbst um ihren ganzen Unterhalt brachte. Der Pascha wollte sich noch einer sonderlichen Großmuth vermessen, als er für einen Ochsen sechs und für ein Schaaf drei Piaster auszahlte. Nachdem er auf diesem Weg sich in den Besitz alles Schlachtviehs gesetzt, errichtete er Fleischbanken und fieng an zu schlachten, und verkaufte die Okka

*) Vergl. Num. 32, 34, 36.

**) Bei einem Regimente (zu 4,000 Mann) waren fünf bis sechs europäische Offiziere, mit einem monatlichen Gehalt von 12 — 1500 türkischen Piastern, als Lehrmeister angestellt. Solcher Regimenter hatte Mehemed Ali bis 1826 sechs nach Morea geschickt. Zählt man noch die bedeutenden Verstärkungen, welche kurz vor der Navariner Schlacht daselbst ankamen, so hat Ibrahim nach und nach etliche und dreißig tausend Mann aus Egypten erhalten, wovon man aber, um den effektiven Stand seines Heeres zu berechnen, wenigstens zwei Drittel in Abgang bringen muß.

*) 7,500,000 Piaster.

(2½ Pf.) zu drei Piastern: so daß man die Wahl hatte, entweder kein Fleisch zu essen, oder sich den von ihm beliebten Preis gefallen zu lassen. Natürlich machte er dabei einen ungeheuren Gewinn.

Noch von einer schändlichern Seite zeigte sich des Pascha's schmutziger Charakter bei einer andern Gelegenheit. Während meines Aufenthalts in Modon starb Mehemed-Ali-Aga, der Oheim Ibrahim's, einer der ersten Befehlshaber in der Armee. Dieser hatte in seinem Harem achtzehn Frauen, seinen Antheil an der missolonghischen Beute, und etwa ein Dutzend griechische Knaben, von einem Alter von zehn bis fünfzehn Jahren, welche ihm als Pagen dienten.

Während seiner letzten Krankheit besorgte ihn ein junger englischer Arzt, ein eben so talentvoller als edler Mann. Mit Lord Byron nach Missolonghi gekommen, hatte er den erlauchten Dichter überlebt und war bei der Einnahme dieser Stadt in die Hände der Ungläubigen gefallen, die ihm unter der Bedingung, daß er in die Dienste Ibrahims träte, das Leben schenkten. Er stand als Arzt in großer Achtung und Gunst, und seine Lage war soweit nicht unangenehm; dem ungeachtet aber konnte er nicht vergessen, daß er einst einer bessern Sache gedient hatte, der auch jetzt noch nützlich zu seyn, er für seine Pflicht hielt.

Als er sah, daß Mehemed-Ali-Aga's Tage gezählt seyen, fragte er ihn, „was aus seinen Gefangenen werden solle? Geben Sie ihnen die Freiheit, setzte er hinzu, Sie thun damit ein Gott wohlgefälliges Werk.“ Der Kranke willigt ein, gibt seinem Neffen Ibrahim davon Nachricht und stirbt in einigen Stunden. Ibrahim hatte nichts eiligeres zu thun, als die Erbschaft seines Verwandten in Beschlag zu nehmen, die griechischen Frauen und Kinder auf den Markt zu führen und zu verkaufen.

An diesen Beispielen seiner Habgier mag man genug haben; an Beispielen seiner Wildheit fehlt es auch nicht.

Es war bei der Belagerung Navarin's, daß sich einmal Ibrahim den Wällen der Festung so weit näherte, daß die Kugeln neben ihm niederschlugen. „Prinz, sagte einer der Offiziere, die ihn begleiteten, Eure Hoheit ist hier nicht sicher; die Feinde schießen auf Sie.“ „Du bist ein Feiger, erwiederte der Pascha, stirb!“ und mit einem Hieb spaltete er ihm den Schedel.

Ibrahim war in Modon eingerückt und hatte den Griechen, die sich ihm unterwarfen, nicht nur das Leben geschenkt, sondern selbst seinen Schutz zugesagt. Da fand er aber, daß sie noch zu viele Häuser inne hätten und nun, um seinen Negern Wohnungen zu verschaffen, läßt der ehrlose Verräther in einer Nacht und in einer Stunde die ganze christliche Einwohnerschaft erwürgen; die Frauen allein hatten den Schmerz, sich und ihre Kinder für die Sclaverei gerettet zu sehen.

Ein griechischer Gefangener wurde vor Ibrahim geführt. „Wo sind deine Brüder?“, fragte man ihn. „Ich werde nie meinen Eid brechen, und sie verrathen.“ „Du bist des Todes, donnert Ibrahim, wenn du mir nicht gehorchst.“ Dieselbe Antwort. Da legt der Pascha seine Pfeife weg, erhebt sich wüthend von seinem Polster, speyt jenem in's Gesicht, nimmt einen Karabiner von der Wand und schießt ihn nieder.

Fünf oder sechs Tage nachher wurde ein anderer Gefangener vor den egyptischen Wütherich gebracht; es war ein armer Hirte. Juha! Juha! Juha! *) ruft der humoristische Pascha, worauf er ihn mit tausend scheußlichen Verwünschungen überhäuft und ihm zuletzt befiehlt, sich auf die Kniee zu werfen, und den Kopf zu beugen. Seines Todes gewiß gehorcht der Hirte. „Ziehe deinen Säbel, — sagte Ibrahim zu einem arabischen Buben von sechs Jahren, den er sehr lieb hatte, — und hau' dem ungläubigen Hund hier den Kopf ab; du sollst mir ihn herbringen.“ Das Kind machte sich nun einen Spaß daraus, dem Unglücklichen das Gesicht zu zerfetzen, nach den Augen zu stechen, ein Ohr wegzuhauen, aber mehrere Versuche, ihm den Kopf abzuschlagen, wollten nicht gelingen. Einige französische Offiziere, die der Scene beiwohnten, erhielten endlich die Begnadigung des Gefangenen, der indeß ein paar Stunden darauf an seinen Wunden starb.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands Handel mit Amerika.

(Schluß.)

Da jetzt die Zeiten ruhiger sind, so beschränkt sich der Verkehr jener Freikäufer auf den Handel mit frischen Negern (negros brutos), auf das Wegstehlen einzelner Neger und Mulatten (Kidnapping), welche sie auf andern Inseln und Küsten wieder verkaufen, auf geheimes Holzfällen, vornehmlich an der Küste der Honduras- und Campeche-Bay, auf Schleichhandel zum Trotz der Zollgesetze. Noch immer verderben sie fast allenthalben dem ordentlichen Handel den Markt. Sie versorgen sich z. B. durch Austausch dessen, was ihnen größtentheils auf unerlaubtem Wege zu Theil geworden, selbst in den größern Handelsplätzen, namentlich auf St. Thomas, mit europäischen Bedürfnissen jeder Art; sie wissen genau, was jede Gegend am liebsten hat, so wie den eigenthümlichen Charakter der Nationen, und sind namentlich bei den Indianern gerne gesehen; sie sind aller Sprachen und Bräuche kundig, und wissen daher allenthalben anzukommen. Sie sind darauf eingerichtet, mit dem kleinsten Gewinn fürlieb zu nehmen, und können alles gebrauchen und benutzen. So wird z. B. ein sehr bedeutender Verkehr mit den Cunna-Indianern an den Küsten zwischen St. Marta und Cartagena getrieben; die Schleichhändler vertauschen dort Eisenwaren, Messer, Scheeren, Machettas, Schießpulver, bunte Zeuge, gegen Goldstaub; die Cunnas setzen jene Waaren wieder an die Weißen ab; daher war dort dergleichen, wenigstens im Jahre 1824, gar nicht an den Mann zu bringen. Kommt ein auf gewöhnliche Weise spedirtes Schiff aus Hamburg rc. nach Omoa oder Truxillo an der östlichen Küste von Central-Amerika (Guatimala), so wissen die einfältigen Behörden gar nicht, was sie damit anstellen sollen und machen blos aus Unerfahrenheit Weitläufigkeiten, besonders wenn Ca-

*) Das Feldgeschrei der Griechen, mit welchem sie gewöhnlich angreifen.

pitän und Supercargo höflich und bescheiden sind. — Solche Freibeuter, gewöhnlich unter englischer oder nordamerikanischer Flagge, wissen zu imponiren und machen sich selbst die Gesetze. Mit Schiffen und Menschen dieser Art wird ein großer Theil der Geschäfte von Trinidad und den Orinoko = Gegenden gemacht; wenigstens wissen sie den Zollabgaben zu entgehen. Deutsche Schiffer, an Zucht und Ordnung gewöhnt, durch Assecurateure, Rheder und Verlader beschränkt, können mit solchen Wagehälsen nicht gleichen Schritt halten. Die meisten Nordamerikaner, Franzosen, Britten und selbst auch Hanseaten haben indeß doch so viel gelernt, daß sie auf freundschaftliche Weise mit den Zollbeamten in den mexikanischen und westindischen Häfen umzugehen und einen Theil der Zollabgaben höflichst zu beseitigen wissen. Wer diese Kunst nicht versteht, sollte gar nicht nach Amerika handeln. Vornämlich wird sie in Colombia, Brasilien, Chili, Peru und überhaupt an der Westküste geübt. In Rio de Janeiro ist man unter den Augen des Kaisers noch am strengsten; doch soll es sogar Mittel geben, unmittelbar mit Sr. Majestät Privatcontrakte abzuschließen, unter der Bedingung, daß man das zu zahlende Quantum in höchst eigne Hände bringt. Die brasilianischen Beamten lassen auch mit sich reden; je weiter von der Hauptstadt, desto leutseliger sind sie und finden es weit vortheilhafter, daß sie selbst die Zollabgaben nach einer billigen Berechnung beziehen, als daß sie sie dem kaiserlichen Schatze zuwenden. So bringt z. B. der Zoll der wichtigen Handelsstadt Bahia dem Kaiserschatz blutwenig ein; an Brasiliens Nordküste geht es zu, wie etwa in der Türkei oder in Egypten. So wie ein Schiff irgend wo in einem Hafen, Parahyba do Norte, Natal, Aracaty, Ceara, Parnaiba do Norte, Maranham oder Para anlangt, schließt man jetzt einen Vertrag mit dem Governador oder Commandanten; versteht der Capitän oder der Supercargo sein Handwerk, so erklärt er dem Brasilianer, er werde sogleich wieder absegeln, wenn er sich nicht billig finden lasse. Die brittische und nordamerikanische Flaggen sind dort diejenigen, welche am meisten Achtung einflößen; allenfalls auch die französische; die portugiesische wird nie wieder beliebt werden, wie neuerdings von Porto aus veranstaltete Expeditionen erwiesen haben; die deutsche Flagge wird dort, trotz des mit dem Kaiser abgeschlossenen Handelsvertrages, schwerlich gute Aufnahme finden. In Nord = Brasilien, wie in den meisten südamerikanischen Häfen spielen überhaupt Britten und Nord=Amerikaner das Prävenire; sie verjagen die andern Nationen nicht, machen ihnen aber Verkauf und Einkauf so schwer, daß der neue Ankömmling bald den Platz verwünscht. Vornämlich ist dies der Fall, wenn der Supercargo kein Valiente, sondern ein Schaf ist und sich auf gewöhnliche Weise Empfehlungen an dort existirende Handelshäuser geben läßt. Dann tönt ihm sogleich die Wehklage entgegen, es gebe dort gar nichts zu kaufen und zu verkaufen. Auf sich selbst steht der Mann. An die Eingebornen, gleichviel von welcher Farbe, muß sich, wer in Süd=Amerika Handel treiben will, keck anschließen und seinem Gott danken, wenn er gar keinen Europäer trifft; für den Deutschen sind die Landsleute die gefährlichsten, denn leider ist dort kein Deutscher dem andern treu. Britten, Franzosen, Nord=Amerikaner halten zusammen, und das hebt sie über uns. Auch ist jedem, der dort gute Geschäfte machen will, Fertigkeit in der Landessprache höchst nothwendig. Selbst auf die Bigotterie des Volks läßt sich mit Grund eine gute Speculation bauen. Eine, welche wirklich Erwähnung verdient, ward vor wenigen Jahren von einem Deutschen in einem brasilianischen Hafen, südlich von Cap St. Roque, ausgeführt. Er war in Bahia gewarnt, diesen Hafen nicht zu besuchen, weil dort gar keine Geschäfte zu machen wären. Dennoch segelte er getrost dahin ab. Sein Schiff führte französische Flagge. So wie er in den stark befestigten Fluß einlief, fragten Zollbeamte, verwundert über die vorher nie erblickten Lilien, was denn das für ein Schiff sey? da antwortete der Supercargo in gutem portugiesisch: darauf hätte er Männern ihrer Art nichts weiter zu antworten, als daß das Schiff direct aus Rom von Sr. Heiligkeit dem Pabste abgeschickt sey, um dem Bischofe, von dessen Frömmigkeit und heiligem Wandel der heilige Vater viel Gutes vernommen, unschätzbare Reliquien und Heiligthümer zu überbringen. Erstaunt fuhren die Zollbeamten wieder ab. Eilends kam der Bischof mit einem Gefolge von Geistlichen selbst an Bord; nun überreichte diesem der gewandte Mercator mit schuldiger Ehrerbietung, ein saubres Kästchen, mit Sammt beschlagen. Darin befanden sich einige Todtenknochen, (am Strande der Insel Fernando Noronho gesammelt) mit einem lateinischen Revers, dies seyen die ächten Knochen des heil. Gloriosus und der St. Gertrudis, einer gebornen Hamburgerin; ferner wurden eine Menge Nürnber=Heiligenbilder in Rahmen und Glas, sämmtlich von heiliger Hand geweiht, vorgezeigt. Der Bischof war über diese Schätze höchst erfreut, ertheilte dem Ueberbringer seinen Segen, nahm ihn in seinen Palast, bewirthete ihn aufs köstlichste und verschaffte ihm jedweden Genuß. —— Die Bilder gingen reißend ab, das Stück für 10—20 Piaster. Die Reliquien veranlaßten eine Procession und eine dreitägige Kirchenfeier. Die Ladung des Schiffs ward ganz frei gegeben; eiserne Quincallerie und andere Waaren wurden mit bedeutendem Gewinn abgesetzt; denn jeder wollte etwas aus dem heiligen Schiffe (nao sagrada) besitzen; es hatte zufällig eine Partie farbiges Glanz=Leinen geladen; darin kleidete sich nun die ganze Bevölkerung, so daß schon am nächsten Sonntage jeder Neger und Mulatte im blanken Hemde erschien. Der Supercargo erhielt die Erlaubniß, sich, was dort jedem bei der härtesten Strafe verboten ist, kostbares Rothholz fällen zu lassen, welches er selbst in einer nahen Bucht entdeckt hatte. Unter dem Jubel der Einwohner segelte er mit einer reichen Ladung von dannen; die ganze Speculation brachte einen Gewinn wenigstens von 200 Pct. Männer dieser Art werden, wenn auch gar keine Verträge existiren, in der Regel in Amerika gute Geschäfte machen, aber auf ordentlichem, gewöhnlichem Wege ist wenig oder nichts auszurichten, und je tiefer jene Freibeuter und mit ihnen unternehmende Nord=Amerikaner, Britten und Franzosen

ins Innere eindringen, desto schlimmer wird es den gewöhnlicherweise expedirten Schiffe unter deutscher Flagge ergehen. Auch die Deutschen, welche sich in großen und kleinen Plätzen Amerikas als Kaufleute niederlassen, müssen mit ganz absonderlichen Talenten, seltenem Unternehmungsgeiste, und genauer, lebendiger Einsicht des Landes und des Volkes gerüstet seyn; sonst droht ihnen dort, im Kampfe mit den genannten Rivalen, ein sehr trauriges Geschick. Junge Leute, welche Sprache und gründliche Vorkenntnisse besitzen, und welche Lust haben, das höchst schwierige kaufmännische Geschäft Amerikas praktisch zu erlernen, thun sehr wohl, eine Zeitlang auf Comtoiren in Boston, Baltimore, Charleston, St. Thomas 2c. zu arbeiten. Alle, welche dort waren und Augen hatten zu sehen, werden die Wahrheit der hier mitgetheilten Bemerkungen bestätigen, wenn sie aufrichtig seyn wollen. Schreiber dieses ist es seinem Vaterlande schuldig, zu melden. was er weiß und die Zeitschrift das Ausland steht unter keinem merkantilischen Preßzwange. —

Ueber den Gang der innern Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Mit einer Beilage: Statistische Tabelle von Nord-Amerika.)

(Schluß.)

Unterdessen sind die Sitzungen der gesetzgebenden Behörde fortgesetzt worden, und jedes Jahr hat sich die Zahl ihrer Glieder vermehrt. Die Regierung hat schon an Festigkeit gewonnen. Gerichtshöfe, ehrwürdig durch die Talente der Richter und Advokaten, sind in jeder county errichtet; die Zahl der counties selbst wird jedes Jahr verdoppelt. Es werden Taxen auf Neger, Vieh u. dgl. gelegt; die verschiedenen Städte sind durch Patente zu Korporationen erhoben; der Zeitpunkt ist gekommen, wo die zweite Stufe der Territorial-Regierung beginnt: diese besteht darin, daß das Volk das Recht erhält, selbst die Mitglieder der Gerichte zu wählen, nebst andern Privilegien, die Organisation der Gerichte betreffend. Bald empfindet das Volk die Wohlthat des Self-government (Selbst-Regierung.) Die öffentliche Meinung nimmt einen entschiedenen Charakter an; Intriganten und Betrüger bessern ihre Lebensart oder verlassen das Land; die letzten Schritte zur Vollendung geschehen mit der größten Schnelligkeit. Die Einwanderung nimmt in geometrischer Progression zu; die Kapitalien häufen sich; eine öffentliche Bank wird errichtet; es werden jährliche Truppenaushebungen angeordnet. Endlich tritt der ersehnte Zeitpunkt ein, wo das Gebiet 40,000 Seelen zählt, und nun wird es zum Rang eines Staates erhoben. Eine Konvention versammelt sich, um seine Verfassung zu organisiren, die immer aus einem gewählten Gouverneur und zwei gesetzgebenden Kammern besteht. Diese schicken zwei Senatoren und das Volk einen Repräsentanten nach Washington; der neue Staat fängt an, sich regelmäßig in seiner Bahn zu bewegen, im Senat die Kraft der einen oder der andern Partei zu vermehren, und das Gleichgewicht der politischen Meinungen zu verändern.

Bei dieser flüchtigen Skizze müssen Sie zwei Dinge bemerken. Erstlich habe ich nichts von der Religon gesagt, die in diesem Zustande der Gesellschaft meist ein so widriges Gewebe von Trug und Aberglauben, unter dem Namen von Methodismus und Anabaptismus ist, daß ich nicht davon reden mag. In demselben Maßstabe jedoch, wie die Sitten sich verbessern, läutert sich auch die Religion, und man kann die Fortschritte der Civilisation nach der Errichtung einer Presbyterial-, oder einer Episkopal-Kirche beurtheilen. In dem Zustande der Gesellschaft, den ich beschrieben habe, hält die Erziehung mit der Religion gleichen Schritt. Primärschulen in den Händen oder doch unter dem Einfluß der Geistlichkeit, und Akademien unter den Händen einiger Yankees sind alles, was dafür geschieht. Aber sobald das Gebiet zum Staat wird, oft auch noch früher, fällt demselben die früher erwähnte 16te Section der Gebietsländereien anheim, und dient zur Begründung eines dauernden Fonds für die öffentliche Erziehung, der theils auf die Schulen der einzelnen Städte, theils auf die Errichtung von Gesammtanstalten, Universitäten, Kollegien und dgl. verwandt wird. Dieser Gegenstand ist übrigens wichtig genug, um eine eigene Behandlung zu verdienen.

Ferner habe ich nur vom Süden gesprochen. Ich bin nie in den nordwestlichen Theilen der Vereinigten Staaten gereist. Doch glaube ich, daß meine Darstellung größtentheils auch auf diese paßt, wenn man die Neger wegläßt, und mehr Fleiß und Thätigkeit bei den Squatters voraussetzt. Auch spielt hier die Religion eine bedeutendere Rolle. Ferner scheinen die Spekulationen mit Ländereien hier in einem liberaleren Geiste betrieben worden zu seyn. Die Spekulanten haben sich nicht damit begnügt, die Ländereien in Augenschein zu nehmen, sondern haben sie zu verbessern gesucht, durch Anlegung von Straßen, durch Einrichtung von Minen, durch Einsetzung von Pächtern. Diese Abweichungspunkte sind die bedeutendsten; ich kann sie Ihnen indeß nicht genau bis in's einzelne nachweisen.

Lassen Sie mich diese Skizze mit einer wichtigen Reflexion schließen. Wir haben von Frankreich Louisiana, von Spanien Florida gekauft. Diese Länder waren schon bevölkert, und hatten Gesetze, die im Ganzen dem Geiste unserer Verfassung so entgegen waren, daß, wenn es ihnen auch nicht an der nöthigen Einwohnerzahl gefehlt hätte, um Staaten zu werden, es doch nöthig gewesen wäre, vorläufig ihnen eine Territorial-Verfassung zu geben, um sie allmälig mit uns zu amalgamiren. Mit den englischen Besitzungen auf dem Kontinent und in Westindien würde es anders seyn. Diese sind als Provinzen organisirt, haben ihre eigne Gesetzgebung und ihre eignen Gesetze. Um sie mit den Vereinigten Staaten zu verbinden, brauchte man sie bloß aufzunehmen, und ihre Senatoren und Abgeordnete beim Kongreß zuzulassen. Aber Gott möge uns hievor behüten! der Gewinn, der sich daraus für den Süden ergäbe, würde von den Vortheilen, die der Norden davon hätte, weit überwogen. Bei dem jetzigen Zustande der Vereinigten Staaten wäre dieß die einzige Möglichkeit der Auflösung, die sie bedroht. In zwanzig Jahren, wenn der Süden erst Gewicht genug hat, um sein Interesse schützen zu können, wird diese Gebietsvergrößerung wünschenswerth seyn, jedoch immer mehr für die Unterthanen Sr. brittischen Majestät als für uns.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 90. 30 März 1828.

Die geographische Vertheilung der Krankheiten,

vorgelesen in der Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher zu München den 22 Sept. 1827.
Von Dr. Schnurrer.

(Mit einer Charte.)

Die Versuche von Zimmermann, Ritter und Schouw, die geographische Vertheilung der Thiere und Pflanzen darzustellen, sind bekannt. Wenn ein ähnlicher Versuch, die Vertheilung der Krankheiten auf gleiche Weise zu versinnlichen, weit weniger genügend erscheinen sollte, so findet dieß seine Erklärung schon darin, daß die Krankheiten nicht wie andere Productionen des organischen Lebens ihre eigenthümlichen Existenzen haben, sondern an die Verbreitung dieser, zumal des Menschen, gebunden sind, und eine Verzeichnung der Krankheiten daher schon eine Charte des Menschengeschlechts, als ihres Substrats, voraussetzt.

Wäre aber letztere auch ganz vollständig gegeben, so entstünde eine neue Schwierigkeit daraus, daß die Krankheiten nicht wie die Pflanzen und Thiere gleich auf den ersten Anblick dem Forscher sich darbieten, noch viel weniger von minder Kundigen gesammelt und später erst geordnet werden können, überhaupt nicht einmal in Zeichnungen etwas Transportables haben. Vielmehr erfordern sie einen längern Aufenthalt des Beobachters, und am Ende bildet sich mehr eine Charte der Aerzte, die ihre Beobachtungen bekannt gemacht haben, als der Krankheiten selbst; letztere sind überhaupt mehr nur von den größern Städten angegeben, wo die Cultur bereits ihren gleichmachenden Einfluß ausgeübt hat; aus demselben Grunde sind auch einzelne Stellen mit Namen überhäuft und andere dagegen desto leerer.

Da jedoch die Krankheiten wie die Formen der Pflanzen und Thiere zugleich auch Aeußerungen der ursprünglichen Bildungskräfte der Erde sind, und ihren unvertilgbaren Character behaupten, so lassen sich auf einer Welt-Charte wenigstens ihre Verbindungsbezirke einigermaßen andeuten. Hiebei aber muß bei einem Formate, das für die übrigen Welttheile vollkommen genügt, Europa, das bei dem kleinsten Umfang der bekannteste ist, gerade am meisten zurücktreten.

Um so nothwendiger wird es deshalb, auf einer Charte, die, außer Europa, von Asien den bis zur Ostküste des caspischen Sees reichenden Theil und den Nordrand von Afrika begreift, mehr ins Einzelne zu gehen, und zugleich auch das Topographische der endemischen Krankheiten anzudeuten.

Zugleich ist es aber diese Erdfläche auch, auf welcher der uns bekannte Theil der Geschichte hauptsächlich sich bewegt; es bietet sich daher die weitere Aufgabe dar, auf denselben Raum-Verhältnissen, wie dort die mehr örtlichen an den Raum gebundenen Krankheiten, hier mehr die epidemischen, wie sie der Zeit nach vorkamen, anzugeben.

Auf dieselbe Weise würden denn auch auf einem vierten Blatte die Epizootien ihrem Vorkommen und ihrer Verbreitung nach dargestellt.

Auf weitern Blättern könnte dann erst bei einzelnen größern Ländern Europa's die Behandlung ganz speziell topographisch und historisch werden; hier würden von jedem Orte die einzelnen Epidemien, welche je daselbst vorkamen und aufgezeichnet wurden, mit der Jahreszahl angegeben; ferner würde alles, was von der Gesundheits-Beschaffenheit der einzelnen Orte aus Topographien bekannt ist, bemerkt, und da bei der ganzen Arbeit es so sehr darauf ankommt, daß überall die Quellen wenigstens angedeutet werden, so müßte jedesmal der Name des Autors beigesetzt werden, was dieser Charte vollends ein von den phytographischen und zoographischen Charten verschiedenes Ansehen geben würde.

Ist es nun schon erlaubt, noch Einiges, was sich schon aus der Betrachtung der allgemeinen Charte, der einzigen, die bis jetzt mitgetheilt wird, ergeben dürfte, anzuführen, so ließe sich Folgendes über die Vertheilung der Krankheiten bemerken:

Es gibt keine Krankheit, die wie das Menschengeschlecht überall über die ganze Erde verbreitet wäre, oder diesem bei seiner Verbreitung überall hinfolgte. Wollte man nur auf die Entfernung der äußersten Punkte sehen, so fände sich wohl im höchsten Norden und unter der Linie der Aussatz, welcher bei der größten Entfernung und bei der Verschiedenheit seiner äußern Ursachen doch viel Gemeinschaftliches in seinen Erscheinungen darbietet; ebenso unerwartet kommt fast auf denselben Punkten, in den heißesten und kältesten, eine Krankheit des frühesten Lebensalters, der Kinnbackenzwang der Neugebornen, trismus neonatorum vor. Beide so furchtbare Krankheiten zeigen sich aber desto seltener in den gemäßigten Zonen.

Das intermittirende Fieber, das den Menschen vor den Thieren und auch meistens nur dem erwachsenen Alter zukommt, ist dagegen die Krankheit, welche den Europäer wenigstens auf seinen Wanderungen am weitesten begleitet, doch nach den Beobachtungen von Nil Dalberg, Debes, Manicus und Kratsheninnikow auf den Inseln im Norden von Großbritannien, auf den Farröern, auf Island, im nördlichen Schweden und auf Kamtschatka, aller Marsch- und Moorgründe unerachtet, nicht mehr vorkommt. Innerhalb dieser Breiten tritt dasselbe überall hervor, wo der

Mensch zwischen sehr entgegengesetzten Einflüssen des Bodens wechselt, und befällt selbst den Indianer im spanischen Guiana, sobald derselbe aus dem freien Leben in seinen Wäldern in die Missionen verpflanzt wird, ja sogar häufig den Bewohner ungesunder Gegenden, wenn er seinen bisherigen Aufenthalt mit dem in gesundern vertauscht.

Darf man annehmen, daß bei dieser Krankheit immer die Drüsen des Unterleibs leiden, besonders die Milz, eine Drüse ohne Ausführungsgang, so steht derselben auf dem nämlichen Verbreitungsbezirk ein anderes Uebel gegenüber, das weniger die Ankömmlinge, als die Neugebornen und das früheste Lebensalter, aber fast unter denselben äußern Umständen, befällt und auch wieder seinen Sitz in einer Drüse ohne Ausführungs-Gang hat, die, wie die Milz für das Blutsystem des Unterleibs, mehr für das Blutsystem der Brust Bedeutung zu haben scheint — nämlich der Kropf und Cretinismus, welcher hier nicht zum erstenmale dem intermittirenden Fieber gegenüber gestellt wird. Im nördlichen Amerika wie im südlichen entspricht dem intermittirenden Fieber in den mit üppiger Vegetation bedeckten Uferländern, in den engen Thälern höher gelegener Gegenden der Kropf und Cretinismus, und in Europa läßt sich von Estremadura und Asturien an über die Pyrenäen und Abruzzen, durch die Schweiz und Tyrol, über die Kärnth'schen und Steyer'schen Alpen, bis in die Carpathen der Kropf nachweisen; nur in dem Caucasus wurde er noch von keinem Reisenden angetroffen. Dieselbe Erscheinung bietet sich auch in Asien überall dar, wo man darauf achtet, besonders in den Gebirgsthälern zwischen dem Ganges und Brahmaputra und im nordöstlichen China wie an der Lena und Kirenza in Sibirien. Sonst scheint das intermittirende Fieber auch noch andere eben so unerwartete Gegensätze zu haben. In manchen Gegenden entstehen da, wo zu gewissen Jahreszeiten die intermittirenden Fieber allgemein sind, in der entgegengesetzten Jahreszeit Fußgeschwüre, in einzelnen Gegenden Hypertrophie des Scrotum und der Füße; endlich Race gegen Race gehalten, scheint bei den Negern, die wie die Urbewohner Amerikas übrigens auch Kröpfe bekommen, in Gegenden, die bei den Europäern intermittirende und emittirende Fieber hervorrufen, der Starrkramp häufig zu seyn.

Einige ihren Erscheinungen nach sehr bestimmte Krankheiten haben weit kleinere Verbreitungsbezirke: so kommt die Gangräne des Mastdarms nur auf einer Linie vor, welche von Peru nach Angola gezogen wird. Nur wenig über den nördlichen Wendekreis verbreitet sich auch der Fadenwurm.

Andere Krankheiten dagegen, welche der Tropenwelt allein eigenthümlich zu seyn scheinen, wie die Berry Berry und Borbiers, Rheumatismen, die bald in Lähmung der Glieder oder der Athmungsorgane übergehen, mögen nicht so ganz zu trennen seyn von der in den vorigen Jahrhunderten viel häufigeren Kolik, die gewiß mehr der Gicht anzureihen als von Bleivergiftung herzuleiten ist, und die durch die dry belly ach, eine in Westindien seltener gewordene Krankheit, noch deutlicher mit diesen Uebeln zusammenhängt.

Für die Geisteskrankheiten verdient es gewiß beachtet zu werden, daß, wo unter fremden Himmelsstrichen und bei andern Racen solche vorkommen, sie jedesmal entweder in Blödsinn oder Melancholie bestehen.

Von der Lustseuche läßt es sich kaum sagen, ob sie über die ganze Erde verbreitet sey oder nicht, da dieses Uebel so ungemein vielfach sich gestaltet, und bald an die Haws, bald an den Aussatz, und hie und da wieder, besonders im indischen Archipel, sogar an die Pocken sich anzureihen scheint.

Unter den von Fieber begleiteten und schnell verlaufenden ansteckenden Krankheiten läßt sich nur von den Menschen- und Kuhpocken behaupten, daß sie in den verschiedensten Theilen der Erde wenigstens künstlich fortgepflanzt werden können; weit weniger gilt dieß von dem Scharlach, den Masern und dem Typhus, von welchen der letztere eigentlich nur in Europa bei dessen Klima denkbar ist, so fern letzteres zu diesen Kleidern, Betten und geheizten Wohnungen nöthigt, und bald verschwindet, wo das Klima so beschaffen ist, daß der Kranke keinen Schutz gegen dasselbe bedarf. Scharlach und Masern, oder der gemeinschaftliche Ausdruck für beide, die Influenza, scheint nach der Beschreibung von Dobrizhofer und Azara im südlichen Amerika da wieder hervorzutreten, wo sich das Klima wieder mehr dem europäischen nähert.

Vor allen übrigen Krankheiten ziehen aber jene, in einzelnen Perioden über große Erdflächen sich verbreitenden Epidemien die Aufmerksamkeit auf sich; ebenso wegen ihrer großen Folgen für das Menschengeschlecht, als wegen des Unerklärlichen, also Wunderbaren, ihrer Natur.

Es sind dieß im neunzehnten Jahrhundert die Cholera, die Pest und das gelbe Fieber. Von der Cholera hat Moreau de Jonnès, und von dem gelben Fieber Matthäi eine Verbreitungscharte gegeben, aber die Verbreitungsbezirke der drei großen Krankheiten müssen (am besten illuminirt) neben einandergestellt werden, wenn man ihre Beziehungen, ihre relative Ausdehnung und die Fläche, auf welcher sie sich durch Zeugung fortzupflanzen vermögen, näher beurtheilen will.

Die Pest, die vor zwei Jahrhunderten bis an den Indus, und nach Villalba, auch nach dem spanischen Amerika sich verbreitete, und im vorletzten Jahrhundert noch mehrmals in Endland gesehen wurde, ist unterdessen nur mehrere Länge- und Breite-Grade aus Ländern, die sich mit Quarantäne-Anstalten zu schützen glaubten, und aus solchen, in denen man keine Anstalten dieser Art kannte, freiwillig zurückgewichen; dagegen hat die Cholera in der kürzesten Zeit bis an den eigentlichen Heerd der Pest, doch mit erlöschender Gewalt, sich im Jahr 1823 ausgedehnt, wie dieß schon einmal im Jahr 1031 nach Deguignes, und, für jene Gegenden wenigstens, auch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Fall gewesen seyn mag. In demselben Jahr 1823 hat aber auch das gelbe Fieber, darf man den Angaben vollkommen trauen, sich an der nördlichen Seeküste Spaniens und auf der Insel Ascension gezeigt; übrigens war der Jahrgang durch physische Ereignisse nicht ausgezeichnet, und, was noch merkwürdiger seyn dürfte, zeigten beide, die Cholera und das gelbe Fieber, an der Stätte ihres Ursprungs keine bedeutende Zunahme oder

Verschlimmerung. Seit jenem Jahr hört man aber sowohl von dem gelben Fieber, als von der Cholera, (von letzterer einzelne Gegenden in Ostindien, wo ihre Ausbrüche meist mit Erdbeben zusammentreffen, wie zu Sahore, etwa ausgenommen,) wenig mehr, und von der Pest, die im Jahr 1821 auf den balearischen Inseln dem gelben Fieber weichen mußte, ist seit jener Zeit eben so wenig mehr ein besonderer Ausbruch bekannt geworden, auch wurden die zu Smyrna und auf der nordwestlichen Küste Afrikas in den Jahren 1825 und 26 herrschenden Krankheiten ganz anders, als die Pest, an dem erstern Ort als bösartiges Frostfieber (Febr. pernic. algida) geschildert.

Auf dem historischen Blatte der Charte von Europa ließen sich für die Verbreitung des Scharlachs, der ansteckenden Augenentzündung und des Typhus fernere Andeutungen geben, doch es genüge, nur den Wunsch auszusprechen, daß in der gegenwärtigen, durch die großen Fortschritte der Natur Wissenschaften und deren innigere Berührung gleich ausgezeichneten Zeit, auch Pathologie und Geographie sich näher treten und dadurch auch gegenseitig immer mehr wissenschaftlich begründen möchten, während es in der Ausübung der Medicin freilich zu allen Zeiten angesehene und glückliche Praktiker gegeben haben mag und geben wird.

Cobbett's Sendschreiben an den Herzog von Wellington.

„Aber, Gentlemen! liebe Bürger und Bauern, seyd doch vernünftig! Ihr habt nun, was ihr immer gewünscht habt: ihr habt so weit in England die Reform verhindert; ihr habt in Frankreich die Legitimität wieder hergestellt; und jetzt wollt ihr den Yankees *) einen Knuff geben — und wollt ihr nicht bezahlen für dieses Vergnügen? Glaubt ihr, daß die Soldaten und Matrosen und Lieferanten und Commissäre und Marketender und Quartiermeister und Proviantmeister und das gesammte Casernenvolk nicht dafür bezahlt seyn wollen, daß sie euch eine Freude gemacht haben? Ihr brüllt Hurrah, wenn dem Lord Wellington eine ungeheure Summe als Belohnung seiner Dienste bewilligt wird; ihr möchtet dem tapfern Herzog die Schuhe küssen; ihr packt den bei der Gurgel, der sich nicht geneigt fühlt, eben so laut zu brüllen als ihr selbst. Belohnung! Beste Gentlemen, was ist doch eine Belohnung ohne Geld? Unter einer Belohnung versteht man nicht Worte. Paläste, glänzende Equipagen, Lustschlösser, Landgüter sind nicht von Papier gemacht. Es ist Geld, Geld, werthe Gentlemen, was man unter einer Belohnung versteht. Und woher kommt das Geld, als von den Steuern? Und woher kommen die Steuern, als aus euren Taschen? Und da es in der Natur der Steuern liegt, daß sie Armuth und Elend verbreiten, welches besondere Vorrecht habt denn ihr euch darüber zu beklagen, daß ihr euern zugemessenen Theil an dieser Armuth und diesem Elend zu tragen habt?

(Cobbetts Register, 24 Sept. 1814.)

An den Herzog von Wellington. Ueber die neue Art von Generalschaft, welche er jetzt zu practiziren hat.

Erster Brief.

Mein Herr Herzog!

Das Motto, welches ich diesem Briefe, dieser Vorlesung, oder wie Sie es nennen wollen, vorausgeschickt habe, ward geschrieben zu einer Zeit, wo die Nation noch trunken war von dem Dampf der „Glorie," welche unter Ihrem Commando für dieselbe erworben wurde. Aber selbst damals, in dem Moment, wo die Glorie gewonnen war, rieb die Nation sich die schläfrigen Augen und kratzte sich den dummen Kopf und fing an zu denken: es sey doch seltsam, daß die Glorie nicht auch von Glück begleitet sey. Niemand indessen — außer mir selbst — wagte es, öffentlich zu sagen, daß Elend und nicht Glück die Folge dieser gerühmten Glorie seyn müßte, weil die Glorie mit erborgtem Gelde erkauft und das Geld noch nicht bezahlt, es zu bezahlen aber nicht möglich war, wenn man nicht ein Elend verbreiten wollte, wie noch keine Nation auf Erden es vorher getragen hatte. Die Nation, besonders aber die Bürger und Bauern, welche einen nicht geringen Theil derselben ausmachen, mit diesem Leiden zu versöhnen, halte ich Niemand für geschickter, als Sie, Herr Herzog, da Sie hauptsächlich diese Glorie für uns erwarben und ohne Zweifel besser als irgend ein anderer es den Dummköpfen auseinander zu setzen, und ihnen so klar als den Tag zu machen wissen, wie das eben ihr wahres Glück sey, wenn die Juden ihnen den letzten Morgen Landes dafür wegnehmen, daß sie jener „unsterblichen Glorie" genießen, mit der Sie — wie Mr. Little *) von einem der „Sitze der Weisheit" bemerkte, „die Stirn dieses großen Reiches schmückten." Welches Vergnügen Mr. Little von seinem Antheil an diesem Schmuck der Nationalstirn haben mag, kann ich nicht sagen; ich für mein Theil muß gestehen, daß ich keinen Schmuck dieser Art wünsche, und daß ich mit meiner ordinären Stirn ganz zufrieden bin, so lange es Gott gefällt, sie mir in diesem Zustande zu lassen.

Sie können, ohne Zweifel besser als irgend ein anderer den Landeigenthümern beweisen, wie gerecht und vernünftig es ist, daß die Juden ihre Grundstücke erhalten; so wie Sie, wenn irgend ein Mensch dieß im Stande ist, Herrn Huskisson überzeugen werden, daß der wahre Weg, die Handelsfreiheit zu befördern, der sey, die Korneinfuhr zu verbieten. Zugleich kann man nicht leugnen, daß Sie, der dabei war, wo der größte Theil des erborgten Geldes ausgegeben wurde, am besten geeignet scheinen, darauf zu sehen, daß dieses erborgte Geld auch richtig wieder bezahlt werde; obwohl ich zu sagen wage, daß Sie damals, als das Geld ausgegeben wurde, nie auch nur im Traum daran dachten, daß Sie Ihre Hand darin haben würden, wenn die Rechnung dafür gemacht werden würde. Sie dachten, erlaube ich mir zu sagen, so wenig an die Quelle dieses Geldes, oder an die Wiederbezahlung desselben, als ich selbst zu thun pflegte, so lange ich in einem der Regimenter war, welche — seltsam genug — alle Sr. Majestät gehören, während doch die Schuld die Schuld der Nation ist. Dieser Fall ist in der That merkwürdig genug, um einen Augenblick dabei zu verweilen. Hier haben wir eine Armee, deren Dienste mit erborgtem Gelde bezahlt werden, aus dessen Erhebung eine Schuld erwächst; und die Armee ist des Königs, während die Schuld der Nation ist! Sie dachten, erlaube ich mir zu sagen, nicht mehr an die Quelle der Hunderte von Millionen Pfund, welche Sie ausgeben sahen, als ich zu thun pflegte bei den paar Dutzend Kronen und Schillingen, die

*) Nordamerikaner.

*) Ein ministerielles Parlamentsmitglied.

ich ausgeben sah. Es fiel mir nicht ein, daß ich jemals diese Schillinge zurückführen sollte, und daß ich berühmt dadurch werden würde, daß ich sie soweit zurückführte, bis ich fand, daß Sie das Mittel waren, mein Vaterland in Armuth und Noth zu stürzen, und besonders die Klasse meiner Landsleute, unter der ich geboren war; und ich erlaube mir zu sagen: noch viel weniger fiel es Ihnen ein, daß Sie jemals sich in einer Stellung befinden würden, die es Ihnen zur Pflicht machen würde, entweder ihre Unfähigkeit dazu anzuerkennen, oder von Ihrem König und Ihrem Vaterlande die Gefahren abzuwenden, die auf Kosten Ihrer ruhmreichen Thaten erkauft worden waren!

Dieß ist indessen in der That Ihre Stellung; Sie sind ein Großhändler in Siegen und Triumphen gewesen und wir sollen nun sehen, welches Talent Sie dazu besitzen, die Mittel zu finden, mit denen wir dafür bezahlen können. Sir John Sebright *) scheint der Meinung zu seyn, daß Sie alle Ihre Vorgänger darin übertreffen werden und daß „die Armee die beste Schule für einen Premierminister ist." Eine glänzende Idee, ohne Zweifel, aber leider nicht originell, bester Sir John! denn schon in Swifts Gedichten sagt die Dame:

Um einen Mann geschickt zu machen für jeden Stand,
Ist die Armee die beste Schul' im ganzen Land.

Doch es ist witzigen Köpfen erlaubt, von einander zu borgen, und Sie haben daher das vollste Recht, diesen Spruch als ihr Eigenthum zu verwenden.

Fern sey es von mir, die Richtigkeit dieses Spruches anzufechten; dieß hieße, die Kameradschaft verrathen, welches, wie Sie wissen, das schlechteste unter allen Verbrechen ist; und obwohl mein Rang in der Armee Sr. Majestät sehr verschieden war von dem Ihrigen **), so ist doch meine Anhänglichkeit an die alte Kameradschaft dieselbe und Sie können nicht glauben, wie mir das Herz warm wurde gegen diesen gefühlvollen Landjunker, den Herrn John Sebright, da er die Armee anpries, als die beste Schule für Staatsmänner anpries; denn es war im buchstäblichsten Sinn auch meine Schule gewesen, oder wenigstens hatte ich nie eine andere gehabt. Das Amt eines Premierministers scheint wirklich zwischen Ihnen und mir geschwankt zu haben. Sie setzen uns mit so vielen Worten auseinander, daß Sie es nur genommen hätten, weil Sie keinen andern fanden, der es nehmen wollte. Dem sey, wie ihm wolle: genommen haben Sie es; Sie haben die Geldangelegenheit jetzt zu leiten und ich bin im Begriff, Ihnen eine Vorlesung darüber zu halten, wie Sie dieselbe leiten sollten. Ich will Ihnen haarklein voraussagen, wie es Ihnen und Ihrem ganzen Geschäft gehen wird; und lange, ehe ich zu Ende bin, hoffe ich, Sie überzeugt zu haben, daß es viel leichter ist, Siege zu erkaufen, als dafür zu bezahlen. Wenn sie nichts kosten, als „bloß Blut," so werden sie auf der Stelle bezahlt; wenn sie aber mit erborgtem Gelde gekauft werden, so sind sie, wie Bälle und Concerte; sie geben denen, welche borgen, nichts was sie für ihr Geld aufweisen können, und die Zahlung kommt — wie Sie vielleicht selbst schon gefunden haben — gleich Tropfen Blutes vom Herzen. (Forts. folgt.)

*) Ein anderes ministerielles Parlamentsmitglied.

**) Cobbett war Sergeant bei der Artillerie.

Ungarische Volkspoesie.

Bowring, der englische Uebersetzer der serbischen Volkslieder, theilt in einer der neuesten Nrn. des London Weekly Review folgende ungarische Lieder, als Proben einer größeren Sammlung mit, die indessen von einem Londoner Buchhändler, als nächstens in seinem Verlag erscheinend, bereits angekündigt worden ist.

Die Wasser des Körös.

Strom, Strom, Strom!
So lieblich ist kein Strom,
Als der Körös-Strom.
Die fröhlichen Fische schwimmen darin,
Die schönsten Mädchen baden darin;
So lieblich ist kein Strom,
Als der Körös-Strom.

A Kôrôsi viz.

Viz, viz, viz!
Nincsen ollyan viz,
Mint a Kôrôs viz.
Potyka csuka teren benne,
Szep leányka fôrdik benne,
Nincsen ollyan viz,
Mint a Kôrôs viz.

Die Raben-Augen.

Das Mädchen saß allein in ihrem Haus,
Spann ihren Flachs und schuf manch feines Kleid.
Ein Jüngling kam und sah sie und rief aus:
„Wie schöne Rabenaugen hat die Maid!"

„Ich wünschte Rabenaugen wären feil,
Und wüßt' ich wo, ich kaufte sie um Gold,
Und trüge sie, sobald sie mir zu Theil,
Beständig für den Jüngling, lieb und hold."

Ciernie oei.

Moej diewee konope
W bielenom rubáei;
Ssuhag se mu prizerá
Ze má eierne oei.

Keby eiernie oeieka
Wkráme predúwali,
Weru by sy kúpila
Mogmu fragerowi.

An eine Spröde.

's ist wahr, du hast das schönste Gesicht,
Das ich je auf meinem Weg geseh'n;
So schön du bist, doch weißt du nicht,
Ob je ein Herz dem deinen schlägt.
Denn stolz bist du, oder kalt, wie Eis,
Und Mancher, den andre sich erkauft
Um rothes Gold, oder Liebe, heiß,
Du achtest ihn viel zu schlecht für dich.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 2 8.

Namen der Staaten und Gebiete.	Länge nach engl. Meilen.	Breite nach …	… im …824. …8.	Senatoren.	Repräsentanten.	Hauptstädte der Staaten und einige andere der bemerkenswerthesten Städte mit ihrer Bevölkerung.
District Columbia.	10	1	405	»	»	Washington, Hauptstadt der ganzen Union, 13,247; Georgetown, 7,360; Alexandria, 8,218.
Staaten.						
Maine.	235	13	195	2	7	Portland, 8,581; York, 3,224.
New-Hampshire.	160	5	383	2	6	Concord, 2,838; Portsmouth, 7,327.
Vermont.	157	6	258	2	6	Montpellier, 1,877; Windsor, 2,757.
Massachussets.	130	6	328	2	13	Boston, 43,940; Cambridge, 3,295; Charleston, 6,591; Salem, 11,346; Newburryport, 6,852.
Rhode-Island.	49	2	899	2	2	Providence, 16,000; Newport, 7,319; Bristol, 3,197.
Connecticut.	90	5	852	2	7	Newhaven, 7,147; Hartford, 4,726; Lietchfield, 4,610; Fairfield, 4157.
New-York.	280	16	135	2	27	Albany, 16,000; New-York, 169,000; Buffalo, 3,000; Troy, 8,000.
New-Jersey.	138	5	989	2	6	Trenton, 3,942; Paterson, 5,081.
Pennsylvanien.	280	15	893	2	23	Harrisburg, 2,990; Lancaster, 6,633; Pittsburg, 7,248; Reading, 4,332.
Delaware.	94	2	964	2	2	Dover, 900; Wilmington, 5,268.
Maryland.	119	9	233	2	9	Baltimore, 70,000; Annapolis, 2,260; Fredericktown, 2,771.
Virginien.	320	20	564	2	23	Richmond, 12,067; Peterburg, 6,690; Norfolk=Bourough, 8,478.
Nord-Carolina.	362	12	733	2	13	Ralaigh, 2,674; Newbern, 3,663; Fayetteville, 3,532; Wilmington, 2663.
Süd-Carolina.	188	16	082	2	9	Columbia, 2,058; Charleston, 37,000.
Georgien.	300	19	952	2	6	Milledgeville, 2,069; Savannah, 8,000.
Alabama.	275	18	727	2	1	Cahawba, 1,200; Mobile, 1,000.
Mississipi.	275	16		2	1	Jackson, 800; Natches, 2,184.
Louisiana.	240	20	820	2	1	N. Orleans, 40,000.
Tenessee.	390	10		2	6	Murfreesborough, 1,200; Nashville, 3,000; Knoxville, 2,200.
Kentucky.	289	13		2	10	Francfurt, 1,679; Lexington, 5,279; Louisville, 4,012; Russelville, 1,712.
Ohio.	205	18		2	6	Columbus, 1,400; Cincinnati, 15,000; Steubenville, 2539.
Indiana.	250	14		2	1	Indianopolis, 900; Croydon, 2,000.
Illinois.	365	16		2	1	Vandalia, 1,000; Kaskaskia, 2,000.
Missouri.	272	22		2	1	Jefferson, 1,000; St. Louis, 5,000.
Gebiete.						
Michigan.	250	13		»	»	Détroit, 1,422; Mackiniac.
Arkansas.	500	24		»	»	Arkopolis oder Littlerock, 200.
Florida.	385	15	216	»	»	Tallahassee, 4,000; St. Augustin, 5000; Pensacola, 2000.
North-West.	390	37		»	»	Greenbay, 952; Prairie du Chien, 492.
Missouri.	900	71		»	»	Councilbluff, 1,000; St. Peter.
Oregon oder West.	600	48		»	»	Astoria, 200.
			657	48	187	

1) In der Schätzu m Missouri 41,550
2) Diese beiden S 140,000
Schätzung von 398,969
ung von 1820. 9,638,226
3) Dieß ist die G 10,000
als die damalig Gesammt-Bevölkerung der Union im Jahre 1820. 10,047,195
waren. Um di ngenommene Zahl der Bevölkerung jedes Staates am Ende des Jahres 1827
Mellish, folgen
torien wohnen s weit unter der Wahrheit erfunden. Man glaubt, daß in jenem Jahre das
Ind Millionen belaufen habe, die unterrichtetsten Statistiker Nordamerikas neh-
St f 225 Millionen gestiegen sey.
Ohi
Mis n Yard hält 3 Fuß, der Fuß 12 Zoll.
Illi
Süd
Wes geographische Meile.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 91. 31 März 1828.

Parry's Expedition nach dem Nordpole.

Narrative of an Attempt to reach the North Pole, in Boats fitted for the Purpose, and attached to His Majesty's ship Hecla, in the Year 1827, under the Command of Captain William Edward Parry, Illustrated by Plates and Charts. Published by Authority of his Royal Highnes, the Lord High Admiral. 4to p. p. 228. London: Murray 1828.

Wir haben hier einen merkwürdigen Beweis, wie oft Thatsachen alle Systeme und Theorien der Gelehrten und selbst die gewichtigen Beschlüsse hochweiser Gesellschaften zu Schanden machen. Nachdem jeder Versuch, den Nordpol zu Schiffe zu erreichen, fehlgeschlagen war, fand man es sehr wahrscheinlich, daß, wenn man, an den Eisfeldern in der Nordsee angelangt, das Schiff verließe und sich in Bote begäbe, die mit den gehörigen Vorräthen versehen wären, man ohne viel Schwierigkeit das längstersehnte Ziel erreichen würde. Den Zwischenraum zwischen der offenen See und dem Pole bildet — sagte man — eine unabsehbare ebene Eisfläche; hier könnten die Bote aufs Trockne gezogen und, mit Rädern versehen, von Rennthieren oder Hunden weiter gebracht werden; traf man offene Stellen, so brauchten die Reisenden blos die Räder abzunehmen, die Bote ins Wasser zu setzen, sie mit ihren Hunden oder Rennthieren zu besteigen, und, nachdem sie in ein paar Minuten den Zwischenraum durchschifft, ihre Reise auf den Eisfeldern weiter zu verfolgen.

Der Glaube an die Ausführbarkeit dieses Planes gründete sich auf das Zeugniß Capitän Lutwidge's, der, mit Capitän Phipps vereinigt, die Expedition an den Nordpol im Jahr 1773 ausgeführt hatte. Nach seiner Beschreibung bildete das Eis nordöstlich von einer der sieben Inseln (im Norden Spitzbergens) eine fortlaufende, ebene, ununterbrochene, nur vom Horizont begränzte Fläche. Auch in Capitän Phipps Karte von dieser Reise wird das Eis im Norden und Westen der sieben Inseln als eben ununterbrochen und völlig fest bezeichnet. Der arktische Seefahrer Scoresby, der jüngere, geht sogar noch etwas weiter. Er sah ein Eisfeld so ohne alle Riffe und Unebenheiten, daß, wäre kein Schnee gelegen, eine Kutsche ohne Hinderniß oder Gefahr viele Stunden weit darauf hätte fahren können. Von dieser einzelnen Thatsache ausgehend, schrieb er eine Abhandlung über die Ausführbarkeit des eben berührten Planes, welche in den Memoiren der Werner'schen Societät in Edinburg vor das Publikum gebracht worden ist. Die Berichte mehrerer Wallfischfänger, die von Capitän Parry befragt wurden, gingen eben dahin; auch scheint Parry selbst den Plan so wenig bedenklich gefunden zu haben, daß er ihn den Lords der Admiralität vorlegte; diese theilten ihn der königlichen Societät mit, welche die Ausführung desselben angelegentlich empfahl. Capitän Parry gesteht jedoch, er habe seine Hoffnung auf einen günstigen Erfolg hauptsächlich darauf gebaut, daß ein ähnlicher Vorschlag schon früher von Capitän Franklin gemacht worden war; der nicht nur einen Plan zur Expedition entwarf, sondern sich auch erbot, an die Spitze zu treten. Bedenkt man alle Umstände, die Glaubwürdigkeit der Zeugen, worauf man sich stützte, die unbestreitbare Einsicht derjenigen, welche darüber zu entscheiden hatten, und die große Erfahrung sowohl des Offiziers, der diese neue Unternehmung vorschlug, als auch dessen, der sie auszuführen versuchte, so findet sich nicht wohl ein auffallenderer Beleg für die Trüglichkeit menschlichen Zeugnisses und theoretischer Spekulation, als der sich aus der vorliegenden Erzählung ergibt.

Alles war für die Expedition vorgekehrt, was nur immer der Scharfsinn zur Sicherung ihres Gelingens ersinnen mochte. Man hatte Bote erbaut, die nach den damit vorgenommenen Proben dem beabsichtigten Zweck vollkommen entsprachen. Zu beiden Seiten des Kiels waren starke Kufen, mit geglättetem Stahle beschlagen wie Schlitten, beträchtlich den Kiel überragend, angebracht, und auf diesen ruhte das Bot, so lang es auf dem Eise war. Auch Räder waren in Bereitschaft, die an den Boten befestigt werden konnten; allein man hatte nicht Gelegenheit, ihre Brauchbarkeit zu erproben. Vorräthe hatte man im Ueberfluß; die Bote sollten, nachdem das Schiff Hekla in einem sichern Hafen geborgen wäre, Spitzbergen mit Anfang des Junius 1827 verlassen und gegen Ende Augusts zu dem Schiffe zurückkehren, da man voraussetzte, daß das fragliche Unternehmen in dieser Zeit ausgeführt werden könnte.

Der Hekla erreichte am 19 April Hammerfest, wo acht lappländische Rennthiere zum Ziehen der Bote in Bereitschaft waren. Am 29 ging er wieder unter Segel und war am 16 des folgenden Monats auf der Höhe von Red Beach angekommmen, der höchsten Breite, auf die man das Schiff mitzunehmen gedachte. Hier aber wollte sich kein sichrer Hafen finden, in welchem man das Schiff lassen konnte; und einige Umstände traten ein, welche für den Capitän wenig Aufmunterndes hatten. Parry sagt:

Die Beschaffenheit des Eises war ohne allen Vergleich für unsern Zweck die ungünstigste, die ich jemals gefunden hatte. Es bestand aus unzusammenhängenden Stü-

chen von kaum 15—20 Quadrat-Yards; *) zeigten sich größere Stücke, so war ihr Rand wieder mit kleinern umgeben, die durch den Druck in tausend Splitter sprangen und bei jeder Bewegung vorwärts große, scharfeckige Massen uns entgegenthürmten. Wir hätten keinen Grund gehabt, einen solchen Weg weiter zu verfolgen, wenn wir nicht geglaubt hätten, gewiß seyn zu dürfen, daß jenseits größere Eisflöße und Eisfelder sich befinden müßten, von welchen wir nicht mehr weit entfernt seyn konnten. In dieser Hinsicht betrachtete ich unsre östliche Richtung als vortheilhaft, vorausgesetzt, daß nordwärts in diesem Meridian eine Unterbrechung des Eises weniger zu befürchten war als westwärts, wo fern vom Lande jeder Südwind einen Eisbruch herbeiführen mußte. Ein anderer, sehr wichtiger Vortheil schien mir der zu seyn, daß, da Spitzbergen dem Eise gegenüber lag, wir annehmen konnten, daß letzteres nicht in so großer Menge und so ungestüm südwärts treiben würde als westwärts.

„Aus diesen Gründen wünschte ich wenigstens einen Versuch zu machen, und da die Offiziere mit mir derselben Meinung waren, so setzten wir am 27 früh Morgens die Bote aus, entschlossen, uns eine Strecke weit von dem Schiffe zu entfernen. Allein das Eis war so ungleichmäßig, daß wir selbst mit noch mehr Mannschaft offenbar in einem Tag nicht mehr als eine (englische) Meile zurücklegen und überdies die Bote leicht durch ihr Anstoßen an die eckigen Eismassen eine bedeutende Beschädigung erleiden konnten. Unter diesen Umständen war es jedem von uns nur zu klar, daß es höchst unklug seyn würde, auf der Fortsetzung der Fahrt zu bestehen, da, wenn nach all dem das Eis auch schon in einer Woche so wegtreiben sollte, daß es uns möglich würde, der festen Eisfläche auf einige Meilen näher zu kommen, wir durch längeres Zuwarten doch noch Zeit ersparten, der vielen Gefahren und nutzlosen Strapatzen und des Aufwands unsrer Mundvorräthe nicht zu gedenken. Ich ergab mich deßhalb, obgleich höchst ungern in die Nothwendigkeit und ließ unsere Sachen wieder an Bord bringen.

(Fortsetzung folgt.)

*) 1 Quadrat-Yard = 9 Quadratfuß.

Cobbett's Sendschreiben an den Herzog von Wellington.

(Fortsetzung.)

Aber damit ich anfange, Sie in ihr neues Geschäft einzuführen; erlauben Sie mir, daß ich mich — um diesen Zweck zu erreichen — des kürzesten und geradesten Weges bediene, Ihnen einige ganz einfache Fragen vorzulegen:

1) Wissen Sie, daß die Summen, welche jährlich für die Zinsen unserer Schuld und den Tilgungsfond derselben gezahlt werden, daß diese Summen allein sich höher belaufen, als die gesammte Masse alles Einkommens (rental) im Königreiche, und zwar nach dem Maßstabe vom Jahr 1804, wo dieses Einkommen sich mindestens um ein Drittheil höher belief, als jetzt?

2) Wissen Sie, daß wenn alles wirkliche Eigenthum, alle Ländereien, Häuser, Bäume, Bergwerke, Kanäle, Fischereien, Straßen und Brücken in einer öffentlichen Versteigerung verkauft würden, die Summe, welche dafür bezahlt werden würde (vorausgesetzt, daß sie im Verhältniß zu dem Ertrage wäre, nicht hinreichte, die Schuld zu bezahlen, sondern daß noch zweihundert Millionen Pfund Sterling wenigstens fehlten, welche man den Inhabern der Fonds schuldig bliebe.

3) Wissen Sie, daß die Nationalschuld von dem Tage, wo der Friede geschlossen wurde, bis jetzt, statt abzunehmen, sich beständig vermehrt hat, während doch alle Ländereien, Häuser, und anderes reelles Eigenthum bereits den Fondsinhabern zu weit höherem Belauf, als ihr Werth beträgt, verpfändet sind?

4) Haben Sie je zuvor von einem Lande gehört, dessen Gesetzgeber die Frage aufwarfen, und in Berathung zogen, wie man verfahren müsse, um einen Theil des Volkes aus dem Lande zu schaffen?

5) Haben Sie je zuvor von einem Lande gehört, das solche Schaaren von Armen aussendet, daß andere Nationen gezwungen sind, eine Art von Quarantäne-Gesetzen gegen sie zu erlassen, wie jetzt in Nordamerika der Fall ist, wo die Hafenbeamten den Befehl erhalten haben, diejenigen zur Verantwortung zuziehen und zu strafen, welche englische Arme überführen?

6) Was Ireland anbetrifft, so scheint es allgemein zugestanden, daß das Elend dieses unglücklichen Volkes alle Grenzen der Vorstellung überschreite; aber wissen Sie wohl, daß auch in England, im Vaterlande des „Roastbeef," nur Brod oder Kartoffeln die gewöhnliche Nahrung der arbeitenden Classe ist?

7) Wissen Sie, daß die Diebstähle in England jährlich in solchem Maße zunehmen *), daß jeder Mann von gesundem Menschenverstande einsehen muß, wie ohne eine schnelle Veränderung in wenigen Jahren nicht die geringste Sicherheit für das Eigenthum seyn kann?

8) Wissen Sie, daß Kinder bereits anfangen zu stehlen, und zwar in solcher Menge, daß die Friedensrichter eine Vermehrung ihrer Macht und Dispensation von dem Geschwornen-Gerichte haben verlangen müssen, um diesem Unwesen zu steuern?

9) Wissen Sie, daß, ungeachtet der schweren Armensteuer (poor rates), die Armen in einer solchen Lage sind, daß sie in zahlreichen Fällen wirklich in das Gefängniß zu kommen suchen, um ihre Lage zu verbessern? **)

(Schluß folgt.)

*) Während der letzten sechzehn Jahre sind nach amtlichen Angaben die Straffälle in England und Wales von 5,158 d. J. auf 11,095 gestiegen.

**) Sir E. Wilmot, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, erklärte öffentlich, daß er die Verbesserung der Gefängnisse als eine der Hauptursachen der Vermehrung der Verbrechen betrachte; da neun Zehntheile ihrer Bewohner in denselben einer sicherern und bessern Nahrung genießen, als in ihrem eigenen Hause.

Ibrahim Pascha.

(Schluß.)

Ich war selbst Zeuge von mehreren dieser Gräuel. Mit meinen eigenen Augen habe ich gesehen, wie fünfzig Landleute vor das Zelt Ibrahims geführt, in seiner Gegenwart mit einem glühenden Eisen gezeichnet und hierauf in ein tiefes stinkendes Kerkerloch *) geworfen wurden, wo sie im Schlamm verfaulen mußten, wenn das Schiff, das sie nach Egypten abholte, nicht bald erschien. Ich sah Priester, die gekreuzigt, und am langsamen Feuer verbrannt wurden; ich sah die Scenen des Sklavenmarkts: „He Kapitän, wollt ihr diese junge Suliotin? Ein guter Kauf! Ihr werdet zufrieden seyn.“ Ich sah . . .; doch genug.

Um das Bild von Ibrahim zu vollenden, brauche ich nur noch hinzuzufügen, daß sich der gute Mann für eine Art Napoleon hält. Nichts kann ihn so sehr beleidigen, als der Name „Barbar,“ den man ihm in Europa zuweilen gibt. Wenn er in den Zeitungen, die er durch die in Zante, Modon oder Navarin einlaufenden Schiffe erhält, und sich von seinem Dolmetscher Abo übersetzen läßt, eine solche Verkennung seiner Würde wahrnimmt, so haben es jeder Zeit die armen Gefangenen zu entgelten.

Solyman-Bey.

Der Obrist Seve war Napoleon's Adjutant und hatte sich als solcher besonders im rußischen Feldzuge ausgezeichnet. Als sich ihm in Frankreich nach dem Sturze des Kaisers keine seinen Neigungen angemessene Beschäftigung mehr darbot, begab er sich nach Egypten. Damals fing eben Mehemed Ali an, seinen militärischen Organisationsplan ins Werk zu setzen. Bald lernte der Pascha in dem Obrist Seve einen eben so gebildeten als tapfern Offizier kennen, den er nicht mit der Masse der Abentheurer verwechseln durfte, die ihm ihre Dienstbeflißenheiten und ihre Schmeicheleien aufdrangen.

„Franzose, sagte er zu ihm, wenn du mir Treue schwörst und bei den Reformen, die ich in meiner Armee vorhabe, tüchtig an die Hand gehst, so mache ich dich zum Bey und du kommandirst mein erstes Regiment. Aber du mußt Muselmann werden, denn die Araber würden dir sonst nicht gehorchen.“ Obrist Seve fand diese Gründe so einleuchtend, daß er den Turban nahm und in einer der Hauptmoscheen Alexandria's feierlich dem Christenthum entsagte, wobei er sich jedoch von der Ceremonie der Beschneidung dispensiren ließ. Der Pascha gab ihm den Namen Solyman-Bey, überhäufte ihn mit Geschenken und setzte ihm in seiner Eigenschaft als Commandeur einen Jahrgehalt von 40,000 Piastern (18,000 Fr.) aus.

Das Regiment Solyman-Bey's lagerte vor der Stadt; er selbst bewohnte in Modon ein Haus in der großen Marktstraße. Vor seiner Thüre stand eine Wache von ungefähr zehn Sapeurs, die uns, als wir ihnen sagten, daß wir den Obrist besuchen wollten, ehrerbietig salutirten und eintreten ließen. Es war um eilf Uhr Morgens. Wir trafen Solyman-Bey auf einem breiten Bette ruhend, wobei er sich mit einem Uebelbefinden, das er sich durch eine starke Ermüdung zugezogen, entschuldigte. Ich sagte ihm, daß ich in Morea gelandet hätte, um einige Städte zu besuchen. Da ich nun meinen Zweck erreicht, sey ich im Begriff, nach unserm gemeinschaftlichen Vaterlande zurückzukehren und wenn er mich mit Aufträgen an seine Familie beehren wollte, so würde ich sie mit Vergnügen besorgen. „Ich danke Ihnen unendlich, erwiederte er mit einer sehr verbindlichen Miene. Der directe Verkehr zwischen Frankreich und Morea ist so selten, daß ich Sie beim Wort nehmen und von Ihrer Güte Gebrauch machen muß, um meinen Freunden zu schreiben. Ich werde Ihnen unter anderem einen Brief an meinen Vater in Lyon zustellen.“ Nach einem Augenblick Stillschweigen setzte er mit Rührung hinzu: „Ich habe in meinem Leben nur drei Menschen geliebt, weil nur drei Menschen mir Gutes erwiesen haben: das ist mein Vater, Napoleon und Mehemed Ali.“

Ein kleiner Negersklave wartete uns hierauf mit Pfeifen und Kaffee auf, zu meiner großen Freude aber folgte auf die türkische Sitte bald die französische:

Crateras magnos statuunt et vina coronant.

Dem Gesetze des strengen Propheten zum Trotz, floß der Champagner in lange Gläser und drei oder vier egyptische Offiziere, die gerade zugegen waren, leerten unbedenklich einige Flaschen.

Solyman-Bey, obgleich Renegate, doch im Herzen noch Franzose, brachte einen Toast auf das Wohl Frankreichs aus, wobei ihm die Thränen in die Augen traten. Ich stimmte feurig ein. Nachdem wir uns eine Zeitlang über Constantinopel und über die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs, wofür er sich lebhaft zu interessiren schien, unterhalten hatten, bezeugte ich ihm meinen Wunsch, sein Harem zu sehen. „Obrist, sagte ich, meine Bitte kann Sie befremden. Aber ich betrachte mich hier als im Hause eines Franzosen, nicht eines Türken.“

Die egyptischen Offiziere zogen sich zurück und drei Frauen aus dem Harem Solyman-Bey's erschienen. Alle drei (zwei von ihnen waren Schwestern) vereinigten mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes die entzückendsten Reize des Körpers; besonders war Chrysula, die ältere der beiden Schwestern, eine verführerische Schönheit: eine schlanke Gestalt, ein sanfter, etwas melancholischer Ausdruck über ein Gesicht verbreitet, auf welchem sich das blendende Weiß der Lilie mit dem Purpur der Rose vermählte; himmelblaue Augen, seltsam contrastirend mit dem Haar, schwarz wie Ebenholz. Der reiche und geschmackvolle Putz dieser drei Damen, gefangener Griechinnen, erhöhte wesentlich den Glanz ihrer Schönheit.

Chrysula, kaum achtzehn Jahre alt, war die Favoritin Solyman-Bey's, die er eben so leidenschaftlich liebte, als sie seine Liebe zärtlich erwiederte. Vor ihr besaß eine sehr reizende Negerin, Namens Arsana, die er aus Egypten mitgebracht, sein Herz. Ein paar Tage vor meiner Ankunft in Modon hatte die Eifersucht der verlassenen Geliebten einen Auftritt herbeigeführt, der leicht hätte ein tragisches

*) In einem Thurm, der die Südseite von Modon vertheidigt. Sie lagen daselbst nicht auf Stroh, sondern auf bloßer Erde, welche durch das eindringende Meerwasser aufgeweicht wird.

Ende nehmen können. Denn Arsana, die ihren treulosen Solyman in Chrysula's Armen überraschte, gerieth über diesen Anblick in eine solche Wuth, daß sie über die begünstigte Nebenbuhlerin herfiel, sie bei den Haaren ergriff, ihr das Gesicht zerkratzte, ja daß sie ihr die Augen ausgerissen hätte, wenn sie nicht durch Solyman-Bey, der sich ihrer bemächtigte, von fernern Gewaltthätigkeiten abgehalten worden wäre. Solyman-Bey selbst überlieferte sie in der ersten Aufwallung des Zorns seinen Sapeurs, mit dem Befehl, sie vor seinen Augen hinzurichten. Arsana vernahm ihr Todesurtheil, ohne um Gnade zu bitten. „Nein, Solyman, sagte sie, Du hast mich nicht verurtheilt, Du willst meinen Tod nicht; Arsana ist Dir zu theuer, als daß Du nach ihrem Blut dürstest. Doch gesetzt, Du vergäßest den Bund unserer Liebe, Undankbarer, und opfertest mich meiner Nebenbuhlerin, so sterbe ich ohne Bedauern einen Tod, der mich von dem Anblick der Verhaßten befreit." Schon war das verhängnißvolle Beil über Arsana's Haupt erhoben, als einige französische Offiziere, Freunde des Obrists, dazu kamen und dessen Zorn beschwichtigten. Arsana mußte für immer aus dem Hause.

Die drei Frauen Solyman-Bey's waren erst seit drei Monaten bei ihm und schon fingen sie an, arabisch zu sprechen. So leicht ist die Fassungskraft der Griechen, daß sie sich Kenntnisse, wozu Andere erst nach Jahren eines anhaltenden Fleißes gelangen, oft schon im ersten Augenblicke aneignen. Ich redete sie griechisch an; die vaterländischen Töne, die sie noch nie aus dem Munde eines Franken gehört hatten, waren ihren Ohren Musik und ich wurde bald mit ihnen so bekannt, daß der Obrist fast eifersüchtig geworden wäre. Auf den folgenden Tag lud uns Solyman-Bey zu einem Mittagmahl. Wir begaben uns um vier Uhr in sein Haus. In demselben Zimmer, wo er uns am vergangenen Morgen empfangen hatte, stand eine gedeckte runde Tafel, die jedoch nicht sehr orientalisch aussah, da sie sehr reichlich mit Flaschen besetzt war. Die Gesellschaft Solyman-Bey's bestand außer mir noch aus drei französischen Offizieren, und zwei andern Bekannten. Ich erhielt einen Platz zwischen den beiden Schwestern; an einem Ende der Tafel befanden sich drei bejahrte Frauen, ziemlich dürftig gekleidet. Ich überließ mich mit Lust der Unterhaltung mit meinen liebenswürdigen Nachbarinnen. Eine Unterhaltung mit Damen des Harems ist ein Glück, das dem Reisenden nur selten zu Theil wird und das eben deswegen etwas um so Pikanteres hat. Ich fragte sie, wer die drei alten Frauen seyen? „Eine von ihnen, antwortete Chrysula, ist unsre Tante. Waisen seit unserer frühesten Jugend bewohnten wir mit dieser unserer einzigen Verwandten ein kleines Haus in der Nähe von Tripolizza, als die Araber, welche das Land umher verwüsteten, in unsre Wohnung einbrachen, dieselbe plünderten, und uns selbst gefangen mit sich fortführten. So kamen wir in Solyman's Haus. Unsre Pflegmutter war damals verschwunden, wurde aber einige Tage nachher in den Gebirgen gefunden, nach Modon geschleppt, daselbst um einen geringen Preis verkauft und hatte das Schicksal, Wasser zu tragen oder in den Wäldern Reiß *) zu sammeln. Wir waren so glücklich, ihr eines Tages an den Thoren von Modon zu begegnen; Solyman bezahlte das Lösegeld für sie." „Seyd ihr zufrieden mit dem Bey?" „Er ist sanft und freundlich und sogar nicht launisch, daß wir uns glücklich genug schätzten, wenn uns nicht der Anblick unsrer unglücklichen Landsleute, die mit Ketten belastet unter den Peitschenhieben ihrer Treiber erliegen, zur Trauer stimmte." „Aber werdet ihr denn immer Gefangene bleiben?" „Der Bey hat uns die Freiheit geschenkt." Sie zeigte mir ihren Freiheitsbrief: er war von dem Obrist eigenhändig ausgestellt. Ich machte dem Obrist ein Kompliment über seine Humanität, worauf er sagte: „wenn ich meine Religion geändert habe, so ist mein Character dadurch nicht verändert worden, mein Herz bleibt immer französisch. Alle diese Frauen, jung und alt, kehren, sobald der Krieg vorbei ist, in ihre Heimath zurück. Es sind auch noch acht Griechen bei mir, die ich den Händen meiner Araber entriß, als sie dieselben, mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen hatten und eben niederhauen wollten."

Eine Menge Gerichte, welche zum Theil die Küche des Pascha's liefern mußte, folgten auf einander. Zum Nachtisch brachte man Champagner. Zuletzt bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft jene den Franzosen eigenthümliche Munterkeit und man sang Trinklieder, deren Refrain der Chor wiederholte. Die Mahlzeit dauerte bis 8 Uhr Abends.

Wähend der fünfzehn Tage, die ich in Modon zubrachte, besuchte ich Solyman-Bey noch oft und hatte mich immer der gleichen freundschaftlichen Aufnahme zu erfreuen. Ich lernte den Mann achten, und bin überzeugt, daß es eher ein Glück als ein Unglück für die Griechen ist, daß er sich an der Spitze der Egyptier befindet. So manchen Ort hat er von der Plünderung, so manchen Griechen von dem Säbel der Araber, so manche Frauen von der Entehrung gerettet; sein ganzes Vermögen verwendet er zum Besten seiner Familie in Lyon und zur Erleichterung des Elends. Seine Thüre ist von einem Haufen Armer umlagert, die er nährt und sein Haus von Griechen angefüllt, die seine Großmuth preisen. Nachdem ich noch Coron, wo ich Byron's und seines Korsaren gedachte, gesehen hatte, verließ ich den blutgetränkten Boden, der nicht mehr gebaut wird, wo aber mitten unter dem Wirken der Zerstörung immer noch wie in einem Garten tausendfarbige Blumen prangen, wo die Orangen und die Citronen die Luft durchwürzen, wo am Rande klarer Bäche Myrten und Lorbeerrosen grünen und in den dunkeln Gebüschen, die holden Freundinnen der Einsamkeit, die Nachtigallen, schlagen. Als ich nach dem Hafen wandelte, um mich einzuschiffen, spühlten die Wellen mehr als zwanzig Leichname an den Strand; es seyen einige Gefangene, hieß es, die man in dem Gefängniß enthauptet habe. — Armes Griechenland! wann wird endlich der Fluch von dir genommen werden!

*) Zu diesem Geschäfte wurden die ältern Frauen, namentlich die aus Missolonghi, gebraucht. Der Verfasser sah, wie sie heerdenweise hinausgetrieben wurden; unzählige erlagen den Mißhandlungen der Barbaren, welche die schönste Frucht der Humanität, das Gefühl des Mitleids, nicht kennen.

*) Solliman-Bey zieht zwei griechische Kinder auf; einen Knaben von acht Jahren, den er Kolokotroni, und ein Mädchen von zwei bis drei Jahren, die er Bobolina nennt. Jedem hat er einen Freiheitsbrief ausgestellt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 92. 1 April 1828.

Des Bischof Heber's Reisen durch das nördliche Indien.

Narrative of a Journey through the Upper Provinces of India, from Calcutta to Bombay by the late Reginald Heber, D. D. Lord Bishop of Calcutta. 2 vols. 4. London 1828.

Die Beschreibung einer Reise durch die obern Provinzen Hindustans, längs der Ufer des heiligen Ganges, durch die schönsten Theile Bengalens, über einen der Gebirgszüge des Himalaya, dann westwärts über Delhi und Agra nach Bombay und Punah müßte selbst bei einem minder geistvollen Reisenden viel Anziehendes und Interessantes behalten; in Bischof Heber's Händen aber wird sie in hohem Grade ergetzlich. Mit heitern lebendigen Farben bringt er die Landschaften, die er durchreist, vors Auge, und weiß oft selbst dem kleinsten Gegenstand Bedeutung und Leben zu geben. Die Einwohner betrachtet er überall mit wohlwollendem und, wenn auch nicht ganz unbestochenem, doch gutmüthigem Blicke. Schon die Sorglichkeit, mit der er in seinen Sittenschilderungen in das kleinste Detail eingeht, und nichts für zu unbedeutend hält, um seinen Zusammenhang mit der Natur des Landes und dem Geiste des Volks und seiner Geschichte aufzusuchen, beweist seinen gerechten, billigen Sinn. Der Styl ist der anspruchlose, vertrauliche einer Mittheilung an Freunde und Verwandte; natürlich aber mußte, bei dem beweglichen Geiste des Reisenden, die Größe und der mächtige Eindruck der Naturscenen, die ihm in diesem Theile der brittischen Besitzungen entgegentraten, oft unwillkürlich auch seiner Darstellung einen höhern Schwung geben.

Hier findet sich der höchste Punkt der Erde, 26,800 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Dieser Punkt, von ewigem Schnee bedeckt, nie besucht von einem lebenden Wesen als von dem Condor oder dem Adler, ist im Schimmerlichte des Morgens oder im glühenden Abendroth über jede Beschreibung erhaben. „Tausend leuchtende Gipfel funkeln in dem heitern, wolkenlosen Aether, gleich den Stufen zu Gottes ewigem Throne."

Wir wollen zuerst einige Stellen in Beziehung auf die von Europäern seltener besuchte hügelige Gegend am Fuße des Himalaya-Gebirgs ausheben.

Ein Rohilla war vor einigen Jahren nach Oude gekommen und hatte sich dort eine Zemindarei *) gekauft. Im vorigen Jahre ward er davon auf die ungerechteste Weise von den Knechten des fürstlichen Günstlings vertrieben, welche zugleich eines seiner Weiber mit fortschleppten. Der Zemindar rennt wüthend nach Lucknow, ersteigt, mit Hülfe seiner Knechte, die Mauer, die den Garten des Ministers umgibt, und lauert hier, allein, aber wohlbewaffnet, auf seinen Feind. Dieser erschien nicht selbst, wohl aber zwei seiner Söhne, welche mit ihren Ayahs spazieren gingen. Der Rohilla erkennt sie, stürzt sich auf sie gleich einem Tiger, und fordert, indem er die Knaben zwischen seinen Knien hält, die erschreckten Weiber auf, ihren Gebieter herbeizurufen. Der Palast kommt in Aufruhr, der Rohilla aber bleibt ruhig stehen, den Rücken gegen die Mauer gekehrt, die Knaben unter seinen Knieen, indem er den aus dem Palast Stürzenden entgegenruft: „Nähert ihr euch mir, so sterben sie beide vor euren Augen." Der Minister jammert, ringt die Hände, und verspricht ihm, was er wollte, wenn er seine Söhne freiließe; er antwortet: „Die Rückgabe meines Weibes; meine eigene Sicherheit und für beides die Bürgschaft des englischen Residenten!" Die Frau ward im Augenblick zur Stelle gebracht; der Minister rennt wie wahnwitzig nach dem Residenzgebäude, und bittet um Gotteswillen, daß Herr Ricketts oder Major Raper mit ihm gehen möchten. Der Rohilla, nach einer fürchterlichen Pause, in welcher er zwischen der Süßigkeit der Rache und den gegebenen Versprechungen zu schwanken scheint, erhebt sich endlich, nimmt sein Weib bei der Hand und führt sie hinweg."

*) Ein Grundstück, eine Art ewigen Pachtguts.

„Wir waren lange über gepflügtes Feld gegangen, bis wir durch eine Felsenschlucht aufgehalten wurden. Hier war es, wo wir zuerst die fernen Linien des Himalaya erblickten, etwas getrübt vom Nebel. Die näher liegenden Hügel erschienen blau. Hinter ihnen stiegen, gleich Wolkenbildern, nur in schrofferen pyramidalischen Zügen, die Patriarchen der Erde auf, vielleicht die übergebliebenen Trümmer einer früheren Welt, weiß und glänzend wie Alabaster, und auf die, vielleicht 150 englische Meilen betragende, Entfernung, die näherliegenden secundären Gebirgszüge so hoch überragend, als diese selbst, die doch 7600 Fuß hoch waren, die Ebene überragten, auf der wir standen. Eine eigene Mischung von Freude und Ehrfurcht überschlich mich bei diesem Anblick; bald aber breiteten die Nebel ihren Schleier darüber, wie über das Feenschloß von St. John, und ließen uns nur den kalten grauen Horizont zurück, der die grüne Ebene von Rohilkund umgürtete, nur da und dort von zerstreuten Mangobäumen unterbrochen."

Ueber die in dieser Gebirgsgegend von Kemaun vorkommende Thierwelt bemerkt der Verfasser: „Die Hasen sind hier größer und feiner als die in Hindustan oder Bengalen, und nicht kleiner als die in Europa. Die Gemse ist nicht ungewöhnlich in dem Schneegebirge, sonst aber selten. Auch Füchse trifft man. Bären, die vielen Schaden anrichten, findet man in der ganzen Provinz Kemaun; sie fressen in der Regel kein Fleisch, außer wenn der Hunger sie treibt; sonst ziehen sie Wurzeln, Beeren und Honig vor. Dennoch giebt es manche Beispiele, daß sie Reisende anfallen und zerreißen. Besonders sollen sie Weiber anfallen — eine Eigenheit, welche auch bei den Bären anderer Länder bemerkt wurde, und für die Vermuthung zu sprechen scheint, daß sie zu derselben Thierklasse wie die Paviane und Orangutangs gehören. Das Bisamthier findet man blos in den höchsten und kältesten Theilen der Provinz und den benachbarten Länderstrichen von Tibet und der Tatarei. Die Hitze von Almorah kann es nicht wohl ertragen. Dasselbe gilt von den Yaks *); sie sterben bald dahin, so wie sie die Nachbarschaft der Eisregionen verlassen. Die Shawlziege lebt zwar, wenn sie in wärmere Gegenden gebracht wird, fort, aber ihre Wolle artet aus — was eine sehr ungünstige Vorbedeutung für den Erfolg ihrer Colonisation in Europa gibt, welche man in Frankreich auf einem sehr hohen Fuße versucht hat. Hingegen scheinen die Thiere des Südens sich in den Schneeregionen äußerst gut zu befinden. Englische Hunde, welche in dem Klima der Ebenen ausarten, nehmen unter den Bhuteas zu an Stärke, Größe und Spürkraft. Höchst bemerkenswerth ist auch, daß sie nach Verlauf von einem oder zwei Wintern die nämliche feine, kurze Shawlwolle, mit ihren eigenen Haaren vermischt, bekommen, welche die einheimischen Thiere des Landes auszeichnet. Derselbe Fall findet bei den Pferden statt; die, welche die Bhuteas in die Ebenen herab zum Verkauf bringen, sind sehr schön, obgleich sie sonst klein und zottig sind, und viele Aehnlichkeit mit den siberischen Kleppern haben, die ich in Petersburg sah. Der Tiger findet sich überall in den Eisregionen, in derselben Kraft und Wildheit; doch konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob auch er die Shawlwolle habe."

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Art Büffel.

Parry's Expedition nach dem Nordpole.

(Fortsetzung.)

Dieß war ein schlechter Anfang. Der Hekla war indessen fortwährend mit Eis umgeben, und sichtbar in solch gefährlicher Lage, daß Capitän Parry es für seine Pflicht hielt, an Bord zu bleiben, bis das Schiff an einen sichern Ort gebracht werden konnte. Erst nach geraumer Zeit konnte diese nothwendige Maßregel getroffen werden; jeder Versuch mißlang bis zum 18 Junius, wo man endlich eine Bay (Treunenburg bay) entdeckte, in die man am 20 das Schiff bugsirte. Hier sollte es Capitän Parry's Rückkehr von dem Eise unter der Obhut Lieutenant Fosters erwarten, der die Weisung erhalten, mittler Weile, falls es die Umstände erlaubten, die östliche Küste aufzunehmen.

Der bereits mit den Boten gemachte Versuch bestimmte Capitän Parry sich nicht wieder der Rennthiere zu bedienen, da er sah, daß sie, wenn das Eis sehr uneben wäre, die Fahrt mehr verzögerten als förderten. Als die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, verließ er mit den zwei Boten den Hekla am Abend des 21 Junius. Das Wetter war ruhig und schön, die See offen. Nordwärts steuernd, stießen sie am 23 im 81° 12′ 51″ der Breite auf Eis. Die Bote wurden auf das Eis gebracht und folgender Reiseplan angenommen.

„Es war meine Absicht, die Nacht durchzureisen, und am Tage zu ruhen, da zur Sommerzeit in diesen Regionen beständige Taghelle ist. Die Vortheile dieses Planes, der jedoch gelegentlich durch die Umstände eine Abänderung erlitt, bestanden zuerst darin, daß wir so den starken, drückenden Schneeglanz während der Zeit, wo die Sonne am höchsten steht, vermieden, und dadurch einigermassen die in allen Schneeregionen gewöhnliche schmerzhafte Entzündung der Augen, „Schneeblindheit" genannt, verhüteten. Zweitens hatten wir auch in den Stunden der Ruhe wärmer und konnten unsre Kleider trocknen; wozu noch der nicht geringe Vortheil kam, daß bei unsern Nachtreisen der Schnee härter war. Der einzige Nachtheil zeigte sich hiebei, daß Nachts die Nebel häufiger und dichter waren als bei Tag, obgleich in dieser Hinsicht weniger Unterschied statt fand, als man sich vorstellen mochte, da die Temperatur doch im Ganzen während der 24 Stunden nur wenig Veränderung erlitt. Dieses Reisen bei Nacht und Schlafen bei Tag verkehrte so gänzlich die gewohnte Ordnung der Dinge, daß es schwer fiel, sich von Täuschungen frei zu halten. Selbst die Offiziere und ich, die wir Taschenchronometer hatten, fanden nicht immer heraus, in welchem Theile der 24 Stunden wir waren; und mehrere erklärten, (was man ihnen glauben kann), daß sie während der ganzen Excursion nie die Nacht von dem Tag unterscheiden konnten. *)

Wenn wir Abends aufstanden, begannen wir unsern Tag mit Gebet, zogen unsre Pelzschlafgewänder aus, und legten die Reisekleider an; die erstern bestanden in Camelot, mit Waschbärfellen gefüttert, letztere aus starkem blauem Boy. Wir beschlossen immer dieselben Strümpfe und Stiefel anzulegen, mochten sie den Tag über getrocknet seyn oder nicht; höchstens fünf oder sechs Mal waren sie nicht naß oder hart gefroren. Dieß hatte jedoch nichts zu bedeuten; das Unangenehme beim Anziehen in solchem Zu-

*) Hätten wir die höheren Breiten erreicht, wo die Veränderung der Sonnenhöhe während der 24 Stunden noch unmerklicher ist, so wäre durchaus nöthig gewesen, ein zuverlässiges Unterscheidungsmittel bei sich zu führen; da ein Irrthum von zwölf Stunden Zeit uns bei der Rückkehr auf einen dem rechten Meridian entgegengesetzten oder 18° davon abgeführt hätte. Um dieser Möglichkeit zu begegnen, hatten wir einige Chronometer, von den Herren Parkinson und Frodsham verfertigt, bei uns, auf deren Zifferblatt 24 Stunden angeschrieben waren, und der Zeiger nur einmal des Tages umlief.

stande abgerechnet, durfte man sicher seyn, daß sie nach viertelstündigem Weiterziehen durchein naß geworden waren; während auf der andern Seite von höchster Wichtigkeit war, trockne Stücke zum Schlafen zu behalten. Sobald wir reisefertig waren, frühstückten wir warme Cavao und Zwieback, und nachdem wir dann unsere Sachen auf den Böten und Schlitten zurecht gelegt hatten, um sie wo möglich vor dem Naßwerden zu sichern, traten wir unsere Tagreise an, und machten gewöhnlich 5 oder 5½ Stunden, hielten dann zum Mittagessen, und reisten wieder 4, 5 oder 6 Stunden, so wie es die Umstände erlaubten. Hierauf hielten wir an, der Nachtruhe wegen, wie wir es hießen, obgleich es gewöhnlich früh Morgens war, wobei wir die breiteste Eisfläche aussuchten, der wir uns nähern konnten, um die Bote darauf zu setzen, und zu verhüten, daß sie nicht durch Berührung mit andern Massen zerschellen oder weiter treiben möchten. Die Bote wurden der Länge nach an einander gelehnt, mit ihrem Hintertheil gegen den Wind gekehrt, dann wurden Schnee und Wasser herausgeschafft, die Segel über die Bambusmaste und drei Ruder als Zelte ausgespannt, und nur an dem Bug ein Eingang gelassen. Jeder zog nun trockne Strümpfe und Stiefel an; dann ging es an ein Ausbessern der etwa beschädigten Bote, Schlitten oder Kleider; nachdem wir alles auf die morgende Reise gehörig vorbereitet, setzten wir uns zum Abendbrode. Die meisten der Offiziere und der anderen Mannschaft rauchten ihre Pfeifen, was sehr viel zum Trocknen der Bote und Zelte beitrug und in unsern Behausungen eine Temperatur von 10° bis 15° erzeugte. Dieser Theil des Tages und nur dieser gewährte uns wahrhaften Genuß; die Leute erzählten ihre Geschichten und fochten alle ihre Schlachten wieder durch, so daß die nur zu oft erfolglosen Anstrengungen des Tages darob vergessen wurden. Während wir schliefen, wurde eine sich stündlich ablösende Wache ausgestellt, für den Fall, daß Bären erschienen, oder das Eis um uns her bräche; auch mußte sie darauf sehen, daß die Kleider trockneten. Wir beschlossen unsern Tag mit Gebet, und legten uns dann in unsern Pelzkleidern mit so viel Behagen zur Ruhe, als vielleicht wenige unter unsern Umständen für möglich hielten. Die einzige Unannehmlichkeit war, daß wir etwas im Raum beschränkt waren, und zu dicht und unbequem neben einander liegen mußten. Die Temperatur stieg während unseres Schlafens gewöhnlich von 36° bis 45°, je nach Beschaffenheit der äussern Atmosphäre; ein paar Mal hatten wir so windstilles und warmes Wetter, (bis zu 60°—66°), daß wir einen Theil unsrer Pelzkleider abwerfen mußten. Nachdem wir sieben Stunden geschlafen hatten, gab der zur Bereitung der Cavao Aufgestellte, wenn diese fertig war, mit dem Horn ein Zeichen; wir erhoben uns und traten auf die oben beschriebene Weise unsre weitere Reise an. Der für jeden Mann bestimmte tägliche Mundtheil bestand in 10 Unzen Zwieback, 9 Unzen Pemmican (eingepöckeltes Fleisch), 1 Unze versüßtes Cavaopulver, ⅓ Pinte Rum, nebst wöchentlichen 3 Unzen Tabak.

Unsere Feuerung geschah mit Weingeist, wofür täglich zwei Pinten ausgesetzten war; das Cavaopulver wurde in einem eisernen Kessel über einer gewölbten eisernen Lampe mit 7 Dochten gekocht; eine einfache Vorkehrung, die unserem Zwecke vollkommen entsprach. Wir fanden gewöhnlich eine Pinte Weingeist zur Bereitung unseres Frühstücks, d. h. zum Sieden von 28 Pinten Wasser hinreichend; obgleich es immer von einer Temperatur von 32° anfing. Bei ruhigem, schönem Wetter brachte diese Quantität Weingeist das Wasser in 1½ Stunden zum Sieden; meistens aber gingen die Dochte zu Ende, bevor die Hitze 200° erreicht hatte. Diese Vorkehrung verschaffte uns ein für Leute in unserer Lage höchst erquickliches Mahl. Dieß war mit geringer Abwechslung während der ganzen Excursion unsere regelmäßige Art zu leben."

(Fortsetzung folgt.)

Cobbett's Sendschreiben an den Herzog von Wellington.

(Schluß.)

Wenn Sie alles dieses wissen; wenn Sie es pflichtmäßig in Ueberlegung gezogen haben; wenn Sie bedacht haben, was — wenn diese Lage der Dinge dauert — nicht lange entfernt seyn kann; so sind Sie in der That der kühnste Mann, der je existirt hat, und ich möchte sagen, der waghalsigste, daß Sie mit allen den angeführten Thatsachen und Zeichen vor Ihnen, Ihren so bequemen Posten von militärischem Ruhm aufgeben, um sich selbst zu verpflichten, für unsere Glorie zwanzig Schilling auf jedes Pfund zu zahlen, das sie gekostet hat und das in Gold von gutem Schrot und Korn. Und dieß, merken Sie wohl, ist die Verpflichtung, die Sie übernommen haben. Sie haben im Parlament gesessen, seit Sie alt genug sind, um darin sitzen zu können. Sie haben stets jeden Antrag auf neue Anleihen unterstützt. Sie haben nie sich irgend einer Geldbewilligung widersetzt. Sie haben jedem Gesetze ihre Beistimmung gegeben, das zu der sogenannten Regulation des Geldumlaufs gemacht wurde; Sie waren im Cabinett, als diese wundervolle Regulation *) getroffen wurde; Sie sind jetzt in das Cabinett gekommen mit einem Regulationscodex in der Hand, den Sie selbst vorschlagen und durchsetzen halfen. Sie können daher nicht leugnen, daß Sie jetzt, da Sie das Amt eines Hauptfinanciers übernehmen, sich auf die entschiedenste Weise zur Zahlung der Interessen der Schuld und des Tilgungsfonds verpflichten. Dieß ist Ihre Verpflichtung, und ich behaupte, daß Sie nicht im Stande sind, sie zu erfüllen. Sie wünschen, sie erfüllen zu können; ich wünsche, daß Sie sie nicht erfüllen können; denn ich hoffe, daß wenn Sie unterliegen, Sie uns auf immer aus den Augen kommen; während die theuer erkaufte Glorie entweder vergessen seyn, oder mit jenem Gefühl betrachtet werden wird, welches unsere Erinnerung an vorübergegangene Thorheiten begleitet, für welche wir gegenwärtige Leiden erdulden müssen.

*) Die Errichtung von Provincialbanken, die berechtigt sind, Papiergeld (Bankscheine) auszugeben, gleich der Bank von England, rc.; im J. 1826. S. die Parlamentsverhandlungen in der „Britannia" vom a. J.

Brougham und einige andere der elenden Whigs haben einen leichten Versuch gemacht, Unruhe zu erregen durch den Gedanken, was Sie — mit aller Ihrer gegenwärtigen Gewalt — im Stand wären mit der Armee zu unternehmen. Wenn Sie dazu geneigt wären und Ihren Willen ausführen wollten, welchen Widerstand, möchte ich wissen, würden wohl Broughams Schulmeister *) Ihnen entgegensetzen? Aber werfen wir dieses kindische Zeug bei Seite, wozu sollten Sie sich doch der Armee bedienen wollen? die Armee kann Ihnen kein Geld machen, auch können Sie kein Geld aus den Taschen des Volkes nehmen, wenn keines in seinen Taschen ist; und wenn wirklich noch etwas in den Taschen ist, so können die Steuerbeamten es eben so rein und ruhig herausholen, als die Soldaten; und die Armee von Beamten, welche wahrscheinlich mehr Löhnung erhalten, als die Soldaten und Ihre Regimentsoffiziere, wenn wir sie alle zusammen nehmen, sind viel geschickter in diesem Handwerk, als die Soldaten je werden würden. O nein, Sie wissen es besser, daß man keinen Trumpf ausspielen muß, wenn man den Stich durch schlechtere Karten machen kann! Der Steuerbeamte weiß sehr gut, daß der Soldat ihm zur Hand, daß er ihm dicht in der Nähe ist, und daß wenn keine Ladung in seinem Gewehr ist, bald eine darin seyn kann; alles dieß weiß der Steuerforderer vortrefflich und der Steuerzahler weiß es eben so gut. Was bedürfte man also wohl noch mehr? Welche Gefahr kann daraus hervorgehen, daß Sie Minister sind, die größer wäre, als wenn irgend ein anderer dieß Amt bekleidete? Der Marquis von Lansdown scheint gleichfalls sehr besorgt zu seyn, „aus constitutionellen Gründen," daß das Obercommando völlig aus Ihren Händen genommen werde, und er beschwört Sie, ja zart mit der „Constitution" umzugehen. Es wäre wirklich zu verwundern, wenn der Marquis nicht wissen sollte, daß diese Art von Geschwätz heut zu Tage so gut als weggeworfen ist, außer etwa bei jenen alten Leuten, die in ihre zweite Kindheit getreten sind. Von „Constitution" zu schwatzen bei Steuern zum Belauf von 60,000,000 Pf. St. des Jahrs und bei einem Gesetz, das jeden auf Lebenszeit verbannt, der ein Wort äußert, welches die Tendenz hätte, unsere „Repräsentanten" in Verachtung zu bringen, kann im besten Falle nur Gelächter erregen — und würde dieß thun, wenn die Verbannung uns nicht etwas zu nahe vor Augen gestellt wäre.

O nein, Furcht dieser Art läßt uns unbeschwert. Wir wissen wohl, daß, wenn Sie offen das Commando behalten hätten, wir eben so gut daran wären, als wir es jetzt seyn werden. Die bloße Existenz einer solchen Armee gibt unserer Lage einen entschiedenen Charakter und sie kann nichts mehr thun, unser Loos schlimmer zu machen, es sey denn, daß sie uns noch ein wenig mehr von unserem Geld nehme, vorausgesetzt nämlich, daß dieß möglich wäre. Wir haben daher von Ihnen keine andere Gefahr, als von irgend einem andern Mann auf Ihrem Posten. Sie haben mit Etwas zu thun, das Soldaten weder aufrecht halten, noch stürzen können. Sie haben ein System des Borgens und Interessen-Zahlens zu tragen; Sie haben einen halben Thaler zu zahlen, und nur sechs Pfennige, mit denen Sie zahlen können; Sie haben es auf Ihre Schultern genommen, eine kleine Corporation von Gläubigern zu befriedigen, wie sie nie zuvor auf Erden gesehen worden ist. Wer nur den geringsten gesunden Menschenverstand hat, kann nicht bezweifeln, daß die Uebel, die sich so lange auf uns gehäuft haben, endlich zu einer großen Convulsion führen müssen. Und, merken Sie wohl, Soldaten können dieß nicht verhüten. Nehmen wir an, daß der Eintausch, *) den Hr. Huskisson vor zwei Jahren befürchtete, wirklich eingetreten wäre, würde eine Armee im Stande gewesen seyn, eine allgemeine Plünderung zu verhüten? O nein, unsere gegenwärtigen Uebel sind nicht von der Art, daß man ihnen Bataillone entgegen schicken könnte. Im allgemeinen sind alle unsere alten Begriffe von Freiheit und Recht völlig dahin. In kleinen Abstufungen sind wir allmälig so weit gebracht worden, in England Kasernen zu sehen und Garnisonen und fremde Truppen, ohne Schaam und ohne die geringste schmerzliche Bewegung zu empfinden. Vor vierzig Jahren würde die bloße Idee eines Oberbefehlshabers der Armee in England einen allgemeinen Schrecken erregt haben. Gegenwärtig scheint eine solche Personage nicht nur als erlaubt, sondern sogar als unumgänglich nothwendig betrachtet zu werden. Wenn dem Vater eines unserer ältern Pairs gesagt worden wäre, daß die Zeit käme, wo seine Güter eben so schwer mit dem Halbsold der Armee oder Marine belastet seyn würden, als mit der Armenunterstützung, was würde er darauf geantwortet haben? Wenn man ihm gesagt hätte, daß ein einziger Krieg, — abgesehen von der Nationalschuld — seine Güter in Steuern zu dem Belauf von wenigstens dem sechsten Theil ihres Ertrages verwickeln würde, so hätte er den Propheten verlacht. Und doch ist dieß jetzt der Fall und dazu ohne ein hörbares Murren zu veranlassen. Das Volk hat lange alle Hoffnung auf Hülfe aufgegeben, außer der durch das Uebermaaß des Uebels. In den mittlern Ständen herrscht allgemein die Ueberzeugung, daß keine Anstrengung sie in den Stand setzen könne, ihre Lage zu verbessern, während unter den schwer arbeitenden Classen eine eben so allgemeine Sorglosigkeit sichtbar ist, die sie um alles unbekümmert läßt, außer den Mitteln, von einem Tage zum andern ihr Leben zu fristen, und dieß ist das Schauspiel, welches ein Volk darbietet, das einst in Bezug auf seine Freiheiten und Nationalehre das eifersüchtigste der Welt war. — —

Dieß ist die Lage von England zu der Zeit, wo Sie sich freiwillig an die Spitze der Staatsangelegenheiten stellen; Sie haben sich ein neues Piedestal für Ihre Statue gewählt; Sie suchen einen doppelten Ruhm; aber vergessen Sie nicht, daß Sie jetzt diesen doppelten Ruhm erhalten, oder — keinen.

*) Ein Lieblingsthema des berühmten Parlamentsredners B. ist die Verbreitung der Aufklärung durch Verbesserung der Volkserziehung.

*) Des baaren Geldes gegen Papiergeld.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 93. 2 April 1828.

Geselliges Leben in Spanien.

Wie vor Napoleon's Herrschaft Italien, so ist jetzt Spanien das Land der gewaltigen Leidenschaften und der großen Verbrechen. Die gräßlichsten Criminalfälle, welche die Phantasie unserer Novellenschreiber nur sich erdenken kann, bieten hier nicht selten den Stoff zu den Verhandlungen der Gerichtshöfe. Wir theilen von mehreren, die zu unserer Kenntniß gekommen sind, unsern Lesern nur zwei aus der neuesten Zeit mit, die uns characteristisch für den sittlichen und geselligen Zustand des Landes zu seyn schienen.

In der Stadt San Felipe de Jativa, im Königreich Valencia, lebte Donna Feliciana Belmonte, eine junge und schöne Wittwe, zu deren Tugenden indeß die der Treue und Beständigkeit nicht gehörte; denn nicht zufrieden mit der Aufmerksamkeit eines treuen Liebhabers in der Person von Don Carlos, einem Offizier auf halbem Sold, lieh sie zu gleicher Zeit auch den Versprechungen oder Schmeicheleien eines seiner Cameraden, Don Francesco, ein nur zu williges Ohr. Am 15ten October 1826 begegneten sich die beiden Nebenbuhler, die bereits eifersüchtig auf einander waren, im Hause der Donna Feliciana. Sie versuchte die Rolle der Unbefangenen zu spielen und beide durch die Gleichgültigkeit, die sie annahm, zu täuschen. Da aber im Lauf der Unterhaltung Don Carlos der Dame etwas in das Ohr zischelte, so konnte Francesko sich nicht länger halten; es kam zu einem Streit, der dahin führte, daß beide Parteien die Wittwe baten, offen zwischen ihnen zu entscheiden, und zu erklären, welchen sie vorzöge. Sie verweigerte dieß zu thun, und es kam daher zu einem Duell zwischen den beiden Nebenbuhlern. Als sie des andern Morgens zu der verabredeten Stunde sich trafen, wandte sich Don Carlos, gegen die sonstige Gewohnheit in Ehrensachen, an seinen Gegner und sagte: „Ehe wir uns schlagen, glaube ich erklären zu müssen, daß ich überzeugt bin, wir sind beide die Narren eines koketten und falschen Weibes gewesen. Ich wünsche, daß unsere Secundanten herantreten und ein Gelübde hören, das ich abzulegen entschlossen bin, und welches nach den Umständen das Todesurtheil für einen von uns werden kann."

Die Secundanten näherten sich, und Don Carlos fuhr fort: „Ich schwöre hier feierlich, daß wenn es mein Schicksal seyn sollte, Don Francesco in diesem Zweikampf zu tödten, Donna Feliciana von meiner Hand und durch dieselbe Waffe, die ihm den Tod gebracht hat, sterben soll."

Don Francesco, hingerissen von dem Beispiel seines Cameraden, leistete denselben Schwur; vergebens bemühten sich die Secundanten, sie zu versöhnen. Der Zweikampf begann, und Don Francesco fiel. Don Carlos ergriff die Flucht, da nach den Gesetzen von Spanien sein Leben verwirkt war. Ein Jahr verging, ohne daß man das geringste von ihm vernahm; aber am 16 October 1827, dem Jahrestage des unglücklichen Duells, trat Don Carlos in das Haus der Donna Feliciana, und in dem Moment, wo er sie erblickte, stieß er ihr das Schwert, welches auch Don Francesco durchbohrt hatte, in das Herz. Mit der größten Fassung rief er darauf ihre Bedienten und erzählte, was er gethan habe. Es wurde nach den Gerichtsbeamten gesandt, denen er sich ruhig übergab. Wenige Tage darauf wurde ihm der Proceß gemacht; die Secundanten wurden verhört, und bestätigten vollkommen die Aussagen, die Don Carlos gemacht hatte. Er wurde des Mordes schuldig gefunden, und verurtheilt als Edelmann — durch die Garrota*) zu sterben. Das Urtheil wurde, nachdem es durch die königliche Audiencia von Valencia bestätigt worden war, am 25 Nov. 1827 zur Vollziehung gebracht. Den Abend vor der Hinrichtung wurden die vier Secundanten verhaftet, um als Theilnehmer an dem Duell, nach den Gesetzen gerichtet zu werden.

Ein anderer Criminalfall, den eine der neuesten Numern der Gazeta de Madrid enthält, ist folgender:

Juan Santos, ein Gärtner in der Stadt Colmenar de Vigo, wenige Meilen von Madrid, war zu arm, eine Familie von sieben Kindern zu erhalten, und gab deshalb die vier ältesten bei benachbarten Pächtern in Dienst. Seine Tochter Hilaria, ein schönes Mädchen von 18 Jahren, wurde Magd in dem Hause von Don Jago Tinerez, einem reichen Pächter zu Navalcarnen. Hilaria, obwohl sie sich in jeder andern Beziehung zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft betrug, wurde zu ihrem Unglück durch die Noth ihres Vaters zuweilen versucht, Lebensmittel und andere

*) Ein eisernes Halsband, das dem Verurtheilten umgelegt und dann durch eine Schraube zusammengepreßt wird, bis er erwürgt ist. Dieß ist in Spanien die gewöhnliche Todesstrafe für Verbrecher von adeligem Stande, oder aus dem weiblichen Geschlecht.

Gegenstände zu entwenden, doch immer in so geringer Quantität, daß die Familie, bei der sie diente, ihren Verlust gar nicht bemerkte. Zu Ostern des vergangenen Jahres entdeckte sie diese Diebstähle ihrem Beichtvater, dem Pfarrer des Dorfes. Dieser, durch die Reize der Reuigen zu unreiner Begierde entflammt, verweigerte ihr die Absolution und gab ihr zur Buße auf, acht Tage lang jeden Abend zum Angelus die Kirche zu besuchen und ihren Rosenkranz aufzusagen; nach Verlauf dieser Zeit sollte sie wieder zu ihm kommen, und wenn er sie dann in einer geeigneten Stimmung fände, wolle er ihr die Lossprechung ertheilen. Zu der bestimmten Zeit erschien sie, nach dem Angelus, in der Sacristei, um den Pfarrer zu sprechen; es wurde ihr aber gesagt, er sey in seinem Zimmer, wohin sie ihm folgte. Der Pfarrer wollte, nachdem er ihr die Absolution ertheilt hatte, die Gelegenheit benutzen, küßte sie, und würde sich noch weitere Freiheiten erlaubt haben, wenn sie sich nicht gesträubt und um Hülfe zu rufen gedroht hätte; worauf er von seinem schändlichen Vorhaben abstand und sagte: „Zittre, Elende! Wenn du dich unterstehst, ein Wort von dem zu sagen, was vorgefallen ist, so soll meine Rache schrecklich seyn!“ Hilaria kehrte in das Haus ihres Herrn zurück, und beobachtete das Stillschweigen, das ihr auferlegt worden war. Der Pfarrer aber, entweder aus Furcht, daß sie seine Nichtswürdigkeit entdecken könne, oder aus Rachsucht, ließ Don Jago, den Herren Hilaria's, zu sich kommen, und verrieth diesem, was Hilaria ihm unter dem Siegel der Beichte bekannt hatte. Des nächsten Tages ging Don Jago, von einem Notar und von Hilaria begleitet, zu dem Hause ihres Vaters, und sagte zu diesem: „Hier bringe ich euch eure Tochter zurück, weil sie eine Diebin ist; aber ihr seyd noch viel schlechter, als sie, da ihr sie zu einem solchen Betragen ermuntert habt.“ Der Vater blieb still; aber die Tochter rief aus: „Mein unglücklicher Vater ist unschuldig; ich allein bin schuldig und verdiene, gestraft zu werden.“ Beide, Vater und Tochter, wurden indessen vor Gericht gezogen; der erste wurde zu zehn Jahr Zwangsarbeit, die letztere zu einer gleichen Anzahl Jahre Gefängniß verurtheilt. Kurze Zeit darauf entkam Hilaria aus dem Gefängniß und floh in das Haus ihres Herrn Jago. Sie warf sich ihm zu Füßen und flehte um seinen Schutz. Dieser, der den harten Schritt bereits bereute, zu dem er sich durch die Eingebungen des Pfarrers hatte verleiten lassen, gewährte ihr ihre Bitte, und hielt sie in seinem Hause verborgen. Aber Hilaria, überzeugt, daß der Pfarrer ihre Beichte verrathen, und dadurch sie selbst und ihren Vater in's Verderben gestürzt hatte, sann auf Rache. Am 7 Juli ging sie in der Dunkelheit des Abends zu seinem Hause. Sie warf sich ihm zu Füßen und bat ihn, sie zu beschützen, wogegen sie ihm gern zu Willen seyn wolle. Er führte sie sogleich in sein Gemach; aber kaum war Hilaria mit ihm allein, als sie ein Messer aus dem Busen zog, und ihm in das Herz stieß. Als sie im Begriff war, das Haus zu verlassen, begegnete ihr der Vicarius und der Sacristan, die aus ihrer Blässe und ihren wilden Blicken Verdacht schöpften, und sie zwangen, mit ihnen in das Zimmer des Pfarrers zurück zu kehren, wo dieser als Leichnam gefunden wurde. Vor Gericht gestand Hilaria offen die That, die sie begangen hatte und erzählte alle Umstände, welche derselben vorangegangen waren. Don Jago bestätigte ihre Aussage in Bezug auf den Verrath des Beichtgeheimnisses von Seite des Pfarrers. Hilaria ward schuldig befunden, und zum Tode durch die Garrota verurtheilt. Die Vollziehung dieses Urtheiles, die am 29 August v. J. statt finden sollte, wurde indessen verschoben. Es war dem unglücklichen Vater erlaubt worden, nach Madrid zu gehen, wo er sich dem Könige zu Füßen warf und eine Bittschrift um Gnade für seine Tochter überreichte. Er erhielt einen Aufschub der Vollstreckung des Urtheils, bis der König über das Schicksal der Gefangenen entschieden hätte; aber man fürchtet, daß die Geistlichkeit Einfluß genug auf den Willen des Fürsten haben werde, um die Begnadigung zu hintertreiben.

Parry's Expedition nach dem Nordpole.

(Fortsetzung.)

Am 24 trat die Gesellschaft um 10 Uhr Abends in einem dicken Nebel, der jedoch bald in Regen überging, ihre erste Eisreise an. Gleich beim Anfang derselben hatten sie mit Schwierigkeiten zu kämpfen, vor denen Leute von blos gewöhnlicher Erfahrung zurückgebebt hätten. Die Eisstücke waren von geringem Umfang, sehr uneben, und nöthigten sie drei und oft vier Tagreisen mit dem Gepäcke zu machen, und mehrere geringe Wasserzwischenräume mit den Böten zu durchschiffen. Um fünf Uhr des folgenden Morgens hatten sie erst etwa 2½ Meilen nordwärts zurückgelegt. Am Abend brachen sie wieder auf. Sie stießen auf ähnliche Schwierigkeiten. Ihr Weg ging über lauter kleine, lockere, rauhe Eismassen, durch kleine Wasserzwischenräume getrennt; weßhalb sie beständig die Böte bald ins Wasser setzen, bald wieder auf das Eis bringen mußten; wobei jede dieser Operationen, des Umladens wegen, beinahe eine Viertelstunde erforderte. Am folgenden Tag regnete es heftig, was ihnen neue Hindernisse in den Weg legte. Capitän Parry führt als merkwürdige Thatsache an, daß sie im Verlaufe dieses Sommers mehr Regen hatten, als in den sieben frühern Sommern zusammen, obgleich sie damals 7°—15° der Breite niedriger fuhren als hier. Die Wirkung, welche der Regen auf das Eis hervorbrachte, wenn anders die Erscheinung ihren Grund im Regen hat, war ganz auffallend.

„Das Eis, über welches wir heut zogen, hatte ein sonderbares Aussehen; es bestand auf seiner Oberfläche aus zahllosen, irregulären, nadelartigen Kristallen, scheitelrecht und dicht zusammen aufgestellt; ihre Länge wechselte bei den verschiedenen Eisstücken zwischen fünf und zehen Zoll; sie waren ungefähr einen halben Zoll breit, und an beiden Enden gespitzt. Die Oberfläche des Eises sah oft aus wie

grüner Sammt; ein scheitelrecht abgerissenes Stück davon, wie man es häufig an dem Rande von Treibmassen findet, gleicht, so lange es beisammen bleibt, dem schönsten Atlaszeug, und wenn es in Stücke zerfällt, dem Asbest. In dieser frühen Jahreszeit bot diese Art Eis einen guten festen Weg; bei vorrückendem Sommer aber wurden die Nadeln etwas loser und beweglicher, und erschwerten es sehr, darüber hinzuschreiten; überdieß schnitten sie in die Stiefel und die Füße ein, weßhalb die Leute sie „Federmesser" nannten. Es schien uns wahrscheinlich, daß sich diese seltsame Erscheinung eher von starken Regentropfen, die in das Eis eindrangen, und dieses in der vorbenannten Nadelform trennten, herschrieb, als von einer regelmäßigen Kristallisation im Akt des Gefrierens; für unsre Annahme sprach noch der Umstand, daß die Nadeln immer in vertikaler Richtung standen, und nur auf der Oberfläche nach unten zu sehen waren."

Am 27 trafen unsere Reisenden auf das einzige ziemlich feste Eisfeld, das sie bisher gesehen; allein auch dieses war in lauter kleinere Stücke gesprungen.

Am 28 erreichten sie ein Floe*) (Eisfloß-Treibstück) mit hohen und schroffen Hummocks (Eisklötzen) bedeckt, worüber sie nur mit größter Mühe wegstiegen, da sie die Bote beinah in senkrechten Richtungen auf und nieder ziehen mußten. So ging es Tag für Tag; bald steuerte man an losem Treibeise hin, oder suchte die Bote über die schroffen, berghohen Eisflöße hinzuschleppen. Um die Bote und Vorräthe fortzuschaffen, mußten die Leute oft denselben Weg drei, vier, fünf, oft sogar sieben Mal zurücklegen. Es liegt etwas Großes in dem Grad von Resignation und Muth, womit Capitän Parry und seine Gefährten über so furchtbare Hindernisse hin ihren Zug verfolgten.

„Sobald wir an einem Floestück landeten, gingen Lieutenant Roß und ich voraus, um, während man auslud, und die Bote auf das Eis schaffte, den besten Weg für sie aufzufinden. Die Schlitten folgten unsrer Spur. Die Herren Beverly und Bird begleiteten sie; von ihnen wurde der Schnee in so weit niedergetreten, daß die Bote Bahn bekamen. Am andern Ende des Floe oder an einer schwierigen Stelle angekommen, erstiegen wir einen der höchsten Eishügel in der Nähe (manche von ihnen waren 15—25 Fuß über der See), um uns von da besser umsehen zu können; nichts konnte furchtbarer seyn, als die Aussicht, welche sich unserm Blick darbot. Das Auge mühte sich vergeblich, einen andern Gegenstand als das Eis und den Himmel, der über ihm lag, zu finden; und auch letzterer war unsern Blicken oft durch dichte, düstre Nebel verborgen, die hier eine ganz gewöhnliche Erscheinung sind. Aus Mangel an Abwechslung schenkten wir den unbedeutendsten Gegenständen eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit; eine vorbeifliegende Möve, eine Eismasse von ungewöhnlicher Form wurde in unserer Lage ein Gegenstand von komischer Wichtigkeit; wir haben uns seitdem oft selbst darüber belächelt. Man kann sich denken, wie erfreulich es war, den Blick von dieser Scene der leblosen Verödung ab nach unsern zwei kleinen Boten in der Ferne zu wenden, wie die Gestalten unsrer Leute sich unter den Eisblöcken hinwanden, und durch die öde Stille der Eiswildniß die Stimme von Menschen zu vernehmen. Nur einmal hörten wir einen Vogel schreien; ein andermal fanden wir im Schnee zwei kleine Fliegen."

„Da das Quantum des jedem Einzelnen zugemessenen Mundvorraths nur für Leute berechnet war, welche blos gewöhnliche Anstrengungen zu bestehen haben, so reichte er nicht zu; wenn nun irgend ein lebendiges Geschöpf, dessen Ermordung kein Gesetz verbot, das Unglück hatte, auf unserem öden Pfade uns in den Wurf zu kommen, so war es das Signal zu einem Freudenfest. Einmal kam ein fetter Bär über das Wasser daher, um uns einen Besuch zu machen, ward aber in einer Entfernung von zwanzig Yards von Lieutenant Roß erschossen. Die Scene war selbst für uns, die wir Theil daran nahmen, äußerst komisch. Das Thier war nicht so bald niedergestürzt, als auch gleich einer von der Mannschaft sich mit einem Messer über dasselbe hermachte, und auf die Frage, was er wolle, erwiederte, „das Herz und die Leber ausschneiden, und in dem Kessel, der eben sprudelt, fertig machen." Kurz das Thier war noch keine Stunde todt, als zu unserm großen Ergötzen schon aller Hände beschäftigt waren, nicht nur den Verdiensten des Herzens und der Leber, sondern auch einem weitern Pfunde Bärenfleisch per Mann volle Ehre widerfahren zu lassen; den ganzen Tag röstete der eine oder der andere seine Schnitte Fleisch über einem großen Feuer, das man von dem Fette des Thieres gemacht hatte."

„Einige Mal schlugen wir, Lieutenant Roß und ich, bei unsern Recognoscirungen verschiedene Richtungen ein und mußten uns durch den tiefsten Schnee, von kleinen Wasserstellen unterbrochen, durcharbeiten. Wenn die Schlitten so weit gekommen waren, als wir untersucht hatten, kehrten wir alle zu den Boten zurück; die Mannschaft je eines Botes zog ihr Bot, wenn der Weg erträglich war, und die Offiziere arbeiteten gleich angestrengt mit den Untergebenen. Unter zehen Meilen hatten wir neun auf die beschwerlichste Weise zurückzulegen; denn selten trafen wir auf eine hinlänglich ebene und feste Eismasse, daß wir mit einem Mal all unsere Ladung mit uns führen konnten; in den ersten vierzehn Tagen brauchten wir zu jeder Tagreise die fünffache Zeit, indem wir, um nach und nach Bote und Gepäck fortzuschaffen, den Weg dreimal hin und zweimal zurück machen mußten."

Trotz all diesen ernstlichen Hindernissen zogen sie unausgesetzt neuen entgegen. Am dritten Juli erreichten sie ein meilenlanges Eisstück, auf welchem im Durchschnitt fünf Zoll tiefer Schnee lag; unter dem Schnee war 4—5 Zoll tief Wasser; „sobald wir aber," bemerkt Capitän Parry, „einem Eisblock (Hummock) nahten, geriethen wir in eine Tiefe von 3 Fuß und darüber, so daß es oft schwer hielt,

*) Ein Floe bedeutet ein Eisfeld, dessen Enden man von dem Mastkorb aus unterscheiden kann; die Hummocks sind Eismassen, die sich auf der Oberfläche des Eisfloßes zu einer beträchtlichen Höhe erheben, und durch das Anprallen der Floes an einander entstanden sind.

mit einem Fuß einen sichern Tritt zu thun, um den andern wieder herauszuziehen. Dieß war noch nicht alles."

„Nun wurden auch die Lachen frischen Wassers sehr beträchtlich; mehrere von ihnen waren eine (englische) Viertelsmeile lang, und so tief, daß wir über das Knie einsanken. Durch sie durften wir unsre Schlitten nicht nehmen, wenn wir nicht alle unsre Habe durchnässen wollten, und wir zogen deshalb ungeachtet des kalten Schneewassers vor, die Bote hindurchzufahren, da sie mit ihren Läufen leichter auf dem härteren Boden unter dem Wasser hinwegglitten. Auf solchem Wege legten wir einmal in mehr als zwei Stunden blos eine Strecke von hundert Yards zurück."

Wir bekommen einen Begriff von den Drangsalen, welche diese unternehmenden Männer erlitten, wenn wir hören, daß sie, nachdem sie ihre Stiefel von dem Wasser, womit sie sich gewöhnlich während des Marsches füllten, geleert und ihre Strümpfe ausgewunden, schon solche Erleichterung fühlten, als ob sie völlig trocken wären. Um ihr Ungemach noch zu vergrößern, wurde am 14 Juli das Wetter durch beständiges Schneegestöber, kleine Schlossen und Winde so schlimm, daß sie genöthigt waren, unter den Zelten zu bleiben. Sie mußten nun über lauter lockeres Treibeis setzen, und konnten kein Floestück, noch viel weniger ein Eisfeld entdecken, nach dem sie ihre Richtung hätten nehmen können. Der Schnee war durch den Regen so weich geworden, daß man beinah nicht durchkommen konnte. „Lieutenant Roß und ich," bemerkt der Berichterstatter, „sanken bei unsern Rekognoscirungen oft so weit ein, daß wir nach vergeblichem Versuche, unsre Beine herauszuziehen, eine Weile ruhig niedersitzen mußten, um zu neuen Versuchen Kräfte zu sammeln; und die Mannschaft, welche die Schlitten zog, sah sich oft genöthigt, auf allen Vieren weiter zu kriechen, um nur von der Stelle zu kommen.

„Bei all diesen entmuthigenden Beschwerden arbeiteten die Leute mit gutem Willen, da sie die Hoffnung belebte, in kurzem die zusammenhängendere Eisfläche, „das Eisfeld" im Norden von Spitzbergen zu erreichen, welches Capitän Ludwidge ungefähr im nämlichen Meridian, und mehr denn einen Grad südlich als eine zusammenhängende, nur vom Horizont begrenzte Fläche ebenen, ununterbrochenen Eises beschreibt."

Regen, Nebel, Treibeis, Hummocks (Eisblöcke), Wasserlöcher in dem Eis bilden Tag für Tag den Refrain, nicht der Klagen des Berichtstellers, (denn er klagt nie), sondern seiner schlichten, männlichen Erzählung, worin er die Hindernisse, auf welche sie stießen, zwar genau, aber nicht weitläufiger schildert, als nöthig war, um das Publikum, in dessen Diensten er gestanden, zu überzengen, daß das endliche Mißlingen seiner Anstrengungen das unvermeidliche Ergebniß von Umständen war, denen nicht begegnet werden konnte.

Dieß ist mit wenig Veränderung die Beschreibung der Beschwerden, welche Capitän Parry mit seinen Gefährten bei ihrem erfolglosen Versuch, an den Pol vorzudringen, erduldete.

(Schluß folgt.)

Weissagungen vom Ende des türkischen Reichs.

Schon oft war in öffentlichen Blättern die Rede von einer unter den Türken kursirenden alten Sage, nach welcher der Untergang ihres Reichs als nahe bevorstehend betrachtet würde. Diese Sage ist wirklich vorhanden, und zwar, nicht bloß als mündliche Ueberlieferung. Das türkische Original, aus den Schriften sehr alter und angesehener türkischer Theologen ausgezogen, findet sich schon in Sansovino's um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erschienener Sammlung von Abhandlungen, die türkische Geschichte betreffend.

Folgendes ist eine wörtliche Uebersetzung:

„Unser Padischa wird kommen und das Reich der Ungläubigen in Besitz nehmen; auch wird er einen rothen Apfel in Besitz nehmen und sich dienstbar machen. Wird dann das Schwert der Christen sieben Jahre nicht gezogen werden, so wird er ihr Herr bleiben bis in's zwölfte Jahr; er wird Häuser bauen, Weinberge pflanzen, Gärten einhägen und Söhne zeugen. Aber nach dem zwölften Jahr von der Zeit an, da er den rothen Apfel dienstbar gemacht, wird das Schwert der Christen sich erheben und die Türken in die Flucht schlagen. *)"

Unter dem rothen Apfel verstanden die Türken jede große und feste Stadt, und somit glaubten sie die Prophezeiung durch die Eroberung von Konstantinopel unter Mahommed II erfüllt. Die Perioden von sieben und von zwölf Jahren sind, wie sich von selbst versteht, mystisch zu erklären. Nach Einigen wäre ein solches Jahr gleich einem Jubiläum (fünfzig Jahre), nach Andern gleich einem Jahrhundert, nach einer dritten Meinung endlich, gleich einem Zeitraum von dreihundert und sechs und sechszig Jahren.

Leo VI, der Philosoph genannt, der 886 zur Regierung gelangte, gedenkt einer andern Prophezeiung ähnlichen Inhalts **), so wie einer konstantinopolitanischen Säuleninschrift, welche von dem Patriarchen dahin gedeutet worden sey, daß die Moscowiten und andere europäische Mächte Konstantinopel einnehmen und nach einigem Streit über ihre Eroberung einen christlichen Kaiser wählen würden.

Dreihundert acht und zwanzig Jahre nach dem letzten Augustus hat Karl der Große das abendländische Reich wieder hergestellt und es dauerte von ihm bis auf Franz II tausend Jahre. Sollte sich wohl auch für das oströmische Reich, seit dessen Untergang jetzt dreihundert und fünf und siebenzig Jahre verflossen sind, ein Karl der Große finden?

*) Dieselbe Sage, von Georgienltz aus dem Persischen in's Lateinische übersetzt, lautet also:

„Imperator noster veniet, gentilium regnum capiet, rubrum malum capiet, subjugabit. Septem usque ad annos ethnicorum gladius si non resurrexerit, duodecim usque ad annos in eos dominabitur, domum aedificabit, vineam plantabit, hortos saepe muniet et filium et filiam habebit: duodecim post annos Christianorum gladius insurget, qui et Turcam retrorsum profligabit."

**) „Familia flava cum competitoribus totum Ismaëlum in fugam conjiciet, septemque colles possidentem cum ejus possessoribus capiet."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 94. 3 April 1828.

Deutsche und französische Sprache *).

Von einem Franzosen.

Während man die Geschichte der Kunst, der Literatur, der Sprache bei verschiedenen Völkern schrieb, hat man diese Geschichte durchaus nicht hinlänglich mit der des Volkslebens und des Bodens verknüpft, den das Volk baut und bewohnt. Wozu diese Trennung? Bezeichnen doch jene Ergebnisse der Einsicht und Bildung ein Volk viel besser als alle Ereignisse, die es mit andern Völkern in äußere Berührung bringen.

Die Art und Weise, wie sich ein oder mehrere Volksstämme zum Rang eines Volks erheben, die Momente, die fördernd auf die Sittigung eingewirkt, die Erschütterungen, die sie gestört und zu einer unförmlichen oder übereilten Cristallisation gemacht haben, der ganze Charakter des Volks — all dieß übt auf die Sprache einen eben so starken Einfluß als die Witterung, die Luft und die physische Natur überhaupt über den Körper und den Geist des Menschen üben. Ja jede große Revolution in der Wissenschaft oder im Staate bringt auch eine Revolution in der Sprache mit sich.

Wir können darum keine Betrachtung über deutsche und französische Sprache anstellen, ohne von den beiden Völkern und ihren bezeichnendsten Verschiedenheiten zu sprechen.

Das deutsche Volk, Entfaltung Eines Stammes, wenig gemischt, hat seinen Geschlechtern stets den Keim und Kern seiner Grundeigenschaften ungeschwächt vererbt. Es ist auch wirklich nicht schwer, bei den verschiedenen deutschen Stämmen die physischen und moralischen Grundzüge gemeinsamer Volksthümlichkeit zu finden und nachzuweisen. Der Boden, in welchen die deutschen Stämme ihre Wurzeln eingesenkt hatten, war noch jungfräulich, noch nicht von fremden Händen geformt und gemodelt. Die Römermacht während der Periode ihres höchsten Aufschwungs hatte kaum die Grenzen Germaniens zertreten, und als dieser Koloß zusammenstürzte, rollten seine Trümmer nicht auf den deutschen Boden, vielmehr kam die Reihe des Eroberns jetzt an die Deutschen. Als aber Kaiser Karls des Großen unnatürliches Reich, ein Verband der verschiedenartigsten Völker, aufgelöst und zertrümmert ward durch die Inkraft der Volksthümlichkeiten, die sich auf eine freiere Weise zu regen anfiengen, hatten die Deutschen das Glück, wenn auch nicht Einen Staat, doch wenigstens gleichartige Staaten zu bilden. Die harmonische Entwicklung ihres Volkslebens, die von da an beginnt, zeigt sich in Religion, Gesetzen, Sitten, Sprache, Wissenschaft und Kunst.

Der Fall war in Gallien nicht derselbe. Lange vor der römischen Invasion war griechische Bildung in's Rhonethal eingedrungen, und als Cajus Julius von Gallien schrieb, gab es daselbst verschiedene Völkerschaften *) und

*) Frankreich ist, nachdem die äußere Revolution geschlossen, in einer fruchtbaren geistigen Evolution begriffen, die sich durch einen sonst ungewohnten Ernst und ein inniges Eindringen in die Tiefe der Wahrheit ankündigt. So in der Wissenschaft und Poesie. Dort hört mathematische Einseitigkeit, hier Formenvergötterung auf. In dieser Werdezeit ringt auch die Sprache, die neuen Aufschlüsse und Ergüsse, Ahnungen und Anschauungen (meist von den Deutschen empfangen) wiederzugeben. Das Bedürfniß heischt neue Weisen und Wendungen, und zwingt die Sprache, aus ihren akademischen Schranken herauszutreten. Einzelne Franzosen kennen, viele achten und lieben Deutschland. Unsern Herder, Schiller und Göthe lesen sie in der Ursprache oder in guten Uebersetzungen. Die Ersten des französischen Volks haben es nicht unter ihrer Würde gehalten, ihre Landsleute mit den Werken geistreicher Deutschen bekannt zu machen. Der sprechendste Beweis, wie sehr die alten Vorurtheile verschwunden sind, ist die französische Uebersetzung eines Werks, dessen Verfasser als der Repräsentant einer, wenn auch jetzt vornehm verachteten, doch gewiß schönen und in ihrer Art einzigen Periode betrachtet werden kann. Der Mann, der mehr als irgend einer zur Erweckung der schlummernden Nationalkraft beitrug, obwohl diese damals zunächst nur gegen Frankreich gerichtet war, findet in Frankreich selbst die schönste Anerkennung seiner Volksverdienste. Das deutsche Volksthum ist ins Französische übersetzt worden. Voilà, drückt sich der Verfasser unsers Artikels brieflich aus, voilà des faits, pour prouver les progrés de la Deutschheit en France. Voilà les véritables et saintes conquêtes!

Sollen wir in Deutschland gegen Deutsche weniger gerecht seyn als die draußen? Desselben Mannes aus dem Vaterland verbannte Kunst fand bald bei den Anwohnern der Seine, der Themse und des Hudson gastliche Aufnahme, und wäre ihr nicht zuletzt an den Ufern der Isar ein vorurtheilsfreier Schutz geworden, so hätten wir sie vielleicht nach einem Jahrzehend als eine Modewaare aus Paris oder London erhalten.

Wir fügen bei, was das London Weekly Review vom 15 März schreibt: Professor Jahn, the renowned patriot, has, after many years of seclusion, reappeared as the author of an admirable work under the title of **Runenblätter**, which may be regarded as a continuation of the masterly work „**Deutsches Volksthum**." Professor Jahn's work is full of striking thoughts, expressed in a most original and manly style."

*) Hi omnes lingua, institutis, legibus, inter se differunt.

die Trennung der Einwohner in Herrschende und Beherrschte *) bewies, daß das Land früher schon erobert worden war. Als in der Folge eine kleine Schaar Deutscher sich eines Theils von Gallien bemächtigte, war Gallien längst römische Provinz, vom Tempel bis zur kleinsten Scheidemünze Alles bloßer Nachdruck römischer Kunst. Vor und nach dieser Zeit ward das Land durchzogen von zahllosen Völkerschaften, die sich in den verschiedenen Theilen seines Gebiets ansiedelten; das Verderbniß einer eingepfropften und verfrühreiften Bildung verband sich mit der Rohheit der Barbarei. Alles war von Trümmern bedeckt. Die Denkmale der gebrochenen Herrlichkeit waren ausgebeutet wie Steinbrüche, und zehen verschiedene Völker hüllten ihre Armuth in eine geflickte Toga. Das kleine Reich der Franken in Gallien befestigte sich gleichzeitig mit andern Staaten daselbst, deren jeder besondern Brauch und Sprache hatte. Lange bestand nur spärlicher Zusammenhang unter den einzelnen Provinzen; überall aber pflanzte sich die Trennung zwischen Herren und Heloten fort.

„Die deutsche Sprache," sagt Jahn, „ist ein Werk aus einem Guß und Fluß." Niemand wird diese Wahrheit in Zweifel ziehen, wenn er die Gleichartigkeit der deutschen Wurzeln, die Gesetzmäßigkeit der Ableitungen, endlich den Umfang der Sprache in Bezug auf Bildung und Zusammensetzung der Wörter betrachtet. Ganz wie das Volk hat auch die Sprache nie durch Eroberung bleibend Noth gelitten; selbst mitten in Gallien erhielt sie sich lange Zeit hindurch rein und verschwand lieber, ehe sie Vermengung duldete; deshalb sind auch französische Wörter, die durch Zufall in einen deutschen Satz einschleichen, unangenehm dem Ohr, wie Sand den Zähnen. Die deutsche Sprache lebte und webte schon und trug, was sie nachher zu Tage förderte, in sich, als es eine französische Sprache noch nicht einmal gab.

In Gallien sprachen die Gebildeten lateinisch oder deutsch, jeder Landmann aber das grobe Patois seines Gau's. Es bedurfte langer Zeit, bis aus der Mengung des Deutschen, Lateinischen, Keltischen rc. eine Art von Uebereinkunftssprache sich machte. Die Verschmelzung konnte aber nicht vollkommen werden und ist es noch nicht: die Sprache ist aus zu verschiedenen ja unvereinbaren Stoffen zusammengeworfen, so daß man stets die Ansätze erkennt.

In Frankreich bemerkt man oft in alten Kirchen, Festungswerken, selbst Häusern der Landleute einen Säulenknauf, der als Unterlage, ein Fries, das als Pfeiler gebraucht wird, eine umgekehrte Inschrift rc. Eben so in der Sprache. Das lateinische Zeitwort kann da oft zu einer Reihe von Begriffen gehören, die durch keltische oder deutsche Wörter ausgedrückt werden; es kann eine umgekehrte, eine verkürzte Bedeutung erhalten haben, es kann verstümmelt seyn wie ein antiquarisches Kunstwrack; um diese Stücke, die nichts miteinander gemein haben, zu binden, bedurfte es vieler kleinen Wörtchen als eines Kittes, es bedurfte der Partikeln, die jedes Wort stützen wie Krücken einen Hinkenden oder Lahmen. Die Gleichartigkeit der Wurzeln fehlt, oder besser, es giebt keine französischen Wurzeln. Wo es immer möglich ist zu dem Ursprunge der Wörter hinaufzusteigen, begegnet man Wurzeln aus fremden Sprachen. Und diese Wurzeln liegen entweder todt in dem Boden, der ihnen nicht zustand; oder sie haben nur zu oft nichts denn fehlgeschlagene Sprößlinge getragen, die, wie ausländische Pflanzen, selten zur Blüthe, fast nie zur Reife kamen. Es ist überaus schwer, in der französischen Sprache neue Wörter zu formen, und fast unmöglich, Zusammensetzungen zu bilden, weil Wörter von verschiedener Abstammung sich nicht gerne gatten. (F. f.)

*) Plebs paene servorum habetur loco.

Parry's Expedition nach dem Nordpole.

(Schluß.)

Zu Ende des Juli wurde das Wetter wieder günstiger und die Eisflächen größer und zugänglicher. Um so schmerzlicher und niederschlagender war es daher für die Reisenden, da sie nach all diesen Hindernissen, die sie überwunden hatten, finden mußten, daß alles Eis, durch einen starken Südwind aufgelöst, nach Süden trieb, und sie, ob sie gleich vom Mittag des 17 bis zum Morgen des 20 zwölf Meilen in nordnordwestlicher Richtung zurückgelegt, in Folge des Eistriebs nach Süden wirklich weniger als fünf Meilen weiter gekommen waren. Am 22 gelangten sie an ein paar große Eisflöße, und alles ging, wie sie glaubten, aufs beste von Statten; sie legten eine Strecke von etwa siebzehn Meilen zurück, und hatten, den Eistrieb mit eingerechnet, doch wenigstens zehn bis eilf Meilen nordnordöstlich gemacht. Wie erschracken sie aber, da sie, statt nach der Tags zuvor gemachten Berechnung zehn oder eilf, nicht volle vier Meilen zurück gelegt hatten! Um Mitternacht fanden sie sich in einer Breite von 82° 43′ 32″. Von Mitternacht bis zum Mittag des 26 hatten sie ihre guten zehn bis eilf Meilen nordwärts gemacht, und fanden sich nach Maßgabe der gestrigen Bemerkung, drei Meilen südlich von der Breite, die sie am 22 erreicht hatten. Sie schlossen nun, daß zu dieser Zeit das Eis im Norden täglich weiter als vier Meilen treibe, und wenn sie noch die Beschaffenheit des Eises, welches sie zu passiren hatten, in Anschlag brachten, so verloren sie, während sie schliefen, beinah wieder Alles, was sie auf ihrer mühevollen Wanderung gewonnen hatten. Seit einigen Tagen hatte Capitän Parry alle Hoffnung aufgegeben, über den 83ten Grad vorzudringen; nun aber fand er, daß er auch nicht einmal so weit kommen würde. Die höchste Breite, die er erreicht zu haben glaubte, war 82° 45′ am 23. Am 26 entschloß er sich zur Rückkehr, indem er die Mannschaft nicht länger bei einem, wie sich nun zeigte, unausführbaren Unternehmen verwenden wollte. Er war allerdings beträchtlich weiter vorgedrungen, als nach glaubwürdigen Berichten jemals ein Anderer gekommen war, hatte aber keinen wesentlichen Vortheil gewonnen, als daß er die Unrichtigkeit von Capitän Franklin's ursprünglicher Annahme, und aller Zeugnisse und Beweise, wodurch sie unterstützt wurde, durch die That beurkundete. Im Verlauf ihrer Rückkehr am 2 August trafen sie auf eine Quantität Schnee, der einige Zoll tief mit einer rothen Materie gefärbt war, wovon zu künftiger Untersuchung einiges in einer Flasche aufbewahrt wurde.

Dieser Umstand erinnerte uns an die früher gemachte

Bemerkung, daß die beladenen Schlitten, über den harten Schnee hingleitend, eine röthliche Spur hinterließen, was wir damals einer röthlichen, aus dem Birkenholz, woraus sie gezimmert worden, ausgehenden Materie zuschrieben. Jetzt aber bemerkten wir, daß nicht nur die Läufe an den Boten, sondern selbst unsere Fußtritte dieselbe Wirkung hervorbrachten, obgleich wir mit dem Vergrößerungsglase nichts entdecken konnten, was diese Farbe gegeben hätte."

Professor Hooker und andere gelehrten Botaniker scheinen sich dafür entschieden zu haben, daß der erst erwähnte rothe Schnee nichts anderes sey, als eine Pflanze, die in dem Schnee lebt und vegetirt, und zu dem Geschlechte der Algen gehört.

Capitän Parry erreichte mit seinen Gefährten am 11 August die offene See, nachdem sie 48 Tag auf dem Eise zugebracht, und gelangte am 21 wohlbehalten, obgleich nicht bei bester Gesundheit, auf dem Hekla an; der größte Theil der Mannschaft, die Offiziere und selbst den Capitän mit eingeschlossen, war durch die gemachten Anstrengungen sichtbar erschöpft.

„Ich kann," bemerkt der Berichterstatter, „die Erzählung unserer Abenteuer nicht beschließen, ohne der frischen Thätigkeit und dem unermüdeten Eifer, den meine Begleiter, Offiziere sowohl als Gemeine im Verlaufe, der Excursion an den Tag gelegt hatten, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, so hätte stete Beharrlichkeit und rührige Kraft-Anstrengung von ihrer Seite unser Unternehmen mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt."

Nach den meteorologischen Bemerkungen, die in dem Anhang gegeben sind, entnimmt man, daß Capitän Parry in der Wahl der Zeit für seine Expedition besonders unglücklich war; da in dem einzigen Sommer zwanzigmal mehr Regen fiel als in irgend einem andern, den er in Polarregionen zugebracht hatte.

Wir führen noch Capitän Parry's Schlußbemerkung an:

„Schließlich muß ich noch, so weit es mir möglich ist, zu zeigen versuchen, wie es geschah, daß das Eis, über welches wir kamen, so wenig der schon erwähnten Beschreibung der ehrenwerthen Autoritäten entsprach. Es kam uns im Verlauf unsrer täglichen Wanderungen oft vor, als ob diese irrige Annahme einigermaßen daher entstanden sey, daß unsre Seefahrer das Eis immer nur von einer beträchtlichen Höhe aus besichtigten. Die einzig freie und weite Aussicht am Bord eines Schiffes hat man vom Mastkorb aus; und Phipps's wichtigste Bemerkungen über das Eis im Norden von Spitzbergen wurden von einem mehrere hundert Fuß über die See erhabenen Standpunkt aus gemacht. Nun weiß man recht wohl, wie sehr sich auf diese Art oft das geübteste Auge trügt, und es ist leicht gedenkbar, wie jene Unregelmäßigkeiten, die uns so viel Zeit und Anstrengungen kosteten, auf solche Weise durchaus unbemerkt blieben, und die ganze Oberfläche plan und eben erschien."

„Es ist ferner sehr wohl möglich, daß der Zustand von Auflösung, in dem wir unerwartet das Eis getroffen, zum Theil wenigstens von dem ungewöhnlich nassen Wetter kam, dem vielleicht ein besonders strenger Winter vorangegangen war."

„Ueber letzteres konnten wir jedoch nicht entscheiden, da meines Wissens noch Niemand über die Temperatur eines Winters in den höhern Breiten berichtet hat. Wenn wir aber unser meteorologisches Tagbuch mit einigen andern in derselben Jahreszeit und ungefähr in der nämlichen Breite*) aufgesetzten vergleichen, so ergibt sich, daß, obgleich sich keine wesentliche Verschiedenheit in der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre findet, die Quantität Regen bei unsrer Unternehmung bedeutend größer war, als die gewöhnliche. Auch ist es allgemein bekannt, wie schnell sich das Eis durch den Regen auflöst. Was nun auch immer die Ursache davon seyn mag, so viel ist gewiß, daß in dem Meridian, in dem wir mit den Boten nordwärts vordrangen, die See in einem ganz anderen Zustande war, als bei Phipps, wie aus unsern Berichten zu ersehen ist. Sein Schiff war im Anfang Augusts nahe bei den sieben Inseln mehrere Tage dicht von Eis umgeben; während der Hekla Anfangs Juni in derselben Nachbarschaft ohne irgend ein Hinderniß segelte, und vor dem Ende des Juli von der Insel Little Table aus kein Stückchen Eis zu sehen war."

„Es muß ferner bemerkt werden, daß vor der Mitte Augusts, wo wir das Eis in unsern Boten verließen, ein Schiff, fast ohne auf ein Stück Eis zu treffen, in die Breite von 82° hätte vordringen können. Auch waren wir allgemein der Meinung, daß es am Ende des Monats nicht sehr schwer gewesen wäre, 83° im Meridian der sieben Inseln zu erreichen."

Die periodische Literatur Dänemarks.

(Aus der Zuschrift eines dänischen Literators, mitgetheilt von Herrn Rektor Gräter in Ulm.)

Ein wichtiger Theil der geistigen Mittheilung in cultivirten Staaten ist unstreitig die periodische National-Literatur. Mit bewundernswürdiger Schnelle hat sie sich bereits zu einer solchen Höhe emporgehoben, daß sie bei den größten Nationen schon der Hauptcanal zur Ausbreitung der Wissenschaften, des Gemeingeistes und gesunder politischer Grundsätze geworden ist. Es kann nicht anders als von hohem Interesse seyn, mit den Hervorbringungen dieser Art bei fremden Nationen näher bekannt, und auf ihre Beschaffenheit, ihren Werth und ihren Umfang aufmerksam gemacht zu werden. Diesen Gesichtspunkt festhaltend, will ich nun eine möglichstvollständige Literatur aller Zeitschriften in den gesammten nordischen Landen entwerfen, und mit Dänemark den Anfang machen.

Die erste Spur von dänischen sogenannten Avisen findet sich gegen den Schluß der Regierung Christians des Vierten. Ungefähr ums Jahr 1644 gab ein Buchführer Jochum Moltken, und ein Buchdrucker, Melchior Marzan, ein Blatt unter dem Titel: „Der ordinäre Courant" heraus, eine Benennung von Tagsblättern, die besonders in Holland gebräuchlich war, und auf welche Marzan sehr leicht gerathen konnte, da er mit holländischen Buchhändlern in großer Verbindung stand. Schwerlich ist übrigens davon ein Blatt noch übrig, allein, daß es existirte, beweisen die Acten des Universitäts-Consistoriums, da er von demselben wegen unziemlicher,

*) Namentlich das von Scoresby im Monat Julius vom Jahr 1812—1818 (inclus.) Capitän Franklin's vom Julius 1818.

darin aufgenommener Neuigkeiten angeklagt ward. Wahrscheinlich bediente sich dieses Blatt noch der deutschen Sprache, so wie ein späteres Avisen-Blatt, das im J. 1656 begann.

Das erste Avisen-Blatt aber in dänischer Sprache fing mit dem Monat Julius 1666 an, und zwar in Versen, nämlich des Dichters Borries „Danske Mercurius," der bis 1677 fortbestand. Im Jahr 1672 begann der Buchhändler Daniel Pauli die „Danske Maanedlige Relationer," und seit dieser Zeit fing diese Art von öffentlicher Mittheilung an, sich nach und nach, wiewohl ein ganzes Jahrhundert hindurch noch langsam, auszudehnen, doch von da an, mit desto raschern Schritten, bis sie endlich in den letzten Jahren einen mächtigen Stoß vorwärts, sowohl in Hinsicht ihres Werths, als der Erweiterung ihres Umfangs erhielt. Um nun über die bei dem Anfang des Jahrs 1828 bestehenden Zeitschriften eine klare Uebersicht zu erhalten, wollen wir sie in drei Classen eintheilen: Neuigkeitsblätter oder Zeitungen, wissenschaftliche Journale und belletristische Zeitschriften.

I. Neuigkeitsblätter oder Zeitungen.

Die in dem gegenwärtigen Jahre in Dänemark erscheinenden sind folgende:

1) „Den kongel. danske Statstidende" (die k. d. Staats-Zeitung) in Folio, 2 mal die Woche, redigirt von P. J. Knudsen. Sie wurde schon 1720 von Wielandt angefangen, der im J. 1749 sein Privilegium an die Gebrüder Berling abtrat, dessen Erben sie daher unter dem Titel: Berlings Aviser herausgaben. Erst 1808 erhielt sie ihren gegenwärtigen Namen. Sie enthält politische Nachrichten, officielle einheimische Mittheilungen, desgleichen Proclamen und andere sogenannte Avertissemens.

2) „Dagen" in Folio, erscheint jeden Wochentag, redigirt von Etatsrath F. Thaarup, und herausgegeben von A. S. Rostock. Dieses Tagblatt begann 1803, und hat mithin nun das 25ste Jahr seiner Laufbahn zurückgelegt. Diese, sehr beliebte und sehr gute Zeitung theilt die neuesten, politischen und andere Postnachrichten mit. Außerdem enthält sie interessante historische Artikel, Auszüge aus den beliebtesten deutschen Journalen, Ankündigungen, kurze kritische Anzeigen neu herausgekommener Bücher und Journale, monatliche meteorologische Beobachtungen u. s. w.

3) „Kjöbenhavns Addresse-Comtoirs-Efterretninger" (Kopenhagens A. Cs. Nachrichten) in 4, jeden Wochentag; begonnen 1759 von Holck, und seit 1810 von J. Jetsmark redigirt. Sie enthalten alle Arten von Bekanntmachungen. Von dieser Zeitung werden 5—6000 Exemplare aufgelegt.

4) „Kjöbenhavns Skilderi" (Gemälde von Kopenhagen) in 4, zweimal die Woche; begann 1804, wird so wie „Dagen" von Dänemarks verdientem statistischen Schriftsteller, Etatsrath F. Thaarup redigirt, und von S. Soldin herausgegeben. Der Inhalt dieses Blattes ist gemischt, und erstreckt sich beinahe auf alle Gegenstände, die eigentlich politischen ausgenommen. Es erfreut sich einer verdienten Achtung, und mehrere talentvolle Schriftsteller liefern interessante Beiträge dazu, die dem Blatte einen mehr als ephemerischen Werth ertheilen.

5) „Kjöbenhavnsposten" (die Post v. K.) in 4, einmal die Woche, wird seit 1827 herausgegeben von A. P. Liunge. Dieses Blatt hat die Bestimmung ein Neuigkeitsblatt für Kopenhagen in der ausgedehntesten Bedeutung des Worts nach dem augenblicklichen jedesmaligen Bedürfniß zu seyn.

6) „Nye Freia" (die neue Freia) in 4, einmal die Woche, und oft seltner, herausgegeben von J. C. Lange, fing an 1826, wird aber bis jetzt wenig gelesen.

7. „Politievennen" (der Polizeifreund) in 8, einmal die Woche, erschien zuerst 1798 und wird seit 1816 von Kristensen redigirt. Dieses Blatt, ein Volksblatt für den gemeinen Mann, hat in seiner Sphäre viele Verbesserungen bewirkt, und erfreut sich nicht weniger Leser, doch wie natürlich, meistens aus den niedrigsten Classen. Brandweinbrenner, Schlächter, Bäcker und andre ehrsame Bürger haben hier ein Forum für ihre Beredsamkeit. — Diese sämmtlichen Blätter erscheinen zu Kopenhagen selbst. Außerhalb der Hauptstadt aber folgende:

8) „Den vestjällandske Avis eller Slagelse Ugeblad for den uden-og indenlandske Historie og for Dagens vigtigste Nyheder" (d. i. der westseeländische Avis oder das Wochenblatt von Slagelse für auswärtige und einheimische Geschichte und für die wichtigsten Neuigkeiten des Tags,) in 4, zweimal die Woche, angefangen 1811, redigirt seit 1815 von Pastor Bastholm, der durch seine interessante Darstellung der politischen Begebenheiten, und durch manche sehr tiefsinnige Abhandlungen diesem Blatte eine große Beliebtheit im Publikum verschafft hat.

9) „Helsingöers Avis" in 4, angefangen 1799; enthält nichts als Avertissements.

10) „Bornholms Amtstidende" (Amts Zeitung) in 4, nahm erst mit diesem Jahre 1828 seinen Anfang.

11) „Lollands og Falster-Stifts-Addresse-Comtoir-Efterretninger" (Nachrichten) in 4, fing an 1806, und wird redigirt von Pastor Schulz in Maribo. Dieses Blatt nimmt den niedrigsten Rang unter den dänischen Provinzial-Blättern ein. Die politischen Nachrichten werden ohne Ordnung gegeben, und die einheimischen sind sehr oft fade Unbedeutenheiten, in einer platten oft widrigen Einkleidung.

12) „Fyens Stifts-Avis," in 4, zweimal die Woche, begonnen 1772, herausgegeben seit 1797 von S. Hempel. Dieses Blatt verdient, besonders in Hinsicht der Auswahl seiner einheimischen Neuigkeiten, das Prädicat: lesenswürdig.

13) „Fyens Stifts-Avis og Avertissements-Tidende" in 4, zweimal die Woche. Dieses Blatt wurde 1780 von C. Iversen angefangen, der auch bis an seinen im J. 1827 erfolgten Tod, mithin 47 Jahre, der Herausgeber desselben war. Es war ein geistreiches Blatt, voll Scherz; und die drollige Art, in welche der Herausgeber seine Nachrichten einzukleiden wußte, erwarb ihnen ein großes Lesepublicum. Es war lange Zeit das beste in Dänemark, und von einer so allgemeinen Ausbreitung, daß, als Norwegen von Dänemark abgeschieden wurde, dort allein 650 Käufer das Blatt aufkündeten. Jetzt wird es von dem Stiftsbau-Conducteur Hanok unter dem nämlichen Titel fortgesetzt.

14) „Aalborg Stifts-Avis," in 4, begann 1809, und wird herausgegeben von Borch. Seit 1767 hatte Wandal ebenfalls ein Stifts-Avis herausgegeben, welches aber im vorigen Jahr mit dem Borchischen vereinigt wurde.

15) „Den Nordcimbriske Tilskuer eller Thisted Amtstidende" (der N. C. Zuschauer oder Thisteder Amtszeitung) fing mit 1827 an, und wird von J. G. Lund herausgegeben.

16) „Viborger Samler" in 4, kam zuerst heraus 1770, und wird seit 1797 von A. F. Just redigirt.

17) „Randers Amts-Avis," in 4, begann 1810 von S. Elmenhoff.

18) „Aarhuus Stifts-Avis," in 4. Angefangen 1800, redigirt von Elmquist.

19) „Ribe Stifts-Avis" in 4, herausgegeben von N. S. Hyphoff.

Alle diese Provincialblätter enthalten politische und einheimische Nachrichten, nebst Avertissemens.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nro. 92 S. 366 Sp. 2 Z. 6 v. u. lies 180° statt 18°. S. 367 Sp. 1 Z. 5 v. o. und Z. 1, 4, 9 v. u. lies Cacao statt Savao.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 95. 4 April 1828.

Die Armenier.

(Nouvelles Annales des Voyages. Mars 1828.)

Von allen Christen der Levante verdienen die Armenier die meiste Beachtung. Mäßig, beharrlich, redlich, obgleich gewandt in Geschäften, allen Gewohnheiten der andern Völker sich anschmiegend, ohne ihren eigenen individuellen Charakter zu verlieren, sind sie überall gut aufgenommen. Sie haben sich in mehreren größern Städten Asiens und Europas niedergelassen, da sie aber kein Vaterland haben, so blieben sie, wie die Juden, in jedem Land Fremdlinge; auch werden diejenigen, welche in der Türkei leben, mehr als eine Secte, als wie eine Nation betrachtet.

Die folgenden Bemerkungen sind nur auf diejenigen unter ihnen anwendbar, welche Handel treiben; die andern, unter einer despotischen Regierung lebend, von Natur phlegmatischer als die Griechen, ohne Interesse an einem Land, selbst ohne den Wunsch nach Befreiung, sind Sklaven, und haben keinen andern Gegenstand des Strebens, als sich Vermögen zu erwerben. Ihre Schriftsprache, welche blos die Gelehrten verstehen, war nicht dazu geeignet, auch nur die ersten Grundzüge der Wissenschaften und der Künste unter ihnen zu verbreiten. Gleich den Griechen sind sie unter das doppelte Joch der Türken und ihrer Priester gebeugt, und vom abgeschmacktesten Aberglauben beherrscht.

Die Armenier haben manche Gewohnheiten und Gebräuche, welche den Fremden eben so sonderbar erscheinen, wie die der Türken. Wenn ihre Frauen ausgehen, so sind sie ebenfalls dicht eingehüllt und verschleiert, und unterscheiden sich von den türkischen Frauen nur durch die Farbe ihrer Firidjes oder Kaputzen. Ihre Hochzeitceremonien gleichen denen der meisten orientalischen Völker. Die Heirathen werden von den Eltern im voraus beschlossen, und zwar nicht blos vom zartesten Alter der Kinder an, sondern oft schon vor deren Geburt. Oft hat der Mann das Mädchen, das ihm angetraut wird, nie vorher gesehen. Dennoch sind die Ehen meist glücklich, und der Ehebruch ist wo nicht unbekannt, doch äußerst selten. Man betrachtet die Ehe als das heiligste Band, und die Frauen leben blos für ihren Mann und ihre Kinder.

Die ersten Armenier Constantinopels sind, wie die Juden, Bankiers (Sarraffs). Sie kaufen die Münzsorten, welche niedrig im Preise stehen, und leihen den Türken Geld um 20 bis 30 Prozent. Dieß bildet die Hauptquelle ihres Reichthums. Mehrere ihrer Kornhändler, so wie ihre Goldschmiede, sind sehr besucht, da wenige Personen von andern Völkern dieses Geschäft treiben. Sie sind Mediziner, Chirurgen, Apotheker; auch die meisten Bäcker gehören dieser Nation an, so wie die besten Architekten, Tischler, Dreher, Brauer und Schlosser von Constantinopel. Die armenischen Lastträger sind die betriebsamsten und stärksten Leute der Welt. Die Armenier sind auch Wasserträger, Sorbethändler, Matrosen, Fischer, Seide-, Bänder- und Zelt-Fabricanten, und gelten für die besten Bereiter und Kutscher. Ihre Zitz und Mousselin-Druckereien übertreffen die europäischen. Kurz die Armenier sind die nützlichsten und industriösesten Leute des ganzen ottomanischen Reichs.

Nach dem Berichte des Dr. Walsh gibt es in Constantinopel und den umliegenden Dörfern 200,000 Armenier.*) Ein Theil derselben erkennt die Suprematie des römischen Stuhls. Die eigentliche armenische Kirche aber erkennt keine andere Autorität in Sachen des Glaubens und des Unterrichts als die der vier Patriarchen von Etschmiazin, Sis, Cachahar und Achtamar, von denen der oberste; der den Titel des katholischen führt, in einem Kloster, einige Stunden von Erivan, residirt, die zwei andern in Klein-Asien wohnen, und der vierte in der jetzt russischen Provinz Schirwan. Diesen Patriarchen sind Erzbischöfe und Bischöfe untergeben. Einer dieser Erzbischöfe ist der Vorsteher der armenischen Gemeinde von Constantinopel, und führt ebenfalls den Titel Patriarch.**)

---

*) Einem öffentlichen Berichte der deutschen Missionsanstalt zufolge, zählt die armenische Kirche im russischen Reiche 42,000 Seelen; in der Türkei 1,500,000; in Persien 70,000; zusammen 1,612,000. Die Zahl derer, die in Indien und andern Ländern leben, kann man auf 50,000 anschlagen, ohne die Armenier zu rechnen, welche die römisch katholische Religion bekennen.

**) Im achtzehnten Jahrhunderte bildeten sich in Europa und Asien mehrere ähnliche Gemeinden, welche sich ohne einen öffentlichen Akt freiwillig mit der römischen Kirche vereinigten, indem sie den Pabst und die Hauptdogmen dieser Kirche anerkannten, jedoch einen Theil ihres alten Rituals beibehielten. Diese unirten Armenier sind sehr zahlreich in den türkischen Provinzen. Ihr Hauptort ist Angora, in Kleinasien. Die Pforte hat ihre Verbindung mit dem römischen Hofe nie offiziell anerkannt, und ihnen auch keine besondere Kirche verwilligt, sondern

Dieser wird, gleich dem Patriarchen von Jerusalem, von der Pforte ernannt, die ihn aus der Zahl ihrer Creaturen wählt. Bei jeder Ernennung erhält die Pforte ein reiches Geschenk von dem Neugewählten, welcher der verantwortliche Agent für die Ausführung der Firmans und die Erhebung der Kopfsteuer wird. Auch stehen diese Patriarchen durchaus in keiner großen Achtung bei ihren Glaubensgenossen, sondern werden von diesen blos als die Werkzeuge der Launen des Despotismus betrachtet.

(Schluß folgt.)

---

betrachtet sie, gleich allen übrigen Armeniern, als unter der Oberaufsicht des Patriarchen von Constantinopel stehend. Indessen genossen sie einer großen Freiheit, die nur 1781 und 1819 bedroht wurde, wo es einem, gegen sie feindlich gesinnten Patriarchen gelungen war, sie bei der Pforte in Mißcredit zu setzen. Als aber im vorigen Jahr die Provinz Erivan, in welcher der oberste Patriarch seinen Sitz hat, russisch wurde, erhielt die Pforte Nachricht, daß eine große Zahl Armenier aus den türkischen Provinzen auswandere und sich unter den Schutz ihres Patriarchen stelle. In dem Zustand von Mißtrauen, in welchem sich der Großherr befand, mußte ihn diese Nachricht sehr gegen die unirten Armenier aufbringen. Er fragte den Patriarchen von Constantinopel, ob er für die Treue der Armenier bürgen wolle. Der Patriarch lehnte rücksichtlich der mit Rom vereinten Armenier alle Verantwortlichkeit von sich ab. Nun befahl der Großherr, daß die letztern, ohne Rücksicht des Alters und des Geschlechts, welche seit einigen Jahren aus Angora gekommen waren, in Zeit von zwölf Tagen nach Asien zurückzukehren hätten. Zu gleicher Zeit berief sie der Patriarch zu einer Versammlung und forderte sie im Namen des Sultans auf, ihre Ketzerei abzuschwören; sie erhielten überdieß Befehl, ungesäumt Pera zu räumen, und mit ihren nicht unirten Glaubensgenossen zusammen zu wohnen. Die christlichen Minister erhielten auf ihre Verwendung zur Antwort, die Maßregel haben keinen Bezug auf Religion, sondern entspringe blos aus politischen Gründen.

Des Bischof Heber's Reisen durch das nördliche Indien.

(Fortsetzung.)

Von seinem Aufenthalt in der alten Hauptstadt Indiens, der Residenz des dermaligen Kaisers von Delhi, des „großen" Moguls, gibt Bischof Heber folgende Beschreibung:

„Ich zog, von Herrn Elliott begleitet, um acht Uhr beinahe unter denselben Förmlichkeiten wie zu Lucknow ein; außer daß wir auf Elephanten, statt auf Palankinen saßen, unser Aufzug vielleicht minder glänzend, und die Bettler weniger zahlreich, ungestüm und zudringlich waren. Die Palasttruppen, in dem Brückenkopf aufgestellt, präsentirten das Gewehr vor uns, und wir zogen durch das stattlichste Portal ein, das ich jemals gesehen habe. Es besteht aus einem prächtigen, gothischen Bogen in Mitte eines großes Thorthurmes, und hinter ihm aus einem langen, gewölbten Gang, gleich dem Chorgang einer gothischen Kathedrale, mit einer kleinen, offenen, achteckigten Vorhalle, ganz aus Granit gebaut, mit schönen Inschriften aus dem Koran und mit Blumen verziert. Von da kamen wir in einen verfallenen, äußerst schmutzigen Stallraum, und wurden von Capitän Grant, dem Garde-Befehlshaber des Mogul, und einer großen Anzahl ältlicher Männer bewillkommt, welche große, mit goldenen Knöpfen versehene Stäbe, die gewöhnliche Amtsauszeichnung dahier, in den Händen trugen. Nun hieß man uns absteigen und zu Fuß weiter gehen; zugleich wurden wir von einem neuen Schwarm Bettler, den Weibern und Kindern der Stallbedienten, belästigt. Wir kamen durch einen andern, reich mit Schnitzwerk versehenen, aber zerfallenen und schmutzigen Thorweg; wo dann unsre Führer, einen Leinwandvorhang aufziehend, in einer Art rauhen Gesanges die Worte riefen: „Heil der Zierde der Welt! Heil dem Asyl der Nationen! dem König der Könige! dem Kaiser Akbar Shah! dem Gerechten! Beglückten! Siegegekrönten!" Da erblickten wir einen schönen, anmuthigen Hofraum, in Mitte niedriger, aber reich verzierter Gebäude. Gegenüber von uns stand ein offener Pavillon von weißem Marmor, mit Rosenhecken und Quellen zu beiden Seiten, mit Teppichen und gestreiften Cortinen festlich umhangen. In ihm sahen wir einen Haufen Leute, und mitten unter ihnen den armen alten Abkömmling Tamerlan's. Herr Elliott verbeugte sich sehr tief, und wir folgten seinem Beispiele. Diese Ceremonie wurde zweimal wiederholt, als wir die Treppen zu dem Pavillon hinanstiegen, wobei die Herolde jedesmal denselben lobpreisenden Ruf über die Größe ihres Gebieters wiederholten. Wir stellten uns nun an der rechten Seite des Throns, (einer marmornen, reich vergoldeten, zwei oder drei Stufen höher stehenden Art von Bettstelle) der Reihe nach auf. Herr Elliott trat vor und verkündete, nach morgenländischer Sitte die Hände kreuzend, dem Kaiser mit gedämpfter Stimme, wer ich sey. Nun trat auch ich vor, verbeugte mich wieder dreimal und überreichte, auf mein Sacktuch gelegt, ein Kästchen mit 51 Goldmohurs in einem gestickten Beutel, so wie es bei den Babus in Kalkutta üblich ist. Das Geschenk wurde angenommen und bei Seite gelegt, ich aber blieb einige Minuten stehen, während die gewöhnlichen Fragen über mein Wohlbefinden, meine Reisen, die Zeit meines Abgangs von Kalkutta u. s. w. an mich gemacht wurden. So hatte ich Gelegenheit, den alten Herrn etwas genauer anzusehen. Er hatte ein blasses, schmales, aber schönes Gesicht, mit einer Adlersnase und einem weißen Bart. Seine Gesichtsfarbe ist nur wenig dunkler, als die der Europäer. Seine Hände waren klein und zart, und mit einigen Ringen geschmückt, die von bedeutendem Werthe schienen. Hände und Gesicht waren aber auch alles, was ich von ihm sah, denn da der Morgen kalt war, hatte er sich so in Shawls eingemummt, daß er mich unwillkürlich an den Druidenkopf auf den Halbpfennigstücken von Wales erinnerte. Hierauf trat ich zurück und dann wieder vor, um dem präsumtiven Thronerben, der zur Linken seines Vaters stand, (zur Rechten befand sich der Resident) ein Geschenk von fünf Mohurs darzubringen. Nächst mir wurden meine zwei Begleiter mit derselben Feierlichkeit

vorgestellt, nur daß ihre Geschenke weniger betrugen und der Kaiser nicht mit ihnen sprach. — In dem Zimmer, in welchem ich meine Staatskleider ablegte, konnte ich die schönen Verzierungen nicht genug bewundern. Es war ganz mit weißem Marmor getäfelt, mit Blumen und Blättern aus grünem Lazurstein, und blau und rothem Porphyr eingelegt; die Blumen waren im besten italienischen Styl und offenbar das Werk eines Künstlers aus jenem Lande. Alles aber war schmutzig, verfallen und öde. Die Hälfte der Blumen und Blätter war herausgenommen oder auf andere Weise entstellt; die Thüren und Fenster befanden sich in gänzlichem Verfall; ein Haufen alten Zimmergeräthes lag in einem Winkel aufgeschichtet, und ein Stück einer verschossenen Tapete hing über dem Bogengang, der in die innern Gemächer führt. „In dieser Weise," bemerkte Herr Elliott, „ist der ganze Palast ausgestattet und unterhalten; was sich nicht von völliger Mittellosigkeit, sondern davon herschreibt, daß diese Leute keinen Begriff von Reinlichkeit oder Ausbesserung haben." Ich für meinen Theil dachte an die bekannte persische Strophe:

„Und die Spinne hing ihr Netz auf in dem Palaste
Afrasiabs" —

und fand ein melancholisches Interesse in Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes dieser armen Familie, mit dem vor 200 Jahren, wo Tavernier Delhi besuchte, oder in Vergleich mit der Beschreibung des Palastes in der Erzählung der Frau von Genlis."

„Nachdem ich meine gewöhnlichen Kleider wieder angelegt hatte, warteten wir eine Weile, bis man uns hinterbrachte, daß „der König der Könige," „der Schah in Schah" sich in sein Zennana zurückgezogen habe; wir begaben uns sodann in den Audienzsaal, den ich wegen der vielen Anwesenden und der nothwendig zu beobachtenden Förmlichkeiten nur flüchtig betrachten konnte. Es ist ein ungemein schöner Pavillon von weißem Marmor, der sich auf der einen Seite in den Palasthof, auf der andern in einen großen Garten öffnet. Seine Pfeiler und Bogen sind aufs künstlichste ausgehauen, mit Gold, eingelegten Blumen und Inschriften von den feinsten persischen Schriftzügen verziert. Rings um den Fries steht das Motto aus Lalla Rookh, wie ich glaube,

„Gibt's ein Elysium auf Erden,
So ist es hier!"

die Marmorflur ist an den nicht mit Teppichen überdeckten Stellen auf dieselbe prachtvolle Weise ausgelegt, wie das kleine Ankleidezimmer, das ich verlassen hatte; die Gärten, welche wir nächst dem besuchten, sind nicht groß, müssen aber einst in ihrer Art äußerst schön und kostbar gewesen seyn. Sie sind voll von sehr alten Orangen- und andern Fruchtbäumen, mit Terrassen und Blumenbeeten, in denen viele Rosenstöcke und selbst noch einige Jonquillen in der Blüthe standen. Ein marmorner Wasserkanal mit kleinen Wasserröhren, in der Form von Rosen, läuft da und dort durch die Blumenbeete hin, und am Ende der Terrasse steht ein schöner, achteckiger Pavillon, gleichfalls aus Marmor, mit denselben Mosaikblumen eingelegt, wie in dem Zimmer, in das ich zuerst getreten, mit einem marmornen Brunnen in der Mitte, und einem einladenden Bad im Hintergrund. Die Fenster des Pavillon, in gleicher Höhe mit der Stadtmauer, bieten eine weite Aussicht über Delhi und seine Nachbarschaft. Alles aber, wohin wir sahen, war schmutzig, öde und ärmlich, — das Bad und der Brunnen ausgetrocknet — das ausgelegte Pflaster mit Gartenkehricht und anderem Unrath bedeckt, und die Mauern von Vögel- und Fledermäusekoth besudelt."

„Von da wurden wir in die Privatmoschee des Palastes geführt, — ein elegantes, kleines Gebäude, gleichfalls von weißem Marmor, und äußerst künstlicher Arbeit, allein in demselben Zustand von Verfall und Verödung; überall sproßte Unkraut üppig empor, die äußere Vergoldung war theilweise abgerissen, und einige Thüren blos mit Ziegelsteinen verbaut und unübertüncht. Schließlich gingen wir auch noch nach dem Jrwani Aum, dem öffentlichen Audienzsaal, in dem äußern Hofraume, wo bei gewissen Gelegenheiten der Großmogul feierliche Audienz gab, um die Huldigungen oder die Petitionen seiner Unterthanen zu empfangen. Auch dieß ist ein prachtvoller marmorner Pavillon, der Form nach dem andern Audienzsaal nicht unähnlich, aber beträchtlich größer und nur nach drei Seiten hin offen; die vierte schließt eine schwarze Mauer, mit ähnlicher Mosaikarbeit in Blumen und Blättern, wie sie schon mehrmals erwähnt wurde, bedeckt; in der Mitte erhob sich zehn Fuß hoch vom Boden ein Thron, mit einem kleinen erhöhten Tritte, von dem aus der Vezier seinem Gebieter die Bittschriften zu überreichen pflegte. Hinter diesem Throne sind Mosaikgemälde von Vögeln, vierfüßigen Thieren und Blumen zu sehen, und in der Mitte (was entschieden für einen italienischen oder wenigstens europäischen Künstler spricht,) eine kleine Gruppe, Orpheus darstellend, wie er die wilden Thiere mit seinem Gesange bezaubert. Dieser Saal war, als ich ihn sah, mit allerlei Plunder, zerbrochenen Palankinen und leeren Kisten angefüllt, und der Thron so mit Taubenmist bedeckt, daß man seine Verzierungen kaum noch entdecken konnte. Wie wenig ahnte der Gründer dieser stattlichen Gebäude, Shah jehan, was das Schicksal seiner Nachfolger, oder was sein eigenes seyn würde! — Vanitas vanitatum! steht mit furchtbaren Zügen auf den zerfallenen Arkaden von Delhi geschrieben!"

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche und französische Sprache.

(Fortsetzung.)

Wenn die deutsche Sprache, deren junge Wurzeln mit frischer Jugendkraft in einen noch nicht erschöpften Boden sich senkten, einem lieblichen Walde mit lauter großen und schönen Bäumen gleicht, so ist die schon in ihrer Kindheit durch die gleichzeitige Entwicklung zahlreicher Nebensprachen beengte französische Sprache ein Wald mit alten abgehauenen Stämmen, worauf eine Menge der verschiedensten Baumarten geimpft sind, die aber nur saftloses Holz treiben, und keine eigentliche Zeugungskraft besitzen.

Die deutsche Sprache hat ihre Mundarten, die fran-

zösische nur ihre Patois. Die Volksmundart jedes deutschen Gaues ist doch immer deutsch. Die Volkssprache jeder Provinz in Frankreich ist nicht eine Mundart des Französischen, sondern eine Abart von spanisch, italienisch, deutsch oder keltisch. Die Binnenprovinzen (das Thal der Loire ausgenommen) sprechen eine Sprache, die mehr oder weniger von diesen verschiedenen Patois enthält. Ein Provenzale wird nicht von dem Nieder-Bretagner verstanden, ein Languedoker nicht von dem Elsäßer oder Normannen, und keiner von ihnen in Paris, Blois und Tours: den einzigen Provinzen, wo die französische Sprache recht einheimisch ist. In den übrigen Theilen des Reichs ist sie völlig blos die gelehrte Sprache und die Sprache der Regierung, so daß man in mehr als Einem Gerichtshofe genöthigt ist, Zeugen wie Angeklagte im Patois zu verhören.

Als eine reine und ursprüngliche Sprache hat die deutsche Sprache ihre Mundarten, die alle, wie Schwestern, auf die gemeinsame Mutter hinweisen, und das angestammte Erbe zu vermehren thätig sind; die Patois der französischen Sprache sind enterbte Bastarde. Indessen finden sich die Spuren vormaliger wirklicher Provinzialsprachen noch in der gegenseitigen Eifersucht der verschiedenen Provinzen. Fragt man einen Einwohner von Avignon oder Marseille, ob er Franzose sey? so antwortet er: „Nein, Potzwetter, ich bin Provenzale. *)" „Vor den Leuten der Dauphiné bewahr uns der Herr!" „Ein Normanne wiegt vier Juden auf." „Pariser—Maulaffe." „Lyoner — Nestling." Der Name Normanne, Dauphineer, Gascogner gilt fast überall gleich Gauner oder Prahler.

Die deutsche Sprache bedarf keines Zuwachses von andern Sprachen — (deshalb haben auch die Deutschen weit weniger als die Franzosen fremde Literatur und Kunst nachgeahmt, und findet man bei ihnen mehr Originalität) — sie genügt sich selbst, und in den durchgeführtesten Terminologien könnte sie, nöthigen Falls der griechischen Sprache entbehren. Sie schreitet frei dahin, und jedes Wort, das aus einer deutschen Würzel richtig abgeleitet ist, tritt sofort in sein Bürgerrecht ein, ohne daß es vorher die Genehmigung der Journale, der Wörterbücher und der Akademien einzuholen genöthigt wäre. Diese Selbstgesetzgebung gehört zu den wesentlichen Vorzügen der deutschen Sprache. So wenig dagegen ist die französische Sprache im Stande, etwas aus ihrem eigenen Mutterboden zu ziehen, daß jeder Versuch, den Sprachgebrauch zu bereichern, als unerlaubte Neuerung angesehen wird, und die gänzliche Verstoßung der neugemachten Wörter, wenn sie nicht ein Schriftsteller von einer gewissen Autorität unter seinen besondern Schutz nimmt, ohne Weiteres zur Folge hat. Jeder, auch der unbedeutendste Kunstausdruck, ist aus dem Griechischen entlehnt, und immer, wenn man eine Wissenschaft studieren will, muß man zugleich eine Masse von ausländischen Namen erlernen. Da die Wörter mit ihren Bedeutungen lediglich conventionell sind, und sich einem Sprachgebrauch schmiegen, der jede Freiheit für Zügellosigkeit erklärt, so erhalten sie nicht eher als nach allgemeiner Einwilligung das Recht der Existenz und die Ehre des Wörterbuchs, und die Sprache selbst ist, wie die Sitten, ein Gegenstand des Modegeschmacks. So kann man im Französischen mit den anständigsten Wörtern, ohne daß man daran denkt, die schmutzigsten Dinge sagen; aber sich nicht tragen wie alle Welt, nicht fluchen oder schwören wie Jedermann, das heißt Sitte, Geschmack und Anstand verletzen. Geht man auf den Grund dieser Erscheinung zurück, so liegt er vielleicht schon in der Entstehungsart der französischen Sprache, die, wie sie sich mitten unter den Trümmern einer verderbten Civilisation gestaltete, nie eine Periode der Unschuld kannte, sondern schon in der Wiege eine Coquette war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Non, tron de Diu (tonnerre de Dieu) je suis Provençal. Des gens du Dauphiné libera nos Domine. Il faut quatre Juifs, pour valoir un Normand. Parisien, badaud. Lyonais, niais. (Niais, Nestling, wie im Isländischen Heimskr einen dummen, unerfahrenen, daheim hinter dem Ofen sitzen Gebliebenen, bezeichnet.)

Sitzung der geographischen Gesellschaft von Paris, am 7 März 1828.

Hr. Ch. Guys, Viceconsul in Tripolis in Syrien, zeigt an, daß er mehrere Ortschaften des Libanons besucht habe, unter andern die Dörfer Ben, Anturia, St. Antonius (auch Coshaga genannt), Kafarsan, Aya-Bakera und Edea. Er verspricht seine darüber aufgezeichneten Beobachtungen der Gesellschaft zu übergeben.

Baron Ferussac theilt einen Brief des Hrn. Gamba, französischen Generalconsuls in Tiflis, mit, über das Erdbeben und den Vulkan, der sich am letzten 25 December nahe bei Baku bildete, nach einem heftigen Sturm, der über die Stadt ausgebrochen war. Den folgenden Tag hörte man gegen Nord-West ein Getöse, einem heftigen Gewehrfeuer ähnlich. Bald erschien in der Luft eine sehr hohe Feuersäule, welche drei Stunden lang brannte, aber allmälig bis auf eine Höhe von zwei Fuß sich verkleinerte. Der Feuerheerd, welcher einen Raum von 600 Fuß in der Länge und 450 in der Breite einnahm, brannte auf diese Art 24 Stunden lang fort. Gleich vom Anfang seines Ausbruchs an, welchen unterirdische donnerähnliche Bewegungen begleiteten, warf der Vulkan verschiedenartige calcinirte Steine und Wassersäulen aus, deren Größe aber merklich abnahm. Indessen fand man auf dem Plateau, auf dem der Ausbruch statt fand, keinen Crater; vielmehr hatte sich die Erde um ungefähr zwei Fuß erhoben. Noch immer sieht man daselbst Feuer, und die Flamme bricht aus dem Boden, so wie man ihn berührt. Die Farbe des Feuers ist roth; es läßt keinen Geruch nach, und die Atmosphäre wird davon nicht verändert. In der Mitte dieses Platzes erblickt man eine Art schlammiger Quelle, von der sich fortwährend Strudel von einem halben Fuß Höhe und einem Fuß Umfang erheben; manchmal steigen die Säulen von dieser Substanz auf eine Höhe von 2½ Fuß. Die Quelle hat einen Umkreis von ungefähr 30 Fuß.

Baron Coquebert-Montbret zeigt die Abreise des Herrn Herzog nach dem Cap der guten Hoffnung an.

Hr. Jomard liest einen Bericht über das Werk des Baron Roger, ehemaligen Gouverneurs von Senegal, betitelt: Keledor, afrikanische Geschichte. Er verweilt besonders bei demjenigen Theile dieses Werks, welcher sich auf das gesellige Leben und den Zustand der Civilisation von Senegambien bezieht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 96. 5 April 1828.

Cobbett's Sendschreiben an den Herzog von Wellington.

Zweiter Brief.

Warum das englische Volk das Gefängniß der Freiheit vorzieht.

Mein Herr Herzog!

Thatsache ist es, furchtbare Thatsache, daß heut zu Tage in England ein großer Theil des Volkes den Kerker mit all seinen entehrenden Folgen der Freiheit mit unbescholtenem Rufe vorzieht. Nie konnte dieß bis jetzt von irgend einem Volke gesagt werden. Und diese Thatsache wird, keineswegs blos von denen behauptet, welche von den Söhnen und Töchtern der Verdorbenheit die „Unzufriedenen und Unruhigen" genannt werden; sie wird nicht blos behauptet von den Reformers und Radicalen, oder denen, die niedergehauen und niedergeritten wurden, weil sie sich versammelten, um eine Bittschrift zu entwerfen, daß man ihnen doch auch eine Stimme bei der Wahl derer geben möchte, welche ihnen die Steuern auflegen *); sie wird endlich auch keineswegs blos von denen behauptet, welche der naseweise Canning als Leute schildert, die nichts zu verlieren hätten, und die der unverschämte Castlereagh als Banqueroutiers an Ruf und Vermögen darstellt — nein, sie ist offen ausgesprochen von den vielgepriesenen Friedensrichtern, sie ist förmlich und offiziell bewiesen durch die öffentlichen gerichtlichen Entscheidungen.

Diese Thatsache, ein ewiges Brandmal der Schande Englands, kann nicht länger in Zweifel gezogen werden. Es ist eine allgemein zugegebene Wahrheit, daß der Kerker seine Schrecken verloren hat, und daß keine Strafe, die geringer ist als die Todesstrafe, den Engländer mehr von Verbrechen zurückhalten kann, die den Gesetzen Gottes und der Menschen Hohn sprechen. Und zwar verstehe ich unter solchen Verbrechen keineswegs Wildern und Schmuggeln; hievon wissen die Gesetze Gottes nichts, und das Gewissen eines Menschen wird nie von ihnen beschwert; ich verstehe darunter auch nicht jenes große Vergehen, seine eigene Gerste in Malz, oder seinen eigenen Talg in Kerzen zu verwandeln; oder ein Stück Tuch zu färben, und es auf seinen eigenen Boden zu legen; oder eine Flasche Wein aus dem Auslande mitzubringen. Ich verstehe darunter vielmehr den Diebstahl, was man so im gemeinen Leben Stehlen heißt. Die Beamten verschiedener Grafschaften haben erklärt, daß dieses Verbrechen zu einer solchen Höhe gestiegen, daß es so gewöhnlich ist und so ohne alle Scham begangen wird, daß es in manchen Fällen nöthig sey, das Gesetz des Geschwornengerichts außer Wirkung zu setzen, und gleich despotischen Staaten dem Richter eine summarische, willkürliche Gewalt zu übertragen. Um diese Maßregel zu rechtfertigen, gesteht man ganz offen: das Gefängniß sey heut zu Tage weit angenehmer, und die Nahrung, welche darin gereicht werde, weit besser, als diejenige, welche die meisten Unterthanen, das heißt von zehn Bürgern neun, zu Hause genössen. Braucht man da noch einen weitern Erklärungsgrund für die Menge der Diebstähle?

Der niedrige Lohn, den die arbeitende Klasse erhält, ist der Grund, warum es ihr unmöglich wird, ihr Leben zu Hause sich angenehmer zu machen, als das Loos, das sie im Gefängniß erwartet. Papiergeld, unerschwingliche und drückende Abgaben sind der Grund jenes niedrigen Lohnes, während die ungeheueren Staatsausgaben wieder der Grund der furchtbaren Abgaben sind.

Ich werde Ihnen über alles dieß offen meine Meinung sagen, und Ihnen dabei die Spiegelfechtereien entschleiern, womit man die wahre Quelle des Uebels zu verhüllen sucht.

Ich glaube nicht, ja ich will mich nicht einmal stellen, als ob ich glaubte, daß Sie das nicht lesen werden, was ich hier an Sie richte. Jene Zeit einer affectirten Verachtung dessen, was ich schreibe, ist vorüber. Ereignisse folgten sich wie Donnerschläge, um die Richtigkeit meiner Ansichten zu bestätigen, so daß auch die Eigensinnigsten und Verläumderischten gezwungen sind, mir Aufmerksamkeit zu schenken. Von ihnen allen möchten freilich nur wenige minder geneigt seyn, mir zuzuhören, als Sie; und noch wenigere möchten mehr Ursache haben, mich im Irrthum zu wünschen. Aber trotz all dem müssen Sie hören, und müssen hören wollen.

Schon öfter in meinem Leben — vielleicht selbst schon in dem Ihrigen — trug es sich zu, daß ich froh war, während eines Sturms Obdach in einer Höhle zu finden, von der ich, unter andern Umständen, mit Abscheu geflohen seyn würde. Hunger, Durst, Kälte, Mangel an Bedeckung, Ruhe und Schlaf — erwägen Sie, mein Herr Herzog, die Macht dieser Leiden, und Sie werden finden, daß sie dieselbe Gewalt über das Gemüth ausüben, wie das Drohen eines gewissen, vor Augen stehenden Todes. Wenn aber ihre Wirkung so furchtbar ist, als die eines Todes-

*) Die bekannten Vorfälle in Manchester.

urtheils, welche Narrheit ist es alsdann, anzunehmen, daß neben ihnen noch ein Gefühl der Scham sich geltend machen werde! Gewiß würde selbst Ihre Herzogin, wenn es kein anderes Mittel gäbe, um sich aus den Flammen eines brennenden Hauses zu retten, nackt in die Arme eines Haufens von Männern herabspringen, und diese Männer würden, statt über Schamlosigkeit zu schreien, vielmehr ihre Entschlossenheit loben. Sollte nun wohl ein Gefühl der Scham einen Menschen abhalten, einen Diebstahl zu begehen, um sich vor dem Hungertode zu retten?

Aber die große Menge dieser Vergehen? Es heftet sich keine Infamie an Vergehen, wovon einer sieht, daß sie von allen seinen Nachbarn eben so gut als von ihm selbst begangen werden. Die Strafe wird in diesem Fall als ein bloßer Akt der Rache betrachtet, und verliert alle beabsichtigte Wirkung auf die Gemüther. Der Gestrafte wird ein Gegenstand des Mitleids, ja einer Art Bewunderung; man nimmt Theil an seinen Leiden, man bewundert seinen Muth, seine Kühnheit, während das Gefühl der Rache gegen diejenigen erwacht, die die Strafe verhängten. Wenn alle im Elend sind, wenn kein Fleiß, keine Geschicklichkeit, keine Sorgfalt, keine Mäßigkeit, keine Sparsamkeit hinreicht, um den Arbeiter und seinen Kindern auch nur die Hälfte dessen zu verschaffen, was er an Brod, Kleidung und Holz nöthig hat, werden wohl in einem solchen Fall die, welche den Muth nicht haben zu stehlen, ihren, gleich ihnen leidenden Bruder für ehrlos halten, weil er durch dieses Mittel sich von Hunger, Durst, Nacktheit und Kälte, von denen sie selbst so schwer gedrückt werden, zu befreien sucht?

Die arbeitende Klasse des Volkes versteht nichts von den Spitzfindigkeiten des Gesetzes; sie hat weder Puffendorf noch Grotius gelesen, noch die Gesetze durch welche ihre Väter regiert wurden. Warum es gerade so ist, können diese Leute nicht sagen. Aber, selbst wenn sie die Bibel nicht gelesen haben, so wissen, so fühlen sie doch, schon blos von ihrem natürlichem Verstande geleitet, daß Gott nicht darum ein Land geschaffen, und mit allem Ueberflusse gesegnet haben könne, um diesen Ueberfluß einigen Wenigen zu Theil werden zu lassen, Millionen aber der Hungersnoth preiszugeben, und zwar gerade diejenigen, deren Arbeit dem Ganzen alle Nahrung, alle Kleidung, und überhaupt alles, was zum Genusse des Lebens nöthig ist, verschafft. Schon ihre bloße gesunde Natur prägt ihnen diese Lehre in Herz und Kopf, und beim Lesen der Bibel finden sie überall Grundsätze und Vorschriften, welche sie in dieser natürlichen Ansicht der Dinge bestärken. Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden. Du sollst den Armen nicht von deiner Thüre weisen. Der Mensch soll arbeiten im Schweiße seines Angesichts, aber er soll leben von der Frucht seiner Mühe. Von allen Sünden, denen Gottes Strafe verkündigt ist, lastet auf denen der schwerste Fluch, die den Arbeiter seines Lohnes berauben.

Wenn ein junger kräftiger Arbeiter, rechtschaffen, fleißig, mäßig und sparsam, von niemand einen Lohn erhalten kann, um sich die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, kann man da wohl erwarten, daß er sein Leben in ruhiger Zufriedenheit hinbringen werde; daß er seine Hände entfernt halte von fremdem Gute, und gewissenhaft das Gesetz des Landes befolge, das unzulänglich ist, ihn von dem stets näher und näher schreitenden Verderben zu retten.' Unter solchen Umständen muß die Ehrlosigkeit ihren Charakter verlieren; sie hört auf, in den Begriffen der Menschen zu existiren. Diejenigen, welche durch den Diebstahl ihr Eigenthum verlieren, mögen den Dieb ehrlos nennen; für die arbeitende Classe des Volkes aber, die keine Rechtschaffenheit von Hunger und Kummer rettet, wird der Name Ehrlosigkeit ein leerer Schall, und da sie im Gefängnisse ein besseres Loos erwartet, als sie außerhalb desselben sich zu verschaffen mögen, so greifen sie in ihrer Noth nach dem nächsten besten, gleichgültig ob sie dadurch der für sie bedeutungslos gewordenen Infamie der Strafe anheimfallen oder nicht.

Unzählig sind die Beispiele, wo Engländer ihre Freude an den Tag legten, daß sie zur Transportation verurtheilt wurden. Im Jahr 1819 überreichte Curwen eine besondere Bittschrift von Leuten, die in den dringendsten Ausdrücken um die Wohlthat baten, nach Botanybay verwiesen zu werden. Erst vor wenigen Tagen stellte sich ein Mann, der wegen Wilderns verfolgt werden sollte, selbst vor dem Gerichte, und bat, daß man ihn ins Gefängniß schicken möchte, wo er wenigstens zu essen bekommen würde; und ein anderer, der in Lancashire zu siebenjähriger Verbannung verurtheilt wurde, rief den Richtern in höchster Freude seinen Dank zu. Und diese Dinge geschehen in England, in diesem England, seit Jahrhunderten berühmt durch seine Gesetze, und noch berühmter durch die Ehrfurcht, die das Volk den Gesetzen zollte! —

Hunderte, ja tausende von Plänen wurden entworfen, um den Lohn der Arbeiter stets weiter und weiter herabzudrücken. Die Fabrikherren, die Pächter und alle welche Arbeiten zu vergeben haben, spannten ihren Geist auf die Folter, um immer neue Mittel zu entdecken, den Arbeitern genau nur so viel geben zu dürfen, um sie vor dem unmittelbaren Tode zu schützen, und ihnen dennoch die Arbeit in derselben Zeit und mit demselben Gewinne abzupressen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche und französische Sprache.

(Fortsetzung.)

Der Charakter der deutschen Sprache ist ein edler Ernst, den sie selbst im Scherz nicht verleugnet. Alles, was man im Französischen ernsthaft sagen will, kann possirlich gedreht werden. Die Franzosen sind mit ihrer Sprache umgegangen, wie Wüstlinge, welche das Mädchen, das sie zur Frau nehmen, verführen und schamlos machen. Ein Amalgam des Fremdartigsten, bietet die französische Sprache eine Masse von Wörtern dar, die, bei gänzlicher Verschiedenheit der Bedeutung, fast gleichen Laut haben: diese Wörter — wir meinen hauptsächlich die

Calembourgs *) — sind wahre Fesseln für den Schriftsteller, der immer fürchten muß, etwas zu sagen, was er nicht sagen wollte; sie sind die Schmarotzerpflanzen, die das Mark der Sprache aussaugen, und ihr Wachsthum hindern. Dieser Uebelstand verliert sich jedoch in der ganz leichten Gattung der Poesie, die für die französische Sprache wie gemacht ist. Sie wirft dann jeden Zwang von sich, und zeigt sich in allen ihren Reizen.

In der deutschen Sprache muß man genau die Bedeutung jedes einfachen oder Wurzelworts kennen, um das zusammengesetzte oder abgeleitete Wort richtig zu verstehen. Damit hängt der Vorwurf zusammen, welchen man der deutschen Sprache macht, daß sie etwas Schwankendes habe, daß ihr Schärfe und Bestimmtheit fehlen. Aber dieß kommt daher, daß ein deutsches Wort zu reich ist, um bestimmt zu seyn, daß es nicht nur die Vorstellung von dem Gegenstande erweckt, den es eben bezeichnet, sondern auch an das Wurzelwort mit seiner Grundbedeutung erinnert und zugleich noch die in den zusammengesetzten oder abgeleiteten Wörtern erscheinenden Modificationen der Grundbedeutung ahnen läßt. In einem deutschen Worte, gleichsam dem Bilde, welches einen Gedanken in allen seinen Situationen darstellt, kann man eine ganze Bahn geistiger Entwicklungen durchlaufen, und deswegen ist diese Sprache auch so wunderbar geeignet, das Leben der Seele zu malen, deren poetische Anschauungen unter den groben Pinselstrichen einer mehr materiellen Sprache die zarte Elasticität verlieren.

In der französischen Sprache hat jedes Wort seine beschränkte, seit langer Zeit festgestellte Bedeutung, welche das Vorzustellende in einer bestimmten Form des Seyns auffaßt, während die Grundvorstellung davon oft durch ein ganz anderes Wort ausgedrückt wird. Das Wort erhält seine Bedeutung gleichsam von seinem Buchstaben, über den es nicht hinausreicht; es ist ein Sclave, der immer zu einer und derselben Arbeit verdammt ist, ein Eunuche, der sich nicht begatten, der nicht zeugen kann. So erleidet auch die französische Wortverbindung weit mehr Beengung als die deutsche, welche nicht nur das Zeitwort häufig bis an das Ende einer nicht eben kleinen Periode aufspart, sondern auch manche Versetzungen erlaubt, so daß die oft sehr langen und verschlungenen Sätze große Aufmerksamkeit und Gedankenübung erfordern. Das Charakteristische der französischen Sprache ist ihre Positivität, vermöge welcher sie einen hohen Grad von Trockenheit und Unfruchtbarkeit besitzt, und zumal in der Poesie, wie Dubellay sagt, fremder Federn zum Fluge bedarf. Auf der andern Seite freilich täuschen die Wörter nicht durch Familienähnlichkeit; ein Schriftsteller, der die Sprache gut kennt, kann, abgesehen von jener calembourgschen Alliteration, was er sagen will, stets ohne Dunkelheit und Zweideutigkeit ausdrücken. Dieß ist ein großer Gewinn für die Wissenschaften, und man kann wohl zugestehen, daß in Werken dieser Gattung die französischen Schriftsteller denen anderer Völker zum Theil überlegen sind.

Die deutsche Sprache ist, wenn auch einzelne Mundarten von dieser Regel eine Ausnahme zu machen scheinen, im Ganzen eine wohlklingende Sprache mit starkem Accent. Um die französische Sprache gut zu sprechen, darf man gar keinen Accent haben, denn jeder Accent schmeckt nach der Fremde oder nach der Provinz: so daß die gute Aussprache eintönig und ausdrucklos ist. Uebrigens wenn die Franzosen ihr Vaterland außer Paris studirten, so würden sie finden, daß sich die französische Sprache in der Gegend von Blois (wie sie von den Bauern gesprochen wird), durch Tonfall, Accent und Wohlklang auszeichnet, Eigenschaften, die sie im Munde des Parisers nicht hat. Ein Mann verstand die französische Sprache zu bereichern, indem er, um alte Wörter und Redensarten zu verjüngen, in Blois, wo er geboren war, aus dem Volke, dem lebendigen Quell der Sprache, schöpfte. Dieser Mann ist der unglückliche Paul Louis Courrier, der als Opfer eines geheimnißvollen Meuchelmords, dessen Urheber noch nicht entdeckt sind, durch drei Kugeln fiel.

Mit den politischen Revolutionen gehen Ideen- und Sprach-Revolutionen Hand in Hand.

Als große Absonderungsprozesse sind sie um so gewaltsamer, jemehr fremdartiger Stoff, der ausgestoßen oder vernichtet werden muß, unter einem Volke sich angehäuft hat.

(Schluß folgt.)

*) Von tausenden hier ein paar Beispiele dieser Schöngeisterei, wodurch mehr als ein Petit-Maitre sein Glück macht und seinen Ruf begründet. Als Karl X als König in Paris einzog, war schlecht Wetter; als er nach seiner Krönung einzog, war gut Wetter: da sagte man: „Quand il a fait sa première entrée, il a plu, quand il a fait la seconde, il n'a pas plu.“

Bei der Geburt des Königs von Rom fragte Jemand: warum ist der Taback so theuer? „Parceque l'empereur a un nouveau né (nes) et que nous fumons“ (fumer heißt auch unzufrieden seyn.)

Welcher Deutsche erinnert sich nicht von 1813—15 her der Witzeleien: le vilain ton (Wellington), le plus chèr (Blücher), les plus chiens (Prussiens), les autres chiens (Autrichiens)?

Indessen ist die oft unzüchtige Wortspielsucht ziemlich vergangen, und man findet sie nur noch in dem Munde einiger Greise als Nachklang des Jahrhunderts Ludwigs XV und XVI.

Die Armenier.

(Schluß.)

Die Armenier von Constantinopel zeichnen sich aus durch patriarchalische Einfachheit ihrer Sitten. Ihre Liebe zu ihrer Familie erlischt selbst nicht mit ihrem Leben, sagt Dr. Walsh. Lange noch nach ihrem Tode stehen sie mit ihren Eltern oder ihren Kindern durch Erscheinungen und Gesichte in Verbindung. Dieser fromme Aberglauben ist die Quelle eines der sonderbarsten Gebräuche dieses Volks. In der Nachbarschaft Constantinopels hat jede Nation ihren eigenen Gottesacker. Der Gottesacker der Armenier liegt auf einem Hügel von bedeutender Ausdehnung, welcher den Bosphorus beherrscht. Die Türken pflanzen beim Tode eines Verwandten oder Bruders eine Cypresse auf sein Grab. Ungeachtet sie diese Sitte von den Griechen

entlehnt haben, so gestatten sie dieselbe doch keinem Rajah. Die Armenier wählen daher statt der Cypresse den Lerchenbaum,*) dessen Harz oder Terpenthin einen starken Geruch verbreitet, und die Luft von den Ausdünstungen reinigt, die aus den Gräbern aufsteigen. Diese Lerchenbäume werden sehr groß, und geben, durch die mahlerischen Gruppen, die sie bilden, den Kuchhöfen ein äußerst freundliches Ansehen. In ihrem Schatten sieht man beständig armenische Familien, Greise, Männer, Frauen und Kinder, rings die Gräber umsitzend und in Visionen versunken, mit den Verstorbenen Zwiesprache halten. Sie glauben, daß die Dahingeschiedenen einen Ort bewohnen, den sie Gayant nennen, in welchem keine andere Freude noch Schmerz ihrer wartet, als daß sie das Bewußtseyn ihres vergangenen Lebens behalten. Aus diesem Orte können sie befreit werden durch die Almosen und Gebete der Lebenden, weßwegen die Frommen weder mit dem einen noch mit den andern geizen. Sie versammeln sich zu diesem Ende alle Sonntage und häufig auch an Werktagen; vor allen aber ist der Ostermontag zu einer feierlichen Versammlung geweiht. Der Priester eröffnet den Zug, der sich nach dem Gottesacker bewegt. Dort angekommen, liest er die Gebete für die Verstorbenen; worauf sich die Familien in Gruppen zerstreuen. Andere isoliren sich, setzen sich einsam auf die Gräber ihrer Geliebten, rufen sie bei Namen und versinken nach und nach in einen Zustand träumerischer Begeisterung, daß sie die Verblichenen zu sehen und mit ihnen zu sprechen glauben. Ist diese fromme Pflicht erfüllt, so wird dann auch dem Leben sein Recht gegeben, indem der Rest des Abends unter Schmausereien und geselligen Vergnügungen zugebracht wird.

Die Insel Marmora, welche fast im Angesicht des armenischen Gottesackers liegt, hat Ueberfluß an Marmor. Der letzte wird daher auch in der Regel zur Errichtung der Grabmale gebraucht, von denen manche sehr reich und schön gearbeitet sind. An diesen Grabmälern sind viele kleine Höhlungen angebracht, in welchen sich der Regen sammelt, und die so den Vögeln, von denen die Bäume wimmeln, und die in der glühenden Hitze des Sommers verschmachten würden, zur Stillung ihres Durstes dienen — ein Beweis von dem zarten Sinn der Armenier. Eine andere Eigenheit, welche diese Gräber darbieten, fällt dem Fremden nicht weniger in's Auge. Nicht nur wird auf den Grabmälern der Stand des Verstorbenen nebst den Werkzeugen, deren er sich im Leben bediente, aufs sorgfältigste eingegraben, sondern es wird darauf auch genau die Ursache seines Todes bezeichnet. Daher findet man darauf häufig Darstellungen von Gehängten, Erdrosselten, Enthaupteten; die letztern tragen den Kopf unterm Arm.

Um diese sonderbare Sitte sich zu erklären, muß man wissen, daß die Armenier behaupten, es habe nie einer ihrer Glaubensgenossen die Todesstrafe wegen eines Verbrechens erlitten, sondern immer sey ihr Hauptvergehen ihr Vermögen gewesen, nach welchem die Türken lüstern gewesen seyen, und stets einen Vorwand zu ihrem Verderben und zur Confiscation ihrer Güter gefunden hätten. Deßwegen wird ein Armenier, der unter Henkershand stirbt, stets als ein entweder durch Verdienste oder Reichthum ausgezeichneter Mann betrachtet. Jene Inschriften und Abbildungen sind also immer eine Satire auf die Gerechtigkeitspflege der Türken. „Eines Tags," erzählt Dr. Walsh, „übersetzte mir ein achtungswerther Priester, nicht ohne einige Furcht, einige dieser Epitaphien. Als Probe mag eine derselben hier stehen:

„Ihr schaut die Stelle meiner Ruhe unter dem grünen Teppich;
Mein Vermögen gab ich den Räubern,
Meine Seele den Gefilden des Todes.
Ich übergebe die Welt in Gottes Hand;
Mein Blut ist geflossen im heiligen Geiste.
Ihr, die ihr blicket auf dieses Grab,
Sprecht für mich:
Herr! ich habe gesündigt."

Indessen sind die Armenier von den Türken mehr geachtet, als irgend ein anderes ihrer Herrschaft unterworfenes Volk. Der Muselmann betrachtet die Griechen als Sklaven (Yeschir), die Juden als Fremdlinge (Mosaphir), weil sie aus Spanien kamen, die Armenier hingegen als Unterthanen (Rayahs) des Reichs, da ihr Land eine türkische Provinz war und sie selbst einen Theil der Nation ausmachten. Mit einer Mischung von Achtung und Habsucht blickt der arme und träge Türke auf den reichen und thätigen Armenier. Auch nehmen die Armenier fast alle Stellen ein, welche die Türken zu versehen unfähig sind. Sie leiten alle Münzoperationen; sie sind die Bankiers, welche der Regierung sowohl als den Privatleuten die Fonds herbeischaffen, deren sie unaufhörlich bedürfen. Bloß Armenier sind es, welche an der Spitze der wenigen Fabriken und Manufakturen stehen, die im ottomanischen Reiche existiren, und welche den ganzen innern Handel Asiens in Händen haben. Indessen ist der Schutz, dessen sie genießen, häufig auch die Quelle ihres Verderbens; und der Armenier, der durch Arbeit und Industrie zu Wohlstand und Reichthum gelangt, weiß recht gut, daß seine Sicherheit dadurch bedingt ist, daß er die Türken in Unkenntniß über den wahren Zustand seines Vermögens läßt.

Nie haben die Armenier mit ihren christlichen Glaubensgenossen, den Griechen, sympathisirt. Keiner von ihnen hat sich bei den gegenwärtigen Verhältnissen zu ihren Gunsten erklärt, oder sie durch seinen Credit oder sein Vermögen unterstützt. In näherer Berührung leben sie mit den Quäckern. Ihre Sitten haben einige Aehnlichkeit mit denen jener Sectirer; gleich ihnen sind sie ruhig, besonnen, mäßig und verabscheuen den Krieg. Die Abweichung hingegen, welche zwischen den Armeniern und den Griechen rücksichtlich einiger ihrer religiösen Dogmen statt findet, erhält eine gegenseitige Erbitterung unter ihnen. Die Griechen werfen den Armeniern Feigheit vor, maßen sich allein des Namens Christen an und schließen diese gleichsam von der Christengemeinde aus.

*) Pistachia terebinthus, welchen man für den Allan der Israeliten hält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 97. 6 April 1828.

Der Türkenkrieg *).

In dem Augenblick, wo wir dem Ausbruch eines Türkenkriegs entgegensehen, entlehnen wir aus der trefflichen österreichischen militärischen Zeitschrift im Auszuge die folgende als Beurtheilung, Berichtigung und Ergänzung des Valentinischen Werks zu betrachtende Abhandlung; da wir überzeugt sind, daß Oesterreich dasjenige Land ist, welches uns wegen seiner alten Berührungen mit der Türkei die besten Aufschlüsse über jenen Gegenstand geben kann.

Die Einführung der Janitscharen (unter Murad I 1362) als Grundstock eines stehenden Heeres gab dem osmanischen Reiche das Mittel, ohne große Last im Frieden, ein zahlreiches Heer für den Krieg vorzubereiten. Sie bildeten überdieß einen fortpflanzenden Stamm für die Ergänzung und den kriegerischen Geist des Heeres; denn die Knaben der Janitscharen folgten der Bestimmung ihrer Väter. Mit dem Beruf ihres Lebens vertraut, wurden sie in früher Jugend zum Kriege erzogen. Fertigkeit, aller Waffen sich richtig zu bedienen, Gewandtheit des Einzelnen in der Bewegung eines stürmenden, zahlreichen Schwarms, war der Zweck ihrer Bildung. Als sie heranwuchsen und eingetheilt wurden unter die Truppen — Fußvolk, Reiterei, Kanoniere, Bombardire, Minengräber, Waffenschmiede und Fuhrleute — besoldete man sie, oder sie erhielten Leben. Die Hülfsvölker, die Bosnier, Albanier, Moldauer, Wallachen und Tataren, wies man an die Beute. In den größern Städten des Reichs hatte jeder Eingeborne das Recht, gegen Erlegung einer kleinen Geldsumme, irgend einer Janitscharen-Oda (von 400 Mann) beizutreten. Er kehrte sodann zu seiner bürgerlichen Beschäftigung zurück, und genoß den Vortheil eines geringen Solds, der in etwas Geld und einer täglichen Portion Reis bestand. Lehen (Timars und Zaims) wurden vorzüglich an den Kern der Reiterei, an die Spahi, vergeben, obgleich es auch belehnte Janitscharen gab.

Durch Einrichtungen solcher Art war es den Sultanen nicht schwer, Kriege zu führen. Kriege waren sogar nöthig für die innere Ruhe des Staats, um Tausende von Kampflustigen zu beschäftigen, die der Müßiggang im Frieden zu Empörungen geneigt machte. Die Türken zogen daher immer zahlreich zu Feld, und was zu verwundern ist, ihre wilden Schaaren kannten einst doch auch die Nothwendigkeit der Mannszucht. Sie waren zwar grausam durch Religionsbegriffe, sie lebten vom Kriege wie von einem friedlichen Erwerb, und waren dennoch gehorsam. Erschreckliche Strafen; Belohnungen, die man auf fremdem Boden leicht geben konnte; beherzte erfahrene Führer mit unbedingter Vollmacht; der Großherr meist selbst an der Spitze, waren starke Hebel, um die Ordnung des Heeres unverletzlich zu bewahren. Der Türke ist gesund, stark und tapfer; sein Kriegstalent bewährt sich dadurch, daß er Fußsoldat und Reiter zugleich ist *). Ohne Furcht an ein unvermeidliches Verhängniß glaubend, beobachtet er streng die Gesetze seiner Religion und kennt für die ewige Zukunft nichts verdienstlicheres, als vor dem Feind zu fallen.

Am Material gebrach es den türkischen Heeren nie. Was dabei an Kunst abging, ersetzte die Quantität. Ihr plumpes, schwerbewegliches Feldgeschütz war äußerst zahlreich, und eben so zog eine große Menge Handwerker und Schanzgräber mit. Aber nicht genug — auch die belehnte Reiterei war verpflichtet, bei Belagerungsarbeiten mitzuwirken, Faschinen zu erzeugen und mit diesen vor dem Sturme die Gräben zu füllen. Mit gleicher Sorgfalt hatten die Türken das Bedürfniß an Pulver, Kugeln und Arbeitswerkzeugen gedeckt. Die langwierigen Belagerungen, die sie auszuhalten hatten; die Verschwendung, mit welcher sie jede Gelegenheit nützten, ihr Geschütz, und sey es auch nur des Knalls wegen, in Wirkung zu setzen, und endlich die Vorräthe, die man in jedem eroberten Orte fand, sind Beweise, wie wenig sie sich der Gefahr unterziehen wollten, einen Platz aus Mangel an Kriegsbedarf zu übergeben.

An ein regelmäßiges Verpflegungswesen war nicht zu denken: schon der ungeheure Troß machte es beinahe unmöglich. Man zog in's Feld, wenn Getreide und Gras der Fächsung nahten, und begab sich in die Winterquartiere, wenn die Natur im Herbste nichts mehr darbot. Die Stätte, welche die Türken im Sommer durchzogen hatten,

---

*) Die Lehre vom Krieg. Dritter Theil. Der Türkenkrieg. Von dem Generalmajor Freiherrn v. Valentini. Mit vier Planen. Berlin 1822.

Militärische Blätter. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von F. W. v. Mauvillon. Erster Band. Jahrgang 1822. Essen und Duisburg.

Stato Militare dell' imperio ottomano etc. del signore Conte di Marsigli.

Histoire de la guerre des Russes et des Impériaux etc. par M. de Keralio.

*) Verliert der Spahi sein Pferd, so geht er einstweilen zum Fußvolk über, und eben so setzte sich der Janitschar auf das Pferd, welches ihm der Zufall bot.

glich dann der ödesten Wüste; der Mangel zwang sie daher in ihre Heimath zurück. Wenn jedoch die Reiterei in Bezug auf den Unterhalt ihrer Pferde größtentheils auf das Land angewiesen war, wo sich eben der Kriegsschauplatz befand, so zeigte sich dagegen in den Verpflegungsanstalten für die Mannschaft, die freilich fast immer auf Privatrechnung kamen, nicht selten der größte Luxus. Pferde, Kameele und Büffel folgten mit Kriegsbedarf, Lebensmitteln und Schätzen beladen. Für zwanzig Janitscharen trug ein Kameel die Zelte, Kochkessel, Kaffeekannen und Wasserschläuche; zehn Janitscharen hatten ein Packpferd, fünf Spahi desgleichen, und jeder Tatar durfte so viele Pferde halten, als er nur mochte; aber drei bis vier waren bei jedem die gewöhnliche Zahl. In dieser schwerfälligen Verfassung legten die Türken ihre Märsche, nach Bequemlichkeit, in einzelnen Haufen zurück, wenn nicht die Nähe der Feinde sie zur geschlossenen Ordnung zwang. In diesem Fall marschirten sie unter dem Schutz eines sehr großen Vortrabes, und, wollten sie eilen, so nahm die Reiterei einen Theil des Fußvolks auf die Krupe der Pferde.

Die Lagerplätze wählten sie immer an Flüssen, weil Reiterei und Troß ausgedehnte Tränkplätze bedurften. Im Gefühl ihrer Macht sicherten sie bis zur Zeit Montecuculi's niemals durch Befestigung ihre Lager. Seitdem aber die deutschen Heere sie allenthalben drängten, seitdem der Halbmond nicht mehr auf Ofen's Wällen prangte, umgaben sie im Jahr 1687 ihr Lager zwischen Mohacs und Eßegg zum erstenmale mit Gräben, Wällen und Pallisaden. Auch ihre festen Plätze zeigten Geringschätzung der Kunst. Ein Graben, ein Wall mit kurzen Gesichtslinien, umgab Häuser von Holz in engen Gassen. In der Besatzung lag das unüberwindliche Bollwerk, und die Nothwendigkeit eines Ersatzes, welcher dem Belagerer immerwährenden Abbruch that, war und blieb bei ihnen eine Regel des Kriegs.

Am Tage der Schlacht entwickelten sie die einfachsten Grundzüge der Kriegskunst. Sie suchten die Ebenen zum Wahlplatz, um ihrer zahllosen Reiterei die Entscheidung des Treffens zu erleichtern. Sie hielten das Fußvolk zurückgezogen in der Mitte, schoben die Reiterei auf beiden Flügeln vor, um die Stellung ihres Gegners zu umklammern, und hatten angemessene Haufen in Bereitschaft, um jede Blöße, die sich ihnen darbot, kräftig zu benützen. Zahl, Muth, Standhaftigkeit und eine überraschende Schnelligkeit waren auf ihrer Seite, und also der Erfolg fast immer gewiß.

(Fortsetzung folgt.)

Des Bischof Heber's Reisen durch das nördliche Indien.

(Fortsetzung.)

„In dem Palaste zu Iyepur zeigte man uns fünf oder sechs Elephanten, die man zum Kampfe aufreizte. Jeder war in einem kleinen, gepflasterten, mit einer spärlichen, sehr schmutzigen Streu versehenen Hofe besonders abgeschlossen. Sie waren durch künstliche Reizmittel in einen Zustand von Raserei versetzt, und zeigten durch das Feuer ihrer Augen, den aufgesperrten Rachen und die beständige Bewegung der Rüssel ihre fieberhafte Ungeduld. Ihre Wärter durften sich denselben nur mit größter Vorsicht nahen. Sobald sie einen Tritt hörten, fuhren sie, so weit ihre Ketten reichten, herum, und schlugen furchtbar mit ihren Rüsseln um sich." —

„Als ich in dem Palaste von Iyepur vorgestellt wurde, traten einige Tänzerinnen ein, und zeigten ihre Kunst. Hierauf wurden mir einige ganz gewöhnliche Shawls, ein Turban, ein Halsband u. s. w. überreicht, die ich nebst zwei Pferden und einem Elephanten als Geschenke annehmen sollte. Ich sah den Obristen Raper etwas verlegen an; dieser aber beruhigte mich mit der Bemerkung, daß durch diese Geschenke ich nicht reicher und die Geber nicht ärmer würden. Ich drückte nun dem Mukhtar auf so gut hindustanisch, als ich konnte, meinen Dank dafür aus. Man wünschte sich von Seiten der Reisenden und des Hofes von Iyepur gegenseitig Gesundheit und Wohlergehen, und empfahl sich fernerer Freundschaft. Wir umarmten noch ein Mal die Minister, verabschiedeten uns, bestiegen die Elephanten und kehrten nach dem Hause des Residenten zurück, wobei die geschenkten Thiere in Prozession vor uns herzogen. Es zeigte sich nun, daß der Elephant lahm, und so böse war, daß sich niemand ihm zu nahen wagte. Eines der Pferde war dem Aussehen nach ein sehr hübscher Rappe, aber, wie sich fand, ebenfalls lahm, während das andere ein jammervoller Klepper war, der zum mindesten seine dreißig Jahre zählte. Obrist Raper bemerkte jedoch, daß der Werth dieser Thiere für die Gebühren, die man den Hofbedienten zu zahlen pflege und welche die Compagnie für mich entrichten werde, mehr als hinreichend sey. Wirklich wissen auch die Häuptlinge der Eingebornen recht gut, daß Geschenke von großem Werth in solchen Fällen nur weggeworfen wären. Sie machen bei einer solchen Veranlassung jedesmal in den „Acbars" (ihren Zeitungen) bekannt, daß die und die ausgezeichnete Person dem Hofe von Iyepur ihre Huldigungen darbrachte, und daß dieser sein Wohlgefallen über die Ankunft der Fremden durch ein Geschenk von einem Elephanten, zwei stattlichen Pferden und mehreren kostbaren Kleidungsstücken an Tag zu legen geruhte; dann wird die Freigebigkeit des Hofes gerühmt, und vor allem seinen Unterthanen und Nachbarn angedeutet, in wie gutem Vernehmen er mit der brittischen Regierung stünde. Alles dieses sucht man aber natürlich möglichst wohlfeilen Kaufs zu erhalten." —

„Die Rajas von Iyepur waren lange Zeit die reichsten und mächtigsten von allen Raiputstaaten, und ihr Gebiet ist (ungeachtet es durch die Mahratteneroberungen sehr zusammenschmolz) noch immer das größte unter jenen Staaten; ihre jährlichen Einkünfte werden gewöhnlich auf eine Crore Rupien (nach dem gegenwärtigen Curs etwas weniger als eine Million Pf. Sterling) berechnet." —

In der alten Hauptstadt Umir besuchte der Bischof unter anderem auch den Tempel. „Ich trat," bemerkt er, „durch einen niedern, finstern Bogengang in einen

kleinen Hof, wo zu meinem Erstaunen der erste Gegenstand, der meinem Auge begegnete, eine Lache Blutes auf dem Pflaster war, neben welcher ein nackter Mann stand, mit einem blutigen Schwerte in der Hand. Die Scenen, welche an uns vorübergegangen waren, waren so romantisch, daß meine Phantasie mich irgend ein Abenteuer erwarten ließ, und ich fühlte, (ich gestehe es) wie meine Hand einen Augenblick instinktmäßig meine schwere hindustanische Peitsche fester hielt, deren Knopf im Nothfall eine nicht zu verachtende Waffe gewesen wäre. Der Führer warnte mich jedoch im nämlichen Augenblick, nicht in die Blutlache zu treten, und bemerkte mir, daß jeden Morgen hier eine Ziege geopfert werde. Ein zweiter Blick zeigte mir, daß der kopflose Rumpf des armen Thiers vor den Stufen eines, wahrscheinlich Kali geweihten kleinen Altares lag. Der Bramine war in seinem heiligen Amte begriffen und klingelte mit seiner Glocke; die verlegene Miene unseres Führers verrieth uns nun, daß wir zur ungelegenen Stunde eingetreten waren, weßwalb wir blos einen flüchtigen Blick im Zimmer umher warfen, ohne uns dem Altar und seinen Mysterien zu nähern. Der Führer erzählte uns auf dem Rückwege, daß die Sage gehe, es sey hier in alten Zeiten jeden Tag ein Mensch geopfert worden; diese Sitte sey abgekommen, bis Jye Singh einen schweren Traum hatte, in welchem ihm die zerstörende Gottheit erschien und ihn fragte, warum man ihr Bild habe dürsten lassen? Der Raja, aus Furcht vor den Folgen des Ungehorsams, und sich doch sträubend, das Verlangen des Gottes nach seinem alten furchtbaren Umfange zu erfüllen, ging zu Rath und brachte statt des Menschenopfers eine Ziege für

Die finstre Göttin in der Azurfluth,
Die das Gewand in Säuglingsthränen netzt,
Um's Haupt den Todtenkranz, im Menschenblut
Sich seit dreitausend Jahren schon geletzt —

womit die Gottheit dann auch in Gnaden geruhte, sich zufrieden zu geben."

„Auf unserem Heimweg sagte uns Raper, er habe unerfreuliche Neuigkeiten aus dem Palaste gehört. Die Ranni habe Nachts zuvor, ohne Urtheil und Recht, ja ohne einen Grund dafür anzugeben, eine ihrer Kammerfrauen ermorden lassen — eine Dame von edlem Character, und die, wie man bisher geglaubt, bei ihrer Gebieterin hoch in Gnaden gestanden war. Man vermuthete, daß ihr bedeutender Reichthum ihr einziges Verbrechen war. Die Sache erweckte in der Zennana und in der Stadt große Unruhe, und acht andere Frauen, Gemahlinnen oder Concubinen des verstorbenen Raja, glaubten sich gleichfalls zum Tode ausersehen. Diese Gräuelthat war auf der Ranni unmittelbaren Befehl und in ihrer Gegenwart verübt worden. Obrist Raper meinte, wenn der Mukhtar nicht selbst ein Wüthrich wäre, so hätte er einen solchen Schritt nicht geschehen lassen. Mit dieser Geschichte beschäftigt, empfand ich eben keine große Freude, als ich im Verlauf des Morgens von Ranni ein Geschenk in Früchten, Zuckerwerk und Blumen mit ihren besten Wünschen für meine glückliche Reise und die Zusicherung erhielt, daß ihr Volk Alles zu meiner Bequemlichkeit auf dem Wege vorgekehrt habe, und daß sie wünsche, unsre Freundschaft möchte lange dauern. Ich entbot ihr meinen Dank für ihre Güte und die mir erwiesene Gastfreundschaft, und fügte bei, daß ich für sie — für ihre Besserung wollte ich sagen — beten werde. Ihre Aufmerksamkeit beschränkte sich heut aber nicht blos auf meine Person, sondern sie sandte auch meiner Dienerschaft und meinem Gefolge ein Mittagmal in Zuckerwerk, Reis, Ziegenfleisch, und andern Hindustaner Leckerbissen, und zwar in solcher Menge, daß es, wie man mir sagte, für hundert Personen zugereicht hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche und französische Sprache.

(Schluß.)

In Deutschland haben sich Sprache und Verfassung allmälig entwickelt, ohne Rückschritt, ohne Umsturz, ohne Zerstörung. Um die Zeit der Reformation, dieser großen Epoche der moralischreligiösen Emancipation des Volks, nahm alles einen höhern Schwung, und machte auch die Sprache rasche Fortschritte: von diesem Augenblick an war sie entfaltet und kannte ihre reichen Erzgruben, deren Schachten Luther öffnete, die man fortan nur auszubeuten brauchte, ohne sich irre machen zu lassen. Luther, bewundernswerth eben so sehr durch den Scharfblick, womit er die Bedürfnisse und Forderungen seines Zeitalters errieth, als durch den Muth und die Thatkraft, womit er für die Befriedigung derselben kämpfte und arbeitete, Luther hat sein Volk weit vorwärts gefördert, noch mehr, er hat der Menschheit die Hand gereicht, um sie über den Rubikon zu führen.

In Frankreich glich der Gang der Bildung oft dem Schwindelgang eines Kranken, der den Veitstanz hat.

Carl der Große hatte schon eine deutsche Sprachlehre *) entworfen, als die französische Sprache noch in die Gesindestube verwiesen war. Im Süden wurde jedoch die Volkssprache bald durch den Gebrauch veredelt. Hier, wo ihre Bestandtheile (fast blos Trümmer des Lateinischen) gleichartiger waren, schrieb jeder Chronikenschreiber mehr oder weniger in dem Patois seiner Provinz. Als die französische Sprache, Hofsprache geworden, sich zu entwickeln anfieng, ließ man gleich eine neue römische Ueberfluthung über sie ergehen. Dubellay und seines Gleichen mengten so viel Griechisch, Latein und Italienisch ein, daß es schien, als wollten sie eine Sprache mit der Inschrift schaffen:

Odi profanum vulgus.

Der verschriene Rousard hatte weit mehr Takt: „Man will," sagt er, „unsere Sprache zu einer Sklavin machen. Es gibt ja Wörter genug, die geboren französisch sind, die zwar ältlich, aber frei und französisch klingen; laßt uns sie nicht verlieren!"

Die akademische Meisterschaft, die sich die französische Sprache im Zeitalter Ludwigs XIV erwarb, wurde als ihre absolute Vollendung betrachtet. In derselben Zeit, da man den Gebrauch eines neuen Worts für eine Verletzung der

*) Eginhardi Vita Caroli Magni Cap. 29.

Gesetze des guten Geschmacks erklärte, ächtete man jeden Tag so viele alte und ausdrucksvolle Wörter.

Im Zeitalter Ludwigs XV mußte man wohl neue Bezeichnungen für die politischen und philosophischen Wissenschaften suchen, aber man that es nicht recht im Geiste der Sprache, so daß nur wenige in's Volk übergingen. Denn nicht die Gelehrten machen und bereichern die Sprachen, sondern das Volk.

Eine Masse neuer Begriffe, und folglich auch neuer Wörter hat endlich die Revolution in die Sprache eingeführt. Aber zu gleicher Zeit, welche völlige Auflösung alles Schönen und Guten in der Sprache der vorhergegangenen Perioden! welche Ueberschwemmung von Schwulst und Bombast! welche Zügellosigkeit! welche Nachläßigkeit! welche Incorrectheit im Stil und im Druck! Ein paar Sätze aus den Briefen des Abbé Duchesne, vom zweiten Jahr der Republik mögen dieses Urtheil andeuten: „Ja, ich ersticke vor Zorn; ja (verdammt!) alles, was ich sehe, alles, was täglich geschieht, bringt mich zur Verzweiflung. Welcher verwünschte Wahnwitz bemächtigt sich doch der Bürger! Dieses falsche Ehrgefühl, von dem unsre blödsinnigen Voreltern angesteckt waren, will wieder aufleben mehr als je!“

„Je mehr ein Staat bevölkert ist, desto reicher und mächtiger ist er. Dieß ist eine Wahrheit, die hol' mich der Teufel (bougrement) wahr ist. Aber ich möchte rasend werden, wenn ich da eine Art Menschen sehe, buntscheckig, weiß, schwarz, grau, die meinen, sie seyen der Gesellschaft überaus nützlich, und Dickwänste, die ein paar Wochen die ganze Arche Noä vom Maulwurf bis zum Elephanten auffressen, und verdauen!“ — „Verdammtes Geschöpf, du zweifelst also noch ob die Siege der linken Seite auch ein Werk Gottes seyen? du zweifelst also noch, ob dein Gott sich schon den Juden überantwortet glauben würde, wenn er sich mitten unter den Raben der Aristokratie sähe? Sagt mir doch, ob es möglich ist, daß der Vater der Menschen nicht Patriot sey! Sag mir doch Einer, ob er Aristokrat seyn kann.“

Unter der Kaiserherrschaft war die Sprache durch ihre mathematische Trockenheit und durch die Kürze des militärischen Commandos ausgezeichnet. Die siegreichen Züge der Nation durch die Welt, weckten manch neues Element, aber der strenge Zwang des Augenblicks hemmte alle Fortschritte!

In unsern Tagen ist die Sprache im Allgemeinen correct, aber gesucht. Man hascht nach neuen Wörtern wie nach neuen Gedanken. Sie hat noch kein bestimmtes Gepräge: es ist eine Durchgangsperiode. Man gräbt die alten Quellen der Sprache wieder auf. Das Studium der Politik und Philosophie, der Geschmack an der deutschen Literatur zwingen neue Wörter zu suchen. Die Sprache ist ernster und züchtiger geworden. Wer heut zu Tage eine Pucelle schriebe, würde ausgezischt werden.

Aber die Sprache ist in den Wehen, wie das Volksleben; man muß die Stunde abwarten, um zu sehen, wes Geistes das Kind der Zeit seyn wird!

Aus China.

Die Chinesen haben uralte Volkslieder, in denen die Traditionen und Maximen der alten Zeit niedergelegt sind, und welche schon zur Zeit des Confutse von einer so großen Wichtigkeit waren, daß man eine Sammlung davon veranstaltete, und daraus unter dem Titel, „Buch der Lieder“ (Schiking), eines der fünf classischen Bücher bildete. Seit dieser Zeit ist es eines der fundamentalen Bücher geblieben, auf denen die chinesische Bildung und Literatur beruht. Es ist nie in einer europäischen Sprache erschienen, und es würde mehrere Jahre erfordern, es leidlich zu übersetzen. Es existirt jedoch eine lateinische Uebersetzung von dem Jesuiten Lacharme in Peking, die sehr getreu ist.

Marco Polo.

Es ist bekannt, daß die früher so oft bestrittene Glaubwürdigkeit der Berichte des berühmten venetianischen Reisenden Marco Polo in neuerer Zeit durch die vielfachen Gründe in bessern Credit gesetzt worden ist. Einen neuen Beweis dafür liefert in dem kürzlich ausgegebenen Februarheft des Nouveau Journal Asiatique ein Aufsatz von Klaproth, aus welchem hervorgeht, daß Marco Polo die Provinzen und Städte, welche er nach Catai und Mangi setzt (d. h. in das nördliche und westliche China) größtentheils in der beim Aufzählen derselben von ihm beobachteten Folge selbst besucht zu haben scheint. Wahrscheinlich bediente er sich in China eines persischen Dolmetschers; denn er nennt z. B. die erste Brücke, die er nach seiner Abreise von Cambalu (Peking) zu passiren hatte: Pulisangan d. i. Poul=i=Sanakan, die Brücke über den Sangkan, eine Brücke, die noch heut zu Tage an derselben Stelle (zehn Miglien von Peking) besteht; nur führt der Fluß jetzt gewöhnlich den Namen Lou keou ho. — Von Mangi ging Marco Polo nach Tübet, das damals von den Mongolen verwüstet war, und von dort nach Caindu, worin Klaproth das Land der Birmanen erkennt. Der Fluß Brius, den er hier erwähnt und der in den Ocean fallen und Goldkörner mit sich führen soll, ist der Irawaddy, welchen die Chinesen Kin cha kiang, den Fluß mit dem Goldsand nennen. Von da begab sich Marco Polo nach China zurück und zwar in den westlichen Theil des Reiches, wo die Provinz Caraian, das Land der „Thsouonman“ (die südlichen Gegenden von Yunnan) bei den Chinesen ist. Die Bewohner dieser Provinz sind von einem von den Chinesen verschiedenen Stamme, der sich selbst den Namen Carain beilegt und auch über einen großen Theil der hinterindischen Halbinsel verbreitet ist, wo er aber nur die unwegsamsten Gebirge und Wälder bewohnt.

Buchhandel in England.

Wie in Deutschland, scheint gegenwärtig auch in England bei Werken, die auf ein größeres Publikum rechnen können, das Bedürfniß wohlfeiler Ausgaben fühlbar zu werden. Die Classiker der Nation waren schon längst durch Abdrücke auf schlechtes Papier — black lettres — das Eigenthum aller Stände geworden; aber neuere Werke von Bedeutung erschienen noch immer nur in kostbaren Quartbänden, deren Preis nur der Reiche erschwingen konnte. In neuerer Zeit hat indeß besonders Murray angefangen, seine Verlagsartikel in kleinen Duodezbändchen zu liefern, und die bei uns so arg verlästerten Taschenausgaben dürften daher bald auch bei unseren reichen Nachbarn jenseits des Canals allgemeineren Eingang finden. Vergl. Literary Gazette, February 23.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 98. 7 April 1828.

Die Republik Mexico.*)

Als wir kürzlich in diesen Blättern eine Notiz über den inneren Zustand von Mexico mittheilten **), schienen die Ereignisse noch weit entfernt, die gerade um jene Zeit, nämlich in den letzten acht Tagen des verflossenen und in den ersten des gegenwärtigen Jahres — die Existenz der Republik bedrohten. Wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Parteien der Democraten und Föderalisten,***) so standen in Mexico sich die Yorkinos und Escoceres gegenüber, von denen die ersteren, entschiedene Republikaner, den Präsidenten Guadelupe Vitoria, die letzteren — zum Theil dem Interesse des Mutterlandes, oder wenigstens der Erhaltung der alten hierarchischen und aristocratischen Elemente nicht abgeneigt — den Vicepräsidenten des Congresses, Bravo, zu ihrer Partei zählten. Vergebens erschöpften die Escoceres, der natürlichen Ordnung der Dinge nach im Nachtheil — da sie still stehen wollten, während alles um sie her rasch und rüstig vorwärts drängte — alle Mittel, die ihnen der Aberglaube und die Unwissenheit des Volkes darboten, um ihre Gegner bei demselben als Feinde der Ruhe und der Religion verdächtig zu machen; selbst der verabscheute Name der Freimaurer, den sie denselben beilegten, verlor seine magische Kraft; und schon stand der Congreß im Begriff, die Vertreibung aller Spanier von dem Gebiete der Republik zu beschließen, — eine Maßregel, welche den Streit zwischen den Freunden des Alten und des Neuen mit einem Schlage entscheiden mußte. Unter diesen Umständen blieb den Escoceres nichts anderes übrig, als ihr Spiel verloren zu geben, oder einen letzten Streich der Verzweiflung zu wagen. Sie wählten das letztere und griffen, ohne Rücksicht auf die Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs, zu den Waffen.

Ein Obristlieutenant Montano erhob zuerst zu Otumba, einer Provincialstadt in der Nähe von Mexico, die Standarte der Empörung, indem er eine Proclamation erließ, in welcher an das Gouvernement folgende Forderungen gestellt waren:

„1 Artikel. Die Bundesregierung soll dem Congreß der Union ein Gesetz vorlegen zur Unterdrückung aller geheimen Gesellschaften, welchen Namen und Ursprung sie auch haben mögen."

„2 Art. Die Regierung muß nothwendig ihre Ministerien anders besetzen, und diese Stellen an Männer von anerkannter Redlichkeit, von Tugend und Verdienst vergeben."

„3 Art. Sie muß ohne Zeitverlust dem Gesandten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika seine Pässe zustellen."

„4 Art. Sie muß unsere Constitution und die jetzt bestehenden Gesetze in Kraft erhalten und beobachten."

Otumba, 23 Dec. 1827.

Nur wenige Leichtgläubige und Bethörte, meist Altspanier, sammelten sich. Bei der Annäherung der Truppen, welche die Regierung, auf die erste Nachricht von dem Ausbruche der Empörung, unter dem Commando des Generals Guerrero, gegen sie aussandte, sahen sich die Mißvergnügten genöthigt, Otumba, wo die Masse des Volkes gleichgültig und theilnahmlos geblieben war, zu räumen. Indessen hatten, wenige Tage nach dem Abmarsch Guerreros, mehrere Offiziere, die als heftige Escoceres bekannt waren, Mexico verlassen, um sich mit Montano zu vereinigen. Groß wurde die Bestürzung, als, am 31sten December, diesen auch der Vicepräsident, Nicolo Bravo, folgte, indem man unmöglich annehmen konnte, daß ein Mann, der sich in dem Unabhängigkeitskriege so große Verdienste um die Republik erworben hatte, sich in eine hoffnunglose Unternehmung einlassen würde. Ohne Zweifel war Bravo durch voreilige Berichte von seinen Anhängern getäuscht worden; erst, nachdem er fünf oder sechs Tage ohne alle Begleiter umher geirrt, gelang es ihm, Montano zu erreichen, dessen Corps inzwischen durch Desertion auf ungefähr 150 Mann geschmolzen war. Sie zogen sich hierauf nach Tulancingo, einem kleinen Ort, etwa 25 Stunden N. O. von Mexico, auf der Straße nach Tampico, zurück, wo sie sich zu verschanzen anfingen. Guerrero, der ihnen auf dem Fuße gefolgt war, umringte sie, und nach schwachem Widerstand waren sie gezwungen, die Waffen zu strecken. Bravo selbst, vier Obersten, von denen einer — Correa — gefährlich verwundet, sieben Obristlieutenants und vierzehn Capitäns wurden gefangen; und der Congreß befahl der großen Jury, sie als Verräther des Vaterlandes in Anklagezustand zu stellen.

*) Nach Auszügen in den englischen Journalen aus den neuesten nordamerikanischen und mexicanischen Blättern: El Sol und El Correo de la Confederacion Mexicana (bis zum 13ten Jan.) Commercial Advertiser (von New-York, 27ten Febr.) Baltimore American und Philadelphia National Gazette.

**) S. Ausland, Nr. 36 vom 5ten Febr. S. 144.

***) S. Ausland, Nr. 46. S. 186 folg.

Die Empörung, die den mexicanischen Bundesstaat mit allen Schrecknissen eines Bürgerkrieges bedrohte, mußte durch diesen Ausgang nur dazu dienen, die Institutionen, die sie stürzen sollte, dauerhafter zu befestigen, indem sie eine Menge fremdartiger, störend einwirkender Elemente aus dem Körper der Republik entfernte; der Sturz der Escoceres hat den Sieg der Demokratie für Mexico — und man kann vielleicht sagen, für Amerika — entschieden.

Alle einzelnen Bundesstaaten, selbst viele der kleinsten Ayuntamientos, sprachen bei dieser Gelegenheit ihre Anhänglichkeit an die Verfassung und ihre Ergebenheit gegen die Bundesregierung aus; nur in dem Staate Veracruz entstand gleichzeitig mit dem von der Hauptstadt aus geleiteten Aufstande eine Bewegung, die denselben Zweck gehabt zu haben scheint. Der Gouverneur dieses Staates, Don Miguel Barraguay, in Uebereinstimmung mit dem Congreß desselben, erließ ein Verbot gegen jede Art von geheimen freimaurerischen Verbindungen, welcher Form und welchen Namens sie auch seyn mögen, und erklärte sich bald darauf, an der Spitze der Miliz von Xalapa, wo der Congreß des Staates seinen Sitz hat, mit etwa 200 Mann zu Gunsten Montanos, der — wie er behauptete — bereits 2000 Mann unter den Waffen habe. Neun und zwanzig der größten Ortschaften des Staates ergriffen jedoch die Sache der Föderativregierung und stellten einen alten erprobten Patrioten, Oberst Francisco Gomez, an ihre Spitze, der sogleich gegen General Barraguay ernsthafte Vorbereitungen traf; von allen Seiten marschirten Truppen gegen Xalapa, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß auch in Veracruz, in dem Augenblicke, wo wir dieß schreiben, bereits alles beigelegt ist. Eine Benutzung dieser Unruhen von Seiten Spaniens war um so weniger zu befürchten, als der tapfere Commodore Porter mit seinem Geschwader im Hafen von Veracruz lag, und der spanische Commodore Laborde noch an den Küsten von Columbia kreuzte.

Einen ehrenvollen Beweis von dem Geiste, von welchem die mexikanische Marine — größtentheils aus Nordamerikanern zusammengesetzt — beseelt ist, gab erst kürzlich ein Gefecht, das, obgleich von unglücklichem Ausgang, zu den glänzendsten Waffenthaten in dem ganzen Laufe des Kampfes zwischen den spanischen Colonien und ihrem Mutterlande gehört. Die Kriegsbrigg Guerrero, Capitain D. H. Porter, ein Neffe des Commodore, hatte am 9ten Februar zwei spanische Guineabriggs genommen und mit ihren Leuten bemannt; am zehnten stieß sie auf der Höhe von Havanna auf zwei spanische Kriegsbriggs, die Martha und die Maria Amalia, jene von 18 Kanonen und 180 Mann; diese von 10 Kanonen und 130 Mann; nach einem hitzigen Gefecht, in welchem auch der Guerrero, der 22 Kanonen und 136 Mann hatte, in seinem Takelwerk stark beschädigt worden war, suchten beide spanische Schiffe das Weite und entkamen nach Mariel. Man hatte indeß den Donner des Geschützes in dem Hafen von Havanna gehört, und die Fregatte Lealtad, von 54 Kanonen und 500 Mann, war sogleich in See gegangen. Sie soll ein ausgezeichneter Segler seyn, und da die Brigg in sehr beschädigtem Zustande war, so wurde sie bald von der Fregatte erreicht. Es erfolgte hierauf ein verzweifelter Kampf, der zwei und eine halbe Stunde dauerte, und mehr als die Hälfte von dieser Zeit Bord an Bord. Zweimal wurde die Flagge des Guerrero weggeschossen und wieder aufgepflanzt; endlich, nachdem er seine ganze Munition erschöpft hatte, mußte er das Feuer einstellen; und da es bei dem Zustande des Takelwerkes unmöglich war zu entkommen, beschloß Kapitän Porter die Flagge zu streichen. Die Fregatte, in der Meinung, daß die Flagge wieder weggeschossen sey, setzte ihr Feuer fort; und Kapitain Porter wurde, nachdem die Brigg sich bereits ergeben hatte, durch eine Kartätschenkugel getödtet. Der Guerrero hatte, als die Spanier sich seiner bemächtigten, 49 Mann an Todten verloren; beinahe die ganze übrige Mannschaft war verwundet; der Verlust der Spanier betrug an 200 Mann, und die Fregatte war, als sie mit ihrer Prise in Havanna einlief, beinahe eben so arg zugerichtet, als diese. Der Leichnam des tapfern Kapitäns wurde mit allen militärischen Ehren zur Erde bestattet.

Cobbett's Sendschreiben an den Herzog von Wellington.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Zwar haben die eifrigsten Vertheidiger der Heiligkeit des Eigenthums den Satz aufgestellt, daß *es in England* für einen Eingriff in das Eigenthum eines andern nie eine Entschuldigung gebe; aber sie gründeten diesen Satz blos auf die Annahme, daß ein solcher Grad von Elend in unserm Lande nie eintreten könne, weil hier die Armengesetze stets Hülfe darböten. Diese Armengesetze aber wurden durch unzählige Parlamentsbeschlüsse verstümmelt und wirkungslos gemacht. Ich will nur zwei anführen. Durch die Select-Vestry-Bill wurde die ganze Vertheilung der Armengelder den Reichen jedes Kirchspiels überantwortet. Dem Armenpfleger (overseer) sind die Hände gebunden. Jedes Gefühl des Mitleids, das in seiner Brust erwacht, wenn er mit eigenen Augen das Elend und den Jammer in der Hütte des Arbeiters erblickt, wird zurückgedrängt oder beherrscht durch diese Versammlung der Reichen, welche die Unglücklichen, über deren Schicksal sie zu entscheiden haben, nie von Angesicht zu Angesicht gesehen haben.

Dabei hat man den Armenpflegern Adjuncte (assistant overseers) an die Seite gesetzt, und ihre Besoldungen auf die Armenfonds angewiesen. Das Geschäft, das Volk bis zur Aushungerung niederzudrücken, ist zu schmerzlich für die zarten Nerven der Reichen, und wird daher einem solchen Agenten übergeben, dessen Gehalt in eben dem Verhältniß groß ist, als er die Ausgaben des Kirchspiels klein zu machen weiß.

Durch diese und andere Vorschriften der legislativen Gewalt sind die Armengesetze ein Mittel geworden, das

Volk stets in jenem gemischten Zustand von Thätigkeit und Hungersnoth zu erhalten, in welchem dem Arbeiter, halb unter dem Namen Lohn, halb unter dem Namen Armengeld, immer nur so viel gereicht wird, als unumgänglich nöthig ist, ihn am Leben zu erhalten, damit er noch länger der Sklave seines Dienstherrn bleibe.

Die Quelle dieses Martersystems ist nirgends anders als in der ungeheuren Last der Abgaben zu suchen. Der Dienstherr wird durch den Steuereinnehmer auf jede Weise gedrückt. Er kann diese Last nicht von sich abwälzen; sie muß bezahlt werden. Sein Hausgeräthe, seine Früchte auf seinem Gute, seine Waaren in seinem Lager, seiner Fabrik — alles kann ihm der Steuereinnehmer im Moment mit Beschlag belegen. Da läßt sich nichts abziehen und nichts herunterhandeln. Der Arbeiter ist der Einzige, dem er etwas abzwacken, und dessen Loos er jeden Augenblick noch schlechter machen kann, als es bereits ist. Wenn wir bedenken, daß es Millionen sind, die in diesem Zustande unmittelbarer Abhängigkeit leben, ja daß es wenigstens neun Zehntheile der Nation sind, so müssen wir einsehen, daß der Gesammtbetrag des Lohnes derer, die alle Arbeit thun, ungeheuer seyn muß. Diese Summe nun bestreben sich die Dienstherren immer mehr und mehr zu verringern. Ueber das Elend, das sie dadurch über ihre armen Arbeiter bringen, beruhigen sie sich in ihrem Gewissen durch die hohen Abgaben, die sie zu dieser Art von Selbstvertheidigung gleichsam zwingen. Von dem auf solche Weise verkümmerten Lohne muß aber auch der Arbeiter seinerseits wieder noch einen Theil der Abgabenlast tragen. Er braucht Lebensmittel; aber diese Lebensmittel sind indirect besteuert, und so muß, wer sie verzehren will, auch die Steuern mitbezahlen, die darauf lasten.

So ist es gekommen, daß die immer zunehmende Vergrößerung der Abgaben stets gleichen Schritt hielt mit der Vergrößerung der Armuth und der Noth — ein Satz, der jetzt so wenig mehr eines Beweises bedarf, als daß die Vögel fliegen und das Feuer brennt.

Nachdem wir nun in den ungeheuern Steuern die Quelle des Elends gefunden haben, so lassen Sie uns, mein Herr Herzog, auch die Quelle der Steuern aufsuchen.

Diese Quelle liegt in der Staatsschuld, in der todten Last *), der stehenden Armee, der Marine, den Pensionärs, dem ganzen Sinecure-Volk, Männern, Weibern und Kindern, endlich in jenem zahllosen Heere von Beamten sowohl zu Hause als in den Kolonien. Die Staatsschuld und die todte Last verschlingen von den Abgaben jährlich vierzig Millionen Pfund Sterling. Was sie übrig lassen, das frißt die Armee und die Flotte, ungeachtet die Gesetze Englands, zu deren Heilighaltung man doch stets das Volk ermahnt, erklären, daß in einem freien Lande weder stehende Truppen noch Casernen existiren sollen. Blackstone sagt: „Die englische Constitution weiß nichts von einem regelmäßig stehenden Heere.“ Noch weniger wissen Englands Gesetze davon etwas, daß man tausend und aber tausend Offiziere in Dienst und Sold erhält, nachdem ihre Dienste längst entbehrlich geworden sind. Wozu ferner dreißigtausend Seeleute? Eine Seemacht ist unserem Lande unumgänglich nothwendig; aber sonst reichte der sechste Theil dessen hin, was man jetzt braucht. Als neulich das Finanz-Committee niedergesetzt wurde, drückte Hr. Maberly den Wunsch aus, das Committee möchte die Befugniß erhalten, die Sachen bis auf den Grund zu untersuchen. Zu untersuchen! Welche Untersuchung ist nöthig, wenn die Thatsachen leuchten wie der Schweif eines Cometen, wie die Flamme einer in Gluth auflodernden Stadt? Indessen kann man nicht behaupten, daß wir für unser Geld nichts haben, was wir zeigen könnten; denn ein kostspieligeres, ein prächtiger und alberner aufgeputztes Heer von menschlichen Geschöpfen findet sich wohl auf der ganzen Welt nicht wieder.

Wenn nun aber Sie und Ihre Collegen nicht geneigt sind, die Last der Nation zu erleichtern, was soll dann das Volk von dem Finanz-Committee erwarten, das Sie ernennen, von dem Parlament, das Ihnen gehorcht? Hr. Maberly wünscht, das Finanz-Committee möchte mit der ganzen Vollmacht des im Jahr 1817 errichteten Finanz-Committees bekleidet werden. Das muß ein gewaltiges Committee gewesen seyn! Ohne Zweifel hat es der Verschwendung furchtbare Schranken gesetzt, und die Ausgaben der Nation um ein sehr Bedeutendes vermindert. Lieber Himmel! von all dem war keine Rede. Es hockte zum Sterben lange bei einander, der Druck des Berichtes mit seinem Appendix kostete der Nation eine enorme Summe Geldes, allein von jenem Tage bis auf die heutige Stunde hat die Nationalschuld stets zugenommen, die Masse der Ausgaben sich stets vergrößert; nicht ein Batzen wurde auf der einen Seite erspart, für den nicht auf der andern fünf Kreuzer *) wieder ausgegeben wurden. Und nun, nach dieser zehnjährigen glänzenden Erfahrung, hat sich ein neues Committee niedergesetzt, oder ist eben im Begriff niederzusitzen, um unsere Sehnsucht nach Erleichterung aufs neue zum Narren zu halten.

Lassen Sie uns nun, mein Herr Herzog, auf dem stetigen Wege der bisherigen Untersuchung, auch die Quellen der Staatsschuld, der todten Last, des stehenden Heeres, der übergroßen Seemacht, der Pensionen, Sinecuren, Schenkungen ꝛc. ꝛc. ꝛc. näher in's Auge fassen, welche in einem Zeitraum von 35 Jahren die Auflagen von sechszehn Millionen bis auf sechszig Millionen anschwellten. Da jedes Sechspencestück von dem Parlamente bewilligt werden muß, so ist es also das Parlament, dem dieser Meisterstreich gelungen ist, in der kurzen Zeit, seitdem wir zwei, Sie und ich, auf die Bühne getreten sind, uns mit sechszig Millionen statt der früheren sechszehn zu beschenken.

Es gibt viele Leute, welche über diesen Gegenstand gewaltig viel schreiben und schwatzen, welche nicht müde werden, die verborgensten Gründe zur Erklärung dieser Parlamentsbeschlüsse aufzusuchen, oder vielmehr zu deren Rechtfertigung, welche gewöhnlich darauf hinausläuft, daß jene

*) the dead-weight.

*) Ein Penny gegen fünf Farthings, deren vier auf einen Penny gehen.



Beschlüsse eben nothwendig gewesen seyen — eine Entschuldigung, die stets verdächtig, in vorliegendem Falle aber auch völlig unwahr ist. Doch hievon weiter unten. Hier genüge das Factum, daß wir diesen schauderhaften Zustand des Landes dem Parlamente verdanken. Und ehe ein kräftiger Schritt zu Abstellung der durch die Beschlüsse der collectiven Weisheit herbeigeführten Uebel geschieht, mag Hrn. Broughams Schulmeister mit seinem ABC Buch in der Hand überall in der Irre herumlaufen; mag Madame Fry, die Taschen mit gottseligen Tractätlein gefüllt, von Gefängniß zu Gefängniß wandern; mögen die Magistrate schimpfen, bis sie heiser werden; mögen Arbeits- und Zuchthäuser und hundert ähnliche Asyle des Volksglücks sich erheben — dennoch wird das Uebel wachsen und fortschreiten; jeder Tag wird das Elend des Volks vermehren und die Schrecken des Gesetzes vermindern, das den wenig kümmert, der kein Brod hat, um seinen Hunger zu stillen, und kein Kleid, um seine Blöße zu decken.

(Schluß folgt.)

Der Türkenkrieg.

(Fortsetzung)

In den Ebenen Ungarns, bei dem entschiedenen Uebergewicht der osmanischen Reiterei, bei dem fanatischen Geiste der Janitscharen mußten die christlichen Heere gegen die ungestümen Anfälle ihrer Gegner sich verwahren, und sie kannten kein besseres Schutzmittel als die Vermischung aller Waffen, in kleinen Abtheilungen neben einander gestellt: eine Maßregel, die zugleich den Zweck hatte, das gesunkene Vertrauen der verschiedenen Waffengattungen zu einander aufs Neue zu beleben. Man darf nur Montecuculi's Entwurf zur Schlacht von St. Gotthard am 1ten Aug. 1664 sehen, um den glänzenden Erfolg des Sieges bloß ähnlichen weisen Anordnungen des Feldherrn zuzuschreiben. Die Bataillone standen sechs Mann hoch und jeder Reiterschwadron wurden Musketierhaufen von vierundzwanzig bis dreißig Mann beigegeben. Neben jedem Regiment zu Fuß stand immer ein Reiterregiment im Treffen. Vortrab und Reserve waren eben so gemischt. Sechzigtausend Deutsche und Franzosen schlugen auf diese Art hundert und sechs und dreißig tausend Türken.

Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kamen die spanischen Reiter, mit welchen sich die deutschen Heere deckten, in Gebrauch: denn man sieht zum ersten Male die Stellung des Herzogs von Lothringen vor Eßegg 1687 mit diesen Hinderniß umgeben, und zwei Jahre später in der Schlacht bei Batuschina an der Morawa suchten die Janitscharen des Seraskiers Arap Pascha umsonst die spanischen Reiter vor der Stellung der Oesterreicher unter dem Prinzen Ludwig von Baden mit Aexten zu durchhauen.

In seinen vortrefflichen „Verhaltungen vor, während und nach der Schlacht“ empfiehlt der tapfere Markgraf die Aufstellung von Plänklern, die aus den Bataillonen herausgezogen würden, um bis zu dem erwarteten Anfall den Feind mit einzelnen Schüssen zu beschäftigen. In der That, was konnte den Muth des Fußvolks in jener Zeit mehr erhöhen als die selbstständige Fechtart des Einzelnen in zerstreuter Ordnung gegen einen Gegner, vor dem man sich in enggeschlossenen Reihen nicht mehr sicher hielt und spanische Reiter vorschob? Indessen dürfte der Gebrauch der Plänkler doch nicht ganz rathsam seyn. Gegenüber einer Reiterei, deren Schnelligkeit und Verwegenheit an das Unglaubliche grenzt, die es wohl auch versteht, ihrem Gegner vor dem eigentlichen Anfall das Feuer des Gewehrs zu entlocken, ist jeder einzelne Streiter verloren. Ohne Zweifel würden geübte Schützen hinter den Chargen des ersten Glieds von mehr Nutzen seyn, besonders aber die bei der österreichischen Armee schon erprobten Windbüchsenschützen, welche auf den Ecken des Vierecks hinter dem Geschütze aufgestellt wurden, damit sie die voraus eilenden Waghälse der Spahi vom Pferde schößen.

Das große Viereck der christlichen Heere, ein Beweis für die Ueberlegenheit der Osmanen, war eine Folge der Nothwendigkeit, die Stellung auf den Seiten zu schließen, um der türkischen Reiterei, welche jede Linie im Rücken umschwärmt, das Eindringen zwischen die Treffen zu verwehren.

Ueber Buschwerk, Berge, Felsen, sagt ein erfahrner Augenzeuge, sprengt die türkische Reiterei hinweg. Durch die engsten Fußsteige kommt sie unvermuthet hervor und fürchtet keine Unordnung, weil sie der Ordnung nicht gewohnt ist. Zwei bis drei Mann sind voraus, dann sind auf einmal 5—600 da, und wehe dem Bataillon oder Quarrée, das in Unordnung geräth. Der erste Gebrauch der Vierecke fällt gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Montecuculi, Ludwig von Baden, Eugen waren *nicht geneigt*, die Beweglichkeit ihrer Heere durch eine *Stellung zu lähmen*, welche nur für den Zustand der Vertheidigung paßt; sie schlugen die Türken, weil sie Meister beweglicher Kräfte waren. Des einen großen Vierecks bediente sich der 1711 bei Stanilestie, unterhalb Jassy, auf dem rechten Ufer des Pruth in die Enge getriebene Czar, und noch 1736 Marschall Münich. Bald fanden sich jedoch die Russen durch Hindernisse der Lokalitäten, um den im durchschnittenen Terrain so furchtbaren Janitscharen zu begegnen, veranlaßt, die Vierecke zu vermehren. Schon im Feldzug des folgenden Jahrs hatten sie deren drei; drei und dreißig Jahre später in der Schlacht bei Kagul fünf, und im Gefecht bei Schumla 1774 bildeten sie Vierecke aus vier oder sechs Bataillonen. In dieser Verbesserung der Taktik waren ihnen die Oesterreicher vorangegangen. Die Armee des Herzogs von Lothringen zerfiel auf ihrem Marsch von Slatina nach Fönisch 1738 in Vierecke von acht und zwölf Bataillonen. Im vorletzten Krieg gegen die Pforte von 1787 bis 1791 blieben die russischen und österreichischen Heere bei der quadrirten Stellung: die Vierecke bestanden aus zehen, sechs, vier und auch aus einem Bataillon. Namentlich erprobten sich damals die Vorzüge des letztern Vierecks: denn es steht nicht nur in der schnellsten Zeit fertig da, es zieht nicht nur am leichtesten zwischen Terrainschwierigkeiten hindurch, sondern sein Verlust ist mehr ein individueller und ohne bedeutende Folgen für den Gang des Gefechts.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 99. 8 April 1828.

Des Bischof Heber's Reisen durch das nördliche Indien.

(Fortsetzung.)

„Ich hatte im voraus viel größere Einfalt und Derbheit der Sitten unter den Raiputs und den Stämmen von Mittelindien erwartet, als bei denen, die dem Mogulreich unterworfen gewesen, und fand auch wirklich schon am Hofe von Jyepur fast keine Spur mehr von jener Verfeinerung, die sich mir zu Lucknow und Delhi gezeigt hatte. Die Hindus erscheinen überall, wo sie sich selbst überlassen sind und unter ihren eignen Fürsten stehen, als ein mäßiges, allem äußern Schaugepränge fremdes Volk. Die Unterthanen selbst des größten Mahrattenfürsten setzen sich ohne Bedenken in seiner Gegenwart nieder, und in ihrer Unterhaltung findet sich keine Spur jener schmeichlerischen Ausdrücke, welche die Muselmänner im Norden und Osten eingeführt haben. Die Europäer sind hier nur sehr wenig bekannt; wenn wir durch die Dörfer gingen, riefen uns die Kinder immer Feringi, Feringi *) zu. Maharaja (Herr) nennen sie beinah jeden Obern."

„Zu Hirsoli genossen wir das Schauspiel eines glänzenden Hochzeitzuges bei Gelegenheit der Verlobung des Sohns eines benachbarten Raja mit der Tochter eines Thakur. Der Bräutigam, ein kleiner Knabe, ritt auf einem Elephanten, vor ihm eine lange Reihe von Kesselpauken, Trompeten und Fahnen, so wie ein sehr schöner Palankin, in welchem seine beiden noch jüngern Brüder saßen. Während des Zugs durch die Straßen der Stadt wurden in Zwischenräumen Feuerwerke losgebrannt, und alle Dächer der Häuser, so wie die Wälle des Forts waren mit Zuschauern bedeckt. Die Volksmenge räumte uns sehr höflich einen guten Platz ein, und schien erfreut über den Antheil, den wir an dem Aufzuge nahmen, und daß ich dem kleinen Bräutigam gut Glück wünschte. Sie sagten mir, daß er heute Abend sich nach dem Hause seines neuen Schwiegervaters begebe, wo der Verlobungsakt vorgenommen werde, daß er und das junge Mädchen aber noch einige Jahre, jedes bei seinen Eltern, bleibe, bis dann die zweite und wirkliche Hochzeit vollzogen werde. —

Ein Bhat oder Sänger sprach uns um ein Geschenk an; ich forderte ihn auf, mir vorher eine Probe seiner Kunst zu geben; worauf er einige Strophen so rein hindustanisch vortrug, daß ich außer ein paar Worten „Bhadrinath, Duccun" ꝛc. nichts verstehen konnte; das Gedicht besang, wie man mir erklärte, die ungeheuern Eroberungen der Britten. Der Sänger trug nur wenige Strophen vor, und schien nicht geneigt, fortzufahren; worauf einer der Umstehenden ihn schalt und mit lauter Stimme und vieler Lebhaftigkeit in derselben Sprache zwanzig Strophen recitirte, die eine Art Herausforderung zu einem Wettstreit zu enthalten schienen. Er sprach so schnell, daß ich von seinem Vortrag noch weniger verstand, als von dem des Barden; das Versmaß hatte aber eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Hexameter. Der Barde antwortete ihm sehr heftig, und ich sah voraus, daß wie bei den Schäfern im Theokrit und Virgil, so auch hier der Wettkampf der Kunst bald in Zank und Streit ausarten würde; weßhalb ich beide Theile entließ, und nach alter guter Sitte, wie Daphnis und andere Schiedsrichter der Art, jedem eine kleine Belohnung gab. Die Bhats sind durch ganz Raiputanien ein geheiligter Stand und wurden einst von Mahadeo zur Bewachung seines heiligen Stieres aufgestellt; sie verloren aber dieses heilige Amt durch ihre Feigheit. Der Stier hatte in der Gunst des Gottes einen Löwen zu seinem Nebenbuhler. Diese Lieblingsthiere wurden in Einem Zimmer zusammen gesperrt, wo der Löwe, troß des Geschreis, das die Bhats erhoben, beinah jeden Tag den Stier aufzehrte, zum großen Verdrusse Siva's, der an die Stelle des gefallenen Stieres jedesmal für einen neuen sorgen mußte. Die Gottheit schuf nun ein neues Geschlecht von Menschen, die Charuns, von gleicher Frömmigkeit und Tugend, aber muthiger als die Bhats, und machte sie zu Wärtern ihrer Menagerie. Die Bhats behielten jedoch immer noch die Obliegenheit, das Lob der Götter und der Helden zu singen, und wurden so als die erblichen Wächter der Geschichte und der Stammbäume von dem stolzen und trotzigen Adel von Raiputana noch mehr in Ehren gehalten, als selbst die Braminen. In den wildern Gegenden des Südwestens aber stehen die kriegerischen Charuns bei dem Volk in größerer Achtung. Noch vor wenigen Jahren pflegten Kaufleute und sonstige Reisende durch Malwah und Guzerat einen Charun zu ihrem Schutze zu dingen. Wenn Räuber erschienen, trat der Charun vor, schwang sein weißes Gewand, und sprach in Versen Schande und den göttlichen Fluch aus gegen den, der sich an Reisenden unter dem Schutze von Siva's heiligem Sänger zu vergreifen wagte. Half dieses nichts, so stach er sich mit dem Dolch in den linken Arm und erklärte, daß sein Blut über sie kommen solle; war auch dieß vergebens, so war er verpflichtet, sich den Dolch ins Herz zu stoßen — was

*) Franken.

jedoch nicht so leicht zu befürchten war, da der gewaltsame Tod eines solchen Mannes das ganze Land zur Unfruchtbarkeit, und alle, welche ihn herbeiführten, zu einem ewigen Aufenthalt in dem Padalon verdammte. Die Bhats beschützen Niemand; aber einen von ihnen zu tödten oder zu schlagen, würde gleichfalls für ebenso sündhaft und verderblich, wie der gewaltsame Tod eines Charun, angesehen werden. Man sagt, daß sie von ihren reichen Nachbarn entweder durch das Versprechen, ihren Namen berühmt zu machen, oder durch die Drohung, sie mit Schande und Fluch zu beladen, sehr oft Geld erpressen. Ein reicher Kaufmann zu Indore hatte vor einigen Jahren einen Streit mit einem von ihnen. Dieser machte ein Bild aus Lehm, nannte es nach dem Namen des Kaufmanns, und überschüttete es täglich auf dem Bazar und in verschiedenen Tempeln mit den bittersten Vorwürfen und den furchtbarsten Flüchen. Der Kaufmann, obgleich ein Mann von großer Macht und bedeutendem Einfluß bei Hofe, bekam die Weisung, ihn auf irgend eine Weise zum Stillschweigen zu vermögen. Er weigerte sich, und der Unfug dauerte mehrere Monate fort, bis einige Freunde des Kaufmanns eine Summe zusammenlegten, und den Bhat aufs demüthigste baten, sie anzunehmen. „Ach, warum hat man dieß," war seine Antwort, „nicht schon früher gethan? Hätte man mir zu gehöriger Zeit ein Sühnopfer dargebracht, so wäre es Eurem Freunde noch gut ergangen. Nun aber habe ich, wenn ich auch hinfort schweige, schon zu viel wider ihn gesprochen, und wann wären die Verwünschungen eines Barden, so lange fortgesetzt, nicht in Erfüllung gegangen?" Der Zufall wollte, daß den Kaufmann ernstliche Unglücksfälle trafen, so daß der Glaube des Volks an die Macht dieser Sänger mehr denn je bekräftigt wurde."

Der Bischof traf im Verlauf seiner Reise mit dem Raiput Rajah von Bunaira zusammen. — „Er war kostbar gekleidet, mit einem schimmernden Turban, einen Schild über den Rücken tragend, ein zierliches Schwert und einen Dolch im Gürtel. Sein Pferd wurde von zwei ziemlich gut gekleideten Stallknechten geführt; der Anzug der Träger der silbernen Stäbe und Fahnen, und der andern Diener war nicht im besten Stande, und sein eigener Stab wurde von einem nackten, etwa vierzehnjährigen Knaben getragen. Er war ein ältlicher Mann und hatte schon viele Zähne verloren, was sehr schwer machte, ihn zu verstehen. Dieß scheint in Indien ungewöhnlich; allein die rothen Augen und die eingefallenen Wangen des Rajah bewiesen, daß er ein Freund von dem Opium war. — Es ist bekanntlich in diesem Welttheil Sitte, daß Personen von sehr hohem Range einzig durch das Medium eines vertrauten Dieners Unterredung pflegen, und ich machte mit Freude Gebrauch von dieser Etikette, und bediente mich des Dak Jemautdar, dessen Hindustanisch ich sehr gut verstand, als Kanals meiner Unterhaltung mit dem mummelnden alten Raiput. Diese Procedur war äußerst possirlich. „Sage dem Rajah Sahib, daß ich mich glücklich schätze, mit ihm zusammen zu treffen, und hoffe, daß er bei guter Gesundheit ist." „Der gebietende Rajah Sahib geruht, vieles Vergnügen an Eurer Begegnung zu finden, und hofft gleichfalls, daß Ihr bei guter Gesundheit seyd." — „Sagt dem gebietenden Sahib, daß Ich, Dank seiner Ankunft und Fürsorge, bei recht guter Gesundheit bin, und daß ich ihm Gleiches wünsche." — Antwort: — „Der Rajah Sahib erwiedert, daß er sich sehr wohl befinde." Auf diese Weise unterhielten wir uns auf unserm Wege nach Bungalow über verschiedene Gegenstände."

Gleich darauf wird eine eigene Art von Fischerei beschrieben:

„Die Fische befinden sich in einem großen Teiche dicht in der Nähe des Flusses Bunaß. Der Teich erstreckt sich zur Regenszeit über achtzig Acres und empfängt seinen Zufluß aus dem Bunaß. Meist behält er auch das ganze Jahr hindurch Wasser; bei der damals ungewöhnlichen Witterung aber stand er schon sehr niedrig, und war, wie man berechnete, im nächsten Monat völlig ausgetrocknet. Demnach waren alle Hände beschäftigt, die Fische, während sie noch am Leben waren, abzufangen; und in dieser Absicht oder zum Kaufe derselben war die ganze Umgegend versammelt. Capitän Gerard, ein Ingenieuroffizier, den ich hier traf, ging, die Jagd mit anzusehen, und erzählte, sie sey äußerst interessant gewesen. Die Fische wurden in dem seichten schlammigen Wasser mit Händen, Stöcken und Speeren nach allen Richtungen hin verfolgt; es wurde aber wenig ausgerichtet, bis vier Bhils, im Dienste der Udeypurer Regierung, auf dem Platze erschienen. Da wurde denn der Pöbel weggetrieben, und diese Wilden brachten mit ihren Bogen und Pfeilen in wenig Stunden eine totale Niederlage unter den Fischen hervor, indem sie stets den größten aussuchten und mit solcher Sicherheit anschossen, als ob es unter eine Heerde von Schafen ginge. Ihre Bogen waren aus gespaltenem Bambus, sehr einfach gemacht, aber wie mir schien, stärker und elastischer als selbst die aus Büffelhorn, deren man sich gewöhnlich in Hindustan bedient. Sie waren ungefähr vier Fuß, sechs Zoll lang, und wie die europäischen geformt. Die Pfeile waren gleichfalls von Bambus, mit einer plump gearbeiteten, eisernen Spitze und einem langen, einfachen Widerhacken versehen. Die Spitze war so eingerichtet, daß sie vom Schafte abbrach, sobald der Fisch getroffen war, aber durch eine lange Schnur, wie eine Harpune, mit ihm verbunden blieb. Der Schaft schwamm über dem Wasser und diente nicht allein dazu, das Thier zu ermüden, sondern zeigte seinem Verfolger auch die Richtung, in welcher es floh, wodurch er sich seiner bemächtigen konnte."

Capitän Gerard, den Bischof Heber zu Bhilwara traf, war, des letztern Beschreibung nach, ein äußerst bescheidener Mann, von großer Einsicht und Erfahrung, und hatte großen Antheil an der Messung und Untersuchung des Himalayagebirgs; er war in Ladack, und zu wiederholten Malen über der Grenze von China gewesen, wurde aber jedesmal, nachdem er ein paar Meilen vorgedrungen, durch tatarische Reiter zurückgetrieben. Er selbst hatte auf dem Himalaya eine Höhe von 19,600 Fuß erreicht, d. h. 100 Fuß höher als Humboldt auf den Anden, und der letztere Theil dieser Gebirgsreise ging ungefähr zwei (engli-

sche) Meilen weit über einen abschüssigen Plan von 42 Grad, eine steile Richtung, in welcher Humboldt ein Weiterkommen nicht für möglich hielt. Mit der sorgfältigsten Genauigkeit haben, wie er mich versicherte, Major Hodgshon, Hr. Frazer und er selbst die Höhe der Berge ermittelt." —

(Fortsetzung folgt.)

Der Türkenkrieg.

(Fortsetzung)

In den Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts *) was sieht man? Daß die Türken nicht immer im Felde geschlagen werden, daß sie auch ihre Gegner besiegen und feste Plätze rühmlich vertheidigen. Und was nicht zu übersehen ist, wir urtheilen nicht zugleich auch nach türkischen Berichten, weil es keine gibt, oder weil sie wenigstens uns nicht bekannt werden. Ein Volk ohne Geschichte ist aller Rechtfertigung beraubt; daß aber die Türken im Stande wären, ihre Kriege zu beschreiben, beweist die Geschichte der Feldzüge in Bosnien 1737, 38, 39 von Kadi Omer Effendi, übersetzt von Dubsky, ein Werk, das, abgesehen von der bilderreichen Sprache des Orients, das Gesetz der historischen Treue beobachtet.

Die ausgezeichnete Vertheidigung fester Plätze ist ein Vorzug türkischer Heere, mit dem sie in's Gleichgewicht treten gegen die Ueberlegenheit europäischer Heere am Tage der Schlacht.

Der Türke vertheidigt in dem Platze, in welchem er eingeschlossen ist, nicht den ihm anvertrauten Posten allein; er kämpft hartnäckig für sein Eigenthum, für Wehrlose, für Weiber und Kinder. Ihm ist jeder Ort fest genug, sobald dieser nur ein Pfand seines Vermögens oder seiner Neigung bewahrt. In christlichen Staaten sucht der Bürger den Befestigungsentwurf seines Wohnorts abzulehnen; von Seiten der Pforte bedarf es keiner Anstalt, Festen zu

*) Es sind deren fünf: 1) 1711 russisch-türkischer Krieg. Peter I wäre fast in Gefangenschaft gerathen.

2) 1716 — 17 österreichisch-türkischer Krieg. Eugen's Siege bei Peterwardein (5 Aug. 1716) und bei Belgrad (16 Aug. 1717). Einnahme von Belgrad.

3) 1736 — 39 Oesterreicher und Russen gegen die Türken.

1736 Marschall Münich erstürmt die Linien von Perekop (31 Mai). Die Russen (16 Jun.) in Koslov, (28 Jun.) in der Residenz der krym'schen Chane, Bachtschi-Sarai. Kinburn, Azof fiel (1 Jul.).

1737 Otschakow erobert. Oesterreichs Fahnen flieht das Glück in Servien. Die Türken räumen Nissa, aber schlagen die Oesterreicher (28 Sept.) am Ausfluß des Timok und besetzen Nissa wieder (18 Oct.). Dadurch geht für Oesterreich Servien, und durch die Niederlage bei Banialuka (4 Aug.) Bosnien verloren.

1738. Die Türken erobern (Ende März) Mehadia, verlieren es wieder nach dem Sieg des Herzogs von Lothringen bei Cornia (4 Jul.); Münich siegt 11 und 19 Jul. bei Kodima und Sofran; er geht 1 Sept. über den Bog zurück.

1739. Münich geht (30 Jul.) bei Sinkozcze über den Dniester, bringt durch die berüchtigten Pässe bei Tschernauka (Perekop), siegt bei Stavcsany (28 Aug.) und nimmt (31 Aug.) Chotym. Die Türken schlagen (23 Jul.) die Oesterreicher bei Groczka, belagern Belgrad. Friede geschlossen im Lager des Großveziers (1 Sept.)

4) 1769 — 1774 russisch-türkischer Krieg.

1769. Gallizin erobert (30 Apr.) die Linien von Chotym, geht aber über den Dniester zurück (14 Jul.); Sieg bei Baskiscze (12 Aug.). Rückzug bei Okopi über den Dniester. Der Großvezier Moldavangi setzt den Russen über den Fluß nach, reißende Fluthen zerstören die Brücke, er wird bei Chotym geschlagen; die Russen besetzen Chotym, Jassy, Bukarest.

1770 weichen die Russen bis unter die Wälle von Chotym zurück. Romanzof schlägt (Ende Jun.) die Türken am Ausfluß des Kalmazuibachs in den Pruth, gegenüber von Husch, und bald darauf am Largafluß bei dem Dorfe Kotupaikuli, vertreibt (1 Aug.) mit 25,000 Mann 150,000 Türken aus ihrem verschanzten Lager an der Mündung des Kagul zwischen Waidu und Bulboka. Bender und Brailow genommen, Moldau und Wallachei besetzt.

1771. Giurgevo (7 März) genommen; geräth durch einen kühnen Ueberfall bald wieder in türkische Gewalt. Spätere Gefechte unbedeutend. Unternehmungsgeist, Gewandtheit und Plan diesmal auf Seiten der Türken. Fürst Olgoruczky indeß nimmt (14 Jun.) die Linien von Perekop und erobert mit Kaffa die Krym.

1772. Friedensunterhandlungen zu Fokschan und Bukarest ohne Erfolg.

1773. Romanzof (24 Jun.) geht über die Donau bei Brailow; sein Versuch auf Silistria mißlingt. Die Russen müssen ihren Rückzug durch einen Engweg bei Kainardgi mit großem Verlust erkaufen (1 Jul.); sie setzen (Mitte Oct.) wieder über die Donau, schlagen die Türken, bemächtigen sich Bazardsjiks und rücken vor Varna. Hier werden sie geschlagen und kehren über den Strom zurück.

1774 (17 Jun.) Romanzof geht über die Donau bei Totorkan — glückliche Gefechte bei Schumla; Friede von Kainardgi (21 Jul.).

5) 1787 — 1792. Oesterreichisch-russischer Krieg gegen die Türken.

1787. Vortheile der Russen vor Kinburn.

1788. Oczakow vom 9 Jul. bis 17 Dec. belagert, erobert. Oesterreich tritt auf. Sabacz (23 Apr.) Dubitza (26 Aug.), Novi (3 Okt.) fallen in Laudons Hände; Prinz Koburg erobert (19 Sept.) gemeinschaftlich mit den Russen Chotym. Häufige Gefechte in der Moldau, Wallachei und Kroatien, wo die Türken nicht selten die Oberhand behielten; sie siegen (7 Aug.) im Thale von Mehadia; ebendaselbst siegt 1789 Clerfayt (28 Aug.), Galacz (1 May). Berbir (9 Jul.), Bender (15 Nov.) erobert. Neuorsowa hält sich.

Niederlage der Türken bei Fokschan (31 Jul.) und bei Martinestie (22 Sept.) gegen Koburg und Suwarow.

1790 (16 Apr.) ergibt sich Neuorsowa; Giurgevo wird umsonst angegriffen. Die Oesterreicher besiegen die Türken bei Calefat, im Angesichte Widdins (25 Jun.) und erobern (20 Jul.) Czettin an Croatiens Grenze. Congreß zu Reichenbach, Waffenstillstand zwischen der Pforte und Oesterreich, worauf am 4 Aug. des folgenden Jahrs der Friede von Szistov folgt.

Die Russen schlagen die Türken am Kuban, nehmen Kilianowa und 22 Dec. erstürmt Suwarow Ismaël.

1791. Siegreiche Gefechte der Russen bei Matschin, bei Babatag; die Schlacht bei Matschin (10 Jul.) gewinnen sie mit 27,000 Mann gegen 100,000. Anapa am schwarzen Meere erstürmt. Friede von Jassy 9 Jan. 1792.

bauen; jeder Ort befestigt sich ohne Frage. Der Türke will keiner Brandschatzung, keiner Plünderung unterliegen; er will in offenen Orten keine Hülfsquellen seinem Gegner überlassen, und will auch nicht, daß die Seinigen sich mit dem Feinde vermischen. Er umgiebt daher seinen Platz mindestens mit einem Graben und einer Pallisadenreihe. Hierunter sind aber nicht Pfähle von bekanntem Maß zu verstehen; der Türke nimmt Eichbäume vom stärksten Durchmesser dazu. Das schwerste Geschütz vermag nichts dagegen, die vierundzwanzigpfündigen Kugeln bleiben in diesem Gebälke stecken. Dieß ist der Ursprung der unzähligen Palanken; denn ein fortschreitendes verbessertes System der Befestigung kennen die Türken nicht. Plätze, die einst in den Händen gebildeter Nationen sich befanden, tragen zwar heute noch die Spuren ihrer Erbauer; sonst sind sie im einfachsten Umriß, bloß durch Wall und Graben geschützt. Während man allenthalben nach theoretischen Ansichten feste Plätze unbezwingbar zu machen suchte, und dafür Millionen verschwendete, gab die Pforte allein für solchen Zweck keinen Piaster aus. Sie hatte Recht. Ihre Besatzungen bedurften dessen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die periodische Literatur Dänemarks.

(Aus der Zuschrift eines dänischen Literators, mitgetheilt von Herrn Rektor Gräter in Ulm.)

(Fortsetzung.)

II. Wissenschaftliche Journale.

20) „Nyt theologisk Bibliothek.“ (Neue theol. B.) Herausgegeben von Dr. und Professor Jens Möller in 8. Diese Bibliothek nahm ihren Anfang im Jahr 1811. Sie enthält außer eigenen gelehrten Forschungen auch Auszüge aus berühmten ausländischen, vorzüglich deutschen theologischen Aufsätzen, und ist bereits auf 32 Bände angewachsen, indem nämlich von der ersten Reihefolge 20, und von der zweiten bis jetzt 12 Bände herausgekommen sind.

21) „Theologisk Maanedskrift,“ herausgegeben von Dr. Rudelbach. Diese Monatschrift nahm ihren Anfang im Jahr 1825 in Verbindung mit dem berühmten Geistlichen, Dichter und Historiker N. F. S. Grundtvig, und gewann sogleich allgemeinen Beifall und großes Ansehen, welches der gegenwärtige Alleinherausgeber, den man allgemein für einen der tiefsinnigsten, gründlichsten und zugleich rechtgläubigsten aller dänischen Theologen hält, fortwährend behauptet und vermehrt. Von dieser Zeitschrift sind nun 11 Bände herausgekommen.

22) „Repertorium for andelige Sager“ (Repertorium für geistliche Gegenstände). Eine christliche Monatsschrift von Pastor Jörgen Thisted fängt mit dem gegenwärtigen Jahre 1828 an. Dieser geistreiche Schriftsteller machte als Prediger in der Hauptstadt eine Zeit lang ungemeines Aufsehen. (Er ist nunmehr Pfarrer auf dem Lande). Diese angefangene Schrift wird gewiß, wie seine vormaligen Andachtsstunden, ein sehr ausgebreitetes Publikum erhalten.

23) „Dansk Religions-Blad,“ in 8; herausgegeben von Pastor B. F. Lyngbye in Lyngbyr; begann mit 1825, und erscheint wöchentlich. Der Herausgeber, der große Verdienste um das Missionswesen hat, und selbst Stifter der dänischen Missionsgesellschaft ist, theilt hier manche sehr interessante Missionsnachrichten mit.

24) „Ny Egeria“ oder Bibliothek für Freunde der Erziehung und Aufklärung; herausgegeben von dem Schrift-Committee der pädagogischen Gesellschaft, der Herren Michelsen, Bisby und Börresen, in 8; begann mit 1827.

25) „Juridisk Tidskrift,“ in 8; herausgegeben von Etatsrath A. S. Oersted, fing mit dem Jahr 1820 an; davon sind 14 Bände herausgekommen. Dieser, Dänemarks erster Jurist, hatte zuvor schon ein juridisches Archiv in 30 Bänden, und ein neues juridisches Archiv, ebenfalls in 30 Bänden, von 1804 bis 1818 herausgegeben. Die, sowie gegenwärtige Fortsetzung dieses gelehrten und fleißigen Schriftstellers gründliche und tiefgedachte Abhandlungen, enthalten Mancherlei überstreitige, juridische Puncte, die einen sehr ausgebreiteten practischen Nutzen gewähren.

26) „Collegialtidende for Danmark,“ in 8; redigirt von P. J. Monrad und A. S. Oersted, einmal die Woche; fing an 1798. Dieses Blatt, welches, besonders für alle Juristen, höchst wichtig ist, macht alle königlichen Verordnungen und Anordnungen, Placate, Beförderungen und Entlassungen, Aemtererledigungen und merkwürdige Justizsachen bekannt.

27) „Bibliothek for Läger.“ (Bibl. für Aerzte) Herausgegeben von der Direction der Classenschen Literatur-Gesellschaft, der Herren Sartorph, Klingberg, Bang, und C. Viborg, fing an 1809 — 4 Bände, dann von 1814 „Nyt Bibliothek,“ ebenfalls 4 Bände. Seit 1821 kommt unter gedachtem Titel jedes Jahr 1 Band heraus. Diese Zeitschrift ist von anerkanntem Werth.

28) „Hygäa,“ eine arzneiwissenschaftliche Zeitschrift, erscheint in 8, vierteljahrweise, herausgegeben von Dr. Otto, der schon zuvor unter demselben Titel eine Monatsschrift herausgab, die mit 1826 geschlossen wurde, worauf gegenwärtige Quartalschrift anfing, die blos für Aerzte bestimmt ist. Sie enthält Original-Abhandlungen für Medizin und Chirurgie, kritische Anzeigen dänischer, so wie auch practisch-nützlicher, ausländischer Schriften, Auszüge und Uebersetzungen von merkwürdigen ausländischen Abhandlungen und Krankheitsfällen, nebst Miscellen und Neuigkeiten.

29) „Tidskrift for Phrenologien,“ herausgegeben von Dr. C. Otto in 8, sie begann mit 1827. Der Verfasser, welcher einer der eifrigsten Phrenologen in Dänemark ist, auch ein interessantes Werk hierüber: „Phrenologien, anvendt paa Forbrydere og Forbrydelser, en Række af physiologiske Forsög“ (die Phrenologie, angewendet auf Verbrechen und Verbrecher, eine Reihe physiologischer Versuche) herausgegeben hat, beabsichtet mit diesem Journal die Erweckung und Regehaltung des Interesses für die Wissenschaften.

30) „Tidsskrift for Naturvidenskaberne,“ herausgegeben von Oersted, Hornemann und Reinhardt in 8, begonnen 1822; ein Band jedes Jahr. Eine Zeitschrift von anerkanntem Werth, wofür die Namen der berühmten Herausgeber bürgen.

31) „Dansk polytechnisk Tidskrift“ vorzüglich mit Hinsicht auf den dänischen Manufakturisten, Fabrikanten und Künstler, gesammelt und herausgegeben von Etatsrath F. Thaarup, angefangen 1825 in 8; bis jetzt sind 2 Hefte herausgekommen.

32) „Statsökonomisk Archiv,“ herausgegeben von Dr. Nathan David, angefangen 1826 in 8. Hievon sind 2 Bände heraus, welche gute originale Abhandlungen über verschiedene wichtige, staatsökonomische Gegenstände, auch Anzeigen von fremden wichtigen Werken enthalten.

33) „Magazin for Kunstnere og Haandværkere,“ herausgegeben von Professor Ursin, in 8, angefangen 1827; einmal die Woche, öfters mit lithographirten Platten, hat bereits große Ausbreitung erhalten, und wird sicher keinen geringen Nutzen stiften.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 100. 9 April 1828.

Der religiöse Zwiespalt unter den Armeniern.*)

Es ist ein unläugbares Zeichen einer aufgeregten und in sich zerrissenen, gegen diese Zerrissenheit aber sich sträubenden Zeit, wenn die philosophische Speculation der positiven Satzungen geoffenbarter Religionen sich zu bemächtigen strebt, um sie nach eigener Einsicht, oder, wie man sich heutigen Tags auszudrücken pflegt, auf wissenschaftlichem Wege zu irgend einem Verständnisse zu bringen. Positive, in einer historischen Zeit von außen her gegebene Glaubensnormen und eine, bloß in sich und durch sich selbst begränzte philosophische Forschung sind ihrem Wesen nach so entgegengesetzter Natur, daß, ohne das Medium der abentheuerlichsten Hypothesen und einer dem Kundigen höchst lächerlichen Wortumstempelung sie immerdar jeglicher Vereinigung nothwendig widerstreben müssen. Das Gegebene ward nach dem Sinne der Urheber nur darum von außen her gegeben, weil es von innen, weil es durch des Menschen eignen Geist nicht gefunden werden könne und solle; hätte es durch eigenes Denken wissenschaftlich gefunden werden können, so wäre ja das wundervolle, übernatürliche Geben von außenher unnöthig und selbst überflüssig gewesen. Und auf welchen, allem Verstande trotzenden Gründen beruht nicht häufig dasjenige, welches diese irrige philosophische Forschung zu einem Verständnisse bringen will? Wer weiß es nicht, wenn es auch der Bischof von Ptolemais, Synesios, nicht schon längst gesagt hätte, daß das Volk das Verständliche verschmäht, und der Wunder bedarf, weil es den Wundern nachhängt? Und wer kann diesem vielgewandten Manne von seinem Standpuncte aus so ganz Unrecht geben, wenn er behauptet: „daß Lug und Trug dem Volke nützlich ist, daß die Wahrheit denen schadet, welche die Kraft nicht haben ihr ganz in's Antlitz zu schauen?" „Wenn die priesterlichen Pflichten solch einem Betragen nicht entgegen sind," schreibt Synesios weiter an seinen Freund, „so könnte ich mich wohl zum Priesterthume verstehen, mit der Bedingung nämlich, daß ich in meinem Hause ein Philosoph, außerhalb aber ein Fabelhans seyn darf.... Was hat denn das Volk und der Philosoph Gemeinschaftliches? Die Wahrheit muß ewig geheim bleiben; eines ganz andern Dinges bedarf der Pöbel."

Dieß bedachten nicht Viele in den vergangenen Jahrhunderten, und dieß bedenken nicht Viele zu unseren Zeiten; sie suchen eine Vereinigung des Unvereinbaren und trachten nach einer Verschmelzung des Widerstreitenden. Unter der heiligen Aegide der Civilisation unserer Tage erzeugt dieses unfruchtbare Streben sogenannte philosophische Systeme und sogenannte geniale Ansichten, die, ungehindert und geräuschlos, nur nicht in den Köpfen ihrer Urheber, dem selig und behaglich einherfließenden Flusse der Lethe entgegeneilen; unermeßliches Unglück brachte aber in frühern Jahrhunderten diese verkehrte Richtung des menschlichen Geistes der christlichen Kirchengemeinde, oder richtiger dem ganzen Menschengeschlechte. Aus dieser Mischung des Widerstreitenden sind die abentheuerlichsten und ekelhaftesten Ketzereien entstanden, die die Kirche zersplitterten und sie dem Hohne und Gespötte ihrer Feinde preisgaben. Einige dieser ketzerischen Lehren müssen wir jetzt näher betrachten, weil sie in innigem Zusammenhange stehen mit dem Gegenstande unserer Untersuchung.

Kaum war der hundertjährige Kampf geendigt, den die ausschließend sich so nennenden Orthodoxen mit dem zahlreichen Anhange des Arius gekämpft, und durch Feuer und Schwert endlich gewonnen hatten, als der ruhmsüchtige Presbyter von Antiochien, Nestorius genannt, auf den Patriarchensitz nach Constantinopel gerufen ward, und in seiner Antrittspredigt die berühmt gewordenen Worte zum Kaiser sprach: „Gieb mir die Erde von Ketzern gereinigt, so will ich dir dafür den Himmel geben! Hilf mir die Ketzer ausrotten, so will ich dir die Perser ausrotten helfen." Schwerlich dachte wohl Nestorius, als er in diesen Worten seine den Andersdenkenden Tod und Verderben drohende Gesinnung vor der Gemeinde verkündete, daß er gar bald von der behaglichen Rolle eines Verfolgers zu dem traurigen Loos eines Verfolgten herabsteigen, daß er dem noch feurigern und listigern Cyrillus von Alexandrien in die Hände fallen, und von den wüthenden Mönchen der eigenen Diöcese für einen Erzketzer ausgeschrien werden würde. Welches Vergehen war es nun, was sich Nestorius gegen die Rechtgläubigkeit zuSchulden kommen ließ? Wie konnte ein Mann, den nach der Erzählung des Kirchen-

*) Da sich in dem hier folgenden Aufsatze mehrere von den gewöhnlichen Darstellungen der Kirchenhistoriker sehr abweichende Angaben finden, so glauben wir unsere Leser darauf aufmerksam machen zu müssen, daß derselbe zum Theil aus armenischen und bisher — so viel uns bekannt — in Deutschland noch gar nicht benutzten Quellen geschöpft ist. Wir verdanken die Mittheilung desselben einem gelehrten Freunde, der die armenische Sprache und Literatur seit längerer Zeit zum Gegenstande eines besonderen Studiums gemacht hat.

historikers Sokrates (VII 29), wegen seines Feuereifers selbst die Orthodoxen einen „Mordbrenner“ nannten, wie konnte solch ein Mann sich der Ketzerei nur verdächtig machen? Es geschah dadurch, daß er Maria nicht eine Gottesgebärerin (θεοτόκος) nennen wollte; „denn wenn Gott eine Mutter hätte, so müßte man die Heiden entschuldigen, daß sie Mütter der Götter eingeführt haben, so lügt Paulus, wenn er von Christus sagt, er sey ohne Vater, Mutter und Geschlechtsreg ster.“ „Das Geschöpf hat den Menschen als ein Werkzeug der Gottheit geboren,“ sagte er in einer seiner Predigten, „der heilige Geist hat nicht Gott, das Wort, erschaffen, sondern hat demselben aus der Jungfrau einen Tempel zur Wohnung auferbaut.“

Diese Lehre von der Natur Christi fand zu Constantinopel, vielleicht gerade ihrer Einfachheit wegen, den heftigsten Widerspruch. Christus, erklärte man, ist der Heiland, der zugleich Gott und zugleich Mensch ist, und dieß „ohne alle Verschmelzung und Vermischung.“ Die Patriarchen von Alexandrien, die lange schon das wachsende Ansehen des Patriarchats zu Constantinopel mit neidischen Augen angesehen hatten, gebrauchten mit großem Erfolg die Waffe der in diesen Zeiten so schrecklichen Beschuldigung ketzerischer Gesinnungen, um das Ansehen der Patriarchen und somit des patriarchalischen Sitzes selbst herabzuwürdigen. Der heilige Chrysostomos hatte in dieser Beziehung traurige Erfahrungen gemacht, noch schlimmer sollte es aber dem Ketzerfeind Nestorius ergehen. Mit Freuden ergriff Cyrillus die Gelegenheit, seinen Collegen in Constantinopel der Ketzerei anzuklagen; er machte die wüthenden Mönche in Constantinopel durch geheime Hetzbriefe wo möglich noch wüthender, und ließ in alle Lande offene Sendschreiben an Nestorius ergehen, mit Anathemata reichlich ausgestattet. So wurden die Geister nach den Absichten das Cyrillus auf die dritte ökumenische Synode zu Ephesus (431) vortrefflich vorbereitet. Hier, ich gebrauche die Worte des ruhigen und gelehrten Schröckh (XVIII 239), wurden von Cyrillus selbst Erdichtungen angewendet, um seine Absicht, den Nestorius verdammen zu lassen, so geschwind als möglich zu erreichen; er versicherte, der Kaiser habe befohlen die Religionshändel ohne weitern Verzug durchzugehen; und er wußte es auch dahin zu bringen, daß die ganze Versammlung als ihr das Antwortschreiben des Nestorius auf die Anathemata des Cyrillus vorgelesen wurde, ausrief: „Wer den Nestorius nicht anathematisirt, der sey selbst Anathema! Ihn anathematisirt der rechte Glaube, ihn anathematisirt die heilige Synode!“ So weit selbst ging der Haß gegen den verurtheilten Patriarchen, daß sich die Synode nicht entblödete ihn in der Aufschrift des Schreibens, worin ihm seine Verdammung angezeit ward, einen „neuen Judas und Verläugner des Herrn“ zu nennen.

Aus der sogenannten Ketzerei des Nestorius, (eine erschöpfende Definition derselben müssen wir den Eingeweihten überlassen,) entwickelte sich nach Art und Weise der leeren Klopffechterei eigensinniger Schulmonarchen, gerade eine dem Nestorius ganz entgegengesetzte, und von ihren Anhängern ebenfalls mit dem größten Eigensinne verfochtene Irrlehre, — wir meinen nämlich den Einheitsglauben der christlichen Natur des Archimandriten Eutyches. Rabbi Simeon Jzchak, ein ausgezeichneter Lehrer der jüdischen Synagoge zu Metz, im eilften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, verzweifelte einst, einen Grund aufzufinden, warum Rabbi Samai bei einem gegebenen Falle dem Rabbi Hilel im Talmud von Jerusalem widerspreche; er eröffnete sein Anliegen einem seiner vertrautesten Freunde. „Thor,“ antwortete dieser, „mußte nicht Samai dieses behaupten, da Hilel sich für jenes erklärt hatte?“ Mußte nicht, sagen auch wir, mußte nicht Eutyches, im schroffen Gegensatze zur zwiefachen Natur des verfluchten Nestorius, die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo behaupten, und, um diese Einheit ganz vollkommen zu machen, selbst eine Vermischung und Vermengung der doppelten Natur, wie dies bei dem Menschen der Fall ist, annehmen? Zwar hat Eutyches nichts gesagt, was nicht Gregorius der Wunderthäter, der heilige Athanasius, der römische Bischof Julius und selbst der Grund- und Eckstein aller Orthodoxie Cyrillus schon längst ausgesprochen hätten, *) zwar nennt Pabst Leo der Große unsern Archimandriten einen äußerst unwissenden Alten, und der Bischof Flavianus läßt ihn gar vom Teufel besessen seyn, doch alles dieses vermochte nicht zu verhindern, daß der „unwissende Alte“ sich nicht zu einem großen Ansehen bey seiner Partei emporgeschwungen und daß der vom „wilden Teufel Besessene“ die Kirche Gottes nicht in ihren Grundfesten erschüttert, und noch bis auf den heutigen Tag gespalten hätte. (F. f.)

Cobbett's Sendschreiben an den Herzog von Wellington.

Zweiter Brief.
(Schluß.)

Es fragt sich nun, wie das Parlament dazu kam, jene dem Lande so verderbliche Beschlüsse zu fassen; und hier stoßen wir denn auf den Punkt, der, so lange ich etwas von Staatsgeschäften weiß, stets ein Stein des Anstoßes für das Volk, und ein Gegenstand des Widerstrebens von Seiten des Parlaments war. Nach einer aufmerksamen Prüfung von dreißig Jahren kann ich den Grund in nichts anderem finden, als darin, daß der größern Masse des Volkes keine Stimme bei der Wahl derer eingeräumt ist, welche die Macht haben, es mit solchen Beschlüssen zu belasten. Man hört bescheidene Leute, die, wie vor drei Jahren Lord Goderich, dem Lande gern allerlei Dinge vom Glück des Volks, vom blühenden Zustande der Einkünfte und von der Unnöthigkeit einer Parlamentsreform weis machen möchten; diese Leute hört man oft fragen, ob denn irgend ein anderes Parlament besser gehandelt haben könnte. Ohne der strupulösen Bescheidenheit dieser vortrefflichen

*) Wen das Einzelne dieser haarspaltenden Untersuchungen interessirt, der kann es in dem Werke des Christian August Salig finden: De Eutychianismoante Eutychen sive de Eutychianismi vere ac falso suspectis. Tractatus historicus et theologicus. Wolfenbutt. 1723. 4.

Leute zu nahe treten zu wollen, glaube ich doch, daß die Frage vielleicht passender lauten möchte, wenn man sagte: könnte ein Parlament schlechter gehandelt haben? Ich nahm damals Lord Goderich beim Worte. Wenige Monate nachdem man den König hatte erklären lassen, die großen Interessen des Landes hätten sich nie in einem so blühenden Zustande befunden, fiel das ganze, auf List und Schein gebaute Zauberschloß in Trümmer; überall zeigte sich Staunen und Schrecken, und die großen Interessen (wenn überhaupt jemand den Sinn dieser Worte verstanden hatte) waren vernichtet, ja Ihr College von Liverpool (Huskisson) bemerkte sehr richtig, in Zeit von achtundvierzig Stunden wäre das ganze Land verfallen gewesen. *) Die Männer, welche, obgleich verfolgt und verläumdet, stets zu einer Reform der Repräsentation und zu einem vernünftigeren Systeme der Verwaltung rieten, wurden von sanftmüthigen Leuten, wie Lord Goderich, Narren und Träumer, von dem schlechtern Theil der Kinder der Verdorbenheit Ränkeschmiede, Aufrührer und Verräther genannt. Diese Männer aber hatten nie einen Theil an der Verwaltung; der Zustand von Noth und Elend, in welchem sich das Land jetzt, nach dreizehn Jahren ununterbrochenen Friedens, befindet, ist also allein das Werk der Verfolger der Reformers, das Werk jener Menschen, die mit dem Eigenthum und den Personen des Volks nach Belieben schalteten. Wenn Armuth und Jammer auf dem Lande liegt; wenn Dieberei nun ein Hauptzug dieses einst so redlichen Volkes ist; wenn dieses Volk, einst mit solcher Ehrfurcht erfüllt für die Gesetze, nun sie verachtet; wenn dieses Volk, einst so voll zarten Schamgefühls, nun ohne Erröthen sich dem in die Arme wirft, was sonst als ehrlos betrachtet wurde; wenn, um diesem allem die Krone aufzusetzen, jetzt sogar Kinder stehlen und das Gefängniß den Vorzug vor dem häuslichen Heerde des Arbeiters erhält; wenn diese Dinge alle bestehen — und sie bestehen, falls die Magistrate nicht selbst zu Lügnern geworden sind — so mögen die, welche die Reformers verfolgten, bedenken, daß dieses glorreiche Werk ausschließlich und ganz und gar ihr eigenes ist.

Man hat geläugnet, daß eine bessere Repräsentation des Volks auch unsere Lage verbessert haben würde. Lassen Sie mich, mein Herr Herzog, Ihnen darüber einige ganz einfache Fragen vorlegen, und erlauben Sie mir, zu hoffen, daß Sie am Ende einer jeden dieser Fragen einen Augenblick inne halten, jedes Gefühl des Verdrusses über den, der diese Fragen stellt, bei Seite setzen, und, mit der Hand auf dem Herzen, Ihre Antwort so aussprechen werden, daß Ihr eigenes Ohr es hört.

Glauben Sie, daß ein Unterhaus, das von der Mehrheit des Volks gewählt worden wäre, für den letzten Krieg gegen Frankreich gestimmt haben würde, zu einem Krieg, der, wie jedem unbefangenen Beobachter in die Augen springen mußte, im Fall eines schnellen glücklichen Erfolgs den Freiheiten Englands Gefahr und Vernichtung drohte, bei einem nicht schnellen und nicht glücklichen Erfolge aber, unsere Staatsschuld ins Ungeheure vermehren mußte, während es auf der andern Seite doch rein unmöglich war, daß eine Umwälzung in Frankreich, welcher Art sie auch seyn mochte, je den Freiheiten der Engländer hätte gefährlich werden können, jener Engländer, die man von Jugend auf gelehrt hatte, die alte französische Regierung als Tyrannei zu betrachten, und ihre Priester (wiewohl mit Unrecht) als Lehrer eines „verdammenswerthen Götzendienstes?"

Glauben Sie, daß ein solches Unterhaus das alte wohlthätige Gesetz, welches die Circulation kleiner Geldnoten, an den Vorzeiger zahlbar, verbietet, abgeschafft und dadurch das Land von einem Ende bis zum andern mit kleinem Papiergeld überschwemmt haben würde?

Glauben Sie, daß ein solches Unterhaus einem Minister, der, in offener Verletzung des Gesetzes, so weit gegangen wäre, der Bank zu befehlen, die präsentirten Noten nicht zu bezahlen, noch ferner unbedingtes Zutrauen geschenkt und ihn in seiner verderblichen Bahn unterstützt haben würde?

Glauben Sie, daß ein solches Unterhaus, gewählt, um die Interessen des Volks zu vertreten, dieses Volk mit einer Einkommensteuer belastet haben würde, welche sein ganzes Hauswesen blosstellt; und daß es namentlich den unsichern, schwankenden Gewinn des Handelsmanns eben so hoch besteuert haben würde, wie die feste, unveränderliche Rente des Landbesitzers?

Glauben Sie, daß ein solches Unterhaus Vermächtnisse, ja das kleinste Theilchen des persönlichen Eigenthums, der einzigen Hülfsquelle der Mittelklasse, so hoch besteuert, die großen Landgüter hingegen so gut als ganz freigelassen hätte?

Glauben Sie, daß ein solches Unterhaus ein jährliches Geschenk von hunderttausend Pfund Sterling an den Klerus der anglikanischen Kirche votirt haben würde, während manche Bischöfe eine jährliche Revenüe von mehr als zwanzigtausend Pfund Sterling genießen, viele geringere Kirchendiener aber mehrere Stellen zugleich besitzen, wovon jede sechshundert bis tausend Pfund des Jahres trägt; an jenen Klerus endlich, der, Irland mit eingeschlossen, ein jährliches Gesammteinkommen von ungefähr acht Millionen Pfd. Sterl. bezieht?

Glauben Sie, daß ein solches Parlament, wenn es ihm überhaupt möglich gewesen wäre, eine so ungeheure Schuld zu contrahiren, für diese Schuld, die in niederm Papierwerth contrahirt wurde, das Volk nachher die Interessen in Geld mit vollem Werth hätte bezahlen lassen, wodurch mit Einem Schlage der wahre Betrag der Ausgaben für die Staatsschuld, die Pensionen rc. verdoppelt, jeder Schuldner in Folge der allgemein einreißenden Verletzung aller Contracte zu Grunde gerichtet, und das Volk im Ganzen wie durch eine unsichtbare, aber gleich der Pest verheerende Hand zu Boden gedrückt wurde?

Glauben Sie, ein solches Parlament würde so lange fortgefahren haben, die Last der Staatsschulden und der Zinsen zu häufen, bis nicht nur jeder Zoll Landes und jeder Ziegel auf dem Dache verpfändet wäre, sondern selbst die künftige Arbeit, die das Kind in der Wiege einmal leisten wird?

Glauben Sie ein solches Parlament hätte in demsel-

*) That the country had been, at one time, within forty-eight hours of barter.

den Jahre, in welchem es erklärt, Englands Noth entspringe aus Ueberfluß an Lebensmitteln, zugleich dafür gestimmt, Irland mit Geld von englischen Steuern zu unterstützen, weil dessen Noth aus Mangel an Lebensmitteln entstehe?

Glauben Sie, ein solches Parlament hätte in einem und demselben Monate erklärt, das Unglück des Landes entspringe aus zu großer Fruchtbarkeit, und doch zugleich dafür gestimmt, einer bedeutenden Anzahl von Mäulern Geld zu geben, damit sie das Land auf immer verlassen sollten *)?

Glauben Sie, ein solches Parlament hätte einen Halbsold, oder todte Last, im Betrage von jährlichen sechs Millionen geschaffen, hätte diesen Halbsold in eine Nationalschuld umgewandelt, und, (höre es jedes Menschenkind!) hätte den alten Halbsold-Offizieren erlaubt, ihr Halbsoldrecht an junge zu verkaufen oder auf sie zu übertragen, damit auf diese Art das Volk eine Last gegen fünfzig Jahre lang zu tragen hätte, die sonst vielleicht in zwei bis drei Jahren erloschen wäre?

Glauben Sie ein solches Parlament hätte (nachdem es feierlich erklärt hatte, daß der Halbsold keine Belohnung für geleistete, sondern ein Vorschuß für künftige Dienste sey), dennoch große Summen bewilligt, um solchen Land- und Seeoffizieren, die längst ordinirte und besoldete Geistliche der herrschenden Kirche geworden sind, noch ferner ihren Halbsold als Militärs zu bezahlen?

Glauben Sie endlich, ein solches Parlament hätte ein Gesetz gegeben, das jedem mit der Verbannung droht, der zum zweitenmale ein Wort drucken lassen würde, das die Tendenz hätte, das Haus in Verachtung zu bringen?

Wollte ich mit derlei Fragen nicht eher inne halten, als bis es mir an Stoff zu Fragen mangelte, so könnte ich wohl noch lange fortfahren; indessen mag es für diesmal damit genug seyn. Bis ich in den nächsten Wochen weiter fortfahre, wiederhole ich Ihnen noch einmal, daß Ihr Ruhm jetzt nicht mehr von der Vergangenheit abhängt. Was Sie als General gethan haben, wird vergessen werden über dem, was Sie nun als erster Minister, als Kanzler der Schatzkammer thun. Hiernach wird in den Augen der Nachwelt Ihr Ruhm stehen oder fallen. Sie selbst müssen bereits jetzt schon bemerkt haben, wie verschieden Ihre nunmehrige Stellung von Ihrer frühern ist. Sie können jetzt nicht mehr zu diesem Manne sagen: „geh, und er geht!" nicht mehr zu jenem: „komm, und er kommt!" Selbst durch ein anscheinend so unbedeutendes Wort, durch ein bloßes Ja oder Nein werden Sie sich aufgehalten oder zurückgewiesen sehen. Die Schwierigkeiten, die Ihnen in den Weg treten werden, lassen sich nicht durch jene Schnelligkeit der Entscheidung wegräumen, deren Lob jetzt in die Mode gekommen ist; sie sind langsamer, verdrießlicher, peinigender Natur; kein persönlicher und kein moralischer Muth kann sie unter den Willen dessen beugen, der an solche rasche Entscheidungen gewöhnt ist. Ihre Siege (wenn Sie je dazu bestimmt seyn sollten, auf diesem Felde einen Sieg zu erringen) sind von wenig Glanz, und von noch weniger Dank oder Bewunderung begleitet. Sollten Sie aber Niederlagen erleiden, so ist dieß hier ganz etwas anders, als eine Niederlage im Kriege; es ist keine Geschichte, die man in den Zeitungen ausschmücken und dabei alle Nachtheile ins mildeste Licht stellen kann, indem man sich auf die Uebermacht des Feindes, auf die tapfere Gegenwehr beruft und so durch den bewiesenen Muth das erlittene Unglück vergessen macht. Sie haben hier nicht den Nationalstolz, nicht den Patriotismus der Guten und Empfindsamen, nicht die Eitelkeit der Thoren auf Ihrer Seite. Es handelt sich hier nicht um solche Kleinigkeiten, ob ein paar tausend Mann mehr oder weniger getödtet oder verwundet, ob zufällig ein paar Dutzend Kanonen von dem Feinde genommen wurden; ob eine Stadt (besonders wenn es eine fremde ist) durch die Unbedachtsamkeit eines Bombardiers, der in der Dummheit eine Bastei in die Luft sprengte, verloren ging; oder ob man, wie bei Neu-Orleans, erst dann, wenn das Heer zum Sturme anrückt, bemerkt, daß man vergessen hatte, die Gräben mit Faschinen zu füllen — sondern es handelt sich um Millionen Menschen und ihr Eigenthum, um Millionen Familien, denen ein irriges Wort, ein falscher Federzug Leiden bereiten kann. Fehlen Sie in einem einzigen Punkte dieser Art; ergreifen Sie eine einzige Maßregel, welche die Gesellschaft in ihren Tiefen berührt und verwundet, so ist mit Einemmale die Bewunderung, die man Ihnen als General zollte, dahin; hinwegschwindet Ihr Name von den Straßenecken, und heruntergerissen wird Ihr Bild von den Denksäulen.

Ueber meine Wünsche in dieser Rücksicht brauche ich mich nicht auszusprechen. Aufs aufrichtigste habe ich Sie vor den Gefahren gewarnt, die Sie bedrohen, und dieß ist mehr, als irgend ein anderer thun wird. Da ich dieß gethan habe, unterzeichne ich mich als

Ihr ergebener Diener
William Cobbett.

*) Die Verpflanzung brodloser Arbeiter, namentlich Irländer, nach dem brittischen Nordamerika.

Die Dead Weight des englischen Budgets.

Eine der sonderbarsten financiellen Operationen, von der bei jeder Erwähnung des englischen Budgets die Rede seyn muß, ist das, was die Engländer ihr Dead Weight (todtes Capital) nennen. Bei dem Aufhören des letzten Krieges fielen der englischen Regierung, eine Menge Pensionen und Halbsoldgelder (half pays) zur Last. Da man aber voraussehen konnte, daß zu einer gewissen Periode durch graduelles Absterben der Anfodernden alle Ansprüche dieser Art erloschen seyn würden, so berechnete man eine mittlere Summe, welche dem ganzen, allmälig zu zahlenden Capital gleich kommen sollte. Angenommen also, daß gegenwärtig vier Millionen jährlich zu zahlen, und binnen vierzig Jahren die gesammten nach und nach verminderten Zahlungen erloschen wären, so würde eine fortdauernde Zahlung von etwas mehr als zwei Millionen für diese ganze Periode diejenigen entschädigen, welche es übernähmen jene Zahlungen zu leisten. Diese Verpflichtung nun hat die Bank von England gegen die Regierung übernommen und die Entschädigungsgelder (jene mittlere Summe), welche sie dafür erhält, sind das, was man Dead Weight nennt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 101. 10 April 1828.

Der Türkenkrieg.

(Fortsetzung)

Der letzte russisch-türkische Krieg *) war im Grunde ein fortlaufender Belagerungskrieg. Die Engländer, welche Anfangs als Verbündete **) Rußlands auftraten, erkannten bald ihren Irrthum und zogen sich zurück. Bessere Verbündete hatten die Russen an den Serviern, die unter Czerni Georg eine Kriegsmacht geworden waren. In den beiden ersten Jahren wurde indessen der Krieg mit wenig Nachdruck geführt, da einer Seits die Pforte durch die Gährungen im Innern des Reichs, die (am 29 Jun. 1807) mit einer Thronrevolution endeten, anderer Seits Rußland durch seine Verwickelung in die Ereignisse, welche dem Tilsiter Frieden (vom 7 Jul. 1807) vorangingen, in Anspruch genommen wurde. Zuletzt war noch unter französischer Vermittelung ein Waffenstillstand zu Stande gekommen. Im Frühling 1809 brachen die Feindseligkeiten ernstlicher aus: etwas entscheidendes geschah jedoch nicht. Die Türken schienen ihr Hauptaugenmerk auf Servien ***) zu richten, um Belgrad wieder zu bekommen. Die Russen lieferten †) ein paar Gefechte, die zu ihrem Vortheil ausfielen, gingen im Anfang Augusts ober der Pruthmündung bei Galacz über die Donau, nahmen einige Plätze weg und kehrten am 3 Nov. bei Hirsova, welches sie besetzt hielten, auf's linke Ufer zurück. Das wichtigste Ereigniß des Feldzuges war der Fall von Brailow, das sich nach einer langen Blockade, nach großem Verlust der Russen — bei einem einzigen abgeschlagenen Sturm 7,000 Mann — am 3 Dec. ergab.

Der Feldzug von 1810 ist äußerst reich an tapfern Thaten und — man darf es wohl sagen — für beide Theile gleich ehrenvoll. Die Russen eroberten Tertukay, Bazardschik, Silistria, Rasgrad, Nikopel, Ternov, Szistov, Giurgevo und Rustschuk, sie siegten über die 30,000 Mann starke Armee des Großveziers bei Tschesmelà und gewannen die Schlacht bei Battin, in welcher 10,000 Türken blieben. Aber ihre Angriffe auf Varna am schwarzen Meer, auf das verschanzte Lager bei Schumla *) am Balkan scheiterten, und des kühnen Bosniak Aga's vier Monat lange Vertheidigung von Rustschuk kostete nicht nur 12,000 Mann das Leben, sondern verdarb eigentlich den Russen den ganzen Feldzug; denn sie waren am Ende des Jahrs so geschwächt, daß sie sich nicht im Stande befanden, ihre Eroberungen zu behaupten.

Am 23 Jun. erschienen die Russen unter ihrem Oberfeldherrn Grafen Kaminsky vor Schumla und nahmen eine Stellung längs dem linken Ufer des Tekiebaches. Das Gefecht begann und drückte die Türken unter die Batterien der Stadt.

Der gewöhnliche Weg der Kuriere nach Konstantinopel (es sind dahin drei und vierzig Meilen) führt über Schumla, welches man als die Pforte des Balkans betrachtet. Die Lage dieses Orts ist wichtig und vortheilhaft. Er ist von einem Vorgebirge des Balkans, mit steilen Abhängen und dichtem Dorngestrüppe umgeben. Er hat einen Graben und einen Erdwall mit kleinen Thürmen für Schützen. Schumla, mit 30,000 Einwohnern, ist der Kern eines verschanzten Lagers längs dem Kamme der umgebenden Höhen; innerhalb derselben ist hinlänglicher Raum für alle Bedürfnisse des Heers.

Eine Umgehung, welche die Russen mit tausend Jägern auf dem rechten Flügel jenseits des Bachs gegen die Höhe der Grotten wagten, von welcher man Schumla übersieht, mißlang bei dem ersten Versuche. Später, als die Türken die Vertheidigung dieses Punkts aufgegeben hatten, ward er von den Russen besetzt. Obgleich aber letztere sich noch mit 5000 Mann und 2 Kanonen verstärkten, konnten sie doch den wiederholten Angriffen der Türken nicht widerstehen. Sie zogen sich zurück. Am 24 wurde der Streit um den Besitz der Grotten fortgesetzt. Seit der entwichenen Nacht waren die Russen wieder Meister derselben und sicherten ihre Stellung durch ein wirksames Feuer der Geschütze. Vergebens wagten die Türken einen Sturm auf die Batterien bei Straza. Schon waren 1800 Russen vor Schumla gefallen, als ihr Oberbefehlshaber die blutig behauptete Höhe zu verlassen befahl und den Großvezier auszuhungern beschloß. Bei Anbruch des 25 standen keine Russen mehr auf der Höhe der Grotten, und am 26 waren sie wieder auf dem linken Ufer des Tekiebachs. Sie begnügten sich, indem sie die Straße nach Konstantinopel bei dem Dorfe Tschenguel-Kevy besetzt hielten, mit einer weitläuftigen Blockade des türkischen Lagers. Es gelangten jedoch am 7 Juli hundert mit Vor-

*) Er wurde von den Russen am 27 Dec. 1806 durch die Besetzung von Bukarest eröffnet und am 28 Mai 1812 durch den Frieden von Bukarest geendigt.

**) Admiral Dukworth erschien am 20 Febr. 1807 vor Konstantinopel, kehrte aber nach acht Tagen unverrichteter Dinge ins Mittelmeer zurück.

***) 80,000 Mann rückten vor dieser Festung, deren sich die Servier noch vor dem förmlichen Ausbruch des Kriegs (13 Dec. 1806) bemächtigt hatten.

†) Bei Slobosea und Tataricze. Isakscha, Tulscha, Matschin, Ismaël, letzteres nach einer Belagerung von mehreren Wochen, fielen in ihre Gewalt, Silistria widerstand.

*) Die östlichsten Punkte, welche die Russen erreichten.

räthen aller Art beladene Kameele nach Schumla und nachdem dieses drei Wochen vergeblich eingeschlossen war, zog der größte Theil des russischen Heers am 18 zur Belagerung von Rustschuk; nur ein Beobachtungskorps blieb bei Tschesmelü auf der Straße nach Silistria stehen, das aber, ungeachtet seines Siegs am 2 Aug., nach eingetretenem Mangel der Lebensbedürfnisse, auf Aslotar zurückging.

Bei Rustschuk hatte General Saß noch immer keine vollständige Einschließung bewirkt. Auch begann er den Angriff am 1 Juli fehlerhaft gegen die stärkere Seite des Platzes und in zu großer Entfernung von demselben. Nach zwanzig Tagen waren die äußersten Annäherungswerke noch zweihundert Schritt vom Graben des Platzes entfernt. Nichts desto weniger wagte General Saß am 21 einen Sturm, bei welchem er 900 Mann verlor.

Durch die Verstärkung, welche der russische Oberfeldherr so eben herbeigeführt, war die Belagerungsarmee nunmehr auf 20,000 Mann gebracht worden. Die türkische Besatzung bestand mindestens aus 10,000 Mann; der Platz, von hohen starken Mauern oder von Erdwällen umgeben, schloß größtentheils abgesonderte Häuser in sich. Auch einige ansehnliche Gebäude, viele Moscheen und ein festes Schloß konnten für den fanatischen Muselmann, welcher aus seiner Wohnung eine Citadelle macht, zu festen Haltungspunkten dienen. Der Befehlshaber eines Orts, wenn er kapitulirt, findet weder gütige noch billige Richter: denn die hohe Pforte pflegt das Ungeschick wie das Mißgeschick zu strafen. Nimmt man noch in Betracht, daß kein Türke zu Felde zieht, ohne sich mit dem größten Luxus auszurüsten, so ist, da jeder Befehlshaber für sein Leben und seine Schätze ficht, die Hartnäckigkeit ihrer Städtevertheidigung begreiflich.

Indessen war doch ein großer Theil der russischen Armee in Bezug auf den bevorstehenden Sturm von frohen Hoffnungen beseelt, und am Tage vor dem Sturm, am 2 Aug., beritt Graf Kaminsky das Lager und mahnte zur Besonnenheit und Ordnung. Morgens um vier Uhr begann der Sturm in fünf Kolonnen. Einige derselben drangen wirklich mittelst Leitern in die Stadt. Aber weislich hatte Bosniak Aga seine Kräfte für den entscheidenden Moment gespart. Theils hinter dem Wall in Massen, theils einzeln versteckt, lauerten die Türken und widerstanden dem Angriff. Unberührt wehten die Feldzeichen von den Zinnen, und um sieben Uhr zogen sich die Stürmenden zurück. Sie hatten 8,000 Mann, worunter General Graf Sievers mit 334 Offizieren, verloren.

Während dieser Ereignisse sammelte sich eine türkische Macht an der Jantra. Bei Operationen wählen die Türken auf der Linie ihres Zugs einen vortheilhaften Posten, verschanzen sich und erwarten den Angriff. Erfolgt dieser nicht, dann rücken sie wieder vor und verschanzen sich auf's neue. So hatten sie sich dem Dorfe Battin, vier Meilen oberhalb Rustschuk genähert. Ihr Lager auf den Höhen vorwärts Battin, eine eng verbundene Masse von Verschanzungen, gliech einer Festung. *)

Nach einem mißlungenen Angriff am 28 Aug. brachen die Russen, 19,000 Mann stark, mit 62 Kanonen, gegen Battin auf; die Türken zählten, seit Muktar Pascha mit seinen Albaniern zu ihnen gestoßen war, 30,000 Streiter. Morgens sieben Uhr begann der Angriff. Während die Kolonne des Generals Kulnef die feindlichen Verschanzungen auf ihrem rechten Flügel umgieng, sie in Rücken nahm und die entgegengekommene Reiterei warf, rückte der Oberfeldherr mit Vierecken des Fußvolks und mit 30 Kanonen gerade auf den rechten Flügel der Verschanzungen los und ließ die Kanonade eröffnen. Der Feind antwortete eben so lebhaft mit Geschütz und hatte nicht nur die Brustwehr, sondern auch den Graben seiner Werke mit Truppen besetzt. Gleichzeitig mit dem Angriff des Oberfeldherrn war jener seines ältern Bruders auf dem linken Flügel erfolgt. Drei kleinere Verschanzungen auf dem Abhang gegen die Donau hatte er im Sturm genommen, aber eine der größern war unbezwingbar. Kulnefs Abtheilung nützte indessen den errungenen Vortheil ihrer Stellung. Sie griff einen Reiterschwarm im Donauthal an und trieb ihn in die Flucht. Dagegen mißlang ihr Angriff auf eines der zwei noch uneroberten Lager; bereits eingedrungen wurde sie durch die Türken zurückgeworfen.

So trat in der vierten Nachmittagsstunde bei dem russischen Heere ein plötzlicher Stillstand ein, welchen einzelne Türken zu Wagnissen nützten. Da befahl der Oberfeldherr um halb sechs Uhr einen allgemeinen Sturm. Die Rückseite, dem Ansehen nach die stärkste, wurde zum Hauptangriffspunkt, wo das Lager erstiegen werden sollte, gewählt. General Sabanejew führte vier Kolonnen die steilen Höhen von Battin gegen das große Lager hinauf; zwei andere Kolonnen vom äußersten rechten Flügel setzten sich gegen das kleinere Lager in Bewegung und ein wohlunterhaltenes Kanonenfeuer unterstützte das Gefecht. Vor dem kleinern Lager wurde der Sturm abgeschlagen; das größere aber von Sabanejew erobert und der Sohn Ali's von Janina mit seinen Albaniern in die Flucht getrieben. Zwei Reiterregimenter folgten den Fliehenden und ließen vom Fußvolk fast gar nichts entrinnen. Der Tag neigte sich seinem Ende und noch war ein Lager zu nehmen. Man beschloß dasselbe am folgenden Tag blos durch Geschütze zur Uebergabe zu zwingen. Aber noch ehe der Morgen anbrach, gab Achmet Pascha sich und 4,000 Türken zu Gefangenen. Die Beute der Sieger war groß; jede Lagerhütte enthielt Ueberfluß an Proviant, Kleidern, Waffen und Saumthieren. Auch eine Heerde von Kameelen blieb zurück. Sie eroberten 14 Kanonen, 178 Fahnen (jeder selbst unbedeutende Haufe des türkischen Kriegsvolks führt nehmlich eine Fahne als Feldzeichen), einen Theil der Flottille und verloren nur 1,500 Mann, während die Türken ihren Seraskier, Kuschang-Ali mit 10,000 Streitern auf der Wahlstatt ließen. (Forts. f.)

*) In der Offensive behandeln sie feindliche Lager nicht selten als wirkliche Festungen, indem sie Laufgräben eröffnen.

Der religiöse Zwiespalt unter den Armeniern.

(Fortsetzung.)

Die Einheit der Natur in Christo, der **Monophysitismus** oder **Eutychianismus** siegte auf der Räubersynode zu Ephesus (449), wenn auch nicht durch die Macht des heiligen Geistes so doch durch die überzeugende Macht der Schläge, — denn der Hauptgegner des Eutyches, der Bischof **Flavianus**

aus Constantinopel ward so mißhandelt, daß er drei Tage darauf seinen Geist aufgeben mußte. Die sogenannte orthodoxe Partei war aber jetzt thätiger als jemals; zwei Jahre nach der schmachvollen Winkelsynode zu Ephesus (451) ward eine große ökumenische Versammlung nach Chalcedon ausgeschrieben, und man war lediglich darauf bedacht, alles niederzureißen, was zu Ephesus auferbaut worden war. Die heilige Versammlung erkannte in der fünften Sitzung „Maria als die Gottesgebärerin," sie erkannte einen und denselben Christum, in zwei Naturen, ohne Vermischung (ἀσυγχύτως), ohne Trennung (ἀτρέπτως) und ohne Absonderung (ἀχωρίστως)" — legte aber auch dadurch den Grund zu der bis auf den heutigen Tag noch fortdauernden Spaltung der abendländischen und morgenländischen Kirche.

Wenn wir jetzt, mit Uebergehen der andern orientalischen Kirchen, zur Geschichte der armenischen uns wenden, und den Einfluß zeigen, den diese widerlichen, im Vorhergehenden kurz berührten Streitigkeiten, in diesem Lande Kleinasiens gehabt haben, so müssen wir nothwendig zur frühesten Geschichte des Christenthums in Armenien zurückkehren. Den erleuchteten König Abgan von Edessa, so wie sein schon bei Moses von Chorene sich vorfindendes Schreiben an Jesus Christus, das Wirken der Apostel Bartholomäus und Thomas im Orient im Allgemeinen wie in den armenischen Landen im Besondern müssen wir den Legenden und den Sammlern erbaulicher Heiligengeschichten überlassen; erst mit Gregorius Illuminator (armenisch Lusaworitsch genannt), dem Sohne des parthischen Fürsten Anac, beginnt, in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, das historische Christenthum in Armenien. Die einfache Thatsache, die Einführung des Christenthums durch den trefflichen Dulder Gregorius, ist, nach jeder vernünftigen Kritik, über allen Zweifel erhaben; nicht so die erbaulichen Umstände und die erschrecklichen Wunder, nicht so die heiligen Reden und dogmatischen Homilien, die der Zeitgenosse Agathangelos, ein Römer von Geburt und Geheimschreiber des Königs Terdat, von dem Wundermanne Gregorius berichtet. Doppelt schätzbar ist das Leben des heiligen Gregorius, das wir in einem armenischen Druck (Constantinopel 1709. 4.) vor uns liegen haben, sowohl wegen seiner Notizen über den Untergang der Partherherrschaft, als auch darum weil dieses Werk an der Spitze der reichhaltigen armenischen Literatur steht; doch müssen wir zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß, wovon wir auch bei andern Werken Beispiele haben, im Laufe der Jahrhunderte der ächte Agathangelos höchst wahrscheinlich mit Vorsatz verfälscht wurde. In der alten Hauptstadt Armeniens Wagharschabad, in den heidnischen Zeiten die Stadt der Diana genannt (armenisch Ardimet Kachak) versammelte Gregorius in dem Jahre 325 unserer Zeitrechnung die wenigen Bischöfe und Geistlichen des Landes zu einer Provinzial-Synode, woselbst die Beschlüsse des ökumenischen Conciliums von Nicäa ohne alle Clausel, ohne irgend einen Widerspruch angenommen wurden.

Diese erste Provincial-Synode unter dem ersten Patriarchen Gregorius genießt noch heutigen Tags bei der ganzen Nation, sowohl bei den schismatischen als den unirten Armeniern eines außerordentlichen Ansehens: — „wir wollen fest auf diesen Glauben unserer Väter, auf die Lehre des heiligen Gregorius Lusaworitsch halten," ist die gewöhnliche Antwort der monophysitischen Armenier, wenn man sie zur katholischen Kirche bekehren will. Es folgten unter den Söhnen und Verwandten des heiligen Gregorius im Laufe des vierten und im Anfange des fünften Jahrhunderts (in den Jahren 365. 366. 402. 426.), theils zu Warschabad theils zu Abschdidschad, vier Synoden, die für die Stellung der armenischen Kirche zum Abendlande von keiner Bedeutung sind. Bei diesen Versammlungen beschäftigte man sich ausschließend mit den innern Angelegenheiten, wie mit Anordnungen über die Priesterkleidung und die verschiedenen Kirchenfeste; auch berathschlagte man über die Erfindung oder Zusammensetzung eines eigenthümlichen armenischen Alphabets, „indem die griechischen, persischen und syrischen Buchstaben, deren man sich bis jetzt bedient hatte, zur Bezeichnung vieler ganz abweichenden Laute der armenischen Sprache nicht ausreichen, und dadurch die Uebersetzung der heiligen Schriften in's Armenische unmöglich gemacht werde." Auf der dritten Synode (im Jahre 402) unter dem Patriarchen Nierses dem Großen ward die wichtige Bestimmung getroffen, daß künftighin die armenischen Patriarchen von dem erzbischöflichen Stuhl zu Cäsarea unabhängig seyn, und Katholiki (kathuchikos) genannt werden sollen. Schon vor oder während der Synode von Ephesus scheinen Mißhelligkeiten zwischen der armenischen und griechischen Kirche entstanden zu seyn. Da Isaac der Große und Miesrop, schreibt der gleichzeitige armenische Historiker Moses von Chorene (III. 61.), diesem Concilium (von Ephesus) nicht beigewohnt hatten, sendeten ihnen Cyrillus aus Alexandrien, Proclus aus Constantinopel und der Bischof Acacius aus Melitene Schreiben, damit sie sich wohl hüten mögen; denn wir hörten, sagten sie, daß einige Ketzerschüler mit den Büchern des Theodorus aus Samosate, des Lehrers des Nestorius, so wie andere, mit denen ihres Meisters Deodorus nach den armenischen Landen auswanderten *) Doch scheinen diese Ketzer sich anfänglich keines besondern Beifalls in Armenien erfreut zu haben; denn kaum erhielten der Patriarch Isaac und Miesrop die Beschlüsse und Kanones der ersten Synode von Ephesus, so veranstalteten sie eine Versammlung in der Stadt Abschdidschad in der Provinz Taron (im Jahre 432), billigten und nahmen alles unbedingt an, was die heiligen Väter zu Ephesus beschlossen hatten, und verfluchten Nestorius sammt seinem ketzerischen Anhang. (Forts. folgt.)

Des Bischof Heber's Reisen durch das nördliche Indien.

(Fortsetzung.)

Unter den eingebornen Fürsten Mittelindiens nimmt der Ranah von Udeypur, eine sehr bedeutende Stelle ein.

Er beherrscht ein sehr ausgedehntes und, wenn das Volk es bebauen wollte, äußerst fruchtbares Land, wurde aber von Bapu Sindia und Jumschid Khan gänzlich ruinirt und zum Bettler gemacht. Wenigstens die Hälfte

*) Bekanntlich hat sich das Schreiben des Patriarchen Proklus bis auf heutigen Tag erhalten.

seiner Einkünfte ist Geldleihern und Wucherern verpfändet, und sein Volk wird unbarmherzig mit Steuern bedrückt, damit er die übermäßigen Interessen seiner Schuld entrichten kann. Seine Familie hatte das Unglück, die älteste und reinste in ganz Indien zu seyn, und ohne die geringste unedle Beimischung in gerader Linie von der Sonne abzustammen, indem sie allen Versuchen der Kaiser von Delhi, Wechselheirathen ihrer Häuser herbeizuführen, beharrlich widerstand. So wurde sie halb verrückt vor Stolz, heirathete beständig blos unter sich, lebte mit einer Pracht und einem Aufwand, der ihre Mittel und die sonstige Sitte der Hindufürsten weit überschritt, und war in Kenntnissen und Intelligenz auffallend zurück. Der gegenwärtige Ranah, der alle diese Tugenden seiner Vorfahren besitzt, vereinigt damit noch eine besondere Vorliebe für das Opium." —

„Als wir Nachts durch die Stadt zurückkehrten, bettelte mich ein Mann an, welcher vorgab, blind zu seyn. Auf meinen Ruf trat er zu den Fackeln vor, und sah so frisch drein, daß ich ihn fragte, warum er mich mit einer solchen Lüge berichten wollte. Er antwortete mir, er sey nachtblind (rat unda); ich verstand nicht, was der Bettler meinte, und entgegnete, unwillig über die Schwärme von Bettlern, die uns den Tag über verfolgt hatten: „Die Nacht ist die Zeit zum Schlafen nicht zum Sehen." Die Leute lachten darüber, als über einen Scherz; mir ging es nachher aber sehr nahe, da ich fand, daß es eine lieblose Zurückweisung war. Die Nachtblindheit oder die Sehnsucht nach voller Tageshelle ist eine nach Dr. Smith unter den niedern Klassen in Indien sehr gewöhnliche und für gewisse Stände, namentlich für die Soldaten, äußerst lästige Krankheit. Die Seapoys schreiben sie schlechter, unzureichender Nahrung zu, daher sie, wie man mir sagte, das vorherrschende Hausübel der Dürftigkeit ist. Sie scheint dasselbe zu seyn, was die Augenkrankheit, womit Leute behaftet sind, die von verdorbenem oder schlechtem Reis leben. Wahrscheinlich entspringt die Krankheit aus einer Schwäche der Verdauungskräfte."

Bald darauf begegnet der Reisende einigen Betrunkenen und berichtet: —

„Ich hatte früher in Indien äußerst wenige Betrunkene getroffen, nun aber nahte die Zeit des Huli, des hindustanischen Karnevals, wo das Volk von Mittelindien sich allen Arten von Lustbarkeiten und Schwelgereien überläßt. Die Seapoys begannen, (was früher selten vorkam) an die Weiber, die uns unterwegs begegneten, allerlei Lieder und unanständige Scherze zu richten. — Zu dieser Zeit pflegt man sich auch gegenseitig mit rothem Staube zu bewerfen."

Auf seiner weitern Reise kam der Bischof zu dem Volke der Bhils, die nun in sehr armseliger Lage sind, vor den Raiputs aber die Herren des Landes gewesen waren. Er erzählt uns:

„Sobald wir uns den Dörfern der Bhils näherten, rannte ein Mann aus der nächsten Hütte auf den Gipfel einer Anhöhe und stieß einen Schrei aus, der von der fernsten Hütte in unserem Gesichtskreis, und dann von zwei andern, die wir nicht mehr sehen konnten, beantwortet wurde. Ich erkundigte mich nach dem Grund hievon, und erfuhr, daß sie sich durch diese Signale in Kenntniß setzen, daß Fremde ankommen, wie groß ihre Zahl sey und ob sie Pferde bei sich haben. Hiedurch erfuhren sie zugleich, ob es rathsam sey, anzugreifen, zu fliehen oder ruhig zu bleiben, — wenn einer von ihnen besondere Gründe hatte, die Begegnung der Soldaten oder der Obrigkeiten aus den niedern Landen zu vermeiden, so bekam er durch jenen Ruf die Weisung, sich aus dem Staube zu machen. Nachmittags bestiegen wir einen der nächsten Hügel, auf dem einige Hütten dieses unglücklichen Volkes standen. Sie waren alle verschlossen; und ein alter Mann, der auf uns zukam, sagte uns, sie seyen alle leer. Er und ein junger Mensch, sein Neffe, (wie er vorgab) waren zu Hause geblieben — die andern alle hatten ihr Vieh in die Junglen *) ausgetrieben. Dr. Smith, der ein sehr feines Ohr hat, und gut hindustanisch versteht, konnte sich diesem Volke leichter, als irgend einer in unserem Gefolge, verständigen, und sagte, daß sich ihre Mundart von der in Malwah hauptsächlich im Accent und dem Ton unterscheide. Sie sprechen in einem gedehnten Recitativ, den Dr. Smith nachahmte, wobei er fand, daß sie ihn so viel besser, als auf andere Weise verstanden. Der alte Mann sagte, sie hätten viel durch das Ausbleiben des Regens gelitten, die Ernte sey sehr karg, es gebe nur wenig Weide für das Vieh — und, was das schlimmste sey, — sie müßten befürchten, daß die nahen Wasserbehältnisse noch vor Ende der heißen Jahrszeit austrocknen würden. Wenn dieser Fall einträte, sagte er mit vieler Resignation, so müßten sie eben nach Durgunpur oder nach einem andern Platze, wo Wasser sey, hinabziehen und sich behelfen, wie sie könnten. Die Leute waren in sichtbarer Angst und zitterten sogar; sie befürchteten, wir möchten uns ihren Hütten nähern, und wollten sich nicht bis zu unsern Zelten wagen, obgleich sie mein Versprechen, ihnen etwas Speise zu geben, recht gut verstanden hatten. Ich drang in den jungen Menschen, einen seiner Pfeile nach einem gewissen Ziele abzuschießen; er hatte aber nur zwei bei sich, und sah uns alle der Reihe nach an, als fürchtete er wir wollten ihm so sein Vertheidigungsmittel entziehen. Durch wiederholtes Zureden gelang es mir, ihn zu überreden: er schoß ab, und traf in einen etwa hundert Yards entfernten Baum; wie ich seine Geschicklichkeit pries, schoß er auch seinen zweiten Pfeil ab, der gerade genug, aber nahe bei der Wurzel in den Boden fuhr. Er hielt seinen Bogen nach englischer Art, nicht wie die Hindus, welche den Pfeil auf die (wie wir es heißen würden) unrechte Seite legen, und den Strang mit dem Daumen spannen. Die Pfeile waren nicht übel gearbeitet, der Bogen aber schwach. Der Beifall, den er erhielt, und die Sicherheit, in welcher er sich fühlte, machten ihn zutraulich. Er saß nieder, um uns zu zeigen, wie seine Landsleute, den Bogen zwischen den Füßen haltend, durch das hohe Gras schießen, und zielte nach verschiedenen Gegenständen, bis ich ihm sagte, wir bedürften keiner weitern Beweise seiner Geschicklichkeit."

*) Eine lange, zu sieben bis acht Fuß hoch wachsende Grasart, oben in einen schönen, weißen Flaum endend.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 102. 11 April 1828.

Rußlands asiatische Politik. *)

Wenn Rußland seine Grenzen in Asien ausdehnt, soll man darüber klagen? Nie hat der Grundsatz der Stabilität, durch welchen die heilige Allianz den Frieden sicherte, außer Europa gegolten, und die Engländer, welche gegenwärtig so gerne mit Rußland wegen Verletzung dieses Grundsatzes rechten möchten, haben ihn selber in keinem Theil der Erde, den sie mit ihren Flotten erreichen konnten, je beobachtet. Rußland, sofern es sehr mächtig ist und schwache Nachbarn hat, wird erobernd; es zieht zu sich heran, was in die Nähe seiner Sonnenbahn kommt. Dieselbe Erscheinung zeigt die Geschichte aller Völker. Europa mag sich Glück wünschen, daß der Osten Rußland einen so ungeheuern Spielraum darbietet, welchen verfolgend, es sich nothwendig immer weiter vom Westen entfernt, wo in erster Linie Oesterreich und Preußen, in zweiter Frankreich eine mächtige Schildwache bilden. Was soll das Gerede von der Großmuth in der Politik?

Parcere subjectis et debellare superbos.

Aber vergesse Rußland nicht, daß es die schöne Aufgabe hat, deren Erfüllung ebenso sehr seine Ehre als sein Interesse von ihm fordert, die eroberten Länder nicht wie die Krym in öde Wüsten zu verwandeln, sondern mit den Segnungen europäischer Kultur zu erfreuen. Gewiß werden dann in Europa die Besorgnisse schwinden, mit welchen man seit langer Zeit jede Vergrößerung der russischen Macht zu betrachten gewohnt ist. — —

Die Kirgisen und einige andere Nomadenstämme vom Geschlecht der Kalmücken bewohnen eine Landstrecke, die an Flächenraum wenigstens so groß als Frankreich mit Einschluß des Königreichs der Niederlande ist. Dieses große Gebiet, ein Theil der sogenannten freien Tatarei, ist in den letzten Jahren, fast ohne daß man in Europa etwas davon erfahren hat, mit dem russischen Reiche vereinigt worden. Es war nicht die Waffengewalt Rußlands, sondern die Gewinnsucht der Häuptlinge jener Völkerschaften, welche sie dem Hof von St. Petersburg unterwarf, indem sie einen Vergleich eingingen, die Caravanen, die jährlich von Orenburg und der sibirischen Grenze nach Bokhara ziehen, nicht mehr zu beunruhigen. Kaum waren die kirgisischen Fürsten in Unterhandlungen mit den Agenten des russischen Gouvernements getreten, als dieses auch bereits damit anfing, ihr Land gegen Westen durch eine Kette von Militärposten zu umschließen, in der Absicht, die Fortdauer ihrer guten Gesinnungen zu sichern. Diese Linie, die mit Cosacken und andern Truppen besetzt ist, geht von dem Fort Zverinogolovska auf dem linken Ufer der Abouya bis zum See Denghiz-koul, von da südwärts, darauf südöstlich über die Redouten Avlikoulskaja, Tschiyanli, Danabika, Gipsovoi, Naourvoumskaya, Kabanei, Karkoupa, Saritourai, Moukourkoupa, Alebastrovoi und Yelaminskoi, die sämmtlich erst seit der Unterwerfung der Kirgisen gebaut wurden. Die letzte liegt auf dem rechten Ufer des Yalama-tourgai, der westwärts fließt und sich mit dem Tourgai vereinigt. Von da wendet sich die neue Grenze südöstlich bis zu den Gebirgen, denen sie eine bedeutende Strecke folgt. Weiter umgeht sie den obern Lauf des Yar-yakhschi und seiner Nebenflüsse, fährt fort ihre S. O. Richtung zu verfolgen bis zu dem Khattaigebirge

*) Nach der Histoire secrète du Cabinet de Buonaparte (Londres 1809) hatte der Tractat von Tilsit folgende geheime Artikel:

1. Artikel. Rußland wird Besitz nehmen von der europäischen Türkei und seine Eroberungen so weit ausdehnen, als ihm geeignet scheint.

2. Die Dynastie der Bourbons in Spanien und des Hauses Braganza in Portugal soll aufhören zu existiren; ein Prinz von dem Blute der Familie Napoleons soll mit der Krone dieser Königreiche bekleidet werden.

3. Die zeitliche Macht des Pabstes wird aufhören und Rom mit seinen Dependenzien dem Königreich Italien einverleibt werden.

4. Rußland macht sich verbindlich, mit seiner Marine Frankreich zur Eroberung von Gibraltar beizustehen.

5. Die Städte in Afrika, wie Tunis, Algier u. s. w. sollen von Frankreich in Besitz genommen, und, bei dem allgemeinen Frieden, alle Eroberungen, welche die Franzosen während des Krieges in Afrika gemacht haben, den Königen von Sardinien und Sicilien als Entschädigungen gegeben werden.

6. Malta soll von den Franzosen besetzt und nicht eher ein Friede mit England gemacht werden, bis diese Insel an Frankreich abgetreten ist.

7. Aegypten soll gleichfalls von den Franzosen besetzt werden.

8. Nur Schiffen, die den folgenden Mächten gehören, nämlich Frankreich, Rußland, Spanien und Italien, soll erlaubt werden, in dem mittelländischen Meere zu segeln; alle andern sollen ausgeschlossen seyn.

9. Dänemark soll, wenn es einwilligt, seine Flotte Frankreich zu überliefern, im Norden von Deutschland und durch die Hansestädte entschädigt werden.

und den Quellen des Akbouta, richtet sich von da südlich gegen den großen See Balkhasch, den sie durchschneidet, geht weiter südwärts fort zu den Seen Alaktougoul und Alakoul, wendet sich nach Norden gegen den Saisan und endet sich nordöstlich, Boukhtarminsk gegenüber, auf dem linken Ufer des Irtisch, der früher die Grenze zwischen Sibirien und dem Lande der Kirgisen machte.

Außer den Redouten, die längs dieser Grenzlinie angelegt sind, hat Rußland auch drei Forts mitten in dem Umfang dieses neu erworbenen Gebietes erbaut. Diese sind: Alexandrovskaya an der Noura, Sanct Nicolas im Norden des Sees Karaya, und Sanct Constantin am Fuß des Berges Yakhschi-yanghis. Diese Forts beschützen die reichen Kupfer- und Bleiminen, die man in diesen Gegenden zu bearbeiten angefangen hat: die von Anninskoi und Sanct Constantin in der Nähe des Sees Airto, von Gourievskoi am Ufer des Irtschim, von Baganou und Araktscheevskoi am Tersekan, die von Mysto und Alexandrovskoi in dem Duloutogebirge, die von Kart und Blagodatay an der Noura, die von Mikhailovskoi, Netschayannost, Marinskoi, Wolkonskoi und Jelisaretinskoi in dem Gebirge, in welchem die Flüsse entspringen, welche den Yer-yakhschi bilden, und endlich die Kupferbergwerke in dem Ken-koslan-Gebirge und die von Kambau, die sich in geringer Entfernung, S. W. von dem Fort Yamytschevskaya am Irtisch befinden.

Durch diese neue Ausdehnung ist die russische Grenze gegenwärtig nicht weiter als 280 Stunden von Atak am Indus und eine viel geringere Strecke von Bokhara entfernt.

Ein Theil der Kirgisen-Horden, die durch diese Grenzerweiterung in das russische Gebiet eingeschlossen worden sind, hing früher von China ab: d. h. die Kirgisen sandten alle drei Jahre nach Peking Geschenke, welche die chinesische Regierung mit andern erwiederte, die hundertmal mehr werth waren. Aber sie waren unruhige und unbequeme Nachbarn und es ist wahrscheinlich, daß die Chinesen ohne Schwierigkeit eingewilligt haben, sie den Russen unterworfen zu sehen, die sie leicht in Gehorsam zu erhalten wissen werden.

Daß die Russen hier nicht stehen zu bleiben gesonnen sind, läßt sich voraussetzen. Die Leichtigkeit, mit der sie diesen Theil des Kirgisenlandes erworben haben, wird sie anreizen, sich des Ganzen bis an die Grenzen von Bokhara zu bemächtigen und sie können dieß um so leichter, da Eroberungen dieser Art den europäischen Mächten fast immer unbekannt bleiben und niemals von ihnen bestritten werden.

Wenn die Russen sich einmal im Land der Kirgisen festgesetzt haben, das keineswegs eine bloße trockene Steppe ist, wie man sich dasselbe gewöhnlich vorstellt, sondern auch fruchtbares Land und Waideplätze, dicke Wälder und Gebirge einschließt, so können sie Militär-Colonien dahin senden, in der Nähe der Kupferbergwerke Stückgießereien anlegen und die gesammte militärische Ausrüstung für einen Feldzug vorbereiten; ihre Cavallerie können sie durch die vortrefflichen Pferde von Mittelasien completiren, zu deren Ankauf die englische Regierung von Ostindien den verstorbenen Moorcroft absandte. Sie können Straßen und Communicationswege anlegen und in wenigen Jahren sich zu weiteren Eroberungen vorbereiten; und wahrscheinlich werden sie mit Kokan, Bokhara und andern kleinen Khanaten, welche Rußland von Persien und Indien trennen, den Anfang machen.

---

10. Ihre Majestäten von Rußland und Frankreich werden versuchen, zu einem Arrangement zu kommen, daß in Zukunft keiner Macht erlaubt seyn soll, Schiffe in die See gehen zu lassen, außer wenn sie eine gewisse Anzahl von Kriegsschiffen unterhält.

Wie wenig es indessen Napoleon mit jenen Concessionen Ernst war, ersieht man aus Histoire de Napoléon par Monsieur de Norvins. Tom. III. p. I. (Par. 1828.) In der Botschaft, durch die Napoleon am 29 Januar 1807 dem Senat von dem Bündnisse mit dem Hause Sachsen Nachricht gab, finden sich folgende Worte, die dem Gegenstande der Mittheilung ziemlich fremd zu seyn scheinen: „Wer könnte die Dauer der Kriege, die Zahl der Feldzüge berechnen, die es eines Tages kosten würde, um die unglücklichen Folgen wieder gut zu machen, die aus dem Untergange des Thrones von Constantinopel hervorgehen würden, wenn feige Friedensliebe und das Verlangen nach den Vergnügungen der Hauptstadt die Rathschläge einer weisen Vorsicht zurückdrängten? Wir würden unsern Enkeln eine unermeßliche Erbschaft von Elend und Unglück hinterlassen. Wenn die griechische Tiara einmal siegreich vom baltischen Meere bis zum Mittelmeere erhoben ist, so werden wir bald unsere Provinzen durch Schaaren von Fanatikern und Barbaren angefallen sehen, und wenn in diesem zulange verschobenen Kampfe das civilisirte Europa erliegen sollte, so würde unsere strafbare Gleichgültigkeit mit Recht den Unwillen der Nachwelt erregen und für immer ein Schmachfleck in unserer Geschichte seyn."

Der Türkenkrieg.

(Fortsetzung.)

Von dem Battiner Schlachtfelde begab sich die siegreiche Armee zur Belagerung Rustschuks zurück. Durch die russische Flotille und die Erbauung eines Brückenkopfs auf dem linken Ufer der Donau wurde die bis dahin ununterbrochene Gemeinschaft zwischen Rustschuk und dem gegenüber liegenden Giurgevo gehemmt. Letzterer Platz wurde zur Uebergabe aufgefordert: „Giurgevo schwimmt noch nicht im Blute," erwiederte der kommandirende Pascha. Dagegen machte Bosniak Aga einen Schritt zur Näherung, welche jedoch der Sieger von Battin mit Stolz zurückstieß. Weit entfernt, schimpfliche Bedingungen einzugehen, war Bosniak nunmehr entschlossen, das Aeußerste zu wagen.

Das Blatt wendete sich: die Reihe, Vorschläge zu machen, kam an den russischen Oberfeldherrn selbst. Nachrichten aus dem westlichen und nördlichen Europa ließen ihn glauben, daß er den Frieden auf dieser Grenze seines Vaterlandes beschleunigen müsse, und so ließ er ungesäumt

dem Großvezier Friedensanträge bringen. Dafür brachten die russischen Abgeordneten ihrem Feldherrn nur Besorgnisse über die wachsende Macht des Feindes zurück. Graf Kaminsky wollte mit Bosniak jetzt auf jede Bedingung zum Abschluß kommen. Eine der Frauen des Aga, welche in Szistova gefangen worden, schien hiezu Gelegenheit zu bieten; aber der Türke erwiederte, daß es sich nicht zieme, Weiberangelegenheiten einzumischen. Erst am 26ten Sept. kam eine Kapitulation, mit den vortheilhaftesten Bedingungen für die Vertheidiger von Rustschuk und Giurgevo, zu Stande. Am 6 Nov. begann der Marsch der russischen Armee von Nikopel nach den Winterquartieren dießseits der Donau. Die Russen hatten vor ihrem Abzug alle Städte und Ortschaften, welche sie erreichen konnten, verbrannt *) und behielten nur die drei Festungen Nikopel, Rustschuck und Silistria, jede mit einer Division, besetzt, über welche General Essen in Rustschuk den Oberbefehl führte.

Am Anfang des Jahres 1811 (von der Möglichkeit, das rechte Donauufer zu behaupten, war keine Frage mehr,) wurde Nikopel und Silistria geschleift, Rustschuk als Brückenkopf behalten. Im März hatte Kutusow den Oberbefehl übernommen; anfangs Mai rückte er ins Feld. Der rechte Flügel unter Saß lagerte bei Crajova; das beträchtlichste Corps unter Langeron versammelte sich bei Senteschti am Saborafluß und der linke Flügel unter Woinow bei Obileschte. In Servien standen 3,000 Mann unter Graf Orurk.

Im Juni zog der neue Großvezier Achmet mit 60,000 Mann und 78 Geschützen gegen Rustschuk. Kutusow ließ das Corps Langeron am 22 bei Giurgevo eine Stellung nehmen und entsendete ein Cavalleriekorps unter Woinow, um die Bewegungen des Feindes, der über Rasgrad kam und sich 1½ Meilen von Rustschuk, vor Kadikiri, verschanzte, zu beobachten. Endlich ging er, um Rustschuk zu schützen, welches überlegenen Kräften nicht gewachsen war, am 1 Juli selbst über die Donau und stellte in der Nacht zum 2ten eine gute Stunde vorwärts der Festung, seine 14,000 Mann starke Armee in Schlachtordnung.

Unter Begünstigung eines dichten Nebels drangen die Türken am Morgen des 2 Juli vor, und Woinow vermochte erst nach einem zweifelhaften Reitergefechte sie zurückzutreiben. In der Absicht, das russische Corps zu umgehen, machte der Großvezier am Morgen des 4 einen neuen Angriff. Mit vieler Geschicklichkeit deckte er, durch ungestüme Anfälle gegen die Mitte und den rechten Flügel, den Hauptangriff gegen den linken. Mit Blitzesschnelle ward die russische Reiterei in die Flanke genommen und geworfen. Sie litt bedeutenden Verlust und verlor eine Kanone. Da brachte Kutusow durch das 7te Jägerregiment und die Tschauganewskischen Uhlanen das ungünstige Gefecht zum Stillstand. Der Angriff, welcher nun allenthalben gegen die Türken erfolgte, war so heftig, daß sie in Verwirrung ihr verschanztes Lager zu erreichen eilten und 600 Todte, 900 Verwundete nebst 6 Pulverwägen auf dem Platz ließen. Die Russen hatten 800 Mann verloren.

Kutusow hielt sich für zu schwach, um den mehr als dreimal stärkern Gegner in seiner festen Stellung anzugreifen und fürchtete für Rustschuck, welches eine Besatzung von 10,000 Mann erforderte. Er faßte also den Entschluß, über die Donau zurückzugehen. Schon um Mitternacht des 4ten begann der Rückzug; am 5 war Rustschuck geräumt und ein Raub der Flammen, wobei man sich nicht einmal Zeit nahm, die Festungswerke zu zerstören, sondern dem Feind eine Festung in verbesserter Form überließ. Die Türken bezogen ein Lager auf den Höhen unterhalb Rustschuck, welches Bosniak Aga wieder besetzte; die Russen eines der verlassenen Feste gegenüber, Giurgevo zur Linken, wo das Hauptquartier war. Abtheilungen setzten sich in Obileste, Slobodzin und Turnov fest.

Bei Widdin war indessen am 3 August Ismael-Bey mit 20,000 Türken über die Donau gegangen; aber weitere Fortschritte desselben wußte General Saß zu vereiteln. Auch der Großvezier machte Anstalten zum Uebergang. In der Nacht des 6 Sept. landete ein Corps Türken, eine Stunde oberhalb Giurgevo. Während man diese zwang, sich wieder einzuschiffen, geschah der eigentliche Uebergang noch höher am Strome und gelang. Am Mittag des 10 waren bereits 6,000 Mann mit 6 Kanonen am linken Ufer unbezwingbar verschanzt. Drei Angriffe der Russen gegen sie mißlangen mit einem Verlust von 500 Todten, 1,600 Verwundeten, einer Fahne und einer Kanone.

General Sabanejew schlug vor, im Schilf und Gesträuch oberhalb des feindlichen Lagers einen Punkt, den er bereits erforscht hatte, zu verschanzen und von hier mittelst Geschütz die Verbindung des Feindes mit dem rechten Ufer zu hemmen. Kutusow wollte dagegen in der Nacht des 11ten durch seine Flotille die Verbauung der Türken am linken Ufer zerstören. Es gelang nicht. Ungehindert mehrten und befestigten sich die Türken, so daß es ihrer am 18ten schon 30,000 Mann mit 50 Kanonen waren. Die Ausfälle des Großveziers, die nun erfolgten, hatten zwar keinen Erfolg, aber die fortwährende Befestigung des Lagers durch vorgeschobene Redouten konnten die Russen nicht hindern, und seit sie wußten, daß ihr Gegner ihren rechten Flügel zu durchbrechen beabsichtigte, erkannten sie das Bedürfniß auch ihre Stellung zu verschanzen. In der Nacht des 29ten deckten sie den bedrohten Punkt mit 4 Redouten. Wirklich erfolgte hier der Angriff der Türken am 2 Okt. mit Ungestüm, doch wurden sie genöthigt, sich zurück zu ziehen; dagegen erstürmten am folgenden Tag die Russen eine Redoute auf dem äußersten rechten Flügel der Türken.

Durch seine Generale aufgefordert, beschloß Kutusow, ein Corps nach dem jenseitigen Ufer zu senden, die dort befindlichen Türken zu verjagen, das entblößte Rustschuk durch Ueberfall zu nehmen und so dem Großvezier alle Verbindung rückwärts abzuschneiden. General Markow, mit 8000 Mann zu dieser Unternehmung bestimmt, zog

---

*) Diese barbarische Maßregel beweist einerseits, daß die Russen damals noch nicht daran dachten, bleibende Eroberungen jenseits der Donau zu machen, andererseits kann sie nur darin Entschuldigung finden, daß fast jeder Ort, mit Wall und Pallisaden umgeben, eine Belagerung erfordert, wenn türkische Haufen denselben besetzen.

in der Nacht des 11ten aus dem Lager. Als der Tag anbrach, waren die leichten Truppen zwei Meilen oberhalb Rustschuk schon übergeschifft, und die Kosaken durch die Donau geschwommen. Den Uebergang des größern Theils des Corps jedoch verzögerte die späte Ankunft der Flotille von Turnov bis zum 13ten. Die Türken auf dem rechten Ufer ahnten nichts von einem Angriff; um so größer war die Bestürzung bei dem Anmarsch der Russen. Beinahe ohne Widerstand eroberte Markow das mit Reichthümern angefüllte Lager, aus welchem die Türken nach Rustschuk und gegen Rasgrad flohen. Theils aus dem eroberten (10 Kanonen und 3 Mörsern) theils aus eigenem Geschütze ließ nun der General vom rechten Ufer das Lager des Großveziers am linken beschießen, welches auch durch 80 Geschütze aus der Stellung des Oberfeldherrn geschah. Der Großvezier ließ am Nachmittag um einen Waffenstillstand unterhandeln, bis die dunkle Nacht seine Flucht nach Rustschuk barg. Das verschanzte Lager wurde deßwegen aber nicht aufgegeben, und Tschappan-Oglu Pascha übernahm den Befehl. Er erwarb sich durch seine Standhaftigkeit den größten Ruhm. Von allen Seiten beengt, auf Pferdefleisch beschränkt, ohne Holz in kalten Nächten, und täglich aus 200 Geschützen von beiden Ufern und von der Flotille beschossen, lehnte Tschappan-Oglu die vortheilhaftesten Anerbietungen ab. Schon hatte er den Plan gefaßt, sich auf dem linken Flügel der Russen durchzuschlagen und Rustschuk gegenüber aufs neue zu verschanzen, als die am 28ten geschlossene Uebereinkunft, einen Friedenscongreß in Giurgero zu eröffnen, dem Elende der 4000 Tapfern ein Ziel setzte. Sie wurden im Laufe der Unterhandlungen mit Brod und Holz und auch mit russischen Aerzten versehen. Ein am 28 Dec. zwischen Kutusow und dem Großvezier unterzeichneter Vertrag wies ihnen, ohne Waffen, Quartiere an der Aluta an, und, sollte der Friede zu Stande kommen, so hätten sie Anspruch auf ihre Waffen, auf 51 Kanonen und 22 Pulverwagen, welche die Russen in dem verschanzten Lager gefunden hatten.

Am 28 Mai 1812, nachdem Admiral Tschitschagow die Donauarmee übernommen, erfolgte der Friede zu Bukarest.

(Fortsetzung folgt.)

Der religiöse Zwiespalt unter den Armeniern.

(Fortsetzung.)

Hätte das byzantinische Kaiserreich die Herrschaft über Vorderasien behauptet, wären die Staaten, die während der Kreuzzüge in Asien entstanden, nicht wie Meteore an dem politischen Himmel Asiens vorübergegangen, so würden die orientalischen Kirchen sich von der griechischen oder abendländischen entweder gar nicht getrennt, oder sich, wenn dieses auch geschehen wäre, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sicherlich mit ihnen wieder vereiniget haben. Auf der Uebereinstimmung im Glaubensbekenntnisse, auf der kirchlichen Einheit wird am sichersten und festesten, die Einheit des Staates auferbaut; ein Reich aber, das im Gegentheile Leute von den verschiedensten religiösen Ansichten umfaßt, wird in Zeiten der Noth nie auf Alle in gleichem Maße zählen können. Wenn auch nur auf kurze Zeit griechischer oder lateinischer Einfluß in den Staaten Vorderasiens überwiegend ward, sehen wir alsbald, daß Friedenssynoden und Vereinigungsformeln in Menge entstanden; freilich dauerten sie gewöhnlich auch nur so lange, als sie von der übermächtigen Staatsgewalt aufrecht erhalten werden konnten. Ganz andere Interessen hatten aber die einem ganz andern Glauben anhängenden Perser und die später in diesen Gegenden entstandenen muhametanischen Staaten; konnten sie die orientalischen Christen nicht zur Lehre des Zoroaster oder Muhammet bekehren, so wollten sie wenigstens jede Verbindung mit dem Abendlande und den Griechen abgebrochen wissen; sie wollten und begünstigten Ketzereien, damit sich aus einem religiösen Zwiespalt auch ein politischer entwickeln, und die christlichen Unterthanen sich desto fester an ihre unchristlichen Herren anschließen möchten. Leicht ist demnach erklärlich wie die Nestorianer nicht allein eine so gute Aufnahme in Asien finden, sondern alle aus dem Abendlande verbannten Ketzereien, wie die des Eutyches, in Asien bis auf den heutigen Tag ruhig und behaglich fortwuchern konnten.

Im Jahre vier hundert und acht und zwanzig unserer Zeitrechnung vernichtete Bahram V, aus dem mächtigen Hause Sassans, auch in Armenien den letzten Zweig der Arsacidenherrschaft; Ardasches IV ward in diesem Jahre entthront, und die Könige Persiens senden von jetzt an Gouverneure (Marzbank) in das früher selbstständige Land. Unter dem Schutze dieser, der Lehre der Magier anhängenden Herrschaft scheinen alsbald die von der Synode von Ephesus verdammten Lehren nicht allein vollkommener Freiheit sondern auch mannigfacher Begünstigungen sich erfreut zu haben. Barsumas oder Barsaumas, ein eifriger Nestorianer, stellte dem persischen Könige Pherozes vor, daß er an den Christen seines Reiches niemals getreue Unterthanen haben werde, wenn diese von dem Glauben der Griechen sich nicht unterschieden; die Griechen, setzte er hinzu, hätten einen weisen und gelehrten Mann, Nestorius, bloß weil er ihnen christliche Sitten anempfohlen habe, gehaßt und abgesetzt; wenn es also der König erlaube, wolle er alle Christen in seinem Reiche nöthigen, die Meinungen des Nestorius anzunehmen, alsdann würde beide Religionsparteien sicherlich ein ewiger Haß trennen. Leicht erhielt Barsumas zu seinem Vorhaben die königliche Erlaubniß; doch ist es bei diesen Bekehrungsversuchen schwerlich so furchtbar zugegangen, wie uns Bar Hebraus glauben machen will. Einer seiner Schüler, der Syrer Samuel, bearbeitete Armenien, und wußte sich gleich anfangs eine solche Partei zu erwerben, daß er Isaac dem Großen als Coadjutor im Patriarchat beigegeben wurde. Der orthodoxe, dabei aber äußerst wahrheitsliebende Moses von Chorene, weiß diesem Fremdling und Ketzer nicht Schlimmes genug nachzusagen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 103. 12 April 1828.

Der religiöse Zwiespalt unter den Armeniern.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Tuin, von den Arabern und den jesuitischen Missionarien Devin oder Thevin genannt, lag nördlich von Ardaschad an dem Flusse Miedsamor in einer gesunden und angenehmen Gegend. Sie ward vom König Kosrú II gegen 350 gegründet, und nicht allein Hauptstadt des Reiches, sondern auch seit 452 Sitz des Patriarchats. Die verschiedenen Synoden, die seit 432 hier und an andern Orten gehalten wurden, sind von der größten Wichtigkeit zur Kenntniß der innern Verhältnisse Armeniens und des religiösen Systems der Magier; die Könige Persiens mutheten mehrmalen den unterjochten Armeniern zu, vom Christenthume abzufallen und sich zur Lichtlehre Zoroasters zu bekennen. Standhaft bewahrten sie aber auf den zusammengerufenen Synoden, — im Einzelnen traten viele zum Parsismus über — den Glauben ihrer Väter gegen die Anmuthungen der Magier und gegen die ihnen neudünkenden Beschlüsse der ökumenischen Synode von Chalcedon. Unter dem Patriarchen Katholikos Babgen verwarfen sie einstimmig auf einer, in der Geschichte der armenischen Kirche Epoche machenden Synode zu Edschmiadsin bei Warschabad, im Jahre 491, die Beschlüsse und Satzungen, die Verordnungen und das Glaubensbekenntniß der vierten ökumenischen Synode und faßten ihre Willensmeinung in folgender, die Trennung von der abendländischen Kirche mit bestimmten Worten aussprechenden Schlußsatzung:

„Wir Haiks und Romaier, wir Georgianer und Albanier sind einmüthigen Sinnes, aufrecht zu erhalten den wahrhaften Glauben zum Guten hieselbst, den wahrhaften Glauben, welchen uns gelehrt haben die heiligen Väter auf der dritten Versammlung; nicht nehmen wir an Worte der Lästerung, sondern wir verfluchen einstimmig die Anhänger derselben."

Die Armenier waren demnach die ersten unter den morgenländischen Christen, die sich von der allgemeinen Kirche getrennt haben. Alle andern Gegner der Synode von Chalcedon, alle zerstreuten monophysitischen Gemeinden vereinigte der Syrer Jacob Baradai, Zanzalus und Fasselita genannt, setzte ihnen Priester und Diakone und weihete, auf seinen verschiedenen Reisen im Morgenlande, allenthalben monophysitische Bischöfe, wo dergleichen früher gewesen waren. Jacob wird ein Schüler genannt des von der katholischen Partei so gehaßten Patriarchen von Antiochien Severus und soll 37 Jahre zu Edessa Bischof gewesen seyn (†578). Sicherlich wirkte Jacob Baradai, den die Seinigen als einen Heiligen verehren, und sich selbst nach ihm Jacobiten nennen, auch in Armenien auf die Aufrechthaltung und Befestigung des Schisma; doch hatte diese Trennung, wie wir oben aus der armenischen Geschichte des Michael Tschamtschean gesehen haben, in Armenien bei weitem früher Fuß gefaßt, als Galanus, Pagi und alle andere abendländischen Schriftsteller wissen wollten oder konnten. Nicht erst auf einer Synode zu Tuin unter dem Patriarchen Zacharias, im Jahre 536, ward die Synode von Chalcedon mit dem Anathema belegt, und in Christo nur Eine Natur erkannt, nicht erst hier ward der Zusatz des Gärbers Peter: der du für uns gekreuzigt, in das dreimalheilig aufgenommen, und den Armeniern verboten, nach Jerusalem zu reisen, sondern, wie wir oben gesehen haben, bereits im Jahre 491. Wenn in diesem Jahre eine Synode statt gefunden hat, (in unsern armenischen Quellen haben wir keine Spuren davon auffinden können), so betraf sie sicherlich bloß die Vereinigung mit den syrischen Jacobiten, wovon Barhebräus einigemal in seiner syrischen Chronik spricht. Eine Synode im Jahre 527 unter dem Patriarchen Nierses beschäftigte sich bloß mit der Abstellung mehrerer Mißbräuche, die sich in die armenische Kirche eingeschlichen hatten; von einer folgenden im Jahre 551 beginnt die besondere armenische Aera, und auf einer andern, gehalten zu Tuin, im Jahre 596, unter dem Patriarchen Katholikos Abraham, wurden alle Beschlüsse der Versammlung von Edschmiadsin (491) bestätigt und nochmals alle Anhänger der Synode von Chalcedon mit dem Banne belegt; unter diesen waren auch die bis jetzo mit den Armeniern immer vereinigten Georgier begriffen (armenisch Wirk, Genit. Wraz genannt), die sich unter ihrem Patriarchen Kyrion mit der griechischen, oder was damals noch dasselbe war, mit der katholischen Kirche vereinigt hatten. Den feurigen Patriarchen der Monophysiten trieb ein höchst verdammlicher Sekteneifer; er verbot alle Gemeinschaft mit den benachbarten Georgiern, untersagte das gegenseitige Heirathen und allen Verkehr, so daß seit der Zeit dieses Conciliums zwischen beiden sonst befreundeten Nationen ein Haß und Widerwillen Wurzel faßte, der sich bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat.

Vergebens suchten seit dieser Zeit die griechischen Kaiser, wenn sie überwiegenden politischen Einfluß in Armenien hatten, vergebens suchten die, abendländischer Hülfe

bedürftigen armenischen Könige im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Nation mit der griechischen oder abendländischen Kirche auszusöhnen, — die Vereinigungssynoden, wenn sie deren zu Stande brachten, dauerten gewöhnlich nur auf die Zeit ihrer politischen Uebermacht, und waren im Ganzen auf die Masse der Nation nur von geringer Wirkung. Noch in demselben Jahre, in welchem der feurige Abraham alle Anhänger der Synode von Chalcedon mit Bann und Verderben belegte, berief Kaiser Mauritius eine kirchliche Versammlung der Armenier, Georgier und Griechen nach Constantinopel, ohne irgend eine Vereinigung zu Stande bringen zu können. Glücklicher war dem Anscheine nach sein zweiter Nachfolger Heraklius. Nach seinen Siegen über die Perser ließ der staatskluge Mann eine Synode zu Karin, griechisch Theodosiopolis genannt *), zusammentreten (629) und bewirkte, was von mehreren berichtet wird, die Annahme der Beschlüsse von Chalcedon und die Abschaffung der oben berührten Neuerungen, vorzüglich in der Liturgie und in der Bestimmung der Kirchenfeste. Mag es sich mit dem Concilium des Kaisers Heraklius verhalten wie es wolle — die Nachrichten hierüber sind so widersprechend, daß Tschamtschean, an einer Vereinigung derselben verzweifelnd, sie nach der Reihe aufzählt (II, 535) — soviel erhellt aus den Folgen, daß nemlich diese, wie es scheint gewaltsame, Handlung von sehr geringer Wirkung auf die Nation geblieben ist, und daß mit der politischen Uebermacht der byzantinischen Kaiser auch die Beschlüsse der Synode von Karin fielen. Noch waren keine zwanzig Jahre verflossen, als auf einer neuen Synode zu Tuin unter dem Patriarchen Katholikos, Nierses Tschinoch (im Jahre 648) die Beschlüsse von Karin einstimmig verworfen wurden. Wir haben den Glauben unseres heiligen Gregorius, schrieen die versammelten Väter, wir haben die drei ökumenischen Synoden, wir brauchen keine Neuerungen; der Kaiser Constantius (der Sohn und Nachfolger des Heraklius) möge uns bei unserem angestammten Glauben lassen, so wie dies die persischen Könige Kawad und Kosru gethan haben. Das äußerst nachdrückliche Schreiben, welches die versammelte armenische Geistlichkeit bei dieser Gelegenheit an den griechischen Hof erließ, hat uns der fleißige Tschamtschean (II, 351) mitgetheilt; nach drei Jahren wurden auf der Synode zu Manazgierd, einer sehr alten Stadt Armeniens, unter dem Patriarchen-Katholikos, Johannes Diehapghi die gegen die Griechen gefaßten Beschlüsse bestätigt und nochmals bekräftigt. Obgleich die armenische Kirche bereits in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts (726) sich förmlich mit den syrischen Jacobiten vereinigt hatte, so siegte doch in der Folgezeit noch einigemal der Einfluß der griechischen Kaiser. Mochte der Patriarch Zacharias seine Kirche vertheidigen, wie er wollte, mochte er mehrmalen erklären: „Wir sind keine Anhänger des Jacobus Zanzalus, wir sind keine Anhänger des alexandrinischen Julianus noch des Gärbers Petrus oder des verdammten Eutyches, sondern Nachfolger der heil'gen Lehren unseres Gregorius;" — dies Alles half nichts, man wollte aus politischen Rücksichten eine Vereinigung, und wußte sie auch jetzt wiederum, wie auf der Synode zu Tschgragawan im Jahre 862, auf kurze Zeit zu Stande zu bringen.

*) Nach St. Martin's Muthmaßung, Mem. sur l'Arménie I. 66 soll Karin bloß der armenische Name für Arzrun seyn, was ganz richtig ist, indem es in der Geographie Armeniens (Venedig 1806. S. 65) ausdrücklich heißt: I. Hnuinu Kavorn godscher Karin.

Füglich können wir jetzt, da wir keine Geschichte der armenischen Kirche schreiben, sondern nur einen genauen quellengemäßen Bericht über deren Eigenthümlichkeiten geben wollten, mehrere Synoden übergehen, worin man sich theils mit innern kirchlichen Angelegenheiten, theils mit Beilegung der zwischen den schismatischen und unirten Armeniern entstandenen Streitigkeiten beschäftigte. Ebenso übergehen wir die 1037 nochmals beschlossene Vereinigung mit den syrischen Jacobiten, und wenden uns zu der großen Synode zu Hromgla (d. h. in der römischen Festung) im Jahre 1179. Von dieser äußerst zahlreichen Synode hätte man mit Recht dauernde Früchte für eine gänzliche Vereinigung hoffen können, da sich ihrer Nierses von Lampron, (der Name einer berühmten Festung nördlich von Tarsen), der Cicero Armeniens, mit außerordentlichem Eifer und Nachdruck angenommen hatte. Er hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, die als ein Meisterstück der armenischen Beredsamkeit gepriesen wird. Obgleich man in den erstern Sitzungen die Zustimmung zu den Beschlüssen von Chalcedon gegeben hatte, so wie zu andern, eine Aussöhnung mit der griechischen Kirche herbeiführenden Maaßregeln, erhob sich doch, sobald der Tod des Kaisers Manuel bekannt ward, große Zwiespalt in der Versammlung; viele Bischöfe, an deren Spitze der gelehrte Mönch Gregorius sich stellte, traten ab von den früher gefaßten Beschlüssen; ein großer Theil des Volkes hielt es mit ihnen, mehrere aber auch mit dem Patriarchen Gregorius, der mit Leib und Seele strebte, eine gänzliche Vereinigung zu Stande zu bringen.

(Schluß folgt.)

Der Türkenkrieg.

(Fortsetzung)

Wie kommt es nun, könnte man fragen, daß bei der anerkannten Ueberlegenheit *) der russischen Waffen die Re-

*) Ob sich diese Ueberlegenheit selbst auf die Kosaken, den Spahi gegenüber, erstreckt, dürfte noch zweifelhaft seyn. In der Art der Bewaffnung haben sie zwar sehr große Aehnlichkeit mit einander, in den wüsten steppenähnlichen Gegenden haben die erstern wegen ihrer scharfen Sinne, womit sie zum Theil die Stelle der Karten ersetzen, vor den letztern vielleicht einen Vorzug; allein, was persönliche Tapferkeit, Schönheit und Geschwindigkeit der Pferde betrifft, so dürfen sich die Kosaken mit den Spahi keineswegs messen, und gewiß ist, daß sie sich vor keiner Reiterei so sehr fürchten, als vor dieser türkischen. Die Spahi, sagt Marsigli, führen acht bis zehen Schuh lange Lanzen, das

sultate der letzten Feldzüge nicht bedeutender waren? Es sind aber bei diesem mehr als bei irgend einem andern Krieg Schwierigkeiten des Klimas und des Terrains zu überwinden, die oft ganz außer dem Calcul des Feldherrn liegen. Brennende Dürre am Tag, kühle Nächte, Mangel an frischem Wasser, schnelle Temperaturveränderungen erzeugen an der untern Donau Ruhren, Wechsel- und Faulfieber, Krankheiten, die durch unmäßigen Genuß des Obsts, besonders der Melonen, durch leichte Bekleidung, lange Standlager, forcirte Märsche, unzweckmäßige Waffenübungen gefördert, hingegen durch saure Speisen, geistige Getränke, gute Bekleidung und angemessene Thätigkeit gehemmt werden.

Für zweckmäßige Nahrung *) des Soldaten läßt sich sorgen: das Schädliche kann man verbieten, das Zuträgliche vorschreiben und geben. So wie an Ordnung, kann man auch an Mäßigkeit gewöhnen; dem Mangel muß man vorzubeugen wissen. Nicht so leicht geht es mit der Bekleidung. Wenn der Mann in einer glühenden Atmosphäre, unter der Last seiner Waffen und seines Gepäcks frei athmen, frei gehen soll, so soll er Abends plötzlich gegen Nässe und Kühle des Bodens, gegen schädliche Luft verwahrt seyn. Alles, dessen er sich entledigt, um durch die Sandwellen bei Allibunar ungehindert zu schreiten, bedarf er augenblicklich bei dem letzten Strahle der untergehenden Sonne. Der Bewohner an der Theiß ist im Sommer, während der Feldarbeit, blos in Leinen gehüllt; am Abend deckt ihn der Pelz.

Im Allgemeinen haben die russischen Heere nie **) in dem Maße wie die österreichischen durch die klimatischen Einflüsse gelitten. Großentheils ohne Zweifel erklärt sich diese Erscheinung aus der angemessenern Bekleidung des russischen Soldaten, der bei weniger Paradeprunk, mit Zelten und Mänteln tüchtig versehen ist. Freilich werden die Schutzmittel für die Gesundheit, die Nachfuhr der Vorräthe in unfruchtbaren Strecken und die vermehrte Geschützzahl, deren man zur Bezwingung vieler Befestigungen bedarf, ein unendliches Fuhrwerk erfordern; zum Glück aber kann man auf diesem Schauplatze Zug- und Lastthiere eines unzähligen Trosses ohne Verlegenheit ernähren. Es grenzt an das Unglaubliche und doch ist es wahr, daß Münichs Armee 1736 in der Krym neunzigtausend Wagen in ihrem Gefolge zählte, worauf sie nicht nur Mehl und Brod, sondern alles, was die Natur den Steppen versagt, namentlich Wasser und Holz mit sich führte. Der Wasserfässer bedienten sich nachher die Russen statt der Bruckschiffe.

Werfen wir nun, um uns das Bild des Türkenkriegs zu vervollständigen, einen Blick *) auf die Lage der Donaulandschaften und der sonst hier in Frage stehenden Provinzen des türkischen Reichs. Wenn der Reisende von Hermannstadt durch den Rothenthurmpaß, das enge Waldthal hinab an dem Städtchen und Kloster Argisch vorbei, nach Pitesti gekommen ist und das mit Reben bebaute Vorgebirg erstiegen hat, so liegt die steppenartige Ebene der Wallachei vor ihm. Viele Flüsse und Bäche strömen aus dem Hochgebirg der Donau zu: bei trockener Zeit größten Theils durchwatbar, bei jedem Regengusse aber aus den Ufern tretend. Die Gemeinschaft, durch schlechte Brücken und Furten unterhalten, ist daher Zufällen unterworfen, und die Wege auf fettem Boden sind in der Nässe grundlos.

Die ganze Ebene, mit kurzem Eichengestrüpp bewachsen, ist der Auswuchs jener Wälder, die man der Viehzucht wegen verbrannte. Diese ist in der Wallachei, sowie in der Moldau und in Bessarabien, der Hauptnahrungszweig der Bewohner. In den beiden letztern Provinzen aber, denen Galizien und die Bukowina ihre Gewässer, den Sereth, Pruth und Dniester, zusenden, erscheint der mit tiefen, von Norden nach Süden parallel laufenden Thälern durchschnittene Boden als eine große Waide ohne Strauchwerk. Hier leben die Bewohner herumschweifend in tragbaren Hütten, so wie die Wallachen in Hütten unter der Erde, die sie jedoch, als halbe Nomaden, auch öfter wechseln.

Die Moldau, weil sie europäischer Kultur am nächsten liegt, weist noch die meisten festen Wohnsitze auf; sonst gelten auf Karten von der Wallachei nur diejenigen Orte wirklich, die eine Kirche oder ein Kloster zum Kerne besitzen. Der Ackerbau beschränkt sich auf die Pflanzung des türkischen Waizen. Der üppige Graswuchs

heißt dreischneidige, einen Schuh lange und einen Zoll dicke Spitzen an Stangen, die nur einen Zoll dick und also leicht zu durchhauen sind, einen krummen Säbel, und ein, auch zwei Paar Pistolen. Einige haben sehr lange und breite Schwerter und Karabiner, andere Wurfspieße, Wurfpfeile, Streitäxte, Keulen u. dgl.; bei den Asiaten sieht man noch häufig Bogen und Pfeile. Besitzen aber die Spahi vielleicht nicht ganz die Wachsamkeit der Kosaken, so haben dafür die Türken ganze Heerden von Wachthunden, die ihnen treffliche Dienste leisten.

*) Eine Hauptursache von Krankheiten bei russischen Heeren ist das Fasten, welches der Soldat nach griechischem Brauch beinahe drei Viertheile des Jahres zu beobachten hat. Oesterreichische Feldärzte bestätigen dieß. Nach vielfachen Erfahrungen scheinen ihnen wenige Nahrungsmittel so schädlich als Fische aus den Sumpfgewässern des Banats, und heute noch greifen an der österreichischen Militärgrenze während der griechischen Fastenzeit die Krankheiten mehr als sonst um sich.

**) Uebrigens starben von dem 54,000 Mann starken Heere Münichs 1736, zwar nicht durch klimatische Einflüsse allein, sondern auch als Folge des Mangels und unnützer Anstrengungen, 30,000 Mann. Dagegen bei dem österreichischen Heere im Banate, welches im August 1788 bei 36,000 Streiter zählte, erkrankten vom 4 bis 12 d. M. 2661. Verminderung der Tageshitze wirkte im Spätjahr vortheilhaft auf die Gesundheit. Weniger litten die Oesterreicher in Kroatien, Siebenbürgen und der Moldau.

*) Die Mehrzahl der Karten ist unbrauchbar. Eine Ausnahme machen:

Der europäische Theil des türkischen Reichs von C. G. Reichard. Nürnb. 1823.

Carte générale de la Turquie d'Europe par Guillaume de Vaudoncourt 1818.

Carte générale de la Turquie d'Europe en XV feuilles dressée sur les matériaux rassemblés par M le Lieutenant-Général Comte Guilleminot etc. Par. 1822.

bringt dagegen Ueberfluß an Heu hervor, welches man in großen Haufen auf den Feldern findet.

Die Donau *), welche die beiden Fürstenthümer von Bulgarien scheidet, macht es durch Strömung und viele Inseln nicht nur äußerst schwierig, Schiffbrücken bleibend zu errichten, sondern ein noch wichtigeres Hinderniß sind die Festungen **), welche den Türken die Behauptung des Stroms erleichtern.

Am bulgarischen Ufer wechselt ödes Land mit dem üppigsten Weinbau, dessen Ertrag unverwüstbar ist. Aber minder begünstigt ist das bulgarische Hochland, das im Sommer Mangel an Trinkwasser leidet; oft ist da der Boden wie abgesengt, nicht ein Grashalm sproßt hervor, und in den Thälern trocknen selbst namhafte Bäche aus. Die Kälte im Winter hält zwar nicht an, übertrifft aber doch oft augenblicklich jene der nördlichen Klimate. Die Dörfer sind dann wüste ***) Stellen und auf keine Weise zu Marsch- und Kantonirungsquartieren geeignet; die Thäler verschneit oder überschwemmt und alle Wege unbrauchbar.

„Zwei große Gebirge, sagt Mannert †), durchziehen mit mehreren Aesten das innere Land von Thrazien. Die Hauptkette derselben erstreckt sich aus dem südlichen Krain gegen Südosten, trennt Dalmatien von den Gegenden des innern Landes, zieht sich dann in die nordöstlicheren Gegenden, und heißt längs der Gränze zwischen dem westlichen Thrazien und Illyrien das sardische Gebirg. Die größte Höhe und Ausbreitung erreicht es weiter östlich (südlich dem heutigen Sophia) und heißt der Berg Skomius. Er ist hoch. Der Reisende sieht seine mit immerwährendem Schnee bedeckten erhabensten Spitzen zwischen Sophia und Philippopolis sich zur Seite, unter dem Namen Mitoscha-Berg und Rulla-Gebirg. Etwas weiter östlich fängt er an sich in zwei Hauptäste, in den Hämus und die Rhodope, zu spalten. Der Hämus ist die nordöstliche Fortsetzung des (Orbelus) Skomius; wahres Alpengebirg, hoch und felsig.“

(Schluß folgt.)

*) Silistria und Turtukey, wo der Strom nur tausend Schritte breit ist, wären allenfalls Punkte zu stehenden Brücken; aber der Umstand, daß das rechte Ufer das linke überragt, würde die Vertheidigung einer solchen Brücke äußerst mißlich machen. Es handelt sich also mehr um die Kenntniß brauchbarer Uebergangspunkte. Von Neuorsova herab, wo die Donau das österreichische Gebiet verläßt, kennt man die folgenden mit Verläßigkeit: 1) bei Braova oberhalb der Mündung des Timok; 2) eine Stunde ober- und unterhalb Widdin; 3) die Furt bei Arcer-Palanka; 4) gleich unterhalb des Jibra-Palanka; 5) ober der Mündung des Schylflusses; 6) bei Islas ober der Aluta-Mündung; 7) bei Flamunda unterhalb Nikopel; 8) unterhalb Giurgevo; 9) zwischen Tataritza und Silistria; 10) zwei deutsche Meilen unter Hirsova; 11) bei Brailow; 12) unterhalb Galacz; 13) bei Isakeft (welches Hadschi-Chalfa als einen vorzüglichen Punkt für diesen Zweck bezeichnet. Man sehe Rumili und Bosna, geographisch beschrieben von Mustapha-ben-Abdallah-Hadschi-Chalfa. Aus dem Türkischen von Joseph von Hammer. Wien 1812), Ismael und Kilia.

**) Zahlreiche Palanken abgerechnet, sind von Wichtigkeit: 1) die Inselfeste Neuorsova, mit dem Schlosse Elisabeth auf dem rechten Donauufer; 2) das Schloß Florentin; 3) die Festung Widdin mit zehn Bollwerken gegen die Landseite; 4) die casemattirte Redoute Tournul auf dem linken in Verbindung mit dem Schlosse zu Nikopel auf dem rechten Ufer; 5) das Schloß Szistov; 6) Giurgevo am linken, in Verbindung mit Rustschuk am rechten Ufer; 7) das Schloß Silistria; 8) das zu Hirsova; 9) das zu Brailow.

***) Ein Winterfeldzug ist beinahe unmöglich und ein Donauübergang erst rathsam, wenn die Hochgewässer abgelaufen sind. Dieß geschieht aber selten vor der Mitte des Junius. Die Russen giengen 1773 am 24 Juni, 1774 am 17 Juni, 1810 Ende des Mai, 1811 am 1 Juli über die Donau.

†) Geographie der Griechen und Römer. Th. 7. Landsh. 1812.

Chinesische Sitten und Gebräuche.

Die chinesischen Zimmerleute haben die Gewohnheit, wenn der oberste Balken auf dem Dache eines Gebäudes befestigt ist, Feuerwerke zu Ehren des Geistes aufsteigen zu lassen, der über den Grund, worauf das Haus erbaut ist, herrscht; sie wünschen dann dem Eigenthümer Glück, so weit mit dem Gebäude vorgerückt zu seyn. Es ist ein allgemein herrschender Glaube, daß die Bauleute, indem sie das Bild irgend eines bösen Geistes in den Mauern verbergen, dem Glücke und Wohlseyn der Bewohner wesentlich schaden können, und hieraus entspringt die Gewohnheit, den Schutzpatron der Maurer zu verehren, um das Glück der Hausbewohner zu sichern.

Die Chinesen feiern das neue Jahr mit abergläubischer Genauigkeit. Alle Arbeit, sogar in den niedrigsten Klassen des Volks, hört sowohl den Tag vor, als den Tag nach dem Neujahr auf, und bei den höhern Ständen dauert die Feier vierzehn Tage. Am Neujahrstage werden die alten papiernen Talismane weggenommen, und neue von ausgeschnitztem Papier auf die Wände des Hauses geklebt. Die Krämer schreiben das Wort „Gut Glück“ auf ihre Schränke, und die Handwerksleute hängen das Wort sich auf die Brust, wenn sie eine neue Arbeit beginnen, oder an das Werk selbst, an welchem sie arbeiten, und hoffen so, daß das neue Jahr glücklich für sie seyn werde. —

Man erzählt ein Mährchen von einer Braut, die auf dem Wege von ihres Vaters Hause zu dem ihres Bräutigams von einem Tieger zerrissen wurde. Um ein solches Unglück abzuwenden, hängen die Eltern des Bräutigams gewöhnlich ein Stück Fleisch an der Thüre auf, als eine Lockspeise für das grausame Thier.

Ein Spiegel, den man an einem Orte aufhängt, dient alle böse Geister zu verscheuchen, da keiner seinen eigenen Anblick ertragen kann.

Man gibt den Verstorbenen Münzen in den Mund, damit sie auf den Fall, daß sie in die Welt unter ihrer eigenen Gestalt zurückkehren, Mittel haben, sich Nahrung zu verschaffen. Bei der Beerdigung legt man auch ein wenig Korn, Reis, Salz und etwas eingemachte Sachen in den Sarg. Bei Einladungen zu Begräbnissen, bedient man sich blauer Dinte; man klebt auch blaues Papier an die Thüre, um die Nachbaren von einem Todesfalle zu unterrichten, damit sie sich nicht verunreinigen, indem sie die Wohnung eines Todten betreten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 104. 13 April 1828.

Das Land Walo

aus Rogers Memoiren über Senegambien. *)

Das Land Walo liegt auf dem linken Ufer des Senegal, nahe an dessen Mündung. Bis jetzt nur wenig bekannt, nimmt es nun eine größere Aufmerksamkeit in Anspruch, seitdem die Franzosen daselbst freie Colonial-Niederlassungen gründeten, deren unberechenbare Ausdehnung und Folgen einen so großen Einfluß auf diesen Theil Afrika's ausüben können.

Die Bevölkerung, aus Ghiolof-Negern bestehend, ist wenig zahlreich. Sie ward vernichtet oder zerstreut durch lange innere Kriege, hauptsächlich aber durch die frühern Einfälle der Mauren, welche durch eine falsche Politik der Engländer, damals der Herren des Senegal, begünstigt wurden.

Die topographischen Details über diese Gegend finden ihre Stelle anderswo. Hier sollen blos einige Bemerkungen gegeben werden über die Regierung und den politischen Zustand des Landes, so wie über die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner.

Walo wird durch einen König regiert, der den Titel Brak führt. Der Pater Labat hatte behauptet, dieser Ausdruck bedeute: König der Könige, und alle Schriftsteller haben diesen Irrthum mit hundert andern stets von neuem wiederholt. Die Walos wissen nichts von einem solchen pomphaften Titel, den man in Europa ihrem Herrn beilegt.

Ihnen zufolge war Brak der Name des ersten ihrer Könige, und sein Nachfolger machte sich eine Ehre daraus, gleichfalls diesen Namen zu tragen, wie die römischen Kaiser sich Cäsar und Augustus nennen ließen.

Man hat eben so oft die Behauptung wiederholt, die Krone gehe, statt auf die Kinder des Königs, stets auf die Kinder seiner Schwester über, was ein treffliches Mittel sey, sich zu vergewissern, daß man Prinzen von demselben Blut habe; allein nichts spricht dafür, daß die Walos ihre Vorsicht und ihre Liebe für die Reinheit des Geschlechts so weit treiben. Mit einer Umsicht, welche die Aufmerksamkeit unserer Publicisten verdient, suchten sie blos sich vor den Uebeln zu schützen, die gewöhnlich im Gefolge einer Minderjährigkeit oder einer Regentschaft entstehen, zu welchem Ende sie folgende Ordnung feststellten. Beim Tode eines Königs folgen ihm seine Brüder nach der Reihenfolge der Geburt. Ist diese Reihe ausgestorben, so kehrt das Recht der Krone auf den ältesten Sohn des ersten Bruders zurück, sodann auf den Erstgebornen des zweiten, u. s. f. Auf diese Weise ist man wenigstens stets sicher, daß der Thronfolger die Jahre der Kindheit überschritten hat. Blos Prinzen, von Frauen aus dem königlichen Geblüt geboren, haben ein Recht auf den Thron; die Kinder von andern Frauen und von Concubinen sind davon ausgeschlossen. In der letzten Zeit machten sich zwei Familien die Krone streitig, bis sie, nach langen innern Kämpfen, übereinkamen, daß die Männer der einen Familie stets die Frauen der andern, und so umgekehrt, heirathen sollten; daß ferner die Ehmänner der Schwestern abwechselnd mit den Brüdern succediren, und endlich blos die aus diesen Allianzen gebornen Kinder ein Recht auf die Krone haben sollten. Die Frauen können nicht persönlich regieren, üben aber als Gattinnen, und noch mehr als Königinnen-Mütter sehr häufig einen großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus. Auch ist die Erbfolge keineswegs so streng, daß man sich nicht in bestimmten Fällen Abweichungen davon erlaubte. Die Ersten des Volks haben die Pflicht, darüber zu erkennen, ob der legitime Thronfolger im Stande ist, die Zügel des Staats zu ergreifen. Ist er blind, kränklich, zu jung, kann er kein Pferd besteigen, kein Gewehr abdrücken, so geht sein Recht auf einen andern über. Daher schreibt es sich, daß der Prätendent genöthigt ist, seinen Wählern Geschenke zu machen, wofür er sich übrigens, wenn er einmal gewählt ist, bei Anstellung einer großen Anzahl von Würdeträgern trefflich zu entschädigen weiß.

Die Krönung des Braks gibt zu vielen Ceremonien Anlaß, welche auf den ersten Anblick lächerlich scheinen, aber alle einen allegorischen Sinn und meist einen guten Grund haben. Der König muß dabei gleichsam die verschiedenen Stände der Gesellschaft durchlaufen, um sich die Lehre einzuprägen, daß er alle kennen und alle beschützen müsse.

Ungeachtet z. B. die Fischer in diesem Lande eine ver-

*) Diese Notiz, deren Druck die geographische Gesellschaft in Paris angeordnet hat, macht einen Theil des in kurzem erscheinenden Werkes aus: Mémoires descriptifs, philosophiques et politiques sur la Sénégambie; par M. le Baron Roger, ex-gouverneur de la colonie française du Sénégal.

achtete Kaste bilden, so muß doch der Brak mit ihnen ins Wasser gehen, mitten in einen hiezu bezeichneten kleinen Fluß, und darf diesen nicht ohne einen Fisch in der Hand verlassen, den er eigentlich mit der Hand fangen soll, den man ihm aber meist heimlich zusteckt. Diese und ähnliche Feierlichkeiten geschehen in Gegenwart einer großen Menge Volks.

Die Walos haben vor ihrem Brak eine fast abergläubische Ehrfurcht, die um so bemerkenswerther ist, als dieser Souverän nicht viel besser wohnt als seine Unterthanen, ebenso einfach gekleidet ist, und nicht wie in Europa durch Prunk und Pracht von denen getrennt ist, denen er gebietet. Jeder darf sich ihm frei nahen, wobei aber der Nahende seine Sandalen ablegt, ein Knie zur Erde beugt, die Hand an das Haupt legt, und mit diesem sich tief verneigt. Das Vertrauen, welches das Volk in die königliche Familie setzt, geht so weit, daß es ihr übernatürliche Heilkraft zutraut. Ich sah, wie Mütter ihre kranken Kinder vor die Königin brachten: diese berührte dieselben feierlich mit der Fußspitze an den Lenden, der Magengegend, am Haupt und an den Füßen, worauf die armen Negerinnen freudig nach Hause eilten, und ihre Kinder gerettet glaubten. Man lächle nicht hierüber; müssen wir doch auch bei uns Aehnliches erfahren.

Im Widerspruch mit der Sitte unsrer großen offenen Hoftafeln, speist der Brak mit seiner Familie nie öffentlich, sondern stets im Verborgenen, als ob es für den König eine Schande wäre zu zeigen, daß auch er die materiellen Bedürfnisse des bloß thierischen Lebens habe.

Das Gefolge des Brak besteht gewöhnlich aus etwa fünfzig Negern, einer Art adeliger Krieger. Diese leben auf Kosten des Volks, und betrachten jede Arbeit als ihrer unwürdig. Unternimmt der Brak eine Reise, so müssen die Dörfer, durch die er kommt, für ihn und sein Gefolge die nöthigen Lebensmittel liefern. Während man den armen Einwohnern das Ihrige nimmt, schlagen die Griots, die Spielleute, die Possenreißer des Landes, nur um so lustiger auf ihre lärmenden Trommeln los, und besingen den Ruhm ihres Herrn. „Seht hier, die gute Familie! keine edlere auf der Welt! Seht die Nachkommen eurer Könige! Kommt! freuet euch!“ Unterdessen werden von allen Seiten die Hühner, die Schafe, die Ziegen zusammengetrieben, und alle Lebensmittel der gehorsamen Kinder des Landes aufgepackt. — Die Fürsten Europas reisten im Mittelalter nicht anders, bis man durch Erfindung der Steuern ein Mittel fand, sich was man wollte, auf leichterm Wege zu verschaffen.

Die Regierungsverfassung von Walo bietet noch mehrere andere Aehnlichkeiten mit der frühern französischen dar. Eine der ersten Staatswürden ist die des Bukanek, eine Art Haus-Mayer und erster Minister, kurz ungefähr das, was einst ein Major Domus. Diese hohe Stelle ist blos Einer Familie vorbehalten.

(Schluß folgt.)

Der Türkenkrieg.

(Schluß.)

Der Hämus — die Türken nennen ihn den großen Balkan (Berg) — erhebt sich an den Ursprüngen des Ister, der Maritza, des Karassu und des Strymon. Am Orbelus hat das Gebirg seine höchste Höhe erreicht und fällt fort und fort bis zum Cap Emineh am schwarzen Meer. Der Orbelus sendet Zweige zwischen die Drina und Morava zur Donau, zwischen das adriatische und ägeische Meer zur Südspitze von Morea hinab. Der Hämus verzweigt sich zwischen der Morava und dem schwarzen Meer gegen die Donau, und zwischen diesem Meer und dem Strymon an den Archipel und das Meer von Marmora.

Nach dieser Darstellung des Höhenzugs, über den man nach Rumili gelangt, betrachten wir die Wege dahin. Es sind deren hauptsächlich drei.

1) Die Straße über Nizza, *) Sophia, Philippopel. Der Weg von Nizza bis Dragoman, vor Sophia, ist von so schlechter Beschaffenheit, daß er selbst nach geschehener Verbesserung für Geschütze kaum fahrbar wird. Drei Pässe finden sich auf dieser Strecke, bei welchen der Zug eines Heeres ohne Mühe angehalten werden kann.

Von Dragoman nach Sophia fährt man leicht, und erblickt hier zur Rechten den hohen Witoscha. Zwei warme Bäder liegen an seinem Fuß; seinen Scheitel deckt zwischen Felsenbrocken ewiger Schnee. Der Weg bis Ichteman, streckenweise über felsigen Boden, ist gefährlich. Gewitter und Stürme sind in dieser Gegend zu Haus und von entsetzlicher Art.

Von Ichteman zieht der Weg über zahlreiche Gewässer immer aufwärts vor das Trajanische Thor (Demir-

*) Nach dem Sieg der Oesterreicher bei Nizza am 24 Sept. 1689 unternahm Generallieutenant Piccolomini im Oct. einen merkwürdigen Zug gegen Uskup (Skopia), also über das skardische Gebirg in der Nähe des Orbelus. Er zog über Prokopia (Orkup) durch rauhe Gegenden nach Pristina, wo er am 21 Oct. eintraf. Nach wenigen Tagen gelangte er durch den beschwerlichen Paß an dem Schloß Haisanik vorüber nach Uskup. Viel zu schwach, um die ausgebreitete Stadt, deren Ausdehnung man mit Prag verglich, zu behaupten, ließ der österreichische General dieselbe einäschern. Was die Zeit an prächtigen Denkmälern der einstigen Justiniana prima bis jetzt noch bewahrte, ging in Flammen auf; zwei Tage lang verhüllte der Rauch die Sonne. „Ich unternahm, sagt Fürst Piccolomini in seinem Bericht an den Kaiser, das schreckliche acht Stunden lange, steile Felsendefilée bei Haisanik zu passiren; ich zweifle, daß die Alpen rauher und beschwerlicher waren, als Hannibal nach Italien vordrang.“ „Und Gott sey Dank,“ sagt der Verfasser des Tagebuchs über diesen Streifzug, „am 25 kam der General aus dem Gebirge heraus.“

Im Anfang des Jahrs 1690 wurde auch die Umgegend von Sophia durchstreift. Am 25 März gieng aus der Gegend von Pirot der Hauptmann Sebengossa mit zweihundert Raitzen nach Philippopel und nahm am 29 den Kadi dieser Stadt mit vielen andern vornehmen Einwohnern gefangen.

Capi, das eiserne). Er theilt sich am Fuß des Bergs. In Felsen gehauen führt links eine Bahn zum Thor und ist in ihrer Fortsetzung nur Saumweg; rechts führt eine andere in tiefer Schlucht zwischen Felsen, nur für einen Wagen breit, mit schroffen Wendungen in die Ebene der Maritza hinab, wo man zur Rechten das mit Schnee bedeckte Rillogebirge erblickt.

Obgleich man den Hauptrücken bereits überschritten hat, so sind doch keineswegs alle Hindernisse überwunden: das beschwerlichste und in militärischer Hinsicht wichtigste Hinderniß liegt zwischen Jabrovitz und Kisderven vor Bazardsjik. Ueber zwei Stunden zieht der Weg mühsam zwischen Marmorfelsen am rechten Ufer der Maritza hinab und führt mittelst gefährlicher hölzerner Hangbrücken an steiler Felsenwand vorüber. Bei Saram Beik endlich, drei Stunden vor Bazardsjik, hat man die Ebene erreicht, in welcher der Saumweg vom trajanischen Thor mit dem beschriebenen Weg sich vereinigt. Minder schwierig zwar, aber doch in schlechtem Zustande, führt der weitere Weg bis Adrianopel, durch die sumpfige ungesunde Ebene der Reisfelder bei Philippopel, über unzählige tief eingewaschene Gewässer, durch Gestrüpp, und über ein sehr beschwerliches Terrain bei Hermanli. Die Strecke zwischen Philippopel und Adrianopel ist volkreich und fruchtbar; arm die zwischen Sophia und Bazardsjik.

2) Die Straße aus der Gegend zwischen Nikopel und Rustschuk über Tyrnova nach Adrianopel.

Auch auf dieser Strecke finden sich Spuren der großartigen Werke der Römer. Zwei Stunden vor Tyrnova bis in diese Stadt und zwischen Drenova und Zablova verfolgt man die ehemalige Bahn einer römischen Straße. Für Wagen und leichtes Geschütz ist der Weg von Rustschuk bis Gablova fahrbar; von hier über das Gebirg bis Kasanlik hinab bedarf er einer Herstellung; aber weiter über Sara bis Hebübsche an der Maritza, wo er mit dem von Sophia zusammentrifft, hat er keine besondere Schwierigkeiten mehr. Bleibt auch über seine Beschaffenheit noch mancher Wunsch übrig, so sind dagegen seine Umgebungen überall bewohnt, und der lachende Anblick der Landschaft zeugt von großer Fruchtbarkeit. Bei Nikobi steht man in der Mitte großer, zum Theil wohlgebauter Dörfer in einer fleißig bebauten Gegend. Noch jenseits Tyrnova wächst die Rebe, und bis Gablova hinauf ist jedes Stück des fetten ergiebigen Bodens benützt. Nur drei Stunden bedarf man um die Höhe vollends zu erreichen; nur drei andere, um bei Kasanlik wieder in einem großen, mit Ortschaften besäten, fruchtbaren Thale zu seyn und sofort durch eine gesegnete Landstrecke Adrianopel zu erreichen.

3) Die Straße von Rustschuk nach Konstantinopel. Sie geht über Rasgrad nach Schumla. Hier theilt sie sich in zwei Aeste, von denen der eine über Tschali=Kavak, Karnabad, der andere, näher gegen das schwarze Meer hin, über Pravadis, Aidos nach Umur=Fakih führt, von wo aus man über Kirk=Kilise, Luegas, ohne Adrianopel zu berühren, nach der Hauptstadt gelangt. Reisende, die der Wagen sich bedienen — die dort üblichen Lehnwagen sind mit Büffeln bespannt — und was noch mehr ist, das türkische schwere Geschütz, welches nach den Donaufestungen geht, zieht diese Straße jeder andern vor, ohne Zweifel weil sie die beste ist. Bedenkt man aber, daß selbst in dieser Richtung die sehr beschwerliche Strecke von Karnabad über Fakih gegen Kirk=Kilise zu passiren ist, wo man über steile Höhen und Felsentrümmer hinweg muß, und nach Versicherung eines Augenzeugen, ein leichter Frachtkarren mit acht Büffeln bespannt wird, so kann man sehr leicht die Hindernisse ermessen, die auf den beiden andern, schlechtern Wegen über den Hämus anzutreffen sind.

Allein die Schwierigkeiten eines Zugs gegen Konstantinopel sind, wenn man den Hämus zurückgelegt hat, keineswegs zu Ende. Die Noth, kann man fast sagen, beginnt erst bei Adrianopel. Zwischen hier und Konstantinopel verwandelt sich das Land in wüste Steppen; der Weg führt durch sandigen Boden, über unzählige Höhen, die leicht zu vertheidigen sind, über fünf und siebenzig, im Sommer meist trockene tief eingewaschene Bäche — also kein Wasser; — durch Gegenden, in welchen man keinen Strauch erblickt, — also kein Holz — bis Bujuk-Tschekmedsche (Ponte grande). Hier geht eine fünfhundert Schritt lange, prächtige steinerne Brücke über die Mündung eines durch den Karassu (das schwarze Wasser) gebildeten süßen Sees: in einer Gegend, die noch Jedem, der sie sah, unbezwinglich geschienen hat. Ganz Thrazien hatte Attila im Jahr 450 erobert; die Hauptstadt war allein noch übrig. Da entsank ihm bei Bujuk=Tschekmedsche die Ruthe, und er bot die Rechte zum Vergleich. Ein Jahrhundert später schlug der greise Belisar auf derselben Stelle die eingedrungenen Barbaren in die Flucht.

Und stünde man endlich unter den Mauern von Konstantinopel, so darf man nicht vergessen, daß es eine Stadt ist, die schon von den Zeiten der griechischen Kaiser her alle Anstalten für den Fall einer Belagerung, namentlich Zisternen, im großartigsten Maßstabe besitzt.

„Keine Stadt der Welt, sagt Joseph v. Hammer *), hat so vielfache und so berühmte Belagerungen erlitten; zweimal durch alte Griechen (Alcibiades und Philipp), dreimal durch römische Kaiser (Severus, Maximius, Constantinus), einmal durch die Lateiner (Graf Balduin und der Doge Dandolo 1204), die Perser, die Avaren, die Slaven und die Griechen selber (Michael der Paläologe), zweimal durch die Bulgaren und durch die Rebellen, siebenmal durch die Araber und dreimal durch die Osmanen belagert, sah Konstantinopel, wie keine Stadt der Welt, altgriechische Feldherrn und altrömische Imperatoren, neurömische Cäsaren und neugriechische Autokratoren, persische Chosroes und arabische Chalifen, bulgarische Kraln und slavische Despoten, venetianische Dogen und französische Grafen, avarische Chakane und osmanische Sultane vor ihren Mauern liegen, und vier und zwanzigmal belagert, wurden sie nur sechsmal, durch Alcibiades, Severus, Constantin, Dandolo, Michael den Paläologen und Mahommed II erobert.“

*) Constantinopolis und der Bosporos örtlich und geschichtlich beschrieben von Joseph v. Hammer. Pesth 1822.

Mahommed II, der es mit den Angriffsmitteln in's abentheuerliche trieb, und mit 250,000 Türken gegen 5,000 Vertheidiger kämpfte, nahm Konstantinopel nach einer Belagerung von drei und fünfzig Tagen.

Der religiöse Zwiespalt unter den Armeniern.

(Schluß.)

Und so geschah es, daß die armenische Nation, ungeachtet aller frühern und spätern Vereinigungs-Versuche, in zwei, ziemlich ungleiche Theile sich spaltete, in die eigenthümliche, selbst von den syrischen Jacobiten im Einzelnen sich unterscheidende Kirche Armeniens, und in die nur eine geringe Anzahl ausmachenden Unirten. Die Pforte beobachtete gegen beide Parteien die althergebrachte Politik nicht-christlicher Staaten; während sie die schismatischen, dem Abendlande feindlich entgegenstehenden Armenier auf alle Weise unterstützte und ihnen im Handel und Wandel manche Privilegien ertheilte, wurden die katholischen beständig mit mißtrauischen Augen angesehen. Ihre mannigfachen Verbindungen mit dem Abendlande waren dem Divan verhaßt, und vergebens brauchte man alle Mittel der Bedrückung, um sie mit der monophysitischen Kirche auszusöhnen. Durch kirchliche Verhältnisse eng mit dem Abendlande verbunden, lernten die Unirten europäische Wissenschaft und Kultur kennen und schätzen, und entfernten sich dadurch immer mehr von ihren barbarischen Herrschern, während im Gegentheile die Heterodoxen Allem, was ihnen von Europa geboten wird, feindlich entgegentraten, fürchtend, es möchten dadurch ihre kirchlichen Ansichten, es möchten ihre kirchlichen Freiheiten untergraben werden. Die wissenschaftlich gebildeten Männer der Nation, deren es freilich nicht sehr viele giebt, finden sich daher gewöhnlich unter den katholischen Armeniern in Kleinasien, in Constantinopel und an verschiedenen Orten Europas, wo sich Gemeinden niedergelassen haben, wie in Italien (St. Lazaro), in Siebenbürgen, in Polen und Ungarn. Die Jesuiten konnten mit all ihrer Feinheit und Schlauheit nur Einzelne zur römisch-apostolischen Kirche herüberziehen, und auch die protestantischen Missionen sind bis jetzt noch ziemlich unfruchtbar geblieben. Zwar lesen wir in einigen ihrer Berichte, daß der Herr sich offenbar der armenischen Nation erbarme, und daß viele Vorzeichen ihrer Erleuchtung erschienen seyen, — nur zu oft treten aber in Missionsberichten die Wünsche und das Streben Einzelner an die Stelle der Wirklichkeit. Wird es wohl ein leichtes Unternehmen seyn, der armenischen Bevölkerung von Cäsarea, Ancyra, Amasia, Cura-Hissar, Bunsa und Coromania für das evangelische Christenthum einige Empfänglichkeit einzuflößen? Ist das Volk nicht so tief zu seinen barbarischen Herren herabgesunken, daß es, nach der Denkschrift des armenischen Patriarchen zu Petersburg, Seraphim Petrovitsch, seine eigene Sprache vergessen, und selbst im Schreiben, gerade wie die Juden, nur die eigenthümlichen Charaktere aus dem nationalen Schiffbruch gerettet hat? Ein freudiges Zeichen ihrer Empfänglichkeit für Religion und Kultur ist die Begierde, mit der sie die heilige Schrift aufnehmen und lesen; die verschiedenen Schreiben der englischen Bibelgesellschaft enthalten hierüber zahlreiche und rührende Beweise. Ein Armenier zu Calcutta soll der dortigen Filial-Gesellschaft 500 Rupien gegeben, und dabei erklärt haben, daß er auf alle Weise auch in Zukunft die Zwecke der Bibelgesellschaft unterstützen werde. Außerhalb Europa befinden sich auch in Kleinasien, wie wir oben schon bemerkten, mehrere katholischen Armenier, wie zu Angora, (dem alten Ancyra, wohin bekanntlich die unglückseligen Unirten aus Constantinopel verwiesen wurden), und zu Aleppo. Hier hat Dr. Staines, ein Abgeordneter der englischen Bibelgesellschaft, 8000 katholische Armenier gefunden; nicht viel weniger zählte Angora. Diese Stadt liegt auf drei Hügeln, und ist mit Wällen umgeben; sie enthält ungefähr 2400 Häuser, wovon bei 1500 allein von den unirten Armeniern bewohnt werden. In die übrigen tausend Häuser theilen sich die schismatischen Armenier, Griechen und Juden. Die Armenier in Aegypten, die gewöhnlich die Bankiers der Regierung sind, gehören sämmtlich zur monophysitischen Kirche, und haben einen besondern Patriarchen zu Cairo.

Die Brücke von Buffalora.

Wir haben bereits bei einer frühern Gelegenheit die Beschuldigung zurückgewiesen, die so vielfach gegen das österreichische Gouvernement in Italien erhoben wird, daß es aus kleinlichen Rücksichten alle die großen, unter Napoleons Herrschaft begonnenen Unternehmungen unausgeführt lasse; einen neuen Beweis dafür, wie grundlos dieser Vorwurf war, gab erst kürzlich wieder die Vollendung der großen Steinbrücke über den Ticino — auf der Straße von Mailand nach Turin — die am 1ten Jan. d. Jahrs zum ersten Male eröffnet worden ist. Der Ticino, ein Emissair des Lago Maggiore — eines Wasserbeckens, das von mehr als 3000 □ Miglien Alpenbodens (suolo alpino) genährt wird — läuft durch ein weites und tiefes Thal von ungefähr 50 Miglien Länge mit dem außerordentlichen Gefälle von 172,633 Metres. Sein höchster Stand ist 3,60 Metres über den gewöhnlichen niedern erhaben, und bietet einen Wasserspiegel von 900, 1000 und selbst 1200 Metres Breite dar. Früher war über diesen Fluß keine andere Brücke vorhanden, als die von Pavia, nur 3 Miglien oberhalb der Mündung in den Po, gebaut gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts durch Giovanni Galeazzo Visconti, den kühnsten Fürsten seiner Zeit. Auf der großen Straße von Mailand nach Turin gab es nur eine Schiffbrücke, die aus 20 bis 30 und mehr Barken bestand, und ungeachtet der schweren Kosten, die ihre Unterhaltung erforderte, weder Bequemlichkeit, noch Sicherheit gewährte, und bei dem Eintreten des gewöhnlichen hohen Wasserstandes aufgelöst werden mußte. Die neue Steinbrücke ist 22 Miglien oberhalb der von Pavia, und ungefähr auf der Mitte der ganzen Linie des Ticino gelegen. Ihre Länge beträgt 304 Metres; sie hat 11 von Bogen, 24 Metres und 10 Pfeiler von 4 Metres Dicke. Die innern Mauern bestehen aus Flußkieseln und Backsteinen, alle sichtbaren Theile dagegen sind mit großen weißen Steinquadern belegt; die ganze Brücke kann daher eine der prächtigsten in Europa genannt werden. Die Kosten derselben belaufen sich auf 3,279,019 ital. Lire, von denen 2,009,019 für die Arbeiten in den Jahren 1809 bis 1813 verwandt wurden.

Biblioteca italiana, Febbrajo 1828.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 105. 14 April 1828.

Die brittische Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. *)

Die stets zunehmende Wichtigkeit der Manufacturen, ihre innige Verbindung mit den mechanischen Künsten und der Chemie weckten in England zuerst bei den Fabrikherren und später auch bei einem großen Theile ihrer Arbeiter das Bedürfniß einer nähern Bekanntschaft mit den dahin einschlagenden Zweigen der Wissenschaft. Dieß veranlaßte die Gründung jener Arbeiter-Schulen (mechanics institutes), die man gegenwärtig bereits auf allen Punkten Großbritanniens findet, und die sich von allen andern bis jetzt bestehenden Volkserziehungs-Anstalten wesentlich unterscheiden. Diese letztern wurden entweder durch die Regierung errichtet, oder mittelst Privatsubscriptionen gegründet, so daß der Arme daselbst seinen Unterricht stets auf Kosten oder unter dem Einfluß des Reichen erhält. Die Arbeiter-Schulen hingegen wurden durch die, welche sie besuchen, selbst gegründet. Die Vortheile hievon sind unbestreitbar. Die Arbeiter-Schule in London (London mechanics institute) verbreitet mehr positive Kenntnisse und gibt überhaupt größere Resultate, als die hundertfach kostspieligeren öffentlichen Anstalten dieser Art auf dem Continent. Die Lectionen, die man daselbst ertheilt, sind den Bedürfnissen und dem Bildungsgrade der Zuhörer besser angemessen, und ohne sich in Theorien und Abstractionen zu verlieren, betrachtet man die Arithmetik, Geometrie, Algebra, Physik, Mechanik, Chemie, stets in ihrer speziellen Anwendung auf Künste und Gewerbe. Indessen ist der Unterricht nicht blos auf Gegenstände beschränkt, die in nächster Beziehung mit der Beschäftigung der Künstler und Handwerker stehen, sondern erstreckt sich auch auf die übrigen Zweige der Wissenschaft, die in den Kreis des Gebildeten gehören; und man muß gestehen, daß die Aufmerksamkeit, das anständige Benehmen und das Interesse, das man in diesen Schulen findet, einem Auditorium vom höchsten Rang Ehre machen würde. Ich habe in dem Londoner Institute einem Curse über die Anatomie beigewohnt — der Saal war so gedrängt voll, und die Aufmerksamkeit so gespannt, als ob der Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit für die Gewerbe gewesen wäre. Bei den Vorträgen über Staatswirthschaft, oder National-Oekonomie war es derselbe Fall. Man hat mit diesen Schulen passend ausgewählte Büchersammlungen verbunden, und ich bemerkte aus der Liste der bei den Handwerkern in Circulation befindlichen Bücher, daß die Elementarwerke über alle Theile der nützlichen Kenntnisse beständig in ihren Händen waren.

Um die Gründe um so mehr zu schätzen, welche diese Arbeiter bestimmen, sich nach den Mühen des Tages noch in Masse nach dem wissenschaftlichen Unterricht zu drängen, muß man wissen, daß sie für jeden Curs, dem sie beiwohnen, ein besonderes kleines Honorar bezahlen. Wäre der Unterricht unentgeldlich, oder erhielten sie, durch Eine Subscription den freien Zutritt zu allen Cursen, so würden viele den Unterricht vielleicht eher vernachläßigen, und gleich den Studierenden der höhern Classen, lieber ihre Zeit vergeuden. Da sie aber jeden Cursus besonders bezahlen, so ist es blos der Wunsch, etwas Nützliches zu lernen, was sie bestimmen kann, von ihrem mäßigen Arbeitslohn ein solches Opfer zu bringen.

Kurze Zeit nach Gründung dieser Schulen erschienen eine Menge periodischer Schriften über Wissenschaften und Künste. Gelehrte des ersten Ranges verschmähten es nicht, jene Journale zu redigiren, und, was noch wichtiger ist, auf die Bemerkungen und Fragen der Handwerker zu antworten, so daß auf diese Weise Praxis und Theorie, zu großem Vortheil für beide, mit einander verbunden wurden.

Auch die Rückwirkung auf die höhern Classen der Gesellschaft war nicht unbedeutend. Derjenige Theil der sogenannten höhern Stände, der sich über die vornehme Müßigkeit und Unwissenheit der Leute vom guten Ton erheben konnte, betrachtete mit Interesse die Fortschritte des Volks; aufgefordert durch dieses Beispiel, oder für die Zukunft eine nachtheilige Vergleichung fürchtend, fühlten sie die Nothwendigkeit, mehr Zeit als sonst auf ernstere Studien zu verwenden. Auch kann diese erhöhte Aufmerksamkeit der höhern Classen auf die Elemente der Wissenschaften der wunderbaren Ausdehnung und Wichtigkeit zugeschrieben werden, welche das Maschinenwesen, namentlich die Dampfmaschinen, den Manufakturen des Landes gab. Der große Einfluß der Wissenschaften auf das öffentliche Wohl mußte natürlich auch die Blicke der Grundeigenthümer auf sich ziehen, die bei dieser geistigen Revolution so sehr interessirt waren. Von allen Seiten wurde Lernbegierde und Forschung aufgeregt; aber da man sich erst mit den Anfangsgründen vertraut machen mußte,

*) Vergl. Revue encyclop. Fevrier 1828.

so mußte jene Menge von Elementarwerken entstehen, welche die, gleichfalls ungeheuer ausgedehnte Presse zu Tag förderte.

In dieser Zeit gab Brougham seine Untersuchung über Volks-Erziehung heraus, in welcher er zuerst den Entwurf einer Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse vorlegte. Augenscheinlich, sagte er, ist das, was der arbeitenden Classe fehlt, um größere Bildung zu erlangen, vorzüglich Zeit. Man muß daher für sie eine schnellere Lehrmethode ausfindig machen; der größere Theil muß sich begnügen, gewisse Grenzen nicht überschreiten zu wollen, aber er muß diese Grenzen auf dem kürzesten Weg erreichen. In der Geometrie z. B. wird es nicht nöthig seyn, den Zuhörer durch alle Stufengrade jenes herrlichen Systems durchzuführen, welches die allgemeinsten und entferntesten Wahrheiten an Begriffsbestimmungen und Axiome knüpft; es wird hinreichen, ihm nur die Haupteigenthümlichkeiten der Figuren beizubringen. Sollte es nicht ebenso möglich seyn, die Mechanik zu lehren, ohne jene gründlichen Vorkenntnisse der Geometrie und Algebra, die man gewöhnlich als unumgänglich nothwendig annimmt? Gelehrte würden daher ein großes Verdienst sich erwerben, wenn sie einen Theil ihrer Zeit opferten, um klare und bestimmte Elementarbücher über die Mathematik herauszugeben, das Nöthigste aus der Geometrie zusammenzustellen, die Hauptlehren der Physik 2c. 2c. und ihre Anwendung solchen Lesern vors Aug zu stellen, die noch keine bedeutenden Fortschritte in der Mathematik gemacht haben, so wie solchen, deren Unterricht sich noch nicht über die einfachsten Formeln der Arithmetik erstreckt. Man würde sich sehr irren, wenn man annähme, daß diese Bemühungen kein anderes Resultat geben würden, als daß sie unter dem Volke einige wissenschaftliche Elementarkenntnisse verbreiteten; obgleich auch schon blos dieser Zweck von den größten Vortheilen begleitet seyn müßte. Der Gedankenkreis der Masse des Volks würde sich erweitern; die Aufmerksamkeit würde sich auf edlere Gegenstände richten, und dieß sollte doch wohl der Hauptzweck selbst der erhabensten Philosophie seyn, den man auch gegenwärtig nimmer zu verkennen scheint, wo die Koryphäen der Wissenschaft aufgehört haben, auf die Menge nur mit Verachtung herabzublicken. Wenn überdieß ein stetes Fortschreiten zu allen Zeiten Zweck der Philosophie war, so wird dieser Zweck, wenn auch vielleicht indirect, viel sicherer erreicht werden, falls mit der Zahl der Beobachter auch die Forschungen und Erfahrungen sich vermehren. Lehrt man auch blos die Elemente der Wissenschaft, so wird der Schüler, der in sich Geschick und Beruf fühlt, seine Studien schon weiter verfolgen, und damit wird sich die Masse derer vermehren, die fähig sind, neue Blicke in die unerforschten Tiefen der Wissenschaften zu werfen, oder von den Resultaten der Wissenschaften eine neue sinnreiche Anwendung auf Künste und Gewerbe zu entdecken.

(Schluß folgt.)

Des Bischof Heber's Reisen durch das nördliche Indien.

(Fortsetzung.)

„Von Kalingara kömmt man sieben Meilen weit durch Junglenland nach dem Dorfe Tambresa, in dessen Nähe wir unter dem Schatten einiger schönen Bäume unsre Zelte aufschlugen, unfern einer Zisterne, die noch ein wenig Wasser enthielt. Die Lage war sehr schön, ein unglücklicher Zufall aber machte uns unsern Aufenthalt daselbst unangenehm. Unsre kleine Heerde Schafe und Ziegen lagerte nach dem Marsche unter einem schattigen Baum, da kletterte ein Affe herab, dem Schäfer sein Frühstück zu stehlen, wurde aber von diesem zurückgewiesen und stieß auf seiner eiligen Flucht durch die Aeste hin an ein Bienennest, das an einem derselben frei in die Luft herabhing. Der Flüchtling wurde nicht nur selbst gehörig gestochen, sondern brachte auch den ganzen Schwarm gegen die harmlosen Thiere unten in Aufruhr. Die meisten wurden bedeutend gestochen und blöckten erbärmlich; es war dabei auffallend, wie verschieden sich die Schafe und die Ziegen gebärdeten. Die ersteren drängten sich zusammen und stießen ihre Nasen in den Sand, ohne an Flucht oder Widerstand zu denken; die letztern rannten, so eilig sie konnten, auf uns zu, um unter unsern Zelten Schutz zu suchen. Sie brachten aber einen solchen Schwarm ihrer Verfolger auf dem Leibe oder hinter sich her, daß ihre Ankunft sehr unwillkommen war, und wir genöthigt wurden, ihnen die gastfreundliche Aufnahme zu versagen, die sie sonst wohl gefunden hätten. Wirklich war auch mein Zelt eine Weile voller Bienen, so daß mehrere Leute gestochen wurden. Wir durften noch von Glück sagen, daß die Schafe und Ziegen, und nicht die Pferde angegriffen wurden; in diesem Falle hätten die Folgen äußerst bedenklich werden können. Nach dem, was ich sah, muß ich schließen, daß der Stich der gewöhnlichen indischen Biene nicht so bedeutend ist als der europäischen."

Zum Schluß holen wir noch einige Schilderungen nach, die für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn werden. Sehr malerisch beschreibt der Verfasser die Ufer des Hugly, auf einer Fahrt durch die Sunderbunds nach Calkutta: „Wir näherten uns nun der Seite des Flusses, die Kadgeri gegenüber ist. Hier erblickte das Auge nichts, als eine düstere, ununterbrochene Kette dichter, schwarzer Waldungen, undurchdringlich und unbegränzt, die man sich als die Behausung alles Gräulichen, Furchtbaren und Verderblichen vorstellen mußte. Wir hatten die Nacht zuvor in dieser Richtung hin unaufhörlich blitzen gesehen; und vielleicht vermehrte diese Erinnerung den Eindruck der Gegenwart. Ueberdieß sprachen die Seeleute und Offiziere von dieser Küste nur mit Schrecken, als vom dem Grab aller derer, die das Unglück hatten, mehrere Tage in ihrer Nachbarschaft zu bleiben. Selbst in dem glänzenden Sonnenlicht kostete es die Phantasie geringe Mühe, überall um uns her verderbliche Dünste aufstei-

gen zu sehen. Als wir den Sunderbunds näher kamen, wurden sie zusehends freundlicher; die Wälder bekamen eine größere Abwechselung von Grün; mehrere rundgipflige Bäume und niedrige Palmen sah man unter ihnen, und ein frischer Pflanzenduft kam uns vom Ufer entgegen. Der Strom ist hier stark und sein Kampf mit der eindringenden Fluth des Meeres erhebt schwarze Wogen, die mich an den Höllenfluß erinnerten, an dem Dante den Geist Argenti's traf. Ich betrachtete mit großem Interesse die ersten Cocospalmen, die ich sah; sie entsprachen aber meiner Erwartung nicht. Ihre Formen sind zwar äußerst anmuthig, ihr Grün aber ist schwärzlich, und gleicht den Trauerfedern, die man (in England) den Leichenzügen vorträgt. Ihre Erscheinung jedoch verkündete uns offeneres, wohnlicheres Land. Die Junglen treten vom Ufer zurück, und statt ihrer erscheinen grüne Gefilde gleich Wiesen, — Reisfelder, (wie man uns sagte) hin und wieder von kleinen Wäldchen mit rundgipfligen Bäumen, und von Dörfern unterbrochen, deren Häuser, mit Strohdächern, so niedrige Mauern hatten, daß sie bloßen Heuschobern glichen."

Folgende Schilderung eines indischen Dorfes und eines Pachthofs ist ungemein anschaulich.

„Am Abend gingen wir wieder ans Ufer nach einem andern Dorfe. Die Häuser standen in einem Dickicht von Fruchtbäumen, Paradiesfeigen, und Gesträuch; die schlammigen Teiche waren mit breitblätterigem Lotus bedeckt, und die nahen Paddy oder Reisfelder durch einen Wald von hohen Cocosnußbäumen bekränzt, zwischen deren Stämmen die Lichtstrahlen durchdrangen. Hier bemerkte ich den Unterschied zwischen dem Cocosbaum und der Palmira; diese hat schmalere Blätter als jener, und war in dieser Jahreszeit noch ohne alle Früchte, während der Cocosbaum bereits voll stand. Für eine kleine Belohnung erkletterte einer der Jungen trotz dem gänzlichen Abgang von Aesten und der glatten Rinde einen der höchsten Bäume mit großer Behendigkeit. Ein alter Mann, wahrscheinlich, um uns von seiner eignen Schwelle zu entfernen, erbot sich, uns ein sehr schönes Haus zu zeigen, in dem wir ausruhen könnten. Wir folgten ihm nach einer etwas größern Hütte, als wir bisher eine gesehen hatten. Bei unserm Eintritt in den kleinen Hofraum kamen die Bewohner, uns in allem Ernst ein weiteres Vorrücken zu versagen. Wir hatten jedoch Zeit, den Hof und die Hausstätte einer indischen Meierei genauer anzusehen. Vorn gegen das Dorf zu war ein kleines, schmutziges Gebäude mit einem Strohdach und hinten ein Hof mit Cocosschalen und wenigem Reisstroh gefüllt; in der Mitte erhob sich ein rings mit Stroh bedecktes Gebäude von Bambus, das Kornhaus oder Goliah, wie sie es nannten; rings herum waren kleine Lehmhütten, dem Anschein nach zum Wohnen eingerichtet. In einem Winkel stand eine kleine Mühle, mittelst welcher ein Mann den Reis von seiner Hülse befreien konnte. Nach allem, was wir durch die offenen Thüren sahen, bestand der Boden der Zimmer nur aus Lehm, und diese selbst entbehrten aller Möbeln und hatten nur so viel Licht, als durch die Thür eindrang."

(Fortsetzung folgt.)

Das Land Walo

(Schluß.)

Die bedeutendern Aemter und Würden sind nicht gerade nach bestimmten geregelten Gesetzen erblich, aber sie bleiben doch in der Familie, die sie einmal im Besitz hat. Jeder Häuptling trägt, wie einst bei uns, den Namen des ihm untergebenen Districts: man sagt Berti, Bekis, wie man einst Herzog von Burgund oder von der Normandie sagte. Diese Häuptlinge treten einen Theil ihres Gebiets an Vasallen ab, die ihnen jährlich Güterzins entrichten; diese letzteren beziehen wieder Contributionen von den Vorstehern der Dörfer, welche ihrerseits sich an den Einwohnern schadlos halten. Auf diese Art läuft also eine Feudal= und Fiscalkette von dem König bis zu dem letzten Sclaven hinunter.

Man kann zwei Arten von Dörfern unterscheiden; die kleinern sind Häuptlingen unterworfen, bei denen die nämliche Successionsordnung wie bei der Krone herrscht; die größeren, bevölkerteren, deren Zahl übrigens nicht so groß ist, bilden förmliche Gemeinden, und haben ihre bürgerlichen Beamten, denen die Messung und Schätzung der Ländereien, die Erhebung der Abgaben, so wie die Ausübung der Polizei und Justiz zusteht. In einigen dieser Dörfer trifft man, an der Spitze dieses Gemeinderaths einen Marabut, der den Titel Serign (Priester) annimmt und demselben noch den Namen des Dorfes beifügt. In solchen Dörfern müssen die Einwohner gewöhnlich den Zehnten von ihren Ernten entrichten, und diese Abgabe, die man stets im Gefolge des Feudalwesens trifft, wird zwischen dem Priester und einem von dem Brak ernannten Chef getheilt; der letztere ist im Kriege Anführer der Mannschaft seines Dorfes und leitet die politischen Angelegenheiten.

Allgemeiner Grundsatz der Regierung ist, daß Land und Menschen dem Brak gehören, der darüber nach Willkühr verfügen kann. Dennoch haben die Großen und die Gemeinden Mittel und Macht, ihn in Schranken zu halten. Jedes Land hat seinen Herrn; und an diesen Besitz knüpft sich das Recht der Jurisdiction. Zoll= und Heimfallsrecht, so wie das Recht, Geldstrafen und Confiscationen zu verhängen, sind damit verbunden.

Die Criminalstrafen sind mild und selten. Der Dieb muß das Gestohlene zurückgeben, eine Geldstrafe erlegen, und erhält einen starken Verweis. Gewöhnlich werden jedoch blos Fremde bestohlen. Der Mörder kann zur Sklaverei verdammt werden, darf sich aber auch, wie in unsern alten Gesetzen, durch Geldbußen, die sich nach dem Rang des Ermordeten richten, loskaufen. Uebrigens fällt nur höchst selten ein Mord vor, obgleich die Eingebornen

beständig einen Dolch im Gürtel tragen, und niemals ausgehen, ohne mit einer Sagaje oder Flinte bewaffnet zu seyn. Die schlechtesten Subjecte müssen, im Falle wiederholter Vergehen, das Land verlassen. Während eines Aufenthaltes von acht Jahren habe ich nur von einem einzigen Verbrecher gehört, der zum Tode verurtheilt, und erschossen wurde.

Die Neger sind (mit Ausnahme der Marabuts) im allgemeinen von heftiger, gewaltthätiger Gemüthsart, dem Trunk ergeben, plump und zudringlich; auf der andern Seite aber auch heiter, gutmüthig und von einnehmendem Aeußern. Der Marabut (eine Art Priester, oder, wenn man so sagen darf, Gelehrter) ist ernster, sittlicher und überhaupt interessanter; er hängt am Boden, an den Erinnerungen der Familie und der Kindheit, ungern verläßt er die väterliche Hütte, das Feld, das seine Väter bauten. Umgeben von seinen Frauen, seinen Kindern, im ungestörten, friedlichen Besitz eines Pferdes und einer kleinen Heerde, zeigt das Haupt der Familie einen festen, unabhängigen Charakter, der nicht ohne Würde ist. Obgleich wenig mit unserer Art von Civilisation vertraut, ist er dennoch entfernter vom Stande des Wilden, als man glauben sollte; gerne räsonnirt er und unterrichtet sich, und eine einzige Thatsache wird hinreichen, um zu beweisen, daß durch die Bemühungen der Marabuts die Bildung im Fortschreiten ist: man trifft Dörfer, in denen mehr Neger arabisch lesen und schreiben können (obgleich das Arabische für sie eine blos todte und gelehrte Sprache ist) als in manchen Dörfern Frankreichs die Bauern französisch lesen und schreiben können.

Der Brak und die Häuptlinge nehmen an dieser günstigen Entwicklung keinen Theil. Sie überlassen sich dem Trunk, der den Marabuts ein Gräuel ist, und rechnen es sich zur Ehre, daß sie nicht schreiben können, wie ein Theil des europäischen Adels, zu der Zeit, als die Städtefreiheit sich Bahn brach, mit seiner Unwissenheit und der Barbarei seiner Sitten prahlte.

Wenn sie sich begegnen oder von einander Abschied nehmen, so fragen sie sich dreimal gegenseitig, ob man zufrieden, ob man wohl sey, wobei die Eigenheit auffällt, daß sie sich zuerst nach dem sittlichen Wohlseyn, und dann erst nach dem physischen erkundigen. Sie haben auch unser: guten Morgen, guten Tag, guten Abend, gute Nacht.

Die Walos sind von Natur fröhlich und geschwätzig. Sie gefallen sich in langen Unterhaltungen, wiederholen gerne die Traditionen ihres Landes, unterhalten sich von Reisen und Schlachten, und erzählen sich Mährchen, die mir sehr bemerkenswerth schienen, und von denen ich eine Sammlung bekannt machen werde. Auch haben sie eine Art Räthselspiele. Die vorzüglichste Tugend ist die Gastfreundschaft. Gewöhnlich ißt man vor der Thüre; ist nun die Mahlzeit aufgetragen, so kann jeder kommen und Theil nehmen. Der Fremde, der Reisende greift zu, ohne daß er ein Wort zu sagen braucht, und ohne daß ihn jemand fragt, wer er sey. Der natürliche gastfreundliche Sinn der Walos ward noch bestärkt durch die mahometanische Religion, die sie größtentheils angenommen haben. Sie legen große Wichtigkeit auf die Aeußerlichkeiten der Religion; übrigens sind die Gebete, die sie in arabischer Sprache verrichten, für einen großen Theil von ihnen unverständlich, und sie haben weder einen Begriff von den Dogmen noch von der Geschichte des Islamismus. Viel halten sie auf Amulette, Gris=gris genannt — kleine Stücke Papier mit arabischen Charakteren, welche heilige Stellen aus dem Koran enthalten sollen; sie sagen das bringe Glück — ein Wort das man auch bei uns kennt. Was aber zu verwundern ist, selbst die Marabuts, die jene Amulette verkaufen, scheinen von ihrer Wunderkraft überzeugt. Auch Feuer= und Wasserproben finden statt. Große Verehrung hegen sie, gleich den alten Galliern, für eine Art Misteln, die sie Tob nennen. Sie glauben an gute und schlimme Tage, an Zeichen und Vorbedeutungen, an böse Geister, Gespenster und Hexen. Die Hexen verfolgt man, wie sie einst bei uns verfolgt wurden; nur sind die Afrikaner zu menschlich, um sie zu verbrennen: man verkauft sie blos als Sklaven, was einst für den Sklavenhandel und den Schatz des Fürsten eine sehr reichliche Quelle abgab. Damals gab es Hexen im Ueberfluß; seit der Sklavenhandel aber von den Mächten verboten wurde, sind sie viel seltener geworden. Sie haben auch einen Teufel, aber dieser ist weiß. Welcher ist nun der rechte, unser schwarzer, oder jener weiße? Das gäbe eine interessante Streitfrage für unsre *Gelehrte; haben* sie sich doch schon über viel geringere Dinge *gezankt!* Vorurtheil und Aberglauben — welcher Stoff zu langen Capiteln, und wahrlich nicht blos bei den Negern!

Oft war ich erstaunt, über die zahlreichen Züge von Aehnlichkeit, die ich zwischen diesen Afrikanern und den Bauern von mehr als Einer Provinz Frankreichs fand. Der Geist des Gewinns macht die einen wie die andern neugierig, habsüchtig, listig, vergeßlich gegen Wohlthaten und sehr geneigt, sich auf Kosten dessen, den sie als reich betrachten, etwas anzueignen. Sie streiten sich häufig, aber blos aus natürlicher Lebhaftigkeit, ohne Groll. Schimpfen sie auch zuweilen aufeinander, so empfangen sie doch jeden, der ihnen entgegen kommt, höflich und gefällig. Von Natur heiter, lieben sie Musik, Tanz und Gespräch. Die Tafel tröstet sie über jede Mühe, jeden Verdruß. Liebenswürdig, dienstfertig gegen Frauen, und vortreffliche Väter. Gedankenlos gehorchen sie der Obrigkeit, mehr aus Gewohnheit als aus Furcht. Weniger religiös als abergläubisch, beten sie in einer Sprache, die sie nicht verstehen, halten sich blos an die Aeußerlichkeiten, trauen auf Amulette, und vererben den Glauben an die abgeschmacktesten Hoffnungen und Schrecken von Geschlecht auf Geschlecht, ohne von der Wiege bis zum Grabe etwas von ihren Vorurtheilen sich nehmen zu lassen. — So sind die Schwarzen, so die Weißen!

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 106. 15 April 1828.

Schwedische Volkslieder.

Es sind diese sämmtlichen Lieder aus der höchst verdienstlichen Sammlung alter schwedischer Volksgesänge übersetzt, welche Geijer und Afzelius veranstaltet haben. Sie erschien unter dem Titel: Svenska Folk-Visor fra°n forntiden, samlade och utgifne af Er. Gust. Geijer och Arv. Aug. Afzelius. Första Delen. Stockholm 1814, hos Strinnholm och Häggström; Andra Delen. Stockholm, 1816, hos Zacharias Haeggström; tredje Delen, med öfversettningar af motsvarande Skottska Folksa°nger; ibid. 1816 in gr. 8. In drei begleitenden Heften sind die alten Volksmelodien mitgegeben. Die Sammlung ist mit dem ausgezeichnetsten Fleiße gemacht und nimmt eine Hauptstelle in der Literatur des Volksgesanges ein. Die Herausgeber, welche als Forscher der alten Geschichte und Literatur ihres Vaterlandes mit zu den ersten in Schweden gehören, haben viele Provinzen Schwedens bereist und viele der Lieder zugleich mit den dazu gehörenden Melodien aus dem Munde des Volks aufgenommen; viele sind ihnen von ihren Freunden zugeschickt worden. Mit der gewissenhaftesten Treue geben sie jedesmal ihre Quellen an, nennen sogar einige alte gesangreiche Landsmänninnen, welche ihnen einige Lieder vorsagten und vorsangen. Einem jeden Liede ist eine, theils längere, theils kürzere, oft gelehrte Einleitung vorangeschickt, in welcher auf die entsprechenden dänischen, englischen, schottischen, auch deutschen Volksgesänge Rücksicht genommen worden ist; auch die deutschen Nachbildungen einiger dieser Lieder, namentlich die von Herder und Kosegarten, so wie die Grimmsche Bearbeitung der dänischen Volksgesänge, sind angeführt; die von E. M. Arndt in einem Heft seiner Zeitschrift: Der Wächter (B. 3. Heft 3 u. 4.) 1816 befindlichen konnten sie noch nicht kennen. Der ganzen Sammlung ist eine geistreiche Abhandlung über den nordischen Volksgesang im Allgemeinen und den schwedischen insbesondere vorangeschickt, deren Verfasser Geijer ist; eine zweite Abhandlung derselben Art, in welcher auch besonders auf die Melodien und namentlich auf den dem Volksgesange des Nordens, und nicht bloß des skandinavischen, eigenthümlichen Kehrreim (Omquäde) Rücksicht genommen ist, beschließt den dritten Band. Auch diese Abhandlung stammt von Geijer. Das Ausland wird sie zu seiner Zeit mittheilen.

Für dieses Mal übergebe ich diese Lieder ohne alle Begleitung, welche indeß nicht ausbleiben soll. Die Uebersetzung ist mit derjenigen Treue gemacht, welche ich für das Haupterforderniß einer jeden Uebertragung eines poetischen Werkes des Auslands halte; doch so, daß der Genius der Muttersprache dabei nicht außer Acht gelassen wird. Vor Allem ist es wichtig, den eigenthümlichen Charakter, oder, mit einem andern Worte, das Volksthümliche in poetischen Werken des Auslandes nicht zu verwischen. Ist dieses überall die erste Pflicht eines Uebersetzers, so muß sie besonders bei Volksliedern nie versäumt werden. Ich schmeichle mir hierin den rechten Ton getroffen zu haben, wenigstens haben gelehrte Freunde, und selbst geborne Schweden, es mich versichert. Das Metrum ist jedesmal treu beibehalten, selbst mit genauer Befolgung der Abweichungen von der Grundregel — der Volksgesang bindet sich, wie man weiß, nicht an die regelrechte Form; der Reim macht in den Originalen oft den bloßen Assonanzen Platz; so auch in der Uebersetzung. Leichtigkeit muß die Sprache des Volksliedes haben — geschrobene Constructionen und dergleichen duldet es nicht.

Dieses mag für diesmal als Einleitung zu den hier folgenden neunzehn Liedern genug seyn. Daß es gerade neunzehn sind, hat eine zufällige Veranlassung.

Stralsund, d. 1. März 1828.

Dr. Gottl. Mohnike.

1.
Der Lindwurm.

Lindwurm er ringelt wohl zur Stube sich hinein,
    Und sie spielten —
Er singet zur Liebsten so lieblich und fein.
    Und sie spielten,
    Sie spielten alle Nächte und spielten alle Tage.

Liebe Jungfrau, ich bitt euch, verlobt euch mit mir,
    Und ꝛc.
Im Haine wollen wohnen dann beide wir.
    Und ꝛc. *)

Vielen Kummer würd' ich erfahren sodann,
Wenn geschäh, daß ein Lindwurm würde mein Mann.

Liebe Jungfrau, ich bitt' euch, verlobt euch mit mir,
O gebt mir ein Mäulchen, dann geh' ich von hier.

Und auf grünem Anger die Jungfrau geht,
Und siehe, ein seidenes Bette da steht.

Und die Jungfrau lief und der Lindwurm auch,
Doch der Lindwurm war geschwinder im Lauf.

Und die Jungfrau legte in's Bette sich hinein,
Und der Lindwurm legte zu ihr sich hinein.

*) Der Refrain geht durch alle Strophen.

Und sie schliefen darin, bis die Nacht war aus:
Sie erwachten, da war es ein Königshaus.

Und der Lindwurm stand auf und freute sich sehr,
Und sie spielten —
„Bin wieder ein Mensch, wie ich's war vorher."
Und sie spielten,
Sie spielten alle Nächte und spielten alle Tage.

2.

Herzog Magnus und die Meerfrau.

Herzog Magnus er sah durch das Fenster im Schloß
Wie die Fluth hintobte, die wilde,
Und siehe, da saß auf dem Strome groß
Ein gar liebliches Frauengebilde.
Herzog Magnus, Herzog Magnus, verlobt euch mit mir,
Ich hätt' euch zum Manne so gerne.
O sagt doch nicht Nein, sondern Ja — Ja.

Und ich will euch geben ein gehendes Schiff,
Wie nie es besessen ein Ritter,
Es geht auf dem Lande so wie auf der Tief,
Und scheut nicht Sturm noch Gewitter.
Herzog Magnus rc. *).

Und ich will euch geben ein Rösselein grau,
Wie nie that ein Ritter es reiten,
Es geht auf dem Meer wie auf fester Au,
Und durch die Wälder die weiten.

O bleibe mir fern mit Verlöbniß und Band,
Mit der Stille nicht hab' ich zu schaffen;
Ich diene dem König, dem Vaterland,
Darf nicht mich in Weiber vergaffen.

Und ich will euch geben so vieles Gold,
Wie ihr immer nur möget begehren,
Und Perlen und Steine so viel ihr wollt,
Die sollt ihr besitzen in Ehren.

O gerne verlobte ich wohl mich mit dir,
Wenn du wärest vom Christengeschlechte,
Doch du bist ein so häßliches Meerungethier,
Solch Liebchen mir ist nicht das rechte.

Herzog Magnus, Herzog Magnus, o höre mich,
Und laß dein Höhnen und Schelten,
Denn willst du mit mir nicht verloben dich,
So wird dein Verstand es entgelten.

Ich bin ein Königssohn so gut;
Wie kannst du doch so nach mir streben:
Ich wohn' auf dem Lande und nicht in der Fluth,
Im Wasser ja kann ich nicht leben. —
Herzog Magnus, Herzog Magnus, verlobt euch mit mir,
Ich hätt' euch zum Manne so gerne;
O sagt doch nicht Nein, sondern Ja — Ja.

(Fortsetzung folgt.)

Des Bischof Heber's Reisen durch das nördliche Indien.

(Fortsetzung.)

Die Annäherung an Kalkutta zu Land wird auf folgende Weise beschrieben: „Wir setzten uns in einen frischen Trab; die Saises (Stallknechte) liefen zu jeder Seite flink neben uns her, einen sich allmälig erhebenden, breiten aber schlechten Weg zwischen tiefen Gräben stehenden Wassers zu beiden Seiten hin, hinter welchem sich ein unabsehbarer Wald von Fruchtbäumen erstreckte, und hin und wieder zerstreute Hütten sich zeigten. Einige derselben schienen Kramladen; völlig offen, mit Verandahs, (freien Dächern?) die durch Matten oder geflochtenen Bambus gebildet wurden. Ueberall sahen wir eine Menge Volks; einige fuhren auf Ochsenkarren, andere trieben beladene Ochsen vor sich hin; nur wenige hatten unansehnliche Klepper, welche die Spuren der Vernachlässigung und harter Behandlung an sich trugen. Die Behandlung selbst des Hornviehs, obgleich sein Leben unverletzlich ist, schien mir bei den Hindus schlimmer zu seyn, als die, welche oft bei einem Gang durch die Straßen von London das Auge beleidigt und das Gefühl verwundet.

Wenig Weiber waren zu sehen; diejenigen, welche sich zeigten, waren etwas mehr bekleidet, als die Männer, — sie hatten einen groben, weißen Schleier oder Chuddah über den Kopf geworfen, ohne jedoch ihr Gesicht zu verhüllen; ihre Arme waren blos, und mit breiten silbernen Spangen geziert. In den Kramladen hingen wenige eiserne Geschirre, einige Stücke groben, farbigen Cotton's, Pisange in Büscheln, während der Boden mit irdenen Gefäßen bedeckt war, und eine Quantität Reis und Hülsenfrüchte aufgeschüttet da lag. Mitten unter diesen Schätzen saß auf dem Boden gekauert und eine rohe Hukah, eine Cocosschale mit einer kurzen Röhre schmauchend, der Kaufmann. Nach und nach entdeckten wir schwarzbraune Gebäude von Backsteinen, die mehr Ansprüche auf architektonische Verhältnisse machten, aber noch widriger ins Auge fielen, als die roheste Bambushütte — sie sind die Behausungen der Hindus oder Muselmänner aus den mittlern Classen, mit flachen Dächern, engen Fensterflügeln, und von einer Mauer aus Backstein umschlossen, die den innern Haushalt jedem Blicke der Neugier verschließt. Sie wechselten bald mit großen, stattlichen Gartenhäusern, von denen jedes einzeln in einer kleinen Waldbahn steht und mehrere Stockwerke, und auf der ganzen Vorderseite ein griechisches Verandah hat. Als wir nach Kidderpur kamen, sahen wir einige europäische Wachen, einen beinahe nackten, aber mit Säbel und Schild bewaffneten Polizeisoldaten, der an einer Straßenecke Schildwache stand, eine Pagode oder zwei, eine größere Manchfaltigkeit von Artikeln in den Kramladen, und eine beträchtliche Anzahl von „Caranchies," oder inländischen Wagen, von zwei Pferden gezogen, die den Gerippen an den Miethkutschen in Europa sehr viel glichen.

Von Kidderpur gelangten wir auf einer gewöhnlichen Holzbrücke über einen Sumpf auf eine weite, offene Ebene, auf der wir im Hintergrund Kalkuttas weiße Gebäude durch das nun einbrechende Zwielicht schimmern sahen. —

Zu Kalkutta und fünf (englische) Meilen im Umkreis ist der Gebrauch von Elephanten nicht gestattet, weil durch ihren Anblick sehr oft die Pferde scheu werden und Unglück anrichten. Zu Barrackpur bestieg ich zuerst einen Elephanten. Derjenige, den mein Begleiter, Lord Amherst, ritt, war ein stattliches Thier, mit den kostbarsten Decken, die ihm der König von Oude geschenkt und mit goldge-

*) Bei jeder Strophe wiederholt, wie oben.

stickten Fischen verziert, was hier zu Land als königliche Auszeichnung betrachtet wird. Eine auffallende Eigenheit, wovon ich früher nie etwas gehört, ist, daß dem Elephanten ein Mann zur Seite geht, der ihm sagt, wohin er treten, wo er sich vorsehen, wo er ausweichen soll, und ihn warnt, wenn der Weg rauh, schlüpfrig u. s. w. ist; was das Thier alles verstehen und wornach es seine Maßregeln treffen soll. Der Mohout spricht nichts, sondern leitet ihn dadurch, daß er seinen Fuß auf der Seite des Halses eindrückt, auf die er ihn wenden will, treibt ihn damit an, daß er ihn mit der Spitze seines Stachels stößt, und bringt ihn zum Stehen, indem er ihm mit dem Knopfe desselben einen Schlag auf die Stirne versetzt. Die Gewalt, welche diese Leute über ihre Elephanten üben, ist allgemein bekannt; erst kürzlich trug es sich zu, daß ein Mohout seinem Thier ein Zeichen gab, ein Weib zu tödten, das ihm etwas Beleidigendes gesagt hatte, und sein Befehl war im Augenblick vollzogen. Der Mensch wurde noch vor unserer Ankunft hingerichtet."

Die in Europa herrschende Meinung, daß die Hindus sich, aus Rücksichten der Menschlichkeit, des Fleischessens enthalten, finden wir hier auf folgende Weise berichtigt.

„Die Kaste der Fischer nimmt keinen hohen Rang ein, obgleich die Fische als die reinste und gesetzlichste Nahrung betrachtet werden. In nichts hat man sich so sehr geirrt, als wenn man annahm, daß es den Hindus verboten sey, Fleisch zu essen. Nicht, um das Leben von Geschöpfen zu schonen, — da das Essen von Fischen, wie das von Rindern gleiche Verletzung des Grundsatzes wäre, — thun sie dieß, sondern weil einzelne Thiere für sie heilig und unverletzlich, andere unrein sind. So essen manche Braminen Fische und jährige Böcke. Die Raiputs essen außer diesen noch Schöpsenfleisch, Wildbret, oder Ziegenfleisch. Einige Kasten dürfen Alles essen, nur kein Geflügel, kein Rindfleisch oder Schweinefleisch; während bei andern Schweinefleisch Lieblingsspeise, und nur das Essen von Rindfleisch untersagt ist. Berauschende Getränke sind verboten; was jedoch von einem großen Theil der höhern und niedern Classen nicht beobachtet wird; und Trunkenheit ist bei den Indiern beinah ebenso gewöhnlich, als bei den Europäern.

Der botanische Garten in Kalkutta ist eine sehr schöne, gut unterhaltene Anstalt, außer den edelsten Bäumen und schönsten Pflanzen von Indien mit einer ungeheuern Sammlung fremder, hauptsächlich durch Dr. Wallich in Nepaul, Pulo-Penang, Sumatra und Java aufgebrachter Gewächse bereichert, wozu noch Sammlungen aus dem Kap, Brasilien und verschiedenen andern Theilen Afrikas und Amerikas, sowie Australiens und der Südseeinseln kommen. Es ist ein malerischer, höchst anziehender Anblick, und unter allem, was ich bisher gesehen, entspricht nichts vollkommener Milton's Idee von einem Paradies; nur sollte der Garten auf einem Hügel, statt auf der einförmigen Fläche liegen. Unter den exotischen Gewächsen fand ich den Muskatenbaum äußerst schön, er war der Myrthe ähnlich und hatte eine pfirsichartige Blüthe, war aber selbst für den Winter von Bengalen zu zart, und stand deßhalb in der geschütztesten Lage, ringsum sorgfältig verwahrt. Die Sagopalme ist gleichfalls ein sehr schöner Baum; sie gibt einem Lustwald oder einer Allee ein besonderes Gepräge von Feierlichkeit, das uns an unsere gothischen Dome erinnerte. Da waren üppige Kriechpflanzen aus Südamerika, einige Pisangs aus dem malayischen Archipel, von besonderer Größe und Schönheit. Einen melancholischen Eindruck machte auf mich der Anblick einer kleinen, verkümmerten Eiche, welche nur mit Mühe unter einem Himmel und einer Temperatur von solcher Treibkraft fortgebracht wird, wo ihr keine Zeit gegönnt ist, auszuruhen, ihre Blätter abzuwerfen, und durch Ueberwinterung neue Kräfte zu sammeln. Auch bei andern Bäumen fand ich mich in meinen Erwartungen getäuscht, so bei der Fichte von Neucaledonien, welche hier nicht fortkömmt; wenigstens sah diejenige, die ich vorfand, nicht zum besten aus und war sehr unansehnlich in Vergleich mit den Abbildungen in Cook's Reise, die mir immer noch lebhaft vorschweben, obgleich ich sie seit meinen Kinderjahren nicht mehr gesehen. Ich hatte viel von dem ungeheuern Umfang der Adamsonia, eines Baums aus der Nachbarschaft vom Gambia und Senegal, als von dem Elephanten des Pflanzenreichs, gehört. Nun ist dieser Baum zwar unstreitig wundervoll, und die Schnelligkeit, womit er aufwächst noch wunderbarer als selbst sein Umfang; allein er gewährt eben keinen besonders stattlichen Anblick. Unmittelbar über den Wurzeln dehnt er sich zu einem ungeheuern Umfang aus, sein Stamm aber erhebt sich nur zu einer verhältnißmäßig geringen Höhe und gleicht mehr einem mit der Elephantiasis behafteten Körper, als er der majestätischen, wohlproportionirten, obgleich etwas schwerfälligen Statur des Elephanten entspricht."

(Schluß folgt.)

Die brittische Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse.

(Schluß.)

Augenscheinlich kann eine Gesellschaft in dieser Hinsicht bedeutendere Resultate erreichen, als es der isolirten Bemühung Einzelner möglich gewesen wäre. Von dieser Ansicht ausgehend, bildete sich in England eine Vereinigung von Männern, deren Zweck ist, die Bearbeitung und Herausgabe nützlicher Werke nach den oben bezeichneten Grundzügen zu befördern, und deren Anschaffung dem Arbeiter durch wohlfeile Preise zu erleichtern. Mehrere rühmlichst bekannte Staatsmänner vereinigten sich mit Brougham. Schnell nahm die Zahl der Mitglieder zu, und gegen das Ende des Jahres 1826 publicirte man den Prospectus der Gesellschaft. Der Zweck ist schon in dem Namen der Gesellschaft klar ausgedrückt: sie will unter allen Classen, vorzüglich den niedern, nützliche Kenntnisse verbreiten; um diesen Zweck zu erreichen, macht sie unter der Leitung und Sanction eines Comites, in periodischen Zwischenräumen, Abhandlungen, nach dem Verständniß der größern Masse der Leser berechnet, über alle Zweige der aufs Leben anwendbaren Wissenschaften bekannt.

Jede Abhandlung muß die summarische Auseinandersetzung der Hauptprincipien der betreffenden Wissenschaft enthalten, die nöthigen Beweise und Aufklärungen, so wie die praktischen Anwendungen der gegebenen Principien und Theorien, endlich, so weit es möglich ist, eine Darstellung der oft auf Schein und Täuschung beruhenden Momente der Wissenschaft.

Das mit der Leitung beauftragte Comite begann mit der Bestimmung der verschiedenen Abtheilungen und Unterabtheilungen des gesammten menschlichen Wissens. Es ging dabei von dem Wunsche aus, daß jeder selbstständige Theil einer Wissenschaft der Gegenstand einer besondern Abhandlung werden möchte. Im Fall die Wichtigkeit des Gegenstandes es erforderte, sollte die Haupt-Abhandlung noch von einer Ergänzungs-Abhandlung begleitet werden.

Jede Abhandlung sollte auf einen Raum von 32 Seiten in groß Octav mit zwei Columnen beschränkt, (so daß sie etwa 100 gewöhnlichen Octavseiten gleich käme) und mit, dem Texte beigedruckten Holzschnitten verziert werden. Der Preis jeder Abhandlung ist auf 6 Pence, oder ungefähr 18 Kreuzer festgesetzt, welcher bei einer größern Verbreitung noch niedriger gestellt werden soll. Regelmäßig am 1ten und 15ten jeden Monats soll eine Abhandlung erscheinen.

Die Hand, welche in dem ineinandergreifenden Räderwerk englischer Betriebsamkeit diese ungeheure Maschine zur Beförderung des intellectuellen, sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes seiner Mitbürger ins Leben rief, war auch die, welche sie in Bewegung setzte: die erste Abhandlung, welche erschien, war aus Brougham's Feder geflossen. Seine Vorlesung über den „Zweck, die Vortheile und die Annehmlichkeiten der Wissenschaft" dient als Einleitung für die Reihe von Abhandlungen über die zur Physik gehörigen Wissenschaften, mit welchen die Gesellschaft die Ausführung ihres Plans zu beginnen beschlossen hatte. Der Verfasser bezeichnet die Haupteintheilungen des menschlichen Wissens; er entwickelt die Natur und den Gegenstand der reinen Mathematik, Arithmetik, Geometrie, Algebra, dann die verschiedenen Zweige der von den Engländern sogenannten natürlichen Philosophie; und stets mit Glück findet und beschreibt er hiebei die wichtigsten Anwendungen dieser Wissenschaften auf die Bedürfnisse und Gewohnheiten des gesellschaftlichen Lebens.

Dieser Einleitungsschrift folgten bald zehn andere Abhandlungen: 1) Hydrostatik. 2) Hydraulik. 3) Pneumatik. 4) Wärmelehre. 5) Mechanik. 1te Abhandlung: Von den mechanischen Kräften; 6) 2te Abhandlung: Elemente der Maschinenkunde. 7) 3te Abhandlung: Von der Reibung und der Anspannung der Saiten. 8) Von der thierischen Mechanik. 9) Auszug aus Baco's novum organum 10) Optik.

Der in diesen Abhandlungen herrschenden klaren, einfachen Behandlungsart muß man das nämliche Lob ertheilen, wie der Brougham'schen Einleitungsschrift. Auf jeder Seite erkennt man die Meister der Wissenschaft. Der Verschluß dieser Abhandlungen ist vielleicht der beste Beweis ihrer Nützlichkeit, denn wenn das Volk sie kauft, so liest es sie; fährt es fort, sie zu lesen, so versteht es sie auch, und die Gesellschaft hat ihren Zweck erreicht. Nun ist es bekannt, daß von Brougham's Einleitungsschrift in Zeit von vier Monaten dreißigtausend Exemplare verkauft wurden. Von den folgenden Abhandlungen wurden gleich bei ihrem Erscheinen fünfzehntausend Exemplare abgesetzt, und der Verschluß nimmt noch immer so reißend zu, daß man die Zahl der Leser wenigstens auf fünfzigtausend anschlagen darf. Dem rühmlichen Beispiele der Britten ist in Frankreich die Gesellschaft zur Verbreitung des Elementar-Unterrichts gefolgt, und beide Nationen zeigen dem — in Sachen des Unterrichts zum Theil weiter vorgerückten Deutschland, wie die Wissenschaft angewendet werden muß, um für das Leben selbst die schönsten und belohnendsten Früchte zu tragen.

Das Grabmal Boccaccio's.

Die Behauptung Byron's im Childe Harold, daß Boccaccio's Grabmal in seiner Vaterstadt Certalda aus religiösem Fanatismus zerstört worden sey, scheint die guten Certaldesen sehr in Harnisch gebracht zu haben. Nachdem bereits ein Canonicus Cateni in zwei Briefen gegen die Ungerechtigkeit dieser Beschuldigung protestirt hatte, ist neuerdings noch eine eigene Schrift über denselben Gegenstand erschienen (Esame critico intorno al Sepolcro di Mess. Giovanni Boccaccio, scritto dal sig. Ab. de Povèda, Colle, 1827. 8.) aus der hervorgeht, daß das echte Grabmal des Boccaccio, ein flacher Stein, in welchen das Bildniß und das Wappen des Dichters eingegraben ist, im Jahr 1783 keineswegs vernichtet, sondern nur von seiner Stelle, im Fußboden der Kirche, entfernt und durch die Bemühungen einer edlen Dame, in dem eignen Hause Boccaccios aufbewahrt worden sey, und noch gegenwärtig aufbewahrt werde. Aber weder der gelehrte Canonicus, noch der eben so gelehrte Abbate haben die Frage beantwortet, ob man nicht das Recht hat, ein Grabmal zerstört zu nennen, wenn der Stein, der dasselbe bedeckt, von seiner Stelle entfernt wird? Die Veranlassung dazu soll übrigens nicht Fanatismus, sondern ein bloßes Mißverständniß gewesen seyn, das indessen den Certaldesen so wenig zur Ehre gereichen möchte, als jener. Der Großherzog Leopold hatte nämlich das menschenfreundliche Verbot erlassen, die Todten da zu begraben, wo die Lebenden gehen (di seppellire i morti dove passeggiano i vivi); dieß nahmen die scharfsinnigen Väter von Certalda wörtlich und warfen die seit Jahrhunderten modernden Gebeine ihrer Voreltern, die unter den Kreuzgängen ihrer Kirchen begraben lagen, ohne Umstände heraus (während sie fortfuhren, kürzlich Verstorbene in den Kirchen zu beerdigen, nur nicht an Stellen, wo die Lebenden gehen konnten).

Antologia di Firenze, Vol. XXVIII. p. 75 sqq.

Tasso's Monument.

Es ist der Plan im Werke, dem Sänger des befreiten Jerusalems endlich ein seiner würdiges Monument zu errichten, und zwar in der Kirche S. Onofrio zu Rom. Der Plan ging zunächst von dem Ritter P. E. Visconti aus; die Zeichnung ward von dem Bildhauer Joseph Fabris entworfen. Alle Bewunderer des Dichters sind zur Theilnahme eingeladen. Graf Dominico Lavaggi in Rom leitet die in den Hauptstädten Europas eröffneten Subscriptionen.

(Rev. enc. Fevr. 1828.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 107. 16 April 1828.

Simond's Reise in Italien.

Zweiter Artikel.

Wenn wir das Selbstbewußtseyn als gleichbedeutend mit dem geistigen Leben und Seyn überhaupt betrachten dürfen — und dazu haben wir allerdings das Recht, da derjenige Theil unseres Seyns, welcher uns nicht zum Bewußtseyn kommt, natürlich keiner Betrachtung, also auch keiner Berechnung unterliegen kann; so müssen wir wieder als den Kern und den innigsten Inhalt unseres Seyns die Erkenntniß des Schönen und Guten in uns, die Anerkennung und Behauptung unseres eigenen innern Werthes betrachten; und dieß ist das, was wir Ehre (honor, honestas) nennen. Zwar versteht man gewöhnlich unter Ehre nur jene Caricatur derselben, die den wahren Besitz geistiger Schönheit auf sich beruhen läßt, und nur den äußern Schein und die Voraussetzungen derselben von Fremden verlangt; aber jeder Lüge liegt ein Theil des Wahren zum Grunde, da der Irrthum selbst nur mangelhafte Erkenntniß der Wahrheit ist; und so ist auch jene Scheinehre mit allen den Verirrungen, zu denen sie führen muß — indem sie nicht in, sondern außer uns unsern Mittelpunkt setzt — doch nichts anderes, als die mangelhafte zeitliche Form, in welcher sich die vollkommene, ewige Idee der wahren Ehre kund gibt. Jeder Mensch trägt in seiner Seele die Abdrücke oder die Keime — wie wir es nennen wollen — aller göttlichen Ideen; denn das Unendliche — der Geist — ist untheilbar, und in jedem geistigen Wesen ist daher der ganze Geist und nicht etwa bloß ein Theil oder einzelner Ausfluß desselben. Jeder hat gleiche Ansprüche auf Anerkennung seines Werthes; und wenn wir dennoch gezwungen sind, einen Unterschied zwischen den einzelnen Individuen anzunehmen, so kann sich dieser nicht auf den geistigen Werth an sich, sondern nur auf die festere, kräftigere oder schwächere Behauptung desselben beziehen. Der höchste Ruhm des Menschen ist daher die Tapferkeit (virtus), oder die Kraft, mit der er seine Ehre, die Anerkennung seines Werthes behauptet; die tiefste Schmach die Feigheit, oder die Schwäche, welche, ungerecht gegen sich selbst, ihre Ansprüche auf jene Anerkennung aufgibt.

Wir glauben, nachdem wir diese Bemerkungen vorausgeschickt haben, kein Mißverständniß befürchten zu dürfen, wenn wir die unbedingte Verachtung eines einzelnen Individeums, und noch vielmehr also eines ganzen Volkes unter allen Umständen für ungerecht erklären, und selbst die Ausflucht zurückweisen, mit der man gewöhnlich diese Inhumanität zu beschönigen sucht: daß freilich jeder schlechte Mensch auch noch seine guten Seiten habe, und jedes noch so schlechte Volk ausnahmsweise einzelne ganz vortreffliche Individuen in seiner Mitte zähle. Es gibt keine absolut schlechten Menschen und keine schlechten Völker; aber es gibt Zustände, in denen der Mensch die Kraft verliert, das ihm angeborene Schöne und Gute äußerlich zur Erscheinung zu bringen, es gibt Lagen, in welchen das einem Volke inwohnende Gute zurückgedrängt und unterdrückt werden muß; daher gibt es tapfere und feige Menschen, tapfere und feige Völker.

Streng unterscheiden müssen wir aber von der Tapferkeit, die nur standhafte Behauptung des individuellen Werthes ist, unter allen Umständen, welche denselben gefährden könnten, jene Bereitwilligkeit zur Selbstaufopferung, die in der Unterordnung und Hingebung der Persönlichkeit für ein höheres Ganze besteht. Ein Volk kann die ausgezeichnetste moralische Kraft oder Tapferkeit besitzen, ohne deshalb der Aufopferung fähig zu seyn; und umgekehrt sehen wir Nationen, die auf einer Stufe der Bildung stehen, auf welcher von einer höhern Entwicklung der moralischen Kraft nicht die Rede ist, die größten Opfer der Hingebung bringen. Können wir es Tapferkeit, in unserem Sinne, nennen, wenn der Russe sich z. B. in der Schlacht von Zorndorf auf seinem Posten ohne Gegenwehr niedermetzeln ließ, um das Gebot des Feldherrn nicht zu verletzen? Aber eben so dürfen wir auch fragen: ist es Feigheit, wenn der Italiener sich nicht aufgefordert fühlt, für eine Sache zu fechten, die ihm fremd ist, die keine Bedeutung für ihn hat? Dieselben Lazzaroni, die den Truppen der französischen Republik den Besitz von Neapel drei volle Tage lange streitig gemacht hatten, weil sie Ketzer — Feinde des heil. Gennaro, ihrer Religion und Sitten in ihnen sahen, zeigten sich beim Einmarsche der Oesterreicher im Jahr 1821 als gleichgültige Zuschauer; waren sie deshalb seit jener Zeit etwa feige geworden?

Feigheit ist der Mittelpunct aller jener Schwächen, die man gewöhnlich unter dem Ausdruck der moralischen Schlechtigkeit zusammenfaßt; es ist daher nicht zu verwundern, wenn bei den sehr verschiedenartigen und oft einander widersprechenden Klagen der Fremden über die Erbärmlichkeit der Italiener, — indem der eine ihnen Hang zur Liederlichkeit und zu Ausschweifungen, der andere Habsucht und Geiz, der eine knechtische Unterwürfigkeit und Falschheit, der andere Hochmuth und ungezähmte Rach-

sucht vorwirft, — dennoch alle in dem Vorwurfe der Feigheit übereinstimmen. Es liegt gegenwärtig außerhalb unseres Planes, in eine Untersuchung der zufälligen Umstände einzugehen, welche jene so allgemeinen Klagen veranlaßt haben können; in den meisten Fällen dürfte überdieß zur Erklärung derselben, bei den überspannten Erwartungen, mit welchen die Reisenden aller Nationen „den classischen Boden von Italien" zu betreten pflegen, die natürliche Folge dieser Ueberspannung, die Täuschung der darauf gegründeten Erwartungen, hinreichend seyn.

Aus der ganzen Schaar der Reisebeschreiber, die in der neuesten Zeit über Italien geschrieben haben, dürfte vielleicht Simond derjenige seyn, den wir als den unparteilichsten Beobachter und Beurtheiler der charakteristischen Sitten und Gewohnheiten des Landes betrachten dürfen; wenn er indeß dem allgemeinen Vorurtheil gegen den Nationalcharakter der Italiener nichts anderes entgegen zu setzen weiß, als daß sie überhaupt keinen Nationalcharakter hätten, weil sie keine Nation wären, sondern in eine Menge völlig von einander verschiedener Völkerschaften zerfielen, so wollen wir statt aller Widerlegung, nur darauf aufmerksam machen, daß ja auch die Dialecte der verschiedenen Provinzen von Italien unendlich verschieden, und abweichend von einander sind, ohne daß sie deßhalb aufhörten italienisch zu seyn, anderen Sprachen gegenüber ein selbstständiges Ganzes, ein einziges, nach gemeinschaftlichen Gesetzen organisirtes Sprachsystem zu bilden. Die Italiener sind ein Volk, wie die Deutschen ein Volk sind, wenn auch durch die politischen Verhältnisse in noch so viele verschiedene Staaten zerrissen; und es fragt sich weniger darum, ob man ein Recht habe, sie als ein ganzes zu beurtheilen, als um die Gerechtigkeit dieses Urtheils, wie es fast überall gefällt wird.

Wenn wir uns auf den Grundsatz berufen dürfen, daß jeder nur das, worin er selbst die Meisterschaft erreicht hat, am schärfsten zu beurtheilen vermöge, so kann von dem Vorwurfe der Feigheit, so allgemein er auch den Italienern gemacht wird, eigentlich kaum mehr die Rede seyn, seitdem der Mann, der als der größte Feldherr und Krieger unserer Zeit anerkannt wird, sie von demselben frei gesprochen hat. „Die Tapferkeit der Italiener — sagte Napoleon noch in den letzten Tagen seiner Gefangenschaft — die Tapferkeit der Italiener hat sich zu allen Zeiten gleich rühmlich bewährt. Man darf zum Beweis nur das alte Rom anführen, und die Condottieri des Mittelalters, und aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die Truppen der cisalpinischen Republik und des Königreiches Italien."

Im Lager zu Agaponowszchyzna bei Witepsk hatte Napoleon sein Zelt mitten unter der italienischen Garde. Als er einen Offizier derselben um die Stärke und den Zustand seines Regimentes und den Verlust desselben auf dem Marsch befragte, antwortete dieser: „Sire, wir haben Compagnien, die von Italien bis hieher nicht einen Mann verloren haben." Der Kaiser, jedoch ohne sich darüber verwundert zu zeigen, erwiederte: „Wie? Sie sind noch immer von derselben Stärke, wie sie aus Mailand ausmarschirt sind?" — „Ja, Ew. Majestät!" waren die Worte des Offiziers. Nach einer kurzen Pause fuhr Napoleon fort: „Euer Regiment hat sich noch nicht mit den Russen gemessen?" — „Nein, Sire, aber es wünschte dieß auf das lebhafteste." — „Ich weiß, unterbrach ihn der Kaiser, es hat sich mit Ruhm bedeckt in Spanien, in Dalmatien, in Deutschland, wo es immer gewesen ist!" — „Ah! ah! siehe da die alten Schnurrbärte von Austerlitz (indem er mit Wohlgefallen auf die wachthabenden Grenadiere wies) — die Italiener sind tapfer, sie müssen es seyn — sie haben so viele schöne Erinnerungen, — und das Blut der Römer, das euch durch die Adern läuft — ihr könnt es nie vergessen!" *)

Wenn wir in diesen Worten auch nur die natürliche Absicht eines Feldherrn sehen, seine Truppen zu ermuthigen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sie diesen — nach allem, was wir von dem Benehmen derselben, in dem darauffolgenden Feldzuge wissen, nur die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Als nicht lange nach dem Aufbruch aus dem Lager der Vicekönig Eugen von einem zahlreichen russischen Convoi Nachricht erhielt, das auf dem rechten Ufer der Dwina zog, entsandte er vier Bataillons Infanterie und 300 Reiter von der italienischen Armee, um denselben aufzuheben. Die Russen, so wie sie die Annäherung des Feindes bemerkten, obwohl in überlegener Zahl, schlugen sogleich in einer sehr vortheilhaften Stellung eine Wagenburg. Fünfmal wird dieselbe angegriffen, und fünfmal werden die Italiener zurückgeworfen; endlich wenden sich die Offiziere der letztern zu ihren Truppen, und rufen ihnen zu: „Wie, brave Jäger? wollen wir zum Vicekönig zurückkehren, ohne unsern Auftrag erfüllt zu haben? Heran! Wer das Herz eines Italieners hat, folge uns!" Und unter dem Rufe: Viva l' Italia! werfen sie sich in das feindliche Feuer, bringen durch die Wagen in das Viereck der Russen, zersprengen dasselbe und nehmen, mit geringem Verlust, den ganzen Transport.

Die Schlacht bei Walutina-Gora wurde vorzüglich durch die Tapferkeit des 127ten Regiments entschieden, das, fast ausschließlich aus Conscribirten von dem italienischen Departement des Alpes zusammengesetzt, bisher ohne Adler marschirt war, weil es sich denselben nach Napoleon's Grundsatz erst auf dem Schlachtfelde verdienen mußte. Der Kaiser übergab dem Regimente nach der Schlacht den Adler mit eigner Hand, und sagte: „An der Spitze solcher Soldaten, kann man die Welt erobern." (Alla testa di tali soldati, si va in capo al mondo.)

Daß die Italiener übrigens sich ihres Werthes auch vollkommen bewußt waren, und die Anerkennung desselben, wo sie ihnen ungerecht entzogen wurde, sich auch wohl erzwangen, zeigt das eines Römers würdige Benehmen des Generals Pino, der, als der Vice-König von sei-

*) Wir entlehnen diese und alle übrigen Thatsachen, die wir hier aus dem russischen Feldzuge anführen, aus einem vor zwei Jahren erschienenen Werke: Gli Italiani in Russia, memorie d'un Uffiziale Italiano etc. Italia, 1826, 4to.

nen italienischen Truppen mit geringer Achtung sprach, seinen Degen vor ihm niederlegte, indem er sagte: „Gut, wenn Ew. königl. Hoheit den Italienern die Gerechtigkeit nicht wiederfahren lassen wollen, die sie verdienen, so muß ich zum Kaiser eilen, um sie von ihm zu erhalten."

Aber was beweisen wir durch alle diese Einzelnheiten? Wenn wir hundert Fälle anführten, in denen die Italiener ihre Tapferkeit gezeigt hätten, so könnte man uns immer noch entgegnen: Hier mögen die Italiener freilich einmal brav gewesen seyn; aber in unzähligen anderen Fällen haben sie sich eben so feig benommen; und unsere Untersuchung käme auf diese Art zuletzt auf ein Rechnungsexempel hinaus, das zu einem Addiren und Subtrahiren ohne Ende führen müßte. Wir sehen uns daher genöthigt, diejenigen, die sich von der Richtigkeit unserer Behauptungen nicht überzeugt fühlen, aufzufordern, die Geschichte der Kriege der neuesten Zeit zu studiren und dabei dem Antheil der italienischen Truppen an denselben einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Schwedische Volkslieder.

(Fortsetzung.)

3.

Herzog Magnus und das Seetroll.

Es war am Sonntag des Morgens früh,
Noch ihr Lied nicht die Lerche ließ klingen.
Es war ein Junggesell, der ruhete am Strand,
Da hörte die Seefrau er singen:
Ach, höret junger Magnus!
Ich biete euch ja große Gaben,
Wollet ihr mich freien?

Und ich will euch geben einen Mantel so fein,
Wie je ihr ihn könnet nur tragen,
Und jeglicher Faden an ihm soll seyn
Vom allerfeinsten Scharlaken.
Ach, höret 2c. *).

Und ich will euch geben ein neues Schwert
An funfzehn goldenen Ringen,
Und so oft dasselb' aus der Scheide fährt,
Sollt stets im Kampf ihr gewinnen.

Und ich will euch geben ein Mühlhaus neu,
Mit dreißig gehenden Steinen,
Sie laufen auf der Erde so leicht und frei,
Wie andere in reißenden Strömen.

Wohl könnte mit dir ich verloben mich,
Wann du wärst ein christliches Fräulein,
Nun aber bist du ein Meerstroll wild
Fliegst über alle Berge hinüber.

Herr Magnus er schwenkte sein Rößlein herum,
Er wollte der Seefrau enteilen,
Da war sie und griff ihm an Zügel und Zaum,
Und bat ihn ein wenig zu weilen.

Und hätte nicht Gott seine Gnade verliehn,
Daß der Hahn geschlagen die Flügel,
Er hätte wohl müssen mit der Seefrau ziehn,
Die da fliegt alle Berge hinüber.

*) Der Refrain durch alle Strophen.

4.

Herr Carl oder der Klosterraub.

Herr Carl er ging zu der Mutter hinein:
Gieb Rath, lieb Mütterlein, mir,
Wie soll ich die schöne Jungfrau
Aus dem Kloster führen mit mir?
Doch Herr Carl er schläft alleine.

O leg dich als krank, o leg dich als todt,
O lege dich auf die Bahr.
So kannst du die schöne Jungfrau
Entführen ohne Gefahr.
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Da kamen die kleinen Knaben
Sie waren gekleidet in Blau:
Will schön Jungfrau mit in die Wachstube gehn,
Herrn Carl auf der Bahre zu schaun?
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Und es kamen die kleinen Knaben,
Sie waren gekleidet in Roth:
Will schön Jungfrau mit in die Wachstube gehn,
Zu sehen Herrn Carl der ist todt?
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Und es kamen die kleinen Knaben,
Sie waren gekleidet in Weiß:
Will schön Jungfrau mit in die Wachstube gehn,
Zu sehen Herrn Carl als Leich?
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Und die Jungfrau ging zu der Mutter hinein
Und fragete sie um Rath:
Ach, kann ich wohl in die Wachstube gehn
Zu sehen Herrn Carl auf der Bahr?
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Mit nichten will ich dir geben den Rath,
Auch verbieten will ich dirs nicht.
Doch wenn in die Wachstub' Abends du gehst,
Herr Carl er betrüget dich.
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Und die Jungfrau hinein in die Thüre ging,
Wie die Sonn' in glänzender Pracht;
Doch Herrn Carls falsches Herze
Das liegt auf der Bahr und lacht.
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Und die Jungfrau ihm zum Haupte trat,
Sie sah auf sein krauses Haar.
Ach, wie du hier noch lebtest,
Warst mein du ganz und gar.
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Und die Jungfrau ihm zu den Füßen trat,
Hob auf die Leinwand fein:
Ach wie du hier noch lebtest
Warst du Herzallerliebster mein.
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Und die Jungfrau hin zur Thüre ging:
Gute Nacht, ihr Schwesterlein!
Herr Carl, der auf der Bahre lag,
Sprang auf und holte sie ein.
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Tragt wieder nun die Bahr hinaus,
Schenkt Meth und schenket Wein!
Am Morgen halt ich Hochzeit
Mit der Herzallerliebsten mein.
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Da waren die Klosternonnen,
Die lasen in ihrem Buch:
Es war gewiß ein Engel,
Der fort die Schwester trug.
Doch Herr Carl er schläft alleine.

Und alle Klosternonnen,
Die sangen nun für sich:
Christ, gieb, daß solcher Engel
Komm', hole mich und dich!
Doch Herr Carl er schläft alleine.

(Fortsetzung folgt.)

Des Bischof Heber's Reisen durch das nördliche Indien.

(Beschluß.)

Auch ein Zigeunerlager finden wir geschildert; bei welcher Gelegenheit der Verfasser einige Bemerkungen über die ursprüngliche Sprache dieses sonderbaren Volkes macht. „Am andern Ende des Flußes war ein großes Lager von kleinen Wagen, Kleppern, Ziegen ꝛc. zu sehen; das dem einer europäischen Zigeunerhorde so ähnlich war, daß ich nicht sehr überrascht wurde, auf meine Frage von Abdullah zu hören, daß es wirklich Zigeuner seyen. Sie sind nach seiner Behauptung in den obern Provinzen sehr zahlreich, und führen dieselbe Lebensart wie die Zigeuner in England. er hatte denselben Volksstamm in Persien und Rußland getroffen, und gefunden, daß sie in Persien so gut wie hier die Hindusprache reden. In Rußland hatte er nicht Gelegenheit, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen. In Persien aber sprach er auf Sir Gore Ousley's Bitte mit einigen dieser wandernden Stämme, und fand, daß sie ihn verstanden und ihm antworteten. Ich erzählte ihm von Lord Teignmouths hindustanischer Unterredung mit einem alten Zigeuner in Northwood; worauf er mir sagte, daß in Persien nicht jeder Zigeuner, sondern nur die alten noch hindustanisch reden. Auch bemerkte er, sie gleichen in allen Ländern, wo er sie noch gesehen, einander so sehr, daß man sich nicht an ihnen irren könne; obgleich sie in Persien von einer viel bessern Kaste, und viel reicher, als hier, in England oder Rußland seyen. „In Rußland," fuhr er fort, „hatte vor Peter dem Großen das gesammte Volk sehr viel mit den Zigeunern gemein." Diese Mittheilung ließ mich manche nicht unwichtige Folgerung ziehen: zuvörderst über die Identität der Zigeunerrace in Europa und Indien. Ihr Zusammenhang schien durch einen beobachtungsfähigen, und gewiß von keiner Theorie befangenen Zeugen begründet. Zweitens erfuhr ich bei weiterer Nachfrage, daß der Volksstamm in Persien, den ich mit unsern Zigeunern identifizirte, die wandernden Stämme von Curdistan seyen, die er mir, als aus einer guten Kaste stammend, und als tapfer und wohlhabend bezeichnete. Diese Stämme, deren Existenz in Persien, wie es scheint, bis auf die Zeiten vor Cyrus hinauf verfolgt werden kann, und deren Sprache bekanntlich von der in den Ebenen und den Städten gesprochenen abweicht, gleichen an Gesichtsbildung und Gestalt den Zigeunern; während ihre alte Sprache eine Mundart der hindustanischen ist. Es ist also wahrscheinlich, daß Persien der ursprüngliche Mittelpunkt dieser nomadischen Völkerschaft war." —

„Eine der größten Plagen auf dieser Reise waren die geflügelten Wanzen. An Gestalt, Größe und Geruch gleichen sie dem genus grabbaticum, das in England uns nur zu wohl bekannt ist. Die Nacht, welche wir auf der Höhe von Barrackpur zubrachten, fielen sie uns schon sehr beschwerlich; als wir aber auf den Palast des Rajah zukamen, flogen sie uns wie die Geister der Heere seines Ahnherrn zu Hunderten und Tausenden aus jedem Busch, jedem Schutthaufen der Ruinen entgegen, und fanden sich so zahlreich in unsern Kabinetten ein, daß es kaum darin auszuhalten war. Diese unglücklichen Thiere umflogen unsre Lichter in dichten Schwärmen, verbrannten sich Füße und Flügel an dem Rande der Glasdecken derselben, und fielen herab; andere stürzten sich kühner gerade in den Feuerkrater und fanden dort ihren Tod. Diese unmittelbaren Anfechtungen ließen uns gar nicht bemerken, daß sich an den neuübertünchten Zimmerdecken ein mächtiges Heer in schwarzen Haufen niedergelassen und von da seine Wohlgerüche verbreitete, bis es von den Ameisen aufgefressen wurde. Diese durchzogen in Schaaren meine Pinasse und hatten mir einen großen Theil meiner Vorräthe aufgezehrt, auch eine ganze Büchse blauer Pillen zu sich genommen, die hoffentlich gute Wirkung thaten; da sie aber kein anderes Ungeziefer aufkommen lassen, so kann ich ihnen nicht so ganz abhold seyn."

Die Ebenen Bengalens, von dem Ganges überflutet, müssen nach Hebers Beschreibung einen äußerst interessanten Anblick gewähren:

„Ich nahm nicht die gerade Richtung nach Norden über die Jils (Sumpfgegenden) sondern fuhr über den Fluß Delasserry und eine Strecke überfluteten Landes hin, das ein seltsames, trauriges Schauspiel bot. Die unansehnlichen Dörfer, auf kleine Erddämme zusammengedrängt, ragten noch gerade hoch genug über der Oberfläche des ausgetretenen Wassers hervor, während das übrige Erdreich fünf bis sechs Fuß tief unter Wasser stand. Mir fiel Gray's egyptisches Delta bei, dessen Bewohner

Das schwache Bot zu nahen Städten bringt,
Die schimmernd, hoch, die wilde Fluth umschlingt.

Bei diesen Dörfern aber war an kein Schimmern zu denken. Endlich waren wir an allen vorüber, und in eine Art Schilfmeer gekommen — eine unabsehbare Sumpffläche, wo sich hohe Binsen über die Oberfläche des Wassers erheben, das die ansehnlichsten Fahrzeuge tragen würde. Wir steuerten rasch voran. An einer Stelle, wo die Binsen am dichtesten standen, sondirte ich mit dem Ruder und fand das Wasser wenigstens zehn Fuß tief, den tiefen, weichen Schlammboden nicht mit eingerechnet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 108. 17 April 1828.

Lyon's Reisen in Mexico.

Journal of a Residence and Tour in the Republic of Mexico in the year 1826; with some account of the Mines in that Country. By Capt. G. F. Lyon, R. N., F. R. S. 2 vols. 8vo. London: 1828.

Capitän Lyon scheint zu Anfang des Jahres 1826, als Geschäftsführer zweier Londoner Compagnien, die Aufsicht und Leitung einiger Bergwerke im nördlichen Binnenland Mexicos übernommen zu haben. Die Gegend, durch welche er reiste, war größten Theils nicht viel besser als eine Wildniß. Sie bestand aus weiten Einöden, wenigen, dem Verfalle nahen Städten, und einigen beinah unbewohnten Dörfern; nur selten bot eine kühne Gebirgslandschaft einigen Ersatz für die frostige Leerheit der übrigen Gegenden. Sie legten sich in dem Flusse Panuco vor Anker; der Capitän des Schiffes (Perseverance) und Capitän Lyon setzten sich bei dem Commandanten des Forts und den Zollbeamten durch Geschenke von Wein, Kuchen und Cigarren so sehr in Gunst, daß sie auf einem Boot nach Pueblo Viejo, der Residenz des Commandanten, fahren durften. „Die Nacht," schreibt Lyon, „brach bald darauf ein, und wir ruderten über zwei Stunden gegen eine starke Strömung auf einem Flusse von einer halben (englischen) Meile Breite. Das Geräusch unsrer Ruder störte die großen Kraniche, Reiher und unzählige andere Vögel aus ihrer Ruhe auf. Sie flatterten in blinder Verwirrung über der Oberfläche des Flusses einher, während Myriaden von Feuerfliegen zwischen den dunkeln Mangelbäumen schwirrten, die ihre dicht in einander verwachsenen Aeste in das Wasser senkten. Laubfrösche und Grillen, die sich hier in Menge finden, betäubten uns mit ihren schrillen, durchdringlichen Akkorden, und um den reizenden Genuß meines ersten Abends in Amerika zu erhöhen, wurden wir von einem uns unsichtbaren Boote aus von Jemand, der in uns Ausländer vermuthete, in unsrer Muttersprache bewillkommt. Er erbot sich, uns nach der Stadt zu lootsen. Wir kamen bald vor das Haus des amerikanischen Consuls, Robertson, an den wir gewiesen waren, und wurden von ihm aufs freundlichste aufgenommen. Da er sah, daß wir müde, hungrig und naß von dem Nachtthau waren, versah er uns mit allem Erforderlichen und wies uns Betten in dem Consulatgebäude an; — allein an Schlaf war hier nicht zu denken. Hunde, Schweine und rastlose Hähne, die schon um Mitternacht zu krähen begannen, hätten für sich schon alle Ruhe von dem Lager des Fremden gebannt; zum Ueberfluß brach auch noch ein wüthender Sturm aus, von Donner und Blitzen, und so heftigem Regen begleitet, daß in wenig Minuten ganze Bäche durch die Stadt schoßen.' —

„Ich besuchte mit einem Theil unsrer Gesellschaft einige Eilande in der Mitte des Tampicoer Sees, ungefähr sieben (englische) Meilen von Pueblo Viejo entfernt. Als wir um die erste kleine waldige Insel fuhren, glitten wir unter einem frischen Norte (Nordwind) in eine kleine, sichere Bay, dicht mit Mangel- und andern Bäumen überhangen, auf denen Hunderte von Kranichen, weißen, braunen und blauen Reihern, rosenfarbigen Löffelgänsen, und mancherlei andere Vögel so dicht beisammen saßen, wie in einem Vogelhaus. Indem wir nach ihnen schoßen, störten wir sehr große Alligatoren (Kaimane, Krokodile) auf. Wir sahen sie schwerfällig längs der langen Sandbank sich fortbewegen. Gewöhnlich findet man sie so dicht am Rande des Wassers liegen, daß sie es mit Einem Sprunge erreichen können. — Von dem kleinen Eilande aus, auf dem wir uns mehrere Hüte voll Eier gesammelt hatten, fuhren wir nach einem andern, auf dessen nördlicher Seite wir unzählige Nester von Kranichen und rosefarbenen Löffelgänsen fanden, deren jedes zwei oder drei beinah flücke Jungen enthielt. Die Mangelbäume stehen hier so dicht, daß man leicht von einem auf den andern klettern und selbst über ihre Gipfel hingehen kann. Wir stiegen hinan, um die blinzäugigen Bruten von jungen Löffelgänsen, und den schneeweißen Flaum der jungen Kraniche zu bewundern, die den lieblichsten Kontrast gegen das dunkle, glänzende Grün der Blätter bildeten, unter die sie gebettet waren. Nachdem wir unsre Sammlung gemacht, kehrten wir zurück, und ich nahm ein Paar junger Löffelgänse mit mir, die bald so zahm waren, daß sie auf meinen Ruf herankamen, und mir nachliefen, wohin ich wollte. Die armen Geschöpfe starben jedoch, als ich sie bei meiner Rückkehr nach England an Bord gebracht hatte."

Seine Aufnahme zu Pueblo und seinen Aufenthalt zu Tampico schildert Lyon folgendermaßen:

„Der Commandant versicherte mich aufs verbindlichste, daß alles, was er hätte, zu meiner Verfügung stünde; der Alkalde bat mich, zu glauben, daß er mein Diener sey; und der Zollaufseher ersuchte mich, nachdem er mir die Hand geküßt, nach Willkür über ihn zu gebieten, suchte aber bald darauf mir Hindernisse in den Weg zu rücken. Herr Robertson hatte die zuvorkommende Güte, mir in einem der angesehensten Häuser ein Zimmer ohne Fenster zu

miethen. Die Gebieterin des Hauses war mehr unter dem Namen der Gachupina *) (einem Schimpfwort für die europäischen Spanier) als unter ihrem eigentlichen, Dona Francesca, bekannt. Diese Dame, welche im Rufe stand, eben so reich als honett zu seyn, bedauerte unendlich, daß die Zeit nicht erlaubte, mein Zimmer zu weißen; zwei indianische Mädchen waren jedoch sogleich beschäftigt, den Lehmboden aufzuwaschen und mir es bequem zu machen. Meine Hauswirthin war voller Artigkeit, und hatte, wie ich bald ersah, keine geringe Meinung von ihrer guten Erziehung und Lebensart. Sie galt als eine der geachtetsten Frauen in Tampico, und obgleich ein gewisser Don Antonio, der ihren kleinen Kramladen und ihr schönes Ich bediente, nicht ihr Eheherr war, so that sie sich doch auf ihren unbescholtenen Character, und die hohe Achtung, in der sie ihres Reichthums wegen stand, nicht wenig zu gut. Sie mochte ihre fünfundvierzig Jahre haben, war wohlbeleibt, und, wenn sie, in ihrem Morgennegligee ihr Hemd mit einem Band um die Lenden gegürtet, ihre Cigarre schmauchte, äußerst liebenswürdig. Diese reizende Figur und ich bildeten jeden Morgen um 6 Uhr eine interessante Gruppe. Meine schöne Wirthin lehnte sich über ein kleines Pförtchen, das den Schweinen, Hunden, Katzen und dem Geflügel den Eingang aus dem Hof in mein Zimmer verwehrte. Während ich mit ihr behaglich die Cigarren verschmauchte, womit sie mich beehrte, nahm ich bei ihr Lectionen im Spanischen und unterhielt mich mit ihr in ihrer Muttersprache; wo ich denn immer hören mußte, daß sie eine „Altspanierin" und obgleich, wie beinah alle eingebornen Frauenzimmer dieser Stadt, des Lesens und Schreibens unkundig, dennoch ihre Ansprüche auf höhere Bildung habe. Die Hinterthür meines Zimmers, welche die Stelle eines Fensters vertrat, ging auf einen Hof, in dem achtzehn Hennen mit einem zahllosen Heere Küchlein ihr Unwesen trieben. Das Wiehern eines an einen Baum gebundenen Pferdes wurde von Zeit zu Zeit von zwei Kollegen in einem kleinen, offenen Stalle beantwortet. In diesen Chor stimmten vier beißige Hunde ein, die von Morgen bis Abend und von Abend bis Morgen heulten und sich selbst oder fünf lahme Katzen und ihre Jungen anbelferten. Die vorstehenden Dachtraufen, die eine Art bedeckten Gang bildeten, schützten Dona Francesca (die Herrin des Hauses) vor der Sonne und schirmten auch einen meiner ärgsten Plagegeister. Auf einer Stange, die an beiden Enden an einem Stricke hing, wiegte sich ein Lieblingspapagei, der unaufhörlich schwatzte, und so ziemlich in demselben lieblichen Ton, wie seine Gebieterin. Bruchstücke aus spanischen Liedern, Schimpf- und Spottreden, Liebkosungen, Flüche, Gebete drängten sich mit einer Schnelligkeit, die nur ihm und seiner Besitzerin eigen war. Zu meinem Unstern mußten noch zwei junge indianische Frauen nebst einem plauderhaften Mädchen zwei Yards von meiner Thür Mais mahlen, Törtchen wellen, singen, klatschen und lachen, ununterbrochen fort; zur Essenszeit vollendete das Geprassel der im Oel gebratenen Fische und anderer Gerichte diese Harmonie. Francesca, deren Stimme dem Hörer durch Mark und Bein drang, hatte ein kränkliches, gelbliches, eigensinniges Kind adoptirt, das beständig schrie und nirgend ruhen wollte. Das Geschrei des armen Kindes, von dem Papagei getreulich nachgeahmt, hatte abwechselnd Liebkosungen, Scheltworte und Züchtigungen mit der Ruthe von Seite der Pflegemutter zur Folge. Das Ende vom Liede war gewöhnlich, daß das arme Geschöpf, zur Strafe in den Hofraum gesperrt, schluchzend in eine Ecke meines kleinen Zimmers kroch. Ich sage nichts von den Schweinen und ein paar Böcken, die zu meinem Unglücke sehr gute Lungen hatten, noch von Don Antonio's beständigen Streiten über politische Gegenstände mit einem kränklichen Bergwerksgenossen, der, wenn seine Geschäfte es erlaubten, jedes Mal zu mir aufs Zimmer zu kommen und mir seine Noth zu klagen pflegte. Füge ich dieser Leidensliste noch die unbeschreiblich scharfen Hauer der Flöhe, Wanzen, Mosquitos, Sandfliegen und Garrapatos *) bei, welche in den Momenten, wo ich der Ruhe bedurfte, auf Kosten meines armen Leichnams schwelgten, so kann man sich einen Begriff von meiner Lage machen." —

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Rundhüte?

*) Eine Art kleiner Zecken, die in Menge ihre Köpfe in die Haut eingraben und nur mit großer Mühe wieder herausgezogen werden.

Das Königthum und die Demokratie in Frankreich. *)

Jene falsche Politik, welche Könige und Völker als zwei feindliche, einander gegenseitig mit Unterjochung oder Vernichtung bedrohende Elemente betrachtet, hat zwei Systemen des Absolutismus das Daseyn gegeben, die in ihren Prinzipien gleich verkehrt, in ihren Folgen gleich verderblich waren: sie hat die Könige mit dem Zauberspiel der absoluten Gewalt, die Völker mit dem Traumbild der absoluten Freiheit getäuscht. Aber jetzt, da beide Theile des gefährlichen Kampfes müde und nur das Errungene zu sichern oder das Gerettete zu erhalten bedacht sind, gewinnt die Frage neues Interesse, welches die geeignetsten Mittel seyen, jene Gegensätze aufzuheben oder zu versöhnen.

In einem aufgeklärten Zeitalter, wo das Volk nicht so wohl zu befürchten hat, vom Throne unterdrückt, als der Thron, der heilige Bewahrer der Ordnung und der Sitte, von der blind anwogenden Masse des Volks überwältigt zu werden, kommt vorzüglich die Sicherheit des Thrones in Betracht. Man hat zu dem Ende geglaubt, denselben mit aristokratischen Barrieren umgeben zu müssen; indem man aber Stände schuf, die man so aus dem Volk heraus riß, daß das Volk sie nicht mehr für seines Gleichen halten konnte, geschah es, daß man oft den Antagonismus der demo-

*) De la Démocratie dans la monarchie constitutionelle ou essai sur l'organisation municipale et départementale et sur la formation de notabilités politiques en France. Par Joseph Aubernon, Ex-Prefét. Paris. Mars 1828.

kratischen Kräfte, statt ihn, wie man beabsichtigte, zu paralysiren, durch den vermehrten Widerstand nur verstärkte.

Frankreich, ungeachtet seiner aristokratischen Erinnerungen, vielleicht mehr als irgend ein Land in Europa entaristokratisirt, ist genöthigt, in der Demokratie Stützen für den Thron zu suchen.

„Man muß gestehen," sagt Herr von Segur, „daß der Geist der Gleichheit, lange ehe er sich unter dem dritten Stande verbreitete, im französischen Adel tiefe Wurzeln geschlagen hatte." Die Feudalhierarchie war vergessen. Man hatte Heinrich IV sagen hören, daß er unter allen seinen Titeln, die Ehre, ein französischer Edelmann zu seyn, für den schönsten halte. Um den französischen Adel mit Einem Worte zu bezeichnen, könnte man ihn eine privilegirte Demokratie nennen. Noch auffallender traf dieß bei der Geistlichkeit zu. Wie manche ihrer Mitglieder, die nicht nur zu den höchsten Würden der Kirche, sondern auch zu den ausgezeichnetsten Aemtern des Staats emporstiegen, waren Söhne von Bürgern und Bauern! Der Geschmack an den Wissenschaften und schönen Künsten hatte das Uebrige gethan. Talent und Verdienst machten hoffähig; Männer von Genie waren der Mittelpunkt der guten Gesellschaft; in vielen Fällen genossen literarische Titel den Vorzug vor Adelstiteln. Allmälig gewöhnte man sich, den Rang, statt nach Vermögen und Geburt, nach Verdienst, Charakter und Geist zu bestimmen. So wird es allein begreiflich, wie die Nationalversammlung in einem Zeitraum von kaum vier Monaten, unter der beredten Beistimmung der Montmorency und der Barnave, der Clermont-Tonnerre und der Bailly, alle alten Mißbräuche abschaffen und an die Stelle der Privilegien die Gleichheit setzen konnte. In dem französischen Reich gab es damals keine staatsbürgerlichen Existenzen, als die Demokratie, die Nationalversammlungen und den Monarchen, und die seit jener Periode verflossenen vierzig Jahre haben an diesem Stand der Dinge nichts geändert.

Indessen ist der in der ganzen Nation tief eingewurzelte Demokratismus nicht von der Art, daß er mit jeder Unterordnung, mit jedem Rangbegriff unverträglich wäre. Der Franzose liebt zumal Gleichheit und Auszeichnungen; seine Eitelkeit macht ihn zu einer wahren Proteusnatur: ohne daß er einen Obern leiden kann, sucht er immer der Obere von seines Gleichen zu werden; aber man würde sich eben so sehr täuschen, wenn man im Vertrauen auf seine Liebe zur Gleichheit eine republikanische Regierung errichten, oder wegen seiner Liebe zu Auszeichnungen Stände und Privilegien wieder herstellen wollte.

Insofern die Natur nicht alle Menschen mit Verstand, Tugend, Leidenschaft und Willenskraft zu gleichen Theilen ausgestattet hat, ergibt sich schon von selbst ein Uebergewicht der Stärke der einen über die Schwäche der andern, ein Uebergewicht, das sich auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse erstreckt.

Männer, die sich durch Energie des Charakters, durch eine schöne und nützliche Thätigkeit, durch Talente, durch weise Anwendung ihres Vermögens, durch ihre Verdienste um den Staat ausgezeichnet haben, hinterlassen ihren Erben immer auch ein günstiges Vorurtheil für sich, und man wird sich unwillkürlich beeifern, die den Vätern gezollte Achtung auch auf die Söhne überzutragen. Ein Volk wie das französische, das durch den Nationalruhm so sehr geschmeichelt ist, nimmt an der fortdauernden Verherrlichung der großen Namen seiner Geschichte ein bedeutendes Interesse. Unerträglich dagegen wäre dem Franzosen der Gedanke an künstlich gemachte Superioritäten, die nicht jeder auf dem natürlichen Wege sollte erreichen können, während dieselben an Einzelne, die von Natur keinen Anspruch darauf hätten, als Vorrecht verliehen würden.

Damit haben wir das Wesen einer in Frankreich allein möglichen Aristokratie angedeutet, die unmittelbar aus dem Schooße der Gleichheit hervorginge. Wenn die alte Aristokratie, die sich selbst zu beschützen hat, nur eine schwache Stütze für den Thron seyn kann, so würde diese Aristokratie des Bürgerthums, die Repräsentantin der Tugend, der Wissenschaft, des Reichthums und des Verdienstes, die in einer innig verbundenen Reihe, Stufe um Stufe, von den Notabeln der Dorfgemeinde zu den Notabeln des Königsreichs*) sich erhöbe, das Prinzip der Stätigkeit und der Beweglichkeit, und folglich der Sicherheit, in sich vereinen, und sie wäre das Ziel, welches die Demokratie zu erreichen strebte, und zugleich die Schranke, welche der Ehrgeiz nicht überschreiten könnte, so daß sie sich zu einem Vermittlungskörper zwischen dem Volk und dem Königthum trefflich eignen müßte.

Schwedische Volkslieder.

(Fortsetzung)

5.

S. Steffens Lied.

Steffen war ein Pferdeknecht,
Wir denken nun so gerne —
Er führte seine fünf zur Tränk
Schon vor dem hellen Sterne.
Noch erscheint nicht der Tag,
Doch die Stern' am Himmelsdach
Die leuchten.

Zweie waren braune,
Wir denken 2c.
Sie fressen das Heu im Raume
Schon vor dem hellen Sterne 2c. **).

*) Aubernon, am a. O. S. 95 folg. Notabeln des Königreichs wären die 15—20,000 Wahlmänner der großen Collegien, die Maires der Städte, die Präfecten, die Mitglieder der hohen Reichs-Collegien, die Deputirten, die Pairs, die Minister, die hohen Hofchargen, die Staatsräthe, die Requetenmeister, die Gesandten, die Generale und Obersten, die Admirale und Schiffscapitaine, die Intendanten, die Präsidenten und Räthe der Gerichtshöfe, die Mitglieder des Instituts und der Akademien, so daß dadurch eine schöne Harmonie zwischen Bürgern und Beamten sich erzielen ließe.

**) Der Refrain durch alle Strophen.

Zweie waren weiße,
Sie waren den andern gleiche,

Das fünfte das war apfelgrau,
Und Steffen er ritt selber drauf.

Eh der Hahn noch hat gekräht,
Steffen schon im Stalle steht.

Eh noch steigt die Sonn' herauf,
Legt er Zaum und Sattel auf.

Steffen reitet zur Quelle,
Wir denken nun so gerne —
Er schöpft das Wasser so schnelle
Schon vor dem hellen Sterne.
Noch erscheinet nicht der Tag,
Doch die Stern' am Himmelsdach
Die leuchten.

6.

Der Harfe Kraft.

Junggesell er geht und spielet im Freien
Und Jungfrau sie sitzet im Zimmer und weinet:
Du Herzgeliebte mein,
Sage, warum du trauerst!

Bist du traurig um den Sattel, bist du traurig um's Pferd?
Oder daß ich dich habe zur Braut begehrt?
Du Herzgeliebte mein 2c. *).

Um den Sattel nich traur' ich, auch nicht um das Pferd,
Auch nicht, daß zur Braut du mich hast begehrt.

Bist traurig du, daß der Sattel ist hart,
Oder traurig, daß weit hingehet die Fahrt?

Nicht bin traurig ich, daß der Sattel ist hart,
Nicht traurig, daß weit hingehet die Fahrt.

Bist du traurig um Vater oder Mütterlein,
Oder traurig um Bruder und Schwesterlein?

Bin nicht traurig um Vater und Mütterlein,
Oder traurig um Bruder und Schwesterlein.

Um mein Goldhaar schön bin ich trauervoll,
Das im Warnamo liegen und fließen soll.

Als ich Kind noch war, schon die Seherin sprach,
Daß ertrinken ich sollt' am Hochzeitstag.

Ich will dir erbauen eine Brücke so stark,
Und sollt' es auch kosten zwölftausend Mark.

Zwölf Ritter sollen wohl vor dir reiten.
Und zwölf der Ritter auf jeglicher Seiten.

Und wie sie kamen auf die Brücke nun,
Da stolperte das Roß auf den goldenen Schuh'n,

Auf den Goldschuh'n und über die Troddeln viel,
In den reißenden Strom nun die Jungfrau fiel.

Der Junggesell er sprach zu dem Knappen klein:
Geh hole mir schnell die Goldharfe mein.

Wie den ersten Griff auf der Harf er macht,
Da sitzt der Neck auf dem Wasser und lacht.

Wie den zweiten Griff auf der Harf er wagt,
Sitzt der Neck auf dem Wasser und weint und klagt.

Höre, Junggesell, o spiele nicht so hart,
Sollst wieder ja haben dein Bräutlein zart.

Sollst wieder ja haben dein Bräutlein roth,
Sollst ja wieder es haben, es ist nicht todt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Durch alle Strophen.

Die Malaien.

Eine sonderbare Gewohnheit, die den Malaien eigenthümlich ist, obgleich sie an mehrere seit uralten Zeiten im ganzen Orient verbreitete Sitten erinnert, ist ihre Abneigung ihren eigenen Namen, oder den ihrer Eltern zu nennen, auch dann wenn sie ausdrücklich nach demselben gefragt werden, es sey im Privatleben oder selbst vor Gericht. Nachdem ich schon öfters von dieser Abneigung und Scham der Eingebornen gehört hatte, erzählt der Oberst Nahuijs in seinen Briefen over Bencoolen (S. 107.) wollte ich mich durch eigene Erfahrung überzeugen, was daran wäre, und ich fand, daß das mir hierüber Mitgetheilte in der That seinen vollen Grund hatte. So fing ich eines Tages mit einem Malaiischen Kaufmann, den ich mehrere Male im Comptoir des Herrn v. d. B. getroffen hatte, als ich ihn vor seiner Hausthür stehen fand, ein freundschaftliches Gespräch an, worin ich ihm zu erkennen gab, daß ich bis auf diese Stunde seinen Namen noch nicht wüßte, obwohl ich ihn schon so oft gesehen habe, und daher wünschte, denselben von ihm zu hören. „O meinen Namen," antwortete er stammelnd und verlegen, „den weiß Herr v. d. B. schon lange; denn ich bin ein sehr alter Freund und Bekannter von ihm." Und so würde mein guter Malaie noch lange fortgefahren haben, um mich von meiner Frage abzuleiten; doch gelang ihm dieß nicht, indem ich ihn unterbrach, daß es mir sehr angenehm sey, diesen Umstand von ihm zu vernehmen, daß ich dadurch aber über seinen Namen noch keine Aufklärung erhielte und daß ich ihn daher bitte, mich denselben wissen zu lassen. Ganz aus dem Felde geschlagen, schlüpfte er jetzt, da er keine Ausflucht mehr wußte, in sein Haus und sandte mir einen seiner Diener oder Angehörigen zu, der mir denn seinen Namen mittheilte.

Auch in Europa galt es zur Zeit der Kreuzzüge und früher dem Ritter für eine Schmach, wenn er seinen Namen nennen mußte; und wir finden daher häufig Stellen in den Heldengedichten des Mittelalters, die sich auf diesen Gebrauch beziehen. Erst niedergekämpft, gab der überwundene Ritter seinen Namen als Preis für sein Leben, wenn er nicht dieses, sieglos, verschmähte.

Also sprach da Heime: Nun sagt mir euern Namen,
Werther Ritter edel, deß dürft ihr euch nicht schamen;
Sinnt ich euch an dem Schilde und Wappen nicht erkennen kann.
Seyd ihr es von Berne, Herren Dietrichs Mann?
Da sprach Alphart der junge: Es wär' nicht gut gethan,
Daß dazu mich bezwänge ein einziger Mann,
Daß ich ihm sagte Mähre, zurechte meinen Namen,
Wer mein Geschlecht wäre; deß müßt ich mich immer schamen.*)

Chinesischer Roman.

Hau-Kiou Choaan, ou l'Union bien assortie, roman chinois. Paris, 1828, 4vol. 12. Der neue Abdruck dieser Uebersetzung von Hau-Kiou-Choaan, die ursprünglich zu Lyon 1766 erschien, ist ohne Zweifel nur eine buchhändlerische Speculation, die durch den glücklichen Erfolg des im verflossenen Jahre von Abel-Remusat herausgegebenen chinesischen Romans Ju-Kiao-li veranlaßt wurde. Die französische Uebersetzung ist nur eine Uebertragung aus der englischen, London bei Dodsley 1761 (4vol. 8); und man findet darin dieselben Sittengemälde wie in Ju-Kiao-li, aber weniger lebendig und origenell und daher bei weitem weniger anziehend.

*) Alpharts Tod Str. 263—4.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 109. 18 April 1828.

Das neue brittische Colonisationssystem *).

Stets muß man die Folgen der Lage, in die man sich selbst gesetzt hat, hinnehmen. England, in Industrie und Reichthum glänzend, alle Meere mit seinen Schiffen und alle Küsten mit seinen Kolonien deckend, leidet dennoch an zwei Uebeln, die eben aus jener Vollblütigkeit hervorgehen. Das eine dieser Uebel hat zur Folge, daß viele englische Familien, die ein redlich erworbenes, aber etwas beschränktes Einkommen besitzen, damit auf ihrer Insel nicht leben können, daher das Vaterland verlassen, sich nach Frankreich, Italien, der Schweiz wenden, und so ihre Renten im Auslande verzehren. Die schweren Abgaben, die Armentaxe, die Zehnten des anglicanischen Klerus haben alle Gegenstände des Verbrauchs so sehr vertheuert, daß man, um jenseits des Canals angenehm leben zu können, viel reicher seyn muß als anderswo. **) Auch muß man hiebei wohl bemerken, daß in diesem Lande die öffentliche Achtung, die man genießt, sich nach den Ausgaben, die man zu machen hat, richtet, so daß eine bescheidene, sparsame Familie, die sich sonst gerne mit wenigem begnügen würde, doch sich nicht dazu versteht sich einzuschränken, weil sie in der öffentlichen Achtung sinken würde, ihr Betragen möchte auch sonst noch so vorwurfsfrei, und das persönliche Verdienst ihrer einzelnen Glieder noch so groß seyn. So trägt die Nation in sich selbst die Strafe ihrer Eitelkeit, wie andere Nationen die Strafe ihres Leichtsinns.

So bedeutend dieses Uebel ist, so scheint es doch die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber Großbritanniens noch nicht auf sich gezogen zu haben. Ein anderes Uebel hingegen ist der Gegenstand des wichtigen Berichtes, den eine im vorigen Jahre ernannte Commission dem Hause der Gemeinen zu erstatten hatte — die Nothwendigkeit der Auswanderungen und Colonisationen *). Am besten wird man diesen Bericht verstehen, wenn wir einfach den Zustand darstellen, in welchem sich die arbeitende Classe in mehreren Provinzen, vorzüglich in den südlichen Provinzen Schottlands, in der Umgegend von Glasgow, Paisley, Lanarck befindet. Die Arbeiter daselbst sind stets der Gewerbsstockung und folglich der Nahrungslosigkeit ausgesetzt. Vermindert sich die Nachfrage nach den Manufacturproducten, so fällt auch der Preis ihres Taglohns, ja, viele Arbeiter sind ganz unbeschäftigt. Dieses Uebel ist allen Manufactur-Districten gemein; aber die Opfer solcher ungünstigen Zeitverhältnisse sind zahlreicher in den Ländern, wo die Manufactur-Industrie die Hauptrolle spielt. Indessen ist dieß noch nicht das größte von den Uebeln, die uns hier vors Auge treten.

Irland, das arme und doch so fruchtbare Irland, das, Dank den Kartoffeln, seine Bevölkerung in hundert Jahren sich vervierfachen sah, kann diese Bevölkerung nicht mehr beschäftigen und nähren. Blos ein Canal von einigen Stunden trennt es von Schottland, und ganze Schaaren unglücklicher Irländer kommen herüber, um in jeder Art von Beschäftigung ihre Dienste um die Hälfte des Lohnes anzubieten, den der schottische Arbeiter nöthig hat, um leben zu können. Jene Irländer haben keine weitern Bedürfnisse, als ein paar alte Lumpen, um die Blöße zu decken, eine Lehmhütte, um sich vor Wind und Wetter zu schützen, und einige Kartoffeln. Wie kann nun der schottische Arbeiter, der in einem Hause leben, etwas Fleisch essen, und Bier trinken muß, gegen die Concurrenz des bedürfnißlosen Irländers bestehen? Könnte man wohl dem Manufacturherrn, der selbst gegen so zahlreiche Concurrenten zu kämpfen hat, zumuthen, daß er dem Schotten eine Arbeit theurer bezahlen soll, die ihm der Irländer wohlfeiler liefert? In vielen Gewerben beschränkt sich das, was der Lehrling zu lernen braucht, auf

*) Nach einem — mit J. B. S. (Joh. Bapt. Say) unterschriebenen Aufsatze in dem neuesten Hefte der Revue encyclopédique.

**) Man fragt oft, wie es möglich sey, daß die Engländer den Fremden dieselben Producte so wohlfeil liefern, die bei ihnen selbst so theuer verkauft werden, so daß man z. B. in Paris die englischen Waaren um billigern Preis kauft, als in London? Dieß ist, neben vielen andern, vorzüglich zwei Hauptursachen zuzuschreiben: der Handelsmann, der Waaren ausführt, erhält für die Hauptartikel der Ausfuhr bedeutende Rückzölle (Rückzahlungen bezahlter Taxen); zweitens fallen die in England so ungeheuren indirecten Steuern besonders hart auf den Verkäufer, den Handels- und Gewerbsmann, der daher gezwungen ist, durch den erhöhten Preis seiner Waaren sich zu entschädigen für die enormen Taxen, die auf dem Biere und dem Weine liegen, den er trinkt, auf den Flaschen, in denen er sein Wasser auf den Tisch stellt, auf dem Hut, dem Rock, den Schuhen, die er am Leibe hat, kurz, auf jedem Gegenstand seiner Consumtion und seines Vergnügens.

*) Third report from the Committee on Emigration etc. London 1827. 1 gros vol. in fol.

ziemlich weniges; dem Irländer fehlt weder Kraft noch Geschick; überdieß haben die meisten jener Emigranten von ihrer Kindheit an in Irland Leinwand weben sehen, und selbst gewoben, so daß sie in wenigen Tagen jede Art von Geweben erlernen können.

Diese Ueberschwemmung von Arbeitern bedroht England wie Schottland. Entweder muß man jene Unglücklichen mit bewaffneter Hand aus den Nachbarprovinzen des gemeinsamen Staates jagen, oder muß die ganze arbeitende Classe Englands und Schottlands, d. h. der reichsten und industriösesten Länder Europas, sich dazu bequemen, in Hütten zu wohnen, und von Wasser und Kartoffeln zu leben.

Diese Lage der Dinge hat die Blicke des englischen Parlaments auf sich gezogen. Es ward der Vorschlag gemacht, einen allgemeinen Plan zur Colonisation anzunehmen, nach welchem arbeitslose, sonst aber gesunde Familien nach einer der zahlreichen englischen Colonien gebracht werden sollen, wo es noch viele Länderstrecken zu cultiviren gibt. Wenn viele dürftige Familien diesen Weg einschlügen, so würde das Mutterland von vielen Armen befreit, welche es nun unterstützen muß, und zugleich würden die, welche zurückbleiben, wegen der verminderten Anzahl, desto eher Arbeit bekommen. Die Hauptschwierigkeit bildet die Herbeischaffung der Kosten der Ueberfahrt und des Unterhaltes jenseits des Meeres bis dahin, wo die Familien von ihren Ernten werden leben können. Man glaubt, daß die Kirchspiele, die durch Herkommen und Gesetz verpflichtet sind, für ihre Armen zu sorgen, ihre Rechnung dabei finden würden, wenn sie den Armen, um sich ihrer zu entledigen, den nöthigen Vorschuß gäben, gegen die Garantie, daß sie diesen Vorschuß nebst Interessen wieder zurück erhalten sollten. Dieß ist der Gegenstand der vorgeschlagenen legislativen Maßregeln, die einer Spezial-Commission zur nähern Prüfung übergeben wurden. Um mit der Umsicht zu Werke gehen, welche man in England, wie es überall geschehen sollte, auf dergleichen Angelegenheiten wendet, ging die Commission in eine Untersuchung ein, welche vom Februar bis Juni 1827 dauerte.

(Fortsetzung folgt.)

Lyon's Reisen in Mexico.

(Fortsetzung.)

Lyon hatte die Ehre, die Dame des Hauses einigemal zum Spieltische zu begleiten, er auf der einen, ein Freund auf der andern Seite derselben — unter dem Vortritt dreier Zofen, von denen eine, indianisch gekleidet, ihre Gebieterin mit Cigarren versehen mußte. Hier war Francesca, nachdem sie ein paar zerlumpte Weiber von der einzigen Bank an diesem Orte verdrängt, bald in vollem Spiel begriffen. Damen mit unächten Edelsteinen und Weiber von allen Schattirungen und Farben, unter einem bunten Gemisch von Männern, hatten sich hier zu ihrem Lieblingsspiel*) eingefunden; und Francesca, der es gelang, die Kugeln unter ihre Leitung zu bekommen, drehte und kehrte Körper und Hände, wie sie es für einen glücklichen Erfolg zuträglich hielt. — Bei allen Ständen Mexicos findet man eine auffallende Gleichgültigkeit bei Spielverlusten, und einen gleichen Grad von Apathie beim Gewinnen. Sie spielen aber so viel, daß man annehmen muß, alle Aufregung bei dieser gefährlichen Leidenschaft ersterbe allmälig, und die Spiellust werde mehr Krankheit als angenehmer Zeitvertreib.

Mit Vergnügen lesen wir, daß in Tampico bereits eine Lancaster'sche Schule besteht, und von zweihundert Knaben und Mädchen besucht wird, denen der Gebrauch der spanischen Bibel unbedingt gestattet ist. Tampico und seine zwei Schwesterstädte haben seit der Zeit der mexicanischen Unabhängigkeit eine sehr bedeutende Wichtigkeit gewonnen.

„Ein lebhafter Handel," bemerkt unser Berichterstatter, „wird mit den Vereinigten Staaten unterhalten, deren kleine Fahrzeuge leicht über Untiefen hingleiten, die unsern schwerern Kauffahrteischiffen sehr viel zu schaffen machen."

Wir begleiten unsern Reisenden von Tampico nach San Luis Potosi. Als ein Beleg für die grobe Unwissenheit, die noch in jenem Theil von Mexico herrscht, führt er an, daß der Besitzer eines bedeutenden Grundeigenthums glaubte, Spanien und Europa seyen blos verschiedene Benennungen desselben Landes, London sey eine für sich bestehende Nation, England eine kleine Provinz davon, beide aber liegen in einer fernen Ecke des spanischen Königreichs. Frankreich meinte er sey nur ein anderer Name für Panama. — „In San Luis wird beinah *an jeder Ecke Pulque* feil geboten. Die Wirkung desselben ist oft sehr auffallend. Dem übermäßigen Genusse dieses und anderer geistiger Getränke sind wohl die häufigen und blutigen Händel und die Mordthaten, hauptsächlich unter den niedern Classen zuzuschreiben; letztere führen Dolche unter der Jacke, obgleich das Tragen von Waffen ausdrücklich durch die Gesetze verboten ist. Auf den geringsten Anlaß stößt oft einer den andern nieder; so fielen während meines Aufenthalts in San Luis am hellen Tage zwei Mordthaten der Art vor. Der Mörder wird nach einigen Tagen Gefängnißstrafe wieder in Freiheit gesetzt, um neue Frevel zu verüben. Zuweilen, aber selten, wird einer als überwiesen nach Veracruz abgeführt. Eine der schon erwähnten Mordthaten fand in Folge eines Streits zwischen zwei Individuen aus verschiedenen Dörfern statt, von denen jeder für seine Dorfgenossen das Verdienst ansprach, der Jungfrau bei dem Frohleichnamsfest den größten Blumenstrauß gespendet zu haben. Um der Sache ein Ende zu machen, erstach einer den andern mit der größten Kaltblütigkeit, wischte sein Messer und ließ sich ins Gefängniß abführen, überzeugt, in wenig Tagen wieder auf freiem Fuße zu seyn. Als weitern Beweis für die schlechte Beschaffenheit der Gesetze in den nördlichen Theilen der Republik Mexico in dieser Periode führe ich folgenden Vorfall an. Ein Deutscher hatte vor kurzem auf dem Wege nach Durango einen Räuber, von dem er angefallen worden war, niedergeschossen. Da-

*) Gamble-table, das Kugelspiel.

für wurde er um 500 Dollars gestraft, weil er jenen hätte gefangen nehmen und nach Durango bringen sollen, wo er nach ein paar Tagen Einkerkerung wieder in die weite Welt gesteuert hätte."

Von San Luis reiste Capitän Lyon nach dem Dorfe Veta Grande, in der Nähe von Zacatecas, wo sich einige Bergwerke befinden. Seine Beschreibung eines Festtags gibt uns ein treffliches Gemälde von den ländlichen Feierlichkeiten in Mexico. „An dem ersten Festtage schien das Dorf Veta Grande wie durch einen Zauber umgewandelt, und von ganz andern Leuten bevölkert, als die Woche hindurch daselbst figurirt hatten. Feine Shawls, glänzende Feierkleider, seidene Strümpfe, weiße Satinschuhe schienen gleich eben so vielen Meteoren zwischen den Lehmhütten hervor. Am Abend bekam ich eine Einladung, eine Vorstellung von Maromeros, oder Seiltänzern, in Gesellschaft zweier Mädchen, Schwestern eines gewissen Don Jesus, zu besuchen, der einen kleinen Kramladen hielt, und eine der Hauptpersonen im Städtchen war. Es war eine schöne mondhelle Nacht; wir gingen nach einem kleinen Amphitheater aus Lehm, in welchem gewöhnlich Hahnenkämpfe gehalten wurden, und fanden dort ein Seil straff aufgespannt und eine zahlreiche bunte Menge versammelt. Das Theater war gegen den hellen Sternenhimmel offen und erleuchtet durch vier Feuer von Zitronenholz, über eiserne Stäbe gelegt, die auf den Gipfeln hoher Stangen befestigt waren. Die ganze Scene war für mich völlig neu und imposant; die Bergleute und die Dorfbewohner lagen gemächlich auf ihren Erdsitzen ausgestreckt, in ihre buntgestreiften Mäntel gehüllt, indeß fünf Soldaten von der „Milicia" um die Menge herum auf und nieder gingen, und Ordnung hielten. Die Donnas versahen uns reichlich mit Cigarren, die auch sie beständig rauchten; wogegen wir ihnen für die Momente, wo sie mit dem Rauchen aussetzten, Zuckerbohnen und süße Kuchen kauften. Die Kunststücke wurden ziemlich gut gegeben, nur schien eine alte, sehr beleibte Frau, die prächtig gekleidet war, in großer Besorgniß zu seyn, sie möchte vom Seile fallen. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren überraschte uns durch seine Behendigkeit, und die Manchfaltigkeit in Stellung und Drehung, worin er alle übertraf, die ich jemals in Europa gesehen hatte. Die Gaukler hatten einen Hanswurst bei sich, der durch sein angeschwärztes Gesicht und seine Späße den Anwesenden viel Vergnügen machte. Die Vorstellungen wurden mit einem Lustspiel beschlossen, das vor einem zerlumpten Segeltuch aufgeführt wurde."

Ueber die nicht unwichtige Stadt Zacatecas macht Lyon folgende Bemerkungen:

„Die Stadt Zacatecas gewährt dem Reisenden von Norden her einen interessanten, reizenden Anblick. Sie liegt in einem Becken, an dem Fuß eines pittoresken, anmuthigen Berges, Bufa genannt. Der Eingang in die Vorstädte geht durch ein über Kies laufendes Wasser, an welchem Gruppen von Weibern ihre Leinwand wuschen. Wir machten Sr. Excellenz dem General Lobado, vor kurzem noch respectablem Schuster in Zalapa, nunmehrigen Oberfeldherrn des freien und souveränen Staates *) Zacatecas, unsern Anstandsbesuch. Er war unwohl und auf sein Zimmer gesprochen. Wir wurden somit von seiner Gemahlin und seiner Schwägerin empfangen. Erstere war eine kleine, schwatzhafte Frau, die über Bergleute und Bergwerke höchst unverständig sprach; letztere war groß, schmutzig und nur halb angekleidet, und hatte einen schwarzen Bart nebst nußbraunen Zähnen. Die beiden Frauenzimmer saßen in einem Winkel beisammen und schmauchten; der mit Ziegelsteinen ausgelegte Boden, auf welchem eine ungeheure Hündin mit ihren Jungen lag, war überdeckt mit abgebrannten Cigarren und Tabacksasche, mit Kohl und Salatblättern, die aus fünf Vogelkäfigen, welche in der Mitte des Zimmers hingen, abgefallen waren. — Zwei ungeschorne unbarbirte Cavaliers machten dem General ihre Morgenkomplimente, und die ganze Scene war von der Art, daß ich mit keiner günstigen Meinung von der feinen Welt in Zacatecas schied. Wir machten noch weitere Besuche bei ein paar andern Familien von Auszeichnung, wo unsere Erwartung eben so wenig befriedigt wurde. — Es thut mir leid, daß ich nicht viel Günstiges über Zacatecas zu sagen weiß. Es war, glaube ich, einstmals die Hauptstadt einer mächtigen Nation (der Zapotecas), die nach der Eroberung Mexico's von den dazu abgeschickten Truppen des Cortez nur mit vieler Schwierigkeit unterjocht wurde. Ich gestehe, ich hatte gegen die Eingebornen wie gegen die Stadt selbst einigen Widerwillen und ging blos fünf oder sechs Mal in Geschäften dahin; drei mal zog ich in so weit die Aufmerksamkeit des Publikums auf mich, daß ich unter dem Geschrei „Jude! Jude!" die Stadt verlassen mußte; einmal hatte ich die Ehre, mit Steinen geworfen zu werden. Die hier herrschende Vertrautheit mit dem Dolche mag dem Fremden schon hinlänglich die Lust vertreiben, diese Stadt zu besuchen. Das Morden ist ein zu geringes Vergehen, als daß es Strafe verdiente — im Monat Mai wurden 21 Meuchelmorde verübt, ohne daß auch nur Eine Person vor Gericht gestellt worden wäre."

(Fortsetzung folgt.)

*) Estado libro y soberano.

Schwedische Volkslieder.

(Fortsetzung.)

7.

Der Knab' im Rosenhain.

Wo bist du gewesen so lange,
Du Knab' im Rosenhain?
Ich bin gewesen im Stalle,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein lang, doch ich komme niemals.

Wovon ist dein Kleid so blutig,
Du Knab' im Rosenhain?
Weißes Füllen schlug mich,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein lang, doch ich komme niemals.

Wovon ist dein Hemde so blutig,
Du Knab' im Rosenhain?
Ich habe getödtet meinen Bruder,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein lang, doch ich komme niemals.

Wohin willst jetzt du wandern,
Du Knab' im Rosenhain?
Will ziehen aus dem Lande,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein lang, doch ich komme niemals.

Wann kommst du dann zurücke,
Du Knab' im Rosenhain?
Wann der Rabe bleichet,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein lang, doch ich komme niemals.

Und wann bleicht der Rabe,
Du Knab' im Rosenhain?
Wann der Felsblock schwimmet,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein lang, doch ich komme niemals.

8.

Der Kleinen Testament.

Wo bist du gewesen so lange,
Tochter, Kindlein klein?
Bin gewesen bei meiner Amme,
Lieb Stiefmütterlein.
Ach, Gott, ach! Weh thut es mir — Weh!

Was gab sie dir zu essen,
Tochter, Kindlein klein?
Zwei kleine ranzige Fische,
Lieb Stiefmütterlein ꝛc. *).

Was thatest du mit den Gräten,
Tochter, Kindlein klein?
Ich gab sie dem kleinen Hunde.

Was wünschest du deinem Vater,
Tochter, Kindlein klein?
Himmels = Freudensaale.

Was wünschest du deiner Mutter,
Tochter, Kindlein klein?
Himmels Freudengüter.

Was wünschest du deinem Bruder,
Tochter, Kindlein klein?
Schnelles Schiff und Ruder.

Was wünschest du deiner Schwester,
Tochter, Kindlein klein?
Goldschreine, die besten.

Was wünschest du der Stiefmutter,
Tochter, Kindlein klein?
Schwere Qual der Hölle.

Was wünschest du deiner Amme,
Tochter, Kindlein klein?
Heiße Höllenflamme.

Zeit ist mir nicht übrig
Zu sprechen mehr mit dir
Denn des Himmels Glocken
Die läuten schon nach mir.
Ach, Gott, ach! Weh thut es mir — weh.

*) Durch alle Strophen.

9.

Wunderbare Erscheinung.

Was nimmer ich sah, hab gesehen ich jetzt,
Daß ein Felsblock schwimmt und ein Mann darauf sitzt —
Gott findet man wohl zu Zeiten.

Ich bin kein Mann, nein du irrest dich sehr,
Bin ein Engel und komme vom Himmel hieher.
Gott findet ꝛc. *).

Und kommst du, ein Engel, vom Himmel hieher,
So sage: Wie gehet im Himmel es her?

Im Himmel da ruhet und freut sich die Brust;
Wohl dem, der da wohnt in der himmlischen Lust.

Die Wittib da sitzt, der verwaisete Sohn,
Sie sitzen im Himmel, die Engel zum Lohn.

Da sitzt, wem hienieden ward Kummer zum Loos;
Er sitzet im Himmel in Abrahams Schoos.

Und kommst du, ein Engel, vom Himmel hieher,
So sage, wie geht's in der Hölle denn her?

Da sitzet der Sohn, der den Vater verjagt,
Er sitzt in der Höll' und Entsetzen ihn plagt.

Die Tochter da sitzt, die der Mutter geflucht,
Sie sitzt in der Höll' und es wird ihr nicht Ruh;

Da sitzt wer der fleischlichen Lust hier gefröhnt,
Schwarz sitzt in der Höll' er und ächzet und stöhnt,

Da sitzt, wer hienieden verschmähte den Rath;
Er sitzt in der Hölle und bittet um Gnad;

Wohl Gnade empfäht wer dem Fleische gefröhnt,
Nicht Gnade empfäht wer die Eltern verhöhnt.
Gott findet man wohl zu Zeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in London.

Wenn auch einige unserer deutschen Dramaturgen das Theater, wo möglich, gern in jenen Zustand der Kindheit zurückführen möchten, wo der Mond auf der Bühne durch eine Laterne, ein Brunnen durch eine Gießkanne vorgestellt wurde, und so nach Verhältniß — wie in der vortrefflichen Posse von Pyramo und Thysbe zu schauen ist, — so scheint doch bei weitem die Mehrzahl der Theaterfreunde mehr die Beschränktheit der Mittel, welche eine reichere Ausstattung nicht erlauben will, als die Verschwendung derselben zu bedauern. Diesen muß London als ein wahres Eldorado erscheinen, wenn sie hören, welche Summen hier im vorigen Jahr allein für die Pantomimen, welche zur Weihnachtszeit dem schaulustigen Publikum zum Besten gegeben wurden, verwandt worden sind. Die Literary=Gazette gibt die Kosten derselben bei den sieben Theatern, welche gewöhnlich den Winter über geöffnet sind, folgendermaßen an:

Coventgarden=Theater	11,000	Pfd. Sterl.
Drurylane =	11,000	=
Surrey =	5,500	=
Adelphi =	2,200	=
Olymphisches =	1,650	=
Sadler's Wells =	1,100	=
West London =	1,100	=
Summe	42,550	Pfd. Sterl.

*) Durch alle Strophen.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 110. 19 April 1828.

Die französische Deputirtenkammer. *)

Seit zwei Monaten sind die französischen Kammern versammelt. Was sie gethan haben, berichten uns die politischen Tagesblätter, die aber weder Zeit noch Unpartheilichkeit genug besitzen, um den innern Gang und Wechsel der Grundsätze und Gesinnungen zu verfolgen, wie er hinter dem, was gethan wurde, verborgen liegt. Versuchen wir, einen offenen, freien Blick hinter diesen Schleier zu thun.

In der Kammer der Deputirten befindet sich eine Bank, mit blauem Tuche frisch überzogen, und mit einer glänzenden Inschrift verziert. Gegen diese Bank richten sich gewöhnlich alle Blicke; von ihr gehen feierliche Reden, entscheidende Aussprüche, ja selbst Befehle und Anordnungen aus. Im vorigen Jahre war diese Bank ein Thron, auf dem Könige saßen; in diesem Jahre ist es ein demüthiger Sitz, auf dem einige Schüler ihre Lectionen erhalten. Daß diese Aenderung ihnen mißfällt, ist sehr natürlich; aber warum sollte sich das Publikum darüber Kummer machen? Indessen lese man die Journale, höre die Conversationen. „Was ist — ruft man aus — ein Ministerium ohne Einfluß und Majorität, das nie spricht als um sein Stillschweigen zu entschuldigen, und sich nur in den Kampf wagt, um den Preis als Sieger in Anspruch zu nehmen? Eine solche Neutralität ist strafwürdig, eine solche Schwäche schmachvoll. Entschiedene, kräftige Charactere sind nöthig, die den Impuls geben, statt ihn empfangen sollten."

Gewiß ist es um kräftige Menschen eine treffliche Sache; aber die Deputirten sind auch Menschen, und Kraft gefällt uns an ihnen eben so gut als an andern. Statt also um das, was äußerlich geschieht, zu streiten, wollen wir einmal untersuchen, ob dasselbe nicht noch etwas anderes, als blos die Frage um diese oder jene Persönlichkeit, einschließe. Vor zehn Jahren glaubte ein Ministerium — und wir glaubten es mit — es sey ein reiner Ausfluß der höchsten Gewalt, ein Strahl jener Sonne, deren Anblick die Constitution verbietet. Damals blickte es hoch herab auf die Kammern und die Nation. Die Nation war da, um regiert zu werden; die Kammer der Pairs, um den Thron zu zieren; die Kammer der Deputirten, um einige demüthige Wünsche an dessen Stufen niederzulegen. Man mußte die Miene sehen, mit der damals ein Minister sprach und handelte: es war die liebenswürdige Impertinenz des alten Regimes mit der hochfahrenden Verachtung des Kaiserreichs. Die Thüre öffnet sich mit Geräusch — da ist er! seht ihn auf die Bank der Minister zuschreiten, das Haupt empor geworfen, den Körper stolz aufgerichtet, sein großes Portefeuille unter dem Arm; seht, wie der dichte Haufen, demüthig und schweigend, sich vor ihm verneigt; hört, wie ein leises Geflüster der Verehrung sein Nahen begrüßt, und sagt, ob ihr euch nicht in der Gegenwart eines höhern Wesens fühlt, eines Halbgottes, der in höhern Sphären lebt und nichts gemein hat mit euch. Wie glücklich war damals der Deputirte, den Se. Excellenz mit einem Lächeln beehrte; wie glücklich gar der, den er vertraulich unterm Arm nahm und an seine Tafel zog! Eine solche Gunst war durch ein wenig Gefälligkeit doch gewiß nicht zu theuer bezahlt.

Plötzlich wechseln die Rollen. Die einen beugen, die andern erheben sich. Was man einst verlieh, um das sucht man jetzt nach: hundertmal werden Stellen angeboten und hundertmal zurückgewiesen. Steigt ein Minister auf die Tribüne, so geschieht es mit unsicherm Schritte; spricht er, so beobachtet er eine bescheidene, wohlwollende Behutsamkeit. Verstummt sind jene stolzen Declamationen, jene Berufungen auf einen erhabenen Namen, die sogleich Stillschweigen geboten: der Sachwalter vor seinen Richtern ist an die Stelle des Königs auf seinem Throne getreten. Man möchte keinem Mitgliede der Kammer mißfallen: sie sind alle so achtungswerth! was verdankt man nicht den Mandataren der Nation! Aber wie werden diese Mandatare auch geschmeichelt und geliebkost! Der Eintritt eines von ihnen in diesen oder jenen Salon wird als ein Sieg verkündigt, und ein Eilbote trägt von Minister zu Minister die glückliche Neuigkeit, daß ein anderer die Einladung zum Diner angenommen hat. So sind alle Schmeicheleien und Huldigungen, die man einst empfangen hatte, mit Zins heimbezahlt.

Glaubt man nun, daß eine so vollständige Metamorphose nicht eine tiefere Bedeutung habe? Glaubt man, daß sie bloß eine Folge des Zufalls oder der veränderten Stellung einzelner Personen sey? Was uns betrifft, so erblicken wir darin eben sowohl einen Fortschritt der Ideen als eine Aenderung in den Sitten. In absoluten Regierungen sinkt die Gewalt; sie steigt in repräsentativen. Damit diese Wahrheit desto besser erkannt würde, mußte geschehen, was wir vor unsern Augen sich ereignen sehen. Kräftigere Minister hätten jenes Sinken der Gewalt verborgen gehalten. Denen, die Frankreich jetzt besitzt, verdankt

*) Le Globe.

es, daß alle Springfedern einer repräsentativen Regierung nackt und offen vor dem Blicke liegen; jeder kann sie nach Gefallen prüfen, zählen, berühren.

Wenn übrigens die ehmalige Lage unnatürlich und widersinnig war, so sollte auch die jetzige nur eine Uebergangsperiode seyn. Die Minister dürfen so wenig als die Deputirten beständig die Kniee beugen. Die Zeit wird kommen, wo man in der Kammer weder Souveräne noch Unterthanen, sondern Gleiche, Gefährten sehen wird, welche, belebt von Einem Geist, und Einer Sache ergeben, offen vorwärts schreiten und sich gegenseitig Hülfe leisten werden. Die Minister werden dann in gewisser Art die Männer der Majorität seyn, von dieser beauftragt sie zu repräsentiren; durchdrungen von ihrem Geist, lebend von ihrem Leben, werden sie kräftig seyn ohne Insolenz, human ohne Erniedrigung; sie werden die Hand weder ausrecken noch zurückziehen, weder drohen noch bitten. Dann wird auch der Ausdruck Ministerieller aufhören ein Vorwurf zu seyn; denn wenn die Unabhängigkeit es verschmäht, sich an den Wagen des stolzen Gebieters zu spannen, so kann sie es nicht verschmähen, einen wohlwollenden Freund zu unterstützen. Der Ministerielle der Majorität wird der Freisinnige seyn. So wird alles in seine natürliche Ordnung zurückkehren. Das Königthum wird in der hohen Sphäre bleiben, in die es durch die Constitution gestellt wurde; die Kammer wird den Rang einnehmen, der ihr gebührt; und vielleicht werden es die Minister selbst ehrenvoller finden, die Erwählten aus den Erwählten der Nation zu seyn, als die Begünstigten einer obscuren Vorzimmer-Intrigue.

Lyon's Reise in Mexico.

(Fortsetzung.)

„Ich ritt," erzählt Lyon, „eines Tages nach Zacatecas, um einen, der den Contract mit der Compagnie nicht eingehalten, gerichtlich zu belangen. Nachdem der Angeklagte sich zum Schurken bekannt und verbindlich gemacht hatte, die bedeutende Summe, um die er uns gebracht, auszuzahlen — saßen Richter, Dieb, Kläger und Inhaber des Hauses, in dem die Sache verhandelt worden, mit einigen Freunden beider Parteien ganz friedlich und gesellig zu einem Abendessen zusammen."

„Am 9ten Juli kam ein Trupp englischer Handwerker und Bergleute unter meinem Freunde Tindal von Real del Monte her durch Zacatecas, gerade, als am Sonntag eine große Volksmenge des Marktes wegen aus der Nachbarschaft zusammen geströmt war. Bei solchen Gelegenheiten betrinken sich die Leute gewöhnlich, werden händelsüchtig und ziehen die Messer gegeneinander. Zum Unglück mußten nun die Fremden unter ihnen erscheinen. Die Menge gerieth sogleich mit den Engländern in Händel und warf mit Steinen nach ihnen — und wäre nicht eine Abtheilung der Stadtmiliz zu ihrem Schutze gekommen, so hätte es von schlimmen Folgen seyn können. Die Zollbeamten hatten sich in ihrer Trunkenheit in den Kopf gesetzt, daß in dem Gepäcke der Reisenden Waffen verborgen seyen; sie hielten sie mitten in der Stadt an und Tindal und ich mußten heran reiten, um die Sache zu beschwichtigen. Wir gaben den Leuten, welche bereits Miene machten, über uns loszubrechen, gute Worte, und hielten sie so von Gewaltthätigkeiten ab. Sobald wir aber den Rücken kehrten, folgte uns ein halb lustiges, halb höhnisches Zischen nach, und wir bekamen noch ein paar Steine mit auf den Weg. Gleich böser Wille gegen die Fremden sprach sich auch von Seiten der Bergleute in Veta aus; wo die Ausländer sich einzeln sehen ließen, wurden sie mit Steinen geworfen. Nachts geschah denn auch ein wirklicher Angriff auf die Thür des Hauses, in dem sie einquartirt waren. Vier Rädelsführer von den Angreifenden wurden aufgegriffen und gefangen gesetzt; am folgenden Morgen brachte man uns einen Anschlag, der Drohungen enthielt und an unsre Stallthüren und das Haus des Alkalden angeklebt worden war. Das Volk in den Bergwerksdistrikten ist ausgelassener und unbotmäßiger, als da, wo es andere Beschäftigung hat. Mag dieser Satz in Rücksicht auf andere Staaten, die viele Bergwerke haben, auch bestritten werden, so viel ist gewiß, daß die Zacatecaner schlimmer sind als ihre Nachbarn. Ich glaube jedoch nicht, daß die Bergwerksinteressen der Ausländer durch diese Volkslaunen bedeutend zu leiden haben werden. Mexico ist ein neuer Staat, der erst aus einem langen Traum von Unwissenheit und Unterdrückung erwacht. Nach den vielen Fortschritten, die man bereits in den Städten bemerken kann, läßt sich von der Zukunft noch viel mehr erwarten. Nur wird der Staat Zacatecas, wie ich glaube, langsamer fortschreiten, als die Provinzen, die mehr landeinwärts liegen, da die Einwohner mehr Bigotterie und Unduldsamkeit haben, als man bei ihren Nachbarn findet. Alle Verbesserungen, von Bekennern eines andern Glaubens eingeführt, werden eine Zeitlang noch mit Mißtrauen aufgenommen und mit Widerwillen zurückgewiesen werden. Man wird kaum glauben, daß in einem Lande, welches man civilisirt nennt, noch ein Volk lebt, das an Lord Monboddo's sinnreiche Schwänzetheorie glaubt.*) Und doch ist es so, daß sie die Engländer, oder vielmehr alle Ausländer, als Juden betrachten und sie zugleich mit jenem Zubehör geziert glauben. Man findet noch viele Leute, welche steif und fest behaupten, daß unsre Steigbügel deßhalb mehr vorn an den Sätteln angebracht seyen, als man dort zu Lande pflegt, damit wir etwas vorliegen können, und so die Sättel keine Reibung mit dem Schweife des Reiters verursachen. Solchem Aberglauben sind die Mißhandlungen zuzuschreiben, die einige unsrer Landsleute bei ihrer ersten Ankunft erlitten. Das Vorurtheil des Volkes, von der unwissenden Priesterschaft genährt, ließ es alle Fremde mit eifersüchtigen Augen betrachten. Dieses Vorurtheil ist jedoch in den nördlichen Staaten größer als in andern Theilen der Republik, und mag sich großen Theils davon herschreiben, daß sie mit den Europäern in so geringem Verkehr standen, auch wird es allmählig sich vermindern mit der zunehmenden Civilisation des Landes,

*) Eine Nonne fragte irgendwo, ob den Ketzern bei ihrer Bekehrung zum katholischen Glauben die Thierschweife abfielen?



welche nothwendig erfolgen muß. In andern Theilen der Republik wurden unsre Landsleute gut aufgenommen." —

„Das Kloster unsrer lieben Frau von Guadalupe ist eine der achtbarsten Anstalten Mexicos. — Dieß Kloster liegt am Fuß der Gebirge, ungefähr eine Stunde östlich von Zacatecas, und ist von einem Dörfchen umgeben, das an dem heiligen Orte erbaut worden ist. Die Lage des Klosters ist sehr anmuthig und wird noch durch ein paar Dutzend Bäume verschönert. Die Väter empfingen uns sehr freundlich; und wir verdankten der zuvorkommenden Verbindlichkeit des Padre Guardian und des Padre Maldon (Macdonald, eines Irländers) einen sehr vergnügten Abend, wurden mit einem guten Nachtessen regalirt und bekamen, jeder, eine eigene Zelle nebst einem reinlichen Bett. Morgens früh machten wir die Runde in dem Kloster und besuchten vor allem die Bibliothek, die hauptsächlich aus religiösen Werken, in Pergament, besteht, und sich auf 11,000 Bände beläuft. Keines ist der Typen oder des Alters wegen bemerkenswerth; und ich fragte umsonst nach mexicanischen Handschriften, oder sonstigen Antiquitäten, die sie (die Klosterbrüder sind alle Missionäre) auf ihren Wanderungen nach den entferntern Distrikten und zu den Volksstämmen in Neuspanien meiner Erwartung nach gesammelt haben konnten. — Nichts war erquicklicher für das Auge, als der Anblick der ausgedehnten, dicht mit Apfel-, Feigen- und Quittenbäumen besetzten Gärten. Auch einige Weinstöcke, Granat- und Pfirsichbäume nebst Aprikosen fanden sich. Große Rosenhecken überschatteten an manchen Stellen die Gänge und verbreiteten einen lieblichen Geruch — alles war in gutem Stand erhalten — eine wahre Oase in der Wüste Zacatecas. Wir waren allesammt über unsern Besuch vergnügt, was den Vätern sehr gefiel. Sie unterhalten eines der Bergwerke, woher sie den Haupttheil ihres sehr unzuverläßigen Einkommens beziehen. Der übrige Theil ihrer Einkünfte besteht in den Gebühren für Beichten und Messen, und dem, was sie nach der Regel ihres Ordens von den Hüttenbewohnern erbetteln."

„Die armen Brüder von Guadalupe leben sehr kümmerlich, arm und dürftig, wie es ihr Gelübde vorschreibt, und sollten, mein' ich, nicht mit dem Schwarm von Drohnen, die in üppigem Müßiggang sich von dem Markte Mexicos mästen, in Eine Kategorie gesetzt werden. Ihr ganzes Leben ist freiwilligen Leiden geweiht. Sie besitzen kein persönliches Eigenthum, als eine grobwollene, graufarbige Kutte, die nicht bälder gewechselt wird, als bis sie in Fetzen zerfällt; wo sie dann, im vollen Geruche der Heiligkeit, irgend ein Frömmler um zwanzig bis dreißig Dollars zum Leichenkleid erkauft, um sich in diesem heiligen Gewande in den Himmel einzuschwärzen. Sie tragen keine Hemden, keine Strümpfe, noch andere Kleidungsstücke; in ein paar Sandalen durchpilgern sie die hohen kalten Gebirge der nördlichen Staaten, ohne eine dem Klima angemessene Kleidung anzulegen, obgleich dieß nach der Regel ihres Ordens gestattet wäre. Das Colegio de Guadalupe wurde ausdrücklich zur Bildung von Missionären gegründet, „para conquistar" zur Bekehrung der Indianer von Texas, Kalifornien, so wie überhaupt der barbarischen Stämme des Nordens; und etwa ein Drittheil der Brüder dieser Stiftung ist beständig in diesen frommen Sendungen abwesend. Unzählige dieser armen Leute sind schon auf ihren mühsamen Wanderungen aus gänzlichem Mangel umgekommen, da sie ohne Geld, ja selbst ohne ein Thier, auf das sie sich setzen konnten, ausgesandt wurden, und zur Fristung ihres Lebens von fremder Barmherzigkeit abhingen. Manche wurden von den wilden Indianern barbarischer Weise geopfert; und doch werden diese Missionen unausgesetzt und nicht ohne Erfolg unterhalten. In den entferntesten, unwirthlichsten Theilen der nördlichen Staaten findet man Gemeinden von etlichen tausend Indianern, die unter der Aufsicht eines oder mehrerer von diesen armen Brüdern stehen."

Capitän Lyon besuchte die Ruinen einer, wie er vermuthet, ehmaligen indianischen Stadt, ungefähr 14 Stunden südlich von Zacatecas. Die Trümmer sind ausgedehnt, aber größtentheils verschüttet. Lyon ist der Meinung, daß an dieser Stelle die alte Hauptstadt der Chermecas, Amaquemacan gelegen sey, von der Clavigero keine Spur mehr finden will. Die Mauern und die Ruinen von Pyramiden, die hier immer noch zu sehen sind, beweisen, daß die Indianer, die sie aufgeführt, einen bedeutenden Grad von architektonischer Bildung erreicht hatten.

„Die Kirche zu San Vicente ist ein langes, scheuerartiges Gebäude aus Lehm, nicht einmal übertüncht; sie war aber mit wenigstens hundert der scheußlichsten Figuren angefüllt, die ich jemals gesehen, alle in schreienden Farben gemalt, an Größe sehr verschieden, indem sie von der Höhe einer kleinen Puppe bis zu halber Manneshöhe stiegen. Die Figur unseres Erlösers, mit einer großen, braunen Perücke, war auf ein Kinderpferd gesetzt, mit ausgespreizten Beinen; der Kopf und der Hals aus einem flachen Brett geschnitten, und dieß war noch nicht die schlechteste Figur, die ich sah. — Doch ich verweile nicht bei diesen widrigen Bildern, denen mein Auge begegnete. Hätten des Landes unkundige Fremde die Kirche betreten, so würden sie die Verehrer dieser Heiligthümer unbedenklich für Götzendiener gehalten haben. Ich kann nur so viel sagen, daß ich bisher kein Original oder Gemälde der mexicanischen Gottheiten aus den Zeiten der Eroberung gesehen habe, das abscheulicher und geschmackloser wäre als die Idole der römischen Kirche zu San Vicente."

(Fortsetzung folgt.)

Das neue brittische Colonisationssystem.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich hat das Parlament das Recht, gegen Bezahlung einer angemessenen Entschädigung, jeden vor sich zu fordern, dessen Angaben im Stande sind, über einen

zur Untersuchung vorliegenden Gegenstand Aufklärung zu geben. Vorzugsweise beruft man solche Männer, welche Localkenntnisse besitzen, und im Rufe der Redlichkeit und eines gesunden Urtheils stehen. Der Zeuge antwortet auf die zahlreichen Fragen, die an ihn gerichtet werden; Fragen und Antworten werden zu Protocoll gebracht, und gedruckt, so daß diese Sammlung von Thatsachen und Bemerkungen nicht nur zur Grundlage des Berichts der Commission, sondern auch zur Aufklärung des Publikums und der Parlaments-Debatten dient.

In einer solchen Untersuchung z. B. wie die, welche uns vor Augen liegt, handelt es sich darum, die Art und den Grad der Noth zu ermitteln, welche auf den Arbeitern eines gewissen Districts lastet. Man beruft also die Arbeiter selbst, die Vorsteher der Manufacturen, die mit der Vertheilung der Unterstützungen beauftragten Kirchenältesten, die Mitglieder der Wohlthätigkeitsvereine, den Bischof der Diöcese, kurz jeden, den man geeignet glaubt, einen Beitrag zur Aufklärung der wahren Lage der Dinge zu geben.

Handelt es sich darum, zu ermitteln, in welchem Zustande sich die Districte befinden, die in Canada noch nicht cultivirt sind, welche Art von Cultur daselbst die geeignetste sey, welche Gelegenheiten das Land darbiete, um sich die nöthigen Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und die Colonialerzeugnisse abzusetzen, so fragt man die Leute, welche die Colonien lange bewohnt haben, welche eine große Zahl von Niederlassungen sich bilden sahen; man fragt die Handelsleute, welche den Colonisten Stoffe und Werkzeuge lieferten, und als Bezahlung die Producte der Colonie empfingen; man fragt die Civil- und Militär-Ingenieurs, die mit der Entwerfung der Charten, der Feststellung der Grenzen rc. beauftragt waren. Die nämlichen Fragen werden an diejenigen gerichtet, welche die Colonien vom Cap der guten Hoffnung, von Neu-Süd-Wallis und Van-Diemens-Land kennen, so daß man eine solche Masse von Aufklärungen erhält, daß jeder unbedachtsamen Maßregel vorgebeugt wird.

Als Probe der Art, wie diese Untersuchungen geführt werden, möge hier eines der Zeugnisse über Canada stehen. Ein ehemaliger Capitän, Tomas Weatherly, wird von dem Präsidenten der Commission, Wilmot Horton, befragt:

„Seit wie lange haben Sie Canada verlassen?“ — In der Mitte des letzten Januars (1827) verließ ich mein Haus in der Gemeinde March, an den Ufern des Ottawa, in Ober-Canada.

„Sind Sie nicht ein Nachbar der im J. 1823 gegründeten Niederlassungen, welche unter dem Namen der Colonien des Herrn Robinson bekannt sind?“ — Ja; auch bin ich häufig durch dieselben gekommen, wenn ich zu den Districts-Sitzungen ging, die im Hauptorte, Perth, gehalten werden.

„Wie lange haben Sie daselbst gewohnt?“ — Gegen acht Jahre.

„Haben Sie sich nicht hie und da mit einer häufig aufgeworfenen Frage beschäftigt, nämlich ob es einem Colonisten möglich wäre, das Geld, das ihm vorgeschossen würde, um sich daselbst niederzulassen und einzurichten, sammt Interessen wieder zurückzubezahlen? Wenn z. B. ein Mann, eine Frau, und die Kinder 100 Pfd. Sterl. nöthig hätten, um sich auf einem Grundstück von hundert Acres niederzulassen, wäre es ihnen da wohl nach sieben Jahren möglich, mit einer jährlichen Zinszahlung von 5 Prozent zu beginnen?“ — Ich zweifle nicht daran.

„Glauben Sie, daß eine solche Familie eben so gut in Geld als in Bodenproducten bezahlen könnte?“ — Vor Ablauf der sieben Jahre, glaube ich, könnte sie in Natura, nachher aber in Geld bezahlen.

„Urtheilen Sie bei diesen Ihren Antworten nach Ihren eignen Beobachtungen, und berücksichtigen Sie dabei die geringen Mittel, die den Personen, um die es sich hier handelt, zu Gebote stehen?“ — Ich urtheile nach dem, was ich gesehen habe, indem ich stets unter Auswanderern dieser Art lebte, und auch die in den Robinsons- und andern Colonien Angesiedelten sah, sowohl zur Zeit ihrer Ankunft, als nach Verfluß von fünf, sechs Jahren, wobei ich mich von der Ausdehnung des von ihnen urbar gemachten Bodens überzeugen konnte, und die Gebäude bemerkte, die sie aufgeführt hatten. Diese Verbesserungen gewährten ihnen in der Regel nach Verfluß von fünf Jahren so viel Ertrag, daß sie die Interessen der erhaltenen Vorschüsse mit Bodenerzeugnissen bezahlen konnten.

„Glauben Sie, daß alle, welche Canada kennen und über diesen Punkt nachgedacht haben, der *nämlichen* Ansicht, wie Sie, sind?“ — Ich zweifle nicht daran.

„Gibt es in Ober-Canada bedeutende Landstrecken, in welchen der Boden so gut ist, wie in den Robinsons-Colonien?“ — Allerdings, sogar viele noch bessere.

„Sind in den angrenzenden Theilen der Vereinigten Staaten die Arbeiter gesucht?“ — Ja, in diesem Augenblick, wegen der Canäle, die gegraben werden.

„Ist der projectirte Canal zwischen dem Erie-See und dem Ohio vollendet?“ — Noch nicht.

„Haben die Colonisten des Hrn. Robinson sich nach den Vereinigten Staaten gewandt, um dort Arbeit zu suchen?“ — Im verflossenen Monat December traf ich einen derselben, der im Sinne hatte, während der schlechten Jahreszeit bei den Canalarbeiten Beschäftigung zu suchen, aber zu der Arbeit auf seinem Gute zurückkehren wollte, so wie die Jahreszeit es ihm gestatten würde.

„Angenommen, daß ein Colonist nach Verfluß von fünf Jahren mit der Zinszahlung beginnen könnte, wie lange glauben Sie wohl, daß er brauchen würde, um das Capital zurück zu zahlen?“ — Wie mir scheint, zehn Jahre.

„Also fünf Jahre später?“ — Ja.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 111. 20 April 1828.

Tunis.

Aus den ungedruckten Memoiren eines italienischen Reisenden. *)

Die Regentschaft von Tunis eröffnet der Wißbegierde des Philosophen und des Archäologen ein weites Feld; aber die natürliche Beschaffenheit des Landes und das unruhige Mißtrauen des Bey's machen die Reisen im Innern sehr schwierig und gefährlich. Der ganze Raum zwischen Tunis und dem Vorgebirge von Carthago ist mit merkwürdigen Resten des Alterthums bedeckt. Die Ruinen der ungeheuern Wasserleitung, die das Wasser von den Zaduanischen Bergen nach Carthago führte, gehen von dem Behälter, in welchen das Wasser geleitet wurde, bis zu dem Ort, wo es herkam, in einer Weite von sechzig ital. Miglien ununterbrochen fort. Noch bestehen die Cisternen; diejenigen, welche ihr Wasser aus dem Aquaduct empfingen, dienen jetzt den elenden Beduinen, welche die einzige Bevölkerung jener Gegenden sind, zum Aufenthaltsort. Die ganze Fläche, auf welcher Carthago sich erhob, ist über und unter der Erde mit Trümmern angefüllt. Bei den untern Cisternen hat der Bey eine Redoute, welche bei den Franken den Namen des heil. Ludwig (S. Luigi) trägt. In dem Dorfe Sidi-bu-Said, auf dem Gipfel des Berges von Cap Carthago (Capo Cartagine) sieht man das Grabmal, in welchem der heil. Fürst beigesetzt wurde; gegenwärtig dient dasselbe zu einem Signalthurme. Auf dem Gebirge von Zauan erheben sich die Ruinen eines alten Tempels, und zu Porto-Farina (dem alten Utica), die eines Gebäudes, welches für das Haus gilt, in welchem Cato wohnte. Nicht selten findet man Medaillen und Cameen, besonders aus der Römerzeit, mit denen die in Tunis ansäßigen Christen einen so lebhaften Handel treiben, daß man auch die gemeinern nicht anders als zu sehr hohen Preisen erhalten kann. Tunis liegt sechs Miglien von dem Golf entfernt, dem es gleich dem großen See, durch dessen Ufer es vom Meere getrennt wird, den Namen gibt. Diese Stadt ist von einem elenden Wall von Erde und Steinen umgeben, der ihr weder zur Zierde, noch zu besonderem Nutzen gereichen kann. Die Häuser sind von Stein, aber in schlechtem Geschmack gebaut. Der Bey ließ vor einigen Jahren einen Palast bauen, der sich nicht übel ausnehmen würde, wenn er nicht in einer engen und schmutzigen Gasse versteckt läge und sein Erdgeschoß durch eine Menge Buden verunstaltet würde. Die Bazar's, die gleich den Läden nur schlecht mit Waaren versehen sind, gewähren keinen bessern Anblick, als die übrigen Gebäude. Die Einwohner, die sich in diesem Labyrinthe von krummen, unreinlichen und ungepflasterten Gäßchen umher winden, geben einen Begriff von dem allgemeinen Elend und der tiefen Unterdrückung des Landes. Die Bevölkerung von Tunis wird auf mehr als 150,000 Seelen geschätzt, und soll sich vor der letzten Pest auf 300,000 belaufen haben.

Der gegenwärtig herrschende Bey wollte der Stadt wenigstens das Ansehen eines haltbaren Platzes geben; er ließ unter der Leitung eines holländischen Ingenieurs mehrere Thore und andere Bestigungswerke anlegen, die indeß im Fall eines Angriffes keinen ernsthaften Widerstand zu bieten im Stande wären. Die Citadelle oder Kazba, im obern Theile der Stadt, ist ein Werk der Spanier, die zur Zeit Carls V hier die Herren spielten. Dieß Castell, welches die ganze Stadt beherrscht, kann sie nöthigenfalls im Zaume halten; zur Vertheidigung derselben möchten indeß die kleinen Redouten, die in der Nähe von Tunis errichtet worden sind, zweckmäßiger seyn.

Der Hafen von der Goletta dient zur Erhaltung der Verbindung zwischen der Rhede und dem See von Tunis. Da dieser in seinem ganzen Umfang keinen einzigen Fluß oder Bach aufnimmt, so muß seine Ausdünstung durch Meer-Wasser ersetzt werden, welches aus dem Golf hineindringt. Goletta wird von zwei starken Forts vertheidigt, welche die Spanier zur Zeit Carls V errichteten und die leidlich erhalten sind. Sie sind mit schönem Geschütz besetzt, und ein Stück desselben, das Steinkugeln schießt, ist von ungeheuerm Kaliber. Da der Hafen von Tunis für schwere Fahrzeuge zu seicht ist, so liegen die Kriegsschiffe des Bey in Porto-Farina; und die Kauffahrer, die Ladungen in Tunis einzunehmen oder auszuladen haben, halten sich auf der Rhede, wo sie einen guten Ankergrund von 5 bis 7 Ellen Tiefe finden, und bedienen sich zum Transport ihrer Frachten großer Boote mit lateinischen Segeln und Rudern, Sandalen genannt, die wenig Wasser brauchen, und daher den See befahren können.

Das Clima ist das vortrefflichste der Welt, und der Boden würde den größten Theil der Colonialproducte hervorbringen können, welche Europa aus so entlegenen Gegenden bezieht. Die ganze Küste der Barbarei ist für

*) Appendice criticco-letterario della Gassètta di Milano, Marzo 24, 25 del a. c.

die Cultur des Zuckers, der Baumwolle und von Spezereien aller Art geeignet; die Zucht des Seidenwurmes und der Bau des Indigo könnte mit geringer Mühe betrieben werden. Der Boden ist überall äußerst fruchtbar und gibt fast ohne den geringsten Anbau einen unermeßlichen Ertrag. In guten Jahren erhält man mehr als hundertfältige Frucht. In geringer Entfernung von der Stadt und von dem See ist die Luft vollkommen gesund. Merkwürdig ist, daß fast im ganzen Lande das Wasser der Brunnen warm und salzig ist; jedoch gibt es auch einige Quellen von sehr gutem und reinem Wasser, besonders zu Zaduan. Das Vieh in der Umgegend von Tunis will wenig sagen. Das Landvolk, das in der Auswahl seiner Speisen nicht sehr delicat ist, verzehrt eine Menge Ziegen. Wild ist in Ueberfluß vorhanden; aber dieses so wie die Fische des See's sind eben nicht von der besten Qualität. Die schönen Berberrosse, die früher so berühmt waren, sind verschwunden; selten sieht man in Tunis nur einigermaßen erträgliche Pferde. An die Stelle derselben sind die Cameele getreten, die in der ganzen Barbarei sehr allgemein verbreitet sind, und denen das Clima vollkommen zusagt.

Den Charakter der Mauren kennen zu lernen, bedarf es keines großen Studiums; sie sind unwissend, hochmüthig, betrügerisch, geizig und undankbar. In allen mercantilischen oder politischen Verhältnissen, die ein Maure mit einem Fremden anknüpft, wird er immer diesen zu übervortheilen suchen. Die Ansicht einiger Politiker, daß die Barbaresken durch freundschaftliche und zuvorkommende Behandlung gewonnen werden können, ist eben so falsch, als gefährlich. Nie werden sie aufhören, den Christen mit Haß und Verachtung zu betrachten. Wenn ein Maure jemals einen Ungläubigen mit einiger Achtung behandelt, oder ihm keinen Schaden zufügt, wo er das Vermögen dazu besäße, so kann man immer annehmen, daß nicht Gerechtigkeit oder Großmuth, sondern Furcht oder Interesse ihn bestimmen. Bei der ersten Gelegenheit wird der Maure sich seiner Neigung zum Betrug und Raub überlassen, und der Christ kann dann sicher seyn, ihm nicht zu entgehen.

(Schluß folgt.)

Lyon's Reisen in Mexico.

(Fortsetzung.)

„In Tula wohnten wir der Kirche gegenüber, vor welcher ich am Abend Musik hörte und einen Trupp Leute mit einem jungen Weibe fand, die ein kleines todtes Kind auf dem Kopfe trug, das in farbiges Papier gekleidet und mit einem weißen Handtuch auf ein Brett gebunden war. Rings um die Leiche war eine Fülle von künstlichen Blumen gesteckt; das Gesicht war unbedeckt und die Hände wie zum Gebete zusammengefaltet. Ein Fiedler und ein Guitarrespieler begleiteten den Trupp an die Kirchthür; die Mutter trat ein paar Minuten mit dem Kinde ein, kam aber gleich darauf wieder heraus und begab sich dann, von ihren Freunden begleitet, nach dem Begräbnißplatze. Der Vater folgte mit einem andern Manne, der einen brennenden Span trug und ihm beim Werfen von Schwärmern half, deren er ein großes Bündel unter dem Arme hielt. Bei der ganzen Zeremonie herrschte Frohsinn und Heiterkeit, da nach dem Volksglauben alle Kinder, welche jung sterben, nicht in das Fegefeuer kommen, sondern sogleich angelitos (Engelchen) werden. Nach der Beerdigung folgte, wie man mir sagte, ein Fandango, zum Zeichen der Freude daß das Kind von der Erde genommen ward. Es ist unstreitig Christenpflicht, sich bei Trübsal in den Willen Gottes zu ergeben; aber ich bin überzeugt, daß wenige Mütter in England mit so freudelächelnder Miene ihr erstes und einziges Kind zu Grabe trügen; und ich stehe für die Männer gut, daß sie nicht vermöchten, Freuderacketen zu werfen, wenn ihr Erstgeborner von hinnen genommen würde." — —

Ueber die Guichola-Indianer, (welche in der Umgegend von Bolannos wohnen) bemerkt Lyon folgendes:

„In der Gesichtsbildung, den Zügen, Haaren und Augen fand ich eine große Aehnlichkeit zwischen diesen Indianern und den Esquimaux; nur sind diese etwas kleiner und beleibter. Nüchtern sollen sie ein sehr friedfertiges harmloses Völkchen seyn, betrunken aber in völlige Raserei gerathen, wo denn ihre Händel sehr blutig werden. Ich weiß nicht, was unsre schönen Leserinnen dazu sagen werden, daß es bei diesen Indianern Sitte ist, daß der Mann das Weib seiner Wünsche auf die Probe nimmt. Wenn sie ihm nach unbestimmter Zeit noch behagt, so lassen sie sich trauen durch einen Priester oder Mönch, der einmal das Jahr die Runde macht, um diese Feierlichkeit, oder vielleicht schon die Taufe des Leibeserben dieser neuvermählten Paare vorzunehmen. Gefällt dem Manne seine Frau aber nicht, so kehrt sie wieder zu ihren Eltern zurück, auch wenn sie schon Leibesfrucht zu hoffen hat; die auf solche Art abgedankten Frauenzimmer werden häufig später noch einmal auf Probe genommen und verheirathen sich wieder, ohne daß ihr früherer Abschied ihrem Character Eintrag thäte."

„In Panuco fanden wir noch zwei indianische Comunidades (Gemeinden), bei denen die Guastersprache allein und ausschließlich gesprochen wird. Das arme Völkchen vermischt sich nicht mit den Weißen. Während der ungesunden Monate kommen viele Familien von Tampico dahin; und in der trockenen Jahreszeit ist Panuco eine Art von Badeort; man begibt sich hieher, da der Fluß hier mehr von Kaimans (Krokodillen) frei ist, als an andern Stellen. Für solche Familien, welche des Anstandes wegen sich etwas kosten lassen, sind nahe am Ufer kleine Plätze mit Pfählen abgesteckt, und leicht mit Palmzweigen bedeckt. Allein diese Delicatesse wird gewöhnlich nicht beobachtet; beide Geschlechter baden zu gleicher Zeit, und viele junge Damen schwimmen äußerst gut!"

Ueber die heißen Quellen in dem Thale Ustlan, unfern Valladolid, im Staate Mechoacan, gibt Lyon folgende Bemerkungen:

„Diese Quellen, mehrere hundert an der Zahl, liegen in

einem 1½ (englische) Meilen langen und ¼ Meile breiten Umkreis zerstreut, östlich und westlich durch die Ebene hin, und senden von Zeit zu Zeit Dampfwolken empor. Die Erdoberfläche ist hier nichts anders, als die Rinde eines Vulkans; vor sieben Jahren verursachte ein Erdbeben einen großen Riß in der Ebene, aus dem Quellen des reinsten, so wie des schlammigsten Wassers, beide siedend heiß, hervorquillten."

„Abends ging ich unter den Quellen umher; sie haben allerlei Formen und Größen, sie wechseln zwischen Löchern, nicht breiter als ein Zoll, (durch die man sieht und hört, wie das Wasser unten siedet) bis zu Oeffnungen von mehreren Yards im Durchschnitt. Einige sind so durchsichtig und klar, als ob sie distillirt wären, andere dagegen, nur einen Fuß breit davon entfernt, trübe, und kochenden Schlamm führend; eine, el Pozo verde (der grüne Brunnen) genannt, ist zwar vollkommen klar, ihr Wasser aber von schöner, dunkelgrüner Farbe. Die Quellen sind zum Theil beständig ruhig, und wechseln zwischen 110° bis 130°, allein bei weit mehrern sprudelt das Wasser mit erstaunlicher Gewalt hervor; und in einer, die ich aufs Geradewohl ausersehen, siedete ich ein Stück Schöpsenfleisch von der Größe eines Ei's in 4 Minuten, 50 Sekunden. Alle Quellen, bei denen es anging, wurden mit Steinen und Buschwerk verstopft, damit das Vieh nicht hineinfiele; und doch kommen oft einige Thiere auf diese Art um. Die Landleute pflegen ihre Schweine an diesen Quellen zu schlachten und abzubrühen, und ich sah einen Trupp Arrieros (Maulthiertreiber) ihr Abendessen ganz gemächlich über einer derselben fertig machen. Die Erdlage, durch welche das Wasser sich hauptsächlich erhebt, ist Kalkerde; auf der Oberfläche aber liegen eine Menge einzelner Kalksteine und löcherige Lava jeder Art, mit Stücken Obsidian; eben so finden sich viel Versteinerungen, Kräuter und abgebrochene Pfähle. Das Wasser setzt nichts als eine leichte Kruste weißes Salz ab, und doch schmeckt und riecht es sehr merklich nach Schwefel. Die Dünste scheinen keine zerstörende Wirkung auf die sie umgebende Vegetation zu haben, da schönes, obgleich kurzes Gras rings um den äußersten Rand der Quellen wächst; und sehr merkwürdig ist, daß die Mimosa und andere Pflanzen an manchen Stellen geradezu über die siedenden Quellen hereinhängen, in deren nächster Nähe sie ihre Wurzeln geschlagen. Bei einigen, die durch den festen Felsen sich durchgebohrt, ist zu bestimmter Zeit ein merkliches Steigen und Fallen sichtbar; bei andern, die unten in der Tiefe mit Steinen verstopft sind, zeigt sich noch ein auffallenderes Phänomen. Nachdem das Wasser einige Minuten lang furchtbar ein paar Fuß hoch aufgesprudelt, sinkt es plötzlich; die Erde gibt einen Laut, als schlürfe sie es ein; kein Wasser, selbst kein Dampf ist mehr zu sehen, und die Steine sind im Augenblick völlig getrocknet, so daß ich oft über ihnen stand, bis ein leises, pfeifendes Getöse mir die Rückkehr der Springfluth verkündigte, die denn auch im Augenblick mit gleicher Kraft wieder emporschoß. Es gibt einige Quellen von unbeträchtlichem Umfang, die gänzlich ausblieben, und sich nahe bei der alten Oeffnung neu durchbrachen. Es kam ferner schon vor, daß ein klarer Quell plötzlich trüb wurde, und umgekehrt." —

Capitän Lyon sucht die Bergwerks-Operationen in möglichst vortheilhaftem Lichte zu zeigen; und doch finden wir kein einziges Mal, daß er einen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben darthun konnte. Die wichtigsten dieser Bergwerke liegen in Bolannos, wo sich seiner Angabe nach, mit Zuversicht bedeutender Ertrag erwarten läßt. Sie sind in drei Abtheilungen eingetheilt — die nördliche, die mittlere, die südliche. Die nördliche besteht wieder aus drei Ansatzpunkten (sets); „das Metall des ersten," sagt Lyon, „versprach dermalen nur wenig; von dem zweiten läßt sich guter Ertrag erwarten; beim dritten aber hielt man es nicht des Versuches werth. Von den andern darf man mit allem Grund guten Gewinn erwarten, wenn die geeigneten Versuche zur Entdeckung der Adern gemacht werden. Die mittlere Abtheilung enthält ebenfalls drei Ansatzpunkte; von denen an dem ersten begonnen, der Versuch aber später wieder eingestellt wurde; der zweite ist nicht sehr ergiebig; und beim dritten konnte man noch nichts entdecken, das der Rede verlohnte. Die südliche Classe enthält zwei Ansatzpunkte, und an beiden sind nun die Arbeiter in Thätigkeit." So viel von den berühmten Bergwerken in Bolannos, aus denen sich mit Zuversicht so ergiebiger Ertrag erwarten lassen soll! Lyon beschreibt nun die Werke, welche in Real del Monte für die englische Compagnie im Werden sind. Wir sagen im Werden; obgleich sehr ausgedehnt, und ungeheure Auslagen erfordernd, scheint man doch auf einen Ertrag noch lange warten zu dürfen. Durch die Bergwerksinteressen zu sehr in Anspruch genommen, scheint Capitän Lyon dem politischen Zustande des Landes weniger Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Es ist bekannt, daß sich eine Zeitlang in den mexicanischen Staaten große Gährung zeigte, die aus gegenseitigem Haß der Kreolen und der Spanier entstanden war. Wie weit diese Bewegung gehen, und welche wahrscheinliche Folgen sie für das Bestehen der Union haben werde, sind Fragen, die immer noch zu lösen bleiben. Hin und wieder stößt man auf Bemerkungen, welche die Politik berühren.

(Schluß folgt.)

Das neue brittische Colonisationssystem.

(Schluß.)

Unter den Personen, die in Beziehung auf Irland als Zeugen vorgefordert wurden, befinden sich Männer von dem höchsten Ansehen und Verdienst, z. B. Sir Henry Parnell, Major Moody rc. Als Beispiel und zur nähern Beleuchtung der Verhältnisse dieses Landes geben wir hier einige dem berühmten Verfasser des Werkes über Bevölkerung, Malthus, vorgelegte Fragen, nebst dessen Antworten.

„Sie sind in Irland gewesen?" — Ja, im Jahr 1817, doch nur kurze Zeit.

„Haben Sie sich mit der Bevölkerung Irlands beschäftigt?“ — Ja, bis auf einen gewissen Punkt.

„Hat Ihnen die Betrachtung des Zustandes von Irland einige Beiträge für Ihre Werke geliefert?“ — Ja, besonders zu meinen Grundsätzen über National-Oekonomie.

„Wie hoch beläuft sich die Bevölkerung gegenwärtig?“ — Den Documenten nach, die ich zu Rathe ziehen konnte, ungefähr auf achthalb Millionen.

„Haben Sie die Güte, dem Committee zu bezeichnen, auf was Sie diese Annahme gründen?“ — Bei einer Vergleichung der im J. 1792 nach der Zahl der Häuser gemachten Schätzung, mit der im J. 1821 vorgenommenen Zählung, hat die Bevölkerung in diesen 29 Jahren in dem Verhältnisse zugenommen, daß sie, gleichmäßig fortschreitend, in vierzig Jahren sich verdoppelt. Nach dieser Progression beträgt die Bevölkerung Irlands im J. 1827 sieben und eine halbe Million.

„Haben Sie über die wahrscheinliche Wirkung nachgedacht, die eine solche Vermehrung auf die andern Classen von Irland ausüben muß?“ — Da die Menschen nicht leben können ohne Nahrung, so muß diese Progression nothwendig stille stehen, aber erst nach schweren Leiden.

„Wollen Sie damit sagen, durch eine größere Sterblichkeit?“ — Ja, aber diesen zahlreicheren Todesfällen wird ein noch größeres Elend vorangehen.

„Glauben Sie vorauszusehen, welche Folgen daraus für die arbeitende Classe in England sich ergeben werden?“ — Die Vermehrung der Bevölkerung und des Elends in Irland wird unglückbringend für die arbeitenden Classen Großbritanniens seyn, denn die zunehmende Auswanderung aus Irland nach England wird den Arbeitslohn mehr und mehr herunterdrücken, und die hierüber in diesem Lande herrschenden verständigen Ansichten und Gewohnheiten zu nichte machen. Allmälig werden sich unsere Arbeiter darauf beschränkt sehen, sich blos von Kartoffeln nähren zu können.

„Welche Folgen wird dieß in Beziehung auf unsere Armentaxen haben? Wird es die Zahl der zu Unterstützenden vermehren?“ — Ohne allen Zweifel. Ein Arbeiter, der in seinem Kirchspiel oder anderswo Beschäftigung finden könnte, wird arbeits-, folglich brodlos werden, so wie er durch einen Irländer verdrängt wird.

„Glauben Sie, daß, wenn die Zahl der Arbeiter Englands durch ein gutes Colonisationssystem sich verminderte, diese Lücke sogleich durch die überflüssige Bevölkerung Irlands wieder ausgefüllt würde?“ — Ohne allen Zweifel. —

— Die Commission erhielt durch viele übereinstimmende Zeugnisse die Ueberzeugung, daß jedes Colonisationssystem bei Irland beginnen müsse. Der Präsident richtet nun an Malthus die Frage: „Wenn statt einer Colonisation, in Irland das englische System eingeführt würde, nach welchem jedes Kirchspiel verpflichtet ist, seine Armen zu unterhalten, was glauben Sie wohl, daß geschehen würde?“ — Die ganze Grundrente Irlands würde nicht einmal hinreichen, um alle Armen zu unterhalten.

Die Commission geht nun auf die Erörterung der Frage über, ob, falls ein gutes Colonisationssystem Irland von einer halben Million seiner dürftigsten Einwohner befreite, die Lücke nicht schnell durch neue Irländer, so arm und nothdürftig als die über Meer geschickten, wieder ausgefüllt würde. Malthus bejaht diese Frage, und da man diesen großen Publicisten weiter zu Rathe zieht, welche Mittel es geben möchte, um Irland und England von der Geißel, die ihnen droht, zu befreien, so gelangt man am Ende zu der Ueberzeugung, daß man auf kein Mittel mit Sicherheit zählen könne, so lange in den in Irland herrschenden Gesetzen und Gewohnheiten keine Aenderung eintritt.

Bekanntlich sind die großen Gutsbesitzer in Irland größtentheils Engländer, oder Erben von Engländern, die jene Güter in Folge von Confiscationen erhielten. Die Jesuiten fanatisirten die Katholiken Irlands gegen die Protestanten, worauf diese die Güter von jenen in Besitz nahmen. Aus diesem Grunde genießen die großen Landeigenthümer bei einem Aufenthalt auf ihren Gütern weder Vergnügen noch Sicherheit. Sie verleihen sie daher in großen Massen an besondere Agenten, die sie in kleinern Theilen wieder an Unter-Agenten verleihen, von denen sie ebenfalls wieder in noch kleinern Theilen an arme Landleute verpachtet werden, welche Kartoffeln pflanzen, ihre und ihrer Kinder einzige Nahrung. Wenn ihre Kinder heranwachsen, so heirathen sie und pachten für sich selbst einen kleinen Fleck Landes, einen einzigen Acker, oft noch weniger. Sie bauen sich eine Lehmhütte, zeugen Kinder, die ihrerseits wieder ein Stückchen Land erübrigen wollen und sich gleich Caninchen vermehren. —

Obgleich aus dem obenerwähnten Commissions-Berichte hervorgeht, daß die Colonisationen sowohl von England, als von Schottland und Irland aus, bereits mit großem Erfolg begonnen haben; daß ferner die Summen, welche man neuen Auswanderern vorschießen würde, geringer wären, als die, welche man jetzt an dieselben Familien unter dem Namen von Armengeldern bezahlt, und daß endlich jene Summen sammt Interessen nach Verlauf von etwa zehen Jahren zurückerstattet werden würden, so hat doch das Parlament noch nicht gewagt, die Anträge des Berichts anzunehmen, aus Besorgniß, das vorgeschlagene Mittel möchte nur für den Augenblick, nicht für die Dauer wirken, und dieselben Ursachen, welche das Uebel veranlaßten, (die Uncultur der Irländer und die englische Armentaxe) möchten die Verlegenheiten, denen man zu entgehen sucht, auch stets wieder erneuern; und diese Besorgniß ist gewiß nicht blos chimärisch. Unabhängig aber hievon verdient das umsichtige Verfahren der Commission, die vom ausgezeichnetsten Staatsmann und Gelehrten bis zum letzten Taglöhner alle Interessen zu Rathe zog und jeder Stimme den freien Weg zur gesetzgebenden Gewalt des Staates bahnte, die aufmerksamste Beachtung. Wie viele Quellen der Belehrung bieten sich in solchen Untersuchungen den Gesetzgebern dar, wenn sie unabhängig, und ihre Interessen eins sind mit denen des Volks!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 112. 21 April 1828.

Die Kalmücken.*)

Die Steppen des astrachan'schen Gouvernements, nördlich vom caspischen Meere auf beiden Seiten der Wolga, gehören zu den ödesten Gegenden des russischen Reichs. Der Boden, ein gelblicher Lehm ohne Stein, ist mit verschiedenen Salzen geschwängert, die sich theils kristallisirt in der bloßen Erde, theils aufgelöst in größern oder kleinern Tümpeln und Seen finden. Die bekannte Meinung, wornach diese Steppen ursprünglich der Grund eines ungeheuren Binnenmeers gewesen wären, welches bei irgend einer Naturumwälzung einen Abfluß durch den Bosporos sich eröffnet und das schwarze, asow'sche und caspische Meer als seine tiefsten Stellen zurückgelassen hätte, gewinnt einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn man noch das Vorhandenseyn einer Menge unversteinerten Seemuscheln in Betrachtung zieht.

Außer dem Bogdo in der jaikschen Steppe gibt es hier keine Berge; doch ist das Land meistentheils hügelig, sanfte Höhen und Flächen wechseln dergestalt, daß der Durchmesser des Gesichtskreises selten etliche (deutsche) Meilen beträgt.

Der Pflanzenwuchs ist äußerst sparsam, und besteht vornehmlich aus einigen niedrigen Wermuth- und Grasarten, die, büschelweise wachsend, keinen eigentlichen Rasen bilden, sondern den fahlen Boden überall hervorstechen lassen. In den Vertiefungen gibt es zwar hie und da grasreichere Plätze, in der Regel aber eben auch nur Salzkräuter, die den Kameelen zur Nahrung dienen. Manche Steppengegend prangt jedoch im Frühlinge mit herrlichem Blumenschmuck von Iris, Tulpen und andern Zwiebelgewächsen, bis die Sonnenhitze (das Thermometer steht oft wochenlang auf 30° Reaumur, und während der 84 Tage der vorliegenden Reise stand es nur 36 Tage unter, und 45 Tage über 28°), welche durch keinen Baum, durch kein Wölkchen gemildert wird, bei der großen Seltenheit des Regens, alles Pflanzenleben zerstört. So erschlaffend aber der Sommer, so erstarrend ist der Winter, wenn der kalte Luftzug, den kein Gebirg unterbricht, von der hohen beeisten Mongolei herab, einem unaufhaltbaren Strome gleich, nach diesen Niederungen sich ergießt.

Eine den Steppen eigenthümliche Naturmerkwürdigkeit sind die Lufterscheinungen in der warmen Jahreszeit. Die von der durchglühten Erdoberfläche zurückgeworfenen Sonnenstrahlen, indem sie in den wenigen der Erde noch abgepreßten Dünsten sich brechen, erzeugen jenes optische Trugbild, wodurch Gegenstände, die noch außerhalb des Gesichtskreises liegen, am Rand desselben, gleichsam auf Wasserstreifen gemalt, in der Luft schwebend erscheinen. Diese Bilder sinken nach und nach, je mehr man sich ihnen nähert, tiefer herab; endlich verschwindet der scheinbare Wasserstreifen ganz, und nun erst zeigt sich der wirkliche Gegenstand, entfernter aber und kleiner, als im vorigen Dunstgebilde. Hatte der ermattete Reisende etwa gehofft, einen erwünschten Ruhepunkt in Kurzem zu erreichen, so muß er denselben desto mehr sich entfernen sehen, je eifriger er darauf zueilt.

Für die Sammlungen des Naturforschers bieten die Steppen manche schöne und eigenthümliche Gegenstände dar. So hat z. B. die ganze Länder verheerende Zugheuschrecke mit vielen minder zu fürchtenden Arten dieser Gattung hier ihr Vaterland und verdunkelt öfters mit ihren rauschenden Flügeln die Luft. Nützliche Insecten, wie Bienen, gibt es nicht. Scorpionen sind, wie es scheint, auf den Bogdoberg beschränkt; überall aber verbreitet sich die dicke, anderthalb Finger lange Tausendbeine (scolopendra millepes), die Tarantel, die noch giftigere Skorpionspinne (phalangium araneoïdes), und eine noch wenig bekannte äußerst giftige Spinnenart, welche von den Kalmücken die schwarze Wittwe (belbesün charra) genannt wird. Eben so häufig findet man Schlangen und Eidechsen. Von Säugthieren sind hauptsächlich wilde Pferde (zwischen der Wolga und dem Jaik), Antilopen, Füchse, Wölfe, große und kleine Springhasen; von Vögeln Trappen, rothe Enten, Uferschwalben, Kraniche und Adler (gewöhnlich falco leucocephalus) zu bemerken.

Die Kalmücken, zu denen die Reise ging, sind in fünf Horden eingetheilt: Die Dörböden, Sarepta's nächste Nachbarn, Torguden, Erkeden, Baganzohcher und Choschuden. Die beiden ersten Horden haben ihren eigentlichen Wohnsitz östlich vom Don an der Sarpa, die dritte und vierte zwischen der Sarpa und der Wolga, die fünfte jenseits der Wolga an der Aktuba. Um zu überwintern,

*) Reise von Sarepta in verschiedene Kalmücken-Horden des astrachan'schen Gouvernements im Jahre 1823, vom 26 Mai bis 21 August neuen Stils, in Angelegenheiten der russischen Bibelgesellschaft unternommen von H. A. Zwick und J. G. Schill, und von ersterem beschrieben. Mit einer Karte. Leipzig 1827.

begeben sie sich zum Theil nach den wasserreichern Gegenden an der Kuma und in den Schilfwäldern der Küsten des kaspischen Meers oberhalb Kislar. Man schätzt ihre Gesammtanzahl auf 20,000 Zelte oder Familien.

Obgleich seit Iwan Wasiljewitsch II. (1549—84) russische Unterthanen, sind die Kalmücken den Sitten und der Religion ihrer Väter treu geblieben. Sie leben unter ihren Stammfürsten, mit Ausnahme der Baganzohcher, bei denen drei bis vier Saißangs (Edelleute), von ihnen selbst gewählt, die sie nach Befinden absetzen können, das Regiment führen. Bei jeder Horde befindet sich ein Beamter der Krone, Pristaw genannt; eine Central-Behörde, das Organ der Regierung zum und vom Volke, bildet die Naima-Sarga, d. i. das Gericht der acht Richter, welche als Deputirte der Horden, unter dem Vorsitz des Oberpristaws, in öffentlichen Versammlungen, denen die Saißangs und die Aeltesten des Volks beiwohnen, Recht sprechen. In ihren innern Verhältnissen genießen die Kalmücken große Freiheiten, welche die Regierung nicht so leicht antastet, wahrscheinlich weil sie fürchtet, diese unbotmäßigen Nomaden möchten dem Beispiel der großen Horde folgen, die im Jahr 1771 nach China's Grenzen entwich. *) „Indessen glaubte man, als wir unter ihnen reisten, ihre etwas gar zu selbstständige Verfassung dürfte wie die der Kosaken **) nach und nach Modifikationen erleiden." Es war nehmlich seit einigen Jahren unter der Mehrzahl der Stämme eine Fehde ausgebrochen, wobei es zu großen Ausschweifungen und zu blutigen Scenen kam. Der Fall war einfach dieser. Ein Stammfürst hatte seine Gemahlin, die Schwester eines andern Stammfürsten, wegen begangener Untreue verstoßen und ihrem väterlichen Stamme zurückgeschickt, ihre Mitgift aber zurückbehalten. Die darüber entstandene Feindschaft theilte sich, indem das Volk die Sache seiner Fürsten zu der seinigen machte, den beiden Horden, und — bei der in einander greifenden Verwandtschaft der fürstlichen Familien — mehreren andern Horden mit, so daß zuletzt fast alle gegen einander standen. Nachdem die Regierung, um die streitenden Parteien zu versöhnen, den Weg der Güte vergebens eingeschlagen hatte, berief sie ihre Pristaws aus allen Horden und schien entschlossen, ernsthaftere Maßregeln zu ergreifen.

Die Hoffnung, das Christenthum unter den Kalmükken eingeführt zu sehen, ist äußerst gering. Zwar hatte die heilige Synode zu Petersburg schon im Jahre 1724 den Beschluß gefaßt, daß zu ihrer Bekehrung und Aufnahme in den Schoos der Landeskirche Anstalten getroffen werden sollten; es blieb aber bei dem bloßen Beschluß. Ja es lag im Interesse der griechisch-russischen Geistlichkeit, Bekehrungs-Versuche von Seiten anderer Confessionen zu verbieten. Ungeachtet wir beiden Herrnhuter in Angelegenheiten der Bibelgesellschaft des Reichs reisten und mit Beglaubigungsschreiben von dem Grafen Nesselrode versehen waren, hatten wir den ausdrücklichen Befehl, bloß Bibeln zu vertheilen, und nicht zu lehren.

Zwei Hindernisse sind es hauptsächlich, die der Verbreitung eines neuen Glaubens daselbst im Wege stehen, einmal die Furcht der Kalmücken, man möchte sie bloß zu Christen machen, um sie nachher desto eher zu Sklaven machen zu können, und dann der Einfluß einer zahlreichen regelmäßig organisirten Geistlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Tunis.

(Schluß.)

Von den Leidenschaften, welche dieses Volk beherrschen, ist keine tiefer eingewurzelt, als seine Rachsucht.

*) So war es die Besorgniß, in russische Bauern verwandelt zu werden, welche bei der Eroberung der Halbinsel Krym 300,000 Tartaren zur Auswanderung veranlaßte. In der That traf die Zurückgebliebenen jenes Schicksal, d. h. sie wurden von Catharina II als glebae adscripti an russische Herren verschenkt, und damit war der Wohlstand des neuen Landes vernichtet. Man vergl. Relation d'un voyage sur le bord septentrional de la mer d'Azof et en Crimée, par le comte de Castres. Paris 1826. Die russische Regierung scheint übrigens neuerdings die Grundsätze einer weisern Politik zur Richtschnur zu nehmen.

**) Die Verfassung der Kosaken (richtiger Kasaken) war lange Zeit beinahe ganz republikanisch. Die Kasaken vom Jaik (gegenwärtig, seit 1775, vom Ural), hatten schon lange (seit 1655) in den russischen Heeren gedient, als sie noch ihre Anführer selbst wählten und absetzten, als sie noch die peinliche Rechtspflege besaßen und ihre Angelegenheiten in allgemeinen Volksversammlungen beriethen. Der Attaman wagte nichts Bedeutendes für sich zu thun. Empfing man eine Ukase vom Czar, oder handelte es sich um eine kriegerische Unternehmung, so gab man mit der großen Glocke der Gemeinde das Zeichen zur Versammlung. Der Attaman, den großen Commandostab mit goldenem Knopf in der Hand, trat auf; sodann erschienen die Yassauls, d. h. Herolde, legten ihre Stäbe und Mützen mitten in der Versammlung nieder, sprachen ein Gebet und begrüßten den Attaman und das Volk umher. Nach dieser Ceremonie, die immer gewissenhaft beobachtet wurde, traten sie vor den Chef, empfingen seine Befehle und legten sie der Versammlung mit den Worten vor: „Hört still zu, ihr tapfern Attamannen, und du große Armee vom Jaik." Hatte man nun die Sache dem Volk auseinander gesetzt, so fragten sie: „Seyd ihr damit einverstanden, brave Krieger?" Die Antwort war ja oder nein; im letztern Fall versuchte der Attaman das Volk von der Annehmbarkeit des Vorschlages zu überzeugen. Waren die Kasaken mit seinem sonstigen Benehmen zufrieden, so fanden seine Vorstellungen leicht Eingang, wo nicht, so achtete Niemand darauf und der Wille des Volks siegte. Peter I begann, Katharina II vollendete die Reform der Kasaken, welche darin bestand, daß man ihnen ihre Freiheiten entzog. Coup d'oeil sur l'histoire des Casaques de l'Oural par M. de Lewchine, Conseiller de Cour de S. M. l'Empereur de Russie, im Journal Asiatique 1827.

Nie vergißt ein Maure die Erinnerung einer Beleidigung, die ihm widerfahren ist, und mit unermüdlicher Ausdauer und List sucht er seinem Feinde zu schaden, und seinen Durst nach Rache zu befriedigen. Oft wird er die Verstellung so weit treiben, den Schein der innigsten Freundschaft anzunehmen, um dann seinen Schlag, den er lange vorher bedacht hat, mit desto größerer Sicherheit und um so unerwarteter zu führen. — Der schmutzigste Geiz ist allen Ständen der Barbaresken gemein. Die untersten beobachten allgemein den Gebrauch, wenn sie das Garama (die Kopfsteuer) zahlen sollen, vorzugeben, daß sie außer Stande dazu wären. Der Einnehmer des Fiscus kennt indessen bereits die Bedeutung dieser Entschuldigung, und läßt sich dadurch von der Ausübung seiner Amtspflicht nicht abhalten. Der Widerspenstige erhält eine Anzahl Peitschenhiebe, und darauf versteht er sich zur Zahlung; gewöhnlich zieht er noch auf dem Platze selbst, wo er seine Hiebe empfangen hat, die Börse, und entrichtet die Steuer. Ein Europäer, der Zeuge einer solchen Scene war, fragte den Leidenden, ob es denn nicht besser für ihn gewesen wäre, ohne jene Ceremonie zu zahlen? — Wie, antwortete ihm der Maure, ganz erstaunt: ich sollte meine Steuer bezahlen, ohne die Peitsche erhalten zu haben? — Wie viel auch zu dieser sonderbaren Sitte der blinde Geldgeiz der Mauren beitragen mag, der sie verleitet, bis auf den letzten Moment die Erlassung ihrer Verbindlichkeit zu hoffen, so scheint der Hauptgrund doch in der Nothwendigkeit zu liegen, unter einem so räuberischen Gouvernement jeden Schein des Reichthums zu vermeiden.

Unter den Sitten und Gebräuchen der Mauren sind wenige, die nachgeahmt oder auch nur bemerkt zu werden verdienten. Ihre außerordentliche Unwissenheit macht sie abergläubisch im höchsten Grade; Vorbedeutungen dieser oder jener Art haben fast immer einen Einfluß auf ihre Handlungen. In Religionssachen ist man vielleicht in keinem andern mahomedanischen Lande strenger, als in Tunis. Die Moscheen stehen in Constantinopel den Christen mit und ohne Befehl des Großherrn offen; in Tunis werden sie durch die Gegenwart eines Ungläubigen für entweiht betrachtet, und dieser läuft in einem solchen Falle die äußerste Lebensgefahr.

In allen Theilen des Landes sieht man öffentliche Andachtsorte, die fast immer die schönste Lage haben, und meist entweder die Wohnungen lebender, oder die Gräber todter Heiligen sind. Die lebenden Heiligen sind in der Barbarei größtentheils Menschen, die ihrer Sinne nicht mächtig sind, und die deshalb Freiheit haben, ungestraft jede Gattung von Ausschweifungen zu verüben; es wird behauptet, daß sich viele, um desselben Vorzuges zu genießen, verrückt stellten, ohne es zu seyn. Einer von diesen Heiligen, der vor kurzem gestorben ist, hatte die Gabe, daß er in einer halben Stunde das Grab des Propheten zu Mecca besuchen, und nach Tunis zurückkehren konnte. Ein anderer hatte das Privilegium, in einer Nacht ganz Europa zu durchreisen, und von Zeit zu Zeit 300 Ungläubige zu tödten, worauf er bei Anbruch des folgenden Tages nach Hause zurückkehrte. Das Volk glaubt allgemein — nach einer alten Prophezeiung, — daß an einem Freitage während des Mittagsgebetes die Christen kommen, und sich des Landes bemächtigen werden. Deshalb werden zu dieser Stunde in allen Städten die Thore geschlossen und nichts kann sie bewegen, sie zu öffnen, wer auch immer Einlaß begehren mag. Jene Prophezeiung sagt, daß die Nation, welche die Eroberung machen werde, roth gekleidet seyn würde, und deßhalb glaubt man allgemein, daß die Engländer darunter gemeint wären.

Die Mauren von Tunis zeigen sich weniger eifersüchtig in Betreff ihrer Weiber, als die Türken. In der Levante ist das schöne Geschlecht der Obhut von Eunuchen übergeben; in Tunis gibt es die letztern nicht, und die Frauen werden so gut als gar nicht gehütet. Sklaven bedienen sie, und wenn diese Europäer sind, so pflegen die Tunesischen Frauen sich nicht einmal vor ihnen zu verhüllen, wahrscheinlich wegen der Verachtung, in der sie gehalten werden. Einer der sonderbarsten Gebräuche, den die Tunesen haben, ist der, daß sie ihre Töchter, ehe sie dieselben verheirathen — mästen. Kaum sind sie von der Brust entwöhnt, so werden sie in enge Gemächer eingesperrt, und es werden ihnen darauf goldene oder silberne Ringe um die Arme und Beine gelegt. Ist das Mädchen für einen Wittwer oder Geschiedenen bestimmt, so dienen dazu die Ringe seiner ersten Frau. Ist dieß geschehen, so werden ihnen die nahrhaftesten Speisen im Ueberflusse gereicht, und dieß Verfahren so lange fortgesetzt, bis die Ringe fest am Fleische anliegen. Welche Schwierigkeiten dieß hat, wenn vielleicht zufällig ein sehr schlankes Mädchen zur Nachfolgerin einer Frau von dem entgegengesetzten Vorzuge bestimmt ist, läßt sich denken; ob die Barbaren in einem solchen Falle eine Ausnahme von ihrer Regel gestatten, ist uns nicht bekannt geworden. Aber Ausdauer überwindet alles.

Lyon's Reise in Mexico.

(Schluß.)

„Guadalaxara war zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes in einem Zustand fieberhafter Aufregung, was eine gefährliche Veränderung in den öffentlichen Angelegenheiten fürchten ließ. Die Iturbidisten, Centralisten, Föderatisten und andere Factionen überließen sich ihren Empfindungen und Wünschen in einer Anzahl anonymer Broschüren, die unter allen Portalen, in allen Straßen feilgeboten wurden; in Schmähschriften gegen den Gouverneur und seine öffentlichen Beamten; in Vertheidigungsschriften; in Ausstellungen der groben Betrügereien der Mönche, so wie in Apologien ihrer absurden Ansprüche; in Drohungen gegen die wenigen, noch zurückgebliebenen Spanier und die Ausländer insgesammt. — Meuchelmorde, Räubereien waren an der Tagesordnung, ohne daß der Schuldige eine

andere Strafe als mehrtägige Einkerkerung zu fürchten hatte. Es ist nicht wohl gedenkbar, daß die Dinge lang in diesem regellosen Zustande bleiben werden; und viele meiner Bekannten waren der Meinung, daß ein grito (ein Aufruf zur Empörung) die ganze Stadt zu einem Aufstand gegen die Regierung, oder zu kaltblütiger Ermordung aller Spanier, Ausländer und selbst wohlhabender Eingebornen führen könnte. Die europäischen, in dem Lande ansäßigen Spanier, welche im einzelnen nicht für die frühere tyrannische Bedrückung der Mexicaner verantwortlich sind, verdienen alles Mitleid. Ihr Leben steht in beständiger Gefahr, und zwar um so mehr, wenn sie reich sind. Die Aussicht auf Plünderung ist, wie für jeden andern Pöbel, so auch für den in Mexico ein großes Reizmittel des Patriotismus." — —

„Die Kreolen, oder Abkömmlinge von Europäern sind jetzt die bedeutendsten Personen in Neuspanien, und mit Ausnahme derer, die selbstthätigen Handel treiben, eine indolente, hochfahrende, übermüthige Menschenklasse, die, bei der groben Unwissenheit, in der sie die barbarische Politik Spaniens gehalten hatte, auch die höchste Verachtung gegen die armen, verstoßenen Indianer fortgeerbt haben. Sie sind mit Ausnahme einiger trefflichen, talentvollen Köpfe (die ich, wenn es anginge, mit vielem Vergnügen aufzählen würde) der am wenigsten achtbare Theil der Bevölkerung. Man hat jedoch allen Grund, von dem Einfluß der Fremden, und dem Verkehr mit der alten Welt überhaupt eine Sittigung der Nation zu hoffen und zu erwarten. Die Errichtung von Schulen wird viel hiezu beitragen; vor allem aber wird die Civilisation und Sittenverfeinerung gleichen Schritt mit der Achtung für das weibliche Geschlecht gehen; wirklich beginnen auch die Frauen nach und nach die ihnen in der bürgerlichen Gesellschaft gebührende Stellung einzunehmen. Man verwendet mehr Sorgfalt auf ihre Erziehung; und die Verbindungen einiger Engländer mit jungen Damen von Familie müssen die günstigsten Folgen herbeiführen." —

„Das viele Rauchen, Spielen, der Mangel an gehöriger Aufmerksamkeit für persönlichen Anstand wird bald verschwunden seyn, und mit ein wenig mehr Herablassung (es gibt wenige Leute in der Welt, die eine bessere Meinung von sich haben) wird der mexicanische Adel unsrer Zeit sehr bald seinen Vorfahren in der Aufklärung den Rang abgelaufen haben. Die kostbaren pittoresken Landestrachten beider Geschlechter kommen nun in Mißkredit, und die europäische Tracht wird in den Hauptstädten allgemein vorherrschend."

Wir können nicht umhin, ein Beispiel von der mexicanischen Naivität anzuführen: Einer alten Dame, welche den Capitän jede Nacht durch ihr Gejammer über Kopfweh aus dem Schlafe störte, gab er zwei Pillen, welche sie mit vielem Vorbedacht in die beiden Nasenlöcher steckte, weil sie so dem Sitze des Schmerzens näher kamen. Eine weitere Instruktion erst brachte sie durch den Mund nach ihrem Bestimmungsort.

Wir bekommen einen Begriff von dem Kulturstande in Mexico; wenn wir den Preis der Pferde mit dem der Vögel vergleichen. Unser Berichterstatter erzählt:

„Ich wollte in Tula ein Pferd kaufen, und erstaunte über die Behendigkeit, womit die einzelnen Thiere aus der Heerde ausgewählt und zu meiner Besichtigung aufgefangen wurden. Der Anblick war äußerst interessant, — wie die wilden Rosse dahin galoppirten, und die Männer zu Fuß mit der muntersten Laune ihre Geschicklichkeit zu zeigen schienen. Ich kaufte hier einen guten Paßgänger um 12 Dollars. — Zu San Luis sah ich, da ich durch die Straßen ging, viele Vogelkäfige innerhalb der hölzernen Fenstergitter hängen. Unter den Vögeln schien der Sinsontlo oder Spottvogel besonders beliebt zu seyn. Er ist in der Umgegend sehr häufig, und doch hält man fünfzig Dollars für keinen zu hohen Preis für einen guten Sänger."

Orientalische Gerechtigkeit in Frankreich.

Gegen das Ende des vorigen Jahres wurde Fournier, ein unbemittelter Einwohner von Montlaur, von Ramondène, seinem Nachbar, vor dem Correctionsgerichtshof von St. Affrique verklagt, ein Seil gestohlen zu haben, und am 27 Dec. zu einem Jahr Gefängniß und den Kosten verurtheilt. Die Gründe, auf denen dieß Urtheil beruht, sind äußerst merkwürdig, indem sie uns aus der Civilisation des 19ten Jahrhunderts plötzlich mitten in jene Zeit zurück zu versetzen scheinen, wo der unbekannte Mörder dadurch entdeckt wurde, daß in seiner Nähe die Wunden des Erschlagenen zu bluten anfingen, und ein verläumdetes Weib seine Unschuld bewies, indem es mit bloßen Füßen über eine glühende Pflugschar ging; oder in den Orient, dessen summarische Rechtspflege unsern Lesern durch die anmuthigen Erzählungen der Schehezerade bekannt ist. „Das meinem Clienten gestohlene Seil, *sagte* der Advokat des Klägers, hat einen Knoten. Wenn der Angeklagte im Stande ist, einen ähnlichen zu machen, so ziehe ich meine Klage zurück; wenn er dieß aber nicht vermag und dagegen der Kläger diesen Knoten knüpfen kann, so gewinne ich meinen Proceß." Diese Idee wurde von dem Tribunal von St. Affrique mit Begierde aufgefaßt, und noch in derselben Sitzung kam es zu der verlangten Probe. Fournier bemüht sich vergebens, Ramondène ist glücklicher — er macht einen Knoten, der jenem an dem angeblich gestohlenen Seil vollkommen gleich kommt. Dieß ist genug: Fournier wird zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt. Das Tribunal von Rodez, an welches von diesem Ausspruch Appellation erging, ließ die Gründe jenes Urtheils indeß nicht gelten und reducirte die Gefängnißstrafe auf einen Monat, indem es den Artikel 463 des Code pénal in Anwendung brachte.

Le Courrier des Tribunaux, 8 Avril 1828.

Byron's Leben von Moore.

Thomas Moore hat, wie wir vernehmen, so viele Tagebücher, Briefe, mündliche und schriftliche Nachrichten über Byron gesammelt, daß seine „Memoiren" des Dichters ohne Zweifel jede andere Schrift über denselben — außer der vernichteten Autobiographie — ersetzen werden (zu wünschen wäre nur, daß der so geistvolle Verf. von Lallah-Rookh 2c. dießmal seine Materialien etwas mehr verarbeitete, als er es in den „Memoiren Sheridan's" für gut fand.)

Literary-Gazette, April 5.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 113. 22 April 1828.

Briefe aus Persien.

Jede Nachricht über den Zustand von Persien muß in diesem Augenblicke, wo der Abschluß des Friedens mit Rußland dieses merkwürdige Land dem europäischen Interesse näher gerückt hat, als dieß seit den Zeiten des macedonischen Alexanders der Fall war, uns besonders willkommen seyn; um so angenehmer ist es uns, daß die neueste Numer der Literary-Gazette uns in den Stand setzt, unsern Lesern eine Correspondenz aus Tauris über die Begebenheiten vom 24ten Oct. bis zum 25ten Nov. des vor. Jahrs mittheilen zu können, die uns äußerst characteristisch zu seyn scheint. Der Herausgeber des genannten englischen Journals bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß andere Briefe aus St. Petersburg, wie von der persischen Grenze, die er erhalten habe, die wichtigsten Aufschlüsse über die neuesten Ereignisse gäben, und er bedaure, daß es ihm nicht erlaubt sey, dieselben in ihrem Detail bekannt zu machen. Alles beruhe indessen auf dem persönlichen Character des russischen Monarchen; und über diesen stimmen alle Urtheile auf das rühmlichste überein. „Der Kaiser," sagt ein Schreiben, „dessen Character wir in jeder Beziehung mehr als gewöhnliche Achtung schuldig sind, der Kaiser wird wahrscheinlich eine glückliche Regierung haben; gewiß verdient dieß nie ein Fürst in höherem Grade. Seine Gesinnungen sind so groß und edel, und sein öffentliches, wie sein Privatleben so männlich, so würdig, daß er als das Muster eines Gentleman und Monarchen betrachtet werden kann. Diese Meinung ist nicht blos meine eigene, obwohl durch meine persönliche Erfahrung bestätigt, sondern dieselbe, die ich von allen fremden Ministern höre, welche die strengsten Beobachter seines Benehmens sind und die ihn in Tagen der Gefahr, wie in Stunden des Vergnügens gesehen haben."

Mittwoch den 24 October. Diesen Morgen kamen Briefe von Sofian, an den Aga Reza und andere Häupter der Abtheilungen (kud khudas) von Tauris; sie waren von den Söhnen des Häuptlings von Merand, Nussur Ali Khan, geschrieben und benachrichtigten die Bewohner dieser Stadt von dem beabsichtigten baldigen Vorrücken der russischen Macht, die vor einigen Tagen in den genannten Distrikt eingerückt war. Es wurde darin der Rath ertheilt, keinen Widerstand zu bieten; denn wenn die Einwohner sich ruhig verhielten, so würde weder ihr Leben, noch Eigenthum die geringste Gefahr laufen. Diese Briefe wurden aufgefangen und dem Assuf ed Daulah (Premierminister) Ala yar Khan gebracht, dersogleich die Personen, an welche sie gerichtet waren, vor sich fordern ließ, und sie beschuldigte, den Feind in die Stadt eingeladen zu haben. Die Kud khudas wiesen diese Anklage in den stärksten Ausdrücken zurück; aber da der Inhalt der Briefe öffentlich bekannt wurde, so ward die Wirkung, welche sie wahrscheinlich hervorbringen sollten, hierdurch vollkommen erreicht. Später an demselben Morgen kam ein Ghollam des Schahs von Sofian. Er berichtete, daß eine starke russische Avantgarde in diesem Dorfe eingetroffen wäre, als er dasselbe verließ. Von diesem Augenblick an verbreitete sich die äußerste Unruhe durch alle Quartiere von Tauris. Die Einwohner der Vorstädte sah man herbeiströmen, um innerhalb der Mauern eine Zuflucht zu finden; während die Bürger in geringerer Anzahl aus denselben zu entkommen und das Weite zu gewinnen suchten. Furcht und Unruhe waren auf allen Gesichtern ausgedrückt. Die Nachricht von der Annäherung der russischen Armee verfehlte auch auf die Arrak- und Mazanderoun-Truppen nicht ihre Wirkung, die der Schah, 6000 Mann stark, zur Vertheidigung der Stadt bestimmt hatte. Man sah sie, ruhig ihr Vieh beladen und in kleinen Abtheilungen den Weg nach Teheran einschlagen. Diese Bewegung wurde bald allgemein und vor Mittag hatte beinahe das ganze Corps die Stadt verlassen; nur wenige von den Anführern und den muthigsten ihrer Leute blieben noch darin zurück.

Ala yar Khan wurde erst spät von der Desertion seiner Truppen unterrichtet. Man glaubt, daß diese Unruhe durch die Drohungen der Einwohner von Tauris vermehrt wurde, welche außer dem alten Haß, den sie gegen die Bewohner der südlichen Provinzen nährten, noch einen anderen Grund hatten, auf die Beschleunigung des Abzuges ihrer Vertheidiger zu dringen, indem sie fürchteten, daß sie die Stadt entweder selbst plündern würden, ehe sie dieselbe verließen, oder sie durch eine nutzlose Vertheidigung einer üblen Behandlung von Seiten der Russen aussetzen könnten. Als Ala yar Khan ihre Flucht erfuhr, konnte er nur einige von ihren Anführern und sein eignes Gefolge ihnen nachsenden, um sie aufzuhalten. Im ersten Zorn gab er dem Volk von Tauris den Befehl, sie gleichfalls zu verfolgen und zu plündern. Kaum war dieß geschehen, als eine Anzahl der bewaffneten Bürger die Südländer, die noch auf ihrem Posten geblieben waren, angriff und des Ihrigen beraubte. Um ein Uhr waren nur noch Wenige von den 6000 übrig. Vierhundert wurden zwar zurück gebracht und in der Citadelle (Ark) eingeschlossen, um eine zweite Flucht zu verhüten; aber als man das Thor derselben, welches in die Stadt führt, verschloß, vergaß man lächerlicher Weise, daß das alte Gebäude noch ein zweites hatte, und aus diesem säumten sie denn nicht zu entwischen. Die Arraks waren meist zwischen den äußern und innern Mauern gelagert gewesen; bei ihrem übereilten Rückzuge ließen sie viele ihrer Zelte und

eine Menge Gepäck auf dem Platze zurück. In diesem Moment würden zwei Bataillons, ja zwei Compagnien Russen hinreichend gewesen seyn, um Besitz von der Stadt zu nehmen. Jetzt wurden die zwei Bataillons Schaggangrier, die in geringer Entfernung von der Stadt aufgestellt gewesen waren, in dieselbe gezogen und befehligt, die Thore zu besetzen. Ala yar Khan ging von Mann zu Mann, um sie zu ermuntern, treu und fest zu bleiben. Nur kurze Zeit wurde er mit Aufmerksamkeit gehört, dann ergossen sie sich in einen Strom von Scheltworten über ihn und einige warfen Steine nach ihm. Den ganzen Tag über herrschten die widersprechendsten Gerüchte; so daß z. B. allen Ernstes versichert wurde, Abbas Mirza würde noch vor Abend mit der ganzen Armee von Khory eintreffen. Seif al Malk Mirza war mit einer starken Abtheilung Cavallerie gegen Sofian gesandt worden, um zu recognosciren. Gegen Sonnenuntergang schien sich alles beruhigt zu haben; man glaubte, daß der Prinz bei der Brücke von Aschi — vier engl. Meilen von der Stadt — angekommen wäre und es wurde den Kud khudas befohlen, ihm entgegen zu gehen. Die Weiber des Prinzen wurden gestern in den Garten entfernt; auch die Civilautoritäten mit ihren Familien haben die Stadt verlassen.

Donnerstag den 25ten. Es hat sich gezeigt, daß die Nachricht von der Ankunft der russischen Truppen zu Sofian nur zu wahr war. Die vergangene Nacht hatten sie ihr Lager zu Suning Kurpi, zwölf Meilen von der Stadt. Früh am Morgen sah man ihr Hauptcorps heranrücken. Bei ihrer Ankunft an der Brücke von Aschi machten sie Halt und stellten sich in Schlachtordnung. Die Schaggangrier-Bataillons besetzten die Mauern auf dieser Seite der Stadt; die Artillerie, die vor wenigen Tagen auf die Bastionen und Thürme gebracht worden war, wurde geladen, die Thore wurden verwahrt. — Ala yar Khan erschien zu Pferde zwischen den inneren und äußeren Mauern; er versuchte seine Truppen zu ermuthigen und befahl die Kanonen abzufeuern. Nur drei — zwei mit Kartätschen, die andere mit einer Kugel geladen — wurden abgefeuert; ohne daß man sich übrigens die Mühe genommen hätte, sie auf die Marschlinie der Russen zu richten. Sie dienten nur als ein Signal für die persische Infanterie, die in der äußersten Geschwindigkeit aus der Stadt floh. —

Mir Fatha, das Haupt der Mollahs, eilte mit andern Priestern zur Stelle. Er verlangte von dem Assuf, er solle von ferneren Versuchen, den Zorn der Russen zu reizen, abstehen, da Widerstand unter den gegenwärtigen Umständen doch unmöglich sey; er möge daher nur seinen Posten aufgeben und seiner Wege gehen. Ala yar Khan zog sich darauf mit zwei Begleitern zurück und begab sich auf den Weg nach Teheran. Da die Thorschlüssel der Stadt vorborgen gehalten waren, so befahl Mir-Fatha sie aufzubrechen. Darauf zog er an der Spitze der Priesterschaft und der angesehensten Einwohner dem General, Fürsten Arristaff, entgegen, um ihm die Stadt zu übergeben. Er fand die beste Aufnahme und erhielt die Zusicherung, daß alles Privateigenthum vollkommen respectirt werden sollte. Während das Hauptcorps vorrückte, hielt Fürst Arristaff mit den Generalen Pankratieff, Sacken, Oberst Mouravieff, dem Chef des Generalstabes und mehreren anderen Offizieren, gefolgt von einer Abtheilung Uhlanen und Cosacken durch das Thor von Constantinopel seinen Einzug in die Stadt. Zuerst wurde das Arsenal besetzt und Maßregeln getroffen, um die darin aufbewahrten Vorräthe zu sichern. Fürst Arristaff und sein Gefolge ging darauf zu dem Palast, der vor ihrer Ankunft von den Merand'schen und Nukschiwanschen Reitern und dem Pöbel geplündert worden war. Außer Teppichen, Möbeln und Zelten war wenig darin zurückgeblieben; diese waren aber von bedeutendem Werthe.

Auf dem Hause des englischen Gesandten wehte die brittische Flagge; Major Monteith begab sich, begleitet von den übrigen Offizieren, die sich zu Tauris fanden, um drei Uhr des Nachmittags nach dem Palaste, um dem russischen General seine Aufwartung zu machen. Dieser empfängt sie sehr freundschaftlich. Major Monteith setzte den General davon in Kenntniß, daß sie zwar den Befehl erhalten, Tauris bei der Annäherung der russischen Armee zu verlassen, dieß zu thun jedoch unmöglich gefunden haben, wegen ihres unerwarteten Vorrückens und der allgemeinen Verwirrung, die darauf folgte. Er bat um eine Wache für den Fall, daß Unruhen in der Stadt ausbrechen sollten. — Die russischen Offiziere bezeugten insgesammt das größte Erstaunen darüber, daß sie bei ihrer Annäherung nicht den geringsten Widerstand gefunden hätten. Sie hatten erwartet, daß es zu einem harten Gefecht kommen würde, und statt dessen war außer den erwähnten drei Schüssen von beiden Seiten nicht ein Korn Pulver verbraucht worden. — Die Russen gingen, ohne die geringste Sorge, einzeln durch die Straßen; die Einwohner waren von einem panischen Schrecken ergriffen und beobachteten das tiefste Stillschweigen. Die Infanterie und die Artillerie der Armee wurde außerhalb der Mauern, dem Thore von Constantinopel gegenüber, aufgestellt; die regelmäßige und unregelmäßige Cavalerie nahm die Höhen diesseits des Aschi ein; auf die Brustwehren von dieser Seite der Mauern wurden Wachen gestellt, die Thore besetzt; ein Bataillon war in das Schloß, ein anderes in den Palast gelegt worden. Gegen Sonnenuntergang kam eine Wache vor Oberst Macdonald's (des Envoyé) Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kalmücken.

(Fortsetzung.)

Die Religion der Kalmücken und fast aller mongolischen Völker Hochasiens ist die buddistische, oder nach dem Namen ihrer Priester, der Lamas, die lamaische.

In dem unermeßlichen Raume (mongolisch Chagossun Agur) — so wird gelehrt — aus dem unendlichen Leben der Welt entstand durch kreisende Bewegung das Seyende und das Werdende, das Belebte und das Unbelebte, Körper und Geister. Zu oberst in der Reihe der Wesen steht das göttliche Wesen, Budda, (kalmückisch Burchan) welches sich aber in vielen mehr oder weniger vollkommenen

Erscheinungen offenbart. Darauf folgen die Geister, erstlich die reinen (Tängri), zweitens die unreinen und feindseligen (Assuri): jene den Gipfel, diese den Fuß des im Mittelpunkt der Welt gelegenen Bergs Sümmer bewohnend, mit einer in alle menschlichen Angelegenheiten freundlich oder feindlich eingreifenden Thätigkeit, die sich in Häusern, an Flüssen, an Quellen, auf Bergen zu erkennen gibt. Sodann die Menschen und die Thiere auf der Erde, die Ungeheuer der Vorhölle (des Birids) nebst der Behausung des Assuri Erlik=Chans in einem Palast mit sechszehn eisernen Mauern, den die Fegfeuer des Birids umgeben, und endlich die Höllengeschöpfe im Abgrund. Diese in sechs Classen eingetheilte Wesen stehen unter einer unabänderlich bestimmten Weltordnung, d. h. in bestimmter Abstufung von gut und böse und in einem steten Geburtswechsel, vermöge dessen sie von einer Klasse in die andere durch Seelenwanderung übergehen. Der Kreis dieser Veränderungen heißt Ortschilang, d. i. das unermeßlich stürmische Weltmeer. Am Ufer desselben, keiner weitern Seelenwanderung unterworfen, sind die vollendeten Buddas. Allein alle Wesen vom obersten Tängri bis zum untersten Höllengeschöpf haben die Bestimmung, aus dem Ortschilang ans Ufer zu gelangen, d. i. durch Seelenwanderung zur Buddawürde aufzusteigen. Haben alle Wesen dies Ziel in der vollendeten Weltperiode von Millionen Jahren (Galap oder Kalpa erreicht, und sind in Budda zusammengeflossen, dann zerfließt Budda selbst wieder in das uranfängliche All=Eins. Bis dahin aber vergehen tausend Zeiten, jede unter der Regierung eines Budda. Jetzt ist die vierte Zeit unter dem Budda=Schagdschamuni. Dieser verließ zu Anfang derselben den Göttersitz, ward im Reiche Magade im Mittelindien geboren, um Lehrer und Wiederhersteller der Wesen zu werden, durch Erlösung derselben aus dem Ortschilang; achtzig Jahre lang verweilte er in dieser Hülle und verließ sie, nachdem er als Budda vollendet hatte, um die Weltregierung für die Dauer seiner Periode anzutreten. Einst sandte er zur Ergänzung seiner Lehre den göttlichen Chomschin=Bödißadoa in das Schneereich Tangud (Tibet), dem er die berühmte Gebetformel *) **om-mai-mi-pad-mä-chum** mitgab.

Sie ist die Wurzel aller Wahrheit, der Weg zur Errettung aller Wesen, und das bloße, ja ein einmaliges Aussprechen derselben giebt unendliches Verdienst bei Budda=Schagdschamuni. Um die Segnungen dieses Gebets zu vervielfältigen, sagen es die Kalmücken nicht nur, den Rosenkranz in der Hand, unzählige mal her, sondern fast in jeder Hütte findet man das Kürdu **) oder Gebetsrad.

Chomschin, nächst dem, der ihn gesandt, der gefeyertste aller Buddas in Tibet, erscheint beständig verkörpert in der Person des Dalai=Lama, welcher, wie einst Chomschin selbst — auf dem Berge Putala in einem großen Kloster seinen Sitz hat und vom Volke göttlich verehrt wird. Der Bogdo= (Groß) Lama in Teschilunbo ist gleichfalls ein verkörperter Budda; überhaupt wird in allen Lamas eine buddaische Seele verkörpert gedacht. Westlich von Tibet liegt das Reich Sukawadi, der Belohnungsort ausgezeichneter Frommen, die sich zum Rang unvollendeter Buddas erhoben haben und nun in der Person von Lamas zur irdischen Wiedergeburt herabsteigen. Eben so wohnen bessere Seelen auch in der niedern Geistlichkeit und in den Fürsten. Alle Seelen aber steigen in ihrer Verkörperung durch gute Werke in eine höhere Classe, oder sinken durch böse in eine niedere herab. Als verdienstlich gelten übrigens den Buddisten nicht jene Selbstpeinigungen und Büßungen, welche die hindustanischen Fakirs üben, sondern die guten Werke der Barmherzigkeit gegen alle lebenden Wesen ohne Maß und Ziel, die genaueste Beobachtung der vorgeschriebenen Gebräuche und die Verehrung der Geistlichkeit. Denn die erhabensten drei Kleinodien (Aerdäni), woran als an dem Inbegriffe alles Verehrungswürdigen das Volk festzuhalten angewiesen wird, Budda, die Religion und das Priesterthum, sind vereinigt im Lama. *)

(Forts. folgt.)

Schwedische Volkslieder.

(Fortsetzung)

10.

Stolz Botelid als Stallknecht.

Stolz Botelid sie reitet zum Königssaal
:|: Thut Noth meinem König ein Knecht im Stall? :|:
Sie sprach: Lust hab' ich zu reiten.

*) Alle Reisenden von Pallas an sprechen von dieser Gebetsformel, deren wörtliche Bedeutung niemand kennt. Turner (Ambassade au Thibet Tom, I. pag 152 fand sie auf seiner Reise durch Butan und Tibet überall in Stein und hohen Felsen mit großen Lettern eingehauen oder zusammengesetzt aus Steinen, welche so große Züge bildeten, daß die Worte nur aus der Ferne gelesen werden konnten.

) Dieses besteht aus hohlen hölzernen Cylindern von verschiedener Größe, mit tangud'schen Schriften angefüllt. Ein solcher Cylinder ist roth angestrichen, mit erhaben gearbeiteten vergoldeten Sanskrit=Charakteren verziert, welche gemeiniglich die obige Formel enthalten, und steckt an einer eisernen Spindel, welche durch einen vierseitigen Rahmen geht, der sich zusammen legen läßt, und im Kleinen ganz wie ein Scheerramen der Weber gestaltet ist. Auf den untern Kreuzhölzern des Rahmens befindet sich ein Grübchen, in welchem die Spindel mit den Cylindern läuft, diese wird mittelst eines an einer kurbelartigen Biegung der Spindel befestigten Riemchens in Schwung gesetzt, so daß sich der Cylinder innerhalb des Rahmens gleich einem Schleifstein, jedoch aufrecht stehend, mit der Spindel um seine Axe dreht. Der Verfasser selbst besaß zwei große Kürdus, in welchen allerhand tangud'sche Schriftblätter an einander geklebt und um die Spindel innerhalb des Cylinders aufgerollt waren, deren Länge mehrere hundert Arschinen, (die Arschine = ⅞ Ellen leipziger Maß) betrug. Ueberzeugt, daß das Geräusch der unzähligen Gebetsformeln, die man so bewegt oder vom Winde bewegen läßt, zu den Göttern gelange und Segen zurückbringe, besitzen die Mongolen durch die freilich sonderbare Erfindung des Gebetsrads eine Maschine, die, da sie das **om-ma-mi-pad-mä-chum vielleicht zehntausendmal enthält, die Betkraft von eben so viel Maschinen in sich vereinigt, wodurch also das Gebet fabrikmäßig ins Große betrieben werden kann.

*) Außer den Lamas, den Oberpriestern gibt es Priester (Gellongs), Diakone (Gezülls), Schüler (Manschi); ihre Anzahl ist bei allen Horden sehr groß. Sie leben sämmtlich im Cölibat. Das gemeine Volk hält sie für Wesen höherer Art.

Der König er guckt durch die weiße Gardin,
:|: Mir ist's als seh' ich zwei Weiberwangen blühn :|:
Sie sprach ꝛc. *).

Der König er sprach zu den Dienerlein zwei'n:
:|: Stolz Botelid ladet zu mir ihr herein :|:

Wie könnt' ich's doch wagen zum König zu gehn,
:|: Im grauen Malmar ja seht ihr mich stehn :|:

Im grauen Malmar wohl sehn wir dich stehn,
:|: Doch sollst mit mir du zum Könige gehn :|:

Stolz Botelid sie diente da sieben Jahr' in Ehr,
:|: Im achten aber wurde ihr das Gehen so schwer :|:

Stolz Botelid sie leget ab ihr Malmarröcklein grau,
:|: Darunter war gekleidet sie in Sammet blau :|:

Stolz Botelid sie gehet nun hinauf zum hohen Saal,
:|: Die Strümpfe waren seiden ihr, der Schuh mit goldner Schnall :|:

Stolz Botelid sie tritt herein nun durch die Thür,
:|: Der König sich gar gnädiglich verbeugt vor ihr :|:

Der König er umarmt sie nun und setzt sie auf den Thron:
:|: Nun hieß sie nur Frau Königin und trug eine goldne Kron :|:

11.
Der kleine Bootsmann.

Jungfrau saß im Hochgemach
Und stickete gar fein.
Da kam ein kleiner Bootsmann
Und guckete herein.
Und sie spielten, sie spielten Goldwürfel.

Und höre, kleiner Bootsmann,
Was ich will sagen dir:
Hast du Lust zu spielen
Goldwürfel mit mir?
Und sie spielten ꝛc. **).

Und wie doch könnt' ich spielen
Goldwürfel mit dir?
Kann setzen ja kein rothes Gold
Im Spiel mit dir.

Setz du nur deine Jacke,
Setz du die Jacke dein;
Ich will dagegen setzen
Der goldnen Ringe zwei.

Zum ersten Mal der Würfel
Hin auf der Tafel rann;
Kleiner Bootsmann er verlor,
Schön Jungfrau sie gewann.

Und höre, kleiner Bootsmann,
Was ich will sagen dir:
Hast du Lust zu spielen
Goldwürfel mit mir?

Und wie doch könnt' ich spielen
Goldwürfel mit dir?
Kann setzen ja kein rothes Gold
Im Spiel mit dir.

Setz du nur deine Mütze,
Die graue Mütze dein,
Ich setz die goldne Krone,
Triffst du, soll dein sie seyn.

Zum zweiten Mal der Würfel
Hin auf der Tafel rann;
Kleiner Bootsmann er verlor,
Schön Jungfrau sie gewann.

Und höre, kleiner Bootsmann,
Was ich will sagen dir:
Hast du Lust zu spielen
Goldwürfel mit mir?

Und wie doch könnt' ich spielen
Goldwürfel mit dir?
Kann setzen ja kein rothes Gold
Im Spiel mit dir.

Setz du nur deine Strümpfe
Und Silberschnallenschuh,
Ich setze meine Ehre
Und meine Treu dazu.

Zum dritten Mal der Würfel
Hin auf der Tafel rann;
Schöne Jungfrau sie verlor,
Klein Bootsmann er gewann.

Und höre, kleiner Bootsmann,
Fort mache dich von hier.
Ein schnelles Schiff mit Rudern
Das will ich geben dir.

Ein schnelles Schiff mit Rudern
Das krieg ich wie ich kann.
Ich will die Jungfrau haben,
Die ich im Spiel gewann.

Und höre kleiner Bootsmann,
Fort mache dich von mir.
Ein Hemd mit seidnen Näthen
Das will ich geben dir.

Ein Hemd mit seidnen Näthen
Das krieg' ich wie ich kann.
Ich will die Jungfrau haben,
Die ich im Spiel gewann.

Und höre kleiner Bootsmann,
Fort mache dich von mir.
Mein Königreich zur Hälfte
Das will ich geben dir.

Dein Königreich zur Hälfte
Das krieg' ich wie ich kann.
Ich will die Jungfrau haben,
Die ich im Spiel gewann.

Die Jungfrau in die Kammer ging,
Ihr Haar sie kräuste fein.
Ach weh mir armen Jungfrau!
Nun soll meine Hochzeit seyn.

Bootsmann stieg vom Hochsitz
Und spielte mit dem Schwert.
Die Hochzeit jetzt wohl wartet dein,
Wie ihrer du bist werth.

Ich bin ja nicht ein Bootsmann,
Du irrest dich in mir.
Ich bin der beste Königssohn,
Bin Engellandes Zier.
Und sie spielten, sie spielten Goldwürfel.

(Fortsetzung folgt.)

Ihre Bildung beschränkt sich bei den Kalmücken auf das Lesen ihrer heiligen Formeln und Schriften in tibetanischer Sprache, welche von wenigen verstanden wird.

*) Durch alle Strophen.

**) Bei jeder Strophe wiederholt.

Berichtigung.

Num. 112, S. 446, Sp. 1, Z. 8 nach Baganzohcher zu setzen: und der Erkeden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 114. 23 April 1828.

Italienisches Theater.

Kein Jahr vergeht, wo nicht in Italien aus jeder Gattung der Literatur mehr als ein bemerkenswerthes Werk erschiene; aber selten findet auch nur eine Notiz davon den Weg über die Alpen. Den größten Theil der Schuld glauben wir den italienischen Journalen beimessen zu müssen, die — gleich unsern deutschen — fast nie anders von einer neuen literarischen Erscheinung sprechen, als daß sie bei Gelegenheit derselben die unvorgreiflichen Meinungen des Recensenten über dieß und das, was ihm gerade einfällt, debitiren; ohne dem Leser, der das Buch noch nicht kennt, nur im geringsten einen Begriff davon zu geben. Selten haben wir einen Artikel in der Biblioteca Italiana, dem Giornale di Treviso, der Antologia di Firenze oder irgend einem andern italienischen Blatte gelesen, der uns Lust gemacht hätte, das darin beurtheilte Werk näher kennen zu lernen; und fast immer fanden wir uns, wenn der Zufall uns dieses selbst in die Hände spielte, durch unsere neue Bekanntschaft auf das angenehmste überrascht.

Im allgemeinen läßt sich indessen nicht läugnen, daß der in Italien verbreitete Fond von Bildung und Wissenschaft mit dem literarischen Markte, den man als das Resultat desselben ansieht, in keinem Verhältniß steht. Als die Hauptursache, weshalb so wenige der Männer, die zu Stimmführern ihres Vaterlandes berufen wären, sich vernehmen lassen, sieht man gewöhnlich die Unterdrückung an, die jeden freien Ausdruck des Gedankens zurückdränge, und fast allgemein wird die Schuld davon der Politik des österreichischen Gouvernements beigemessen. Weit entfernt uns zu Lobrednern aller Maßregeln desselben aufzuwerfen, halten wir es doch für unsere Pflicht, das Publikum auf den Ungrund offenbar unbilliger Verunglimpfungen aufmerksam zu machen. Um den Widerstand nicht zu erwähnen, der von dem österreichischen Cabinet beständig den Anmaßungen der Hierarchie in Italien entgegengesetzt worden ist, dürfen wir zur Widerlegung jenes Vorwurfes nur die unzweifelhafte Thatsache anführen, daß in Mailand, der Hauptstadt des lombardisch-venetianischen Königreiches, allein mehr Werke gedruckt werden, als im ganzen übrigen Italien zusammen genommen; und daß namentlich Florenz, wo eine größere Preßfreiheit besteht, als in dem bedeutendsten Theil von Deutschland, und wo seit langer Zeit die liberalsten Gesinnungen herrschend sind, sich in Beziehung auf literarische Thätigkeit und buchhändlerische Betriebsamkeit auf keine Weise mit Mailand, ja kaum mit Venedig vergleichen kann.

Vielleicht würde ein Florentiner uns erwiedern, daß nicht die Masse, sondern der Werth der literarischen Erscheinungen den Maßstab zur Beurtheilung der Literatur eines Ortes geben sollte; und wir können nicht läugnen, daß wir allerdings derselben Meinung sind. Nur sind auch in dieser Rücksicht allein zwei Namen, wie die eines Manzoni und Monti zu gewichtig, als daß wir hoffen dürften, daß die Wagschale sich zu Gunsten Toscana's neigen würde.

Diesen beiden Heroen der italienischen Literatur — wenn auch in keinem andern Sinne Heroen — kann Florenz nur seinen Niccolini entgegenstellen, welcher indessen einen bisher nur auf Italien beschränkten Ruhm mehr seinen ästhetischen Abhandlungen, als seinen poetischen Versuchen verdankte. Die Tragödien Polyxena, Oedipus, und Ino und Themisto, vor mehreren Jahren geschrieben — sind regelmäßige und magre Nachahmungen der Alten, in schönen, harmonischen Versen, die aber schwerlich irgend wo, außer bei den blindesten Verehrern der sogenannten classischen Schule, Interesse erregt haben. Vor kurzem hat Niccolini es indessen gewagt, die alte Heerstraße zu verlassen, und, wenn auch nicht geradezu auf die Seite der Romantiker überzugehen, doch einen Mittelweg einzuschlagen, auf dem er zwar die bekannten „Einheiten" nicht aufgibt, jedoch die Wahl des Stoffes nicht mehr auf das classische Alterthum und die Behandlung desselben nicht mehr auf die steifen Formen des alten conventionellen Theaterceremoniels beschränkt. Wer vorschnellen Hoffnungen Raum geben wollte, würde vielleicht in dem enthusiastischen Beifall, den im v. J. Niccolinis „Foscarini" in Florenz fand, den Anbruch einer neuen Aera der Literatur, oder wenigstens des Theaters in Toscana voraussehen; uns scheint indeß gerade dieser Versuch, die romantische und die classische Schule zu versöhnen, — oder vielmehr die Nothwendigkeit eines solchen Versuches — einen neuen Beweis dafür zu geben, wieweit Florenz ungeachtet des Schutzes, den es den liberalen Meinungen in der Politik verleiht, von dem Zeitpuncte entfernt ist, wo es die Fesseln pedantischer Vorurtheile im Gebiete der Literatur brechen sollte.

Die Begebenheiten, die Niccolini zum Gegenstande seiner Tragödie gewählt hat, trugen sich in der Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zu, kurz nach der Ent-

deckung von Bedamars berüchtigter Verschwörung. Um diese Zeit hatte der Senat von Venedig ein Gesetz erlassen, welches allen Patriciern bei Todesstrafe verbot, in Verbindung mit einem fremden Gesandten zu stehen, oder auch nur die Schwelle desselben zu betreten. Nicht lange darauf ward Antonio Foscarini, der Sohn des regierenden Dogen, im Palaste des spanischen Gesandten entdeckt; er wurde hingerichtet im Jahr 1622. In dem Schauspiel ist dieser Foscarini ein rascher feuriger Jüngling, eben von einer Sendung an die Schweizer Republiken zurückgekehrt, und voll von den Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit, die er auf den freien Alpen eingesogen hat, spricht er — in seiner ersten Zusammenkunft mit seinem Vater — seinen Haß gegen den Despotismus des Rathes der Zehn, und seinen Abscheu vor dem neuen Gesetz aus, ob dieß auch durch die Furcht vor den spanischen Intriguen und die Erinnerung an die Gefahr, der Venedig eben erst entgangen ist, gerechtfertigt werden möge. Er wird, gleichsam damit das Maß seiner Unzufriedenheit voll werde, durch den Dogen unterrichtet, daß Teresa Navagero, seine Verlobte, während seiner Abwesenheit, von ihrem Vater überredet worden ist, sich mit Contarini, einem der drei Staatsinquisitoren, zu vermählen. Dieser Mann ist ein Feind des jungen Foscarini, wie Loredano, der zweite Inquisitor, des Dogen, der im Senate sich bitter gegen ihn geäußert hat. Bald bietet sich beiden eine Gelegenheit zur Rache dar. — Foscarini fährt des Abends in seiner Gondel zu dem Palazzo Contarini und singt unter Teresas Fenstern ein Lied das jetzt bereits, von Palleschi componirt, in einem Theil von Italien zum Volkslied geworden ist:

Quando da te lontano,
Perfida, io volsi il piede,
Segno d' eterna fede
La bella man mi diè.
Mirai tremando il volto,
Di bel colore asperso,
E tutto l' universo
Disparve allor da me.

Mille parole intesi
Che ti dettaro amore,
E quel che senti il core
E il labbro non può dir.
„Jo sarò tua,“ dicesti
E il mio costante affetto
Sol fuggirà dal petto
Coll' ultimo sospir.

Als ich von dir, Treulose,
Mich in die Ferne wandte,
Bot ew'ger Treue Pfande
Die schöne Rechte mir.
Ich sah, zitternd, von Rosen
Dein Antlitz übergossen,
Und Alles war zerflossen
Wie Nebel da vor mir.

Ich hörte tausend Worte
Voll süßer Liebesschmerzen,
Und was sich fühlt im Herzen,
Und stets der Mund verschweigt.
„Ich will die deine werden;
Ich bin dir treu ergeben,
So sprachst du, bis das Leben
Aus dieser Hülle weicht.“

Teresa erkennt seine Stimme, sie fühlt den Vorwurf, der in den Worten des Liedes liegt; sie fürchtet für das Leben Foscarini's, den ihr Gemahl haßt, und beschließt, Foscarini vor der Gefahr zu warnen, die ihm droht. Sie sendet ihre Zofe Matilda, um Foscarini in den Garten zu führen, wo sie ihm die Umstände erzählt, die sie zu ihrer Heirath zwangen, und ihn beschwört, Venedig zu verlassen. Schon ist Foscarini halb überredet, ihrer Bitte zu folgen, als Contarini mit zahlreichen Dienern und Fackeln kommt, und ihm den Rückweg durch das Haus abschneidet. Weniger besorgt um sein Leben, als um die Ehre seiner Geliebten, entflieht Foscarini in den benachbarten Palast, obwohl Teresa ihn gewarnt hat, daß es der des spanischen Gesandten sey. Statt sich darin verborgen zu halten, versucht er in der Verzweiflung sich zu ermorden; er feuert eine Pistole auf seine Brust ab, und verräth sich dadurch selbst. Er wird verwundet gefunden, in das Gefängniß geführt, von den Drei über die Veranlassung befragt, die ihn verleitete, das Gesetz zu übertreten; aber er schweigt, um Teresa nicht bloß zu stellen. Der Doge wird darauf berufen, um seinen Sohn zu verhören; da er auch gegen diesen hartnäckig bleibt, so wird das Todesurtheil gegen ihn, als einen Verräther der Republik gesprochen. In diesem Augenblick kommt ein Bote, um den Inquisitoren zu berichten, daß ein Aufstand ausgebrochen sey, und das Volk laut Foscarini's Befreiung fordere. Un tumulto in Venegia? fragt Loredano mit kalter Verachtung, und nicht aus der Fassung gebracht, dringt er darauf, jetzt das Urtheil auf der Stelle zu vollziehen. „Ihr mögt zittern, sagt er zu seinem feigen Collegen Contarini; ich stehe nicht auf von meinem Richterstuhl. Ewige Schande dem, der seinen Posten verläßt!“ Das Getümmel läßt nach und ein Weib stürzt, von Kopf bis zu Fuß verhüllt, in den Saal. Es ist Teresa, sie entdeckt ihre frühere Liebe zu Foscarini, und ihre letzte Zusammenkunft mit ihm, welche ihn zwang, das Verbot zu übertreten. Das Geheimniß ist jetzt aufgeklärt: „der Unschuldige ist gerettet,“ ruft sie aus. Da zieht ihr Gemahl einen schwarzen Vorhang am Ende des Saales hinweg, und man erblickt hinter demselben den leblosen Leichnam Foscarinis. Sie ersticht sich. — Ein berühmter italienischer Gelehrter Mustoridi, hat Niccolini den Tacitus der Poesie genannt; mit größerem Recht könnte man vielleicht seine Tragödie einer Landschaft vergleichen, worin eine düstere Felsengegend den Hintergrund bildet, während wir im Vordergrunde eine anmuthige Familienscene erblicken. Das härteste Gemüth muß ergriffen werden, wenn Teresa — nachdem sie stolz die Umarmungen des Geliebten zurückgewiesen hat: ich bin Teresa Contarini — um sein Leben zu retten, das er für ihre Ehre opfern will, ausruft: „mit meinem Busen will ich dich bedecken: ohne Erröthen umarme ich dich.“ (io del

mio seno — coprir ti vo': senza rossor t'abbraccio.) — Die hohe sittliche Begeisterung, die das ganze Gedicht durchweht, können wir nicht besser bezeichnen, als mit den schönen Worten, die der Verfasser zum Motto für dasselbe wählte, und die wir in der That als den Probierstein betrachten können, an welchem das Gold jeder Tragödie geprüft werden sollte:

Summum crede nefas, vitam praeferre pudori,
Et propter vitam vivendi perdere causas!

Die Kalmücken.

(Fortsetzung.)

Auf der Reise durch die Steppe kamen wir an vielen Grabhügeln (Kurganen) vorbei. Wahrscheinlich rühren sie aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkerschaften, die meisten ohne Zweifel von den Tataren des ehemaligen Kaptschak'schen Reiches her. Wenigstens findet man sie in der Nähe der Ruinen ihrer Hauptstädte, Serag und Tschigit, äußerst zahlreich. Von höherem Alter scheinen diejenigen zu seyn, auf welchen steinerne Bildsäulen von mongolischer Gestaltung stehn (der Minorite Ruisbroek ums Jahr 1260 gedenkt ihrer bereits) und man ist geneigt, sie jenem Mongolenstamme zuzuschreiben, der im fünften Jahrhundert unter dem gefürchteten Namen der Hunnen in diesen Gegenden hauste. Die ganze Ebene, schon in einer sechs Stunden weiten Entfernung von den Hoflagern der beiden turgudschen Fürsten Aerdäni und Zerren=Ubaschi, welchen unser erster Besuch galt, war mit einzelnen Zelt=Gruppen und dazwischen weidenden Heerden von Kameelen, Pferden, Rindern, Ziegen und Schafen bedeckt. Nach unaufhörlichen Erkundigungen wegen des Weges, wobei wir doch zuweilen bedeutend irre fuhren; da die Kalmücken die Entfernungen*) niemals richtig und immer zu klein angeben, erreichten wir am 2 Juni Nachmittags Bathur=Maleh (die Heldenpeitsche), das Ziel unserer Reise. Die beiden Hoflager lagen ungefähr eine halbe Werst von einander entfernt. Zwischen denselben standen eine Menge Zelte und Karren der sich hier aufhaltenden russischen, armenischen und tatarischen Handelsleute, welche den Bazar der vereinigten Horden bildeten. Etwa zwei hundert Schritte hinter dem ärdänischen Hoflager machten wir Halt, und bereiteten uns vor, dem Fürsten unsere Aufwartung zu machen.

Die kalmückischen Zelte, in ihrer Sprache Gerr, von den Russen Kibitken genannt, bestehen aus mehreren leicht zusammen zu fügenden und fortzuschaffenden Theilen. Ihre Form ist rund, mit einem trichterartigen Dache, welches eine stumpfe Spitze hat. Das Gerippe des Zelts — zolldicke, geschnitzte, roth angestrichene Weidenstäbe — bildet unten eine etwas weniger als Mannshöhe aufrecht stehende ringförmige Wand von schrägem, netzförmigen Gitterwerk. Dieser Theil des Gitterwerks besteht aus sechs bis acht Theilen, deren jeder für sich dergestalt zusammengeschoben werden kann, daß ein Stab dicht an den andern zu liegen kommt, wodurch das Ganze zum Fortschaffen bequem wird. Da wo sich die Stäbe kreuzen, sind sie durchbohrt und mit ledernen Riemchen verbunden. Beim Aufstellen der Hütte werden gedachte sechs bis acht Gittertheile mit wollenen Bändern an den Enden befestigt, die für sich bestehende Thüre oder eigentlich zwei kleine Flügelthürchen in einem hölzernen Ramen, werden eingesetzt, und der ganze Gitterkreis wird mit breiten, wollenen Gurten umwunden. Von dieser untern Gitterwand gehen ringsum einzelne Stangen in die Höhe nach einem gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt; doch ehe sie diesen erreichen, endigen sie in einem hölzernen Reifen oder Kranz, der sie zusammenhält und über welchem sich ein doppelter Kreuzreifen wölbt und die stumpfe Spitze des Daches vollendet. Diese Stangen werden am untern Ende mit einer Schleife an die hervorstehenden Spitzen des untern Gitterwerks gebunden und mit ihrem obern Ende in die dazu vorhandenen Löcher des Kranzes gesteckt. Auch über dieses Stangenwerk werden einige wollene Gurten kreuzweise geschlungen und an dem untern Gitterwerk befestigt. Die Bekleidung des Gerippes sind grobe, locker gewalkte, ungeleimte Filze. Von diesen bekleiden vier das Gitterwerk und ungefähr die Hälfte des Daches, über welche sodann zwei andere gelegt werden, welche das Dach vom Kranze bis zum Gitterwerk herab bedecken. Ein dritter schmaler Filz hängt vom Dach über die Thüre und kann in die Höhe geschlagen werden. Alle diese Filze werden ebenfalls mit wollenen Gurten fest gemacht und zuletzt wird noch eine Kappe von Filz über das Reifkreuz des Dachs geschlagen, deren lange Zipfel ebenfalls bis auf das Gitterwerk herabreichen. Einer dieser Zipfel wird jedoch bei Tage stets zurückgeschlagen, wobei man die dem Wind entgegengesetzte Seite wählt, so daß durch diese Oeffnung nicht nur das nöthige Licht in die Hütte fällt, sondern auch der Rauch seinen Ausweg findet.

Aus solchen Zelten bestand das Ardänische Hoflager (Dergö). Die Gegend war eine unbeträchtliche Niederung, in deren Mitte sich einige Brunnen befanden. Nördlich von den Brunnen standen die fürstlichen Zelte: das Wohnzelt des Fürsten, das Zelt, worin er zu Gericht saß, und das, welches seiner Tochter, der Prinzessin Mingmer, gehörte; südlich standen die Churulle, d. h. die Kirchenzelte nebst dem Zelt, worin der Lama wohnte. Diese waren in einem weiten Halbkreis von den Hütten der Gellongs, jene von denen der fürstlichen Diener umgeben. Die fürstlichen und kirchlichen Zelte zeichnen sich nicht nur durch ihren freieren Standort im Innern des Kreises, sondern auch durch ihre beträchtlichere Größe und weißere Filzbedeckung aus. Die fürstliche Residenz ist an einem links vom Eingang aufgesteckten langen Spieß mit roth, blau und grün gestreiftem Schafte zu erkennen. Von der Spitze desselben hängt eine Schnur mit zwei stumpfen Bündeln Roßhaar herab, wodurch man an die Roßschweife

*) Die Kalmücken rechnen nach Buhren, d. h. Stationen eines Zugs = 20 bis 25 Wersten, oder nach Reiterstationen = 150 bis 170 Wersten oder endlich nach der Weite einer Stimme etwa = 1 Werst.

der Türken erinnert wird. Ein kleinerer diesem ähnlicher Spieß steckt auch an der Gerichtshütte.

Da wir von den Kalmücken vernommen hatten, daß der Tag uns'rer Ankunft in der Horde nach ihrem astrologischen Kalender ein glücklicher sey, so beeilten wir uns, dem Fürsten noch am nehmlichen Tag uns're Aufwartung zu machen. Bei der Annäherung an dessen Zelt kam uns ein Diener entgegen, der sich nach unserem Begehren erkundigte, worauf wir uns bei dem Fürsten als Reisende anmelden ließen, die ihm einen Brief aus der Hauptstadt abzugeben hätten. Nun wurden wir bald vorgelassen. Nach kalmückischer Sitte näherten wir uns dem Eingange des Zeltes von der rechten Seite, da es für unhöflich gehalten wird, gerade auf die Thüre loszugehen oder von der linken Seite zu kommen. So hüteten wir uns auch beim Eintreten mit den Füßen an die Thürschwelle zu stoßen, eine Regel, die schon Ruisbroek in Mönketümmers Lager zu beobachten hatte. Nach dem gebräuchlichen Gruß: Mende ssün tabâ tiniger buista, d. h.: Seyd ihr recht gesund und wohl, worauf derselbe mende, d. h. gesund, antwortete, überreichten wir ihm das Schreiben des Grafen Nesselrode und wurden sodann genöthigt, uns auf einen Teppich niederzulassen, welches wir nach asiatischer Sitte mit unterschlagenen Beinen thaten. Der Fürst saß auf gleiche Weise auf seinem Polsterlager im Hintergrunde des Zeltes neben seiner Gemalin Delek; ihnen zur linken Hand ward der kleine Prinz Raschi Sangdschai Dordsche von seiner Amme gewartet.

Aerdâni war ein Mann von ein und vierzig Jahren, mittlerer untersetzter Statur und von gutem Aussehen. Als wir zu ihm kamen, spielte er die Dumber oder die kalmückische Guitarre. Seine Gemahlin Delek war ungefähr sechs und zwanzig Jahre alt, von starkem Körperbau und echt kalmückischer Gesichtsbildung mit hervorstehenden Backenknochen. Die Kleidung des Fürsten bestand in einem kurzen kalmückischen Rocke von blauem Tuche, in sehr weiten Beinkleidern von demselben Stoff, einer buntseidenen Weste und einer spitzen tscherkessischen Mütze von schwarzem Sammet mit Zobel verbrämt und mit einer großen rothen Quaste und goldenen Tressenschnüren geziert. Die Fürstin trug ein blaubuntes weites Gewand über einem rothseidenen mit großen goldenen Blumen gezierten Unterkleide und als Kopfputz eine hohe viereckige gleichfalls mit Zobel verbrämte und mit einer großen seidenen Quaste behängte kalmückische Mütze von persischem Goldstoffe. Das Zelt hatte ungefähr zwanzig Schuh im Durchmesser und eben so viel in der Höhe und war rings am Boden mit Filzen und Teppichen belegt. Der Thür gegenüber war das etwa eine Elle vom Fußboden erhöhte fürstliche Polsterlager mit grünen baumwollenen Ueberzügen und über demselben eine Art Baldachin von demselben Zeuge. Zu beiden Seiten hingen große aufgerollte Bilder von der Decke herab: das zur linken stellte den schrecklichen Geisterfürsten Bansarakza vor, das zur rechten enthielt eine Menge astrologischer Kreise mit vielen bunten Figuren. Beide sollten zum Wohl des kleinen Prinzen dienen und ihn gegen alle Unfälle beschirmen. Links an das fürstliche Lager stieß das Opfertischchen mit seinem Bänkchen. Auf dem Opfertischchen standen sieben mit Reis und andern Opfergaben gefüllte Schalen; hinter demselben lagen eine Menge Kasten auf einander, mit einem persischen Teppich bedeckt. (F. f.)

Napoleons Aufenthalt in Moskau.

Raybor triokh statei etc. Prüfung dreier Stellen in Napoleons Memoiren, von Dionys Davuidof. Moskau 1826. 8. (in russischer und französischer Sprache).

Der Verfasser dieser Schrift, der zu Anfang des russischen Feldzugs eine Escadron Husaren befehligte, war der erste, der in Rußland die Idee zu jenem Parteigängerkriege gab, welche auf dem Rückzuge von Moskau soviel dazu beitrug, den Schrecken dieses Zuges zu vermehren. Im Jahr 1815 wurde Davuidof zum General-Major ernannt. Unter den Stellen, die er bestreitet, ist diejenige die bemerkenswertheste, welche den Aufenthalt Napoleons in Moskau betrifft.

Davuidof sagt: „Der Aufenthalt der französischen Armee in Moskau dauerte 34 Tage, und nicht, wie es in Napolens Memoiren heißt, blos 20. Napoleon zog am 2 September daselbst ein, und verließ die Stadt erst am 7 October. Dieser Umstand ist sehr wichtig, denn in jene 14 Tage fällt der Waffenstillstand von Taroutino, der einen so unmittelbaren Einfluß auf das Schicksal der französischen Armee hatte. Hätten die Franzosen Moskau 14 Tage früher verlassen, so hätte keiner der Entwürfe des russischen Marschalls zur Reife kommen können. Die russische Armee hätte keine Zeit gehabt, sich mit den von Fürst Labanof zusammengezogenen Truppen zu verstärken; die Rekruten und die jungen in die Linienregimenter eingetheilten Soldaten wären noch nicht gehörig exercirt gewesen; man hätte die Verstärkung der 24 donischen Kosakenregimenter noch nicht erhalten gehabt, die, vereinigt mit denen, welche das russische Heer bereits besaß, mehr als 20,000 Mann leichter Cavallerie bildeten, die den Franzosen auf dem Rückzuge soviel Schaden zufügten; die Begeisterung der Russen wäre noch nicht durch den Sieg vom 6 October aufgeregt gewesen; endlich wäre für das französische Heer nicht nur keine Hungersnoth eingetreten, sondern es hätte auch den Weg von Moskau nach Smolensk auf guten Straßen und zu guter Jahreszeit zurückgelegt, da der Herbst außergewöhnlich warm war, die eigentliche Kälte hingegen erst mit dem 22 October begann, und die Franzosen unter den Mauern von Viazma überraschte."

Diese Verlängerung des Aufenthals in Moskau, nebst den verderblichen Folgen, die sich daran knüpften, kann wohl, selbst nach dem Zeugniß der französischen Schriftsteller, nicht mehr bestritten werden. Davuidof zeigt bei dieser Schrift alle jene Würde, und jenen Anstand, den man von seinem militärischen Verdienst sowohl, als von seinem Geist und seinem Talent erwarten durfte *). Selbst Soldat, achtet er (dieß sind seine Worte) den Ruhm des ersten Kriegers aller Jahrhunderte, und das Andenken dessen, den nur Undank und Feigheit verläumden und verlästern konnten.

*) Davuidorf ist zugleich einer der geschätztesten Dichter Rußlands.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 115. 24 April 1828.

General Pelets Urtheil über die Angelegenheiten des Orients. *)

Der Kriegsruf erschallt; er ertönt von den Ufern des Pruth bis zu den Gestaden des Bosporos, und schallt wieder in den Echos des Peloponneses. Das Geschütz der drei Mächte, donnernd an den Küsten Messenien's, verkündigte die Befreiung Griechenlands. Die Erinnerungen so großen Ruhms und so großen Unglücks heiligen diesen Krieg. Aber ein Franzose darf sich fragen, welche Folgen daraus für sein Vaterland hervorgehen werden.

Seit vierzig Jahren bietet Europa den Anblick eines weiten Schlachtfeldes dar. Lange Zeit erhob das republicanische und das kaiserliche Frankreich seine Adler über alle Standarten des Continents. Nachdem es die Coalition der Souveräne besiegt hatte, trug es seine Fahnen gegen Rußland, dessen Fortschritte seit einem Jahrhundert Europa bedrohten. Frankreich unterlag. Die Coalition warf die Maske ab. Ungeheure Armeen erstanden. Der Czar bemächtigte sich des militärischen Zepters; er ordnete die Theilung der Beute. Oestreich und Preußen erhielten in Italien und Frankreich Entschädigung für die Länderstriche, die ihnen Rußland in Polen entzog.

Der allgemeine Friede ward geschlossen, Europa aber blieb unter den Waffen. So lange ein Mann lebte, hielten die Souveräne den Blick auf seinen einsamen Felsen gerichtet. Welchen Vorwand zu solchen Bewaffnungen aber hat man noch, seit jener Mann todt ist? Soll man es gerade heraus sagen? Die Mächte waren bewaffnet gegen die Rechte und Gefühle, die sie einst angerufen hatten, um die Völker gegen Frankreich aufzuregen. Die Furcht, die sie einflößten, verlängerte die Kriege der Diplomatie, verschob die Vergrößerungs-Entwürfe. Wir sahen, wie vor einigen Jahren Congreß auf Congreß folgte. . . . . Die Heere erklärten den Constitutionen den Krieg, und überzogen den ganzen Süden Europas.

Griechenland, das Vaterland so vieler großen Männer, der Gegenstand der Bildung unsrer Jugend, das von den Russen so oft aufgeregte Griechenland, kämpfte indessen gegen seine Unterdrücker. Mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung erlag; den Ueberlebenden blieb nur zwischen Sieg oder Tod die Wahl. Der ottomanische Fanatismus wollte alle Rebellen vernichten. Jahre lang blickten die Cabinete gleichgültig auf den Martyrtod der Mitchristen. Endlich fürchten sie, eine der Mächte möchte diese heilige Sache zu der ihrigen machen, und in dem blutgetränkten Lande alte Entwürfe zur Ausführung bringen. Drei Cabinete treten als Vermittler auf, aber mit so entgegengesetztem Interesse, daß ihre Vereinigung als eine politische Verirrung bezeichnet wurde. Zwei andere Mächte, nicht weniger interessirt, wollen dem Bunde nicht beitreten, und bleiben Zuschauer der bewaffneten Unterhandlung.

Welches sind nun die Beziehungen und die wirklichen Absichten der europäischen Mächte? Welches wird ihre Haltung in einem Monate seyn? Nicht in leeren Demonstrationen, in Verträgen, in denen jeder seine geheimen Gedanken zurückhält, darf man eine Aufklärung über ihr künftiges Betragen suchen, sondern in den wirklichen Interessen der Cabinete . . . . Jeder Staat hat eine sich gleichbleibende Politik; er kann für Augenblicke sich davon entfernen, aber er muß beständig darauf zurückkommen. Auch kennt jeder das Geheimniß seiner innern Lage, welches er mehr oder weniger ängstlich zu verbergen sucht, und welches oft alle diplomatischen Berechnungen beherrscht. Endlich müssen auch die Privatinteressen der Minister, der Höfe, der Oligarchie in Berathung gezogen werden, welche in unsern Tagen einen so großen Einfluß in den Angelegenheiten Europas üben. Mitten in einer solchen Vermischung von fundamentalen und augenblicklichen Interessen, von innern Schwierigkeiten und persönlichen Rücksichten, kann man da wohl sich schmeicheln, die Zukunft vollständig voraus zu sagen? Wir sehen blos, daß die diplomatischen Kriege sich erneuern, und daß alle Mächte unter den Waffen stehen. Ein einfaches statistisches Gemälde wird hinreichen, uns ihre Mittel kennen zu lehren.

Versuchen wir, die sinnreiche diplomatische Lection, die einst Segur von Aranda erhielt, zu wiederholen, und stellen wir uns vor eine Karte. Wir sehen, daß gegenwärtig der Mittelpunkt Europa's sich gerade an dem westlichen Vorsprunge der russischen Grenzen befindet, an der Oder, zu Wiernszow, zwischen Warschau und Breslau, weniger entfernt von Saint-Vincent als von dem Ural. Untersuchen wir die Fortschritte, welche das Reich der Czaren gemacht hat; betrachten wir seine Stellung im Jahre 1696, 1808 und 1828. Seine westlichen Gränzen sind um 250 Stunden uns näher gerückt. Wiernszow liegt im Mittelpunkt eines Zirkels, der durch Moskau, Constantinopel, Reggio in Calabrien, Limoges, Orford und Wasa in Finland läuft. Es ist 80 Stunden von Wien, Chemnitz, Berlin, 160 vom Rhein. Die Soldaten des Czars

*) Le spectateur militaire. Man vergl. Serons-nous Russes ou serons-nous Anglais? Discussion sur les affaires d'Orient dans leur rapports avec les intérêts de la France. Paris 1828.

würden noch früher vor diesen Hauptstädten seyn, wenn sie den Weg über Posen und Krakau nähmen. Jener Grenzenvorsprung Rußlands trennt die Heere Oestreichs und Preußens, umgibt und nimmt die Hälfte ihres Gebiets in den Rücken. Ein anderer Vorsprung, von Bessarabien gebildet, umfaßt die Grenzen Ungarns und Siebenbürgens. Endlich ist Moskau, die wahre Hauptstadt Rußlands, von Constantinopel nicht weiter entfernt als von Passau und Hamburg, Städte, welche oft von seinen Heeren durchzogen wurden.

Die Russen, die 1696 noch ziemlich entfernt vom finnischen Meerbusen waren, haben allmälig einen großen Theil des baltischen an sich gezogen. Sie berührten noch nicht das schwarze Meer; nun besitzen sie die Hälfte desselben. Nur hundert Stunden liegen ihre Küsten von Constantinopel, und eine Ueberfahrt von wenigen Stunden trägt dahin die Eskadern von Sebastopol. In Asien hat es Georgien erobert, und stößt an Armenien so wie an Persien. Die Schifffahrt des caspischen Meeres ist vollständig in seine Hand gegeben. Von hier sind es noch fünfhundert Stunden nach Ostindien. *) Gegen den Orient umfaßt Rußland den ganzen obern Theil Asiens. Während es an den atlantischen Ocean und das Eismeer stoßt, besitzt es eine weite Küstenstrecke im nördlichen Amerika. Auf allen diesen Küsten hat es Häfen, Militär- und See-Colonien. Auf der Westküste Amerikas wie auf der Ostküste Asiens gewinnen seine Schiffe den Vorrang vor denen des übrigen Europas. Endlich kann es Escadern bauen und ausrüsten in Ländern, wohin die Engländer, ferne am nördlichen Ende des atlantischen Meeres wohnend, nur nach langer Ueberfahrt gelangen. Indem so Rußland das Centrum des alten Continents inne hat, das Eis-, so wie das Südmeer begrenzt, berührt es die Hauptquellen des Welthandels. Man kann also wohl sagen, daß England und Rußland um Erde und Meer rivalisiren.

Das Reich der Czaren, das mehr als die Hälfte der Oberfläche Europa's, den neunten Theil des Festlandes, den achtzehnten der Erde einschließt, zählt nur 48 Millionen europäischer Bevölkerung, und 678 Individuen auf eine Quadratmeile. Die Massen der Einwohner sind auf einem Raume von geringer Ausdehnung vertheilt, um Moskau, in den obern Gegenden der Wolga, des Borysthenes und in den westlichen Provinzen. Dieß ist der wirkliche Mittelpunkt der russischen Macht. Das Uebrige sind Wüsten von hundert Stunden, mit einigen tausend Einwohnern, gleich Colonien, deren Zahl zu vergrößern ziemlich gleichgültig ist. Nur gegen Westen hat Rußland Nachbarn, die es zu fürchten braucht; sonst ist es überall von Völkern umgeben, die ihm keine Besorgniß einflößen können. Die Ausdehnung und Entfernung bietet in diesen Gegenden keine Schwierigkeiten dar; sie verschwindet gleichsam durch die Ebenen, wo die Befehle so schnell durch Telegraphen und Courriere weiter befördert werden, und wo die Transporte im Sommer auf den Kanälen, im Winter auf dem Eise fast mit gleicher Leichtigkeit stattfinden. Diese Umstände machen die Zerstücklung des jetzigen Rußlands äußerst schwierig und rücken sie auf jeden Fall sehr weit hinaus. Zerstückelungen der äußersten Theile würden diese zu schwach lassen rücksichtlich der einem selbstständigen Lande nöthigen großen Basen der Bevölkerung, der Produkte und des Reichthums.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Entwürfe Rußlands gegen Ostindien sind keineswegs bloße Chimären. Chatharina, Napoleon, Alexander haben sich mit diesem Gedanken beschäftigt. Die Plane wurden entworfen. Die Armeen sollten sich auf der Dona, dem Don, der Wolga einschiffen, über das caspische Meer nach Asterabad setzen, von wo sie in zwei Monaten an den Ufern des Indus angekommen wären. Die Russen könnten ihre Expedition durch Escadern unterstützen, die von dem Meer von Ochotsk ausliefen, und die, um das Cap Comorin zu erreichen, blos etwas weiter als die Hälfte des Wegs zu machen hätten, welche die von den Häfen Europas ausgehenden Schiffe zu durchlaufen haben. Anm. des Verf.

Ueber die Schwierigkeiten, die nach der Ansicht eines sehr unterrichteten Engländers, ein Einfall in Indien hätte, vergleiche man den in Num. 20 und den folgenden Blättern des Auslandes enthaltenen Aufsatz: „Von dem muthmaßlichen Erfolge einer Invasion in Indien.

Anm. d. Red.

Die Kalmücken.

(Fortsetzung.)

Ueber den Kasten stand ein hölzernes Gehäus mit einer schön geformten stark vergoldeten Figur des Schagdschamuni. Rechts vom fürstlichen Lager befand sich ein ähnlicher ebenfalls mit einem persischen Teppich bedeckter Stoß von Kasten, auf denen noch einige Schmuckkästchen der Fürstin standen. Diese Kasten mochten die Effekten der fürstlichen Familie enthalten, so wie die links geistliche Schriften, Heiligenbilder und andere Gegenstände des Altars. In der Mitte des Zelts befand sich ein Feuerheerd mit einem Dreifuß und einem gemeinen Theekessel; links von der Thüre eine Anzahl hölzerner Kübel und Kannen, mit messingnen Reifen zierlich beschlagen: diese enthielten das Hauptnahrungsmittel der Kalmücken in dieser Jahrszeit, nemlich den Tschigan, d. i. gesäuerte Pferdemilch.

Aerdäni las das Schreiben wiederholt bedächtig durch, fragte uns sodann nach unsern Namen und über den nähern Zweck unsrer Reise, über welchen wir ihm die möglich beste Auskunft zu geben suchten. Nachdem er uns mit kalmück'schem Thee *) und Tschigan bewirthet hatte, empfahlen wir uns für dießmal und kehrten nach unsern Wagen zurück.

*) Der kalmück'sche Thee wird von einer in Europa unbekannten groben Sorte chinesischen Thees bereitet, welche aus den größten Blättern und Zweigen des Theestrauchs besteht und in der Form gepreßter, sechszehn Zoll langer, acht Zoll breiter und über ein Zoll dicker Tafeln über Sibirien eingeführt wird. Von diesen Tafeln wird ein wenig mit dem Messer abgeschnitt und in Wasser abgekocht, wozu noch Butter oder Fett von den Fettschwänzen der Schafe, etwas Salz und zuweilen auch Milch gethan wird. Ehe letztere Zuthaten in den Kessel kommen, wird mit einem an eisernem Stil befestigten Beutel in Gestalt eines Hanens der Satz des Thees herausgenommen, welcher das nächste Mal wiederum dem frischen Thee beigefügt wird. Der zubereitete Thee wird alsdann mit einem hölzernen

Am Abend dieses Tags, so wie in der Folge noch oft, wurden wir durch die gewaltige Musik *) der Gellongs, womit sie ihre tongud'schen Litaneyen begleiten, bis in die Nacht unterhalten, da wir diese Musik aus beiden Hoflagern deutlich hören konnten, wobei besonders die Trommeln, eine Art Schalmeyen und ihre großen, kupfernen Hörner lärmten.

Am folgenden Tag besuchten wir eben den Bazar, als in einiger Entfernung in der Richtung nach den Bergen ein dick aufsteigender Rauch bemerkt wurde. Man besorgte sogleich einen Steppenbrand und vermuthete, daß die Dörböden denselben angelegt haben möchten, um den Turguden Schaden zu thun. Dergleichen Steppenbrände wüthen öfters mit unwiderstehlicher Gewalt, und verheeren große Landstrecken mit einer Schnelligkeit, der kaum ein gut Berittener zu entfliehen im Stande ist. Bei der Besorgniß vor der Annäherung des Feuers hörte sogleich aller Handel auf, und jeder spähte von seiner Hütte oder einem andern erhöhten Gegenstande nach der Gegend des Brandes und beobachtete die Richtung des Windes. Mittlerweile war ein Aufgebot des Fürsten zur Dämpfung des Feuers ergangen, worauf Schaaren von Gellongs und von Schwarzen d. h. Nichtgeistlichen mit Hüttenstäben in den Händen zum Löschen hinauseilten. Nach einiger Zeit aber kehrten diese unverrichteter Sache mit der Nachricht zurück, daß der Brand in dem benachbarten Schilf eines ausgetrockneten Sees, der zur Sarpa gehört, wüthe, wo an kein Löschen zu denken sey. Sie erzählten nun den Daheimgebliebenen von der unglaublichen Menge von Wesen, von zahllosen Vögeln, die in dem Schilf nisteten, Schlangen, Fröschen, Eidechsen und Insekten, welche durch das Feuer getödtet würden, und malten die Qualen derselben mit den lebhaftesten Farben der Einbildungskraft aus. Dabei war die innigste Theilnahme an dem Schicksale dieser Creaturen um so unverkennbarer wahrzunehmen, je näher die Kalmücken zu Folge ihres Glaubens an die Seelenwanderung mit denselben verwandt zu seyn meinten. Ihr eigener Verlust wurde bei dieser Gelegenheit von ihnen ganz unbeachtet gelassen, obgleich der Brand dem Vieh eines Theils der Horde, welche seit den dörbödischen Unruhen hier zu überwintern pflegte, seine Nahrung raubte. Glücklicher Weise verbreitete sich das Feuer nicht über die See hinaus, wüthete aber in demselben mit größter Heftigkeit. Als wir an einem der folgenden Tage die Gegend in Augenschein nahmen, waren weite Strecken, so weit das Auge reichte, in öde Aschenfelder mit einzelnen grünen Inselchen verwandelt und als wir sechs Tage später die Gegend verließen, hatte sich der Brand immer noch nicht vermindert.

Schöpfer aus dem Kessel geschöpft, in die hier gebräuchlichen hölzernen Schalen oder Näpfe gefüllt und so getrunken.

Statt des Tschigans bedienen sich die ärmern Kalmücken des Airacks, von Kuhmilch. Fleisch kommt fast nur in die Kessel der Reichen. Im Winter, wo die Milch mangelt, wissen sich die Kalmücken von den Wolga-Russen Mehl zu verschaffen, von welchem sie einen dünnen Brei, Budan, kochen.

*) Am 8, 15 und 30 des Monats haben sie Fasttage, an welchen man am meisten Musik hört.

Nach unsrer Zurückkunft vom Bazar schickten wir uns zu einem zweiten Besuch bei dem Fürsten an, um die für ihn und seine Gemahlin bestimmten Geschenke, bestehend in einigen sareptischen Tüchern, Rauchtaback und Pfefferkuchen, zu überreichen. Der Fürst und seine Gemahlin waren darüber sehr erfreut, und beide rauchten sogleich eine Pfeife von dem erhaltenen Taback. Dem Lama schickte der Fürst die Hälfte der Pfefferkuchen und allen Anwesenden theilte er davon mit; denn nach ihren Begriffen von Gastfreundschaft darf der Empfänger solche Geschenke nicht allein behalten.

Der Fürst war nun zwar unserem Auftrag so wenig geneigt, als überhaupt alle kalmück'schen Fürsten, wie wir auf mehr oder weniger auffallende Art uns nachmals oft überzeugen konnten, aber er beehrte uns wenigstens äußerlich mit seinem persönlichen Wohlwollen *). Da dieß die Kalmücken, die sich bisher fast gar nicht um uns bekümmert hatten, bemerkten, drängten sie sich zu uns und suchten unsere Freundschaft. Der Charakter dieser Nomaden ist so, daß sie ihr Betragen gegen Fremde, gegen die sie sehr mißtrauisch sind, völlig von der Miene ihres Fürsten abhängig machen. Ihre Ergebenheit gegen ihre Obern ist unbedingt: nicht leicht werden sie etwas zum Nachtheil derselben äußern oder etwas schlechtes von ihnen verrathen. Eben so treu sind sie im gemeinen Leben gegen einander, besonders wenn es gilt, den Diebstahl eines Landsmanns vor Fremden zu verheimlichen; ja, wenn sie allzusehr in die Enge getrieben werden, ersetzen sie lieber den Schaden, als daß sie den Thäter angeben, und finden sich nachmals, so gut sie können, mit diesem ab. Unter andern kamen jetzt auch die Inhaber der uns zunächst stehenden Zelte, lauter fürstliche Beamte, der Tschigaitschi (Stutenmelker), der Temähtschi (Kameelaufseher) und andere, wobei sie erklärten, daß wir mit ihnen ein Chottun (eine Gemeinde) ausmachen sollten.

Uns're häufigen Besuche bei Aerdäni gaben uns Gelegenheit, seine beiden Damen genauer kennen zu lernen. Als der Fürst der Prinzessin Mingmer unsere Namen nannte und sie den meinigen hörte (welchen die Kalmücken, denen es schwer hält, zwei Consonanten in einer Silbe folgen zu lassen, statt Zwick, Zebik oder Zebek auszusprechen pflegten), so rief sie aus: „das ist ja der Name meiner Mutter.“ Damit belustigte man sich eine Weile; dann mußten unsere Kleider, Mützen, Halsbinden ꝛc. die Musterung passiren. Von einigen dieser Stücke nahmen sie sich Papiermodelle, wobei jede sich beeiferte, ihre Sache am geschicktesten zu machen, während der Fürst das Amt des Kunstrichters versah. Ein ander Mal trafen wir nur die Fürstin mit ihrer Dienerschaft zu Hause, da der Fürst selbst sich mit einer zahlreichen Gesellschaft von Gellongs und Saißangs in der Gerichtshütte mit Kartenspielen unterhielt, wobei reichlich Tschigan getrunken wurde, der, im Uebermaße genossen, einen leichten Rausch verursacht. (F. f.)

*) Die Gegengeschenke des Fürsten bestanden in einem Zelt, in Tschigan (bei dessen Empfang drei Schalen zu Ehren des Gebers geleert werden mußten, wollte man nicht grob seyn) und in einem Schaf. Die beiden letztern Geschenke wiederholten sich beinahe täglich.

Schwedische Volkslieder.

(Fortsetzung.)

13.

Swen Swanehwit.

Swen Swanehwit er reitet so weit er kann,
Und siehe, ihm begegnet ein Pilgersmann:
„Und höre, Pilgersmann, was ich will sagen dir:
„Und kennest du die Fragen, die vor ich lege dir?

Die Fragen dein nicht acht' ich der Rede werth,
Doch schlug ich Islands König todt mit meinem Schwert.
„Und hast du Islands König gebracht in Todesnoth,
„So wiss', es war mein Vater, den du schlugest todt."

Swen Swanehwit er zog nun sein scharfes Schwert,
Und aus dem Leib des Pilgermanns Lung' und Leber fährt.
Swen Swanehwit er schlug ihn in Stücke so klein,
Wie Lindenlaub im Herbste fällt auf den Rain.

Swen Swanehwit er ziehet so weit er kann
Und siehe, ihm begegnet ein anderer Pilgersmann:
„Und höre, Pilgersmann, was ich will sagen dir:
„Und kennest du die Fragen, die vor ich lege dir?

„Was ist es, das da runder ist als ein Kreis?
„Und welche Thiere haben vor allen den Preis?
„Und wo ist's, da die Sonne hat ihr Haus?
„Der Todten Füße wohin liegen sie hinaus?

„Wer ist es, der da bauet die breitste Brück?
„Und wo geht am allerschnellsten der Fisch?
„Nach welchem Orte führet die breitste Bahn?
„Und wo liegt der allerhäßlichste Mann?

„Und was ist wohl schwärzer als eine Kohl'?
„Kennst du was geschwinderes als Lerchenflügel wohl?
„Und was ist wohl weißer als der Schwan?
„Und was ist wohl höher als des Kranichs Bahn?

Ja, die Sonn' ist runder als ein Kreis;
Die Thier' im Himmel haben vor allen den Preis;
Im Westen ist's wo lieget der Sonne Haus:
Der Todten Füße liegen nach Osten hinaus.

Das Eis ist's, das da bauet die breitste Brück';
Drunter geht am allerschnellesten der Fisch.
Zur Hölle hin da führet die breitste Bahn,
Und da liegt der allerhäßlichste Mann.

Die Sünde ist schwärzer als eine Kohl',
Und schneller ist die Seel' als Lerchenflügel wohl:
Die Engel sie sind weißer als der Schwan,
Höher als des Kranichs ist des Donners Bahn.

Drei Tage lang sie tränken, sie tranken sehr;
„Und weißt du alles dieses, so weißt du wohl mehr."
Swan Swanehwit er nahm seine Ringe von der Hand
Und eilte sie zu geben dem Pilgersmann.

14.

Pehr Tyrsons Töchter in Wänge.

Pehr Tyrsons Töchter in Wänge,
Kalt wars in ihrem Wald —
Die schliefen einst zu lange.
Doch der Wald er belaubt sich.

Erst wachte auf die jüngste,
Kalt war's in ihrem Wald —
Da weckte sie die andern.
Doch der Wald rc. *).

*) Wiederholt bei jeder Strophen.

Da setzten sie sich auf die Bettstell;
Kalt wars in ihrem Wald —
Da flochten einander die Locken sie schnell.

Da zogen sie die seidenen Kleider an,
Kalt wars in ihrem Wald —
Da gingen sie hin zur Kirche.

Und als sie kamen auf Wängheid —
Kalt wars in ihrem Wald —
Da kamen an der Räuber drei.

Sprecht, wollet ihr uns Räuber frein,
Kalt wars in ihrem Wald —
Oder wollt ihr lieber des Todes seyn.

Nicht wollen wir euch Räuber frein,
Kalt wars in ihrem Wald —
Viel lieber wollen wir des Todes seyn.

Ab hauten sie ihre Köpf' auf dem Birkenblock,
Kalt wars in ihrem Wald —
Stracks sprangen auf drei Quellen hoch.

Die Körper sie gruben in's Moor hinein,
Kalt wars in ihrem Wald —
Die Kleider sie trugen zum Hause hin.

Und als sie kamen nach Wänge,
Kalt wars in ihrem Wald —
Da stand vor der Thür Frau Käthe.

„Wollt ihr kaufen seidene Hemden,
Kalt wars in ihrem Wald —
Von drei Jungfraun gestickt und gewirket?"

Packt aus und zeigt mir die Hemdelein,
Kalt wars in ihrem Wald —
Kann seyn, ich kenne sie alle drei.

Frau Käthe schlug sich vor die Brust,
Kalt wars in ihrem Wald —
Schnell läuft sie zu Pehr Tyrson.

Drei Räuber halten vor uns'rer Thür,
Kalt wars in ihrem Wald —
Sie haben gemordet die Töchter mir.

Pehr Tyrson nimmt zur Hand sein Schwert,
Kalt wars in ihrem Wald —
Garaus er machte den ältesten zween.

Den dritten ließ er leben,
Kalt wars in ihrem Wald —
Der mußt' ihm Antwort geben.

Wie heißet euer Vater?
Kalt wars in ihrem Wald —
Wie heißet eure Mutter?

Unser Vater, Pehr Tyrsson in Wänge;
Kalt wars in ihrem Wald —
Uns're Mutter, Frau Käth' in Stränge.

Pehr Tyrsson ging hin zur Schmiede,
Kalt wars in ihrem Wald —
Um den Leib ließ er Eisen sich schmieden.

Was sollen wir für die Sünde weih'n?
Kalt wars in ihrem Wald —
„Woll'n bauen eine Kirche von Kalk und Stein.

Die Kirche soll heißen Kerne,
Kalt wars in ihrem Wald —
Die wollen wir bauen so gerne. —
Doch der Wald er belaubt sich.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 116. 25 April 1828.

Pulcinell in England.

Eines der unterhaltendsten Werke, das kürzlich in England erschienen ist: **Punch and Judy, with Illustrations drawn and engraved by G. Cruikshank London 1828** hat einen in neuerer Zeit, leider! allzusehr vernachläßigten Helden zum Gegenstande, der indessen — ungeachtet des Schulmeisterdünkels, der ihn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von unserer Bühne verbannte — wenigen unserer Leser so unbekannt seyn wird, daß die Erinnerung an denselben nicht ihre Gesichtszüge zum Lachen oder Lächeln verziehen sollte. Wen anders könnten wir meinen, als unsern alten Freund und lustigen Rath, Hans Wurst, in Holland pedantisch de Toneelgek, in England Jack Pudding oder Punch und in Italien Pulcinello genannt? Wahrscheinlich ist das letztere sein ursprünglicher Familienname; wenn wir auch nicht gerade darauf schwören wollen, daß er — wie gewöhnlich angenommen wird — das Licht der Welt zuerst im 15ten Jahrhunderte zu Acerra, einer alten Stadt bei Neapel, erblickt habe. Seine frühere Geschichte unterliegt — gleich der des ewigen Juden, mit der sie sich in mehreren Beziehungen vergleichen läßt — manchen Zweifeln; und Männer von ausgezeichnetem Scharfsinn haben die Frage aufgeworfen, ob Pulcinello nicht ein Zweig von einer viel älteren Familie sey, als die Italiener behaupten. Die Entdeckung der Broncestatue eines Mimen, von den Römern Maccus genannt, im Jahre 1723, brachte einige Antiquare auf die Vermuthung, daß dieser Maccus in der That unser Pulcinell sey, unter einem andern Namen, aber mit denselben Attributen und namentlich der großen Nase und dem Buckel. Aber ob die erwähnte Figur auch wirklich jenen Maccus vorstellt, scheint noch sehr zweifelhaft; und dieß vorausgesetzt, so ist die Frage, ob Pulcinell und Maccus außer der großen Nase und dem Buckel das geringste gemein hatten. Dagegen finden wir in den ältesten theatralischen Versuchen des Mittelalters, den Moralitäten, in allen Ländern Europas eine allegorische Person — das Laster — mit der Rolle beauftragt, den ernsthafteren Theil der Darstellung durch lächerliche Geberden, Scherze und Thorheiten zu erheitern. Dieß war ohne Zweifel das Original des Clown oder Narren im alten englischen Drama und wir halten es wenigstens für keine unwahrscheinliche Conjectur, daß es auch das Original von Harlequin und seinem nahen Verwandten, Pulcinello, war. Das Hauptzubehör des Lasters war ein vergoldetes hölzernes Schwert, und dieß war auch das Attribut des alten Clown, so wie seiner ganzen Sippschaft in und außer England. — Als einen zweiten Beleg für unsere Annahme können wir einen stehenden Witz des Pulcinell anführen — wenn er seinen Kopf aus dem Vorhang hervorsteckt und den Patriarchen in der Arche anredet, während die Fluthen niederströmen: „Abscheuliches Wetter, Meister Noah!“ Dieser gegenwärtig ganz sinnlose, obgleich beständig wiederholte Einfall beweist, daß zu einer frühern Periode die Abentheuer unseres Helden mit Geschichten aus der Bibel in Verbindung gestanden haben müssen; und dieß führt uns gleichfalls auf die Moralitäten zurück.

Die Abenteuer Pulcinells sind überall zu verschiedenen Zeiten verschieden dargestellt und durch Neuerungen und Einschiebsel aller Art dem Geschmack und den Ereignissen des Tages angepaßt worden. So sah man auf einem der Marionettentheater in London, die dort, wie in Italien, auf den Straßen aufgerichtet werden, nach der Schlacht bei Abukir, Nelson, wie er Pulcinell zu überreden suchte, als braver Bursch, an Bord seines Schiffes zu kommen und ihm gegen die Franzosen fechten zu helfen: „Komm, Pulcinell, mein Bursch,“ sagte der Seeheld, „ich will dich zu einem Capitän oder Commodore machen, wenn es dir gefällt.“ Aber es gefällt mir nicht, antwortete der Held des Puppenspiels, ich werde ersaufen. „Fürchte das nicht,“ entgegnete Nelson, „du weißt wohl, wer dazu geboren ist zu hängen, der ersäuft nicht.“ — Während einer der Parlamentswahlen für Westminster empfing Sir Francis Burdett gleiche Ehre; er wurde dargestellt, wie er Judy *) und ihr Kind küßte und Mr. Pulcinell um seine Stimme bat.

Die beste Darstellung der tragischen Komödie oder der komischen Tragödie von „Pulcinell's Leben, Meinungen und Thaten,“ die wir je gesehen oder gelesen haben, ist indessen die, von der wir hier aus dem Munde eines alten Italieners, Piccini, der Großbritannien ein halbes Jahrhundert lang mit seinem Puppenspiel durchwandert hat, Bericht erhalten.

Nachdem Pulcinell's Auftreten, Gequäck und Bücklinge sein Auditorium wie gewöhnlich in guten Humor gesetzt haben, spricht er seinen Prolog:

*) Judith. So heißt das Weib des Pulcinell im Puppenspiel; nicht Joan, wie Fielding im Tom Jones (XII. C. 5) und nach ihm Walter Scott in irgend einem seiner Romane meint.

Meine Herrn und Damen, grüß Gott! wie thut's euch geh'n?
Seyd ihr alle gesund, so sollt ihr mich nicht krank seh'n.
Steht still und schaut eine Weile meinem lustigen Spiel zu,
Wenn ihr nur lacht, red' ich euch zum Zahlen nicht viel zu.
(Geht ab.)

Sein erstes Lied, nach der Weise Malbrough s'en va-t-en guerre, hat natürlich einen Dialog mit seinem Weib Judith zur Folge; aber der unverschämte Hund Toby unterbricht ihre Zärtlichkeit durch sein bestialisches Wau—wau. Der Undank, mit welchem er Pulcinell's zuvorkommende Höflichkeit belohnt, und der Umstand, daß dieser ihn bei dem empfindlichsten Theil eines Mannes von Ehre — bei der Nase — ergreift, führt den tragischen Fall herbei, mit welchem das Stück anfängt, nämlich den Tod nicht bloß Toby's, sondern auch seines Herrn, Scaramutz, dessen Kopf — wenn auch nicht der beste, doch ein harter Verlust für ihn — durch den ergrimmten Pulcinell abgeschlagen wird.

Eine häusliche Scene zwischen dem Sieger und seinem Weib dient den Zuschauern zur Erholung von dem Schrecken über diese Katastrophe.

Judy tritt ein: „Gut, hier bin ich! Was willst du jetzt, da ich da bin? — Pulcinell: (Bei Seite) Was für ein allerliebstes Geschöpf! Ist sie nicht eine wahre Schönheit? — Judy: Was du willst? frage ich. — Pulcinell: Einen Kuß, einen schönen Kuß! (Küßt sie, während sie ihm einen Schlag ins Gesicht giebt). — Judy: Nimm das, du Schelm! Wie gefallen dir meine Küsse? Willst du noch einen? Pulcinell: Nein; einen auf einmal, einen auf einmal, mein süßes allerliebstes Weib! (Bei Seite): Was sie immer spaßhaft ist! — Wo ist das Kind? Bring mir das Kind, Judy, meine Liebe! (Judy ab.) Pulcinell (allein): Das ist euch ein Weib! Was für ein kostbares, liebenswürdiges Geschöpf! Sie geht, unser Kind zu holen."

Leider ist nichts vollkommen auf dieser Welt und Familienscenen und Kinder sind oft die Ursache zu Streitigkeiten zwischen Papas und Mammas. So ist dieß auch hier der Fall und der klägliche Tod von Judy und ihrem Kleinen ist die Folge davon. Meister Pulcinell zeigt sich bei dieser Gelegenheit, gleich andern Männern dieser Welt, äußerst hartherzig: (indem er wahrnimmt, daß sie sich nicht mehr bewegt): Hier, steh auf, Judy, meine Liebe; ich will dir nichts mehr thun. Keine Kindereien mehr! Das ist bloß dein Spaß. Hast du Kopfweh bekommen? Wie? Du schläfst bloß. Wach' auf, sage ich! Gut also, nieder mit dir! (Schlägt ihren Leichnam, den er aufgerichtet hat, wieder zu Boden). He, he, he! (Lachend) Wer ein Weib verliert und drei Kreuzer, verliert einen Groschen.*) (Singt.)

„Wer würde sich mit Weibern plagen,
Wär er so leicht wie ich befreit? —
Einen guten Strick um ihren Kragen,
Hilft kein guter Stock, wie heut!"

Die Inhumanität dieses Betragens wird bald erklärt durch die Erscheinung der hübschen Polly, die den ruchlosen Pulcinell jetzt für seinen Verlust entschädigt.

Im zweiten Act finden wir Meister Pulcinell auf einer Reise. Er hat einen Unfall und läßt einen Arzt rufen; doch bald kommt er in Streit mit ihm und da er ein Mann ist, der keinen Spaß versteht — wie wir gesehen haben — erschlägt er ihn ohne Weiteres. Dasselbe Schicksal hat der Aufwärter im Gasthause, der Pulcinell seine Klingel zu schellen verwehrt, und ein alter blinder Bettler, der Almosen von ihm begehrt. Aber jetzt wird die Verwicklung immer dicker. Ein Constable, (Gerichtsdiener) erscheint, um Pulcinell als Mörder zu verhaften; er wird in die Flucht geschlagen. Darauf kommt ein Offizier, mit Federbusch und Schärpe. Offizier: Hör' auf mit deinem Lärm, mein schöner Bursch! — Pulcinell: Ich will nicht. — Offizier: Ich bin ein Offizier. — Pulcinell: Gut. Hab' ich gesagt, ihr wäret keiner? — Offizier: Du mußt mit mir gehen; du hast dein Weib und Kind erschlagen. — Pulcinell: Es waren meine eignen, denke ich, und ich kann mit meinem Eigenthum thun, was mir gefällt. — Offizier: Das wollen wir sehen; ich bin gekommen, um dich aufzuheben. — Pulcinell: Und ich komme, um dich niederzulegen. (Schlägt ihn zu Boden und singt und tanzt, wie vorher.) Mitten in diesem thörichten Uebermuth, kommt die Wache mit dem Kerkerschließer; sie fallen über ihn her, überwältigen ihn und werfen ihn ins Gefängniß. Aber uns darüber zu verbreiten, wie er aus demselben befreit wird, den Henker hängt und den Teufel — der ihn holen will — todt schlägt, verbietet uns der tief rührende, melancholische und erhabene Character der Begebenheiten und das Pathos der Schilderung; — die Kraft des Genies reißt den Geist der Zuschauer in einem so schnellen Wirbel mit sich fort, die Phantasie ist so aufgeregt und das Gefühl so übermannt, daß es unmöglich wird, diesem Thema die verdiente Gerechtigkeit zu erzeigen. Wir müssen daher den Vorhang fallen lassen.

Die Kalmücken.

(Fortsetzung.)

Die Fürstin machte sich und uns das Vergnügen, uns ihre Putzsachen zu zeigen. Unter denselben zeichnete sich ein goldenes Ohrgehänge mit einer birnförmigen echten Perle von der völligen Größe einer Haselnuß aus, welches sie für ein uraltes Familienstück erklärte. Auch war uns ein sehr schön gearbeiteter Rosenkranz merkwürdig. Derselbe bestand aus glatten schwarzen Kernen einer uns unbekannten Frucht, zwischen welchen rothe Korallen und ein geriefter kugelförmiger Chalcedon aufgereiht waren. Bei Vorzeigung eines zierlich gestickten Beutels fragte sie uns, ob wohl die deutschen Frauen auch so schöne Sachen besäßen? Eine Frage, die wir freilich nur bedingt beantworten konnten. Als hierauf die Reihe auch an ihre

*) Englisches Sprichwort: He that loses his wife and sixpence, loses a tester.

religiösen Bilder kam, wollte sie wissen, ob die Bildnisse unserer Götter eben so schön wären, als die ihrigen. Wir erklärten ihr, daß wir zwar auch Bilder besäßen, die wir aber nicht verehrten, weil wir Gott, das höchste Wesen, im Geist und in der Wahrheit anbeteten. Darauf erwiederte sie: „Dieß sey auch bei ihnen so; weil aber der innere Sinn nicht vermöge, sich zur unsichtbaren Gottheit zu erheben, so hätten sie bei dem Gebet gerne eine sinnliche Darstellung derselben vor Augen. Doch seye dieß nicht unumgänglich nothwendig, denn in Fällen, wo sie dergleichen Abbildungen nicht haben könnten, wie z. B. auf der Reise in der Steppe, beteten sie zur Gottheit auch ohne sinnliche Darstellung. Denn, „sagte sie," der Allwissende kennt und bemerkt Alles, auch das Innerste des Herzens und sieht es, wenn man zu ihm betet, man seye daheim oder auf der Reise, man habe sein Bildniß vor sich oder bete zu ihm, als dem Unsichtbaren." In der That, diese buddistische Kalmückin erscheint in diesen Worten so wenig als Heidin, daß man versucht ist zu glauben, es seye überhaupt nicht der Name der Religion, welcher den Heiden macht, sondern jene Ansicht von der Religion, welche die unwesentliche Aeußerlichkeit als Hauptsache nimmt, eine Ansicht, die sich nicht selten auch bei Christen findet.

Als das Gespräch sich zur Beschaffenheit des Weltgebäudes wendete, wünschte die Fürstin eine Landkarte zu sehen, welche wir ihr nächstens zu zeigen versprachen. Wir brachten deswegen am folgenden Tag einige gute Spezialkarten der Steppengegenden mit, womit wir dem Fürsten, seiner Gemahlin und Tochter eine angenehme Unterhaltung gewährten. Delek suchte die Gegend ihrer Heimat jenseits der Wolga in der Nähe des Bogdo-bergs auf, wo ihr Vater, ein kleiner Fürst, nomadisirt; Mingmer (sie war an den Choschuder Fürsten Bathur-Ubaschi vermält gewesen, der sie später aus unbekannter Ursache mit Zurückbehaltung ihres Söhnleins zu ihrem Vater Aerdäni zurückschickte) den Ort des Choschuder Hoflagers, wo ihr vormaliger Gatte wohnte und Aerdäni den Standpunkt seiner Horde und den Weg, den wir gekommen waren. Auf seine Bitte verfertigte ich dem Fürsten eine Kopie dieser Karten.

Ein anwesender Diener, welcher 1813 im französischen Kriege bis Paris gekommen war, erzählte viel von dem, was er in fremden Ländern gesehen. Der Umstand, daß in Deutschland die Pferde mit den Hufeisen öfters Feuer schlügen, setzte alle Anwesenden in Verwunderung, und wir mußten solches bestätigen. Diese Erscheinung kann freilich bei den Kalmücken nicht vorkommen, da sie ihre Pferde nicht beschlagen, weil der meist lehmige, selten sandige Steppenboden dieß nicht nothwendig macht. Zu den Unrichtigkeiten des Erzählers gehörte unter andern, daß die Engländer Flügel hätten, die er auf einer Abbildung derselben in Frankreich gesehen habe. Ohne Zweifel hatte er auf einem Gemälde Engel für Engländer gehalten. Ferner behauptete er im nördlichen Frankreich den Mond so nieder gesehen zu haben, daß man hätte glauben sollen, man könne mit einer Zalma (Pferdefangschlinge) hineinwerfen. Dieß veranlaßte den Fürsten, sich nach den astronomischen Kenntnissen der Deutschen (Nemesch) zu erkundigen, wobei er mehrere Fragen an uns that über die Beschaffenheit der Gestirne, besonders auch über den Berg Sümmer, der nach lamaischer Lehre das Weltgebäude trägt; er sagte, auch die lamaischen Gelehrten hätten vor Zeiten, als sie noch im Lande Enetka (Indien) lebten, gute astronomische Kenntnisse besessen; es sey ihm wohl bekannt, daß sie jetzt darin von den Deutschen übertroffen würden, weil diese von den Braminen jene Wissenschaft empfangen hätten. Merkwürdig ist die unter den Kalmücken allgemein verbreitete Sage, daß die Deutschen von den Braminen abstammen, so wie die tatarische Meinung, die Deutschen wären vor unendlichen Zeiten aus der persischen Provinz Kerman nordwärts nach den Ländern, die sie jetzt inne hätten, gezogen.

Da Zerren-Ubaschi, in dessen Horde sich eine Masern- und Blattern-Epidemie zeigte, schon am 7 Juni sich von der ärdänischen trennte und gegen die Berge wandte, um daselbst ein Sühnopfer *) zu bringen, so konnten wir wenig mit ihm zusammen kommen.

Am 9 Juni brach auch Aerdänis Lager auf, und da es nicht Sitte ist, daß man in einem solchen Zeitpunkt Gäste entläßt, so mußten wir mitziehen.

Den Zug eröffnete die Geistlichkeit, den Lama an der Spitze. Der Lama trug ein weites hellblaues Gewand, die Orkimtschi, das ist die rothe Schärpe der Gelongs über die linke Schulter und eine mit Pelzwerk verbrämte Müze als Kopfbedeckung. Die übrigen folgten ohne bestimmte Ordnung. Der Fürst mit seiner Familie blieb, bis das ganze Lager aufgebrochen war, bei seinen auf Kameelen gepackten Zelten und Geräthen, worauf er schnell nachfolgte und dem Zug wieder voraus eilte. Wir mischten uns in die ziehenden Haufen, und ließen unser Zelt, welches auf fürstlichen Befehl auf ein Kameel gepackt worden war, worauf der Führer gleichfalls seinen Platz eingenommen hatte, vorausstransportiren, da wir der Unebenheit der Steppe wegen mit unsern Wagen nur Schritt fahren konnten, und dem Schritt der langbeinigen Kameele zu folgen nicht im Stande waren. Die Masse des Zugs dehnte sich in einer Breite von mehr als einer Werst aus, und bestand aus einzelnen Colonnen zelttragender Kameele, welchen das ganze Hausgeräthe nebst den Kindern, die in Kasten an den Seiten der Kameele saßen, aufgeladen war. Dann folgten Heerden von Pferden, Rindern und Schafen, unter der Leitung berittener Treiber. Niemand geht da zu Fuß, was überhaupt nicht leicht bei Kalmücken auf weiten Strecken zu geschehen pflegt — sondern Männer, Weiber und die größern Kindern sind beritten. Ja öfters sahen wir Mütter, welche Kinder, die kaum die Wiege verlassen hatten, mit sich

*) Es bestand in Zazas, das sind zierliche Thonkegel, welche die Gellongs in kupfernen Formen verfertigen.

auf den Pferden führten, oder mit dem Säugling an der Brust dahin ritten. Größere Knaben und Mädchen reiten zuweilen auf Füllen und üben sich dabei im Wettrennen, im Hunde-Jagen und im Fechten mit ihren Plet.n (Peitschen). Einige Mädchen blieben mehrmals hinter dem Zuge absichtlich einige Werste zurück, um demselben dann wieder um die Wette vorsprengen zu können. Eine solche Wanderung ist bei den Kalmücken ein allgemeines Fest, wobei jeder seinen Reichthum sehen läßt. Die Männer reiten in ihrem besten Staate in einzelnen Gruppen mit der Kugelbüchse voraus, und haben sie sich zuweit vom Zuge entfernt, so lagern sie sich solange, bis sich der Zug wieder genähert hat. Die Hausfrauen reiten geputzt auf den besten Pferden vor ihren Heerden her, und führen das Leitseil des ersten Kameels, an welchem die folgenden hinter einander angebunden sind. Ueber das Gepäck auf den Kameelen werden große persische und russische Teppiche gelegt, welche zu beiden Seiten fast bis zur Erde frei herab hängen; bisweilen werden diese Thiere noch mit rothen Bändern geschmückt. Aermere Familien, welche keine Kameele besitzen, beladen ihre Rinder mit ihrem Gepäck und reiten sogar auf denselben. Einige wenige bedienen sich der Arbas (tatarischer Karren). Da derjenige Theil von Aerdänis Horde, welcher westlich und nördlich gestanden war, der Karavane sich angeschlossen hatte, so war dieselbe sehr zahlreich geworden; indessen war es uns unmöglich, sie gehörig zu schätzen, weil wir sie nie ganz übersehen konnten. Doch mag die Anzahl der Kameele, welche Gepäck trugen, sich auf mehr als fünfhundert Stück belaufen haben. Nachdem wir von Nachmittags zwei Uhr bis Abends halb neun Uhr 20 bis 25 Werste zurückgelegt hatten, wurde an dem Sarpa-Arm, an welchem wir in südlicher Richtung hinauf gereist waren, Halt gemacht. Da gleich am Morgen wieder aufgebrochen werden sollte, so wurde blos das Dachstück vom Z.lt aufgeschlagen.

Indessen hatten unsere Bemühungen, die wir auch auf der Reise wiederholten, den Fürsten und seine Geistliche für unsere Bibelangelegenheit zu gewinnen, keinen Erfolg. Die Kalmücken fragten uns spöttisch: ob wir Russen oder Deutsche aus ihnen machen wollten? Sie meinten, sie hätten Nomm (Religion) genug. „Der neue Nomm, sagten sie, geht von Petersburg aus, und die Deutschen sind die Werkzeuge desselben; nehmen wir diesen neuen Nomm an, so geräth unser bisheriger schöner alter Nomm sammt den damit verbundenen herrlichen gottesdienstlichen Gebräuchen in Verfall; unsre gesammte Priesterschaft, unsre Stütze bei den Göttern, und wir verlieren Freiheit und Unabhängigkeit. Denn wenn wir diese Bücher annehmen, so senden sie uns Popen, und nöthigen uns, gleich den Russen, Ackerbau zu treiben und Abgaben zu zahlen."

Da wir nun unsere Zeit in Bezug auf unsern Zweck unnütz verstreichen sahen, machten wir Anstalten zu unsrer Abreise. Erst mußten wir aber den Fürsten um einen Geleitsbrief ersuchen. Dieser Geleitsbrief wurde ohne Zweifel mit den Fürsten und Lamas mehrerer Horden reiflich berathen, so daß wir von einem Tag auf den andern hinausgeschoben wurden, und uns nichts Besseres zu thun übrig blieb, als wenigstens unsre Kenntnisse vom Charakter und den Gebräuchen des Volks zu vermehren.

Die Krankheiten, die in Zerren-Ubaschis Horde grassirten, zeigten sich hie und da auch in Aerdäni's Horde. In einiger Entfernung von unsrer Hütte fanden wir die ausgesetzte Leiche einer Kalmückin, welche mit einigen schlechten Filzen bedeckt, und mit einem Pelze bekleidet war. Neben ihr lagen hölzerne Trinkschalen nebst einigen andern unbedeutenden Geräthschaften. Dieß ist die ganze Bestattung gemeiner Kalmücken: man setzt die Todten aus, die dann von Geyern und Hunden verzehrt werden. Anders ist die Sitte bei Fürsten und Lamas. Ihre Leichen werden feierlich verbrannt und die Asche mit Kalk vermengt zum Bau einer Begräbnißkapelle (Gaza) verwendet.

Wir sahen die dem Fürsten Sandschi-Ubaschi, dem Vater des Fürsten Zerren-Ubaschi, geweihte Zaza. Das Gebäude hatte ein steinernes Fundament, auf demselben erhob sich mit einigen Stufen die hölzerne Kapelle, sie hatte ungefähr vier Schritt in der Länge und Breite, ein flaches Dach auf ihren vier Seiten und war von einer Art Thurm überragt. Ein kleines Fensterchen auf der Südseite war die einzige Oeffnung. Inwendig befand sich ein Brett mit Opferschalen und verschiedenen Opfergaben, als ein Altarstischchen, eine alte hölzerne Schreibtafel, Büschel von Pferdehaaren, einige Kupfermünzen und eine Menge der schon erwähnten Thonkegel, gleichfalls Zaza genannt. An den Wänden waren grauenvolle Abbildungen der vier Mancharansa-Chane, welche am Fuße des Summerberges wohnen. Von diesen war der an der südlichen Wand, auf welcher Seite das Thürmchen stand, blau, der an der Wand zur Rechten weiß, der zur Linken gelb und der an der hintern Wand roth gemahlt. Alle vier hatten gewaltig große kugelrunde Augen und borstig in die Höhe stehende Haare. In den Händen hielten sie Waffen oder musikalische Instrumente. Diese Zazas dienen zugleich als Andachts- und Opferstätten.

(Fortsetzung folgt.)

Beweglicher Fels im Sorianischen bei Viterbo.

Unweit Viterbo im Kirchenstaat am Fuß des sorianischen Berges, welcher der höchste Punct der ciminischen Hügelkette ist, bewundert man seit Jahrhunderten einen Felsen von 8 Metres Länge, 6 Metres Breite und 3 Metres Höhe, aus porphyrartigem Trapp (necrolito, Brocchi) bestehend, der von den Landleuten der Umgegend bald sasso menicatore (der bewegliche Stein), bald sasso tremicatore (der zitternde Stein), bald il Menicarello (der Nicker) genannt wird. Gleich den Rockingstones in Großbritannien ist derselbe auf einem andern horizontalen Felsen so künstlich aufgestellt, daß er mittelst eines schwachen Hebels oder durch die bloße Hand mit leichter Mühe in eine schwankende Bewegung gesetzt werden kann, ohne jedoch bei der stärksten Erschütterung sein Gleichgewichte zu verlieren.

Antologia di Firenze, Dicembre 1827.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 117. 26 April 1828.

General Pelets Urtheil über die Angelegenheiten des Orients.

(Fortsetzung.)

Zwei Betrachtungen, die anderswo ohne Bedeutung seyn würden, erhalten eine entschiedene Wichtigkeit bei diesen nicht civilisirten Nationen. Die Bevölkerung Europas enthält 70 Millionen Slaven, 62 Millionen germanischen und 65 Millionen lateinischen Ursprungs. In Rußland leben 47 Millionen der ersteren, die übrigen in Polen, der Moldau, in Croatien ꝛc. Der zweite Stamm verbreitet sich über Deutschland, England und Schweden; die vom lateinischen Stamm wohnen in den mittäglichen Staaten. Zur griechischen Religion bekennen sich 57 Millionen, wovon der größte Theil in Rußland; 7 Millionen wohnen in der Türkei, und 3 Millionen auf östreichischem Gebiete. Der Selbstherrscher aller Reussen ist ein Abkömmling der Fürsten der Slaven (d. i. der Nation des Ruhmes*), und somit von einem Stamm, der auch da wo er einige benachbarte Länder bewohnt, in Sprache, in Sitten und Gebräuchen keinen besondern Unterschied zeigt; der Kaiser ist zugleich das Oberhaupt seiner Kirche, und der unumschränkte Gebieter der Gewissen wie der Personen. Unter diesem doppelten Titel hat der Czar einen unermeßlichen Einfluß auf seine Staaten, und auch auf jene, welche er erobern will.

Indessen ist nicht zu übersehen, daß das russische Reich auch seine Unvollkommenheiten hat. Die Meere, welche Europas Küsten umgeben, diese wahren Straßen des Handels und des Reichthums sind ihm verschlossen; nur vom weißen Meere aus, das einen Theil des Jahres mit Eisfeldern bedeckt ist, kann es dahin gelangen. Die Flüsse, welche auf seiner ganzen Oberfläche eine herrliche innere Schifffahrt begünstigen, münden in die Ostsee und ins schwarze Meer, deren Pforten von fremden Mächten bewacht werden. Zwei Citadellen, am Eingange des Sunds und des Bosporos, sperren alle Wasserstraßen Rußlands. Der größte politische Plan, der je gefaßt wurde, ist ohne Zweifel jener Peters des Großen. Indem er die Nothwendigkeit erkannte, die Mündungen seiner Flüße frei zu machen, baute er auf ihren ruhigen Wellen ansehnliche Flotten, rückte gegen beide Meere vor, und gründete Petersburg, als seine provisorische Hauptstadt. Er hinterließ diese großartigen Entwürfe seinen Nachfolgern, die ihnen treu blieben; er öffnete ihnen den Sund und den Bosporos. Diese beiden Meerengen, besonders die letztere, sind die einzigen Auswege für den innern Handel und die Produkte Rußlands.**) Ihr Besitz ist unentbehrlich für seinen Handel, seinen Ackerbau, und für die Fortschritte seiner Civilisation. Nichts kann Rußland von diesem bedeutenden Ziele abbringen.

Rußland ist der Feind Europas,*) weil es zu seiner Zeit jede Macht in ihrem Gebiete schmälern, und einen usurpatorischen Einfluß auf sie ausüben kann. Es befindet sich in gleicher Stellung wie das römische Volk zur Zeit seines Wachsthums. Es gibt in unsern Tagen ein leichteres Mittel, die Staaten zu beherrschen, als es die Militär-Colonien des alten Roms waren: dies ist die Marine, worin gerade die schwache Seite unsrer Staaten besteht. Besitzt Rußland einmal Matrosen und die Waldungen des Archipels und des baltischen Meeres, so wird es der gefürchtete Nebenbuhler Englands, und bald dessen Sieger. Es wird Europa mit festen Punkten umzingeln, und am Sund, auf Heligoland oder einer Insel des Texels und Zelands, auf Jersey oder Minorka einige Gibraltars bauen. Vielleicht begnügt es sich, den vorspringenden Winkel von Polen zu runden, indem es dessen zerrissene Provinzen wieder vereint, und seine europäische Citadelle, zwei Meilen von Glogau, auf einer der Inseln in der Oder errichtet. Wo ist dann die Freiheit und Unabhängigkeit Europas? Entweder muß Rußland in die Grenzen von 1763 zurückgedrängt werden, oder seine großen Entwürfe gehen in Erfüllung.

Man beschuldige mich nicht der Uebertreibung. Seit einem Jahrhundert sind diese Absichten offen verkündet; vergebens haben wir sie 1812 bekämpft. Europa steht an der Entwickelung dieses Dramas, welche unmittelbar auf die Eroberung von Constantinopel folgen muß; und was für Rußland eine augenblickliche Anstrengung ist, wird ihm zur Gewohnheit werden. Diese Macht kann unermeßliche Armeen ausrüsten; denn sie besitzt in ihrer Bevöl-

*) Slava heißt der Ruhm.

**) In den letzten Jahren überschwemmte Rußland das südliche Frankreich mit Getreide aus Odessa, und verursachte durch den niedrigen Preis desselben unserm Ackerbau einen empfindlichen Verlust. Seitdem das schwarze Meer geschlossen ist, hat sich in diesem Departement der Preis des Getreides verdoppelt, während das Korn in den südlichen Provinzen Rußlands sich aufhäufte, wo die Bevölkerung und der Anbau sich täglich vermehren. Das polnische Getreide vergrößert jetzt ebenfalls die Ausfuhr dieser Macht. Alle russischen Produkte können leicht ins schwarze Meer kommen, welches durch mehrere Kanäle mit dem ganzen Reiche und mit der Ostsee verbunden ist. Die Staatsmarine rastet jetzt unthätig in Sebastopol; wenn aber der Ausweg sich öffnet, wird man sie bald in einem blühenden Zustand sehen.

*) M. s. den Vertrag vom 19ten Jan. 1815, welcher, (gegen die Ausbreitung Rußlands) Frankreich, Oesterreich und England verband, und sonach eine Nachahmung der Politik Choiseuls und des deutschen Reichs war.

kerung und in ihren Manufakturen die Elemente der außerordentlichsten Bewaffnung. *) Doch könnte sie diese Anstrengungen nicht lange aushalten, noch weniger sie erneuern. Rußland rechnet darauf, daß es in Constantinopel, in Wien oder anderswo die erforderlichen Summen finden werde, um seinen Militäretat zu unterhalten. Für sich allein würde es nicht die Kosten von drei Feldzügen auf gleichem Kriegsschauplatz in den Fürstenthümern (Moldau und Wallachei) bestreiten können; und sollten seine Armeen einige Unglücksfälle erfahren, so würde eine Wiederherstellung derselben sehr schwer seyn.

Betrachten wir die Karte von Europa. Im Südwesten des westlich vorspringenden Theils von Rußland sehen wir die verschiedenen Staaten, welche den österreichischen Kaiserstaat bilden. Verschieden durch Ursprung, Clima, Charakter, Interessen, durch die Regierung selbst, sind sie nur durch eine politische Aggregation mit einander verbunden. Diese, dem Anschein nach absolute Monarchie ist eine wahre Oligarchie, die durch den hohen Adel aller ihrer Königreiche regiert wird, welcher die ersten Staatsämter in Besitz genommen und sich auf den übrigen Adel der untern Stellen stützt. Daraus geht eine Stätigkeit der Ansichten und eine Festigkeit des Betragens hervor, wodurch Oesterreich in mehreren unglücklichen Epochen gerettet wurde. Unter seinen Staaten müssen ausgezeichnet werden: Ungarn, das ein slavisches Königreich ist, **) mehr als den dritten Theil der österreichischen Bevölkerung bildet, und eifersüchtig seine Verfassung und die alten Privilegien zurückfordert; Gallizien und Italien, welche beide Länder ein Viertheil der Bevölkerung des Kaiserstaats enthalten, und Interessen haben, die denen Oesterreichs entgegengesetzt sind.

Der wesentlichste Vorzug Oesterreichs besteht in der Anhäufung und Fruchtbarkeit seines Gebiets, in seiner Bevölkerung, und in seiner Armee, die es leicht auf 600,000 Mann *) bringen könnte, und die stets sich von den erfahrenen Unfällen schnell wieder erholte. Die innern Provinzen haben natürliche Grenzen; im Osten und Norden die Karpathen, das Riesen- und Erzgebirge; im Westen die Kette des Böhmerwaldgebirges, den Inn und Tyrol; im Süden die Kärnthner Alpen und die Sau. Jenseits dieser Naturschranken aber liegen die herrlichsten Besitzungen: die Lombardei, Gallizien, das Litterale am adriatischen Meere. Stark und groß in dem Innern seiner Länder, wo es um Komorn eine Central-Vertheidigung gebildet hat, ist Oesterreich dagegen schwach in seinen äußern Theilen, die weit entfernt sind, die Ergebenheit der andern Provinzen zu theilen. (Forts. folgt.)

*) Wilson berechnet Rußlands Militärstand im Kriege auf 1,200,000 Mann; der Verfasser der Schrift „über die Militär-Kolonien," Robert Lyal, beschränkt ihn auf 870,000 Mann. Der Spectateur militaire hat in einem früheren Hefte neuere Nachrichten über Rußlands Militärkräfte gegeben, die indessen nur vom Friedensstand zu gelten scheinen; sie geben folgenden Bestand der russischen Armeen: Kaiserliche Garde 23,800 Mann Infanterie, 11,300 M. Cavallerie, 108 Stück Geschütz der Artillerie zu Pferd, und 72 St. der Art. zu Fuß. — Erste Armee 142,200 M. Inf., 43,680 M. Cav., 408 St. Art. zu Fuß und 208 St. Art. zu Pferd. — Zweite Armee 63,000 M. Infant., 3360 M. Cav., 120 St. Art. zu Fuß, 16 St. Art. zu Pferd, und 6500 M. irreguläre Truppen. — Lithauisches Corps 35,800 M. Inf., 4560 M. Cav., 60 St. Art. zu Fuß, 28 St. zu Pf., und 2500 M. irreguläre Truppen. — Finländisches Corps 8400 M. Inf., 24 St. Art. zu Fuß, 500 M. irreg. Trup. — Corps in Georgien 28,400 M. Inf., 840 M. Kav., 48 St. Art. zu Fuß, 10,500 M. irreg. Trup. — Orenburgisches Corps 8400 M. Inf., 1000 M. irreg. Trup. — Sibirisches Corps 8400 M. Inf., 5000 M. irreg. Trp. — Die Stärke der polnischen Armee ist auf 33,000 M. in Friedenszeiten bestimmt. Hierbei wären noch die Militär-Kolonien nachzutragen, besonders ihre Cavalerie in den Gouvernements Chatherinoslow und Cherson. Einige dieser Regimenter haben bis 1700 M. in der Reserve. Eine sehr wichtige Urkunde sagt: Man kann von jetzt an versichern, daß Rußland in der Ukräne einen Waffenplatz gegen die Türkei hat, der zugleich sehr drohend für Oesterreich ist. Eine der Kolonien hatte 250,000 russische Maß Getreide für die Armee angeboten, welche in die Türkei bringen sollte.

**) Der Verfasser ist hier in offenbarem Irrthum: Ungarn ist ein ungarisches, aber kein slavisches Königreich. Der ganze herrschende und freie Theil der Nation bildet einen eigenen Völkerstamm, der sich Magiaren nennt, und in dessen Sprache keine Spur der Verwandtschaft mit der slavischen zu finden ist. Die in Ungarn wohnenden Slaven sind die Unterthanen, die Leibeigenen der Ungarn. Anm. d. Uebers.

*) Ein ausführlicher Etat, den ich für authentisch halte, gibt die Streitkräfte Oesterreichs auf dem Kriegsfuß auf 624,000 Mann an, nämlich: 43 Regimenter deutsche Infanterie = 177,000 M.; — 15 Regim. ungar. Inf. = 85,000 M.; — 20 Bataillons Grenadiere = 15,000 M.; — 20 Bat. Jäger = 16,000 M.; — 19 Reg. Grenz-Inf. = 73,000 M.; — Landwehr = 80,000 M.; — ungar. Insurrection = 80,000 M.; — 14 Reg. Cuirassire und Dragoner = 14,000 M.; — 23 Reg. leichte Cavallerie = 32,000 M.; — 5 Reg. Inf. = 20,000 M.; — Militär-Fuhrwesen = 7000 M. ꝛc. — Derselbe Etat gibt den Friedensfuß nur auf 227,000 M. an. — Mann schätzt die Landwehr, die Oesterreich aufstellen kann, auf 400,000 Mann.

Die Kalmücken.

(Fortsetzung.)

Am 25 Juni wollten wir unsre Angelegenheit bei dem Fürsten wieder in Anregung bringen. Wir begaben uns deßwegen bei Zeiten an den Hof, trafen aber den Fürsten nicht zu Hause. Da er bald zurückkommen sollte, so unterhielten wir uns bis dahin mit der Fürstin und mit ihrer Schwägerin, welche Rath und Anweisung bei weiblichen Arbeiten von uns begehrten. Auf ihre Bitte hatte ich der Fürstin einige Stickmuster gezeichnet, wobei ich mich so gut als möglich nach dem kalmückschen Geschmack gerichtet hatte, weswegen diese ihren Beifall erhielten. Nun sollte ich auch Vorzeichnungen zum Sticken auf Sammet liefern, womit ich mich aber nicht befaßte, um nicht zu sehr in Geschäfte verwickelt zu werden, die mit unsrem Auftrag nichts gemein hatten. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich vielfältig die gegenseitige Mißgunst der Frauen, die so sehr in's Kleinliche ging, daß jede ihre Arbeiten und die erhaltenen Zeichnungen vor der andern verbarg, damit ihr nichts abgesehen werden konnte.

Nach einiger Zeit kam der Fürst, von zwei Dienern

begleitet, aus der Gegend der Hütte des Lama nach Hause. Gleich bei seinem Eintritt und Gruß bemerkten wir an ihm eine früher noch nie wahrgenommene üble Laune. Nachdem er einen wartenden Handelstataren abgefertigt hatte, saß er stumm und verdrießlich auf seinem Lager, und kritzelte Figuren auf ein Stück Papier. Alles saß in tiefstem Schweigen, und nichts unterbrach diese Todesstille, als ein taktmäßiges Pochen, welches von zwei Weibern, von denen die eine die fürstliche Amme war, herrührte. Diese saßen links von dem fürstlichen Polster-Lager und tödteten einander die Eier ihrer Kopfinsekten, welches ohne besondere Auswahl der Stellen mit solchem Nachdruck geschah, daß die leidende Person, bei jedem Angriff auf die feindliche Brut tief niedergestoßen wurde.

Während unsrer ganzen Reise hatten auch wir, aller angewandten Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, von allen Gattungen dieses Insekts beständige Ueberlast zu erdulden, da dasselbe bei den Kalmücken so heimathlich ist, als ob bei ihnen sein eigentliches Vaterland wäre. Da es eine Sünde ist, lebendige Wesen zu tödten, so werden diese beschwerlichen Gäste möglichst geschont, und bei allzugroßer Zudringlichkeit gewöhnlich bloß abgelesen. Hiedurch nehmen sie in den Zelten so überhand, daß wir, wenn wir einem Kalmücken einen Besuch abstatteten, dieselben nicht selten an uns emporklimmen sahen, und bei jedem Besuch, den wir von einem Kalmücken erhielten, auf wenigstens dreißig Stück neue Einquartirung rechnen konnten. So vertraut man mit diesem kriechenden Insekt umgeht, so sehr entsetzt man sich vor der Gegenwart jenes hüpfenden Thierchens, welches, wie auch die Bettwanze, hier fremd ist.

Als wir so eine Zeitlang in gegenseitigem Schweigen zugebracht hatten, erinnerten wir den Fürsten an unsre Angelegenheit, worauf er aber keine Antwort gab, sondern statt dessen fortfuhr, Figuren zu zeichnen. Bald darauf meldete ein Diener, daß einige fremden Reiter angekommen wären. Es waren dörböd'sche Saißangs mit einem kleinen Gefolge. Nach kalmük'scher Sitte hielten sie etwa hundert Schritte hinter dem fürstlichen Zelte, näherten sich langsam demselben von hinten, und kamen darauf nach erhaltener Erlaubniß von der rechten Seite des Eingangs in das Zelt. Der vornehmste unter ihnen, der Saißang Burre-Mangne, näherte sich dem Fürsten bis auf einige Schritt, nahm dann seine Mütze ab, ließ sich vor ihm auf das rechte Knie nieder, und berührte mit der rechten Hand das linke Knie des mit unterschlagenen Beinen sitzenden Fürsten, welcher ihm mit seiner rechten Hand den rechten Oberarm berührte. Auf ähnliche Weise verbeugte er sich auch vor der Fürstin und begab sich dann zurück nach der rechten Seite des Eingangs, wo er sich auf ein Knie niederließ, und auf die Ferse des unterschlagenen Beins setzte. Seinem Beispiel folgte auch der andere Saißang, ohne daß dabei etwas gesprochen wurde. Nachdem beide auf gedachte Weise ihren Sitz bei der Thüre eingenommen hatten, und die Fragen nach dem Befinden gewechselt waren, gaben sie sich in ihrer Eigenschaft als Gesandte des dörböd'schen Fürsten Dschambe zu erkennen, und überbrachten die Nachricht, daß ihrem Fürsten ein Sohn geboren sey, weshalb er nicht abgeneigt wäre, Friedensanträge zu machen. Da sie aber mit keinen schriftlichen Vollmachten versehen waren, so machten ihre Reden keinen sonderlichen Eindruck auf Aerdäni, welcher sich über die Räubereien der Dörböden weitläuftig ausließ, ohne daß die Gesandtschaft gewagt hätte, der torgud'schen Räubereien zu erwähnen.

Wir entfernten uns, wobei der Fürst sich entschuldigte, daß er heute keine Zeit gehabt habe, sich mit unsern Angelegenheiten zu beschäftigen. Trotz seines Versprechens aber, uns das Schreiben bald auszufertigen, gingen wieder einige Tage hin und wir mußten zuletzt noch einmal mit dem Lager ziehen. Denn Tags zuvor hatte er uns zwar das Schreiben auszufertigen versprochen, als wir es aber Nachmittags abholen wollten, zeigte er uns blos ein versiegelt gewesenes Papier, welches das Schreiben enthalten sollte; doch müsse ers noch ins Reine schreiben, was heute nicht mehr angehe. Zum Schluß begehrte er noch von mir ein Mittel wider das Ausfallen der Haare, da es ihm sehr leid war, daß sein Zopf alle Tage dünner würde, und die Fürstin verlangte ein Mittel wider die Sommerflecken, wie auch etwas magenstärkende Medizin. Für den Lama mußten wir ebenfalls einige Arzneien gegen Unterleibsbeschwerden zurechte machen, da sich der Ruf unsrer Heilkunde, der uns schon als Deutschen vorangieng, durch die Wiederherstellung einer Frau, die an Magenübeln litt, und einiger augenkranken Kalmücken, bei denen vorsichtige Gaben des so genannten St. Yves Balsams herrliche Wirkung hervorbrachten, im ganzen Lager verbreitet hatte.

Der Zug hatte sich bisher, wie natürlich, immer nach den Orten gerichtet, wo sich Brunnen befanden: so war man am Naßirsbrunnen, am Ulahstin, d. h. Weidenbrunnen, am Chaltarihn-Burrä-Chuduk, d. h. am gelblich grauen Brunnen gelagert, heute — es war der 30 Juni — gelangte man nach einer Wanderung von etwa zwölf Wersten an den Nojoni-Gellongihn-Chuduk, d. h. an den Fürsten und Priesterbrunnen.

Unterwegs paßirten wir ein Heuschreckenheer von der Breite einiger Werste.

Die Zugheuschrecke (gryllus migratorius) hat eine Länge von drei bis vier Zoll, und ist in ihrem vollkommenen Zustande länger und schmäler, als andere Heuschreckenarten, z. B. die in Deutschland bekannten Heupferde, welche eine stärkere Brust und kürzere Flügel haben. Der Kopf ist stumpf mit kurzen Fühlhörnern und wie die Brust von graugrüner Farbe, die Kinnladen sind dunkelbraun, die großen Augen schwarz, die Oberflügel schmutzig, grüngelb mit vielen erloschenen dunkeln Flecken, welche die Flügel in einiger Entfernung schwärzlich erscheinen lassen, der Leib endlich und die Füße blaßgelb mit schwarzen Flecken am innern Schenkel. In der ersten Verwandlungszeit haben sie noch sehr unvollkommene Flügel, welche den Leib nicht ganz bedecken, während diese im vollkommenen Zustand über denselben hinaus reichen. Die Heuschrecken sind für die Länder, die sie überziehen, eine wahre Geißel, und werden mit Recht vom Propheten Joël in dessen hochpoetischer Schilderung unter die göttli-

chen Strafmittel gerechnet. Wo sie sich niederlassen, fressen sie nicht nur alles Grüne, sondern auch die Stängel von den Staudengewächsen und den Schilf der Seen ab, ja, wie die Kalmücken behaupteten, sie zerfreßen den Filz an den Zelten. Da ihre Lagerplätze bald abgeleert sind, so sind sie dann genöthigt ihre Nahrung immer weiter zu suchen, welches um die Dämmerungszeit zu geschehen pflegt.

Diese Gattung von Heuschrecken dient, wie die Kammheuschrecke (gryllus cristatus), welche die Speise des Täufers Johannes gewesen seyn soll und noch heute in Arabien gegessen wird, auf verschiedene Art zubereitet, mehreren orientalischen und afrikanischen Völkern zur Nahrung. In Marokko sind sie so beliebt, daß man sagt, die Preise der Lebensmittel fallen, wenn sie sich einfinden. Die Kalmücken bedienen sich nun derselben zwar nicht zu diesem Zweck, aber man erzählte uns, daß sie von Wölfen, Hunden, Antilopen, Schafen, sehr gesucht werden. Sie sind ein treffliches Mastungsmittel für diese Thiere: eine Erfahrung, die man in Sarepta vor einigen Jahren auch an den Schweinen machte, als sie sich daselbst eine Zeitlang von Heuschrecken nährten, welche in der Wolga ersoffen waren und in großer Menge ans Land gespühlt wurden.

Obiger Schwarm war in solchen Massen vorhanden, daß der davon völlig bedeckte Erdboden das Ansehn hatte, als wäre er mit langen Erbsenschooten überschüttet. Merkwürdig war es dabei wahrzunehmen, daß sie sämmtlich die Köpfe nach Westen gekehrt hatten und in dieser Richtung mit ungeheuerer Geschäftigkeit alle Grasstängel abwaideten. Im Sonnenschein schienen ihre Flügel von Silber oder Glas zu seyn und gaben einen flimmernden Glanz von sich. Wo wir durchpassirten, erhoben sie sich mit rauschendem Flügelschlag, gleich dem dumpfen Rauschen eines fernen Wasserfalls, in dichten Wolken in die Höhe und durchschwirrten dann in dunkeln Massen die uns umgebenden Räume gleich einem in großen Flocken herabfallenden Schneegestöber. Die Bahn, welche sie uns auf solche Weise durch ihr Lager eröffneten, war ungefähr zwanzig Schritte breiter als unser Zug, und wurde, wie von niedersinkenden Wolken, in der nehmlichen Entfernung hinter uns sogleich wieder geschlossen. Dabei waren sie im Auffliegen so behende, daß es schwer hielt, einige von ihnen zu erhaschen, zumal da wir während der Hitze des Tages reiseten, um welche Zeit sie besonders lebhaft sind. Den Hunden machte es Freude, unter denselben umher zu jagen und so viele, als sie konnten, aus der Luft wegzuschnappen, welches ihnen in der Abendkühle mit weniger Mühe gelang, weil sie da kaum zwei Ellen hoch über der Erde flogen.

Ein Theil der Heuschrecken befand sich noch im ersten Verwandlungszustande, in welchem sie von dunkler Orangefarbe sind, ein anderer Theil im Uebergang zum vollkommenen Zustande. Nach einigen Tagen hatten fast alle ihr Verwandlungsgeschäft beendigt und konnten sich gleich ihren Kameraden in die Luft erheben, um ihre Heerzüge nach neuen Ländern anzutreten.

Als ich einmal ausgegangen war, um Insekten zu sammeln, welches ich immer heimlich thun mußte, um den Kalmücken kein Aergerniß zu geben, wurde ich von einigen bemerkt, deren Neugierde ich durch mein öfteres Bücken rege machte, weshalb sie mir langsam entgegen kamen, um zu sehen, was ich wohl suche. Ich benutzte die Gelegenheit, sie auf das Verwandlungsgeschäft der Heuschrecken aufmerksam zu machen, welches ihnen unbekannt geblieben war, obgleich sie es hätten fast täglich beobachten können. Man sah nehmlich sehr häufig solche Heuschrecken, welche ihrer letzten Verwandlung entgegen gingen, Pflanzenhalme ersteigen und sich in verkehrter Stellung an denselben mit den Springfüßen fest halten. Nach einiger Zeit fing das Thierchen an, sich hin und her zu bewegen, dann wieder zu ruhen, als müsse es sich von einer großen Anstrengung erholen; hierauf bewegte es sich abermals heftiger, bis das Bruststück und der Kopf aufplatzten und das erneute Insekt, nachdem es die alte Hülle abgestreift hatte, in seiner höchsten Vollendung hervortrat. Nun wuchsen auch vor den Augen der Zuschauer die Flügel zu ihrer vollkommenen Länge, erstarkten und erhielten den ihnen eigenthümlichen lebhaften Glanz. Während jetzt die Knaben geschäftig waren, neue Grasstängel mit Heuschrecken herbei zu holen, wiederholten die Kalmücken unablässig ihre Verwunderungsausrufungen: Dalai=Lama! Dalai=Lama! Chair=chan! Chair=chan! Kührkü=Kührkü!

(Fortsetzung folgt.)

La Peyrouse.

Endlich hat man über das so lange zweifelhafte Schicksal dieses unglücklichen Seefahrers Gewißheit erhalten. Auf die Nachricht, daß zwei große Schiffe an einer der sogenannten Freundschaftsinseln gescheitert wären, rüstete das brittisch=ostindische Gouvernement ein Schiff, die Research, aus, um jede mögliche Auskunft über dieß Ereigniß einzuziehen. Die Nachrichten die man durch dasselbe (nach einem Brief, datirt Neu-Seeland, 7 Nov. 1827) erhielt, sind folgende. Beide Schiffe von La Peyrouse strandeten in derselben Nacht auf einem Riff im Gesicht der Insel Manicolo (40° 11′ S. B. 170° O. L.); das eine ging sogleich zu Grunde und alle, die an Bord waren, kamen um. Das andere wurde auf das Riff geworfen und ein Theil der Mannschaft gerettet. Auch von diesen wurden einige in einem Gefecht mit den Eingebornen getödtet, die übrigen bauten sich aus den Materialien des Wracks ein kleines Fahrzeug, mit welchem sie 5 Monate nach dem Schiffbruch die Insel verließen, mit Ausnahme von zwei Mann, die sich entschlossen hatten, darauf zurückzubleiben. Ihr ferneres Schicksal ist noch unbekannt. Von den beiden zurückgebliebenen, verließ der eine die Insel in einem Canoe, der andere starb erst vor drei Jahren. Daß die Schiffe französisch waren, bewiesen sogleich eine Menge Silber= und Kupferstücke, so wie verschiedene Geräthschaften mit dem französischen Wappen; aber den entscheidendsten Beweis, daß jene beiden Schiffe wirklich die beiden von La Peyrouse waren, gab ein Stück von einem silbernen Leuchter, welches gefunden wurde, und das mit einem Wappen bezeichnet war, das englische Heraldiker für das der Familie de Colignon erkannten. Bekanntlich war ein Herr von Colignon, als Botaniker, an Bord der Boussole, die la Peyrouse kommandirte.

Literary-Gazette, April 12.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 118. 27 April 1828.

Die italienischen Räuber.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Malers.

Im Frühling des Jahrs 1819 saß an einem regnerischen Tage der deutsche Freiherr R. mit dem Maler R*. im Zimmer des obern Geschosses eines Sommerhauses im freundschaftlichen Gespräch, als ein anderer junger Maler S. (ein Schweizer) herein trat, um vom Baron, (den er erst Tages vorher kennen gelernt hatte), Abschied zu nehmen. Von dem Regen, der immer heftiger wurde, zurückgehalten, verweilte S. länger, als er beabsichtigt hatte. Die Donnerschläge, welche dem vereinten Feuer ganzer Batterien gleich, das Geräusch der herabstürzenden Wasser-Massen unterbrachen, erschütterten das Haus im tiefsten Grund. Dieses lag einsam in einem Garten am Saume des Waldes, der einen sehr hohen Berg bedeckt, eine Viertelstunde von dem Städtchen Olevano. Plötzlich klopfte es heftig an der Thüre. Der Maler R*. welcher derselben zunächst saß, stand auf, öffnete, und blieb erstarrt vor Schrecken und sprachlos stehen, denn zwei hohe Gestalten, mit grimmigen sonneverbrannten Gesichtern, in zerfetzte Mäntel gehüllt, die vom Regen troffen und aus denen Gewehre hervorblitzten, traten ihm entgegen und fragten mit rauher Stimme: dove è il Signore? (wo ist der Herr?) Der Freiherr, der der Bequemlichkeit wegen in bloßen Hemdärmeln da saß, sprang auf, antwortete schnell gefaßt: lo chiamo io! (ich will ihn rufen) und eilte, gleich als sey er ein Dienerr, an ihnen vorüber, die nächste Treppe hinab in den Garten, wie ein Pfeil, trotz seiner Beleibtheit, über den abhängigen schlüpfrigen Grasboden hinweg, und setzte eben mit der gewaltigen Kraft, die man nur im Augenblick einer so gefahrvollen Lage besitzt, über eine hohe Hecke; als der eine der Räuber, dem dieß verdächtig erschien, ihm nachsetzend das Gewehr anlegt, eben im Begriff auf ihn zu schießen, ausgleitet, und auf den Boden stürzt. Während dem nun oben im Zimmer sich der zweite Räuber dem hinter dem Tische sitzenden jungen Schweizer näherte, schlüpfte R*. zur Thüre hinaus, in der Hoffnung gleich dem Baron zu entkommen. In dem Augenblick, wo er zum Hause hinaustritt, rafft der Räuber, welcher außerhalb desselben niedergestürzt war, sich auf, erblickt R*., hält ihn fest, und stößt ihn wieder in das Haus hinein. R*. tritt nun zagend in die Küche im untern Geschoß, wo der Bediente des Barons beschäftigt ist, und ruft diesem mit allen Zeichen des Schreckens in den Mienen zu: Um Gotteswillen, es sind Räuber im Hause! Jener antwortet aber ganz kaltblütig: Still! da steht auch einer! und setzt seine Arbeit fort. Nun erblickt R*. den dritten Räuber ebenfalls, der jedoch ganz ruhig bloß Wache zu halten scheint, und die beiden nicht hindert, in das obere Stockwerk hinauf zu gehen. R*. kehrt in das Zimmer zurück, er findet es leer, zum Fenster hinaussehend sieht er, wie S. und der Sohn des Hauswirths die Hände auf den Rücken gebunden, mit Kolbenstößen von 5 Räubern unter dem unaufhörlich fortströmenden Regen schnell bergaufwärts getrieben werden, er selbst, scheint es, war von ihnen vergessen worden. Im Eingang des Waldes durchsuchten die Räuber die beiden Gefangenen, nahmen dem Maler Börse, Uhr und Brieftasche; und weiter aufwärts gehts ohne Rast, so schnell, daß S., obschon stark von Körperbau und des Bergsteigens nicht ungewohnt, dennoch nach einer halben Stunde athemlos auf einen Steinblock hinsinkt und erklärt, er müsse ausruhen, sollten sie ihn auch niederstoßen. Eine kurze Frist wird ihm gestattet, dann gehts wieder rasch und rascher aufwärts; immer heftiger strömt der Regen, rollt der Donner, und fast unerklimmbar sind die schlüpferigen Wege geworden; da gebietet endlich der Anführer Halt!

Es war etwa auf der Hälfte der Höhe des ganzen Berges (bis zu dessen Gipfel 3 Stunden Weges sind) an einer schauerlichen Stelle, welche die rothe Mauer heißt, (Mura rossa) einem gewaltigen weit überhängenden Felsen von rothem Granit, unter dessen Schutz die Räuber sich auf einen Augenblick lagerten, und dem Maler die Hände losbanden. Der Räuberhauptmann fragt mit starker widriger Stimme: Sapete da scribere? (Könnt ihr schreiben?) S. bejaht es; da reißt jener ein Blatt aus der geraubten Brieftasche, greift von der Erde ein spitzes Stückchen Holz auf, gießt aus seinem Pulverhorn etwas in die hohle Hand, und läßt ganz gemächlich, indem er nur den Kopf etwas beugt, Wasser vom Hut hinein tropfen, rührt es um, so daß es statt Dinte dienen kann, und reicht es nebst dem Blatt dem Maler. Diesen hatten indessen sämmtliche Räuber umringt. Der Hauptmann hielt ihm die Spitze des Dolches in's Genick, zwei anders hatten die Messer nach den beiden Seiten seines Halses gerichtet, und ein Dritter schlug das Gewehr auf seine Brust an, und brüllte: scribete! (Schreibt!) Alle schrien unter einander, indem jeder etwas anderes verlangte. S. faßte sich soweit, daß er bat, es sollte nur Einer reden; darauf gebot der Hauptmann Stille, und diktirte: Ca-

rissimo Signore Barone, io sto in pericolo di morte (lieber Herr Baron, ich bin in Lebensgefahr.) Bei diesem schönen Eingange bedurfte S. aufs neue Fassung, und fragte ob er deutsch oder italienisch schreiben solle? Was deutsch? Italienisch schreibt! Hätte der gute S. gewußt, daß keiner dieser Waldfürsten weder schreiben noch lesen könne; er hätte wahrscheinlich deutsch und Manches geschrieben, was er jetzt unterlassen mußte. Es wurde weiter diktirt: für den Sohn des Hauswirths, müssen längstens in 6 Stunden 3000 Scudi, und für den Maler 1000 bezahlt werden. Hier hielt S. an, bat um einige Entfernung der Mordgewehre, weil er sonst nicht schreiben könne, und fuhr fort, indem er trotz seiner kläglichen Lage verwundert lächelte: 1000 Scudi sollen für mich bezahlt werden? Nicht 1000 Bajocci habe ich sammt allen meinen Angehörigen; dem Baron bin ich gar nicht weiter bekannt, und befand mich blos zufällig bei ihm; ich bin ärmer als ihr, verdiene mühsam im Winter zu Rom so viel, um im Sommer zu meinem Studium auf dem Lande nach der Natur malen zu können. Dieses mein ganzes Vermögen habt ihr bereits und (sich in die Höhe richtend) schrecken werdet ihr mich nicht: ich war Soldat, habe Gefechte und Belagerungen mitgemacht, und fürchte den Tod nicht. Darum ist es unnöthig, daß ich meinethalben an den Baron schreibe. Die Räuber stutzten, und etwas milder forderten sie: es thue nichts, er solle nur schreiben. Weiter mußte er von des Barons Leuten ein Lägel Wein, Brod, Pulver und Blei verlangen, und hinzufügen, wenn nur einige Stunden über die Zeit verstrichen, müßten sie beide unter Qualen sterben. Kaum hatte er seine Depesche geendet, als trotz dem heftigen Regen, ein junger Ziegenhirte, vermuthlich einer der Helfershelfer der Banditen, wie sie deren überall viele in Sold haben, ganz langsam, das Wams über die Schultern hängend, als wäre das schönste Wetter, des Weges kam. Er wurde angehalten und scheinbar mit schrecklichen Drohungen gezwungen, das Blatt nach Olevano zum Baron oder ins elterliche Haus des Mitgefangenen zu tragen. Nachdem S. wieder gefesselt worden, brach die Horde auf, und langte nach einer Stunde auf dem Gipfel des Berges an. Man lagerte unter einer großen Eiche, von wo aus die ganze Gegend zu übersehen war. Es ward schnell ein Feuer gemacht, Wachen ausgestellt, und Einer beordnet, aus der nächsten Heerde ein fettes Schaf zu stehlen. Nach kurzer Zeit brachte dieser das Schaf, und schnell waren alle Dolche blank, es zu schlachten, auszuweiden, und in Stücke zu schneiden, die sogleich in der glühenden Asche gebraten wurden. (Fortsetzung folgt.)

Die Kalmücken.

(Fortsetzung.)

Am 4 Juli konnten wir endlich das ärdänische Hoflager verlassen, nachdem wir das längerwartete Schreiben *) und nach vielfachen Unterhandlungen auch noch einen Boten zu der in der Nähe stehenden torgud'schen Horde der Brüder Setter, Dschirgal und Otschir erhalten hatten. Das Schreiben empfahl den Kalmücken, uns überall freundschaftlich zu behandeln, stellte es aber dem Gutdünken eines Jeden anheim, Bücher von uns anzunehmen oder nicht. Aerdäni nahm zwei Exemplare, eins für sich und eins für die Geistlichkeit, aus Neugierde, wie er sagte, und um unsere Sendung zu ehren, aber keiner von seinen Unterthanen, so oft wir auch hin und wieder einen derselben trafen, war zu bewegen, eines von uns anzunehmen.

*) Wir sahen den Fürsten einmal schreiben. Er saß auf einem Polster an dem offenen Gitter seines Zeltes neben der Thür, das Schreiben lag auf seinem rechten Bein, und von Zeit zu Zeit tränkte er die Feder an einem in der linken Hand gehaltenen mit Tusch gefüllten Pinsel.

Es war kühle stürmische Witterung mit abwechselnden Regenschauern, als wir abreisten. Fürst Otschir, sagte man uns, baue eine neue Zaza, und, um den dabei beschäftigten Gellongs *) eine Erleichterung bei ihrer Arbeit zu verschaffen, habe er von einem geschickten Surchaidschi (Astrologen) aus der Erkedenhorde, mittelst einer Opfergabe von zwölf Pferden, kühle Witterung machen lassen.

Die Horde, zu der wir jetzt reisten, besteht aus ungefähr vierhundert Zelten, und die drei Brüder hatten sie von ihrem Vater gemeinschaftlich geerbt. Da aber der jüngste von ihnen, Setter, blödsinnig ist, so zog Otschir, der zweite Bruder, den jenem zugefallenen Antheil an sich. Die Zurückhaltung, welche die Kalmücken in Bezug auf die Persönlichkeit ihrer Fürsten beobachten, ließ uns diesen Umstand erst erfahren, als wir unsern zwecklosen Besuch bei Setter machten. Denn da die Horde selbst in einer andern Gegend stand, so hatten wir dann nichts Besseres zu thun, als weiter zu ziehen.

Unterwegs gelangten wir zu einem Sandhügel von einigen Wersten im Umfang, in welchem sich ein tiefer, etwa eine Werst im Durchmesser haltender Kessel befand, worin eine Menge zwei Klafter tiefe Brunnen gegraben waren, die den gemeinschaftlichen Namen Nirma-Arschin-Chuduk, d. h. die Brunnen des Vorstehers und Lehrers führten. Sonderbar, daß alle Brunnenplätze der innern Steppe aus solchen Sandkesseln bestehen, die mitten in der lettigen Steppe liegen und sich durch ihren erhöhten Rand von Weitem bemerklich machen. Sie sind ziemlich häufig und haben die Gestalt eines veralteten Kraters.

Am 6 Abends gelangten wir zu der Niederung am Itelgin-Chuduk (Falkenbrunnen), wo Fürst Dschirgal seinen Aufenthalt hatte.

Dschirgal, ein lediger Mann von dreißig Jahren, einäugig, lag, als wir bei ihm eintraten, in schmutziger Kleidung auf seinem nicht minder unreinlichen Lager in einem Zelt, das gar nichts Fürstliches andeutete. Das ihm überreichte Schreiben des Ministers behandelte er gleichgültig und verächtlich und nach einigen barschen Fragen an uns beendigte er den unangenehmen Besuch. Ganz unerwartet kam es uns nun, als er sich Abends durch einen Diener bei uns als Gast anmelden ließ. Bald erschien er selbst, begleitet von zwei Edelknaben. Sogleich verlangte er Thee, und zuerst in Güte, dann mit drohenden Worten, Branntwein. Wie viel wir dessen besaßen, hatte

*) Alle heiligen Gebäude müssen von Gellongs einzig und allein aufgeführt werden.

er von unsrem Boten zuvor genau erfragt. Wirklich trank er fünfzehn Gläser, unsern ganzen noch übrigen Vorrath, glasweise und im Thee aus, bis auf einen kleinen Rest, den er mit nach Hause nahm. Darauf verlangte er unsre Handscharen zu sehen, und mit den Worten „wir tauschen" nahm er den meinigen, einen sehr schönen persischen, und warf mir seinen schlechten dafür hin. Schon war eine unsrer Tabackspfeifen eingebüßt, und Dschirgal probierte eben einen sareptischen Rock an, als der Rausch, der sich allmälig bei ihm einstellte, dem weitern Tauschhandel ein Ziel setzte. Jetzt sollten unsre Knechte singen und tanzen; indeß, als sie sich mit ihrem Unvermögen entschuldigten, erging dieser Befehl an seine Edelknaben, die vor ihm knieten und mit der größten Aufmerksamkeit auf seine Winke lauschten, während sie von ihm zuweilen Stücke Pfefferkuchen zugeworfen bekamen. Sie stimmten ein kalmückisches Räuberlied von einem gewissen Schusching=Saloh an, der zuletzt von den Russen gefangen und nach Sibirien geschickt worden war.

Wir erfuhren nachmals, daß Dschirgal wegen seiner Lüderlichkeit, Raub= und Mordsucht, nachdem er anfangs als der Aelteste die ganze Horde beherrscht hatte, seines Regiments entsetzt worden war und nur noch zusammengelaufenes Gesindel um sich her versammelt hielt.

Ehe wir zu Otschirs Hoflager gelangten, berührten wir einen Theil der Horde des Fürsten Zerren=Ubaschi, mit deren oberstem Geistlichen, Bakschi=Sama, wir Bekanntschaft machten. Der Bakschi (Lehrer) schien ein freidenkender Mann zu seyn, und auch unter dem zahlreichen Haufen seiner Geistlichkeit bemerkten wir eine Offenheit und Geradheit, die wir zuvor nicht getroffen hatten. Da der Bakschi bei all seiner Gelehrsamkeit die mongolische Schrift *) nicht gut lesen konnte, so ließ er einen Gellong, Namens Zürüm kommen, der einige Stellen aus unsern Büchern mit ihm las. Zürüm, der sich eine Zeitlang in Astrachan aufgehalten, kannte die Evangelien genau, und wußte sogar die Kapitel auswendig. Der Bakschi=Sama gab uns einen jungen Gezüll als Boten mit, der eine ausgezeichnet große Falbe, ob sie gleich den Göttern geheiligt war, ritt, weil dieselbe das einzige Pferd war, welches der Churull noch besaß, nachdem Räuber ihm mehr als hundert Stück weggetrieben hatten. Wir waren noch nicht weit gekommen, als Zürüm uns in vollem Galopp auf dem Pferde des abgelösten Boten nachsprengte, um sich einige Bücher von uns zu erbitten: die erste erfreuliche Erscheinung, die uns für den Erfolg unserer Reise etwas hoffen ließ. Bei einem reichen Kalmücken, Namens Delsöhtä (der Glückliche) machten wir Mittag. Abends brachen wir wieder auf; Delsöhtä begleitete uns selbst. Da er Nachricht hatte, daß einige Kosacken, welche in Geschäften des Oberpristaws reisten, vorbei kommen würden, wobei sich dieselben jeder Zeit die Freiheit nehmen, frische Pferde, und zwar die besten, einzufangen, so sahen wir ihn die in dergleichen Fällen üblichen Maßregeln nehmen. Er ritt schnell auf verschiedene Anhöhen und gab ein Zeichen nach den Schluchten hin, worauf in wenig Minuten der ganze Bergrücken mit Pferdeheerden von mehr als tausend Stück bedeckt war, die gleich dem Brausen des Sturms über denselben hinflogen und bald nach abgelegenen Schluchten entschwanden. (Forts. f.)

*) Sie lernen gewöhnlich blos ihre Kirchensprache, und auch in Aerbänis Horde fanden wir nur Einen, der mongolisch schrieb.

Briefe aus Persien.

(Fortsetzung.)

Freitag den 26 Oct. Früh am Morgen erfuhr ich bereits, daß Ala yar Khan gefangen genommen worden war. Als er die Stadt verließ, schlug er anfangs die große Straße nach Teheran ein; aber — ob er die Lust verlor, sich dem Schah zu zeigen, oder ob er fürchtete, bei Tage erkannt und verfolgt zu werden — ehe er noch aus den Gärten hinaus war, suchte er eine Zuflucht in dem Hause von Mirza Dschabbur, einem frühern Vertrauten des Sirdar von Erivan. Unglücklicher Weise war dieser Mann ein Bekannter der Söhne des Khans von Merand, die sogleich von dem Platze, wo der Assuf verborgen war, unterrichtet wurden. Eine Abtheilung Kosacken wurde eilends abgesandt, sich seiner Person zu versichern. Ala yar Khan, als er das Haus umringt sah, versuchte Widerstand zu leisten und feuerte seine Pistolen ab; doch wurde er gefangen, ohne den geringsten Schaden gethan oder erlitten zu haben. Ohne Zweifel war er der Haupturheber dieses Krieges, und es ist wahrscheinlich, daß er auch der letzte gewesen seyn wird, der in demselben gefochten hat. —

Wir wurden unterrichtet, daß General Arristaff die brittischen Offiziere zwei Stunden vor Mittag in seinem Lager zu empfangen wünschte. Wir gingen dahin und fanden die Infanterie und eine Abtheilung abgesessener Cavalerie in einem hohlen Viereck aufgestellt, in dessen Mitte der Stab und andere Gruppen von Offizieren versammelt waren, um den General zu erwarten. Nach einer halben Stunde kam dieser aus seinem Zelt, und ging schnellen Schritts vor der Fronte eines jeden Bataillons vorüber, um ihnen Glück zu wünschen zu der Einnahme von Erivan, oder nach russischer Sitte, sie zu befragen, ob sie wohl wären. Er begab sich darauf in die Mitte des Carrés, wo ein Altar aufgerichtet worden und ein russischer Priester bereit war, den Gottesdienst zu verrichten. Ich hörte, daß eine Messe gelesen wurde, weil der Geburtstag der Kaiserin Mutter sey. Während der ganzen Zeit des Gottesdienstes stand Aga Mir Fatha, der erste mahommedanische Priester, nahe bei dem General; der Kadi der Stadt und andere Mollahs waren gleichfalls gegenwärtig, erschienen aber erst ungefähr eine Viertelstunde, nachdem die Gebete angefangen hatten. Es wurde ihnen eben keine besondere Aufmerksamkeit erwiesen und ein General bemerkte, daß sie uneingeladen gekommen wären. Nachdem der Gottesdienst beendigt war, brachen die Truppen in Colonnen ab und defilirten bei uns vorüber. Es waren nicht mehr als 2500 Mann Infanterie, 200 donische und 200 casanische Cosacken und einige Uhlanen. Das Benehmen des Fürsten Arristaff und der

russischen Offiziere gegen uns war äußerst zuvorkommend und freundlich. Am Abend wurde das große verfallene Gebäude in der Citadelle durch Fackeln illuminirt, die auf die Zinnen gestellt waren.

Sonnabend am 27ten. Das russische Corps vertauschte seinen Standpunkt mit dem offenen Platze hinter der verfallenen Moschee am Thore von Teheran; acht Zwölfpfünder waren gegen die Stadt gerichtet. — Der Palast des Prinzen (Abbas Mirza) war vor Arristaffs Ankunft geplündert worden. Die Beute der Russen wäre sonst sehr reich gewesen; in den Frauengemächern waren, wegen Mangels an Zugvieh, die reichsten Betten, Silbergeschirr, kostbare Teppiche u. s. w. zurückgelassen worden, deren sich die ersten Plünderer bemächtigten. Als der General in die Stadt einzog, hatte er nur ein kleines Detachement Uhlanen und Cosacken in seiner Begleitung; so viele von diesen entbehrt werden konnten, wurden als Schildwachen an die Haupteingänge des Palastes gestellt. Als wir den Palast besuchten, war noch keines von den Gemälden in dem großen Audienzsaal beschädigt worden. Bei der Rückkehr des Generals in das Lager drang indeß eine Menge von dem Pöbel der Stadt und vermuthlich auch einige von den zerstreuten Merandern und Nukschiwanern durch die unverwahrten Eingänge ein, oder überstiegen die Mauern und verübten jede Art von Ausschweifungen. Die Fenster in vielen Theilen des Gebäudes wurden zerschlagen, die Spiegel zerbrochen, die Gemälde zerrissen und die Bosheit so weit getrieben, daß sie den Porträts des Schahs und des Prinzen die Augen mit Messern ausschnitten. Die Plünderer waren zu zahlreich, um von dem wachhabenden Offiziere, der nur geringe Mannschaft hatte, mit Gewalt zurückgetrieben werden zu können. Als indessen das Werk der Zerstörung im Innern des Palastes, der von großem Umfang ist, begonnen hatte, und der Offizier dieß durch den Lärmen, der dabei gemacht wurde, bemerkte, so eilte er herbei, um weitern Unfug zu verhüten; und die Elenden ergriffen die Flucht, obgleich er nur von zwei oder drei Soldaten begleitet war. Die Ankunft des Bataillons verhinderte fernere Unordnungen. — Auch die Häuser der vornehmsten Civil- und Militärbeamten des Prinzen wurden an dem Tage, an dem die Russen ankamen, geplündert, und in der Nacht darauf eine Menge Räubereien in der Stadt verübt; das Benehmen der russischen Truppen indeß war in jeder Beziehung ordentlich und achtungswerth.

Sonntag den 28ten. Ich wurde diesen Morgen unterrichtet, daß die Merand- nnd Nukschiwan-Reiter, welche der Familie des Prinzen nachgesetzt hatten, sie bei dem Sluttel-Paß erreichten, diesen aber durch die Infanterie von Masanderan, die jener zu Bedeckung diente, besetzt fanden. Bei dem Versuch, das Defilee zu erzwingen, wurden viele der Verfolgenden getödtet. Sie suchten jetzt andere Passagen durch das Gebirge und bekamen bald das Harem zu Gesicht. Banger-Khan Dschellibiunlu deckte mit den Reitern seines Stammes den Rückzug desselben. Es gelang ihm, die Feinde zurück zu treiben; doch verlor eine der Frauen des Prinzen mehrere Packwagen. Die russischen Offiziere erklären, daß sie keinen Befehl gegeben hätten, die Familie des Prinzen zu verfolgen. Die Söhne des Nussur Ali Khan hatten den General gedrängt, eine Abtheilung Cavalerie zu entsenden, da ihre Frauen, die zu Geiseln genommen worden wären, wahrscheinlich mit denen des Prinzen fortgeführt wurden. Da aber damals Tauris angegriffen werden sollte, so konnte kein Mann entbehrt werden, um die Wünsche eines Einzelnen zu erfüllen. Die Söhne des Khan waren über die Gleichgültigkeit, die man in Bezug auf die Frauen zeigte, sehr entrüstet; und ungeachtet der Einwendungen, die ihre eignen Leute machten, brachen sie am 27ten von Suhillan auf, um diese theuren Unterpfänder wieder zu gewinnen.

Mondtag den 29ten. Oberst Luzzeroff ist zum Commandanten der Stadt ernannt worden; er wohnt im Palaste. Gestern wurden mehrere Offiziere beauftragt, den Rest von dem Eigenthum des Prinzen mit Beschlag zu belegen. Die Einwohner fangen an, über ihr kleinmüthiges Benehmen zu klagen; Aga Mir Fatha, der als die Hauptperson unter denen betrachtet wird, die zu Gunsten der Russen handelten, wird laut getadelt. Auf der andern Seite haben die Häupter der vornehmsten Familien von Tauris den Schutz des Kaisers Nicolaus nachgesucht und gebeten, daß ihre Stadt bei dem Friedensschlusse nicht zurückgegeben werden möge. Selbst an Freiwilligen fehlte es nicht unter ihnen, die sich erboten, ein Detaschement zu führen, das sich der Person des Prinzen bemächtigen sollte. Die Ursache ihrer Unzufriedenheit mit seiner Regierung liegt in der üblen Behandlung, die sie seit so vielen Jahren haben erfahren müssen. Sie waren aller Macht und alles Ansehens beraubt und hofften durch eine Regierungsveränderung wieder zu Einfluß zu kommen. Aga Mir Fatha, der ganz auf die Seite der Russen getreten ist, wird von General Arristaff als die erste Person der Stadt behandelt.

Dienstag den 30ten. Diesen Morgen wurden genaue Nachsuchungen gemacht, um das aus dem Palaste geraubte Eigenthum des Prinzen wieder zu erhalten. Da viele der Plünderer bekannt waren, so wurden ihre Häuser von russischen Soldaten durchsucht und ein bedeutender Theil der Effekten darin gefunden. Mirza Dschaffer, einer der jungen Männer, die auf des Prinzen Kosten nach England gesandt worden waren, um dort erzogen zu werden, war einer der eifrigsten Plünderer gewesen. — Ich hörte, daß Aga Mir Fatha heut den Fürsten Arristaff besuchte, um ihm zu entdecken, daß die Bürger einen Aufstand und die Ermordung der Russen beabsichtigten. Gewiß ist, daß von Seiten der letzteren größere Vorsicht bewiesen wird, als bisher. Die Möglichkeit des Gelingens eines solchen Anschlags kann nicht geläugnet werden, doch besitzen die Einwohner weder den Muth, noch die Einigkeit, die dazu erforderlich wären. — Die Häupter der verschiedenen Quartiere der Stadt sind für die Sicherheit der in ihren Bezirken aufgestellten Wachen verantwortlich gemacht worden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 119. 28 April 1828.

General Pelets Urtheil über die Angelegenheiten des Orients.

(Fortsetzung.)

Das politische System Oesterreichs ist das der Stabilität. Die geringste Erschütterung kann seine neueren Eroberungen, selbst Ungarn, in Gefahr bringen. Die nöthige Ergänzung für Oesterreich wäre der Besitz der Donaumündungen, welcher Strom drei Viertheile seiner Gewässer aus dem Kaiserstaate empfängt. Die Donau ist durch die Fürstenthümer und durch türkische Provinzen geschlossen; sie würde es noch mehr durch Rußlands Eingriffe werden. Beiden großen Reichen sollte das schwarze Meer gemeinschaftlich angehören. — Haben die Czare den Thron und die Religion der Griechen in Constantinopel wieder hergestellt, so werden sie Gallizien, die Bukowina, Siebenbürgen, das Banat, Slavonien, Dalmatien, und selbst einen Theil Ungarns als alte Dependenzen der alsdann von ihnen in Besitz genommenen Länder zurückfordern; und bald werden diese Länder sich ihnen in die Arme werfen. Dann gibt es kein Oesterreich mehr. Das unmittelbare Interesse dieser Macht fordert also, sich dem Einfalle in die Türkei, so wie jeder Gebiets-Erweiterung Rußlands zu widersetzen. —

Erlaubt aber die innere Politik dem Wiener Hofe, einen Krieg in Ungarn und Gallizien zu beginnen? Könnten Armeen, die nur aus Slaven gebildet sind, nicht leicht einen unabhängigen slavischen Staat schaffen, hinter welchem Rußland alle seine Plane ausführen würde? Wenn Kaiser Franz, seiner erhabenen Großmutter nachahmend, bei den Ungarn Hülfe forderte, und wenn er zugleich ihre gesetzmäßigen Rechte anerkennen wollte, so würden sie auch jetzt noch rufen: Moriamur pro rege nostro! Auch die andern Völker würden in diesen Ruf einstimmen, wenn der Kaiser, um die Unabhängigkeit seiner Krone zu sichern, ihre politische Freiheit verbürgen wollte. Der Krieg mit Rußland wird künftig eine Nothwendigkeit für Oesterreich seyn. Warum also warten, bis jene Macht ihre Kräfte vermehrt hat?

Nahe an dem westlichen Vorsprunge des russischen Reichs liegt Schlesien, eine Barriere von Festungen, die gegen die Einfälle des Orients erbaut wurden (?). Von der Oder aus bis zum Rhein ist ein langer Strich des Festlandes von den Völkern des deutschen Bundes, von den Staaten der Häuser Sachsen und Hessen, von mehreren kleinen Fürsten, von Hannover und den Hansestädten besetzt. Man findet hier ferner die constitutionellen Monarchien von Bayern, Würtemberg und den Niederlanden, die keinen andern Wunsch haben können, als sich zu erhalten, und deren größte Macht in der Anhänglichkeit ihrer Völker besteht.

Im Norden dieses Bundes dehnt sich vom Niemen bis zur Saar der dünne Streif der preussischen Provinzen aus, die von einigen fürstlichen Gebieten und von Hannover in ihrem Zusammenhange unterbrochen sind. Preussen reicht bis an beide Endpunkte der Civilisation Europas; seine Grenze, die 50 Lieues von Wien entfernt war, liegt gegenwärtig 70 Lieues von Paris. Bis jetzt war dieses Königreich das Medium, welches den Continent der russischen Oberherrschaft unterwarf. Durchaus künstlich und ein Werk der Geschicklichkeit seiner Könige und der Hingebung des Volks i. J. 1813 ist Preussen wesentlich ein militärischer Staat, aber gemäßigt von dem liberalen und philosophischen Geist der Regierung.

Schwach durch die Lage seiner Länder, aber stark durch seinen kriegerischen Geist, durch seine Institutionen, besonders durch seine treffliche Armee, bedroht Preussen alle seine Nachbarn. Es bildet gegenwärtig ein bedeutendes Gewicht in der Wagschale Europas; es hängt von Preussen ab, auf welche Seite diese sich neigen soll. Morgen aber vielleicht wird es zu spät seyn, und dieses Königreich wird die Beute derjenigen werden, deren Usurpation es bisher begünstigte. Es zählt unter seinen Einwohnern 2,500,000 Polen; Danzig ist Polens Ausmündung. Noch mehr als Oesterreich dem russischen Angriff ausgesetzt, bedarf es vor allem einer Arrondirung seiner Provinzen. Es hat weder von dem Czar, der es erst unlängst verkürzte, und aus freiem Antriebe nie eine Handvoll Land abtreten wird, etwas zu erwarten, noch von Frankreich, das nichts verlieren kann, ohne seine Existenz gefährdet zu sehen. Es bleibt daher zu untersuchen, wo das Berliner Cabinet Entschädigung erhalten soll. Ganz Preussen begreift, daß sein Interesse dem russischen entgegengesetzt ist; vorzüglich fühlt dieß die Armee, denn sie hat besondere Zwiste mit der russischen auszugleichen, welche mit ihrer Hülfe die Herrin Europas wurde. Ohne die preussische Erklärung im Januar 1813 hätten die Russen das linke Weichsel-

ufer nicht betreten, kaum würde ihnen Lithauen nach geschlossenem Frieden geblieben seyn. — Für das Wohl und die Ruhe Europas ist zu wünschen, daß der Hof diese Gesinnungen der Nation und des Heeres theile.

An Preussen reiht sich ein zertrümmerter Staat, dessen Andenken im Herzen aller Eingebornen fortlebt. Friedrich Wilhelm III besaß die Hauptstadt Polens und einen Theil der besten Provinzen, deren sich jetzt Rußland bemächtigt hat; doch hat der König noch einige dieser Trümmer sich erhalten. Es wäre die höchste Politik, die alte Schutzwehre des Orients wieder aufzurichten, und dadurch einen langen Frieden zu gründen. Europa hatte seine Blicke auf Preussens königliches Haus gerichtet; ihm wollte es das Schicksal einer edlen Nation anvertrauen (?). Die persönlichen Tugenden des Königs konnten ihm das Vertrauen seiner früheren Unterthanen wieder gewinnen. Ein schönes Königreich ließe sich zwischen der Oder, der Düna und der Abdachung der Karpathen errichten. — Folgen wir diesem Traum: die Mündungen der Donau sollten zur Entschädigung für Gallizien dienen; Schweden sollte seine 1808 verlornen Provinzen wieder erhalten; die Niederlande sollten sich von der Schelde bis zur Steknitz ausdehnen; — und Frankreich ..!! *)

Im Westen Europas sehen wir die brittischen Inseln, wo 115 Millionen Menschen, die in Asien, Afrika und Amerika vertheilt leben, von einigen Oligarchen beherrscht werden. Sie haben den Koloß überwunden, der Europa beherrschte. In diesem großen Kampfe haben sie die Kraft des englischen Patriotismus, den Muth der Land- und Seetruppen, die Allmacht des Goldes und die Geschicklichkeit einer nicht gerade redlichen, doch tiefen und beharrlichen Politik entwickelt. Sie haben eine neue Armee geschaffen und sie zum ersten Rang unter den europäischen Heeren erhoben. Nach der Zerstörung aller andern Flotten beherrschen ihre Schiffe den Ozean. So ist England jetzt die Hauptstadt der Welt. Auf der Themse hat es den Thron des Handels errichtet; hier liegen die Magazine aller Erzeugnisse der Erde, hier das unermeßliche Zeughaus, das jüngst dem ganzen Festlande Waffen lieferte, das sich stets vom neuen füllt, und die Grundlage der brittischen Herrschaft ist. Als Canning den Krieg der Meinungen gegen die Meinungen proklamirte, konnte er sagen: Alta sedet Aeolus arce.

England umfaßt mit seinen Citadellen Europa: es besitzt Helgoland, Jersey, Gibraltar, Malta, Corfu und die jonischen Inseln. Weiter hinaus hat es sich des Vorgebirges der guten Hoffnung, der Inseln Seylan und Isle de France bemächtigt . . . Stets war es der Feind des Festlandes und vor allem Frankreichs, seines Nachbars und Nebenbuhlers. Nachdem es Alles unterworfen und zerstört hat, wodurch es beunruhigt werden konnte, richtet es seine Absichten gegen Rußland, indem es hier Gefahr für seine Marine und für seinen Handel, und andere entferntere Gefahren voraussieht. England besitzt Geld genug, es besitzt Schiffe, Truppen und unberechenbare Hülfsquellen, um, seiner beharrlichen Politik folgend, Rußland zu bekämpfen. Seit dem Sturze Napoleons leben diese beiden Staaten im Zustande der Eifersucht. Das Ministerium Canning's schien sich an die Spitze der liberalen Institutionen in beiden Welten zu stellen. St. Petersburg blieb das Hauptquartier des Absolutismus und der oligarchischen Coalition. In England scheint Alles auf Begünstigung der allgemeinen Civilisation und der brittischen Industrie gerichtet; in Rußland dagegen treibt Alles zu Eroberung, denn die slavischen Horden sind für Invasionen geschaffen.

Portugal führen wir nur als eine Kolonie von London an. Spanien zählt seit vierzehn Jahren für Nichts in der politischen und militärischen Wagschale Europas, obgleich es bestimmt war, eine schöne Rolle zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aubernon, in seiner Schrift: Considérations historiques et politiques, schlägt vor, das Haus Sachsen auf den Thron von Polen zu setzen, auf welchen es durch die Constitution von 1791 berufen wurde, und Preussen durch das ihm so gelegene Sachsen zu entschädigen.

Die italienischen Räuber.

(Fortsetzung.)

S. hatte durch sein muthiges furchtloses Benehmen sich bei den Räubern in Achtung gesetzt, und sogar eine Art Gunst erworben, so, daß ihm oben bald die Bande von den Händen genommen wurden, und die Räuber anfingen, sich über mancherlei Gegenstände mit ihm zu unterhalten. Sie befragten ihn z. B über die beste und für sie sicherste Straße nach Mailand, da in dieser bella città viele reiche Galantuomini wohnten; nach der Weite des Weges, nach seinem Vaterland, der Belagerungsweise einer Festung, dem Bau, der innern Einrichtung, dem Gebrauch und der Wirkung der Kanonen und Bomben u. s. w. Dagegen erzählten sie ihm vieles von der Herrlichkeit und Freiheit ihres Lebens, wie ihrer mehrere Hunderte wären, allenthalben zerstreut, die sich aber jährlich zweimal, 14 Tage lang, an einem festen, unzugänglichen Orte in den Apenninen versammelten, wo auch eine Menge schöner Damen erscheinen, und an allen Lebensmitteln Ueberfluß vorhanden sey. Dort berathschlagten sie sich über ihre nächsten Unternehmungen. Unterdessen war ein Theil des Nachmittags vorüber, das Fleisch gebraten und verzehrt, von dem immer die besten Stücke ehrfurchtsvoll dem Hauptmann präsentirt worden waren, und auch S. und der junge Landmann seinen Theil erhalten hatte. Da kam der Ziegenhirt nebst einem Treiber und beladenen Esel zurück, worauf sich der verlangte Wein, Brod, Pulver, 200 Scudi Geld, und vielerlei Silber und goldener Schmuck, wie ihn die dortigen reichen Landleute tragen, befand. Der Hauptmann immer finster und stumm, griff ohne umzuschauen nach den Geldrollen, überzählte sie nur so in Bausch und Bogen, und wüthend und schäumend vor Zorn, daß die Spitzbuben da unten glaubten, ihn — einen Galantuomo mit einem solchen Bagatell abspeisen zu können; die Löffel, Ringe, Schnallen, Ohrringe,

Spangen aber stieß er unwillig mit dem Fuße hinweg, indem er bemerkte, solchen Bettel habe er genug, dieß solle der Eselstreiber wieder mitnehmen, und dem Vater des jungen Menschen sagen, daß, wenn nicht morgen mit Sonnenaufgang 2000 Scudi hier oben bei ihm angelangt wären, er unfehlbar (hier that er einen gräßlichen Schwur) nur den zerstückten Leichnam seines Sohnes erhalten würde. So mußte der Bote wieder abziehen.

Zugleich mit dem Uebrigen war ein Schreiben des Barons angekommen, worin dieser bestätigte, daß er gar keine weitere Bekanntschaft mit S. habe, auch weder für diesen noch für den andern Gefangenen einen Bajocco bezahlen und sogleich nach Rom abreisen werde, um bewaffnete Macht gegen sie zu verlangen. Unterdessen hatte sich die ausgestellte Wache genähert und gemeldet, daß sich an mehreren Stellen am Fuße des Berges Militär-Abtheilungen zeigten. Da fuhren alle Räuber rasch auf, machten sich schußfertig, banden den S. wieder und erklärten einstimmig: so wie sich das Militär nähere, seyen beide des Todes. Man kann sich hierbei den Gemüthszustand der Gefangenen denken. Inzwischen war es Nacht geworden; die Räuber schliefen malerisch um das Feuer gruppirt, als hätten sie das beste Gewissen; doch der Hauptmann wandte sich zuweilen, stöhnte und stieß unarticulirte Klaglaute im Schlaf aus; und ein frecher Junge, der jedoch noch der gutmüthigste schien, war wach, legte von Zeit zu Zeit Holz ans Feuer, und wollte immer mit S. plaudern, der freilich wenig Lust dazu hatte, doch gezwungen die Neugierde des Burschen befriedigte. Englich schon halb schlaftrunken sagte er: Felice notte, Signor Federigo! non avete timore, per voi non c'è pericolo (Gute Nacht Herr Friedrich, habt keine Furcht, für euch ist keine Gefahr) und schlief sogleich.

Der Hauptmann war ein schöner, regelmäßig und stark gebauter Mann, größer als alle übrigen, mit wohlgeformtem Gesicht, welchem aber das vielleicht von Kindheit auf gewohnte Mordhandwerk und die Schrecken und wilden Leidenschaften, die dasselbe begleiteten, gräßlich verzerrte Züge eingeprägt hatten, so daß sein seltenes Lächeln aussah, als ob er weinte. Seinen Kopf bedeckte ein oben spitzer Hut, wie es die dortige Landestracht mit sich bringt, aber vielfach mit künstlich verschlungenen silbernen Ketten umwunden; schwarzes krauses Haar und Bart; der nervige lange Hals und die breite kräftige Brust waren ganz bloß, nur von einer silbernen Kette umschlungen, woran ein goldenes Kruzifix hing; Weste, Wams und Unterkleider von grünem Sammt, und so wie der breite lederne Gurt, in welchem zwei große Pistolen, und ein reichverzierter Dolch mit silbernem Griff steckten, mit Stickereien verziert; an den Füßen eine Art Sandalen; endlich trug er einen großen, in malerischen Falten nachläßig um den Leib geschlagenen Mantel und im Arm eine Büchse, von trefflicher Arbeit ganz mit Silber ausgelegt. Auf ähnliche Weise waren auch die Uebrigen bekleidet und gerüstet.

Der junge Landmann, halb todt vor Schrecken und Ermattung, war längst eingeschlafen; nur S. wachte noch und hatte, einsam seinen Gedanken nachhängend, Zeit, seine ganze grausenvolle Lage zu übersehen. Der Mond war über den Saum des Waldes emporgestiegen und eröffnete ein prachtvolles Schauspiel. Jedes Wölkchen war aus dem reinen Azur des Aethers gewichen, unzählige goldene Sterne blickten herab, fast die ganze Kette der gewaltigen Apenninen, des Volsker und Sabiner Gebirges, weit im Hintergrunde die schneebedeckten Häupter des Velino und der Lionessa lager vor ihm ausgebreitet; dort ein Streifen des leuchtenden Meeres, unter ihm das freundliche Olevano, weiterhin eine Menge kleinerer und größerer Städtchen und einzelne Landhäuser, und unmittelbar am Fuße des Berges mehrere ruhig waidende Heerden. Wie oft habe ich, dachte S., seit meinem Aufenthalt in Olevano sehnsüchtig auf diesen Gipfel geblickt, und die Aussicht von demselben zusehen gewünscht, und immer aus Furcht vor den Räubern den Gang unterlassen, mit deren Hülfe ich ihn nun wirklich angetreten habe.

Endlich war auch S. eingeschlummert und im Traume nach der Heimat in die Schweiz und auf die grünen Matten um das elterliche Haus versetzt worden. Der Vater und die Mutter küßten mit freudethränenden Augen den Wiedergekehrten, die kleinern Geschwister jubelten ihm entgegen, Lämmer umspielten ihn und der treue Haushund leckte seine Hände. Da fällt plötzlich ein Schuß, mit Entsetzen sieht er sich wieder in die Wirklichkeit versetzt, der Freiheit beraubt, dem Tode nahe, der Willkür der verruchtesten Gesellen preis gegeben. Die Räuber springen wild auf zu den Waffen. Da kömmt die Wache und meldet, es sey ihr unversehens durch einen streifenden Ast das Gewehr losgegangen; der Hauptmann flucht über die Unvorsichtigkeit. „Ich sage es immer, daß die elenden Büchsen nichts Zuverlässiges sind, der Dolch ist die rechte Wehr für einen Galantuomo!" Bald wurde es wieder ruhig, die Räuber schliefen wieder. S. aber hatte keinen Schlaf mehr: der Morgen graute, ein leiser erfrischender Wind erhob sich als erster Vorbote des Tages, die Wolken rötheten sich und das ferne Meer, hie und da ließ ein Vogel einzelne Töne wie noch halb im Traum hören, bald mehrere; und endlich kamen einige kleine Singvögel von Zweig zu Zweig gehüpft, und wagten sich, von den herumliegenden Brodkrümchen angelockt, mitten unter die schlafenden Räuber.

(Schluß folgt.)

Die Kalmücken.

(Fortsetzung.)

An dem Hoflager des Fürsten Otschir war unsre Aufnahme nicht besser, als sie an dem seines Bruders Dschirgal gewesen war. Wie uns der Fürst mit großer Rücksichtslosigkeit behandelte, erklärte uns auch der Vice-Lama (der Lama war wegen Altersschwäche quiescirt) sogleich, nicht in der langsamen Weise der feinen ardänischen Politik, sondern gerade und unumwunden, daß sie keines neuen Nomms bedürften: die ganze Geistlichkeit sey zufrieden mit dem bisherigen und habe noch fortwährend übrig genug an demselben zu lernen; um so weniger könnten

sie noch eine neue Lehre einstudiren. Warum, wenn die neue Lehre Gottes Wort sey, wir sie ihnen jetzt erst gebracht hätten? Etwas so großes und wichtiges müsse man nicht so lange für sich behalten. Uebrigens wären sie in ihren Gebeten jeder Zeit des Kaisers eingedenk, wie sie denn überhaupt für das Wohl des ganzen Landes beteten.

Die Kürä *) war hier beträchtlich stärker als bei Aerdäni und Zerren=Ubaschi. Vor der Thüre des Vice=Lama's wie auch vor dem Churull waren große Fahnen mit der mysteriösen Inschrift Om=ma=ni=pad=mä=chum aufgepflanzt, und vor der Thüre des erstern stand überdieß eine große Kürdu, welche mittelst vier großer löffelförmiger Flügel vom Winde in Bewegung gesetzt wurde. Die Kalmücken feierten gerade ein hohes Fest und die Churulle waren aufs beste herausgeputzt. Im Hauptchurull hingen drei und dreißig aufgerollte große Bilder **), und auf dem Altar standen zwei hölzerne Gehäuse, in welchen sich zwei gegossene metallene stark vergoldete Figuren von sehr schöner Arbeit befanden. Dieselben waren nach asiatischer Weise sitzend dargestellt, und nach ihren Attributen erkannte man in der einen den Schagdschamuni, in der andern den Maidari. Neben dem Altar saß ein Gellong und las in einem ungeheuren Buche, während sich die übrigen in ihren, zum Theil feinen scharlachrothen Feierkleidern, fröhlich um den Mittelpunkt des Tempels — eine mächtige Butte voll Tschigan — bewegten.

Indessen kamen zwar Neugierige, die sich von uns Bücher erbaten; da sie aber anfingen, durch Auflegung der Bücher auf das Haupt, sich spottweise den Segen zu ertheilen, — wie dieß die Gelongs mit ihren Büchern zu thun pflegen, — so wiesen wir diese Leute ab. Nach manchen vergeblichen Unterhandlungen mit dem Fürsten hatten wir endlich so viel von ihm erhalten, daß er uns an die Grenze der Erkeden einen Wegweiser mitzugeben versprach. Vielleicht aber, daß Otschir zuletzt doch noch Erlaubniß gegeben hatte, Bücher von uns anzunehmen; denn im Augenblick unsrer Abreise stellten sich viele Geistliche ein, die uns um welche baten.

In der Erkedenhorde, die wir nach einer beschwerlichen Reise von vierzig bis fünfzig Wersten gegen Süden, unter immerwährenden Besorgnissen, von Räubern angefallen zu werden, nachdem wir unsern Boten, einen tückischen, unzuverlässigen Menschen zurückgeschickt hatten, nach mehrfachem Verirren, glücklich erreichten, überzeugten wir uns vollends von der Nutzlosigkeit unsrer Bibelverbreitungsversuche, und ließen deswegen den größten Theil unsrer Bücher durch einen Zariziner Kaufmann nach Sarepta zurücktransportiren. Da hier kein Hoflager ist, so bildet die Kürä den Mittelpunkt der Horde, wo sich auch einer der befehlshabenden Saißangs aufzuhalten pflegt. Der hier befindliche Saißang Meme, ein artiger junger Mann, behandelte uns aufs Ehrenvollste, räumte uns ein schönes Zelt ein, ließ sogleich Meldung von unserm Hierseyn und dessen Zweck an das Volk ergehen, ja er ermunterte seine Leute nicht nur, Bibeln von uns zu nehmen, sondern theilte selbst aus. Aber bald brachte man uns die Bücher zurück; der Lama war ganz ängstlich und durchaus nicht zu bewegen, eins von uns anzunehmen.

Von Meme erfuhren wir, daß ihnen im vorigen Jahr eine Ukase zugesandt worden war, des Inhalts: „wie die Kalmücken eine so große und mächtige Nation gewesen, nun aber so gering und unbedeutend geworden seyen; dieß rühre von ihrer Religion her, die sie früher auch nicht gehabt hätten; dieselbe habe keine Kraft und könne sie nicht beglücken; dagegen möchten sie erwägen, was für ein großes und mächtiges Volk die Russen wären; dieß hätten diese nur der Reinheit ihres Glaubens zu verdanken; darum sollten auch sie die christliche Religion annehmen, um wieder ein großes Volk zu werden." Wir setzten hier ein einziges Exemplar, bei einer andern Horde, die wir auch besuchten, gar keins ab.

Nach kurzem Aufenthalt in der jandyk'schen Horde, welche die Fürstin Nadmid, die Wittwe des Fürsten Sandschi=Ubaschi, Vaters des Fürsten Zerren=Ubaschi, eine dörböd'sche Prinzessin regierte, ferner in der Baganzohcher=Horde, wo man zwar Bücher von uns annahm, wo aber die Kalmücken meinten, ihre Religion sey eben so gut als die christliche eine Religion für die ganze Welt, beschleunigten wir unsre Reise nach der Wolga, weil die von den Heuschrecken abgezehrte Gegend unsern Pferden keine Nahrung mehr darbot. In der letzten Horde trafen wir den kürzlich angekommenen Oberpristaw, Oberst Kachanow. Er erkundigte sich nach dem Absatz der Bücher: „er wollte, wenn er nur Muße hätte, die Sache ganz anders angreifen; in Zeit von einigen Monaten müßten mehr als fünfhundert Kalmücken getauft seyn; die Hauptsache beruhe seines Dafürhaltens darauf, den Leuten nicht erst viel vorzupredigen, sondern ihnen einige Traktätchen in die Hände zu geben, und wenn sie dieselben gelesen hätten, sie sogleich zu taufen." Er schien jedoch letztern Satz zu verbessern, indem er hinzufügte: „Das Volk sey unwissend. Zu dem Ende müssen erst Unterrichtsanstalten gegründet werden. Deshalb sey auch bereits in Astrachan auf den Druck eines kalmück'schen A B C=Buchs mit angehängten Glaubensartikeln und den zehn Geboten Bedacht genommen."

Dem Oberpristaw, als dem Repräsentanten der hohen Regierung, standen freilich allerhand Mittel zu Gebot, die Kalmücken der neuen Lehre geneigt zu machen. Denn ungeachtet viele Saißangs über das von ihm an sie gemachte Ansinnen, für die Bibelgesellschaft Beiträge zu geben, ihr Befremden ausdrückten, so ist doch aus dem Bericht der russischen Bibelgesellschaft zu ersehen, „daß die von den Kalmücken im astrachanschen Gouvernement gesammelten Beiträge die Summe von 1310 Rubeln betragen haben."

(Schluß folgt.)

*) Das Wort Kürä bedeutet einen Bezirk, namentlich einen Bezirk von Zelten der Geistlichkeit, welche im Kreis um die Kirchenzelte herumliegen. Die Residenz des großen Dschingis=chan, unter dem Namen Karakorum bekannt, hieß ursprünglich Chara=Kürä, d. h. der Bezirk des Volks.

**) Wahrscheinlich Bilder ihrer Bobbi=sado, d. h. Erlöser oder Heiligen, welche die schwersten Prüfungen bestanden, und sich selbst aufopferten, um den sechs Classen der Creaturen Heil zu erwerben.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 120. 29 April 1828.

Briefe aus Persien.

(Fortsetzung.)

Mittwoch den 31ten. General Paskewitsch und sein Stab kamen gestern mit einem Detaschement der Hauptarmee in Suhillan an. Neugierig, die Truppen zu sehen, ging ich diesen Morgen zu der Aschi=Brücke. Der General war, umgeben von seinen vornehmsten Offizieren, an der Spitze der Colonne. Ungefähr drei Stunden von der Stadt empfing ihn eine Deputation der vornehmsten Einwohner, Aga Mir Fatha an der Spitze; die Unterhaltung mit ihnen dauerte nur kurze Zeit. Die Colonne der Truppen wurde eröffnet durch drei Bataillons Infanterie; denen folgte ein Regiment Dragoner, zwei Regimenter Uhlanen, drei Batterien Artillerie, ein Regiment donischer Kosacken und ein anderes vom schwarzen Meere. Das ganze Corps marschirte auf das Lager der Cavällerie, auf der Höhe zwischen der Stadt und dem Aschi, wo die Division des General Arristaff aufgestellt war, um den Oberfeldherrn zu empfangen, vor welchem darauf die ganze Armee Revue passirte. Alle Bewegungen wurden mit der größten Regelmäßigkeit vollzogen. Das Aeußere der Truppen war, wenn auch nicht glänzend, doch vortrefflich zum Dienst geeignet. Die Infanterie=Bataillons waren jedes ungefähr 700 Bayonette stark, die Leute frisch und gesund, ihr Marsch fest, gleichmäßig und in der besten Ordnung. Die Cavallerie zeigte in ihren Bewegungen dieselbe Präcision; die Pferde waren etwas abgemagert, aber im Ganzen noch so wohl bei Kräften, daß sie es mit einer bei weitem überlegenen Zahl der besten persischen Reiter aufgenommen haben würden. Die donischen Kosacken gewähren in ihrer vollen Uniform immer einen prächtigen Anblick; die vom schwarzen Meer, obwohl von rauherem Aeußerem, werden für die thätigsten und tapfersten Soldaten geachtet. Die Pferde von beiden sind kleine unansehnliche Thiere, die aber große Anstrengungen aushalten. Die Artillerie marschirte in Brigaden vorüber; die Zwölfpfünder von sechs Pferden gezogen, die von geringerem Caliber von vier. Jedem Stück Geschütz folgten zwei leichte zweiräderige Munitionskarren, mit zwei oder drei Pferden bespannt. Das Ganze muß sich auf dreißig Stück Geschütz belaufen haben. — Als die verschiedenen Corps vorüber marschirt waren, setzte sich General Paskewitsch in Bewegung gegen die Stadt, wo er von den Kanonen der Thürme und Bastionen mit einer doppelten Salve begrüßt wurde. Seine Division war von Eriwan dreizehn Tage marschirt, ohne zu rasten; die Entfernung beträgt 180 engl. Meilen. Bei Einbruch der Nacht waren die Thürme und der Giebel des alten Schlosses mit Fackeln erleuchtet.

Donnerstag den 1ten November. Der Cayim Mukum kam diesen Abend in dem Dorfe Kallamull, vier Meilen von der Stadt an. Es wurde ihm nicht erlaubt, dieselbe zu betreten, weil sein Ansehen bei den Einwohnern sehr groß ist und die Russen daher von seiner Gegenwart einen nachtheiligen Einfluß befürchteten. Man sagt, daß er zu Friedensunterhandlungen beauftragt sey.

Freitag den 2ten. Die russischen Kriegsgefangenen, meist Offiziere, die zu Maragha aufbewahrt wurden, sind frei gelassen und von den Einwohnern dieser Stadt zum Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung an General Paskewitsch gesandt worden. Beinahe alle Districte der Provinz Aserbeidschan sind dem Beispiele von Tauris gefolgt. Die Einwohner von Khoi haben eine Deputation an General Paskewitsch gesandt, um zu bitten, daß keine Truppen gegen ihre Stadt marschiren möchten, da sie willig wären, dieselbe zu übergeben, wenn die Provinz unter russischer Herrschaft bliebe. Der District von Carabagd hat sich unterworfen und Mahommed Kuli Bey, der von dessen früheren Häuptlingen abstammt, ist zum Gouverneur ernannt worden. Die Schah=Sawaner und Schaggangrier sind größtentheils unter den Waffen gegen den Prinzen Deschehan Gir Khan; der erbliche Fürst des letzteren Namens hat sich offen mit den Russen vereinigt und ihre Oberherrschaft anerkannt. Es ist ein Sohn des berüchtigten Asad Khans, der dem gegenwärtigen Schah den Thron streitig machte. Die Einwohner von Maragha sind in ihrem Benehmen am gewaltthätigsten gewesen. Fath Ali Khan, ein älterer Bruder des Assuf, dessen Schwester die vornehmste Frau des Prinzen ist, war seit einigen Jahren ihr Gouverneur, und eine von Abbas Mirzas Töchtern, seine Schwester und die Frau von Mahommed Mirza suchten daher, als sie Tauris verlassen mußten, eine Zuflucht bei ihnen. Aber sie waren nicht lange in der Stadt, als der Pöbel in das Haus des Gouverneurs brach und dasselbe zu plündern anfing. Die jüngeren Söhne Achmed Khan's, des früheren Häuptling's von Maragha, werden als die Hauptanstifter dieser Unruhen angegeben; zum Glück nahm Dschaffer Kuli Khan, ein älterer Bruder, sich der Frauen an, die indessen — wie es heißt — alle ihre Juwelen und andere Kostbarkeiten verloren. Am nächsten Morgen führte er sie nach Miendah, einem zwanzig Meilen von der Stadt entfernten Ort; aber selbst bis dahin verfolgte sie die Wuth des

Pöbels, welcher nun durch einige Kartätschenladungen von der Artillerie unter Jusuf Khan, der zum Schutz des Harems gesandt war, bald zerstreut wurde.

Sonnabend den 3ten. Die Stadt ist, den Umständen nach, seit der Ankunft der russischen Armee sehr ruhig gewesen. Das Benehmen dieser Truppen verdient in der That das höchste Lob; nur wenige sah man betrunken auf der Straße, obwohl sie freien Gang in der Stadt zu haben scheinen; und von Unannehmlichkeiten von einiger Bedeutung hat man noch gar nichts gehört. Das Einzige, was Mißvergnügen erregt hat, war, daß sie die öffentlichen Bäder besuchten, wodurch dieselben nach der Meinung der Muselmänner unrein geworden sind. Die Civilregierung der Stadt bleibt unter Aga Mir Fatha. Anfangs war eine Behörde errichtet worden, in der vier der angesehensten Einwohner den Vorsitz hatten. Diese mußten von allem, was vorgegangen war, Bericht an den Obersten abstatten, ohne dessen Genehmigung ihre Beschlüsse nicht vollzogen werden durften. Auf die Vorstellung des Aga Mir Fatha, daß dieß Tribunal seinen Einfluß auf die Einwohner vermindern würde, wurde die innere Verwaltung der Stadt ausschließlich seinen Händen anvertraut. Dieser Mensch hat die Absicht, sich zu dem ersten Machthaber von Aserbidschan zu machen; schon hat er Zuschriften an alle Ortshäuptlinge erlassen, worin er sie auffordert, sogleich die Partei von Rußland zu ergreifen, mit der Drohung, sie nach Sibirien zu schicken, wenn sie sich nicht beeilten, diesem Befehl nachzukommen. Dieß Verfahren, wenn es auch vortheilhaft war, soferne es manchen veranlaßen mochte, seinen Schritten zu folgen, wurde von General Paskewitsch nicht gebilligt. Mir Fatha vergißt, daß, wenn er sich seines Characters als Oberpriesters entkleidet, er dadurch die Macht selbst zerstört, die er bisher über die Gemüther seiner Mitbürger ausübte. Bei einer Gelegenheit machte er sich uneingeladen zum Gast an der Tafel des Oberbefehlshaber; er brachte einige Gerichte mit, die in seinem eigenen Hause gekocht waren, verschmähte aber auch andere von russischer Zubereitung nicht. Dieß Benehmen, das den Vorurtheilen der schiitischen Mahommedaner so sehr entgegen ist, hat in der Stadt zu seinem Nachtheil große Sensation erregt. — Aga Mahommed Ali, der Hofschmid des Prinzen, ist beauftragt worden, Schlüssel für die Thore von Tauris zu machen, da die alten verloren sind und doch dem Kaiser Schlüssel übergeben werden sollen. Auch vier Kanonen sollen gegossen werden zum Gedächtniß der Einnahme von Abbas-abad, Surdar-abad, Eriwan und Tauris; eine jede soll dann mit dem Namen von einem dieser Plätze bezeichnet werden. Die Einwohner der Stadt haben bisher an ihrem Eigenthum durch die Gegenwart der Russen noch keinen Verlust erlitten; anders war es aber der Fall in den umliegenden Dörfern. Das provisorische Gouvernement hat den Befehl an sie ausgestellt, Fourage für die Cavallerie und Zugvieh für die Armee zu liefern; beides wurde ohne die geringste Ordnung erhoben, indem das Vierfache der geforderten Quantität weggenommen und nicht das Geringste bezahlt wurde, worüber die Landleute sich bitterlich beklagen, weil sie dadurch ihrer Vorräthe beraubt sind, die sie gesammelt hatten, um ihr Vieh zu überwintern.

(Schluß folgt.)

Die Kalmücken.

(Schluß.)

Am 6 August verließen wir die Horde und erreichten nach einer Fahrt von wenigen Stunden die Wolga. Welch freudiges Gefühl war es für uns, als wir den vor mehr als zwei Monaten verlassenen Strom wieder erblickten! Außer einigen alten Weiden beim Hoflager der Fürstin Nadmid hatten wir auf der ganzen Reise keinen Baum oder Strauch gesehen. In dem russischen Dorf Kopanowskaja erquickten wir uns mit allem, was dasselbe darbot, Milch, Eyer, Brod und Arbuse. Dafür hatten wir aber in der Nacht viel auszustehen von blutgierigen Mücken und Flöhen, von welchen wir in der freien Steppe verschont geblieben waren, da erstere Kinder des Flusses, letztere Geburten der häuslichen Unreinlichkeit sind. Sie waren so häufig in den Russendörfern an der Wolga und Aktuba, daß sie allein schon im Stande waren, uns schlaflose Nächte zu bereiten, wiewohl wir stets auf den Höfen und auf den flachen Dächern, wo wir die beschwerlichen Gäste noch am wenigsten zu fürchten hatten, nie aber in den Häusern selbst übernachteten. Die Mücken waren am Tage gar nicht zu spüren, allein bald nach Sonnenuntergang erfüllten Myriaden derselben die Luft und unablässig umsurrten sie uns mit ihrem blutdürstigen Schlachtgesang. Gegen diesen Feind schützten wir uns nur dadurch, daß wir uns russische Mückenzelte anschafften, unter welchen wir schliefen. Diese sind aus einem leichten Luftfensterzeug, Polog genannt, verfertigt, in der Gestalt eines viereckigen Sacks, der etwas länger und weiter als ein Mensch ist. An den Kanten und Ecken des Sacks finden sich Band-Oesen, durch welche Schnüre gezogen sind. Diese werden an die Stäbe, die man an den vier Ecken in die Erde steckt, befestigt, und somit ist das Zelt aufgespannt. Der Eingang befindet sich auf der untern langen Seite, welche der Länge nach aufgeschnitten ist. Beim Hineinkriechen muß man daher die Oeffnung nach einer Seite vorziehen und schlägt sodann die untern Theile unter das Lager, so daß man auf die einzige Oeffnung zu liegen kommt, und sich in einer Festung befindet, die manchen Raupengespinnsten nicht ganz unähnlich ist.

Am 9 August setzten wir über die Wolga und betraten das Gebiet der Choschuden.

Fürst Sered-Dschab, russischer Oberster und Inhaber mehrerer Orden, zeichnet sich durch Bildung und wissenschaftliche Kenntnisse sehr merklich vor andern kalmückschen Fürsten aus und hat bereits viel zur Kultivirung seines Volks gethan, welches ihn freilich mehr fürchtet als liebt, da es seine Bemühungen als schädliche Neuerungen betrachtet. Er bewohnt am linken Wolgaufer ein großes, etwa dreißig Schritt langes hölzernes Gebäude, welches er nach seiner Rückkehr aus dem französischen Krieg, in welchem er seine und die torguder Kalmücken befehligte, durch russische Werkmeister hatte aufführen lassen. Das Innere ist schön, es enthält mehrere Säle mit gläsernen Kronleuchtern und großen Spiegeln, ein Billard, ein Forte-

piano und mehrere Spieluhren, und ist mit schönen Mahagonimöbeln eingerichtet. Doch schlägt der Fürst während eines Theils der warmen Jahreszeit sein Hoflager in der Steppe auf.

Wir wurden von dem Fürsten, dem wir das Empfehlungsschreiben des Ministers überreichten, freundlich aufgenommen. Oberst Kachanow war hier gleichfalls anwesend und wir speisten mit ihm und seinem nächsten Gefolge an der Tafel des Fürsten, an welcher sich außer diesem und seiner Tochter noch zwei seiner Brüder, Batur-Ubaschi und Tscheringka, ein junger verarmter tatarischer Prinz, Namens Ered-Dschab, und ein russischer Sekretär des Fürsten befanden. Die Fürstin war kränklich, weshalb wir sie nicht zu sehen bekamen. Die Tafel war in einem Gartenhause des kleinen aber schönen Gartens gedeckt, welcher an die Hinterseite des Hauses stößt.

Zur Vorkost wurde eine kleine nett gedrechselte kalmück'sche Schale mit dreifach abgezogenem Milchbranntwein (Arsa), nebst geräuchertem Lachs, braunschweiger Wurst und Semmel herumgereicht.

Bei der eigentlichen Mahlzeit vertrat Prinz Ered-Dschab das Amt der Frau vom Hause, indem er seinen Platz am untern Ende der Tafel einnahm und die Speisen vorlegte. Diese waren vortrefflich zubereitet, da der Fürst einen sehr geschickten russischen Koch besitzt.

Zuerst wurde in einer silbernen Terrine Hühnersuppe aufgetragen; auf diese folgte Rindfleisch, Kälber-, Schöpsen- und Antilopenbraten, gefüllt und ungefüllt, mit Gurken, Krautsalat, Pfefferkuchen und andern Zugemüßen. Auch der Wein war nicht vergessen: verschiedene Sorten griechischer Weine, Champagner und andere Franzweine wechselten ab. Der Nachtisch bestand aus Melonen, Arbusen und Pflaumen aus dem fürstlichen Garten. Unmittelbar nach aufgehobener Tafel wurde mit Kaffee aufgewartet, worauf sich die Gesellschaft im Garten zerstreute.

Während und nach der Tafel führte ein Korps von zehn bis zwölf Kalmücken unter Anführung eines russischen Kapellmeisters deutsche Symphonien und Märsche mit vieler Fertigkeit auf, wozu der Fürst die Musikalien aus Petersburg verschrieben hatte. Die Unterhaltung bei Tafel war frei und ungezwungen, wobei meist russisch, bisweilen auch kalmückisch und tatarisch, seltener deutsch gesprochen wurde. Ehe wir uns empfahlen, erklärte der Fürst, daß er Bücher von uns übernehmen werde. Als er unsern Büchervorrath in Empfang nahm, tadelte er viel an manchen Ausdrücken der Uebersetzung: so wünschte er die aus den Grundsprachen herübergenommenen Namen, z. B. Apostel, Prophet, Engel, sollten kalmückisch übersetzt, die Sprache in den Traktätchen sollte da, wo sie gegen das Religionssystem der Kalmücken eifert, schonender seyn.

Ehe wir abreisten, zeigte uns Batur-Ubaschi seine Merkwürdigkeiten. In einer Sammlung asiatischer, namentlich türkischer, Waffen zeichnete sich eine schöne türkische Kugelbüchse dadurch aus, daß sie auf dem Lauf mit einer türkischen Inschrift versehen war, welche nach der Dolmetschung Ered-Dschab's also lautete: „Der Besitzer dieses Gewehrs möge es ohne Sünde tragen, und wer damit getödtet wird, dem mögen sich unverzüglich die Thore des Paradieses öffnen." Batur-Ubaschi schien ein großer Jagdliebhaber zu seyn; wir begegneten ihm nachher auf einer Falkenjagd an der Aktuba. Er war aber auch ein Gelehrter und Geschichtsforscher. Unter seinen Büchern befand sich neben andern guten historischen Werken eine russische Uebersetzung des Abul-Ghasi-Bakadur-Chan'schen Werks. Batur-Ubaschi hatte viele mongolischen handschriftlichen Geschichtsurkunden verglichen, und war Willens, die zahlreichen von ihm niedergeschriebenen Bemerkungen durch den Druck bekannt zu machen.

Es war Mittag, als wir unsre Reise nach der Aktuba antraten. Der Prinz Ered-Dschab begleitete uns. Seine Familie stammt, wie er erzählte, aus Bochara und hatte gegenwärtig ihren Aufenthalt in Astrachan. Er selbst war im französischen Krieg Adjutant bei General Jermolow gewesen, Kaufmann geworden, hatte Bankerott gemacht und ist nun der Theelieferant der choschuder Horde, wo ihm der Fürst das Monopol ertheilt hat.

Das Wiesenland, welches wir durchzogen — die Russen nennen es Saimisch-Land — war mit dem üppigsten Graswuchs bedeckt, wozu die ungemeine Wärme, die nach dem Ablauf der um die Zeit der Hochgewässer mehr als vierzig Werste breiten Wolga eintritt, das Ihrige beiträgt. Diese Fruchtbarkeit ist die Hauptquelle des Wohlstandes der Choschuden, welche hier die Stelle der goldenen Horde eingenommen haben, so wie die Kosacken und Kirgisen die Stelle der blauen Horde (Kükü-Orda) am Jaik, wo wahrscheinlich Batu-Chan seine Tage beschloß, von dem die Sage sagt: „er starb in der nun unbekannt gewordenen Stadt Kokorda!" Die Gegend an der Aktuba ist reich an Denkmalen der Vorzeit: Selitrenoi-Gorodok, von den Tataren Tschigit genannt, ist eine Stadt, deren Trümmer sich weit längs den Ufern des hier breiten und tiefen Flusses erstrecken. Die aus lasurblau glasirten Backsteinen gebauten und mit Mosaik bunt verzierten Reste von alten Mauern erinnern an den saracenischen Baugeschmack, der im Orient, in Egypten und in Spanien derselbe war. Ein großes mehr als Klafter breites und über einen Schuh hohes Mauerstück, welches ein Bauer seinem Hause einverleibt hatte, enthielt auf blauem Grund eine große weiße tatarische Schrift mit allerhand Arabesken: hier sahen wir, daß die Figuren nicht in die Glasur gemalt, sondern von der Mörtelmasse des Grundes ausgeschnitten und mit ihren verschiedenen Farben eingesetzt waren. Ich verschaffte mir in Selitrenoi-Gorodok eine Menge Alterthümer*), ein kupfernes Amulet mit magischen Charakteren, mehrere Ringsteine und geschliffene Steine (worunter ein Mokha-Stein oder Akik-Jemani mit dem mahommedanischen Spruch: es ist kein Gott, als der einige Gott), silberne und kupferne Münzen der alten Chane von Tochtocho-Chan (710 Heg.) bis Asis-Chan (766).

Die Reliquien der alten tatarisch-kaptschak'schen Hauptstadt Serag weiter oben an der Aktuba sahen wir nicht:

*) Ein Alabasterstein mit griechischer Inschrift, an der Aktuba gefunden, copirt und beschrieben in J. von Hammers Fundgruben ging in Sareptas Brand zu Grunde.

denn in dem russischen Dorfe Nikolajewsk, von wo wir rechts am Bogdoberg über die molokaner Dörfer an jenen Trümmern vorbey nach Sarepta zurückzukehren gedachten, erfuhren wir, daß unser Sarepta selbst in Trümmer verwandelt worden sey, und so hatte das Alterthümersuchen ein Ende, und wir eilten auf dem nächsten Weg nach unserer unglücklichen Heimat. Mit gepreßtem Herzen näherten wir uns der theuern Stadt; vor zwölf Tagen noch hatte sie geblüht, nun waren zwei Drittheile von ihr rauchende Schutthaufen, und die langen Schornsteine, die noch immer emporragten, stumme Zeugen der Größe der Gebäude, denen sie einst als Feuermauern gedient hatten, bezeichneten die Stätte der Verwüstung.

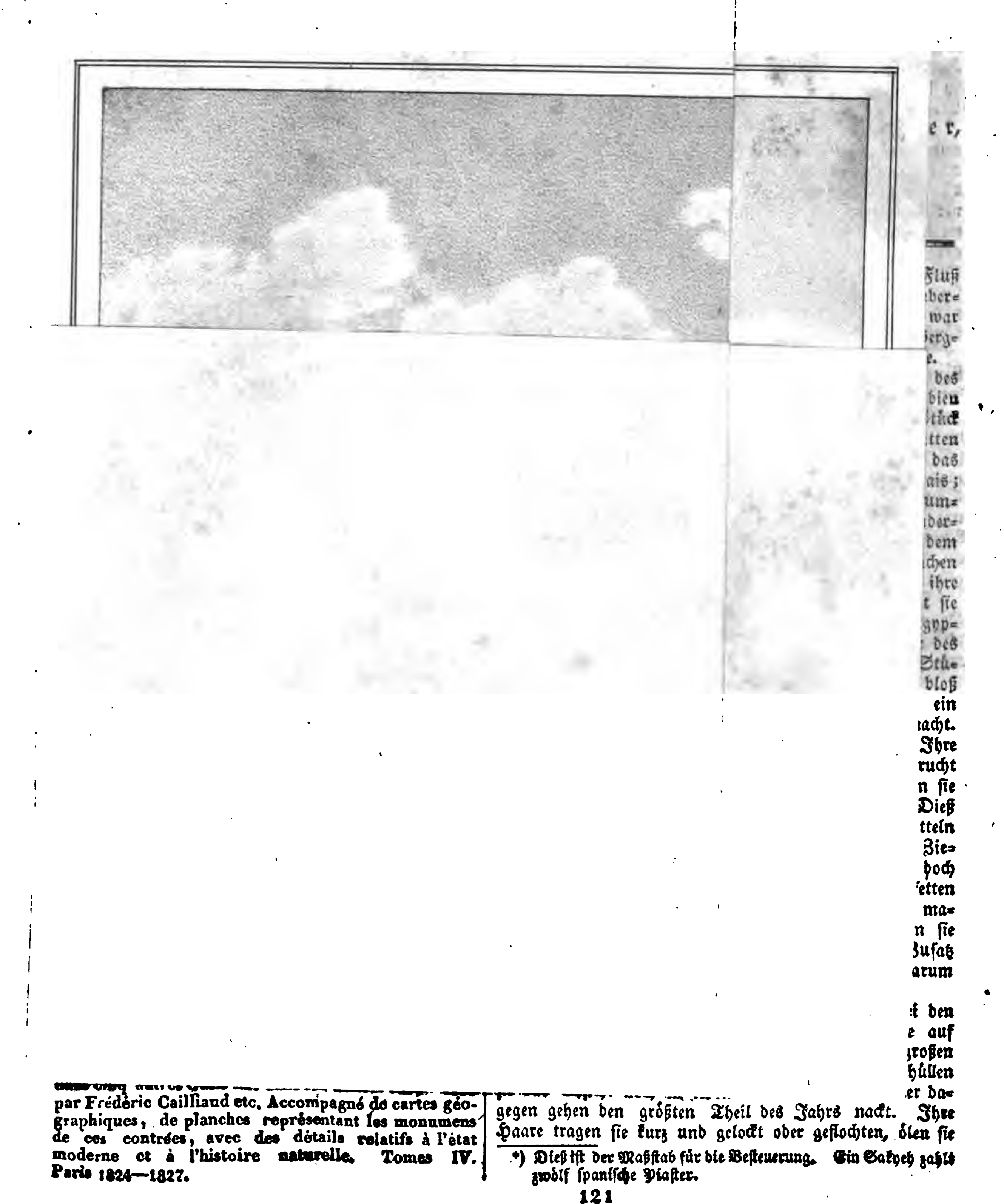
Die italienischen Räuber.

(Schluß.)

Endlich ging die Sonne auf, und die Räuber erwachten. Nachdem sie sich in einen Kreis gereiht hatten, zog einer ein kleines Buch aus der Tasche, reichte es S. und sagte: Lest! (Legete!) Es war ein Gebetbuch. Alle nahmen andächtig die Hüte ab, jeder zog einen Rosenkranz hervor, sie knieten nieder, bekreuzten sich, der Hauptmann küßte sein Kruzifix, und so hielten diese Menschen aufmerksam anhörend, was S. las, ihre Morgenandacht, als gute katholische Christen. — Nachdem sie nun von dem Uebriggebliebenen des gestrigen Mahles gefrühstückt, und dem Weinfäßchen zugesprochen hatten, war ihr erstes Geschäft, dem jungen Bauern zu ihrer Ergötzung einen Vorschmack von seinem wahrscheinlichen Schicksal zu geben. Alle, außer dem Hauptmann, der ruhig in sich gekehrt blieb, zogen die Dolche, befahlen dem armen gefesselten Menschen niederzuknien, und ein alter Kerl mit einem wahren Höllengesichte sagte: Bereitet Euch zum Tode; wobei er aber dem Maler mit den Augen winkte, daß es nichts zu bedeuten habe. Er that, als ob er zustoßen wollte, und als der arme Geängstigte, wimmernd, Hände ringend und sich krümmend wie ein Wurm, um sein Leben bat, sagte er seitwärts gewandt halblaut zu S.: Was für ein Laffe! (che minchione!) Der Hauptmann stieß indessen von Zeit zu Zeit zornige Worte aus über das so lange Ausbleiben des Boten, und spielte mit dem Griffe seines Dolches. Endlich zog er diesen aus der Scheide, prüfte die lange blanke und scharfe Klinge, sie auf der Erde biegend, und sagte: ein schönes Instrument, das nie fehlt, (vedete, signor Federigo, un bell' stromento, manco mai!) und machte damit zur Uebung eine Bewegung gegen den Unterleib des S., als wolle er ihn von unten hinauf in das Herz stoßen. S. ungewiß, ob nicht durch fortgesetzte Versuche dieser Art bei dem Ehrenmann die Mordlust wirklich geweckt werden könne; fragt ihn: also stoßt ihr von unten hinauf, warum nicht von oben hinab? Mit seinem schrecklichen Lächeln antwortet der Hauptmann: man sieht, daß Ihr noch keinen Dolch geführt habt! Oben sind ja Knochen, aber von unten fährt jeder Stoß ins Herz. Darauf versank er wieder eine Zeitlang in sein trübes Sinnen, immer den Dolch betrachtend, endlich fuhr er auf: Ihr seyd Soldat gewesen, wie putzt Ihr Eure Gewehre? Seht dieser Dolch hat Flecken, die ich nicht weg bringen kann, (nach einer Pause hinzusetzend) es ist Menschenblut, und ich mag es nicht sehen; wißt Ihr ein Mittel, sie zu tilgen? S. erwiederte: Wir Soldaten nehmen Essig und Ziegelmehl, das reinigt allen Stahl. Der Hauptmann murmelt lächelnd vor sich hin: Ich wills versuchen, aber ich glaubte nicht, daß sie weggehen. Später erzählte er: er besitze ein ganzes Kästchen voll Miniaturgemälde, die er von einem engländischen Herrn bekommen habe; diese wolle er ihm schenken, wenn er bei ihnen bleiben wolle: auf ihren Zügen könne er genug zeichnen und nach der Natur studiren. S. entschuldigte sich mit einem Ruf nach Neapel, worauf der Räuber ihm die tröstliche Versicherung machte: Nun denn sehen wir uns noch einmal auf eurer Reise, denn ich bin gesonnen, eine Expedition dahin zu unternehmen.

Es war fast Abend geworden, und 36 Stunden waren den Unglücklichen vorüber gegangen; da erschien wieder ein Bote von Olevano, der noch 300 Scudi brachte, die mit Noth und Mühe im ganzen Ort zusammengeborgt waren, mit den beweglichsten Bitten, nun den jungen Landmann loszulassen. Der Hauptmann, noch nicht befriedigt, nahm das Geld unter heftigen Verwünschungen an, setzte noch eine letzte Frist bis zum nächsten Morgen, in welcher nun noch 500 Scudi da seyn müßten, länger aber keine Lebensrettung für den Gefangenen zu hoffen sey, da sie sich keinen Augenblick länger gefahrlos in dieser Gegend aufhalten könnten. Der Bote ging. Als die Sonne sich dem Meere näherte, richtete der Hauptmann sich auf, und sagte zu S.: Jetzt könnt ihr gehen, Friedrich! (Federigo, adesso potete andare!) Habt ihr Geld? (Avete danari! Ma avete) — aber ihr habt ja — er vollendete seine Rede nicht, sondern griff in die Tasche, nahm 2 Scudi heraus, drückte sie S. in die Hand, und sagte: das wird genug seyn bis Rom, lebt wohl und seyd versichert, daß ich Euch im Herzen behalte! (Sarà basta fin a Roma! Addio Federigo! siete assicurato, che io vi tengo in cuore.) S. wollte ihm die Hand zum Abschied reichen, aber der Hauptmann wandte sich stumm ab, und winkte ihm, wegzugehen. S. gab nun den übrigen Räubern die Hand, und ging den Berg hinab. Kaum war er etwa 100 Schritte gegangen, so rief es hinter ihm drein, und im Umschauen sah er den alten Räuber ihm zuwinken: er solle wieder hinaufkommen. Noch war er nicht aus der Schußweite, wagte also nicht zu widerstreben, und stieg langsam und schweren Herzens wieder aufwärts. Oben angekommen, rief ihm der Räuber zu: Ihr habt mein Schnupftuch noch, gebt es her! Als er nemlich aus dem Landhaus abgeführt, gebunden und ausgeplündert wurde, nahm dieser Räuber S. Schnupftuch, das noch ziemlich trocken war, sein Gewehrschloß damit zu umwinden, und gab ihm dagegen sein durchnäßtes, das aber noch neu war, und deshalb verlangte er es jetzt zurück. Endlich durfte er wieder gehen, und langte nach einigen Stunden in dem Trauerhause der Eltern des Zurückgebliebenen an, der am andern Morgen, nachdem die verlangten 500 Scudi noch zusammengebracht waren, gleichfalls frei gelassen wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



e r,

Fluß
ber=
war
erge=
e.
des
bien
tück
tten
das
ais;
um=
der=
dem
chen
ihre
t sie
ypp=
des
Stü=
bloß
ein
acht.
Ihre
rucht
n sie
Dieß
tteln
Zie=
hoch
etten
ma=
n sie
Zusatz
arum

f den
e auf
großen
hüllen
er da=

par Frédéric Cailliaud etc. Accompagné de cartes géographiques, de planches représentant les monumens de ces contrées, avec des détails relatifs à l'état moderne et à l'histoire naturelle. Tomes IV. Paris 1824—1827.

gegen gehen den größten Theil des Jahrs nackt. Ihre Haare tragen sie kurz und gelockt oder geflochten, ölen sie

*) Dieß ist der Maßstab für die Besteuerung. Ein Sakyeh zahlt zwölf spanische Piaster.

denn
rech
nen
dach
mer
mers
Weg
Herz
Tage
von
steine
Größ
dient

E
wacht
zog e
S. u
Alle
Rosen
der H
Mens
genan
sie nu
gefrüh
war i
Ergötz
Schick
ruhig
dem a
alter
reitet
den A
that, e
ängstig
ein B
halbla
Der H
Worte
und s
zog er
und s
ein sch
Feder
damit
des S
stoßen.
dieser A
geweckt
hinauf,
lichen Lächeln antwortet der Hauptmann: man sieht, daß Ihr noch keinen Dolch geführt habt! Oben sind ja Knochen, aber von unten fährt jeder Stoß ins Herz. Darauf versank er wieder eine Zeitlang in sein trübes Sinnen, immer den Dolch betrachtend, endlich fuhr er auf: Ihr seyd Soldat gewesen, wie putzt Ihr Eure Gewehre?

ihm dagegen sein durchnäßtes, das aber noch neu war, und deshalb verlangte er es jetzt zurück. Endlich durfte er wieder gehen, und langte nach einigen Stunden in dem Trauerhause der Eltern des Zurückgebliebenen an, der am andern Morgen, nachdem die verlangten 500 Scudi noch zusammengebracht waren, gleichfalls frei gelassen wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 121. 30 April 1828.

Nubien.*)

Ansicht von Nubien. Die Barâbra. Der Nilfall von Uâdy-Halfa.

Asuan, das alte Syene, am Fuß des ersten Nilfalls, ist Egyptens Grenzstadt gegen Nubien.

Hier nimmt die Landschaft einen ganz neuen eigenthümlichen Charakter an. Sie wird wild, unfruchtbar, gebirgig. Die Ansicht des Flusses ist imposant und phantastisch. Eine Menge Granitblöcke, schwarz und wie Metall glänzend, zwischen denen der Nil schäumend sich durchwindet, ragen aus dem hellen Wasserspiegel empor. Man sieht sich mitten unter jene gewaltigen Massen versezt, aus welchen die alt-egyptische Kunst ihre Tempel und Obelisken, ihre Sarkophage und Pyramiden schuf.

Den Weg bis Asuan hatten wir auf dem Nil gemacht; von hier sezten wir die Reise auf Kameelen fort, weil wir Eile hatten, um den in Dongola vordringenden Ismaël Pascha, dessen Expedition wir uns anschließen wollten, noch zu erreichen. Sonst hat die etwas langsamere Wasserfahrt in mancherlei Hinsicht entschiedene Vorzüge, wenn man die kleine Unterbrechung durch den Katarakt abrechnet, bei welchem man die Barken (die denselben hinunter übrigens ohne Gefahr paßiren) ausladen muß, damit sie leichter hinaufgezogen werden können.

Um nicht, dem mäandrischen Laufe des Flusses folgend, die Reise über Gebühr zu verlängern, schlugen wir den Weg durchs Gebirg ein. Im Hinaufsteigen nahmen wir mit einem Blicke links auf die herrlichen Denkmale der Insel Philä von Egypten Abschied. In einer Stunde waren wir oben, und nach dreistündiger Wanderung über den mit weißlichem zartkörnigem Sandstein bedeckten Bergrücken, dem die zerstreut umherliegenden sonnverbrannten Felsen ein vulkanisches Aussehen geben, standen wir auf der südlichen Abdachung der öden Höhen, von wo wir bald in das Thal hinabgelangten. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß es nun den Nil entlang behaglich im Thal fortging. Denn da der Fluß an vielen Orten, selbst außer der Zeit der großen Ueberschwemmung, die ganze Niederung einnimmt, so war unsre Reise ein immerwährendes Bergauf- und Bergabsteigen, das die schwerbeladenen Kameele sehr ermüdete.

Nur ein schmaler Strich Landes an beiden Ufern des Nils ist urbar. Die Einwohner dieses Theils von Nubien sind so arm, daß sie es nicht verschmähen, auch ein Stück Feld von vier bis fünf Fuß im Quadrat, das mitten unter Felsen liegt, anzubauen. Das Hauptprodukt, das sie ihrem unergiebigen Boden abgewinnen, ist der Mais; doch pflanzen sie auch Hirse, Gerste, Taback, Baumwolle, Bohnen; aus den Samenkörnern des Wunderbaums (palma Christi) bereiten sie sich ein Oel; aus dem Holz der Akazie und des Maulbeerfeigenbaums machen sie sich große Flöße, auf welchen sie bisweilen ihre trefflichen Datteln, den einzigen Gegenstand, womit sie Handel treiben, bis nach Kairo verschiffen. Wie in Egypten bedienen sie sich zur Bewässerung ihrer Felder des Sakyehs*), einer Maschine, deren Räder, aus so vielen Stücken sie auch bestehen, durch keine Nägel, sondern bloß durch lederne Riemen zusammen gehalten werden, ein Umstand, den die Seltenheit des Eisens begreiflich macht.

Die Lebensweise der Barâbra ist sehr einfach. Ihre Weiber nehmen Mais oder Hirse, zerreiben die Frucht in der Hand, und machen einen Teig daraus, den sie ungesäuert auf eine eiserne Platte legen und backen. Dieß ist ihr Brod, wozu sie gewöhnlich saure Milch, Datteln oder Bohnen essen. Sie halten Ochsen, Schafe und Ziegen, besonders leztere zahlreich, und auch Kameele; doch Fleisch genießen sie wenig; mit Kameelfleisch und fetten Heuschrecken, die sie im Feuer oder auf Kohlen braten, machen sie zuweilen eine Ausnahme. Tabak rauchen sie nicht, aber sie kauen Tabak, indem sie ihm einen Zusatz von Natrum geben, ein Stück Wolle oder Tuch darum wickeln und ihn so in den Mund stecken.

Eben so einfach ist die Tracht der Barâbra. Bei den Weibern besteht sie in leinenen Schürzen, welche auf beiden Seiten der Länge nach offen sind, nebst großen Beinkleidern von blauem oder weißem Zeug; oft hüllen sie das Gesicht noch in einen Mantel. Die Männer dagegen gehen den größten Theil des Jahrs nackt. Ihre Haare tragen sie kurz und gelockt oder geflochten, ölen sie

*) Voyage à Méroé, au fleuve blanc, au-delà de Fâzoql dans le midi du royaume de Sennâr, à Syouah et dans cinq autres Oasis fait dans les années 1819—1822 par Frédéric Cailliaud etc. Accompagné de cartes géographiques, de planches représentant les monumens de ces contrées, avec des détails relatifs à l'état moderne et à l'histoire naturelle. Tomes IV. Paris 1824—1827.

*) Dieß ist der Maßstab für die Besteuerung. Ein Sakyeh zahlt zwölf spanische Piaster.

tüchtig an und stecken einen langen Schnipfel von hartem Holz hinein, dessen sie sich bedienen, um sich den Kopf zu kratzen. An dem linken Arm haben sie ein krummes Messer befestigt.

Ein Umstand, der dem Reisenden auffällt, ist das numerische Mißverhältniß beider Geschlechter, welches allenthalben bemerkt wird. Wenn man aber bedenkt, daß die Unfruchtbarkeit des Landes es ist, welche viele Männer bestimmt, nach Egypten in Dienste zu gehen, wo sie wegen ihrer Ehrlichkeit gerne, namentlich als Thürhüter gebraucht werden; während die im Durchschnitt sehr häßlichen Weiber, die kein Gegenstand für die Haremsjäger sind, nicht außer Landes kommen; so hat man nicht nöthig, um das Vorherrschen der letztern zu erklären, zu künstlichen Geburtstheorien seine Zuflucht zu nehmen.

Indessen scheint es, die Wüste habe im langsamen Lauf der Jahrhunderte ihr Gebiet über manche einst blühende Stätte ausgedehnt, seitdem jene künstlichen Dämme, durch welche die Alten das gute Erdreich gegen die Gewalt der Strömungen schützten, mehr und mehr in Verfall gerathen sind. Noch an verschiedenen Orten sieht man diese ungeheuren Steindämme dreißig bis fünfzig Schuh von beiden Ufern in den Fluß hinein sich erstrecken, und sie sind eben sowohl als die vielen prachtvollen *) Ruinen, auf die man beinahe mit jedem Fußtritte stößt, ein sprechender Beweis, daß vormals ein besseres und beglückteres Geschlecht hier gewohnt habe.

Wo sind jetzt aber die Städte der Barâbra? Ihren Hauptort Derr nicht ausgenommen, gibt es überall nur unbedeutende Dörfer mit elenden Hütten, wozu der lehmige Nilschleim oder das steinreiche Gebirg das Baumaterial reicht, die Kunst nichts thut, als daß sie die aus dem Lehm gemachten und an der Sonne getrockneten Ziegel oder die aus dem Gebirg geholten aber unbehauen gelassenen Steine auf einander legt, und dem Ganzen eine gewisse Pyramidalform gibt. Doch ist die Ansicht von einem solchen Dorfe ziemlich artig, indem die Hütten, meist auf einem erhöhten Standpunkte, einem Felsen, so liegen, daß jeder Eigenthümer mitten in seinem Gute, wie in einem Garten, wohnt.

Am 25 November hatten wir den Nilfall von Asuan verlassen, am 8 December waren wir in Uâdy=Halfa (21° 53′ 33″ nörd. Br., 28°, 55′ 30″ östl. L.).

Südlich, unweit von dem Dorf Uâdy=Halfa beginnt der Wasserfall **) dieses Namens. Schon hier versperren grünbewachsene schwarze Felsen den Flußweg. Die Gegend, die wir jetzt betraten, heißt das Steinthal. Die Bergstraße führt längs dem Nil hinauf, wobei man den nahen Wasserfall immer im Gesicht behält. Der Strom bildete, als er sich durch das Gebirg Bahn brach, aus den Bruchstücken der Felsen eine Menge kleiner Inseln, auf deren mehreren sich der Anblick eines schönen Pflanzenlebens darbietet. Die von der starken Strömung getriebenen Fluth sprudelt und windet sich rauschend durch die Klippen. Die dunkle Schwärze der Felsen, die vierzig Fuß hoch über den Wasserspiegel sich erheben, bildet einen schneidenden Contrast mit dem weißen Wogenschaum, dem rothen Sand und dem Grün der mit Gesträuch, blühenden Akazien und Datteln bewachsenen Inseln. Der Wechsel der Farben, der von den Strahlen der Sonne vergoldete Strom, das Brausen der Wasser mitten in der schweigsamen Einsamkeit, der unermeßliche Gesichtskreis, in dem das Auge sich verlieret, ein Schauspiel, an dem ich mich nicht satt sehen konnte!

In der alten Sage, daß die Anwohner der Katarakten von dem wilden Schlag der Wogen taub werden, liegt eine Andeutung der überwältigenden Macht dieses Eindrucks.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man vergleiche F. C. Gaus „Neuentdeckte Denkmäler Nubiens" rc. ein Werk, das Cailliaud's Reise ergänzt; denn Gau beschäftigt sich mit dem Theil von Nubien, der zwischen dem ersten und zweiten Nilfall liegt; wo Gau aufhört, beginnt Cailliaud.

**) Hiezu ein lithographirtes Bild, welches in einigen Tagen nachgeliefert wird.

General Pelets Urtheil über die Angelegenheiten des Orients.

(Fortsetzung.)

Schweden, das zwei Jahrhunderte lang der Schrecken Rußlands war, ist dessen Vasall geworden. Die Alands=Inseln verbinden die Küsten von Upland und Finland. Wenn das Eis die Meerenge bedeckt, so kann man die fünf Meilen breite Ueberfahrt in wenigen Stunden machen. So ist Stockholm durch die Nähe der Kosacken beherrscht. Wenn jedoch noch jetzt, bei dem Kriege Rußlands gegen die Türkei, der ehemalige Marschal Pontecorvo sich an die nicht sehr ferne Zeit erinnern wollte, wo Gustav III die Fensterscheiben in den Wohnzimmern der großen Catharina klirren machte, so könnte Rußland wieder furchtbare Gegner finden.

Richten wir unsere Blicke auf den muthmaßlichen Schauplatz des nahen Krieges. Zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere finden wir die europäische Türkei, die im siebenzehnten Jahrhundert einen großen Theil von Siebenbürgen, die Moldau, die Ufer des schwarzen Meeres und die Krym besaß. Sie beherrschte damals eine Menge Völker, die gegenwärtig ihre Waffen gegen den Halbmond kehren. Durch den Vertrag von Akierman ist die Türkei auf das rechte Ufer der Donau zurückgeworfen, während die Mündungen dieses Stromes bei dem großen Bogen von Silistria umgangen werden können, während Servien, eine griechische Provinz, gegen Bosnien und Bulgarien vordringt. Und — Constantinopel liegt hinter dem rechten Flügel der türkischen Armee und nur 100 Stunden von der Grenze. Diese Hauptstadt, auf einer Landzunge zwischen dem Meere von Marmora und dem schwarzen Meere, wird zwar durch die ziemlich steile Kette des großen Balkan gedeckt; die verschiedenen

Engpässe dieses Gebirgs, die Reihe von Stellungen, die Constantinopel unmittelbar beschützen, die Halbinsel von Gallipoli, fordern die Aufmerksamkeit der Kriegsverständigen; einige schlechte Festungen finden sich zerstreut an der Donau, im Innern der Provinzen und an der Küste; mehrere Schlösser sperren den Eingang der Dardanellen und des Bosporos. Man weiß aber, mit welcher Nachlässigkeit die Türken ihre Festungen bauen und unterhalten.

Untersuchen wir jetzt die Aufstellung großer Truppenmassen, was uns Licht für die Zukunft geben kann. Die große russische Armee, unter Sacken, hatte ihr Hauptquartier in Mohilow, und dehnte sich rechts gegen Witepsk, links gegen Kiew. Die zweite Armee, unter Wittgenstein, stand am Pruth. Das lithauische Corps und die polnische Armee, unter dem Großfürsten Constantin, besetzten die Ufer der Weichsel und des Niemen. Die Armee von Georgien stand an der Grenze von Persien. Kleinere Corps hatten Finland, Orenburg und Sibirien besetzt. Diese Vertheilung der Truppen zeigte Rußlands Plane. Noch vor kurzer Zeit war Alles gegen den Südwesten von Europa gerichtet, fast nichts gegen den Orient. Es scheint aber jetzt gewiß, daß der größte Theil der russischen Truppen gegen die Moldau vorgerückt ist.

Der Militäretat der Türkei hat solche Revolutionen erfahren, daß es unmöglich ist, nur einigermaßen genaue Angaben über die Zusammensetzung und nur über die Größe derselben zu erhalten. Man weiß blos, daß die europäische Organisation mit Erfolg unter Selim III angefangen wurde, und man darf glauben, daß die gegenwärtigen Resultate nicht ohne Bedeutung sind. In diesem Augenblick beruft der Sultan die Gläubigen zu einem Religionskriege, und zeigt sich zu großen Anstrengungen entschlossen.

England, unter allen Mächten bei den Angelegenheiten des Orients am meisten betheiligt, ist zugleich die entfernteste und an Landtruppen schwächste Macht; für den Seekrieg aber besitzt es imposante Kräfte. Will es ernstlich den Krieg, so wird seine Thätigkeit und seine Voraussicht Ersatz für die Entfernung leisten. Durch Marinesoldaten, durch die Garnisonen in Malta und in den jonischen Inseln, und durch das kleine Corps von Portugal wird es der ersten Gefahr begegnen. Es hat zu seiner Disposition die Streitkräfte des Ibrahim Pascha, welche schnell nach Gallipoli und Constantinopel übergeführt werden können. Eine schnelle Landung, einige guten Offiziere werden hinreichen, den ersten Anstrengungen der Türken eine Richtung zu geben, und die Vertheidigung der Hauptstadt zu sichern. Eine kleine Anzahl Schiffe wird das schwarze Meer beherrschen, wo Rußland, wie man behauptet, wenig maritime Kräfte besitzt. Auf solche Art würde England Zeit gewinnen, Europa aufzuregen.

Die österreichischen Armeen haben noch keinen bekannten Sammelplatz; man hat nur von einem Lager in Gallizien gesprochen. Es gibt keinen Theil Oesterreichs, wo dessen Truppen so nahe bei Constantinopel ständen, als dies bei den Russen an den Mündungen des Pruth der Fall ist. Sireth und Cronstadt geben zwei Vereinigungspunkte für die Offensive, Belgrad und Lemberg eignen sich zur Aufstellung von Beobachtungscorps. Belgrad ist zweimal so weit als Silistria von Constantinopel entfernt. Doch würde die geringste Bewegung einer österreichischen Armee bei dem Zusammenfluß der Sau wahrscheinlich die Russen aufhalten, es sey denn, daß sie mit großer Ueberlegenheit auftreten. Solche Aufstellung würde aber Grund zu einem Kriege zwischen Rußland und Oesterreich geben, dessen Schauplatz Ungarn und Gallizien und die ganze Strecke von Schlesien bis ans schwarze Meer seyn würde. Truppenversammlungen gegen Cattaro, Gradisca und Brod an der Sau würden die Absicht anzeigen, in Bosnien und Albanien einzudringen.

Die Zeitungen haben die Bildung eines preussischen Lagers bei Neisse, am südlichen Ende Schlesiens angekündigt. — Preussen, das über zweihundert Stunden von der Mündung des Pruth entfernt ist, wird keinen unmittelbaren Theil an den Angelegenheiten der Türkei nehmen. Wir haben jedoch gesehen, daß, weil es an alle großen europäischen Staaten grenzt, es einen höchst achtbaren Einfluß ausüben kann. Je nachdem es sich für das System des Sultans oder des Czars erklärt, wird es seine Macht gegen Rußland oder gegen diejenigen Regierungen richten, welche die Sache der Türken vertheidigen. Im erstern Fall würde der Krieg an den Küsten der Ostsee ausbrechen, und vielleicht nicht den Fuß des Balkan erreichen. Im zweiten Fall würde der Continent gelähmt seyn. Das preussische Cabinet würde den europäischen Frieden erhalten, in dem es dem Mittelpunkt Rußlands gegenüber 100,000 Mann bei der Beugung des Niemen, und eine gleich starke Macht an der südlichen Grenze von Schlesien gegen Tarnowitz aufstellte, von wo es schnell den obern Bug gewinnen könnte. Für die Continentalmächte ist es sehr wichtig zu sehen, ob die preussischen Truppen sich auf dem rechten oder linken Ufer der Elbe sammeln, indem daraus abzunehmen ist, auf wessen Seite sich Preussen wenden wird. Hat das Geschütz von Navarin noch nicht Europas Täuschungen zerstreut, so werden sie, denke ich, bei dem Donner der Batterien am Pruth bald völlig verschwinden müssen. Alle diplomatischen Actenstücke können diesen doppelten Angriff nicht verschleiern. Rußland findet einen günstigen Augenblick, den Krieg zu beginnen, den es bei allen Griechen zum Nationalkriege zu machen wußte. Wird es diesen Augenblick verlieren wollen? Wird es warten, bis die jungen Prinzen, welche auf den Stufen der benachbarten Throne stehen, gegen die russischen Eroberungsentwürfe die Kraft des Alters und der neuen Ideen kehren? Ist nicht überdem selbst die Autokratie den Gesetzen der Nothwendigkeit unterworfen? Der russische Adel bedarf der Eroberungen, um den Absatz seiner Produkte zu sichern; und dieser Adel besitzt noch eine große Macht, die sich zu verschiedenen Zeiten kund gegeben hat. Er herrscht in der Armee. Vielleicht ist es auch dringend nothwendig, so große, seit langer Zeit vereinte Massen von Soldaten nicht in Unthätigkeit zu lassen.

Fragen wir nun: welche militärischen Operationen die ersten seyn dürften?

In einem Feldzuge gegen die Türkei muß die Basis der russischen Armeen der Dnieper seyn, von Khotin, unfern der österreichischen Bukowina, bis nach Bender und Ovidiopol. Es ist wahrscheinlich, daß die zweite Armee den Pruth überschreiten und in der Gegend von Silistria über die Donau setzen wird, um die Mündungen dieses Stroms und die nördliche Spitze der Bulgarey zu umgehen. Die Ufer des Pruth werden vielleicht nicht vertheidigt, denn die Türken sind noch nicht in der Wallachey eingerückt. Da dies Land aber Sumpfboden hat und wegen Mangel an Heerstraßen schwer in demselben fortzukommen ist, so wird der russische General wohl den Frühling erwarten müssen.

Die große Armee, staffelförmig bei Kaminiez und Jassi aufgestellt, wird den General Wittgenstein unterstützen, während sie die österreichischen Provinzen beobachtet. Je nach den Nachrichten, welche das russische Cabinet von den Absichten Preussens und Oesterreichs erhält, werden das lithauische Corps und die polnische Armee sich bei Wilna, Warschau oder Zamoisk vereinen. — In den Irrgarten aller möglichen Voraussetzungen, die bei der Einmischung dieser Mächt denkbar sind, wollen wir uns nicht einlassen.

Die angreifende Armee wird sodann auf den Straßen von Tirnowa, Dschumla und Bazardschik vorrücken; eine Colonne wird über Mangalia den steilen Küsten des Meeres folgen. Die Flotte und die Transportschiffe werden sich der Armee stets nahe halten, um die Lebensmittel zu sichern. Eine der ersten Operationen muß die Belagerung von Rustschuk und Silistria seyn. Die russischen Truppen werden bald am Fuße des Balkans stehen, wo dann die eigentlichen Kriegsoperationen beginnen müssen. Hier hatten bisher alle ihre Siege eine Ende. Doch sind diese Berge kein unübersteigliches Hinderniß; denn man findet mehrere einander ziemlich nahe liegende Pässe. Ist die Armee durch dieselben gedrungen, so muß sie sich der befestigten Stadt Warna bemächtigen, deren Hafen ihr eine vortheilhafte Verbindung mit Odessa geben und ihr Hauptdepot werden wird. Es ist wahrscheinlich, daß die Armee von Georgien ihre Operationen gegen die Perser an den Küsten des caspischen Meeres fortsetzt.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Es muß hiebei bemerkt werden, daß zur Zeit, als General Pelet diesen Aufsatz schrieb, der zwischen Rußland und Persien geschlossene Friede noch nicht in Paris bekannt seyn konnte. Der Uebersetzer.

Briefe aus Persien.

(Schluß.)

Sonntag den 4ten Nov. Die erwartete Truppenabtheilung, bestehend aus dem Regiment der in Ungnade gefallenen Moscower Garden, einem Bataillon von den neuen Garden, dem Scherwaner Grenadier-Regiment, dem Regiment von Tiflis, zehn Stücken Geschütz und einigen Schwadronen Kosacken ist diesen Morgen angekommen. Die Arrieregarde der Armee bleibt zu Merad stehen; auch der Artilleriepark ist beordert worden, dort zurück zu bleiben. Gestern Abend ging der russische Bevollmächtigte, General Obriscaff, nach Kallamellug, um daselbst mit dem Cayim Mukum eine Zusammenkunft zu halten; diese endigte damit, daß der General dem persischen Minister einen Entwurf der Bedingungen übergab, auf denen der Frieden geschlossen werden könnte. Der Kayim Mukum kehrte mit demselben in das Lager des Prinzen zu Salmaß zurück, um die Genehmigung desselben einzuholen, die innerhalb sechs Tagen bei dem Oberbefehlshaber eingegangen seyn muß.

Mondtag den 5ten. Oberst Macdonald wurde von General Paskewitsch eingeladen, einer Revue der russischen Armee beizuwohnen. Es war befohlen worden, ein Te Deum zu singen; der Gesandte lehnte daher ab, an dieser Ceremonie Theil zu nehmen, doch machte er Gebrauch von dem Anerbieten, die russischen Truppen nach Beendigung derselben zu sehen. Um Mittag erschien ein Uhlanen-Rittmeister mit einer Abtheilung seines Regiments, um den Gesandten abzuholen. Die Armee war auf der Fläche hinter dem Garten des Prinzen in einem großen Viereck aufgestellt, von welchem die Infanterie zwei Seiten bildete; die beiden andern die regelmäßige Cavallerie, die Cosacken und die Artillerie. Als wir ankamen, war der Gottesdienst eben beendigt; die Offiziere, die während desselben in der Mitte des Vierecks versammelt gewesen waren, gingen auf ihre Posten ab und es wurde eine Salve von fünfzig Kanonen abgefeuert. Wir schlossen uns an das Gefolg des Obergenerals an; die Truppen brachen in Colonnen ab, um bei demselben vorüber zu marschiren: es war ein imposanter Anblick: alle Bewegungen mit bewunderungswürdiger Präcision ausgeführt, die Befehle ohne unnöthiges Geschrei ertheilt und mit der größten Schnelligkeit vollzogen. Nachdem die Truppen vorüberdefilirt waren, bildeten sie sich in eine Masse mit einer Fronte von vier Bataillons. General Paskewitsch gallopirte die Linie vorüber, ging durch die Zwischenräume der Colonnen und wurde von jedem Corps mit lautem Zuruf empfangen. Ich schätzte die Stärke der Armee auf:

12 Bataillons Infant. zu 550 Mann . .	6600 M.
2 Bataillons auf Posten	1100 „
1 Regiment Dragoner	600 „
3 Regimenter Uhlanen zu 400 M. . . .	1200 „
Cosacken	2000 „
52 Stücke Geschütz, jedes mit 20 M. . .	1040 „
	12,540 M.

Im Ganzen, wenn wir die im Dienst oder Krankheits halber Abwesenden dazu rechnen, mag die russische Macht zu Tauris sich auf 14,000 Mann belaufen.*)

*) Wir haben absichtlich bei diesen militärischen Details länger verweilt, weil nach den neuesten Berichten diese Armee zu einem Einfall in die asiatische Türkei bestimmt ist und sogar bereits den Befehl zum Marsch erhalten haben soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 122. 1 May 1828.

Rom als Handelsstadt,

aus noch ungedruckten Mittheilungen eines Deutschen.

Die meisten Reisebeschreiber haben zuviel mit Kunst, Alterthum, Kirchenfesten rc. zu unterhalten, als daß sie sich mit dem Handel in Rom befassen könnten. Es ist übrigens auch leichter, über die Wallfahrtskapellen im Colosseum zu klagen, und Canovas Perseus mit dem belvederischen Apoll zu vergleichen, als sich in diesem Lande statistische Notizen zu verschaffen. Auch alle Handbücher für Reisende schweigen über die meisten Punkte, welche diese reellen Interessen berühren. Darum gebe ich hier einige Notizen lückenhaft und oberflächlich, aber im Glauben, daß sie auch in dieser Gestalt meinen Landsleuten von einigem Nutzen seyn können.

Von jeher hatte der Römer keinen Hang zur Handelschaft, und schon im alten Rom trieben Ausländer den Handel, im Mittelalter Genuesen, später Florentiner. Auch jetzt ist er noch meist in den Händen ausländischer Häuser. Die Römer haben alle Talente, reich zu werden, keines, reich zu bleiben. Man hört sie zwar beständig von Geldgeschäften reden, kaufmännischen Geist aber, und die dazu nöthige Selbstverläugnung und Gewissenhaftigkeit haben sie nicht; in Neapel ist es noch schlimmer, auch dort ist der Handel von jeher den Ausländern anheimgefallen. In Rom befindet sich, trotz zweier Staatsbankerotte, und der französischen Einfällen noch sehr viel Geld, aber, wie in Spanien, mehr in Baarschaft und Silberzeug, als in activen Capitalien. Persönlicher Credit ist bei so verwickelter Gesetzgebung, bei so starker Bevorrechtung Eines Standes, natürlich selten. Doch zahlen die sichersten Schuldner in den Provinzen 2 % mehr Zinse als in der Hauptstadt.

Rom hat einen Hafen, d. h. einen mit Magazinen umgebenen Landungsplatz, und für die Schiffe, welche den Tiber herabkommen, den Hafen von Ripetta. Die Landstraßen von Livorno, Florenz, Bologna, Ancona und Neapel laufen hier zusammen, mehrere Nebenstraßen sind von hier auf kürzere oder längere Strecke (selten über 50 Miglie) fahrbar. Die Ausfuhr Roms besteht in Getraide, Wolle, Puzzuolana, Lumpen, Saiten, Häuten, und zuweilen in Holz und Faßdauben, die Einfuhr in Colonialwaaren, gesalzenen Fischen, Tuch-, Linnen-, Baumwollen- und Seidenwaaren, Leder, Eisen, Quincaillerie und Wein. Für den Handel nach der See und von der See ist Civitavecchia der Zwischenposten. Stadt und Hafen sind außer der Mauthlinie, nur Salz und Tabak darf nicht gelöscht werden. Getraide geht vorzüglich in die Häfen des Mittelmeers, die Wolle nach Frankreich, die Puzzuolana als Ballast in die ganze Welt, die Lumpen nach Genua, die Darmsaiten nach dem Norden, Holz nach Frankreich. Die Einfuhr der Colonialwaaren wird aus Genua und Livorno, selten direct besorgt. Die Ellenwaaren werden auf der Messe von Sinigaglia bestellt, oder hier von Reisenden verkauft. Die Juden sind vorzüglich im Besitze dieses Handels, daher ist es sehr schwer, ganz vorzügliche Waare zu erhalten. Ebenso verhält es sich mit dem Ueberleder, denn das Sohlenleder wird hier sehr gut bereitet. Eisen kömmt von Elba und Gußwaaren sendet Frankreich, Quincaillerie kömmt vorzüglich aus Marseille, ist häufig verschleuderte Waare von Speculanten aufgekauft, und wird mit großem Gewinn, aber auch mit großer Wagniß und langem Kredit wieder verkauft. Wein wird aus Sicilien, Neapel, Sardinien und Spanien, aus Frankreich, ja aus Toscana, zur Schande der inländischen Weinbergsbesitzer, eingeführt. Der Hauptartikel der Einfuhr aber, welche 2 — 3 Mill. Scudi beträgt, sind die gesalzenen, gedörrten, marinirten Fische, Caviar rc., welche während der Fasten zu großem Nutzen der Engländer und Genueser, und zum Schaden der Gesundheit der Einwohner, gegessen werden müssen. Die hohen Salzpreise schrecken von Unternehmungen dieser Art an den römischen Küsten ab, und die Regierung vergütet den Salzaufschlag nicht. Dieser Händel beschäftigt die Mercanti di ripa vorzüglich. Rom versorgt einen ziemlich weiten Umkreis damit. Aus- und Einfuhr werden durch das Geld, welches die Reisenden in Rom verzehren, und welches der Datarie zufließt, in's Gleichgewicht gebracht. Die französische Herrschaft hat mit vielen Bedürfnissen bekannt gemacht, im Ganzen herrscht aber weniger Luxus als ehemals. Möbeln, Wagen, Glas, Fortepianos werden erst seit Menschengedenken, und kaum mittelmäßig hier verfertigt. Die Hüte, Seidenzeuge und andere sonst berühmte Ausfuhrartikel sind sehr zurückgeblieben. Einige Marmor- und Mosaik-Arbeit wird durch viele kleinere hier übergangene Einfuhrartikel überwogen. Ebenso der Buchhandel, welcher sehr mit Verordnungen und Willkür zu kämpfen hat.

Die Durchfuhr wäre, wie ein Blick auf die Karte darthut, unbedeutend, wenn nicht in neuerer Zeit, durch die neapolitanischen Mauthgesetze, der Verbrauch der neapolitanischen Grenzprovinzen dem Schmuggelhandel von

Rieti anheimgegeben wäre. Dieser Handel fängt an, für Rom sehr bedeutend zu werden.

Der Wechselhandel hat durch das alljährige Einkehren der Fremden seinen eigenthümlichen Gang, weil in dieser Zeit natürlich die nordischen Papiere sich auf einmal anhäufen. Die Börse ist nicht öffentlich. Nur einige öffentlich anerkannte Bankiers dürfen darauf erscheinen. Es besteht eine Depositobank, die dem Hospital S. Spirito gehört; eine Discontobank, welche hier vor drei Jahren errichtet wurde, hatte das erste Bankhaus gegen sich, und macht schwache Geschäfte.

In Staatspapieren wird wenig gethan. Die römischen sind beinahe ganz in unbeweglichen Händen, in fremden wird nicht stark speculirt.

Es fehlt der römischen Handelsgesetzgebung an Stätigkeit und Klarheit, den Kaufleuten an Kredit und Kaufmannsgeist — wer es vermag, läßt sich adeln, und fängt an, auf großem Fuß zu leben, läßt den Handel in fremden Händen — dem Volke, um sich das Leben bequemer zu machen, an Arbeitsamkeit, der Umgegend an Landstraßen, und dem Tiber selbst an einer sicheren Fahrbahn. Ein Dampfboot zum Bugsiren der Schiffe soll demnächst das Büffelfuhrwerk ersetzen.

Der Krieg zwischen Persien und Rußland *).

Es ist eine in der neuern Geschichte zu häufig wiederkehrende Erscheinung, daß Unbestimmtheit einzelner Ausdrücke bei Friedensschlüssen die Veranlassung oder den Vorwand zu neuen Feindseligkeiten gegeben hat, als daß es uns befremden könnte, wenn wir die erste Ursache zu dem kürzlich beendigten Kriege zwischen Persien und Rußland in dem letzten Friedenstractate zwischen diesen beiden Mächten sehen.

Der Tractat von Gulistan, welcher im October 1813 unter Vermittelung des brittischen Gesandten am persischen Hofe (Sir Gore Ouseley) abgeschlossen wurde, bestimmte die Grenzen, welche die respectiven Reiche künftig trennen sollten — nach dem status quo ad praesentem — auf folgende Weise: „Die Grenzlinie fängt an von der Ebene von Adinah Bazar und geht gerade durch die Wüste von Mogham westlich von Yedibolak am Fluß Arras oder Araxes und dann längs des nördlichen Ufers dieses Flusses bis zu seiner Vereinigung mit dem Capanek hinter dem Berge von Mogri. Von dem rechten Ufer dieses Flusses an sind die Grenzen von Karabagh und Nukschiwan bezeichnet durch eine Linie, die über die Gipfel der Berge von Pembek und Aligus geht. Von dem Gipfel des Pembek-Gebirges geht diese Linie weiter bis zu dem Winkel der Grenzen von Schuragil, dann über die Schneeberge und durch Aked längs der Grenzen von Schuragil und unter dem Dorfe Misteri hin, bis sie den Fluß Arpatschai erreicht."

Eine Grenzlinie, die auf diese Weise beschrieben und weder durch natürliche Schranken, noch durch Städte oder Festungen bezeichnet wird, muß offenbar äußerst ungenau und ungewiß seyn; ein weiter Landstrich, von räuberischen Horden, Kurden und Illyaten bewohnt, lag zwischen beiden Reichen, auf dessen Oberherrschaft beide nach dem Tractate gleiches Recht zu haben meinten. Bald nach dem Abschluß desselben begannen daher Unterhandlungen in dieser Beziehung zwischen der russischen und der persischen Regierung, und die letztere hoffte, daß Rußland durch die freundschaftliche Fürsprache von Großbritannien vermocht werden würde, von den harten Bedingungen, die Persien auferlegt worden waren, etwas nachzulassen und einen Theil des eroberten und durch den Frieden gewonnenen Gebietes wieder herauszugeben.

Aber weder die Bitten des persischen, noch die Verwendungen des englischen Gesandten am Hofe zu St. Petersburg hatten den gewünschten Erfolg; das russische Cabinet übertrug die Entscheidung der Sache dem General Yermolov, Generalgouverneur von Georgien, der natürlich nicht geneigt war, seine eigenen Eroberungen durch freiwillige Abtretungen zu schmälern. Als die Commission zur nähern Bestimmung der Grenze ernannt wurde, ergab sich eine so große Verschiedenheit zwischen den Ansichten der beiden Parteien, daß leicht voraus zusehen war, welchen Ausgang die Verhandlungen nehmen würden. Die russische Commission, aus den Generalen Paulowitsch und Yermolov dem jüngern bestehend, setzte — ohne auf die Vorstellungen Persiens zu hören, die Grenzlinie einseitig fest, und stellte militärische Posten an derselben auf, durch welche unter andern die Districte von Gukscha (auf dem nördlichen und nordöstlichen Ufer des Sees Gukscha) und von Capan (auf der Grenze von Karabagh, zwischen den Flüssen Capan und Mogri) in Besitz genommen wurden, von denen der erstere später von General Yermolov selbst als persisches Eigenthum anerkannt wurde, und der letztere nur durch offenbare Sophismen von den Russen in Anspruch genommen werden konnte, indem sie den Capan Tschai, der nach der Behauptung der Perser die Grenze bilden sollte, für verschieden von dem im Tractate nannten „Capanek" erklärten und einen andern Fluß in der Nähe von Mogri, daher Mogri Tschai genannt, völlig willkürlich mit dem Namen „Capanek" belegten.

Unter diesen Umständen fanden mehrfache Unterhandlungen zwischen dem Hofe von Tauris *) und dem Generalgouverneur von Georgien statt; wobei das Mißvergnügen und der Unwillen der Perser auf das Aeußerste gereizt wurde, indem Rußland sie allen Stolz der Ueberlegenheit empfinden ließ, und bei jeder Gelegenheit die Begierde verrieth, seine Grenzen bis an den Araxes auszudehnen. Einem Vorschlag zur Ausgleichung, den der russische Chargé d'Affaires Mazarowitsch dem Prinzen Abbas Mirza vorgelegt hatte, verweigerte General Yermolov die Ratification; einen andern, den dieser dem

*) Größtentheils aus englischen Quellen; bei der ersten Hälfte liegt ein Aufsatz aus Alexander's Travels from India to England (London 1827. 4) zum Grunde.

*) Der Kronprinz von Persien Abbas Mirza hatte in Tauris, wie der Schah selbst in Teheran seine Hofhaltung.



Agenten des Kronprinzen in Tiflis, Futti Ali Kahn, mitheilte, wies der Prinz zurück. Bei einer zweiten Sendung nach Tiflis kam. Futti Ali Khan mit den russischen Bevollmächtigten überein, daß das Gebiet von Gukscha Rußland zufallen sollte, wogegen der Capandistrict Persien überlassen würde. Im März 1825, als Abbas Mirza die Bestätigung dieser Uebereinkunft verzögerte, schrieb General Yermolov an Mirza Abul Hussan Khan, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Schah, und sandte darauf eine eigene Bothschaft an den letzteren, um ihn zur Bestätigung des mit Futti Ali Khan getroffenen Vergleiches zu vermögen; der Schah verweigerte indeß seine Ratification auf das Bestimmteste.

General Yermolov erklärte jetzt den Tractat, den Futti Ali Khan, der Agent des Kronprinzen geschlossen hatte, eigenmächtig für gültig und verbindlich für den persischen Hof, und befahl einem russischen Corps die Gukscha-Districte zu besetzen, und gegen jeden Angriff von Seiten der Perser zu behaupten. — Vergebens protestirte der Schah durch einen vertrauten Agenten in Tiflis gegen dieß Verfahren, und verlangte, daß die Truppen sogleich von dem persischen Gebiet zurückgezogen würden, bis eine Erklärung von St. Petersburg gekommen wäre, die bereits verlangt worden sey. Der General berief sich darauf, daß er ohne Erlaubniß des Kaisers keinen Theil des russischen Gebietes abtreten könne; doch erbot er sich Gukscha zu räumen, wenn dagegen Persien seine Truppen von dem Capandistrict zurückzuziehen einwilligte.

In dieser schwierigen Periode gab der Tod des Kaisers Alexanders der Lage der Dinge eine neue Wendung, indem sein Nachfolger, der jetzt regierende Kaiser, zugleich den Fürsten Menzikoff zu seinem außerordentlichen Gesandten am Hofe von Teheran ernannte, um demselben — wie es hieß — die Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus zu melden; zugleich aber mit dem Auftrag, „einen Vergleich abzuschließen in Bezug auf den einigen Punct, der bisher die Demarkation der Grenzlinie verzögert habe, und entweder den Vorschlag eines Gebietsaustausches zu erneuern, oder das Interesse Persiens noch mehr zu begünstigen, und die Absichten Rußlands in ihr wahres Licht zu setzen, indem dem von den Persern bereits besetzten Strich Landes noch ein Theil des Districts von Talysch hinzugefügt würde."

Ehe wir den Erfolg dieser Sendung berichten, müssen wir, um alle Umstände, welche derselben vorausgegangen waren, unsern Lesern vor Augen zu führen, einen Blick auf die früheren Verhältniße zwischen dem Petersburger Cabinet und dem Hofe des Kronprinzen von Persien werfen.

Es hatte beständig in der Politik des Kaisers Alexander gelegen — um die Ausdehnung der russischen Grenze bis zum Araxes zu erleichtern — den Erben des Thrones von Persien für das Interesse Rußlands zu gewinnen. In dieser Absicht wurde dem Frieden von Gulistan eine Stipulation beigefügt, welche dem Buchstaben nach zwar nur die Verpflichtung für Rußland erhielt, den Sohn des Schah, welchen dieser zu seinem Nachfolger ernennen würde, als den gesetzlichen Erben des persischen Thrones zu erkennen; in der That aber — wie man insgeheim einverstanden war — dem Prinzen Abbas Mirza die Anerkennung und Hülfe Rußlands zum Nachtheil seines damals noch lebenden älteren Bruders garantirte. Erst durch den Tod dieses letztern wurden die Ansprüche des ersteren auf die Nachfolge unbestritten.

Vor diesem Ereigniß fühlte sich Abbas Mirza so sehr des russischen Schutzes bedürftig, daß Rußland an dem Hofe von Tauris einen Einfluß gewann, welcher die Minister des Schah fast noch mehr, als die auf die Vergrößerung der russischen Macht in Asien eifersüchtigen Britten beunruhigte. Der Tod seines älteren Bruders und darauf der des Kaisers Alexander und — wie die Engländer selbst eingestehen — mehr, als alles andere, die unablässigen Bemühungen brittischer Emissärs (eines Majors Hatt und Dr. Cormick) brachten indeß eine entschiedene Veränderung in den Gesinnungen und der Politik des Prinzen hervor.

Als die Sendung des Fürsten Menzikoff dem Hofe von Tauris gemeldet wurde, verlangte daher der Prinz, indem er dieselbe dem Schah berichtete, die Erlaubniß, dem russischen Gesandten den Weg nach Teheran versperren zu dürfen, wenn er nicht zuvor in die Räumung von Gukscha einwilligte. Der Schah, der anfangs nicht abgeneigt war, diesem Vorschlage Gehör zu geben, wurde indessen durch seine Minister überredet, dem Gesandten den Zutritt zu seinem Hofe nicht zu verweigern, da er vielleicht der Ueberbringer vortheilhafter Anerbietungen von Seiten des neuen Kaisers seyn könnte. — Während Fürst Menzikoff noch in Georgien war, begab sich aber ein Vorfall, der die Erbitterung der Perser auf's Neue reizen mußte. Ein russisches Detaschement rückte nach Alberan, an der Grenze von Eriwan vor, und die Minister des Schah, welche sich den gleichzeitigen Einmarsch einer russischen Macht in Persien und die Ernennung eines außerordentlichen Bevollmächtigten nicht zu erklären wußten, mußten natürlich die ganze Sendung für ein bloßes Blendwerk halten. Die Truppen wurden jedoch bald darauf wieder zurückgezogen und Menzikoff wurde bei seiner Ankunft an der persischen Grenze mit großer Achtung empfangen und zu Tauris von Abbas Mirza auf das Freundlichste aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Schwedische Volkslieder.

(Fortsetzung)

15.

Die Prüfung.

Die Jungfrau sie ging zum Meeresstrand,
O bleibe mir treu! —
Da trat zu ihr hin ein jung Edelmann,
Da noch wächset die Lind' auf der schönen Oi.

Goldbänder warf er ihr in den Schooß,
O bleibe ꝛc.
Schön Jungfrau werde mein Ehgenoß,
Da noch ꝛc. *)

Und was soll ich der Pflegmutter sagen,
Wenn sie mich sieht das Goldband tragen?

Sage, du warest am Meeresstrand,
Und fandest im Sande das güldne Band.

„Und was soll ich der Pflegmutter sagen,
Wenn sie sieht bleiche Wangen mich tragen?

„Sage, du warest am östlichen Meer —
Da kam dir vom Tode der Eltern die Mähr'.

Sprich, willst du dich nicht verloben mir?
Komm, setze dich nieder und rede mit mir!

„Vor dem Hahnenruf mich die Welt empfing,
Meine Mutter war todt, eh die Sonn' aufging.

„Sie legten die Mutter in die Erd' hinein,
Da läuteten sie für den Vater mein.

Sie legten den Vater in's Grab hinein,
Da läuteten sie für den Bruder mein.

Sie legten den Bruder in die Erd' hinein,
Da läuteten sie für die Schwester mein.

So sah ich sie alle verscheiden,
Die mich nähren konnten und kleiden.

Es blieb nur mein jüngester Bruder,
Er war mir statt Vater und Mutter.

Er brachte mich hin zur Pflegmutter hold,
Sie lehrte mich nähen und sticken mit Gold.

Das Nähen, das Sticken sie lehrte mich fein,
Doch Geschwätz nicht bringen in's Haus hinein.

Sie lehrte mich decken die Tafel der Hoh'n,
Doch auf Schmeichelworte blicken mit Hohn.

„Hab Dank für die Rede, lieb Schwesterlein!
Ich bin, lieb Schwester, der Bruder dein.

Und hättest getrauet du meinem Wort,
Dann hätte sogleich dich mein Schwert durchbohrt.

Ein Diener bin ich in des Königs Saal,
O bleibe mir treu! —
Der trefflichste Ritter er wird dein Gemahl.
Da noch wächset die Lind auf der schönen Oi.

16.

Klein Käthchen.

Das kleine Käthchen diente
Wohl an des Königs Hof, :|:
Und wie ein Stern so strahlte
Sie allen Dirnen vor. :|:

Und wie ein Stern so strahlte
Sie allen Dirnen vor:|:
Der junge König sagte
Der kleinen Käth' in's Ohr: :|:

„Und höre, kleines Käthchen,
Sprich, willst du werden mein? :|:
Grau Pferd mit goldenem Sattel
Es soll dein eigen seyn" :|:

Grau Pferd mit goldnem Sattel
Das will mir gar nicht stehn, :|:
Gib es der jungen Königin,
Laß mich in Ehren gehn. :|:

„Und höre kleines Käthchen,
Sprich, willst du werden mein? :|:
Die röthste goldne Krone
Sie soll dein eigen seyn." :|:

Die röthste goldne Krone
Die will mir gar nicht stehn :|:
Gieb sie der jungen Königin,
Laß mich in Ehren gehn. :|:

„Und höre, kleines Käthchen,
Sprich, willst du werden mein?:|:
Mein Königreich zur Hälfte
Es soll dein eigen seyn." :|:

Dein Königreich zur Hälfte
Es will mir gar nicht stehn, :|:
Gieb es der jungen Königin,
Laß mich in Ehren gehn. :|:

„Und höre, kleines Käthchen,
Willst du nicht werden mein? :|:
So will ich lassen setzen dich
In die Nageltonn' hinein." :|:

Und willst du lassen setzen mich
In die Nageltonn' hinein, :|:
Es seh'n, daß ich unschuldig bin,
Dann Gottes Engelein. :|:

Sie setzten's kleine Käthchen
In die Nageltonn' hinein, :|:
Und rund herum sie rollten
Des Königs Dienerlein. :|:

Da kamen her von Himmel
Der weißen Tauben zwei, :|:
Sie nahmen's kleine Käthchen,
Da wurden's ihrer drei. :|:
(Fortsetzung folgt.)

Russische Industrie.

Bekanntlich fand die Kaiserin Katharina bei ihrer Reise in die Krym überall zu beiden Seiten des Weges blühende Dörfer und die Einwohner desselben festlich geschmückt, zu ihrem Empfange versammelt. Die Dörfer waren aber nur eine Art Theaterdecorationen und die Einwohner viele Meilen weit aus den umliegenden Provinzen herbeigetrieben. — Ein Seitenstück hiezu — freilich nur sehr im Kleinen — erzählt ein englischer Reisebeschreiber von einer der russischen Militär-Colonien. Als der Kaiser Alexander diese besuchte und in eine der Küchen trat, fand er eine Gans am Spieße, in der zweiten sah er dasselbe Mahl bereiten, und, um uns kurz zu faßen, in jeder Küche, die er betrat, würde er unabänderlich einer gebratenen Gans ansichtig und er verließ die Colonie mit der Ueberzeugung, daß die Einwohner derselben vortrefflich genährt wären. Später kam es indessen an den Tag, daß er betrogen worden war; denn die Gänse, die er gesehen zu haben glaubte, waren eigentlich nur eine einzige, die von einer Küche zur andern getragen und, ehe er eintrat, an das Feuer gestellt worden war. Der Gouverneur hatte sich dieser List bedient, um ohne großen Kostenaufwand dem Kaiser eine gute Meinung von dem Zustand der Colonie beizubringen.

Travel in Russia etc. By W. Rae Wilson. London 1828. 8vo. V. II. p. 8.

*) Der Refrain durch alle Strophen, wie bei den ersten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 123. 2 May 1828.

Ueber den gegenwärtigen Zustand von Columbia*).

Zwei große politische Parteien stehen sich auf allen Puncten der neuen, wie der alten Welt gegenüber, die wir nicht treffender bezeichnen können, als durch die alten in der neuesten Zeit, wie es scheint, etwas außer Credit gekommenen Namen der Demokraten und der Aristokraten. Ueberall fordern die ersteren Freiheit des Thuns und Lassens, Gleichheit der Rechte und Pflichten für alle Individuen, welche die Staatsgemeinde bilden; die andern verlangen dieselbe Freiheit und Gleichheit als Vorrecht für einen einzelnen Stand, den sie allein derselben würdig achten. In den europäischen Monarchien sucht die demokratische Partei das, was sie die Rechte des Volkes nennt, durch Constitutionen zu verwahren und neuerdings fängt man daher an, nachdem der temporäre Name der Liberalen seine Bedeutung verloren hat, sie die Constitutionellen zu heißen. Die Aristokraten haben, ungeachtet ihrer unaufhörlichen Niederlagen seit der französischen Revolution, ihre Ansprüche auf die Feudalrechte des Mittelalters (die im Allgemeinen etwa darauf hinauslaufen, möglichst viel von der Staatsgemeinde zu erhalten, z. B. Ehren, Aemter, Besoldungen ꝛc. und möglichst wenig für sie zu leisten, z. B. Abgaben, Dienste ꝛc.) noch keineswegs aufgegeben, und, da sie sich in der That mit dem, was sie haben, nie begnügen, so scheinen sie ihren gewöhnlichen Namen der „Ultra's" mit vollem Rechte zu verdienen. In den amerikanischen Republiken sind es dieselben Gesinnungen, die wir einander gegenüber finden; aber natürlich ist hier nicht mehr von Bevorrechtung eines Standes, oder von möglichster Verwahrung der Rechte des Volkes gegen Unterdrückung die Rede, sondern nur von einem höheren oder niederen Grade der Freiheit, die man den einzelnen Individuen zugestanden wissen will. Die Stellung, welche die beiden Parteien in den verschiedenen Republiken einnehmen, wird durch die jeweiligen Localverhältnisse verschieden bestimmt; in allen aber sehen wir sie zwei einander entgegengesetzte Verwaltungssysteme verfechten, das der Centralisation und des Föderalismus. Sonderbar ist es, daß in Nordamerika, wo das Föderativsystem seine höchste Ausbildung erhalten hat, die Demokraten es sind, welche in der neuesten Zeit am Eifrigsten die Union aufrecht erhalten haben, während die aristokratische Partei, die Alles auf dem status quo zur Zeit des Ausbruches der Revolution möglichst zu erhalten wünschte, und daher, so fern dieser Grundsatz Princip des Congresses war, föderalistisch gesinnt durch die Convention von Hartford geradezu die Union zu sprengen drohte*). In den südamerikanischen Republiken kämpft dagegen die aristocratische Partei, ihrem ursprünglichen Princip treu, für Centralisation der Regierung, die democratische für Trennung der Provinzen in selbstständige Staaten, die nur durch das Band eines freien Vereins zusammengehalten würden. In beiden sind es natürlich die Aristocraten, welche sich am Geneigtesten zeigen, den Interessen des Mutterlandes Zugeständnisse zu machen. So vereinigten sich in Mexico die gemäßigt-republikanischen Escoceres mit den Altspaniern, während die streng republikanischen Yorkinos auf Verbannung derselben drangen. Durch den Sieg der Yorkinos wurde vor wenigen Monaten**) die Revolution in den Vereinigten Staaten von Mexico in demselben Sinne, wie durch den Sieg der Democraten im J. 1813 die Revolution von Nordamerika vollendet. — Auch in den Vereinigten Staaten von Mittelamerika ist es das wesentlich democratische Föderativsystem, welches die Grundlage der Verfassung bildet; doch behauptet hier die aristocratische Regierungspartei, wie es scheint, die Oberhand. Der Hauptsitz der Democraten ist in dem Staate St. Salvador, der sich bekanntlich in offener Fehde gegen die Centralregierung von Guatimala befindet. — In Columbia, Peru und Bolivia schien der Sieg der Centralisten entschieden, als der Aufstand der columbischen Truppen in Lima den Ausgang des Kampfes der beiden Parteien aufs Neue unentschieden machte. In Peru siegte die Sache der Democratie, in Bolivia wird Bolivars aristokratisches System durch den columbischen General Sucre aufrecht erhalten; in Columbia hängt die Entscheidung von der Bestimmung der durch den Congreß berufenen allgemeinen constituirenden Versammlung ab. In Chile sind Bolivar's Bemühungen, durch Unterstützung der Partei des vertriebenen Präsidenten O'Higgins die democratische Centralregierung nach seinem System zu modificiren, vergeblich geblieben. In Buenos Ayres herrscht die unumschränkteste Demokratie.

Welche Wendung der Kampf der beiden einander gegenüberstehenden Parteien in Columbia nehmen wird, ist

*) J. M. Salazar, Observaciones sobra las Reformas politicas de Colombia. Filadelfia, 1828, 8.

*) S. Ausland Nr. 47 S. 186.

**) S. Ausland Nr. 98 S. 389.

— wie ein Correspondent aus New-York unter dem 14 März uns schreibt — selbst in America unmöglich vorauszusehen. Wenn auf der einen Seite nicht geleugnet werden kann, daß Bolivars Einfluß von großem Gewicht ist, so geben doch auf der andern seine Gegner ihre Sache keineswegs verloren und ihr Organ, die Zeitung El Federal, erscheint zu Caraccas ungehindert und unmittelbar unter den Augen der Militärregierung.

Ein sehr unterrichteter Columbier, der in Nordamerica lebt, Don J. M. Salazar, sagt in einer kürzlich zu Philadelphia erschienenen Flugschrift in Bezug auf den mehrfach gemachten Vorschlag, auch in Columbien, wie neuerdings in Mexico, die Verfassung der V. St. von Nordamerica zum Muster zu nehmen:

„Die Gerechtigkeit verlangt, daß wir die wesentlichen Vortheile und den practischen Nutzen der Verfassung der V. St. anerkennen, aber es ist eine Absurdität, sie Ländern, wo die Elemente des Lebens völlig verschieden sind, ohne Weiteres anpassen zu wollen. Weder Politik noch Medizin lassen eine Panacea zu — Utopien eines Morus und die Flerio des Paracelsus sind gleich chimärisch. Die Form der Regierung ist mehr die Wirkung als die Ursache des gesellschaftlichen Zustandes wenigstens in ihrem Ursprunge, obgleich die Rückwirkung später allerdings bedeutend seyn kann; Gesetze wirken nicht wie Maschinen; Menschen sind es, die sie handhaben und ihnen gehorchen; und eine politische Verfassung ist kein Zauberstab, mit dem man Völker umzaubern könnte." — An einer andern Stelle betrachtet er den Wunsch einiger seiner Landsleute, eine constitutionelle Monarchie zu errichten und führt als einen unüberwindlichen Grund dagegen, merkwürdig genug, an, daß das Land zu arm sey, um Adel und hohe Geistlichkeit für ein Oberhaus zu ernähren, was aber doch bei einer constitutionellen Monarchie als Gegengewicht gegen die Krone unerläßlich sey. Doch wir können ihn selbst reden lassen: „Eine constitutionelle Verfassung ist der Gegenstand vieler Debatten bei uns gewesen, obgleich fast nur privatim und kaum in öffentlichen Blättern erwähnt; aber ohne Zweifel haben wir das Recht, unsere Meinung über diesen Gegenstand durch die Presse auszudrücken. Es scheint nun, nach dem Verlauf von 16 Jahren, seit dem Sieg der republicanischen Grundsätze, zu spät zu seyn, über einen Punkt zu räsonniren, der so lange bereits practisch entschieden ist. Wer indessen die Monarchie vertheidigen oder empfehlen wollte, müßte vor allen Dingen drei Punkte beweisen, daß eine constitutionelle Monarchie die beste Regierungsform sey; daß wir die Mittel besitzen, den Glanz und Pomp eines Hofes, eines Adels und einer hohen Geistlichkeit — um ein Oberhaus zu bilden, das der Krone als Gegengewicht dienen muß — so wie alle die andern Einrichtungen, die diese Regierungsform nöthig macht, zu erhalten; endlich, daß die Monarchie der öffentlichen Meinung willkommen sey, ohne welche sie offenbar nicht bestehen könnte. Das erste ist sehr schwer, wenn nicht unmöglich, das zweite wird von unsern eignen Augen widerlegt, das dritte durch die Thatsache, die man sehr wohl durch ganz Südamerika kennt, daß sich seit unserer politischen Umbildung (de su transformacion politica) in allen Schriften und allen Versammlungen die entschiedenste Meinung für eine repräsentative, republikanische Regierung ausgesprochen hat." —

(Schluß folgt.)

General Pelets Urtheil über die Angelegenheiten des Orients.

(Schluß.)

Man darf sich über die Schwierigkeiten dieses Krieges nicht täuschen, er wird sich in die Länge ziehen und schrecklich seyn; denn die Wuth eines doppelten Fanatismus wird in ihm entbrennen, die wilden Osmanlis werden glauben, für die Fahne ihres Propheten zu fechten; sie werden sich dem Tode weihen, um ihre Moscheen und die Gräber ihrer Väter zu vertheidigen. Die Mahommedaner in Persien, in Asien und Africa werden ihren Brüdern in Europa zu Hülfe eilen. Wenn je die Russen nach Constantinopel kommen, so müssen sie noch die südlichen Küsten der Propontis erobern; sie müssen durch feste Plätze und Lager, durch einen Länderstreif in der Halbinsel von Scutari, in der alten Troas, bis zu den historischen Namen des Scamander und des Granicus *) vordringen. Rußland wird alle seine Kräfte aufbieten müssen, um einen solchen Krieg zu führen. Man darf sonach voraussetzen, daß der Czar, ehe er ihn unternimmt, sich der Allianz oder der Neutralität der benachbarten Mächte versichert haben wird. Sicher aber wird er sich nicht den Gefahren einer solchen Unternehmung aussetzen, um an den Ufern der Propontis einen unabhängigen Staat **) zu errichten, der ihm in einigen Jahren diesen Durchgang verschließen könnte.

*) Vielleicht könnte man sich darauf beschränken, die Landenge des thrazischen Chersonesus zu öffnen, um in Kriegszeiten den Durchgang der Schiffe aus dem Meere von Marmora in den Archipelagus zu erleichtern.

**) Ist die Wiederherstellung des griechischen Reichs möglich? Diese Frage ist schwer zu lösen. Die ganze Bevölkerung der Türkei beträgt 24 (?) Millionen Menschen, unter denen 14 Millionen Mahommedaner, 7 Millionen Griechen ꝛc. Die Oberfläche enthält 41,000 Quadratmeilen; dabei rechnet man 591 Menschen auf die Quadratmeile. Die europäische Türkei hat 10,600,000 Einw., wovon 3,241,000 Mahommedaner, und 4,300,000 Griechen. Zieht man davon ab die Moldau, die Wallachei und einige Theile von Bulgarien, mit 1,500,000 Einw., für Rußland; Servien, Bosnien und Albanien, mit 1,500,000 Einw. für Oesterreich; Morea, den Archipel und Livadien, mit 1,600,000 Einw., für England und die Hellenen: so würden für das neue Reich ungefähr 5 Millionen Seelen bleiben, deren größere Hälfte aus Türken, folglich aus unversönlichen Feinden der an Knechtschaft gewöhnten Griechen bestände. In diesem vom Kriege verwüsteten Lande müßte Alles geschaffen werden, — Ackerbau, Industrie, Handel, Verwaltung, Finanzen, und vor Allem ein Volksgeist. Eine sehr mächtige Hand wäre nöthig, um diese entgegengesetzten Elemente zu vereinen und ein Reich zu gründen. Man kann nicht daran denken, seine Grenzen weit in Anatolien hinein zu tragen, weil hier die mahommedanische Bevölkerung die zahlreichere ist. Die europäischen Türken würden sich vielleicht eher dem russischen Scepter unterwerfen, der bereits 2,524,000 mahommedanische Unterthanen zählt.

Indessen werden die politischen Schwierigkeiten sich, nach dem Maße der russischen Siege, selbst vermehren. „Was machen wir aus Constantinopel?“ fragte Katharina den Kaiser Joseph. Seitdem hat das Cabinet von St. Petersburg unaufhörlich die Frage gegen die benachbarten Mächte wiederholt; keine der letzteren aber hat zu antworten gewagt, weil der ganze Streit über die europäische Türkei sich in der That auf die Hauptstadt beschränkt. Der Czar würde gern die Hälfte des türkischen Gebiets jedem Anderen überlassen, wenn er sich nur desjenigen Theils versicherte, der zwischen der Donau, dem ägeischen Meere, dem Vardar, der obern Morawa und dem Timok liegt. Welche Wichtigkeit aber hätten die Inseln des Archipels für England, das schon die jonischen und Malta besitzt? Welche Bedeutung hätten Croatien, Bosnien, Albanien, selbst Servien für Oesterreich, dem die Küsten des adriatischen Meeres ohnedieß gehören, wenn Rußland die Mündungen der Donau verschließen kann? Was sollte Frankreich erhalten, das seinen alten levantischen Handel, seine Vorrechte in Constantinopel, und die ihm gebührende Herrschaft auf dem mittelländischen Meere aufwiegen könnte? Was wird das russische Cabinet den Schweden und Preussen anbieten, um ihnen bei einer solchen Vergrößerung seiner Macht für die nothwendig damit verbundene Schmälerung der ihrigen Ersatz zu geben? Wird es ihnen vielleicht Erwerbungen im Westen zusichern?

Die Diplomatie kann für den Augenblick die Frage über die türkischen Angelegenheiten aufschieben; so wie Rußland aber mit seinen Heeren die Donau überschreitet, wird die Lösung nicht länger von der Hand zu weisen seyn. Man kann heute die Fürstenthümer für Rußland, Croatien und Klein-Servien für Oesterreich, Morea und die Abdachung des agraphischen Gebirges für England, die große Schutzmacht der Hellenen, von den Besitzungen des Sultans losreissen; dann wäre England zu Wasser Constantinopel so nahe benachbart, als Rußland zu Lande, und könnte dem übrigen Europa für einen temporären Waffenstillstand Bürge seyn. Worin würde aber, bei dem einen oder bei dem andern System, der Antheil Frankreichs bestehen, für welches es wichtiger ist, ein Dorf im Norden, als ganze Distrikte im Süden zu erhalten?

Bei diesem großen Kampfe muß ein einziger Gedanke alle französischen Herzen beherrschen. Was ist das Interesse, welches ist die Stellung des Vaterlandes? Wir haben bisher nicht von Frankreich gesprochen. Es ziemt uns nicht, die Geheimnisse seiner Stärke und seiner Politik offenbar zu machen; was aber alle Welt sieht, dürfen auch wir in Erwägung ziehen. Die Charte zeigt uns Frankreich in derselben Lage, wie vor mehr als hundert Jahren unter Ludwig XIV; denn was es anderwärts verloren hat, beträgt wohl so viel als die Erwerbung von Lothringen. (?) Man betrachte dagegen Rußland unter Peter dem Großen, *) Oesterreich unter Ferdinand III, England unter Jacob II, welches letztere seitdem 115 Millionen Unterthanen in Indien erworben hat; man betrachte die Staaten des Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dessen berühmter Nachfolger sagte: „Ludwig XIV hat einen Feind mehr als er bemerkte.“ Sehen wir auch, was aus unsern alten Alliirten, der Türkei, Schweden und Spanien, geworden ist!! Suchen wir die Stellen, welche das unglückliche Polen, die Republiken Venedig und Genua einnehmen.... Wir befinden uns heutigen Tages außerhalb jenes europäischen Gleichgewichtes, wie es durch den Frieden von Achen, Hubertsburg und Teschen bestimmt wurde.

An dem westlichen Ende des europäischen Festlandes gelegen, zwischen Meeren, an denen es zahlreiche Häfen und alle Elemente einer guten Marine besitzt, hat Frankreich zugleich einen so mannigfaltig wechselnden Boden, daß es alle Früchte des Ackerbaues, der Industrie und des Handels im Ueberfluß hervorzubringen vermag. Es ist so reich, daß es alle Anstrengungen, alle Unglücksfälle der letzten vierzig Jahre zu ertragen im Stande war. Das französische Volk ist kriegerisch, geistreich, lebhaft, gewerbfleißig; seit mehr als zwei Jahrhunderten sind durch eine Reihe von Revolutionen seine moralischen Eigenschaften und die Kräfte seines Willens entwickelt worden. Auch kann man sagen, daß in diesem weiten Reiche jeder einzelne Mensch für etwas zählt. In eine Masse vereint, haben die Franzosen sich seit langer Zeit als unüberwindlich gezeigt. Die Grenzen Frankreichs sind wenigstens auf der einen Hälfte ihrer Ausdehnung hinlänglich gegen fremde Angriffe geschützt; gegen Norden aber ist der reichste, der Hauptstadt zunächst liegende Theil des Landes seiner Schutzwehren beraubt. Unser schönes, von allen Nachbaren beneidetes Vaterland behielt seine Integrität nur, weil seine kriegerischen Bürger Furcht einflößen, weil es untheilbar und zu einem gewissen Gleichgewicht in Europa nothwendig ist. Seine, seit Jahrhunderten vereinten Provinzen zeigen ein organisches Ganzes, wie es kein anderer Staat aufzuweisen hat. Seine Macht kann bedeutend durch die Macht der benachbarten Repräsentativ-Staaten vermehrt werden.

Frankreich hat, nach der Sorge für seine Erhaltung, nur ein großes Interesse, und dieses besteht darin, daß es sich wieder zu dem Range erhebe, den es in der Mitte der Regierung Ludwigs XV behauptete. Alle Entschädigungen, die man ihm bei einer Theilung der Türkei anbieten möchte, würden seine Stellung nur bedenklicher machen. Als Continental-Macht muß Frankreich, obgleich entfernt von Rußland, dessen Vergrößerung fürchten, und kann nicht zulassen, daß Rußland andere Staaten erdrücke; denn der Krieg mit diesem würde am Ende auf Frankreich allein zurückfallen. In den Angelegenheiten des Orients scheinen Frankreichs Interessen in letzter Reihe zu stehen; doch wird, durch die Sorge für seinen Handel, für seine Marine, und selbst für seinen Ackerbau, ihm

*) Im Jahre 1722 hatte Rußland 14 Millionen Einwohner; i. J. 1742 nur erst 16 Mill.; i. J. 1762 bereits 20 Mill. Jetzt berechnen die Denkwürdigkeiten der Petersburger Akademie die jährliche Vermehrung der Bevölkerung auf 550,000 Seelen. Die Bevölkerung des ganzen russischen Reichs wird auf 59,544,000 Seelen geschätzt, nämlich 44,118,600 für das europäische Rußland; 3,702,300 für Polen und 11,713,100 für Asien und Amerika.

die Pflicht auferlegt, sich auf das Ernstlichste einer Eroberung der europäischen Türkei zu widersetzen.

Wir grenzen gegenwärtig an alle Mächte, deren Kräfte sich bedeutend vermehrt haben: an Preussen, unsern unmittelbaren Nachbar; an England, durch die Meere, die unsre beiderseitigen Küsten bespühlen; an den deutschen Bund durch Bayern und Baden; wir berühren, in gewisser Rücksicht, selbst Rußland — wegen seiner Familienbündnisse — und Oesterreich durch unsere Verhältnisse zu Italien. Frankreich hat also direkte Beziehungen zu allen großen Staaten; seine Politik und seine Lage fordern, daß es seine Entschlüße mit denen seiner Nachbaren nach dem Grade ihrer Nähe in Einklang bringe. Durch seine Lage am weitesten von den Angelegenheiten des Orients entfernt, kann es sich zuletzt aussprechen und daher ohne Schwierigkeit im Zustande einer bewaffneten Neutralität behaupten, die Reiche, welche das wahre Gleichgewicht und die Ruhe Europas zu erhalten wünschen, in einen Bund vereinen, und dadurch sich an die Spitze der öffentlichen Meinung stellen, welche sich als eine wahre Macht erwiesen hat, seitdem die Völker auf die Kriege ihrer Fürsten und auf die Regierungen Einfluß gewonnen haben.

Frankreichs Neutralität wäre nur eine jämmerliche Selbsttäuschung, wenn sie nicht auf die Stärke der Bajonette gestützt würde. Ein Staat sichert seine Unabhängigkeit im Frieden nur in so weit als er im Stande ist, dieselbe durch den Krieg zu behaupten; diese Nothwendigkeit wird noch dringender in einem Augenblicke, wo Europa von einem allgemeinen Brande bedroht ist, und wo man nicht weiß, wer Freund oder Feind ist. Frankreich muß ungesäumt seinen Militär-Etat wieder herstellen im Verhältniß zu seiner Bevölkerung, seinem Reichthum, und vorzüglich im Verhältniß zu den Kräften der übrigen Mächte Europas;*) es muß seine mobilen Truppen, seine Reserven und seine stehenden Corps für die innere Vertheidigung wieder organisiren, nach den im Auslande gegebenen und im Innern oft gelungenen Beispielen. Wenige Worte, wenige Handlungen werden hinreichen, um in Frankreich wieder jenen kriegerischen Geist zu wecken, der im Herzen aller seiner Kinder lebt. Die Würde der Krone verlangt, daß ihre Diplomaten von jenen Armeen unterstützt werden, welche ganz Europa kennt, von jenen Armeen, deren Veteranen und Conscribirte mit edlem Stolze sich auf allen Schlachtfeldern zeigen können.

Wenn die Entwürfe, mit denen wir uns beschäftigen, chimärisch und unsere Besorgnisse übertrieben sind, so ist es darum doch nicht weniger wahr, daß in dem großen Lager, das Europa heißt, der Krieg jeden Augenblick ausbrechen kann, und daß es unmöglich ist, die Resultate des ersten Kanonenschußes vorauszusehen, so wenig als die Veränderungen, welche sich, nach zwei oder drei Feldzügen, in den Allianzen ergeben möchten. Indem man die französische Armee auf einen achtbaren Fuß setzt, kann man damit noch immer leicht verbinden, was man der Sparsamkeit in den Finanzen, den Interessen des Ackerbaues und der Industrie, so wie den Rechten des Bürgers, dem Staate nur die schlechthin nothwendige Zeit zu widmen, schuldig ist. Der General Lamarque und der Obrist Marbot haben treffliche Ansichten aufgestellt über die Organisation der Militärkräfte. Ganz Frankreich muß der Vermehrung seiner Armee Beifall schenken; denn diese Armee, um stark zu werden, muß zugleich wesentlich national seyn, und vom letzten Soldaten bis zum Marschall eine ununterbrochene Kette bilden. Frankreich wird seine Unabhängigkeit und seine Freiheit durch die Organisation einer solchen Armee gesichert sehen.

Ich schließe mit einem Ausspruch, der mit etwas veränderten Worten Friedrichs II Gedanken wiederholt. Das Gleichgewicht Europas soll fortan nie gestört, das Daseyn keines Staates soll bedroht, die Würde keiner Krone, die Rechte keines Volkes sollen verletzt werden, ohne Frankreichs Einschreiten.... Die ewige Gerechtigkeit, die Wünsche der Völker, die Ehre der Mächte fordern, daß Griechenland für immer vom türkischen Joche befreit und vom fremden Einfluße unter der Bürgschaft aller Mächte unabhängig sey. Das Interesse Europas aber erheischt, daß die Türkei zwischen der Donau und der Propontis erhalten werde; es verlangt vielleicht noch mehr, um die Ruhe der Welt zu sichern.

*) Daß das französische Ministerium eine Reorganisation des Militärs in der Art beabsichtigt, kann nach den neuesten Verhandlungen der Deputirtenkammer keinem Zweifel mehr unterliegen. A. d. R.

Freimüthigkeit der Perser.

Wer mit der Natur des orientalischen Despotismus und seiner wesentlichen Verschiedenheit von dem einiger europäischen Regierungen nicht genauer bekannt ist, muß überrascht werden, wenn er vernimmt, mit welcher Freiheit der geringste Bewohner einer persischen Stadt sich über seine Oberen, ja über die geheiligte Person des Schah selbst ausläßt. Hadschi Ibrahim, der Premierminister von Persien zu der Zeit, wo General Malcolm dieses Land besuchte, erzählte zum Beweise des freien Muthes seiner Landsleute den Engländern unter andern folgende Anecdote: Bei einer außerordentlichen Steuer, die der Gouverneur von Ispahan, Ibrahims Bruder, auf jeden Laden eines Gewerbemannes legte, brach ein Gemüsehändler an den Ort durch, wo der Gouverneur öffentliche Audienz gab und rief aus: er sey völlig außer Stande, die Taxe zu bezahlen, die ihm auferlegt sey! „Du mußt sie bezahlen, oder die Stadt verlassen!“ war die Antwort. „Ich kann sie nicht bezahlen,“ sagte der Mann, „an welchen andern Ort soll ich gehen?“ — „Du magst nach Schiras gehen, oder nach Kaschan, wenn dir diese Städte besser gefallen, als die unsrige, sagte der Gouverneur.“ „Euer Bruder,“ erwiederte der Gemüsehändler, „ist Gouverneur in einer dieser Städte und Euer Neffe in der andern, welche Hülfe soll ich dort erwarten?“ — „So magst du an den Hof gehen und dich bei dem Schah beklagen, wenn du glaubst, daß ich dir unrecht gethan habe.“ — „Euer Bruder, der Hadschi, ist Premierminister,“ entgegnete der Mann. — „So geh zur Hölle!“ rief der erzürnte Gouverneur und beunruhige mich nicht länger!“ — „Der verstorbene Hadschi, Euer Vater, mag vielleicht dort seyn,“ antwortete der Bürger, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. — Alle Umstehenden lachten und der Gouverneur, der eben so wenig ernsthaft zu bleiben vermochte, bat den Klagenden sich zu entfernen und versprach dafür zu sorgen, daß ihm nicht zu viel geschähe.

Macolm, history of Persia II p. 634.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 124. 3 May 1828.

Religiosität in Frankreich.

Es besteht in Frankreich, seit längerer Zeit, eine Gesellschaft, die unter dem Namen der katholischen Societät für gute Bücher (Société catholique des bons livres) bekannt ist und angeblich den Zweck hat, das, was man religiöse Indifferenz zu nennen pflegt, zu bekämpfen, die verirrten Kinder der katholischen Kirche zu ihrer Mutter zurück zu führen, und vor allen Dingen den Fortschritten des Protestantismus Schranken zu setzen. Der kürzlich verstorbene Herzog von Riviere, Gouverneur des Herzogs von Bordeaux *), war bisher der Präsident dieser Gesellschaft, die unter ihren Mitgliedern eine große Anzahl von Prälaten, Vorstehern von Seminarien, vornehmen Herren und Frommen des Hofes zählt. Der angebliche Zweck dieser Gesellschaft, sagten wir, sey, den Triumph des Katholicismus zu sichern; nach den Werken, welche sie unter dem Volke in Umlauf gesetzt hat, möchte man indessen glauben, daß ihr wahrer Zweck nicht sowohl der sey, religiöse Gesinnungen — die wir doch für den Kern des Katholicismus halten — als einen glühenden, menschenfeindlichen Fanatismus zu verbreiten, die heranwachsende Generation dumm zu machen, und sich des Willens und der Neigungen der Jugend zu bemeistern, um sie in einem Zustande der tiefsten Knechtschaft zu erhalten und sich für die Zukunft Werkzeuge der religiösen, sittlichen und politischen Tyrannei vorzubereiten. Erst seit kurzer Zeit ist man auf diese Gesellschaft aufmerksam geworden, die ihre Thätigkeit meist nur auf die niedern Stände und die Departements beschränkte, und sie hat daher ungestört eine Menge von Büchern verbreiten können, deren Titel keinen Verdacht erregen, und deren Inhalt doch bereits unendliches Unheil gestiftet hat.

Auch in Deutschland haben sich nur zu häufig ähnliche Bestrebungen gezeigt, wenn auch vielleicht nicht nach einem so consequenten und umfassenden Plane geleitet; wir glauben uns daher um die zahlreichen Mitglieder unserer Vereine zur Ausbreitung religiöser Tractätchen ein Verdienst zu erwerben, wenn wir sie mit dem Treiben ihrer Freunde in Frankreich bekannt machen. Wir entlehnen deshalb aus einem im Geiste unparteiischer Forschung geschriebenen Journal (Revue Trimestrielle, Janvier p. 2 ff) folgende Notizen über einige der „guten Bücher,“ die von der französischen Gesellschaft vertheilt wurden.

*) S. Journal des Débats, 23 Avril.

Das erste der guten Bücher — sagt der Verf. des angeführten Artikels — das mir in die Hände kam, war: La Vie de Marie-Angelique de la Providence (Zweiter Titel. l'Amour de Dieu seul, ein Theil der Bibliothèque chrétienne pour l'education de la jeunesse, Paris 1825. 8.) von Boudon. Der Herausgeber benachrichtigt uns, daß Henri-Marie-Boudon zu seinen Lebzeiten Priester, Doctor der Theologie und Archidiaconus von Evreux war, und daß das Leben der Schwester „Angelika der Vorsehung“ sich im Manuscript im Kloster Mariahülf (Notre Dame de Bon-Secours) der ehrwürdigen Väter Karmeliter-Barfüßer in der Normandie gefunden habe. Was die Schwester Angelika betrifft, so war sie die Tochter eines Krämers von Evreux, Namens Pierre Simon, und sie verdankte es der weisen Leitung des frommen Boudon — fügt der Herausgeber hinzu — daß sie zu einer Stufe der Vollkommenheit gelangte, auf der sie allen Jungfrauen, die das Heil ihrer Seele nicht vernachlässigen wollen, zum Vorbild empfohlen werden kann. — Wir wollen nun sehen, auf welche Weise man zu jener Vollkommenheit gelangt, wenn man dem Beispiele der Schwester Marie-Angelika folgt.

„Als diese Schwester noch sehr jung war,“ sagt der fromme Boudon, „hatte sie eine so außerordentliche Neigung zur Reinlichkeit, daß es zum Erstaunen war. Nichts machte ihr eine unangenehmere Empfindung, als wenn sie in dem Hause ihrer Eltern etwas sah, das nicht in Ordnung war, wie Kleider, Wäsche, die zerstreut umherlagen u. dergl.“

Man hält allgemein dafür, daß diese Reinlichkeit und Ordnungsliebe in allen Perioden des Lebens etwas sehr Löbliches sey. Fenelon in seinem Traité sur l'education des filles, einem Werklein, das sich in der Bibliothèque chrétienne nicht findet, empfiehlt die Reinlichkeit als das erste Sittengebot; aber unsere modernen katholischen Christen der Societät sind in der Vollkommenheit weiter gekommen, als der Erzbischof von Cambrai; nicht die Reinlichkeit, sondern die Unreinlichkeit ist es, was in ihren Augen als Tugend erscheint; sie wissen nicht, welcher Worte sie sich bedienen sollen, um die kleine Schwester Marie-Angelika zu loben, die — in der Absicht, ihre natürliche Neigung zur Reinlichkeit zu überwinden — Gassenkoth und andere Unsauberkeiten in dem Hause ihrer Eltern verbreitete, was diesen äußerst angenehm und vor Gott ein großes Verdienst gewesen seyn muß.

In ihrem achten oder neunten Jahre ging Marie An-

gelika in die Schule der Ursulinerinnen zu Evreux; diese lehrten sie eine Menge geistliche Uebungen, um — fügt der Biograph hinzu — die unbefleckte Mutter Gottes zu ehren; aber ihr Beichtvater ließ sie diese vielen Uebungen aufgeben, indem er ihr sagte, daß die heilige Jungfrau mehr geehrt würde, wenn sie ihre Sammlung (son recueillement) pflegte."

Diese Art von Sammlung der Gedanken ist das, was die Gewissensräthe das innere Leben nennen, die Quelle frommer Visionen und Entzückungen; die wunderbarsten Wirkungen werden durch sie hervorgebracht. In ihrem achten Jahre trug unsere Gesegnete ihr Frühstück auf den Altar der heiligen Jungfrau, die sie bat, es unserem Herrn zu bringen, und beraubte sich auf diese Weise desselben. Um Weihnachten schlief sie auf der Erde, indem sie in ihrer Unschuld ihr Bett der gebenedeiten Jungfrau und dem preiswürdigen heil. Joseph einräumte. Dieß war der Weg, auf welchem sie zur Vollkommenheit des Christenthums gelangte.

Indessen wuchs die kleine Heilige heran; aber siehe da! in einem Alter von fünfzehn Jahren läßt sie sich von der Eitelkeit verführen; sie findet Vergnügen daran, sich zu putzen, will gefallen und geliebt werden, und legt auf ihre Frömmigkeit geringen Werth. Sie ging in ihrer Verirrung so weit, daß sie der Mode folgte und bunte Bänder trug, gleich andern Mädchen. Glücklicher Weise kam sie unter die Leitung eines Priesters von der Congregation der Eudisten, Namens Jourdan. Dieser Mann Gottes drängte Marie-Angelika, ihre Bänder abzulegen, die er Werkzeuge der Eitelkeit (meubles de vanité) nannte; aber sie konnte sich nicht dazu entschließen, indem sie entgegnete, daß dieser Putz mit der Frömmigkeit nicht unvereinbar sey; denn sie war in dieser Zeit noch umgeben von Finsterniß und erfüllt von Schwachheit. Endlich gehorchte sie jedoch dem Rathe des Vaters Jourdan und gab gegen Pfingsten, als sie siebzehn Jahre alt wurde, alle diese Eitelkeiten auf.

(Schluß folgt.)

Der Krieg zwischen Persien und Rußland.

(Fortsetzung.)

Von Tauris ging Fürst Menzikoff in das königliche Lager von Sultania, wo er mit gleicher Auszeichnung behandelt wurde. Doch nahm der Schah den Brief des Kaisers nicht aus seinen Händen, wie das ausbedungene Ceremoniel verlangte, sondern gab, als der Fürst dasselbe überreichte, ihm ein Zeichen, es auf ein Kissen zu legen.

Der Assuf ed Daula (Premier-Minister) Ala-yar Khan — ein Schwiegersohn des Schah — eröffete sogleich die Unterhandlungen. Auf seine Frage an den russischen Gesandten, mit welchen Vollmachten er versehen sey, wurde ihm indessen erwiedert: daß er keine Vollmacht habe, von dem Vertrage der georgischen Autoritäten mit Fatti Ali Khan abzugehen, und in die Abtretung von Gukscha nicht eher willigen könne, bis die Perser das Capan-Gebiet geräumt hätten.

Während dieser Unterhandlungen hatte die Unvorsichtigkeit der russischen Behörden in Georgien allgemeines Mißvergnügen unter ihren mahommedanischen Unterthanen erregt; die Häuptlinge derselben boten den Persern für den Fall eines Krieges gegen Rußland ihre Mitwirkung an, und wandten sich an den Muschtad, das Haupt der persischen Kirche, um seine Dazwischenkunft zu erhalten. Alle Molla's des Landes machten die Sache der mahommedanischen Georgier zu der ihrigen und riefen laut den Schah an, im Namen Alla's die Beleidigungen ihrer Religion zu rächen, wenn er nicht mit den Flüchen aller Gläubigen beladen seyn wolle. Aber weder die Bitten der unzufriedenen georgischen Häuptlinge, noch die Vorstellungen seines Premierministers, der sich ihrer annahm, die Beschwörungen der Molla's und die dringenden Aufforderungen des Erbprinzen, der — wie es schien — seiner frühern Abhängigkeit von der russischen Politik durch einen entscheidenden Schlag ein Ende machen wollte, konnte den Schah verleiten, sich übereilt in einen Krieg mit einem so mächtigen Gegner zu stürzen. Doch erklärte er, daß er, im Falle Rußland darauf bestehe, Gukscha zu behaupten, den Krieg nicht vermeiden könne; da er einsehe, daß von der Erhaltung dieses scheinbar unbedeutenden Districts die Sicherheit von Eriwan abhänge.

Die persischen Minister, die sich im Zelte des Ala-yar-Khan versammelt hatten, machten jetzt einen neuen Versuch, den Fürsten Menzikoff zu einem Zugeständniß, welcher Art dasselbe auch sey, zu vermögen, um wenigstens die Ehre des Schah in den Augen seiner Unterthanen zu retten. Das einzige Anerbieten, welches der Fürst machte, war indessen, die Unterhandlungen aufzuheben, bis er neue Instructionen von St. Petersburg erhalten habe.

Die Gährung in Persien stieg nun immer höher; die Molla's forderten den Schah auf, sein Versprechen zu halten, die Stämme an den Grenzen waren bereits unter den Waffen, und der Enthusiasmus, der sich in allen Ständen durch das ganze Land zeigte, versprach dem Kampfe den Charakter eines Religionskrieges zu geben, und machte zugleich den Ministern unmöglich, die Wuth des Pöbels länger in Schranken zu halten. — Unter diesen Umständen verließ Fürst Menzikoff am 26 Juli (1826) das Lager von Sultania, und der Krieg nahm von Seiten der Perser unmittelbar darauf seinen Anfang.

Der größte Theil der mahommedanischen Bevölkerung von Georgien war in vollem Aufstande. Ueberall wurden die zerstreuten russischen Detaschements abgeschnitten und aufgehoben, in der Provinz Talisch wurde die Stadt Asterat genommen, und die Besatzung nieder gemacht. Ein Bataillon, das in Lankeran, am caspischen Meere, eingeschlossen war, entfloh in der Nacht auf die Insel Sari und ließ sechs Kanonen und eine Menge Kriegs- und Mundvorrath hinter sich zurück. — Der russische Commandant von Karakalissa, der sich von dem Sardar von Eriwan bedroht sah, verlangte eine Verstärkung von Gendscheh, wo eine Truppenabtheilung von 1000 M. Infanterie lag. Der Offizier der in Gendscheh kommandirte,

war der Meinung, daß das Volk, wenn es der russischen Regierung auf den Koran Treue schwöre, sich ruhig verhalten werde. Der Eid wurde geleistet, aber erst nachdem der Molla des Orts erklärt hatte, daß es keine Sünde seyn würde, ihn zu schwören und nicht zu halten; Siebenhundert Mann von der Garnison marschirten nun nach Karakalissa, während dreihundert in Gendscheh zurück blieben. Der Molla vertheilte unter letztere eine Quantität Brandtwein, lud die Offiziere zu einem Gastmahle, bei dem sie — zu gleicher Zeit mit ihrer betrunkenen Mannschaft — ermordet wurden. Darauf setzte er mit vierhundert Pferden dem Detaschement nach, welches nach Karakalissa aufgebrochen war; er erreichte dasselbe, während eines Halts, benachrichtigte den Offizier von dem Mißvergnügen des Volkes in Gendscheh und forderte ihn auf, eilends zurück zu kehren. Indessen mischten sich seine Reiter unter die arglosen Russen, fielen auf ein Zeichen über dieselben her und hieben sie nieder; nur zweihundert entkamen.

Als der russische Gesandte auf seinem Rückwege nach Tauris kam, wurde er äußerst geringschätzig behandelt. Zwei seiner Couriere waren ermordet worden, und ihre Depeschen wurden zurückgehalten. Er bat daher die englischen Offiziere in Tauris, ihm eine Bedeckung von ihren Leuten bis an die russische Grenze zu geben; dieß wurde indeß abgeschlagen, weil sie in den Diensten des Erbprinzen standen. Bei seiner Ankunft in Eriwan, am 16 August, wurde der Gesandte von dem Sardar der Provinz gefangen, und 25 Tage lang unter Beleidigungen aller Art festgehalten. Erst durch die Verwendung des brittischen Gesandten bei dem Schah (Oberst Macdonald) wurde ein Firman ausgewirkt, welcher die augenblickliche Befreiung des Fürsten und seines Gefolges befahl.

Die Armee unter den Befehlen des Erbprinzen, welche den Feldzug gegen die Russen eröffnete, belief sich im Ganzen auf 45,000 bis 50,000 Mann. Die Surbas (Verwegenen) oder disciplinirten Truppen waren 12,000 Mann stark, darunter einige Compagnien Artillerie und mehrere hundert russische Deserteurs. Die unregelmäßigen Truppen des Schah bestanden wie immer aus zusammengerafftem Gesindel, das weniger dazu bestimmt zu seyn scheint, dem Feinde Abbruch zu thun, als im eigenen Lande zu rauben und zu plündern. Die russische Macht im Süden des Caucasus bestand aus 32,000 Mann Infanterie, 1200 Dragonern, 6,000 Kosaken und 2 Bataillons Artillerie, die aber über ganz Georgien in ihren Cantonirungen zerstreut lagen, und daher im Augenblick des persischen Einfalls sich außer Stande befanden, dem Feinde die Spitze zu bieten.

Abbas Mirza rückte gegen das Ende des Juli mit seinem Heere in Karabagh ein: ein schönes fruchtbares Land, die Thäler mit Wäldern, die Ebenen — so weit das Auge reichen kann — mit wildem Hafer bedeckt, an den zahlreichen Strömen, welche die Thäler durchfließen, ganze Heerden von Wild. Von einem Detaschement Kosacken, das beim Uebergang über den Arras gefangen genommen wurde, erfuhr er, daß die russischen Truppen in Karabagh noch in ihren Garnisonen zerstreut wären, und daß ein Bataillon Infanterie von 1200 Mann mit vier Feldstücken, das zu Gerus stand, abgeschnitten werden könnte. Sogleich sandte er seine Cavallerie, unter dem Befehl seines Sohnes Ismaël Mirza, voraus, um die Russen, die im Begriff waren, sich auf Schischa zurückzuziehen, zu beschäftigen und aufzuhalten, bis er selbst sie mit der Hauptmacht erreichte. In dem Paß von Kundscherik grif er sie an; vierhundert Russen wurden getödtet, oder verwundet, die übrigen streckten das Gewehr; ein Obristlieutenant, acht andere Offiziere und vier Kanonen fielen in die Hände der Perser.

Der Prinz, ermuthigt durch diesen Erfolg und gereizt durch die Versprechungen der vertriebenen mahommedanischen Häuptlinge von Karabagh, Schirwan, Schikih und Talisch, beschloß seine Vortheile zu verfolgen, rückte gegen Schischa und belagerte das Fort, das auf einem unersteiglichen Felsen gelegen und mit 2000 Mann besetzt, aber durch den Geiz des Gouverneurs von Karabagh so schlecht mit Vorräthen versehen war, daß der Commandant eine Capitulation eingehen mußte, und in acht Tagen, wenn bis dahin kein Entsatz käme, das Fort zu übergeben versprach.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den gegenwärtigen Zustand von Columbia.

(Schluß.)

Salazar empfiehlt ein Föderativsystem, in welchem indessen die Bundesregierung größere Macht besäße, als in den Vereinigten Staaten. Er schlägt zu diesem Zweck folgende Eintheilung der Republik in Departamentos vor:

Departamentos.	Provincias.	Bevölkerung.	Hauptstadt.
Orinoco	Margarita Barcelona Cumaná Guayana Apure Varinas	211,833	Angostura
Venezuela	Caracas Carabobo	326,480	Caracas
Zulia	Coro Maracaibo Trujillo Merida Pamplona Socorro	322,167	Rosario de Cúcuta
Magdalena	Rio-Hacha Santa-Marta Cartagena Mompox	176,982	Cartagena
Istmo	Panamá Veraguas	100,085	Panamá

Departamentos.	Provincias.	Bevölkerung.	Hauptstadt.
Cundinamarca	Tunja, Casanare, Bogotá, Mariquita, Neiba	495,932	Bogotá
Cauca	Antioquia, Chocó, Popayan, Buenaventura	226,253	Cartago
Ecuador	Pasto, Imbabura, Pichincha, Chimborazo	334,933	Quito
Sur	Loja, Cuenca, Guayaquil, Manabi	184,382	Cuenca
9	37	2,379,045	9

Der hier angegebene Census ist der vor kurzem in der offiziellen Zeitung mitgetheilte, aber der Minister des Innern bemerkt in seinem letzten Berichte an den Congreß, daß „die verschieden Beamten der Departamentos erklärt hätten, daß die Zählung zu niedrig sey, weil die Einwohner sich häufig aus Furcht vor Steuererhebung oder Recrutirungen der Aufzeichnung entzögen. Nach einer genauen Berechnung würde sich die Bevölkerung Columbiens gewiß auf 2,800,000 belaufen, die 204,000 uncivilisirte und unabhängige Indianer nicht mitgerechnet, im Ganzen also auf ungefähr 3 Millionen."

Ein Hauptgrund, der nach Salazar die Annahme eines Föderativsystems für Columbia wünschenswerth macht, ist dessen Ausdehnung. Um dieß begreiflich zu finden, muß man sich erinnern, daß jene 3,000,000 Einwohner über einen Flächenraum von 1,350,000 englischen Quadratmeilen verbreitet, und oft durch weite unbewohnte Gegenden getrennt sind, so daß die bei einer republikanischen Centralregierung so nöthige Verbindung oft höchst beschwerlich wird.

Schwedische Volkslieder.

(Fortsetzung.)

17.

Ritter Olle.

Ritter Olle nach Süden, nach Süden reitet weit,
Da freit' er um stolz Swaneli, als wäre sie noch Maid. :|:
Ritter Olle.

Da freit' er um stolz Swaneli und führete sie heim,
Auf ihrem bleichen Antlitz war der goldnen Krone Schein. :|:
Ritter Olle. *)

Der Spielmann auf der Harfe Gold spielte diese Mähr':
„Gott sey mit dir, Frau Swaneli, eine Maid bist du nicht mehr." :|:

O hör mich an, Frau Swaneli, was ich dir sagen will:
Was ist es, das der Spielmann auf seiner Harfe spielt? :|:

Ihr seyd doch ein gar dummer, gar dummer Mann,
Könnt glauben, was da spielet ein trunkner Leiermann. :|:

Und ab nun nimmt stolz Swaneli das rothe goldne Band,
Und wirft es in des Spielmanns, Spielmanns Hand. :|:

Sie wirft es in des Spielmanns, Spielmanns Hand,
Und aus der Harfe kam nun ein anderer Klang. :|:

Der Tage zwei sie spielten, der Tage drei,
Doch nicht in's Brautbett wollte die Braut hinein. :|:

Doch als am vierten Tage der Abend kam,
Ein ihren Platz im Bette Frau Swaneli nahm. :|:

„Klein Swaneli, o höre die Frage mein:
Wann war es als du weggabst dein Ehrenkränzelein? :|:

Mein Vater er war ein gar wunderlicher Mann,
Er baute mir mein Fraunzemach ganz nah am Strand. :|:

Er baute mir mein Fraungemach ganz nah am Strand,
Da wo die Schiffer alle kommen ans Land. :|:

Und ihrer zwölfe rissen mein Fraungemach mir ein,
Doch nur ein einz'ger raubte mir die Ehre mein. :|:

Klein Swaneli, o höre, lieb Bräutlein mein:
Was gab er, da du hingabst die Ehre dein? :|:

Er gab mir eine goldene Krone so roth:
„Trag' unter Fraun und Mädchen sie bis an den Tod." :|:

Er gab mit Silberschnallen, mir ein Paar Schuh':
Die hab' ich abgetragen ohne Freud' und Ruh. :|:

Auch gab er eine Harfe mir von rothem Gold:
„Auf dieser kannst du spielen, wenn du bist trauervoll." :|:

Auch gab er mir ein Messer mit silbernem Griff,
Herr Christ, o säße dieses doch im Herzen ihm tief! :|:

Klein Swaneli, o stelle doch solch Reden ein;
Ich bin ja der Vater zu deinen Kindern klein.

(Schluß folgt.)

*) Der Refrain nach jeder Strophe.

Hoher Werth der Deutschen.

Arme Emigranten, die nach America gehen, treffen oft mit dem Schiffscapitän die Uebereinkunft, sich für eine gewisse Anzahl Jahre verkaufen zu lassen, um ihre Ueberfahrt zu bezahlen. Es wird angegeben, daß der Capitän gewöhnlich für einen Deutschen 20 bis 30 Pf. Sterl. erhält, für einen Franzosen 15 Pf., für einen Engländer 12 Pf., für einen Irländer 8 oder 9 Pf.; einen Spanier oder Portugiesen kann er aber um keinen Preis los werden.

London Weekly Review, April 12.

Deutsche Colonie auf Hayti.

Eine Colonie von Deutschen und Niederländern, die in der Nähe von Cap Nicolas Mole ihr Land stets ohne Hülfe von Negern gebaut hat, befindet sich in einem sehr blühenden Zustande. Sie bauen keinen Zucker, Kaffee und Baumwolle dagegen mit dem besten Erfolg. Sie und ihre Vorfahren scheinen während aller Schrecknisse der Revolution von St. Domingo unangefochten geblieben zu seyn, indem sie ihres fleißigen und ruhigen Betragens wegen stets von den Chefs aller Partei̇en geschützt wurden.

The Present State of Hayti, by J. Franklin, London 1827. 12.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 125. 4 Mai 1828.

Nubien.

Das Steinthal. Dongola. Die Kolosse auf der Insel Argo.
(Fortsetzung.)

Der Katarakt von Uâdy=Halfa, nicht wie der Rheinfall bei Schaffhausen ein jäher Sturz des Nils über einen einzelnen Felsen — erstreckt sich durch das ganze Steinthal. Auf dieser acht und zwanzig Stunden langen Strecke — die Eingebornen nennen sie Kindimeto, die Araber Uâdy=Hadjar — unterbrechen zwei und vierzig Inseln, hemmen zahllose Klippen den Lauf des Stroms, der oft in ein so enges Bett zusammengedrängt wird, daß ein Flintenschuß das jenseitige Ufer erreicht.

Die Gegend ist fast eine völlige Wüste, wo man, ohne einen Menschen zu sehen, mehrere Tage reisen kann. Ueber steile Felsen, welche die Fluth vom Urgebirge losgerissen, an tiefen Abgründen vorbei, welche sie ausgespühlt hat, führt der schmale mühsame Pfad; aber die romantische Erhabenheit der Natur, die der Pinsel eines Salvator Rosa verherrlichen sollte, entschädigt den Wanderer reichlich für die Beschwerden der Reise. Es scheint jedoch, daß diese Gegend in frühern Zeiten ziemlich bewohnt war: eine Menge Ruinen, worunter viele von christlichem Gepräge, bekränzen den Saum der schwarzen unfruchtbaren Bergkette oder erhöhen die pittoreske Schönheit der aus dem wildbewegten Strome auftauchenden Inseloasen, die auch jetzt noch der Wohnsitz einiger armen Barâbra, oder, wie man sie hier heißt, Barbarins sind. Aber überall fühlt sich der Mensch glücklich in seinem Vaterlande. Glaubten ja die guten Leute, daß wir zu ihnen blos deswegen gereist wären, weil es uns nach dem Schatten ihrer Palmen und nach dem lieblichen Saft ihrer Datteln gelüstet hätte.

Als wir an dem Ufer hinaufzogen, zeigten uns manche Stellen noch Trümmer von jenen Schiffen, auf welchen Mehemed=Ali seinem nubischen Heer die Lebensmittel hatte nachführen lassen. Lange Zeit waren nicht blos Reisende, sondern selbst Eingeborne der Meinung, daß kein Schiff diesen Katarakt passiren könne.

Da berief der Pascha seinen Laghun=dschi=baschi (Vorsteher des Bergwesens) aus den Smaragdgruben des rothen Meeres in das Steinthal. Es wurden Minen angelegt, Felsen gesprengt, und so kam auf der östlichen Seite des Flusses eine leidliche Wasserstraße zu Stande, die freilich noch immer gefährlich genug war. Denn nicht nur ein großer Theil der Araber, welche die Transportschiffe an langen Tauen von Klippe zu Klippe und von Insel zu Insel ziehen mußten, sondern auch der dritte Theil der hundert und fünfzig Transportschiffe des Pascha's ging bei der erzwungenen Schifffahrt zu Grunde.

Es war bei dem Dorfe Dâl=Nâru (20° 57′ 15″ nördl. Br. und 28° 20′ östl. L.), wo wir das Steinthal verließen. Das Gebirg, dessen Boden bald oberhalb Uâdy=Halfa mit dem Aufhören des Sandsteins eine primitive Formation annimmt, und fort und fort rauher und höher wird, flacht sich hier wieder ab und man tritt aus der Wildniß in ein angebautes Thal, die Provinz Sokkot. Aber erst jenseits das Katarakts von Hanneq (19° 41′ 30″ nördl. Br.), welcher die Grenze zwischen Dâr el=Mahas und Dongola bildet, verliert die Landschaft das düstere Kolorit, welches die Ansicht von Egypten und Nieder=Nubien so monoton und melancholisch macht; denn statt der zerstreut stehenden Palmbäume, der schwarzen Felsen, des Sandes, der die Ebene zu verschlingen droht, sehen wir nun grüne Fluren, üppige Felder und große mit Akazien und Nebkas dicht bewachsene Waldungen. Je mehr wir uns der Region der periodischen Regen näherten, desto auffallender wurde diese Veränderung.

Die Provinzen Sokkot und Dâr el=Mahas welche seit langer Zeit Dependenzen von Egypten waren, standen unter Scheiks. In Dongola herrschten vor der Invasion der Mameluken kleine Erbfürsten, Malek oder Melik genannt, die, bei der Katastrophe jener Eroberer wieder unabhängig geworden, ihre Unabhängigkeit von Neuem an Ismaël Pascha verloren. Jetzt besaßen sie nur noch den Schatten von Autorität, welchen ihnen der egyptische Gebieter gelassen hatte, weil er ihrer Dienste, um die Abgaben zu erheben, und das widerspenstige Volk im Zaum zu halten, benöthigt war. Man kann sich denken, daß diese mediatisirten Meliks ihr Interesse mit diesen neuen Verhältnissen auf eine Art zu vereinigen wußten, wodurch der Flor des Landes eben nicht sonderlich gefördert ward.

Hier beginnt der Länderkreis, über welchen sich der Einfluß der Könige von Sennâr erstreckt, deren tributpflichtige Vasallen die Meliks von Dongola waren. Da aber der entfernte Oberherr das Land nicht gegen die schlimme Nachbarschaft der räuberischen Schaykiehs zu schützen vermochte, so ist dasselbe, ungeachtet seines natürlichen Reichthums, dergestalt in Verfall gerathen, daß

weite Strecken ungebaut blieben, und die Einwohner in großer Anzahl nach Barbar und Schendy, ja bis nach Kurdofân und Dârfur auswanderten. Hatten auch die Mamelucken die äußere Sicherheit einiger Maßen hergestellt, so dauerte ihre Herrschaft zu kurze Zeit und war selbst zu precär, als daß die Segnungen des Friedens hätten wirklich sichtbar werden können. Und nun erschien die türkische Armee, welche ihren Weg mit Mord und Verwüstung bezeichnete.

Der Hauptort von Dongola ist die Stadt gleichen Namens. Sie liegt auf einem achtzig bis neunzig Fuß hohen Felsen neben dem Nil. Sie hat keine Ringmauer, aber die Häuser der Vornehmen sind so gebaut, daß sie einzelne Gruppen bilden, von denen jede mit hohen Mauern umgeben und durch viereckige Thürme gedeckt ist, so daß gleichsam mehrere kleine Festungen neben einander stehen: ein Umstand, woraus man auf die öffentliche Sicherheit des Landes schließen kann. Durch ihre hohe Lage den Sandwirbeln der Wüste ausgesetzt, gewährt die Stadt keinen angenehmen Aufenthalt. Seitdem die Mameluckenbeys den Sitz der Regierung nach Maraka verlegt haben, sind hier kaum noch dreihundert Einwohner. Man sieht übrigens, daß die Stadt in bessern Zeiten ziemlich bedeutend war: denn ihre Ruinen, die durchgehends auf die Kopten oder auf die Araber hinweisen, erstrecken sich tausend Schritte über ihren jetzigen Umfang hinaus.

Interessanter für uns war die Insel Argo, die größte Nil-Insel, die uns bis dahin vorgekommen war. Sie ist fünf Lieues lang und man zählt auf ihr ein und zwanzig Weiler. Da ich die Alterthümer daselbst sehen wollte, so machte ich dem Melik Tumbol, zu dessen Gebiet sie gehört, einen Besuch. Ich fand ihn auf seinem Divan mit der Pfeife im Mund; sein Anzug bestand aus einem feinen cottunenen Hemd, einer kleinen Mütze von abgenähtem Zitz und langen Sandalen von Leder. Neben ihm lag sein reich mit Silber belegter Säbel, und an seinem Hals und Ellenbogen hingen kleinen lederne Beutel mit Talismanen. Dieß ist die Landestracht in Dongola, wobei die sonderbare Anomalie auffällt, daß, während bei den Barâbra die Männer, hier die Weiber nackt gehen. Wir litten sehr Mangel an Lebensmitteln und so bat ich den Melik um eine Anweisung an das in der Nähe befindliche Armeemagazin, in der Hoffnung etwas Mehl oder Zwieback zu bekommen. Wir mußten uns aber mit einem Sack Mais und mit dürren Bohnen begnügen. Indessen stand unserer Ueberfahrt auf der Insel kein Hinderniß im Weg. Die Araber, die uns überschifften, bedienten sich dießmal zum Rudern der Ruder, nicht, wie es bei Semne im Steinthal der Fall gewesen war, der Füße.

Der Ort, wo wir landeten, hieß Tura (19° 18′ 40″ nördl. Br. und 28° 23′ östl. L.) Ungefähr drei Stunden von der südlichen Spitze der Insel fanden wir den Gegenstand unsrer Neugierde. Es sind zwei kolossale Memnonsstatuen aus grauem Granit. Von dem Tempel selbst, den sie einst zierten, ist keine Spur mehr; nur ein leerer mit Bruchstücken von Sandstein bedeckter Platz, in der Richtung von Osten nach Westen vier und achtzig Metres lang, und drei und fünfzig Metres breit, bezeichnet noch die Stelle, wo einst der Tempel stand. In den beiden Winkeln des westlichen Endes liegen die Bilder umgestürzt auf dem Boden. Nach ihrer Lage zu urtheilen, standen sie sich einander gegenüber und der Tempel hatte den Eingang auf der östlichen Seite. Ihre Höhe beträgt, das Fußgestell mit eingerechnet, sieben Metres und fünf und fünfzig Centimetres; sie sind aufrecht und gehend dargestellt. Schade, daß die Arbeit nicht vom besten Stil ist; beide Colosse sind nicht unbeschädigt: der nördliche ist in der Mitte entzwei gebrochen; dem südlichen *) fehlen die Arme bis an die Schultern und ein Stück von der Nase. Wie würden sich aber doch die Liebhaber darum streiten, wenn diese Bilder in der Nähe von Kairo sich befänden!

(Fortsetzung folgt.)

Religiosität in Frankreich.

(Schluß.)

Einige Zeit darauf wurde Angelika als Laienschwester in einem berühmten Kloster der Stadt Meaux aufgenommen. Aber sie konnte sich in die Arbeiten dieses Klosters nicht finden; sie wurde krank und verließ dasselbe mit einer Taubheit, die ihr sehr lästig war. Dieses Ungemach behielt sie ungefähr sieben oder acht Monate, bis zu dem Festtage des heil. Franciscus, der in vielen Fällen für sie ein Tag des Segens geworden ist; sie wurde durch den Wein geheilt, der bei Gelegenheit der heiligen Thräne (sainte larme) geweiht worden war, die in der Abtei zu Vendome aufbewahrt wird. Diese wunderbare Heilung befestigte sie in ihren frommen Gesinnungen und sie faßte eine heilige Neigung für den Orden Unserer Frau vom Berge Carmel. Schon in ihrer Kindheit hatte sie diese Vorliebe gezeigt. Sie war entzückt, sagt ihr Biograph, wenn sie einen Carmeliter durch die Stadt Evreux gehen sah, sie folgte ihm durch die Straßen und lief hinter ihm drein, ohne zu wissen, was sie that, geleitet durch eine geheime Führung des Geistes Gottes. Sie hatte den brennendsten Wunsch, in einem armen Orte in der Nähe der Wüste der Carmeliter-Barfüßer wohnen zu können, die in der Diöcese von Evreux, eine Stunde von Louviers ist. Die Umstände gestatteten ihr indessen nicht, diesen frommen Entschluß auszuführen.

Hier berichtet uns Boudon, daß Elias, der bekanntlich der Patron der Carmeliter-Barfüßer und Nicht-Barfüßer ist, mehrere Mal der Schwester Marie Angelika erschienen sey „mit einem Gesicht von strengem Ausdruck, das indessen für sie immer eine gewisse Süßigkeit hatte.“ Boudon, wahrscheinlich in der Besorgniß, daß diese Erscheinungen bei seinen Lesern einigen Zweifel finden möchten, erzählt eine Thatsache derselben Art, welcher man seinen Glauben nicht versagen kann, weil sie in der Geschichte der Brüderschaft der Carmeliter erzählt wird. „Eine vornehme Dame, Catharina

---

*) Hiezu die lithographirte Abbildung des restaurirten Kolosses.

von Carbonne, hatte sich auf besondere Bewegung des heiligen Geistes in Mannstracht verkleidet (déguisée par un mouvement particulier du Saint-Esprit, — en habit d'homme), und entfloh von dem spanischen Hofe. Sie zog sich in eine Einöde zurück, wo sie von Nichts als Kräutern und Wurzeln lebte, mit solcher Strenge, daß sie Pönitenz that, als sie einmal ein paar wilde Spargeln genossen hatte. In dieser Einsamkeit war es, wo der große Patriarch Elias dieser erwählten Seele erschien und ihr selbst die Form der Kleidung zeigte, die sie in Zukunft tragen sollte und die sie den Rest ihres Lebens trug." Es ist klar, daß diese Erscheinung eine unzweifelhafte Bürgschaft für diejenige ist, deren die Schwester Marie Angelika gewürdigt wurde.

„Auch die heilige Theresia," fährt Boudon fort, „hat sich mehrere Male dieser guten Schwester gezeigt und es dauerte länger als ein Jahr, daß sie fast täglich den seligen Vater Jean de la Croix sah, entweder durch eine imaginäre oder eine rein geistige Vision. Man nennt eine übernatürliche, aber imaginäre Vision eine solche, die sich dem inneren Sinn in Formen oder Bildern zeigt, die denselben auf übernatürliche Weise zur Belohnung außerordentlicher Frömmigkeit von Gott eingegeben werden. Eine geistige Vision dagegen nennt man diejenige, die dem Geiste unmittelbar ohne Mitwirkung des äußeren oder inneren Sinns verliehen wird, und dieß geschieht durch eine große und ganz besondere göttliche Erleuchtung. Nur Gott kann rein geistige Visionen verleihen; aber die großen natürlichen Erleuchtungen kann der Teufel nachäffen, indem er sich der Einbildungskraft auf so geschickte Weise bedient, daß dieselbe zuweilen nicht den geringsten Theil daran zu haben scheint."

Man sieht, daß die neuen Apostel Loyolas den Teufel für sehr bewandert in der Kenntniß der Natur und für eingeweiht in alle Geheimnisse derselben halten; sollte er es nicht seyn, dem wir die Entdeckung des Magnetismus und überhaupt unsere Fortschritte in den Naturwissenschaften verdanken? Der gute Boudon, der eben kein besonderer Naturforscher ist, führt uns bald wieder zu unserer Schwester Marie Angelika zurück und läßt sie uns Schritt für Schritt auf ihrem Wege der Vervollkommnung begleiten. „Die göttliche Gnade," sagt er, „trieb sie zu allem, was man sich als das härteste und schwerste für die Natur denken kann." Wir werden die Wirkungen dieser übernatürlichen Gnade sehen; aber ich fühle, daß ich der Nachsicht meiner Leser im vollsten Maße bedürfen werde. Was ich noch anzuführen habe, wird so ekelhaft, die Details erregen einen solchen Widerwillen, daß, während ich im Begriff bin, diese Stelle abzuschreiben, die Feder meiner Hand entfällt. Ich weiß in der That nicht, ob die dringende Nothwendigkeit, die Infamien einer heuchlerischen Sekte und das System des Dummmachens, welches sie verfolgt, mir zur Entschuldigung dienen; aber es ist eine Pflicht, und sie muß erfüllt werden.

„Maria Angelika," sagt der Priester Boudon, „faßte den Entschluß, um dem Rufe der göttlichen Gnade zu folgen, den Kopf eines jungen Mädchens zu verbinden, die einen abscheulichen Ausschlag hatte. Sie steckte sich von demselben ein Stück in den Mund und aß es! Aber wie gütig ist Gott, wie freundlich ist er gegen die, welche ihn lieben! Sie hat versichert, daß, indem sie sich auf diese Weise kasteite, sich so viel Süßigkeit über eine Sache verbreitete, die ihr natürlich die unangenehmste Empfindung hätte erregen sollen, daß sie sich nie erinnerte, etwas Wohlschmeckenderes gegessen zu haben; ja sie konnte sich keine Speise denken, so delicat sie auch seyn mochte, die dieser nur entfernt sich näherte. Sie unterwarf sich auch der Prüfung, die Linnen auszusaugen, die zum Verbande von Geschwüren gedient hatten und voll waren von Eiter; und indem sie auf diese Art fortfuhr, mit so vieler Großmuth sich zu überwinden, so fuhr der gute Gott seinerseits fort, sie zu begünstigen und sie Wollust finden zu lassen in Dingen, die auf natürlichem Wege nur den größten Abscheu hätten erregen müssen. Häufig hat sie den Auswurf (des crachats) verzehrt, der sich in der Kirche oder anderwärts fand. Kurz sie that alles Gute, was sich ihr darbot und was in der Ordnung Gottes war."

Und es gibt Menschen, die jedes sittlichen Gefühls, jedes Gefühls für Scham oder Anstand so völlig unfähig sind, daß sie nicht erröthen, diese Bücher öffentlich bekannt zu machen und Kindern, die ihrer Leitung anvertraut sind, in die Hände zu geben! So erfüllt ihr eure Sendung, so geht ihr in den Geist der Religion ein, deren Diener ihr euch nennt, der Schriften, in denen die sanfteste Duldung und die reinste Moral athmet! Sind dieß die Mittel, um der katholischen Kirche Menschen zurück zu bringen, welche die Charlatanerie und die Heuchelei eines Theils ihrer Diener veranlaßt hat, sich von ihr zu trennen? Ist es möglich zu begreifen, wie zu einer Zeit, wie die unsrige, wo die Civilisation zu immer höheren Stufen sich entwickelt, wo man von allen Seiten zu gesunden Ideen und großmüthigen Gesinnungen kommt, wie in dieser Zeit noch von so ehrlosen und erbärmlichen Speculationen auf die Einfalt, die Leichtgläubigkeit und fanatische Unwissenheit die Rede seyn kann?

Werfen wir einen Blick auf ein zweites Werk: La Vie et les Révélations de la soeur de la Nativité, das aus derselben Fabrik kommt und gleichfalls dazu bestimmt ist, die Jugend zu verderben. Diese Schwester der Nativität nannte sich in der gewöhnlichen Welt Jeanne le Royer und war von dem Dorfe Beaulot, zwei Stunden von der kleinen Stadt Fougères in der Bretagne. Wir verweilen nicht bei den Begebenheiten ihres Lebens; sie gleichen in vieler Hinsicht denen, die sich in dem Leben der Schwester Marie Angelika finden. Auch hier sind es Gebete, Selbstpeinigungen, Losreissungen von allen natürlichen Gefühlen und Vergessen alles äußeren Anstandes, nebst blinder Unterwerfung unter den Willen und die Befehle des Beichtvaters, was die christliche Vollkommenheit ausmacht.

Jeanne le Royer hatte allerlei Träume; sie sprach davon mit ihrem Beichtvater Genet, einem emigrirten Prie=

erniedrigen, alle vernünftigen Begriffe zu verwirren, die Gewissen zu hintergehen; es ist ein Vernichtungskrieg, der gegen die ganze civilisirte Gesellschaft geführt wird; aber — wir dürfen darauf vertrauen — nicht dieser, sondern nur dem Urheber jenes schändlichen Systems kann der Kampf den Untergang bringen.

---

diesen Vorschlag machte, meinte: wenn man denselben nicht annehme, werde man auf die englische Sitte kommen müssen, einen schlechten Redner „herunter zu husten" (to caugh down). Diese inhumane Aeußerung erregte indeß solchen Unwillen in dem Hause, daß der Redner beinahe selbst heruntergehustet worden wäre. Sein Vorschlag wurde verworfen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 126. 5. Mai 1828.

Die Republik Guatemala. *)

Das alte Königreich Guatemala, jetzt die Republik von Mittelamerika, unter allen den großen Fragmenten, in welche der Coloß der spanischen Macht im Westen zerfallen ist, das unbekannteste, ist keineswegs — wie man leicht verleitet werden könnte, anzunehmen — in gleichem Maße auch das unwichtigste unter denselben. Ohne bedeutende Handelsverbindungen mit den Vereinigten Staaten oder den europäischen Seemächten, und weniger reich an edlen Metallen, als die übrigen Theile des spanischen Amerika, blieb es bis zu der Periode seiner Unabhängigkeit beinahe in völliger Dunkelheit. Lange nachdem der Sturm der Revolution in Columbia, Buenos Ayres, Chile und Peru das Feuer bürgerlicher Unruhen geschürt und die Verheerungen feindlicher Invasionen herbeigeführt hatte, blieb Guatemala noch ruhig der Herrschaft des Mutterlandes unterworfen. Selbst die Bewegungen in dem benachbarten Mexico vermochten nicht, seine Ruhe zu stören, oder Aeußerungen eines revolutionären Geistes unter seinen Einwohnern hervorzurufen. Guatemala schien über dem alles in seinen Kreis ziehenden Interesse, welches sein mächtigerer Nachbar auf sich zog, ganz übersehen zu werden.

Dieß war die Lage von Mittelamerika, als der Congreß der Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit der neuen Republiken anerkannte. Aber dieselben Umstände, welche einst den spanischen Rath von Indien veranlaßt hatten, Guatemala eine besondere Regierung zu geben, bestimmten auch die Einwohner in ihrer Wahl eines politischen Systemes, als das Joch der Colonialsclaverei endlich gebrochen war. Sie verlangten jene Unabhängigkeit jetzt als selbstständiger Staat, deren sie sich dem Wesen nach bereits als Provinz erfreut hatten. Glücklicher in dieser Rücksicht, als fast alle ihre Landsleute, hatten sie keine Armeen zu bekämpfen, um ihre Freiheit zu erringen; und obwohl die letzten, welche das Banner der Unabhängigkeit erhoben, waren sie doch unter den ersten, welche die Organisation ihrer republikanischen Regierungsformen vollendeten.

Nach seiner Ausdehnung vor der Revolution begriff Guatemala die Provinzen Chiapa, Guatemala, Vera Paz, Honduras, Nicaragua und Costa Rica, d. h. beinahe den ganzen Isthmus, welcher Nord- und Südamerika verbindet, indem es sich, den atlantischen Ocean auf der einen, das stille Meer auf der andern Seite, von Yucatan und Tabasco bis nach Veragua erstreckte. In diesem Umfange war die alte Statthalterschaft (Capitania general) Guatemala etwas größer als Spanien und etwas kleiner als Frankreich *). In Folge der Intriguen, welche die Anhänger des ephemeren Kaisers von Mexico, Iturbide, in Guatemala einleiteten, trat indessen die Provinz Chiapa (mit 500 bis 600 QM.), mit Ausnahme des Distriktes von Soconusco, zu dem mexicanischen Freistaate über, so daß die Republik Mittelamerica gegenwärtig nur die fünf Staaten: Guatemala mit Soconusco, San Salvador (die Provinz Vera Paz) Honduras, Nicaragua und Costa Rica begreift. —

Man darf nur einen Blick auf die Weltkarte werfen, um sich zu überzeugen, wie günstig dieses Land zur Unterhaltung von Handelsverbindungen mit allen andern Theilen von Amerika, wie mit den bedeutendsten Staaten von Asien und Europa gelegen ist. Obwohl die Seeküste an der atlantischen Seite, gleich der von Mexico, ungesund und zu gewissen Jahreszeiten heftigen Stürmen unterworfen ist, so ist sie doch durch zahlreiche Häfen zugänglich, und Flüsse, die von den Gebirgsketten des Innern herabströmen, durchschneiden das Land als eben so viele Handelswege in jeder Richtung. Aber so lange Guatemala in der Dunkelheit der spanischen Colonialadministration begraben lag, wurden diese Vortheile seiner Lage, so einleuchtend sie auch seyn mochten, so gut als gar nicht beachtet; seine Einkünfte waren kaum zureichend, die Kosten der Provincialverwaltung zu decken. Der spanische König, der weder wußte wo Honduras lag, noch was daselbst seine Besitzungen waren, wußte wahrscheinlich noch weniger von Guatemala; und seine Nachfolger, in gleicher Imbecillität und Unwissenheit erzogen, würden schwerlich je etwas von der Existenz eines solchen Landes

*) North American Review, January 1828. Boston and New-York. Vergl. Compendio de la historia de la ciudad de Guatemala, por Don Domingo Juarros. Guat. 1809 u. 1818, 2 B. 8.

Constitucion de la Republica Federal de Centro-America. Guatemala, 1825.

Constitucion del Estato del Salvador. San Salvador. 1824.

Die Zeitungen, welche in Mittelamerika erscheinen: El Liberal, el Indicador, el Redactor General und El Centinela del Salvador.

*) Nach Alex. Humboldt (Hertha, 1826. Augustheft, p. 134) nach dem Redactor General von 1825 p. 1 an 16740 QM., über 9000 geogr. QM.

gehört haben, wenn nicht aus dem vortrefflichen Cacao von Soconusco die Chocolade bereitet worden wäre, die zum besondern Gebrauch der königlichen Tafel bestimmt war. Und obwohl wir in Guatemala weniger Spuren jener furchtbaren Tyrannei finden, welche die Spanier in so vielen andern Theilen von Amerika übten; so spricht doch die einzelne Thatsache, daß die Hülfsquellen eines so schönen Landes bis auf die neueste Zeit völlig unbenutzt blieben, lauter als ganze Bände gegen die barbarischen Grundsätze der spanischen Herrschaft.

Guatemala ist, wie Mexico, ein Gebirgsland; doch sinkt die Andeskette, die gegen Mittelamerika hin stets den Küsten des stillen Meeres nahe bleibt, zwischen der Mündung des Atrato und dem Golf von Darien zu niederen, wenige hundert Fuß hohen Hügeln herab, erhebt sich in der Landenge von Panama wieder zu einer Höhe von 600 Fuß, und geht erst an der Grenze von Columbien in die erhabenen Cordilleren von Veragua und Salamanca über. Merkwürdiger indessen, als die Hauptgebirgskette selbst, ist die lange Reihe von Vulkanen, die sich meist als isolirt stehende Kegel in Mittelamerika zwischen den Urgebirgen von Veragua und Oaxaca erheben; am südlichsten der Vulkan von Barug (Br. 8° 50'); diesem folgt der Vulkan von Papagayo (Br. 10° 10'); und östlich von diesem liegen drei feuerspeiende Berge unfern dem südlichen Ufer des Sees von Nicaragua; weiter nördlich der Vulkan von Sapaloca auf der Insel Ometope; im See von Nicaragua der Vulkan Mombacho, S.O. von der Stadt Granada; der Vulkan von Masaya zwischen Granada und Leon, und der Vulkan Momotombo östlich von der Stadt Leon. Der thätigste in älterer Zeit und der berühmteste unter allen Feuerbergen von Guatemala war der von Masaya (im Staate Nicaragua), den die Spanier el infierno de Masaya nannten, und dessen Feuer man nach Juarros auf eine Entfernung von 25 Meilen sah. Dieser Vulkan gab im 16 Jahrhundert die Veranlassung zu einem sonderbaren Beweise mönchischen Golddurstes. Der Dominikaner Blas de Innena ließ sich an einer Kette von mehr als hundert Ellen (Brazas), mit einem eisernen Löffel bewaffnet, in den Krater hinab, um das geschmolzene Gold (die flüssige Lava!) daraus zu schöpfen. Der Löffel zerschmolz, und der Mönch entkam der Gefahr, in die er sich gestürzt hatte, mit Mühe. Die Nebenumstände, mit denen diese Geschichte erzählt wird, sind gewiß erdichtet, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß Innena sich in den Krater wagte, und daß seine Unternehmung es war, was den Dechant des Capitels von Leon verleitete, sich vom Könige die Erlaubniß ertheilen zu lassen, den Vulkan von Masaya zu öffnen und das Gold zu sammeln, welches dieser Berg in seinem Innern verberge. Weiter nördlich zwischen der Stadt Leon und dem Meerbusen Amapala folgen die vier Vulkane von Felica, del Viejo, Giletepe und Guanacaure. Westlich von dem Meerbusen Amapala liegen noch zwanzig Vulkane, von denen der von Pacaya und der Vulkan del Fuego in der Nähe der Stadt Guatemala die bekanntesten sind. — Die Lage dieser Stadt mußte in Folge der vulkanischen Eruptionen und Erdbeben, die ihr mehr als einmal den Untergang drohten, zweimal verändert werden. Ursprünglich wurde sie an der Stelle, die jetzt Ciudad Vieja heißt, angelegt, und von dort im Jahr 1541 ungefähr eine Meile weit nach Altguatemala verlegt, bis im Jahre 1776 endlich die jetzige Hauptstadt Neuguatemala gebaut wurde. Ciudad Vieja stand am Fuße eines hohen Berges von kegelförmiger Gestalt, welcher der Volcan de Agua (Wasservulkan) genannt wird. Dieser Berg ist mit fruchtbarem Boden bedeckt und von blühenden Dörfern und Thälern umgeben. Wenn man auf seinem Gipfel steht, hat man die erhabenste und prächtigste Aussicht von der Welt. Gegenüber liegen die Vulkane von Pacaya und del Fuego, mitten unter reichen Landgütern und Dörfern, in der Nähe die Stadt Guatemala, das Dorf und der See von Amatitan. Weiterhin sieht man im Norden den atlantischen Ocean, das stille Meer im Süden, und dazwischen eine unermeßliche Landschaft von der Stadt San Salvador bis zu den Flächen von Chiapa. Alles, was die Natur Reizendes und Köstliches besitzt, ist verschwenderisch über dieses herrliche Land ausgebreitet; aber unter der Decke, welche sein Boden bildet, glüht das unterirdische Feuer, das jeden Augenblick in Erdbeben und furchtbaren Explosionen sich Luft zu machen droht.

Auf dem Gipfel des Volcan de Agua ist eine Art Krater, obwohl keine Nachricht davon vorhanden ist daß er jemals Feuer ausgeworfen habe. Am Morgen des 11 Sept. 1541 stürzte dagegen, nachdem lange anhaltende Regen und Eruptionen des Volcan del Fuego — von gewaltigen Erderschütterungen begleitet — vorausgegangen waren, ein unermeßlicher Wasserstrom aus dem Krater herab, der ungeheure Felsstücke vor sich herwälzte, die unglückliche Ciudad Vieja überschwemmte und eine große Anzahl ihrer Einwohner unter den Trümmern ihrer Häuser begrub. Ihre Entfernung nach Altguatemala gewährte ihnen nur kurze Zeit zur Erholung von ihrem Unglück. Außerdem, daß sie von Zeit zu Zeit von fürchterlichen Epidemien heimgesucht wurden, ward die Stadt mehr als einmal halb zerstört von den Erdbeben, welche die Ausbrüche der Vulkane del Fuego und Pacaya begleiteten, zwischen denen sie stand. Jeder dieser Berge ist auf seinem Gipfel in drei Spitzen getheilt, die mehrere Oeffnungen haben. Einmal kehrten länger als ein Jahr hindurch die Erdbeben wöchentlich wieder; ungeheure Wolken von Asche und Rauch verdunkelten die Sonne, so daß man in der Stadt des Mittags zu dem Gebrauche von künstlichem Licht seine Zuflucht nehmen mußte; ganze Monate hindurch flossen die Feuerströme. Im Jahr 1664 warf der Krater von Pacaya eine so unermeßliche Feuersäule aus, daß die Stadt in einer Entfernung von sieben Meilen des Nachts so hell erleuchtet war, als um Mittag. Eine dieser furchbaren Convulsionen der Natur, die durch die letzte Hälfte des Jahres 1773 in kurzen Zwischenräumen wiederkehrten, war es, die endlich die Stadt Altguatemala völlig zerstörte und die Einwohner zwang, sich, um der Wiederholung einer so schrecklichen Katastrophe zu entgehen, eine neue Heimat zu suchen. (Forts. f.)

Der Krieg zwischen Persien und Rußland.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit sandte der Schah eine Botschaft nach Constantinopel, um den Großherrn von den glücklichen Erfolgen, welche bisher seine Waffen begleitet hatten, zu benachtichtigen und die Pforte aufzufordern, gemeinschaftliche Sache gegen Rußland zu machen.

Während der Erbprinz vor Schischa lag, entsandte er seinen ältesten Sohn Mahommed Mirza, begleitet von seinem mütterlichen Oheim Amir Khan, mit einem Corps von 10,000 Mann und sechs Kanonen gegen Tiflis. Hier hatte indessen der General Mududoff, ein geborner Armenier, eine russische Macht von 6000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavallerie zusammengezogen, von denen er ein Detaschement von 600 Mann abschickte, um einen persischen Posten aufzuheben. Statt dessen fiel dieses Corps aber auf die ganze persische Armee unter Mahommed Mirza und erlitt einen Verlust von 200 Mann. Am 2 September stießen beide Heere bei Schamkhar, fünf Fursungs (pers. Meilen) von Tiflis, auf einander. Die Perser wurden auf das Haupt geschlagen und Amir Khan, ihr zweiter Anführer, getödtet.

Die Russen rückten nach diesem Erfolg nach Gendscha (Elisabethopol) vor, woraus die Perser mit großem Verlust vertrieben wurden. Der Erbprinz hob, auf die Nachricht von diesen Unfällen, sogleich die Belagerung von Schischa auf, nnd marschirte gegen Tiflis, um den Tod seines Oheims und die Niederlage seines Sohnes zu rächen. Die Armenier von Karabagh, die, durch die Grausamkeiten seiner Truppen zur Verzweiflung gebracht, die Waffen ergriffen hatten, umschwärmten seine Flanken und seinen Rücken und schnitten beständig alle Nachzügler ab. Ein großer Theil der Armee war zum Furragiren und auf Raubzüge zerstreut, da er aber in sehr kurzen Märschen vorrückte, so gelang es ihm, nachdem der Premierminister Ala-yar Khan zu ihm gestoßen war, vierzig tausend Mann zusammenzubringen, von denen die Hälfte disciplinirte Truppen, mit 20 Feldstücken.

Am 25 Sept. stand er dem russischen General Paskewitsch gegenüber, der 5 Meilen vorwärts Elisabethopol eine Stellung eingenommen hatte. Der Prinz beschloß ihn anzugreifen und theilte deshalb seine Armee in drei Treffen, die Infanterie im Centrum, die Cavallerie in den Zwischenräumen und auf den Flanken. Bei der Canonade, die einige Zeit von beiden Seiten unterhalten wurde, fand der Prinz, daß das schwere Geschütz der Russen große Verheerungen in seinen Reihen anrichtete; er befahl daher einen allgemeinen Angriff auf die Russen, die in hohlen Vierecken aufgestellt waren. So wie aber die Perser sich diesen näherten, bildeten die Vierecke sich in Colonnen, marschirten den Angreifenden entgegen und durchbrachen die erste Linie, die nun auf die zweite fiel und auch diese in Unordnung brachte. Als die Reserve das Schicksal der übrigen Truppen sah, floh sie, ohne einen Schuß gethan zu haben, in das Lager. Mehrere Standarten und vier Feldstücke fielen in die Hände der Sieger; das übrige Geschütz, das von einem englischen Sergeanten, Dawson, dirigirt war, wurde gerettet. Der Verlust, den die Perser erlitten hatten, belief sich auf 2000 Mann; die Russen hatten 500 Todte und Verwundete.

Als der Prinz die Niederlage seiner Armee entschieden sah, floh er mit wenigen Reitern, und machte nicht eher Halt, als bis er 50 Fursungs auf der persischen Seite des Araxes war. Seine Truppen eilten dem Lager zu, um ihre Effecten zu retten; hier entstand eine allgemeine Plünderung; und die Feldkasse des Prinzen wurde von seinen eigenen Leuten beraubt. Alle Ordnung hatte ein Ende und jeder floh seiner Heimath zu.

Als die Nachricht von diesem Ausgang dem Schah mitgetheilt wurde, war er äußerst niedergeschlagen, und brach in Verwünschungen gegen seinen Sohn, den Erbprinzen, aus, daß er eine so schöne Armee an einem einzigen Tage auf das Spiel gesetzt habe. Diese Unklugheit war in der That, ohne die vorausgegangenen glücklichen Erfolge, unbegreiflich, da es den Persern, ungeachtet ihrer orientalischen Prahlereien, keineswegs an richtiger Schätzung der russischen Macht und der Ueberlegenheit europäischer Disciplin fehlte. Schon Aga Mahommed Khan, der Großvater des Prinzen, und der Stifter der Dynastie, hatte die Mittel erkannt, die ihm disciplinirten Truppen gegenüber zu Gebote standen. Als im Jahr 1797, in Folge des Einfalls der Perser in dem Königreich Georgien und der Zerstörung von Tiflis, eine russische Armee unter General Suboff bis über den Araxes vorgedrungen war, und bereits seine Hauptstadt Teheran bedrohte, versammelte er die Anführer seiner Armee, die auf einem Eroberungszuge auf der entgegengesetzten Grenze des Reiches begriffen waren, und benachrichtigte sie, daß die Ungläubigen während seiner Abwesenheit von Khorasan es gewagt hätten, in das Land, der „goldenen Häupter“ einzufallen. „Aber meine tapfern Krieger,“ fügte er hinzu, „sollen gegen sie geführt werden, und wir wollen mit dem Segen Gottes uns auf ihre berühmten Infanterielinien und Geschützbatterien werfen und sie zu Stücken hauen mit unsern siegreichen Säbeln!“ Ein allgemeiner freudiger Zuruf beantwortete diese Rede und alle versprachen ihr Leben für die Ehre des Reiches daran zu setzen. Als sie sich entfernt hatten, befahl der Fürst seinem ersten Minister, Hadschi Ibrahim, sich ihm zu nähern, und fragte ihn, ob er gehört, was er zu seinen Heerführern gesagt habe? Der Minister bejahte dieß. „Und meinst du, sagte er, daß ich thun werde, was ich ihnen versprochen habe?“ — Ohne Zweifel, wenn es Ew. Hoheit Gefallen ist, war die Antwort. — „Hadschi,“ sagte Aga Mahommed Khan, halb unwillig, „hab ich mich geirrt? bist du auch ein Narr, wie die Andern? Kann ein Mann von deiner Weisheit glauben, ich werde mit meinem Haupt gegen ihre Wälle von Stahl rennen, und meine unregelmäßige Armee von ihren Kanonen und ihren disciplinirten Truppen vernichten lassen? Ich weiß es besser. Ihr Geschütz soll mich nicht treffen; aber sie sollen keinen Fuß Landes haben, außer seiner Schußweite. Sie sollen

keinen Schlaf kennen; und laß sie marschiren, wohin sie Lust haben, so will ich sie mit einer Wüste umgeben!"*)

Ohne Zweifel theilte der Schah die Ansicht seines Vaters; doch war sein Zorn gegen den Prinzen, der dieselbe vergessen hatte, nicht von Dauer, vielmehr lud er ihn bald zu sich in sein Hoflager ein. Abbas Mirza antwortete, er sey zu beschämt, um sich unter den Augen seines Vaters und seiner Brüder zu zeigen. Nach einigem Zögern wagte er es jedoch, seinen Vater zu besuchen; und seine Annäherung wurde unerwartet im Lager gemeldet. Major Willock ward von dem brittischen Gesandten abgeschickt, ihm entgegen zu gehen, und ihn zu trösten. Der Prinz hatte völlig den Muth verloren; er bekannte, daß es die äußerste Thorheit gewesen sey, eine wohl versehene und disciplinirte Armee im offenen Felde anzugreifen, und erklärte, nach den Nachrichten, die er erhalten habe, würde es ihm, ohne jene Unklugheit, leicht gewesen seyn, die Russen aus ganz Georgien zu vertreiben. Als er bei den Linien der Dschanbas-Infanterie vorüber kam, wurden laute Zeichen des Mißvergnügens und selbst Schmähungen gehört, die das Gefühl des Prinzen auf das Tiefste verletzten. Der Schah empfing ihn indessen mit Wohlwollen, und suchte seinen Muth wieder aufzurichten, während die Gouverneurs der verschiedenen Provinzen sogleich abgesandt wurden, um ihre Truppen wieder zusammen zu bringen.

Auch der Sirdar von Eriwan hatte bei seinem Vorrücken eine kleine Lehre von den Russen empfangen; und da er überdieß eine Correspondenz zwischen den Armeniern von Jutsch-Kalissa und denen in Georgien auffing, welche die mißvergnügte Stimmung der ersteren verrieth, so zog er sich zurück, besetzte die drei Kirchen (das Kloster Etschmiazin, den Hauptsitz des armenischen Cultus) und sandte die Priester nach Eriwan.

Da General Mududoff mit seinem Corps eine Bewegung gegen Eriwan machte, so brach der Schah sein Lager ab, und zog sich nach Tauris; hier weigerte er sich sogar, in der Stadt zu schlafen, und blieb einige Tage außerhalb derselben in einem Gartenhause des Prinzen. Endlich schlug er sein Lager 20 engl. Meilen von Tauris in der Richtung von Merand auf und im Anfang des Octobers kehrte er nach Teheran zurück.

Abbas Mirza, der indessen eine andere Armee zusammengezogen hatte, hielt die Linie des Araxes besetzt, von wo aus seine Truppen zuweilen Raubzüge in Georgien unternahmen. Diese wurden von den Russen durch verheerende Einfälle in dem Khanat Eriwan erwiedert, doch fiel von beiden Seiten nichts von einiger Bedeutung vor, da die Jahreszeit bereits zu weit vorgerückt war, um größere strategische Operationen zu gestatten. In der Provinz Aserbidschan, welche jetzt der Standpunct der persischen Armee war, fängt der Winter oft bereits im October an und es ist nicht selten, daß gegen das Ende dieses Monats das ganze Land mit Schnee bedeckt ist.**)

Da Rußland am Ende dieses Feldzuges, der unter so vortheilhaften Umständen für Persien begonnen hatte, sich bereits wieder im Besitz aller seiner verlorenen Provinzen diesseit des Kur und Arras befand, so waren die Folgen, von denen jede weitere Verlängerung des Kampfes begleitet seyn mußten, leicht vorauszusehen. Der Eintritt des Winters hatte indessen einen Stillstand in den Operationen der Armeen herbeigeführt, den der Schah benutzen konnte, die Differenzen mit seinem überlegenen Gegner auszugleichen. Der brittische Gesandte, der alles aufbot, den Schah über seine wahren Interessen zu belehren, vermochte ihn endlich, einen seiner Großen, Mirza Mahommed Ali, nach Tiflis zu senden, um dem russischen Gouvernement die Bereitwilligkeit des Schah anzuzeigen, die freundschaftlichen Verhältnisse, die so lange zwischen beiden Reichen bestanden hatten, wiederherzustellen. Zugleich wurden zwei oder dreihundert russische Gefangene in Freiheit gesetzt, um dem Gesandten als ein Geschenk für den Kaiser — zum Beweise der Aufrichtigkeit der friedlichen Gesinnungen des Schah — nach Tiflis zu folgen.

Der Gesandte verließ Teheran im December; bei seiner Ankunft in der Nähe von Tauris wurde er jedoch durch die Nachricht, daß eine russische Armee in das persische Gebiet gefallen sey, einige Zeit zurückgehalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Malcolm history of Persia Vol. II pag. 297.

**) Malcolm II. p. 295.

Die schwarze Hochzeit in Nieder-Poitou.

Die Marschen von Nieder-Poitou sind jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und vom Herbst bis zum Frühjahr können die Einwohner ihre Häuser nur in schmalen flachen Boten verlassen, die durch den leichtesten Windstoß umgestürzt werden müssen. Das Holz ist in diesen Gegenden äußerst selten, und da es schwer oder oft unmöglich ist, dasselbe zu erhalten, so bedienen sich die Einwohner statt seiner zur Heizung wie zum Kochen des getrockneten Düngers von ihren Heerden. Während des Sommers wird der Dünger auf den Waiden gesammelt und in der Nähe ihrer Häuser aufgehäuft, bis er durch ein sehr einfaches Verfahren in Brennmaterial verwandelt wird. Dieß geschieht um die Zeit des Johannistages und ist mit einem Fest begleitet, welches die schwarze Hochzeit (le mariage noir) genannt wird. Mehrere Haushaltungen — Männer, Weiber, Kinder, Herren, Knechte und Mägde — vereinigen sich zu demselben; sie besprengen den Dünger mit Wasser, schneiden Stroh und vermischen es mit dem Dünger und lassen ihn von Ochsen, die darübergetrieben werden, festtreten. Darauf bilden sie Kuchen daraus und stellen ihn so an ihren Häusern und auf den Feldern auf, um ihn zu trocknen. Nachdem dieß geschehen ist, wird er in Schobern aufbewahrt und dann gleich dem Torfe verbrannt, dessen Stelle er vollkommen vertritt. Lange Erfahrung hat die Weiber gelehrt, dieß sonderbare Brennmaterial so geschickt zu behandeln, daß es mit einem klein wenig Reisig und Stroh ein schönes helles Feuer gibt, ohne den Rauch oder übeln Geruch, den man erwarten sollte. Die Tage, an denen der Dünger so bereitet wird, sind Festtage durch das ganze Land. Die Arbeit, die mit Lust und Munterkeit verrichtet wird, dauert bis in den späten Abend, dann folgt Gesang und Tanz, und die Beschwerden des Tages werden durch reichliche Züge Weins hinuntergespühlt. Der Name, den diese ländlichen Feste führen, bezieht sich wahrscheinlich theils auf die Beschäftigung, die denselben vorausgeht, und bei der man sich seiner schmutzigsten und schlechtesten Kleider bedient, theils auf die nächtliche Stunde, in der die Lustbarkeiten ihren Anfang nehmen.

Literary Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 127. 6 Mai 1828.

Uebersicht der neuesten italienischen Literatur.

In Briefen von einem italienischen Gelehrten.

Dritter Brief.*)

Die Rechtskunde hat in Italien einen sichern und ehrenvollen Sitz auf mehreren Universitäten, hauptsächlich auf der zu Turin. Das römische Recht wird im Allgemeinen wenig studirt, und in einigen Provinzen blos als Luxusstudium betrachtet. Die Italiener besitzen keine eigentlich philosophische Geschichte der römischen Gesetzgebung, und auf einigen Universitäten wird das römische Recht gewöhnlich eben so exegetisch vorgetragen, wie man das Landrecht erklärt. In Turin und auch im Königreich Neapel hat sich das Studium der römischen Gesetze noch mehr als anderswo erhalten; nur werden sie daselbst zu sehr blos in ihrer praktischen Bedeutung betrachtet, indem die Kenntnisse der innern Geschichte Roms noch nicht so weit gediehen ist, um überall einzusehen, wie die gesetzlichen Bestimmungen Roms stets nur eine Folge und ein Ergebniß seiner politischen Verhältnisse waren. Ungeachtet aber hier noch viel zu thun ist, und ungeachtet Italien allerdings der Vorwurf trifft, daß es auf halbem Wege stehen blieb, so kann man ihm doch die Anerkennung nicht versagen, daß seine Gelehrten es waren, die zuerst einsahen, daß zum richtigen Verständniß des römischen Rechts ein tieferes Eingehen in die Regierungsform und die politischen Veränderungen im Herzen dieser Königin der Welt unerläßlich ist. Vico und Gravina haben sich vor allen Andern in dieser schwierigen Aufgabe versucht. Besondere, leicht zu errathende Umstände ließen dieses Studium in Italien nicht weiter gedeihen, doch fehlt es nicht an Männern, die auch in diesem Zweige der Wissenschaft aufs Rühmlichste vorwärts schreiten, und viele Schriften beurkunden, daß die philosophische Rechtskunde in dem Vaterlande der Filangieri und Beccaria keineswegs verschwunden ist. Unter diesen Schriften nennen wir vor allen die „Genesi del diritto penale" des Gian Domenico Romagnosi. Vico, Mario Pagano, Filangieri, Beccaria, Cremani, Nani, und Andere mehr haben jedem, der diesen schwierigen und wichtigen Theil der Gesetzgebung bearbeiten will, die Bahn gebrochen. Das Werk Romagnosi's ist jedoch nichts desto weniger als eine völlig neue Erscheinung zu betrachten, und hat manche bisher unbeleuchtete Punkte der peinlichen Gesetzgebung ins Licht gestellt. Wie das Strafrecht in der Gesellschaft entstanden, worin es sich begründe, wie weit es sich erstrecke, wie es ausgeübt werden müsse, um seinen Zweck zu erreichen, kurz alle jene schwierigen Fragen sind von ihm in ihrer Tiefe aufgefaßt und stets mit Geist behandelt. Man legt seinen Schriften sonst allgemein, selbst in Italien, Dunkelheit zur Last, die erwähnte aber scheint uns so deutlich und klar, daß sie von jedem aufmerksamen Leser verstanden werden muß. Nach ihm verdienen angeführt zu werden die Strafgerichtsordnung (Nomotesia penale) des neapolitaners Raffaelli; die Grundsätze des peinlichen Rechts (gli Elementi di diritto criminale) des Professors Carmignani von Pisa; die Abhandlungen (Discorsi) des vor zwei Jahren verstorbenen Barbacovi. Die Italiener beschränken sich jedoch nicht blos auf inländische Originalwerke, sondern sie studiren und übertragen auch Schriften der Ausländer in ihre Muttersprache.*) Die praktische Rechtsgelehrsamkeit ist in Italien noch mehr kultivirt, da sie freier und sicherer ist als die philosophische. So wurde zum Beispiel der österreichische Zivilcoder mit einer Vergleichung der römischen Gesetze gedruckt, so eine Abhandlung über die Klagen, — die Servituten, — die Substitutionen und die Fideicommisse, — die Verträge zwischen Lebenden — den letzten Willen — kurz alle Theile des Coder haben einen oder mehrere Commentare. Unter dem Titel der österreichischen Rechtspraxis (Giurisprudenza pratica austriaca) sind die berühmtesten Rechtsfälle seit der Einführung des vorbenannten Coder, die Deduktionen der Rechtsgelehrten für und wider, und die Entscheidungen der Rechtsbehörden gesammelt. So hat sich denn ein Corpo di giurisprudenza pratica gebildet, das für die Advokaten und Richter äußerst nützlich ist. Es wäre übrigens sehr zu wünschen, daß jene beiden Stände in dem Theile von Italien, der unter dem Hause Oesterreich steht, sich mit der deutschen Sprache vertraut machten, um so die bestehende Rechtsordnung in ihren Quellen studiren zu können.

*) Man vergleiche Num. 66, 67 und 79 dieses Blattes.

*) So haben sie eine Storia delle prove giudiziarie di Geremia Bentham tradotte da Vincenzo Zambelli, und gli scritti del M. Pratohevera zu erwarten, deren Uebersetzung gegenwärtig im Werke ist.

Aus diesen Umgebungen der Philosophie treten wir nun in das Gebiet der Philosophie selbst ein. Wir begreifen unter diesem Namen die Logik, Ideologie, Metaphysik und die Ethik. Genovesi halten wir für den größten dermaligen Logiker in Italien, wenn man einen Schriftsteller groß nennen darf, der in irgend eine Materie Klarheit oder neue Begriffe bringt. Pater Soave erwarb sich durch seine Elementi di Logica, Metafisica, Etica das Verdienst, die ganze Philosophie in ein Fachwerk zusammenzustellen, allein er brachte die Wissenschaft um keinen Schritt weiter, ja man kann sagen, daß seine Schrift, indem sie das Gedächtniß ermüdet, den Geist leer und unthätig läßt. Um zu beurtheilen, wie viel dem Pater zu einer tüchtigen Handhabung seines Gegenstandes fehle, braucht man nur seine Geschichte der Philosophie zu lesen, die er seinem Werke vorangeschickt hat. Gioja hat in den letzten Jahren gli Elementi di Filosofia ad uso de' giovanelli in zwei Bänden herausgegeben, worin er sich bestrebte, ganz praktisch zu seyn, und vor Allem jenes Dunkel der Sprache und des Räsonnements zu vermeiden, welches das Verständniß der Jugend hindern konnte. Diese Elementi halten wir für das beste, was Gioja geschrieben hat, wir wissen aber nicht, ob sie bei den Lehrern gerechte Anerkennung gefunden haben. Die Schrift soll darthun, wie oft die einfachsten und klarsten Dinge durch Pedanterie und gelehrten Trug dunkel und schwierig gemacht werden, und wie oft die Lehrer durch ein Schaugepränge eitler Spitzfindigkeiten die Fortschritte der Schüler wie der Wissenschaft hemmen. Nicht auf gleiche Weise können wir Gioja's Ideologia rühmen, ein Werk, das wohl nicht mit Unrecht fast überall als oberflächlich und unzureichend bezeichnet wurde. Die Italiener sind im Allgemeinen keine Freunde von subtilen Abstraktionen und Spekulationen, worin sich die Deutschen und Engländer leicht mehr als nöthig ist, gefallen; doch geschah Einzelnes um das, was hierin von dem übrigen Europa vor allem von Deutschland erstrebt und erreicht wurde, Italien näher zu bringen. Eine Sammlung der Metaphysiker, die in Pavia erschien, eine italienische Uebersetzung aller alten und neuen Werke Kant's und seiner Nachfolger hat die Kenntnisse wenigstens vorbereitet. Auch die Geschichte Buhle's wurde in keiner andern Absicht übersetzt, als das Studium der Geschichte der Philosophie aufzuregen. Poli, Professor der Philosophie in Mailand, gibt gegenwärtig seine saggi filosofi heraus, worin er eine kurze Darstellung der verschiedenen philosophischen Schulen, vor allen der neuern beabsichtigt.

Von Originalwerken sind nur wenige hervorzuheben. Der schon oben genannte Romagnosi schrieb ein Naturrecht (Assunto di diritto naturale; Pezzi einige sehr beachtenswerthe Lezini di filosofia. Im vorigen Jahre trat ein Jüngling von 19 Jahren, Ressi von Como mit einem Werke „über das Princip aller Philosophie“ auf, das von ihm einen eben so tiefen als scharfsinnigen Denker erwarten läßt.

Italien nahm bis jetzt wenig unmittelbaren Antheil an dem Entwicklungsgange der speculativen Philosophie des neuern Europas, und an dem Kampf der Systeme, die namentlich in Deutschland die Grundlage aller Wissenschaft zu legen sich bemühen. Sein ganzes geistiges Leben geht still und unbemerkt einer Umwandlung entgegen, aber dieß kann bei den übrigen Verhältnissen des Landes und Volkes weniger in den abstracten Formen der Speculation sich aussprechen, sondern zeigt sich mehr in der, wenn auch oft verirrten, doch tief in Gemüth und Bedürfniß der Nation liegenden Richtung des politischen Geists, der sich am ungetrübtesten in der verjüngt auftauchenden Poesie ausspricht, die, den matten Geist des Schäfergedichts, wie die todte Form der Classizität abstreifend, auf das eigene Vaterland und seine Geschichte zurückkehrt, und so in der Wiedererweckung der Nationalerinnerungen das schönste Ziel poetischer Begeisterung findet, und dem in allen übrigen Verhältnissen nur leise und behutsam sich aussprechenden Gefühlen der Gegenwart eine Sprache leiht. Es ehrt die Regierungen Oberitaliens, daß sie das Mißtrauen des politischen Lebens nicht auf die friedliche, arglose Entwickelung des poetisch-geistigen übertragen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Republik Guatemala.

(Fortsetzung.)

Vor der spanischen Eroberung war Guatemala von verschiedenen indianischen Stämmen bewohnt, deren Nachkommen noch immer den größten Theil der Bevölkerung bilden *). Nicht weniger, als zwanzig verschiedene Sprachen

*) Nach Humbold (a. a. O. S. 137) besteht die Bevölkerung von Guatemala, die er — wahrscheinlich zu niedrig — auf 1,800,000 bis 2,000,000 schätzt, zu drei Fünftheilen aus Indianern, zu zwei Fünftheilen aus Mestizen und zu einem Fünftheile aus Weißen (Kreolen und Europäern). Dennoch könnte Guatemala für die kupferfarbenen Eingebornen des nördlichen Amerika vielleicht einst dasselbe werden, was Paraguay für die des Südens zu werden scheint. Die Indianer sind hier arbeitsamer und gebildeter, als in irgend einem andern Theile des spanischen Amerika, und noch sind die zahlreichen Denkmäler ihrer frühern Cultur vorhanden. Die merkwürdigsten derselben sind die Ruinen der alten Stadt Culhuacan, unweit des Dorfes San Domingo Palenque (s. Description of the Ruins of an Ancient City, discovered near Palenque in the Kingdom of Guatemala, by Captain A. del Rio, with notes by Dr. P. F. Cabrera. Lond. 1822; die Abbildung eines Basreliefs in Humbolds Vues des Cordilleres T. I. p. 151 vgl. T. II. p. 392); die Ruinen eines mit Bildsäulen gezierten Tempels bei Copan, die mit Säulen gezierte Höhle von Tubulca im Staat Honduras, die Ruinen der Insel Peten in den Lagunen von Itza; die gigantischen Ruinen der Königsstadt Utatlan (z. B. von einem Palast von 728 Schuh Länge und 376 Schuh Breite), und endlich die Reste einer großen Anzahl von Festungen.

werden aufgezählt, die den in dem Gebiet von Guatemala wohnenden indianischen Stämmen eigenthümlich sind. Das herrschende Volk war ein Stamm derselben Toltecas, die auch Mexico unterjocht hatten, und ihre Eroberungen weit in Guatemala ausdehnten, wo sie die Tschitschimecas, die ursprünglichen Bewohner des Landes, unterjochten. Nach den indianischen Sagen verließ, unter der Anführung von Nimakitsche, eine zahlreiche Schaar Toltecas Tula in Mexico, um sich neue Wohnsitze in einem weniger dicht bevölkerten Lande zu suchen; und nach mannigfaltigen Wanderungen siedelten sie sich zuletzt an den Ufern des Sees von Atitan an. Auf Nimakitsche war indessen sein Sohn Achopil gefolgt, der seinen Stamm zu Ehren seines verstorbenen Vaters den Namen Kitsche *) annehmen ließ. Er theilte seine Eroberungen in drei Theile und nahm selbst seinen Sitz zu Utatlan, der Hauptstadt der Kitsches. Seinem ältesten Sohne Jiutemal gab er das Königreich der Katschikeles oder Guatemala, und seinem zweiten Akchikat verlieh er das der Zutugiles oder Atitan. Diese Theilung bestand unter mehreren mehr oder minder bedeutenden Uneinigkeiten bis zu der Eroberung von Mexico durch Cortez, zu dessen Zeit ein Fürst, Namens Tecum Ucum in Utatlan regierte. — Juarros, der diese Geschichten erzählt, gibt als seine Quelle handschriftliche Chroniken von den Kaziken der Kitsches, Katschikeles und anderer Indianer an, die, nachdem sie von den Spaniern unterjocht waren, gleich dem Sohne Montezumas in Mexico und dem Inca Garcilasso in Peru, die traurige Pflicht gegen ihre Voreltern erfüllten, die Sagen von ihrer Größe in der Sprache ihrer Ueberwinder aufzuzeichnen. —

Guatemala wurde von Petro de Alvarado, einem der Offiziere von Cortez unterworfen. Dieser verließ Mexico im J. 1523 an der Spitze von 300 Spaniern und einem zahlreichen Corps von mexicanischen Hülfstruppen, Tlascaltecas und Tscholutecas. Neben ihm führten zwei andere erprobte Offiziere, Pedro de Portocarrero und Hernan de Chares, das Commando. Sie konnten die Eroberung des Landes nicht ohne manche blutige Schlacht vollenden, wobei freilich der Verlust immer auf Seiten der Indianer war, doch auch die Spanier nicht ohne Schaden davon kamen. Den hartnäckigsten Widerstand leisteten die Kitsches in den Districten von Sutschiltepeka und Kezaltenango, wo die Indianer noch bis auf diesen Tag die lebendigste Erinnerung von dem Unglück ihrer Voreltern erhalten haben. Ein Fluß fließt durch diese beiden Provinzen in das stille Meer, der im Anfang seines Laufes den Namen Siguila, zu Ende desselben Zamalá trägt; in der Mitte dagegen heißt er Chikigel oder der Blutstrom, weil er von dem Blute der Indianer, die hier an seinen Ufern fielen, der Sage nach, ganz roth gefärbt worden war. Sie griffen die Spanier mit der Wuth der Verzweiflung an; eine große Menge von den Hülfstruppen derselben wurde erschlagen. Die castilischen Reiter wurden so dicht umdrängt, daß einige der tapfersten Indianer sie von ihren Pferden zu reißen versuchten. Aber die geharnischten Teules (Götter, wie die unglücklichen Indianer sie nannten) eröffneten ein Musketenfeuer auf die gedrängten Massen der halbnackten Kitsches, die sie umringten, und richteten ein unermeßliches Blutbad unter ihnen an. Eine Reihe ähnlicher Schlachten folgte, ehe Alvarado den entschlossenen Muth der Kitsches zu brechen und ihren Bund aufzulösen im Stande war. Als ihr König Tecum Ucum in der Schlacht erschlagen worden und die bravsten seiner Begleiter an seiner Seite gefallen waren, nahmen sie zu einer List ihre Zuflucht, die als ein Beispiel großartiger Aufopferung in der Geschichte der Völker ewig aufgeführt zu werden verdient. Sie lockten die Spanier, indem sie den Schein der Unterwerfung annahmen, nach Utatlan, der Residenz ihrer Fürsten, angefüllt mit prächtigen Gebäuden, die an Glanz — nach den einstimmigen Aussagen der Schriftsteller — kaum durch die Paläste von Mexico und Cusco übertroffen wurden und so volkreich waren, daß der Sage nach allein aus ihren Mauern siebenzigtausend Streiter den Spaniern entgegenzogen. Nur ein Thor führte in die Stadt und eine Pforte, von der man auf einer engen Treppe hinabstieg. Die Kitsches weihten ihre Hauptstadt den Flammen, um die Spanier zu vernichten, wenn sie in dieselbe eingezogen wären. Und wenn nicht die Verrätherei eines andern Stammes die Spanier gewarnt hätte, so wäre Alvarado mit seinen Begleitern unter den rauchenden Trümmern von Utatlan begraben worden.

Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen, und Alvarado fügte Siege zu Siegen, bis er völlig Meister des Landes wurde. Da er bei den Katschikeles, nach der Unterjochung der Kitsches, keinen Widerstand fand; so machte er ihre Hauptstadt im J. 1524 zum Sitze seiner Regierung und nannte dieselbe Sant-Jago de los Caballeros de Guatemala. Von hieraus gingen seine Eroberungszüge gegen die Stämme, die ihre Unabhängigkeit noch bewahrt hatten, sich aber bald, einer nach dem andern, der Ueberlegenheit der spanischen Waffen unterwarfen.

Unter der Regierung der Conquistadores und ihrer Nachfolger verloren die Eingebornen mit ihrer Freiheit zugleich größtentheils die eigenthümliche Kraft ihres Charakters. Da Guatemala indessen ein Ackerbauland war und keine Bergwerke besaß, so waren die Indianer nicht den Unmenschlichkeiten jenes entsetzlichen Despotismus unterworfen, der die Herrschaft der Spanier in Peru und Neugranada entehrte. Die Unterdrückung nahm hier die mildere Form von Feldfrohnen an. So wie die Indianer von Guatemala weniger Ursache hatten sich über die Weißen zu beklagen, als die Stämme der Eingebornen in andern Theilen des spanischen Amerika; so litten auch die Creolen hier weniger durch die schlechte Regierung des Mutterlandes und ihre Folgen, als anderwärts. Das Gouvernement war dem von Mexico untergeordnet; doch erkannte der Generalkapitän von Guatemala die Abhängig-

*) Der Name Nimakitsche selbst ist indessen eigentlich nur ein Appellativum, und bedeutet: der große Kitsche. Wahrscheinlich ist daher die Sage von einem König Nimakitsche nur aus dem Stammnamen entstanden; auf ähnliche Weise wie die klassischen Mythen von Dorus und Hellen u. s. w.

keit von dem Vicekönig von Neuspanien nur dem Namen nach an. Diesen Umständen und der daraus hervorgehenden Stimmung des Volkes ist es beizumessen, wenn wir sehen, daß das Königreich Guatemala unter allen spanischen Colonien in Amerika die letzte war, welche sich für die Sache der Freiheit erklärte. Daß die Einwohner von Guatemala völlig theilnahmlos geblieben wären, während' in den benachbarten Provinzen von Venezuela ein so verzweifelter Kampf für die Unabhängigkeit gekämpft wurde, ist indessen nicht vorauszusetzen. Im Stillen hatten bereits vor dem Jahre 1821 Männer von Einsicht und Einfluß die Gemüther ihrer Landsleute für eine künftige Trennung von Spanien vorbereitet; und im September des genannten Jahres, als die Revolution auch in Mexico ausbrach, erfolgte der entscheidende Schritt. Zum Unglück für Guatemala dehnte Iturbide seine ehrgeizigen Pläne auch über dieses friedliche Land aus und gewann durch List und Gewalt fast alle Städte desselben. Nur San Salvador und ein Theil von Nicaragua widerstanden von Anfang an; und als der Fall des Usurpators auch den übrigen Provinzen Freiheit zum Handeln gab, nahmen sie, mit der einzigen Ausnahme von Chiapa, das mit Mexico vereinigt blieb, ihren ursprünglichen Entschluß eine unabhängige Republik zu bilden, wieder auf. Es wurde sogleich zur Berufung einer constituirenden Versammlung geschritten, welche ihr Geschäft, die Verfassung der Bundesrepublik festzusetzen, am 22 November 1824 vollendete. Von den fünf Staaten, welche den Bund bildeten, hatte Salvador zuerst, im Juni 1824, seine Verfassung angenommen, Costa Rica folgte im Januar 1825, Guatemala im Oktober, Honduras im December desselben Jahres und zuletzt im April 1826 Nicaragua.

Allen diesen Constitutionen, so wie der Bundesverfassung selbst diente die der Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Muster. Die Bundesakte beginnt indessen nicht, gleich der nordamerikanischen, mit der Erklärung allgemeiner Grundsätze, sondern mit der Definition der Nation, ihres Gebietes, ihrer Regierung, ihrer Religion und der Bedingungen des Bürgerrechtes. Die katholische Religion, mit Ausschließung des öffentlichen Cultus von jeder andern, ist die herrschende. Jeder Bewohner der Republick und wer immer den Schutz ihrer Gesetze anspricht, ist frey; und wer Sclavenhandel treibt, verliert sein Bürgerrecht. Jeder Bewohner der Republick, der sein achtzehntes Jahr überschritten oder sich verheurathet hat, so fern er ein nützliches Gewerbe treibt oder andere Subsistenzmittel besitzt, erhält dieses Recht, aber er verliert dasselbe für immer durch die Annahme erblicher Titel oder einer Pension vom Auslande, und sobald er eines ehrlosen Verbrechens überführt ist; auf unbestimmte Zeit — durch Suspension — so lange er sich in Untersuchung wegen eines solchen Verbrechens befindet, wenn er als betrügerischer Schuldner bekannt wird, oder sich öffentliche Ausschweifungen zu Schulden kommen läßt, so wie durch physische oder moralische Unfähigkeit oder durch Annahme einer gemeinen häuslichen Bedienstung. (Schluß f.)

Eine Scene von der chinesischen Küste.

So weit das Auge reichen konnte, war die See mit zahllosen Schiffen bedeckt; ein frischer Lufthauch brachte uns bald zwischen die Inseln, deren wilde, kahle Felsklippen einen überraschenden Gegensatz gegen die reichen, aber einförmigen Landschaften darboten, die wir bisher auf den Inseln der Sundastraße gesehen hatten. Ich lehnte mich weit aus der Cajütenthür, um die Bewegungen einiger chinesischen Bote zu beobachten, die sich unserm Schiff näherten. Ich mußte die Kühnheit bewundern, mit der sie auf uns zufuhren, obgleich das Schiff bei gutem Winde unter allen Segeln ging. In wenigen Augenblicken sah man zwei oder drei Bursche, gleich Eichkätzchen an Bord klettern, und ehe ich noch Zeit gehabt habe, mich umzusehen, schlüpfte einer von ihnen, mit geschornem Kopfe und einem langen Zopf durch die Stückpforte neben mir, nickte mir vertraulich zu und sagte: „Tschin tschin" und sprang durch die Cajütenthür. „Tschin-tschin" murmelte ich vor mich hin, was den T — will der Mensch sagen? und um meine Zweifel zu lösen, folgte ich ihm auf das Verdeck. Dort fand ich meinen thätigen Freund in der Gesellschaft eines der Schiffs-Offiziere, seine Hände gefaltet und zusammengepreßt und mit dem Kopfe nickend, gleich einem unserer Porcellain-Mandarinen. Ich meinte natürlich, daß er entweder etwas geschenkt zu erhalten wünschte oder um Verzeihung bäte, ich fand aber nachher, daß er nur gegrüßt hatte. Und man fing eine Unterhaltung an, die ich zu ihrer Erbauung mittheilen will, da ich sie in meiner Unwissenheit als etwas, was man nicht alle Tage zu hören bekäme, zu Papier brachte.

„Aya! mein Flien (old friend, alter Freund), sagte der Mann mit dem kahlen Kopfe: Wie euch gehn? Ich wohl froh, zu sehen euch. Ihr hab genommen Weib?"

Ja.

„Aya! ich wohl froh! Wie euer Weib?"

Recht wohl, ich danke euch.

„Ihr hab bekommen Kind?"

Ja.

„Wie viel Stück?"

Drei.

„Aya! Er hab Ochskind, Kuhkind?"

Ein Stück Ochskind, zwei Stück Kuhkind.

„Ich wohl froh; ich tschin-tschin euch sehr!"

Ich war erstaunt; von guten und bösen Kindern hatte ich wohl schon gehört, daß aber auch Ochsen und Kühe in eine Familie gehören, davon hatte ich keinen Begriff.

Ein günstiger Wind brachte uns bald bis vor die Bocca Tigris, wo wir beilegen mußten, um dem Piloten Zeit zu lassen, uns einen Spaß zu verschaffen. Wir verloren zwei Stunden, bis es einem Schurken von Manderin gefällig war, den Paß zu unterzeichnen. Die Passage durch Bocca ist sehr eng und von 2 Forts vertheidigt, die, wenn sie in besserem Stande wären, jedes Schiff in den Grund schießen könnten, welches einzudringen wagte. Gegenwärtig sieht man nichts als eine Menge von Schießscharten und Kanonen, die aber meist so schlecht sind, daß sie gefährlicher für die Vertheidiger als den Feind werden würden.

Die Landschaft zu beiden Seiten des Flußes bis Whampoa Reach, wo die Schiffe vor Anker liegen, ist für einen Fremden äußerst überraschend. Der niedere morastige Grund, der sich meilenweit erstreckt, ist von unzähligen kleinen Armen des Flusses durchschnitten, und alle diese Canäle sind mit Schiffen jeder Art bedeckt, die sich durch die fruchtbarsten grünen Felder zu bewegen scheinen, da nichts als ihre Masten und Segel sichtbar sind. Malerische Dörfer und Landhäuser sehen zwischen den Bäumen hervor und in der Ferne bilden die dunkeln hohen Berge, die den Horizont begrenzen, einen kühn gezeichneten Hintergrund.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 128. 7 Mai 1828.

Der Krieg zwischen Persien und Rußland.

(Fortsetzung.)

Das Vorrücken eines Corps von 6000 Mann Infanterie mit verhältnißmäßiger Cavallerie und Artillerie schien anzudeuten, daß eine Unternehmung von Wichtigkeit beabsichtigt werde. Von dem Ort, wo dieß Corps über den Arras gegangen war, führen bequeme Straßen nach Tauris und Ardebil; die ersten Bewegungen desselben schienen Tauris als den Punct seiner Bestimmung zu bezeichnen. Einen Versuch dieser Art hatte der Erbprinz nicht vorausgesehen; und da die Strenge der Jahreszeit alle militärischen Unternehmungen unmöglich zu machen schien, so war der größere Theil der persischen Infanterie und die ganze Cavallerie nach Hause entlassen worden. Tauris war sehr unzulänglich mit Vorräthen versehen, und die Einwohner waren unvorbereitet, ohne Hülfe einer Besatzung ihre Stadt zu vertheidigen. Die Verwirrung, welche diese plötzliche Gefahr wie gewöhnlich erregte, wurde durch die Furcht vermehrt, daß der russische General durch eine mißvergnügte Partei eingeladen worden sey, da er sonst schwerlich mit einer so geringen Macht einen Angriff auf Tauris wagen würde. Der Landstrich, in welchen die Russen eingedrungen waren, ist von dem mächtigen Stamm von Schakswud bewohnt, dessen Häuptling Atta Khan auf Befehl des Prinzen geblendet worden war; wie leicht konnte dieser seinen Stamm verleitet haben, mit dem Feinde gemeinschaftliche Sache zu machen. In der That hatte Atta Khan den russischen General besucht, und es ging das Gerücht, daß er Truppen zusammenziehe, um in Verbindung mit demselben zu handeln. Wenn der russische General die Bestürzung, welche auf die Nachricht von seiner Annäherung folgte, benutzt hätte, und mit seinen Truppen rasch vorgerückt wäre; so wäre die Stadt wahrscheinlich ohne allen Widerstand in seine Hände gefallen. Nach wenigen Tagen aber begannen von allen Seiten Truppen anzukommen, die Einwohner erhielten ihren Muth wieder, und wünschten jetzt selbst, der Feind möchte einen Versuch auf die Stadt machen, da sie überzeugt waren, daß derselbe die Vernichtung seiner ganzen Armee zur Folge haben würde. Der russische General ging jedoch, nachdem er einige Magazine weggenommen, dagegen aber auch durch die Kälte einen großen Theil seines Zugviehes verloren hatte, über den Arras zurück, ohne seine Truppen den Gefahren eines Winterfeldzuges in einem rauhen unbekannten Lande bloß zu stellen.

Mirza Mahommed Ali setzte darauf mit den befreiten Gefangenen seine Reise nach Tiflis fort; General Yermolov, dem er die Wünsche des Schah eröffnete, wies ihn an den General Diebitsch, der kürzlich mit einer Specialcommission von der Hauptstadt angekommen und mit den Ansichten des Kaisers bekannt war. Dieser äußerte sich dahin, daß man von Persien die Abtretung der Khanate Eriwan und Nakhschiwan und eine Entschädigung für die Kriegskosten erwarte: sofern diese Bedingungen nicht angenommen würden, könne von Friedensunterhandlungen nicht die Rede seyn.

Der Mirza kam im Monat März nach Tauris zurück, und bald darauf die Antwort des russischen Cabinets auf die Friedensvorschläge, die er überbracht hatte: „Wenn Persien Frieden suche, so möge es sich an den Gouverneur von Georgien wenden, der desfalls die erforderlichen Instructionen erhalten habe. Was die Freilassung der Gefangenen betreffe; so dürfe man nicht vergessen, daß Persien, wenn es seinen Angriff nicht mitten im Frieden auf ein völlig unvorbereitetes Nachbarland gemacht hätte, keine Gefangenen, die es hätte frei lassen können, gehabt haben würde.“ Es war klar, daß Rußland den Frieden nur unter Bedingungen bewilligen wollte, die der Schah für gleich nachtheilig für seine Ehre und die künftige Sicherheit seines Landes hielt.

Im folgenden Monat wurde General Yermolov und der größte Theil der Offiziere, die unter ihm in Georgien gedient hatten, zurückberufen und das Obercommando an seiner Stelle dem General Paskewitsch anvertraut, der sich schon in dem Feldzuge des vorigen Jahrs ausgezeichnet hatte. Große Verstärkungen kamen von den Provinzen diesseit des Kaukasus an, und aus allem ging hervor, daß Rußland in dem nächsten Feldzuge alle seine Kraft entwickeln wollte. Noch im Lauf desselben Monates setzte sich General Benkendorf mit einem Corps von ungefähr 7000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 18 Kanonen gegen Eriwan in Bewegung, ging bei Baschaberan über die Grenze und drang, fast ohne den geringsten Widerstand zu finden, bis zu dem Kloster der drei Kirchen (Etschmiazin, auch Etschkilisiah) vor.

Am zweiten Mai machte die Armee von Karabagh, die kurz zuvor ihre Winterquartiere verlassen hatte, einen Versuch bei der Brücke Pul i khoda aferin, von der einige Bogen abgebrochen waren, den Uebergang über den Arares

zu erzwingen; wurde indeß durch das Feuer der persischen Truppen, die auf dem jenseitigen Ufer aufgestellt waren, gezwungen diese Absicht aufzugeben und sich zurück zu ziehen.

General Benkendorf hatte, so wie er bei den drei Kirchen angekommen war, das Kloster befestigt, und setzte, nachdem er seine Magazine und Hospitäler in demselben eingerichtet hatte, am 5 Mai seine Bewegung gegen Eriwan fort. Am folgenden Tage nahm er nach einigen leichten Gefechten mit der persischen Reiterei unter Hassan Khan eine Stellung vor dem Fort ein, und in den beiden nächsten Tagen eröffnete er die Laufgräben vor demselben. Einige Bomben, die in das Fort geworfen wurden, thaten keinen Schaden. Indessen hörte Hassan Khan nicht auf, mit seiner leichten Reiterei das russische Lager in Unruhe zu erhalten, versuchte dessen Verbindungen abzuschneiden, und die Convoys aufzufangen, die für dasselbe bestimmt waren. Aber von einem russischen Detaschement angegriffen und geschlagen, sah er sich gezwungen, sich über den Arras zurückzuziehen. Die Belagerung von Eriwan wurde darauf ununterbrochen fortgesetzt, ohne daß jedoch besondere Fortschritte bei derselben gemacht worden wären.

Im Anfang des Juni ging eine Abtheilung des Belagerungscorps über den Arras und griff Hassan Khan an, der eine Stellung auf den Höhen, zwischen diesem Flusse und dem Fuße des Ararat eingenommen hatte. Die russische Cavallerie, ihre Lanciers an der Spitze, versuchte vergebens die Perser zu werfen, die sie vielmehr ihrer Seits in die Flanke nahmen, den Abhang, den sie sich hinaufgewagt hatte, hinabtrieben und bis unter die Kanonen des Infanteriecorps verfolgten, das als Reserve aufgestellt war. Die Russen verloren in diesem Gefecht eine bedeutende Anzahl Menschen und zogen sich in ihr Lager vor Eriwan zurück, ohne ihren Angriff zu wiederholen.

Als der Schah vernahm, daß die russischen Truppen die Grenze überschritten hatten, traf er Vorbereitungen, um von Teheran aufzubrechen, und bestimmte zum Sammelort der Truppen, die ihn begleiten sollten, Sultania.*) Aber der Mangel an Lebensmitteln in den Districten zwischen Teheran und Tauris und eine ungewöhnliche Verspätung der Vegetation, wodurch das Futter selten wurde, machte es schwer, eine bedeutende Masse Menschen zusammen zu bringen. Die Organisation der Armee erlitt dadurch eine große Verzögerung, und es war nicht früher als am 20 Juni, daß der Schah in Uschan ankam, einer ausgedehnten Wiesenfläche, ungefähr 35 engl. Meilen von Tauris. Abbas Mirza, der ein auserlesenes Corps von seinen besten Truppen gesammelt hatte, war mit demselben einige Tage früher gegen den obern Lauf des Arras marschirt, und war jetzt zu Tschurs, einem Ort zwischen Khoi und Abbas=abad gelagert.

In den letzten Tagen des Juni setzte der Schah sich gleichfalls von Uschan gegen Khoi in Bewegung, in der Absicht, einen Versuch zu dem Entsatz von Eriwan zu machen. Er hatte indessen erst einige Märsche zurückgelegt, als am 6 Juli die Nachricht kam, daß General Paskewitsch, der von Tiflis angekommen war, sich selbst an die Spitze der russischen Armee gestellt, nachdem er einige Stunden lang aus allen Batterien ein heftiges Feuer gegen die Festung unterhalten, plötzlich die Belagerung aufgehoben, und sich, indem er Eriwan hinter sich zurückließ, gegen Nakhschiwan gewandt habe. Ehe der Schah noch Khoi erreichte, hatte der russische General bereits angefangen, Abbas=abad zu berennen; und als der Erbprinz in dem Lager des Schah erschien, um sich gemeinschaftlich mit demselben über die Maßregeln zur Eröffnung des Feldzuges zu berathen, war die Rettung der bedrohten Veste der erste Gegenstand, auf welchen sie ihre Anstrengungen richten mußten.

Der Gouverneur von Kaswien, Ali Nucki Mirza, war am 18 Juli von dem königlichen Lager mit ungefähr 12,000 Mann abgesandt worden, um die Armee des Abbas Mirza zu Schurs zu verstärken. Wenige Tage darauf folgte der Assuf ed Daulah mit einer bedeutenden Abtheilung auserlesener Truppen. Auch Hassan Khan, der beständig wachsam den Bewegungen der Russen gefolgt war, seit sie die Belagerung von Eriwan aufgehoben hatten, ging jetzt über den Arras und vereinigte sich mit dem Prinzen und dem Premier=Minister. Die persische Macht, die sich auf diese Weise concentrirt hatte, belief sich auf 25,000 Mann, und es wurde beschlossen, den Russen eine Schlacht anzubieten. Die Armee rückte bis an den Arras vor, Abbas=abad, das auf dem linken Ufer desselben liegt, unmittelbar gegenüber. Hassan Khan verlor keine Zeit, eine Abtheilung russischer Reiterei, die auf dem rechten Ufer stand, anzugreifen, und trieb sie über den Fluß in ihr Lager zurück, das sich unfern der Festung, nur etwas weiter aufwärts, an dem Strom befand.

Da der russische General sah, daß sich in den Thä-

*) Sultania ist in einer angenehmen und fruchtbaren Ebene gelegen, auf welcher der Schah gewöhnlich während der Sommermonate sein Hoflager aufschlägt, um das heiße und ungesunde Klima von Teheran zu vermeiden. Diese Stadt, siebenzig englische Meilen von Kaswien und hundert von Meana (ungefähr noch einmal so viel von Teheran) gelegen, war die Hauptstadt der Nachfolger von Hulaku (der mongolischen Beherrscher von Persien im 13 und 14ten Jahrhundert), ist jetzt aber völlig verlassen. Da sie ganz von Baksteinen gebaut war, so sind wenige Spuren ihrer früheren Größe übrig geblieben. Nur etwa zwanzig arme Familien leben in elenden Hütten rings um das Mausoleum des Sultans Khodabunda, des Stifters der Stadt (st. 1316), welches noch größtentheils erhalten ist. Dieß ist ein großes herrliches Gebäude mit einer Kuppel, deren Höhe Macdonald Kinneir auf neunzig, Malcolm auf 120 Fuß angibt. Der Diameter beträgt mehr als 100 Fuß. Das Grabmal liegt in der Mitte, und von dem Marmor, aus welchem es gebaut war, sind noch Reste vorhanden. S. Malcolm, history of Persia, T. I p. 442. Macdonald Kinneir's Geographical Memoir of the Persian Empire (Lond. 1813. 4) p. 122.

kern jenseit des Flusses eine bedeutende persische Macht zusammenzog; so ging er, unter dem Schutz seiner Artillerie, zuerst mit einer kleinen Abtheilung Cavallerie und Infanterie und mit zwei Stücken leichtem Geschütz, und nachdem er so den Uebergang gesichert hatte, mit acht Bataillons Infanterie, einem starken Corps Cavallerie und ungefähr 20 Kanonen auf einer fliegenden Brücke*) über den Strom, und stellte sich in zwei Treffen auf der Ebene zwischen dem Arras und den Höhen, welche die Perser besetzt hatten, auf. Auf der Seite der letztern deckte Abbas Mirza, der auf einem Hügel von einiger Höhe stand, mit einem kleinen Corps Infanterie und Cavallerie und sechs Kanonen den linken Flügel. In Verbindung mit ihm stand Hassan Khan und auf dem rechten Flügel der Assuf ed Daulah, der eine Stellung in einem engen Thal eingenommen hatte, in welchem er gegen das Feuer der Feinde geschützt war.

Die Russen rückten langsamen Schrittes vor, und die Kanonen des Prinzen unterhielten ein heftiges Feuer gegen sie, welches von der russischen Artillerie, wegen der vortheilhaften Stellung der Feinde, ohne alle Wirkung erwiedert wurde. Auch Hassan Khan behauptete seine Position, und machte selbst mit seiner Reiterei einige Angriffe, die nicht ohne Erfolg waren. Das Gefecht hatte mehrere Stunden gedauert, und die Russen waren erschöpft von der Hitze des Tages, die äußerst drückend war. Die Perser hatten keinen Mann verloren, und es war wahrscheinlich, daß das Treffen ohne irgend ein entscheidendes Resultat bleiben würde, als der russische linke Flügel gegen das Thal vorrückte, welches der Premierminister eingenommen hatte. Zwei oder drei Kanonen, gegen eine Cavalleriemasse gerichtet, die — in einen engen Raum zusammengedrängt — sich nicht bewegen konnte und weder von Infanterie, noch Geschütz unterstützt war, brachten dieselbe sogleich in Verwirrung. Die Perser flohen nach allen Richtungen; die russische Reiterei verfolgte sie eine kurze Strecke, konnte indessen nur wenige von ihnen erreichen.

Nachdem der rechte Flügel auf diese Weise geschlagen worden war, fürchtete Abbas Mirza von seinem Lager zu Tschurs abgeschnitten zu werden, er zog sich daher in guter Ordnung zurück, und deckte mit seiner Artillerie die Flucht der Armee.

(Fortsetzung folgt.)

Die Republik Guatemala.

(Schluß.)

Jeder Staat ist in eine gewisse Anzahl von Volksjunten, Districten und Departemens eingetheilt. Eine Volksjunta darf nicht weniger als 250, und nicht mehr als 2500 Bürger in sich schließen, und ernennt für jede 250 Bürger einen ersten Wähler. Die ersten Wähler von jeder Junta in einem District bilden zusammen die Districtjunta, und diese ernennt für je zehn erste Wähler einen Districtwähler. Die Districtwähler eines ganzen Departements vereinigt machen die Departementsjuntas aus und diese erwählen die Senatoren und Repräsentanten, so wie die höchsten Reichsbehörden und executiven Autoritäten der Republik.

Die gesetzgebende Gewalt beruht in einem Congreß, der aus den Repräsentanten zusammengesetzt ist, welche jährlich neu gewählt werden, in dem Verhältniß von Einem auf je zwölf Districtwähler, d. i. Einer auf je 30,000 Bürger. Diese Corporation versammelt sich jährlich am ersten März, und ihre Sitzungen dauern drei Monate. Das Recht, die Bestimmungen des Congresses zu genehmigen (sancionar) oder zu verwerfen gehört dem Senat, und die von diesem sanctionirten Verfügungen, sogleich bekannt zu machen und zu vollziehen, ist die Pflicht der executiven Gewalt. — Der Senat besteht aus zwei Mitgliedern und einem Ersatzmann von jedem Staate, und wird jährlich zu einem Drittheil neu gewählt. Außer dem Rechte, die Verfügungen des Congresses zu sanctioniren oder zu verwerfen, hat er die Verpflichtung, über die Constitution der Republik zu wachen und der executiven Gewalt seinen Rath zu geben, so wie dem Präsidenten eine dreifache Liste zur Ernennung der ersten Civil- und Militärbehörden des Staates vorzulegen und, wenn Grund vorhanden ist, sie in Anklagezustand zu versetzen.

Der Präsident wird für die Periode von vier Jahren gewählt und übt die executive Gewalt der Republik in demselben Sinne aus, wie der Präsident der Vereinigten Staaten; nur ist er in einem noch bei weitem höheren Grade darauf beschränkt, die Verfügungen des Congresses zu vollziehen, und namentlich besitzt er das wichtige Recht des Veto gegen die Beschlüsse desselben nicht. — Der oberste Gerichtshof besteht aus fünf oder sieben Mitgliedern, die alle zwei Jahre neu gewählt werden, doch immer wieder erwählt werden können. Er erkennt über die Anklagen, welche auf Anzeige des Senates erhoben werden.

Die Bundesverfassung ist zugleich die Norm für alle die einzelnen Verfassungen der verschiedenen Staaten. So hat San Salvador einen gesetzgebenden Körper oder Congreß, der aus nicht weniger als neun und nicht mehr als 21 Deputirten besteht; die Bestimmungen desselben unterliegen der Revision eines repräsentativen Rathes, der für drei Jahre gewählt wird, und die ausübende Gewalt liegt in der Hand eines Gouverneurs, des Xefe supremo, der sein Amt vier Jahre bekleidet und die Intendanten ernennt, von denen die verschiedenen Departemens regirt werden. Die Constitution der übrigen Staaten ist im Wesentlichen dieselbe.

Die äußeren Verhältnisse von Guatemala bieten im gegenwärtigen Augenblicke nichts dar, was zu einer näheren Betrachtung auffordern könnte; im Innern widerspricht der zerrüttete Zustand des Landes den günstigen Vorzeichen, welche die blutlose Begründung seiner Unabhängigkeit darbot, und den Erwartungen, zu welchen das allge-

*) Auf Burduls, Ochsenfellen, die in der Form von Schläuchen zusammengenäht und mit Luft gefüllt sind. Asiatic Journal, Oct. 1827 p. 515.

meine Vertrauen auf den Character des gegenwärtigen Präsidenten, Manuel Jose Arco, berechtigte.

Die Patrioten von Guatemala scheinen, gleich den meisten südamerikanischen Regierungen, bei der Anordnung ihrer finanziellen Angelegenheiten von völlig verkehrten Grundsätzen ausgegangen zu seyn. Um das Volk für die Sache der Freiheit zu gewinnen, wurde zu Anfange der Revolution ein großer Theil der einträglichsten Abgaben aufgehoben; und als die Einkünfte, auf den Ertrag der Zölle in den Seehäfen, des Tabaks= und Schießpulver-Monopols und der Post beschränkt, den Bedürfnissen der Verwaltung nicht entsprachen, nahm man, statt zu neuen Steuern, zu einer Anleihe von sieben und einer halben Million Thaler (Dollars) seine Zuflucht, welche natürlich die financielle Verlegenheit bald nur noch höher steigern mußte. Dazu kam, daß die Last der Kosten für die Bundesregierung, bei der Armuth von Honduras und Nicaragua, ausschließlich auf die drei Staaten Costa Rica, Salvador und Guatemala fiel, und daher diesen, so öconomisch auch die Staatshaushaltung war, doppelt beschwerlich war.

Außerordentliche Vortheile erwartete man für Mittelamerika von der Erbauung eines Kanals, der den atlantischen Ocean und das stille Meer durch den See von Nicaragua verbinden sollte; doch scheint es, als wenn die Ausführung dieses vielbesprochenen Projectes wohl noch eine geraume Zeit anstehen würde. Durch einen Beschluß vom 25 Juni 1825 verfügte der Congreß, daß der Kanal den Schiffen aller befreundeten und neutralen Nationen geöffnet werden solle, und forderte zu Vorschlägen für diese große Unternehmung auf, um dieselben der executiven Gewalt vorzulegen. Es wurden Anerbietungen von den Häusern Barclay in London und Palmer in New-York gemacht, und mit dem letztern im Juni 1826 ein Contract geschlossen. Als derselbe im Congreß ratificirt werden sollte, wurde er jedoch mit so schweren Bedingungen belastet, daß die Erfüllung desselben dem amerikanischen Hause, welches auf die Unternehmung eingegangen war, unmöglich wurde; und seitdem ist — so viel wir wissen — das ganze Project in's Stocken gerathen.

Die Ursache der bürgerlichen Unruhen, welche in der neuesten Zeit in Guatemala ausgebrochen sind, liegt indessen nicht sowohl in den financiellen Mißverhältnissen der Republik, wie man veranlaßt werden könnte, vorauszusetzen, als in der Eifersucht der Einwohner des Staates Salvador gegen den überwiegenden Einfluß einer centralistischen Partei, die in Guatemala, der Hauptstadt des mächtigsten der Bundesstaaten und zugleich der ganzen Republik, zu bestehen scheint. Sie beschuldigten den Präsidenten, daß er den Plan hege, die Föderativverfassung umzustürzen und die Regierung in Guatemala zu centralisiren; schon im März 1826, in der Sitzung des ersten Congresses, forderten sie daher, daß der Versammlungsort desselben und der Sitz der executiven Gewalt an einen Ort verlegt würde, der vierzig Meilen von Guatemala entfernt wäre. Die regelmäßige Sitzung des Congresses wurde im Juni geschlossen, und im August desselben Jahres machte der Senat Gebrauch von seinem in außerordentlichen Fällen ihm zustehenden Rechte, indem er auf den 1 October eine außerordentliche Sitzung berief, die zu Guatemala gehalten werden sollte, um über mehrere wichtige Vorschläge zu berathschlagen. Als die Sitzung eröffnet wurde, waren jedoch nur 16 Mitglieder erschienen; und diese mußten sich, da das Gesetz wenigstens die Zahl von 21 verlangte, um rechtskräftige Beschlüsse zu fassen, darauf beschränken, Maaßregeln zu ergreifen, um die abwesenden Mitglieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Bald wurde es klar, daß die Abgeordneten von Salvador unter allen Umständen sich weigerten zu erscheinen; einer von ihnen, Marcellino Mendez, sandte eine Denkschrift ein, worin er erklärte, daß man ihre Gegenwart nicht erwarten dürfe, sofern der Congreß nicht statt zu Guatemala an einem andern Platze gehalten würde. Dieses Document wurde mit Recht als ein Zeichen unfreundlicher Gesinnung von Seiten des Volkes von San Salvador betrachtet; und die Legislatur des Staates Guatemala autorisirte daher die Aushebung eines Corps Milizen, unter dem Namen Vertheidiger der Constitution.

Inzwischen erließ der Präsident der Republik ein Decret, worin er die Zusammenberufung eines außerordentlichen Congresses, der aus zwei Abgeordneten von je 30,000 Einwohnern bestehen und mit unumschränkter Gewalt zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe bekleidet seyn sollte, nach Cojutepeque im Staate Salvador ausschrieb. Diese Maßregel, obgleich von dem obersten Gerichtshofe, wie von dem (unvollständigen) Congreß, für unconstitutionell und ungültig erklärt, wurde dennoch in dem Staate Guatemala vollzogen, indem man zur Wahl der Bevollmächtigten schritt. Um so heftiger widersetzte sich derselben dagegen Salvador; und nachdem mehrere zufällige Umstände die Gemüther noch mehr erbittert hatten, hob die Regierung dieses Staates im Anfang des v. J. Truppen aus und concentrirte dieselben an den Grenzen von Guatemala. Dieser Schritt war das Zeichen zu den Feindseligkeiten, deren Erfolg den Lesern dieser Blätter bereits durch die Zeitungen bekannt ist *).

Zunahme des Meeres.

Es scheint, daß das Meer auf der Südostküste von England nach und nach immer mehr Gebiet gewinnt. Im verflossenen Winter wurde die Nachbarschaft von Worthing, Bognor, durch die Eingriffe des alten Neptuns sehr beunruhigt. Zu Alewick und Little Hampton sind große Massen Landes kürzlich verschwunden, die man noch im Herbst außer dem Bereich der Springfluth glaubte. Besonders gelitten haben die Umgebungen von Bognor, und wie man hört sollen Anstalten getroffen werden, um weiteren Fortschritten der See Einhalt zu thun.

Sonderbares Zusammentreffen.

Cromwell ward geboren denselben Tag, an welchem die Königin Elisabeth starb. Sülly und Heinrich IV wurden an Einem Tage geboren; Cervantes und Shakspeare starben an Einem Tag.

*) Vergl. Ausland, Nr. 37 S. 148.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 129. 8 Mai 1828.

Englische Niederlassung auf Fernando Po. *)

Maidsstone Bay, Fernand Po, den 17 Nov. 1827.

Wir kamen am Sonnabend des 27 Octobers vor der Insel an und gingen in der Maidsstone Bay (von Commodore Bullen so benannt) vor Anker. Als wir uns der Insel näherten, wurden wir durch die lieblichste Scenerie um uns her aufs angenehmste überrascht. Wir lagen kaum vor Anker, als Lieutenant Woodman, der Agent unseres Transportschiffes Diadem, in seinem Bote zu uns an Bord kam; ihm folgten vier Kanoes mit Eingebornen, welche schon früher Tauschhandel mit Europäern getrieben hatten. Sie näherten sich jedoch mit großer Aengstlichkeit und legten während ihres Verkehrs mit uns große Furchtsamkeit an den Tag. Troß alles Zuredens ließen sie sich nicht bewegen zu uns an Bord zu kommen; sie wiesen auf ihren Fetisch und bedeuteten, das es ihnen verboten sey. Gerne tauschten sie von uns Eisen ein, und gaben uns dafür Yams (Brodfrüchte) und ein paar Angelschnüre, aus Gras oder den Fasern des Palmbaums gedreht. Das Eisen wurde, wie wir nachher fanden, zu zweischneidigen Messern verarbeitet, diese mit einem kurzen hölzernen Hefte versehen und an dem linken Armband, dicht unter der Schulter getragen. Die Eingebornen sind hübsche Männer von mittlerer Größe und angenehmen Gesichtszügen; ihre Körper sind mit einer Schminke von rothem Ocher und Palmöl bemalt. Wenige bedienen sich der gelben Farbe. Die Kanoes waren 15 — 30 Fuß lang, von denen die größeren zwölf Personen faßten. Der Knall der Flinten schien die Eingebornen in große Bestürzung zu setzen; sie brachen sogleich auf, verabschiedeten sich für heute Nacht und fuhren ab. Ihre Segel bestehen aus einer Art englischer Matten, oder Rattinstücken, die der Länge nach herabhängen. Bei vielen steht auf dem Bug ein Spieß mit Federn auf der Spitze.

Den 28 Octob. Diesen Morgen regnete es heftig bis gegen 10 Uhr; demungeachtet erschienen eine Menge Kanoes und brachten, außer ihren Yams und Angelschnüren, Vögel, Palmwein in Kalabaschen, **) einige Felle von Affen und Schlangen, so wie auch hübsch geflochtene runde Büchsen aus Rohrstreifen u. s. w. Sie näherten sich heute bereits vertrauungsvoller; einige kamen sogar zu uns an Bord, jedoch nicht ohne sichtbare Zeichen von Furcht. Kapitän Harrison führte einen Knaben von etwa zwölf Jahren in dem Schiff umher und ließ ihn mehrere Artikel sehen. Ein Spiegel und das Schellen einer Glocke versetzte ihn in das größte Erstaunen.

Mondtag den 29ten. Die Kanoes besuchten uns heute in einer größeren Anzahl als gestern, und die Eingebornen schienen mehr Zutrauen zu gewinnen, so daß sie uns lästig wurden und nur mit Mühe von den Schiffen abgehalten werden konnten. Um sieben Uhr Morgens verließen wir unsern Ankerplatz in Bullen's Cove und fuhren nach der andern Seite der Bay, näher bei den kleinen Adelaide-Inseln, die dicht bei Point William liegen, einem Punkt, den man für den geeignetsten zu der beabsichtigten Niederlassung hält. Unsere Bote waren nach Holz und Wasser ausgefahren, und fanden nicht nur nirgends Widerstand, sondern wurden noch von den Eingebornen unterstützt.

Dienstag den 30ten. Gleich nach Mittag landete ich bei Barracauta mit Herrn Morrison und dem Dolmetscher Anderson, um den vermeintlichen König, den sie Kukulaku nannten, den wir aber später Grund hatten, blos als den Häuptling eines Stammes zu betrachten, zu uns einzuladen. Er war nicht abgeneigt, zu uns an Bord zu kommen, die ihn umgebenden Großen aber widersetzten sich seinem Willen; er versprach jedoch, uns am folgenden Tage zu besuchen.

Mittwoch den 31ten. Kapitän Owen war gestern und heute außen, um die östliche Seite der Bay zu untersuchen. Das Dampfschiff, der Africaner, ging hier um eilf Uhr Nachmittags vor Anker, und brachte zwei Schiffe unter brasilianischer Flagge mit sich, welche Lieutenant Badgley angehalten und mit Beschlag belegt hatte, weil aller Verdacht vorhanden war, daß sie für den Sclavenhandel bestimmt seyen. Der König kam mit seinem Bruder und fünf oder sechs Vornehmen um neun Uhr Morgens in einem Kanoe zu uns an Bord. Sie betraten das Schiff, ohne besondere Aengstlichkeit zu verrathen; wir führten sie sogleich in die Cajüte des Kapitäns und bewirtheten sie mit Wein und Zwieback; sie ließen dagegen Kalabaschen mit Palmwein aus ihrem Kanoe holen. Sie tranken unsern Wein und aßen den Zwieback nicht ohne Behagen, als wir ihnen mit unsrem Beispiel voran gingen; und so tranken auch wir ihnen zu Gefallen von ihrem Palmwein. Einige von ihnen vermischten den Palmwein mit dem Madeira. Ein schwarzer Soldat von den

*) Im Auszuge, nach einem von englischen Blättern mitgetheilten Tagebuch.

**) Eine Art Kürbis mit harter Schale.

africanischen Truppen, Namens Anderson, war der Hauptdolmetscher der Unterhaltung. Vom König an bis auf den niedrigsten seiner Begleiter waren sie alle nach dem burleskesten Geschmack, den man nur je bei Wilden fand, aufgeputzt. Erstlich hatten sie ihren ganzen Körper mit einer rothen Farbe und Palmöl beschmiert; blos Se. Majestät war gelb bemalt, was auch in China die auszeichnende Farbe der kaiserlichen Familie ist. Ihr Haupthaar war vorne in kleine lange Locken getheilt, die, stark mit rothem Ocker und Oel beschmiert, hinter den Ohren herabhingen und den Vorderkopf ganz unbedeckt ließen. Ihre Stirn ist gewöhnlich rund, und das Haar darüber ein paar Zoll weit abgeschoren — die Köpfe der jüngern Leute sind, den Wirbel ausgenommen, ringsum glatt abgeschoren; sie hatten sechs bis acht Schnüre mit Kügelchen in den Haaren, die, sorgfältig vorn am Kopfe befestigt, hinter die Ohren bis auf die Schulter hinabliefen. Ihre Hüte hatten niedrige Böden und schmale Krampen; sie bestanden aus Rattin und waren eben nicht sehr genau gearbeitet, mit Laub, Beinen von Affen und andern Thieren, und theils weißen, theils rothen, in Thierblut getauchten Federn geziert; sie waren an ein Büschel Haar vermittelst einer pfeilartigen Nadel befestigt, die durch sie hin und nach der obern Seite des Hutes auslief. Sie tragen Hals- und Armbänder; ihr Gürtel über den Hüften hält die einzige Bedeckung von vorn, die sie haben, und die in einem Bündel von Kräutern besteht. Se. Majestät allein hatte nicht nur vorn, sondern auch hinten eine Bedeckung, aus einem Thierfell bestehend. Der Gürtel besteht in einer Schnur, worein die Gelenke einer Schlange, oder Kügelchen, aus harten Beeren bestehend, eingereiht sind; die Arm- und Knöchelbänder waren größten Theils eben so gemacht.

Nach der Bewirthung in der Cajüte des Capitäns führten wir unsere Gäste über das untere Verdeck und zeigten ihnen die Pferde, Esel, Stiere, Schweine ꝛc. Der Anblick der Pferde und der Schweine interessirte sie sehr; die Kuh aber, und vorzüglich ihr Schwanz, machte ihnen das größte Vergnügen: sie nahmen ihn nach einander in die Hand, rupften die Haare aus und schüttelten ihn voll Verwunderung. Von da führten wir sie auf das Hauptverdeck, wo die Musik zu ihrer Unterhaltung aufspielte, und sie in höchstem Grade belustigte. Der Bruder des Königs war so entzückt, daß er nach der Melodie: so spielte Orpheus, so tanzten die Thiere,*) seine kannibalischen Sprünge und Gebärden machte. Nachdem wir sie auf diese Weise genug unterhalten zu haben glaubten, schritten wir zu dem schwierigsten Theil unsrer Befreundungsversuche, zu der Vertheilung der Geschenke. Wir begannen mit Sr. gelben Majestät und verehrten ihm die ganze Länge eines eisernen Reifes, der zu dem Ende gerade gehämmert war; seinem Bruder gaben wir die Hälfte, und eine Länge von einem Fuß jedem der Chefs oder Begleiter des Königs; außer dem Reif wurde Se. Majestät noch mit einem Halbdutzend Fischhamen beschenkt. Es gab während der Vertheilung einigen Streit, der sich jedoch glücklicher Weise, zu großer Befriedigung der Gäste, endigte; sie verließen das Schiff im besten Vernehmen mit uns, hocherfreut über das Resultat ihres Besuches. Der König und die übrigen Chefs rieben ihre langen Bärte an denen der andern, wo sie einen ansichtig wurden. Großes Gefallen fanden sie an den Stühlen, die man ihnen zum Sitzen anbot. In ihren Hütten sitzen sie, wie wir später bemerkten, auf Holzblöcken und unterscheiden sich hiedurch von der Sitte der meisten Africaner, die entweder mit dem Steiß auf dem Boden Platz nehmen, oder auf ihre Fersen niederkauern.

(Fortsetzung folgt.)

*) So played Orpheus, and so danced the brutes.

Der Krieg zwischen Persien und Rußland.

(Fortsetzung.)

Dieß Gefecht wäre an sich selbst sehr unbedeutend gewesen, da die Perser nach ihren eigenen Berichten nicht über fünfzig Mann, und selbst nach russischen nicht mehr als 700 Todte und 100 Gefangene verloren; durch seine Folgen aber wurde es für Persien äußerst nachtheilig. Von den 3000 Mann, welche die Garnison von Abbas-abad ausmachten, bestand ein Drittel aus dem Bataillon von Nakhschiwan, welches fast ausschließlich aus dem Stamme Kangerlu erhoben war, und von Essan Khan, einem Neffen von Kerrim Khan, dem Häuptlinge desselben, befehligt wurde. Kerrim Khan war vor einigen Jahren, wegen eines Einverständnisses mit den Russen, seiner Stelle als Commandant von Nakhschiwan entsetzt, und erst kurz vor dem Ausbruche des Krieges, als der Schah es nöthig fand, die Stämme an der russischen Grenze in sein Interesse zu ziehen, wieder zu seiner früheren Stelle erhoben worden. Nach der Niederlage des Erbprinzen trat Essan Khan sogleich in Unterhandlungen mit dem russischen General und schloß in Gemeinschaft mit Mahommed Reza Khan, einem gebornen Bakuer, der das zweite Regiment von Tauris — gleichfals einen Theil der Besatzung — commandirte, eine Capitulation. Mahommed Amin Khan, der Commandant der Festung, war ein schwacher Mann und unter diesen Umständen völlig hülflos; der Rest der Besatzung, tausend Mann von dem Stamm der Bukteris, hatte daher kein Haupt, und alles was sie thun konnten, als sie von der Uebergabe der Festung hörten, war, sich mit einem Theil des Regiments von Tauris, das die Gesinnungen seines Anführers nicht theilte, in den Fluß zu werfen und das jenseitige Ufer zu gewinnen. Von zwei tausend Mann, die in der Uebergabe nicht mit begriffen waren, wurden nur kaum 200 gefangen. Bedeutende Magazine von Kriegs und Mundvorrath und 18 Stück Geschütz wurden in dem Fort gefunden.

Die verrätherische Uebergabe von Abbas-abad und der Abfall eines so mächtigen Stammes, wie der der Kangerlus brachte in dem Lager von Khoi große Sensation hervor: und wäre General Paskewitsch ohne Zögern über den Arares gegangen, und hätte nur Miene gemacht,

den Schah anzugreifen; so würde er wahrscheinlich schon jetzt dem ganzen Kriege ein Ende gemacht haben. Statt dessen zog sich der russische General, nachdem er zweitausend Mann nach Abbas=abad geworfen hatte, nach Nakhschiwan zurück, und von dort bis gegen die russische Grenze, um seine Truppen, unter denen Krankheiten einzureißen angefangen hatten, durch einen Aufenthalt von einigen Wochen in der kühleren Atmosphäre des erhabenen Landstriches zu erfrischen, welcher zwischen Nakhschiwan und Karabagh liegt. Das Corps unter General Pankratieff, welches die letztere Provinz besetzt hielt, hatte seit dem im Mai fehlgeschlagenen Versuch, den Uebergang über den Arras zu erzwingen, keine Bewegungen von einiger Wichtigkeit gemacht. Eine russische Abtheilung von 6000 Mann, die sich zu Baschaberan verschanzt hatte, blieb völlig unthätig; und die Garnisonen, welche in den drei Kirchen und in Abbas=abad gelassen worden, waren zu schwach, um irgend etwas außerhalb der Wälle ihrer Fortificationen zu unternehmen. Auch die persische Armee bedurfte der Ruhe und war nichts weniger als in einer Verfassung, die sie in den Stand gesetzt hätte, den russischen Feldherrn anzugreifen, dessen Macht auf ungefähr 20,000 Mann geschätzt wurde.

Da es demnach wahrscheinlich war, daß die Feindseligkeiten in den nächsten Wochen nicht erneut werden würden, so hielt man diese Zeit für geschickt, eine Negoziazion zu eröffnen: Mirza Saleh — einer der persischen Jünglinge, die in London erzogen worden waren — wurde von dem Erbprinzen beauftragt, mit dem russischen General in Unterhandlungen zu treten, und einen Waffenstillstand zu verlangen, während dessen ein persischer Botschafter nach St. Petersburg gesandt werden könnte. Der Wunsch des Prinzen wurde indessen nicht erfüllt; indem der russische Secretär, der den Mirza bei seiner Rückkehr begleitete, keine weitere Vollmacht hatte, als die frühere Forderung einer vorläufigen Abtretung der Khanate Eriwan und Nakhschiwan bis zum Friedensschlusse, wo es der Großmuth des Kaisers überlassen bleiben sollte, in wiefern er von dem darauf erhaltenen Rechte Gebrauch machen wolle, zu wiederholen. Die Perser hatten seit dem Frieden von Gulistan von der Großmuth des russischen Cabinets keinen so vortheilhaften Begriff erhalten, als General Paskewitsch vorauszusetzen schien; sie zogen daher vor, auf's Neue das Glück der Waffen zu versuchen.

Kurz nachdem die russische Armee sich hinter Nakhschiwan zurück gezogen, war der Schah, indem er Ali Nucki Mirza mit Hassan Khan zu Tschurs ließ, von Khoi nach Merand aufgebrochen; und der Erbprinz Abbas Mirza war nach dem Fehlschlagen seiner Unterhandlungen gegen Eriwan vorgerückt, wo er durch den Sardar Hussein Khan mit einem nicht unbedeutenden Corps, das durch die Aufhebung der Belagerung von Eriwan disponibel geworden war, verstärkt wurde. General Paskewitsch blieb dagegen in den Hochlanden von Nakhschiwan an einem Ort, der Karababa hieß, stehen, wo seine Truppen viel von einer Epidemie leiden sollten, und die übrigen russischen Corps unternahmen eben so wenig.

Der Schah rückte, nachdem er einige Tage zu Merand geblieben war, um die Mitte des Augusts in die Ebene von Mherban. Ali Nucki Mirza und Hassan Khan, die das Centrum der persischen Armee bildeten, bewachten von Tschurs aus die Bewegungen des General Paskewitsch, und der Sardar Hussein=Khan wandte sich, nachdem er eine Stellung zwischen Baschaberan und Etschmiazin verschanzt hatte, gegen den letzteren Platz, um eine förmliche Belagerung desselben zu versuchen.

Gegen das Ende des Augusts marschirte eine russische Abtheilung von 4000 Mann Infanterie, 2000 Reitern und 20 Feldstücken von Baschaberan gegen Etschmiazin, dessen Berennung inzwischen angefangen hatte. Es war gegen Abend, als sie auf die Vorposten der Perser stießen, und da sie diese stark verschanzt fanden, so zogen sie sich die Nacht über zurück. Des nächsten Morgens setzten sie ihre Bewegung fort, indem sie die feindlichen Verschanzungen zu umgehen suchten; wurden aber auf ihrer Marschlinie von den Persern angegriffen. Sie hatten sich in vier dichte Vierecke formirt, die durch Infanterielinien zu einem großen hohlen Vierecke verbunden waren, das die Perser nicht unpassend mit einer Festung verglichen, die auf jeder Ecke eine Bastion habe. Die Perser, von dem Erbprinzen in Person commandirt, ließen sich auf keinen allgemeinen Angriff ein, sondern begnügten sich den Feind durch unaufhörliche Neckereien zu beunruhigen, und ein lebhaftes Artilleriefeuer zu unterhalten. Zwei Bataillone von der persischen regelmäßigen Infanterie, unterstützt von dem Geschütz und einer Abtheilung Cavallerie wurden den Russen zuerst entgegengestellt und, nachdem sie ungefähr eine Stunde lang im Feuer gestanden hatten, abgerufen und durch zwei frische Bataillons ersetzt. Auf diese Weise wurden vier oder fünf verschiedene Brigaden nacheinander in das Gefecht gebracht; die Reiterei, welche den Feind von allen Seiten umschwärmte, wiederholte ihre Angriffe, so oft seine Linie im geringsten zu wanken schien. Die Russen, die von Sonnenaufgang an in ununterbrochenem Gefecht ihren Marsch auf der Straße von Etschmiazin fortgesetzt hatten, kamen gegen Sonnenuntergang von Anstrengung, Hitze und Durst erschöpft, an einen Bach; die Offiziere konnten ihre Mannschaft nicht zurückhalten, aus den Gliedern zu treten, und in das Wasser zu stürzen. Die persischen Heerführer, der Prinz und der Sardar, machten sogleich von dem Vortheil Gebrauch, den diese Unordnung ihnen versprach; zwei frische Bataillone griffen, ohne einen Schuß zu thun, mit gefälltem Bajonett an. Vergebens versuchten die Russen sich zu formiren; sie wurden geworfen und durchbrochen, und nachdem sie den Kampf noch einige Minuten, Mann gegen Mann, stehend erhalten hatten, in der äußersten Verwirrung in die Flucht geschlagen. Die persische Reiterei hieb in diesem Augenblick ein; die gesammte Infanterie, obwohl durch ihre bisherigen Anstrengungen ermüdet, eilte zur Unterstützung der beiden Bataillone herbei, die allein das Gefecht entschieden hatten; und bald waren Perser und Russen, Fußvolk und Reiterei, eine verwirrte Masse, die sich in eine

undurchdringliche Staubwolke gehüllt, brausend gegen das Kloster der drei Kirchen fortrollte, wo die Russen unter den Wällen ihrer Fortificationen Schutz fanden.

Nach persischen Berichten blieben 1200 Russen auf dem Schlachtfelde, dreihundert wurden gefangen, zwischen drei und viertausend Stück Gewehre, mehrere Ammunitions-Wagen und eine Menge Vorräthe aller Art fielen in die Hände der Perser, die nicht über dreihundert Mann verloren. Die Russen selbst, die ihre Niederlage in einen Sieg verwandeln, der — ihren ungehinderten Einzug in das belagerte Etschmiazin zur Folge gehabt habe, geben ihren Verlust auf 1152 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten an; ihr Anführer, Generallieutenant Krassovsky selbst, wurde schwer verwundet.

In Folge dieses Gefechtes sah General Paskewitsch sich genöthigt, seinen bisherigen Operationsplan aufzugeben, und sich gegen Eriwan zurückzuziehen. Abbas Mirza, der sich der russischen Hauptmacht nicht gewachsen fand, wandte sich hierauf, nachdem er einige seiner besten Truppen nach Eriwan geworfen und Anstalten zur Vertheidigung von Sardar-abad getroffen hatte, gegen Nakhschiwan. — Der Schah hatte sich bereits im Anfang des Septembers nach Teheran zurückbegeben, indem er den Assuf ed Daulah mit einem starken Truppencorps in Aserbeidschan, zur Vertheidigung dieser Provinz zurückließ.

Diese Sorglosigkeit des Schah, die um so unbegreiflicher erscheint, da die Unfähigkeit seines Premierministers sich bereits bei Gelegenheit des Treffens vor Abbas-abad gezeigt hatte, betrachten wir als die Hauptursache aller Unfälle, die vom Ausgang des Monats September an Persien, im Laufe weniger Wochen, gleichsam Schlag auf Schlag trafen, und die Friedensbedingungen, die bisher ihrer Härte wegen zurückgewiesen worden waren, bald von Seiten des russischen Cabinets zu einer Gunst machten.

General Paskewitsch, der im Verlauf des Septembers bedeutende Verstärkungen aus Georgien an sich gezogen hatte, begann am 26 dieses Monats die Belagerung von Sardar-abad, wo Hassan Khan, der Mittel gefunden hatte, unter dem Schutze der Nacht hinein zu gelangen, den Befehl führte. In der Nacht vom 28 wurden die Laufgräben eröffnet, und bereits am 30 war durch das Feuer einer indessen errichteten Batterie ein großer viereckigter Thurm in der Mauer der Festung niedergeworfen. In der folgenden Nacht wurde eine zweite Batterie errichtet, welche die Bresche erweiterte, während vier Mörser bedeutenden Schaden in der Stadt anrichteten. Hassan Khan verlangte jetzt einen Waffenstillstand von drei Tagen, der aber verweigert wurde; worauf er in der Nacht zum 2 October seine Sicherheit in der Flucht suchte. Die Garnison, die sich im Ganzen auf ungefähr 1500 Mann Infanterie (Sarbas) und Reiter belief, folgte seinem Beispiel, und zerstreute sich, nachdem sie den Platz verlassen hatte, in der Steppe; doch wurde ein großer Theil derselben von der russischen Cavallerie erreicht und niedergehauen, oder gefangen, während die Infanterie durch die Bresche in die unvertheidigte Stadt eindrang.

Unmittelbar darauf marschirte General Paskewitsch gegen Eriwan. Am 6 October kam er vor den Mauern dieser Stadt an, und in der Nacht vom 7 wurden die Laufgräben eröffnet. Sechs Tage lang wurden die Belagerungsarbeiten mit dem unabläßigsten Eifer fortgesetzt; am 12 war eine Batterie errichtet, die in diesem bisher für uneinnehmbar gehaltenen Ort bald Verwirrung und Entsetzen verbreitete. Als am 19 die Bataillone von der russischen Garde, welche einen Theil des Belagerungscorps bildeten, die Bresche erstiegen, fanden sie keinen Widerstand, obgleich der tapfere Hassan Khan selbst sich, nachdem er Sardar-abad geräumt, nach Eriwan geworfen hatte. Die Einwohner erflehten die Gnade der Sieger; die Garnison — dreitausend Mann auserlesener Sarbas — die sich bisher tapfer vertheidigt hatte, streckte das Gewehr. Unter den Gefangenen waren nebst Hassan Khan mehrere der ausgezeichnetsten persischen Offiziere.

(Schluß folgt.)

Türkische Todtenäcker.

Bekanntlich lassen sich viele Türken, weil sie die Existenz ihrer Macht in Europa als blos provisorisch betrachten, nach ihrem Tode auf das asiatische Ufer bringen und daselbst begraben. Dieser Glaube hat den Todtenacker zu Scutari, dem alten Chrysopolis, zum prächtigsten und größten des Orients gemacht.

Ein wunderbarer Anblick, dieses unermeßliche Gebiet des Todes, welches in der Mitte von einer Allee durchschnitten wird, an deren Ende der Kiosk der Sultanin Valide und das Meer mit seinen Inseln erscheint. Ein Wald von Cypressen bekränzt die Allee auf beiden Seiten; überall treten die schönsten und reichsten Grabmäler, grün und roth bemalt und mit Gold verziert, dem aufmerksamen Wanderer entgegen. Ein Palmbaum mit reifen Früchten, ein Rosenstock mit blühenden Rosen auf den Marmor gravirt, zeigt, daß hier ein Mann ruht, der wohlthätig, dort eine Frau, die schön war; oder man sieht goldene Gefäße mit goldenen Früchten, Körbe mit Trauben, Feigen und Granaten und tausend andere Embleme — Sprüche aus dem Koran dürfen nicht fehlen, — wodurch der schöne und hoffnungsvolle Zusammenhang zwischen Zeit und Ewigkeit symbolisirt wird. Jedes Grab ist ein Blumenbeet.

Man erkennt das Alter des Verstorbenen an der Höhe und an dem Alter der Cypresse, die über seinem Haupt, neben seinem marmornen oder steinernen Turban steht. Jeder Todte hat seinen Baum. Diese großen Cypressenwälder sind es, welche die Ansicht von Smyrna und Konstantinopel so malerisch machen. Sie sind die öffentlichen Spaziergänge, ihre Lage ist immer gut gewählt. Für den Orientalen hat der Tod nichts Schreckhaftes, er wendet sein Haupt wenn seine Stunde kommt, nach Mekka und stirbt.

Lebrun, Voyage de Grèce p. 225 folgg.

Der Falernerwein.

Weder Lacrymä Christi noch ein anderer moderner neapolitanischer Wein ist der Horazische Falerner, obgleich Einige den alten Falernus in dem Monte Messico wieder erkennen wollen, statt dessen bessere Autoritäten den Monte Barbero nennen, der aber gegenwärtig wüst liegt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 130. 9 Mai 1828.

Cobbett und sein neuester Brief an das brittische Parlament.

„Sie geben uns Briefe von Cobbett," sagte des andern Tages eine unserer Leserinnen zu einem der Redacteurs dieses Blattes, „Sie geben uns Briefe von Cobbett an Herzog von Wellington und jetzt erst wieder, höre ich, an das englische Parlament: Alles, was ich davon gesehen habe, ist recht interessant. Es ist so eine Art von Baß zu dem feinen Discant unserer lilliputanischen Diplomaten; und zuweilen, muß ich gestehen, bin ich eine große Freundin vom Baß. Aber wenn man Briefe liest, möchte man doch auch gern wissen, von wem sie kommen: wer, was ist denn eigentlich dieser Cobbett?"

Par exemple, antwortete ich, Cobbett ist einer der merkwürdigsten Männer unserer Zeit.

„Das will ich nicht wissen, unterbrach mich die Dame, die — wie die meisten gelehrten Frauen — etwas ungeduldig war. Daß der Mann mir merkwürdig ist, habe ich Ihnen ja selbst gesagt, aber was er ist?"

Wir können ihn, fuhr ich lächelnd in meinem Texte fort, wir können ihn als das auffallendste Beispiel von dem großen Namen betrachten, den in England ein Individuum unter allen möglichen Nachtheilen der Geburt und Erziehung, durch bloßes Talent und Fleiß erhalten kann, und zugleich auf der andern Seite als ein Beispiel, wie ganz und gar die Früchte dieser schätzbaren Eigenschaften verloren gehen können bei dem Mangel eines kleinen Antheils an dem, was man im allgemeinen Leben Ehrlichkeit oder honnêteté nennt. Dieß ist leider! der Hauptfehler Cobbett's. Obgleich weder in Oxford, noch Cambridge, sondern — so viel wir wissen — blos in den Kasernen irgend eines englischen Linienregiments erzogen, hat er als Prosaist wenige seines Gleichen in seiner Sprache. Obgleich familiär und populär, ist er doch zugleich rein und correct und zuweilen elegant, fließend und leicht, aber dessen ungeachtet kräftig, scharf, bedeutsam und vor Allem durch und durch englisch. Das große literarische Verdienst seiner Schriften, verbunden mit der Leichtigkeit, mit welcher er sie hervorbringt, würde seinen Beistand von ungemeiner Wichtigkeit für jede politische Partei gemacht haben, mit welcher er in Verbindung getreten wäre; und er hätte auf diesem Wege ohne Zweifel die höchste Stufe der Achtung und des Ansehens in der Gesellschaft erreicht. Selbst ohne Grundsätze, würde er durch nichts mehr als gerade so viel Beständigkeit, als bloße Rücksichten der Klugheit ihm anzunehmen geboten, vielleicht das gleiche Ziel erreicht haben. Es ist jetzt ungefähr dreißig Jahre, daß er — nachdem er seine militärische Laufbahn aufgegeben hatte, in der er es nicht weiter als bis zum Sergeanten brachte — in Philadelphia unter dem Namen „Peter Porcupine" zuerst als Schriftsteller auftrat. „Nieder mit den Jacobinern!" dasselbe Geschrei, was gegenwärtig gegen ihn erhoben wird, war damals sein Losungswort; wie es zur selben Zeit das von Canning war, der damals seine politische Laufbahn auf gleiche Weise durch die Herausgabe eines Wochenblattes „The Antijacobin" *) begann. Canning war an wahrem Talente schwerlich, an Thätigkeit und Fleiß gewiß nicht Cobbett überlegen; seine moralische Empfindsamkeit war vielleicht nicht größer, als die anderer Personen, und seine politische Beständigkeit ist wenigstens nicht zum Sprichwort geworden; da er indessen von diesen nützlichen Eigenschaften so viel besaß, als erfordert wurde, so stieg er schnell zu den bedeutendsten Stellen in der Regierung seines Vaterlandes und endlich zu der höchsten von allen empor; während wir den armen Cobbett, nach einem langen Leben unabläßiger und wahrhaft musterhafter Arbeitsamkeit, nachdem er hunderte von Bänden der besten und populärsten Schriften seiner Sprache herausgegeben, jetzt in einem Alter von sechzig Jahren gerade auf demselben Puncte finden, von dem er ausgegangen war, nämlich als Herausgeber eines Wochenblattes, ohne einen Freund in der Welt, und ohne einen Pfenning in der Tasche.

Beispiele dieser Art, fuhr ich nach einer Pause fort, da ich sah, daß meine freundliche Zuhörerin so wenig Miene zu einer Zwischenrede machte, als manchmal die Dramatis personae in einem platonischen Dialoge, Beispiele dieser Art sind gut, wie der römische Poet Claudianus von dem Fall eines großen Schurken seiner Zeit sagt,

„zu sühnen die Götter"

und zu zeigen, daß moralische Vorzüge doch wohl von größerem praktischen Werth sind, als man gewöhnlich in der Welt zuzugeben geneigt ist. Seit Cobbett bei seinem ersten Auftreten die gesellschaftliche Ordnung gegen die Revolution und den Jacobinismus vertheidigte; obgleich er in verschiedenen Perioden seines Lebens mit nicht

*) Auszüge aus demselben in der Zeitschrift: Britannia, Jahrgang 1827, Januar.

geringer Kraft und Wirkung für die Sache des Rechts und der Wahrheit gekämpft hat — z. B. in seinen Briefen an Lord Castlereagh bei Gelegenheit des letzten Krieges zwischen Großbritannien und Nordamerika; ist er doch allmälig, Schritt für Schritt, immer tiefer in der Selbstachtung und in dem öffentlichen Ansehen gesunken; und in den letzten Jahren ist er so weit herunter gekommen, daß er gezwungen ist, eine Art von politischem Pulcinell zu spielen, indem er seinen Witz — jetzt hier und da auf der Neige — über alle Parteien und Personen nach der Reihe ergießt, von allen verachtet und verlacht, von Daddy Coke und Daddy Burdett *) (um uns seiner eigenen Phraseologie zu bedienen) herab bis zu einem alten Spaßcumpan, jetzt seinem geschwornen Feinde, dem Stiefelwichsfabricanten und Gutsbesitzer Hunt; aber er fährt immer fort zu schreiben — scrible, scrible, scrible, wie der Herzog von Cumberland zu Gibbon sagte — so eifrig und zuweilen mit so vieler Kraft und Frische als je, und sich dabei standhaft ohne Rückhalt selbst für den „gescheitesten Mann in England" zu erklären.

„Da hat er doch," nahm die Dame, die eine kleine Neigung zu gähnen unterdrücken mußte, „so unrecht nicht, nach dem, was Sie selbst über ihn gesagt haben."

Ich bemerkte die Bewegung, durch die meine schöne Freundin ihre Langeweile verbergen wollte, und schloß daher meine moralischen Betrachtungen, indem ich sagte:

Der unterhaltendste Theil von Cobbetts Laufbahn ist in der letzten Zeit sein Angriff auf die protestantische Reformation. Vielleicht sind Ihnen selbst die Briefe bekannt, die er über diesen Gegenstand geschrieben hat; diese haben bei allen guten Katholiken in ganz Europa ein wunderbares Glück gemacht. O'Connell, der wohlberühmte irische Redner, **) erklärte in Bezug auf dieselben Cobbett für einen „braven Burschen." Die fanatische Partei hat sie übersetzen und im ganzen Lande verbreiten lassen; und sogar die spanische Presse hat zu Gunsten dieser schätzbaren Production ihre gewöhnliche Unthätigkeit aufgegeben. Ja, der heilige Vater selbst hat sich herabgelassen, eine so fromme Unternehmung zu begünstigen, und — wenn die Zeitungen nicht falsch berichtet waren — den Preis für 50,000 Exemplare aus seiner eigenen Tasche bezahlt. Cobbett, vom Pabste protegirt, ist in der That eine interessante Erscheinung. —

Meine Zuhörerin lachte mir in das Gesicht und ich verstummte; ich hatte vergessen, daß sie selbst eine eifrige Katholikin war, und daß ich bisher mir alle mögliche Mühe gegeben hatte, ihr mein Ketzerthum zu verbergen.

(Schluß folgt.)

Englische Niederlassung auf Fernando Po.

(Fortsetzung.)

Freitag, den 2 Nov. war der Himmel wieder umwölkt, auch regnete es von Zeit zu Zeit. Dennoch gingen wir, Galler, Morrison und ich, mit dem Dolmetscher Anderson und meinem Diener ans Land, um mit dem König und seinen Großen wegen eines in der Nähe unserer Niederlassung zu errichtenden Marktes Vorkehrungen zu treffen. Bei unsrer Landung umgaben uns sogleich eine Menge Eingeborne und empfingen uns viel freundlicher als bei unsrem frühern Besuch; sie verfehlten jedoch nicht, Alt und Jung, Männer und Weiber, Knaben und Mädchen, uns um eiserne Reife anzugehen, und bei der geringsten Aufmerksamkeit, die wir dem Einen oder dem Andern schenkten, meinten sie gleich, daß Geschenke folgen würden. Da wir den König und seine Chefs nicht am Gestade fanden, hießen wir Anderson nach ihnen schicken. Erst nach zwei Stunden geruhten Se. Majestät zu erscheinen. Galler beschäftigte sich in der Zwischenzeit damit, nach Affen zu schießen, was die Eingebornen sehr belustigte; sie wiesen ihm immer die Gegenstände seiner Jagd, und erhoben ein schallendes Gelächter, wenn er schoß und sie fehlte. Nach der Ankunft des Königs und seiner Großen eröffneten wir ihnen die Absicht unseres Besuchs. Sie hörten mit Aufmerksamkeit zu, und machten einen Vorschlag zu gegenseitigem gutem Vernehmen. Er ging dahin, daß, falls einer von ihnen gegen uns sich etwas zu Schulden kommen ließe, wir es ihren Häuptern mittheilen sollten, worauf die Schuldigen zur Strafe gezogen würden — verfehle sich Jemand von unsern Leuten gegen sie, so sollten sie darüber bei unsern Obern Klage führen. Nachdem sie die Sache ernstlich unter sich durchsprochen, kamen wir über die verschiedenen Punkte überein, tranken Palmwein zusammen, und machten uns gegenseitig Geschenke — wir verehrten Sr. Majestät eine Axt, wogegen er uns einen Vogel schenkte.

Wir schlugen ihm vor, ihn in sein Dorf zu begleiten. Er lehnte es ab, indem er erklärte, daß sein Haus nicht im gehörigen Stand und er nicht auf unsern Empfang vorbereitet sey. Dennoch beschlossen wir, dahin zu gehen, da unser Dolmetscher den Weg kannte. Der Boden war äußerst schlüpfrig, durch viele Lachen Wassers, durch Baumwurzeln und dichtes Junglengestrüpp unterbrochen, auch wurden wir von einer Unzahl Ameisen und anderer Insecten gequält. Sr. Majestät Residenz bestand aus einer Hütte mit einem bloßen Strohdach, das Hausgeräthe aber in einer schiefliegenden hölzernen blos fünf Fuß langen Britsche zum Schlafen — das Kopfkissen bildete ein runder Block, von drei bis vier Zoll im Durchmesser — Holzblöcke vertraten auch die Stelle der Stühle. An den roh gearbeiteten Balken hing eine Anzahl Kalabaschen; des Königs Bruder war uns vorausgeeilt und empfing uns sehr freundlich mit einer Kalabasche alten Palmweins, die er (nach der Sitte der Afrikaner) zuerst kostete, um darzuthun, daß sie nicht vergiftet war, und uns sodann darreichte.

Den andern Tag sah man kein einziges Kanoe im Wasser und nur sehr wenige Eingeborne am Gestade; und auch Nachmittags zeigten sich nur wenige. Unser Dolmetscher sagte, sie feiern das Leichenbegängniß eines Häuptlings; wir vermutheten dagegen, die Stämme hätten sich

*) Coke und Burdett die bekannten Parlaments-Mitglieder.

**) Rathsgelehrter in Dublin und Präsident der irischen katholischen Gesellschaft.

versammelt, um sich über den Grund unsrer Ankunft und unsre beabsichtigte Ansiedlung zu besprechen.

Am 6ten. Eine Anzahl Kanoes legten bei uns an, und viele Eingebornen waren den ganzen Vormittag an Bord. Gegen Mittag bemerkte Jemand von der Schiffsmannschaft, daß einer von den Eingebornen ein Beil in ein Stück Segeltuch versteckte, das er aufgehoben, und sich als Schürze umgebunden hatte. Als man es ihm abnahm, rannte er durch das Schiff hin nach seinem Kahn, und schritt über mehrere andere weg, um in den seinigen zu kommen; er ward jedoch aufgegriffen. Es entspann sich nun ein heftiger Streit über seine Bestrafung, da die Sache sogleich seinen Landsleuten mitgetheilt wurde. Kapitän Owen wollte sein Mißfallen über diesen Diebstahl ausdrücken, und befahl allen, das Schiff zu verlassen, und sich auf ihren Kanoes zu entfernen. Aus Aerger darüber schlug man aus mehreren Kanoes mit den Rudern nach dem Dieb, und ein junger Mensch, in demselben Kanoe mit ihm, brachte ihm mehrere bedeutende Wunden bei, die eine auf der rechten Seite des Kopfs, die andere an dem linken Schlaf, eine dritte an der rechten Schulter und eine vierte auf der Brust. Trotz dieser starken Verwundung wurde er gezwungen ins Wasser zu springen, um das an ihm herabfließende Blut abzuwaschen, ehe sie ihn wieder in sein eigenes Kanoe steigen ließen. Als er es erreicht hatte, half er seinen Kameraden nach dem Strande rudern, um sich so dem allgemeinen Unwillen zu entziehen; allein es folgten eine Menge Kanoes dicht hinter ihm, die ihm Verderben drohten. Sie landeten nahe an unserm Markt, und führten den Schuldigen eine kleine Strecke von dem Ufer ab, wo sich alsbald eine unzählige Schaar von Eingebornen um ihm versammelte — Jeffery drängte sich nach der Mitte hin, um den Grund ihrer Versammlung zu erfahren; da ergriffen sie ihn, und banden ihm eine Hand mit der des blutenden Gefangenen zusammen, was diesen Herrn in nicht geringe Verlegenheit setzte, da er glaubte, jene Wunden kämen von unsern Leuten, wofür sie nun an ihm Rache nehmen wollten. Glücklicher Weise sah er einen unsrer Schiffsoldaten vorüber gehen; dieser machte Lärm in dem Lager, und Kapitän Harison kam mit einer kleinen Abtheilung Soldaten zu seinem Beistand heran. Mittlerweile hatte er seine Hand von der des Gefangenen losgemacht, und die Eingebornen sahen es gern, daß mehrere von uns der Bestrafung ihres Landsmanns für sein Vergehen gegen uns anwohnten. Sie banden ihn an Kopf und Händen rücklings an einen Baum, wo er sein Urtheil erwarten sollte. Nach einer kurzen Besprechung zwischen den Chefs und einem Manne, den wir für einen Priester hielten, schritt einer der erstern sehr kaltblütig mit einem Messer in der Hand auf den Gefangenen zu, (während die andern Chefs und Eingebornen auf den Knieen lagen) und war im Begriff, ihm die Gurgel abzuschneiden, da verhinderten Kapitän Harison und Herr Jeffery die Execution, indem sie ihm den Arm hielten und bedeuteten, daß unser Chef in der Nähe sey. Kapitän Owen landete glücklicher Weise in demselben Augenblick und trat geradezu mitten in die Versammlung. Nach einer kurzen Auseinandersetzung gab er den Häuptlingen durch Zeichen zu verstehen, daß er den Gefangenen nicht so strenge bestraft wünschte, führte ihn bei der Hand vor den ihn umgebenden Kreis hinaus, und befreite ihn so von der blutigen Rache*) seines eigenen Volkes. Auffallend war, daß der Gefangene während des ganzen Verhörs und seines Verhafts nicht das geringste Zeichen von Furcht verrieth, noch bei den Schlägen, die man ihm gab, die Miene verzuckte.

Wir waren sehr erstaunt, heute in den Wäldern hinter unsrem kleinen Lager einen Maulesel (demi John) zu finden; woraus hervorgeht, daß Europäer vor uns diesen Ort besuchten; wenn es nicht Grund zu der Behauptung gibt, daß die Spanier an derselben Stelle sich niedergelassen hatten. Der Zahlmeister Galler schoß gestern auf Point William zwei Affen, die unsre Arbeiter abzogen und kochten. Galler aß einen mit ihnen, indem er Yams statt der Kartoffel nahm, und behauptete, daß es ein köstliches Essen sey.

Mittwoch den 7ten Morgens neun Uhr kam Anderson mit zwei Chefs an Bord mit der Nachricht, daß der König am Strand sich befinde und unser Boot erwarte, um überzufahren. Um eilf Uhr bestieg der Kapitän mit ihnen ein Boot, und in drei andern fuhren der Schiffsarzt, der Zahlmeister, der Schreiber des Kapitäns, ich, die Schiffsmusik, ein Sergeant und sechs Matrosen mit Geschenken für den König, seine Großen und Andere. Wir landeten in einer Bucht (Cove) östlich dem Schiffe (nachmals Kings Cove genannt) und wurden von den Chefs nach einem kleinen offenen Platze in dem Gehölze, ungefähr hundert Yards von dem felsigen Landungsplatz, geleitet, wo die Eingebornen viele große Steine in das Wasser warfen, und nur einen Kanal für ein Kanoe ließen. Als sich der Capitän gesetzt hatte, wurden mehrere Kalabaschen Palmwein nebst einem kleinen Widder vor ihn hingestellt. Nach einer Stunde kam der König und Capitän Owen ließ ihm ein rothes Kleid anlegen, und eine Sammtmütze aufsetzen. Der König trug ein paar Widderhörner als Kopfschmuck vorn auf seinem Hute.

Aus Gier nach den Geschenken drängten die Wilden von allen Seiten mit einem solchen betäubenden Geschnatter auf uns ein, daß das Abfeuern einer Kanone für uns in Vergleich mit dem kanibalischen Geschrei dieser Wilden ein Ohrenschmaus gewesen wäre. Doch müssen wir ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen — trotz aller Verwirrung vergriffen sie sich, so weit wir bemerkten, weder an Sachen noch an Personen. Der König verschenkte an mehrere kleine Eisenstücke, um so jeden hoffen zu lassen, daß er der nächste seyn werde, der ein solches Zeichen der königlichen Gnade erhielte, vielleicht aber auch, um sich seine eigenen Geschenke um so mehr zu sichern. Wir

*) Wir sahen manche Eingeborne, die eine Hand, sogar welche beide verloren hatten; einer, der zu uns aufs Schiff kam, und ohne Hände war, half noch seinen Kameraden, das Ruder führen.

zogen uns nach dem Ufer zurück, und schifften uns während dieser Unordnung ein, wurden aber von der ganzen Volksmenge bis an den Strand, von vielen sogar bis in das Wasser begleitet. Nach einem ungefähren Ueberschlag waren wenigstens zweitausend Eingeborne beisammen. Die Weiber hielten sich abgesondert von den Männern im Hintergrund. Galler wandte sich zu ihnen und sprach mit einigen; sie zeigten aber große Furchtsamkeit, obgleich die Männer äußerst freundlich und zuvorkommend ihm die Hände einiger jungen Weiber in die seinige legten.

(Schluß folgt.)

Die periodische Literatur Dänemarks.

Aus der Zuschrift eines dänischen Literators, mitgetheilt von Herrn Rektor Gräter in Ulm.

II. Wissenschaftliche Journale.

(Fortsetzung.)

34) „Handels og Industritidende," in 4; angefangen 1782 von Ehrhardt, wurde nachher von den Staatsräthen Bram und Rafn fortgesetzt, und wird jetzt von O. J. Rawert und W. A. Schlegel redigirt. Dieses Blatt enthält Handels- und Schiffsnachrichten, und außerdem manche wichtige Abhandlungen und Bemerkungen über Industrie und Fabrikwesen. Von den Handels-Commissionären (Mäglere) in Kopenhagen werden Waarenpreise von Partien en gros zur Ausfuhr bekannt gemacht.

35) „Nye Landökonomisketidende," herausgegeben von J. Collin und J. C. Drevsen, angefangen 1815; die ältere Sammlung beträgt 9 Bände. Von 1819 fängt eine neue Sammlung an, wovon bis jetzt 5 Bände erschienen sind.

36) „Archiv for Söväsenet (A. für das Seewesen) herausgegeben von P. U. Bruun und L. de Coninck, in 8, angefangen 1826 für Dänemark als Seestaat; diese Zeitschrift wird, unter Leitung der sachkundigen Herausgeber, gewiß sehr großen Nutzen stiften.

27) „Nyt Magazin for Militair-Videnskabelighed, herausgegeben von Fibiger, Jahn und Ewald, in 8; diese Quartalschrift schloß 1827, mit dem 10ten Jahrgang, und mit dem gegenwärtigen Jahr fängt eine neue Folge an.

38) „Antiquariske Annaler," herausgegeben von der königl. Commission in Kopenhagen für die Aufbewahrung der Alterthümer, in 8; diese Zeitschrift begann 1812, und bis 1827 sind 4 Bände herausgekommen, welche, außer den Berichten über die Fortschritte in dem königl. Museum für die Alterthümer, manche wichtige Abhandlungen über antiquarische Einrichtungen aus verschiedenen Gegenden des Reichs enthalten, begleitet mit Kupfern. Die Kosten dieser, so wie so mancher anderer wissenschaftlichen Werke, werden von dem König bestritten, der ein besonders großer Gönner und Beförderer der nordischen Alterthümer und Alterthumskunde ist.

39) „Tidskrift for Nordisk Oldkyndighed," herausgegeben von der nordischen Alterthumsschriften-Gesellschaft, in 8. Von dieser wichtigen Zeitschrift, die im Jahr 1826 ihren Anfang nahm, ist der 1ste Band und das 1ste Heft des 2ten Bandes erschienen, und enthält, wie die vorhergehende Zeitschrift, Abhandlungen zur Aufklärung der nordischen Lande, namentlich ihrer Geschichte, Sprache und Alterthümer überhaupt.

40) „Archiv for Historie og Geographie" gesammelt und herausgegeben von J. C. Rüse, in 8., fing an 1820, enthält meistens Uebersetzungen von wichtigen und interessanten historischen Schilderungen, und hat sich bei dem größern Publikum verdiente Achtung erworben.

41) „Magazin for Natur og Folke-Beskrivelse," herausgegeben von G. F. Gyntelberg in 8; fing an mit dem Monat Juli 1827. Der Zweck dieses Magazins ist, ethnographische Kenntnisse durch geschmackvolle Uebersetzungen der neuesten und interessantesten Ansichten fremder Völker und Sitten zu verbreiten. Der talentvolle Verfasser hat sich bereits durch die ersten Hefte einen würdigen Platz an der Seite der vorhergehenden beliebten Zeitschrift errungen.

42) „Nordisk Tidskrift," besonders für Geschichte, Literatur und Kunst, eine Vierteljahrsschrift, herausgegeben von C. Molbech, angefangen 1827 in 8. Diese Zeitschrift ist von vermischtem Inhalt, und liefert verschiedene interessante und nicht unwichtige Aufsätze.

43) „Archiv for Psychologie, Historie, Literatur og Kunst," gesammelt und herausgegeben von R. C. Oest, fing an mit 1824 in 8. Jedes Jahr erscheinen 2 Bände. Sehr gelesen.

44) „Borgervennen" (der Bürgerfreund) in 8, einmal die Woche, wurde 1788 von der vereinten Unterstützungsgesellschaft angefangen, und wird stets von einem Comittee herausgegeben, das aus fünf Mitgliedern der Gesellschaft besteht. Die davon herausgekommenen 40 Jahrgänge enthalten größtentheils Uebersetzungen aus den um die Literatur verdientesten auswärtigen Schriftstellern. Die Aufsätze sind nach der Tendenz des Blattes größtentheils historisch, doch zuweilen auch als Ausnahme belletristisch.

46) „Telegraphen," eine Zeitschrift, herausgegeben von F. Thaarup und J. C. Lange in 8, angefangen 1826; bis jetzt ist nur ein Heft davon erschienen.

47) „Dansk Literaturtidende," (Dänische Literaturzeitung) einmal die Woche. Begann 1720 von Wieland, wurde nach und nach redigirt von Sahl, Kjenelf, Riber, R. Nyerup, Collin, und von 1799 (Nr. 37) abermals von Nyerup bis zu Ende des Jahrs 1804; von nun an gab sie Professor Erasmus Müller heraus. Gegenwärtig ist sie nicht so stark gelesen, als es zu wünschen wäre, welches aber mehr ihrem nunmehr beschränkten Umfang, zum Theil auch der Auswahl der recensirten Schriften, als den Recensionen selbst zuzuschreiben ist, die doch großen Theils mit Geist und noch öfter mit gründlicher Sachkenntniß abgefaßt sind.

Vor Kurzem nahmen ein paar andere Literaturblätter ihren Anfang, nemlich die „Nemesis eller Blade for Literatur og Kunst" (Blätter für Literatur und Kunst) herausgegeben von Schmidt, und das „Maanedligt Literaturblad," herausgegeben von Behrendt. Es ist aber von beiden bis heute nur eine Nummer erschienen, daher sich über sie noch nicht urtheilen läßt.

(Schluß folgt.)

Vegetabilisches Wachs.

An die königl. Gesellschaft des Landbaues und der Botanik in Gent hat Baron Serret zu Brügge ein großes Stück vegetabilisches Wachs gesandt, welches aus der Myrica pensylvanica, einer kleinen amerikanischen Pflanze, gewonnen wird, und in Europa auf magerm Boden gut gedeihen soll. Der Baron, welcher ein Stück Land von 150 Quadratfuß damit bepflanzte, gewinnt jährlich 1½ bis 2 Pfund Wachs.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 131. 10 Mai 1828.

Die Mosquitosküste *).

Die Schweinsjagd. Die Aussicht auf zwei Meere. Die Valientes.

Schon im Jahr 1816 hatte sich Roberts auf einer Kauffahrteibrick, die er kommandirte, von Jamaika nach der Bay von Honduras eingeschifft, um mit den freien Stämmen daselbst Handel zu treiben. In Zeit von wenigen Wochen hatte er seine Ladung, die aus kupfernen und eisernen Töpfen, Beilen, Säbelklingen, gläsernen Halsbändern und Stahlarbeiten bestand, vortheilhaft abgesetzt und als Rückfracht Schildkrötenschalen, Sarsaparille und andere Landeserzeugnisse eingenommen. Der glückliche Versuch bestimmte ihn, zurückzukehren: er ließ sich unter diesen Völkerschaften nieder und brachte sieben Jahre in ihrer Mitte zu, eine Zeit, die er nicht nur zur Betreibung seiner Handelsunternehmungen, sondern auch zur Sammlung vieler interessanten Notizen auf's Zweckmäßigste benützte. Roberts gehört zu jener seltenen Classe von Reisenden, die bei ihrer Liebhaberei für die Rastlosigkeit eines gefahrvollen abentheuerlichen Lebens zugleich die Mühe nicht scheuen, von Zeit zu Zeit mit der Feder in der Hand einen ruhigen Blick auf das Merkwürdige, welches sie erlebt haben, zurückzuwerfen.

Indianer und Mestitzen — letztere eine Mischung von Eingebornen und Negern, die man im Allgemeinen unter dem Namen Sambos begreift, bilden die Bevölkerung der Ostküste Mittelamerikas. Es ist ein biederer Schlag Menschen, von denen der Reisende manche gute Eigenschaften zu rühmen weiß. Um den Grad des Zutrauens, das er in sie setzte, zu würdigen, darf man weiter nichts anführen, als daß er sich zu einem ihrer Stämme, der in einiger Entfernung von der Küste wohnt, krank und allein begab, und daselbst geraume Zeit bis zu seiner völligen Genesung verweilte. Er wählte zu seinem Aufenthaltsort die gesunde Gegend an den Ufern des Chrico-Mola im Gebiet der Valientes. Ob er nun gleich zunächst mit der Sorge für seine körperliche Wiederherstellung sich beschäftigte, so konnte er doch seinen Handel nebenbei fortsetzen, da die Indianer ihn in seiner Hütte aufsuchten, um ihre Sarsaparille gegen seine jamaikanischen Artikel auszutauschen, so daß er sich in weniger als sechs Wochen im Besitz von 5000 Pfund dieser kostbaren Waare befand. Die Natur bot ihm hier die herrlichsten Lebensgenüsse dar: jeden Tag badete er sich in dem krystallhellen Fluß oder wanderte er durch die mächtigen mit Wildpret reich versehenen Wälder nach den Bergen, wo seine kranke Brust die reinste Luft athmete und sein Geist an den großartigen Scenen der romantischen Einsamkeit sich erquickte.

Als ich eines Abends, erzählt Roberts, von einem meiner Ausflüge zurückkehrte, sagte mir der Häuptling des Stammes, Jasper Hall (ein Name, den ihm die englischen Kaufleute geschöpft hatten), die Weiber hätten im Gehölz die Fährte von einem außerordentlichen Thier gesehen, über das ihnen kein Jäger Auskunft zu geben vermöge; sie meinen deswegen, es müsse wohl der Teufel selbst gewesen seyn. Die Sache erregte meine Neugierde: vielleicht, dachte ich, ist das angebliche Ungeheuer ein in Europa noch nicht bekanntes Thier. Da ich mir gerne Gewißheit verschafft hätte, so veranlaßte ich den Häuptling, mit mir eine Jagdpartie zu machen. Wir brachen mit Tagesanbruch in Gesellschaft von noch drei andern Waidmännern auf, wohl bewaffnet und mit Lebensmitteln versehen, um nöthigen Falls im Walde übernachten zu können. Drei Weiber, welchen wir die Entdeckung verdankten, zeigten uns den Weg. Nach einer Wanderung von vier Stunden durch eine Gegend, die ich noch nie gesehen hatte, stiegen wir eine Schlucht hinab; auf der andern Seite ging es eine halbe Stunde weit den Berg hinauf. Wir waren an Ort und Stelle. Der alte Jasper, der etwas voraus war, rief mir lachend entgegen: Holla ho! Roberts, da ist ja die Fährte des Teufels. Und was sah ich? Den Abdruck von meinen eignen mit Eisen beschlagenen Stiefeln, die ich auf der Jagd gewöhnlich trug. Ich erinnerte mich jetzt auch, daß ich oft, nur auf einem andern Weg, hier gewesen war. So war ich also der Jäger, der seine eigene Fährte verfolgte. Statt indessen durch dieses unerwartete lächerliche Resultat verdrießlich zu werden, entschlossen wir uns, nun erst auf wirkliches Wild Jagd zu machen. Wir hatten nehmlich in der Erwartung, plötzlich auf unser Ungeheuer zu stoßen, noch keinen Schuß gethan, so oft wir auch dazu Gelegenheit gehabt hätten.

Da die Jagd etliche Tage dauern sollte, so wurden in der Geschwindigkeit Hütten aufgeschlagen, indem man nichts als Pfähle brauchte, woraus man ein Gestell machte, kleine Aeste, die man darüber legte, und Palmblätter, womit man das Ganze bedeckte. Während die Weiber die Hütten vollends in Stand setzten und Maniok und Wegerich, eine hier zu Lande gewöhnliche Nahrung, die

*) Narrative of voyages and excursions on the East Coast and in the Interior of Central-America etc. by Orlando W. Roberts. Edinburgh 1827.

uns statt Brod und Käse dienen mußte, herbeischafften, gingen wir Männer auf wilde Schweine aus. Es stand nicht lange an, so stießen wir auf ein Rudel — es mögen wohl an die hundert Stück gewesen seyn — zwanzig davon wurden erlegt. Auf das Fallen der Schüsse liefen die Weiber herbei, und gleich waren alle Hände geschäftig, die Thiere, nachdem man ihnen erst die Rückendrüse weggeschnitten hatte, in Viertel zu zertheilen und zu räuchern. Die Zubereitung geschah auf folgende Weise. Man machte aus Holz einen Rost, belegte ihn kreuz und quer mit kleinen Zweigen, und setzte die Schweinsviertel darauf; sodann bedeckte man das Ganze mit Laub und zündete ein Feuer darunter an. Durch dieses Verfahren wurde das Fleisch geräuchert und halbgebraten zugleich, und ließ sich nun mehrere Wochen aufbewahren.

Das wilde Schwein Guatemala's (Peccary) hat kurze, gerade und spitze Ohren, kleine tiefliegende Augen und einen dicken und kurzen Hals. Seine Borsten gleichen denen seines europäischen Verwandten, nur daß sie auf dem Rücken und am Hals länger sind; seine Farbe ist ein dunkles Grau mit schwarzen Flecken; um den Hals ist es etwas mehr hellgrau gestreift; einen Schwanz hat es nicht; sein Fleisch schmeckt köstlich, vorausgesetzt, daß man die Rückendrüse, die eine stinkende Flüssigkeit enthält, unmittelbar nach dem Tode des Thiers weggeschnitten hat. Seine Nahrung besteht in Wurzeln, Saamenkörnern und Waldfrüchten; es richtet aber auch in den Maniok- und Wegerichfeldern der Indianer große Verheerungen an. Seine Hauer, obgleich nicht sehr vorspringend, sind nichts desto weniger gefährlich, und dem Jäger bleibt, um sich zu retten, oft nichts übrig, als daß er auf einen Baum klettert.

Im weitern Verfolg der Jagd, fährt Roberts fort, kamen wir auf einen erhab'nen Punkt, wo mich die Aussicht auf beide Meere für die Mühe des Hinaufsteigens reichlich entschädigte. Fünfhundert Toisen vom Gipfel senkt sich das Gebirg plötzlich und jäh gegen den stillen Ozean hinab; weniger steil war es auf der entgegengesetzten Seite, auf welcher wir es erstiegen hatten. Gegen Südwesten, in der Richtung von Chagres und Panama, erhoben sich noch mächtigere Massen, und im Nordwesten, so weit das Auge reichte, erschien eine lange Bergkette, wovon in verschiedenen Zwischenräumen hohe Felsen-Piks, ganz mit der vulkanischen Kegelform, ausgingen. Im Osten erkannte ich deutlich die Inseln der Bay Boco del Toro und die Lagunen von Chiriqui, und wenn auf den Karten die Lagen richtig angegeben wären, so hätte ich im Westen Quibo und mehrere Inseln des stillen Ozeans sehen müssen. Die ungeheuren Waldungen mit Bäumen von der höchsten Höhe, welche alle Berge bis zu ihren Gipfeln bekränzen, gestatteten mir zwar keine vollkommene Vorstellung vom Lauf der Flüsse, ich genoß aber demungeachtet das großartigste Schauspiel: die ganze Landschaft breitete sich vor mir aus wie ein unermeßliches Gemälde, worauf alle Fülle und Herrlichkeit der Welt nach dem großen Maßstabe der Natur selbst, im bunten Wechsel der Wälder, der Berge und der Gewässer dargestellt war. —

Die Valientes sind nicht nur, wie schon ihr Name andeutet, unter allen Stämmen, welche die Terra firma bewohnen, die tapfersten, sondern auch die gebildetsten Indianer. Merkwürdig ist, daß die Duelle unter ihnen sehr häufig geworden sind; vielleicht, daß sie diesem Umstand zum Theil den Ruf der Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit verdanken. Glaubt sich ein Valiente von einem seines Stammes beleidigt, so schleift er seine Klinge und begibt sich, begleitet von einem Freund, nach der Wohnung seines Gegners, um diesen zu fordern. Gewöhnlich wird dann die Sache gleich abgethan. Der Zweikampf geht in aller Form vor sich, und endet nie, ohne daß einer von den beiden Kämpfern auf dem Platz bleibt oder so zusammengehauen ist, daß nicht mehr fortgemacht werden kann. Oft bleiben beide. Die Valientes bedienen sich der Klinge mit vieler Geschicklichkeit zu Schutz und Trutz, und selten begegnet man einem, den nicht ehrenvolle Narben zieren. Bestimmt der Geforderte den Kampf auf ein ander Mal, so suchen die Secundanten eine gütliche Ausgleichung herbeizuführen, die meist gelingt. Mich selbst hatte einer dieser Raufdegen eines Tags gefordert; ich war bereit, auf der Stelle mich zu schlagen, aber mit Feuerwaffen statt des Hiebers; davon wollte jedoch der Gentleman nichts wissen: „Englische Mode! Schlechte Mode!" sagte er. Freunde traten in's Mittel und es wurde kein Blut vergossen. Im Grund hatte jener nicht so unrecht gehabt: ich wäre ihm gegenüber sehr im Vortheil gewesen; denn so gute Bogenschützen oder Lanzenreiter die Valientes sind, so wenig verstehen sie mit Feuerwaffen umzugehen.

Die Religionsbegriffe dieser Völker sind einfach und beschränkt: bei einem außerordentlichen Ereigniß begnügen sie sich zu sagen: „das ist ein Werk Gottes," ohne weiter sich den Kopf zu zerbrechen. Ich wollte einmal oberhalb der großen Wasserfälle des Chrico-Mola über diesen Fluß setzen. Die Indianer, die mich überführten, waren so unvorsichtig, das Kanoe ganz in die Nähe des furchtbaren Kataraktes treiben zu lassen, so daß sie mit ihren Rudern dem Zug der Strömung nicht mehr widerstehen konnten. Da warfen sie sich sämmtlich in's Wasser und retteten sich durch Schwimmen, mich aber überließen sie meinem Schicksal. Nicht besonnen genug, denselben Entschluß zu fassen, wußte ich mir nicht besser zu helfen, als daß ich mich eben an das Kanoe fest anklammerte. So gings denn auch glücklich den Abgrund hinab. Als ich wieder zum Bewußtseyn kam, war das Fahrzeug an den Felsen zerschmettert und ich befand mich mit halbem Leib im Wasser bei einer kleinen Insel am Fuß des Kataraktes, die Zweige eines überhangenden Baumes festhaltend. Indianer vom andern Ufer des Flusses, die nicht Zeugen meines Abentheuers gewesen waren, kamen mir zu Hülfe und brachten mich in meine Hütte, wo ich zerstoßen und zerquetscht mich zur Ruhe niederlegte. Die Indianer meines Kanoes hatten bei ihrer Rückkehr in das Dorf schon die Nachricht von meinem Tod verbreitet und zeigten zum Beweis der Wahrheit ihrer Erzählung einige Bruchstücke von unserer Ladung, die sie aus dem Wasser gezogen hatten. Kaum war ich eine Stunde zu Haus, als der alte Jasper und einige andere Häuptlinge daher kamen.

Ich hörte von Weitem, daß mein klägliches Ende der Gegenstand ihres Gesprächs war und daß sie von meiner Verlassenschaft im Namen meiner Erben oder meiner Gläubiger Besitz ergreifen wollten. Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als ich mich von meinem Stuhl erhob und sie fragte, was ihr Begehren sey? „Was, Roberts! ihr seyd also nicht ertrunken?“ rief der alte Häuptling aus, und mit einem feierlichen Ton setzte er hinzu: „das ist Gotteswerk, Roberts, einzig Gotteswerk.“

Die Engländer, welche seit langer Zeit von Jamaika aus mit Guatemala verkehren, sind hier sehr wohl gelitten und es gehört zum guten Ton, auf englischem Fuß zu leben. Unbeschadet ihres Charakters als Gentlemen können sich jedoch die Männer toll und voll betrinken; wenn es aber manchmal geschieht, daß die Weiber darin das Beispiel ihrer Eheherren nachahmen, so werden sie von diesen nachdrücklichst erinnert, daß keine Lady einen Rausch trinke. Ueberhaupt, welcher Contrast zwischen der behaglichen und selbst üppigen Lebensweise dieser Halbwilden und der erbärmlichen genußlosen Existenz so vieler Millionen in dem hochcivilisirten und glücklich gepriesenen Europa! Für die nothwendigen Bedürfnisse sorgt die Natur unmittelbar. Der Anbau der Pflanzungen erfordert wenig Arbeit, die Wälder liefern eine Menge Wildpret, die Flüsse vortreffliche Fische, die Seen oder Lagunen Schildkröten ꝛc. Vor Alters verfertigten die Valientes ihre gewöhnliche Kleidung aus einer Art Baumrinde, die, nachdem sie lange im fließenden Wasser geweicht, hierauf geklopft und zwischen hölzernen Walzen geglättet worden war, zuletzt fast die Dauer und die Feinheit sämisch gegärbter Häute annahm. Hatte man ein viereckiges Stück daraus gemacht, sechs bis sieben Fuß lang und fünf breit, mit einer Oeffnung in der Mitte, um den Kopf durchzustecken, so war die indianische Schneiderei fertig. Gegenwärtig tragen sich viele von ihnen ganz europäisch, und ich sah einige ihrer Kaufleute und Häuptlinge, die, wie sie sich selbst mit großer Selbstgefälligkeit auszudrücken beliebten, nach ihrem Anzug vollkommene Gentlemen waren, die mit dem seidenen Sonnenschirm einherstolzirten, während sie sich von ihren Clienten die Aufwartung machen ließen. Diese Völker scheinen eingesehen zu haben, daß sie, um der Vernichtung zu entgehen, uns're Sitten annehmen müssen; denn diejenigen von ihnen, die im wilden Zustande beharren, zerschmelzen vor civilisirten Völkern, wie der Schnee vor der Frühlingssonne.

Die Regenzeit gilt nicht als ungesund, sondern sie ist im Gegentheil die Zeit der Ruhe und des Vergnügens. Die Leute vereinigen sich alsdann in große Trinkgesellschaften, worin sie ungeheure Quantitäten Kokosnußgeist aufgehen lassen. Sie bereiten dieses Getränk auf äußerst einfache Weise: die Früchte werden zwischen zwei Steinen zu einem Teig zerrieben, der in heißem Wasser verdünnt wird. In großen Kürbißflaschen, deren jede zwei Pinten halten mag, geht der edle Saft von Hand zu Hand; mancher Indianer nimmt acht bis zehen dergleichen Flaschen in einer Sitzung zu sich, eine Portion, die ihn in süße Selbstvergessenheit versenkt. Ihr Lieblingszeitvertreib bei diesen Vereinen besteht darin, daß sie in einem ausdruckslosen und singenden Tone Reden oder lange Geschichten vortragen, ohne daß je einer den Sprecher unterbricht, so unwahrscheinlich auch seine Mähre seyn mag. Ich versuchte oft solchen nachsichtigen Zuhörern Anekdoten aus meinem Leben zu erzählen oder sie mit den Einrichtungen und Gebräuchen Europas bekannt zu machen. So wunderbar und unbegreiflich unwissenden Indianern alle diese Dinge seyn mußten, so verriethen sie doch nie ein Zeichen von Ungeduld. Manchmal, wenn ich geendet hatte, sahen die Aeltesten einander bedächtlich an, und, als ob sie sich erst sammeln wollten, ehe sie das Wort ergriffen, schwiegen sie einige Augenblicke, worauf sie mit Nachdruck sagten: „Lügen, Roberts, Lügen.“ Ich entgegnete alsdann: „Nicht Lügen, wahre Geschichte, in England so,“ und oft setzte ich hinzu: „Nun, ich will euch eine erlogene Geschichte erzählen.“ Mit einem Male waren alle Falten von den Gesichtern der guten Leute verschwunden und sie riefen: „Eine Geschichte, Roberts, eine Geschichte!“

(Schluß folgt.)

Englische Niederlassung auf Fernando Po.

(Schluß.)

Samstag den 10 Nov. Nur wenige Kanoes und Eingeborne ließen sich heute sehen, und keiner kam an das Schiff heran, was uns auf die Vermuthung brachte, daß unsre Arbeiten ihnen nicht gefielen. Nachmittags wurde sie bestätigt; es erschien eine Deputation von sieben Chefs in New Market bei Jeffery und beklagte sich darüber, daß unsre Leute die Palmbäume umhieben, um mit den Blättern derselben ihre Hütten zu bedachen; auch beschwerten sie sich über das häufige Abschießen von Gewehren. Auf den letzten Punkt erwiederten wir, daß nur die Offiziere nach den Affen schößen. Zur Bestätigung dessen kam gerade der Zahlmeister mit einem Manne herbei, der einen großen Affen, den jener geschossen hatte, so wie einen sehr kleinen Rehbock trug. Diese Erklärung schien sie jedoch noch nicht zu befriedigen — sie schüttelten die Köpfe und gaben uns durch Zeichen zu verstehen, wir würden so ihre Palmbäume, von denen sie ihren Wein bezögen, und ihre Wälder umhauen, und mit unsern Feuergewehren weiter landeinwärts kommen. Capitän Harrison wünschte diese Klagpunkte zu berichtigen, und um sie zu überzeugen, daß dieß nicht unsre Absicht sey, führte er sie nach dem Platze, den die Arbeiter abräumten. Er ließ nun eine Quantität Eisen herbeischaffen, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er dieses ihnen für das Land innerhalb der abgemarkten Linie geben wollte. Um zu zeigen, daß sie es verstanden, steckten sie längs der ganzen Linie hin in gleicher Entfernung Stäbe in den Boden. Da man nun die Sache zu beiderseitiger Zufriedenheit abgemacht hatte, kehrten wir nach dem neuen Markte zurück, setzten uns der Reihe nach nieder und tranken zur Bekräftigung des Kaufes Palmwein zusammen.

Sonntag den 11ten. — Um halb 1 Uhr ließ der Capitän Gottesdienst halten, dem vier Eingeborne beiwohnten, und sich dabei mit vielem Anstand betrugen; auch bedeuteten sie ihren Landsleuten auf den Kanoes in der Nähe des Schiffes durch Zeichen, sich still und ruhig zu verhalten.

Mondtag den 12ten. — Eine Deputation von Häuptlingen erschien in lustigem Aufzug in unserem Lager zu Clarence, um den am Sonnabend besprochenen Verkauf der Ländereien definitiv abzuschließen. Capitän Owen begab sich mit ihnen an die abgemarkte Linie und setzte ihnen das Ganze noch genauer zu ihrer völligen Zufriedenheit auseinander, indem er eine Anzahl Bäume an der Grenzlinie bezeichnete und ihnen noch weitere Geschenke versprach. Hierauf brachte er vier derselben mit an Bord, und schloß den ganzen Ankauf damit ab, daß er ihnen die versprochenen Geschenke verabfolgte, und sie mit Palmwein regalirte. Dieß scheint nun das Vertrauen der Eingebornen, welche die zwei oder drei letzten Tage her sich scheu vor uns zurückgezogen hatten, wieder aufs Neue hergestellt zu haben. — Sie kehrten heute, Männer und Weiber, in großer Anzahl zurück.

Dienstag den 13ten. — Einen weitern Beweis des Zutrauens von Seiten der Eingebornen gaben uns diesen Abend ein Mann und ein Knabe, welche durchaus heute Nacht bei uns an Bord schlafen wollten. Es mochte Hoffnung auf Geschenke der Hauptbeweggrund hiezu seyn. So viel ist gewiß, nie traf ich umgänglichere, gutmüthigere Wilde, als diese zu seyn scheinen. — Ich bedaure, für jetzt keine weitere Schilderung ihres Charakters und des Landes geben zu können. Wir sind noch nicht lange genug hier, um den einen oder das andere genauer schildern zu können. *)

Donnerstag den 15ten. — Heute brachten die Häuptlinge den jungen Menschen zurück, den der Capitän ihnen auf eine Woche zu Erlernung ihrer Sprache mitgegeben hatte. Es wurden nun Ziegelsteine ans Land gebracht, um unsre Schmiede herzurichten. Als die Eingebornen entdeckten, wie sie ihre Messer schleifen konnten, bezeugten sie eine ungemeine Freude darüber. Das Eisen ist ihr Idol: sie scheinen es seiner Nützlichkeit wegen göttlich zu verehren. — Stücke von eisernen Reifen, Messer, Beile sind Gegenstände ihrer höchsten Wünsche. Der Kleider bedienen sie sich nicht; die Weiber gehen eben so unbedeckt wie die Männer.

Freitag den 16ten. — Die Eingebornen waren heute in solcher Anzahl innerhalb unserer Einschließung, daß wir das Pfählwerk, wodurch wir sie außerhalb des eingefriedigten Marktplatzes zu halten gedachten, abnahmen. — Die Schuld davon liegt theils an unsern Leuten, von denen einige ihre Handwerkszeuge zu verkaufen Lust haben, — theils an den Eingebornen, die auf den Ankauf derselben sehr erpicht sind. — Man kauft ein Schaf um eine Axt.

*) Ein bedeutendes Hinderniß ist auch, daß wir ihre Sprache nicht kennen, und nur einen sehr schlechten Dolmetscher haben.

Nach einem andern Brief aus Fernando Po erfahren wir, daß Capitän Owen mit unermüdlichem Eifer die kleine Kolonie in Aufnahme zu bringen strebt, und dabei an Capitän Harrison eine sehr tüchtige Unterstützung findet. Der Ansiedlungsplatz war bei ihrer Ankunft mit einer Menge großer Bäume und sehr dichtem Junglengestrüpp bedeckt. Letzteres ist nun größten Theils abgeräumt, und von ersteren sind schon sehr viele gefällt. In gewisser Hinsicht ist dieß Schade, da diese Bäume das schönste Gehölz von der Welt sind. Auf dem abgeräumten Boden sind bereits viele Hütten erstanden, Gezelte errichtet, Schmieden erbaut, Sägegruben gegraben u. s. w.

Da diese Pflanzung bei all ihrer Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit nur sechzig Meilen im Umfang hat, so kann sie für die Engländer von keiner sehr großen politischen Wichtigkeit werden. Von menschlichem und sittlichem Standpunkt aus betrachtet, kennen wir aber keinen andern Punkt, der von so großer Bedeutung werden dürfte, als dieses Fernando Po. Durch seine Lage beherrscht es beinah den ganzen Sclavenhandel; und kein Punkt auf der Erde ist so geeignet zur Bewachung und Ausrottung dieses schändlichsten aller Gewerbe. Die gegenüberliegenden Theile des Festlandes von Benin bis Biafra u. s. w. sind die Stapelplätze und Stützpunkte dieses Handels, und nicht leicht kann ein Schiff dort aus- oder einlaufen, ohne von dieser neuen Kolonie aus beobachtet zu werden.

Aus Norwegen.

Am 20 Februar d. J. ereignete sich zu Röraas in Norwegen, Stiftsamt Drontheim, 62° 34′ 42″ N.B., 8936 Fuß hoch, eine höchst interessante Naturbegebenheit. Es kam nämlich am Abend dieses Tages zwischen 8 und 10 Uhr am ganzen nördlichen Horizont, sowohl nach Osten als nach Westen zu, eines der stärksten und schönsten Nordlichter zum Vorschein, welches man dort jemals erblickte, wobei ein säuselnder Ton in der Luft erklang. Das Thermometer stand während der ganzen Zeit auf 13°, aber da das Nordlicht zu verschwinden oder abzunehmen begann, stieg das Thermometer auf 22°. Den Tag darauf wechselte es von 10° bis 14°, doch den 24ten Morgens um 7 Uhr 10 Minuten war das Quecksilber aus der Röhre gänzlich verschwunden, und hatte sich in dichter Masse in der Kugel des Instruments concentrirt. Eben so war von einigen Pfund Quecksilber, welches sich in einer Kruke auf einer Materialkammer befand, nur eine sehr kleine Quantität flüssig geblieben; und als man nun das noch flüssige in eine Glasschale goß, blieb in der Kruke ein fester Klumpen zurück, der, wenn man ihn schüttelte, einen Ton von sich gab, wie ein Stück Blei. Darauf wurde die Glasschale mit dem flüssigen Quecksilber in denselben Luftzug wie das Thermometer gesetzt, und nach Verlauf einer halben Stunde war auch jenes zu einem Klumpen geronnen, der Aehnlichkeit mit Zinn hatte, und gleich diesem dem Druck einer Pfrieme widerstand. Um 10 Uhr des Vormittags wies das Quecksilber in der Thermometerröhre wieder auf 35°, und von dieser Zeit an stieg es jede dritte Stunde 1°, welche Gradation bis den 26 Februar Vormittags 11½ Uhr bei starkem Schneegestöber noch dieselbe blieb.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 132. 11 Mai 1828.

Marly, oder Pflanzerleben auf Jamaika.

(Marly; or a Planter's life in Jamaica. Glasgow, 1828.)

Marly, ein geborner Schotte, welcher in der weiten Welt sein Glück zu machen sucht, landet auf Jamaika, hat viel von dem Klima zu leiden, wird namentlich von den Mosquitos (Teufelstrompetern, wie sie der Neger nennt) bis auf's Blut gequält, erhält aber bald in einer Pflanzung, Water Melon Valley (Wasser-Melonen-Thal) genannt, eine Buchhaltersstelle.

Nachdem der Held der Erzählung in einem mobilen hölzernen Zimmerchen, ohne Glas in dem Fenster, auf einem mit Laub ausgestopften Lager die Nacht zugebracht hatte, tritt er Morgens mit der ersten Dämmerung sein Tagewerk an.

„Der Aufseher übergab ihm ein genaues Verzeichniß der Neger und verließ ihn, nachdem er ihm unter vielen andern Instructionen das westindische Sprichwort „wie viel schwarze Gesichter, so viel Diebe" zu beherzigen gegeben. — Sein erstes Geschäft war die Aufsicht in der Zuckersiederei, wo ihm die Neger unter vielen Bücklingen der Reihe nach ihre Huldigungen darbrachten, und dem Massa langes Leben im Wasser-Melonen-Thal wünschten. Dieses Kukukgeschrei wiederholte sich zu zweihundert Malen, und setzte seine Geduld auf die härteste Probe; der Gedanke aber, daß jedes dieser unglücklichen Geschöpfe versuchen müsse, seinem Ich eine gewisse Bedeutsamkeit zu geben, ließ ihn ihr Papagaigeträsch immer wieder mit einem Gegengruß erwidern. Er war, so viel wußte er, zum Buchhalter bestellt, konnte aber, auch bei der genauesten Untersuchung, nirgends ein Buch auffinden, auch war in der ganzen Behausung keine Spur von Dinte oder Feder zu sehen. Er sann hin und her, wie er hier buchhalten sollte, bis er bemerkte, daß ein Neger, Namens Brutus, nachdem er einen Kühleimer ausgeleert, mit der Hand über den Tisch nach einem ein paar Zoll breiten Brette fuhr, worein regelmäßige Löcher gebohrt waren, und einen hölzernen Nagel aus seinem Loche um ein Loch weiter vor steckte. Damit war das Räthsel gelöst. Das Brett war das zu führende Buch, der Nagel die Feder; die Zahl der Löcher, die der Nagel innerhalb 24 Stunden durchlief, bezeichnete die Zahl der Kühleimer, und diese wiederum die Quantität des täglich gefertigten Zuckers. Diese Buchhalterei war also nicht sehr schwierig und erforderte kein großes Studium."

„Den Tag über sorgte der Aufseher für seine Bedürfnisse, indem er ihm zum Frühstücke eine Kanne Kaffee, ein Paar Häringe, und eben so viel Paradiesfeigen verabfolgte. Sein Mittagsmahl bestand in einer Suppe, Roast Beef, Yams und Paradiesfeigen nebst einer Flasche Grog *), und sein Abendessen in einer Platte des übriggelassenen Roast Beefs nebst einigen Paradiesfeigen. Gleich darauf trat der Aufseher bei ihm ein, erkundigte sich, ob den Tag über nichts vorgefallen sey, und hieß ihn, nachdem er die Löcher gezählt, welche der Nagel durchlaufen, die Thür hinter sich schließen, und den Schlüssel zu sich stecken. Vor allem aber bemerkte er ihm, er sollte seine Matratze über die Rinne legen, in welcher das zum Reinigen der Vorlaggefäße gebrauchte Wasser hinauslief, und durch welche oft schon Zucker hinausgeschmuggelt worden war; wenn er schläfrig werde, könne er sich auf die Matratze legen, und ein wenig ruhen. Marly schloß demnach die Thür ab, und ließ die Matratze über die Wasserrinne legen. Als er ein paar Male in dem Siedhause auf und niedergegangen war, und Alles ruhig glaubte, so daß keine übeln Folgen zu fürchten waren, begab auch er sich zur Ruhe. Er legte sich nieder, vermochte aber, obgleich sehr müde, nicht einzuschlafen. Der unaufhörliche Ruf der Sieder noch mehr Feuer, oder auf — nieder mit dem Kühleimer, mit einer Stentorstimme durch ein langes Sprachrohr aus Bambus dem Feurer zugerufen, mußte an sich schon Einem, der nicht daran gewohnt war, allen Schlaf vertreiben. Hiezu kam aber noch das Geschrei von etwa zwölf Mädchen und Knaben, die auf den Pumpenbalken saßen, und die Maulesel antrieben, welche das Mühlwerk trieben. Diese Jugend stimmte theils zu eigner Belustigung, theils um die Thiere mehr anzuspornen, einen Chor an, den sie nach ihren Begriffen von Melodie bis zur äußersten Höhe steigerten; und obgleich er Marly durch Mark und Bein ging, gefiel er doch ihnen, und, was noch mehr hieß, den Mauleseln, und feuerte sie mehr an, als aller Wahrscheinlichkeit nach die Peitsche vermocht haben würde. Dieß mag ein Fingerzeig für diejenigen seyn, welche ihre Vorurtheile gegen diese Thierklasse auf das alte Sprichwort: „so eigensinnig wie ein Maulesel" gründen, daß sie es mit Gesang bei ihnen versuchen, wenn weder Sporn noch Peitsche anschlagen will. Und wenn sie, wie die im vorliegenden Fall, überhaupt eine Vorliebe für lustige Musik haben, so sind ihre Treiber in der Wahl der Musik nicht sehr beschränkt; denn man konnte nicht sagen, daß in dem, was die

*) Ein Getränk aus Rum und Wasser bestehend.

Neger ihnen zuheulten, Reim, Tact oder Melodie gelegen wäre.“

„An Schlaf war somit nicht zu denken; Marly verließ sein Lager und beobachtete das Treiben dieser Leute, indem er sich Alles, was vorging, genau bemerkte. Während dessen glaubte ein Sklave, Namens Plato, der gerade einen Kühleimer leerte, den neuen Buchhalter in einiger Entfernung von der Wasserrinne beschäftigt, füllte insgeheim einen Kalibasch mit Zucker, und hob schon die Matratze auf, um damit hineinzufahren, als jener sich umwandte und ihn erblickte. Marly war äußerst aufgebracht, daß die Neger seine Unerfahrenheit benutzen wollten, eilte auf Plato zu und fand ihn noch mit dem Kalibasch in der Hand, der wenigstens drei bis vier Pfund Zucker enthielt. Auf der That ergriffen, vertheidigte er sich nicht, sondern flehte fußfällig, daß es der Massa nicht dem Buscha (Aufseher) melden sollte, und erhielt auf das Versprechen künftiger Besserung von Marly Verzeihung. Dieser Act der Milde schien jedoch schlechte Wirkung zu thun; denn als am nächsten Morgen die Leute sich ablösten, und Brutus, auf den Marly ein besonders wachsames Auge hatte (weil er, trotz seinem tugendsamen römischen Namensbruder, ein durchtriebener Dieb war) auf seinem Posten sich befand, kam mit einigen andern eine junge Negerin in das Siedhaus, um einiges aus den Kesseln zu schöpfen. Marly ließ sie nicht außer Acht, obgleich er gerade Kalk in eine Vorlage abwog, und bemerkte, wie Brutus, dahin zurückkehrend, etwas verbarg, das er einer Negerin insgeheim zuschob. Der Buchhalter ging sogleich auf sie zu, und fragte sie, was sie unter ihrem Rocke hätte. Sie erklärte, sie habe nichts; und da Marly zu zartfühlend war, ein Frauenzimmer, wenn auch ein schwarzes, zu durchsuchen, wollte sie sich eben davon schleichen, als einer der Sieder, ein Neger, der nicht dieselben Bedenklichkeiten hatte, kam und ihr einen Kalibasch mit Zucker abnahm. Als er sie eine Diebin nannte, wurde sie, obgleich auf der That ergriffen, ungehalten und rief: „sie habe es dem Massa nicht gestohlen, sondern vom Massa bekommen.“ Da Marly erfuhr, daß sie Molly, die Frau von Brutus, war, erklärte er ihnen, er wolle es dem Buscha sagen, und ihn thun lassen, was er für gut finde. Sie baten ihn aber so flehentlich um Verzeihung, und versprachen ihm so ernstlich, nichts der Art mehr zu versuchen, daß der Buchhalter, der von weicher Gemüthsart war, und oft von den strengen Bestrafungen der Neger gehört, nie aber welche mit angesehen hatte, endlich zögernd einwilligte, zugleich aber allen Anwesenden erklärte, daß, wer sich wieder etwas zu Schuld kommen ließe, unfehlbar bestraft werden würde.“ *) (Forts. f.)

*) Marly verlor später ein Auge und ersetzte diesen Verlust durch ein gläsernes. Wenn er nun wachte, so hielt er gewöhnlich die Hand vor das falsche; wenn er aber in seinem Sessel in dem Siedhause schlief, bedeckte er sein sehendes Auge und ließ das andere offen und unbedeckt. Dieß veranlaßte die Neger, die keinen Begriff von eingesetzten Augen haben, zu der Bemerkung: der verdammte Massa ist uns immer auf der Tatze: mit dem einen Auge schläft er, indeß das andere Schildwache steht.

Nubien.

Die Schaykyehs. Dar Barbar. Die Ruinen von Meroe.

(Fortsetzung.)

Betrachtet man den Nil von Egyptens Grenze bis Dongola hinauf, so erscheint er als eine krumme Linie, die sich stark gegen Westen neigt. In Dongola wird diese Neigung östlich, hierauf aber völlig nordöstlich, so daß der Fluß einen stumpfen Winkel bildet. An diesem Winkel liegt das Land der Schaykyehs, fünf und dreißig Stunden lang, höchstens eine Stunde breit.

Nach der Sage — die durch den Umstand an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß hier die arabische Sprache die Dialekte Unternubiens verdrängt hat — wären die Einwohner vor sechs hundert Jahren aus Arabien eingewandert, und hätten den Namen eines ihrer Vorfahren als Stammnamen angenommen.

In landwirthschaftlicher Beziehung steht das Land weit über Dongola: jede Erdscholle ist angebaut; aber zusammengedrängt auf den schmalen, wenn auch äußerst fruchtbaren Strich am Nil fand die zahlreiche Bevölkerung in der friedlichen Thätigkeit des Ackerbau's und der Gewerbe *) weder hinlängliche Beschäftigung, noch genügende Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und eine natürliche Folge davon war die Fortpflanzung jenes alt-arabischen raubkriegerischen Geistes, der die Schaykyehs, wie die freien Beduinen der Wüste, zu gefährlichen Nachbarn und zu Feinden der Caravanen machte. Indessen sind sie nicht ohne Bildung; die meisten von ihnen können lesen; ja ihre Schulen haben einen gewissen Ruf, so daß sie von Zöglingen aus den angrenzenden Ländern besucht werden.

Die Schaykyehs lebten unter einer Art militärischer Republik, mit drei Meliks an der Spitze — sie hießen Chauß, Zibert und Omar — deren jeder seine drei Unterbefehlshaber hatte. Ihre Kriegsmacht besteht eigentlich blos aus Reiterei; ihre Hauptwaffen sind der Wurfspieß — in ihrer Hand ein gefährliches Instrument, da sie ihn nicht nur mit großer Sicherheit auf eine weite Entfernung schleudern, sondern auch, wenn sie fehlen, stets einen zweiten und dritten in Bereitschaft haben — ein langer Schild mit Krokodilshaut überzogen, und ein großer doppelschneidiger Säbel mit deutscher Klinge, wozu sie den Griff selbst machen. Feuergewehr ist äußerst selten. Ihre dongolischen Streithengste tummeln sie mit der Gewandtheit und der Behendigkeit der Mamelucken, mit welchen sie sich in der Ausführung der kühnsten und schwersten Reiterkünste messen können; sie haben, wie die Türken, die Gewohnheit, das Pferd kurz im Zaum zu halten, wodurch es zwar schön paradirt, aber frühzeitig zu Schanden geht.

Ismaël Pascha hatte das Land erst nach zwei Treffen zur Unterwürfigkeit gebracht, in welchen die Reiterei der Schaykyehs den Ruf ihrer Tapferkeit behauptete, und

*) Die Schaykyehs verfertigen z. B. ein schönes Leder zu Sandalen, bunte Strohmatten mit artigen Dessins u. s. w., die meisten Erzeugnisse des Bodens werden aber im Lande verzehrt, so daß der Handel ganz unbedeutend ist.

zur dem türkischen Geschütze wich, ohne daß sie jedoch bedeutend gelitten hätte. Ein junges Mädchen auf einem reich geschirrten Dromedar hatte in dem ersten Treffen das Zeichen zum Angriff gegeben.

Dagegen erging es ihrem Fußvolk desto schlimmer. Dieß waren ein paar tausend Bauern, welche ein Heiliger versichert hatte, daß die wahrhaft Gläubigen keine Kugel treffe. In diesem Wahn stürzten sich die guten Leute unbewaffnet, in einer Hand eine Flasche, woraus sie Muth tranken, in der andern Hand etliche Stricke, womit sie die gefangenen Türken zu fesseln gedachten, auf die Feinde los; sie hatten ein solches Vertrauen zu ihren Amuletten, Talismanen und andern Wunderdingen, welche sie als Mittel, sich unsichtbar zu machen, betrachteten, daß sie am hellen Tage in's türkische Lager drangen, um den Pascha aus der Mitte seiner Garden heraus zu holen. Dafür opferten die Türken diese paar Tausend Bauern ihrer Wuth, schnitten doppelt so vielen die Ohren ab, und zerstörten — als ob es in Nubien nicht genug Wüste gebe — ihre bedeutendsten Dörfer und Städte, wenn man anders hier von Städten reden kann.

Einst war es nicht so — aber war nicht auch damals Afrika mit dem Fluch des Despotismus belastet? Diese jetzt zerfallenen Zinnen, diese umherliegenden Riesentrümmer von Mauern sind sie nicht Ursache und Wirkung desselben Grundübels? Despoten haben sie erbaut und zerstört! Und doch welche Größe in dieser untergangenen Zeit! Die Ruinen von Nuri bei Gebel el-Barkal versetzten mich wieder ganz dahin zurück; beim Anblick des Elends des jetzigen Geschlechts vergaß ich, daß der blutige Schweiß der Sklaven an seinen glänzenden Denkmalen klebte, und ich gab mich ganz meiner Bewunderung hin. Der Name des Dorfes Merauy (18° 27′ 50″ nördl. Br. und 29° 46′ 30″ östl. L.) machten mich zuerst aufmerksam. Sollte hier nicht der Priesterstaat Meroe seyn? Und doch stimmten weder der Meridian, unter dem ich mich befand, noch die von den alten Geographen für Meroe angegebene Lage zwischen den Flüssen Astaboras und Astapus meiner Vermuthung zu. Außer den Grundmauern von acht Tempeln zählte ich in Nuri fünfzehn Pyramiden; letztere waren ganz wie die egyptischen gebaut und noch meisten Theils in gutem Zustande. Die größte derselben maß an der Grundfläche 48½, die andern sämmtlich zwischen 26 und 28 Metres. Gegen diese Kolosse sind die Werke der jetzigen Baukunst nun zwar zwergartig genug; doch wohnen die Häuptlinge der Schaykyehs in großen steinernen, befestigten und mit Schießscharten versehenen Häusern, die immer noch stattlich aussehen, und, sonderbar genug — die fortdauernde Liebhaberei für die Pyramidalform zeigen.

Barbar liegt schon wo der Nil von seiner nordöstlichen Ausbeugung wieder in die südliche Richtung übergeht; wir schlugen deswegen den südöstlichen Weg durch die Wüste ein, wodurch wir aber um die Ansicht der beiden Provinzen Dâr Monaßyr und Dâr Robâtât kamen, die uns links liegen blieben. Mich trieb es rastlos vorwärts Meroe zu.

Da ich nunmehr mit der Armee reiste, so war ich in meinen antiquarischen Untersuchungen sehr genirt. Denn um der Sonnenhitze auszuweichen, brach man gewöhnlich gegen drei Uhr auf, und fort ging es bis tief in die Nacht hinein. Der längere Aufenthalt in Barbar selbst bot für meine Zwecke wenig dar. Wie sollte ich es also angreifen, um den Pascha zu bestimmen, daß er mich, während er hier die Unterwerfung einiger benachbarten Stämme betrieb, nach Schendy voraus gehen ließ? Wenn ich auch nicht gerade direct von ihm abhing, so mußte ich mich doch wegen des weitern Verfolgs der Reise seiner Gunst auf jede Art versichern, und durfte mich also nicht ohne seine Zustimmung von der Armee trennen. Die Habsucht des Pascha half mir aus der Verlegenheit. Er zeigte mir einmal einen großen Diamant und fragte mich, aus welchem Lande diese kostbaren Steine wären? Indem ich diese Frage beantwortete, hob ich besonders heraus, daß man bisher den Diamant immer unter 18° der Br. gefunden habe. Gleich wollte der Pascha wissen, unter welchem Grad wir uns gegenwärtig befänden? „Eben unter dem achtzehnten," sagte ich, und um ihn zu überzeugen, las ich ihm die darauf sich beziehende Stelle aus Louis Patrin's Abhandlung vor, wo namentlich die Vermuthung ausgesprochen ist, daß wahrscheinlich in den Gegenden Afrikas, die unter derselben Breite liegen, gleichfalls Diamanten vorkommen. Die Formation des Bodens, fügte ich hinzu, sey zwar bis jetzt nicht diejenige gewesen, bei welcher jenes glänzende Mineral sich erzeuge; da dieselbe jedoch plötzlich eintreten könne, so dürfe man, um zu einem ersprießlichen Resultate zu gelangen, nicht blos einen Blick über die Straße hinauswerfen, sondern man müße auf verschiedenen Punkten im Osten und Westen Nachforschungen anstellen. Auf diese Weise fand es der Pascha seinem Interesse völlig angemessen, daß ich bald nach Schendy abreiste. Er erbot sich sogar, mir eine Escorte mitzugeben, die ich indessen bescheiden ablehnte, weil ich das Gold- und Diamantsuchen eben nicht zu einem Hauptgeschäft machen wollte.

In anderer Hinsicht wäre der Aufenthalt in Barbar für mich nicht unangenehm gewesen. Der Reisende, der auf dem fünf Tag langen Marsch durch die Sandwüste beinahe verschmachtet ist, oder der von den rauhen Bergwildnissen der Nilstraße — zwei Katarakte, die der Nil zwischen Barbar und dem Lande der Schaykyehs bildet, zeugen hinlänglich von der Beschaffenheit des Terrains — müde in die schöne Ebene von Barbar hinabsteigt, wird noch überdieß durch das zuvorkommende Betragen der Einwohner angenehm überrascht — ein Betragen, das gegen das ernste zurückhaltende Wesen der Schaykyehs sehr abstach.

Die Männer gaben uns mit *einem* Handschlag einen zehnfachen Willkomm, sagten uns einen zehnfachen guten Morgen (Salamât a'charah, sabâh el-khayr a'charah); die Weiber unterhielten sich mit uns auf's Traulichste.

Die Leute sind hier im Ganzen gut gewachsen und wohlgebildet, und ihre Gesichter nicht, wie in Schendy und Sennâr

durch tiefe Einschnitte, womit man eine daselbst grassirende Kinderkrankheit heilt *), entstellt. Die gigantischen Gestalten einiger Häuptlinge fielen mir besonders auf. Ich erklärte mir dadurch die Gewohnheit der Egyptier, ihre Helden kolossal darzustellen.

Ich näherte mich nun der Gegend, in welche d'Anville und ältere Geographen Meroe setzen. Da Barbar ein sehr schmaler District ist, so waren wir bald in Dâr djal. Hier mündet der Astaboras (jetzt Atbara genannt) in den Nil, und es entsteht dadurch eine große Insel **), oder Halbinsel, welche der Nil, und, wo er sich in den blauen und weißen Fluß trennt, der blaue Fluß, der Astapus der Alten auf der westlichen, der Astaboras auf der südöstlichen Seite, umfängt. Bruce und Burkhardt, meine Vorgänger in diesem Theil Nubiens, hatten jedoch Meroe nicht entdeckt. Durfte ich hoffen, glücklicher zu seyn? Eine Tagreise nördlich von Schendy, sagte man mir in Barbar, gebe es eine Menge Tarâbyls; diese Nachricht wiederholte mir jetzt mein Wegweiser, den ich dadurch in mein Interesse gezogen hatte, daß ich versprach, die Schätze, die ich finden würde, mit ihm zu theilen. Diese Tarâbyls, versicherte er mich, hundert an der Zahl, liegen an der Straße von Schendy; man könne sie ersteigen. Aber ob man mich auch wirklich recht verstand? Ob nicht vielleicht jene Tarâbyls blos auf einander geschichtete Granitblöcke waren, wie ich sie in Asuân gesehen hatte? Diese Zweifel beunruhigten mich sehr.

Es war Morgen; vor uns eine öde Wüste, im Osten eine hohe Bergkette, eine Stunde weit hinter uns im Westen der Nil. Schweigend zogen wir dahin; ich träumte von Pyramiden, mein Führer von Schätzen. Da ging die Sonne auf, und wer beschreibt das Entzücken, das ich empfand, als ich meine Träume in ihren ersten Strahlen verwirklicht sah! Mein Dromedar ging mir nun viel zu langsam, und die Entfernung von drei Lieues, die ich bis zu dem Ziel meiner Wünsche zurückzulegen hatte, däuchte mir unermeßlich. Endlich komme ich an, sprenge aus dem Sattel, und in einem Athemzuge ersteige ich eines der höchsten dieser Denkmäler, wo ich in Staunen und Bewunderung versunken mich ganz dem Eindruck des imposanten Schauspiels ***) hingab. In Westen entdeckte ich bald eine zweite Gruppe von Pyramiden, und in einer kleinen Entfernung von dem Fluß einen ungeheuern mit Trümmern und Schutt bedeckten Raum, die Reste einer alten Stadt, und zwar, wenn mich nicht Alles täuscht, der Stadt Meroe.

Wenn nach Eratosthenes die Hauptstadt Aethiopiens siebenhundert Stadien, nach Plinius (B. 6, 29) siebenzig römische Meilen oberhalb des Zusammenflusses des Astaboras mit dem Nil lag, so ist sie in der Gegend der Ruinen von Aßur oder Danqeyleh und Maruk zu suchen, wo wir uns jetzt befanden; wenn Strabo (B. 16) sagt, die Sonne stehe daselbst fünf und vierzig Tage vor der Sommersonnenwende scheitelrecht, so ist nach dieser Angabe Meroe unter 16° 44′ nördl. Br. zu setzen, was so ziemlich die Lage von Aßur ist, die ich zu 16° 56′ 55″ nördl. Br. und 31° 34′ östl. L. berechnete.

So elend auch der jetzige Zustand dieses einst berühmten Priesterreiches erscheint, welches zur Zeit seiner Blüte Heere von 250,000 Mann ausrüsten konnte, 400,000 Künstler und Handwerker besaß, und eine Reihe von 45 Königen zählte, so ist man doch geneigt, die Nachrichten der Alten für nicht sehr übertrieben zu halten, wenn man die Lage desselben mitten zwischen großen Flüssen in der Region der periodischen Regen und die Menge Ruinen betrachtet, die jetzt noch dem Alterthumsforscher überall reiche Ausbeute geben, Naga, el-Mesaurât, Sôbah, Mandeyr, Kely und so viele andere, zum Theil kaum dem Namen nach bekannte Orte, während in dem weiter südlich gelegenen Sennâr, vermuthlich weil man dort nur aus Backsteinen baute, fast alle Ruinen verschwunden sind, und auch nördlich bis zu denen von Nuri *) und Djebel el-Barkal nicht viel Erhebliches vorkommt.

Mit unwissender Bewunderung oder stumpfsinniger Gleichgültigkeit geht der Araber, der hier seine Heerden waidet, vorüber an den Reliquien eines mächtigen Volkes, von all dessen Werken in Staub und Asche *versank*, was für das Leben bestimmt war, und nur *der Tempel des Todes*, die Pyramide, zur Unsterblichkeit überging.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Bei älteren Personen ist das Brennen mit einem glühenden Eisen eine Art Universalkur in ganz Nubien.

**) Auf der südlichen und südwestlichen Seite wird Meroe dadurch zur völligen Insel, daß die Quellen des Rahad und des Atbara während der Regenzeit durch einen stark anschwellen den Bach wirklich verbunden werden.

***) Hiezu die beiliegende lithographirte Ansicht der Pyramiden von Meroe.

Mit dem morgenden Blatte wird zugleich die zu Nro. 121 gehörige Lithographie, der Nilfall von Wady Halfa, ausgegeben.

*) Ohne Zweifel sind die Pyramiden von Nuri nebst den Ruinen von Djebel el Barkal auf dem rechten Ufer des Nils das alte Napata, das Ziel der Expedition des Petronius (Plin. B. 6, 29), der von Syene 960 röm. Meilen in der Verfolgung der Aethiopier, die in Egypten eingefallen waren, vordrang; Nero's Abgeordnete brauchten von da noch 360 Meilen nach Meroe. Die Richtigkeit beider Angaben erweist sich mit Evidenz, so wie man bei der Berechnung der Länge des Wegs alle Krümmungen, die der Fluß macht, mit in Rechnung bringt.

Major Laing und Capitän Clapperton.

Ungeachtet der Bestimmtheit der Nachrichten, welche wir durch den französischen Consul zu Tripoli über das Schicksal unserer Landsleute in Africa erhielten, sagt ein englisches Blatt, haben wir doch noch den traurigen Trost, uns denken zu können, daß sie vielleicht nicht getödtet wurden, — wie die eingebornen Kaufleute erzählten, — sondern in der Absicht, ihnen ein Lösegeld auszupressen, als Gefangene zurückgehalten werden. Wir schließen dieß aus dem Umstand, daß bisher von unserem eigenen Consul Mr. Warrington, dem Schwiegervater Laing's, noch keine Nachrichten eingegangen sind, welche die über Paris gekommenen bestätigten.

Literary-Gazette, April 26.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 133. 12 Mai. 1828.

Marly, oder Pflanzerleben auf Jamaika.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen erwachte Marly schon vor Tagesanbruch an einem heftigen Peitschenknall, womit der Treiber zur Arbeit rief. Er hatte noch spät Abends für diesen neuen Zweig seiner Amtsthätigkeit die nöthigen Anweisungen erhalten, und begab sich nun sogleich zu dem Stalle, in welchem das Vieh die Nacht über eingesperrt war. Er zählte während des Austreibens 180 Ochsen und Maulesel, und schlenderte dann auf das Feld, wo er mit den frühesten Negern anlangte. Die Abtheilung, zu welcher er gehörte, bestand aus 50—60 Köpfen mit einem Treiber, Namens Hamden, und hieß der zweite Gang; der erste bestand aus 80—90. Nachdem er etwa zwei Stunden dort geblieben war und sie arbeiten gesehen hatte, verließ er das Feld, um zu frühstücken, und begab sich dann zu dem Hot house oder dem Spital. Daselbst besorgte er, was der Arzt, dem die Gesundheitspflege oblag, bei seinem Morgenbesuch anzuordnen für gut gefunden hatte. Wie er aus dem Spital trat, ward er von einer Negerin, welche für das Geflügel zu sorgen hatte, um indianisches Korn für ihr Federvieh angegangen. Seine Instructionen hierüber lauteten folgender Maßen:

„Da wir nur eine bestimmte Quantität indianisches Korn bauen, so müssen Sie solches zu Rath halten; geben Sie der Cleopatra für das Federvieh einen Korb voll Korn. Wenn Sie Abends vom Felde kommen, so sehen Sie darauf, daß Columbus das Vieh in die Ställe bringt; Sie brauchen sich aber damit wenig aufzuhalten, da Columbus sehr pünktlich ist. Dann sorgen Sie, daß Bonaparte die Schafe und Schweine in ihre Ställe bringt, daß ihre Zahl eintrifft, — darauf geben Sie auch ihm einen Korb voll Korn, und bleiben dabei, bis die Schweine gefressen haben, — damit nichts gestohlen wird. Zugleich geben Sie Acht, daß Venus mit dem Pickeniny-Gang genug Orangen für die Ferkel bringt. Wenn diese nicht an der Zeit sind, so soll sie Kräuter bringen; Sevilla-Orangen gibt es aber in solcher Menge hier, daß die süße Orange wahrscheinlich reif ist, ehe die bittere ausgeht, und dann lassen Sie solche herbeischaffen."

Als er wieder auf das Feld ging, folgten ihm die Köche des Gangs mit dem Frühstück für die Arbeiter. Bei ihrer Ankunft knallte der Treiber mit der Peitsche — ein Signal, zum Einstellen der Arbeit, dem sogleich willfahrt wurde. Ihr Frühmahl war eben nicht lecker: die meisten bekamen blos ein paar gesottene Paradiesfeigen, nebst einem Häring, andere ein Stück Yam (Brodfrucht) und ein wenig Brühe von sauren Zitronen oder Pfefferkraut. Nach einer halbstündigen Frist gab Marly dem Treiber ein Zeichen, worauf er durch denselben Peitschenknall die Neger wieder in die Linie einrücken hieß. Sie mußten ein Zuckerfeld reinigen, das Unkraut ausjäten, die Erde auflockern ꝛc.

Nächstdem erwartete ihn ein anderes Geschäft.

Als Marly, verdrossen über seinen neuen Beruf, in sein Gemach trat, um sich zu waschen und andere Kleider anzulegen, bemerkte er auf dem Tisch ein kleines Buch mit einem Billet darauf; er nahm es und las zu seinem Erstaunen folgende Weisung: „Führen Sie das Rattenbuch und sehen Sie darauf, daß Homer jeden Tag sechs Ratten liefert, denen Sie sodann die Schwänze abhauen lassen. Wenn er nicht einhält, berichten Sie. Sie geben ihm täglich einen Hutvoll Korn; wenn es gemahlt und gesotten ist, sehen Sie darauf, daß die Hunde es zu fressen bekommen."

Da er noch nicht gewohnt war, sich so lange den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, fühlte er sich sehr matt und erschöpft, und zugleich — dieser neue Willkomm goß keinen Balsam in seine Wunden — entwürdigt durch jenen Zuwachs seiner Berufsgeschäfte, als mit einem Mal der vorerwähnte Homer mit einem Gefolge von acht bis zehn Hunden seine Aufwartung machte. Sein Gesicht trug nicht den Stempel der Würde, den man auf den Büsten seines unsterblichen Namensbruders findet; denn es war ein übelgeformtes afrikanisches Negergesicht von der Kongo-Nation, sehr markirt durch die Narben, womit man in seiner Heimath die Schönheit desselben zu steigern sucht. Er wies seine sechs Ratten vor, und bat, nachdem er seine Gefangenen ihrer Schwänze entledigt, um das Hundefutter. Während die Hunde unter Marly's Aufsicht ihr Mahl verschlangen, war Homer emsig damit beschäftigt, seine Ratten an einige Neger, so gut es anging, zu verkaufen; da er von jedem erlösten Dollar ein Achtel für sich bezog. Obgleich Marly schon früher gehört hatte, daß die Neger, gleich den alten Römern, diese scheusliche Thierart zu verspeisen pflegen, so war er doch immer noch ungläubig. Da er es aber mit eigenen Augen ansah, fand er sich mit Einem Mal in ein Land von Cannibalen versetzt, unter ein unterdrücktes, entwürdigtes Geschlecht — und zwar entwürdigt aus keinem

andern Grund, als weil die Vorsehung nach ihrer Weisheit und Allmacht ihnen eine schwarze Farbe gegeben hatte. Er fragte ein Negermädchen, das einen Theil davon kaufte, wie sie dazu käme, Ratten zu essen? Sie rief: O das ist ein Leckermahl für den Neger, Massa! — Da sagte man ihm, daß man mit dem Essen warte; worauf er denn in das Buckrahaus trat. Nach Beendigung des Mahls fragte er den Aufseher, ob die Neger insgemein Ratten essen. Dieser bejahte es mit der Bemerkung, er sehe nicht ein, warum die Ratten kein gutes Essen seyn sollten. Das Vorurtheil und der Ekel der Weißen vor diesen Thieren lasse sich dadurch entschuldigen, daß die Ratten in den Städten vom Unflath leben; die in den Zuckerpflanzungen aber leben von dem Zuckerrohr, der reinlichsten Nahrung von der Welt. —

Einst brachte ein Mann und seine Frau ihre Tochter, ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren, die zu einem der Feldgänge gehörte, und beklagten sich bei dem Aufseher, daß sie sich seit einiger Zeit dem Erdessen ergebe; trotz allen theils freundlichen, theils Zwangsversuchen, hätten sie solche nicht vermocht, von dieser verderblichen Gewohnheit abzustehen; sie brächten sie nun vor den Massa, um sie einzusperren, und ihr so alle weitere Gelegenheit zu nehmen. — Das Erdessen ist eine Krankheit, die am Ende die Wassersucht und den Tod zur unausbleiblichen Folge hat. Das Mädchen sah im Uebrigen sehr verständig aus. Sie wurde eine Zeitlang eingesperrt und von einem Arzte behandelt, und so lange von dem Tische der Weißen gespeist, bis man sie wieder entlassen konnte. —

(Fortsetzung folgt.)

Cobbett und sein neuester Brief an das brittische Parlament.

(Schluß.)

An die collective Weisheit *).

Kensington, 14 April 1828.

Verehrtes Collectiv!

Vielfach sind die Puncte des Lobes, der Bewunderung und der Dankbarkeit, über welche ich, wenn ich Zeit und Raum hätte, eine Dankrede an Sie halten wollte. So scharf sind Ihre Brillen und zugleich so weit Ihr Gesichtskreis, daß in dem gesammten Kreise der Kunst wie der Natur nichts Ihrem alles spürenden, alles durchdringenden und alles umfassenden Blick und Geist entgehen kann. Die Beweise hievon sind ohne Ende; um aber nur zwei oder drei anzuführen: ein Pastetenbäcker in einem Landstädtchen, der unter seinen Leckereien Branntwein-Kirschen verkaufte, fand, daß Ihr Auge durch sein Glas und durch die Haut seiner Kirschen gedrungen war, und mußte die Strafe dafür bezahlen, Ihre Verfügungen *) außer Acht gelassen zu haben! Von dem Papier, auf welchem ich diesen Brief schreibe, haben Sie die Länge und Breite in Zollen vorgeschrieben und folglich den Quadratinhalt. Den cubischen haben Sie zwar in der That nicht auf geometrische Weise vorgeschrieben; aber Sie haben dasselbe besser gethan (o weises Collectiv!) nach dem Gewicht. Wie? und es gibt Menschen, die behaupten, daß Sie in Schwierigkeiten sind mit Ihren Finanzen und wegen des Krieges, den Sie vor der Thür haben? Wie? können diese Männer, die zu Westminster sitzen, und ihre alles durchbohrenden Blicke durch die Haut jeder Kirsche in jedem Landstädtchen dieses großen Staates senden können, die nach geometrischen Grundsätzen und nach dem Reichsgewicht — regulirt nach den Schwingungen eines Pendels **) bis auf die Größe und Schwere eines Haares die Quantität Papier zu bestimmen wissen, die erforderlich ist, um das, was darauf geschrieben wird, unschädlich zu machen; wie? können Männer, die so begabt sind, die geringste Schwierigkeit dabei finden, das einfache und gemeine Ziel zu erreichen, daß Sie die Interessen einer Schuld in Geld bezahlen ließen, statt sie in Papier bezahlen zu lassen?

Wenn ich unehrerbietige Personen ausrufen höre: „Was für — — e! ein Gesetz zu geben, um den Waizen 70 oder 80 Schilling das Quarter theuer zu machen, wenn sie zugleich ein Gesetz haben, das ihn auf 40 Sch. das Quarter stellen muß! Wenn ich solche Ausrufungen, wie diese gehört habe, oder andere: „Was für — — en! ein Gesetz zu machen, ihre Güter zu besteuern, um die tüchtigen Arbeiter aus dem Lande zu senden, während die alten und schwachen zu Hause zurück behalten werden, um sie auf diesen Gütern erhalten zu lassen!“ Wenn ich andere ausrufen gehört habe: „Was für — — sel! ein Gesetz zu machen, um die Summe der Schuld, die auf ihren Gütern haftet, zu verdoppeln, und dieß freiwillig zu thun!“ Wenn ich höre, daß Ihre Verächter auf diese Weise sich vernehmen lassen, so sage ich nur, da ich sie zu sehr unter der Würde eines Beweises achte: „Vergeßt nicht, was ihr sagt! Nehmt eure Zunge in Acht, ich will es aufschreiben, und erinnert euch, daß die collective Weisheit (wenn ich dieses Wort ausspreche, nehme ich immer den Hut herunter) ein Gesetz hat, euch auf Lebenszeit zu verbannen, wenn ihr das Geringste äußert, das nur eine Tendenz hat, sie in Verachtung zu bringen!“

Diese Verfahrungsweise finde ich immer äußerst wirksam; zuerst starren die Verächter mich an, wie gestochene Kälber; darauf fragen sie mich, ob es wirklich mein Ernst sey? und wenn ich die Parlamentsacte anführe, und die

*) Nicht selten ist das Parlament — der Stolz von Old-England — von Parlamentsrednern selbst die versammelte Weisheit oder Intelligenz von England genannt worden; wie schneidend in Cobbets Munde dieß Epitheton ist, dürfen wir wohl kaum erwähnen. Der ganze Brief ist nichts als eine summarische Kritik der Parlamentsverhandlungen in der gegenwärtigen Sitzung. —

*) Ueber den Verkauf starker Getränke.

**) Dieß ist in der That bei dem neuen, seit dem Jahre 1826 eingeführten engl. Gewicht der Fall.

Teufel dabei, so fangen ihre Kniee an zu zittern, und sie werden blaß wie die Leichen. „Sehr gut, sage ich dann, seyd gescheut und haltet eure Zunge in Zukunft hinter den Zähnen; und ich will über das, was geschehen ist, nichts mehr sagen. Aber denkt ihr denn auch daran, was für Personen es sind, von denen ihr redet? Da ist Stanley und Word, obgleich wir leider! Peter Moore und Edward Ellice verloren haben; da ist der große Brougham, der eine Rede halten kann sieben Stunden lang, ohne inne zu halten, oder etwas zu essen oder zu trinken; da sind Sir John Sebright und Mr. Calcraft; da ist Joseph Hume, der die griechische Anleihe *) und andere Anleihen bis auf einen Bruch berechnen kann, und John Maberly, dessen Verstand schärfer schneidet und eindringt, als die schärfste Scheere und die spitzeste Nadel; da ist der erhabene Peel, dessen Vater eine Ahnung hatte **); da ist der würdige Herries, kurz da sind — selbst wenn wir den großen Protector des alten Römer-Planes nicht anführen ***) — ganze Schaaren, ausgestattet mit der wahren Blüthe der Vernunft; nicht zu vergessen den Herrn Alderman Waithman, dessen Portrait in dem Bilderladen von Ludgatehill bescheiden in ein Damastsopha gelehnt ist, mit „Locke, über die menschliche Vernunft" in einer von seinen Händen; und nicht zu vergessen diese Barings, die mit solcher Genauigkeit den Grund jeder Unordnung in dem Staatskörper wissen, wenn sie dem Patienten nur an den Puls fühlen."

Wie der Schäfer, der sich über die Schönheiten seiner Angebeteten verbreitete, würde — wenn ich nicht eher aufhören wollte, als bis ich meinen Gegenstand erschöpft hätte — die Sonne untergehen, ehe ich mein Eulogium vollendet hätte. Gut also, kann da der geringste Grund zur Furcht vorhanden seyn? Man verlangt freilich hohe Preise und Geldbezahlung zu gleicher Zeit; aber wenn auch die Mittel, eine solche Vereinigung hervorzubringen, gemeinen Augen verborgen sind, lehrte da Gott, daß wir daraus schließen sollten, daß sie es auch den Ihrigen waren? Und, was zweifeln wir, da Sie ja einmüthig erklärt hatten, daß Sie diese Frage für immer abgemacht haben? Sie haben es in der That dem König erzählt: nach den genauesten Untersuchungen und der sorgfältigsten und fleißigsten Nachforschung, hatten Sie beschlossen, daß wenn diese mächtige Nation, mit einem stolzen Rückblick in die Vergangenheit in einer vertrauensvollen Hoffnung und wohlbegründeten Erwartung eines heilsamen und dauernden Friedens ruhte, sie zu dem guten Gelde ihrer Vorfahren zurückkehren solle, und Sie haben mit Recht das Talent und die Weisheit des trefflichen jungen Mannes (damals nur ungefähr vierzig Jahr alt), Herrn Peel's, der den Ruhm hatte, der Urheber dieser Maßregel zu seyn, bis in die Wolken erhoben. Es ist bekannt, daß der König Ihnen dankte für den Eifer, das Talent und die Weisheit, die Sie bei dieser Gelegenheit entwickelt hatten. Es ist bekannt, daß, nachdem Sie die Billigung des „Orakels" erhalten hatten, Sie mit Verachtung von denen „draußen" sprachen, die Ihnen prophezeiten, daß diese große Unternehmung keinen guten Erfolg haben würde. Es ist endlich auch bekannt, daß Sie nach der Erfahrung aller der traurigen Jahre seit 1819 noch immer beständig in dem alten Tone fortfahren, von der Aufrechthaltung der Preise durch Ihre Korngesetze zu sprechen; aber obschon die Erfahrung Narren klug macht, so folgt daraus noch nicht im geringsten, daß auch weise Männer auf die Stimme dieses unverschämten und unmanierlichen Rathgebers hören sollen.

Indeß denke man, von der Vergangenheit was man will, über die Aussichten unserer Zukunft muß Alles jauchzen; denn jetzt hat „Westminsters Stolz und Englands Ruhm" der erleuchtete Kämpfer für den altrömischen Plan der Auswanderung den „Geldumlauf" in die Hand genommen! *) Preisen wir die Götter! denn der Teufel sitzt in der Sache, wenn sie jetzt nicht zu Ende gebracht wird. —

Ich habe diese ganze Woche, schlafend und wachend, meine Einbildungskraft torquirt, um zu entdecken, ob vielleicht dennoch etwas vorhanden sey, wodurch es dahin kommen könnte, daß die Frage dießmal dennoch nicht „für immer zur Ruhe gebracht werde;" und es freut mich zu erklären, daß ich nichts gefunden habe, oder auf alle Fälle wenigstens nur eine Kleinigkeit; und diese ist etwas, was wohl mehr von Gott abhängt, als von den Menschen. Sollte (was die Vorsehung verhüten möge!) „ein starker Fall von Schnee" eintreten, dann dürfte leider die Frage noch immer nicht zu Ende kommen. Denn bekanntlich ist die Antipathie des großen Mannes gegen die Feuchtigkeit, die in dieser verdrießlichen Manier (untoward manner) die Erde besucht, so groß, daß er schon einmal um dieser einzigen Ursache willen sich weigerte in einer Versammlung seiner wartenden und seufzenden Constituenten zu erscheinen. Die Jahreszeit sollte uns freilich zu der Voraussetzung berechtigen, daß kein Hinderniß dieser Art „unsern theuern Hoffnungen" — wie die Zeitungen sagen — in den Weg treten wird; aber wir dürfen nicht vergessen, daß dieser große politische Philosoph, der scharfsinnig genug gewesen ist, zu bemerken, daß dieses reiche und große Land zuweilen mehr Geld vonnöthen hat, als baar vorhanden ist, meist in einer Gegend lebt, die viele Kalkberge hat, und daß der Sonnen- und Mondschein auf dem Abhang eines Kalkhügels zuweilen gerade so aussieht, wie Schnee.

Laßt uns indessen das Beste hoffen, laßt uns nach unserer Kenntniß des Mannes darauf vertrauen, daß er nicht bloß auf seinem Posten gefunden werden wird, sondern auch vorbereitet, seine Verpflichtung einzulösen und dieß auf eine klare und unzweideutige Art; laßt uns da-

*) Es ist unsern Lesern erinnerlich, wie unwürdig sich Hume im Jahr 1826 bei Gelegenheit der griechischen Anleihe benahm.

**) Daß sein Sohn Minister werden würde.

***) Francis Burdett.

*) Aus persönlichem Haß gegen Burdett richtet Cobbet wenn er der Oppositionspartei einige Hiebe austheilen will, seine Angriffe gewöhnlich gegen diesen; Burdett ist bekanntlich Parlamentsmitglied für Westminster.

rauf vertrauen, daß wir keine schallenden und tieftönenden Sentenzen ohne Spitze und Ende zu hören bekommen, eine Parenthese in der andern, wie eine Anzahl Pillenschachteln, die den Geist des Zuhörers in einen ähnlichen Zustand bringen, wie der Irrgang in Hampton Court seinen Leib; laßt uns, da wir unsern Mann kennen, darauf vertrauen, daß wir keine schlottrigen Citationen aus Shakspeare zu hören bekommen, die zu dem Gegenstande ungefähr so gut passen, als die Psalmen David's für den scheidenden Geist eines ausgedienten Postgauls, und keine Stellen aus dem Virgil, die aus dem Citations-Dictionär entlehnt sind; laßt uns, da wir unsern Mann so gut kennen, darauf vertrauen, daß wir keine weitschweifigen Declamationen über sinnlose Allgemeinheiten hören werden, welche die ehrenwerthen Mitglieder mit der Gefahr bedrohen, ihre Kinnbacken aus den Fugen zu gähnen und sie zu zwingen: hört! hört! zu rufen, bloß in der Absicht, einander aufzuwecken und zu verhüten, daß sie nicht von den Bänken fallen und zugleich uns Leute draußen fragen zu lassen: „Was ins Teufels Namen kann der Mann meinen?" Laßt uns, da wir unsern Mann so durch und durch kennen, wie wir thun, darauf vertrauen, von ihm eine klare Angabe der Ursachen und Fortschritte des Uebels zu hören, eine ähnliche Angabe von den daraus hervorgehenden Folgen, wenn keine Gegenmittel angewendet werden, und endlich eine detaillirte Angabe dieser Gegenmittel, ausgesprochen in bestimmten Vorschlägen, von denen jeder seinen klaren Sinn hat; laßt uns, nach unserer Kenntniß des Mannes, darauf vertrauen, Alles dieses zu erhalten und auf diese glückliche Weise „die Frage auf immer zu Ende gebracht" zu sehen. Dann sollst du, verehrtes Collectiv, mehr verehrt werden, als je; dieser dein ausgezeichneter Bruder, der mit Don Sanchos diplomatischer Kenntniß und Vater Galloway's Dampf die Griechen so glücklich „gerettet" hat,*) soll dann mit neuen Strahlen der Glorie gekrönt werden; und selbst Peter Däumling von dem Rumpf soll sein überschwängliches Glück fast bedauern, indem er die Landmädchen auffordert, nicht zu athmen, damit durch die Verschwendung die Stimmen nicht erschöpft werden, welche deinen Ruhm von einem Ende der Erde bis zum andern posaunen sollen.

Einen Wink nur bitte ich mir zum Schluß zu erlauben, den ich unserm großmüthigen Wohlthäter geben möchte, und dieser ist, bei dieser Gelegenheit nichts fallen zu lassen über den „Raum," die „späte Stunde," die „schlechte Gesellschaft," die „Ordnung," und keinen Gebrauch von irgend einem Worte zu machen, das eine der beiden Silben Re und Form in sich hat.

Indem ich nun mit derjenigen Geduld, welche mir zukommt, und mit dem Vertrauen, welches meine gründliche Kenntniß des Mannes mir einflößt, dem so nahen Tage entgegen sehe, wo die wichtige Frage für immer erledigt werden soll, wo die Unruhe und die Noth von uns allen aufhören wird, und wo ich ohne Scheu meinen Bratrost *) in eine Egge verwandeln kann; so bleibe ich mit den Gesinnungen, welche ein Mann wie ich, gegen Männer wie ihr hegen kann.

Wm. Cobbett.

N. S. Theures und hochverehrtes Collectiv, sahest Du je ein Schauspiel, welches das „Landmädchen" heißt? Sahest du je die arme Mutter Jordan, die, nachdem sie die Zierde der Tafel gewesen, an der zu verschiedenen Zeiten Dutzende unsers hohen Adels gesessen hatten, und nachdem sie einem „erlauchten Geschlecht" das Daseyn gegeben, endlich — wie die Zeitungen uns berichteten — in einer Hütte in Frankreich starb, und nicht die Mittel hinterließ, um ihren Sarg zu bezahlen? Hast Du je die bezaubernde Einfalt bewundert, mit welcher sie Jack Muthig in das Gesicht zu sehen pflegte, während er sie bei der Hand hielt und ihr seine profunden Vorsorgen aus einander setzte, die nöthig waren, sie vor den Stadt-Galans zu bewahren, und hast du sie je, zärtlich sein Kinn mit ihrem Finger berührend, ausrufen hören: „O, wie weise bist du, mein Auge!" Denke Dir nun, wenn es Dir gefällig ist, mich — wie ich mit eben so bezaubernder Einfalt Dir in das collective Gesicht sehe und mit gleicher Zärtlichkeit Dein collectives Kinn fasse, während Du ernsthaft beschäftigt bist, Klappen für die Luftlöcher zu besorgen, aus denen das Verbrechen und alle die andern Folgen der Armuth herausströmen; während Du darüber berathschlagst, wie so große Uebel — als da sind, der „Mangel an Arbeit, der vorherrschende Trieb, zu früh Kinder zu bekommen, die Verkehrtheit der Menschen, einen Kerker ihrer eigenen Wohnung vorzuziehen, und der Hang, den so viele zeigen, den Hasen und Fasanen nachzugehen, um nicht Hungers zu sterben, und endlich (um nicht weiter zu gehen) die niedern Kornpreise — abgewendet werden können. Während ich Dich Tag für Tag oder vielmehr Nacht für Nacht mit diesen Berathschlagungen beschäftigt sehe, bin ich beständig in einer Art von wachender Traumverzückung, und fürwahr, wenn mich einer dreimal herumwirbeln und ein lautes Hallo mir in das Ohr schreien wollte, ich würde nicht wieder zu meinen Sinnen kommen.

Die Niederlande.

Aus einer Untersuchung über den Bevölkerungsstand des Königreichs der Niederlande nach den Memoiren der königlichen Akademie in Brüssel ergibt sich, daß die männlichen Geburten sich zu den weiblichen wie 1000 zu 945, die Geburten zu den Heirathen wie 48 zu 10, und die Bevölkerung zu den Heirathen wie 130 zu 1 verhalten.

*) Savod, kann auch heißen: ihr Geld in die Tasche gesteckt. Burdett war Mitglied der griechischen Committe in London, welche die griechische Anleihe bekanntlich auf eine unverantwortliche Weise verschleudert hat.

*) Die Vignette von Cobbett's Register, dem Wochenblatt, dem dieser Brief entlehnt ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 134. 13 Mai 1828.

Briefe eines Engländers aus Constantinopel.

(Le Globe.)

Eine merkwürdige Erscheinung in der muselmännischen Hierarchie bilden die beiden Klassen der Derwische, die tanzenden und die heulenden, jene, vorzüglich bei den Vornehmen und Aufgeklärten, die letztern hingegen mehr bei dem Volke beliebt, jene die Aristokraten, diese die Demokraten des Glaubens, in gegenseitigem Haß verkündend, daß die Welt nur durch Tanzen oder durch Heulen gerettet werden könne, und daß der Tag nahe sey, wo es auf der Erde nur noch Tanzende oder Heulende geben werde. Freilich ist die Zeit dieser Regeneration nicht genau bestimmt; vorerst genügt es, daß das Volk es glaubt, und daß die Derwische von den Früchten dieses Glaubens in Ruhe und Behaglichkeit leben.

Ich wohnte schon einige Wochen in Terapia, als ich erfuhr, daß in beiden Klöstern der rivalisirenden Derwische an demselben Tage ein großes Fest werde gefeiert werden. Nichts konnte mir erwünschter kommen. Ich machte die nöthigen Vorbereitungen, und erhob mich an dem bestimmten Tage sehr früh vom Lager. Noch war die Sonne hinter den Bergen verborgen, als ich mit meinem Freunde meinen hölzernen Palast in Terapia verließ. Das Fahrzeug erwartete uns schon lange, und unsere Bostandschis rauchten auf ihren Bänken stillschweigend ihre Pfeifen. Ohne zu grüßen oder gegrüßt zu werden, schifften wir uns ein, und stießen nach einigen Minuten unter dem lauten Zurufe der Matrosen vom Ufer.

Von allen Dörfern an den Ufern des Bosporos ist keines diesem Rückzugs- und Erholungsorte der griechischen Notabeln zu vergleichen. Kourn Kali und Fondukli sind mehr in türkischem Geschmack; die Scala des Sultans athmet mehr orientalische Wollust; aber die Gehölze, die Thäler, ja sogar die Bewohner dieses freundlichen Dorfes haben einen zarten und zugleich so reinen Ausdruck der Vergangenheit, daß man darüber beinahe die Gegenwart der asiatischen Eroberer vergißt. So wie der Winter und der Ostwind aufhört, sucht hier der ganze Phanar eine Zufluchtsstätte vor den Verfolgungen der Herren von Stambul. Die Bojaren, sowohl die, welche es waren, als die, welche es zu werden hoffen; die Fürsten, Verwandte der alten oder der regierenden Hospodare; die Pforte-Dolmetscher; die großen und kleinen Würdeträger der Kirche, vom Patriarchen bis zu den Papas und Kalopers, bilden einige Monate lang eine Vereinigung alles dessen, was noch übrig ist von Ansprüchen auf das Reich der Komnenen und Paläologen. In Terapia schüttelten sie den Druck der Hauptstadt ab, jenes moralische Miasma, welches in der Nähe des Serails Körper und Seele erschlafft; hier ist es, wo sie bald die natürliche Elasticität und die Lebendigkeit des griechischen Charakters wieder erlangen. Noch war die Revolution nicht zum Ausbruch gekommen, aber schon „schwebte der Geist auf den Wassern;" still und geheim bewegte sich die Seele der Nation. Die Wiedergeburt des Landes leuchtete in den Augen, lange ehe sie in Worte überging, und verkündigte sich in Worten, lange ehe das Wort zur That wurde. Die dunkelrothen Häuser, die diese Ufer bekränzen, mit Bäumen und freundlichen Gebüschen geschmückt, waren, gleich den Gärten der Rucellai in Florenz, der Schauplatz mehr als einer stolzen Verschwörung für das Heil und den Ruhm des dahin gesunkenen Vaterlandes. Jakovaki Rizos hielt sich gerade, als ich dort war, in Terapia auf, mit der Sammlung und dem Studium der Alterthümer beschäftigt, die er, der erste unter seinen gelehrten Landsleuten, vor der Zerstörung der Zeit und der Barbaren zu retten begann. In demselben Quartier des Dorfes stand die bescheidene Wohnung des Fürsten Morusi und seiner lieblichen Töchter, blühend in allem Glanze der Jugend und Schönheit. Kaum war ich nach Europa zurückgekehrt, so las ich in einem der ersten Journale, das mir in die Hände fiel, daß der Vater auf dem Schaffot sein Leben geendigt hatte, die Töchter aber auf dem Sclavenmarkte von Constantinopel ausgestellt worden waren.

Man hat die Phanarioten lange Zeit als Erben der Laster ihrer byzantinischen Vorfahren bezeichnet, und diese Anklage stets mit eben so großer Affectation als Uebertreibung wiederholt. Wahr ist es, die Zeit und die Sclaverei haben die edlen Eigenschaften getrübt, die einst das Erbtheil ihrer freien Väter waren: die Verdorbenheit des Hofes, die theologischen Intriguen, die willkürliche Gesetzgebung des in sich selbst zerfallenen oströmischen Reichs, finden sich auch bei denen, die später Sclaven der Türken wurden. Jener Reichthum an Ausflüchten, eine Art moralischen Leichtsinns, liegt, wenn ich so sagen darf, im Instinct des griechischen Charakters. Da die Sclaverei nicht geeignet war, diesen Fehler zu verbessern, so entsprang daraus jene beständige, complicirte Zweideutigkeit, welche dem Fremden gleich auf den ersten Anblick widerlich auffällt. Fehler dieser Art können nicht an Einem Tage verschwinden. Eine so edle Sache, der blutige Kampf um

das Vaterland, die gewaltigen, das Innerste aufregenden Stürme waren nöthig, um, allen Hindernissen zum Trotz, den entwürdigten Charakter der Nation wieder zu erheben, und jener geschmeidigen Gewandtheit des Geistes wieder die Richtung aufs Große und Edle zu geben.

Terapia liegt in der Mitte einer halbcirkelförmigen Bay. Die Häuser erheben sich übereinander, gleich den Bänken eines Amphitheaters. Die malerischen Gärten auf den schönen, mit Pappeln oder Pinien gekrönten Hügeln, bilden einen grünen Wall um die Wohnungen und vollenden das Ländliche dieses Dorfs, wo es weder Straßen, noch öffentliche Plätze oder Spaziergänge gibt. Die Häuser sind klein, nur von Holz gebaut. Ihr trübes Roth erinnert den Fremden, der von dem weißen Serail des Sultans und von dem blendenden Palaste von Fondukli kommt, daß hier die verachteten Kasten der Griechen und Armenier wohnen. Der Kai ist einfach; da und dort erblickt man einen alten Palmbaum, einen Hangar (Schoppen) für die Bostandschis, oder ein kleines Minaret. Etwas weiter hinauf, gegen das schwarze Meer zu, liegt Bujukdere, oder die große Ebene. Herrlich ist der längs des Meeres dahin führende Weg. Bei jedem Schritte tritt dem Reisenden der bunteste Wechsel von Neuem und Altem, Türkisches und Byzantinisches, Christliches und Mahommedanisches, entgegen. Man hat gesagt, die Türken stehen in Europa nur im Feldlager; ihre Herrschaft sey kein Frieden, sondern blos ein Waffenstillstand; auf dieser Strecke aber findet dieses Bild keine Anwendung: der alte Eigenthümer scheint der Neuangekommene, während der Usurpator von jeher im Besitze des Bodens scheint. Erblickt man in Constantinopel ein steinernes Gebäude, so darf man immer voraussetzen, daß es einem Franken gehört; hier hingegen sind die festeren Wohnungen alle türkisch. Ein Minaret, das seine schlanke, schimmernde Spitze aus der Mitte eines dunkelgrünen Gehölzes hebt, die Batterien, Tott's, eine reich geschmückte Fontaine, ausgedehnte Casernen, Alles verkündet eine alte bleibende Niederlassung.

Bujukdere, der Rückzugsort der europäischen Gesandten, schön und wollüstig, gleich den Ufern von Bajä unter dem Himmel von Neapel, ist ein kleines Dorf, oder vielmehr eine lange Reihe von Häusern in Einer Linie. Hier ist es, wo die Diplomatie ihre Etikette ablegt, ihre Orden, ihre Uniformen, wo sie ihre müden Glieder ausstreckt, und in sicherer Sorglosigkeit die Wollust der Ruhe schlürft. Jeder Palast repräsentirt eine Nation; man geht von dem großen und kleinen Spanien (Neapel) zu dem Internuncius von Wien, nun dem einzigen Repräsentanten des einst so mächtigen Bailo von Venedig; von dort zu dem Selbstherrscher oder Padischah aller Reußen ꝛc. ꝛc. Ein einziger Name fehlt — der englische, sey es nun, weil der ungeheure Palast oder die halb bewohnte Citadelle der brittischen Gesandtschaft in Pera als eine hinreichende Aufwiegung der bescheidenen Wohnungen in Bujukdere erscheint, sey es, weil die Engländer eine zu innige Freundschaft für die Pforte hegen, um sich so weit von ihr entfernen zu können — ich habe weder Zeit noch Geduld, so zarte Fragen zu ergründen — genug, die brittische Gesandtschaft hält sich in stolzer Entfernung von allen andern Mächten, und bleibt den ganzen Sommer in Constantinopel, als wollte sie eine zu unmittelbare Berührung mit den andern vermeiden oder ganz ungestört ihre Maulwurfshaufen diplomatischer Verhandlungen aufwerfen. Weniger isolirt ist der französische Botschafter; doch nimmt auch er nicht ganz Theil an der Gemeinschaft der übrigen. Sein Palast, so weiß und glänzend wie nur irgend einer seiner türkischen Nachbarn, liegt auf halbem Wege zwischen Terapia und Bujukdere. Eine kleine Zahl griechischer Wohnungen ist umher gelagert, wie aus Instinct hier Schutz suchend. (Fortsetzung folgt.)

Die Mosquitosküste.

Die brittische Niederlassung. Der König der Sambos. Indianisches Gelag. Der alte Häuptling.

(Schluß.)

Noch vor wenigen Jahren bestand auf der Mosquitosküste eine Niederlassung, welche von der brittischen Regierung seitdem aufgegeben worden ist. Als der Oberbeamte derselben abberufen wurde, verließ er nur mit großem Bedauern eine Kolonie, die schon in ihrer Kindheit kostbare Vortheile versprach. Außer Bluefields gibt es davon noch ein paar Ueberbleibsel, Kirkarille und Rigmansbank, an den Ufern des Lagoon, vornehmlich aber Englishbank, sechs Meilen südlich vom Eingang der Lagunen, den Ufern des Lagoon gegenüber. Creolen, Mulatten und Sambos aus Jamaika, Saint-André und andern Inseln, welche hier meist Indianerinnen geheirathet haben, bilden den Grundstock der Bevölkerung. Englishbank zählt 150 bis 200 Einwohner. Der Ort nimmt sich sehr artig aus. Die Häuser sind zwar blos einstöckig und haben ganz einfache Bretter- oder Lehmwände; aber die Palmblätter, womit sie bedeckt sind, geben ihnen ein frisches lebendiges Colorit. Die Kaufleute aus Jamaika besitzen in Englishbank zwei, die aus den Vereinigten Staaten ein Waarenniederlager; ihre Geschäftsführer haben hier ihren bleibenden Aufenthalt. Die verschiedenen Indianerstämme und Mosquitos bringen ihnen Schildkrötenschalen, Kopalharz, Kaschubisam, Häute, Kähne, Ruder und andre Artikel, die sie gegen Segeltücher, Beile, Reitzeuge, Klingen ꝛc. vertauschen. Die Kolonisten von Englishbank leben mit den Eingebornen in den freundschaftlichsten Verhältnissen; ihr Betragen gegen Europäer und gegen Fremde überhaupt ist sehr gastfrey; im Handel und Wandel gilt der Grundsatz der Ehrlichkeit. Von einer religiösen Bildung findet man indessen fast keine Spur. Gewiß müßte ein Missionär trotz des Widerstandes, den er etwa von den hier handeltreibenden Kaufleuten zu befürchten hätte, viel Gutes wirken können, in jedem Fall mehr als auf Barbados, in Demerary und andern civilisirteren Kolonien.

Während meines ganzen Aufenthalts in diesem Lande sah ich nie, daß bei einer Heirath irgend eine kirchliche Ceremonie Statt gefunden hätte. Die ehliche Verbindung ist ein stillschweigender Contract, der manchmal,

wiewohl selten, durch gegenseitige Uebereinkunft wieder aufgelöst wird.

Die Ceremonie der Taufe wird auf die Ankunft der Kauffahrteischiffe ausgesetzt, wo dann die Capitäne — sonderbar genug — die während des ganzen Jahrs gebornen Kinder taufen. Viele Kinder verdanken jenen aber noch mehr als die Taufe, und ich könnte wohl ein dutzend Kinder anführen, die blos zwei Capitänen angehörten. Diese beiden Männer hatten die Ansicht der Indianer über die Vielweiberei im weitesten Umfang angenommen, und sich dadurch mit denselben gewisser Maßen identifizirt. Ihre vollkommene Kenntniß des indianischen Charakters gab ihnen das Monopol des Handels dergestalt in die Hände, daß keine Concurrenz möglich war. Sie verstanden es dabei so trefflich, sich bei den Häuptlingen in Gunst zu setzen, daß ihre Ankunft für alle Klassen der Einwohner ein Fest war, wo getauft und geschwelgt wurde.

Weiter nördlich auf der Mosquitosküste liegt das ziemlich ausgebreitete Gebiet des Königs der Sambos. Georg Friedrich — dieß ist sein Name — erhielt in Jamaika eine englische Erziehung und wurde nach dem Tode seines Vaters, des Königs Georg, von dem ehrwürdigen Joseph Armstrong feierlich gesalbt und gekrönt. Aber die Kolonisten, welche die Lehrer des jungen Monarchen waren, scheinen nur sehr beschränkte Begriffe von den Pflichten des Königthums gehabt zu haben: denn sie lehrten ihren Mündel nichts so gut als die Kunst sich zu betrinken. Seine Majestät ist indessen nicht nur ein tapferer, sondern auch ein äußerst liebenswürdiger Zecher, auf dessen Humor die Freuden der Tafel die wohlthätigste Wirkung äußern. Seine Unterthanen fühlen sich nie glücklicher, als wenn der König einen Rausch hat: denn dann ist er so huldvoll, daß er keine Bitte abschlägt.

Mit Anbruch des Tages wurde ich durch Trommelschlag aus dem Schlaf geweckt. Schon waren die Leute auf den Beinen und eifrigst mit den Anstalten zum Empfang des Königs und zu einem Gastmahl für ihn beschäftigt. Er langte auf einem großen Kanoe, von zehn Personen begleitet, an; in zwei kleinern Kanoes sein übriges Gefolge, zwanzig Mann stark. Bei der Landung empfingen ihn die Befehlshaber der Land- und Seemacht, Admiral Earnee und General Blyatt, nebst den Häuptlingen der benachbarten Districte. Die beiden Offiziere waren in großer Uniform mit goldenen Epaulett's. Die Begrüßung selbst hatte nichts Feierliches; mit den Worten: „wie befindet ihr euch, König (how do you do King)?" reichte man ihm die Hand — das war alles. Nachdem ich vorgestellt worden war und er mich über den Zweck meiner Reise befragt hatte, lud er mich ein, mit ihm nach dem Cap zu kommen, wo ich mich nach Belieben über Alles, was mich interessirte, unterrichten könnte.

Man denke sich einen jungen Mann von vier und zwanzig Jahren, mit hellbrauner Kupferfarbe, langen, auf der Stirn gescheitelten Haaren, die in geringelten Locken über Hals und Nacken fallen, niedlich geformten Händen und Füßen, schwarzen, ausdrucksvollen Augen, weißen Zähnen, und man hat eine ungefähre Vorstellung von dem Bilde des Königs der Sambos, die nicht ungünstig ist: dabei war er lebhaft und thätig; doch verrieth sein Aeußeres mehr Gewandtheit als Stärke. Seit vier Jahren war er an der Regierung. Ich fand ihn jedoch in der Folge in manchen Beziehungen so roh und wild als die Damhirsche auf den Sawannen, wo er geboren war. Während der Versammlung, die in der königlichen Wohnung gehalten wurde, kamen verschiedene Verwaltungs-Angelegenheiten, Rechtsfälle und andere Gegenstände von allgemeinem Interesse zur Berathung. Wie ich aber bemerkte, überließ Se. Majestät die Geschäfte der Entscheidung oben genannten Generalitäten dergestalt, daß Sie blos den Dekreten, die mit der gewöhnlichen Formel: „auf Befehl des Königs," ausgefertigt wurden, Ihre Namensunterschrift ertheilte. Solange die Sitzung währte, wurde keine Frau zugelassen, nachher aber, als das Bankett seinen Anfang nahm, durften einige eintreten, um für ihre Männer sorgen zu können, wenn diese im Rausch über die Stühle fielen.

Das Gelag artete bald in ein förmliches Bacchanal aus; rasch kreisten die Kürbisflaschen, zwei Männer schenkten ein und zwei Knaben warteten auf. Schottische und englische Tänze kamen an die Reihe; zuletzt wurde nicht mehr getrunken, sondern gesoffen, und es gab Scenen, welche diese Carricatur des Königthums vollständig machten.

Gegen Abend erhielt der König einen Besuch von seinem Oheim Andreas, Häuptling des Duckawara-Stamms, der eine der Lieblingsfrauen Seiner Majestät mitbrachte. Der Häuptling war ein kleiner, untersetzter Mann, von rein indianischem Blute, voll Leichtigkeit in allen seinen Bewegungen, unter dessen Maske von Sorglosigkeit und Leichtsinn viel Feinheit und Verschmitztheit verborgen lag. Er sprach ziemlich gut englisch und unterhielt die Gesellschaft mit lächerlichen Geschichten, die er von jamaikanischen Kaufleuten erzählte, so wie mit witzigen und sarkastischen Einfällen, die er an die anwesenden alten Mosquitoshäuptlinge richtete. Blos das schallende Gelächter der Zuhörer unterbrach zuweilen den Erzähler. Der König machte mich gelegenheitlich darauf aufmerksam, daß ich mich nicht wundern dürfe, wenn er sich so benehme; dadurch, daß er sich nach den Neigungen der Eingebornen richte, suche er ihnen allmälig Geschmack an englischen Sitten beizubringen. „Sehen Sie," sagte er, „alle, die hier sind, haben die Pulpera *) abgelegt, und tragen jetzt Westen, Hosen und Hüte."

Seine Majestät erzeigte mir die Gnade, mich zu einer Sauteuse aufzufordern, die wir dermaßen zum Entzücken seiner Unterthanen tanzten, daß sie nicht müde wurden, ihr Dacapo zu rufen. Der General Blyatt hatte Befehl, zu verhindern, daß Niemand in den Ballsaal dringe; aber das laute Getöse unsrer Musik und die Nachricht, daß Frauen angekommen seyen, zog eine Masse Leute herbei, die sich um das Haus versammelten und alle Ausgänge besetzt hielten. Als wir endlich, durch die Hitze und den Mangel an frischer Luft genöthigt, zum großen Verdruß der Indianer unsern Tanz einstellten, schlug der gute Fürst

*) Die früher angeführte indianische Kleidung aus gegärbter Rinde.

vor, den Ball im Freien fortzusetzen. Hierauf vereinigten alle Lustpartien, die sich rings in der Nachbarschaft zusammengethan hatten, ihre Musik mit der unsrigen, und der König, der Admiral, der General, Männer und Weiber sprangen mit einem solchen Lärmen und einer solchen Verwirrung durch einander, daß, wer noch einen Funken von Vernunft hatte, sich glücklich schätzen mußte, wenn er dem Gewühl sich entziehen konnte.

Nach Beendigung des Balls fing man wieder an zu trinken; dießmal nahmen die Frauen am Gelag Theil. Aber ehe die Häuptlinge den Kopf ganz verloren hatten, hießen sie die Frauen nach Hause gehen, ohne Zweifel, damit diese sich nicht am Ende außer Stand setzten, ihren Männern die erforderliche Pflege zu erweisen. Man blieb die Nacht bei der Kürbisflasche sitzen. Von Zeit zu Zeit ließ sich das Gewirbel der Trommeln und der Knall der Flinten, die sie, bis an die Mündung mit Pulver gefüllt, losschoßen, vor der Thüre vernehmen. Hatte einer der Zecher seinen Rausch, wie sich's gebührte, so wurde in der Geschwindigkeit die Frau herbei geholt, die den Theuren unter ihre Obhut nahm. Kaum war derselbe einiger Maßen wieder bei Troste, so kehrte er zu den Orgien zurück. Den ganzen folgenden Tag ging es in demselben Tempo fort; man leerte die Maniok- und Maisliqueure, welche nach dem Kokosgeist abgezapft wurden, bis auf die Hefen. Erst in der dritten Nacht, als alle Getränke erschöpft waren, begaben sich die Indianer nach Hause. Die meisten von ihnen befanden sich in einem jämmerlichen Zustande und klagten sehr über Kopfschmerzen. Zu ihrer Ehre indessen sey es gesagt, daß es während der Schwelgerei, vom Anfang bis zum Ende, friedfertig und ohne Streit ablief.

Durch mein Tanzen und meine Unterhaltung hatte ich mir die Gunst des Königs im höchsten Grade erworben. Einen Beweis davon gab er mir, indem er mich zu seinem Gesandten bei einem Stammhäuptling ernannte, der sich unabhängig zu machen suchte. Der General Blyatt begleitete mich. Der Gouverneur Clementi (dieß ist der Name des Häuptlings) kam uns nicht entgegen; er beschränkte sich darauf, uns in seiner Wohnung Audienz zu ertheilen. Bei unserm Eintritt erhob er sich von seinem Sitz, reichte mir und Blyatt die Hand, und sagte: seyd willkommen! Unsre Begleiter wurden von ihm keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Dieser alte Häuptling, ein Mann von hohem Wuchs, stark und kräftig, fünfzig bis sechzig Jahre alt, dessen Physiognomie und Rede auf mich einen tiefen Eindruck machten, schien mir ein edler Repräsentant jener alten Kaziken zu seyn, deren Abkömmling er war. Er hatte die Manieren der Indianer, aber Ernst und Nachdenken sprach aus seinen Zügen. Man sah ihm an, daß er sich durch das Joch der Mosquitos erniedrigt fühlte, als ein Mann, der selbst zu herrschen gewohnt war. Er trug eine alte spanische Uniform, blau mit rothen Aufschlägen, verschwenderisch ausstaffirt mit goldenen Tressen, die jedoch durch die Zeit etwas an Glanz verloren hatten. Eine alte, goldgestickte Weste von weißem Atlaß mit großen Taschen, Beinkleider von weißer Sarsche, baumwollene Strümpfe von derselben Farbe, Schuhe mit breiten silbernen Schnallen — vollendeten seinen Anzug. In der Hand hielt er einen großen Stock mit goldenem Knopf nach der Art der Alkalden in den vormaligen spanischen Provinzen Südamerikas. Betrachtend die edle und ungezwungene Haltung dieses alten Häuptlings, im grellen Abstich gegen die Rohheit der Mosquitos, konnte ich nicht umhin, mir zu sagen, daß durch die Herrschaft der Sambos die Fortschritte der Gesittung unter den eigentlichen Indianern wesentlich verzögert worden seyen.

Suniten und Schiiten.

In einem ähnlichen Verhältnisse wie unter den Bekennern des Christenthums die Protestanten den Katholiken, stehen unter den Mahommedanern bekanntlich die Schiiten den Suniten gegenüber: Beide glauben an die göttliche Sendung des Propheten und an sein im Koran niedergelegtes Gesetz; die Schiiten läugnen aber die Rechtmäßigkeit der drei ersten Khalifen, Abubekr, Omar und Osman und ihrer Nachfolger, und verwerfen die Traditionen, die auf der Autorität dieser Khalifen beruhen. — Die Perser, die, obwohl rings von Suniten umgeben — den Osmanen, Arabern, Afghanen und Turkomanen — sich zum Schiismus bekennen, erzählen von einem ihrer Lehrer des Gesetzes, er sey mit vier Lehrern der orthodoxen Secten zu einer Versammlung berufen worden, um zu entscheiden, ob Sultan Khodah-bundah, der Urenkel des Dschengiskhan, ein Weib zurücknehmen dürfe, das er dreimal verstoßen hatte, ohne dem von der Suna vorgeschriebenen Gebrauche, sie erst mit einem andern Manne zu vermählen, nachzukommen. Der Schiit nahm mit verstelltem bäurischen Wesen seine Pantoffeln, statt sie auf der Schwelle des Gemaches stehen zu lassen, unter den Arm. Diese Handlung veranlaßte ein allgemeines Gelächter, und man fragte ihn um *die Ursache*. „Wir haben eine Sage in unserer Familie, *antwortete er*, daß einem unserer Vorfahren, der in den Tagen des Propheten lebte, durch einen Schüler Hanifa's die Pantoffeln gestohlen worden wären!" Alle brachen in ein lautes Gelächter aus, und er wurde berichtet, daß Hanifa selbst nicht eher als ein Jahrhundert nach des Propheten Tode seine Lehre verbreitet habe. „Es wird also ein Schüler von Malik gewesen seyn!" Die Lust wurde noch lauter, als der unwissende Lehrer von dem Zeitalter Malik's unterrichtet wurde, der erst nach Hanifa lebte. „Dann war es Schaffei!" — aber dieser war aus einer noch späteren Zeit. „Es muß," rief der Schiit, indem er sich ganz erzürnt stellte, „es muß Hanbal gewesen seyn!" Dieser heilige Mann, wurde ihm gesagt, gab seine Werke nicht eher als in dem zweiten Jahrhundert der Hedschira heraus. Der Schiit fuhr bei dieser Erklärung mit verstelltem Erstaunen zurück und rief aus: „Wie! wenn ihr alle die Wahrheit sagt, so lebten diese heiligen Männer, deren Meinungen ihr für uns zum Gesetz machen wollt, so lange nach unserm Propheten, daß sie ihn eben so wenig, als ihr und ich, ihr Herren, persönlich kennen konnten, außer sofern sie mehr oder weniger gelehrt waren!" Indem er dieß sagte, stand er auf und ging ab; bald wurde indeß von dem König nach ihm gesandt und dieser fragte ihn, ob er wohl glaube, daß er sein Weib zurücknehmen könne, ohne sie zuvor an einen andern zu verheirathen? „Wenn keine größere Autorität dagegen ist, als die dieser neuen Heiligen, so kann ich keine Sünde darin sehen, dieß zu thun," war die Antwort. Der König war erfreut und handelte sogleich dieser Meinung gemäß; und dieser Umstand soll keinen geringen Antheil daran gehabt haben, daß sich Mahommed Khodah-bundah zum Glauben an die Lehren der Schiiten bekehrte. (Wem fällt hierbei nicht der Uebertritt Heinrichs VIII. von England zum Protestantismus ein?)

Malcolm, history of Persia. Vol. II. pag. 350.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 135. 14 Mai 1828.

Briefe eines Engländers aus Constantinopel.

(Fortsetzung.)

Langsam entfernten wir uns von Terapia, indem wir die kleine, spiegelklare Bucht durchschifften. Mit jedem Schlag der Ruder entfaltete sich der Anblick des Dorfes weiter und malerischer. Die Höhen stiegen hinter den Gebäuden empor, gleichsam als der vollendende Hintergrund des reichen Bildes, das den Vordergrund einnahm. Hohe, durchsichtige Rauchsäulen erhoben sich in den wolkenlosen Himmel; die scharlachrothe ottomanische Flagge wehte in breiten Falten um die Masten der türkischen Fahrzeuge; in den wiederhallenden Arkaden der Moschee tönte der murmelnde Fall der Fontaine; ein einziger Priester des Gesetzes saß in ihrer Nähe, auf einem kleinen Teppich, sein elfenbeinernes Combalojo in der Hand, und sein weißes Haupt nach dem Tact der Verse des Korans wiegend. In einiger Entfernung von ihm lag seine lange Pfeife. In den Zwischenräumen seines Gebets erhob er von Zeit zu Zeit seinen weißen Turban gegen Morgen, als ob er in frommer Ungeduld die nahende Sonne heraufbeschwören wollte hinter den grauen Höhen des Gebirgs und hinter den zackigen Ufern jenseits der Meerenge. Die bis jetzt bleifarbigen Wasser färbten sich nach und nach mit röthlichen Streifen. Auf einem weißen Segel, in weiter Ferne schwebend, glänzten die ersten Strahlen des Tages wieder. Das milde Gestirn der Nacht hing noch über Constantinopel, gleich einem ihrer silbernen Halbmonde, aber in so schwachem Schimmer, daß es mit den ersten Blicken des Morgens vollends zerfloß. Endlich trat die Sonne hervor, stolz und mächtig in Mitte der Dünste, die sie zu verhüllen suchten; nach einer oder zwei Minuten stieg sie allein und wolkenlos empor, glühend in allem Glanze ihrer orientalischen Herrlichkeit, von der uns in unserm Norden nichts eine Idee leihen kann. Ein Sommertag strömte seine Lichtfluthen über die ganze Natur, ohne jene drückende Atmosphäre zu erzeugen, die sonst in südlicheren Gegenden diese Jahreszeit begleitet. Die Wasser- und die Seewinde, die Platzregen und der frische Thau, die stets erneute Strömung der Meerenge verleihen der Luft jene Reinheit und Leichtigkeit, die der ausschließende Vorzug des Nordens zu seyn scheinen, während die Sonne Asiens alles umher mit jenem Feuer umleuchtet, welches jede Farbe erhöht, und selbst jenen Farbentinten einer Landschaft, die in unsern Nebellanden unbestimmt und schmutzig erscheinen, einen Glanz gleich Blumen und Vögeln verleiht. Nichts ist hier grau oder trüb — alles ist hell, in klarem, bestimmtem Umriß. Eine Farbe stößt glänzend gegen eine andere, und so entwickelt sich aus der vollendetsten Mannigfaltigkeit des Einzelnen die vollendetste Harmonie des Ganzen. So wie wir weiter vorwärts steuerten, wimmelte der Bosporus von Segeln aller Arten, von Flaggen jeder Farbe, von Fahrzeugen und Schiffen aller Nationen und aller Costüme. Es war ein Meer, bevölkert von den Repräsentanten der zwei ungeheuern Hälften des menschlichen Geschlechts; und die National-Eigenthümlichkeiten, stets erkennbarer in Kleidung und Sprache, als in den Zügen des Gemüths oder des Geistes, traten bei dieser nahen Berührung der Indiviuen aus den verschiedensten Nationen auf den Grenzen Asiens und Europas um so schärfer und ausdrucksvoller hervor. Unsere Bostandschis repräsentirten sehr gut den türkischen Theil der Versammlung. Die rothe Jacke, der eingedruckte Calpak, das faltige Hemde und die weiten Pantalons deuteten auf ihr doppeltes Gewerbe als Schiffer und Gärtner. Hals und Nacken, Beine und Arme waren nackt, und von der Sonne broncirt; die Formen athletisch, gleich den Statuen der Alten. Ihre Mäßigkeit, die Stabilität ihrer Sitten und Gebräuche, die strenge Unbeweglichkeit im Gesicht und Ausdruck darf man nicht ausschließlich den Institutionen Mahommeds zuschreiben. Der feurige Syrier, der raschaufbrausende Araber, der Moreote mit leichtem Geist und Herzen, erhalten die Grundzüge ihrer moralischen Physiognomie unverändert unter allem Wechsel der Regierungsformen und des Glaubens, und wie in den christlichen Ländern, so ist auch dort mehr die Religion durch das Land, als das Land durch die Religion modificirt. Der Ernst des Muselmanns ist ganz muselmännisch; in Blick und Farbe trägt er jenen zornmüthigen Ausdruck des Tartaren, der nichts gemein hat mit den Kindern der Sonne. Selten leuchtet in seinem Auge jener tiefe Lichtglanz, der den Asiaten des Südens belebt. In der langgezogenen, wie vom Schlaf gefesselten Linie seiner Züge spricht sich jene hinter dem Ernst verborgene, tiefe Sinnlichkeit aus; und die Wimpern, die sein großes, schwarzes, wollüstiges Auge sehnsüchtig-matt umschatten, begleiten besser den lächelnden Blick des Herrn des Harems, als den raschen Pfeilblick des Kriegers. Jenes ist sein gewöhnlicher Ausdruck; aber zuweilen erwachen, mitten in jenem Schlummer, die furchtbarsten und gewaltsamsten Leidenschaften der Seele. Seine übrigen Züge

stehen mit einander in Einklang: ihre Schönheit ist nicht der primitiven Race eigenthümlich, sondern stammt aus der Vermischung mit dem cirkassischen und georgischen Blut, so daß in der halbgriechischen Nase und dem feingeschnittenen Munde nichts mehr von dem scythischen Barbaren zu erkennen ist. Auch die Stimme der Türken ist bewundernswerth; und ihre vocalreiche Sprache ist so im Einklang mit dieser Stimme und so verschieden von dem gedehnten Gutturalaccent des Arabers, daß, wenn man sie mit halblauter Stimme mit einander sprechen hört, man sich in irgend einen Divan versetzt glaubt, mit weichen Polstern belegt, vom milden Dämmerlichte, das durch gemalte Fenster blickt, schwach beleuchtet, während das Murmeln der Fontaine und das leise Rauschen der Palmen das Steigen und Fallen des Tons der Unterhaltung leitet. Weder Schmerz noch Freude ergreifen den Türken mit Leidenschaft; ist er unglücklich, so erträgt er seinen Kummer stumm und ernst; ist er glücklich, so läßt er sich auch hievon nicht aus seiner Ruhe reißen. So leicht er das Vergangene vergißt, so sorgenlos blickt er in die Zukunft; diese beiden Drittel seines Lebens sind gleichsam abgeschnitten von ihm, und den kleinen Rest, die Gegenwart, genießt er ruhig und mäßig. Ein Grieche würde einer solchen Ruhe die Folter vorziehen, und für ihn wäre ein Himmel, ohne einen Himmel dießseits, eine Art Hölle. Man gebe ihm, wie dem Teufel der Legende, genug zu thun, und er wird sich regieren lassen; um dieß bei dem Türken zu können, lasse man ihn schlafen. —

(Schluß folgt.)

Marly, oder Pflanzerleben auf Jamaika.

(Schluß.)

Eines Tages besuchte der Aufseher während eines Regenschauers (einer seltenen Erscheinung auf Jamaika) Marly's Gang nach der zum Mittagsessen ausgesetzten Frist, als er gerade die Pickeniny-Mütter auf das Feld kommen sah. Es mochten sechs bis acht solcher Mütter seyn, denen gestattet ist, Morgens und Nachmittags zehn Minuten nach der den Andern eingeräumten Ruhezeit auf dem Felde sich einzustellen. Diesen Nachmittag aber kamen sie, sey es nun wegen des Regens oder aus einem andern Grunde, ziemlich viel später; weßwegen der Aufseher, der ihnen deßhalb schon früher einen Verweis gegeben hatte, beschloß, ein Exempel zu statuiren. Er ließ ohne weitere Umstände eine nach der andern niederlegen, und ihnen eine mäßige Züchtigung von neun Peitschenhieben geben. Aufgebracht über die ihnen auferlegte Strafe schrien sie, der Buscha schlage die Pickeniny-Mümmas, da sie doch für den Massa zu arbeiten gehabt hatten. Die Züchtigung war nicht hart; allein es empörte sie, daß sie, wie sie glaubten, von dem Aufseher ungerechter Weise gestraft worden waren; sie überhäuften ihn mit Schimpfreden aller Art. Der Aufseher schien sich, obgleich durch diese Schmähungen eine Hiobsgeduld gebrochen wäre, eine Zeitlang nicht daran zu kehren; endlich aber übernahm ihn sein Aerger, er schwang sich auf seinen Maulesel und ritt davon. Kaum hatte er den Rücken gekehrt, als der ganze Gang den bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Chor: „Was kümmert mich die Strafe!" anstimmte. Am nächsten Morgen stellte sich der Aufseher zu gleicher Zeit mit Marly bei dem Gange ein. Er wollte, wie es schien, selbst beobachten, ob die Neger genau zur vorgeschriebenen Zeit eintreffen, damit in dieser Woche noch die Felder gesäubert würden, um mit dem Pflanzen der neuen Zuckerröhre beginnen zu können. Zum Unglück erschienen sieben oder acht von Marlys Leuten, meist alte Männer und Weiber, zu spät auf dem Platze. Wie sie ankamen, ließ sie der Aufseher sogleich niederlegen und züchtigen. Jeder von ihnen bekam zwölf Peitschenhiebe. Marly fühlte das innigste Mitleid mit diesen unglücklichen, wahrhaft elenden Creaturen, von denen die meisten schon an dem Rande der Ewigkeit standen. Sie schrien mehrmals um Erbarmen; allein der Aufseher war unerbittlich. Da sie sahen, daß ihr flehentlichstes Geschrei den Aufseher nicht zu rühren vermochte, und der Treiber immer noch die Peitsche schwang, schrien mehrere unter den heftigen Streichen: „Niemand erbarmt sich der armen alten Negers, als der Massa droben (Gott)!" Was bei diesem Auftritt Marly, den die Gewohnheit noch nicht gegen solche Abscheulichkeiten abgestumpft hatte, am meisten empörte, war der jammervolle Anblick der Kinder, die mit ansahen, wie ihre Mütter und Väter auf das Grausamste und Entehrendste mißhandelt wurden, ohne eine Klage zu wagen. Die letzte, welche niedergelegt wurde, war die Mutter von dem Jungen des Aufsehers, eine der jüngsten unter ihnen. Auch sie bat auf das Flehentlichste um Gnade, und auch ihr Sohn, der ohne Zweifel glaubte, sich mehr Freiheit gegen den Buscha herausnehmen zu dürfen, bat für seine Mümma um Verzeihung. Da er fand, daß ihre vereinten Bitten nichts fruchteten, sprang er wüthend auf den Aufseher zu, als wollte er ihn zur Erfüllung seiner Bitte zwingen, und hatte ihm, ehe er sich versah, so das Gesicht zerkratzt, daß das Blut von ihm lief. — Sie bekam demungeachtet ihr Dutzend Schläge. Obgleich der Buscha den Schmerz seiner Wunden heftig empfinden mußte, und sichtbar ergrimmte, so vermochte er doch nicht über sich, den Knaben für diesen Beweis kindlicher Liebe bestrafen zu lassen; er bestieg sogleich seinen Maulesel und ritt davon, während der Knabe wie gewöhnlich das Thier beim Schweife hielt, und mit in den gewöhnlichen Sang einstimmte: „Was kümmert mich die Strafe!" Der Aerger des Aufsehers war beinahe verraucht, als er nach Hause kam; denn sein Bursche bekam blos ein paar Ohrfeigen, und die Ermahnung, sich in Zukunft besser aufzuführen, wofern er nicht unter die Feldneger versetzt werden wolle. —

Obgleich die Neger, und überhaupt jedes menschliche Geschöpf, das den Teint des sogenannten schwarzen Blutes hat, in Westindien als eine gegenüber von den Weißen niedrigere Menschenrace und nicht viel höher als das Vieh geachtet wird, so wird doch der weibliche

Theil dieser Pariakaste zu der oft ekelhaften Umarmung ihrer Tyrannen zugelassen, oft sogar gezwungen. Die Früchte dieser Vereinigung, welche bei Leuten von den Grundsätzen ihrer Herrn unstreitig ein Akt von Bestialität ist, und nach göttlichen und menschlichen Gesetzen mit dem Tod bestraft werden sollte, sind Sklaven. Sie unterscheiden sich nach den verschiedenen Stufen der Abstammung durch folgende Namen. Ein Samboe steht dem Schwarzen am nächsten; er ist das Kind eines Mulattenvaters und einer Negermutter oder umgekehrt. Ein Mulatte ist das Kind eines weißen Vaters von einer Negerin. Quadroon heißt das Kind einer Mulattenmutter von einem weißen Vater. Das Kind einer Quadroone von einem weißen ist ein Mustea. Das Kind eines weißen Vaters mit einer Musteamutter ein Musteaphini. Das Kind eines Musteaphini von einem weißen Vater ein Quintroon oder Quinteron, und das Kind einer Quintroon von einem Weißen ist frei nach dem Gesetze. Welch schreiendes Unrecht nach diesem unmenschlichen Gesetze verübt wird, zeigt uns nachstehende Erzählung.

Zu der zum Verkauf festgesetzten Stunde betrat Marly das zum Verkauf bestimmte Lokale, und sogleich fesselten seine Aufmerksamkeit drei anständige, gutgekleidete Mädchen, welche verkauft werden sollten. Sie waren Schwestern, und gehörten zu der Kaste der Mustees, da sie eine Quadroone zur Mutter und einen Weißen zum Vater gehabt hatten. Ihre schönen Formen, ihre auffallend gebildeten Manieren, die sanften, gefälligen ganz europäischen Gesichtszüge, ihre reinliche, sogar elegante Kleidung, so wie der feine Anflug von Röthe, welche die Scham über diese öffentliche Ausstellung über ihr Gesicht ergossen hatte — Alles vereinigte sich, diese Gruppe interessant zu machen. Alle Anwesenden fühlten Mitleid mit ihrem jammervollen Schicksal. Ihr Vater war ein angesehener Mann, und hatte sie mit seiner braunfarbigen Sklavin erzeugt. Er erzog sie als seine rechtmäßigen Kinder auf gleichem Fuße mit den freien Insulanerinnen. Sie hatten in jeder Hinsicht eine Behandlung genossen, wie sich bei den freigebornen Kindern eines nicht unbemittelten Vaters erwarten ließ; so daß ihnen kein Gedanke kam, sie würden in die unglückliche Lage versetzt werden, als Sklavinnen öffentlich an den Meistbietenden feilgeboten zu werden. Ihr Vater hatte es zum Unglück von einer Zeit auf die andere verschoben, sie für frei zu erklären (ihre Mutter war als Sklavin gestorben) bis ihn der Tod von den Seinen abrief. Sein Vermögen fand man in solcher Zerrüttung, daß seine Gläubiger auf sein ganzes Eigenthum, und selbst seine Kinder als einen Theil desselben Beschlag gelegt hatten, und so wurden diese Mädchen, um die Schulden ihres Vaters zu decken, zum Verkauf ausgeboten. Allein kein Käufer wollte sich zeigen. Zu wiederholten Malen zur öffentlichen Versteigerung ausgestellt, konnten sie immer nicht verkauft werden.

Bei ihrem Anstand, ihrer guten Erziehung, und ihrem gefälligen Aeussern hätten sie in England als Hausmütter ein sorgenfreies Unterkommen gefunden. Aus denselben Gründen wollte sich auch in Jamaika kein Käufer finden; da die ganze Nachbarschaft Schande über den gerufen hätte, welcher sie zur Arbeit oder zum Sklavendienst angestellt haben würde. Man gestattete ihnen somit, frei umherzugehen, als ob sie freigeborne wären; da die Eigenthümer auf Jamaika (zu ihrer Ehre sey es gesagt) noch nicht gelernt haben, mit der Schönheit ihrer weiblichen Sklavinnen zu wuchern; was viele ehrenwerthe Damen holländischer Abkunft auf dem Kap (die ihre Köpfe sehr hoch tragen, und sich noch zu den vornehmen Familien rechnen) sehr vortheilhaft finden.

Wenn wir von den Sklaven zu ihren Herren aufsteigen, so finden wir, daß sie, von Kindheit auf im Verkehr mit jenen aufgewachsen, weder in Hinsicht des Geistes noch in den Sitten sehr ausgebildet sind. Folgende Anekdote gibt uns einen Begriff von der feinen Welt auf der Insel. Die Heldin der Erzählung ist eine Creolin, mit welcher Marly auf einem Balle getanzt hatte. Aus diesem Grunde bezeugte er dem Frauenzimmer auch noch den Rest des Abends seine Aufmerksamkeit; er fand in ihr ein lebhaftes gutmüthiges Mädchen, das aber nur halb gebildet war, und noch zuviel von dem Neger-Umgang hatte. Er fragte sie einmal, da sie gerade etwas zerstreut war, irgend etwas, worauf sie erwiederte: ich weiß es nicht, Massa. Sie verbesserte sich im Augenblick, und suchte einen Scherz daraus zu machen, allein es wollte sich nicht thun. Ihre Inselerziehung hatte sich hierin und in mehreren andern Reden, die ihr entschlüpften, zu offen kund gegeben.

Am nächsten Vormittag führte ihn sein Weg an der Wohnung dieser Dame vorbei. Er rief an, um sich zu erkundigen, wie sich die schönen Bewohnerinnen nach den Strapazen der vergangenen Nacht befänden; da aber kein Sklave erschien, überließ er sein Pferd seinem Diener und trat ohne weitere Umstände in das Haus. Obgleich dieses elegant war, und der Vater sich dem Vernehmen nach in guten Vermögensumständen befand, so traf er doch seine schöne Tänzerin mit ihrer Schwester und noch zwei andern Kreolinnen zu ihrem großen Leidwesen, wie sie gerade aus einem eisernen Napfe ein Potpourri, das man dort zu Lande ein Okra Pepperpot nennt, ganz à la Neger verzehrten, ohne Tisch, Teller, Löffel, Messer oder Gabeln zu Hülfe zu nehmen, obgleich das Zimmer mit allen diesen Artikeln reichlich versehen war — ob sie es aus Indolenz oder aus Bequemlichkeit, um nicht einige der (zahlreichen) Dienstboten herbeirufen zu müssen, oder aus Vorliebe für die Negerweise, als der naturgemäßeren, thaten, will Marly nicht entscheiden. Sie saßen rings um den Napf auf den Boden niedergekauert, indem sie nach einander ihre Finger in das dicke Gemengsel steckten und damit nach dem Munde fuhren. Bei diesem Mahle überrascht flohen sie, so schnell als ihre Füßchen vermochten, in das Nebenzimmer, wo dann ein Mulattenmädchen erschien und auch den Speisenapf flüchtete.

Die periodische Literatur Dänemarks.

Aus der Zuschrift eines dänischen Literators, mitgetheilt von Herrn Rektor Gräter in Ulm.

III. Belletristische Zeitschriften.

48) „Kjöbenhavns flyvende Post," in 4. Einmal die Woche. Angefangen 1827, herausgegeben von Prinzlau, redigirt und größtentheils verfaßt von dem talentvollen Dr. J. L. Heiberg, einem Sohn von P. A. Heiberg in Paris. Außer ernst- und scherzhaften Artikeln von allgemein interessantem Inhalt, sowohl als localer Tendenz gibt dieses Blatt zugleich eine gründliche und anständige Theaterkritik nebst Theaternachrichten und Repertorien.

49) „Theaterbladet" in 4. Einmal die Woche. Herausgegeben von A. P. Liunge, angefangen 1821; als Literatur-, Kunst- und Theaterblatt, sich aber jetzt auf das letztere beschränkend.

50) Dansk Bibliothek, in 8., herausgegeben von C. Thaarup, angefangen mit 1827. Diese Bibliothek enthält eine neue Ausgabe der Meisterwerke älterer dänischer Dichter. Sie wird mit Umsicht besorgt, und besonders geschmackvoll ausgestattet. Bis jetzt ist jedoch nur ein Heft davon erschienen.

51) „Nordlyset" (das Nordlicht). Eine Monatschrift herausgegeben von S. S. Blicher und J. M. Elmenhoff in Randers; begann 1827, in 8., enthält kurze Erzählungen, Gedichte und dergleichen.

52) „Hertha," eine Monatsschrift, herausgegeben von A. P. Liunge, angefangen 1827. Ist eine Fortsetzung der Monatschrift Harpen (die Harfe) von demselben Herausgeber, die im J. 1820 ihren Anfang nahm, und enthält übersetzte Erzählungen, Novellen, historische Schilderungen von abwechselndem und mannichfaltigem Inhalt.

53) „Nyt Bibliothek for Mörskabslæsning" (neue Bibliothek für unterhaltende Lectüre), herausgegeben von J. Rüse, in 8., nahm ihren Anfang mit 1825.

54) „Bibliothek for dannede Læsere" (B. für gebildete Leser), redigirt von F. Schaldemose. Diese begann 1827 u. 8. und liefert eben so wie die vorige Uebersetzungen der vorzüglichsten Romane und Erzählungen des Auslands.

55) „Læsefrugtes" (Lesefrüchte), gesammelt auf dem Feld der Literatur, in 8., von A. T. Elmquist in Aarhuus. Hiervon sind bis jetzt 30 Bände herausgekommen.

56) „Maanedroser" (Monatrosen), eine Monatschrift, gegründet von Thomas Overskou, königlicher Schauspieler, in dem Jahre 1824, gedruckt bei Popp, auf Kosten des Herausgebers. Enthält interessante Erzählungen, theils eigene, theils übersetzte, historische Schilderungen, kleine Gedichte und Räthsel.

57) „Svanen" (der Schwan). Blätter für Geist und Herz, in 4. Einmal die Woche. Diese Zeitschrift begann am Schlusse von 1827, und hat ein geschmackvolles Aeußere.

58) „Ossian," ein Wochenblatt, herausgegeben von C. F. W. Lahde, der zwar blind ist, aber von verschiedenen Schriftstellern unterstützt wird. Es enthält originale Gedichte und Erzählungen.

59) „Originale romantiske Sagn og Fortællinger," eine heftweise herauskommende Schrift von Johannes Wildt.

60) „Sneelilier," eine Monatschrift, herausgegeben von J. C. Elmquist, nahm ihren Anfang im J. 1827, nebst den Tagblättern „Patrouillier" und „Den galende Hane" (der krähende Hahn), die auf die niedrigste Classe berechnet sind.

Verschiedene, der hier aufgezählten dänischen Zeitschriften, besonders einige der wissenschaftlichen, verdienen eine nähere Betrachtung, die wir uns vorbehalten, bis auch die periodische Literatur von Norwegen, Schweden, Finland und Island nach und nach eben so geschildert und mitgetheilt seyn wird.

Potosi.

Die Stadt Potosi ist in einer Ebene am Fuß von Felsen erbaut. Die Luft ist so dünn und fein, daß man keine fünfzig Schritte macht, ohne Beengung des Athems zu fühlen, so daß Fremde immer nur sehr langsam gehen können, und selbst die Eingebornen nicht frei von diesem Einflusse bleiben. Das Klima ist äußerst rauh und veränderlich. An jedem Tage kann man alle vier Jahreszeiten durchmachen. Es gibt zu Potosi keine Spaziergänge, keine Belustigungsorte. Es ist von lauter Felsen dicht umgeben; Früchte, Gemüse, Futter, alles muß aus einer Entfernung von wenigstens 40 Stunden herbeigeschafft werden. Die Bevölkerung beläuft sich, nach der Zählung vom J. 1826, auf nicht mehr denn 11,200 Seelen, während sie vor etwa 50 Jahren noch 52,000 hatte. Solche Verheerungen hat der Kampf um die Unabhängigkeit angerichtet. Potosi ist, ungeachtet seiner Bergwerke, welche überdieß aus Mangel an Arbeiten und Geld beinahe verlassen sind, ein sehr armer Ort.

Foreign Journal.

Der Olivenbaum.

Es gibt an den südlichen Grenzen der Krym zweierlei Olivenbäume, welche hier einheimisch werden. Der eine ist pyramidenförmig, und seine Frucht ist vollkommen oval; die Aeste des andern hängen abwärts, und seine Frucht ist groß, herzförmig und in großer Menge. Diese kostbaren Bäume haben den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt unter der Herrschaft verschiedener Barbarenvölker. 1812 wurde zu Nikita ein kaiserlicher Garten angelegt; in welchen Ableger dieser nützlichen Bäume verpflanzt wurden, denen die höchste Kälte bis jetzt noch nicht geschadet hat, indeß einige aus Frankreich gebrachte Olivenbäume in dem nämlichen Garten im Winter 1825 — 26 erfroren sind.

Haytisches Paradies.

Washington Irving bemerkt in dem Leben des Columbus, daß die Haytier einen Ort der Vergeltung annahmen, wo sich die Geister der guten Menschen mit denen, die sie während ihres Lebens am meisten geliebt hatten, und mit allen ihren Voreltern vereinigten. Hier genossen sie ununterbrochen und in vollem Maße alle jene Freuden, die ihre Glückseligkeit auf Erden ausmachten. Sie lebten in schattigen Blumenlauben mit schönen Frauen, und genossen köstliche Früchte. Das Paradies dieser glücklichen Geister wurde in verschiedene Orte versetzt, da beinah jeder Stamm ihnen einen Lieblingsort in seinem eignen Lande anwies. Manche jedoch verlegten diesen Ort der Seligen in eine Gegend nahe bei einem See in dem westlichen Theile der Insel in der Provinz Xaragua. Hier waren anmuthige Thäler mit der leckern Frucht Mamey — vom Umfang einer Aprikose angefüllt. — Sie stellten sich vor, daß sich die Seelen der Abgeschiedenen den Tag über in den luftigen, unzugänglichen Felsen der Gebirgen vergnügen, Nachts aber in jene glücklichen Thäler herabsteigen, um sich an dieser seligen Frucht zu erlaben. Die Lebenden aßen daher wenig davon, damit die Geister ihrer Freunde nicht Mangel an dieser Lieblingsnahrung litten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 136. 15 Mai 1828.

Ueber die Angelegenheiten des Orients.

Von Generallieutenant Max. Lamarque *).

Eine Grundidee beherrscht das von General Pelet kürzlich ausgesprochene Urtheil über die Angelegenheiten des Orients **) — die Furcht vor Rußland, der Schrecken, den seine, beinahe auf fünfzig Millionen steigende Bevölkerung einflößt, seine ungeheure, der Hälfte Europas gleichkommende Ausdehnung, sein schnelles Umsichgreifen gegen Abend und Morgen, der kriegerische Geist seiner Völker, der schrankenlose Ehrgeiz seiner stolzen Czare, die, das Schwert vereinend mit der Tiare, im Namen dieser und jener Welt gebieten. Pelets farbenreiches Gemälde hat lange unsern Blick gefesselt, ohne unsere Ansichten zu ändern. Wir legen diese Ansichten dem Publikum vor, das gleich gerecht seyn wird gegen zwei Schriftsteller, die von denselben Gefühlen belebt sind, und gleich entflammt für den Ruhm und das Glück ihres Vaterlandes.

Es liegt nicht in unserer Absicht, den Artikel, dem wir antworten, Schritt für Schritt zu bekämpfen. Doch müssen wir gleich von vorn herein gestehen, daß uns die Lection, die der alte Aranda einem jungen Diplomaten gab, nicht als etwas Bedeutendes erschien. Die Geographie ist in unsern Augen nicht alles; wir glauben nicht, daß die Kraft der Staaten auf absolute Weise durch ihre Grenzen bestimmt werde. Unserer Ansicht nach liegt wenig daran, ob ein Punkt des Cirkels den Mittelpunkt Europas berühre, wenn der andere über Eismeere läuft, über öde Küsten, unfruchtbare Steppen, über die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Elburz, Kedela, Kasbeck 2c. Auch können wir einem vorgeschobenen Punkte, irgend einem vorspringenden Winkel des Gebiets unmöglich eine bedeutende thätige Kraft beilegen, wenn er nicht dadurch, daß er einen Kriegsplatz einschließt, wie Straßburg, Mailand, Luxemburg, ein großes Depot wird, ein zu fürchtendes Arsenal, der Ausgangspunkt einer Operationslinie.

Die geographische Lection, die in Paris der zweite Consul, Cambaceres, erhielt, scheint uns viel geistreicher als die des spanischen Gesandten: eine Charte von Europa lag auf seinem Tische; er deutete mit dem Finger auf England und zeigte es dem berühmten Fox, der gekommen war, um einige Zeit in Paris zuzubringen, und sein Blick schien ihm zu sagen: „Sehen Sie den kleinen Raum den Britannien in der Welt einnimmt." Der Britte verstand ihn, und sagte ihm, sich stolz aufrichtend, mit Würde: „Ja, mein Herr, auf diesem kleinen Punkt der Erde ist es, wo wir unsere Häuser bauen, unsere Frauen lassen, und wo unsre Kinder geboren werden; England aber, England ist die ganze Welt!"

Untersuchen wir diese stolze Behauptung! Eine Hauptstadt von dreizehnmalhunderttausend Seelen ist das Herz dieses ungeheuren Körpers. Hier ist der Sitz einer Regierung, die, stets jung, stets kräftig, stets vorschreitend mit der Meinung, die sie leitet, weder den Schwächen der Kindheit, noch der Mattigkeit des Alters unterworfen ist; hier ist die Quelle eines Credits, der, in dem letzten Kampfe mit Frankreich, es möglich machte, eilf Milliarden auszugeben, unmittelbar nach einem Kriege, der neun Milliarden gekostet hatte; hier endigen alle Intriguen, die das übrige Europa bewegen; hier discutirt man mit kaltem Blute, ob es im Interesse Englands liegt, daß die Völker frei seyn sollen wie die von Südamerika, oder Sklaven wie die an den Ufern des Indus und des Ganges; hier lebt stets ein Haß gegen Frankreich, den man vergebens zu verbergen sich bemüht, eine Eifersucht, die jeder Vergrößerung unseres Gebiets entgegentritt, und mit Schmerz auf unsere Fortschritte in Kunst, Industrie und Handel blickt. Versucht es einmal, die Umstände des Augenblicks zu benützen, um das alte Gallien wieder herzustellen, und unsere natürlichen Grenzen wieder zu gewinnen. Wer wird sich widersetzen? Rußland? Nein! England, England das gegen uns das Königreich der Niederlande aufgestellt hat, und das stets bereit ist, Cannings Wort zu wiederholen: „Eher ewigen Krieg, als die Schelde Frankreich zu lassen!" So begreift man, warum es sich so angelegen seyn läßt, daß Mons, Tournay, die Plätze Hollands und Flanderns, die seine Brückenköpfe bilden, zu befestigen; warum seine Heerführer sich das Recht vorbehalten haben, diese Werke zu leiten und zu beaufsichtigen.

Wenn wir von jener ungeheuern Hauptstadt aus die drei Königreiche durchlaufen, so erblicken wir hier dreiundzwanzig Millionen Einwohner, so vereinigt, so dicht gedrängt, daß vier bis fünftausend auf eine Quadratmeile kommen, und diese materielle Kraft ist noch verzehnfacht durch ihren Muth, ihren Unternehmungsgeist, ihre nationale Selbstliebe, ihre vorgeschrittene Bildung, ihre Anhänglichkeit an das Mutterland und ihre Erfindungen in allen Künsten. Die Aristokratie, die herrscht, die Industrie, welche die Reichthümer aufhäuft, das Volk, das

*) Le spectateur militaire. Avril 1828.

**) In dem gleichfalls aus dem Spectateur militaire entlehnten Artikel in Num. 115 und den folgenden Blättern des Auslandes.

arbeitet — alle sind gleich englisch und nichts als englisch. Die Theilung des Eigenthums ist so groß, daß, während sie den Regierenden eine fast unwiderstehliche Kraft verleiht, sie zugleich eine Masse von Proletariern erzeugt, die eine unerschöpfliche Quelle für die Flotten und die Landarmee bilden. Soll ich noch jener zwölfmalhunderttausend Gewehre erwähnen, die im Tower aufgehäuft sind, jener schwimmenden Citadellen, welche, die Herrschaft der Meere sichernd, schnell wie der Strom des Windes, Armeen auf die entferntesten Punkte tragen können, und es leicht machen, stets angreifend aufzutreten, während sie die Garantie gewähren, nie auf dem eigenen Gebiete angegriffen zu werden?

Von diesem so mächtigen Stamme gehen zahlreiche Aeste aus — die hundert Arme des Briareus, die die Welt umfassen. Im Norden beherrscht Helgoland das nördliche Deutschland; wie zwei vorgeschobene Posten bewachen Jersey und Guernesey den Canal und bedrohen die Küsten Frankreichs; Gibraltar schließt das Mittelmeer und kann auf seine unangreifbaren Wälle das Wort der Herkulessäulen setzen: „Nicht weiter!" Wollen wir etwa aus unsern Seehäfen von Toulon oder Marseille auslaufen? Malta und Corfu verkündigen uns, daß dieses und das adriatische Meer englische Besitzungen sind, die man, nur wenn der Britte es für gut findet, beschiffen kann. Hoffen wir vielleicht auf den Antillen und auf dem Festlande Amerikas einige Trümmer unsrer alten Macht zu finden? Canada, St. Domingo, St. Lucia, das die beiden schwachen Kolonien, die man uns gelassen hat, wirkungslos macht, gehören nicht mehr Frankreich; Englands Kriege und Intriguen haben sie ihm geraubt. Halifax verleiht Großbritannien die Herrschaft über den Norden der atlantischen See, so wie Jamaica und Trinidad die Küsten Mexicos in seine Hand geben. In Ostindien ist seine Macht noch weniger unangefochten. St. Helena, das Cap, sind seine Stationen; weiter hin ließ es uns, gleichsam aus Mitleiden, ein Inselchen ohne Hafen und Rhede, raubte uns dagegen das schöne Isle de France; seinem Alliirten entriß es den wichtigen Punkt Ceylan, und nun hat es keinen Rivalen mehr an jenen Gestaden, wo Labourdonnaie, Dupleix und Suffrein dem französischen Namen Liebe, Bewunderung und Furcht erweckten. England herrscht dort über achtzig Millionen Einwohner! Das Reich der Mahratten ist vernichtet, das der Birmanen dem Sturze nah — der Britte steht an der Grenze China's!

Soll ich auch die Sundinseln, und Neu-Holland und Neu-Seeland, und Sincapur, und Vandiemensland ꝛc. ꝛc. anführen? Gestehen wir, er hatte Recht, der Redner Albions: England ist die ganze Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Der Chirokee-Phönix*).

Wie von dem Urwalde, welcher einst den größten Theil von Nordamerika bedeckte, zwischen dem Mississippi und dem atlantischen Meere nur noch verhältnißmäßig unbedeutende Ueberreste — gleich Inseln, von fruchtbaren Feldern, Dörfern und Städten umgeben — sich erhalten haben, die aber jetzt, nachdem sie dem Feuer und der Axt der ersten Ansiedler widerstanden, um so hartnäckiger ihren Platz zu behaupten scheinen; so sehen wir mitten in dem Gebiete der Vereinigten Staaten die Ländereien der indianischen Stämme zerstreut, welche die kümmerlichen Reste jener mächtigen Nationen sind, die, einst die ausschließlichen Besitzer des ganzen Landes, jetzt auf kleine vereinzelte Districte desselben beschränkt, mit Hunger und Elend um ihr Dasein kämpfen müssen*). Die Mohian's in Connecticut, einst einer der mächtigsten Stämme, sind auf diese Weise zu einem Häuflein von vierhundert Seelen zusammengeschmolzen, das von dem unermeßlichen Jagdbezirke seiner Vorfahren noch etwa 4000 Morgen Landes behalten hat; die Narraganset's auf Rhodeisland zu vierhundert Menschen mit 3000 Morgen, die Nottoways in der Grafschaft Southamton in Virginien zu sieben und vierzig Personen, die 27,000 Morgen Land besitzen. Die zahlreichsten Stämme sind seit dem siebenzehnten Jahrhundert in den Westen des Mississippi ausgewandert; die in der Heimat zurückgebliebenen leben in ihren kleinen Dörfern größtentheils ohne alle gesellschaftliche Ordnung: sie sind Fremde in dem Lande ihrer Väter. Viele von ihnen haben selbst bereits ihre Muttersprache mit einem verdorbenen Englisch vertauscht, ohne deshalb das Bürgerrecht in den Vereinigten Staaten zu gewinnen; es ist daher nicht daran zu denken, daß sie in dieser Zerstreuung je eine politische Bedeutung erhielten.

Andere Stämme haben indessen ihre ursprüngliche Stammverbindung, wie ihre Sprache und Sitten, bis jetzt hartnäckig bewahrt; und es ist ihnen in der neuern Zeit gelungen, wenn auch nicht von den Regierungen der einzelnen Staaten, in deren Gebiete sie leben, doch im allgemeinen durch den Congreß eine Art von Anerkennung ihrer Unabhängigkeit zu erhalten. Sie treten allmälig aus dem Zustande der Wildheit, der sie bisher von den Rechten civilisirter Völker ausschloß, heraus, indem sie ihr unstätes Jagdleben aufgeben, und Ackerbau, Künste und Gewerbe zu treiben anfangen. Daß die Vereinigten Staaten diese Entwicklung einer selbstständigen Macht in ihrer Mitte, mit Interessen, die von den ihrigen völlig verschieden, ja denselben in mehr als einer Beziehung entgegengesetzt sind, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen können, ist natürlich, um so lobenswerther aber die Gerechtigkeit, mit welcher die Regierung bisher die Rechte der Indianer gegen alle Eingriffe von Seiten einzelner Staaten, die rücksichtsloser ihre Interessen verfolgen, wahrgenommen hat. Die Streitigkeiten der Conföderation der Creeks mit den Behörden von Georgien,

*) Hiezu wird ein Steindruck mit einem Gedicht in der Chirokeesprache (einer poetischen Uebersetzung des Vater unser) und dem Alphabet derselben, in wenigen Tagen nachgeliefert.

*) They live by starvation, sind die Worte, deren sich unser Correspondent (in Boston) bedient, um den Zustand dieser unglücklichen Indianer zu bezeichnen.

so wie die Entscheidung des Congresses zu Gunsten der ersteren, sind den Lesern dieser Blätter durch die Zeitungen bekannt *).

Der bedeutendste Schritt, der in den letzten Tagen nicht allein für die Ausbreitung der Civilisation unter den Indianern, sondern zugleich für die Erhaltung ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit geschehen ist, wenn gleich nicht der geräuschvollste, ist ohne Zweifel die Einführung der Schreibkunst und der Druckerei. Die Herausgabe eines eigenen politischen Blattes in einer ihrer eigenthümlichen Mundarten, von welchem wir so eben die erste Nummer erhalten haben, ist in dieser Beziehung eine Erscheinung von unberechenbarer Wichtigkeit.

Ein Chirokee, Namens Gueß, gegenwärtig ungefähr 50 Jahr alt und Häuptling in einer der Rathsversammlungen seines Stammes, übrigens ohne die geringste Kenntniß des Englischen oder irgend einer anderen Sprache, außer seinem Chirokee, erfand vor einigen Jahren ein eigenes Alphabet für seine Landsleute, das aus 85 Charakteren besteht—ursprünglich aus 86, von denen indessen einer, als überflüssig, später weggelassen wurde. Jeder dieser Charaktere bezeichnet eine ganze Sylbe, mit Ausnahme des Zeichens, welches für das s gebraucht, und zu häufig in Verbindung mit beinahe allen übrigen Sylben gesetzt wird, um die Einführung eines besonderen Zeichens für jede seiner Combinationen **) zweckmäßig zu machen. Daß eine so geringe Anzahl von Charakteren hinreichend ist, um alle Sylben des Chirokee zu bezeichnen, hat seinen Grund theils in der geringen Anzahl der Consonanten in dieser Sprache, der das b, p, f und r fehlt, theils in dem Umstande, daß alle Sylben derselben auf einen Vocal, nie auf einen Consonanten enden. Die Leichtigkeit, mit welcher die Chirokees sich dieses Alphabet aneigneten, ist bewunderungswürdig, indem die ältesten, die in ihrer Jugend nicht den geringsten Schul-Unterricht genossen hatten, mittelst desselben in wenigen Tagen lesen und schreiben lernten.

Daß Gueß kein Englisch verstand, ist der Grund, weshalb wir in seinem Alphabet lateinische Buchstaben, die er zufällig gesehen haben mochte, ohne ihre Bedeutung zu kennen, zur Bezeichnung ganz verschiedener Laute finden; so braucht er z. B. das D für a, W für la, R für e und M für lu.

Dieses Alphabet ist gegenwärtig von den Chirokees allgemein angenommen worden; und es ist merkwürdig, daß der erste öffentliche Gebrauch, den sie davon machen, die Herausgabe einer politischen Zeitschrift ist.

Die erste Nummer des „Chirokee-Phönix *)" die uns vorliegt, datirt New-Echota, den 21 Febr. 1828, gedruckt in dem Format der meisten nordamerikanischen Zeitungen (Folio) in Spalten, Englisch und Chirokee nebeneinander, enthält außer dem Anfange der Constitutionsurkunde der Chirokees, einige kurzen Stellen aus englischen Schriften, eine poetische Uebersetzung des Vater unser und einen Aufsatz (in englischer Sprache) von einem Missionär Worcester über das Chirokee-Alphabet sowie einen andern von dem Herausgeber, dem Indianer Boudenott, über die Auswanderung der indianischen Stämme, folgenden Brief des Präsidenten Jefferson (vom 9 Jan. 1809) an die Chirokees.

„Ihr wünscht, schreibt Jefferson an die Deputirten der Chirokee-Nation zu Washington, die Einführung von Gesetzen unter euch, bei denen ihr die unsrigen zum Muster nehmen wollt; aber bloß von denen, welche für eure gegenwärtige Lage passen, und besonders denen zur Bestrafung von Verbrechen und zum Schutze des Eigenthums. Aber wer soll entscheiden, welche Gesetze für euch passen, und bei euch in Kraft seyn sollen? Ihr alle seyd gleich frei, und keiner hat daher das Recht zu sagen, was das Gesetz seyn soll für die andern. — Unser Verfahren ist, über solche Fragen abstimmen zu lassen, und das als Gesetz anzunehmen, wofür die Mehrzahl stimmt. Der Thor hat ein eben so großes Recht, seine Meinung durch die Abstimmung auszudrücken, als der Weise, weil er gleich frei und eben so sehr sein eigener Herr ist. Da es aber unbequem für euch seyn würde, wenn alle eure Männer an einem und demselben Orte zusammenkämen; wäre es nicht besser für jede eurer Städte (towns) zu thun, wie wir thun? das heißt: durch die Stimmen der Mehrheit der Einwohner einer Stadt, und der Landleute, die dieser näher wohnen, als einer andern, einen oder zwei oder drei oder mehrere, je nach der Größe der Stadt, aus denen zu wählen, die jeder Wähler für die weisesten und ehrenhaftesten Männer des Ortes hält, und diese zusammenkommen und berathen zu lassen, welche von unsern Gesetzen für euch passend sind. Aber diese Männer wissen nichts von unseren Gesetzen; wie sollen sie daher wissen, welche von denselben sie annehmen sollen? Laßt sie also unsern geliebten Mann, den Obersten Weigs, der unter euch lebt, beiziehen, und er wird bei jedem Puncte, wo sie es wünschen, ihnen sagen, was unser Gesetz ist. Er wird sie auch unterrichten, auf welche Art wir in unsern Rathsversammlungen die Geschäfte betreiben, so daß die Ordnung erhalten, und die Stimme eines jeden Mitglieds ehrlich gezählt wird. Dieser Rath kann ein Gesetz machen, wodurch jedem Haupte einer Familie ein besonderes Stück Land gegeben wird, welches, wenn er es angebaut und verbessert hat, ihm und seinen Nachkommen für immer gehören soll, so daß die Nation

*) Die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes und der politischen Verhältnisse der Indianer in Nordamerika enthalten die Treaties, Laws and Regulations relating to Indian Affairs, published under Orders of the Department of War. Washington. 1826 und die Sketches of a Tour to the Lakes, of the Character and Customs of the Chippaway Indians and of incidents connected with the Treaty of tond du Lac by Th. L. Mac Kenney, Baltimore 1827. 8.

**) Doch sind auch diese nur 17 an der Zahl; die Gesammtzahl aller Sylben der Chirokeesprache beläuft sich daher auf 102.

*) Siehe das Ausland von 16 März, worin wir den Prospectus dieses Journals lieferten.

selbst kein Recht hat, es ihm unter seinen Füßen weg zu verkaufen. Der Rath kann auch bestimmen, welche Strafe auf jedes Verbrechen folgen soll: in unsern Staaten strafen wir allgemein nur den Mord mit dem Tode, und jedes andere Verbrechen durch einsames Gefängniß im Kerker."

„Wenn ihr Gesetze angenommen habt, wer soll sie ausführen? Vielleicht mag es am besten seyn, wenn jede Stadt und die Leute in ihrer Nachbarschaft, die dazu gehören, durch Mehrheit der Stimmen einige ihrer besten Männer erwählen, daß sie Richter bei allen vorkommenden Streitigkeiten sind, und die Gesetze nach ihrem eigenen Urtheil ausführen. Die Rathsversammlung eurer Abgeordneten wird entscheiden, über diese oder irgend eine andere Verwaltungsart am zweckmäßigsten für euch seyn mag. Ich übergebe diese Dinge eurer Ueberlegung, meine Kinder, um zu beurtheilen, was ihr am besten für euch haltet, und ich wünsche aufrichtig, daß ihr guten Erfolg haben möget in euren Bemühungen, die Reste eurer Nation zu retten, indem ihr die gewerbthätige Beschäftigungen und eine regelmäßige Regierung annehmet. Hierin mögt ihr immer auf den Rath und Beistand der Regierung der Vereinigten Staaten rechnen."

Die Constitution, welche durch die Abgeordneten der verschiedenen Districte der Chirokee=Nation im Juli 1827 angenommen wurde, ist ganz der der Vereinigten Staaten nachgebildet; nur heißt das Haupt der Regierung nicht Präsident, sondern oberster Häuptling (principal chief). Der erste Paragraph gibt als Grenze des Chirokee=Gebietes folgende Linie: Von den alten Chickasawfeldern längs des Hauptbettes (main channel) des Tenesseeflusses, bis zu der Mündung des Hiwassee; darauf längs des Bettes dieses Flusses bis zu dem Hügel, welcher an denselben herantritt, zwei Meilen oberhalb der Hiwasseealtstadt; von dort die Bergkette entlang, welche die Gewässer des Hiwassee und des kleinen Tellico scheidet bis zu dem Tenessee bei Talassee; von dort längs des Flußbettes bis zu der Vereinigung des Cowee und Nantenalee, darauf längs dem Bergrücken zwischen (in the fork of) diesen beiden Flüssen bis zu dem Gipfel der blauen Berge (blue ridge) und längs diesen bis zu der Landstraße von Unicoy; von dort durch eine gerade Linie bis zu der Quelle des Chestatee, das Bette desselben entlang bis zu dem Chattahuchy und diesen hinab bis zu der Grenze der Creeks zu Buzzart Roost; darauf längs der Grenzlinie, welche die Chirokee von den Creeks scheidet, bis zu dem Cosafluß und diesen hinab auf dem Süduser desselben bis zu dem Puncte, welcher dem Fort Strother gegenüber liegt, jenseits aber von der Mündung des Willscreek diesen Bach hinauf bis zu seiner Quelle, von dieser längs der Berge, welche die Gewässer des Tombecbie und Tenessee trennen, bis zu einem Puncte von wo eine Linie gerade gegen Norden auf das Coffeefeld (Camp Coffe) am Tenessee läuft, welches der Chicasaw=Insel gegenüber liegt."

Dieß Gebiet, wie es hier begrenzt worden ist, liegt unter dem 35° nördl. Br. und stößt im Norden und Westen an den Staat Tenessee, im Süden an Alabama, im Osten an Georgien und Nord=Carolina. Der nördliche Theil desselben ist gebirgig und hüglig; in dem südlichen und westlichen sind ausgedehnte und fruchtbare Ebenen, von Strömen und Bächen durchschnitten und zum Theil mit den schönsten Waldungen bedeckt. Diese Flächen bieten unermeßliche Weiden dar, und zahllose Heerden Vieh sind über dieselben zerstreut. Die Ebenen und die Thäler bringen Mais und Weizen, Kartoffeln, Baumwolle, Taback, Indigo im Ueberfluß hervor, und die Eingebornen treiben daher einen beträchtlichen Handel mit den benachbarten Staaten; einige von ihnen führen ihre Baumwolle auf Booten von eigener Fabrikation den Tenessee hinab, und auf dem Mississippi bis New=Orleans. Obstgärten sind nicht selten und werden mit vieler Sorgfalt gepflegt. Die Dörfer sind durch Straßen und Communalwege verbunden, an denen man von Eingebornen unterhaltene Wirthshäuser findet. — Die Bevölkerung macht reissende Fortschritte. Im Jahr 1819 wurde eine allgemeine Zählung gehalten, bei der sich 5000 Seelen im Westen und 10,000 im Osten des Mississippi ergaben. Bei einer neuen Zählung im J. 1825 fanden sich bei dem letzteren Theile des Stammes 13563 eingeborne Bürger, 147 weiße Männer und 73 Weiber, die in die Nation geheirathet hatten und 1277 Negersclaven. — Die Weißen genießen alle Freiheiten und Privilegien der Chirokee, außer daß sie nicht zu öffentlichen Aemtern wählbar sind. Die Neger sind aus den Nachbarstaaten eingeführt worden, und werden so gut behandelt, daß sie vorziehen, unter den Cherokees, statt in den Vereinigten Staaten zu leben. Eine Vermischung mit ihrem Blute ist indessen äußerst selten.

Runkelrübenzucker.

Es ist bekannt, daß Napoleon dem englischen Handel mit Colonialwaaren einen empfindlichen Stoß beizubringen meinte, indem er die Fabrikation von Runkelrübenzucker begünstigte. Es wurde hierauf in Paris eine beißende Carricatur gemacht, in welcher der kleine König von Rom dargestellt war, wie er auf dem Schooß seiner Amme saß und an einer ungeheuren Runkelrübe kaute, während die Amme ihm zusprach mit den Worten: Mangez, mangez toujours, mon petit roi; votre papa dit que c'est du sucre!

Spanische Lithographie.

Von einem kostbaren spanischen Werke: Colleccion Lithographica de Cuadros del Rey de Espanna, bajo la direccion de Don Jose de Madrazo ist kürzlich ein Exemplar bei dem Kunsthändler Morrison in London angekommen. Dieser Band enthält eine große Anzahl von lithographirten Copien von Gemälden in der königlichen Gallerie zu Madrid nach Velasquez, Ribera, Juan de Janes, Murillo, Leonardo da Vinci u. a. großen Meistern. Die Copie von der berühmten Himmelfahrt der Jungfrau von Murillo ist vielleicht eine der besten Lithographien, die je hervorgebracht worden sind, und allen anderen in demselben Bande so sehr überlegen, daß der Künstler durch die wunderbare Schönheit des Originals begeistert worden seyn muß. — Das Werk wird fortgesetzt und soll auch Copien von der prächtigen Sammlung im Escurial enthalten.

London Weekly Review.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 137. 16 Mai 1828.

Ueber die Angelegenheiten des Orients.

(Fortsetzung.)

Und in der Gegenwart einer solchen Macht, die mit ihrem ganzen Gewicht auf den Continent drückt, die stark ist durch unsere Schwäche, reich durch unsern Raub, die, das Monopol der Welt nöthig habend, bereit ist, Jeden niederzuschlagen, der sich erhebt, Alles zu vernichten, was producirt — will man uns mit Rußland schrecken, will man uns sagen: „Wir sind der Entwicklung des Dramas nahe: Constantinopel erobert, und Europa ist unterjocht?"

Was liegt Europa an Constantinopel und der Türkei, jenem ungeheuern Leichnam, der von Bosnien bis an den Bosporos, vom Pruth bis an den Archipel nur Elend und Tod verbreitet? England allein ist es, dem er Nutzen bringt, England, das, Herr des Mittelmeers und des Welthandels, gerne einen status quo erhalten möchte, der seinen Ruhm und seinen Reichthum schütze. Aber Frankreich! Es kann bei jeder Veränderung nur gewinnen. Vergebens verkündigt eine verirrte Politik, die Frucht der Traditionen vergangener Zeit, noch jetzt unter uns, daß die Allianz mit der Türkei Frankreich stets vortheilhaft war; man beginnt einzusehen, daß was 1536 gut war, es heute nicht mehr ist; daß, Mann gegen Mann mit Carl V kämpfend, Franz I einigen Vortheil aus der Allianz mit den Barbaren ziehen konnte, daß aber in einem Kriege gegen Oesterreich oder England die Türkei uns nichts nützen würde. Bedauern wir vielmehr den Verlust unsres levantischen Handels, jene Stapelplätze, an die der geistreiche Graf Segur die große Catharina erinnerte, die schon 1787 sagte, daß Frankreich die Türkei unterstütze, ohne zu wissen warum. Man gehe über die Märkte von Constantinopel, Aleppo, Smyrna, Tripolis, und man wird sehen, wie die Fremden uns überall den Rang abgelaufen, und wie wenig wir zu verlieren haben. Sind aber die Türken *) nach Asien zurückgeworfen, so wird eine Vereinigung von Griechen, Armeniern, Juden, Slaven, die gegenwärtig allein zwei Siebentheile der Bevölkerung ausmachen, den Grundstock eines neuen Staates an den Ufern des Bosporos bilden, und bald wird sich diese Bevölkerung, befreit von einem brutalen und tyrannischen Joche, vermehren; sie wird dem Laufe der Civilisation folgen, sie wird neue Bedürfnisse erhalten und einen ungeheuern Absatzweg unserm Handel darbieten, der gegenwärtig täglich schwächer wird, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Pest, die Hungersnoth, und eine Regierung, die noch verderbenbringender ist, als diese beiden Geiseln, alle zwölf bis fünfzehn Jahre die Zahl der Einwohner um ein Neuntheil vermindert.

Aber nicht blos sein Handel mit Klein-Asien, seine Uebermacht im Mittelmeer, die durch die Oeffnung des Bosporus und der Dardanellen zweifelhaft werden könnte, veranlassen England zu dem Wunsche, den status quo der Türkei zu erhalten; noch andere Schrecken bewegen es: in dunkler Zukunft sieht es Indien bedroht. Calcutta und Bombay sind es, die es in Constantinopel zu vertheidigen glaubt. Schon längst ließ das fortschreitende Vorrücken einer großen Macht gegen das schwarze Meer, ihre Niederlassung in der Krym, England beunruhigende Plane fürchten. Gegenwärtig sind diese Plane nicht mehr zweifelhaft, seitdem der Kuban aufgehört hat, als Grenzscheide zu dienen, seitdem die Besitzergreifung von Abasa und Mingrelien Trapezunt, Sinope und die Küsten Anatoliens bedroht; hauptsächlich aber seitdem, den Phasis übersteigend, die Russen an die Quellen des Cyrus vorgedrungen sind, und sich jenseits des Kaukasus festgesetzt haben, jener furchtbaren, einst von eiserner Pforte verschlossenen Grenze. So sind sie nun Herren von Georgien und der ganzen Küstenstrecke der kaspischen See, von der Mündung der Wolga bis zum Meerbusen von Ghilan! Sie herrschen zu Tiflis, das der große Stapelplatz Asiens werden muß, und von wo zahlreiche Handelsverbindungen mit Bucharien, Kaschimir und Tibet ausgehen; schon richten sich nach diesem Punkte die Karavanen, die, von den Gestaden des Indus kommend, dem brittischen Monopole sich entziehen wollen. Schon öffnet sich durch Arzerum ein directer Weg nach dem persischen Meerbusen. Ispahan schwankt noch zwischen russischem und englischem Einfluß, aber der größere Schrecken, den die Krieger einflößen, die den Araxes überschritten, wird die Wahl nicht lange zweifelhaft lassen.

Diese Umänderung der Verhältnisse, die den Handel auf seine alten Bahnen zurückführen zu wollen scheint, mag wohl der ostindischen Compagnie Besorgnisse einflößen; welches Interesse aber soll Europa daran nehmen

*) Sie bilden keineswegs ein Viertel der Einwohner. Major Cirlaky, der 1824 schrieb, schätzt sie auf $\frac{1}{14}$. Dieser schwache Theil ist militärisch postirt: die einen an der Donau gelagert, um den Russen die Stirn zu bieten, die andern in Bosnien vereinigt, um die Avantgarde gegen den Westen Europas zu bilden, während die Reserve, in Constantinopel zusammengezogen, den Brückenkopf Asiens deckt.

Was liegt Frankreich daran, wenn die Karavanen, ihre bisherigen Wege verlassend, nicht mehr nach Constantinopel, Aleppo, Smyrna kommen? Soll es einen Krieg anfangen, weil die blauen, scharlachroth ausgeschlagenen Röcke der persischen Armee aufhören könnten, aus den englischen Fabriken hervorzugehen, und fix und fertig in einem Seehafen des persischen Golfs anzukommen?

Wenn ich mich über diesen Gegenstand verbreitet habe, so geschah es, weil der Handel gegenwärtig die Basis ist, auf welcher das Glück der Staaten ruht, und weil England durch ihn allein auf eine so hohe Stufe der Macht gelangt ist, und um ihn zu erhalten und zu vergrößern, stets bereit ist, die Welt in Blut zu tauchen. Kehren wir nun zu unserem Gegenstande zurück, betrachten wir die Angelegenheiten des Orients unter dem militärischen Gesichtspunkte, und verfolgen wir die verschiedenen Hypothesen, welche die Zukunft darbieten kann.

Um Ordnung in diese Untersuchung zu bringen, fühle ich, daß ich nach der Hinweisung auf die Macht Englands, nun auf die von Rußland den Blick richten sollte; ich gestehe aber, daß seine auf einer ungeheuern Flächenausdehnung sparsam ausgesäete Bevölkerung, die Zeit, die Ausgaben, die nöthig sind, um Menschen, die von den Ufern der Weichsel bis zu denen der Wolga wohnen, in Bewegung zu setzen, seine mäßigen Revenüen, die keine langen und entfernten Kriege erlauben, selbst die Leichtigkeit, mit der es die Staaten eroberte, die es sich einverleibte, Rußland in meinen Augen viel weniger furchtbar machen. Ueberdieß sind seine Interessen den unsrigen durchaus nicht entgegen. Es kann wollen, ja es will, daß Frankreich reich und glücklich sey. Rußland verdanken wir, daß Flandern, Lothringen, das Elsaß noch uns angehören, daß wir nicht auf das Frankreich Carl's VII beschränkt sind. Irren wir aber in unserm Urtheil, ist Rußland wirklich so drohend als man es darstellt, war der Norden, was ich nicht glaube, wirklich jene „Werkstätte des menschlichen Geschlechts," aus der zweimal die Ströme der Barbaren hervorgingen, die Europa verwüsteten, so wäre es weise, so wäre es klug, jene Ströme in ihrem Laufe abzulenken.

Als die Russen den Niemen überschritten, als sie Polen an sich rissen, als sie zwölf Stunden von der Oder ihren Grenzgott aufstellten, der nie zurückweicht, da war es Zeit, daß Europa zu den Waffen griff. Es fühlte dieß nicht. Ja später verließ es den Eroberer, der in riesenhafter Unternehmung zu gleicher Zeit seine Liebe zum Ruhm, die Gefühle seiner Brust, wie das, was er für das dringendste Bedürfniß des Abendlandes hielt, zu befriedigen suchte. Welcher Arm ist nun stark genug, das zu vollbringen, was jenem nicht gelang, eine Schranke aufzurichten, die Frankreich stets zu vertheidigen haben würde?

Lassen wir also den Vulcan sich einen Krater gegen den Orient öffnen, lassen wir ihn auf Asien seine drohende Lava schleudern, und betrachten wir die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen könnten.

Als 1123 Jahre, nachdem Constantin den Sitz des Reichs hieher verlegt hatte, Mahommed II Constantinopel mit Sturm nahm, mußte Europa befürchten, dem Halbmonde unterworfen zu werden. Die Zeiten haben sich geändert. Ein Volk, das damals auch nicht einmal dem Namen nach bekannt war, droht nun der ottomanischen Pforte, und die Türken, die fast noch so tapfer als ihre Väter sind, aber sich durch alle andere Völker in den Künsten des Friedens wie in der Wissenschaft des Krieges überflügeln ließen, sind nicht mehr im Stande, jenem Volk zu widerstehen. Die Stunde naht, wo Mahommeds II Werk zusammenstürzen wird. Diplomatische Feinheit kann diesen Sturz noch etwas verschieben, aber die Kraft der Dinge wird ihn vollenden.

Ehe Rußland an diese große Unternehmung denken konnte, war es nöthig, seine Basis von allen Seiten zu erweitern. Die Erwerbung Finlands mußte die einst so furchtbaren Schweden entfernen; Polen mußte seine rechte Flanke decken; die Besitzergreifung der Krym, der Ufer des schwarzen Meers und der kaspischen See erlaubte ihm unter seinen Fahnen jene Wolken von Tataren, Scythen, Kosaken zu sammeln, die zur Zeit Montecuculis und Eugens die Hauptmacht der türkischen Armeen bildeten, und an den Ufern des Pruth die Soldaten Peter des Großen einschloßen und aushungerten.

Jene Präliminär-Unternehmungen Rußlands sind erfüllt; Europa hat sie theils geduldet, theils mit vollendet. Da so die Russen nichts mehr auf ihren Flanken zu fürchten haben, setzen sie sich, aufgefordert von einem blinden Feinde, in Marsch nach der Moldau und Wallachei, die sie, ohne eine Lunte anzuzünden, durchziehen werden. Sie werden dort nicht mehr Widerstand finden, als Romanzow 1771 und Michelson 1806. Die Donau wird sie nicht lange aufhalten, denn Ismaël verleiht ihnen gegenwärtig außerordentliche Vortheile zur Vereinigung von Kriegs- und Transportschiffen. Im Jahre 1773 ging Romanzow bei Silistria über jenen Strom; 1809 Bragation bei Galacz; 1810 gelang es gleich gut bei Betrova, wie bei Hirsova (Kersova) und Tertukai; so haben trotz des am rechten Ufer fast überall herrschenden raschen Falls des Wassers die Russen den breitesten Strom Europas, wo und wann sie wollten, überschritten. In den neuern Kriegen, mit unsern leichttransportablen Pontons, mit der Superiorität der Artillerie, die man sich an dem Punkte, den man gewählt hat, geben kann, bieten Flüsse und Ströme nur ein leicht zu übersteigendes Hinderniß dar.

Den öffentlichen, ohne Zweifel etwas übertriebenen Gerüchten zufolge, rücken die Russen mit einer Armee von 180,000 Mann vor. Sonst haben sie nie mehr als 40,000 Mann über die Donau gesetzt. Es wird ihnen daher leicht seyn, die zwölf oder dreizehn schlechten Festungen, die den Fluß bekränzen, zu nehmen oder zu blokiren. Ohne sich aufzuhalten, werden sie in die Defileen des Balkans rücken, die nicht in Vergleich zu stellen sind mit den von unsern Hochgebirgen der Alpen und Pyrenäen gebildeten, sondern die man, Valentini zufolge, nur mit denen der Vogesen oder der niedrigen Höhen des Schwarzwaldes vergleichen kann. (Forts. folgt.)

Briefe eines Engländers aus Constantinopel.

(Schluß.)

Wir näherten uns der Kaiserstadt, und schifften uns bald in Tophana aus, trotz der Pest, die sich anzukündigen begann. Jeden Tag schaffte man sechs Leichname durch die Pforte von Adrianopel; aber dieß war nur ein Anfang, ein kleiner Versuch der Sense, ein Vorspiel für die Tage der Ernte. „Ehe man nicht jede Nacht tausend Leichname durch die Pforte von Adrianopel kommen sieht, herrscht die Pest nicht in Stambul," sagen die Türken. Wir nahmen mehr als einmal unsere Stöcke zu Hülfe, um die Volksmenge und die Ansteckung ferne von uns zu halten. Nachdem wir auf diese Art die Berührung mit einer Menge verdächtiger Gesichter vermieden hatten — in den engen Straßen von Galata und Pera, die so schmutzig sind, als ob alle Kärrner von der Pest weggerafft wären, gelangten wir endlich zur Moschee der tanzenden Derwische, welche diesen Tag feiern, d. h. im Dienste Gottes zur Erbauung des Publikums tanzen sollten. Der aufgeklärte Selim, der die Buchdruckerei erneuerte, und als ein Opfer der Intrigen der Abschreiber fiel, *) hatte eine ganz besondere Vorliebe für diese Gott wohlgefällige Anstalt, und hielt sie für höchst nothwendig zur orthodoxen Erziehung und Humanisirung seines Volkes.

Die Moschee war so geschmückt, wie es ihre getreuesten Anhänger immer wünschen konnten. Roth und blau, grün und Gold, alle Farben des Kamäleons, die ein **Günstling der Ulemas** nur verlangen kann, waren über die Façade verschwenderisch ausgebreitet, und das Dach war so überladen mit Minarets, Unterminarets, Halbminarets, daß selbst die Pagode des königlichen Palastes von Brighton neidisch darüber werden könnte. Dieser Luxus scheint anzudeuten, daß dieses Kloster, gleich andern, seinen artigen Theil an den Gütern dieser Welt bekommt. Von Zeit zu Zeit wird irgend ein reicher Grieche eingezogen, oder ein fetter Armenier seines Kopfes enthoben, durch deren Vermögen die weltlichen Angelegenheiten der Derwische immer so ziemlich auf dem Laufenden erhalten werden.

Wir traten in den Hofraum, und von da in die Moschee, nachdem wir einige Betrachtungen über das Grab des Paschas Graf Bonewal angestellt hatten, das wir im Vorübergehen besuchten. Dieser — nach den Türken Bekehrte, nach den Christen Verkehrte ist in jedem Falle eine Person, die ich einem Fabrikanten orientalischer Romane sehr empfehlen möchte, als eine Gattung von Heiligen, die in unsern Tagen nothwendig Glück machen muß. Wir hatten einige Mühe, durchzukommen, und nahmen an der Pforte so still als möglich Platz, indem wir uns erinnerten, daß wir ungläubige Hunde wären, auch der unangenehmen Pflicht entgehen wollten, unsere Schuhe auszuziehen, sie vielleicht zu verlieren, endlich uns auch nicht den Vorwürfen der Gläubigen aussetzen mochten, wenn wir auf ihren Aufruf taub blieben. Die Zuschauer waren zahlreich, aber gewählt; die Moschee groß und bewunderswerth passend für Tanz und Gebet. Eine doppelte Gallerie, geschmückt mit den reichsten orientalischen Eiselirarbeiten, und angefüllt mit allen Frommen aus dem reicheren Theile der Stadt, lief rings um die Mauern, nur von einer, den Flötenspielern vorbehaltenen Tribüne unterbrochen. Diese letzteren hatten bereits ihr Concert begonnen, nnd präludirten zu dem nahen Feste. Der mittlere Raum der Moschee selbst war so schön und glänzend gedielt, wie es wohl bei der häufigen Wiederholung jener erbaulichen Uebungen nothwendig seyn mußte. Noch war Niemand an dieser Stelle zu sehen; nur eine Art Huissier durchmaß von Zeit zu Zeit den Raum der Länge und der Breite nach, ob nicht ein Nagel oder sonst ein Stein des Anstoßes für die heiligen Tänzer aus dem Wege zu räumen seyn möchte. Endlich erschienen die letztern selbst. Sie rückten auf der Spitze der Zehen, mit kleinen, abgemessenen Pas vor, zogen sich dann wieder etwas zurück, und schienen so das Steigen und Fallen des Geistes, die innern Schwingungen des Gemüths andeuten zu wollen. Ihre Arme waren demüthig gekreuzt, so daß beide Hände auf den Schultern lagen; ihre Augen waren geschlossen, und ihre weißen Füße erschienen und verschwanden bescheiden unter der langen, schweren Draperie. Die Kleidung war die eines Asceten: eine sehr weite, braungelbe, wollene Tunica, um die Lenden nach Art der Propheten mit einem ledernen Gürtel gebunden, hing bis auf die Knöchel; den Kopf bedeckte eine lange, kegelförmige Filzmütze von gleicher Farbe wie die Tunica. Die Gesichter waren bleich, fast eben so gelb wie ihr ganzes Costüm, und schienen sehr mitgenommen vom Beten, Spielen und Tanzen. Die Flöten begleiteten jede ihrer Bewegungen, aber auch mit dem besten Willen konnte ich mich nicht bis zu der mystischen Höhe dieser Musik erheben, die mir stets blos den ersten verstimmten Tönen unsrer Orchester zu gleichen schien. Nach zwei oder drei ruhig ausgeführten Touren, und nachdem der Eifer der Frommen gehörig warm geworden war, trennten sich die beiden Führer von dem Zuge, um, nach menschlicher Weise zu reden, eine Art von pas de deux zu tanzen, welchem sogleich auf der entgegengesetzten Seite zwei andere Führer folgten, so daß neben mir zwei oder drei alte Türken vor Erbauung tief aufseufzten. Nun folgte eine noch lebendigere Bewegung: die Pas de Deux-Tänzer drehten sich zu einer Art Walzer; dann kam ein dritter, ein vierter, ein fünfter Derwisch, bis endlich das ganze Kloster sich in Bewegung setzte und zu walzen begann. Die Derwische drehten sich hintereinander herum, gleich den Descartschen Wirbeln, nach dem Gesetze einer wechselseitigen Adhäsion, und durchmaßen so den ganzen Umkreis des Tempels. Wer übrigens dieses geistige Walzen mit unserem weltlichen Tanzen vergleichen wollte, würde dem Ernst und der Würde des Mahommetanismus sehr Unrecht thun. Fürs Erste tanzt der walzende Derwisch allein; fürs Zweite führt er alles in

*) Die Abschreiber, die einen großen Bazar in Constantinopel bilden, wüthend über die Einführung einer Presse in Constantinopel, waren die ersten, die revoltirten.

Pirouetten aus, eine Forcetour, die nur den Auserwählten möglich ist. Neben ihnen sind unsere gewandtesten Springer nur unvollkommene irdische Nachahmer dieser Kinder der Gnade. Die Melodie der Flöten wurde stufenweise ätherischer und unverständlicher. Wir, die wir, den Philosophen zufolge, taub sind für die Musik der Sphären, konnten natürlich kein Ohr haben für die Harmonie des dritten Himmels. Das Ballet nahte seinem Ende und seinem Triumphe. Ein feierliches Lächeln befriedigten Stolzes strahlte über die bleichen Gesichter; es bildeten sich Grübchen, die aber bald wieder um den schweigenden Mund verschwanden. Der ganze innere Mensch schien hingerissen, als nahte das Paradies mit den verschlossenen Gärten des Propheten. Sanft erhob sich das Haupt, als ob es antworten wollte dem Rufe der schwarzäugigen Huris; in Entzücken wurden die Arme empor geworfen, das Drehen wurde heftiger, und die mystischen Verzückungen schienen den höchsten Grad erreichen zu wollen, als plötzlich der Derwisch-Baschi dazwischen trat und sich zwischen die Sterblichen und den Himmel stellte. Die Unterbrechung war jedoch nur kurz. Nach wenigen Augenblicken setzte sich der ganze Convent noch einmal in Bewegung. Die Fülle der himmlischen Seligkeit ergoß sich über die Heiligen; immer schärfer, immer greller tönten die Flöten; ein göttlicher Thau glänzte von den Stirnen der frommen Tänzer; trunken von Entzücken begannen sie nach und nach zu wanken, und allmälig verschwand einer nach dem andern in den Armen ihrer Vicarien, die mit triumphirendem Lächeln jeden in seine Zelle brachten, wo sie bis zum Abend schliefen, rauchten und Gott und dem Derwisch-Baschi dankten, daß sie ihnen Kraft zu diesem geistigen Kampfe verliehen hatten.

Die Ceremonie war kaum geendigt, als ich einen Blick auf die Gallerie warf, um zu sehen, welchen Eindruck dieses Schauspiel auf die Frauen hervorgebracht habe. Aber ach! in der Türkei haben die Frauen keine Seele zu retten oder zu verlieren, und die Männer müssen ohne sie das Paradies gewinnen. —

Zustand der Indianer in Mexico,

von einem Mexicaner.

Ich gestehe, daß ich außer Stande bin, irgend einen Unterschied zwischen dem Zustande der Negersklaven und der Masse der Indianer in unseren Haciendas und Landgütern zu entdecken. Wenn die Sklaverei der ersteren aus dem barbarischen Rechte der Gewalt entsprang, so rührt die der letztern aus einem schändlichen Mißbrauch ihrer Einfalt und ihrer Unfähigkeit zu überlegen her. Der Eigenthümer oder Aufseher eines Gutes geht in ein indianisches Dorf, versammelt die Einwohner, und erklärt ihnen, mit heuchlerischem Wohlwollen, daß er nur ihr Bestes wolle, indem er sie für gute Bezahlung und auf kurze Zeit anzustellen wünsche; dann bietet er eine Summe von Realen als Lockspeise an, was schnell unter den armen Geschöpfen umherkommt. Bei dem Anblick einiger Dollare, der ihren Augen etwas Neues ist, werden sie bald überredet, das Anerbieten anzunehmen und folgen nach der Hacienda. Hier in einem elenden Stalle eingeschlossen, müssen sie um 3 Uhr Morgens aufstehen, um wo möglich vor Sonnenaufgang bei der Arbeit zu seyn. Wer noch bleibt, setzt sich den gröbsten Gewaltthätigkeiten aus. Ueber ihre Arbeit hat ein Aufseher den Befehl, der mit schändlicher Barbarei die Peitsche über jeden schwingt, der, vielleicht zu schwach oder erschöpft, nicht mit den andern Schritt halten kann. Kaum ein Augenblick ist für das Frühstück erlaubt, und Prügel rufen den vom Mahl, der zu lange dabei bleibt, zur Arbeit, die bis Sonnenuntergang unausgesetzt dauert. Nach Sonnenuntergang dürfen sie rasten und nach Hause gehen, wo sie selten vor 10 Uhr ankommen, um ihre kurze Ruhe auf dem harten und kalten Boden zu finden. An Festtagen müssen sie Extraarbeit (faena) bis 3 Uhr Nachmittags verrichten. Keine Entschuldigung schützt sie gegen Arbeit; und selbst wenn sie erschöpft von Krankheit hinsinken, so kennt man keine Arznei als die Geißel. Sie haben kein Mittel, Schutz zu erhalten, denn sie sind zu unwissend, um einen vernünftigen Bericht ihrer Leiden zu geben, und werden von jeder Forderung um Gerechtigkeit durch Gewalt zurückgebracht, oder durch die Feilheit des Richters, den der wohlhabende Herr besticht. Ein Vorfall solcher Art fand vor einigen Jahren statt. Ein Aufseher tödtete einen Indianer mit der Peitsche, und die That war so bekannt, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Nachbarschaft darauf gerichtet war; die Klagen der Hinterbliebenen waren laut, und jeder hielt es für ganz gewiß, daß Gerechtigkeit nicht versagt werden würde, als der Missethäter unbestraft und im Triumph nach Hause kehrte.

American Review No. IV. December 1827.

Mehr oder Weniger.

Der französische Marineminister, Hyde de Neuville, machte der Deputirtenkammer den Vorschlag, der Schwester des Fähndrichs Bisson, welcher sein Schiff in die Luft sprengte, um es griechischen Piraten nicht in die Hände fallen zu lassen, eine Pension von 1200 Fcs. zu bewilligen. Nach einer glänzenden, poetischen Rede, in welcher er den Kampf von 15 Franzosen gegen 130 Griechen beschrieb, fügte er hinzu: *Die Zahl allein* entschied das Schicksal des Tages. Der brave Bisson hatte alles vorbereitet; er zog sich zurück aus dem Gefecht, sagte: Adieu, Pilot, es ist Zeit zu enden! hielt die Lunte an das Pulver; das Opfer ist vollbracht und Frankreich zählt einen Heros mehr!" Die Literary-Gazette meint, daß der Tod des Heros nicht einen mehr, sondern einen weniger gemacht habe. — Ein schlechter Witz!

Geschichte von Nordamerika.

Unter allen den verschiedenen Werken, die bisher diesseits und jenseits des atlantischen Oceans über die ältere Geschichte des englischen Nordamerika erschienen sind, nimmt nach dem Urtheil der Amerikaner *) das von John Marshall, welches zuerst vor drei und zwanzig Jahren als Einleitung zu seinem Leben Washington's erschien, den ersten Rang ein. Vor Kurzem hat der Verf., gegenwärtig einer der Oberrichter (Chief Justices) der Vereinigten Staaten, eine besondere, völlig umgearbeitete Ausgabe desselben veranstaltet: A History of the Colonies planted by the English on the Continent of North-America from their settlement to the Commencement of that War which terminated in their Independence. (Philadelphia, 1827. 8). Eine seltene Erscheinung, die aber allein hinreichend den Geist dieser neuen Bearbeitung characterisirt, ist, daß durch sie das ursprüngliche Werk nicht dickleibiger aufgeschwellt, sondern von 722 zu 457 Octavseiten zusammengedrängt worden ist, ohne daß es deshalb dem Verf. für seine scharfsinnigen und auf die tiefste Kenntniß der menschlichen Natur gegründeten Urtheile an Raum gefehlt hätte.

*) S. North-American-Review, January p. 1.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 138. 17 Mai 1828.

Nubien.

Die Stadt Schendy: Der nubische Handel.

(Fortsetzung.)

Zu Folge der Schätzung Diodors von Sicilien und Strabo's betrüge die Ausdehnung der Insel Meroe 3000 Stadien (= 300 röm. Meilen, = 120 Stunden) in der Länge, und ein Drittel so viel in der Breite. Mit dieser Angabe der Länge stimmt die Entfernung der Mündung des Atbora von dem Punkt, wo seine Quellen sich denen des Rahad im Süden nähern, vollkommen überein; was aber die Angabe der Breite betrifft, so scheint dieselbe — da das Land so ziemlich die Form eines Dreiecks hat, dessen Spitze in Südost und dessen Grundlinie in Nordwest liegt — auf einer Durchschnittsrechnung zu beruhen, von deren Richtigkeit man sich mit einem Blick auf die Karte überzeugen kann.

Den Theil dieses Gebiets, der längs den Ufern des Nils und des blauen Flusses hinläuft, nehmen gegenwärtig zwei Staaten *) Dâr Schendy und Dâr Halfai ein: ersterer unter Meliks, letzterer unter Scheiks. Beide Staaten haben eine traditionelle Geschichte, die aber nicht über zwei bis drei Jahrhunderte hinauf reicht. Das ganze Land in der Mitte und auf der östlichen Seite wird von freien arabischen Horden durchzogen, die in immerwährenden Fehden untereinander leben, und ihre Streifzüge bis an's rothe Meer und an die Grenzen von Habesch verbreiten.

Die Stadt Schendy (unter 16° 41′ 26″ nördl. Br. und 31° 15′ östl. L.) mit 8 bis 900 Häusern und 6 bis 7000 Einwohnern, ist ein beinahe reguläres Viereck, dessen Umfang 3500 Metres beträgt. Die Häuser, insgesammt im Viereck gebaut, bestehen gewöhnlich nur aus einem sehr hohen Erdgeschoß; eine Ausnahme machen indessen die des Melik, die ein Stockwerk und — weiße Außenwände haben. Da ein paar kleine Oeffnungen der einzige Weg sind, auf welchem von oben herab Luft und Licht hinein gelangt, so ist diese Bauart begreiflicher Weise der Helle nicht sehr günstig, desto geeigneter aber, die Hitze und die nächtlichen Insekten abzuhalten. Die Mauern haben eine etwas schräge Lage; die Dächer sind terrassenförmig, und mit vorspringenden Rinnen versehen, durch welche das Regenwasser abfließt. Ueberhaupt scheint Geräumigkeit, Bequemlichkeit und Kühle Zweck zu seyn: ein mit Backsteinen — dem allgemeinen Baumaterial — ausgemauerter Teich zum Baden befindet sich gewöhnlich in einem besondern kleinen Hofe im Innern der Häuser, und neben den Häusern liegen große eingehägte Plätze, Kochs genannt, welche zum Einschließen der Kameele und den Karavanen als Bazar dienen. Die Stadt ist von sehr breiten und ziemlich geraden Straßen durchschnitten; sie leidet jedoch durch den Uebelstand, daß der Wind Fluthen von Sand hineinbläst, wodurch das Gehen beschwerlich wird.

Nicht blos in der Stadt, sondern im ganzen Lande Schendy herrscht ein gewisser Wohlstand, als dessen Grund außer dem natürlichen Reichthum des Bodens die Industrie, als dessen Folge aber auch die Ueppigkeit und Sittenlosigkeit des Volks erscheint.

Hier sind die Weiber, wie in keinem Theile Nubiens, dermaßen aller Zucht und Ehre quitt und ledig, daß ihre Gunstbezeugungen laut auf öffentlicher Straße feil geboten werden, und selbst Damen von Rang in diesem Punkte kaum etwas vor andern voraus haben. Sollte man nun glauben, daß der wollüstige Schendyer in manchen Gegenständen, die zu den gemeinsten Bedürfnissen des Lebens gehören, der eben so uralten als einfachen Sitte treu, z. B. statt weicher Polster sich des hölzernen Kopfkissens bedient, wie man es häufig in den Gräbern von Theben als Kopfunterlage der Mumien findet? So bestätigte sich mir auf's Neue die schon früher gemachte Beobachtung, daß, je weiter man sich von Egypten entfernt, desto mehr van alterthümlicher Art auch im Volke sich erhalten hat. Ohne Zweifel darf ich dahin eine Anzahl länglicht viereckiger Grabsteine rechnen, auf welchen mir die wirklich antik aussehenden Musivmalereien mit schönen quadrillirten Dessins auffielen.

Die Umgebungen von Schendy sind zwar eine flache holzlose Wüste, die dem Auge keinen erfreulichen Anblick darbietet, aber das Land selbst ist an Feld- und Gartenfrüchten ergiebig, und besitzt eine treffliche Viehzucht, namentlich Pferde, Kameele, Büffel und eine sehr große Art Ziegen, deren Fleisch wie Gazellenfleisch schmeckt. Den europäischen Maßstab darf man jedoch an eine Provinz Obernubiens nicht anlegen. Denn wenn es nun noch etliche Juweliere gibt, welche Gold und Silber zu

*) Die westlichen Ufer des Nils, gegenüber von Schendy, gehören einem besondern Staate, dem von el-Mesaa'd, an: eine Erscheinung, die hier zum ersten Mal vorkommt. Am untern Nil findet nicht nur diese Trennung nirgends Statt, sondern es liegen sogar manche Ortschaften halb auf dem einen und halb auf dem andern Ufer.

Ringen, Armbändern und Amuletten verarbeiten, Schmide, welche doppelschneidige Messer, Säbelscheiden und Lanzenspitzen verfertigen, geschickte Lederarbeiter, welche z. B. aus einem Paar Sandalen zwei oder aus einem Dromedarreitzeug fünf und zwanzig spanische Piaster *) lösen, so will das freilich so gar viel nicht heißen, aber es ist immerhin so viel, daß dadurch Schendy, wie Barbar, der Mittelpunct eines Handels wird, wodurch es einen leichten Absatz seiner Produkte und einen verhältnißmäßigen Wohlstand erzielt.

Jeden Freitag, Samstag und Sonntag ist Markt: Lebensmittel, Vieh, Kaufmannsgüter, Sklaven sind neben einander aufgestellt. Da sieht man die Weiber in ihrem bunten Arm- und Halsschmuck von Glaskorallen oder Elfenbein mit einem einzigen Stück Tuch um die Hüften, wie sie ihre Milch und Butter verkaufen, wobei sie Straußeneier als Maß gebrauchen, oder wie sie ihre Stroharbeiten, niedliche Matten und Körbe zeigen; man sieht die kräftigen braunen Männergestalten in ihren weißen Hemden, die Shawlbeturbanten Scheikhs, die stolzen Dschaleyns mit ihren breitkrämpigen Palmblätterhüten, die Chukryehs, die Kauälehs und andere Araber in ihren verschiedenen Trachten und Manieren, und man erstaunt über die Mannigfaltigkeit des menschlichen Kunsttriebs, der sich auch bei der größten Einfachheit der Sitten in allerhand Flitter und Putz äußert. Da die Araber wenig oder kein Getreide bauen, so gehört Dura und ein daraus gemachtes Bier, welches Merys heißt und in ledernen Gefäßen, Matarahs, getrunken wird, zu den von ihnen gesuchtesten Hausartikeln, wofür sie Vieh und Sklaven, zuweilen Gummi, Steinsalz, Straußenfedern, Tamarinden, die Häute und das Fleisch von Tschiraffen, Rhinozerossen, Elephanten und andern Thieren, die sie auf der Jagd erlegen, auf den Markt bringen. Diese Nomaden sind den Ackerbauern in Bezug auf Einsicht und Thätigkeit weit überlegen, so daß sie, besonders weiter im Süden, nach und nach das Monopol beinahe aller Zweige des Handels an sich gebracht haben.

Es stehen in Schendy eine dreifache Reihe kleiner Buden, deren Gestelle, wie auf den Märkten Oberegyptens, kaum drei Schuh über den Boden reichen. Der Kaufmann, der mit unterschlagenen Beinen dasitzt, nimmt die Hälfte des Raums ein. Hier verkauft man Materialien, worunter die sogenannten Datteln von Sudan, Spezereien, venetianische Glasspielwaaren u. s. w.; alle Lebensbedürfnisse sind zu haben. Erst nachdem der Melik verkauft hat, fängt der freie Marktverkehr an, der nur durch die Possen der arabischen Affenführer vom Berge Kaßal manchmal unterbrochen wird. Die kleine Abgabe, die jede Karavane *) bezahlt, wird in Natura erhoben.

Fast Alles, was der Nubier vom Ausland bezieht, erhält er über Egypten: baumwollene Zeuge; blaugefärbte Schafpelze, worauf man schläft oder die man als Schabracken über die Sättel der Dromedare legt; silberne Spangen, Glasperlen, Rosenkränze von Bernstein oder Dumkernen, runde oder viereckige Spiegel, welche letztere für die Toilette Neuvermählter unentbehrlich sind; Antimonium zum Schwärzen der Augenbraunen, Lausanie zum Rothfärben der Nägel; genuesisches und livornesisches Papier; die oben erwähnten deutschen Säbelklingen, Stahl, Zinn, Nadeln, Feilen, Schellen; Zucker, Pfeffer, Zimmt, Gewürznelken ꝛc.

Egypten hat jedoch im nubischen Handel die Concurrenz der Stadt Sauâkin am rothen Meer zu fürchten, eine Concurrenz, welche sich bis Sennâr und Kurdofân erstreckt. Sauâkin, begünstigt durch die Nähe von Dschedda, liefert besonders arabische und indische Artikel: Mokka-Kaffe, Seidenstoffe, Sandelholz, feine Zitze, Dosen aus Kokosschalen oder Muscheln u. s. w. Ja, was man kaum glauben sollte, es gehen eine Menge Pferde aus Dongola und Schendy über Sauâkin nach Yemen, wo die Pferde von guter Race gegenwärtig sehr selten sind, obgleich Egypten und Afrika überhaupt die seinigen aus Arabien empfangen hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Cursirende Goldmünzen sind spanische Dublonen, venetianische Zechinen und holländische Dukaten. Der Nubier stellt, ehe er ein Stück annimmt, jedes Mal zuvor eine Probe damit an: wenn das Gold, im Feuer glühend gemacht und mit Asche gerieben, nicht an Farbe verliert, so ist es von gutem Gehalte. Sehr häufig vertreten goldene Ringe die Stelle der Münzen, — eine Form, in welcher das Gold besonders in den indischen Handel kommt. Das dortige Silbergeld ist der spanische Piaster; eines besondern Vorzugs genießt das Gepräge Carls IV, an welchem man zwei Franken und mehr gewinnt.

*) Es ist lauter Landhandel: zwischen Barbar, Schendy und Sennâr besteht nicht die geringste Wasserverbindung. Man hat in diesen Gegenden kaum einige Barken, um über den Nil zu setzen.

Ueber die Angelegenheiten des Orients.

(Fortsetzung.)

Die Türken, Sclaven der Gewohnheit, werden sich in Schumla concentriren, einem wichtigen Punkte wegen der Vereinigung mehrerer Straßen von Bulgarien, so wie von Warna und mehreren Häfen des schwarzen Meeres. Wie wilde Eber in ihrem Lager werden sie sich für geschützt vor jedem Angriffe glauben; sie werden vergessen, daß 1810 die Russen, zwischen Schumla und der Meeresküste durchbrechend, sich leicht Warnas bemächtigen konnten, und daß es blos von Kaminski, der schon Meister der Höhen der Grotten war, abhing, den 23ten und 24ten Juni die Verschanzungen, hinter denen sie sich für unbesieglich hielten, im Sturme zu nehmen; sie werden vergessen, daß, während man sie auf diesem Punkte beschäftigt, eine zweite russische Armee, von Nikopolis oder Rutschuk ausgehend, mit Hülfe einiger Sappeur-Compagnien den Balkan überschreiten und über Tirnova unter den Mauern Adrianopels anlangen kann; daß es endlich noch mehrere Pässe über Philippopel gibt, und daß die Erinnerung an den unsterblichen Uebergang über den St. Gotthard alle diese Expeditionen nun als leicht darstellt.

Herabgestiegen in das schöne Land, das der Hebros bewässert, brauchen die Russen nur eine große Schlacht zu liefern, deren Erfolg nicht zweifelhaft seyn kann, so stehen sie vor Constantinopel, während zu gleicher Zeit ihre Flotte den Eingang in den Bosporos erzwungen haben, und unter den Mauern der Kaiserstadt ihre Flaggen entfalten wird. Diese letztere Operation bietet allerdings Gefahren dar, und die Batterien, die Tott, Toussaint, Monier aufführten, können von Kriegsschiffen nur schwer zum Schweigen gebracht werden, obgleich sie zu nieder stehen, und aus Materialien gebaut sind, die sie bald unhaltbar machen müssen. Wer aber wollte Truppen-Ausschiffungen an den Küsten Europas und Asiens verhindern? Würden die von Amurat IV an der schmalsten Stelle der Meerenge erbauten Schlösser alsdann nicht gleich den Werken der französischen Ingenieurs, ein leerer Popanz seyn?

Würden die Türken, auf diese Art von der Land-, wie von der Seeseite her angegriffen, es da wohl versuchen, die beiden alten Mauern zu vertheidigen, die, von zweihundert und fünfzig Thürmen gedeckt, Constantinopel umschließen? Könnte die Pforte St. Romano, durch welche sie 1453 in die Stadt drangen, sich nun nicht auch vor den Russen öffnen? Wie wollten sie die Wirkung der Granaten und Bomben abwenden, die Tod und Brand in die Stadt tragen würden, die von Holz erbaut ist, bestimmt ein Aschenhaufen zu werden? Durch was wollen sie, (nachdem sie es vernachläßigt haben, die von den Griechen gegrabenen mächtigen Cisternen zu erhalten,) die Zerstörung der Wasserleitungen ersetzen, welche das Wasser aus einer Entfernung von zwölftausend Toisen herbeiführen? Ihr Muth, ihre Tollkühnheit, ihr Fanatismus kann sie nicht retten; sie werden erliegen, und die gerächte Menschheit und die freudig sich wieder aufrichtende Civilisation werden ihrer Niederlage Beifall rufen.

Aber diese Lösung des Knotens könnte für einen Augenblick unsicher gemacht werden, wenn Oesterreich und England die Türkei vertheidigen wollten. Würde sich ein österreichisches Corps an den Grenzen Siebenbürgens aufstellten, während die Hauptarmee längs der Donau herabzöge, so würde dieß hinreichen, den Marsch der Russen aufzuhalten: nie würden sie es wagen, den Fluß, und noch weniger den Balkan zu überschreiten, in Gegenwart eines Feindes, der sie im Rücken und auf der rechten Flanke angreifen könnte. Wahrscheinlich würden sie nicht zaudern, den Krieg auf ein für sie günstigeres Theater zu spielen, wo sie eine bessere Operationsbasis hätten. Ueber Polen würden sie, vereinigt mit Preußen, die Vertheidiger der Türken angreifen; eine Schlacht würde ihnen Gallizien in die Hände geben; eine zweite Schlacht würde ihnen gestatten, verdeckt gegen Ollmütz vorzurücken, und vor dem Ende des Feldzuges könnten sie vielleicht unter den Mauern Wien, wie einst Potemkin in den Wüsten der Krym, die Inschrift aufrichten: Weg nach Constantinopel! .. Oesterreich weiß dieß; es wird alle diplomatische Feinheit, alle Aufschubsmittel erschöpfen, aber es wird keine Lunte anzünden gegen einen Feind, den es fürchtet, und mit Recht fürchtet.

Es gibt überdieß, sagt ein französischer General in einem ungedruckten, uns freundschaftlich mitgetheilten Memoire*), ein Wort, dem eine Macht nie widersteht, das jeden Zorn entwaffnet und jeden Zweifel niederschlägt, das Zauberwort — Theilen wir! Sollte Oesterreich sein Ohr verschließen, wenn es einen so schönen Theil an der Beute seiner Nachbarn haben kann? Bosnien und ein Theil Serviens stehen ihm so gut an! Welche herrliche Grenzlinie könnte man ziehen von den Mündungen des Cataro, oder vom Golfe des Drinn bis zu dem Ausflusse der Morava! Dann würden seine Provinzen am adriatischen Meere durch nichts mehr von Siebenbürgen getrennt seyn, und es böte, im Mittelpunkt Europa's, eine feste, unerschütterliche Masse dar.

Nicht so leicht ist England zufrieden zu stellen; es hat nicht dieselben Gefahren zu fürchten, während sein Dazwischentreten der Türkei gleich nützlich seyn kann. Zwölf Linienschiffe, zehn Bataillone, fünfzehnhundert Canoniere können die Russen scheitern machen, oder doch lange Zeit einen glücklichen Erfolg des Kampfes hintertreiben. Gehen wir auf einige Details ein, um diese Meinung, die gewagt scheinen möchte, zu rechtfertigen.

Das durch die Donau gebildete Thal scheint auch dem Dniepr und Dniester gemeinschaftlich, und bis an die Krym ist das Ufer flach und der Zugang schwierig. Liefe es so bis zum Eingang in den Bosporos fort, so würden flache Fahrzeuge, eine Ausrüstung gleich der von Boulogne, hinreichen, die russische Armee zu verproviantiren und ihren Marsch zu begünstigen. Jenseits der Mündung der Donau aber, beim Dorfe Kara-Hirman, dessen Schloß die Russen in die Luft sprengten, wird das Ufer plötzlich steiler; ein tiefes Meer strömt durch die aufsteigenden Höhen, deren einwärtsgehende Winkel Seehäfen und Rheden darbieten, in denen die hochbordigen Schiffe eine Zuflucht suchen können, und vor denen kleinere Fahrzeuge nicht vorüber zu fahren wagen würden. Hier findet sich Warna, der Meerbusen von Burgas, der, in einer Weite von fünf Stunden, mehrere gute Ankerplätze enthält, so wie von Sitzeboli bis an den Bosporos noch mehrere andere Häfen.

Dieß ist der Schauplatz auf dem die englische Marine auftreten kann; in wenigen Tagen würde ihre herrschende Flagge ohne Rival auf dem ganzen schwarzen Meere wehen. Wechselsweise würde sie Odessa bedrohen, den Stapelplatz des Handels, Akhtiar (Sebastopol), wo die in Cherson gebauten Schiffe bewaffnet werden, Sukum-Kale, an der Küste von Abasa; mit Hülfe der Dampfschiffe würde sie die Flüsse hinauffahren; sie würde auf allen Punkten Truppen ausschiffen, die sie an den Küsten Asiens aufnähme, und würde so den Feind nöthigen, sich durch

*) In diesem Memoire, das Dumouriez in einem Alter von mehr als 80 Jahren schrieb, spricht er seine Wünsche aus, daß die Türken aus Europa vertrieben werden, und Frankreich einige Vortheile daraus ziehen möchte.

zahlreiche Detaschemens zu schwächen; sie würde ihn hindern längs des Meeres seine Operationslinien anzulegen, sich Warna zu nähern, und die Position von Schumla von ihrer linken Seite zu umgehen.

Würden diese Schwierigkeiten alle überwunden, und fänden sich in der Moldau und Wallachei hinlängliche Unterhalts- und Transportmittel, so würden die Russen den Balkan in der Richtung von Tirnova übersteigen, und in das Thal des Hebros hinabsteigen. Nun würde die englische Escadre, vor Constantinopel vereinigt, durch ihre Gegenwart den Muth der Muselmänner verdoppeln; sie würde die Ueberfahrt der aus Asien anlangenden Verstärkungen sichern, und so in gewisser Art die von Xerxes geschlagene Brücke wieder herstellen. Die englischen Offiziere würden Redouten erbauen, die Vorstädte Pera, St. Dimitri und Galata decken, und sich auf der einen Seite an den Bosporos, auf der andern an den Hafen stützen. Sich an das erinnernd, was in Portugal geschehen war, wird einer der brittischen Generale Mittel finden, Linien zu errichten, gleich denen die den französischen Waffen vor Torres Vedras Schranken setzten. Wollte er sie nicht bis zu den Trümmern der berühmten Mauer des Athanasius fortführen, so könnte er sie an der nähern und engern Position hinter dem Flusse Kara-Su anlegen, zur Linken sich stützend auf den Golf von Bujuk Tehemedsche, und zur Rechten auf Flemo-Tepe. Im J. 1807 hatten die Türken in wenigen Tagen gegen zwölfhundert Feuerschlünde in Batterien aufgestellt, und der Einfluß der Engländer so wie die Hülfe ihrer Eskadre würde ohne Zweifel auch jetzt dasselbe bewirken, was damals die Thätigkeit, die Energie und Kühnheit unsers Botschafters, des Generals Sebastiani, bewirkten. Was könnten die Russen unternehmen? Würden sie in das ungebaute öde Land vorrücken, das sich von Adrianopel bis zur Hauptstadt des Reiches ausdehnt? Wovon wollten sie leben? Wo ihre Operationslinien anlegen? Wollten sie wagen, die Redouten zu stürmen, die von europäischen Canonieren vertheidigt wären, und hinter denen hunderttausend Osmanlis unter den Waffen ständen? Wie wollten sie eindringen, wie sich halten in Constantinopel, das unter dem Feuer der englischen Bombarden bald nichts mehr als ein Aschenhaufe seyn würde?

Es gibt jedoch noch einen andern Angriffspunkt, der vielleicht gefährlicher für die Türken wäre. Warum sollten die Russen nicht ihre drohende Stellung zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere benützen, und von dort aus vorrücken, um Constantinopel von Asien her zu nehmen? Wer könnte eine europäische Armee aufhalten, die zwischen dem Cyrus und dem obern Araxes vereinigt wäre? Würde ihr Marsch über Arzerum nicht alle Kräfte der Paschaliks paralysiren? Ohne Zweifel fände man Hindernisse zu bekämpfen, Schwierigkeiten zu überwinden *); aber dennoch würde man zum Ziele gelangen: die Besetzung von Nicäa, Nicomedien, Scutari würde der Besetzung der Hauptstadt des Reichs vorangehen, und dem Tataren, der den schönsten Theil Europas unterdrückte, wäre der Rückweg in das Land, das seine Wiege war, verschlossen.

(Schluß folgt.)

*) Eine Ausschiffung an der Mündung von Sakaria oder beim Cap Kerempe würde denselben Zweck erreichen; aber um sie zu versuchen, müßte man ohne Widerrede Herr des Bosporos in der Meerenge von Taman seyn.

Peter der Große.

Der Czar Peter war eifersüchtig bis zur Wuth. Eines Tages zerbrach er in einem seiner Anfälle einen schönen Spiegel von Murano, indem er zu seiner Gemahlin sagte: „Du siehst, es bedarf nur eines Schlages von meinem Arm und dieß Glas kehrt zurück in den Staub, aus dem es geworden ist!“ Catharina antwortete mit ihrer natürlichen Sanftmuth und Güte: „Du hast den schönsten Schmuck deines Palastes zerstört, glaubst du, daß du ihn dadurch glänzender gemacht hast?“

London Weekly Review.

Chinesische Sittensprüche.

nach Kwan-fu-tse von Morrison.

Ehre Himmel und Erde, befolge die Bräuche den Göttern;
Ehre die Ahnen, sey pflichtmäßig gehorsam den Eltern!

Halte des Königs Gesetz, hochachte die Lehrer und Obern;
Liebe die Brüder, treu und ergeben bleibe den Freunden!

Freundlich sey den Verwandten und einig stets mit den Nachbarn;
Mann und Weib gedenke der Pflicht und lehre die Kinder!

Thue, was gut für Andre, vermehre die Thaten der Güte;
Hilf den Bedrängten, zeige dich mild den Armen und Waisen!

Baue Tempel, schreib erbauliche, sittliche Bücher;
Gib Medicin und Thee, vermeide Thiere zu tödten!

Gute Werke beförd're, die Ungelehrten belehre;
Brauche gerechtes Maaß und Gewicht, versöhne die Feinde!

Nähere dich den Guten, doch halte dich fern von den Schlechten;
Hehle der Menschen Laster und mach' ihre Tugenden ruchtbar!

Baue Brücken und Wege, Getraide halte zu Rathe;
Sey im Ueberfluß mäßig, vermittle die Zwiste von Andern!

Wende zum Rechten den Geist, erneue dich, bessernd die Fehler;
Stets sey gütig und mild, entferne schlechte Gedanken!

Sey aufrichtig im Guten und ehrbar übe die Tugend;
Sehn auch Menschen es nicht, was du thust, doch sehn es die Götter.

Theater der Burmanen.

Bei den Burmanen, wie in Indien und China, ist eine der Lieblingsvergnügungen das Theater. Die Personen ihrer Stücke sind nicht zahlreich; in den meisten findet man einen Fürsten, seinen Vertrauten, einen oder ein paar Narren und eine Anzahl weiblicher Rollen, die durch verkleidete Jünglinge gespielt werden. Auf das Schauspiel folgen Tänze, die aus den wollüstigsten Bewegungen bestehen und von jungen Weibern oder Mädchen getanzt werden.

Two Years in Ava, London 1827. 8.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

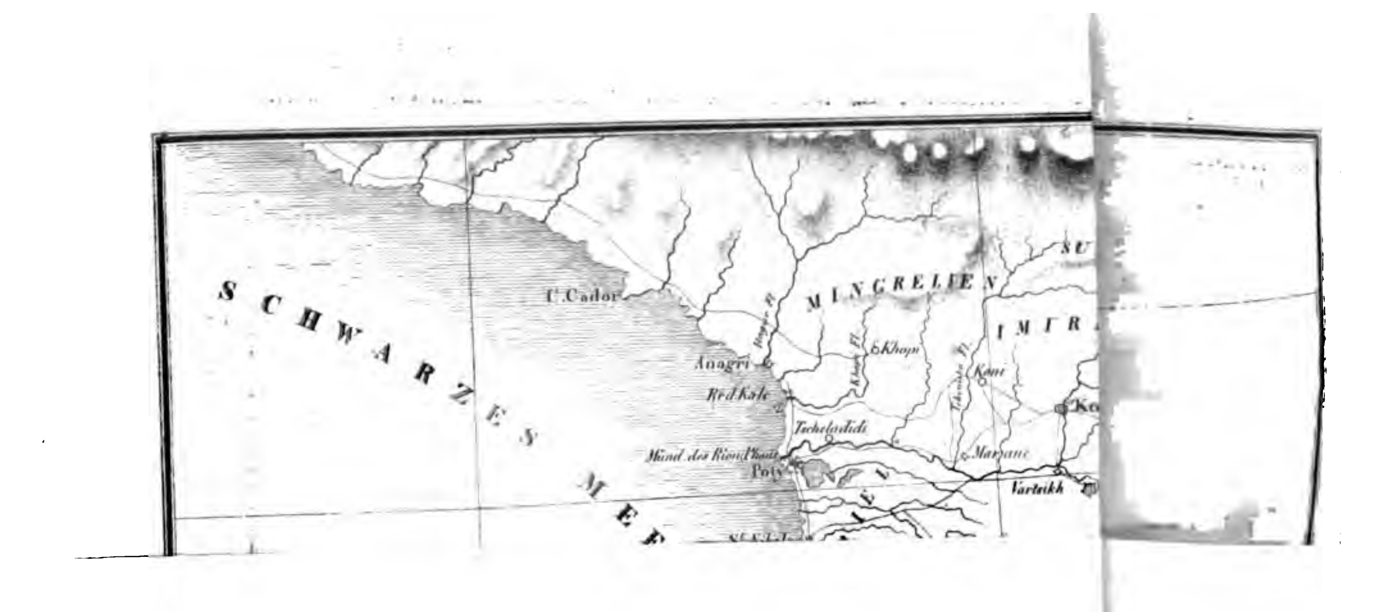
*) Hiezu eine Karte von Armenien und Georgien mit den neuesten Grenzbestimmungen des Friedens von Turkmantschai, den 21 Febr. 1828.

**) Macdonald Kinneir, Memoir on Persia. p. 325.

***) Macdonald Kinneir p. 151.

ten; widrigenfalls müsse er die Unterhandlungen als abgebrochen betrachten.

*) Vergl. Ausland, Nro. 113 — 121.



aber dennoch würde man zum Ziele gelangen: die Besetzung

*) Eine Ausschiffung an der Mündung von Sakaria oder beim Cap Kerempe würde denselben Zweck erreichen; aber um sie zu versuchen, müßte man ohne Widerrede Herr des Bospo- ros in der Meerenge von Taman seyn.

...igsten Bewegungen bestehen und von jungen ... ...chen getanzt werden.

Two Years in Ava, London 1827. 8.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 139. 18 Mai 1828.

Der Krieg zwischen Rußland und Persien *).

(Schluß.)

Eriwan, eine große Stadt, aber durch vielfache Belagerungen in früherer Zeit entvölkert, wurde seit dem letzten russischen Kriege von den Persern allgemein als die unbezwingliche Vormauer ihres Reiches betrachtet. Im [illegible] 1808, als General Godowitsch nach einer Blokade [illegible]einahe sechs Monaten die Stadt durch Sturm zu [illegible]n versuchte, weil er bei der Herannäherung des [illegible]rs keine Aussicht zu ihrer Uebergabe hatte, wurde [illegible]it großem Verlust zurückgetrieben, und verlor auf [illegible] Rückzug nach Tiflis die Hälfte seiner Armee. [illegible]en Kriegen zwischen den Türken und Persern war [illegible]n jedoch mehr als einmal erobert worden, und [illegible]it dem Frieden Nadir Schahs im Jahr 1748 im [illegible]erbrochenen Besitz der letzteren geblieben **). Im [illegible]wärtigen Augenblick, wo der Erbprinz sich von dem [illegible] Theil seiner Truppen entblößt hatte, um die Festun[illegible]m der Nordgrenze zu besetzen, verbreitete der plötz[illegible]fall eines Platzes, auf dessen Behauptung die letzte [illegible]ung gesetzt schien, weit und breit einen panischen [illegible]cken. An Anstalten zur Gegenwehr war nicht zu [illegible]n; nur die Avantgarde eines vorgeschobenen russischen [illegible]s brauchte sich zu zeigen, um alle Thore zu öffnen. [illegible]st Tauris, die Hauptstadt der Provinz Aserbeidschan, [illegible] große Stadt, zu Chardins Zeiten mit einer halben [illegible]lion, jetzt vielleicht 50,000 Einwohnern, in einer rei[illegible]t und fruchtbaren Ebene gelegen, ***) wo sich der Assuf Daulah in Person befand, fiel auf diese Weise in [illegible]e Hände des Feindes: die unregelmäßigen Truppen aus [illegible]m südlichen Persien, welche zur Besatzung bestimmt [illegible]aren, zerstreuten sich, die Sarbas wurden von den Einwohnern zur Flucht gezwungen, um die Stadt nicht durch [illegible]inen nutzlosen Vertheidigungs-Versuch den Gefahren einer Plünderung blos zu stellen. Ueberall brach der lange verhaltene Unmuth des Volkes in Meutereien und offene Gewaltthätigkeiten gegen die Freunde und Anhänger der Regierung aus; in Maragha, am Urmia See, wurde der Gouverneur, ein Schwager des Prinzen, den schmählichsten Beschimpfungen ausgesetzt und aus der Stadt vertrieben. *)

Abbas Mirza, der sich mit dem Reste seiner Truppen gegen Salmas und in die Alpengegenden des Urmia Sees zurückgezogen hatte, vernahm kaum die Nachricht von der Einnahme von Tauris, als er, das Aergste befürchtend, alles aufbot, um durch Unterhandlungen den Fortschritten der russischen Waffen Schranken zu setzen. Fast gleichzeitig mit dem Bericht des Generals, der Tauris besetzt hatte, war in dem Hauptquartier ein Schreiben des Prinzen eingegangen, worin er um eine Zusammenkunft mit dem russischen Feldherrn, General Paskewitsch, bat. Noch ehe dieser über den Ort derselben sich erklärt hatte, sandte der Prinz seinen Kaimakan (dritten Minister) an den General, der inzwischen in Tauris eingetroffen war. Unter der Bedingung, daß die persischen Truppen bis zum Abschluß des Friedens die ganze Provinz Aserbeidschan räumten, wurde ein Waffenstillstand bewilligt. Bald darauf hatte Abbas Mirza eine Zusammenkunft mit General Paskewitsch; am 10 November wurden die Friedensunterhandlungen, auf den Grund der bereits vom Kaimakan abgeschlossenen Präliminarien, eröffnet, und zwei Tage darauf ward der definitive Friedenstractat entworfen.

Rußland von dem Ausbruch einer verhängnißvollen Krisis in Europa bedroht, machte mäßigere Forderungen, als Persien vielleicht unter andern Umständen zu erwarten gehabt hätte. Die Abtretung der Khanate Eriwan und Nakhschiwan und eine Geldentschädigung für die Verluste der russischen Unterthanen in Georgien und die vom Staate aufgewandten Kriegskosten waren Bedingungen, die bereits bei Eröffnung des ersten Feldzuges, als die russischen Heere noch kaum das persische Gebiet betreten hatten, gesetzt worden waren, und außer allem Verhältniß zu den seitdem erfochtenen Vortheilen standen.

Um so mehr mußte es den russischen Feldherrn, so wie Abbas Mirza selbst überraschen, als der Schah, anfangs bereitwillig, sich den härtesten Forderungen zu unterwerfen, jetzt plötzlich Schwierigkeiten machte, einen so günstigen Tractat zu ratificiren. Er verlangte, daß die Russen ohne Verzug die Provinz Aserbeidschan räumen, und sich auf das linke Ufer des Arras zurückziehen sollten; widrigenfalls müsse er die Unterhandlungen als abgebrochen betrachten.

*) Hiezu eine Karte von Armenien und Georgien mit den neuesten Grenzbestimmungen des Friedens von Turkmantschai, den 21 Febr. 1828.

**) Macdonald Kinneir, Memoir on Persia. p. 325.

***) Macdonald Kinneir p. 151.

*) Vergl. Ausland, Nro. 113 — 121.

Welche Beweggründe den Schah zu diesem verderblichen Entschluß bestimmten, ist unbekannt geblieben; das russische Cabinet fand die Schuld in den Aufreizungen türkischer Emissäre, welche Persien Unterstützung zugesagt hätten. Doch scheint es nicht nothwendig, außer dem Geiz, der herrschenden Leidenschaft des Schah, welche durch die an Rußland zu zahlende Entschädigungssumme auf das schmerzlichste berührt werden mußte, noch andere Ursachen aufzusuchen.

Die Antwort des russischen Feldherrn war unmittelbare Erneuerung der Feindseligkeiten. Die Städte Khoi und Salmas, diese hauptsächlich von nestorianischen Christen bewohnt, jene durch ihren ausgebreiteten Handel berühmt, eine der schönsten Städte Persiens in einer weiten fruchtbaren Ebene, waren bereits in Folge des Waffenstillstandes besetzt worden; jetzt fielen auch die festen Plätze Urumia, der Sage nach Zoroasters Geburtsort, in einer Ebene gelegen, aber durch starke Mauern und tiefe Wassergräben vertheidigt, und Ardebil, eine fast unersteigliche Bergfeste, am Eingang der berühmten Ebene Mogam, in welcher, ihrer fruchtbaren Waiden wegen, die meisten orientalischen Eroberer ihr Lager aufschlugen, obgleich Pompejus der Große hier einst durch eine ungeheure Menge von Schlangen zurückgehalten worden seyn soll, und die Russen diese noch jetzt eben so gefährlich gefunden haben wollen *). Das Hauptquartier sollte von Tauris nach Mianeh verlegt werden, und schon sprach man von dem Marsche auf Kaswien und Teheran.

Der Schah erkannte jetzt die Hoffnungslosigkeit seiner Lage; er beeilte sich, neue Friedensanträge zu machen, und erklärte sich bereit, alle Bedingungen des Tractats zu vollziehen. Dieser wurde hierauf, da Rußland in seinem gemäßigten Systeme beharrte, auf den Grund der ursprünglichen Präliminarien, zu Turkmantschai bei Mianeh abgeschlossen, und von Abbas Mirza, am 21 Febr. dieses Jahres, im Namen des Schah unterzeichnet.

Die Gebietsvergrößerung, welche Rußland durch diesen Frieden erlangte, obgleich auch an und für sich keineswegs unbeträchtlich, da die eroberten Provinzen an Umfang ungefähr dem Königreiche Würtemberg gleichkommen, und selbst in ihrer gegenwärtigen Verwüstung eine Bevölkerung von 200,000 Seelen zählen, ist es indessen so wenig, als — wie zwar das Manifest des Petersburger Cabinets sich ausspricht — die Sicherstellung der Grenzen von Georgien und den übrigen südcaucasischen Provinzen des Reiches, was wir als die wichtigste Folge des Friedens von Turkmantschai betrachten; sondern die gebieterische Stellung, die Rußland durch denselben gegen den ganzen Orient einzunehmen droht.

Die neue Grenzlinie, wie sie der Frieden von Turkmantschai bestimmt, geht von dem Gipfel des kleinen Ararats, längs dem Bette des hintern Karassu, der auf diesem Berge entspringt, bis zu dem Puncte, wo derselbe in den Arras fällt, der Stadt Scherur gegenüber, folgt darauf dem Laufe dieses Flusses bis in die Gegend von Abbas Abad, (auf dem linken Ufer des Arras) wo die nächste Umgebung der Festung auf dem rechten Ufer noch an Rußland kommt; von dort folgt sie wieder dem Laufe des Arras bis zu der Furth Jedibuluk, wo sie das Bett desselben verläßt, und die Ebene Mogam durchschneidet, bis zu einem Puncte am Bulgaru Fluß, unterhalb der Vereinigung des Starakamüsch und Ordinabasar; darauf bis zur Vereinigung dieser beiden Flüsse folgt sie dem Bulgaru, von jener Vereinigung an dem Ordinabasar bis zu der Quelle desselben. Von dort an geht sie über die Gipfel der Berge Dschikoir, Kamarkaja und Kloputi längs der Wasserscheide zwischen dem caspischen Meere und dem Flußgebiet des Sambur (eines Nebenflusses des Arras) bis zu der Quelle des Astaraflusses, den sie darauf bis zu seiner Mündung in das caspische Meer begleitet. *)

So bestimmt diese Grenzlinie auf der Landkarte und dem Papier sich ausnimmt, so wenig ist sie es in der Natur. Nachdem die russischen Heere den Kaukasus überschritten hatten, war es nicht der Kur, welcher die tiefliegenden Ebenen Georgiens durchströmt, der ihrem weiteren Fortschreiten Schranken setzte, sondern die hohen, den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckten Berge im Süden desselben, worin die Pässe liegen, durch die man aus dem Tiefland in das Hochland hinaufsteigen muß, welches einst unter dem Namen Armenien als ein mächtiges selbstständiges Königreich blühte. Diese Gebirge, die der Friede von Gulistan zur Grenze zwischen Rußland und Persien machte, sind jetzt überschritten, und Rußland hat durch den Besitz derselben festen Fuß gefaßt in dem großen Plateau, welches, 7000 Schuh über dem Spiegel des Meeres erhaben, mit seinen unermeßlichen baumlosen Hochflächen von dem Kurdengebirge des Taurus bis zu den Gebirgen, welche die Südküste des schwarzen Meeres umsäumen, und von den übereinander emporsteigenden Terrassen von Khoi und Karah-ainah bis zu dem Passe Mamakhotun — der Terrasse von Karaja — reicht und die Quellen des Kur und des Arras, so wie die des Euphrat und des Tigris in sich schließt. Die ursprünglichen Bewohner dieses Hochlandes, die Armenier, jetzt in dem Besitze des Bodens fast überall durch türkische Stämme verdrängt, sind ein thätiges, seit den älte-

*) Man sollte meinen, daß die Erzählungen von diesen Schlangen von den nomadischen Stämmen erdichtet worden seyen, welche die üppigen Waiden der Ebene gern allein benutzt hätten. Doch führen Gamba und Malcolm Kinneir einstimmig als Thatsache an, daß gewisse Striche der Ebene noch jetzt durch diese Thiere unzugänglich gemacht würden. Die Perser sagen, das Gras in Mogam sey so hoch, daß es einen Mann zu Pferde bedecke und eine ganze Armee, die hier ihr Lager habe, sich darin verbergen könne. Die Schlangen, die von bedeutender Länge seyen, sollen sich aus dem Grase erheben, wie Fische aus der See. Man hört ihr Zischen weit in der Ferne, und sie fallen Alles an, was sich ihnen nähert. Kinneir p. 153. Gamba. Voyage. T. II.

*) Siehe die Karte, auf welcher diese Grenzlinie nach einer gefälligen Mittheilung des Hrn. Berghaus in Berlin bezeichnet ist.



sten Zeiten zum Christenthum bekehrtes Volk, das, durch die Lage seines Landes begünstigt, die ausgedehntesten Handelsverbindungen mit allen Theilen des Orients unterhält; aus ihrer gegenwärtigen Unterdrückung emporgehoben, würden sie den Kern der gesammten christlichen Bevölkerung des Orients bilden und durch die Vereinigung derselben dem Islam in dem Mittelpuncte seiner Macht ein Gegengewicht entgegensetzen, welches zugleich die Herrschaft des türkischen Halbmondes und der persischen Sonne bedrohte.

Die wichtigsten Provinzen des türkischen Reiches in Asien, so wie ganz Persien liegen vor dem Besitzer der armenischen Hochlande vertheidigungslos offen; und wie tief dieß das Petersburger Cabinet gefühlt hat, als es von Persien die Abtretung jener armenischen Provinzen verlangte, die einst Schah Abbas der Große dem türkischen Reiche entriß, beweißt schon der stolze Name, den es seiner Erwerbung beilegte. Die Urkunde, wodurch das russische Gouvernement die Khanate Eriwan und Nakhschiwan unter dem Namen Armenien zu einer von Georgien abgesonderten Provinz vereinigte, kann einst, als der Anfangspunct einer neuen Aera in der Geschichte des Orients angesehen werden. Eine noch immer zahlreiche, einst mächtige, jetzt in allen Ländern der Erde zerstreute Nation hat durch die Wiederbelebung des lang vergessenen Namens ihres Vaterlandes einen Mittelpunct und eine politische Bedeutung gewonnen, die zu unberechenbaren Erfolgen führen muß. „Armenien!“ wird das Feldgeschrei seyn, wenn die russischen Legionen, die Eriwan nahmen, nachdem sie Bajasid und Kars erstürmt haben, gegen Arzerum heranziehen: Armenien wird das Reich heißen, welches Rußland einst auf den Trümmern des Islam in Vorderasien gründen wird.

Ueber die Angelegenheiten des Orients.

(Schluß.)

Man begreift, daß England gegen einen Feind, der es auf so vielen Punkten bedroht, Alliirte zu werben sucht. Oesterreich gibt ihm, wie wir gezeigt haben, keine große Sicherheit für die Zukunft. Preußen kann es auch vortheilhaft finden, seine unsichere Stellung zu ändern, und es müde seyn, sich lang und schmal auszustrecken, gleich einem Bande, das vom Niemen bis zu den Grenzen Frankreichs flattert. Der Rest von Sachsen (?), einige Abtretungen in Polen, selbst die Einverleibung Hannovers, das schon früher ein Gegenstand seiner Wünsche war, können es vermögen, die Entwürfe einer Macht zu begünstigen, an die es bereits durch die Erinnerungen naher Vergangenheit und durch Familienbande geknüpft ist. Es bleibt also nur Frankreich übrig. Welches Interesse aber hätte Frankreich, England in diesem Kampfe zu unterstützen, wenn er zum Ausbruch kommen sollte? Was würde man ihm als Entschädigung der Kriegskosten anbieten? Wird England einwilligen, daß die uns von Preußen abgenommenen Provinzen aufs Neue mit uns vereinigt werden? Wird es uns Candia, einige Colonial-Niederlassungen auf den Küsten Afrikas anbieten? Wird es uns Isle de France und unsere ehemaligen Besitzungen auf dem Festlande von Ostindien zurückgeben? Wird es zulassen, daß Spanien, um sich seiner Schulden zu entledigen, uns Porto-Rico, Cuba oder die Philippinen abtrete? Nein, es wird uns Alles verweigern. Wir werden uns für die Ehre schlagen, ihm nützlich zu seyn, und wir werden aus dem Kampfe treten, ohne ein anderes Resultat, als daß wir unsere Todten auf dem Schlachtfelde lassen, und unsere Wunden nach Hause tragen.

Vielleicht wird man uns entgegen halten, wir sehen nur Eine Seite der Frage: Europa sey nicht weniger bedroht als England, und nach diesem Kriege würde Rußland ein so übermächtiger Koloß werden, daß Nichts mehr ihm zu widerstehen vermöchte. Untersuchen wir diese Frage; sehen wir, ob nach Vertreibung der Türken Rußland stärker, furchtbarer seyn wird, als es diesen Augenblick ist. Entweder würde es, eine Linie von Widdin bis an den Golf von Salonichi ziehend, seinen ungeheuern Staaten diese Eroberungen einverleiben, oder es würde ein unabhängiges Königreich aus denselben machen. Im erstern Falle wären die Ausdehnung des Gebiets, das Wiederaufbauen des in Trümmer Zerfallenen, die Unterhaltung der Garnisonen, so wie des Kriegs in Anatolien und auf den Küsten Klein-Asiens in der That ein Grund der Schwächung für Rußland, und ein Grund der Ruhe für Europa. Alsdann könnte auch die Hauptstadt, deren Lage einen so großen Einfluß auf die Schicksale eines Staates hat, nicht mehr in St. Petersburg bleiben, sondern müßte nach Moskau verlegt werden, und so würde man freier athmen in Stockholm, in Berlin und Wien.

Wenn aber, was wahrscheinlicher ist, weil es mehr in seinem Interesse liegt, Rußland an den Ufern der Donau stehen bleibt, und ein unabhängiges Königreich gründet, während es sich begnügt, den ganzen Umfang des schwarzen Meeres einzunehmen, und sich eine freie Durchfahrt durch den Bosporos und die Dardanellen zu sichern, so würde dieser neue Staat eine getrennte Existenz, bestimmte, eigenthümliche Interessen erhalten, und mit ein Gewicht legen in die von den Diplomaten äquilibrirte Wagschale Europas; doch würde es lange einen mächtigen Protector brauchen, und würde für seine Alliirten mehr eine Last als ein Hebel der Thätigkeit und der Kraft seyn. Wenig liegt daran, ob ein russischer, französischer oder griechischer Prinz auf den Thron gesetzt werde. Die Bande der Verwandtschaft fesseln die Souveräne nie für lange Zeit. Philipp V erklärte dem Regenten den Krieg; in Neapel, in Madrid hört man mehr auf Englands als auf Frankreichs Stimme.

Welche Stellung nun hat Frankreich in diesem bedeutungsschweren Momente einzunehmen? Es muß eine selbstständige Politik haben; es darf sich nicht feig und träg am Schlepptau nachziehen lassen von einer Macht, deren Bahn zu folgen für uns kein Interesse hat; es muß geradezu erklären, daß es beim Ausbruch des Kriegs im Orient neutral bleibe, nicht in jener Art der Neutralität,

die nur ein verstecktes Zugeständniß der Schwäche ist, eine Unmacht zu handeln, eine furchtsame Resignation auf eine Stellung, die den Sieg beherrschen würde, sondern in jener bewaffneten Neutralität, welche die Stärke in der Ruhe ist, die dem Unterdrückten eine Hülfe verspricht, übertriebene Ansprüche in Schranken hält, den Ereignissen gebietet, und die einer Nation geziemt, die vor kurzem noch allgefürchtet war und in ihrem Schooß noch dieselben Elemente der Macht und des Ruhmes trägt. Zu diesem Zweck hat Frankreich eine Armee nöthig, die im Einklang steht mit seinen Institutionen und der von ihm erreichten Stufe der Civilisation; eine Armee die nur den Fremden, nie seinen Freiheiten droht; die, gestützt auf eine imposante, wahrhaft nationale Reserve, ihm ein sicheres Mittel bietet, Erfolge zu benützen, und die Bürgschaft, nicht von dem ersten Unfalle überwältigt zu werden.

Ich habe mich nicht über die griechische Frage ausgedehnt, weil diese Frage den Cabineten gegenüber eigentlich noch gar nicht existirt, wenigstens nicht in England, das durch den Vertrag vom 6 Juli nichts suchte, als den Marsch der Russen aufzuhalten. Würde sonst das Cabinet von St. James, gleich den Krämern der City, den Ruhm von Navarin von sich gewiesen haben? Würden sonst die neun oder zehn theuer bezahlten Dampfschiffe in der Themse verfaulen? Wozu nützt aber doch seine Intervention? Daß eine einzige der großen Mächte es gut meint, daß sie Ibrahim den Befehl eröffnet, Griechenland zu verlassen, und daß so der neue Attila, jeder Hoffnung auf Hülfe zum Unterhalt seiner Barbarenhorden beraubt, diese heilige Erde verläßt, die er zur Wüste und zum Todesacker umwandelte. Sollten sich die Türken widersetzen, so ist die Durchfahrt durch die Dardanellen 1828 nicht schwerer zu erzwingen als 1807, und Frankreich hat erprobt, daß es seine Dukworths hat.

Clappertons Tod.

Die neueste Literary Gazette sagt: So gering die Hoffnungen waren, die man für Capitän Clappertons Leben haben konnte, so schmerzlich ist es doch jetzt für uns, verkünden zu müssen, daß kein Zweifel mehr über das Schicksal dieses unternehmenden Reisenden obwalten kann. Sein Diener kam vor wenigen Tagen in Portsmouth an, und bestätigt, daß Clapperton am 13 April 1827 zu Sackatu starb, wo er fünf Monate lang zurückgehalten worden war, indem ihm der Sultan Bello von Sackatu, wegen eines mit Bornu ausgebrochenen Krieges, nicht erlaubte, weiter vorzudringen. Er wartete hier, stets in der Hoffnung, die Erlaubniß zu erhalten, nach Timbucktu zu gehen, und lebte indessen in einer kleinen, runden Lehmhütte, welche dem in der Nähe wohnenden Bruder des Sultans gehörte. Er ward von der rothen Ruhr befallen, und magerte zuletzt schnell sehr ab. Zwei Tage vor seinem Tode forderte er seinen Diener auf, ihm den Bart abzunehmen, da er zu schwach war, um aufrecht sitzen zu können. Als er fertig war, forderte er einen Spiegel, und äußerte, er fühle sich besser, und werde die Krankheit gewiß überstehen. Den Morgen als er starb bekam er schweren Athem, wurde unruhig, und verschied kurze Zeit darauf in den Armen seines Dieners. Er ward in einem kleinen Dorfe, Jungali, fünf engl. Meilen südöstlich von Sackatu begraben, und von seinem Diener so wie von fünf Sklaven zur letzten Ruhe geleitet. Den Leichnam trug ein Kameel, und die Begräbnißstätte ward durch ein kleines viereckiges Lehmhaus bezeichnet, das sein Diener aufrichtete, der dann von dem Sultan die Erlaubniß erhielt, nach seiner Heimath zurückzukehren. Er reiste daher nach Badagry, wozu er sieben Monate brauchte, ward an der Küste von Major Laing aufgenommen, und im Januar 1828 von ihm auf die Londoner Handelsbrigg Maria gebracht. Er behauptete, er sey während seines Aufenthalts in Badagry in Lebensgefahr gewesen, indem die Portugiesen die Eingebornen gegen ihn aufgehetzt, und diese dann versucht hätten, ihm unter dem Trinken Gift beizubringen. Während seiner Reise nach Badagry habe er vier Pferde und zwei Esel verloren, theils wegen der brennenden Sonnenhitze, theils weil die Bäche und Flüsse durch die Regen sehr angeschwollen waren.

Er bestätigt die Erzählung, daß Mungo Park sein Leben an einem Felsenriff verlor, welches von der Insel Busa oder Bussa in den Niger ausläuft. Park gerieth auf das Riff, und konnte sich nicht mehr davon los machen. Als die Eingebornen ihn sahen, kamen sie herbei und feuerten auf ihn und seine Begleitung. Drei schwarze Sklaven und zwei weiße Gefährten stürzten sich in den Fluß und ertranken. Clappertons Diener behauptet, daß Park's Sohn fünf Tagereisen von Accra, im letzten Januar starb.

Opium-Consumption in China.

Es ist merkwürdig, daß während die Gesetze von China die Einführung des Opiums auf das strengste und unter den härtesten Strafen verbieten, — indem die Cargos der Schiffe, welche es bringen, confiscirt, die Personen, welche bei dem Einschmuggeln betheiligt sind, schweren Geldbußen und körperlichen Strafen unterworfen und selbst die Häuser, in denen man es findet, den Flammen übergeben werden — die Consumption des Opiums fortdauert und die Quantität, *die in China eingeführt wird, beinahe unveränderlich dieselbe bleibt.* Wie groß die Gefahr sey, Opium in das Innere zu führen, geht aus der Thatsache hervor, daß eine Kiste, die zu Canton 800 Dollars kostet, in Peking 8000 Dollars werth ist. Selbst der Gebrauch davon ist verboten, so daß es ein sehr gefährlicher Genuß ist, da die, welche sich desselben bedienen, leicht an den Wirkungen, die es hervorbringt, erkannt werden. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß das Opium in diesem Lande hauptsächlich zum Rauchen gebraucht wird, indem man es nämlich in den Tabak mischt. Zu diesem Zweck wird das bengalische Opium seines feinen Duftes wegen allem andern vorgezogen. Wenn man dagegen Opium zum Kauen verlangt, und seine berauschende Eigenschaft mehr berücksichtigt wird, als der Duft, so wird das Opium von Malwa dem Bengalischen vorgezogen, weil es reicher an narcotischen Elementen ist. Daher wird dieses besonders auf den Inseln des Orients (Java, Sumatra ꝛc.) gesucht. Das Malwa-Opium hat indeß neuerer Zeit auch in Canton Eingang gefunden, während die Nachfrage nach dem von Patna und Benares, so wie dem bengalischen und türkischen abgenommen hat. Dieß deutet an, daß der zerstörende Gebrauch, das Opium zu kauen, auch in China um sich zu greifen anfängt. So können Handelsberichte einen Commentar über die Moral eines Landes geben.

Asiatic Journal.

Der asiatische Elephant.

Cuvier sagt, der asiatische Elephant sey 15 oder 16 Fuß hoch. Dieß scheint ein grober Irrthum; da die Elephanten in Indien selten oder nie mehr als eine Höhe von 11 Fuß erreichen.

Asiatic Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 140. 19 Mai 1828.

Die Belagerung von Bhurtpur. *)

Seit der Begründung der brittischen Herrschaft in Indien sind wenig Perioden gefahrvoller für dieselbe gewesen, als die zwischen den Jahren 1822 und 1826. Mit den beiden mächtigsten Nachbarn der Britten — mit dem König von Ava auf der einen und mit dem Radschah von Bhurtpur auf der andern Seite — waren Streitigkeiten ausgebrochen, die mit einer Heftigkeit geführt wurden, welche von Anfang an keine andere Entscheidung erwarten ließ, als die durch das Glück der Waffen; von dem Ausgang dieses Kampfes hing die Fortdauer, oder die völlige Auflösung des brittischen Reiches in Indien ab. Die Herrschaft der englisch-ostindischen Compagnie beruht mehr als vielleicht irgend eine andere in der Welt, auf der Macht der Meinung. Die Engländer behaupten sich in Indien, unter einem Volke, in Sitten, Gewohnheiten, Sprache, Religion, kurz in allem, was die Bande der Gesellschaft knüpft, verschieden von ihnen, nur durch den Glauben, daß sie im Kriege unüberwindlich seyen. Sie werden nicht geliebt und selbst nicht einmal geachtet, aber sie werden gefürchtet. Und wenn die Hindu nicht beständig in Aufstände und Empörungen ausbrechen, so ist der Grund davon hauptsächlich in ihrer ausnehmenden Geduld zu suchen; nächstdem darin, daß sie keinen äußeren Stützpunct haben, an welchen sie sich anlehnen könnten. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit hatten indessen die Feinde keine Bemühungen gespart, durch ihre Kundschafter das Land in Unruhe zu versetzen. Es ist bekannt, daß in dem brittischen Gebiet eine ausgedehnte Verschwörung entdeckt wurde, welche bei dem ersten Unfall der englischen Armee im Felde wirksam zu werden anfangen sollte. Welche Folgen ein solches Ereigniß gehabt hätte, wäre schwer zu bestimmen; aber außer allem Zweifel ist es, daß dieß Feuer, wenn es einmal ausgebrochen wäre, weit und breit um sich gegriffen haben würde, und daß die Behauptung von Indien, wenn es den Engländern geblieben wäre, ihnen jetzt mehr Blut und Gold gekostet haben würde, als während des ganzen Laufes seiner Eroberung.

Von den Verhältnissen, welche zu dem Bruch mit den Burmanen führten, und von dem Verlauf der Begebenheiten, welche darauf folgten, haben wir in diesen Blättern bereits bei Gelegenheit des unterhaltenden Werkes von Major Snodgraß über diesen Krieg gesprochen. Ueber die Belagerung von Bhurtpur ist bisher, außer den trockenen und nicht einmal verständlichen Zeitungsnachrichten nur wenig bekannt geworden; wir glauben daher, daß ein kurzer Bericht über dieselbe und über die Umstände, welche die Feindseligkeiten veranlaßten, unsern Lesern nicht unwillkommen seyn werde.

Im Jahr 1805, kurz nachdem die Engländer unter Lord Lake einen fehlgeschlagenen Versuch gemacht hatten, sich dieser wichtigen Festung zu bemeistern, hatte der Radschah von Bhurtpur, Bulder Singh, einen Freundschaftstractat mit der ostindischen Compagnie geschlossen, der allmälig zu einem Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniß führte, wodurch der Radschah in eine wahre Abhängigkeit von der englischen Regierung gesetzt wurde. Aber zugleich war dem Radschah wohl bewußt, daß eine zahlreiche Partei unter seinen Unterthanen, seinen Neffen Durdschun Sal an ihrer Spitze, die bitterste Feindschaft gegen die Engländer hegte. Eben so war es ihm bekannt, daß sein Neffe die ehrsüchtigsten Plane nähre, und daß, sofern nicht bei Zeiten seinem Sohne der ruhige Besitz seines Thrones garantirt würde, sein Tod wahrscheinlich einen Wechsel der Dynastie zur Folge haben würde. Unter diesen Umständen beeilte sich der Fürst, der bereits bejahrt war, seinen Sohn Bulwent Singh zu seinem Nachfolger zu erklären; und erhielt für ihn von der Compagnie das Ehrenkleid, das sie — nach orientalischer Sitte — den einheimischen Fürsten zum Zeichen ihrer Anerkennung und ihres Schutzes zu senden pflegt. Dennoch hatte der alte Radschah sich kaum zu seinen Vätern versammelt, als das so sehr von ihm gefürchtete Ereigniß eintrat. Bulwent Singh wurde eben so schnell des Thrones entsetzt, als er ihn bestiegen hatte. Durdschun Sal, der Usurpator, hatte bereits bei Lebzeiten seines Oheims eine starke Partei in der Armee gehabt; nach dem Tode desselben stellte er sich offen an ihre Spitze, nahm Besitz von dem Palaste und vertrieb den jungen Prinzen, der sich in die Arme der Engländer warf und ihren Schutz ansprach.

Umsonst versuchten diese den Weg der Vorstellungen und Unterhandlungen, um ihren Schützling in seinen Rechten zu behaupten. Eine Sache aufzugeben, die sie einmal zu der ihrigen gemacht hatten, würde das Ansehen der brittischen Regierung in ganz Indien vernichtet haben: der Krieg mit dem Usurpator konnte daher nicht vermieden werden. Das Vertrauen der Eingebornen auf die uneinnehmbare Lage von Bhurtpur, so wie die große Wirkung,

*) Blackwood's Edinburgh Magazine, April 1828.

welche die Unterwerfung dieses Platzes auf die ganze Halbinsel haben würde, war wohl bekannt, und es wurde daher eine Armee zu diesem Unternehmen bestimmt, wie sie Indien selten in seinen Kriegen gesehen hatte. Sechs und zwanzigtausend fünfhundert Mann, größtentheils europäische Truppen, mit zweihundert Stücken Geschütz von allen Kalibern, wurden von dem Generalgouverneur, Lord Combermere, in Person ins Feld geführt. Aber dennoch ist es ungewiß, ob diese Macht ihren Zweck nicht verfehlt haben würde, wenn die Maßregeln ihres Anführers nicht so schnell gewesen wären, daß die wichtigsten der Vertheidigungsanstalten, welche den Feinden zu Gebot standen, dadurch unnütz gemacht wurden.

Die Stadt Bhurtpur liegt in einer Ebene, aber mitten in einem unermeßlichen Walde, welcher sich bis zum Jahre 1824 bis auf das Glacis hinauf erstreckte. Gegenwärtig war indessen ein bedeutender Theil desselben niedergeschlagen worden, um auf allen Seiten einen offenen Raum von fünf bis sechshundert Schritt zwischen dem Graben und dem Walde zu gewinnen. Die Festungswerke bestehen in einem einfachen Wall mit niedern Courtinen und Bastionen, die ohne Ausnahme rund und daher den Wirkungen einer Breschebatterie mehr ausgesetzt sind, als bei einer den Regeln der Fortificationskunst entsprechenden Form der Fall wäre; hauptsächlich aber in einem Graben oder Canal von außerordentlicher Weite und Tiefe, der durch einen in der Nähe gelegenen See mit Wasser gefüllt werden kann und dann den Belagerern jeden Zugang zu der Stadt selbst abschneidet. Dieser wird durch eine Citadelle, auf der Nordseite des Platzes beherrscht, die, von einem besonderen Graben und besonderen Werken umgeben, auch nach der Einnahme des letzteren noch behauptet werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Nubien.

Sclavenhandel. Eunuchen. Krokodile und Flußpferde, wie sie gefangen werden. Ein Blick auf die amerikanischen Saurier.

(Fortsetzung.)

Sehr bedeutend ist der Handel mit Sclaven. Es werden deren jährlich vielleicht vier Tausend in Schendy verkauft*). Man bringt sie aus Habesch, Sennâr und aus mehreren Theilen des östlichen Sudan. Die abessynischen, die für die gescheidesten und fähigsten gelten, sind die gesuchtesten; auf zweiter Stufe folgen die Nuba-Neger; weniger gelehrig sind die von Kurdofân und Dârfur; die von Fertit sollen wilde Bestien seyn. In letzterem Land, welches gegen die Quellen des weißen Flusses hin liegt, sind es die Eltern selbst, welche ihre Kinder verkaufen, um sich Dura zu verschaffen.

Ehe die Sclaven auf den Markt kommen, werden sie sorgfältig geputzt und vom Kopf bis zu den Füßen mit Fett eingeschmiert. Dann müssen sie aber, wie die Thiere, die zum Verkauf ausgestellt sind, oft Tage lang den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, auf bloßer Erde sitzend, des Käufers harren. Uebrigens liegt es im Interesse der Sclavenhändler, daß sie die Unglücklichen gut behandeln, wofür ihnen diese, ungeachtet des eigennützigen Grundes ihrer Großmuth, den Namen Abu (Vater) geben.

Das Alter ist der gewöhnliche Maßstab, wornach man den Preis der Menschenwaare schätzt. Mädchen von eilf und unter eilf Jahren nennt man Commasy; Sedasy, die zwischen eilf und fünfzehn: letztere sind die theuersten und kosten achtzehn bis dreißig spanische Piaster; die Balegen, d. h. die über fünfzehn, nur acht bis zwölf. Ist eine Sclavin schon zwischen zwanzig und dreißig, so ist sie eine alte Waare, mit der man sich nicht gerne belastet, die man aber behält, wenn man sie einmal im Dienst hat, und der man sogar, wenn sie weibliche Arbeiten und die Küche versteht, noch einen Werth zuerkennt. Endlich macht auch der Umstand einen Unterschied im Preis, ob der Sclave die Pocken überstanden hat oder nicht: denn, wie man sagt, sterben in Dârfur ein Fünftel von ihnen an dieser Krankheit. Immer aber werden männliche Sclaven um 30 pro cent wohlfeiler bezahlt als weibliche.

Die Sclaven wandern lange Zeit von einer Hand in die andere, und oft hat einer acht oder zehn Herrn gehabt, ehe ihm eine bleibende Bestimmung zu Theil wird. Während sie so hin und her verhandelt werden, und auf dem Transport, wo beide Geschlechter nicht immer abgesondert werden können, überlassen sie sich ohne Scham und Zurückhaltung, mit der ganzen Heftigkeit des afrikanischen Temperaments, allen Ausschweifungen der Wollust, so daß, bis sie nach Okal Gellab, dem Ort der großen Sclavenniederlage in Kairo, kommen, keine Negerin mehr rein ist. Hier wird jede dann auf die Probe verkauft, und es gibt, wie beim Viehhandel, gewisse unsichtbare Fehler, für die der Verkäufer gut stehen muß: z. B. wenn eine die Gewohnheit hat, des Nachts zu schnarchen, mit den Zähnen zu knirschen u. s. w.

Wenn ein Türke einen Sclaven kauft, so läßt er denselben beschneiden und schöpft ihm einen Namen, der so seltsam als möglich ist, weil er besorgt, es möchte ihm, wenn ein anderer Sclave denselben Namen trüge, der seinige streitig gemacht werden können. Man nimmt an, daß sich in Egypten 40,000 Sclaven befinden. Bei der Expedition Ismael Paschas war es, außer dem Goldsuchen, hauptsächlich auf Sclaven abgesehen. Der Sohn des weisen Mehemed ließ förmlich darauf Jagd machen, und hoffte dreißig Tausend heim zu bringen. Allein wie die geträumten Goldberge sich zuletzt in etwas Goldsand verwandelten, so wurden aus dreißig Tausend Sclaven etliche Hundert, von denen mehr als die Hälfte unterwegs vor Kummer und Elend zu Grunde ging.

Verschnittene bekommt man auf den Sclavenmärkten Nubiens selten zu sehen. Egypten ist das eigentliche Vaterland der Eunuchen. Außer einigen wenigen aus

*) Ein Hauptstapelplatz des Sclavenhandels nach Massua und Kairo ist ebenfalls Sauâkin.

dem westlich von Dârfur gelegenen Borgu sind alle aus der großen, zu Tahta bei Syut befindlichen Castriranstalt, wo Kopten und Christen, gegen eine Abgabe an die Regierung, dieses scheußliche Gewerbe treiben. Die Operation wird mit dem Rasirmesser gemacht, und kostet vier bis fünf Thaler. Da sie an Erwachsenen zu gefährlich wäre, so werden gewöhnlich Knaben zwischen acht und zehn Jahren dazu genommen. Ein Sclave, der vorher fünf und zwanzig Piaster kostete, kostet, nachdem er verschnitten ist, bis an hundert. Man kann sich vorstellen, daß die Aussicht auf einen so unmäßigen Gewinn die Zahl der Schlachtopfer vermehrt. Die Harems Kleinasiens brauchen deren jährlich eine große Anzahl. Im Jahr 1812 ließ Mehemed Ali Pascha auf einmal zwei hundert Sclaven entmannen, um damit dem Sultan ein Geschenk zu machen.

Als ich in Schendy unter den Buden umherging, kam ich auch an die Fleischbänke. Ich überzeugte mich bei dieser Gelegenheit, daß hier zu Lande das Krokodilfleisch gegessen wird. Einige Araber in der Nachbarschaft des Katarakts von Gnerri sind es hauptsächlich, welche sich mit dem Krokodilfang beschäftigen. Diese Leute kennen die Gegenden genau, wo die Krokodile sich aufhalten. Hier errichten sie kleine, zwei bis drei Schuh hohe Erdaufwürfe; wenn nun die Thiere, um sich zu sonnen und zu schlafen, an's Land steigen, so suchen sie sich eine heimliche Stelle aus, und, da sie an den flachen Ufern, wo sie am liebsten weilen, nicht leicht eine andere finden als jene Erdaufwürfe, so legen sie sich dahinter. Der Araber, der nun eines in dieser Lage erblickt, nähert sich langsam und geräuschlos auf dem Boden und bohrt ihm in den Rachen oder auf einer Seite des Halses zwischen die Knochen des Kopfes und den Panzer einen Spieß in Form eines Angels, um dessen Schaft ein langes Seil gewickelt ist: so daß, wenn der Stich nicht gleich tödtet und das Ungeheuer noch den Fluß gewinnt, der Harpunierer sein Seil abwindet, und es so lang daran zappeln läßt, bis er es todt an's Ufer ziehen kann.

Wie das Krokodil in einigen Gegenden häufiger, in andern seltener vorkommt, so gibt es auch Gegenden, z. B. Schendy, wo es als sehr gefährlich, andere, z. B. Barbar, wo es als weniger gefährlich betrachtet wird. Von Unglücksfällen weiß man indessen überall genug zu erzählen, und ich kam einmal dazu, als eines gerade einen Soldaten, der in seinem Zelte schlief, am Beine gefaßt und fortgeschleppt hatte. Die Weiber, die beim Wasserschöpfen bis an's Knie in den Fluß gehen, werden oft ein Opfer seiner Gefräßigkeit; dagegen macht es nicht leicht auf Jemand, den es schwimmen sieht, einen Angriff.

Das Weibchen scheint seine Eier zu legen, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Daß wenigstens die Jungen, um auszuschlüpfen, keiner mütterlichen Hülfe bedürfen, davon überzeugte ich mich durch folgende Beobachtung. Eines Tages hörte ich ein Geräusch, wie das Quacken eines Frosches, und entdeckte zu meiner Verwunderung, daß es aus einem Sack herrührte, in welchem ich eine Anzahl Krokodilseier aufbewahrte. Als ich den Sack öffnete, waren schon einige Jungen ganz, andere halb ausgeschlüpft, noch andere eben im Begriff ihre Schale zu durchbrechen. Das Thier lag in sich zusammengekugelt, so daß Kopf und Schwanz unter den Bauch zu liegen kamen, im Ei, und war in eine Art Mutterkuchen gewickelt, der unterhalb des Bauchs vom Nabel ausging: wenn es nun zur Geburt reif ist, so durchfrißt es zuerst das netzförmige Gewebe des Mutterkuchens, drückt hierauf die Schnautze gegen die Schale und macht eine kleine Oeffnung, die sich erweitert, jemehr der Kopf vordringt, der bald durch den Schwanz unterstützt wird, womit es sich am andern Ende des Eies anstemmt. Ein solches Junges ist einen Schuh lang, und mißt, wo es am dicksten ist, vier Zoll, obgleich die Größe des Eies nur drei Zoll im Durchmesser beträgt. Die Vorderfüße, ungefähr zwei Zoll lang, haben fünf Zehen, wovon die erstern mit Klauen, die beiden letztern und zugleich längern ohne Klauen, dagegen aber durch größere Schwimmhäute verbunden sind. Der anfänglich dicke und kurze Leib streckt sich nach der Geburt und wird dadurch bedeutend dünner. Das Auge ist olivenfarbig; ein schwarzer Streif mit weißem Saum geht durch den Augapfel. Ich hatte die Thiere sechs Monate lang, umsonst setzte ich ihnen Fisch, Fleisch und andere Speisen vor. Nach der Behauptung der Einwohner leben sie anfangs blos von schlammiger Thonerde. Wirklich hat auch das Fleisch der ältern Krokodile einen auffallend bittern Schlamm-Geschmack. Das Krokodil des Nils zeigt von Geburt an jenen Charakter der Wildheit, durch welche es sich vor dem Alligator*) auszeichnet: es beißt nach Allem, was es erreichen kann.

---

*) Ueber diesen Unterschied. Essai politique sur l'île de Cuba. Par Alexandre de Humboldt. Par. 1826. Tom. I. S. 344 folg.:

„In den Morästen von Sienega bei Batabano finden sich beide Arten: die eine bezeichnen die Einwohner mit dem Namen Cayman, die andere mit dem Namen, Cocodrilo. Der Cocodrilo, wurde versichert, habe höhere Beine, eine spitzigere Schnauze, und seye behender als der Cayman. Er entferne sich eine Stunde weit vom Rio Cauto und von der sumpfigen Küste Xagua's, um auf die Schweine im Innern der Ländereien Jagd zu machen. Er sey so unverschämt, daß, wenn er sich auf den Schwanz stützen könne, er in die Barken zu klettern suche oder wohl auch einen Menschen zu Pferd verfolge; mancher messe seine fünfzehn Schuh. Dagegen brauche man sich so wenig vor den Caymans in Acht zu nehmen, daß man in Gegenden, wo sie in Schaaren beisammen wohnen, ohne Gefahr unter ihnen bade. Der Name Cocodrilo, den der gefährlichste der Saurier auf der Insel Cuba führt, fährt Humboldt fort, und diese Schilderung von ihm machte mich zweifelhaft, ob die großen Thiere am Orinoko, am Rio Magdalena und auf St. Domingo von derselben Art seyen. Auf dem ganzen Festlande von Südamerika behaupten und wiederholen die Kolonisten, getäuscht durch die übertriebenen Berichte von der Wildheit der Krokodile Egyptens unaufhörlich, es gebe eigentliche Krokodile nur im Nil, während die Zoologen einer Seits in Amerika Caymans oder Alligators (Alligator lucius) mit stumpfer Schnauze und mit Füßen ohne Krallen, und Krokodile mit spitziger Schnauze

In dem obern Nil und im blauen Fluß herrscht das Nilpferd vor. Die Einwohner nennen es Faraß el=Bahr (Flußpferd) oder auch Boger el=bahr (Flußochse) und fürchten es sehr wegen der Verheerungen, die es auf den Durafeldern anrichtet; daß es Menschen angegriffen hätte, hat man kein Beispiel. Es scheint ein Feind des Krokodils zu seyn, und zu dessen Verminderung wesentlich beizutragen; gemein aber hat es mit diesem die Vorliebe für flache Ufergegenden, weil es um frische Luft zu schöpfen, oft an's Land zu gehen pflegt. Seine Farbe ist gewöhnlich schwarz; in der Nähe von Sennâr sah ich jedoch etliche, die falb waren. Es stößt ein Gebrüll aus, das mit dem des Ochsen einige Aehnlichkeit hat, nur daß es abgebrochenere und durchdringendere Töne sind. Man fängt dieses Thier in Netzen, die man ihm bei Nacht legt: denn eine Stelle ober den Ohren und unter den Gelenken ausgenommen, dringt keine Lanze, selbst keine Kugel durch. Aus seiner Haut verfertigt man eine Art Peitschen, Curbaschen genannt, womit einiger Handel getrieben wird.

(Schluß folgt.)

---

und mit Krallenfüßen, and'rer Seits auf dem Continent der alten Welt Krokodile und Gavials zumal anerkennen. Der Crocodilus acutus von St. Domingo, zwischen welchem und dem Krokodile des Orinoko und Magdalena mir bis jetzt kein spezifischer Unterschied bekannt ist, hat eine solche Aehnlichkeit mit dem Krokodil des Nils, daß es einer scrupulösen anatomischen Untersuchung bedurfte, um den Buffon'schen Grundsatz der Vertheilung der Arten zwischen den Tropenländern beider Continente zu retten.

Bei einer zweiten Anwesenheit in Havanna, im Jahr 1804, ließ ich mir aus Batabano ein paar Cocodrilos lebendig schicken. Ich hatte auch Caymans bestellt, aber sie starben unterwegs und ich bekam sie nicht zu Gesicht. Von den Cocodrilos war der älteste vier Fuß, drei Zoll lang. Man hatte Mühe gehabt, sie zu fangen, so stark und wild waren sie. Um sie zu transportiren, mußte man ihnen einen Maulkorb anlegen, und sie auf das Lastthier binden. Wir thaten sie in einen großen Saal und sahen von einem sehr hohen Möbel herab zu, wie sie große Hunde angriffen. Da ich sechs Monate am Orinoko, Rio Apure und Magdalena mitten unter Krokodilen gelebt hatte, so machte es mir Vergnügen, vor meiner Rückkehr nach Europa noch einmal diese außerordentlichen Thiere zu beobachten, die aus der starren Leblosigkeit plötzlich zu den ungestümsten Bewegungen übergehen. Ich fand bei den Cocodrilos von Batabano die Schnauze eben so spitzig als bei denen am Orinoko und Magdalena, im Allgemeinen aber ihre Farbe etwas dunkler, auf dem Rücken schwärzlich grün, unten am Bauch weiß, an den Seiten gefleckt. Ich zählte acht und dreißig Zähne in der obern Kinnlade und dreißig in der untern; von jenen waren der zehnte und neunte, von diesen der erste und der vierte die größten. Der vierte untere griff frei in die obere Kinnlade. Diese Cocodrilos schienen mir ganz identisch mit dem Crocodilus acutus. Freilich das Prädicat, das man ihnen gibt, stimmt nicht ganz mit unsern an den Krokodilen der südamerikanischen Flüsse gemachten Beobachtungen überein; allein es ist gewiß, daß die bissigen Saurier von derselben Art und in demselben Fluß nach der Beschaffenheit der Lokalitäten sanfter und schüchterner oder wilder und muthiger sind.

Ueber die geographische Vertheilung der Krokodile und der Alligators bemerkt schon Dampier (Voyages and Descriptions Tom. II. P. 1. p. 30 und 75): In der Bay von Campêche sah ich blos Alligators; auf der Insel Groß-Caymen gibt es blos Krokodile; auf der Insel Pinos aber und auf der Küste von Cuba Alligators und Krokodile zugleich. Und ich setze hinzu, daß das wahre Krokodil auf denjenigen Antillen unter dem Winde, welche der Terra-firma am nächsten liegen, z. B. auf Trinidad, Margarita und wahrscheinlich auch, trotz des Mangels an süßem Wasser, auf Curaçao zu finden ist.

Mehr, im Süden fand ich es, ohne daß ich zugleich eine von den in Guyana häufigen Alligator-Arten (alligator sclerops und alligator palebrosus) angetroffen hätte, im Reveri, Magdalena, Apure und Orinoko bis zur Mündung des Cassiquiare in den Rio Negro (Br. 2° 2'), also vier hundert Lieues von Batabano. Es wäre interessant, die Grenzen nachzuweisen, innerhalb welcher auf der Ostküste von Mexiko und Guatimala, zwischen dem Mississipi und dem Rio Chagre die verschiedenen Arten bissiger Saurier vorkommen."

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Boston, 25 Merz 1828.

In Charleston, in Süd-Carolina, fand vor kurzem ein in seiner Art gewiß seltner, schmerzlicher Auftritt statt. Der Richter James (juge of court of common plea) wurde von dem Hause der Repräsentanten als dem Trunk ergeben vor dem Senate angeklagt. Der Richter wurde schuldig gefunden, und mußte abgesetzt werden. Der Präsident des Senats wollte dem alten Manne die Erniedrigung ersparen, das Urtheil öffentlich im Hause zu empfangen. Der Richter James aber bestand selbst darauf, und erklärte dann im Senate, daß sein Urtheil gerecht sey nach der Constitution, und daß die Constitution gerecht sey, indem sie diesen Fehler mit solcher Strafe belege. Er habe mit den Vätern der versammelten Senatoren, die ihm nun das Urtheil sprechen, für die Freiheit gefochten, und jene Constitution begründen helfen, die ihn nun gerecht bestrafe, und er wolle seinen Fehler dadurch wenigstens einigermaßen gutmachen, daß er geduldig die Strafe ertrage, obgleich er dadurch in das bitterste Elend versetzt werde, denn er sey jetzt zu alt, um seine Frau und sich ernähren zu können. — Der Richter hatte sein Amt immer treu verwaltet, und sich erst spät dem unglücklichen Trunk ergeben.

Im Hause der Repräsentanten von Neu-Jersey ist eine Bil durchgegangen, den Baretan mit dem Delaware bei Trenton durch einen Canal zu verbinden; kommt dieser zu Stande, so werden New-York und Philadelphia durch Binnenwasser in die engste Verbindung gebracht. Ferner ist in der Repräsentantenkammer von Pennsylvanien die Bill durchgegangen, die eine Eisenbahn-Verbindung des Susquehanna, der sich in die Chesapeak-Bay ergießt, mit dem Ohio erlaubt. Dadurch wird die Transportirung der Producte des fruchtreichen Ohio nach Baltimore sehr erleichtert, und dieses, das den bedeutendsten Mehlhandel nach Peru und Chili hat, zieht den größten Vortheil davon.

Lithographie.

Nach einem Berichte in der neuesten Revue encyclopédique soll die Lithographie in den Ateliers des königlichen Lithographen Jobard in Brüssel und Amsterdam so bedeutende Fortschritte in der Behandlungsart gemacht haben, daß es, namentlich bei geographischen Zeichnungen möglich sey, nicht nur die Kupferstiche zu übertreffen (?), sondern auch eine unbegrenzte Zahl guter Abdrücke zu erhalten, ohne daß die Reinheit und Schärfe der Züge darunter leide.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 141. 20 Mai 1828.

Die neugriechische Poesie.

Von Friedrich Thiersch. *)

Was in dem schönen Epigramme die Weinrebe zu dem gefräßigen Thiere sagt, von dem ihre edlen Sprößlinge benagt werden, das hat Griechenland seit den 3000 Jahren seiner mit Ruhm und Herrlichkeit eben so, wie mit Jammer und Elend beladenen Geschichte noch allen seinen Peinigern und Drängern in Recht und Wahrheit zugerufen:

Nagst du mich auch bis zur Wurzel, doch werd' ich wieder entsprossen,
Wein zu spenden, o Bock, wenn du als Opfer erliegst.

Der ächte, erst seit wenig Jahren den übrigen Völkern bekannt gewordene, Gesang des sich selbst überlassenen Volks, der ohne fremden Antrieb aus ihm hervorhallt, und was in ihm sich regt, ohne andere Zuthat in voller Frische und Lauterkeit ausspricht, dieser ist es, den wir in das Auge fassen, um in ihm das treue Bild des Volkes und seines noch jetzo originalen und lichten Geistes zu entdecken. Obwohl vielgestaltig und auf dem Festland wie auf den Inseln vorhanden, blieb er doch wie das ganze innere Leben des neuen Griechenlands den Fremdlingen bis zum Beginn der großen Bewegung verborgen, und den Griechen selbst, welche der Bildung wegen mit ihnen in Verkehr traten, schien, wie auch bei uns vor Lessing und Herder, was im Munde des Volkes lebte, keiner Beachtung werth: sie werden auch jetzt noch bei der Nachfrage nach nationalen Gesängen meist eher die Lyrika eines Kalbos, die Anakreontika eines Christopulos nennen, als jene Tragudia der Pallikaren, der Schiffer und Hirten, oder die lieblichen Lieder, welche bei Hochzeit und Reigentanz von den Jungfrauen gesungen werden. Am ersten wurden die Engländer, welche zur Zeit, wo ihnen Europa geschlossen war, sich desto häufiger nach Griechenland wendeten, darauf mehr aufmerksam, und Leake liefert in seinen Untersuchungen über Griechenland schätzbare Nachrichten, in denen jedoch die Poesie des Volkes und der Unterrichteten nicht gehörig geschieden sind. Auch Lord Byron, wiewohl er fast nur historische Lieder kannte, zeigt im Anhange zu Childe Harold sich jenen geneigt. Eine vollständige Sammlung wurde zuerst in Deutschland vor etwa zwanzig Jahren durch den Baron Werner von Haxthausen unternommen, die noch jetzt nicht gedruckt ist. Göthe, dem Proben daraus in Uebersetzungen zukamen, erklärte sie für die besten Volkslieder, die ihm bekannt wären; in keinen andern seyen die drei Arten der Poesie, das Erzählende, das Lyrische und Dramatische so schön verbunden. Hierauf hat die große Bewegung der letzten sieben Jahre, welche das Innere von Griechenland den europäischen Völkern aufschloß, auch diese Lieder mehr an das Licht gestellt. Eine und die erste beträchtliche Sammlung, mit welcher Fauriel vor drei Jahren dem deutschen Mitarbeiter zuvorkam, ist seitdem durch andere schätzbare Nachträge vermehrt worden, *) so daß für ein Urtheil über diese nun aufgeschlossene Gattung von Poesie die Urkunden in hinlänglicher Anzahl vorliegen.

Die Sprache dieser Gesänge, neu-griechisch oder romaisch genannt, ist nicht durch eine gewaltsame Katastrophe, sondern durch allmälige Wandelung des Redegebrauches aus der alten hervorgegangen. Wenn sie bis zum zwölften Jahrhunderte nicht geschrieben ward, so geschah es, weil die Atticisten dem alten Griechisch im Schriftgebrauch ein über sein Leben hinausreichendes künstliches Daseyn zu bewahren gewußt hatten, wie im Abendlande die Latinisten dem Latein, bis Bocaccio und Dante kamen, um dem Volk das Recht, seine Sprache statt der ausgestorbenen in Schriften zu gebrauchen, gegen die Vorurtheile der Gelehrten geltend zu machen. Es kommt demnach die Sprache der Neugriechen neben der alten nicht als eine neue zu betrachten, wie Italienisch neben Latein, sondern sie ist die Sprache ihrer Vorfahren mit ihren Formen und Fügungen, nur, wie das Volk, in sich verarmt, und im Gebrauch umgewandelt, wie es allen Sprachen, der alt-griechischen nicht am wenigsten, begegnet ist; doch zwischen den neuesten Liedern und den alt-attischen ist der Unterschied in sprachlicher Hinsicht nicht größer, als zwischen diesen und den alt-epischen Gesängen, und wenn nicht wenige Formen neu geworden, so ist dagegen manches in den Schriftgebrauch eingetreten, was nach

*) Auszug aus dessen Vorlesung, gehalten in der Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zu München am 28 März 1828.

*) Besonders in den drei Bänden der Eunomia von Iken und Kind. Das französische Werk hat den Titel: Chants populaires de la Grèce moderne. Recueillis et publiés, avec une traduction française, des éclaircissemens et des notes. Par C. Fauriel. Tom. I. Chants historiques. Tom. II. Chants historiques, romanesques et domestiques. Paris 1824 und 1825.

sicherer Analogie auf das fernste Alter des Aeolischen und Dorischen zurückweist, so daß in dieser Hinsicht diese neuesten Erzeugnisse eines ewig jungen Geistes auf seltsame Weise mit seinen ältesten zusammenstehen.

Wie aber Sprache, so ist auch die rhythmische Form alt-überliefert, mit Veränderungen, die nicht in das Wesen gehen.

Allerdings ist die auch der neuesten Forschung noch unerklärliche Verbindung zwischen Rhythmus und Betonung bei den Alten im Neu-griechischen aufgehoben; über die Messung entscheidet, wie in den romanischen Sprachen, der Accent, und über das Metrum fast allein die Anzahl der Sylben; doch ist die strenge Messung der Sylben zum Behuf der Verse dem Alt-griechischen ursprünglich so wenig eigen gewesen, wie dem Alt-lateinischen, und noch die homerischen Formen sind voll von Widersprüchen gegen das späte Gesetz, das mit der größeren Feinheit der Tonkunst entstand und aufhörte. Wann der neue Gebrauch aufgekommen, ist mit Bestimmtheit nicht nachzuweisen. Auch des vortrefflichen Santenius erst vor drei Jahren durch Herrn von Lennep bekannt gewordene Untersuchungen hierüber zum Terentianus Maurus *) bringen diesen Punct nicht zur Entscheidung. Vielleicht aus dem sechsten Jahrhunderte sind die allein nach der Sylbenzahl gemessenen Hexameter, welche Montfaucon in der Paläographie anführt. **) Von jambischen sind die ältesten, welche Zeitangabe zulassen, dem fünfzehnsylbigen Tetrametron entsprechend, und gleich ihm mit dem Einschnitt nach der achten Sylbe, von Psaltes, um 1050 nach Chr., der eine Umschreibung des hohen Liedes in ihnen lieferte, oder, wie er es ausdrückt, in schlichteren und wie vom Wagen geworfenen Redeweisen

Ἐν ἁπλουστέραις λέξεσι καὶ κατημαξευμέναις.

Sie waren indeß schon zu seiner Zeit gemein, und unter dem Namen der politischen gangbar, oder auch δημοτικοὶ genannt, weil sie im Munde des Volkes und ihm geläufig waren. ***)

Aus den folgenden Jahrhunderten sind durch Nikitas Eugenianos, Manassis, durch Joannes Tzetzes und Andere in solchen demotischen Versen vom Maße der Hexameter, der jambischen Trimeter und Tetrameter ganze Werke geschrieben, doch hält Tzetzes für

*) Terentius Maurus. E recensione et cum notis Laurentii Santenii. Opus Santenii morte interruptum absolvit Davides Jacobus van Lennep. Traj. ad Rhen. 1825. Die umfassende mit alt-holländischer Gelehrsamkeit geführte Untersuchung über die versus poëtarum vulgarium beginnt p. 163 und reicht bis 219.

**) Montfaucon Palaeographia l. 3. p. 220.

***) Πολιτικός, wie Santenius a. a. O. S. 191 nachweist, schon bei Demosthenes in der Bedeutung, dem Gebrauche des Volkes gehörig. Geg. Aristogit. p. 776. 11, wie denn auch publica und e medio sumta parallel sind bei Ovidius:

Sumta sed e medio consuetaque verba, puellae,
Scribite. Sermonis publica forma placet.
Ars. amat. B. III, 479.

nöthig, sich in richtig gemessenen Jamben deshalb zu entschuldigen; *)

Indeß warum wohl schriebe man in kunstreichem Maß,
Versfüße wahrend überall und Sylbenläng',
Und glättet' alles nach Gebühr sorgfältig aus;
Gleich gilt ja doch Kunstreiches und Barbarisches.

Allerdings ist eine solche Auflösung früherer Satzungen bei diesen Spätlingen der griechischen Poesie zurückstoßend, weil das in alte und durch große Dichter geheiligte Formen Eingedrungene sich als Entartung und Barbarei darstellt, indeß dieser Widerspruch zwischen Maß des Verses und Form der Rede verschwand, als man den unnatürlichen Gebrauch ausgestorbener alter Redeweisen aufgab und die umgestalteten frei walten ließ. In dem Neugriechischen ist als in einem frischen Organe dieses Vorwalten des Rhythmus über das alte Sylbenmaß mit den zahlreichen Abstoßungen und Verschmelzungen, welche die Beweglichkeit des biegsamsten Stoffes, der Sprache, indeß herbeigeführt hatte, so wenig auffallend, als die analogen Spracheigenheiten des gleich eigenthümlichen homerischen Gesanges.

Die nach Betonung und Umfang geordneten Rhythmen der neuen Lieder entfalten sich mit vielem Schwung und Wohllaut, dem nach Umständen das Anmuthige wie das Starke, ja selbst das Erhabene beiwohnt.

Eigen ist dieser Gattung der, zum Wenigsten theilweise, Gebrauch des Reimes, nicht als ob die alte Poesie ihn verschmäht hätte, im Gegentheil gebrauchen ihn beide Literaturen, wenn auch selten, als eine Form des ὁμοιοτέλευτον, wodurch Gleichklang im Scherz oder Ernst bedingt ist. Wenn Strepsiades in den Wolken (v. 707) sein hochkomisches Leidwesen in gereimten Anapästen darlegt:

καὶ τὰς πλευρὰς δαρδάπτουσιν,
καὶ τὴν ψυχὴν ἐκπίνουσιν
καὶ τοὺς ὄρχεις ἐξέλκουσιν,
καὶ μ' ἀπολοῦσιν,

so wirkt die daraus hervordringende Energie, nicht ohne parodische Beziehung auf das tragische Pathos, so sicher, als das wahre Pathos bei Ennius im Munde der Andromache:

Haec omnia vidi inflammari,
Priamo vi vitam evitari,
Jovis aram sanguine turpari

und damit diese nicht eine den Alten selbst unerfreuliche Abart scheine, so bedenke man, daß Cicero, der dieses Bruchstück anführt *) also darüber urtheilt: „Praeclarum carmen. Est enim et rebus et verbis et modis lugubre.“ Was aber vermieden ward, ist die Wiederholung, das Stehende dieser Form; die gleichmäßige An-

*) In Jambis l. 1. Poem. Chiliad. καί τι (l. καὶ τοι τι) γἄρἄν τις τεχνικῷ γράφῃ μέτρῳ κ. τ. λ.

*) Tuscul. III. 19. So bemerkt zur Il. β, 87

Ἠΰτε ἔθνεα εἶσι μελισσάων ἀδινάων
Πέτρης ἐκ γλαφυρῆς αἰεὶ νέον ἐρχομενάων

der Biograph des Dichters S. 301 in Bezug auf den Gleichklang: τὰ τοιαῦτα μάλιστα προστίθησι τῷ λόγῳ χάριν καὶ ἡδονήν.

ordnung des Reimes, in der neuen Poesie bei seinem Gebrauch gewöhnlich, wird wie der stehende Gebrauch jeder Redefigur als Uebermaß und Fehler betrachtet. *) Als einen stehenden Schmuck hat ihn die demotische Dichtkunst erst spät aufgenommen. Das älteste Werk im noch alten, wiewohl schon verdorbenen Griechisch mit durchgehenden Reimen ist des Gregorios Chymnos aus Kreta Paraphrase des alten Testamentes, von welcher Lambecius Proben mitgetheilt hat: **)

Δέομαι τρισυπόστατε Κύριε καὶ πατέρα
τὴν χάριν σου μ' ἀπόστειλε ἐκούτην τὴν ἡμέρα.

Früher noch als die griechische Sprache hatte sich die lateinische der ihr aus der Fremde gekommenen strengen Sylbenmessung entledigt und die Maße nach Accent und Sylbenzahl angenommen, dazu aber beinahe eben so früh den regelmäßigen Gebrauch des Reimes gethan, den sie, wie der Name zeigt, von den germanischen Völkern angenommen. Eingeführt in den kirchlichen Gebrauch, ward diese Form nicht selten durchströmt von der Gluth der Andacht und religiösen Begeisterung des Abendlandes, und nicht wenige jener also geordneten Gesänge sind von der Vortrefflichkeit des Stabat mater und des Dies irae, wie zum Theil des Petrus von Clugny Gesang auf die Geburt des Heilandes:

Auctor rerum creaturam
Miseratus periturum
Affuit,
Atque dextram libertatis
Jam ab hoste captivatis
Praebuit.
Coelum terrae fudit rorem,
Terra gignit creatorem,
Chorus cantat angelorum,
Cum sit infans rex eorum. ***)

In dem Neu-griechischen hat man die Reime seit dem sechzehnten Jahrhunderte zuerst in der Paraphrase der Batrachomyomachie von Demetrios Zeno aus Zakynthos, bei Martin Crusius in der Turcogräcia:

Πρὸ τοῦ ν' ἀρχήσω δέομαι τὸν ὕψιστον τὸν Δία,
Νὰ μ' ἀποστείλη βοηθὸν 'σταύτην τὴν ἱστορία.

Daß die Reime in dieser Form nicht bei den Griechen erfunden, sondern von den romanischen Völkern an sie gekommen, zeigt ihr später Gebrauch und der romanische Name selbst, den sie beibehalten: Gregorios Chymnos nennt sein Werk *Ερμηνείαν ῥημάδα*; reimen heißt *ῥημαρίζειν*, Wörter, die offenbar vom romanischen rima und rimare gebildet sind. *) Doch ist in der neuen Dichtkunst der Griechen der Reim gar nicht als wesentlich anzusehen; viele der schönsten Lieder, die aus den Gebirgen des Festlandes fast ohne Ausnahme, haben ihn nicht; eigen ist er besonders den Liedern von den Inseln zur Darlegung sanfter Gefühle der Freude, der Liebe, der Sehnsucht, und trägt nicht wenig bei, die Anmuth dieser melodischen Gebilde zu erhöhen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Bhurtpur.

(Fortsetzung.)

Die englische Armee kam in zwei Abtheilungen, die erste, Lord Combermere selbst an der Spitze, am zehnten, die andere am eilften December vor diesem Platz an. Lord Combermere erkannte auf den ersten Blick den Punct, von welchem der Erfolg der ganzen Unternehmung abhing und entsandte sogleich ein Corps, um den Damm zu besetzen, welcher den Wasserbehälter (Jhul) oder See von dem Graben trennt, der aus demselben gefüllt werden mußte. Die Bhurtpurer hatten in der Nacht vom neunten eine Schleuße geöffnet; bei der außerordentlichen Weite des Gartens war aber das Wasser darin nur noch wenig über einen Fuß hoch gestiegen. Und da ihnen jetzt die Mittel, einen größeren Vorrath hineinzulassen, entzogen wurden, so war der Platz dadurch bereits am ersten Tage der Belagerung seiner wichtigsten Schutzwehr beraubt. Der Feind stand kaum, um das Feuer der Britten zu empfangen; der Damm wurde, ohne daß die Belagerer dabei einen Mann verloren hätten, in Besitz genommen, und der Einschnitt in demselben sogleich durch Erdsäcke ausgefüllt. Eine Compagnie vom 18 Linienregimente, mit einigen hundert Seapoys, besetzte diesen wichtigen Posten; die übrige Division wurde auf der nördlichen, einem Theil der östlichen und westlichen Seite der Festung aufgestellt. Inzwischen war auch die zweite Division, welche auf einer andern Straße marschirte, angekommen und vollendete die Berennung, indem sie die südliche Seite und die übrigen Theile der westlichen und östlichen einnahm. Die Avantgarde dieses Corps, aus einer Compagnie des 59 Linienregiments und den Pickets der eingebornen Truppen unter Obristlieutenant Lefevre zusammen gesetzt, drang bis an den äußersten Rand des Waldes vor, wo die Seapoys hielten, während der Ingenieur-Capitän Smith, unter dem Schutze der europäischen Compagnie, bis auf dreihundert Schritt von dem Graben der Festung vorrückte, um diese zu re-

---

*) Dieses trifft alle rhetorischen Figuren, die *ὁμοιοτέλευτα*, *ἰσοκατάληκτα πάρισα* und *ὁμοιόπτωτα*. Vergl. Cic. Orat. c. 12. §. 12. Lucilius bei Gellius XVIII. 8. In ihnen war die Stärke der alten durch Gorgias ausgeschmückten Redekunst, die *Γοργείη κεφαλὴ*, welche Sokrates scherzend erblickt, wo ihm Agathon ein Hauptstück dieser Rhetorik entgegen hält, das beinah durchgehend den Reim hat. Symp. S. 107. D.

Πραότητα μὲν πορίζων,
ἀγριότητα δ' ἐξορίζων,
φιλόδωρος εὐμενείας,
ἄδωρος δυσμενείας,
ἵλεως, ἀγαθός,
θεατὸς σοφοῖς,
ἀγαστὸς θεοῖς u. s.

**) Biblioth. Caes. S. V. C. 297. p. 545 sq.

***) In Bibl. Cluniens. p. 1348. Santenius a. a. O. S. 197.

*) Daß er im Neu-griechischen nothwendig weiblich seyn müsse, wie Friedmann in einer schätzbaren Abh. über die prosodischen und metrischen Eigenthümlichkeiten der neu-griechischen Sprache (Eunomia. II. S. 240) sagt, dazu ist kein Grund vorhanden, und der Gebrauch ist entgegen.

cognosciren. Die Vorposten der Bhurtpurer zogen sich ohne Widerstand zurück; aber von den Wällen wurde sogleich ein heftiges Feuer von Kanonen und Musketen eröffnet, und ein Cavallerie-Corps zeigte sich auf dem Glacis, wie es schien, um einen Angriff zu versuchen. In diesem Augenblick erschienen 200 Mann von der brittischen leichten Reiterei, und der Feind, der sich bereits in Bewegung zu setzen anfing, machte Halt. Das Feuer wurde hierauf mit größerer Heftigkeit erneut; die Bastionen waren indeß so hoch, daß die Kugeln größtentheils über den Köpfen der Engländer wegflogen und die Recognoscirung des ganzen Platzes wurde daher vollendet, ohne einen größeren Verlust als den von sieben Todten und eilf Verwundeten gekostet zu haben.

Es war wunderbar zu bemerken, welche Wirkung diese Kanonade auf die zahlreichen Heerden wilder Thiere hervorbrachte, die den Wald einnahmen. Ungewohnt solcher Begrüßungen, sah man sie in ganzen Haufen durch das Gebüsch stürzen, die schüchternsten und reissendsten unter einander, während eine nicht geringe Anzahl von ihnen ihr Leben durch die Geschosse verlor, die über die englischen Truppen unschädlich hinwegflogen. Die Belagerten nahmen jedoch bald wahr, daß ihr Feuer zu hoch gehe, und beeilten sich diesen Fehler zu verbessern, indem sie ihre Schießscharten erniedrigten.

Nachdem die verschiedenen Corps der brittischen Armee ihre Stellen eingenommen, fing man an, mit dem angestrengtesten Eifer die Vorbereitungen zu einer regelmäßigen Belagerung zu treffen. Jeden Morgen wurden zahlreiche Abtheilungen entsandt, um aus den Orangen- und Dattelbäumen des nahen Waldes Faschinen und Schanzkörbe zu bereiten. Mehrere Recognoscirungen wurden unternommen, um die schwächsten Seiten des Platzes kennen zu lernen, und das Geschütz und die Munition jeder Art wurde an zweckmäßigen Puncten in Parks aufgestellt. Auch einige Scharmützel zwischen der beiderseitigen Cavallerie fanden statt; das Dorf Mullah wurde von einem Bataillon Seapoys besetzt, welches sich darin verschanzte; endlich ward der Befehl ertheilt, daß in der Nacht vom 23ten die wirklichen Belagerungsarbeiten ihren Anfang nehmen sollten.

Die Angriffspuncte, welche man gewählt hatte, waren zwei Bastionen auf der Nord-Ost-Seite der Festung; die eine etwas zugespitzt und daher „die Bastion mit dem langen Nacken" genannt, die andere ungefähr 300 Schritt zur Linken kreisförmig. Um die Operationen gegen dieselben zu erleichtern, war es nothwendig, Posten auszustellen — zur Linken in dem Dorfe Kuddum Khundy, zur Rechten in den Gärten des Bulder Singh. Das Dorf und die Gärten wurden daher besetzt und ein starker Transport von Schanzgeräthschaften wurde nach dem ersteren geführt, um in der nächsten Nacht die Arbeiten an den Laufgräben beginnen zu können. Die Wagen, auf welchen diese Geräthschaften geführt wurden, kamen indeß nicht vor Sonnenaufgang an ihrer Bestimmung an; und so wie der Feind sie bemerkte, ward ein fürchterliches Feuer gegen sie eröffnet. Die Treiber flohen, und das Zugvieh, das sich, von allen Seiten von Kugeln umflogen, nicht mehr zu helfen wußte, wurde in großer Menge niedergeworfen. Dieß dauerte den ganzen Tag, während eine Abtheilung, welche unter dem Schutz von Baumwollenballen am äußersten Ende des Dorfes eine Batterie von vier Kanonen aufwerfen wollte, gezwungen wurde, von ihrem Vorhaben abzulassen, nachdem sie bedeutenden Verlust erlitten.

Sobald die Nacht einbrach, wurde das Feuer der Belagerten schwächer, worauf die Schanzgeräthschaften herbeigebracht und vertheilt und die erste Transchee begonnen wurde. In kurzer Zeit war die erste Parallele von Bulder Singh's Garten bis Kuddum Khundy bezeichnet; und als der Morgen dämmerte, fand man es bereits sicher, die Arbeiten den ganzen Tag über fortzusetzen. Zu gleicher Zeit waren zwei Batterien aufgeworfen worden; die eine für Achtzehnpfünder vor dem Dorfe, die andere für vier Geschütze bestimmt, vor dem Garten, so wie zwei Mörserbetten für achtzöllige Mörser. Die Artillerie wurde hineingebracht, und alles war bereit, sobald die Kanoniere ihr Ziel unterscheiden konnten, das Feuer zu eröffnen. Dieß geschah zu einer frühen Morgenstunde und wurde mit solcher Thätigkeit fortgesetzt, daß vor Abend das feindliche Feuer geschwächt ward. Dadurch wurden die Belagerer in den Stand gesetzt, mit verhältnißmäßiger Sicherheit die zweite Parallele anzufangen, die in der Nacht zum 25ten 250 Schritt vom Glacis vollendet wurde. Die Belagerer thaten alles, was in ihren Kräften stand, dieß Werk zu unterbrechen; sie unterhielten ihr Feuer auf das Lebhafteste und machten *zwei* Ausfälle, den ersten um acht Uhr Abends, *den andern* des Morgens um drei. Sie wurden jedoch beidemale zurück geworfen, ohne daß die Engländer dabei mehr als einen Todten und einige Verwundete verloren hätten.

Während des ganzen 25ten wurde das Feuer unausgesetzt unterhalten, sowohl aus den Batterien der Belagerer als aus der Stadt; von der Wirkung, welche der durch die Wälder wiederhallende Kanonendonner hervorbrachte, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Zu gleicher Zeit wurde unablässig daran gearbeitet, frische Batterien und Communicationstranscheen von Posten zu Posten aufzuwerfen, indeß eine Anzahl von Vierundzwanzigpfündern in die zweite Parallele gebracht wurde, die bald ein heftiges Feuer eröffneten. Die Nacht ging in ungewöhnlicher Unruhe vorüber, weil man Nachricht erhalten hatte, daß die Belagerten einen verzweifelten Versuch machen würden, die Werke der Engländer zu zerstören und sich ihrer Kanonen zu bemächtigen. Die Wachen in den Transcheen wurden daher verdoppelt und jede Anstalt getroffen, die drohende Gefahr zurückzuweisen; doch verlief Stunde nach Stunde, ohne daß ein Lärmzeichen gegeben worden wäre, und der folgende Morgen fand alles in demselben Zustand, in welchem es gewesen war, als der Abend eintrat.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 142. 21 Mai 1828.

Napier's Geschichte des spanischen Krieges vom Jahre 1807 bis 1814 *).

Der Krieg in der Halbinsel, sagt ein englisches Blatt, **) auf welchen die Augen von ganz Europa so viele Jahre hindurch gerichtet waren, hat zahlreiche Schilderer gefunden, und darunter mehrere von nicht geringem Talent; aber noch fehlte ihm ein Geschichtschreiber, der mit tiefen Kenntnissen in der Kriegskunst die Gabe vereinigte, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationen welche in denselben verwickelt waren, richtig aufzufassen und darzustellen, der unpartheiisch und scharfsichtig genug gewesen wäre, die Verdienste der Feinde, wie die Fehler der Freunde einzusehen und anzuerkennen, und der zugleich einen lebendigen, wohlgerundeten und kräftigen Styl in seiner Gewalt gehabt, und mit der wechselnden Natur eines so mannigfaltigen Gegenstandes in Einklang zu bringen verstanden hätte. Ein solcher Geschichtschreiber ist Obrist Napier. Er war ein Augenzeuge von vielen der Begebenheiten, welche er erzählt, und außer den gedruckten Materialien, welche jedermann zu Gebot stehen, hat er die umfassendsten und wichtigsten Berichte von Offizieren, sowohl französischen als englischen erhalten, welche in dem Kriege gefochten haben. Unter diesen nennt er selbst, mit gleichem Ruhme, den Marschall Soult und den Herzog von Wellington. Als Obrist Napier sich mit der Bitte um die Mittheilung von Materialien zu seinem Werke an den letzteren wandte, soll sich gerade ein vornehmer Herr bei dem Herzog befunden haben, der aber, wie es scheint, Wellington und Napier gleich wenig kannte, indem er die Hoffnung aussprach: Se. Herrlichkeit werde einen Mann nicht unterstützen, der des Liberalismus verdächtig sey. „Es ist wahr, antwortete der Herzog, Napier ist ein verdammter Radicaler, aber, Herr, er wird die Wahrheit sagen." Wenn diese Anecdote, wie wir Ursache haben zu glauben, gegründet ist, so ist sie gleich ehrenvoll für Obrist Napier wie für den Herzog.

In der That, wir meinen, daß Napier kühn allen Parteien, wenn auch vielleicht nicht immer von allen Parteien die Wahrheit gesagt hat; wir glauben dieß um so mehr, je weniger eine einzige es zugestehen wird. Zum Belege können folgende Bemerkungen über die spanische Insurrection dienen, die wir ausziehen, um unsern Lesern eine Vorstellung von dem Geist und von dem Styl zu geben, in welchem das Werk geschrieben ist.

„Die allgemeine und beinahe gleichzeitige Aufregung des spanischen Volkes wurde von dem übrigen Europa mit Erstaunen und Bewunderung betrachtet; mit Erstaunen über die Kraft, welche so plötzlich in einer Nation erwachte, die man bisher für entnervt und tief erniedrigt gehalten hatte, mit Bewunderung wegen der kühnen Hingebung von Thaten, die, in der Entfernung gesehen, wo ihre gehässigen Einzelheiten unbekannt blieben, in aller idealen Schönheit der Vaterlandsliebe von Numantia erschienen. In England war der Enthusiasmus grenzenlos; geblendet anfangs durch den Glanz eines so unerwarteten Schauspiels überließen sich alle Stände dem Eindrucke eines edlen Mitgefühles und vergaßen — oder verschmähten sie aufzusuchen — die wahren Ursachen dieser scheinbar großherzigen Anstrengungen. Aber ohne im Geringsten den Wunsch zu haben, das Verdienst des spanischen Volkes zu schmälern, so können wir doch mit Grund bezweifeln, daß uneigennützige Charakterstärke die wahre Quelle seines Widerstandes gewesen sey. Bei Verfassungen, wie unsere neuern Staaten sie haben — wo wenig oder nichts in ihren Verwaltungs- oder Erziehungssystemen herrscht, was ein tiefes Gefühl der Vaterlandsliebe nähren könnte — wäre es in der That ein Wunder, wenn solche Wirkungen aus der reinen Tugend einer Nation hervorgingen, welche zwei Jahrhunderte lang unter dem Drucke des bürgerlichen und religiösen Despotismus geschmachtet hatte. Auch waren sie in der That das Ergebniß von mehreren zusammentretenden Ursachen, von denen viele nichts weniger als preiswürdig waren.

Ein charakteristischer Zug des Spaniers, in Beziehung auf öffentliche Angelegenheiten, ist unmäßiger Stolz und Anmaßung. Saumselig und sorglos, das Individuum wie die Masse, zeigen alle das albernste Vertrauen, daß nichts unmöglich sey, was sich nur immer ihrer erhitzten Einbildungskraft darbietet; einmal in Bewegung, sehen sie keine Schwierigkeiten mehr in der Ausführung eines Planes, und die Hindernisse, die sie finden, werden dem Verrathe zugeschrieben; daher die Ermordungen so vieler ehrenwerthen Männer zu Anfange des Aufstandes. Warm und herzlich in seinen Neigungen, aber eben so bitter in seinem

*) History of the War in the Peninsula and in the South of France from the year 1817 to the year 1814 by W. F. P. Napier, Lt. Colonel, Vol. 1. London, 1828. 8.

**) London Weekly Review, April, 26.

Unmuth, ist der Spanier geduldig in Entbehrungen, fest in Leiden, ein Spiel der schnell erweckten Leidenschaft, rachsüchtig, blutdürstig, einer Beschimpfung länger eingedenk, als einer wahren Beleidigung, und unversöhnlich in seinem Haß. Von Natur begeistert für alles was edel ist, sind seine Versprechungen erhaben; da er aber unabweichlich seine Leidenschaften sich der Herrschaft über seine Vernunft bemeistern läßt, so wird das, was er hält, gering.

In dem Fortgang dieses Krieges ersetzte die der Nation eigenthümliche Hartnäckigkeit der Rachsucht den Mangel kaltblütiger, unverzagter Ausdauer, aber sie war eine dürftige Stellvertreterin für eine so wesentliche Eigenschaft und führte mehr zu Thaten der Hinterlist und der Grausamkeit, als zu kühnen Handlungen der Vaterlandsliebe. Die Entführung der königlichen Familie, und der unerwartete Anspruch auf die Krone, welchen Napoleon in so beleidigenden Formen erhob, erweckte den ganzen Stolz des Spaniers. Die Aufstände von Madrid und Aranjuez hatten den Geist des Volkes aufgeregt und zu einer heftigen Bewegung vorbereitet, und der Schutz, den die Franzosen dem verhaßten Godoy gewährten, vermehrte die allgemeine Gährung: die im innersten Busen gehegte Rachgierde verfehlte ihr Opfer in dem Moment, wo sie desselben gewiß zu seyn glaubte, und diese Täuschung erregte alle die Wuth des Unwillens, welche bei dem Spanier für den Augenblick unbezähmbar ist.

Während Godoys Verwaltung waren die stärksten Eingriffe in das Eigenthum der Kirche gemacht worden; und es war offenbar, durch das Beispiel von Frankreich und Italien, daß unter dem neuen System diese Maßregel wiederholt werden würde. Dieß war ein Gegenstand, der die Interessen von einer Menge von Mönchen und Priestern berührte, die es nicht schwer fanden, ein unwissendes und abergläubisches Volk zu überreden, daß der Fremde, welcher es angriff, zugleich ein Feind seiner Religion und von Gott verflucht sey; Processionen, Wunder, Prophezeiungen, Vertheilung von Reliquien und Ernennung von Heiligen zu Befehlshabern der Armee, nichts wurde gespart, um die Masse der Patrioten in Fanatismus zu versetzen. In allen Theilen der Halbinsel zeichnete die Geistlichkeit sich aus durch ihre eifrige Thätigkeit; Mönche oder Klosterbrüder waren die Anführer in den Aufständen, oder denen zur Seite, die zu den unmenschlichsten Handlungen aufreizten. Napoleon hatte auf seinen früheren Feldzügen in Italien dieselben Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen sehen; und wenn die natürliche Beschaffenheit des Landes hier eben so günstig für einen in die Länge gezogenen Widerstand gewesen wäre, und Großbritannien eben so bereitwillig seine Hülfe geleistet hätte, so würden die neuern Römer mit den Helden von Spanien gewetteifert haben.

Das Continentalsystem der Handelsausschließung war eine andere Springfeder dieser verwickelten Maschine. Es drohte den ohnehin bereits verfallenen Handel der Seestädte noch mehr zu schwächen; zugleich war der Schleichhandel, der in Spanien in einer unglaublichen Ausdehnung getrieben wird, seiner Vernichtung gewiß, und in diese war das Schicksal von hunderttausend Zoll- und Accisebeamten verwickelt. Es erforderte nur einen geringen Grad von Umsicht, um zu begreifen, daß eine Armee von bewaffneten Douaniers, auf französische Art organisirt, und durch eine kräftige Administration in Thätigkeit erhalten, bald dem Schmuggeln ein Ende machen müsse, das überdieß nur eine Folge der Monopole und innern Beschränkungen des Handels einer Provinz mit der andern war — beides Plagen, die durch die Constitution von Bayonne abgestellt waren; dadurch wurde die ganze Thätigkeit und Einsicht der Kaufleute, welche Geschäfte mit dem Auslande trieben, und zugleich die ganze Menge und gesetzlose Wuth der Schmuggler für die Sache des Vaterlandes gewonnen, und vermehrte die Reihen der Insurgenten.

Ebenso war der Zustand der Civilisation in Spanien vollkommen geeignet für eine Insurrection; wenn das Volk nur um ein Geringes mehr aufgeklärt gewesen wäre, so hätte es die Partei der Franzosen ergriffen; wenn wahrhaft aufgeklärt, so hätte die ganze Invasion nicht statt finden können. Aber in einem Lande, wo die Bedürfnisse der gebildeten Gesellschaft weniger gefühlt, und daher auch weniger beachtet werden, als in irgend einem andern Theile von Europa; wo die Wärme und die Trockenheit des Klimas es zu keiner Beschwerde oder auch nur Unbequemlichkeit macht, den größten Theil des Jahres unter freiem Himmel zu schlafen, und wo es der allgemeine Gebrauch ist bewaffnet zu gehen, war es nicht schwer für einen Mann von einiger Energie, große Massen leichtgläubiger Bauern zusammenzubringen, und bei einander zu erhalten. Keine Neuigkeit war zu grob erdichtet, um bei ihnen Glauben zu finden, wenn sie mit ihren Wünschen übereinstimmte. „Es verdad, los dicen!" (es ist wahr, sie sagen es) ist die unabänderliche Antwort des Spaniers, wenn ein Zweifel über die Wahrheit einer widersinnigen Nachricht ausgesprochen wird. Von mäßiger Lebensart, mit geringem Hausrath versehen, und allgemein gewohnt, das Geld, was in seine Hände kommt, zu vergraben, ist der spanische Bauer gleichgültiger gegen den Verlust von Haus und Hof, als dieß der Bewohner irgend eines andern Landes seyn würde; und einmal in ein Abentheuer verwickelt, macht es die leichte Beweglichkeit seines Geistes, so wie der heitere Glanz seines Himmels zu einer Frage von geringer Wichtigkeit für ihn, wohin er wandert.

Die Unglücksfälle, welche das Land vor der französischen Dazwischenkunft getroffen hatten, waren eine weitere Ursache, welche die Spanier zu Gewaltthätigkeiten vorbereitete, und dazu beitrug, diese Gewalt gegen die fremden Eindringlinge zu kehren. Hunger und Unterdrückung, Armuth und Seuchen, der Verlust des Handels und ungleiche Besteurung hatten schwer auf ihnen gelastet; für ein solches System der Verwaltung konnte das Volk eben nicht enthusiastisch eingenommen seyn, aber es wurde ihm gesagt, Godoy sey die einzige Ursache des Elendes, welches sie litten, und Ferdinand werde ihren Beschwerden abhelfen; und da die Franzosen die mächtigen Beschützer des ersteren und Feinde des letztern waren, was war leichter, als durch diese bittere Empfindung den

natürlichen Haß gegen die Herrschaft eines Fremden noch zu verstärken? Und so geschah es.

Dieß waren die Hauptursachen, welche sich vereinigten, diese merkwürdige Revolution hervorzubringen, aus welcher so große Ereignisse sich entwickelten, ohne daß ein Mann von ausgezeichnetem Talent erstanden wäre, um den auf diese zufällige Art erweckten Geist zu zügeln oder zu leiten. Nichts beweist unwiderleglicher die verschiedenartige Natur der Gefühle und Interessen, welche sich hier vereinigt hatten, als diese Thatsache, welche auf keine Weise dem Mangel an natürlichem Talent zugeschrieben werden kann; denn der Geist des spanischen Volkes ist feurig, scharf und lebendig. Aber es war kein gemeinschaftliches Band der Gefühle vorhanden, dessen sich ein großer Mann hätte bemächtigen können, um Einfluß auf große Massen zu gewinnen. Früh bemerkten Männer von Scharfblick, daß die spanische Revolution, gleich einem blätterreichen Strauch in einem heftigen Windstoß, gewaltig bewegt, aber nur leicht verbundene Stämme enthüllend, keinen sichern Halt für den Ehrgeiz eines überlegenen Geistes darböte, wenn ein solcher vorhanden sey. Es war klar, daß die Sache untergehen müsse, wenn sie nicht von England unterstützt würde; und dann war es natürlich, daß England alles leitete und nicht zugab, daß seine Mittel für den Ruhm eines Individuums verwendet wurden, dessen Ansichten und Politik später den seinigen entgegengesetzt seyn konnten. Auch war es nicht schwer zu sehen, daß der Sturz Napoleons, nicht die Wiedergeburt Spaniens der Zweck des brittischen Cabinets war.

Die Belagerung von Bhurtpur.

(Fortsetzung.)

Am 26ten zog der Feind seine Kanonen von den Bastionen zurück, auf welche die Anstrengungen der Engländer hauptsächlich gerichtet waren, und bemühte sich neue Brustwehren außerhalb der Festung aufzuwerfen, wobei er aber durch das Geschütz der Belagerer sehr gestört wurde. In der Stadt brannte es an mehreren Stellen, doch wurde das Feuer jedesmal schnell wieder gelöscht; und man sah bald, daß die Anstrengungen der Belagerten bei dieser und andern Gelegenheiten von größerer Kriegserfahrenheit geleitet werden mußten, als man unter ihnen selbst voraussetzen konnte. Kaum war die Nacht eingebrochen, als sie ein heftiges Feuer gegen die Achtzehnpfünderbatterie der Britten richteten, mit solcher Genauigkeit, daß jeder Schuß graste, ohne an das Parapet zu schlagen. Die Folge war, daß die Engländer an diesem Puncte eine beträchtliche Anzahl Leute verloren; und man konnte nicht anders schließen, als daß das Feuer von einem Menschen geleitet seyn müsse, der die Localität, gegen welche dasselbe gerichtet war, genau kenne. Die allgemeine Meinung war, daß dieß Herbert sey, ein Bombardier von der bengalischen Artillerie, der diesen Nachmittag auf eine so auffallende Art in die Hände des Feindes gefallen war, daß man nicht anders denken konnte, als daß dieß freiwillig geschehen sey. Wenige Tage vergingen, als dieß außer Zweifel gestellte wurde, da man ihn in seiner englischen Uniform auf den Brustwehren sah, wie er die Kanonen des Feindes gegen seine Landsleute richtete.

Am 27ten wurde von dem Generalmajor Nicoll eine starke Recognoscirung gegen einige Außenwerke der Feinde unternommen; die Infanterie war von zwei Sechspfündern und zwei Haubitzen unterstützt, die dem Feinde großen Schaden thaten, während der Verlust der Engländer sich nur auf einige Verwundete belief. Die Kanonade dauerte inzwischen ununterbrochen fort, und die Festung stand wieder an mehreren Puncten in Flammen, die indessen, wie früher, gelöscht wurden. Auch überzeugten sich die Engländer, daß ihre Fortschritte zu einer Bresche so langsam und geringfügig wären, daß man beschloß, die Position der Geschütze zu ändern. In dieser Absicht wurden die Achtzehnpfünder aus der Batterie, die sie bisher eingenommen hatten, herausgezogen und bedeutend weiter rechts gestellt; zugleich wurden die Schießscharten ausgefüllt und an ihrer Stelle ein Bett für zehnzöllige Mörser angelegt. Von diesen und den übrigen Wurfgeschützen wurde ein wahrer Regen von Bomben in die Stadt geschleudert und dieselbe mit solcher Wirksamkeit beunruhigt, daß zuletzt eine Abtheilung Cavallerie herausfiel, um sich einen Weg durch die Linien der Britten zu bahnen. Das erste leichte Cavallerieregiment und die unregelmäßige Reiterei, die ihnen entgegengestellt wurde, warf sie indessen vollkommen, tödtete ihnen vierzig Mann, nahm 137 gefangen, und trieb den Rest in die Festung zurück. Der Verlust der Engländer war nur einige Verwundete, darunter zwei Offiziere.

Während der folgenden Tage wurde die Kanonade so unablässig fortgesetzt als bisher, ohne daß man eine größere Wirkung davon bemerkt hätte. Die äußere Bedeckung der Werke, gegen welche das Feuer gerichtet war, schälte sich ab; aber das Mauerwerk blieb unbeschädigt. Am 29ten wehte ein so heftiger Wind, daß beide Parteien gezwungen waren, ihr Feuer einige Zeit einzustellen. Die Arbeiter waren jedoch keinen Augenblick müssig: 60 Schritt von dem Graben wurde eine Transchee gezogen und mit neuen Batterien besetzt. Die Einwohner in der Stadt wurden durch diese Fortschritte der Belagerer so entmuthigt, daß sie am 30ten eine Unterhandlung mit dem englischen Feldherrn eröffneten, um die Erlaubniß zu erhalten, den Platz verlassen zu dürfen. Es ward ihnen erklärt, daß sie hieran nicht gehindert werden sollten, doch unter der Bedingung, daß sie ihre Schätze zurückließen. Diese Forderung schien ihnen zu hart, und die Unterhandlung wurde daher abgebrochen.

Die Nacht vom 30ten war gekommen und noch zeigte sich nicht die geringste Spur einer Bresche. Die Belagerer dachten theils über die Aussicht, welche sie vor sich hatten, theils über die Unterhandlungen des Tages nach, als plötzlich die Festung ein Feuer aus allen ihren Kanonen eröffnete, welches unablässig wenigstens eine halbe Stunde dauerte. Die Truppen mußten sogleich unter die Waffen treten und in die Transcheen rücken, indem man überzeugt war, daß irgend ein verzweifelter Versuch gemacht werden würde. Sie waren noch im Marsch, als

wie durch die Macht eines Zaubers auf ein Mal der ganze Platz illuminirt war, indem tausend Lichter über die Brustwehren hingen, tausend flammende Fackeln sich in allen Richtungen auf den Wällen bewegten. Es ist unmöglich, sich ein glänzenderes Schauspiel zu denken, als das, welches die Stadt darbot; aber zu welchem Zweck sie auf diese Weise erleuchtet wurde, vermochte die fruchtbarste Phantasie nicht zu errathen, da weder ein Ausfall gemacht, noch irgend eine andere Operation unternommen wurde. Nachdem die Lichter ungefähr eine Viertelstunde gebrannt hatten, wurden sie alle eben so plötzlich wieder ausgelöscht. Wahrscheinlich ward das ganze Schauspiel nur in der Absicht aufgeführt, die Flucht einiger Personen von Bedeutung zu begünstigen.

Auf diese Weise wurde die Belagerung fortgesetzt, und die Fortschritte derselben, wenn auch langsam, wurden jeden Tag mehr und mehr bemerklich. So ward am 1 Januar der Posten von Kuddun Khundy aufgegeben, weil er zu weit rückwärts lag; am 2ten wurden neue Batterien zur Rechten und Linken des Angriffspunkts aufgeworfen und eine Mine angefangen, um die Contrescarpe des Werkes, in welchem man Bresche schießen wollte, in die Luft zu sprengen und dadurch die ganze Brustwehr dem Geschütz bloß zu stellen. Aber wenn auch die Wirkung der neuen Batterien bald sichtbar wurde, so sahen die Belagerer doch, was sie des Tages niedergeworfen hatten, ungeachtet ihres unablässigen Kartätschen- und Bombenhagels auf die Ruinen, am andern Morgen wieder aufgebaut, so daß sie jeden Tag dieselbe Arbeit von vorn anzufangen hatten. Auch die Feuer, welche in der Stadt ausbrachen, wurden mit gleicher Beharrlichkeit wieder gelöscht; und es war daher klar, daß man sich genöthigt sehen werde, den Erfolg des langsamen aber sicheren Weges der Minen zu erwarten, in denen es häufig, wenn Minirer und Gegenminirer sich begegneten zu Gefechten kam, die aber immer zum Nachtheile der Belagerten ausfielen.

Die Mine, welche unter der Gopal Ghur Bastion angelegt worden war, um die Contrescarpe derselben zu zerstören, wurde am 7ten Januar gesprengt, hatte aber, außer der Unruhe, welche sie in dem Platze erregte, wenig oder gar keine Wirkung; die Contrescarpe blieb unversehrt und der Wall stand in ihrem Schutz, wie vorher. Doch zeigte es sich, daß der Usurpator sein Vertrauen auf die uneinnehmbare Festigkeit seiner Werke zu verlieren anfing; denn er sandte eine Stillstandsflagge heraus und erbot sich, sofern die Festung und ihre Garnison verschont würde, sich selbst der Gnade der Engländer zu überliefern. Die Antwort war: er möge thun, was ihm beliebte, die Operationen gegen Bhurtpur würden aber nicht eher aufgegeben werden, als bis der Platz eingenommen sey.

Da es nun wahrscheinlich wurde, daß Bhurtpur alle Schrecken eines Sturmes bevorständen, so erließ Lord Combermere eine Bekanntmachung, worin er allen unbewaffneten Einwohnern, welche die Stadt verlassen wollten, freien Durchzug durch seine Linien versprach. Die Folge hievon war, daß eine große Menge Weiber und Kinder, alle in dem hülflosesten Zustande, aus den Thoren herauskamen; sie wurden sicher durch das Lager geführt und erhielten darauf die Erlaubniß zu gehen, wohin sie wollten. Während dieß noch geschah, flog eine Mine auf, die unter der Contrescarpe des der rechten Attaque gegenüberliegenden Werkes gegraben worden war. Sie hatte eine viel bedeutendere Wirkung als die erste, und zerstörte einen beträchtlichen Theil des Werkes. Die Freude über diesen Erfolg wurde indessen durch einen Unfall gestört, welcher den gesunkenen Muth der Belagerten aufs neue ermunterte. Ein Magazin von nicht weniger als 800 Kanonenladungen, das hinter einer alten Mörserbatterie angelegt worden war, wo man es für vollkommen sicher hielt, flog in die Luft, wobei mehrere tausend Faschinen, Schanzkörbe und Sturmleitern zerstört wurden, und 11 Mann, die sich in der Nähe befanden, das Leben verloren. Kaum hatte diese Explosion statt gefunden, als die Feinde ein fürchterliches Feuer eröffneten, wahrscheinlich in der Absicht, die Rettungsversuche der Engländer zu hindern; und in jedem Zwischenraume zwischen dem Donner des Geschützes hörte man im brittischen Lager das Jubelgeschrey der Bhurtpurer.

Die hauptsächlichsten Bemühungen der Engländer gingen jetzt auf die Erbauung von zwei Minen, welche unter der Bastion mit dem langen Nacken und unter der rechten Attaque oder der Gopal Ghur Bastion angelegt werden sollten. Um diese Arbeit zu fördern, wurde ein Zickzack angefangen, welches am 9ten bereits bis auf 20 Schritt von der Contrescarpe geführt war. Am 11ten wurde das Werk der früheren Tage erweitert, und zugleich eine Sappe aus Schanzkörben mit Baumwolle gefüllt, bis an den Rand der Contrescarpe getrieben und die äußersten Posten der Belagerer dadurch der Festung so genähert, daß sie einen Stein hätten hineinwerfen können. Die Sappe war indessen schlecht und gewährte kaum Schutz gegen Musketenkugeln; sie wurde daher nur gebraucht, um die Arbeiten der Minirer zu decken, die auf das eifrigste beschäftigt waren, ihren Schacht auszugraben. Als dieß geschehen war, wurden zwei Gallerien zur Rechten und Linken unter der Bastion mit dem langen Nacken angelegt und die beiden Kammern angefangen, von denen die eine für 5000, die andere für 4000 Pf. Pulver bestimmt war.

Diese ganze Zeit über dauerte der Donner der Kanonen und das Krachen des Kleingewehrfeuers Tag und Nacht ununterbrochen fort. Des Tages wurde aus den Breschebatterien gefeuert, indeß die Infanterieposten aus den nächsten Transcheen einen Regen von Kugeln auf die Schießscharten und über die Brustwehren der Werke vor ihnen schütteten. Des Nachts reinigten Kartätschen und Kettenkugeln die Breschen, um die Feinde zu verhindern, sie wieder auszufüllen, oder Traversen hinter denselben anzulegen. Aber es war kein Zweifel, daß wenn die Minen fehlschlügen, alles Feuern umsonst bleiben würde. Wenn man in den Graben hinabsah, zeigte sich nicht nur eine, man wußte nicht, ob große oder kleine Quantität Wasser in denselben, sondern auch eine Contrescarpe von 40 Fuß Höhe, die man hinabsteigen mußte, während man von der Scarpe selbst noch volle 30 Fuß stand.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 143. 22 Mai 1828.

Die neugriechische Poesie.

(Fortsetzung.)

Die Verse selbst, deren der neue Gesang sich bedient, zeigen eine größere Mannigfaltigkeit und einen nähern Zusammenhang mit den alten Maßen der Griechen, als man gewöhnlich erwartet.

Die kürzeren Gattungen der jambischen und trochäischen Rythmen, wie sie schon in ächten Bruchstücken des Anakreon, dann in der attischen Comödie angewandt erscheinen, sind ihnen geläufig.

Dem schönen anakreontischen Gesange εἰς Κόρην, einem der wenigen ächten, die des Dichters Namen tragen: *)

Πῶλε Θρηκίη, τί δή με
Λοξὸν ὄμμασι βλέπουσα
Νηλέως φεύγεις, δοκεῖς δέ μ'
Οὐδὲν εἰδέναι σοφόνη;

Junge Thrakierin, warum doch
Gleich dem Füllen trotzig blickend
Fliehst du grausam mich, als wär' ich
Nimmerdar von dir gekannt?

und den nach seinen Maßen gebildeten Stellen der alten Comödie **) stehen mit ihren gereimten Versen nicht wenige der originalsten neuen Gesänge zur Seite, doch ohne, wie in der alten Poesie, nach bestimmten Systemen abgetheilt und dadurch in Strophen geschieden zu seyn. Derselbe Vers wird dann gemeiniglich durch das ganze Gedicht eingehalten. †) Auch findet er sich um eine Sylbe kürzer, eben wie der Schluß der genannten anakreontischen Strophe, und so in gleicher Weise durch das ganze Lied angewendet: ††)

Φεγγαράκι μου λαμπρὸν
Φέγγε καὶ περπάτειγε,
Νὰ νὰ σ' ἐρωτήσομε
Διὰ δυὸ Γραικόπουλα κ. τ. λ.

Du mein lieber heller Mond,
Scheine nur und geh' voran,
Daß ich bei dir fragen kann
Nach dem jungen Griechenpaar u. s. w.

*) Bei Fischer B. I. LXI. Er ist bei Heraklides Ponticus Alleg. Homer. p. 414. Col. erhalten worden.
**) Aristoph. Friede V. 339. 571. 651 ff.
†) z. B. bei Fauriel, 2. B. n. 23. 278. 284.
††) Das. II. 71.

oder umgekehrt, so daß der Rhythmus mit weiblichem Ausgange schließt, wie im Liede auf die Schwalbe S. 255.

Wieder ist die Schwalbe da;
Von dem weißen Meere her
Kam sie, setzte sich und sprach:
März, mein März, so schön und klar,
Und du schlimmer Februar:
Magst du regnen, magst du schneyen,
Dennoch duftest du nach Mayen.

Doch mischen sich auch beide Gattungen, und der kürzere Vers schließt dann eine Abtheilung des Liedes, z. B. im Ständchen eines Pallikaren: *)

'Σ τὴν πόρταν τῆς Σαλονικίας
Κάθετ' ἕνας Παλληκάρης
Μὲ τὰ μαλλιὰ κλωσμένα
Βαστάει καὶ 'σ τὰ χέρια του
Μαλαγματένιον ταμπουρᾶν
Καὶ τραγουδᾶ καὶ λέγει

An dem Thor von Salonikia
Saß ein Pallikare nieder
Mit dem aufgelockten Haare,
Trug die Leyer in den Händen,
Die mit Golde schön geschmückte,
Und beginnt sein Lied und sagt.

Mit zwei überzähligen Sylben hat ihn ein kurzes Lied bei Fauriel; **)

Meine süße Taube, meine Traute
Sitzet an dem Wege hin und singet:
Fürchtet nicht die Knaben, nicht die Jungen,
Aber ihres Mannes böse Schwester u. s. w.

Diese trochäischen Verse verlängern sich bis zum überzähligen Dreimaße (trimeter hypercatalecticus in syllabam) mit dem Einschnitte nach der zweiten Dipodie, z. B.:

Lieber Manuel, lieber Junge, lieber schöner Freund,
Deine Frau, wie wohlgestaltet, und du freust dich nicht?
„Und du sahst sie, und du kennst sie, lieber Janitschar?"
Ja ich sah sie, ja ich fand sie und ich liebe sie.
„Wohl du sahst sie, wohl du kennst sie, wohl, wenn du sie liebst,
Sage dann, was sie getragen, und was auf dem Haupt?"
Weiß ist ihr Gewand gewesen, roth ihr Haupt geschmückt.
Und Manuly geht im Rausche, geht und tödtet sie;
Doch am Morgen ist er nüchtern, wacht und rufet sie:
Auf, o Herrin, meine Holde, auf und nimm dein Kleid,
Auf und bade dich und schmücke dich und geh zu Tanz,
Daß die Jünglinge dich sehen und vor Neid vergeh'n,
Daß ich Armer auch dich sehe, deiner mich erfreu'.

*) Das. II. 148.
**) II. 238.

und erreichen selbst das volle Viermaß (trimeter acatalecticus), bis zu welcher Länge sie bereits Anakreon ausgebildet hatte. Wie dieser in dem Verse bei Hephästion

Κλῦθί μευ γέροντος εὐέθειρα χρυσόπεπλε κοῦρε,

so der neue Dichter *):

Ἀλικόν μου καρυοφύλλι καὶ χαλάζιον μου ζυμπίλι u. s.

Wie aber vom trochäischen, so sind auch vom jambischen Verse mehrere kürzere Formen aus der alten Poesie durch die neue fortgepflanzt worden: die vierfüßigen zu einem metrischen System vereinten Jamben in den Wolken des Aristophanes V. 1442. ff.:

Φειδ. *Τί δ', ἢν ἔχων τὸν ἥττω*
Λόγον σε νικήσω λέγων,
Τὴν μητέρ' ὡς τύπτειν χρεών;
Στρεψ. *Τί δ' ἄλλο γ' ἢν ταυτὶ ποιῇς,*
Οὐδέν σε κωλύσει σεαυ-
τὸν ἐμβαλεῖν ἐς τὸ βάραθρον
Μετὰ Σωκράτους
Καὶ τὸν λόγον τὸν ἥττω.

Pheid. Doch wie, wenn mit der Rede,
Der schwächern, ich beweisen kann
Daß du die Mutter schlagen mußt?
Strepſ. Was anders? wenn du dieses thust,
Dann wird dir nichts im Wege steh'n,
Daß du dich in die Grube wirfst,
Mit dem Sokrates
Und sammt der schwächern Rede,

haben ihr ganz neues Gegenbild unter andern in den Ammenliedern bei Fauriel, **) von denen das erste so lautet:

Νάννα νάννα τὸ υἱοῦδί μου
Καὶ τὸ παλληκαροῦδί μου
Κοιμήσω υἱοῦδί μ' ἀκριβό,
Κ' ἔχω νὰ σοῦ χαρίσω. κ. τ. λ.

Nanná, Nanná, mein Söhnelein,
Mein kleines liebes Jüngelein,
Schlaf nur, du wunderschönes Kind,
So werd' ich dich beschenken:
Zum Zucker Alexandria,
Zu deinem Reis Misiri,
Dazu Konstantinopolis
Drei Jahre d'rin zu schalten,
Und noch dazu drei Dörfelein,
Und noch dazu drei Klösterlein,
Die Dörfer, daß du ihre Flur
Lustwandelnd magst betreten,
Und deine kleinen Klösterlein,
Da drinnen magst du beten.

Im Dreimaß ohne die Schlußsylbe (trimeter catalecticus in syllabam) ist das Lied von der schönen Sängerin. ***)

Am Ufer unten, drunten an dem Strome,
Wusch eine junge Frau des Gatten Kleider,
Und klagt' im Lied lautsingend ihre Leiden,
Da schwebt' ein milder Hauch daher am Ufer,
Der sanft den Saum von ihrem Kleid erhebet,
Daß frei ihr Fuß erschien bis um die Knöchel.
Es strahlt das Ufer, strahlt die ganze Weite,
Die Schiffe ziehn, es naht die Gallione,
Und All' erfüllt mit Staunen ihre Schönheit.

Besonders eigen aber ist der neuen Poesie der längste Vers dieser Gattung, das Viermaß ohne die Schlußsylbe, oder der fünfzehnsylbige jambische Vers. Diesen hatte schon Hipponax, 500 J. vor Christo, ausgebildet, wie der Scholiast des Aristophanes *) nachweist, welcher von ihm als Beispiel anführt:

Εἴ μοι γένοιτο παρθένος καλή τε καὶ τέρεινα
O wäre mir ein junges Weib, voll Wohlgestalt und Anmuth.

Wegen des Schwunghaften und Raschen in seiner Bewegung war ihm die attische Comödie vor vielen zugethan, und bei Aristophanes tritt er häufig ein, wo der Dialog sich hebt und eilt. Beim Volke selbst ward ihm so großer Beifall, daß ihn die spätern demotischen Dichter beinahe als stehende Form anwandten, und ihn an die neueren zu eben so häufigem Gebrauch überlieferten. Kein anderer findet sich öfter, zumal im erzählenden Gedichte, und schon Lord Byron bemerkt, daß er statt des Hexameters jetzt die Form des Heroischen geworden ist; doch gewährt er sich gleich dem Hexameter nicht weniger dem Heitern und Naiven, als dem Erhabenen und Ernsten, wie für jenes folgendes Beispiel, eines der einfachsten, zeigen mag **):

Κόρη, ὄντας φιλώμαστον νύχδ' ἦτον ποῖος μᾶς εἶδε u. s.

Nacht war es, da wir uns gesehn: Wer hätt' uns da belauschet?
Uns sah die Nacht, das Morgenroth, der Stern, der Schein des Mondes,
Und nieder senkte sich der Stern und saget es der Welle,
Die Welle sagt dem Ruder es, das Ruder es dem Schiffer,
Der Schiffer aber singt es laut am Thore der Geliebten.

Wenn aber sich dieser einfachen Rhythmen die neue Poesie, gleich der alten, mit feiner Wahl des einem jeden Gesange Zusagenden bedient, so sucht sie auch durch Brechung der Reihen in der Mitte, und Verbindung verschiedener von derselben Art zu mehrgestaltigen Versen oder verschiedener Verse zu zweizeiligen Strophen, nach Art der archilochischen Epoden, sich zu lyrischer Mannigfaltigkeit zu erheben. So bestehen mehrere der kürzern Lieder ***) aus zwei unverbundenen oder gebrochenen jambischen Reihen:

Ich tret' in einen Garten, seh' einen Apfelbaum,
Mit Aepfeln schwer beladen, ein' Maid in seinem Raum,
Der sag' ich: steig hernieder, mir wohlgesinnt zu seyn,
Sie aber bricht sich Aepfel, wirft sie mir hinterdrein.

Die zweisylbige Strophe, so daß der kürzere Vers nachtritt, oder den wahren Epodos, zeigt das Lied an Dimos †), dessen Name in jeder Strophe wiederkehrt:

Ja, Dimos, deiner Augen heller Schein,
Die sanftgezognen Brauen,
Die brechen, Dimos, gänzlich meine Kraft,
Und führen mich zum Tode.
Enthüll', o Dimos, nur dein blankes Schwert,
Stoß es in meinen Busen,

*) Das. II. 167.
**) II. V. 428 ff. Vgl. 280. 412.
***) Das. 397.

*) Zum Plutus V. 253. Vergl. Hephaestion de metris, p. 16.
**) Fauriel II. S. 416.
***) Das. II. S. 284. u. 39. 45. 46.
†) Das. II. 154.

Und sammle, Dimos, mein entströmend Blut
In einem goldnen Tuche.
In die neun Dörfer, Dimos, trag' es hin,
Und in die zehn Reviere;
Und wenn sie fragen, Dimos, was es sey:
„Das Blut von der Geliebten."

Dieselbe Strophe mit Brechung in dem längern Verse und mit kürzerm Maße des nachschlagenden, hat das Lied vom Garten, über welches aller Liebreiz südlicher Natur und Naivetät verbreitet ist: *)

Alle mit schwarzen Augen und braunen Wangen
Von dunklem Haar umhangen,
Küssen mich gerne; doch Eine will es vermeiden,
Und schafft mir bitt'res Leiden.
Zu Berge will ich steigen und einen Garten
Anbau'n und warten,
Den Garten und die Hütte und schöne Reben
Und eine Thür daneben.
Da kommen all' die Schönen und suchen Trauben
Und wollen Küss' erlauben.
Laßt sie nur alle kommen mit dunklen Blicken
Zu plagen, zu entzücken.
Sie rufen nach dem Gärtner: Gib uns die Trauben,
Wir wollen Küss' erlauben.
Legt ab nur eure Socken und tretet näher,
Nur ganz herein und näher.
Willst du von diesen Aepfeln, dort von den Quitten,
Nicht lange sollst du bitten,
Willst du die Moschustrauben, die Zuckerbeeren,
Der Liebe sey's zu Ehren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Bhurtpur.

(Schluß.)

Der 14te Januar war jetzt gekommen und die Arbeiten der Belagerer machten so gute Fortschritte, als unter den obwaltenden Umständen irgend erwartet werden konnte, besonders in der Richtung gegen die Bastion mit dem langen Nacken, unter welcher, ungeachtet der Boden aus bloßer Dammerde bestand, man wirklich mit einer Kammer zu Stande gekommen war. Auch die Sappen wurden immer mehr verstärkt, bis sie zuletzt ganze Abtheilungen Infanterie aufnehmen konnten, welche die Minirer durch ein ununterbrochenes Kleingewehrfeuer deckten. Um sieben Uhr des Morgens flog eine Mine auf, von welcher man eine große Wirkung erwartet hatte. Sie warf indessen, entweder weil man die Lage falsch berechnet, oder sie mit keiner hinreichenden Quantität Pulver versehen hatte, nur den Boden auf und ließ die Contrescarpe unbeschädigt. Sogleich machte der Feind einen Ausfall, um die Minirer abzuschneiden; er wurde jedoch aus den Sappen mit einem so heftigen Feuer empfangen, daß er sich mit großem Verlust zurückzuziehen gezwungen sah.

Der 15te und 16te waren Tage von großem Interesse. Am 15ten wurde die Mine, die unter der Bastion mit dem langen Nacken gegraben worden war, mit mehr als 5000 Pf. Pulver geladen, was ungeachtet des hartnäckigsten Widerstandes der Besatzung fast ohne allen Verlust geschah. Die Bhurtpurer boten jeder persönlichen Gefahr mit der bewunderungswürdigsten Aufopferung Trotz, sie warfen brennenden Bambus, Stroh und andere Brennmaterialien auf die Pioniers herunter, welche die Pulversäcke trugen, aber durch eine außerordentliche Begünstigung des Glücks wurde nicht ein einziger derselben vom Feuer ergriffen, und so die Mine, welche schon so viele Mühe und Menschen gekostet hatte, vollendet und armirt.

Der Vormittag und ein Theil des Nachmittags des folgenden Tages zeichnete sich durch nichts Ungewöhnliches aus; das Feuer dauerte, wie bisher, ununterbrochen mit gleicher Lebhaftigkeit fort, bis um vier Uhr Nachmittags die Zündlinie angezündet wurde und die Mine aufflog. Es war ein schreckliches Schauspiel und das Getöse so stark, daß Alle, die in der Nähe standen, für einen Augenblick betäubt wurden. Die Contrescarpe wurde mit fürchterlichem Krachen niedergeworfen und die Scarpe selbst fiel in Trümmern in den Graben. Aber zur nicht geringen Ueberraschung der Britten entdeckte der Fall dieser Scarpe nur eine neue, von Stein gebaute, hinter der ersten, die indessen im Verhältniß zu dieser leicht zu ersteigen war.

Der 17te verging, wie alle früheren Tage, unter dem Donner der Artillerie und des kleinen Gewehrs. Die merkwürdigste Waffenthat war eine Recognoscirung, die Capitän Carmichael vom 59ten Infanterieregiment unternahm. Dieser Offizier wagte sich an der Spitze von 15 Grenadieren in den Graben, erstieg die Bresche, sah in den Platz hinab, ließ von seinen Begleitern einige Handgranaten hineinwerfen und kehrte zurück, ohne mehr als zwei Mann verloren zu haben. Inzwischen wurden Sturmleitern in die Transcheen gebracht, um, so wie der Augenblick kam, bereit zu seyn, während die Minirer so angestrengt an der großen Mine zur Rechten arbeiteten, daß dieselbe kurz nach Einbruch der Dunkelheit gefüllt war. In dieser Mine waren nicht weniger als 15,000 Pf. Pulver; und es wurde nur noch ihr Auffliegen erwartet, um das Zeichen zum Sturm zu geben.

Am folgenden Morgen um zwei Uhr setzten sich die beiden zum Sturm bestimmten Abtheilungen in Bewegung, und nahmen, die erste der rechten, die zweite der linken Bastion gegenüber, ihren Standpunkt. An der Spitze beider Colonnen standen brittische Regimenter, rechts das 59ste, links das 14te, in der Reserve die verschiedenen Corps der eingebornen Truppen. Jeden Augenblick erwartete man das Auffliegen der Mine; aber es verging eine Stunde nach der andern, ohne daß die Explosion erfolgt wäre; und als der Tag anbrach, schien die Aussicht auf den Angriff noch eben so weit entfernt, als je. Von diesem Moment bis ungefähr um neun Uhr des Vormittags erbebte die Erde von einer Kanonade, die so heftig und ununterbrochen war, wie man nur je eine gehört hat. Aus den brittischen Linien warfen mehr als 100 Feuerschlünde ihren todbringenden Inhalt in die belagerte Stadt, während von Seiten des Feindes alles, was nur einer Feuerwaffe ähnlich sah, von dem gewaltigen 84 Pfünder bis zu dem Lunten-

*) Das. II. 240.

gewehr herab, gegen die Belagerer gerichtet wurde. Dieß war die Lage der Dinge, als Lord Combermere in den Transcheen ankam; er sah, daß das 14te Regiment nur wenige Schritte von der Mündung der Mine entfernt stand, und fragte den Ingenieur, ob die Mannschaft in dieser Nähe keine Gefahr liefe. Die Antwort war verneinend; und der General hatte sich kaum entfernt, als die Mine aufflog. Der ganze Wall der Bastion wurde plötzlich, wie durch ein Erdbeben, emporgeworfen. Es war kein Geräusch, keine Explosion, zufällig hatte in diesem Augenblick selbst das Feuern aufgehört; aber der Wall hob sich, gleich einem Schiff, das auf den Wogen schwankt, und sank wieder herab. Dieß geschah zweimal und dann flogen mit einem Getöse, gegen welches der lauteste Donner Musik ist, Steine, Erde, Balken, Kanonen und Menschen in die Luft. Sobald diese schreckliche Explosion vorüber war, hörte man von allen Seiten das Geschrei und Wimmern der Verwundeten, zum Zeichen, daß die Versicherungen des Ingenieurs von der Gefahrlosigkeit des Standpunktes der Colonne ungegründet waren; woher diese Töne kamen, war aber unmöglich zu unterscheiden, da alles in eine dicke Wolke von Dampf und Staub gehüllt war, in welcher es nicht leicht war zu athmen, viel weniger um sich zu blicken.

Durch diese Dampfwolke stürzte die Colonne über die Leichen von anderthalbhundert ihrer Kameraden, welche beim Auffliegen der Mine ihren Tod gefunden hatten, auf die Bresche und begann in einem Augenblicke, sie zu ersteigen. Der Widerstand, den sie fand, obgleich ausgezeichnet durch die Tapferkeit Einzelner, war weder regelmäßig noch hartnäckig; das 14te Regiment gewann die Höhe mit verhältnißmäßig unbedeutendem Verlust. Da jedoch die eingebornen Truppen, die zu ihrer Unterstützung beordert waren, noch zurückblieben, so machten die Britten jetzt Halt, um jene zu erwarten, als aus den Häusern und Gebäuden in der Nähe ein mörderisches Feuer auf sie eröffnet wurde. Sie wurden indessen dadurch nicht entmuthigt, sondern wandten sich, wie sie den Befehl erhalten hatten, zur Rechten des Walls und trieben den Feind, ohne einen Stoß zu erhalten, von Thurm zu Thurm und von Bastion zu Bastion. Inzwischen waren auch ihre Kameraden vom 59sten Regiment nicht zurück; sie hatten ihre Bresche in einem Anlauf genommen und darauf, sich rechts schwenkend, den Wall von allen Feinden gereinigt, die ihnen begegneten.

Das Blutbad, während dieses Gefechts, war fürchterlich, besonders unter den Bhurtpurer Galondschis oder Artilleristen, die wie Verzweifelte fochten und sich auf ihren Kanonen niederstechen ließen, ohne Pardon zu nehmen. Eine starke Abtheilung Ghats, die dem 59sten Regiment gegenüberstand, hatte in einer Straße Posto gefaßt, die einen rechten Winkel mit dem Wall bildete; und hier vertheidigten sie sich mit einem Muthe, der selbst nach dem eigenen Geständniß der Engländer ein besseres Loos verdient hätte. Sie wehrten sich bis auf den letzten Mann; und nachdem der Kampf beendigt war, lagen mehr als vierhundert Leichen da, jeder auf dem Platze, den er bis zum letzten Athemzuge behauptet hatte. Das schrecklichste Schicksal indessen war das der Bhurtpurer Musketiere, die verwundet niederfielen. Ihre Kleider waren dick mit Baumwolle wattirt, und da die Lunte, deren sie sich zum Abfeuern ihrer Gewehre bedienen, an ihrem Wamms befestigt war, so fingen sie Feuer und viele von ihnen verbrannten auf diese Weise, die sonst leicht noch mit dem Leben davon gekommen wären.

Endlich stießen die Spitzen der beiden Colonnen, nachdem sie den ganzen Wall gereinigt hatten, auf einander, und begrüßten einander mit herzlichem Zuruf. Auch die Seapoys, die, durch die Heftigkeit der Explosion überrascht, einen Augenblick geschwankt hatten, waren während dieser Zeit in die Stadt gedrungen und folgten dem Beispiel der Europäer, indem sie für die Grausamkeiten Rache nahmen, welche die Besatzung bisher an denjenigen ihrer Kameraden geübt hatte, die ihr in die Hände gefallen waren.

So wurde die Stadt Bhurtpur genommen; die Citadelle allein hielt sich noch bis um zwei Uhr Nachmittags, wo sie sich gleichfalls ergab. Die Besatzung hatte während der Belagerung an 10,000 Mann verloren, wovon mehr als die Hälfte in dem Sturm getödtet wurden; der Verlust der Engländer betrug nach ihren Angaben nicht mehr als 1,000 Mann von allen Graden, darunter jedoch mehrere ausgezeichnete Offiziere, wie der Brigade-General Edwards, der an der Spitze seiner Truppen, von Wunden durchbohrt, den Tod fand. Aber bei der Wichtigkeit der Eroberung und der moralischen Wirkung derselben durch ganz Indien, konnte dieß für keinen zu theuern Preis gelten. Bhurtpur wurde in ganz Ostindien für uneinnehmbar gehalten; und häufig hörte man unter den Eingebornen die Bemerkung, daß Indien nicht unterworfen sey, da Bhurtpur nicht gefallen wäre.

Es darf kaum erwähnt werden, daß, sobald die Nachricht von der Einnahme von Bhurtpur sich verbreitete, alle anderen Städte des Fürstenthums sich beeilten, ihre Unterwerfung anzubieten, und daß der Krieg ein Ende hatte. Der junge Rajah Bulwent Singh wurde darauf in die Residenz seiner Väter geführt und von Lord Combermere auf den Thron gesetzt; während der Usurpator Durschun Sal, bei einem Versuche sich durch die Flucht zu retten, in die Hände der englischen Reiterposten fiel, die um die Festung aufgestellt waren, und als Staatsgefangener in das Fort Allahabad gebracht wurde, wo er noch in dem gegenwärtigen Augenblicke aufbewahrt wird.

So war eine von den schwersten Gewitterwolken, welche seit vielen Jahren den Horizont des brittischen Reiches in Ostindien verdunkelt hatten, zerstreut.

Fernando Po.

Die neuesten Nachrichten aus der neuen brittischen Niederlassung auf Fernando Po lauten sehr günstig. Von 170 Europäern sind in den ersten fünf Monaten blos fünf gestorben, obgleich die Colonisten während dieser Zeit doch nothwendig manchem ausgesetzt waren. Die Krankheit, von der sie am meisten zu leiden hatten, wird als eine Art ansteckendes Geschwür beschrieben. Die Eingebornen bleiben bei ihrer freundschaftlichen Stimmung gegen die Colonisten. the Sphynx, May 7.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 144. 23 Mai 1828.

Die neugriechische Poesie.

(Fortsetzung.)

Nach Aufhebung der Sylbenmessung sind zwar die mehr denn zweisylbigen Füße vom regelmäßigen Gebrauche ausgeschlossen, weil es die Natur der Verse, welchen die Sylben nicht zugemessen, sondern zugezählt werden, mit sich bringt, daß über jede einzelne Stelle hinweg der Rhythmus wieder anhebt; doch macht die Freiheit, mit welcher der Rhythmus über den jedem Vers zukommenden Sylben schwebt, so wie die Menge offener Sylben, welche sich ohne Härte durch Synizese zu Einer verschlingen, während sie im Rhythmus die Bewegung und den Klang von zweien wenigstens nicht ganz verlieren, daß aus dem jambischen und trochäischen Maße Daktylen und Anapästen nicht selten hervorzubrechen scheinen, und das Ganze sich überhaupt mit größerer Mannigfaltigkeit des Rhythmus entfaltet, als bei jenen einfachen Maßen man erwarten sollte: das ursprüngliche Gefühl rhythmischer Mannigfaltigkeit und Zweckmäßigkeit, die Grundlage der großen rhythmischen Kunst alt-griechischer Dichter, ist offenbar auch ihren Nachkommen eigen, und in ihren einfachen Gesängen deutlich ausgedrückt. Da unsrer Sprache diese Fülle offner Laute fremd ist, kann sie nur durch freien Gebrauch der Kürzen nachhelfen, z. B. in dem zweiten Theile des oben angeführten Ständchens:

Παραθυράκιά μου χρυσᾶ
Καὶ κιφοσάκιά μου χρυσᾶ
Εἰπέτε τὴν Κυρίτσαν σας,
Νὰ ἔβγῃ 'σ τ' ἀγνάντιον νὰ τὴν 'δῶ.
Δὲν εἶμαι ὄφιος νὰ τὴν πιῶ,
Λεοντάρι νὰ τὴν καταπιῶ.

O du mein gold'nes Fensterlein
Und ihr Vorhänge mit goldnem Schein,
Saget doch meiner Kranken d'rin,
Daß sie komm' und sich lass' erblicken.
Keine Schlange bin ich, sie zu ersticken,
Kein Löwe, sie zu reißen in Stücken.

und im Hochzeitliede S. 236:

'Απὸ τὰ τρίκορφα βουνὰ
'Ιεράκι ἔσυρε λαλιά
Πάψετ', ἀέρες, πάψετε
'Απόψε κ' ἄλλην μιὰν βραδιὰν,
'Αγώρου γάμος γίνεται,
Κόρη ξανθὴ 'πανδρεύεται

Von den dreihauptigen Bergeshöh'n
Beginnt ein Sperber zu rufen schön:
Senket euch, Lüftchen, senket euch,
Nicht heut, nicht morgen Abend zu weh'n,
Bis die Jungfrau zu dem Bräutigam
Und zu seiner Braut der Jüngling kam.

Sogar den dogmischen Rhythmus scheint diese Poesie mit einer festen Erinnerung an das Wesentliche desselben in seinen einfachen Formen nachzubilden, wie besonders ein Lied aus Kreta bei Voutier *) zeigt, wenn es in der That aus dem Volke kommt:

Ψυχὴ ἀθλία,
Τί δυστυχία
'Ακαταπαύστως σε τυραννεῖ,
Δὲν ἔχεις φίλον
Πιστὸν μὲ ζῆλον,
Νά σε λυπῆται νά σε πονῇ.

Du mein leidend Herz,
Welch ein bittrer Schmerz
Dich ohn' Unterlaß drängend erfüllt,
Du hast keinen Freund,
Der mit dir vereint,
Dir mitleidend die Thränen stillt.

Alle diese Formen, deren Urbild sich fast ohne Ausnahme in der alten Lyrik findet, zeigen, ungeachtet ihrer Mannigfaltigkeit, ein bestimmtes Gepräg, das den verschiedenen Stoffen eben so angemessen, wie überall durch einen gewissen Grundton mit sich selbst übereinstimmend ist, zum Beweise, daß sie sämmtlich in Bezug auf Eine musikalische Tonart stehen. Gemeiniglich achtet man die Musik der Alten für verloren; indeß tönt noch ihre Hirtenflöte, wie in Sicilien, so auf den Inseln des Archipelagus, in Arkadien, wie in den Thälern des Olympus, und die von unserm musikalischen System ganz abweichende Temperatur und Art ihrer Töne, so wie die Eigenthümlichkeit der Melodien, zeigen offenbar, daß auch hier, wie in den Rhythmen, der Grieche noch jetzt alter Ueberlieferung folgt, ohne sie zu kennen. Einfach und doch abwechselnd, wie diese Rythmen, haben die Melodien mit ihnen auch dieses gemein, daß sie nicht über zwei Reihen von Tönen hinausgehen, und so das Lied des zweizeiligen Epodos wiedergeben. Welchem rhythmisch-musikalischen System des Alterthums aber sollen wir den oben bezeichneten Inbegriff der rhythmischen Bildungen im neugriechischen Gesang und seine musikalische Begleitung gleich oder ähnlich stellen?

Wir sind durch genauere Erforschung der alten Rhythmik und Tonkunst dahin gekommen (und das Resultat ist

*) Lettres sur la Grèce, p. 216. und Eunomia III. S. 46.

eines der größten und denkwürdigsten der das ganze classische Alterthum umfassenden und mehr durchdringenden neueren in Deutschland gegründeten Philologie), aus der Messung der Rhythmen und Verse die Tonart zu erkennen, für welche sie gedichtet waren, indem sich gezeigt hat, daß Mischung und Folge der Töne in der Harmonie, und Mischung und Folge der Sylben in den Rhythmen auf das Vollkommenste sich entsprechend und für einander gebildet wurden. Nun ist kein Zweifel, daß die sämmtlichen rhythmischen Formen der alt-griechischen Poesie, welche sich in der neu-griechischen wiederholen oder doch wiederspiegeln, der ionischen Tonart angehören. Die von Archilochus, Anakreon, von Hipponax gebildeten Rhythmen, welche hier in andauerndem Gebrauch sind, desgleichen die gebrochenen Verse, die aus Reihen mit verschiedenen Aufschlägen, zusammengefügt sind, ausgegangen von Sotades, Pherekrates tragen als Erfindungen ionischer Dichter eben so bestimmt, wie die dogmischen Reihen das Gepräge der ionischen Tonart oder Musik, welche den einfachen und schwunghaften Gang der Trochäen und Jamben, den Zusammenstoß der Hebungen im Dochmius, und die Lockerheit der ungebundenen Reihen nach Bedarf für ihre bald heiteren, bald wehmüthigen, im Ganzen mehr dem Ueppigen und Weichen, als dem Ernsten und Starken zugewendeten Erzeugnisse zu brauchen bedacht war. Diese ionische Weise, für die höhere Lyrik so wenig passend, daß sie im pindarischen Gesange gar nicht, dagegen in der Comödie mehr denn eine andere gebraucht wird, war schon in dem Jahrhunderte nach Alexander fast allein herrschend geworden; denn nachdem der Ernst der dorischen Tonkunst, und das Ungestüm der äolischen mit dem großartigen Charakter der frühern Zeit und ihrer Lyrik untergegangen war, fand man allein noch an den üppigen und leichtern Weisen des ionischen Tones Behagen. Da aber seitdem in dem Leben und der Gesinnung der Griechen kein Aufschwung zu dem Stärkern und Erhabenern eingetreten, im Gegentheil sich, zumal auf den Inseln, Sitte und Leben in ungefähr gleicher Eigenthümlichkeit bewahrt hat, so ist natürlich, daß auch die Poesie den dieser Eigenthümlichkeit entsprechenden Formen treu blieb. Und so ist auch historisch nachgewiesen, was als eine aus dem Innern hergeleitete Wahrnehmung durch Neuheit überraschen und auffallen könnte, daß die ganze rhythmische und musikalische Form der neu-griechischen Poesie als eine nicht wesentlich umgestaltete Ueberlieferung der alt-ionischen Rhythmik und Tonkunst muß betrachtet werden. (Forts. f.)

Nubien.

Halfaï. Die Karavanenstraßen. Der blaue und der weiße Fluß. Sennâr.

(Schluß.)

In Halfaï (unter 15° 44′ 20″ nördl. Br. und 30° 22′ 15″ östl. L.), der zweit-größten Stadt Meroe's, verweilten wir nicht lange, da die Nachricht von innern Unruhen, welche im Königreich Sennâr ausgebrochen waren, den Pascha bestimmten, seinen Marsch dahin zu beschleunigen. Außerdem bot Halfaï keine Merkwürdigkeiten dar, die mit einen verlängerten Aufenthalt wünschenswerth gemacht hätten. Die Stadt ist im Verfall: von 8 bis 9,000 Einwohnern, die sie zur Zeit ihrer Blüthe gezählt haben mag, ist kaum der dritte Theil übrig; demungeachtet hat sie noch jetzt einen Umfang von $1\frac{1}{2}$ Lieues, welcher eine weit zahlreichere Bevölkerung voraussetzen würde, wenn nicht die schon bemerkte nubische Sitte, jedes Haus mit geräumigen Höfen, Gärten und Feldern zu umgeben, in Betracht käme. Halfaï, ehedem, wie alle Nilländer bis Dongola hinab, eine Dependenz von Sennâr, machte sich vor etwa fünfzig Jahren unabhängig; dafür wurde es aber bald eine Beute der räuberischen Schaykyehs, die ihre Operationslinie gegen die vorbeiziehenden Karavanen von Dongola bis an den weißen Fluß ausdehnten.

Von den Karavanenstraßen, die aus dem Innern Afrika's nach dem Mittelmeer führen, sind die von Tombuktu nach Tripolis und die von Dârfur nach Egypten die bedeutendsten. Jene — die nähere und wohl auch die sicherere, haben bekanntlich die englischen Reisenden eingeschlagen; diese ist ohne Zweifel wegen des egyptisch-asiatischen Handels die wichtigere. Was im westlichen Sudan Tombuktu, das ist im östlichen Dârfur, nämlich der Mittelpunct des Handels. Die Straßen von Dâr Kulla, von Baghermi und Tombuktu, von Dschebel Nubâ und Kurdofân laufen hier mit denen von Sennâr, Habesch, Massua und Sauâkin zusammen. Aber wie der Seefahrer nicht den freien Ocean mit seinen Stürmen, sondern die Klippen und Untiefen in der Nähe der Länder zu fürchten hat, so die Karavane nicht die Wüste mit ihren wilden Thieren, sondern die Nähe der Menschen in den Oasen und an den Flüssen. Darum zieht auch die Hauptkaravane von Dârfur den Weg durch die Wüste vor: stets auf der westlichen Seite des Nils und in großer Entfernung von demselben, nur die Oasen von Selymeh und el-Khargeh berührend, wandert sie viele Tage fort, und betritt bei Abutig, oberhalb Syut, das egyptische Gebiet. Die andern Karavanen sind solche, welche entweder die commerciellen Verbindungen der Küste des rothen Meers, Nubiens, Abyssiniens und des Sudans, oder der obern Nilprovinzen und Egyptens unterhalten; die erstern durchschneiden an mehrern Orten den Nil, z. B. in Dongola, Barbar, Schendy und Abu-ahras an der Grenze von Halfaï; die letztern vereinigen sich theils mit der großen Karavane bei Selimeh, theils verfolgen sie zwei besondere Straßen durch die Wüste auf der östlichen Seite des Nils, wovon die eine von Barbar nach Asuân, die andere, etwas westlichere, durch Dâr Robâtât nach dem Lande der Barâbra geht.

Ismaël Pascha benutzte den Zustand der Verwirrung, in welchen durch die Schaykyehs dieser große Theil Nubiens versetzt war, um, eine beliebte Redensart aller Eroberer gebrauchend — sich als den Befreier Afrika's anzukündigen. Dieß war auch der Talisman, der ihm die Unterwerfung Sennârs erleichtern sollte.

Es war ein schöner Tag für mich, als wir an die Stelle kamen, wo der blaue und der weiße Fluß sich als Nil vereinigen. Auf der Halbinsel, welche beide Flüsse bilden, liegt das Königreich Sennâr, dessen nördlichster Punkt, Râs el-Kartum, unter 15° 37′ 10″ nördl. Br. und 30° 17′ 30″ östl. L. liegt. Der weiße Fluß (Bahr el-Gazel) ist gegen seine Mündung höchstens 600 Fuß breit; seine Ufer sind der Ueberschwemmung ausgesetzt. Durch seine trübe milchige Farbe und seinen raschern Lauf unterscheidet sich der weiße Fluß, der auf Lehmboden fließt, von dem kristallhellen und sanft über Felsengrund hingleitenden blauen Fluß (Bahr el-Azrak). Letzterer ist um ein Drittel schmäler. Nach der Versicherung meiner Führer würde sich aber der weiße Fluß gegen Süden noch bedeutend erweitern, und allein in Dâr Dinka, dem südwestlichen Grenzlande von Sennâr, neunzehn Flüsse und Bergwasser aufnehmen. Ich überzeugte mich in der Folge von der Wahrheit dieses Berichts. Beim Eintritt in Dinka fließt der Strom in einem sehr breiten Bett, und die Ufer sind zum Theil Sumpfland. Wie der blaue Fluß hat auch der weiße selbst periodisches Steigen und Fallen, und Bruce, der das Gegentheil behauptet, ist im Irrthum. Eben so kann man jetzt mit Bestimmtheit annehmen, daß die Quellen, welche jener in Abyssinien sah und für die Quellen des Nils hielt, die des blauen Flusses sind. Der weiße Fluß ist der eigentliche Nil: einige Tagreisen oberhalb Dinka nimmt er eine starke Wendung gegen Westen; bei Fertit, vierzig Tagreisen südlich von Dârfur, findet man ihn wieder, so daß, wenn er der nordwestlichen Abdachung der Mondsgebirge (Dschebel el-Kamar) entströmt, er lange Zeit eine östliche Richtung verfolgt, bis er zuletzt nach Norden einlenkt, während der blaue Fluß, ein Sprößling der nordwestlichen Höhen von Habesch, zuerst nordöstlich, hierauf völlig südlich, und dann, als ein Schenkel des Dreiecks, das er mit dem weißen Flusse bildet, nördlich läuft.

Ich machte die Reise nach Sennâr auf dem blauen Fluß. Seit der Zeit der Pharaonen hatte hier vielleicht kein Segel geweht. Mich ergriff ein sonderbares Gefühl, als ich diese Bäume betrachtete, die ungebrochen von den Stürmen der Zeit, ungekrümmt von der Last der Jahre, ihre stolzen Häupter erhoben; diese dichten Wälder, deren ewiger Blätterschmuck noch nie einem Reisenden wohlthuenden Schutz gegen die Strahlen der glühenden Sonne verliehen hatte; diese undurchdringlichen Gebüsche, welche noch nie von eines Hirten Heerde gelichtet worden waren. Die wilde Natur allein lebt und schafft in der stets neu sich gebährenden Pflanzen- und Thierwelt; die Akazien, die Nebkas, die Heglygs, selbst die abgestorbenen Bäume, umarmt von den unentwirrbaren Lianen, bildeten nur Eine feste Masse. Das Schlagen der Ruder und das Rauschen der Fluthen, die unsre Barke durchschnitt, brachten Angst und Schrecken unter die Bewohner des Flusses. Die Krokodile, gewohnt ihre Eyer ungestört an die einsamen Ufer zu legen, flohen eiligst in's Wasser; die Flußpferde stiegen aus der Tiefe auf, und schwammen schaarenweise und brüllend um uns her; Papageien, Perlhühner, der weiße und der schwarze Ibis *) betäubten unser Ohr mit ihrem Geschrei; Affen belustigten uns mit ihren Fratzen und Luftsprüngen; Hyänen, Zebras, Dschiraffen, Elephanten, Löwen und Tiger zeigten sich zu beiden Seiten des Flusses, den sie besuchten, um zu baden, oder um zu trinken, und stäubten beim Knall einer Jagdflinte auseinander. Der Fluß führte Bambus, Ebenholz, Gaiac und andere kostbare Hölzer mit sich; ich sah unbekannte Schalthiere, Pflanzen, Insecten — wohin sollte der Beobachter seine Blicke wenden, wo die Natur überall so reich ist, überall so ein ganz neues und eigenthümliches Gepräge hat? Wir kamen an den Mündungen des Rahad und des Dender vorüber; beide Flüße trocknen in den heißen Monaten fast völlig aus; die Fahrt war, da der Südwind anhielt, nicht sonderlich schnell; heftige Stürme, von furchtbarem Donner und überströmenden Regengüssen begleitet, erregten ein Heimweh in uns nach dem schönen Himmel Egyptens. Endlich erreichten wir Sennâr. Der Pascha war bereits seit mehreren Tagen angekommen und hatte die Unterwerfung des Königs Baby empfangen.

Sennâr, (unter 14° 36′ 51″ nördl. Br. und 31° 24′ 34″ östl. L.) auf der westlichen Seite des blauen Flusses, mit 9000 Einwohnern und einem Umfange von einer ½ Lieue, ist in der Form eines Halbkreises gebaut. Den Mittelpunkt dieses Halbkreises beherrscht ein großes vierstöckiges Gebäude, schon halb verfallen und verlassen — die alte Residenz der Könige. Die Stadt liegt auf einer Erhöhung, die sie gegen die Ueberschwemmung sichert. Der Eindruck des Ganzen ist äußerst traurig. Eine Moschee ausgenommen sind die Häuser meistentheils elende runde Lehmhütten mit Strohdächern, die, wie sie auf einem, mit Trümmern älterer Baukunst überdeckten Boden stehen, selbst bald dieses Schicksal theilen werden.

Die Fungis, aus dem Sudan kommend, eroberten unter Amârah du Naqs im Jahr der Hegira 890 das Land und bauten die Stadt Sennâr. In einem Zeitraum von 335 Jahren regierten neun und zwanzig Könige. In der letzten Zeit hatten sich zwei Usurpatoren, Mohammed-A'dlân und Haßan-Regeb, der Obergewalt bemächtigt; sie beschloßen bei der gemeinschaftlichen Gefahr, womit sie Ismaël bedrohte, sich zu vereinigen: diese Gelegenheit benützte der treulose Hassan, um seinen Nebenbuhler aus dem Wege räumen zu lassen; die Verrätherei kam aber nicht ihm, sondern dem rechtmäßigen Monarchen Baby zu gut, der, durch den Anhang A'dlâns verstärkt, das Uebergewicht erhielt. Hierauf entfloh Hassan, und Baby unterwarf sich dem Pascha, obgleich dessen Heer nicht mehr als 4000 Mann stark war — allerdings zur Eroberung eines Königreichs keine bedeutende Macht; aber Sennâr verdient auch kaum diesen Namen mehr; denn seitdem es unter den immerwährenden Thronrevolutionen, die es seit

*) Man findet den letztern häufig einbalsamirt in den Gräbern von Theben, aber in ganz Egypten nirgends mehr lebend.

einer Reihe von Jahren zerrütten, seine nördlichen Provinzen verloren hat, ist es auf eine Fläche von 95 Lieues in die Länge, von 20 bis 30 in die Breite beschränkt.

Wie in Egypten besteht das Erdreich aus einer sandigen Thonlage, die hier jedoch weniger dicht ist als dort, wo der austretende Nil seinen Schlamm allgemeiner verbreitet.

Der Winter (Chittât) beginnt mit dem Januar und endet mit dem März: beständiger Nordwind, kalte Nächte, oft umwölkter Himmel. Der Sommer (Sêf) fällt in die drei folgenden Monate: davon sind die heißesten der April und der Mai: dann weht der erstickende Samôn dreißig bis vierzig Tage. Dieß ist ein Nordwestwind, was um so sonderbarer auffällt, als sein Verwandter, der egyptische Kamsyn, aus der entgegengesetzten Richtung, nehmlich aus Südost und Südwest, kommt. Noch am 14 Juni stieg das Thermometer Mittags auf 38°, und sein niederster Stand innerhalb achtzehn Tagen war auf 28°. Der Karif (Südwind) bezeichnet die Periode der Regen, der Orkane und der Hochgewitter: diese dauert bis Ende des Septembers. In der ersten Hälfte der drei letzten Monate des Jahrs weht der Arabi, d. i. der Südost, der gegen den 15ten September in den Nord überschlägt.

Die Monate August und September zeigen die Umgebungen Sennârs als eine mit frischem Grün bedeckte Ebene: die zahlreichen Häusergruppen, die wie Bienenkörbe aussehen, nehmen sich gut aus. Aber auf der Oberfläche des durch und durch getränkten Bodens haben sich dann hin und wieder Sümpfe gesammelt; durch die nun plötzlich eintretende Hitze in Gährung gesetzt, verbreiten sie faule Miasmen, welche, in Verbindung mit den von der Erde ausgehauchten Dämpfen, die Luft verpesten und eine Menge *) Krankheiten erzeugen; vor allen richten die Fieber große Verheerungen an. Als Fremde hatten wir hauptsächlich zu leiden. Am 25 September zählte die egyptische Armee 600 Todte und 2000 Kranke. Bei der Annäherung dieses verderblichen Zeitraums eilen die Anwohner des Flusses, ihre Dörfer mit ihren Heerden zu verlassen, und ziehen nach den felsigen Höhen in der Nachbarschaft, wo sie eine reinere Luft athmen. Bald versengt die Sonne den reizenden Schmuck der Felder; im April ist die Natur wie ausgestorben, und nur der Rand des Flusses behält das ganze Jahr hindurch seine grüne Einfassung.

An den Einwohnern bemerkt man einen großen Unterschied der Farben, welcher, durch die Vermischung des Bluts der Neger, der nomadischen Araber, der Aethiopier und der aus dem Sudan Eingewanderten, mit den eigenthümlichen Eingebornen entstanden, im Lauf der Zeiten sechs dergestalt verschiedene Racen hervorgebracht hat, daß jedes Individuum weiß, welcher Race es angehört: 1) die Asfar, sie sind die am wenigsten Farbigen; da sie, wie ihre Voraltern, Nomaden geblieben sind, auch nicht leicht in andere Stämme heirathen, so erkennt man in ihnen ohne Mühe die Araber. Sitten und Gebräuche, Sprache und Gesichtsbildung ist arabisch; 2) die Ahmar (die rothen): rother Teint, röthliche und krause Haare, wahrscheinlich eine Variation aus dem Sudan; 3) die Sudan-Azraq (die blauen): dieß sind die Fungis, sie haben Kupferfarbe; 4) die Ahedar (die grünen): sie nähern sich schon den Negern; 5) die Kat-Fatlolem, sie halten die Mitte zwischen der ersten und vierten Race, d. h. sie sind halb gelb und halb grün, mit glatten, manchmal aber auch etwas krausen Haaren; das äthiopische Blut herrscht in ihnen vor; sie haben Kupferfarbe; sie bildeten die Hauptbevölkerung des alten Egyptens; 6) die Abbit, Abbd oder Nuba, Neger, aus dem Gebirge von Bertât stammend, mit schwarzen wollichten in's Röthliche stechenden Haaren, mit weniger platter Nase, und weniger wulstigen Lippen als die Neger des mittäglichen Afrikas. Man findet unter ihnen ganz regelmäßig schöne Gesichter.

Sollte sich nicht die Verschiedenheit der Gesichtsfarben auf den Gemälden der alten Egyptier aus dieser Erscheinung erklären lassen? Eine künstliche Schattirung kannten sie nicht, und so nahmen sie denn eben jedesmal die charakteristische Farbe, und malten z. B. den Eingebornen des Sudan's gelb-grün, den Araber blaßroth u. s. w.

*) Sennâr, welches das alte Land der Makrobier seyn soll, ist an Krankheitserscheinungen sehr reich: Pocken, Masern, Hautkrankheiten, Geschwüre, die Siphilis in mehreren Formen, intermittirende hitzige Fieber mit Anfällen von Raserei, Epilepsie, Wasserscheu und eine Menge anderer Uebel sind einheimisch. In den meisten Fällen wird das glühende Eisen oder das Rasirmesser angewendet.

Cailliaud begleitete das türkische Heer bis nach Singué (10° 29′ 44″ nördl. Br. und 32° 20′ 30″ östl. L.) am Tumat, der sich bei Fazoql in den blauen Fluß ergießt. Das ungesunde Klima, der Mißmuth über fehlgeschlagene Hoffnungen, die Sehnsucht nach dem Vaterlande vermehrte die Zahl der Kranken oder Sterbenden von Tag zu Tag. Wo man nichts als Beute, Sclaven und Gold erwartet hatte, fand man blutige und unfruchtbare Kämpfe mit den kriegerischen Negern. Es wurde der Rückzug beschlossen. Ibrahim Pascha war mit einem besondern Heer ausgezogen, die Länder am weißen Fluß zu erobern. Krank eilte er nach Hause. Bald folgte Ismaël. Cailliaud, der sich, um schneller und ganz für seine Zwecke zu reisen, von der Armee getrennt hatte, kam lange vor dieser in Egypten an, und war schon in Marseille an's Land gestiegen, als er den Tod Ismaëls und seines Gefolges erfuhr. Der junge Pascha übernachtete in einem Dorf bei Schendy: da erschien der Melik Nimir, (den er durch verächtliche Behandlung beleidigt hatte,) als die Türken in tiefem Schlaf lagen, vor dem Hause, umstellte es mit brennbaren Materialien und zündete es an. Niemand entkam. Als nun Mehemed Ali, im Zorn über den Tod seines Sohnes, seinen Eidam Mohamed Bey, der ihm Kurdofân erobert hatte, nach Nubien berief, und unerhörte Grausamkeiten durch ihn ausüben ließ, brach ein allgemeiner Aufstand von Sennâr bis an die Grenzen Egyptens aus.

Industrie in Frankreich.

Die Quantität Eisen, welche in Frankreich zur Erbauung von Maschinen und andern Zwecken gebraucht wird, hat sich in den letzten vier Jahren verdoppelt; im Verhältniß damit steht der vergrößerte Verbrauch des Stahls.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 145. 24 Mai 1828.

Egypten und Mehemed Aly.

Die Sphynx enthält folgendes, mit R. M. unterzeichnetes Schreiben an den brittischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Dudley:

Der politische Zustand Egyptens und der Charakter seines Herrschers sind in England so wenig gekannt, daß ich mich aufgefordert fühle, aus meiner neuern und persönlichen Erfahrung ein richtigeres Bild jenes Gegenstandes mitzutheilen. In der Unwissenheit der brittischen Regierung und in den vorherrschenden falschen Ansichten über Egypten und seinen Herrscher muß man hauptsächlich den Grund des „unangenehmen und unvorgesehenen Ereignisses" bei Navarin suchen. Die nachfolgende Ueberschiffung der griechischen Sklaven von Morea nach Alexandrien, und der entschiedene Vorzug, den in allen Handelsmaßregeln Egyptens Frankreich vor England erhält, beruht auf demselben Grunde.

Was die Schlacht bei Navarin betrifft, so war der erste Fehler das unbesonnene Vertrauen, das man auf das Wort des Pascha setzte, als er versicherte, die türkisch-egyptische Expedition, deren Großadmiral er war, sey nicht gegen Morea bestimmt. Admiral Codrington hatte Befehl, die Ankunft derselben in dem Peloponnes zu verhindern, zugleich aber war er instruirt, ganz darauf zu bauen, daß der Pascha nie durch Treubruch seine Ehre beflecken werde. Er befolgte diese Instruction und ward betrogen. Die Schlacht bei Navarin ward die natürliche Folge. Das nämliche Vertrauen setzte man in die Versprechungen des blutdürstigen Ibrahim, der sich verbindlich machte, keine Sklaven mehr aus Morea wegzuführen: er hatte kaum sein Wort gegeben, als er auf's Neue zweitausend nach Egypten schickte, und so waren wir abermals betrogen. Während dieß geschah, hatte man die Griechen gezwungen, den Waffenstillstand zu halten, und zu dulden, daß ihre Weiber und Töchter aus ihren Hütten gerissen und in die Sklaverei geschleppt wurden. Unsere Servilität in den letzten Unterhandlungen endlich benahm dem Pascha alle sonst so heilsame Furcht vor uns; wir verloren seine Achtung, und die Folge war, daß er die französischen Handelsinteressen, die er bis jetzt blos privatim begünstigt hatte, nun ausschließlich beschützt.

Fast in ganz Europa wird der politische Charakter Mehemed Aly's überschätzt: man betrachtet ihn als einen gebildeten Fürsten, mild in seiner Regierung, redlich in seinen Zusagen, aufgeklärt in seinen Ansichten, nach Unabhängigkeit strebend, und derselben würdig. Seine ganze Bildung besteht jedoch blos darin, daß er gegen Christen, die seinem Geize dienen, eine verstellte Höflichkeit beobachtet, und daß, wenn er sich herabläßt, Handelsverbindungen mit den Ungläubigen einzugehen, der Fanatismus augenblicklich der Gewinnsucht weichen muß. Kann man aber bei dem hinterlistigen Mörder der Mameluken wirklich Treue und Glauben voraussetzen? Wenn er gegen unsere Gesandte freundlich lächelt, erinnert man sich da nicht, daß er mit derselben Miene seine Gäste empfing, während schon das Schwert gezückt war, das sie morden sollte? Setzt man Vertrauen auf seine Mäßigung, weil er mit scheinbarer Gleichgültigkeit die Vernichtung seiner Flotte vernimmt? weil er gelernt hat, seinen Grimm hinter freundlich geglätteter Stirne zu verbergen, und die Rache tief im Busen verschlossen zu halten? Hat man vergessen, daß der Türke nie einschmeichelnd ist, als wenn er über Verrath brütet?

Kann man ferner eine Regierung aufgeklärt nennen, welche an die Stelle der Raubzüge der Beys ein förmlich organisirtes Plünderungssystem setzte, das durch keine Noth erweicht, durch keine List umgangen werden kann? Mag der Ruf dieses „Bonaparte des Ostens" in Europa noch so groß seyn, so ist doch nichts desto weniger gewiß, daß Egypten nie einen gierigeren Tyrannen besaß. Er weiß, daß Egypten nur für seine Lebenszeit ein Interesse für ihn hat, und daß kein Sohn bestimmt ist, es als Erbe des Vaters zu übernehmen, da Ibrahim dort bei aller Welt persönlich verhaßt ist. Daher schindet er den Landmann, und drückt den letzten Para aus dem Beutel des Gewerbtreibenden. Eine dünne Bevölkerung, ein öde liegender Boden, und eine Schatzkammer, durch den Krieg erschöpft und ohne Hülfsquellen von außen, — dieß sind die Folgen jenes Unterdrückungssystems. Verweigert der arabische Fellah, das Land zu bebauen, so wird er geprügelt; entspricht die Ernte nicht den Erwartungen des Türken, so wird er wieder geprügelt; nicht eine Unze wagt er von der Frucht der Arbeit seiner Hände zu verzehren; jedes Produkt läßt der Pascha nach rein willkürlicher Preisbestimmung taxiren, und bezahlt den Producenten mit einer Anweisung auf seinen eigenen Schatz; von diesem wird er an den Kaufmann verwiesen, der ihm seine Forderung halb in Geld halb in Waaren bezahlt, so daß man die auf diese Art erhaltene Leinwand von den armen Bauern oft um weniger als die Hälfte des Preises erkaufen kann, um den sie selbst sie annehmen müssen. Daher kommt

es, daß man in dem einst so fruchtbaren Thale von Egypten nun überall auf verlassene Dörfer, auf entvölkerte Städte stößt, und daß ganze Districte, auf denen einst die reichsten Saaten wehten, nun Wüsten gleichen. Kaum zwei Meilen weit auf beiden Seiten des Nils erstreckt sich der angebaute Boden. Ist es da ein Wunder, daß die statistischen Angaben über das alte Theben als eine Fabel erscheinen? daß das ganze gegenwärtige Egypten nur noch eine Bevölkerung von zwei Millionen hat? und daß Alexandrien, einst die bevölkertste Stadt der Welt, jetzt kaum 16,000 Einwohner zählt?

Dieß ist der Zustand des Landes unter der milden Regierung eines „gebildeten Fürsten," des tributären Sklaven „des Schattens Gottes auf Erden," „unsers alten, treuen und natürlichen Alliirten," „des kaiserlichen Todschlägers."

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Geschichte dieses Fürsten, vor seiner Erhebung zum Paschalik von Egypten. Se. Hoheit stieg vom gemeinen Soldaten zum Rang eines Bimbaschi, oder Obersts, in einem albanischen Regimente, vor seinem vierzigsten Jahre (er ist jetzt ungefähr 66 J. alt). Während des Kampfes der Türken und Mamelucken empfahl ihn sein thätiger und intriganter Geist zu den höchsten Stellen im Staate; den gewandten Rathschlägen eines „über-feinen" Italieners (des jetzigen französischen Consuls in Alexandrien) folgend, erhielt er sich, trotz des Widerstrebens der Bey's, im Gouvernement, so daß die Pforte auch zuletzt ihre stillschweigende Einwilligung dazu gab. Nun lud er die Bey's als Freunde und Gäste zu einem festlichen Mahle in seinen Palast, und ließ sie, als sie versammelt waren, morden. Seine Verräthereien bewogen den Sultan zu wiederholten Versuchen, ihn aus dem Wege zu schaffen, aber jedes Mittel, jede List war vergeblich. Nie konnte der Kapudan Pascha ihn bewegen, zu ihm an Bord seiner Fregatte zu kommen. Zwei Commissäre der Pforte, in deren Turbanen man den Hattischeriff des Sultans, ihn zu ermorden, entdeckte, wurden in den Nil geworfen. Bei all dem aber hörte Mehemed Aly nicht auf, ein guter Muselmann zu seyn; er bezahlte einen größern Tribut nach Constantinopel als irgend einer seiner Vorgänger, trug nicht nur die Kosten des Kriegs gegen die Wechabiten in Arabien ganz allein, sondern rüstete zuletzt auch die ganze türkische Flotte aus.

Signor Drovetti, sein italienischer Rathgeber, brachte ihn zuerst auf den Gedanken einer regelmäßigen Armee und einer Flotte, ungeachtet die Unterhaltung derselben offenbar die jetzigen Hülfsquellen des Landes übersteigen und dessen Ruin herbeiführen mußte. Hört man, daß seit zwei Jahren weder Flotte noch Armee ihren Sold erhielten, so wird die Unzufriedenheit von beiden leicht begreiflich. Als die Armee organisirt wurde, glaubte man allgemein, der Pascha wolle sie als ein Mittel zu Vollendung seiner Unabhängigkeit gebrauchen. Der Krieg gegen die Ungläubigen aber, die große Vorschrift des Korans, lag seinem Herzen näher, und sein Hauptwunsch war, seinem Stiefsohn Ibrahim den Besitz und die Regierung Griechenlands zu verschaffen. Mit meinen eigenen Ohren hörte ich, wie er unserm General-Consul in Egypten, Salt, erklärte, daß er Morea in zwei Monaten zu erobern gedenke. Als Salt einige Zweifel gegen die Möglichkeit erhob, erwiderte der Pascha, die französischen Offiziere und der Consul hätten ihn versichert, daß jene Unternehmung etwas ganz leichtes sey. Statt aber Griechenland in zwei Monaten zu erobern, brauchte seine Flotte blos zur Ueberfahrt von Alexandrien nach Navarino eilf Monate, eine Fahrt, die eher der des Ulysses, als einer aus der neuern Zeit gleicht. Von 16,000 Mann Truppen starben 7,000, ehe sie am Ort ihrer Bestimmung ankamen. In Zeit von vierthalb Jahren fanden drei neue Einschiffungen statt, und von 32,000 Mann, die von Alexandrien absegelten, blieben nur 11,000 übrig, um unverrichteter Dinge zurückzukehren. Man hatte den Vicekönig glauben gemacht, seine jämmerlichen Araber (unter denen man kaum einen Mann fand, dem nicht etwas fehlte) seyen die trefflichsten Truppen von der Welt, und könnten es bequem mit all' den europäischen Hunden (dogs) aufnehmen. Aber der Ruhm des Blutbads von Missolunghi ist alles, was ihm übrig blieb, um ihn für seine zerstörten Hoffnungen und seine leeren Cassen schadlos zu halten.

Sein Premierminister, ein Armenier, entwirft tausend Projecte, um den erschöpften Schatz seines Herrn wieder zu füllen, und zittert bei jedem fehlgeschlagenen Plane für seinen Kopf. Einmal steckte man ihn in einen Sack, und schleppte ihn an den Nil, um ihn hinein zu werfen; die Henker aber wurden durch ungeheuere Geschenke gewonnen, und ließen ihn am Leben. Der Pascha, der die Schwierigkeit kannte, einen gleich geschickten Stellvertreter zu finden, vergab ihm nicht nur, nachdem der erste Zorn vorüber war, sondern nahm ihn auch wieder zu Gnaden auf. Die armen Henker aber, die des Tyrannen Befehl nicht vollzogen hatten, mußten nun in dasselbe Grab wandern, von dem sie den Minister gerettet hatten.

Indem ich diese Andeutungen über den Zustand Egyptens gebe, habe ich keinen andern Zweck, als das englische Publikum von der irrigen Meinung zurückzubringen, die es über die Hülfsquellen und den Handel Egyptens hat, und zu zeigen, daß jene erschöpft sind, dieser aber werthlos ist, indem er, als Monopol, blos die Agenten dieses Monopols bereichert. Daß ich diese Belehrung an Ew. Lordschaft richte, dafür bedarf es keiner Entschuldigung. Ein junger Minister hat viel zu lernen, und so lange der Lehrer nur redlich ist, so kann er nie zu niedrig seyn, um diese Pflicht auch einem Minister gegenüber zu handhaben.

Die neugriechische Poesie.

(Fortsetzung.)

Gehen wir von dem rhythmischen auf den poetischen Charakter des neu-griechischen Gesanges ein, so wird man auch in den Ideen, die er darlegt, in den Ansichten, die er ausspricht, in den Gefühlen, die er athmet, einen oft eben so überraschenden Nachklang und Wiederschein des

griechischen Alterthums wahrnehmen. Das den alterthümlichen Dichtern eigne frische Gefühl für die Herrlichkeit ihrer Natur ist, wie ein lebender Pulsschlag, auch in diesen Gesängen fühlbar, und wie damals, so strebt auch jetzt die Phantasie, Alles was sie umgibt, mit Gefühl, mit Theilnahme, ja mit Rede und mit Allem zu begaben, was in der menschlichen Brust sich regt und gestaltet: die Vögel, ehedem die Genossen und Dollmetscher der Götter, reden zu dem Menschen, bringen ihm Kunde, trauern über sein Leid, einzeln oder im abwechselnden Lied gegen einander, unter dem mitfühlenden Lispeln der Pinien oder dem einstimmenden Laut der Quellen, oder sie klagen die Frevel an, deren Zeuge sie seyn müssen; *) es ist das treue Streitroß, welches die Befehle seines Herrn empfängt und ausrichtet, oder gleich dem Gespanne des Achilleus in der Iliade mit ihm Zweisprache hält, wie beim Tod des Bebros, den seine Genossen sterbend am Ufer des Vardari zurückließen: **)

Am Vardari, am Vardari,
Auf den Fluren am Vardari,
Lieget Bebros an dem Boden,
Und es spricht zu ihm sein Rappe:
„Auf, o Herr, damit wir eilen,
Denn voran sind die Genossen." —
„Nicht, o Rappe, kann ich eilen,
Denn ich liege hier zu sterben,
Scharre mit dem Huf die Erde,
Mit dem Silberreif am Fuße,
Fasse dann mich mit den Zähnen,
Daß du in das Grab mich legest.
Doch zuvor nimm meine Waffen,
Daß du sie den Freunden bringest,
Auch das Tuch aus meinem Gürtel,
Daß du es der Trauten bringest,
Weinen wird sie, es erblickend."

Wie aber diese Dichtung die Thiere den Menschen nähert, so belebt sie in gleicher Weise die Gegenstände der Natur. Die Berge, die Flüsse, ehedem von Gottheiten besessen, deren Gestalt nicht selten auf Bildwerken und Gemälden über Felsen oder in Grotten liegend gefunden wird, verkehren im Gespräche mit einander oder mit den Menschen: der Olympos, unbezwungen und mit kühnen Bewohnern, den Schaaren kriegerischer Räuber bedeckt, rühmt sich seiner Freiheit gegen den Ossa oder Kissabos, den die Türken unterjocht haben:

Der Olympos und Kissabos, die Berge sind im Streite.
Da wendet sich der Olympos zum Kissabos und saget:
„Mit mir nicht hadre, Kissabos, du in den Staub getretner,
Ich bin Olympos, bin der Greis, in aller Welt gepriesen.
Ich habe zwei und vierzig Höh'n und zwei und sechzig Quellen,
An jeder Quell' ist ein Panier, Zweig' überall und Bauren. ***)

In dem Wasser des Flusses aber waltet ein Geist von bestimmter Eigenthümlichkeit, der durch Gesang an das Ufer gelockt wird. Wo die Wittib, darüber gehend, so rührend ihren Gemahl beklagt, daß die Brücke zerreiße, und der Strom aufhört sich zu bewegen, erscheint er am Ufer, und gebietet ihr, die Klage zu enden, und einen andern Gesang zu beginnen. *) Dieser Belebung äußerer Natur geht die Ansicht zur Seite, nach welcher Thäler und Fluren unter dem Schirm eines wohlthätigen Genius stehen, und das Bestreben, die Erscheinungen des Lebens auf Wesen von bestimmter Persönlichkeit und Gesinnung zu beziehen.

Jener obwaltende Genius, sogar die Ruhe der gefiederten Bewohner in seinem Gebiete schirmend, erscheint, ganz analog der alten Vorstellung, als Drache, **) und begegnet zürnend dem Jünglinge, der noch in später Nacht in sein Gebiet tritt, und durch seinen lieblichen Gesang die Nachtigallen in ihren Nestern, und die Vögel in den Feldern weckt. Die Pest, κανοῦλα, wird als ein Verein von drei Frauen in schwarzen Kleidern gedacht. Gleich den Schicksalsgöttinnen treten sie zu den dem Tode geweihten in das Haus, und bemächtigen sich ihrer Beute. Die Seuche der Pocken wird von den Müttern als furchtbare Frau betrachtet, aber mit mildem Namen Συγχωρημένη, die Verschonende, bezeichnet, wie in Athen die Erinnyen, die nach Aeschylos Seuchen und Mißwachs bringen, die Eumeniden, die Wohlgesinnten, genannt wurden.

Zumeist aber ist in diesem Kreise von Vorstellungen dem Alterthum die Idee des Todes selbst analog, der bei Euripides in der Alkestis als Θάνατος persönlich auftritt. Alkestis ist ihm verfallen und schon übergeben, als Herakles ankommt. Dieser unternimmt, um sie mit Thanatos zu ringen, besiegt und nöthigt ihn, seinen Raub auszuliefern. Ganz so erscheint der Tod im neu-griechischen Gesange, zwar mit einem andern, doch mit einem mythologischen und analogen Namen, Charon genannt. Er lauert auf den jungen Hirten, der am Morgen singend und heiter vom Gebirge kommt, daheim Nahrung zu suchen, und hält ihn an. ***) Der Jüngling fleht vergeblich um sein Leben, und versucht dann mit ihm, gleich dem Alciden, den wiewohl ungleichen Kampf:

„Laß mich, o Charon, laß mich frei, o gönne mir zu leben!
Daheim hab' ich ein junges Weib, nicht darf sie Wittib werden,
Und die unmünd'gen Kindlein ließ' ich zurück als Waisen."
Doch Charon höret nicht auf ihn und will ihn rasch ergreifen.
„O Charon ist es so bestimmt, und willst du mich ergreifen,
Wohlan, so laß uns kämpfen hier auf dieser Marmorplatte.
Wenn du, mein Charon, mich besiegst, geb' ich dir meine Seele,
Doch wirst du selbst von mir besiegt, dann geh, wie du gekommen."
Sie gingen, rangen hart im Kampf, vom Morgen bis zum Mittag;
Doch als der Tag zum Abend ward, warf Charon ihn zu Boden.

Aus dieser Dichtung ist auch jene Ballade hervorgegangen, welche die Bewunderung von Göthe erregt und durch die Aufgabe für zeichnende Künstler, welche er darauf gründete, allgemeinere Verbreitung gefunden hat. Sie ist in demselben fünfzehnsylbigen Jambus verfaßt, welcher sich hier in der ganzen Kraft seiner Tonfälle und im vollen Schwunge seines raschen Ganges bewegt: †)

*) Bei Fauriel II. S. 392.
**) Das. II. S. 134.
***) Das. I. S. 38.

*) Das. II. S. 80. τὸ στοιχεῖον τοῦ ποταμοῦ.
**) Das. II. S. 391.
***) Das. II. S. 90.
†) Das. II. S. 728.

Διὰ τ' εἶναι μαῦρα τὰ βουνὰ καὶ στέκουν βουρτωμένα,
Μὴν ἄνεμος τὰ πολεμᾷ, μήνα βροχὴ τὰ δέρνει;
Κοὐδ' ἄνεμος τὰ πολεμᾷ, κοὐδὲ βροχὴ τὰ δέρνει,
Μόναι διάβαιν' ὁ χάροντας μὲ τοὺς ἀπαιθαμμένους.

Warum sind die Gebirge schwarz und stehn in finstrer Trauer?
Ist es, weil sie der Sturm bekriegt, weil sie der Regen geißelt?
Nicht daß der Sturmwind sie bekriegt, daß sie der Regen geißelt,
Doch Charon reitet über sie einher mit den Gestorb'nen.
Die Jungen treibt er vor sich hin, zieht hinter sich die Alten,
Und führt die zarten Kindelein gereiht an seinem Sattel.
Wohl rufen ihm die Alten nach, wohl flehn zu ihm die Jungen:
Mein Charon halt am Dorfe still, halt an dem kühlen Brunnen,
Damit die Greise trinken gehn, die Jungen Steine werfen,
Und daß die kleinen Kindelein sich Wiesenblumen sammeln.
„Nicht an dem Dorfe halt' ich an, nicht an dem kühlen Brunnen.
Die Mütter kommen zu dem Quell, erkennen ihre Kinder,
Erkennen ihre Männer auch, und wissen nicht zu scheiden.

Mit dieser Vorstellung hängt der Glaube zusammen, daß der Geist des Verstorbenen noch um sein Grab waltet, und, in ihm wohnend, den Wiederhall des Lebens vernimmt, und den Wiederschein seiner süßen Anmuth empfindet. Auch dieser Glaube hat sich aus dem Alterthum erhalten. Aus ihm entsprang bei den Alten die Ehrfurcht vor den Gräbern, der den Manen gewidmete Dienst und die Evocation der Heroen, wenn es galt ihr Gebeine in ein anderes Grab zu bringen. Wenn daher in einem unsrer Lieder*) ein Jüngling über eine Gräberflur gehend einem Hügel auf das Haupt tritt, hört er Ruf und Donner aus der Unterwelt und die Klage des Geistes, den er beunruhigt. In einem der schönsten Gesänge, auf den Tod eines jungen Matrosen, begehrt dieser ein Grab am Ufer, wo er die Ankunft seiner Genossen hören kann:**)

Nicht in die Kirche traget mich, begrabt mich nicht im Kloster,
An freier Küste sey mein Grab, es sey im Ufersande,
Es kommen dort die Schiffer an, und ich hör' ihr Getümmel.

Und Dimos trägt sterbend seinen Pallikaren auf, daß sie das Grab ihm oben breit machen, damit er darüber noch aufrecht stehen und kämpfen könne, und mit Oeffnungen an der Seite:

Damit die Schwalben kommen, und den Frühling wiederbringen,
Und daß die Nachtigallen mir den süßen Mai verkünden.

Faßt man die einzelnen Seiten dieser Ansicht, das Bestreben, menschliches Gefühl und Urtheil in die Welt der Thiere, wie in die Gegenstände der Natur zu legen, den Schutz der Gegenden und die Besorgnisse des Lebens auf Wesen von bestimmter Persönlichkeit und Gesinnung zu übertragen, in Einen Ueberblick zusammen, so wird man auch hier glauben, auf dem Boden des Alterthums zu wandeln: doch wär' es übereilt, überall an einen unmittelbaren Zusammenhang der neuen und alten Vorstellungen in diesem Kreis zu denken. Zwar ist dieser bei Manchem, wie beim Genius des Orts, beim Charon als Thanatos, nicht zu verkennen; indeß von andern dieser Vorstellungen, besonders denen, die sich auf Belebung der Natur beziehen, liegt der Grund offenbar tiefer, und muß in demselben innigen und frischen Gefühl für die überschwängliche Herrlichkeit jenes Himmels und jener Erde gesucht werden, das schon im Alterthum die Erscheinungen im ganzen Gebiet der Schöpfung mit menschlichen Wesen umgab, um sie als Abbilder des Göttlichen, ja als Gottheit selber zu verehren. Nachdem durch das Christenthum die heidnische Form gebrochen war, in deren Mythen und Symbolen es sich verkörpert hatte, sprang der Quell dieses Gefühls wieder frisch und in ursprünglicher Reinheit aus der menschlichen Brust hervor. Noch fortdauernd breitet es sich, vermenschlichend und belebend, über die Schöpfung aus, und sein erquickender Hauch weht in dem Haine des neuentsproßten Gesangs.

(Schluß folgt.)

*) Das. II. S. 402.
**) Das. II. S. 106.

Türkische Rechtspflege.

In dem Negaristan (der Bildergalerie, einer Sammlung historischer Charakterzüge rc.) wird von einem berühmten Rechtsgelehrten zu Bagdad, Abu Joseph, folgende Anecdote erzählt, die zugleich einige merkwürdige Eigenheiten der mahommedanischen Gesetzgebung characterisirt und ein Beispiel von der casuistischen Spitzfindigkeit darbietet, welche die Advocaten des Orients noch jetzt oft zu Gunsten ihrer Clienten entwickeln. — Der Kaliph Harum Alraschid hatte sich in eine Sclavin verliebt, die seinem Bruder Ibrahim gehörte; er erbot sich, sie um jeden Preis zu kaufen; aber Ibrahim, obgleich geneigt, seinem Souverän sich gefällig zu zeigen, hatte geschworen, daß er sie weder verschenken noch verkaufen wolle. Da alle Parteien diese Schwierigkeit zu entfernen wünschten, so wurde Abu Joseph um Rath gefragt, der Ibrahim den Ausweg angab, seinem Bruder die eine Hälfte der Sclavin zu schenken, und die andere zu verkaufen. Glücklich, dieses Hindernisses überhoben zu seyn, befahl der Kaliph 30,000 Dinars für die Hälfte der Sclavin zu zahlen, und Ibrahim machte mit dieser Summe zum Zeichen seiner Dankbarkeit dem Rechtsgelehrten ein Geschenk. Aber eine andere Schwierigkeit bot sich jetzt dar. Das Gesetz der Moslim verbietet jede Gemeinschaft mit dem Weib oder der Beischläferin des Bruders, bevor sie an einen Dritten verheirathet gewesen, und von diesem verstoßen worden ist. Abu Joseph rieth dem Kaliphen, sie an einen seiner Sclaven zu verheirathen, der für eine angemessene Entschädigung sich gern dazu verstehen würde, sie auf der Stelle zu verstoßen. Die Ceremonie wurde vollzogen, aber der Sclave, der sich in seine schöne Gemahlin verliebte, konnte nicht vermocht werden, in eine Trennung von ihr zu willigen. Dieß war ein unerwartetes Dilemma; denn so despotisch auch der Kalif war, wagte er es doch nicht, ihn zu zwingen. Aber Abu Joseph entdeckte bald eine neue Auskunft: er rieth dem Kaliphen, der Sclavin ein Geschenk mit ihrem Manne zu machen, was in der That die Ehe aufhob, da nach mahommedanischen Gesetz kein Frauenzimmer das Weib ihres eigenen Sclaven seyn darf. Entzückt, daß der gordische Knoten so sinnreich gelöst war, ließ der Kaliph dem Advokaten 10,000 Dinare auszahlen, und die schöne Sclavin, die von ihrem fürstlichen Geliebten unermeßliche Geschenke erhielt, fügte jener Summe eine ähnliche hinzu, so daß Abu Joseph durch seinen Scharfsinn in wenigen Stunden 50,000 Dinare (doppelt so viel gr. Thaler) gewonnen hatte.

Asiatic Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

S. Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 146. 25 Mai 1828.

Die Rüstungen Frankreichs.

Schreiben der englischen Parlamentskrämer *) an die französische Noblesse.

Von W. Cobbett.

Theure, geliebte Vettern!

Mit größter Sorge hören wir von den Rüstungen, die in Frankreich sowohl zur See als zu Land gemacht werden, obgleich unser gnädiger Souverän uns regelmäßig zweimal im Jahr versichert, daß er „fortwährend von allen fremden Mächten die bestimmtesten Versicherungen ihrer freundschaftlichen und friedlichen Gesinnungen" erhalte; ja ungeachtet wir Frankreich, wo ihr, unsre theure Vettern, seyd, nicht einmal als eine fremde Macht betrachten dürfen. Wenig Leute in der Welt kommen uns gleich an Weisheit, Scharfsinn und Umsicht; schon von Natur sind wir wunderbar geschickt zu jeder Art der höchsten Aemter und Anstellungen, besonders wenn große Geldklumpen daran hängen; unermüdlich stehen wir auf der Lauer: keine Maus kann sich rühren, ohne uns wach zu finden, hauptsächlich wenn es irgendwo was zu verdienen gibt, kurz wir haben die vortrefflichsten Eigenschaften, die nur irgend einen Mann geschickt machen können, das Gras wachsen zu hören, und den dicksten Stein durch und durch zu blicken. Nun können wir es aber doch, so wahr Gott weiß, durchaus nicht herauskriegen, was ihr bei euren Rüstungen eigentlich im Schilde führt; ein Räthsel ist es uns, warum ihr nun so viele Schiffe und Kanonen aufbietet; ja über die Maßen müssen wir uns wundern, daß ihr sogar zwei Flotten, eine zu Brest und eine zu Toulon, ausrüstet, und daß ihr eine Armee zusammen zieht, um sie unter dem Schutz von Kriegsschiffen nach fremden Ländern zu führen. Was uns betrifft, so gehören wir zu der friedlichsten Nation von der Welt, einer Nation, die sich immer nur mit dem größten Widerstreben in einen Krieg einläßt, und die stets dem Blutvergießen ein Ende zu machen bereit ist, wenn sie nur das kleinste Blättchen eines Oelzweig's in den Händen ihrer Gegner blinken sieht; einer Nation, welche nie um Kleinigkeiten sich zankt, und besonders gegenwärtig die Zeit kaum erwarten kann, wo „das Schwert sich zur Pflugschaar umwandeln wird, der Speer zum Hirtenstab, und wo der Löwe freundlich neben dem Lamme sich lagern wird." In dieser lammfrommen Stimmung schmerzt es uns in tiefster Seele, zu erfahren, daß ihr eine Stellung einnehmen zu wollen scheint, welche wenig geeignet ist, jenes glückliche tausendjährige Reich herbeizuführen, das, wie wir auf's innigste hofften, uns schon so nahe lag. Ach! theure, geliebte Vettern, wollte Gott es käme derselbe Geist über euch, der uns beseelt. Wollte Gott, ihr ständet unter dem nämlichen, die Gesinnungen der Wohlthätigkeit und des Edelmuthes erweckenden Einflusse jener, einen Achter vorstellenden Figur, mit acht Ziffern auf der rechten Seite *). Aber leider müssen wir fürchten, daß die Lockungen des Ehrgeizes, der Eroberungssucht, die der bescheidenen Nation, zu der wir gehören, so fremd sind, jene Leidenschaften, die der milde Geist des Christenthums, „in dem wir leben, weben und sind," so sehr verabscheut, in euere Herzen sich eingeschlichen haben, und euch anspornen, dem nachzustreben, was ihr in thörichter Eitelkeit „Ruhm" nennt, ein Ding, mit dem wir uns, Gott weiß es, nie gebrüstet haben, ungeachtet wir den „größten Feldherrn des Jahrhunderts" besitzen, der, gleichsam wider seinen Willen „zweimal die Stadt Paris eroberte;" wir fürchten, wie gesagt, daß jene unruhigen Leidenschaften euch antreiben möchten, nicht nur den Frieden Europas, den wir für die Ewigkeit gesichert zu haben glaubten, zu stören, sondern auch die tief in eure Herzen gegrabene Dankbarkeit rein zu vergessen, die wir euch so oft zu Gemüth geführt haben, und die ihr einer Nation schuldig seyd, von der wir, ungeachtet wir es nicht gern sagen, verteufelt viel mehr als einen Benjaminsantheil besitzen.

Theure Vettern! es wurde uns im Vertrauen gesagt, ihr geht damit um, Egypten in Besitz zu nehmen. Was ihr mit dem Lande des Königs Pharaoh eigentlich anfangen wollt, wurde uns dabei nicht gesagt; aber, liebe Vettern, wir können es nie vergessen, daß die Besetzung Egyptens eine der schauderhaften Handlungen jener Jacobiner war, zu deren Vernichtung wir, unsre Nation nämlich, hunderte von Millionen ausgeben mußte. Wir bitten euch deßwegen inständig, daß ihr uns den Versuch erlauben möchtet, in euren Herzen das Andenken an die unzähligen Verpflichtungen wieder zu erwecken, in denen ihr zu diesem, wie oben angedeutet, größtentheils uns gehörigen Lande stehet. Wir bitten euch, Vettern, erinnert euch, wie artig wir gegen euch waren, als die Jacobiner euch

*) Boroughmongers, wörtlich Fleckenhändler — eine Beziehung auf die Parlamentsmitglieder, die blos durch Bestechung der Flecken, welche das Recht haben, einen Repräsentanten in's Unterhaus zu wählen, zu dieser Ehre gelangen.

*) Eine Anspielung auf die über 800,000,000 Pfd Sterl. betragende englische Staatsschuld.

von Hause fortjagten; wie wir euch mit offenen Armen aufnahmen; wie wir versicherten, ihr seyet die besten Menschen von der Welt; wie unsre Regierung und unser Parlament euch und euren geflüchteten Priestern Pensionen gaben; in welch' freundschaftlichem Lichte wir euch stets darstellten; wie wir alle, die in Frankreich die Vorrechte und Adelstitel abschafften, verschimpften, heruntersetzten und zur Hölle wünschten, ungeachtet wir uns vorher ein paar Jahrhunderte lang aufs eifrigste bemüht hatten, das Volk unsres Landes glauben zu machen, daß ihr ein bloßes Tyrannenpack seyd, erzgrausame, höllische Tyrannen, während eure Priester eine Religion lehren, die abergläubisch, götzendienerisch und verdammenswerth sey. Euch zu Gefallen stellten wir uns also als Lügner hin, oder bewiesen wir, daß wir früherhin Lügner gewesen seyen. In welches Licht dieß uns aber auch in den Augen von andern Leuten setzen mag, so sollte es uns doch wenigstens euch theuer machen, euch, um deren willen, um deren allein willen wir diese schmählichen Lügen uns zu Schulden kommen ließen, und uns der Verachtung jedes redlichen Mannes blos stellten.

Doch alle diese Dinge sind bloße Kleinigkeiten gegen den Krieg, den wir nachher für euch anfiengen. Liebe Vettern, erinnert euch, wie wir Engländer den Gesandten der Jacobiner fortjagten; wie streng wir alle Bemühungen des Convents, Frieden mit uns zu erhalten, zurückwiesen; mit welcher Kraft wir (nämlich die Regierung und die Nation) den Krieg fortsetzten; welche Berge von Subsidiengeldern bewilligt wurden, um auch andere in den Kampf zu führen; wie tapfer wir unter dem Herzog von York fochten; wie kühn wir vorrückten und wie glorreich uns zurückzogen, kurz, wie wir zwei und zwanzig Jahre lang unermüdlich fortfuhren zu fechten und zu bezahlen, Blut zu vergießen und Geld hinauszuwerfen, bis wir, zu guter letzt, euch glücklich wieder eingesetzt sahen in euer Land und eure Titel, nur unglücklicherweise nicht in eure Güter, und eure Priester nicht in ihre Klöster und Zehenten.

Wir hoffen, theure Vettern, daß wenn ihr diese Dinge bedenkt, wenn ihr euch zu Gemüthe führt, wie großmüthig wir, die Parlamentskrämer, an euch gehandelt haben, wir, die wir das ganze übrige Volk an Eifer übertrafen, euch wieder einzusetzen, und Frankreich jene Regierung wiederzugeben, die wir einst eine höllische Tyrannei genannt hatten, jenes Priesterthum, das wir einst der Götzendienerei beschuldigten; wenn ihr die ungeheuern Opfer bedenkt, die wir, die Parlamentskrämer, für diese und für jene Welt brachten; wenn ihr euch der furchtbaren Schulden erinnert, welche die Regierung für den edlen Zweck eurer Restauration machen mußte, und an die jammervollen Pfandverschreibungen an Mäkler und Juden denkt, welche jene Schulden über unsere Güter brachten; wenn ihr endlich zu alle dem noch einen Blick richtet auf unsere Liebe zu „Ordnung und Religion," auf unsere wirkliche persönliche Zuneigung zu euch, und hauptsächlich auf unsere Uneigennützigkeit, so dürfen wir hoffen, daß ihr eure Rüstungen sogleich einstellen, eure Flotten abtackeln, eure Armee entlassen, und gleich uns den aufrichtigen Wunsch verspüren werdet, der Wohlthaten des Friedens euch zu erfreuen, und nie mehr an Ruhm und Eroberungen zu denken, bis das glückliche tausendjährige Reich gekommen seyn wird, oder bis (was freilich erst ganz am Ende der Welt geschehen wird) wir im Stande sind, die Interessen unserer Staatsschuld zu bezahlen, ohne Elend und Hungersnoth herbeizuführen, die gegenwärtig das erzeugen, was einer unserer Gesetzgeber den Sclavenkrieg genannt hat.

Wir wollen euch nicht beleidigen, theure Vettern, und wir hoffen, daß das, was wir sagen, von euch nicht übel aufgenommen wird; aber es war doch Unrecht, wirklich Unrecht von euch, das ihr aus einem „Sanitäts-Cordon" auf einmal eine Invasionsarmee machtet und daß ihr militärischen Besitz von Spanien nahmet, nachdem wir, um es von den Jacobinern eurer Nation zu säubern, wenigstens hundert fünfzig Millionen Pfund Sterl. aufgewendet hatten, ganz ungerechnet die Leute, die dabei zu Grund gingen, und die nun unnütz gewordene Geschicklichkeit und Heldenmüthigkeit des „größten Feldherrn des Jahrhunderts." Das war unrecht, wahrhaftig das war es. Ihr wißt es nicht, wir dürfen wohl sagen, daß wir in diesem Land einen Haufen Lumpen haben, Reformers oder Radicale genannt, welche behaupten, sie sehen den Nutzen und die Rechtmäßigkeit unsrer *Parlamentskrämerei* gar nicht ein; ihr wißt nicht, daß *diese Menschen* unsre größte Plage auf dieser Erde bilden; *ihr könnt euch* die Schadenfreude gar nicht denken, die ihr *diesen Menschen* machtet, als ihr 1823 mit eurer „*Sanitäts-Armee*" über die Pyrenäen rücktet, und *jenes Cadix in Besitz* nahmt, das ihr nun gar nicht mehr verlassen zu wollen scheint; ihr könnt gar nicht glauben, wie jene Quälgeister laut auflachten, als sie sahen, daß des „großen Feldherrn" geschickte Negociationen in Verona und später in Paris, daß die in offenem Parlament aufgedeckten Bitten unserer Minister, daß das edelmüthige Anerbieten der Gentlemen von der Oppositionsseite, jede Summe zu votiren, um die geliebten schuldenmachenden Cortes gegen euch in Schutz zu nehmen — daß alle diese Anstrengungen zu Schanden wurden, und daß die Sanitäts-Armee jene „Halbinsel" besetzte, die uns so viele Wagen voll Goldes gekostet hatte.

Wenn ihr diese Dinge recht bedenkt, so sind wir überzeugt, theure Vettern, daß ihr nun unsern Quälgeistern nicht aufs neue einen so handgreiflichen Anlaß zum Spotte geben werdet. Was einmal geschehen ist, kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden; deßwegen geschieht es blos in Rücksicht der Zukunft, daß wir uns an eure Dankbarkeit, an eure Gerechtigkeit wenden; falls ihr aber darauf nicht eingehen wolltet, so appelliren wir an jene schönen kindlichen Gefühle, jene Empfindungen der Theilnahme und des Mitleids, die, wie wir wissen, beständig in euren Herzen wohnen. Fürchteten wir nicht, euch zu beleidigen, so würden wir euch bitten, eure Truppen aus allen Festungen Spaniens zurückzuziehen, und das dortige Volk, so wie das in Portugal, nach dem englischen Plane Regierungen und Constitutionen gründen zu lassen, welche, wie sich doch wohl von selbst versteht, „von den Nachba-

völkern beneidet und von der ganzen Welt bewundert werden würden." Doch, wie gesagt, wir wollen auf diesem Punkte nicht hartnäckig bestehen; ihr habt ohne Zweifel eure Gründe, Spanien nicht ganz zu verlassen, und, wie die Frau des Vicars von Wackefield sagte, als der Gentleman, der ihrer Tochter den Hof machte, ihr bemerkte, daß er seine Gründe habe, sie nicht zu heurathen: „Das ist ein anderes Ding; wenn er nur seine Gründe hat, so ist das genug." So sagen auch wir, denn wir sind ja so wohlgesinnte Leute, viel gutmüthiger, viel weniger ehrsüchtig und hochmüthig als die meisten Pfarrweiber.

Aber theure, geliebte Vettern, was müssen wir hören, daß ihr nun gar nach den sieben fetten Kühen des Nils, nach den Fleischtöpfen Egyptens Lust bekommt! Wir hoffen zu Gott, daß dieß nicht wahr ist; denn wäre es wahr, wo sollte da der Spott unserer Spötter enden! Versteht uns aber recht; wir sagen nicht, ihr sollt das nicht thun; ferne sey es von uns, unsern theuren Vettern zu drohen; so was widerspräche ganz unserer Natur, die uns stets befiehlt, nie zu pochen und zu drohen, nie etwas erzwingen zu wollen, sondern uns stets auf sanfte Ueberredung und auf die Kraft vernünftiger Gründe zu verlassen, jene, um uns an die Gefühle, diese, um uns an den vorurtheilsfreien Verstand derer zu richten, mit denen wir zu unterhandeln haben. Wir überlassen es tyrannischen und brutalen Herrschern, Klagen durch Drohungen auszusprechen, und Bitten durch Thätlichkeiten; in unsern edlen Herzen, — die uns bestimmen, dem verkehrten und eigensinnigen Gerede unserer Quälgeister zu Hause mit der größten Geduld, ja mit mehr als väterlicher Nachsicht zuzuhören, — kann nie der Gedanke aufkommen, euch zu drohen, unsern theuren, geliebten, und, wir sind es überzeugt, dankbaren und billig denkenden Vettern.

Aber in aller Liebe beschwören wir euch, zu bedenken, welche Folgen es für uns haben müßte, wenn ihr Egypten in Besitz nähmet. Millionen über Millionen englischen Geldes wurden aufgewendet, um auch aus diesem Lande die französischen Jacobiner hinauszujagen; viele Admirale, Generale und andere Befehlshaber erhielten Titel und ungeheure Pensionen für sich und ihre Familien, als Lohn für die Erreichung dieses großen Zwecks, welcher, neben einigen andern Dingen, dem Volke dieses Landes als unumgänglich nothwendig zur „Rettung unsres Reichs im Osten" vorgestellt wurde; man sagte ihm, daß wenn die Franzosen Egypten in Besitz nehmen, so sey dieses große Reich kein Jahr mehr sicher, unsere Flotten reichen nicht mehr zu seinem Schutze hin, und die Krone von England verliere ihren glänzendsten Edelstein.

Urtheilt daher, theuerste Vettern, über die Schadenfreude, die Spöttereien, den wahren Platzregen von Lachen, den unsere Plagegeister über uns ergießen würden, wenn nach all diesen ungeheuern Ausgaben, um Egypten von den Franzosen sauber zu halten; nach all dem Triumphgeschrei über die glückliche Erreichung dieses Zwecks; nach den zweiundzwanzigjährigen Kriegen, die man führte, um in Frankreich die Regierung zu restauriren, und jene „Ordnung, jene heilige Religion" wieder herzustellen, die uns „volle Entschädigung für die Vergangenheit und unfehlbare Sicherheit für die Zukunft" geben, und also namentlich verhindern sollte, daß keine solche Eroberungen wie die der Jacobiner mehr gemacht würden — urtheilt, theuerste Vettern, urtheilt, wie unsre Quälgeister vor Schadenfreude aufspringen, vor Lachen platzen würden, wenn ihr nach all dem — hinginget und Egypten in Besitz nähmet!

Aber wir bitten euch, theure Vettern, mißversteht uns nicht; legt unsere Worte auf's beste aus; gebt ihnen nicht den rauhen Namen Vorstellung; nein, nehmt sie als einen Wunsch, eine Bitte, die aus unsrer überströmenden Seele kommt, und an eure, doch in so vielem gleichgesinnte Herzen sich richtet. Vor allem glaubt nicht, daß wir auf Drohungen, auf irgend einen Gedanken des Widerstandes anspielen wollten, sondern seyd vielmehr überzeugt, daß wir fest vertrauen auf die wohlbekannte Mäßigung, die zum Sprichwort gewordene Dankbarkeit, und die allwärts gerühmte, jeder Ehrsucht fremde Gesinnung derer, an die wir uns wenden. Mit dem aufrichtigen Ausdruck unsrer liebevollen Achtung, und in der heißen, aber bescheidenen Hoffnung, daß unsere Bitten freundlich aufgenommen werden, verbleiben wir

theure, geliebte Vettern, eure sehr affectionirte Freunde, eure demüthigen, sehr gehorsamen Diener, die Parlamentskrämer.

Bekehrung der Juden in Constantinopel.

Durch die Bemühungen englischer Missionäre wurden in den letzten Jahren mehrere Juden in Constantinopel zur christlichen Religion bekehrt; die türkische Regierung schien die Ausbreitung des Christenthums in ihrem Reiche indessen nicht mit so günstigen Augen zu betrachten, als die Missionäre erwartet haben mochten. Die Convertiten wurden in Ketten geworfen und unter Schlägen und Mißhandlungen aller Art gezwungen, im Arsenal zu arbeiten; zugleich wurden die Unglücklichen von ihren ehemaligen Glaubensgenossen mit der äußersten Härte verfolgt.

Hartley, einer der Missionäre, versuchte sich ihrer anzunehmen und erhielt in dieser Absicht eine Zusammenkunft mit einem türkischen Beamten, über welche er in dem Register der Church of England Missionary Society folgenden Bericht erstattete:

„Die Juden, nach ihrer alten Gewohnheit, haben gegen die Convertiten viele und schwere Beschuldigungen erhoben, die sie auf keine Weise zu erhärten vermögen. Sie haben unermeßliche Summen bezahlt, um ihren Racheburst zu stillen; und da wir nicht daran denken können, die Richter durch noch höhere Summen für uns zu gewinnen, so müssen wir die Sache Gott überlassen. Dieß war meine Ansicht diesen Morgen (4 Dec. 1826); aber um Mittag verdammte mich mein Herz, und ich konnte dem Drang nicht widerstehen, noch einen Versuch zu machen, meine verfolgten Brüder zu retten. Ich begab mich daher nach dem Pascha-Kapysy, oder der Pforte, wie sie die Europäer gewöhnlich nennen, und erhielt Zutritt bei einem türkischen Beamten (a Turk of distinction). Er war früher selbst ein Jude gewesen, und sagte mir, fast unmittelbar nach den ersten Begrüßungen, daß er wohl bekannt sey mit dem neuen Testament, so wie mit den

besondern Glaubensmeinungen der Protestanten, und daß, obwohl ein Muselmann, er doch ein Philosoph sey. — Ich erzählte ihm einfach den Vorgang, daß die drei Gefangenen, schon bevor ich sie gesehen hätte, von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt gewesen wären, und daß sie, als einer ihrer Freunde von ihren Landsleuten ergriffen wurde, zu mir flohen, ich sie bei mir verborgen hielt und taufte. Ich sey der Meinung, daß es mir vollkommen gelungen sey, sie in ihrer Ueberzeugung zu bestärken; und es stehe damit nicht das Geringste von politischer Natur in Verbindung. Er drückte seine Bereitwilligkeit aus, Alles für sie zu thun, was in seinen Kräften stände. Ich drang besonders darauf, daß den bekehrten Juden Sicherheit gegen die Belästigungen ihrer Landsleute gewährt würde, worauf er mir scherzhaft erwiederte: „das ist etwas, wogegen Pilatus Jesum Christum selbst nicht schützen konnte."

„Der Beamte eröffnete mir ohne Rückhalt, daß die türkische Regierung nicht im Stande sey, sich von den Bemühungen der religiösen Gesellschaft in England einen Begriff zu machen. Sie wären wohl bekannt mit den Intriguen der Jesuiten in China und andern Gegenden, so wie mit dem Fanatismus, den die Spanier in früheren Zeiten gezeigt hätten; aber die Engländer hätten sie immer als ein Volk betrachtet, das frei sey von Aberglauben; sie müßten daher denken, daß irgend ein politischer Zweck hinter diesem Verfahren stecke. Ich versicherte ihn, daß die Gesellschaft, auf die er sich bezöge, nicht in der geringsten Verbindung mit dem brittischen Gouvernement stehe; und daß, obwohl es leider Engländer gebe, welche gleichgültig in Religions-Angelegenheiten wären, doch die Personen, welche diese Gesellschaft bildeten, in der That die Ueberzeugung hätten, daß das Evangelium eine göttliche Offenbarung sey, und es daher für ihre Pflicht hielten, eine so unschätzbare Gabe der ganzen Welt mitzutheilen. Er gefiel sich hierauf in einigen scherzhaften Bemerkungen über die Unmöglichkeit, die Welt durch Bücher zu bekehren; indem er anführte, daß Paulus auf andere Weise bekehrt worden sey, und daß auch Moses seinen Plan nicht auf diese Art ausgeführt habe. Er fragte mich so bestimmt nach dem Zweck von Mr. Leeves (eines andern Missionärs) Aufenthalt in diesem Lande, daß ich mich für berechtigt halte, zu vermuthen, daß dieß schon seit längerer Zeit ein Gegenstand des Mißtrauens für die türkische Regierung gewesen seyn müsse. Ich sagte ihm, daß Mr. Leeves Zweck einzig der sey, die heiligen Schriften zu verkaufen. Es wurde noch manches Andere über Religion gesprochen, und ich hege das Vertrauen, daß diese Unterhaltung ihm jeden Verdacht benahm, daß unsere Bestrebungen eine politische Tendenz hätten, oder daß wir einen jesuitischen Bund zu schmieden beabsichtigten. Wir wurden sehr vertraut, und er erbot sich, mich bei andern Türken einzuführen und mich mit in die Schule zu nehmen, in welcher die französische Sprache und verschiedene Zweige der Wissenschaften gelehrt werden."

„Diese ganze Scene war für mich von dem höchsten Interesse. Es war mir, aller Wahrscheinlichkeit nach, gelungen, vier verfolgte Christen vom Tode zu erretten. Ich war, wie ich schon bemerkte, in dem Gebäude, welches die großen Regierungsbehörden des ottomannischen Reiches enthält und des Namens der hohen Pforte gewürdigt wird. Die Dome und Minarets der Moschee von Sultan Soliman, eines der prächtigsten Bauwerke in der Türkei, thürmten sich empor über meinem Haupte. Die geräumigen Hallen und Gänge, durch welche ich gegangen war, legten alle eben so viele characteristische Proben des türkischen Geschmacks dar. Ich war umgeben von zahlreichen Wachen und Dienern, ausgezeichnet durch die glänzende Mannigfaltigkeit der Costüme, die man im Orient findet, und rings um mich her sah ich alle Pracht der asiatischen Gebräuche. Das Fenster des Gemachs, wo ich mich befand, ging auf einen großen Hof, in welchem reich geschmückte Pferde ihre Herren erwarteten. „Sehen Sie diesen Offizier, der jetzt aus dem Hofe reitet?" fragte mein türkischer Freund. Ich bemerkte einen Mann, dessen Kleidung und Benehmen eine Person von bedeutendem Rang bezeichneten. „Er geht," fuhr er fort, „der täglichen Ordnung gemäß, den Sultan mit den Angelegenheiten bekannt zu machen, die hier verhandelt worden sind." „Wendet der Sultan," fragte ich, „genaue Aufmerksamkeit auf die Geschäfte? Weiß er von diesem Vorfall mit den getauften Juden?" „Ja, gewiß," antwortete er, „es ist nichts, was seiner Aufmerksamkeit entgeht. In Europa bildet ihr euch ein, daß wir alle Barbaren seyen, und daß der Sultan den ganzen Tag nichts thue, als sich auf seinem Divan zu dehnen und zu amüsiren; aber die Sache verhält sich anders. Eure europäischen Fürsten sind weibischer, als Sultan Mahmud." Er machte darauf verschiedene Bemerkungen über neuere öffentliche Ereignisse, wodurch ich überzeugt wurde, daß die Türken in der That zu einer höheren politischen Einsicht erwacht sind, als ich ihnen je zugetraut hätte."

„Ich führe nur die Hauptgegenstände unserer Unterhaltung an, um zu zeigen, daß die Türken Männer in ihren Diensten haben, die besser unterrichtet sind, als man gewöhnlich annimmt. Diese Gegenstände waren: Religionsfreiheit in England — Katholiken-Emancipation — der König von England als Haupt der Kirche — das Benehmen der Spanier in Amerika — die Existenz griechischer Manuscripte im Serail — Kegelschnitte — die Lage alter Städte in Kleinasien — der Koran ꝛc. Er sagte mir, daß er ein großer Freund der Mathematik sey und eine französische Abhandlung über die Kegelschnitte in's Türkische übersetzt habe. Er fragte mich, ob Mr. Leeves in die Sache der bekehrten Juden verwickelt sey? „In Bezug auf mich selbst," antwortete ich, „will ich Ihnen jede Auskunft geben, die Sie wünschen; über Dinge, die meinen Freund angehen, kann ich indessen, als Ehrenmann, nichts sagen." — „Wenn ihr nun die ganze Welt bekehrt haben werdet, fragte er, was wird denn die Folge davon seyn?" Ich antwortete: Wenn die Vorschriften des Christenthums allgemein befolgt werden, so wird Neid, Haß, Mord, Krieg aufhören und alle die andern Quellen des Elends werden versiegen. Wir werden alle Brüder seyn, und Glückseligkeit und Zufriedenheit wird auf Erden wohnen. Er schien überrascht(?) durch diese Erwiederung."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 147. 26 Mai 1828.

Chinesische Heirathsgebräuche *).

Die Heirathsgebräuche der Chinesen sind äußerst mannigfaltig und zum Theil von nicht geringer Seltsamkeit. Die Aufmerksamkeit auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten, welche die Gesetzgebung, wie alle übrigen Institutionen dieses merkwürdigen Volkes, auszeichnet, zeigt sich auch in den Sitten und Gebräuchen, welche auf die Ehe Bezug haben, und macht das Heirathen zu einem Geschäft von noch ungleich größeren Schwierigkeiten, als demselben in unserem civilisirten Welttheile entgegenstehen.

In dem chinesischen Werke „die ganze Pflicht des Menschen" (Tsiuen dschin kiu hwo) ist ein Capitel über die Ehe, woraus hervorgeht, daß früher die Männer in einem Alter von dreißig, die Weiber von zwanzig Jahren heiratheten; aber der Verfasser dieses Buches, der ein Vertheidiger des frühen Heirathens ist, empfiehlt, daß die Jünglinge ihre ehelichen Verbindungen mit sechszehn, die Mädchen mit vierzehn eingehen. Diesen Rath befolgen die Reichen, während die Armen die Ehe auf eine spätere Periode hinausschieben.

Der Le-king schreibt fünfzehn als das Alter vor, wo das Haar einer Tochter aufgeflochten werden muß, d. h. wo man sie als erwachsen betrachtet und ihr ein anderer Name gegeben wird. Das zur Ehe geschickte Alter ist indessen nach diesem Autor zwanzig Jahre: wenn ein Frauenzimmer verlobt ist, fügt er hinzu, so trägt sie eine Leibbinde (Schärpe) zum Zeichen, daß sie einem andern verbunden ist. Wenn ein junges Mädchen ein Geschenk annimmt, so heißt dieß heu-ying, ein Versprechen, die Schärpe umzubinden. Wenn dieses stattgefunden hat, so verwirkt der Mann, welcher mit Zustimmung der Eltern oder Vormünder die einem andern Verlobte heirathet, nach den chinesischen Gesetzen eine Strafe von hundert Bambusstreichen; die Eltern oder Vormünder erhalten dieselbe Züchtigung.

Als das Alter der Reife betrachtet man bei dem Frauenzimmer zweimal sieben Jahre; als die Periode, wo sie aufhören, Mütter zu werden, siebenmal sieben, oder neunundvierzig. Wenn in früherem oder späterem Alter Fälle von Schwangerschaft vorkommen, so sieht man dieß als etwas widernatürliches an. Der Le-king enthält eine alte Vorschrift in Bezug auf die Erziehung des weiblichen Geschlechts, worin es heißt: das Verschließen der Frauenzimmer in ihre Häuser soll mit ihrem zehnten Jahre anfangen; sie sollen dann von einer Erzieherin unterrichtet werden, in sanfter Rede, ein gefälliges Betragen anzunehmen, aufmerksam zuzuhören und zu gehorchen, Flachs zu spinnen und die Seidencocons zu bereiten.

Der ehelose Stand wird nur den Bonzen der Buddhisten und den Lehrern der Taousecte auferlegt, welche, wenn sie sich verheirathen, oder nur Beischläferinnen zulegen, den Priesterstand aufzugeben gezwungen werden, und außerdem achtzig Stockschläge empfangen. Die Ehelosigkeit wird gebilligt bei Töchtern, welche ihr ganzes Leben damit zubringen, ihre Eltern zu pflegen.

Obwohl gegenwärtig in China die Polygamie herrschend ist, scheint es doch, daß sie durch die früheren Gesetze verboten war. In der Clausel des Ta-tsing-leuh-le, welche sich auf den Verlust des Rangs einer Ehefrau oder Concubine bezieht, wird nämlich verordnet: „Wenn der, welcher ein Weib hat, ein anderes Weib heirathet, so soll er neunzig Stockschläge erhalten und das letzte Weib soll von ihm geschieden werden." — Auch die Art, wie die Verheirathung vollzogen wird, scheint sich im Verlauf der Zeit geändert zu haben. In früheren Zeiten (sagt der Leuh-le) setzten Mann und Weib, nachdem sie über ihre Verbindung einig geworden, selbst den Heirathscontract (Hwan-schu) auf, welchen sie dann der Obrigkeit vorlegten, unter deren Aufsicht sie standen: ohne diese Förmlichkeit wurde die Ehe für eine heimliche Uebereinkunft gehalten. Gegenwärtig wird die schriftliche Uebereinkunft nicht von den Parteien selbst ausgearbeitet, sondern von dem Zwischengänger, dem Unterhändler, dessen man sich in dieser delicaten Angelegenheit bedient, aber auch ohne Hwan-schu gilt die bloße Annahme von Geschenken für gleich bindend. Die Anordnung der Heirathen ist nach dem Gesetz zuerst Großmutter und Großvater, darauf Vater und Mutter, und, falls diese gestorben sind, den nächsten Verwandten anheimgestellt.

Das Amt des Zwischengängers (tscho oder mei), dessen Vermittlung unumgänglich nothwendig ist, um eine Heirath zu Stande zu bringen, wird in China als nichts weniger denn unehrenhaft betrachtet. Diese Person, die männlichen oder weiblichen Geschlechts seyn kann, tritt mit den Eltern beider Parteien in Unterhandlung, und nachdem durch ihre Vermittlung eine Uebereinkunft getroffen worden ist, mag das Frauenzimmer die Heirathsgeschenke des Mannes annehmen.

*) Aus den verschiedenen, in Morrisons chinesischem Wörterbuch zerstreuten Notizen zusammengestellt im Londoner Asiatic Journal, No. CXLII p. 438 ff.

Die Chinesen haben den Glauben, daß die Vorsehung oder irgend eine höhere Macht es vorher bestimmt, wenn zwei Personen sich ehelich verbinden sollen; und diese Vorherbestimmung nennen sie Yin=yuen, oder die Ursache der Heirath: daher das Sprichwort, welches einem auch bei uns gebräuchlichen entspricht: „Glückliche Ehen werden im Himmel geschlossen" (Ki go taze teen tsching).

Es ist eine Eigenthümlichkeit der chinesischen Sprache, daß selbst ihre einzelnen Ausdrücke, an und für sich betrachtet, interessante Aufschlüsse über die Sitten des Landes geben. Alle Charactere, die sich auf die Ehe beziehen, haben das Wort neu oder Weib zur Wurzel. Merkwürdig ist in dieser Beziehung ein Umstand, welcher — soviel uns bekannt — bisher der Aufmerksamkeit der Sinologisten entgangen ist, daß nämlich dieß neu in dem runden Character, aus welchem der gegenwärtige eckige entstanden ist, die Gestalt eines Weibes in der Attitude der mediceischen Venus darstellt. — Eine Braut heißt in China Yin, ein Wort, zusammengesetzt aus den Characteren von Weib und groß, in einem Viereck eingeschlossen, welches so viel als weil bezeichnet. Der Bräutigam wird Hwan genannt, ein Ausdruck, der aus den Characteren von Weib und Dunkel besteht, weil nach alter Sitte der Bräutigam in dem Dunkel des Abends kam, um seine Braut zu empfangen. Die beiden Worte Hwan=yin zusammengesetzt bedeuten Heirath.

Wenn in China eine Heirath stattfindet, so müssen die Luhle oder sechs Ceremonien beobachtet werden; widrigenfalls ist die Ehe unförmlich, ein Ausdruck, der soviel sagen will, als wir unter ungesetzlich und criminell verstehen. Jene Ceremonien sind:

Zuerst, wenn der Vater und ältere Bruder (wofern er einen hat) eines jungen Mannes beschlossen haben, daß er heirathen soll, so müssen sie durch einen Zwischengänger von den Eltern und dem Bruder des Mädchens, das sie zu seinem Weibe bestimmt haben, ihren Namen so wie den Tag und die Stunde ihrer Geburt erfahren. Diese Facta werden dann einem Astrologen vorgelegt, der durch seine Kunst ausmittelt, ob die Verbindung glücklich ausfallen werde, oder nicht. Antwortet er günstig, so kann der Plan ausgeführt werden; ist seine Antwort ungünstig, so wird das Project aufgegeben.

Zweitens, wenn die beabsichtigte Verbindung für glücklich erklärt wird, so lassen die Freunde des jungen Mannes dieß durch den Zwischenträger den Eltern des Mädchens wissen und um dieselbe förmlich anhalten: diese Ceremonie wird Na=keih genannt, oder das Ueberbringen glücklicher Nachrichten.

Drittens müssen die Freunde des Bräutigams den Eltern des jungen Mädchens ein schriftliches Heirathsversprechen senden und das Gleiche von ihnen verlangen: diese Ceremonie heißt: Na=tsae, das Geschenk=geben, obwohl eigentlich noch keine Geschenke gemacht werden.

Viertens sendet der junge Mann den Freunden seiner Braut Gold, Silber, oder Stücke Seidenzeug, Schafe, Wein, Früchte ꝛc., was Na=pe genannt wird.

Fünftens wird eine Botschaft von den Freunden des Mannes gesandt, um die Eltern der Braut aufzufordern, den Tag der Hochzeit zu bestimmen, und diese Form heißt Tsing=ke oder das Verlangen der Zeitbestimmung.

Zuletzt geht der Bräutigam in Person, um seine Braut zu empfangen und sie zu sich nach Hause zu führen, was Tsing=ging oder: „gehen und die Braut suchen" heißt.

Die Heirathsgebräuche der Tataren in China sind von diesen Ceremonien völlig verschieden, indem bei denselben nur eine von dem Bräutigam gesandte Matrone das Haar der Braut mit einer Nadel zu flechten braucht, um die Verbindung abzuschließen.

(Schluß folgt.)

Die neugriechische Poesie.

(Schluß.)

Es ist dasselbe lautere und innige Gefühl, welches in diesen Gesängen, auf andere Gegenstände gerichtet, bald als Lust und Süßigkeit des Lebens sich ausspricht, bald als Sehnsucht nach der Heimath, einer Heimath, deren Anmuth in diesen Gesängen jede Trennung als ein Ungemach, jede Fremde als den Ort der Trauer betrachten läßt, eines Lebens, das in solcher Heimath, unter der dunkeln Klarheit jenes Himmels, in dem ätherischen Hauche jener balsamischen Luft, über den blauen Fluthen des unendlichen Meeres, in der Anmuth üppiger Thäler, in der Majestät erhabener Gebirge, unter dem Duft der Blumen und der Fülle der edelsten Früchte mit doppeltem Reize schimmert, und, das Blut in raschen Schlägen leicht bewegend, den unglücklichen Bewohnern auch im tiefsten Ungemach Kraft und Jugend des Geistes bewahrt hat. Aus eben demselben fließt in diesen Gesängen die Lebendigkeit, die Unmittelbarkeit der Auffassung, die sonnige Klarheit und Wärme der Ansichten, der Empfindungen, und als freie Gabe der Huldgöttin, jene mühelose Kunst, das Tiefste, das Bewegendste, das Erheiterndste in Einem Augenblicke zu zeichnen und zu verbinden, so daß es wie auf einmal vor die Augen tritt und das Herz rührt, während der Blick mit Wohlgefallen auf dem lichten Gewand der Bilder verweilt, mit deren innigen und lautern Farben, wie mit dem bunten Teppich des Frühlings, jene anmuthigen Gestaltungen umgeben sind.

Dieselbe Lebendigkeit und Lauterkeit wird man finden, wo dieses Gefühl sich über die geselligen und sittlichen Verhältnisse des Lebens ausbreitet, wo es den Freund, die Aeltern, die Kinder umfaßt. Nirgend ist die Freundestreue, die Zärtlichkeit, zumeist der Mütter gegen die Kinder, und der Kinder gegen die Mütter, die eheliche Liebe, die Leidenschaft der Geschlechter zu einander zugleich naiver und inniger geschildert worden, als in diesen einfachen und der Natur unmittelbar entnommenen Liedern. So klagt, um unter vielen eines der einfachsten zu wählen, ein von seiner Mutter getrennter Sohn:

„Eröffne dich, mein leidend Herz, ihr meine bittern Lippen,
Eröffne dich, und sage mir ein einzig Wort des Trostes.
Für dich ist Hülf' im Tod allein, Mitleiden nur im Grabe:
Wenn Leben sich von Leben trennt, wo wäre Trost zu finden?

Die Mutter scheidet sich vom Sohn, der Sohn von seiner Mutter,
Und von einander Mann und Weib, die inniglich geliebten.
Dort drüben jenseits dem Gebirg, der steilen Höh', der großen,
Die Nebel auf dem Haupte trägt, und Reif an ihrem Fuße,
Da liegen in getrennter Gruft zwei Brüder eingegraben, –
Und zwischen ihren Gräbern ist ein Weinstock aufgeschossen.
Der trägt der rothen Trauben viel und Gift in ihrem Weine,
Und keine Mutter, die ihn trinkt, wird einen Sohn gebären:
O hätte meine Mutter auch von diesem Saft getrunken!"

Neben jener Innigkeit und Lauterkeit der Gefühle geht die Raschheit, und mit ihr die Beweglichkeit der Darstellungen. Die Bilder, die Gedanken treten so unmittelbar nach einander ein, daß nicht selten die Verbindungen fehlen, und, was man als ergänzend, bedingend, vorbereitend, erläuternd begehren könnte, meist als untergeordnet niedergeschlagen wird. So wechseln auch mit gleicher Raschheit die verschiedensten Formen der Darstellung; die Schilderung eines Gefühls, einer Lage verschlingt sich bald mit einer Erzählung, bald mit Gesprächen, so daß das Lyrische, Epische und Dramatische auf das Leichteste und Anmuthigste gemischt sind, und dem Hörer wird überlassen, wahrzunehmen, wo die Personen eingeführt, wie die bunten Stoffe verbunden, wo die Scenen gewechselt werden.

Was aber den Werth dieser Lieder noch erhöht, ist ihre große Verschiedenheit; denn obwohl in allen dasselbe nationale Gepräge leicht erkennbar ist, so spiegelt sich doch im Einzelnen der Charakter der Stämme wie der Landschaften ab, in denen sie entsprungen sind.

Wild und stürmisch, wie die Sitten und Scenen des Lebens, welche sie schildern, sind die Lieder der Armatolen aus den Gebirgen von Epirus, Akarnanien und Thessalien. Die kühnen Streifzüge, welche jene nie bezwungenen Horden aus ihren Klüften und Wäldern unternahmen, um als Feinde die Türken zu bekriegen, oder sie als Räuber zu plündern, die Kämpfe, welche sie gegen Ali Pascha zu bestehen hatten, ihr Heldenmuth, ihr Trotz, ihr Haß gegen den grausamen Feind sind ihr rauher Stoff, und bilden die eine Seite des Gemäldes, dessen Düsterheit durch die Züge von Großmuth, Aufopferung und patriarchalischer Schlichtheit des Lebens und der Sitten wunderbar gemildert wird.

Wildheit und heroische Kraft athmet in folgender Stelle des oben erwähnten Liedes, in welcher der Olympus sich seiner kühnen Bewohner rühmt: *)

Auf meinen höchsten Gipfel hat ein Adler sich gesetzt,
In seinen Krallen hält er fest das Haupt von einem Helden,
„Was hast du wohl, o Haupt, gethan, daß du gerichtet wurdest?"
Friß, Vogel, meine Jugend auf, friß, Vogel, meine Stärke,
Dann wächst dein Flügel ellenlang, und spannenlang die Kralle.
In Luros und Xeromeros war ich ein Armatole,
In Chasia und auf dem Olymp zwölf Jahre lang ein Räuber;
Und sechzig Aga's schlug ich todt, brannt' ihre Dörfer nieder.
Doch traf mich selber nun die Reih' im Kampfe zu erliegen.

Nach harten Kämpfen hatte Ali Pascha zwar die Sulioten bezwungen, auch die Pässe der thessalischen Gebirge, doch nicht die Standhaftigkeit ihrer Bewohner, noch ihren Haß: **)

*) Das. I. S. 38.
**) Das. I. S. 128.

Obwohl die Pässe türkisch sind, sie nahm der Albanite,
Stergios ist am Leben noch, nicht kümmern ihn die Pascha's:
So lange Schnee auf Berge fällt, bekämpfen wir die Türken,
Wir gehn und suchen uns Gehöf, da wo die Wölfe lagern.
In Städten wohnt der Knechte Schaar, in Ebnen bei den Türken,
Zu Städten wählen Berges Oed' und Schlucht wir Pallikaren,
Statt mit den Türken leben wir lieber mit wilden Thieren.

Wendet man sich von diesen Werken eines wilden aber regellosen Heroismus, in dem die neuesten Ereignisse jener Länder sich mit wunderbarer Klarheit spiegeln, zu den Liedern, die uns von den Inseln, oder aus Thessalonich, Smyrna, Para kommen, wo kaum der Wiederhall der kriegerischen Stürme gehört wird, so sind es friedsame Scenen, milde Gefühle der Liebe, der Freude, der Trauer, die uns entgegentreten: anmuthige Legenden und Balladen, Lieder der Mütter, der Ammen, Gesänge beim Reigentanz, bei Hochzeiten, oder bei Trennung und Tod, Serenaden und Liebesklagen, in denen oft die Weichheit und Milde des ionischen Himmels sich über Sprache, Bilder und Maß ausbreitet, wie in dem Liede von der Trennung zweier Liebenden, das hier als äußerster Gegensatz jenes rauhen Heldengesanges stehen mag:

Meine braune Nelkenblume, meine blaue Hyacinthe,
Neige dich zu meinem Gruße, neige dich zum Liebeskusse,
Daß ich scheide mit Verdrusse, weil mein Vater es gebietet.
Meine braune Nelkenblume, meine blaue Hyacinthe,
Neige dich zu meinem Gruße, neige dich zum Liebeskusse,
Daß ich scheide mit Verdrusse, weil die Mutter es gebietet.
Tag und Stunde sind gekommen, daß wir von einander scheiden,
Um auf ewig uns zu meiden; und mir bricht das Herz im Busen,
Daß wir von einander scheiden, um auf ewig uns zu meiden.
Und die Augen strömen Thränen, kreisen wild in irrem Wähnen,
Daß wir von einander scheiden, um auf ewig uns zu meiden.

Die Gedichte nun, welche bis jetzt zu unsrer Kenntniß gekommen sind, obwohl beträchtlich an Zahl und Mannigfaltigkeit, sind doch nur ein sehr geringer Theil von denjenigen, welche dort im Munde des Volkes leben und die beinahe jeder Tag sich vermehren oder umgestalten sieht. Ihre Urheber sind im Volke selbst, und so wenig, wie Homer und Ossian es waren, im Stande zu schreiben oder zu lesen, Pallikaren in ihren Lagerstätten, Hirten bei der Heerde, Schiffer in den müßigen Stunden ihrer Fahrt, Jungfrauen bei ihrem häuslichen Geschäfte — Jeder, den der innere Trieb bewegt, ohne Absicht, als auszusprechen, was der Nächste auffaßt und weiter bringt. Zumeist thun dieses die Blinden, welche ein uralter Gebrauch darauf hinweist, solche Lieder zu lernen und dadurch zu verbreiten, daß sie bei Festen und Gelagen oder im Kreise zufälliger Hörer ihren Inhalt zur Leyer vortragen. Mehrere dieser blinden Sänger, die Jeder gerne empfängt, gerne hört, tragen solcher Lieder eine unerschöpfliche Menge bei sich im Gedächtniß, einige, eine begünstigtere Classe, vermehren ihren Vorrath durch neue Gesänge, oder schmücken die überlieferten schöner aus. Es ist bekannt, daß eine alte griechische Sage den Sänger der Iliade als blinden Greis bezeichnet und ihm ähnliches Loos zutheilt, zum Zeichen, daß auch hier in Bezug

auf Dichtkunst ein merkwürdiger Gebrauch sich unverändert aus frühester Zeit erhalten hat.

Bei dieser allgemeinen Lust und Liebe zur Dichtung wird jede öffentliche Begebenheit zu Lied und Gesang, und so liefern auch die Feste, die Feiern, die Trauer des häuslichen Lebens dieser Dichtung unerschöpflichen Stoff, und keinem Kenner des griechischen Alterthums wird entgehen, daß wir uns auch hier mit der neuen Dichtkunst auf altem Grund und Boden befinden. Nicht in den kunstreichen Gebilden des lyrischen Chores, nicht in den aus ihnen hervorgegangenen Wettkämpfen der öffentlichen Spiele, des Theaters zumal, oder in den Päanen, Hymnes, Dithyramben ist die Grundlage der alt-griechischen Poesie oder die ursprüngliche poetische Anlage des hellenischen Stammes zu entdecken, sondern hinter jenen Schaustellungen einer ausgebildeten Kunst in den Liedern, von denen auch im Alterthum die Vorgänge, wie die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens mit seiner Mühe, Lust und Trauer umgeben und geschmückt waren, und hier treffen in alter und neuer Zeit Stoff, Gesetze, Bestimmung der Poesie, ja zum Theil Namen und Feste zusammen. Wie damals in dem Gesange der Eiresione beim Wechsel des Jahres, der Tag des Apollo von Knaben gefeiert wurde, die von Hause zu Hause mit Lob und Wünschen für die Inwohner zogen, so noch jetzt in gleicher Weise und zur selben Zeit der Tag des heiligen Basilius; wie früher im Chelidonismos, so wird jetzt mit dem Lied auf die Schwalbe die Wiederkehr des Frühlings in gleichem Umgange gepriesen. Bei der Panegyris, der Versammlung der Gemeinden zu gemeinsamem Feste, wo sich im Freien unter Begleitung der viersaitigen Leyer, die noch jetzt das Plektrum schlägt, Chöre der Jungfrauen und Jünglinge zum Tanze ordnen, tönen, wie ehedem die Hyparchemat, so auch jetzt die Gesänge zum Reigen, und so entsprechen dem Eretikon die Weisen der Ruderer, dem Himäus die Lieder der Frauen am Brunnen, dem Litierses, was von den Schnittern, dem Epilenios, was bei der Weinlese und Kelter gesungen wird. Der Epithalamios hat sich in eine Fülle von Liedern ausgebreitet, mit denen die Braut eingeholt, der Bräutigam begrüßt, das Paar zur Kirche geleitet und beim Festgelage gefeiert wird, und der Olophyrmos und Threnos in eine nicht geringere Fülle von Klaggesängen, in welchen beim Todesfall die Gattin, die Kinder, die Aeltern, die Verwandten ihren Schmerz bei der Leiche, bei der Beerdigung und noch spät nachher bei dem Grabe ergießen. Was also ist die neugriechische Poesie anders, als jene, in dem Volke selbst wurzelnde, mit seiner innersten Natur verschmolzene, die Begegnisse des Lebens unmittelbar durchdringende, ursprüngliche Poesie des griechischen Alterthums? Ihre kunstreichsten Formen und Gebilde sind vergangen, aber das Wesentliche, das Einfache, das Unmittelbare derselben, aus dem auch jene Gebilde hervorgingen, ist geblieben. Als ein kostbarer Besitz hat diese Gabe der Musen das Volk durch die Jahrhunderte herab begleitet, seine Leiden mit ihrem Trost, seine Freude mit ihrer Lust geschmückt, und erscheint nun wieder, bewahrend die einfachste musikalisch-rhythmische Weise des Alterthums, waltend und bildend, in einem, der fernsten Zeit analogen Kreise von Ansichten und Phantasien, und doch neu und eigenthümlich, die jüngste Offenbarung des in sich unverwüstbaren und aus jeder Bedrängniß unversehrt hervorbrechenden griechischen Geistes, die sicherste Beglaubigung der Hoffnungen, die sich an die Auferstehung der berühmtesten und unglücklichsten Nation für die Bildung geknüpft haben. Denn kein Zweifel ist, daß die poetische Anlage, wo sie mächtig und schaffend ist, nicht als etwas einzelnes und für sich bestehendes, wie beim Individuum, so bei Völkern, sondern als das Zeichen eines im Allgemeinen großen, regsamen und weitgreifenden geistigen Vermögens zu betrachten ist. Wie im alten Hellas die poetische Bildung in dem Namen und der Herrlichkeit Homer's vereinigt, der gemeinsame Stamm alles des Großen und Herrlichen wurde, was später der hellenische Geist entfaltete, so kann auch aus dieser frischen und vielgestaltigen geistigen Kraft, die in dem neu-griechischen Gesange sich offenbart, unter dem jüngsten Geschlechte jener ruhmreichen Ahnen ein ähnliches Gedeihen hervorgehen, wenn es im Rathe der Vorsehung beschlossen ist, daß sie aus diesen Stürmen und so großer Zerrüttung zu Gesetzlichkeit und Ruhe gelangen, und in die Reihe wohlgeordneter Völker des christlichen Europa wieder eintreten. Dann wird vergönnt seyn, auf das verjüngte Griechenland den Lobgesang nach seinem ganze Inhalte wieder anzuwenden, den vor mehr als zweitausend Jahren einer der reichbegabtesten hellenischen Sänger, Euripides, auf Attika gedichtet:*)

Erechtheus Enkel, seit fernster Zeit beglückt,
Der seligen Götter Geschlecht,
Die ihr vom heiligen unvertilgbaren Land
Abpflückt der Lieder herrlichste Weisheit,
Hinwandelnd mit heiterm Sinn
Durch des Aethers lautersten Schein,
Wo einst die neun pierischen Jungfrau'n der blondgelockten
Harmonia gepfleget,
Und aus des Kephissos schön strömender Fluth
Aphrodite schöpfend die Flur anhauchte
Mit lieblicher Lüfte sanftgemischtem Weben,
Und immer schmückend ihr Gelock
Mit süß duftender Rosen Gewind,
Als Genossen der Weisheit zu Euch sandte der Liebe Götter,
Jeglicher Ruhmesthat Vollbringer.

Der Himmel der Chinesen.

Der Ausdruck dessen sich die Chinesen bedienen, um die Gottheit zu bezeichnen, ist T'hien, welcher Ausdruck eigentlich den materiellen Himmel, die Wolken bezeichnet. Daraus zu schließen, daß die Chinesen keinen Begriff von einem „höhern Wesen" haben, wie gewöhnlich geschieht, möchten wir indessen für voreilig halten; zumal da wir dieselbe Metapher in allen europäischen Sprachen wieder finden. Mit mehr Recht könnte man jene Folgerung vielleicht aus einer Anekdote ziehen, welche man von Tschu-tsze, dem Verfasser des Siao-hio oder „kleinen Lehrers" erzählt, der in China als die glänzendste Zierde der Sung Dynastie angesehen und nur dem großen Kong-fu-tsze nachgesetzt wird. Als Tschu-tsze noch ein Kind war, zeigte sein Vater auf den Himmel und rief aus: T'hien! um ihn die Bedeutung dieses Wortes zu lehren. Aber der Knabe antwortete sogleich: „Was gibt es über dem Himmel?" **Asiat. Journ.**

*) Eurip. Medea. V. 829 ff.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 148. 27 Mai 1828.

Persische Skizzen*).

Die Seereise. Muskat.

„Land!" rief man vom Mastkorb herab. „Wie sieht es aus?" „Hochland Herr, s'zieht sich gegen Nordwest." „Kann ich es vom Steuerbord sehen?" „Nein." „Nun," sagte der Capitän, „wir haben es gut getroffen: in drei bis vier Stunden sind wir in Muskat." Und so war es. Bald stiegen die unfruchtbaren Küsten Arabiens aus dem Meer, und wenn ich mich auf malerische Landschaftsschilderung verstände, so würde ich den Contrast nachweisen zwischen ihnen, die keine Spur einer lebensfähigen Natur verriethen, und zwischen den schattenreichen Gestaden Ceilan's und den dunkeln Forsten der Gebirge Malabar's, an denen wir vorbei gesegelt waren.

Eine lange Seefahrt hat etwas Einförmiges, wovon man, wer nie den weiten Ozean durchmessen hat, sich keine Vorstellung machen kann. Günstiger oder widriger Wind, Meeresstille oder Sturm, ein fremdes Schiff, das man sieht oder dem man begegnet, ein Hai, der in die Angel beißt, oder ein Mensch, der über Bord fällt, sind Ereignisse, die einen augenblicklichen Stoff zur Unterhaltung geben; aber bald sinkt der Reisende in seine vorige verdrießliche und unruhige Stimmung zurück: er geht in die Kajüte, um seinen Gedanken nachzuhängen, in der nächsten Viertelstunde ist er schon wieder oben auf dem Verdeck, hält sich am Takelwerk, wenn das Schiff auf den hohlen Wellen schaukelt, blickt in's Meer hinaus, gibt auf den Mann Acht, der den Log berechnet, und wartet mit Aengstlichkeit auf zwölf Uhr, wo die Breite bekannt gemacht wird. Zu den kleinen Beilagen seines Tagebuchs gehört denn, daß er einmal dem Offizier der Wacht ungeschickt in den Weg kommen muß, ein andermal den Capitän in seiner Längenrechnung stört, indem er lacht oder mit andern Müßiggängern — dieß ist die Rubrik, unter welcher er in der Schiffsliste vorkommt — plaudert. Wenn aber endlich der Ruf „Land" erschallt, gleich ist die Phantasie geschäftig, das reizendste Bild sich davon zu entwerfen. Ob ich gleich die Gegend, der wir uns jezt näherten, schon öfters gesehen hatte, so überließ ich mich doch im ersten Augenblick der Ueberraschung diesen poetischen Illusionen und ärgerte mich beinahe, als ich meinen Irrthum einsah.

*) Sketches of Persia from the Journal of a traveller in the East. II Vols. London 1828.

Die hohen Ufer, die nun vor uns lagen, öffneten sich in der Mitte zu einer Bucht, und im Hintergrund erschien die Stadt Muskat mit ihren stattlichen Gebäuden. Der Hafen, in welchem wir vor Anker gingen, wird an seinem schmalen Eingang von Batterien bestrichen, und ist durch zahlreiche Befestigungen, die rings um die ungestalten Felsenhügel laufen, hinreichend vertheidigt.

Muskat, der Stapelplatz des persischen Golfhandels, steht unter einem Fürsten, der den Titel Imam führt; wie bei allen arabischen Häuptlingen ist seine Autorität mehr patriarchalischer als despotischer Art. Obgleich im Besitz einer zahlreichen Flotte, worunter einige schöne Fregatten sich befinden, und einer beträchtlichen Armee, die er zum Schutz seiner Herrschaft auf den Küsten Afrika's, Arabiens und des Golfs unterhält, kann ihn jeder Einwohner Muskats vor Gericht fordern.

Ich sah noch den Vater des jezt regierenden Imam's, als ich eine frühere brittische Gesandschaft nach Persien begleitete. Er empfing uns am Bord seines Flaggenschiffs, einer Fregatte von 40 Kanonen mit 1000 Tonnen Gehalt. Sein Anzug war äußerst einfach: er trug keine Juwelen, keine Waffen, nicht eimal einen Dolch an sich; ein Schawl als Turban um den Kopf gewunden, der schlichte arabische Mantel, der über sein feines weißes Kleid herabhing, ließ seinen Rang kaum vermuthen; aber an seinen geraden und männlichen Manieren erkannte man den thätigen und unternehmenden Charakter, und an den aufmerksamen Blicken seiner arabischen, nubischen und abyssinischen Unterthanen, die unverwandt auf ihn gerichtet waren, den Fürsten. Der Imam redete nie anders als auf's Freundlichste mit ihnen, und in ihrem Benehmen gegen ihn lag ein schöner Ausdruck von Liebe und Zutrauen, der uns das Verhältniß des orientalischen Herrschers zum Volke in einem ganz andern Gesichtspunct, als gewöhnlich, betrachten ließ.

Während unsres Besuchs, als wir auf dem Verdeck unter einem Zelt saßen, kamen mehrere Capitäne der Muskat'schen Flotte an Bord. Salâm alicum! (Friede sey mit euch!) hörte man aus jedem Munde, man reichte sich die Rechte, schüttelte sie und drückte sie an die Brust. Der arabische Matrose richtete seinen Gruß an den ihm vorgesezten Befehlshaber und verkehrte mit ihm, als mit seines Gleichen, Mann gegen Mann, in der freien und ungezwungenen Weise, die in Europa als ein Vorzug der bevorrechteten Stände gilt. „Aber," fragte ich jemand, der neben mir saß, „thut diese Vertraulichkeit nicht

dann und wann der Mannszucht Eintrag?" „Nein," erwiederte er, „die Grenzlinie kennt man schon, und wo diese überschritten wird, setzt es scharfe Strafe ab. Das Recht, unsre Obern anzureden, ist unser Stolz, und jeder Araber, der, in Folge eines davon gemachten Mißbrauches, darauf verzichten müßte, würde die Schmach tief fühlen."

Jetzt öffnete sich die Thüre der Cajüte und der Imam, der sich mit dem Gesandten dahin zurückgezogen hatte, trat heraus. Er blieb stehen; die Capitäne aber, die eben von Boßora zurückgekehrt waren, traten der Reihe nach, wie es ihr Rang mit sich brachte, unter tiefen Verbeugungen auf ihn zu, faßten die Hand, die er ihnen entgegen streckte, in ihre beiden Hände, drückten sie fest, hoben hierauf ihre Rechte zur Begrüßung zum Kopf empor, legten sie auf die Brust und begaben sich in dieser Stellung nach ihren Plätzen zurück. Nach Beendigung der Ceremonie setzte sich der Imam, und hieß uns und seine Oberofficiere das Gleiche thun.

Wir hatten für eine Mahlzeit gesorgt, woran die sämmtliche Gesellschaft Theil nahm. Als wir uns entfernten, waren wir sehr überrascht, einige fürstliche Frauen und darunter die Favoritin zu sehen, die unverschleiert uns mit großer Neugierde betrachteten. Sie schienen sehr vergnügt; wahrscheinlich, fanden sie sich durch die Artigkeit des Gesandten, der die Söhne des Imams, ein paar schöne Knaben, beschenkt hatte, geschmeichelt.

Ich habe Muskat zu allen Jahreszeiten besucht; jetzt war es Winter und ich fand das Klima angenehm. Im Sommer dagegen ist die Hitze unerträglich. Denn da die Anhöhen hinter der Stadt jeden Windhauch abwehren, der nicht gerade von der Seeseite in die schmale Oeffnung der Bucht weht, so spürt man kein Lüftchen; die Sonnenstrahlen aber, die von den kahlen Felsenwänden oder den weißen Mauern der über der Stadt und dem Hafen hängenden Festungswerke zurückprallen, erzeugen eine Temperatur, welche, nach der Beschreibung eines persischen Dichters, dem sterbenden Sünder einen lebhaften Vorschmack seines künftigen Looses gibt.

Unter den ersten, die an Bord kamen, befand sich mein alter Freund Mahommed Gholum. Als guten Seemann hatte ich ihn im Jahr 1800 kennen gelernt, wo er uns als Pilot von Muskat nach Ormus geleitete. Er war jetzt zum Piloten des Staats vorgerückt, und einer der ersten Minister des jungen Imams, über dessen Charakter er mit der höchsten Bewunderung sich äußerte. „Sein Vater, sagte er, war ein tapferer Mann; er fiel in einer Schlacht. Und wenn sein Sohn so fortfährt, sich überall auszusetzen, so erwartet auch ihn ein früher Tod. Syd Sayd wird bedauern, daß er gerade jetzt auf einer Expedition abwesend seyn muß, und also den Gesandten nicht sehen kann, der noch von seinen Knabenjahren her in gutem Andenken bei ihm steht. Das Modell zu einem Linienschiff von 74 Kanonen, welches er damals von ihm erhielt, bewahrt er noch sorgfältig auf." Mahommed Gholum, unverändert durch das Glück, hatte noch ganz das freie und männliche Wesen des arabischen Seemanns an sich. Wir unterhielten einander mit manchen alten Geschichten, wobei wir oft herzlich lachen mußten.

Bald besuchten uns Leute von allen Nationen und Farben. Etwas besonders anziehendes für mich hatte die Erscheinung einiger Araber aus dem Innern des Landes: diese leichten und herrlich geformten Gestalten, dieser Ausdruck von Kraft in Miene, Gebehrden, kurz in allen Bewegungen, diese schwarzen rollenden Augen, die mit der Geschwindigkeit des Blitzes über die Gegenstände hinleuchteten. Ein gutes Telescop war zufällig so gestellt, daß man die fernsten Festungswerke deutlich sehen konnte. Ich ließ einen Araber durchsehen, aber kaum stand er eine Weile davor, als er, ohne ein Wort zu sprechen, mit einem Blick des Staunens auf mich, die Schiffsleiter hinunter eilte: „Ihr seyd Zauberer, rief er aus seinem Boot herauf, jetzt weiß ich, wie ihr Städte erobert; das Ding (er zeigte auf den Telescopen) bringt sie euch herbei, wenn sie noch so fern sind." Es war auch wirklich nicht möglich, ihn zur Rückkehr zu bringen, daß wir ihn hätten über die Wirkungen der Optik belehren können.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Heirathsgebräuche.

(Schluß.)

Bei den Chinesen wird den Tag vor der Hochzeit dem Bräutigam mit vielen Förmlichkeiten eine schön geschmückte Mütze aufgesetzt und ein anderer Name gegeben, der Tsze heißt, ein Ausdruck, dessen Bedeutung das dafür gebrauchte Schriftzeichen, (eine Kopfbedeckung, die einem Kinde aufgesetzt ist,) bezeichnet.

An dem Vermählungstage senden Verwandte und Freunde ihre Glückwünsche und Geschenke, wie Schreibtäfelchen, Gänse (das Symbol der Treue) *), Wein ꝛc. in das Haus des Bräutigams; sie stecken Blumen in sein Haar und zieren ihn mit Scharlach, zum Zeichen der Freude. Die Verwandten und Freunde der Braut senden ihr Nadeln, Bracelets, Gewänder, Schönheitswasser, Schminke ꝛc. Alle ihre jungen Freundinnen kommen und weinen mit ihr den Tag und die Nacht hindurch, bis sie in die bunt verzierte Sänfte tritt, welche die Freunde des Bräutigams ihr zusenden. Diese bilden eine Procession mit Laternen und Musik, ferner einem Pavillon, dem Bilde einer Gans in Holz oder Zinn und anderem Gepränge. Der Bräutigam und seine jugendlichen Freunde begleiten die Procession und bringen die Braut nach Hause. So wie sie an dem Thor ankommt, spielt die Musik auf, und die Kie-po, oder Paranymphen, nehmen die Braut bei den Schultern und tragen sie über den „Tisch des Feuers," der innerhalb der Thür steht, in die „Brautkammer." Darauf begleitet die Braut die Kie-po, welche Aremnüsse tragen, in den Saal; sie bittet die Gäste

*) Von uralten Zeiten her werden die Gänse in China als ein Symbol der ehelichen Treue angesehen; so lesen wir im Schi-king, einem chinesischen Classiker: „Die wilden Gänse schnattern zur Antwort; der Tag bricht an und der Morgen beginnt; der Bräutigam ist gegangen, sein Weib heimzuführen, ehe der nahende Frühling das Eis geschmolzen hat."

sich derselben zu bedienen und zieht sich, nachdem sie mit dem Bräutigam „die Gans verehrt" hat, wieder in ihre Kammer zurück. Die Kie-po fordern nun den Bräutigam auf, gleichfalls in dieselbe einzutreten, um der Braut ihren rothen Schleier von dem Haupt zu nehmen und den Koffer zu öffnen, der ihre Kleider enthält, und auf den einige Geldstücke gelegt sind, um Le-sche, gutes Glück, zu bringen.

Nachdem diese Ceremonien zu Ende sind, wird ein Tisch in das Gemach gebracht, mit Wein, an welchen der Bräutigam und die Braut allein niedersitzen; dieß heißt Tso-ko-tang, oder das Sitzen in dem Saale der Lieder *). Hierauf wird die Ceremonie Ho-kin-le, oder das Becher-zusammenfügen vorgenommen: der Bräutigam trinkt ein wenig; die Braut bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und thut dasselbe.

Die Kie-pos senden nun eine Matrone hinein, welche viele Kinder gehabt hat, das Weib eines guten Mannes, und die durch ihr ganzes Leben vom Glück begünstigt worden ist. Die Gäste machen sich lustig, bis die Stunde kommt, wo man sich zurückzuziehen pflegt, worauf sie den Bräutigam zu der Kammerthür begleiten und auseinander gehen. Den nächsten Morgen kommen Mann und Weib heraus in den Saal, um die Haushaltsgötter anzubeten, und ihren Eltern, Oheimen und Basen ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Darauf kehren sie in ihre Kammer zurück, wo sie die Besuche ihrer jungen Freunde annehmen, denen bei dieser Gelegenheit das Recht zugestanden ist, den Ehemann zu der Zielscheibe ihrer Witze zu machen, weshalb diese Ceremonie „der Angriff auf den Bräutigam" heißt.

Die Braut besucht ihre Eltern, am dritten Morgen nach der Vermählung, in einer schön ausgeschmückten Sänfte, die ihr Mann bereit hält, der bei dieser Gelegenheit das Pi-jo (weiße Fleischfest) gibt. Nach Verlauf eines Monats senden die Freunde der Frau ihr einen Kopfputz, und es wird den beiderseitigen Verwandten des neuverehelichten Paares ein neues Fest gegeben, welches die Hochzeitsceremonien beschließt.

Da es in China nicht gewöhnlich ist, daß ein Sohn, der sich verheirathet, deshalb eine besondere Haushaltung errichtet, sondern die Braut in das Haus seiner Eltern bringt, so verbreiten sich die chinesischen Sittenlehrer weitläufig über die Pflichten der Weiber gegen die Eltern ihrer Männer; und bei den Armen scheint es manchmal ein Hauptzweck der Verheirathung ihrer Söhne zu seyn, die häuslichen Dienstleistungen von den Weibern derselben zu erhalten, wenn ihre eigenen Töchter aus dem Hause geheirathet haben.

Das Gesetz verordnet, daß, wenn ungesetzmäßige Ehen geschlossen werden, dieß Verbrechen den Verwandten, welche die Aufsicht ausüben, und dem Zwischengänger zur Last gelegt werden soll. Solche ungesetzlichen Ehen sind indessen sehr häufig und hängen von einer Menge von Umständen ab, die zu kleinlich sind, um hier auseinandergesetzt zu werden. So ist es, um hier nur ein paar Beispiele anzuführen, gegen das Gesetz, zu heirathen, während noch die gesetzliche Trauer für Eltern oder einen Mann (drei Jahre) dauert; es ist ungesetzmäßig, wenn eine Person heirathet, deren Vater wegen eines schweren Verbrechens eingekerkert ist. Auch Täuschungen, die von den Zwischengängern oder den Parteien selbst bei Heirathen begangen werden, bestraft das Gesetz; so wie es Vorsorge trifft, um Streitigkeiten, die zwischen den beiden Parteien vor der Vollziehung der Hochzeit eintreten könnten, auszugleichen; und es bestraft den Bruch eines Eheversprechens, oder, wie die Chinesen denselben sehr bezeichnend nennen: „die Reue einer beabsichtigten Heirath" als ein Criminalverbrechen mit fünfzig Bambusschlägen.

Den chinesischen Unterthanen an der Südwestgrenze ist nicht erlaubt, sich mit Fremden von der jenseitigen Grenze zu verheirathen; eben so dürfen sich in dem südwestlichen Theile der Provinz Ki-rei-tscho die Chinesen in der Ebene in keine ehelichen Verbindungen mit den Meaou-tsze, oder Bergbewohnern, einlassen, einem alten, noch unabhängigen Stamm, der gegenwärtig wieder unter den Waffen gegen die kaiserliche Autorität ist. *)

Die Heirathen der Sclaven sind in China nicht nur nicht verboten, sondern der Herr, welcher seine Sclaven zur Ehelosigkeit zwingt, ist sogar straffällig. Diejenigen, welche Haussclaven halten, (sagt der Leuh-le) und nicht für den weiblichen Theil derselben für Männer sorgen, sondern sie in einsamer Ehelosigkeit lassen, sind eines der schwersten Vergehen schuldig.

Ein merkwürdiges Beispiel von der Treue, welche Chinesen, die in früher Kindheit von ihren Eltern einander verlobt werden, oft gegen einander bewahren, gibt ein Fall, welcher sich in dem zwei und zwanzigsten Regierungsjahre des Kaisers Kien-long ereignete:

Tsching-yun-yuen war in seinem zweiten Jahre von seinem Vater mit der Tochter eines Freundes, die Liu-schi hieß, verlobt worden. Die eine der beiden Familien lebte im Süden von China, die andere im Norden an dem weitberühmten Thien-tsin oder Himmelsstrome. Der Vater des Knaben starb, seine Familie zerstreute sich und weder der Bräutigam noch die Braut hörten während einer Zeit von mehr als 50 Jahren das Geringste von einander. Dennoch hielten beide Theile standhaft ihr Versprechen, „treu ihrem Vorsatz, heißt es, wie der Pfeil vom Bogen in die Scheibe fliegt und nie zurückkehrt." Der Mann war zuletzt zu der Stelle eines Schulmeisters auf einem Pekinger Kornboot herabgekommen, als er zufällig, auf der Durchfahrt durch den Thien-tsin davon hörte, daß eine Jungfrau, Namens Liu-schi sich von der Welt zurückgezogen und in ein Ni-yan oder Nonnenkloster eingeschlossen habe. Auf weitere Nachfrage fand er, daß die

*) Wahrscheinlich bezieht sich dieser Name auf die Sitte der Chinesen, sich zu einem Becher Wein zusammen niederzusetzen, um Verse zu machen; s. den von Abel-Remusat übersetzten Roman Yu-kao-li a. m. O.

*) Die Chinesen haben große Furcht vor diesem Stamm, was vielleicht größtentheils dem Umstande zuzuschreiben ist, daß der Name desselben (Meaou-tsze) auch ein fabelhaftes Geschlecht von Wilden mit Flügeln bezeichnet.

Nonne seine Verlobte sey. Das Gerücht von diesem Vorfall verbreitete sich weit; der Ortsbeamte lud das Paar in seinen öffentlichen Saal ein, ließ daselbst die Heirath vollziehen, erhielt für sie ein Tsing=peaou oder eine kaiserliche Fahne, um ihre Treue zu ehren, und versah sie mit Geld, damit Tsching=yun=yuen seine alte Braut in sein heimathliches Dorf führen könne. *)

Die Pflichten des Weibes nach getrennter Ehe sind nicht ganz im Einklang mit der Bedeutung des Wortes „The" oder Weib, welches eine Person bezeichnet, die einem selbst gleich ist, und nach den Commentatoren gebraucht wurde, um dadurch anzudeuten, daß sie auf gleichem Fuße mit dem Manne stehen soll. Ein verheirathetes Weib heißt dagegen Fu, und das Schriftzeichen dafür ist aus „Weib" und „Besen" zusammengesetzt und bezeichnet eine Person, deren Pflicht es ist, sich zu unterwerfen. In dem Li=King finden wir eine Menge von Vorschriften und Bemerkungen über die Pflichten der Weiber. „Die Weiber," heißt es darin, „wurden drei Monate, ehe sie sich verheiratheten, in einen Tempel oder einen Altar geführt, der ihren verstorbenen Vorfahren geweiht war, und dort unterrichtet in den Pflichten eines Weibes, in der Sprache, die einem Weibe geziemt, in dem Benehmen, wie es sich für ein Weib schickt, und in den Arbeiten, die ein Weib zu übernehmen hat." Und an einer andern Stelle: „Die Tugend eines Weibes ist Keuschheit und Gehorsam; ihre Rede soll sanft seyn, ihr Blick mild und einnehmend; ihre Arbeit soll darin bestehen, Seide und Flachs zu spinnen." Es wird ihr eingeschärft, daß sie bei jedem Geschäft, erst Schwiegervater und Schwiegermutter und ihren Mann um ihre Befehle befragen muß. Wenn sie ihren Mann überreden kann, einen Fehler oder ein Laster aufzugeben, so wird ihr dieß jedesmal als ein Grad des Verdienstes (kung) angerechnet. Denselben Grad erhält sie, wenn ihre Schwiegereltern in Geldverlegenheit gerathen, und sie ihre Toilette aufopfert, um dem Bedürfniß derselben abzuhelfen. Und so gibt es eine Menge von Kungs oder Verdiensten, die meist nur bis zu drei Graden steigen, obgleich die Opfer, welche dafür verlangt werden, nicht gering sind. Das Verzeichniß derselben schließt damit, den Eheleuten einen Grad des Verdienstes für jede zehn Tage, die sie in vollkommener Einigkeit gelebt haben, zu bewilligen. Die Kwo oder Vergehen sind auf gleiche Weise in Stufen abgetheilt. Wenn ein Weib einen Sohn geboren hat, der nichtswürdig ist, und sie ihrem Mann nicht gestatten will, ein Nebenweib anzunehmen, um von ihr eine tugendhafte Nachkommenschaft zu erhalten, so gilt ihr dieß als ein Vergehen von hundert Graden; wenn sie schuld ist, daß er ganz der Nachkommenschaft entbehrt, so wird ihr dieß zu tausend Graden angerechnet. Bloß drei Lastergrade werden einem Weibe beigelegt, die den Wein selbst bis zur Trunkenheit liebt; aber fünf für jedes Mal, daß sie mit irgend einer Person Karten spielt. Unreinlichkeit, oder der Vorwitz, den Schauspielen bei den öffentlichen Festen zuzusehen, bringt dem Weibe eines Chinesen drei bis zehn Grade Laster. Der entscheidendste Beweis für die Ungleichheit des verheiratheten Paares liegt in der Verordnung, welche den Weibern und Nebenweibern verbietet, ihre Männer zu schlagen. Ein Weib, welches dieß Verbot übertritt, wird mit hundert Schlägen bestraft, und der Mann kann, wenn er es verlangt, sich von ihr scheiden lassen. Wenn der Mann durch eine solche Mißhandlung eine schwere oder bleibende Beschädigung erlitten hat, so soll das Weib erdrosselt werden. Wenn der Mann dagegen das Weib schlägt, sagt dieselbe Verordnung, so daß er nicht ihre Glieder bricht, oder sie verstümmelt, so soll das Gesetz keine Kenntniß davon nehmen.

Der Ehebruch wird mit großer Strenge bestraft. Wenn der Ehebrecher ein öffentlicher Beamter, und die Ehebrecherin das Weib eines andern Beamten ist, werden beide erdrosselt. In keinem Falle gestatten die chinesischen Gesetze den Schuldigen, einander zu heirathen. Ja in Ehebruchsfällen, wo der Mann seine Zustimmung gegeben hat, wird er, der Ehebrecher und die Ehebrecherin, jedes mit neunzig Stockschlägen bestraft.

Im Ganzen scheint die Lage der Frauen in China, wenn auch vielleicht der des weiblichen Geschlechtes im Orient im Allgemeinen vorzuziehen, doch auf keine Weise beneidenswürdig.

*) Ta=tsing=leuh=le, 6ter Theil.

Clapperton und Laing.

Zwei Jahre sind es jetzt, seit Major Laing in der Nähe von Timbuctu angekommen war, und die einzige Nachricht, die man seitdem über sein Schicksal erhalten hat, war die Erzählung von Eingebornen, die Clapperton zu Sackatu hörte: „sie hätten den weißen Mann mit dem rothen Bart in seinem Zelt in Timbuctu gesehen, wo er später durch das Volk ermordet worden sey." — Die Rückkehr des Dieners Clapperton's, Richard Lander, und die Erhaltung seiner Papiere kann in der That als wunderbar betrachtet werden. Noch zu Badagry, in der Bai von Benin, entging er nur durch einen glücklichen Zufall dem Tode, indem das Gift, welches man ihm beibringen wollte, seine Wirkung verfehlte. Die Eingebornen glaubten nun, daß er gefeyt und durch „das große Wesen" geschützt sey; sie behandelten ihn daher besser, und erlaubten ihm selbst abzureisen, doch nicht eher, als nachdem ihr Fürst zur seiner Ranzion Waaren zum Werthe von 61 Pf St. erhalten hatte: Gewehre, Pulver, Tafet ꝛc. Landers eigene Wanderungen vom April 1827 bis in den Januar 1828 sind nicht der uninteressanteste Theil seiner Abentheuer; das Tagebuch, welches er über dieselben ausgearbeitet hat, soll der Reisebeschreibung seines verstorbenen Herrn und Freundes beigefügt und mit diesem bei Murray in London herausgegeben werden. — Der Weg, welchen Lander bei seiner Rückkehr zur Küste nahm, war ein völlig verschiedener von dem, auf welchem Capitän Clapperton nach Sackatu hinauf gereist war. Er verfolgte siebenzehn Tag lang eine ganz entgegengesetzte Richtung, in der Absicht, Gewißheit darüber zu erhalten, ob der Niger in die Bai von Benin falle und er entkommen könne, indem er diesen Strom hinabginge. Er wurde aber durch die Fellatah, die ihn verfolgten, gezwungen, diesen Plan aufzugeben, durchreiste darauf Haussa, Nyffe, Heir und andere den Europäern völlig unbekannte Länder, und erreichte auf diesem Wege Badagry, von wo er mit Clapperton ausgegangen war.

Literary Gazette, Mai, 10.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 149. 28 Mai 1828.

Die Moldau und Wallachei.

Die Russen sind in diese Fürstenthümer gerückt, die somit die erste Scene des Kampfes bilden, der entscheiden wird, ob der freieste Staat Europa's die Barbarei noch länger aufrecht erhalten, oder ob der am despotischsten regierte die Ketten derselben mit dem Schwerte lösen wird. Dem Zwecke dieses Blattes gemäß, den Ereignissen der Zeit erläuternd zur Seite zu gehen, entlehnen wir aus englischer Quelle *) eine statistisch-historische Uebersicht über jene beiden Länder.

Bekannt ist, daß die Hospodare der Moldau und Wallachei bisher unter den Griechen des Phanars gewählt wurden, eines Quartiers in Constantinopel, das fast ausschließlich von solchen Hellenen bewohnt wird, welche bei der Pforte die Stelle von Dragomans oder andere politischen Functionen versehen.

Seit dem Sturze des oströmischen Reiches schmachteten die Griechen von Constantinopel in der niedrigsten Sklaverei, bis es Alexander Maurocordato gelang, einen Namen zu Ehren zu bringen, der in unsern Tagen eine noch berühmtere Stelle in der Geschichte der Unabhängigkeit seines Vaterlandes einnehmen sollte. Alexander Maurocordato war anfangs nur ein unbedeutender Kaufmann von Scio. Auf einer seiner Reisen nach Constantinopel kam er in Berührung mit einem Mitgliede des Divans. Dadurch, so wie durch seine große Gewandtheit und ausgebreitete Kenntniß der europäischen Sprachen, wußte er die Aufmerksamkeit des Sultans auf sich zu ziehen, der ihn, nachdem er sein Talent in untergeordneten Stellen erprobt hatte, zu seinem Gesandten beim Congresse von Carlowitz ernannte. Auf diesem wichtigen Posten rechtfertigte er seinen Ruf, und kam bei der Pforte zu solchem Ansehen, daß es ihm gelang, seinem Sohn Nikolas das Gouvernement der Moldau und Wallachei zu verschaffen.

Die Lage dieser beiden Provinzen, die als Grenznachbarn der beiden Staaten, welche die Pforte am meisten fürchtet, Oestreichs und Rußlands, im Falle eines Krieges nothwendig den ersten Stoß aushalten müssen, begünstigte Maurocordato's politische Absichten, dessen ganzer Ehrgeiz in dem Wunsche bestand, Griechenland zu regeneriren. Die durch jene Lage herbeigeführte Nothwendigkeit, diese Posten des Reiches Männern von europäischer Bildung und Gewandtheit anzuvertrauen, zwang den Divan, die Hospodare unter den Griechen zu wählen, und durch Maurocordatos Einfluß ward entschieden, daß in Zukunft jene Functionen nur den Dragomans der Pforte übergeben werden sollten.

Diese Entscheidung erzeugte bald eine moralische Revolution unter den Hellenen der Hauptstadt. Die ersten Classen derselben suchten sich in den europäischen Sprachen, so wie in den Staats- und politischen Wissenschaften zu unterrichten. Die Diplomatie ward nun ehrenvolle Beschäftigung selbst für die, die ihre Studien blos auf sie beschränkten. Sie gründeten eine Art Adel, der von ihren Landsleuten anerkannt und geachtet wurde, so daß man Botschaften und ähnliche Beamtungen bald als ihr ausschließliches Eigenthumsrecht betrachtete. Der unwissende und eitle Grieche bewunderte in den Phanarioten den Wiederschein des Geistes seiner Väter, und sie waren es, unter denen die ersten Keime der National-Unabhängigkeit sich entwickelten.

Indessen hörte die Verwaltung der Phanarioten nie auf, den Fürstenthümern verderblich zu seyn. Die dem Ehrgeiz der Griechen überantworteten Hospodarstellen waren zu Constantinopel ein Gegenstand steter Cabalen. Würden, Gunstbezeugungen, Recht und Gesetz, alles ward in dieser Hauptstadt an den Meistbietenden versteigert, und so wie eine Stelle offen wurde, suchte der ganze Phanar sich gegenseitig zu überbieten. Die Türken ließen es gerne geschehen, daß solche Vacanzen so oft als möglich vorfielen, weil sie sich dabei jedesmal mit dem Raube des alten Hospodars und mit den Bestechungen des neuen Candidaten bereicherten. Die Moldau hatte von 1710 bis 1800 neunundvierzig Hospodare, wobei noch zu bemerken ist, daß sie während dieser Zeit dreizehn Jahre lang von Oesterreich und Rußland besetzt war. Sie ward aber auch alle zwei Jahre durch neue Erpressungen ausgesaugt.

Beim Frieden von Jassy, 1792, nahm sich Rußland, sey's aus Ehrgeiz, sey's aus Menschlichkeit, jener unglücklichen Provinzen an, und verlangte kraft des, vom Vertrage von Kainardgi *) abgeleiteten Interventionsrechts, daß die Hospodare sieben Jahre lang im Amte bleiben sollten.

*) Hauptsächlich nach einem der früheren Hefte von Blackwoods Edinburgh Magazine.

*) Da der Vertrag von Kainardgi (unterzeichnet den 10 Juli 1775) bei allen späteren Negociationen zur Grundlage diente, und sich auch in neuester Zeit das Cabinet von St. Petersburg häufig auf denselben berief, so heben wir hier die auf die Moldau und Wallachei sich beziehenden Artikel aus:

„Der russische Hof gibt der hohen Pforte Bessarabien

In dem Vertrage von Jassy versprach die Pforte auch wirklich die Wahl der Hospodare der Zustimmung des russischen Botschafters zu unterwerfen, und die Hospodare wenigstens sieben Jahre lang im Amte zu lassen. Diese letztere Clausel aber, die gleich anfangs nachlässig ausgeführt wurde, ward in der Folge offen verletzt, so daß sie zu lebhaften und langen Zwisten Veranlassung gab.

Im J. 1802 erhielt Fürst Ypsilanti das Gouvernement der Wallachei, Fürst Alexander Morusi das der Moldau, und der Divan erklärte, sie sollten, ohne Zustimmung des russischen Botschafters, vor Ablauf der sieben Jahre nicht entfernt werden.

Im J. 1805 suchte Napoleon, der im Kriege mit England und entschlossen war, auch gegen Rußland die Waffen zu erheben, die Türkei in seine Entwürfe zu ziehen. Bald entwickelten sich die Resultate dieser Bemühungen. Die Pforte verdoppelte plötzlich ihren eifersüchtigen und stolzen Ton gegen Rußland und England. Sie hatte mit ersterem eben einen Defensiv-Tractat ratificirt, als sie auf einmal die Absicht aussprach, alle Schutzbriefe zu annulliren, d. h. alle, den im ottomanischen Reiche lebenden Griechen zugestandenen Bewilligungen, sich zur Sicherheit ihres Handels unter den Schutz fremder Höfe zu stellen. Diese unerwartete Maßregel ward durch die Art, wie sie ausgeführt wurde, noch beleidigender; denn trotz der Gegenvorstellungen des russischen Botschafters riß man öffentlich aus den Händen der Concessionäre die ihnen vom russischen Gouvernement ertheilten Schutzbriefe.

Eine noch entscheidendere Maßregel beschleunigte die bereits unvermeidlich gewordene Krise. Die Hospodare Ypsilanti und Morusi wurden plötzlich zurückberufen; ohne auf den russischen Gesandten irgend Rücksicht zu nehmen, erhielt Carl Kallimachi die Moldau, die Wallachei aber Alexander Suzzo, ein entschiedener Anhänger Napoleons und erklärter Feind Rußlands. Eine russische Armee rückte über die Grenze, und nahm die festen Plätze Chotim und Bender in Besitz. Die Pforte antwortete durch einen Fetwa, der alle Muselmänner zu den Waffen rief.

Zu jener Zeit war Arbuthnot Botschafter Englands in Constantinopel. Von seiner Ankunft an hatte die Pforte — sey's daß sie bloß Zeit gewinnen, sey's, daß sie wirklich die Freundschaft Englands sich erhalten wollte — vorgeschlagen, den Allianz-Tractat zu erneuern, der 1799 zwischen Großbritannien, Rußland und der Türkei auf acht Jahre abgeschlossen worden war, und dessen Frist zu Ende ging. Der brittische Botschafter hatte nicht die nöthige Vollmachten; er mußte sie also einholen. In der Zwischenzeit aber war Napoleons Einfluß bereits überwiegend geworden. Er stand an der Spitze des europäischen Festlandes, und unter seinem Panier überließ sich die Pforte der Hoffnung ihre furchtbaren Feinde zu Boden gestürzt zu sehen. Sie wies die Vorschläge des Cabinets von St. James förmlich zurück.

Arbuthnot forderte, in Verein mit dem russischen Botschafter, die Wiedereinsetzung der Hospodare Ypsilanti und Morusi. Das türkische Ministerium widersetzte sich, die Stimme des Sultans aber erhob sich zu Gunsten der Reclamation; er fand sie beleidigend, aber er bestand darauf, im Frieden mit England zu bleiben. Der französische Botschafter, General Sebastiani, der unermüdet beschäftigt war, eine Opposition zu erhalten, verlor die Hoffnung des Gelingens. Plötzlich erfährt man den Einmarsch der Russen in die Moldau. Das Serail geräth in furchtbare Aufregung; der Sultan, eine Volksbewegung fürchtend, und erbittert über die Ver-

---

und dessen Festungen zurück, nämlich Ackjerman, Kilia, Bender, Ismaël, und die übrigen Städte und Dörfer dieser Provinz; eben so die beiden Fürstenthümer Moldau und Wallachei, mit den dazu gehörigen Festungen, Städten und Dörfern."

„Die Besitznahme derselben wird unter folgenden Bedingungen erfolgen, welche die Pforte sich feierlich verpflichtet zu erfüllen und aufrecht zu halten:

„1) Sie wird in den beiden Fürstenthümern die Gesetze, Gewohnheiten, Vorrechte, Würden, Kirchen und Eigenthumsrechte ohne Ausnahme schützen und erhalten. Sie wird eine allgemeine Amnestie daselbst erlassen; die Personen, die ihr etwa nicht treu geblieben seyn sollten, in keiner Weise beunruhigen, und sie wieder in das Eigenthum und den Rang einsetzen, die sie vor dem Kriege besaßen. 2) Sie wird der freien Ausübung der christlichen Religion kein Hinderniß entgegenstellen, noch die Wiedererbauung der Kirchen und andrer Gebäude in den beiden Fürstenthümern hindern. 3) Sie wird den in der Nachbarschaft von Ismaël, Chotim und Bender gelegenen Klöstern die abgenommenen Domänen zurückgeben. 4) Sie wird den Clerus der beiden Fürstenthümer mit der ihm gebührenden Achtung behandeln. 5) Sie wird den Familien und Individuen, die nach Rußland zurückzukehren oder sich anderswo niederzulassen wünschen, die Freiheit einräumen, mit ihrem beweglichen Eigenthum auszuwandern, und wird ihnen die Frist eines Jahres bewilligen, ihre Angelegenheiten vor ihrem Abzuge in Ordnung zu bringen. 6) Sie wird ihre ganze rückständige Schuld in den beiden Provinzen liquidiren und bezahlen, wenn auch die Einnahmen der mit jenen Schuldverpflichtungen correspondirenden Aemter nicht eingegangen sind. 7) Aus der Zeit der Occupation wird sie von den Einwohnern der besagten Fürstenthümer keinerlei Abgaben erheben, und wird sie vielmehr, in Betracht des erlittenen Kriegsunglücks, zwei Jahre lang, vom Tage des gegenwärtigen Vertrags an gerechnet, von jeder Contribution befreien. 8) Nach Verlauf dieser Frist wird sie sie mit Mäßigung und Menschlichkeit behandeln, und nicht zugeben, daß, wenn sie den gewöhnlichen Tribut entrichtet haben, sie auch noch durch die Pascha's und andere Agenten der Gewalt belästigt und unterdrückt werden. Sie wird ihnen die volle Ausübung der Privilegien garantiren, deren sie unter der Regierung Mahommeds IV, Vater des gegenwärtigen Sultans, genossen. Sie wird den Hospodaren der Fürstenthümer gestatten, in Constantinopel einen oder mehrere Geschäftsträger, Griechen von Nation oder Religion, zu haben, welche sie nicht nur anerkennen und mit denen sie unterhandeln wird, sondern gegen die sie sich auch verpflichtet, in ihnen die Vorrechte und die Unabhängigkeit zu achten, die sie in jener Eigenschaft anzusprechen haben. Endlich erkennt die hohe Pforte den in Constantinopel residirenden russischen Botschaftern ein Interventionsrecht in der Leitung der Angelegenheiten der beiden Fürstenthümer zu, und wird ihre von dem Interesse jener Provinzen eingegebenen Vorstellungen beachten."

letzung seines Gebiets, beschließt augenblicklichen Krieg und gibt dem Großvezier Befehl, ins Feld zu rücken.

Das Ministerium von Fox, das zu jener Zeit das brittische Cabinet leitete, wünschte durch einen Krieg sich auszuzeichnen, den es hervorgerufen hatte. Eine englische Flotte ward also gegen die Türken gesandt, und ihr Erscheinen in den Dardanellen verbreitete Schrecken in Constantinopel und Bestürzung in der Seele des Sultans. Während man aber von Stunde zu Stunde erwartete, die englische Escadre vor dem Serail Anker werfen zu sehen, um die Stadt zu beschießen, schickte dieselbe einen Unterhandlungs-Agenten in Begleitung Arbuthnot's ab, der sich an Bord des Admiralschiffes geflüchtet hatte. Wir kennen den Grund des auffallenden Verzugs bei Zusendung der diplomatischen Noten nicht, die man, ohne einen Moment zu verlieren, hätte expediren sollen. General Sebastiani, der die höchste persönliche Schnellkraft mit der seiner Nation eigenen Gewandtheit verband, wußte in der Zwischenzeit jeden Augenblick zu benützen. So wie er sah, daß in der Hauptstadt sich Unruhe verbreitete und die englische Flotte sich in der Meerenge aufstellte, ging er ans Werk: er leitete in Person die Vertheidigung der Hauptstadt, ließ die Ufer des Canals mit Truppen und Artillerie besetzen, und gab den Rath, gehörige Streitkräfte in die Schlösser von Sestos und Abydos zu werfen, und so den Engländern jeden Rückzug abzuschneiden.

Wenn man sich eine Vorstellung von einer ottomanischen Verwaltung machen will, so darf man nur einen Blick auf das damalige türkische Ministerium werfen. Der Großvezier, Hafis Ismaël Pascha, dem niedersten Pöbel entsprungen, verdankte seine Erhebung blos dem glücklichen Zufall. Mit der vollkommensten Ignoranz über die öffentlichen Angelegenheiten verband er die große Leidenschaft der türkischen Beamten, die Geldgier, im höchsten Grade. Seine Bemühungen, vor Verfluß der sieben Jahre die Entfernung Ypsilantis und Morusis von ihren Stellen durchzusetzen, soll keinen andern Beweggrund gehabt haben als die Hoffnung, die Hospodarswürde um einen theuren Preis an ihre Nachfolger zu verkaufen. Seine Habsucht war eine der Hauptursachen des Kriegs. Ibrahim Aga, der Kiaja-Bey (Minister des Innern) hatte einen entschiedenern Charakter. Seine vorherrschende Leidenschaft war Ehrgeiz; ihm zu Liebe hatte er sich bei der muthwilligen Beleidigung des russischen Cabinets aus Gelegenheit der Schutzbriefe vorangestellt. Diese beiden Minister besaßen den höchsten Einfluß. Die beiden Repräsentanten des Glaubens und des Heeres, der Mufti Scherif Zadi Attu Effendy, und Pehliwan Mehemed Aga, Oberbefehlshaber der Janitscharen, waren mit den beiden erstern vereint die wärmsten Anhänger des Generals Sebastiani. Der Divan war aber getheilt. Galip Reis Effendi (Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten) und Yussuff Aga Holiday Kiayffi (Kanzler der Sultanin Mutter), protestirten gegen ein so schnelles Aufgeben der alten Allianz-Verhältnisse. Indessen werden in der Türkei die Discussionen des Cabinets nicht mit der Kaltblütigkeit und Artigkeit der europäischen Diplomatie behandelt. Die beiden letztern Minister, außerhalb des Serails von dem Säbel der Janitscharen, innerhalb desselben von der fatalen seidenen Schnur bedroht, konnten nicht widerstehen. Der Reis Effendi und der Kanzler dankten ab, und durften sich glücklich schätzen, dem aufgeregten Grimme ihres Herrn entfliehen zu können.

Pehliwan Mehemed war im Innern des Diwans der thätigste Agent des Cabinets der Tuillerien. In einem untergeordneten Offiziersgrade hatte er früher die Ehrenwache des französischen Botschafters befehligt; wahrscheinlich hatte die dabei erlangte Kenntniß seines Charakters den Botschafter bewogen, ihn an das Interesse seines Hofs zu fesseln; wenigstens ward er von jenem Augenblicke an der entschiedenste Anhänger Frankreichs und zögerte nicht, Proben seiner Ergebenheit abzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Persische Skizzen.

Sclaverei im Orient.

(Fortsetzung.)

Alles was ich bemerkte, namentlich auch daß ich sah, mit welcher Sicherheit jeder Einwohner oder Fremder, Hindu oder Muselmann, seinen Geschäften nachgehen kann, machte mich für Muskat sehr eingenommen. Eine nach meinen unbefangenen Wahrnehmungen von der Stadt und dem Volk entworfene Skizze zeigte ich eines Tags einem meiner Freunde, einem Schiffscapitän, der zu meiner großen Verwunderung in ein lautes Gelächter darüber ausbrach, und meinte, er habe ein Gemälde, das denselben Gegenstand auf ganz and're Art darstelle. „Es ist, wie Sie wissen," sagte er, „ein Admiralitätserlaß vorhanden, der den Offizieren der Kriegsschiffe befiehlt, wenn sie einen noch wenig bekannten Hafen besuchen, das Leben daselbst, die Sitten und Gebräuche der Einwohner zu beobachten. Ich habe nun einen einfältigen Burschen von einem Schiffer, der ein trefflicher Seemann ist, aber sich um das, was auf dem Land vorgeht, blutwenig bekümmert. Ich war jedoch begierig, einmal Bemerkungen von ihm zu lesen, und wußte, daß er schon zu zwei oder drei verschiedenen Malen die Stadt besucht hatte; so bestand ich denn darauf, daß er die betreffende Colonne in seinem Dienstbuch ausfüllen solle. Es kam ihm sauer an, bis er sich der neuen Pflicht entledigte. Endlich ging er in der Verzweiflung in sein Cabinet und brachte mir sein Buch mit den Worten: Hier, Herr, habt ihr Alles, was sich von diesen schwarzen Burschen sagen läßt; ihr werdet's finden, wie sie's verdienen. Ich nahm das Journal und las:

Bewohner von Muskat.

„Lebensart: keine; Sitten und Gebräuche: bestialisch."

Ohne Zweifel wird dieser Lakonismus des ehrlichen Schiffers Manchem wahrer dünken als meine Schilderung: wenn er z. B. seine Beobachtungen auf das wüste Drängen und Treiben am Strande beschränkt, wo er nichts als Sclaven, Kameele, Dattelladungen und das Heer der Geschmeißmücken sieht, das die Luft verdunkelt, und wo der Gestank der faulen gesalzenen Fische ihm den Athem

zurückdrängt; oder wenn er durch die elenden engen Straßen der Stadt wandert, und ihm die Kettenzüge der Sclaven begegnen, hinter denen der Ausrufer geht: „Nro. 1, ein schöner junger Mann, fünfhundert Piaster; Nro. 2, ein etwas älterer, aber noch gesund und stark, vierhundert Piaster u. s. f.“ — wer wollte sich nicht mit Unwillen von solchem Schmutz und Greuel wegwenden!

Wenn wir indessen tiefer in die Scene blicken und das Schicksal der Sclaven Muskat's mit dem dieser Unglücklichen in unsern Ländern vergleichen, die so wenig ganz von der Schmach jenes Handels frei zu sprechen sind, daß vielmehr fast keine Macht des civilisirten Europa's ihren fortdauernden öffentlichen oder geheimen Antheil daran abläugnen kann, so müssen wir der Wahrheit zu Ehren den asiatischen Nationen einen höhern Grad der Humanität zuerkennen, als wir selbst besitzen.

Den Sclaven im Orient erwartet, wenn er sich gut anläßt, die Lage eines begünstigten Domestiken. Gewöhnlich ist der Uebertritt zur Religion seines Herrn die erste Stufe, auf welcher er zu dessen Gunst gelangt. Einige Seehäfen ausgenommen, ist seine Arbeit selten hart. In Asien gibt es keine Pflanzungen, welche von Sclaven bebaut werden, keine Manufakturen, wo sie sich von Morgens früh bis in die späte Nacht abarbeiten: ihre Beschäftigung ist ganz häuslich, eine gute Aufführung wird mit Wohlwollen und Zutrauen belohnt, und bringt sie in die Gemeinschaft derer, denen sie angehören. Auf dem Stand des Sclaven (term gholam) haftet in mahommedanischen Ländern nicht der Begriff der Schande. Die Georgier, Nubier und Abyssinier, wie die Sidi oder Caffri — der Name der wollhärigen Afrikaner — werden gewöhnlich verheirathet, und ihre im Haus gebornen Kinder (khâna-zadeh) machen, so zu sagen, einen Theil der Familie aus. Sie werden als die anhänglichsten betrachtet; oft erben sie einen beträchtlichen Theil des Vermögens ihrer Herren, und nicht selten, mit Ausnahme der Caffri, verwischen sie durch eine Heirath in die Familie, oder durch eine andere gleich ehrenvolle Verbindung, jede Spur ihrer Abkunft.

Nach den Gesetzen der Muselmänner gibt es in der Sclaverei zwei Abstufungen: eine, wo die Sclaverei absolut ist, wo der Sclave mit allem, was er ist und hat, seinem Herrn angehört; eine zweite, wo der Sclave, ob er gleich vor seiner Freilassung weder Eigenthum erwerben noch erben kann, doch gewisse Rechte genießt, z. B. daß er nicht mehr verkauft werden darf. Eine Sklavin, die ihrem Herrn ein Kind geboren hat, ist von der privilegirten Klasse; eben so ein Sclave, dem sein Herr gegen die Bezahlung einer gewissen Summe oder auf den Fall seines Todes die Freiheit versprochen hat.

Im Koran und in allen seinen Auslegungen sind die stärksten Aufmunterungsgründe für die Freilassung der Sklaven enthalten: so daß mancher fromme Muselmann ein kleines Stück Land seinem Sklaven schenkt, oder ihn ein Handwerk lernen läßt, damit er durch Fleiß und Sparsamkeit die zur Erkaufung seiner Freiheit erforderliche Summe selbst erwirbt, während er dadurch zugleich diejenige sittliche Tüchtigkeit sich aneignet, die ihn der großen Gabe würdig macht.

Vornehmlich vortheilhaft wirkt auf die Freilassung der Sclaven jenes Gesetz, welches ihnen das Recht einräumt, einen Herrn mit zu beerben, der eine Person, die von ihm die Zusage der Freiheit erhalten hat, bei seinem Ableben noch besitzt.

In einer Beziehung werden sie mit den freien Weibern auf gleichen Fuß behandelt, d. h. für Verbrechen, die sie begehen, trifft sie nur die Hälfte der Strafe, die ein freier Mann zu erleiden hat. Dieses Gesetz beruht auf den Gründen, daß man bei ihnen nicht denselben Grad der Zurechnungsfähigkeit und Verpflichtung, wie bei den andern Gliedern der Gemeinde, voraussetzt. Die Anwendung eines solchen Grundsatzes ist jedoch in der Rechtspflege in Fällen, wo auf Tod oder Amputation zu erkennen wäre, eine wahre Verlegenheitspartie für die weißen Mollas, die sich eben nicht besser aus der Schlinge zu ziehen wußten, als daß sie den Gegenstand durch Folianten kritisch-exegetischer Beleuchtungen welche sie darüber schrieben, noch dunkler machten, ohne daß sie, so viel ich weiß, eine Formel erfunden hätten, wornach ein straffälliges Weib oder ein Sclave mit dem halben Verlust des Lebens oder des Arms, des Beins, des Ohrs u. s. w. bestraft werden könnte. (Fortſ. folgt.)

Sutties im brittischen Ostindien.

Ungeachtet aller Bemühungen ist es der brittischen Regierung noch nicht gelungen, der grausamen Sitte Einhalt zu thun, nach welcher die überlebende Gattin es für *ihre Pflicht hält*, nach dem Tode ihres Mannes sich mit seinem Leichnam, oder auch nur mit Kleidungsstücken von ihm selbst zu verbrennen, und — wie dieß in der Landessprache heißt — eine Suttie zu werden. Im Jahr 1826 verbrannten sich auf diese Weise

	unter 20 Jahren	zwischen 20 u. 40 Jahren	zwischen 40 u. 60 Jahren	über 60 Jahre	Zusammen
von der Brahminenkaste	11	103	102	35	251
von andern Kasten	13	115	132.	61	321
	24	218	234	96	572

Von den vierundzwanzig jungen Geschöpfen, welche dieses grausamen Todes starben, war die eine 13, eine andere 11 und eine sogar nur 9 Jahr alt. Der letzte Fall wurde von den Behörden für einen Mord erklärt und die dabei thätigen Personen zu gerichtlicher Verantwortung gezogen.

Asiatic Journal.

Thomas Park's Tod.

Thomas Park's Tod, des Sohnes des berühmten Mungo Park, ward nicht durch Gift veranlaßt, das ihm, wie man sagte, Fetischpriester beigebracht haben sollten; er starb vielmehr am gelben Fieber, den 31 Oktober 1827, nach neuntägiger Krankheit. Akito, der König von Aquambo, in dessen Gebiet Park starb, soll ihn mit der größten Theilnahme behandelt, und sogleich nach seinem Tode dem Capitain Fry, dem Commandanten von Accra, Nachricht davon gegeben haben, mit dem Bemerken, daß einige Personen abgeschickt werden möchten, um Parks Effecten in Empfang zu nehmen. Dieß geschah, und jene Effecten sind nun auf dem Schiffe Esk in England angekommen.

Carlisle Patriot.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 150. 29 Mai 1828.

Die Moldau und Wallachei.

(Fortsetzung.)

Die bloße Gegenwart der englischen Flotte reichte hin, den Sultan in seinen Entschließungen wankend zu erhalten; die Unterhandlungen, obgleich träg begonnen, wurden fortgesetzt. Sebastiani schickte den General Franchini zu dem Chef der Janitscharen, damit dieser dem Großherrn mit einem Aufstande drohen, und dadurch den brittischen Einfluß paralysiren sollte. Pehlivan Mehemet erhielt eine Audienz bei seinem Herrn, und erklärte ihm, es sey unmöglich, die Wuth der Janitscharen im Zaume zu halten. Mit übertriebenen Farben schilderte er dem Sultan die Gährung und den Unwillen des Volks über den der Hauptstadt angethanen Schimpf, und gab zu verstehen, daß die Janitscharen sich einem Vertrage nicht unterwerfen würden, den sie als eine Capitulation betrachten müßten. Selim ließ sich einschüchtern: er beugte sich dem Willen seiner anarchischen Offiziere. Jede Verbindung mit dem englischen Botschafter ward abgebrochen; die Ufer des Propontis bedeckten sich mit Batterien; die Fahne des Propheten entfaltete sich vor den Pforten des Serails, und General Sebastiani ward in Wirklichkeit der Herr Constantinopels. Der brittische Botschafter erwachte aus seinem Schlafe, als jede Unterhandlung bereits unnütz geworden war. Vergebens suchte die englische Flotte die verlorne Zeit wieder zu gewinnen. Im Augenblick, als sie die Meerenge herabschiffen wollte, ward sie von einem Sturme überfallen. So war es unmöglich sie gegen Constantinopel zu richten, und höchst gefährlich sie in der nämlichen Stellung zu lassen, da der Feind auf den beiden Ufern alles vorbereitet hatte, um sie zu beschießen. Man mußte sich daher zum Umkehren entschließen. Die Flotte fuhr zurück und wurde zwischen den beiden Schlössern der Dardanellen von einer furchtbaren Artillerie beschossen, die aus Kanonen von ungeheurem Caliber bestand, mit mehreren hundertpfündigen Kugeln, die zum Erstaunen und Schrecken der Engländer von einem Ufer zum andern reichten. So erreichte man nicht einmal den Zweck, der noch am leichtesten zu erlangen gewesen wäre, in Constantinopel durch die Blokade der Dardanellen eine Hungersnoth hervorzubringen.

Wenn Rußlands Unternehmungen in der Türkei nicht glücklicher waren, so war dieß eine nothwendige Folge der politischen Stellung, in die jene Macht sich versetzt sah. Rußland machte Frankreich die Herrschaft des Continents streitig. Alle seine Kräfte mußte es daher auf Einem Punkte, im Norden, zusammenziehen. An Großbritannien war es, Constantinopel im Schach zu halten: wir haben gesehen, auf welche Weise dieses seiner Verpflichtung Genüge that. Die russische Grenzarmee sollte bloß den Unternehmungen der Türken sich widersetzen: dieß that sie. Auf der andern Seite betrieb auch der Großvezier die Feindseligkeiten nicht besonders lebhaft. Napoleon's Politik fing an dem Diwan verdächtig zu werden. Der Vertrag von Tilsit bestätigte den Verdacht. Durch diesen Vertrag hatte der Kaiser, statt die Wiedereinsetzung der Pforte in alle ihre Rechte in den Fürstenthümern zu verlangen, bloß einen Waffenstillstand ausgemacht, unter der Bedingung, daß die russische Armee die Fürstenthümer räumen sollte, so wie die vermittelnde Uebereinkunft der gegenseitigen Verhältnisse getroffen seyn würde. Diese Bedingung ward nicht erfüllt, sollte auch vielleicht nicht erfüllt werden; die Russen blieben daher im Besitz, und es mußten neue Unterhandlungen eröffnet werden. Indessen aber brach in Constantinopel eine jener in den Annalen des orientalischen Despotismus so furchtbaren Revolutionen aus. Ein wüthender Pöbel, eine zügellose Soldatesca, ein unwissendes, fanatisches und in sich getheiltes Ministerium überlieferten die Hauptstadt der Anarchie. Das Pfand des Friedens war der Kopf des Sultans, und Selim verlor Haupt und Krone. Augenblicklich ward ein Ministerium errichtet, das eben so unwissend, wild und blutdürstig als das vorhergehende war, aber, um sich Popularität zu verschaffen, zu einer gegen England friedlichen Politik sich hingezogen fühlte. Diese Veränderung der Ansicht scheint von dem neuen brittischen Cabinet, das sich auf den Trümmern der Fox'schen Partei erhob, vorausgesehen worden zu seyn. Sir Arthur Paget ward im J. 1807 beauftragt, sich Gewißheit zu verschaffen, ob der Divan geneigt sey, die alte Allianz wieder anzuknüpfen. Seine Vorschläge hatten anfangs keinen Erfolg. Der neue Bevollmächtigte aber war glücklicher, und so wurde im December 1808 der Friede definitiv abgeschlossen.

Napoleon hatte Jahre lang der europäischen Politik die Richtung gegeben. Kein Geschichtschreiber wird dem ungeheuern, allumfassenden, durch nichts zu beugenden Geist dieses außerordentlichen Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn er ihm nicht aus dem Getümmel des Feldlagers und der Schlacht in die Einsamkeit des Cabinets folgt. In seinen glänzendsten und entscheidendsten militärischen Unternehmungen kann man einen Theil des

Erfolgs auf Rechnung des Muthes seiner Heere, der Geschicklichkeit seiner Generale setzen: mit Niemand aber theilt er den viel seltnern Ruhm, nach seinem Willen alle Cabinette Europa's gelenkt zu haben; jenen übermenschlichen Scharfsinn, mit dem er sie alle an seine Plane zu fesseln wußte; jene, vielleicht oft unglückbringende aber stets bewundernswürdige Macht des Geistes, die den Starken wie den Schwachen, die Barbaren wie die civilisirten Völker, die furchtsamen Höfe Deutschlands wie die stolzen Nachfolger Peters des Großen und Amuraths mit sich fortriß, sie zwang seine Plane zu fördern, und sich an seinen Triumphwagen zu spannen, auf der gefahrvollen Bahn eines Weltreiches *).

Die ottomanische Pforte hatte Agenten nach Bucharest geschickt, um wegen der Restitution der Fürstenthümer zu unterhandeln; in Napoleons Planen aber lag es, daß Rußland und die Türkei ihre Feindseligkeiten fortsetzten. Sogleich nach der berühmten Conferenz von Erfurt, die den Kaiser Alexander in das Continentalsystem zog, erklärte der in den Fürstenthümern befehligende russische Obergeneral, da der Kaiser, sein Herr, sich verbürgt habe, daß England von dem Festlande völlig ausgeschlossen werde, so könne er mit der Pforte blos dann in weitere Unterhandlungen sich einlassen, wenn der brittische Botschafter von Constantinopel entfernt würde. Da die Pforte sah, daß die Frage wegen Besetzung der Fürstenthümer gegen sie entschieden sey, rief sie ihre Bevollmächtigten von dem Congresse von Bucharest zurück, und der Krieg begann auf's neue.

Nie vielleicht zeigte sich Napoleons Politik gewandter, als bei dieser Gelegenheit. Ein geheimer Artikel des Vertrags von Erfurt sprach ihm den Besitz Spaniens zu, und überlieferte Alexandern die europäische Türkei. Um Zeit zu gewinnen, und Spanien der Hülfe Englands zu berauben, wurden Unterhandlungen mit dem brittischen Cabinette eröffnet. Dieses schlug es rund heraus ab, die Sache Spaniens aufzugeben; aber ehe die Conferenzen abgebrochen wurden, hatte Napoleon, in der Absicht, Alexander an sein System zu fesseln, bereits eine Botschaft an den Senat gerichtet, daß die Moldau und Wallachei künftig einen Theil des russischen Gebiets ausmachen würden. Der Entschluß des englischen Cabinets hinsichtlich Spaniens derangirte seinen Plan. Er sah, daß er Rußland das Aequivalent bereits in die Hände gegeben hatte, ehe ihm selbst der Besitz Spaniens gesichert war. Von diesem Augenblick an war er darauf bedacht, Rußland die Fürstenthümer wieder zu entziehen. Er munterte im Geheim die Pforte auf, auf der Restitution zu bestehen, oder sie mit Gewalt wieder an sich zu reißen. Auf der andern Seite verdoppelte er auch seine Bemühungen, daß Rußland die Feindseligkeiten gegen die Türkei wieder beginne. So triumphirte er über die Anstrengungen seines Verbündeten wie seines Feindes, und suchte die Hülfsquellen beider Reiche zu erschöpfen, bis zu dem Augenblick, wo er selbst Rußland angreifen und auf seinem Nacken den Weg nach Constantinopel sich bahnen wollte. Aber in dem Norden ward die Aufmerksamkeit bald durch höhere Interessen, als durch die des Türkenkriegs, in Anspruch genommen. Der Uebergang der französischen Heere über den Niemen öffnete Alexandern die Augen, und zeigte ihm, wie wichtig es sey, mit der Türkei Frieden zu schließen. Dieß geschah im Jahr 1812, unter Englands Vermittlung. Eine der Bedingungen des Vertrags war die Wiederabtretung der Fürstenthümer an die Türkei, mit Ausnahme eines kleinen Theils der Moldau, der zwischen dem Dniester und dem Pruth lag, so daß der letztere Fluß die Grenze beider Reiche bilden sollte. —

*) Wir bemerken, daß diese Aeußerungen über Napoleon aus einem englischen, und zwar aus dem heftigsten englischen Tory=Journal wörtlich übersetzt sind.

Anm. d. Ueb.

Wir andern Europäer finden es vielleicht auffallend, daß ein Sultan stets Menschen findet, die nach den Stellen von Ministern, Generalen, Diplomaten lüstern sind. Nichts beweist besser, wie tief der Ehrgeiz, die Sucht nach Gewalt, mit unserer ganzen Natur zusammengewachsen ist. Die Würdeträger der Pforte entgehen selten einer Catastrophe, selbst wenn ihre Verwaltung noch so glücklich war. In einem Staate, wo das Bleigewicht des Despotismus, ohne Unterschied des Standes und Ranges, gleichmäßig auf die ganze Bevölkerung drückt, ist die Geldgier der große Hebel von allem, was geschieht. Diese Gier ist es, die den Zorn des Sultans stets auf den reichsten seiner Sklaven fallen läßt; sie ist es, die, den Handlungen der Hauptbeamten gegenüber, der stets drohenden Rache den Sporn leiht. Der Divan wird entweder durch die Fluthen eines Volksaufruhrs ausgefegt, oder durch die seidene Schnur des Großherrn für seine Verdienste belohnt. Der Verlust einer Schlacht kostet dem Großvezier das Leben, und der Diplomate, der einem einzigen der tausend Verdachtsgründe sich aussetzt, die den mißtrauischesten Hof der Erde umlagern, fällt unter dem Dolche, fast noch ehe die Dinte trocken wird, mit der er seinen Vertrag unterzeichnete.

Des Pforten=Dolmetschers Demetrius Morußi Schicksal, der mit Rußland den Vertrag von 1812 abgeschlossen hatte, war geeignet jeden abzuschrecken, der weniger ehrgeizig als seine Landsleute, die Phanarioten, wäre. Dieser Fürst blieb in der Wallachei, in der Hoffnung nach glücklich abgeschlossenem Frieden die Regierung derselben zu erhalten. Statt dessen erhielt er die Nachricht, für die Wallachei sey Yanko Caradja ernannt, für die Moldau Carl Callimachi, ihn selbst aber erwarte in Constantinopel die seidene Schnur. Der russische Botschafter bot ihm ein Asyl und eine Pension in Rußland an; aber seine Familie war in der Gewalt der Pforte. Er stand in dem Wahne, sich rechtfertigen, und alle Verantwortlichkeit auf Galib Effendi, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und offiziellen Bevollmächtigten abladen zu können. Er entschloß sich daher nach Constantinopel zurückzukehren; Galib aber hatte geheimen Befehl erhalten, beim Ueberschreiten der Donau ihn arretiren, und nach Schumla, dem Hauptquartier des Großveziers abführen zu lassen. Das Geheimniß ward mit aller asiatischen Zweizüngigkeit bewahrt. Die Verhaftung fand am bezeichneten Orte statt,

und der Fürst kam unter Escorte nach Schumla. So wie er die Schwelle des Veziers betrat, ward er von den Schiaous (Stummen) niedergehauen. Seinen Bruder, ebenfalls Pfortendolmetscher, traf dasselbe Loos. Ihre Köpfe wurden nach Constantinopel gesandt, und blieben drei Tage vor den Pforten des Serails ausgestellt. —

(Fortsetzung folgt.)

Persische Skizzen.

Der persische Golf. Eine arabische Genealogie. Etwas vom Teufel aus Ferdusi. Abuschir.

(Fortsetzung.)

Wir waren glücklich in den persischen Golf eingelaufen, und befanden uns auf dem classischen Boden der wundervollen Abentheuer Sindbads, des Seemanns. „Wer bewohnt die arabische Küste dort, die wir vor uns sehen?" fragte ich einen arabischen Bedienten, Namens Khudâdâd. „Es sind Leute von der Sekte der Wahabi, antwortete er nicht ohne Unruhe; sie nennen sich Dschoaßimi; aber bewahre uns Gott vor diesen Ungeheuern. Ihr Gewerb ist der Seeraub, ihr Vergnügen der Mord, und für die scheußlichste Handlung, die sie begehen, können sie Euch die frömmsten Beweggründe aus einander setzen. Sie halten sich an das Wort der heiligen Schrift und wollen von Erklärungen und Ueberlieferungen nichts wissen. Wenn Ihr ein Gefangener dieser Wahabi seyd, und Ihr bietet ihnen all Eure Habe an, um Euer Leben zu retten, so sagen sie: Nein! denn im Koran steht, daß es gegen das Gesetz sey, einen Lebenden zu plündern; aber einen Todten auszuziehen, ist nicht verboten — und somit schlagen sie Euch auf den Kopf. Uebrigens, setzte Khudâdâd hinzu, ist das nicht einmal ihre Schuld, sondern es geht so aus ihrer Natur hervor, denn sie stammen von einem Haul ab." Als ich ihm meinen Wunsch zu erkennen gab, über diese Abstammung etwas Näheres zu erfahren, so schien er ganz verwundert über meine Unwissenheit und meinte, die ganze Welt müsse das wissen; doch verstand er sich dazu, meine Neugierde zu befriedigen.

„Es war eimal ein arabischer Fischersmann, erzählte er, der lebte in einem Dorf am persischen Golf, in der Nähe von Gambrum; eines Tags, da er seine gewöhnliche Beschäftigung trieb, fand er das Netz so schwer, daß er es nur mit Mühe an's Land ziehen konnte. Vergnügt über sein gutes Glück strengte er alle seine Kraft an; man denke sich nun sein Erstaunen, als er statt ein Netz voll Fische, ein Wesen, das die Gestalt von einem Menschen hatte, aber ganz haarig war, heraufbrachte. Er näherte sich ihm mit Vorsicht, da er indeß fand, daß es ganz harmlos sey, so brachte er es nach Hause, wo es bald seine Gunst erlangte: denn ob es schon weder reden noch überhaupt einen Laut hervorbringen konnte, als haul, haul, weßwegen man es auch so nannte, so war es doch außerordentlich gelehrig und gescheidt, und der Schiffersmann bediente sich seiner, um seine Schafe hüten zu lassen."

„Es begab sich nun, daß einige hundert persische Reiter in voller Rüstung des Wegs zogen, und Lust bekamen, die Schafe weg zu treiben. Der Haul, der allein war, und keine Waffe hatte, als eine Keule, bedeutete ihnen durch Zeichen von ihrem Vorhaben abzustehen; aber sie spotteten nur über seine seltsame Erscheinung, bis er einen oder zwei, die ihm zu nahe kamen, todtschlug. Sie griffen ihn jetzt in Masse an; allein seine Behendigkeit übertraf noch seinen Muth und seine Stärke, und, während alle fielen, die in seinen Bereich kamen, wich er jedem Streich seiner Feinde geschickt aus, so daß ihnen zuletzt, nachdem er sie zur Hälfte aufgerieben hatte, nichts übrig blieb, als zu fliehen."

„Als der Fischersmann und seine Nachbarn, die von der Schlacht hörten, dem treuen Haul zu Hülfe eilten, fanden sie ihn im Besitz einer Menge Pferde, Waffen und Kleider. Ein Araber aus dem Dorf ließ sich durch diese Probe seiner Tapferkeit, vielleicht auch durch den Reichthum, den er jetzt besaß, bestimmen, ihm seine Tochter anzubieten, die nicht nur sehr schön war, sondern auch so verständig, daß sie aus Rücksicht auf seine sonstigen guten Eigenschaften, die nicht sehr anziehende Außenseite vergaß, und ihn ohne Widerstand heirathete. Die Hochzeit wurde mit mehr Glanz als je eine in dem Dorf gefeiert, und der Haul, der in einem reichen persischen Anzug und auf einem prächtigen Pferde erschien, nahm sich über alle Maßen gut aus. Er war ganz außer sich vor Freude, machte solche lustige Streiche, und zeigte so viel guten Humor, Stärke und Gewandtheit, daß seine Braut, die man anfänglich bemitleidete, den Neid jeder Fischerstochter auf sich zog, und gewiß noch mehr Neid auf sich gezogen hätte, wenn der künftige Ruhm ihres Geschlechts vorauszusehen gewesen wäre. Sie gebar vier Söhne, von denen die vier Stämme Ben Dschoaßim, Ben Ahmed, Ben Nasir, Ben Sabuhil abstammen, die unter dem allgemeinen Namen der Kinder Haul bekannt sind. Als Fischer, Bootsmänner und Seeräuber bringen sie ihre Tage auf dem Meer zu, und man glaubt, daß diese Amphibiennatur ihnen von ihrem gemeinschaftlichen Stammvater angeerbt sey."

Nachdem Khudâdâd mit seiner Mähre zu Ende war, bat ich ihn, mir nun auch zu sagen, wer hier die hohen Gebirge auf der persischen Seite bewohne. — „Auch Räuber, — erwiederte er mit einer selbstgefälligen Miene, die den Araber verrieth, der sich gerne reden hört, — aber sie sind nicht so schlimm als die Dschoaßimi. Ihre erste Niederlassung in diesen Gebirgen schreibt sich vom Teufel her; doch sind sie Kinder von Menschen, und ihre Natur ist nicht teuflisch, ob es gleich ihre Werke zuweilen sind."

Bei fernern Fragen, die ich an Khudâdâd richtete, fand ich, daß er seine Geschichte aus Ferdusi genommen hatte, und daß er sich ziemlich genau an den Text hielt. „Habt ihr, fuhr er fort, von Zohak, dem Prinzen aus Arabien, gehört?" „Ja," sagte ich. „Nun so müßt ihr wissen, daß er ein sehr gottloser Mann war. Er besiegte den persischen König Dschemshid, der in jener Zeit für den glorreichsten Monarchen auf Erden galt. Nach diesem großen Erfolg wurde Zohak vom Teufel versucht, der ihm

unter der Gestalt eines ehrwürdigen Alten erschien, und vorspiegelte, wie er könnte König von Arabien und Persien zugleich seyn, wenn er seinen Vater tödtete. In jenen Tagen lebten die Menschen bloß von Pflanzenkost; aber der Teufel, der von ihnen gerne möglichst viele verderbt hätte, backte etliche Eier und brachte sie Zohâk, ihn damit zu reizen, und als er bemerkte, daß ihm diese Speise schmeckte, bewirthete er ihn mit Rebhühnern und Wachteln, deren Wohlgeschmack den Prinzen dergestalt entzückte, daß er seinen Freund sich eine Gunst erbitten hieß. Dieser sagte, er habe keinen Wunsch, als die Schultern seines geliebten Monarchen zu küssen. Aber kaum hatte die teuflische Lippe die Schultern berührt, als daraus zwei zischende Schlangen hervorsprangen, zu gleicher Zeit der ehrwürdige Alte sich in seiner wahren Gestalt zeigte, und in einem Gewittersturm mit dem Ausruf verschwand, nur durch Menschengehirn können die Ungeheuer, die er geschaffen habe, gesättigt werden, und auf ihren Tod folge unmittelbar der Tod Zohâks."

„Es war dem so, wie der Teufel vorher sagte, die Schlangen nahmen keine andere Speise an, und so wurden eine Zeitlang täglich zwei Opfer für sie geschlachtet. Da nun die, welche mit der Zubereitung des schrecklichen Mahls beauftragt waren, den Plan des Teufels sahen, so beschlossen sie, ihm denselben zu vereiteln; sie führten deßwegen die zum Tod bestimmten Personen Zohâk und seinem Schlangenpaar zwar vor, aber indem sie das Gehirn von Schafen unterschoben, sandten sie die Menschen in die Gebirge von Kerman und Laristan, wo sie sich vermehrten, und ein großes Volk wurden. Ihre Nachkommen wohnen noch jetzt daselbst. An der Wahrheit dieser Erzählung, schloß Khudâdâd, kann nicht gezweifelt werden, denn es steht alles geschrieben in dem Buch eines schönen Gedichts, welches genannt ist Schah=nahme, d. h. das Buch der Könige."

Mit diesen authentischen Nachrichten über die Küsten des Golfs versehen, landete ich im Hafen Abuschir, dem berühmten Markt der Hitze, der Datteln und der Assafötida. Am Strand kam uns die ganze Bevölkerung der Stadt entgegen. Am meisten Aufsehen erregten wir durch unser militärisches Gefolge. Verwundert über die Gleichförmigkeit der Bekleidung dieser Truppen rief der Eine aus: „Die Bursche müssen alle Einen Vater und Eine Mutter haben." Ein Anderer: „das ist nicht möglich, denn sie müßten alle an Einem Tage geboren seyn." Ein neuer Gegenstand des Staunens war die Regelmäßigkeit der Bewegung der Füße beim Marschiren! Ein alter Kaufmann, Namens Hadschi Ismaël, der sein Leben unter Rechnungen zugebracht hatte, ein ungemeiner Freund der Ordnung, stellte sich an eine Ecke und sagte, bei jedem Glied das vorbei zog, hißab. (richtig).

Als Reiter, schien es, sollten wir weniger Glück machen. Ein Seeoffizier, der ein wildes Pferd bestiegen hatte, dem er nicht gewachsen war, gab den Persern viel zu reden. Den andern Tag begegnete ihm der Mann, der das Schiff mit Lebensmitteln versorgte, am Bord, und sagte zu ihm in gebrochenem Englisch: „dürft Euch nicht schämen, Herr, Niemand kennt Euch — ein schlechter Reiter! Ich sag ihnen, daß Ihr, wie alle Engländer, gut reitet, daß Ihr aber damals betrunken ward."

Die Eingebornen dieser Gegend sind insgesammt von arabischer Race und haben eben so sehr eine Vorliebe für das Seeleben, als die Perser die größte Abneigung dagegen. Wenn auch ein Perser durch die Aussicht auf einen gewinnreichen Handel sich soweit bestimmen läßt, daß er das liebliche Klima der Hochebene gegen diese Seehäfen am Saume einer brennenden Sandwüste vertauscht, so behält er doch die geschmeidigen und artigen Manieren seines Volks bei, während er die Araber, welche hier den großen Haufen bilden, und von ihren Nachbarn auf der gegenüberliegenden Küste des Golfs schwer zu unterscheiden sind, als rohe Barbaren verachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Die spanischen Räuber.

Im Jahr 1821 reiste ein junger Engländer von Madrid mit der Diligence nach Irun. Ungefähr sieben Meilen von der Hauptstadt wurde die Diligence in der Nacht durch eine Räuberbande überfallen, die allen Passagieren auszusteigen befahl und sie mit Stricken fest band; hierauf wurden eine Anzahl Kerzen angezündet und der ganze Wagen durchsucht. Der junge Engländer, der ein leidenschaftlicher Dilettant im Zeichnen war, bemerkte nicht sobald die pittoreske Scene, die sich ihm darbot, als er seine Hände von den Stricken befreite, sein Portefeuille herausnahm, und die Räuber in demselben zu skizziren anfing. Sie wurden so überrascht und zugleich so geschmeichelt durch diesen Enthusiasmus, daß sie ihm gern erlaubten, seine Zeichnung zu vollenden, und sogar sein Eigenthum unberührt ließen, obgleich sie alle übrigen Passagiere bis auf das Hemde auszogen. Ein Secretär der dänischen Gesandtschaft zu Madrid, der gleichfalls in der Diligence war, hatte einen Ring am Finger, den er, obwohl von geringem innern Werth, sehr hoch schätzte. Um ihn sich zu erhalten, sagte er einem der Räuber, er trage ihn so viele Jahre am Finger, daß es nicht möglich sey, ihn abzuziehen. Tenemos cuchillos (wir haben Messer), erwiederte der Schurke mit größter Ruhe. Auf diesen Wink zog sich der Finger instinktmäßig zusammen und der Ring wurde abgeliefert.

London Weekly Review.

Chinesische Gassenhauer.

In China äußert sich, wie in manchen europäischen Ländern, das Mißvergnügen des Volks häufig durch Spottlieder, die auf den Straßen gesungen werden. So sangen die Gassenbuben in Peking, als Sung, der durch Macartneys Gesandtschaft bekannte verdienstvolle Minister, starb, (in Bezug auf die Rebellion in der kleinen Bucharei:

Ying-wu Kiaou,	Papagei (der Kaiser) ruft,
Ying-ko-siaou,	Der Hahn (Rebelle) lacht,
Sung-schu taou,	Der Sungbaum*) ist gefallen,
Taou-kwang taou,	Der Vernunft Ruhm floh.

In Canton machte sich die Unzufriedenheit über die schlechte Rechtspflege der Behörden durch folgendes Couplet Luft:

Ya mun pa tsze kia,	So weit als das Pa**) ist des Mandarins Hof offen;
Yen li, wu tsien, mo kwo lai.	Habt ihr Vernunft, kein Geld; geht nicht hinein!

Malacca Observer.

*) Sung, bedeutet einen Tannenbaum.

**) Ein chinesisches Schriftzeichen.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 151. 30 Mai 1828.

Die Moldau und Wallachei.

(Fortsetzung.)

Die Wichtigkeit der Moldau und Wallachei beruht hauptsächlich auf ihrer geographischen Lage mitten unter den sich hier berührenden großen Militärmächten. Durch die Karpathen stoßen sie an die österreichischen Provinzen Galizien, Siebenbürgen und das Banat; von Rußland sind sie durch den Pruth getrennt und von der Bulgarei durch die Donau. Sie bilden den wichtigsten Theil der Nordgrenzen der Türkei. In Vergleich mit den Besitzungen des Sultans, der Herr von Klein-Asien ist, und des Czars, dessen Scepter von der Donau bis zum Nordpol reicht, bilden jene beiden Fürstenthümer freilich nur ein unbedeutendes Stück Landes, da ihre Ausdehnung nur 350 Meilen von Norden gegen Süden und 160 Meilen von Osten gegen Westen beträgt; aber dieser schmale Raum ist übersäet mit russischen und türkischen Leichen.

Ein großer Theil des Gebiets ist beinahe verlassen; der Boden sumpfig, die Luft ungesund. Die Einwohner führen ein elendes trauriges Leben. Die Ueberzeugung, daß ihr Land der Hauptschauplatz aller Türkenkriege seyn müsse, lähmt jede Anstrengung, dem ungesunden Clima entgegen zu wirken. Wenn ein russisches Heer die Länder verschont, so verheert sie ein Pascha, und in diesem Augenblick stellen sie das furchtbare Bild aller Uebel dar, welche die Tyrannei im Frieden und die Verwüstungen des Kriegs nur irgend zusammenhäufen können. Diese doppelte Geisel lastet indessen vorzüglich nur auf der Ebene, und erstreckt sich weniger auf das an die Karpathen angrenzende Gebiet. Die dortigen Thäler und Gebirgshöhen bilden die mahlerischten Landschaften. Die letztern sind nicht so hoch, um unfruchtbar zu seyn, nicht so niedrig, um nicht das Auge des Reisenden auf sich zu ziehen, und bieten ihm bewundernswürdige Aussichten dar. Zu ihren Füßen ziehen sich in langer Kette romantische Landschaften hin, blühend in aller Ueppigkeit der Vegetation des Südens, und fruchtbar an Korn und allen Ackerbauproducten des Nordens: frische Thäler, zahlreiche Flüßchen und Bäche, lachende Weinberge, blumenreiche Wiesen bilden die Scene. Je mehr sich aber der Reisende den Schluchten und Gebirgspässen nähert, entfaltet sich das Bild der Alpen vor ihm: hier das Rauschen der Bergströme; Defileen, in die kein Strahl der Sonne dringt; höher hinauf Felsengipfel, deren Spitzen und Zacken, bald grün, bald, durch die Sonne getroffen, in den Farben des Regenbogens bunt hervorblicken durch den dunstigen Schleier, mit dem die hochaufschäumenden Wasserfälle sie umhüllen — überall tritt dem Wanderer die wilde Pracht der schönsten Schweizerlandschaften entgegen.

Der Paß über diese Gebirge ist berüchtigt durch die Gefahren, die er darbietet. Schwer zugänglich schon im Sommer, ist er völlig unwegsam im Winter. Der Schnee häuft sich darin an; Felsenstücke, von den Regenströmen losgerissen, rollen herab und versperren den Pfad, der an andern Stellen durch Schluchten unterbrochen wird, so daß der Weg durch diese Engpässe um so gefährlicher ist, je schroffer die Abhänge sind, an denen sie hinführen.

Nirgends mehr als hier macht sich die Anarchie fühlbar, die das Land verwüstet. Die großen Kosten, die eine Verbesserung der Wege erfordern würde, hindert die Hospodare, die Communication zwischen den Fürstenthümern und dem gebildeten Europa wieder zu öffnen. Ueberdieß hüten sich die Türken wohl, solche Arbeiten vorzunehmen, aus Furcht, einen Einfall Oesterreichs in das türkische Gebiet dadurch zu erleichtern, so daß auch dieß dem Hospodar, dessen Gewalt und dessen Leben stets in der Willkür des Divans steht, abhält, eine Verbesserung eintreten zu lassen. Daher ist dieser Theil der Fürstenthümer noch verlassener als die Ebenen. Einige Bauern, die sich in Posthäusern niederließen, um den Dienst von Couriren zu versehen, und einige arme Holzhauer bilden die ganze Bevölkerung, während eine freiere Regierung diese Gegenden eben so bevölkert machen könnte wie unsere Alpenländer.

Eine sehr häufige Erscheinung bei diesen Gebirgsbewohnern ist der Kropf; den Grund davon suchen sie in der Gewohnheit, geschmolzenen Schnee zu trinken. Die körperliche Kraft überwiegt bei ihnen, wie bei vielen Alpenbewohnern, die geistige. In der Ebene gleicht die Art, wie der Boden gebaut und bepflanzt wird, meist der im übrigen Europa gewöhnlichen. Man gebraucht zum Ackern statt der Pferde, Ochsen. Die Hauptnahrung des Bauern ist der Mais. Weitzen wächst hinlänglich zur Consumtion des Landes. Die Gerste dient blos zur Fütterung des Viehs und des Geflügels. Die Ernte für diese beiden Getreidegattungen ist im Juli. Die Gutsbesitzer oder Bojaren verwalten ihre Ländereien nicht selbst; sie verpachten sie an die Meistbietenden, oder vielmehr sie übergeben sie Bauern, die ihnen einen Theil der Frucht liefern, während der Eigenthümer ihnen die nöthigen Vorschüsse leistet und die Steuern bezahlt. Die Hauptdomänen geben ein Einkommen von 50 bis 60,000 Piaster, aber durch die

Art der Vererbung werden sie immer mehr zerstückelt, so daß in einigen Generationen die meisten aristokratischen Güteranhäufungen allmälig verschwinden dürften.

Hier scheint das jetzige Vaterland jener nomadischen Stämme zu seyn, die ganz Europa durchschweifen, und deren Ursprung sich in die Nacht der Jahrhunderte verliert — der Zigeuner. So wie die Juden zu ihrem Lieblingswohnplatze eines der ärmsten Länder des Nordens, das alte Königreich Polen, gewählt haben, so scheinen die Zigeuner, die Juden des Heidenthums — ohne Vaterland, ohne Asyl, ohne bekannten Ursprung, ohne irgend eine Achtung bei den Menschen; aber mit den unauslöschlichen Zügen ihres Charakters, ihrer Sitten und Gewohnheiten — das elendeste Land im Süden Europas zu ihrem Hauptquartier gewählt zu haben. Auf 1,500,000 Seelen, welche die Bevölkerung der Moldau und Wallachei bilden,*) zählt man 150,000 Zigeuner. Im 16ten Jahrhunderte sollen sie in Masse aus Deutschland in diese Länder eingedrungen seyn. Sie genießen einer festen Gesundheit, scheuen die Arbeit, die Unterwerfung unter das Gesetz und ein sitzendes Leben. Selbst hier, wo es Nichts zu stehlen giebt, können sie ihren unwiderstehlichen Hang dazu nicht verleugnen, und prophezeien Leuten Glück, die so jämmerlich daran sind als sie selbst. Sie bekennen sich zu keinem Religionscultus, wenn sie nicht durch ihre Herren gezwungen werden. Ehen und bürgerliche Rechte und Pflichten kennen sie nicht. Der Zigeuner der Moldau und Wallachei ist ein Sklave, den man kauft und über den man wie über eine Sache verfügen kann. Gegen 80,000 von ihnen sind Leibeigene der Regierung, und genießen in so ferne eine Art von Freiheit, als ihnen die Regierung keine Arbeit geben kann. Jedes Individuum männlichen Geschlechts, das über fünfzehn Jahre alt ist, zahlt eine Kopfsteuer. Sie lassen sich zu den niedrigsten Handthierungen gebrauchen. Schinder und Henker werden vorzugsweise aus ihnen gewählt. Ein großer Theil bringt sein Leben vor den Thüren der Wirthshäuser und der Bojaren zu, wo sie mit den Instrumenten des Landes ihre Katzenmusik aufführen. Die Leibeigenen der Privatleute müssen häusliche Arbeiten verrichten, oder die Weinberge bauen. Ihre Herren haben nicht das Recht, sie mit dem Tode zu bestrafen, können sie aber prügeln lassen so oft sie wollen.

Das Klima der Fürstenthümer, denen das schwarze Meer und der Hämus gegen Osten liegt, während die Kette der Karpathen sie gegen Westen begrenzt, ist äußerst veränderlich. Oft nöthigt der Nordostwind, selbst in den Hundstagen, die Einwohner, zu ihren Pelzkleidern zu greifen. In der Atmosphäre, wie auf dem Boden, bekämpfen sich Nord und Süd. Im Sommer brechen furchtbare Stürme und Ungewitter aus. Der Winter ist streng und lang: vom Anfang Decembers bis Ende Februars ist, wie in Rußland, alles mit Schnee und Eis bedeckt; alle Flüsse gefrieren; selbst die Donau, so breit ihr Bett und so schnell ihr Lauf ist, findet man in der Regel sechs Wochen lang mit so starker Eisdecke überzogen, daß die schwerste Artillerie darüber fahren kann.

Man sollte glauben, daß in diesen durch Sklaverei niedergedrückten Gegenden die Städte denselben traurigen Anblick, wie das Volk, darbieten, was jedoch nicht in allen Beziehungen der Fall ist. Bucharest, die Hauptstadt der Wallachei, zählt 80,000 (?) Einwohner und besitzt 366 (?) Kirchen und 20 Klöster. Vor vier Jahrhunderten war es ein, einem Privatmanne, Name Bukor, gehöriges Dorf. Im J. 1688 wurde es der Sitz der Regierung, welche Wahl sich durch die Leichtigkeit der Communicationen mit der Türkei rechtfertigte.

Die Straßen von Bucharest sind, gleich denen der übrigen großen Städte der Wallachei, nicht gepflastert, sondern nur mit eichenen Bohlen bedeckt, und für Fußgänger wie für Wagen gleich beschwerlich. Im Sommer dünsten diese engen, schmutzigen, jedes Luftzugs beraubten Straßen tödtliche Miasmen aus, und erzeugen Epidemien. Die Eingebornen behaupten, daß der Boden zu weich sey, als daß ein Steinpflaster anwendbar wäre — und doch haben sie unter ihren Augen die prächtigen Chausseen der Römer. Der Adel ist zu indolent, und die Hospodare sind zu ängstlich, um dergleichen Arbeiten vornehmen zu lassen.

Jassy, die Hauptstadt der Moldau, ist kleiner aber schöner als Bucharest: eine große Zahl seiner Häuser wurden von fremden Kaufleuten gebaut. Seine Bevölkerung beträgt 40,000 Einwohner. Der fürstliche Palast umschließt, gleich dem Serail, mit seinen weiten Mauern eine Reihe von Höfen und Gärten, die durch eine Menge von Domestiken bevölkert sind.

In beiden Fürstenthümern haben Unwissenheit und Faulheit ihren Thron aufgeschlagen. Daß der Bauer lesen könne, kann man nicht verlangen, wenn selbst der Bojar und der Priester es nicht kann. Die Administration des Landes geht von Constantinopel aus. Die Kirche hat, außer dem Carneval, 210 (?) Festtage im Jahr. Dieß sind für das Volk Tage der Ruhe. Aber die öffentlichen Beamten haben bei dieser öffentlichen Apanage der National-Faulheit sich noch immer den Theil des Löwen vorbehalten. Außer jenen einem heiligen Müßiggang geweihten Tagen machen sie an Ostern ein paar Wochen Ferien, und eine noch längere Zeit während der Hundstage. Mit Einem Wort, alles in diesem Lande pflegt der Ruhe, mit Ausnahme der Steuereinnehmer und der Insecten.

Die Sprache ist ein Gemisch von Latein und Slavonisch. Jahrhunderte lang kannte man hier kein Buch, sogar nicht einmal die Bibel, ja selbst ein Alphabet für die Sprache fehlte. Es ist zu verwundern, daß eine so tiefe Unwissenheit auch nur in dem entferntesten nördlichsten Canton ein Asyl finden konnte; noch unbegreiflicher aber ist es, daß jene Ignoranz selbst auf der directen Route von Wien nach Constantinopel herrscht, auf einem Gebiete, das der stete Gegenstand diplomatischer Discussionen zwischen Rußland und der Pforte ist, bei einem Volke bei dem das Lateinische beinahe die Muttersprache bildet, und das stets seine Abstammung von den alten Römern

*) Nach neueren Angaben betrug diese Bevölkerung zwischen 1820 bis 1825 nur 8 bis 900,000.

geltend zu machen sucht. Constantin Maurocordato, dieser außerordentliche Mann, dem die Bewohner der Fürstenthümer Bildsäulen hätten aufrichten sollen, wenn sie nicht zu indolent wären, um etwas anders zu thun als zu essen, zu schlafen und zu sterben, Maurocordato war der erste, der die Sprache des Landes festzustellen suchte. Im J. 1775 schrieb er eine Grammatik, nachdem er zuvor mit Hülfe slavonischer und griechischer Buchstaben ein Alphabet entworfen hatte. Er ließ Bibeln vertheilen, und befahl, daß die heilige Schrift regelmäßig in den Kirchen vorgelesen würde. Sein ernster Wille siegte über vielfache Hindernisse, und nach mehreren Jahren hatte er es wenigstens dahin gebracht, daß mehrere Bojaren lesen gelernt hatten.

Auffallend ist es, daß man in diesem Lande der Unwissenheit das Neugriechische reiner als selbst in Griechenland, Janina vielleicht allein ausgenommen, spricht. In der Wallachei ist dieß die Sprache der feineren Welt; sie wurde von allen angenommen, die irgend Auszeichnungen von dem Hospodar zu erhalten strebten. Die Berührungen der Einwohner mit den Griechen des Phanars sicherten dieses Idiom vor der Rohheit des Sclavonischen, und vor dem barbarischen Jargon der Nachkommen der Dacier. Weniger als in der Wallachei wird das Griechische in der Moldau gesprochen; hier herrscht im Allgemeinen das Französische und das Deutsche vor. (Schluß f.)

Persische Skizzen.

Die arabischen Pferde.

(Fortsetzung.)

Der Eltschi — so nannten die Perser den Gesandten — war von alter Zeit her in gutem Andenken in Abuschir, wo er seinem Namen durch die Einführung der Kartoffel, Elan i Malkom, d. h. Malkom's Pflaume, ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Wir befanden uns daher bald mitten in einem lebhaften Verkehr, und in unserm Lager ging es zu wie auf einem Maulthier- und Pferdemarkt. Da in Persien Niemand zu Fuß geht, so mußten wir uns alle, Herrn und Diener, öffentliche und Privatpersonen, beritten machen. Wir brauchten Pferde von jeder Sorte, von dem gemeinen persischen Klepper (Yabu) an bis zu den edlen Thieren des rein-arabischen Blutes (Redschi-Päck), deren Zucht auf der persischen Küste mit eben so viel Sorgfalt für die Erhaltung der Race betrieben wird als in Arabien selbst.

Heider, der Jagdmeister des Eltschi, theilte uns das Erforderliche in Betreff der arabischen Pferde mit. Er konnte uns eine Stunde lang über die Eigenschaften eines Füllens unterhalten, das, ob es gleich noch undressirt war, bereits alle Vorzüge seines Vaters und seiner Mutter, deren Geschichte so wie die ihrer Voreltern er genau kannte, in sich vereinigen mußte. Heider, der selbst an fünf oder sechs berühmten Zuchtstuten Antheil hatte, sagte mir, daß manchmal eine Stute das gemeinschaftliche Eigenthum wohl von eilf oder zwölf Arabern sey, was mit den Gruppen halbnackter Bursche zusammen traf, die, wie ich bemerkte, jedesmal den Verlauf eines Handels mit Aengstlichkeit beobachteten. Sie können bei solchen Gelegenheiten die Heftigkeit ihres Temperaments nicht immer verbergen, und ich sah oft, daß einige in der Wuth ihre struppigen Füllen wegführten, wenn ein unwissender Indier oder Europäer das Blut der Daghi oder Schomiti oder sonst berühmter Väter oder Großväter durch ein unverhältnißmäßig niedriges Anbot entwürdigt hatte.

Die Araber legen weit mehr Werth auf ihre Stuten als auf ihre Hengste; doch werden letztere manchmal zu einem enormen Preis angeschlagen. Als der Eltschi auf der Rückreise von seiner ersten Sendung in der Nähe von Bagdad gelagert war, ritt ein Araber einen Braunen von außerordentlicher Gestalt und Schönheit vor seinem Zelt auf und ab, bis er seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Auf die Frage, ob das Pferd feil sey, sagte der Araber: „Was gebt ihr?" „Es kommt auf das Alter an; ich denk, es ist fünfjährig." „Rathet noch einmal." „Vierjährig." „Seht ihm einmal in's Maul," sagte der Araber lächelnd. Bei der Untersuchung fand sich, daß es kaum dreyjährig war. Dieses Alter, die prächtige Haltung und das vollkommene Gleichmaß aller körperlichen Verhältnisse, wodurch sich das herrliche Thier auszeichnete, erhöhten seinen Werth beträchtlich. „Ich gebe fünfzig Tomans *)." „Ein wenig mehr." „Achtzig! — Hundert!" Der Araber lächelte und schüttelte den Kopf. Das Anbot kam zuletzt auf zweihundert Tomans. „Gut, sagte der Araber mit sichtbar zufriedener Miene. Ihr dürft mich nicht weiter versuchen, weil es Euch doch nichts nützt; Ihr seyd ein feiner Eltschi; Ihr habt schöne Pferde, Kameele und Maulthiere und man hat mir gesagt, daß Ihr ganze Lasten von Gold und Silber besitzt; jetzt möchtet Ihr mein Füllen, aber Ihr bekommt es nicht für alle Eure Schätze." Dieß gesagt, ritt er stolz zurück in seine Wüste.

Wir erkundigten uns bei einigen Offizieren des Pascha von Bagdad nach dem Araber, den sie aber nicht kannten. Unserer Beschreibung zu Folge vermutheten sie, daß er der Sohn oder der Bruder eines Häuptlings, vielleicht selbst ein Häuptling war; solche Araber, sagten sie, könne kein Geld verführen, ein Pferd dieser Art zu veräußern.

Später erzählte ich die Begebenheit Abdolla Aga, dem vormaligen Statthalter von Bossora, der sich in Abuschir aufhielt, wohin er sich aus der Türkei geflüchtet hatte. „Die Streitigkeiten, sagte Abdolla, die ich zwischen den arabischen Stämmen wegen entführter Pferde zu schlichten hatte, machten mir viele Mühe; denn in der Regel handelte es sich nicht sowohl um den Werth der Thiere, der oft gerne zehnfach ersetzt worden wäre, als um die eifersüchtige Besorgniß, Nachbarn möchten in den Besitz einer Zucht kommen, die ein Stamm sich ausschließlich erhalten wollte. Ein arabischer Scheikh, fuhr er fort, ungefähr zwanzig Stunden von Bossora, besaß eine sehr beliebte Race. Er verlor eine seiner

*) Der Toman, eine Goldmünze nahezu im Werth von 1 Pf. Sterl.

besten Stuten, ohne daß er entdecken konnte, wie sie gestohlen oder abhanden gekommen war. Einige Zeit nachher geschah es, daß ein junger Mann aus einem andern Stamm, der um des Scheikhs Tochter freite, immer aber von diesem zurückgewiesen wurde, die Einwilligung der Dame erlangte, daß sie sich von ihm entführen ließ. Der Scheikh und seine Leute verfolgten das liebende Paar, das jedoch, nach einem wunderbaren Ritt, wobei sich beide nur eines Pferds bedient hatten, glücklich entkam. Der alte Häuptling schwur, der Bursche müße entweder auf dem Teufel oder auf seinem verlornen Lieblingspferd geritten seyn. Letztere Vermuthung fand sich bestätigt: der Liebhaber war der Dieb sowohl des Pferds als der Tochter und hatte jenes gestohlen, um diese zu entführen. Der Gedanke nun, daß nicht ein Pferd von einer andern Zucht ihn ausgestochen habe, war dem Scheikh eine große Beruhigung, und als der junge Mann sich dazu verstand, die Stute zurückzugeben, verzieh er ihm die Entführung der Tochter." (Forts. f.)

Statistik der Türkei.

Gebietsumfang *)

Es ist schwer, statistische Angaben zu erhalten, die uns eine einigermaßen genaue Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Türkei verschaffen und in den Stand setzen, ein Urtheil über die Ausdehnung ihrer Provinzen, ihre Bevölkerung und ihrer militärischen Hülfsquellen zu fällen. Mehrere der schönen Landschaften dieses Reiches, wo vor 4000 Jahren die Wiege der Civilisation war, sind unvollkommener gekannt, als die halbwilden Regionen der Neuen Welt, deren Entdeckung nicht über drei Jahrhunderte hinaufsteigt. Indessen ist es, wenn man die russischen, englischen und französischen Reisenden zu Rathe zieht, die während der letzten zwanzig Jahre die verschiedenen Theile der Türkei besucht haben, nicht unmöglich, numerische Bestimmungen zu gewinnen, die zu weniger unsicheren Resultaten führen, als die meisten der bisher allgemein herrschenden Meinungen. Wir haben diese Arbeit lange Zeit, ehe der Gegenstand durch die politischen Begebenheiten seine gegenwärtige Wichtigkeit erhalten hatte, angefangen und vollendet; und beabsichtigen jetzt keine weitere Veränderung in derselben, als die, sie in eine flüchtige Uebersicht zusammenzuziehen.

Das ottomanische Reich dehnt sich noch gegenwärtig, wie in der Periode seines Glanzes, über Europa, Asien und Afrika aus; aber unter den weiten Landstrichen, die es zu seinen Provinzen zählt, sind die einen, wie die Barbaresken-Staaten und Egypten, in der That unabhängig von seiner Herrschaft, oder derselben nur zum Scheine unterworfen; die anderen, wie die asiatischen Provinzen, gewähren in ihrem Zustande des Verfalls und der Verwüstung ihm nicht die Hülfsquellen, die ihre Ausdehnung, ihre Fruchtbarkeit und die Reichthümer und Bevölkerung, welche sie in frühern Zeiten besaßen, zu versprechen scheinen.

Die Vereinigung aller dieser Landschaften gibt dem ottomanischen Reiche eine unermeßliche Oberfläche und macht es zu einem der mächtigsten Colosse der Erde. Nach einer approximativen Berechnung ist seine Ausdehnung, ungefähr folgende:

Europäische Türkei mit Griechenland:	23,692 □Lieues.
Asiatische Türkei mit den Inseln	58,750 □Lieues.
Afrikanische Besitzungen	36,297 □Lieues.
Gesammtbetrag	118,739 □Lieues.

*) Le Globe 14 Mai.

An Ausdehnung weicht die Türkei unter allen Staaten Europas daher nur dem russischen Reiche, das sich gleichfalls über drei Welttheile verbreitet und nicht weniger als 210,000 □Lieues Landes besitzt. Sie befaßt dreifach den Umfang von Oesterreich mit seinen italienischen Besitzungen, vierfach den von Frankreich und achtmal den der brittischen Inseln. Aber die Barbaresken-Staaten haben sich seit langer Zeit losgerissen; Aegypten hat seine eigenen selbständigen Interessen; ein Theil von Griechenland ist befreit, und ein anderer droht das Joch abzuwerfen; die Cycladen werden nicht säumen, die asiatischen Inseln in ihren Abfall mit hinein zu ziehen; und die Moldau und Wallachei, bereits vorlängst unter dem Schutze Rußlands, werden in diesem Augenblicke auch von seinen Armeen besetzt.

Wenn wir den Umfang dieser bereits ganz oder halb verlorenen Ländereien, welche doppelt so groß sind, als ganz Frankreich, in Abzug bringen, so bleibt das ottomanische Reich noch größer als die österreichische Monarchie und Preußen zusammengenommen. Es würde nämlich folgende Ausdehnung haben:

Europäische Türkei, ohne Griechenland:	16,128 □Lieues.
Asiatische Türkei ohne die Inseln	57,292 □Lieues.
Gesammtbetrag	73,420 □Lieues.
Ohne die Moldau und Wallachei	67,516 — —

Dieß beträgt anderthalbmal den Umfang der österreichischen Monarchie, das Doppelte von dem des deutschen Bundes, das Vierfache von Preußen und beinahe drittehalbmal so viel als Frankreich.

Diese unermeßliche Gebietsausdehnung verliert jedoch viel von ihrer Bedeutung, wenn wir die asiatische Türkei als eine entfernte, schlecht bevölkerte, nur schwach mit dem Mutterlande verbundene und mächtigen Feinden benachbarte Colonie betrachten. In der That, wenn nicht die Lage dieser Gegenden unter dem glücklichsten Klima sie begünstigten, wären sie für die Türkei das, was Lappland für Schweden, die sibirischen Gouvernements für Rußland sind.

Abgesehen von der asiatischen Türkei hat das türkische Reich, wenn wir dasselbe auf seine europäischen Provinzen beschränken, ungefähr eine Ausdehnung von 16,128 □Lieues. In diesen Grenzen wäre sein Gebiet noch bei weitem größer, als ganz Großbritannien, ganz Italien, oder Preußen. Es nähme den siebenten Rang in Europa ein. Trennt man davon noch die Moldau und Wallachei, deren Umfang einen Quadratinhalt von 3,905 Lieues hat, so wird seine Oberfläche auf 11626□ Lieues herabgebracht, welches etwa die Größe von Ungarn und beinahe die von Großbritannien ist.

Aber in dieser Berechnung haben wir alle jene Landschaften, die einst das alte Griechenland ausmachten, von der Türkei getrennt, obwohl es nicht wahrscheinlich ist, daß — wenigstens für den Augenblick — ihre Emancipation allgemein seyn werde. Man kann annehmen, daß das ottomanische Reich noch lange Zeit das alte Epirus, welches das große Paschalik von Scutari bildet, und Macedonien mit Thessalien, welche von den Gouvernements von Salonichi und Janina abhängen, behalten wird. Diese Provinzen, die ungefähr 4,464 □Lieues begreifen, würden der europäischen Türkei selbst nach dem Verluste von dem eigentlichen Griechenland und Morea noch eine Ausdehnung von 20,593 □Lieues geben: ein Gebietsumfang, der dem ottomanischen Reiche unter den Staaten Europas seinen Rang unmittelbar nach Frankreich und vor Spanien, Preußen und Großbritannien einräumte.

Wir werden in einem anderen Artikel versuchen, die Einwohnerzahl von allen Theilen der Türkei und die numerischen Verhältnisse zwischen der Bevölkerung und der Gebietsausdehnung derselben fest zu setzen. Diese Angaben werden uns zu einer Beurtheilung der Vertheidigungshülfsmittel führen, welche das einst so mächtige Reich der Osmanlis noch in dem Augenblicke seines Sturzes besitzt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 152. 31 Mai 1828.

Fortschritte der Freiheit und Civilisation in Italien.

Nicht allein im Auslande, sondern eben so häufig in Italien selbst äußert sich die Ansicht, daß die französische Revolution mit allen den Erschütterungen und Bewegungen in ihrem Gefolge über

— das schöne Land,

welches der Apennin durchzieht, das Meer umgrenzt und die Alpen — spurlos hinweg gegangen und mit den alten Namen überall auch die alte Lage der Dinge zurückgekehrt sey. Die Aussicht, welche die Zukunft Italiens darböte, würde, wenn diese Ansicht nicht unbegründet wäre, noch trauriger seyn, als die Geschichte der Vergangenheit; denn die Erfahrung lehrt, daß, so oft von großen politischen Ereignissen keine Früchte gezogen wurden, alle bürgerlichen Tugenden allmälig immer tiefer in Verfall geriethen und auf eine Periode des wildesten Kampfes bald ein Zeitraum der Erschlaffung und Entartung folgte. Das Ziel aller menschlichen Handlungen ist das Glück; sobald die Hoffnung auf dieses uns verläßt, bleibt nichts anderes übrig, als in der Erstarrung der Resignation oder im Taumel des Sinnenrausches Befriedigung, Betäubung zu suchen.

Wir müssen jedoch gestehen, wir sind immer der Meinung gewesen, daß zu solchen Besorgnissen für jetzt noch kein Grund vorhanden sey; und es war uns daher doppelt angenehm, in einem italienischen Journale, welches, wenn nicht durch ausgezeichnetes Talent, doch immer durch freisinnigen Geist eine ehrenvolle Stelle behauptet hat, dieselbe Ueberzeugung ausgesprochen zu finden. Gern wollen wir zugeben, sagt bei Gelegenheit der Anzeige eines kürzlich erschienenen Geschichtswerkes *) die Antologia di Firenze, **) gern wollen wir zugeben, daß die Ereignisse der neuesten Zeit uns zu gerechtem Kummer auffordern. Die Grundsätze der Freiheit — die Theorien der Minderzahl über die Meinung der Menge — sind von denselben Menschen, die gewohnt waren, sich öffentlich zu denselben zu bekennen, verlacht und mit Füßen getreten worden; nur wenige Namen sind fleckenlos aus dem schnellen, vielfach wechselnden Umschwung der Revolution hervorgegangen; und fast allgemein hat man die politischen Theorien nicht als Regeln für die Ausübung der Gewalt, sondern als Werkzeuge, um die Masse zu unbedachten Thaten hinzureissen, oder in unthätiger Gleichgültigkeit gegen die Unterdrückung zu erhalten, gebraucht. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese Bemerkungen eine Erfahrung einschließen, welche für die Völker nicht verloren gegangen ist. Das Geheimniß der Beweggründe, welche die öffentlichen Handlungen bestimmen, ist öffentlich geworden, und Jedermann hat gelernt, fremde wie eigene Interessen richtig zu schätzen. Auf diese Weise muß jede politische Heuchelei sogleich entdeckt und der Fanatismus paralysirt werden, der den Ehrgeizigen und Gewalthabern nützlich, aber selten der bleibenden Sache der Civilisation förderlich ist. Alle diese Bemerkungen haben mehr oder weniger Eingang beim Volke gefunden; und mit Recht kann man daher behaupten, daß der gemeine Menschenverstand, die Bildung der öffentlichen Meinung, in unserer Zeit noch viel bedeutendere Fortschritte gemacht habe, als selbst die Wissenschaften. Und wenn wir unsere Ansicht unverholen aussprechen sollen, so scheint es uns, daß gerade die Fortschritte des practischen Verstandes beim Volke es sind, wornach die Entwickelung der Civilisation beurtheilt werden muß.

Unter der Zahl der Vorurtheile, welche nicht wenig von ihrem Credit verloren haben, verdient einer besonderen Erwähnung jener verderbliche Geist der Landsmannschaft (spirito del municipio), der sich in Italien mehr durch den Haß der Nachbarn, als durch wahre Liebe zu dem Heimathsorte kund gab. Nicht selten ist es mehr, daß auf die Stimmen der Vaterlandsliebe und Eintracht von den Alpen bis in das äußerste Calabrien ein Echo antwortet. Und wenn aus Einfalt oder Bosheit Einige noch Grund zum Streit suchen, so werden sie von den Vernünftigen übersehen oder verachtet. Anders ging es im J. 1797, als die ganze Autorität Bonaparte's nöthig war, um die Provinzen mit einander zu vereinigen, welche die cisalpinische Republik ausmachten.

Aber, könnte Jemand uns einwenden, alles was wir bisher gesehen haben, sind nur Hindernisse, die beseitigt, Vorurtheile, die geschwächt oder aufgehoben worden sind; was kann man dagegen anführen, das gebaut worden wäre? Hierauf würden wir antworten müssen, daß die Entfernung der Hindernisse der schwierigste Theil bei der Einführung des Guten ist; aber wir dürfen uns damit nicht begnügen.

*) Annali d'Italia dal 1750 al 1819 compilati da A. Coppi. Tomo 4to. (ed ult mo.) Roma, 827. 8. (Eine etwas trockene Fortsetzung des Muratori.)

**) Marzo, pag. 60—75.

Die Gleichheit vor dem Civil- und Criminalgesetz ist der erste und wichtigste der großen moralischen Vortheile, die wir erworben haben und fortwährend behalten, ohne eine vernünftige Ursache zur Furcht, daß wir sie wieder verlieren könnten. Die Abschaffung der Feudalrechte können wir als keinen geringen Fortschritt zur Freiheit betrachten; ein anderer ist die gegenwärtig herrschende Ansicht von dem Rechte der persönlichen Sicherheit, die zwar in Bezug auf politische Verbrechen zuweilen verletzt, in dem Verfahren der Regierungen gegen die große Masse jedoch gewissenhaft gehandhabt wird. Zwar ist die französische Gesetzgebung, welche die Garantien dieser Sicherheit enthielt, abgeschafft worden, aber die Meinung, welche dieselbe begründete, ist doch geblieben und kann ihren Einfluß auf die practische Anwendung der Gesetze nicht verleugnen. — Den Fortschritten, welche die individuelle Freiheit in Hinsicht auf die öffentliche Verwaltung gemacht hat, kommen die in Beziehung auf die häusliche Gewalt gleich. Die Ordnung wird in den Familien nicht mehr durch die Furcht erhalten, welche das Haupt derselben einzujagen sucht, sondern durch die Achtung und Liebe, welche es einflößt. Die Gewaltthätigkeiten, welche früher so häufig in Bezug auf die Wahl des künftigen Standes der Söhne und Töchter geübt wurden, sind daher jetzt selten geworden und werden von der öffentlichen Meinung laut mißbilligt. Das thörichte Geschlecht der Cavalieri serventi hat sehr abgenommen, und die Sitten des Adels sind weit von jener Verderbniß entfernt, die Parini so trefflich geschildert hat. Auf der andern Seite zählt der italienische Adel in unsern Tagen eben so sehr, als in früheren Zeiten, sowohl durch ihre Verdienste um die Wissenschaften als um den Staat ausgezeichnete Männer in seiner Mitte. Die Vortheile der Erziehung sind allgemeiner verbreitet worden, und niemals gab es so viele Schulen für die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens als gegenwärtig; und um nur beiläufig ein Beispiel, das uns am Nächsten liegt, anzuführen, wer hält es für möglich, daß man vor dreißig Jahren in Toscana achthundert Mitglieder für die Herausgabe eines landwirthschaftlichen Journals würde haben finden können? *)

Nicht geringer als die moralischen Fortschritte der italienischen Nation sind die, welche sich mehr auf den materiellen Genuß des Lebens beziehen. Hier wäre der Ort von den Straßen zu reden, die neu angelegt oder verbessert worden sind, von der Einführung einer regelmäßigen Polizei in den Städten, von dem früher in Italien unbekannten Gebrauch, dieselben des Nachts auf öffentliche Kosten zu beleuchten u. s. w. Aber bei Weitem wichtiger scheint uns der verbesserte öconomische Zustand der Nation. Die größere Vertheilung des Vermögens, die dasselbe zugleich productiver und sicherer macht, und von unberechenbaren moralischen Folgen begleitet ist, würde uns allein hinreichenden Stoff darbieten, die Behauptung zu widerlegen, daß Italien in seinen alten Zustand zurückgekehrt sey.

*) Des Giornale Agrario Toscano; s. Antologia di Firenze, Vol. 29 pag. 119.

Nach dem Frieden von 1748 dachten die Fürsten Italiens zuerst daran, den Erwerbungen der todten Hand Grenzen zu setzen, die völlig zügellose Freiheit, bleibende Fideicommisse zu stiften, einzuschränken, und durch Gesetze die Rechte eines Dritten gegen die willkürlichen Verfügungen unbekannter Contrahenten zu schützen. Auf diese Weise wurde der weiteren Ausbreitung des Uebels ein Damm entgegengesetzt; aber die alten Wunden blieben unvernarbt. Die Noth unserer Zeit hat dem freien Verkehr nicht nur unermeßliche Millionen von Klostergütern, so wie den größten Theil der alten fast unbenutzt daliegenden Communal-Ländereien (terreni comunali) wieder gegeben; sondern auch die bestehenden Fideicommisse aufgelöst, die Rechte der Primogenitur aufgehoben und die alten Commenden entfesselt: Vortheile, die, obschon nicht mit arithmetischer Genauigkeit zu berechnen, doch um so höher veranschlagt werden müssen, wenn man bedenkt, daß alle adlichen und nicht wenige bürgerliche Familien in Italien den größten Theil ihres unbeweglichen Eigenthumes durch eine der erwähnten Fesseln gebunden hatten.

Persische Skizzen.

Diplomatische Pragmatik. Das Journal des Mehmandar. Die Gasellen- und Hubarajagd mit Falken.

(Fortsetzung.)

Die Gegend um Abuschir, eine große Ebene oder vielmehr Wüste, Gormaßir genannt, die sich längs der Küste hin und etwa zwanzig Stunden in die Breite erstreckt, gab uns Gelegenheit, dem persischen Geschmacke zu huldigen, d. h. uns als Reiter und als Jäger zu zeigen.

Der Eltschi ging von dem Grundsatz aus, daß, wer zur Gesandtschaft gehöre, verpflichtet sey, mitzuwirken, daß die Perser einen möglichst vortheilhaften Begriff vom brittischen Nationalcharakter erhielten. „Wir haben es mit Menschen zu thun," wiederholte er täglich, „deren Wissen nicht über ihr Land hinaus reicht; diese Perser verstehen außer ihrer Sprache blos die arabische, und wenn die bessern Klassen von ihnen auch Bücher lesen, so lernen sie daraus Europa nicht kennen. Aber als ein scharfbeobachtendes und wißbegieriges Volk werden sie sich von uns Alles merken, was sie hören und sehen, und sich darnach ihr Urtheil über England bilden. Der günstige Erfolg unsrer Sendung hängt also sehr von dem Eindruck unsrer Persönlichkeit ab."

Wirklich war bei dem Eltschi, und, soweit sein Befehl oder Einfluß reichte, auch bei uns übrigen, alles Reden und Thun auf jenen Zweck berechnet. Nicht genug, daß wir leibhafte Musterkarten von allen möglichen guten Eigenschaften waren, wir sollten unermüdlich thätig seyn, damit wir als Soldaten den Persern Achtung einflößten. Glücklicherweise verband General Malcolm mit einem starken Körper eine leidenschaftliche Liebhaberei für Jagen und Schießen. Ein Morgenritt von fünf-

zig bis sechzig engl. Meilen war für ihn keine Anstrengung; so daß Mahommed-Scheriff-Khan, der Mehmandar, den der Schah zur Bewillkommnung der Gesandtschaft geschickt hatte, oft kaum mit ihm gleichen Schritt halten konnte, obgleich die Perser vielleicht die geschicktesten Reiter der Welt sind. Wir machten uns oft über diese politischen Ritte, wie wir sie nannten, lustig. Indessen überzeugte ich mich nachmals von der Richtigkeit des Benehmens unsers Chefs, als mich der Mehmandar seine über uns niedergeschriebenen Notizen im Vertrauen lesen ließ.

„Der Eltschi und die englischen *) Herren in seinem Gefolge, — berichtet der Mehmandar an den Hof von Teheran, — stehen mit Tagesanbruch auf, setzen sich zu Pferde und reiten zwei bis drei Stunden, worauf sie frühstücken. Von dieser Zeit bis zum Mittagessen um vier Uhr beschäftigt sich der Eltschi damit, daß er seinen Marstall besucht, daß er sich unterhält, liest oder schreibt; wenn er nichts besseres zu thun hat, so geht er vor seiner Thür oder in seinem Zelt auf und ab. Er bleibt nicht lange an der Tafel sitzen, sondern besteigt am Abend wieder sein Pferd und wenn er von seinem Ritt heimkommt, so trinkt er Thee und gibt Gesellschaft, wo man mit einander spricht oder Karten spielt bis 10 Uhr. Was mir am Meisten auffiel, war, daß keiner von den Herren während des Tages schlief, noch bei warmer Witterung, wie wir zu thun pflegen, sich auf seinen Teppich legte. Es sind wahrhaft rastlose Leute, denen bei dieser Lebensweise täglich weit mehr Zeit zur Besorgung ihrer Geschäfte oder Erweiterung ihrer Kenntnisse bleibt als Sr. Majestät Unterthanen, so daß jene am Ende eines Jahrs in einigem Vortheil seyn müssen."

So wirkte also unser diplomatisches Verhältniß auch auf unsre Lust-Partien, und es war ein Glück für den Einzelnen, wenn seiner besondern Neigung dieses immerwährende Rennen und Jagen zusagte.

Fast jeden Tag ging's hinaus mit dem Falken auf der Faust und mit dem Windspiel an der Koppel. Zeigte sich eine Gaselle, so suchte man vorerst ihr so nahe als möglich zu kommen; aber in der Regel merkte sie es und rannte pfeilgeschwind davon; nun wurden eiligst die Windspiele losgelassen. War das Thier einzeln, so ließ man zu gleicher Zeit auch die Falken fliegen; waren aber ihrer mehrere beisammen, so wartete man, bis sich die Hunde auf eines geworfen hatten. Die Falken strichen am Boden hin, und im Nu hatten sie das Reh am Kopf, wobei sie es manchmal so heftig mit ihren Krallen packten, daß es überschlug. Nichts ist bewunderungswürdiger als die Dressur, mit welcher Hund und Falke bei der Jagd dieses flüchtigsten aller vierfüßigen Thiere zusammenwirken.

Der erste Auslauf einer Gaselle hält zwar höchstens eine bis anderthalb Stunden und oft nicht halb so weit an, allein von ihrer Geschwindigkeit hat man keine Vorstellung. Der Jährling ist eine leichte Beute, aber die alte Geiß und noch mehr der Bock werden selten gefangen. Die Araber schonen wohl auch ihre Falken, aus Furcht, sie zu verlieren, indem sich diese schönen Vögel (eine eigene, nicht sehr große Art, Tschirk genannt) häufig an den scharfen Hörnern der Gaselle spießen: so daß der Ertrag einer solchen Jagd nie bedeutend ausfällt.

Methodischer ist ein anderes Verfahren, das ich übrigens weniger hier, als tiefer im Innern von Persien bei der Gasellen-Jagd beobachtet fand. Fast jeder Waidmann, Personen vom höchsten Rang nicht ausgenommen, führte da sein Windspiel an einer langen seidenen Schnur am Halsband, ein gut dressirter Hund lief sogar frei neben dem Pferde her. Wenn nun eine Heerde Gasellen entdeckt ward, so besprach man sich, und der Erfahrenste bestimmte den Ort, gegen welchen man trieb. Mittlerweile nahmen die, welche Hunde hatten, ihre Stellung so, daß sie von einander eine Meile entfernt waren. Zuerst wurde einer der schlechtesten Hunde losgelassen; hatte dieser sich seine Gaselle ausgewählt, so war das Geschäft der Jäger, ihr den Weg abzulaufen, und frische Hunde auf sie zu entsenden. Gewöhnlich brauchte man drei bis vier, und oft entkam das Thier doch noch, wenn es stark und das Terrain ihm günstig war. Diese Jagd war die Lieblings-Belustigung des verstorbenen Königs von Persien, Aga-Mahommed-Khan, der seinen Geschmack auf seinen Nachfolger vererbte.

Die Neuheit dieser Unterhaltung gewährte mir so viel Vergnügen, daß ich einer Einladung nach einem acht Stunden von Abuschir entlegenen Dorfe folgte, um der, wie ich glaube, Persien ganz eigenthümlichen Jagd des Hubara, einer edeln Art von Trappen, beizuwohnen, der sich hier auf dem nackten sandigen Flachland aufhält, wo er kein Obdach findet, als einen kleinen Strauch, Dschitock genannt. Wir waren unserer ungefähr zwanzig, sämmtlich wohlberitten.

Zu dieser Jagd brauchte man zweierlei Falken: einmal den Tschirk, der aber nur auf dem Boden angreift und dann den in Indien wohlbekannten Bheiri, der in dem Augenblick losgelassen wird, wo der Hubara auffliegt.

Der Zug der Reiter bewegte sich in einer weit ausgedehnten Linie. Die Falkner namen ihren Vögeln dann

*) Außer diesen befanden sich mehrere vornehme Asiaten bei der Gesandtschaft: z. B. Mahommed-Hussein-Khan, der Sohn eines Persers, den Duncan, Statthalter von Bombay, als englischen Residenten in Abuschir angestellt, und im Jahr 1798 mit einer Sendung an den persischen Hof beauftragt hatte. Mahommed-Hussein-Khan hatte durch seine Vermählung mit der Tochter eines Prinzen aus der Zend-Familie unter seinen Landsleuten Ansprüche auf den höchsten Rang; in der Gesandtschaft ließ er unter dem Namen „Khan Sahib" oder „Mylord"; — Dschaffür-Ali-Khan, der Bruder des Nabob von Masulipatam; er hat in eine persische Familie geheirathet, und war seit einiger Zeit englischer Agent in Schiras; — Mirza-Aga-Mir, ein Abkömmling des heiligen Emir Hemsa, aus dem Stamm des Propheten, dessen Grabkapelle in Schiras hochverehrt wird.

Diese Liste, die noch mit mehreren andern Namen vergrößert werden könnte, zeigt, wie die Engländer überall die Eingebornen in ihr Interesse zu ziehen wissen.

und wann die Kappen ab und ließen sie um sich sehen. Bald konnten wir die ungemeine Schärfe des Falkenauges bewundern. Während wir weit und breit nichts bemerkten, flatterte ein Tschirk auf einmal unruhig: der Vogel losgelassen, das Holla ho gerufen und die ganze Gesellschaft hinter ihm drein — das war eins. Zuerst sahen wir nur blos den Falken, der wie gewöhnlich über die Ebene hinstrich, aber bald auch, auf mehr als eine Meile, den schön gesprenkelten Hubara, der mit hochgehaltenem Kopf und mit ausgebreiteten Schwingen seinem Gegner entgegen stürzte. Der Tschirk machte mehrere erfolglose Krallenangriffe, denen der Hubara entweder auswich, oder die er mit dem Schnabel oder mit den Flügeln abwehrte, bis er es zuletzt vortheilhafter fand, aufzusteigen, als im nehmlichen Augenblick ein Bheiri los ward, und die ganze Gesellschaft wieder in vollem Galopp nachrannte. Wir hatten über eine Meile zurückgelegt, als der Hubara sich niedersenkte, und nun von einem Tschirk auf dem Boden angegriffen und getödtet wurde. Der Vogel wog zehn Pfund. Auf dem Kopf hatte er einen Busch von schwarzen und weißen Federn, der Hinterkopf und der Hals waren oben schwarz gestreift, auf den Seiten weiß, hier auch große schöne Büsche abwechselnd schwarz und weiß; weiß ferner der Bauch; die Brust schieferblau, die Flügel grünlich braun mit schwarzen Flecken; der Schnabel dunkelgrau.

(Fortsetzung folgt.)

Tigerjagd in Ostindien.

Eine Abtheilung Seapoy's, die in den Waldungen von Dehra Brennholz fällte, verlor einen der ihrigen, der durch einen Tiger ergriffen und in das Gebüsch geschleppt wurde. Da sie voraussahen, daß man den Tiger am nächsten Morgen, wenn er träge und überfüllt wäre von dem Schlachtopfer, das er während der Nacht verzehrt, leicht auffinden würde; so kehrten die übrigen sogleich in ihre Standquartiere zurück, um Nachricht von dem Unfall zu geben, der sie betroffen hatte, und sich zum Feldzuge gegen den Räuber vorzubereiten. Am folgenden Morgen rückten 150 Mann von dem Bataillon, begleitet von drei europäischen Officieren aus, um den Tod ihres Cameraden zu rächen, und nachdem sie sich in kleinen Detaschements rings um die steile waldige Schlucht, in welcher der Tiger hauste, vertheilt hatten, drangen sie allmälig von allen Seiten gegen das Centrum vor, und jagten bald den Feind auf, dessen Geheul und Gebrüll auf einem so ungleichen Boden, wo es des hohen und dichten Gebüsches wegen nicht möglich war, das Thier nur auf drei Schritte von sich entfernt zu sehen, den solcher Jagden Ungewohnten eben kein besonderes Vergnügen machen konnte. Nach einer Jagd von mehreren Stunden, in welcher mancher Schuß gefallen war, kam man auf die Vermuthung, daß man mit mehr als einem Feind zu thun habe; da das beständige Wiedererscheinen des Thiers in den entgegengesetztesten Richtungen im Verlauf von wenigen Minuten, unmöglich das von einem und demselben seyn konnte. Um drei Uhr Nachmittags gelang es, dasselbe bis beinahe an das Ende der Schlucht zu treiben, die hier frei von Holz war, und daher den Jägern den vollen Anblick des schönen Thiers gewährte. Mehrere Schüsse hatten es bereits getroffen, und es nahm jetzt zur Selbstvertheidigung alle seine Kräfte zusammen. Durch seine Wunden gereizt fiel es eine Partie nach der andern an, und obgleich aufs neue an mehr als einer Stelle verwundet, fuhr es in seinen Angriffen mit unermüdlicher Wuth fort. Schon war es im Begriff einen der Europäer, Namens Shore, zu ergreifen, als ein Seapoy zwischen ihn und den Tiger sprang. Dieser packte ihn sogleich beim Arm und zerfleischte ihn schrecklich; ein allgemeiner Kampf erfolgte, rechts und links wurden alle Flinten abgefeuert; endlich war das Ungeheuer zu Boden geworfen und der Seapoy, dem es kurz zuvor gelungen war, sich los zu reißen, gerettet. Da er in eine wattirte Jacke gekleidet war, so hatte er weniger gelitten, als man hätte glauben sollen, und einige Tage darauf war er völlig hergestellt. — Da der Tiger jezt scheinbar todt war, so drängte sich die ganze Jagdgesellschaft dicht um ihn herum, als er zu ihrem Erstaunen sich wieder aufraffte und mit der äußersten Wuth sie anfiel. Diese letzte Anstrengung würde, wenn auch nur momentan, noch großes Unheil angerichtet haben, da alles unvorbereitet, und nicht eine einzige Flinte mehr geladen war; wenn nicht die tapfern Seapoys, auf ihre Tulwars (Seitengewehre) vertrauend, sich in Masse auf ihn geworfen und ihn in Stücken gehauen hätten. Das ungeheure Thier, das die unerhörte Länge von 9 Fuß 7 Zoll hatte, wurde am folgenden Morgen von dem Bataillonsarzt secirt, der in seinem Magen noch einige Knochen von den Füßen und einen Theil der Eingeweide des Unglücklichen fand, den er getödtet hatte; außerdem etwas wie von einem Kuheuter, den Huf eines Hirsches und eine silberne Spange, welche an einer darauf befindlichen Devise von Gona Dieran, dem Jemandar der 3ten Compagnie, für das Eigenthum eines schönen jungen Mädchens Namens Suedri erkannt wurde, die vor einiger Zeit auf unerklärliche Weise verschwunden war, wie man glaubte mit ihrem Geliebten.

Den nächsten Morgen umzingelte das ganze Corps dieselbe Schlucht; und sie waren nicht fünf Minuten in das Gebüsch gedrungen, als das Lärmgeschrei erhoben wurde, man sehe zwei Tiger sich der Linie nähern: der eine davon, wie er sich eben zusammenschmiegte, um einen Sprung auf einen Engländer in der Gesellschaft zu thun, als einige Schüsse ihn trafen und auf der Stelle todt niederstreckten. Der zweite wurde, indem er versuchte sich durch das dicke Gebüsch zu schleichen, durch mehrere Schüsse, aber nur leicht, verwundet. Hierdurch gereizt wandte er sich plötzlich gegen seine Verfolger und fiel auf die äußerste Reihe ihrer rechten Flanke, als ein alter Havildar, einer der besten Scharfschützen des ganzen Corps, vortrat und ihn gerade durch das Herz schoß. Kurz darauf wurde ein großer Aufruhr auf der linken und an dem obern Ende der Schlucht gehört, wo ein dritter männlicher Tiger gesehen wurde, der sich einen Sergeantmajor zum Gegenstande seines Angriffs ausersählt hatte, einen Mann von unansehnlicher kleiner Gestalt, der aber, obgleich im Augenblicke ganz allein, den Muth nicht verlor, sondern sich — wie er sagte — bereit hielt, „die Cavallerie zu empfangen" und sein Feuer aufsparte, bis das Thier, im Begriff auf ihn los zu springen, und nur noch drei Schritt von ihm entfernt, seinen Schuß in die Brust erhielt, der ihn unter einen niedern Baumzweig warf, aus dem er sich nicht loswickeln konnte; worauf er sogleich von den Tulwars und Kukries der Seapoys, die indeß herbeigeeilt waren, in Stücken zerhauen wurde.

India Gazette, March 1.

Chirurgen = Patriotismus.

Dr. Macatney, Professor der Anatomie in Dublin und gegen fünfzig Wundärzte haben mittelst feierlicher Unterzeichnung ihre eigenen Körper der Anatomie zur Zergliederung vermacht, und ihre respectiven Testaments=Executoren mit Erfüllung dieser letzten Willensmeinung beauftragt.

the Sphynx, Mai 17.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 153. 1 Juny 1828.

Die Landes von Bordeaux.

(Revue Trimestrielle.)

Von allen den Unglücksfällen, die Frankreich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zu Boden gebeugt haben, hat keiner es schwerer getroffen, als das durch Napoleon eingeführte, oder wenigstens auf festeren Grundlagen ausgeführte Centralisationssystem. Seit dieser Zeit ist, ausserhalb der Hauptstadt, beinahe alles intellectuelle Leben, alle geistige Entwicklung verschwunden; die Dorfgemeinden, die Städte, die Provinzen sind tieferer Knechtschaft unterworfen, als selbst unter den römischen Kaisern; als Corporationen sind sie aller Lebensthätigkeit beraubt, sie können keinen Gedanken mehr ausdrücken, keinen Wunsch äußern. In Paris ist es, wo über die Bedürfnisse von ganz Frankreich, so wie über die Mittel zur Befriedigung derselben abgestimmt wird; in Paris ist es, wo man für mehr als dreißig Millionen über ein unermeßliches Gebiet verbreiteter Individuen denkt, urtheilt und entscheidet; in Paris ist es, wo man die kleine Anzahl von Individuen, denen ausschließlich ein geringer Theil der politischen Rechte anvertraut worden ist, belehrt, welches die Menschen sind, die man zu Gesetzgebern machen muß; endlich das, was man in Paris sieht, ist es, wornach die Schriftsteller das beurtheilen, was in den Departemens zu finden ist, die Erscheinungen von Paris sind es, wornach sie die französische Nation für die civilisirteste der Welt erklären.

In England (?), den Niederlanden, einem großen Theil von Deutschland, der Schweiz und selbst von Italien ist die Civilisation auf eine ziemlich gleichmäßige Weise über die verschiedenen Gebietstheile verbreitet. Anders ist es in Frankreich; hier sehen wir auf einem einzelnen Punct eine Civilisation, die weiter fortgeschritten ist, als in irgend einem Lande der Welt; in einem großen Theile des Landes dagegen finden wir die Sitten und Gewohnheiten der Barbaren. Nicht daß ein Theil der Bevölkerung größere Fähigkeit besitze, Fortschritte in seiner Ausbildung zu machen, als alle anderen; aber die Staatsgewalt, die sich der Leitung aller Angelegenheiten bemächtigt hat, ist gezwungen, sich mit dem zu beschäftigen, was in ihrer unmittelbaren Nähe vorgeht und worüber sie nach dem Augenschein urtheilen kann; während sie die entfernteren Bedürfnisse entweder ganz vergißt, oder wenn sie an dieselben denkt, der zu ihrer Beurtheilung nothwendigen Sachkenntniß entbehrt.

Frankreich kann als eine kleine Nation von sieben oder achtmal hundertausend Individuen betrachtet werden, die auf ihre Regierung keinen andern Einfluß hat, als den der öffentlichen Meinung oder ihrer Journale, und welcher dagegen dreißig Millionen Unterthanen angehören, deren Benutzung, so wie den daraus gezogenen Gewinn, sie einigen Ministern und einem Heere von Beamten überläßt. In Hinsicht auf Künste und Wissenschaften, Bildung und Feinheit der Sitten ist diese kleine Nation unbestreitbar die erste der Welt, sie übt auf die Civilisation des menschlichen Geschlechtes einen sehr ausgebreiteten Einfluß; aber in der Wagschale der Politik ist sie auf ihre numerische Bedeutung zurückgeführt worden und hat wenig mehr Gewicht, als ein König von Sardinien oder ein Großherzog von Baden (?). Sie hat mehrere Male versucht, Colonien in fernen Ländern, in Africa, Asien und America anzulegen; aber sie hat mit diesen Bemühungen selten etwas ausgerichtet; oder wenn es ihr gelungen war, auf diesem Wege einige Vortheile zu erringen, wurden ihr sogleich die Früchte derselben entrissen. Ihre Reisenden haben mehr Entdeckungen auf der Erdkugel gemacht, als die einer andern Nation; aber sie hat niemals den geringsten Nutzen davon gezogen. Andere Völker haben sich in den Ländern niedergelassen, von deren Existenz und natürlichen Beschaffenheit sie zuerst durch sie unterrichtet worden waren.

Ihre Thätigkeit hat indessen nicht nachgelassen; ihr Unternehmungsgeist, statt zu erschlaffen, scheint vielmehr durch alle ihre Unfälle nur neue Energie gewonnen zu haben. Es handelt sich daher nur darum, ein Ziel für ihre Thätigkeit zu finden und ihr die Mittel anzugeben, wodurch sie ihr Talent und ihre Reichthümer nützlich anzuwenden vermöge. Dieß scheint schwer, so lange man seine Blicke nur in entfernte Regionen richtet; aber wenn man in der nächsten Nachbarschaft um sich schaut, so giebt es hier noch genug Länder zu entdecken, Menschen zu civilisiren und ausgedehnte Wüsten zu bevölkern und anzubauen. Man braucht, um diesen Zweck zu erreichen, sich weder in das Innere von Africa zu begraben, noch in die Wälder von America, oder in die Hochebenen des inneren Asiens einzudringen; man darf nur die Post nehmen und sich einige Lieues über Bordeaux hinauswagen.

Die Landes von Bordeaux, gewöhnlich auch die Landes der Gascogne genannt, werden in zwei Abtheilungen oder Arten des Bodens getheilt, von denen die eine den Namen des Ackerbaulandes (pays de culture), die andere

der Viehtriften (pays de parcours) führt. Das erstere begreift nur die Thäler oder Boden-Einschnitte, in welchen die Wasser ablaufen; diese enthalten Wälder, Weinberge und angebaute Felder. Die Viehtriften dagegen nehmen alles Land ein zwischen den Flüssen, und dieses ist ohne Ausnahme eine weite Heide, mit Farn- und Heidekräutern bedeckt und nur zur Waide des Viehes benutzt. Die mittlere Breite dieses Landstreifes beträgt 10 bis 15,000 Metres, und seine ganze Oberfläche wenigstens 600,000 Hectares. Der Horizont dieser unermeßlichen Flächen hat keine anderen Grenzen als die Gipfel düsterer Kieferwälder, und stroh- oder schilfgedeckte Hirtenwohnungen, die auf der freien Heide stehen und um die weit und breit, außer einigem Ginster, nichts zu finden ist, als Heide und Farnkräuter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Moldau und Wallachei.

(Schluß.)

Die Geschichte der Fürstenthümer knüpft sich im Alterthum, wo sie einen Theil Daciens bildeten, ganz an die des römischen Reichs. Noch verkünden die Trümmer der bewunderungswürdigen Donaubrücke Trajans, um wie viel tapferer jene Barbaren waren, als ihre in Trägheit versunkenen Nachkommen, und um wie viel größer die Sieger, deren Joche sie sich beugten.

Im J. 1391 kamen die Fürstenthümer in die erste Berührung mit den Türken, aus Veranlassung der Invasion des Woiwoden (Fürsten) Mirza aus einer benachbarten Provinz in die Staaten Bajazets. Der Sultan verließ Asien an der Spitze einer ungeheuern Armee, zog gegen ihn, vernichtete in einer großen Schlacht seine Macht, und legte ihm, zu Anerkennung seiner Lehensherrlichkeit, einen Tribut von jährlichen 3,000 Piastern auf.

Diese Länder waren der Schauplatz zahlreicher Insurrectionen bis 1460. Zu dieser Zeit kam Mahommed II, auf der Rückkehr von seiner Expedition in den Archipel, um die Empörung des Woiwoden Dracula zu bestrafen. Der letztere wurde besiegt, und sein Bruder Vladus erhielt die Herrschaft, kraft eines Vertrags, der die Moldau und Wallachei dem ottomanischen Joche unterwarf, dem sie sich bis jetzt vergeblich zu entziehen suchten. Jener Vertrag, der keineswegs so drückend ist, als man nach dem Charakter des Eroberers voraussetzen sollte, dient noch jetzt als Basis der Verfassung. Als Zeichen der Ehre sowohl als zum Pfand ihrer Sicherheit erhielten die Fürsten den Rang und den Titel als Pascha's *). Der Name Hospodar, mit dem ihre Nachfolger bezeichnet wurden, stammt von dem slavonischen Gospodin, d. h. Herr.

Die Feierlichkeiten der Einkleidung der Hospodare, ihr Hof, ihr Verwaltungssystem trugen, bis jetzt wenigstens, alle den türkischen Charakter. Ihre Einsetzung in Constantinopel geschah fast mit denselben Ceremonien, wie bei Ernennung der Veziere oder der Paschas. Der Muzzur-Aga setzt ihnen den Kukka (den Busch von Reiherfedern) auf, das Zeichen der Gewalt, und der Großvezier bekleidet sie mit dem Ehrenpelze. Begleitet von Militärmusik, unter Vortragung einer Fahne von drei Roßschweifen, werden sie dann in öffentlicher Audienz dem Sultan vorgestellt. Vom Serail begeben sie sich in feierlichem Zuge nach der griechischen Kirche, wo der Patriarch ihre Einweihung unter denselben Ceremonien vornimmt, wie bei der Weihe der oströmischen Kaiser. Begleitet von einer Anzahl türkischer Würdeträger, die damit beauftragt sind, sie in ihren neuen Fürstenthümern zu installiren, halten sie den feierlichen Einzug in ihrer Hauptstadt mit allem Pomp eines Sultans, rings umgeben von den Bojaren und dem hohen Clerus, unter Voraustritt zweier Peyks und zweier Solaks, einer Art Trabanten, welche bei großen festlichen Aufzügen zu der Leibgarde des Sultans gehören. Sie pflanzen drei Roßschweife vor der Pforte ihres Palastes auf, und tragen an Audienztagen ein festliches Pelzkleid, Capanitza genannt, das kein Pascha tragen darf, sondern das blos den Vicekönigen von Bagdad und den vormaligen Khans der Krym vorbehalten war.

Man nannte die Fürstenthümer getrennt *) von der ottomanischen Verwaltung, weil sie einen bestimmten, und von dem der übrigen Provinzen des Reichs abgesonderten Tribut bezahlten. Aber alle diese Vorrechte kommen blos den Hospodaren und den Bojaren zu gut. Das Volk blieb der Sklave jener Herren, im vollen Sinn des Worts, und besaß kein Privilegium, kein Recht. Indessen fand die Pforte bald in den beständigen Uneinigkeiten der vornehmsten Bojaren den Vorwand, einen Theil der ihnen bewilligten Rechte wieder zurückzunehmen. Der Willkür des Sultans blosgestellt, umgeben von den festen Plätzen an dem rechten Ufer der Donau und auf ihrem eigenen Gebiet, bedroht von Chozim, Bender, Akjerman, Otzakoff und Kil-Burun, waren die beiden unglücklichen Provinzen die stete Beute einer Menge von Räubern. Ein Khan der Krym, ein Mizza, oder tatarischer Hordenführer, ein Pascha, der in einem der festen Plätze befehligte, konnte, sich stützend auf eine Petition von ein paar intriguirenden Bojaren, die Hospodare absetzen und sie selbst des Lebens berauben. Die Minister der Pforte, nicht weniger raubgierig als die Khans und die Pascha's, theilten mit ihnen den Raub oder eigneten sich ihn allein zu **).

Die Berührungen, in die Rußland mit den Fürstenthümern kam, kann man vom Jahre 1710 datiren. Damals stand Peter der Große auf der Höhe seines Ruhmes; er hatte den Grundstein jener Macht gelegt, die seitdem mit Riesenschritten gegen Europa wie gegen Asien sich gewandt hat. Die Pforte, die 1695 die Uebermacht Oesterreichs auf einen Augenblick zum Wanken gebracht,

*) Jakovaki Rizo sagt in seiner Histoire moderne de la Grèce, daß ihr Rang noch über den eines Pascha's von drei Roßschweifen gesetzt, und dem des Gouverneurs oder Vicekönigs von Bagdad gleichgestellt worden sey.

*) Mesrezul-Kalem ve maktonal kaaen.

**) J. Rizo hist. mod. de la Grèce.

hatte nach dem Vertrage von Carlowitz kaum die Waffen niedergelegt, als der Czar den kühnen Entwurf faßte, das ottomanische Reich anzugreifen. Er bekam Lust nach jenem Gebiete, wo die von Türken gedrückte griechische Religion herrschte, und das auf dem geraden Wege nach Constantinopel lag.

Bessarabba, der Woiwode der Wallachei, war schon vorher in geheimer Allianz mit Oesterreich gestanden. Peter gewann ihn leicht; er versprach, den russischen Heeren Munition und Lebensmittel zu liefern, und ein Contingent von 30,000 Mann zu stellen. Die Pforte erhielt bald Kenntniß hievon; sie ächtete den Woiwoden, verschob aber seine Bestrafung. Die Türkei war damals eine der furchtbarsten Militärmächte Europa's. Auf die Nachricht eines Einfalls, stellte sich der Großherr an die Spitze von 200,000 Mann, und zog gegen die Fürstenthümer. Der Czar rückte (1711) in die Moldau, und machte in Jassy Halt, um die versprochene Hülfsarmee aus der Wallachei zu erwarten. Indessen lagerten sich die Türken an den Ufern der Donau. Bessarabba, von Furcht befallen, brach sein Versprechen, und setzte dadurch Peter den Großen in die schwierigste Lage seines Lebens. Bald sah er sich von allen Seiten eingeschlossen und genöthigt, um seinen Rückzug zu unterhandeln. Die Großmuth oder die Schwäche des Sultans ließ die schönste Gelegenheit vorüber, die russische Macht in der Wiege zu vernichten.

Die Entwickelung der Geschichte des unbeständigen Woiwoden bietet ein charakteristisches Bild der ottomanischen Politik dar. Um den Grimm des Sultans zu besänftigen, hatte er bedeutende Geldsummen nach Constantinopel gesandt, die aber blos den Erfolg hatten, daß sie die Pforte auch nach seinen übrigen Schätzen lüstern machten. Im J. 1714, in der Charwoche, kam ein Capidschi-Baschi nach Buchareſt, schrieb dem Fürsten, daß er sich in eine der Festungen des Reichs begebe, und kaum Zeit habe, ihn in der Frühe des andern Morgens zu besuchen. Dieß war ein Besuch des Todes. Der Capidschi-Baschi tritt in den Audienzsaal und wirft, in dem Augenblick als der Fürst sich erhebt, um ihn zu empfangen, einen schwarzen Schawl über seine Schultern, das Zeichen der Absetzung der großen Würdeträger des Reichs. Sein Schatz, sein ganzes Vermögen ward confiscirt; er selbst mit seiner Familie nach Constantinopel gebracht, und in die sieben Thürme geworfen. Die weggenommenen Schätze aber entsprachen nicht den Erwartungen des Sultans: um das Geheimniß der etwa verborgenen ihm abzupressen, wurden die vier Söhne drei Tage nacheinander vor den Augen des Vaters gefoltert. Hierauf gab der Sultan Befehl, sie zu enthaupten. Man führte sie in einen der Höfe des Serails. Auf goldenen Polstern mit gekreuzten Beinen saß der Sultan, umgeben von seinen Offizieren, und trank in langen Zügen die langersehnte Rache. Ein Offizier las das Urtheil, angefüllt mit Klagen, die man längst von der Zeit verwischt glaubte, die aber der Türke, der nichts vergißt und nichts verzeiht, sorgfältig bis zum Tage der Strafe aufbewahrt hatte. Der Vater wird nun vorgeführt. Er sieht seine vier Söhne, einen nach dem andern, unter dem Beile des Henkers fallen — er selbst ist der letzte. Ihre Köpfe werden auf Piken gesteckt, ihre Körper ins Meer geworfen. Von der ganzen Familie lebt nur noch ein Abkömmling des Eidams des Woiwoden, noch immer der reichste Bojar der Wallachei.

Die stets wachsende Schwäche des ottomanischen Reichs kehrte die russischen Waffen aufs neue gegen dasselbe, und der Vertrag von Kainardgi (1775) der, wie wir bereits früher anführten, dem Cabinette von St. Petersburg ein Interventionsrecht bei der Ernennung der Hospodare gab, verlieh ihm eben damit das Recht, der Türkei, so oft es wollte, den Krieg zu erklären *). Nicht ohne Bedeutung ist es, daß die griechische Insurrection im Schoose dieser Provinzen ihren Ursprung nahm.

*) Zur Geschichte der Entwickelung der innern Verhältnisse der Fürstenthümer enthält das neuste Werk über diesen Gegenstand, von Jakovaki Rizos, (früher Groß-Postelnik des Fürsten Caradza, gegenwärtig in der Umgebung des Grafen Capo d'Istrias), folgende Bemerkungen, die hier zur Ergänzung eine Stelle finden mögen:

Im Jahr 1716 ward der Pfortendolmetscher Nicolaus Maurocordato zum Hospodar ernannt, der erste Grieche, der zu dieser Würde gelangte. Die Moldau und Wallachei waren in tiefster Finsterniß versunken — keine Erziehung, kein Handel, keine Industrie, keine Spur der Civilisation. Neun Zehntheile des Bodens lagen öde. Man kannte die ersten Elemente des Feldbaues nicht. Die griechischen Hospodare civilisirten die beiden Fürstenthümer. Nicolaus Maurocordato gründete in der Wallachei eine Druckerei und eine öffentliche Schule, in der man das Slavische, das Altgriechische und Latein lehrte. Sein Bruder Constantin Maurocordato war der Wohlthäter der wallachischen Bauern; er befreite sie von der drückendsten Knechtschaft, und führte in dem Lande den Anbau des türkischen Waitzens ein, der später ihre Haupt-, ja fast ihre einzige Nahrung wurde. Die nachfolgenden Hospodare ließen im Dialekte des Landes die Bibel übersetzen, die heiligen Evangelien, die Psalmen, die Liturgie und alles was zum Ritual der griechischen Kirche gehört. Unter dem Hospodar Alexander Ypsilanti schrieb ein eingeborner Bojar der Wallachei, Tannaquitza Vakaresky, eine Grammatik, und regelte das Patois seines Landes. (Das Blackwoods Magazine schreibt, wie wir anführten, dieses Verdienst Maurocordato zu.)

Die griechischen Hospodare Alexander Ypsilanti, Gregorius Ghika, Carl Kallimachi, und Johann Caradza wurden die Gesetzgeber der Fürstenthümer. Diese folgen nach den Gesetzbüchern, welche jene Fürsten drucken ließen, und welche, nach Justinians Codex redigirt, auch die nicht geschriebenen Gewohnheitsrechte einschließen, welche früher Gesetzeskraft hatten, obgleich sie ungewiß und schwankend waren, willkürlich ausgelegt wurden, und sich oft widersprachen....

Trotz der durch den Vertrag von Jassy garantirten Bestimmung, wornach die Regierung eines Hospodars sieben Jahre dauern sollte, wurden Gregorius Ghika und Constantin Chantzery in vollem Frieden heimlich ermordet, Maurogeny und Alexander Ypsilanti enthauptet, Nicolaus Caradza, Constantin Morusi, Alexander Maurocordato, Ttleko Sutzo und Alexander Morusi willkürlich abgesetzt. Außerdem besaß das ottomannische Ministerium immer Mittel, unter der Hand durch Drohungen die Hospodare zu zwingen, selbst abzudanken. So sah sich Johann Caradza, von Halet, Mahmuds Günstling, verfolgt, genöthigt, förmlich seine Entlassung zu nehmen und sich zu flüchten um dem Tode zu entgehen....

Der Vertrag von Kainardgi, ein Resultat des russischen Uebergewichts, ward von Catharina dictirt, in deren ehrgeiziger Seele der Name Constantinopel mit unauslöschlichen Zügen stand. Nie gab sie das Recht auf, in der Verwaltung der Fürstenthümer zu interveniren, welches ihr den doppelten Vortheil sicherte, während des Friedens sich die Zuneigung der Einwohner zu erhalten, indem sie sie gegen die Unterdrückung der Pforte in Schutz nahm, und doch zugleich einen Vorwand zum Kriege zu haben. Um dieses eventuelle Recht zum System zu erheben, verlangte Catharina die Einsetzung eines russischen Consuls, zum Schutz der Kaufleute dieser und ihrer Nation. Die Pforte konnte die Forderung nicht zurückweisen, und bewilligte sie endlich mit Widerstreben.

Oesterreich erlangte später die nämliche Gunst, benutzte sie aber blos im Interesse seines Handels. Das republikanische Frankreich nahm denselben Vortheil in Anspruch, und seine Consuln beschäftigten sich, wie alle seine Agenten im Auslande, mehr mit politischen Intriguen, als mit ihren offiziellen Functionen. Im J. 1802 ernannte auch die brittische Regierung einen General-Consul in Bucharest, der vorzüglich damit beauftragt war, die Mittheilungen zwischen England und der Türkei zu beschützen. Seine Mission hörte beim Frieden von Tilsit auf; 1813 aber ward ein neuer Consul ernannt, und mit jeder zur Sicherheit des Handels nöthigen Macht bekleidet.

Bei dem gegenwärtigen Stande der europäischen Politik möchte die Entscheidung äußerst schwer seyn, in welchen Händen der Besitz der Fürstenthümer am günstigsten für das Gleichgewicht der Mächte wäre. Ihre Besetzung durch Rußland würde das ottomanische Reich auf seiner ganzen Nordgrenze öffnen. Auch Oesterreichs nordwestliche Grenze stände dieser Macht offen, und seine Verbindungen mit der Türkei würden bedeutend verrückt. Bliebe Rußland auch blos an den Ufern der Donau stehen, so würde dieß doch nur so lange geschehen, bis es in den neuen Besitzungen neue Kräfte gesammelt hätte, um mit diesen den alten Plan um so sicherer zur Reife zu bringen, falls nicht Griechenland frei wird und so erstarkt, daß es in seiner aufblühenden Freiheit gegen das Vordringen jener Macht eine festere Mauer bildet, als verödete Länder, halbverfallene Festungen, Fanatismus und Barbarei.

Von allen Uebeln aber, welche auf den beiden Fürstenthümern lasteten und noch auf ihnen lasten, ist das drückendste jener Ueberrest des Feudalrechts, den auch Constantin Maurocordato nicht auszurotten im Stande war, nämlich die unentgeldlichen Frohnen, welche die Bauern den Gutsherren leisten müssen. Eigentlich sollen die Frohnen nur eilf Tage im Jahre betragen, aber die Gutsherren treiben damit ungeheuern Mißbrauch. Diese eilf Tage werden zu vierzig, fünfzig, ja noch mehr, so daß die Bauern keine Zeit zu Besorgung ihrer eigenen Felder übrig behalten. Oft suchten die Hospodare diese Mißbräuche abzustellen, aber die Gutsherren wußten durch tausend Ränke den Bauern Contracte abzunöthigen, worin sie sich zu jenen vermehrten Frohnen verpflichteten. Außerdem bestehen noch eine Menge von Privilegien, kraft deren der Adel, die Kirche ꝛc. mehr oder minder große Immunitäten besitzen, während auf die Landbauern das ganze Gewicht der Abgaben fällt....

Die türkische Regierung, so wie die Griechen, Wallachen und Moldauer gaben nur den Hospodaren den Titel Fürst, ihre Söhne nannte man Bey-Zades, Söhne des Fürsten; diese Benennung ging aber nie auf die Enkel über.

So vorübergehend und schwankend die Herrschaft der Hospodare war, so dienten doch die von ihnen verwalteten Provinzen den verfolgten Griechen des ganzen übrigen Reichs zum Zufluchtsort. Eine Menge Macedonier, Thracier, Epiroten, Thessalier trieben Handwerke und Gewerbe in diesen Provinzen; andere standen in Handelsverbindungen mit Deutschland, namentlich mit Leipzig; der größte Theil aber bereicherte sich durch Ackerbau und Industrie, indem sie als eine Art Pächter die fruchtbaren Güter der eingebornen Bojaren cultivirten.

Die Lyceen von Jassy und Bucharest waren gut organisirt: man lehrte dort Griechisch, Lateinisch, Deutsch, Französisch, Naturwissenschaften und Philosophie. Die Buchdruckerei von Jassy war gut bestellt. In den letzten Jahren hatte man in Bucharest ein Theater errichtet, auf dem theils französische Tragödien und Komödien, theils ins Griechische übersetzte Stücke aufgeführt wurden. Ausländer, von jeder Nation, jeder Religion, fanden die freundlichste Aufnahme. Das Verdienst ward geachtet; ein industriöser, mit einigem Talent ausgerüsteter Mann konnte des Erfolgs gewiß seyn. Die griechische Sprache war fast allgemein angenommen; mit Ausnahme der niedern Volksklassen verstanden sie alle Einwohner; die vornehmere Welt vornehmlich sprach das Griechische mit großer Reinheit; einige Bojaren zeichneten sich selbst durch Schriften in altgriechischer Sprache aus. In der Wallachei durften Brankovan, Nestor, Kimpiniani, Philipesko und Golesko, in der Moldau die Sturdza, Paskan, Kisnovan, Balsonk und Draguitzi rücksichtlich ihrer Kenntniß der altgriechischen Literatur, hinter den gelehrtesten Griechen nicht zurückstehen. Die Frauen mehrerer Bojaren waren griechische Fürstinnen oder Edle; so wie auch mehrere Griechen sich an Töchter von Bojaren verheiratheten. Diese Vermischung policirte die höheren Classen der Fürstenthümer, und führte die Sitten, die Gewohnheiten und die Sprache Griechenlands ein. Auf der andern Seite brachten die russischen und österreichischen Heere europäische Sitten, Luxus und industrielle Kunst ins Land. Die ganze höhere Welt verstand französisch und deutsch. Tanz und Musik wurden Gegenstände der Erziehung. Bei den reichsten Bojaren sah man deutsche und französische Lehrerinnen. Indessen ging auch Frivolität der feineren Bildung, Sittenlosigkeit der Urbanität zur Seite.

Hist. mod. de la Grèce. Genève 1828.

Berichtigung.

Im vorgestrigen Blatte haben sich S. 604, wo von dem Gebietsumfange Rußlands und der Türkei die Rede ist, einige Versehen eingeschlichen, welche dem französischen Original zur Last fallen. Die dort angegebene Größe des russischen Reiches ist nur die Angabe des europäischen Rußlands. In geographischen □Meilen stellt des Verhältniß sich so:

Türkei in Europa, Asien und Afrika, mit den Inseln gleich 41,400 □Meilen.

Rußland in Europa, Asien und Amerika mit den neuesten Erwerbungen, 1818 in Asien gegen China und neulich durch den Frieden mit Persien 376,000 □Meilen.

Es ist also die Türkei nicht etwas mehr als halb so groß, wie Rußland, sondern umfaßt nur etwa ein Neuntheil von der Größe des russischen Reichs. Da 15 geographische Meilen gleich 25 Lieues sind, betragen 9 geographische Quadratmeilen 25 Quadratlieues.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 154. 2 Juny 1828.

Persische Skizzen.

Das Dunstgebild der Wüste. Der geblendete Gouverneur von Kaßerun. Das Thal von Doscht=i=Erdschon. Der alte Jüngling.

(Fortsetzung.)

Als ob die Natur der Wüste wenigstens imaginäre Reize hätte verleihen wollen, gab sie ihr zum Ersatz für ihre trübselige Einförmigkeit jenes wundervolle Dunstgebild *), welches die Araber und Perser Serab nennen. In ihm erscheint Alles größer, phantastischer; wenn der nahe Beobachter einen etwas erhöhten Standpunkt hat, etwa zu Pferde sitzt, so glaubt er die Oberfläche eines Sees zu sehen, wovon die Gegenstände zurückgestrahlt werden. Aus einer Entfernung von sechs oder sieben Meilen dagegen zerfließt alle Wahrnehmung in eine dunkle Masse, die sich nicht über die Erde erhebt: so daß, während die niedern Theile der Stadt Abuschir unserm Gesichtskreise bereits entzogen waren, die höchsten Gebäude und die Wipfel einiger Dattelbäume noch sichtbar blieben. Der Zauberkreis der immerfort sich erneuenden optischen Illusionen, aus dem der Reisende nicht hinaustritt, die Schwüle der Luft und der feine Staub, der ihm das Athmen erschwert, versetzen ihn allmälig in einen Zustand krankhafter Aufregung, in welchem er Mühe hat, Schein und Wirklichkeit zu unterscheiden, oder nur das Bewußtseyn der Identität seiner selbst nicht zu verlieren.

Mit welchem Gefühl frischer Belebung näherten wir uns dem schönen Himmel und dem reichen Boden der Hochebenen Persiens! Nach einer Reise von fünf und fünfzig Meilen langten wir am Fuß der zweifachen Bergreihe an, wo das durch seine Dattelpflanzungen und Naphthaquellen berühmte Dorf Dalkhi liegt. Von hier stiegen wir auf schmalen, rauhen und steilen Pfaden empor. Auf der Spitze des Gebirgs trafen wir die Vorsteher der benachbarten Stämme, die uns mit ihren vornehmsten Angehörigen entgegen geritten waren, und oben anhielten uns zu begrüßen, während ihre übrigen Begleiter, von Felsen zu Felsen springend und ihre Luntenschlösser zu Ehren der Fremden abbrennend, uns noch weiter entgegen kamen. Wir durften uns glücklich schätzen, daß wir dießmal nichts von den räuberischen Mama=Suni gelitten hatten, einem Stamm, der sich rühmt, Sitte und Namen von der Zeit Alexanders des Großen her unverändert erhalten zu haben. Wirklich war die letzte Mission von ihnen geplündert worden und der Verlust wäre wahrscheinlich noch beträchtlicher ausgefallen, wenn nicht der Geruch und der Dampf einiger mit Salpetersäure gefüllten Flaschen, die beim Abladen der Kameele zerbrachen, sie auf den Glauben gebracht hätte, daß ein darin eingeschlossener Genius der Farindschi (Franken) losgeworden sey, der an ihnen Rache nehme, worauf sie die Flucht ergriffen.

Die wilde und unfruchtbare Landschaftsscene änderte sich jetzt; schön angebaute Felder kamen zum Vorschein, grüne Wiesen, schattige Wälder. Die wilde Myrte, der Brombeerstrauch und die über die kleinen klaren Bächlein sich hinneigenden Weiden — ein Anblick, der jenes heimische Gefühl in uns'rer Brust erweckte, wovon nur der weiß, der in fernen Ländern war — verkündigten uns Kasseruns herrliche Thäler. Diejenigen von der Gesandtschaft, die Persien zum ersten Mal besuchten, fingen nun an, wenn wir ihnen die Rosen und die Nachtigallen und die ganze seltene Lieblichkeit des Landes anpriesen, uns Glauben beizumessen.

Die Stadt Kasserun liegt in der Gegend des alten Schapur, dessen Ruinen eben so sehr die Aufmerksamkeit des Antiquars als dessen verlassene Felder die des Jagdliebhabers *) auf sich ziehen. Riza=Kuli=Khan, der Gouverneur von Kasserun, machte dem Eltschi seinen Besuch: er trug ein seidenes Band über den Aughöhlen, da er während der Thron=Streitigkeiten der Zend = und Kadschirfamilien geblendet worden war. Er begann bald, nachdem er sich gesetzt hatte, von seinen Schicksalen zu erzählen, und mir traten bei dem Gedanken an die Leiden des alten Mannes die Thränen in die Augen, aber bald fand ich zu meiner Verwunderung, daß er, blos um uns zu unterhalten, nicht um unsre Theilnahme in Anspruch zu nehmen, seine Geschichte zum Besten gab. „Ich war ein zu thätiger Anhänger der Kadschirfamilie, sagte er, als daß ich mir von dem schurkischen Zendstamm, dem ich in die Hände gefallen war, viel Schonung versprechen durfte. Ich machte mich daher schon auf den Tod gefaßt, und die Milde meiner Feinde, die mich blos zum Verlust meiner Augen ver-

*) Vergleiche Ausl. S. 445.

*) Hauptsächlich wegen des schwarzen Rebhuhns (Derrabsch), das an den Ufern des Tigris so wie in Indien unter höhern Breiten sehr gewöhnlich ist.

dammten, kam mir ganz unerwartet. Ein stämmiger Kerl von einem Firasch (Hausknecht) erschien, um das Urtheil zu vollziehen; er hatte ein breites stumpfes Messer in der Hand, womit er die Operation zu machen gedachte; ich bot ihm zwanzig Tomans, wenn er sich eines Federmessers bedienen würde, das ich ihm zeigte. Diese Bitte schlug er mir in der gröbsten Manier ab, nannte mich einen grausamen Bösewicht, und behauptete, daß ich seinen Bruder ermordet, und er sich das gegenwärtige Geschäft blos um seine Rache zu befriedigen, ausgebeten hätte, wobei er nur bedauere, mich nicht todtschlagen zu dürfen. Da ich nun sah, daß von diesem Burschen nichts in Gutem zu erlangen war, so that ich, als ob ich mich darein ergebe, und legte mich freiwillig auf den Rücken. Er schien es ganz zufrieden, streifte seine Aermel hinauf, setzte ein Knie auf meine Brust, schwang sein Messer, und war im Begriff, sein blutiges Werk in aller Gemächlichkeit zu vollbringen, aber ich hätte müssen ein recht unschuldiges dummes Schaf seyn, wenn es ihm so leicht geworden wäre. Ich merkte den Augenblick, wo er nicht auf seiner Hut war, machte ein Bein frei, und gab ihm dergestalt einen Stoß auf die Herzgrube, daß ihr hättet lachen müssen, wenn ihr gesehen hättet, wie er die Füße über dem Kopf zusammenschlug; (er begleitete seine Erzählung mit einer entsprechenden Bewegung des Fußes, und lachte selbst herzlich). Ich sprang auf; eben so mein Feind; wir hatten einen kurzen Kampf — allein er war der stärkere; ich unterlag und so gelang es ihm, meine Augen herauszunehmen.

„Den Schmerz — fuhr er fort — fühlte ich im Augenblick, da ich von dem Ringen noch erhitzt war, weniger; die Wunden heilten bald, die Kadschirs behaupteten die Oberhand im Reich, und ich wurde belohnt. Als Gouverneur dieser Stadt und Provinz lebe ich in einem Ueberfluß und meine Lage ist ruhiger und angenehmer, als sie hier zu Lande die, welche sehen, je haben können. Findet sich ein Ausfall in den Einkünften, oder sonst eine wirkliche oder vorgeschützte Ursache, weßwegen ein anderer Gouverneur abgesetzt, am Leib oder am Leben gestraft würde, so sagt der König: Laßt's gut seyn, s'ist der arme blinde Riza-Kuli. Ihr seht, Eltschi, schloß der alte Khan, daß ich nicht Ursache habe mich zu beklagen, da mich der Verlust meiner zwei Augen in der That besser vor Unglück schützt, als wenn ich zwanzig der hellsten in Persien besäße."

Mirza-Aga-Mir, unser persischer Secretär, bemerkte, daß der Trostgrund des Khans unter der gegenwärtigen Regierung allerdings sehr statthaft sey. „Ich kann meinen Satz, sagte er, nicht treffender erläutern, als wenn ich die Antwort anführe, die neulich ein Hofmann dem Prinz-Regenten zu Schiras gegeben hat. Der Prinz fragte nehmlich einen seiner Räthe, welche Strafe für einen boshaften Missethäter, der vor ihn gebracht worden war, groß genug wäre? Mache ihn, erwiederte jener, zu einem Finanzverwalter: es kann kein Verbrechen geben, das nicht bei einer solchen Anstellung bald seine gerechte Strafe finden wird." —

Die Entfernung Doscht-i-Erdschon's ist nicht beträchtlich, seine Lage aber viel höher. So zufrieden wir auch mit Kafferun waren, so stellte sich uns doch die Natur hier von einer ganz neuen Seite dar. Es ist ein kleines aber anmuthiges Thal, tief im Gebirg, dessen schroffen Seiten hundert Bäche entrieselten, die einem, in der Mitte gelegenen See zuströmen. Die Schönheit dieser Wasser, von denen einige in einer Reihe von Cascaden über die Rebenhügel hinabrauschen; der See selbst, aus dessen hellen Fluthen das Bild der überhängenden Berge zurück strahlt; seine mit fruchtbaren Gefilden reichgesäumten Ufer; die Pracht der Rosen und Hyacinthen, und der in wilder üppiger Fülle prangenden vielgestaltigen Blumen; die mit Wohlgerüchen durchwürzte Luft, kurz die ganze Herrlichkeit der Schöpfung, die mit ihrem Zauber auf alle unsre Sinne wirkte, versetzte uns in einen Taumel der Lust und in ein Meer von Wonne, während die Perser ohne Unterlaß ausriefen: das ist Persien! — das ist Persien! (Iran hemin äst! — Iran hemin äst!)

Ich wurde auf dem Weg durch die Begegnung meines alten Freundes Mahommed-Riza-Khan-Beiat erfreut, der von Schiras kam, um dem Eltschi seinen Gruß zu bringen. Er gallopirte wie ein Knabe auf mich zu, und rief: „Willkommen." Ich traute meinen Augen nicht, als ich ihn jünger und munterer fand, denn vor zehn Jahren, wo ich ihn als einen acht und sechziger verließ, der jeden Tag eine Quantität Opium zu sich nahm, womit man, wie unser Doctor meinte, dreißig Personen die nicht daran gewöhnt waren, hätte vergiften können. Ich und der Doctor hatten uns viele Mühe gegeben, den alten Ehrenmann von seiner üblen Gewohnheit abzubringen. Er erkundigte sich deswegen auch gleich nach jenem und sagte lächelnd: „es thut mir leid, daß er nicht hier ist; ich wollte ihm zeigen, daß die christlichen Doctoren, wenn sie auch Wunder thun wie ihr Messias, der Lahme und Blinde heilte, doch nicht immer gute Propheten sind. Er sagte mir ich müße sterben, wenn ich meine Portion Opium nicht verringere; nun habe ich sie indessen vervierfacht, und ich bin, obgleich nahe an achtzig, noch so jung und so thätig, als einer!" mit diesen Worten trieb er sein Pferd an, drehte sich im Ring herum, und schoß, wie die alten Parther mit dem Bogen und die jetzigen Perser mit dem Luntenschloß, in der entgegengesetzten Richtung, in der er daher gallopirt war, eine Kugel nach einem Ziel ab. Darauf ritt er auf mich zu, strich seinen Bart, der gut gefärbt war, daß man kein graues Härchen entdecken konnte, langte eine Büchse aus der Tasche, nahm eine ganze Handvoll Opium heraus, und schob sie wirklich den Hals hinab, indem er wiederholte: „ich wollte, der Doctor wäre hier."

Ich ritt den Rest des Wegs mit Mahommed-Riza allein. Sein Vater Salah-Khan war einer der Omrahs am Hofe des gewaltigen Nadir-Schah, als dieser Eroberer ermordet wurde. Bei diesem Ereigniß warfen sich in jeder Provinz Könige auf. Salah-Khan trat auch in die Schranken. Er bemächtigte sich der Stadt Schiras, deren Festungswerke er erweiterte und verstärkte; aber sein

Königthum war von kurzer Dauer: er wurde gefangen und hingerichtet. Da der Sohn nichts vom väterlichen Ehrgeiz besaß, so brachte er sein Leben als geachteter Stammhäuptling zu, ohne je einen bedeutenden Staatsdienst bekleidet oder nur vielleicht gewünscht zu haben. In seinem zufriedenen Sinn schätzte er sich glücklich, daß er nicht der Nachfolger seines Vaters in jenem glänzenden aber sorgenschweren Königs-Traum, wie er dessen letzte Lebensepoche betrachtete, geworden war.

Als ob Alles dazu beitragen sollte, uns den Aufenthalt in Doscht-i-Erdschon angenehm zu machen, erhielten wir von dem Prinzen und seinen Großen aus Schiras eine solche Menge Zuckerwerk, Kreme, eingemachte Früchte, köstliche Trauben und Nektarinen zum Geschenk, daß man im Lager vom Gesandten bis zum Hundewärter herab, an Leckerbissen jeder Art vollauf hatte.

Am folgenden Morgen zogen wir weiter; ein alter Reis oder Ritter, der ein bedeutender Grundeigenthümer in diesem Thale war, begleitete uns. „Wie glücklich seyd ihr, sagte ich, daß ihr einen so schönen und fruchtbaren Landstrich besitzt." Kopfschüttelnd erwiederte er: „dieses Grün, das ihr bewundert, macht eben unser Unglück; denn weil unser Thal das beste Grasland in Persien ist, so schicken uns alle Prinzen und Edelleute ihre Maulthiere auf den Hals; und während sie uns durch diese Thiere unsre Fruchtfelder und Gärten zertreten lassen, haben wir noch den Uebermuth ihrer Diener zu ertragen: denn die Knechte sind in unserm Lande (ich weiß nicht, ob es in dem euern auch so ist) immer zehnmal schlimmer als die Herren."

(Fortsetzung folgt.)

Die Landes von Bordeaux.

(Fortsetzung.)

Mitten in dieser weiten Wüste leben, hier und da zerstreut, 1000 oder 2000 umherirrende Hirten, die auf Stelzen laufen, grobe Wolle spinnen und fünf oder sechsmal hunderttausend Schafe hüten. Die Eigenthümer wenden nicht die geringsten Kosten zur Unterhaltung dieser Heerden auf; von natürlichen oder künstlichen Wiesen ist so wenig, als von Futtereinkäufen oder Verbesserungen der Racen die Rede. Wenn lang anhaltende Regen die Heiden überschwemmen, so kommen diese durch den Mangel an Nahrung und die Anstrengung ihrer beständigen Wanderungen erschöpften Thiere zu Tausenden um.

Man braucht den sandigen, kiesreichen Boden dieser Ebenen nur aufzustechen, um einen Brunnen zu erhalten, dessen grünes, sumpfiges Wasser unerschöpflich ist. Den allgemeinen Abfall des Bodens, den das Auge unfähig ist zu bemerken, tritt stellenweise eine entgegengesetzte Neigung entgegen, welche die Stagnation des durch die Herbstregen gesammelten Wassers veranlaßt und einen Theil des Jahres hindurch diese Flächen in unzugängliche Sümpfe verwandelt. Mehrere Lieues kann man daher machen ohne eine einzige Wohnung zu finden, wenn man sich nicht zur Rechten oder Linken gegen die Bäche des Pays de Culture wendet.

Die Industrie dieses Landes beschränkt sich darauf, die Heerden zu hüten, eine unbedeutende Quantität Honig zu sammeln, (den man nichts anders zu gewinnen weiß, als indem man die Bienen in dem Wachs tödtet) und an den Grenzen des Pays de Parcours und der bewohnten Gegenden einige Windmühlen zu bauen. Der Handel dieser ausgedehnten Strecke besteht in der Ausfuhr von Lämmern, von ungegärbten Häuten, von grober Wolle, von Honig mit safrangelber Farbe und widerwärtigem Geschmack und Wachs, in welchem die Bienen erstickt sind.

Das Pays de Culture ist nicht ganz so erbärmlich, als das Pays de Parcours; indessen ist doch auch hier, obwohl man mehrere Zweige der Industrie findet, die Bevölkerung noch sehr weit zurück. Die Ländereien, welche von Bächen durchschnitten sind, werden oft überschwemmt, weil die Eigenthümer nicht Sorge tragen, den Ablauf des Wassers zu sichern. Gegen die Quellen dieser Bäche sieht man weite Sümpfe, die neun Monate des Jahres hindurch mit Wasser bedeckt sind. Eine andere Ursache häufiger Ueberschwemmungen liegt in der Verstopfung der Mündungen der Abzugscanäle. Die Anschwemmungen, welche sich an den Ufern der Garonne, der Gironde und des Adour aufhäufen, und die Dünen, die an der Küste durch die Thätigkeit des Meeres und der Winde beständig landeinwärts gedrängt werden, sind eben so viele Dämme, die sich dem Ablauf des Wassers entgegen setzen; daher die zahlreichen kleinen Seen an der ganzen Linie des Littorale und die Sümpfe des Bas-Medoc an der Gironde, so wie des Pays des Maremnes am Adour.

Der Boden wäre fähig, mehrere Holzarten hervorzubringen, aber außer der Kiefer und Korkeiche, die man in einigen Gegenden pflanzt, giebt man sich nicht die Mühe, sie zu vermehren. Der Widerwillen gegen den Anbau der Kartoffeln, konnte selbst bei der Hungersnoth des Jahres 1816 nicht überwunden werden. Der Gebrauch, die Aecker mit Mergel zu düngen, und die künstlichen Wiesen mit Gips, ist hier noch unbekannt; die Ackerbauwerkzeuge zeigen die Kindheit der Landwirthschaft an, und die Benutzung des Bodens ist seit undenklichen Zeiten unverändert dieselbe geblieben.

Die Bevölkerung zerfällt in zwei scharf geschiedene Classen, die der Eigenthümer und die der Pächter, Weingärtner u. s. w., die man nicht anders als wie Tagelöhner betrachten kann. In den holzreichen Gegenden erhält jede Köhler-Familie gegen Ablieferung der Hälfte oder eines Drittheils des Ertrages ein Haus und ein Feld, dessen ärmliche Erndte sie jedes Jahr auf's Neue von der Gnade ihrer Herren abhängig macht. Die für den Getreidebau benutzten Ländereien sind ähnlichen Bedingungen unterworfen; der Pächter erhält dieselben auf keine längere Frist, als den Termin eines Jahres, nach dessen Ablauf der Eigenthümer sein Land einem Andern geben kann.

Man findet bei der zahlreichsten Classe alle die Unwissenheit, Vorurtheile und Laster, die in allen Ländern

von dem Elend unzertrennlich sind. Die Ungesundheit des Wassers, die Ausdünstungen der Moräste, eine schlechte Nahrung, unzulängliche Kleidung, schlechte Wohnungen, Unreinlichkeit und Ausschweifungen haben in diesem Lande die ursprüngliche Gesundheit des Menschen untergraben. Die Gattung ist hier so entartet, daß ein Canton im Laufe von fünf Jahren nicht ein einziges Subject für die Conscription hätte darbieten können, das nicht irgend eines Fehlers wegen für untauglich erklärt worden wäre.

Von der Mündung des Adour bis zu der Mündung der Gironde zählt man gegenwärtig nur den einzigen Hafen von Teste; wenn wir indessen auf die Zeugnisse der Geschichte zurückgehen, so finden wir, daß in früheren Zeiten auf dieser Küste fünf Häfen bestanden, die beträchtlichen Flotten zum Zufluchtsorte dienten. Es waren die Häfen von Cap Breton, Vieux=Boucau, Contis, Mimizan und Lacanau. Die Wasser, die gegenwärtig durch die Dünen zurück gehalten werden, hatten damals ohne Zweifel freien Abzug in das Meer, und das Land war daher trocken und gesund. Man findet in dem Itinerarium des Antoninus die Angabe einer römischen Straße, die von Dax nach Uza ging, die Gegend durchschnitt, wo jetzt der See von Aurellan ist und bei Belin über die Leyre führte. Es ist daher kein Zweifel, daß das Littorale damals nicht ohne Bedeutung war.

Die weiten Flächen, die zwischen den Wasserrinnen liegen und deren Oberfläche auf 600,000 Hectaren geschätzt wird, sind nicht immer mit Farnkräutern, Heide und Ginster bedeckt gewesen. Man findet auf denselben zuweilen ausgedehnte Strecken, die mit jungen Eichenschößen bedeckt sind. Die Pflanzen bekleiden den Boden indessen nur einen kurzen Theil des Jahres; um einen Theil des Landes in Wald zu verwandeln, müßte man dieses vor dem vernichtenden Zahne der Heerden schützen.

Daran, daß die Gegenden sich früher eines gewissen Grades von Wohlstand erfreuten, ist, wie wir schon erwähnt, kein Zweifel. Der erste Grund ihres Verfalles möchte vielleicht in denselben Ursachen zu suchen seyn, welche die Zerstörung der Civilisation in so vielen andern Gegenden Europas herbeiführten, in der römischen Eroberung und darauf in den Verwüstungen der Barbaren. Dieß auszumitteln ist indessen gegenwärtig nicht unsere Aufgabe; wir begnügen uns, die Ursachen kennen zu lernen, welche das Land in dem Zustande zurückhalten, in welchem es sich befindet.

Wenn man nur oberflächlich über den Zustand dieses Landes urtheilt, so nimmt man nur zwei Hauptursachen seiner Barbarei an: die natürliche Beschaffenheit und Lage desselben, und die alten Sitten und Gewohnheiten seiner Bevölkerung. Aber der Boden, den die Holländer dem Meere abgerungen haben, war weder fruchtbarer, noch günstiger gelegen, als dieses Landes; die Wüsten von Africa, America und Neu=Holland, welche die Europäer angebaut haben, waren eben so undankbar, und schwerer der wilden Natur abzugewinnen, als es die Flächen und Moräste zwischen der Gironde und dem Adour sind. Die Gewohnheiten und Vorurtheile der Bevölkerung des Landes sind weder stärker, noch tiefer eingewurzelt, als es die aller andern Völker waren, die zu derselben Stufe der Bildung gelangt sind. Die Nationen, welche gegenwärtig am weitesten vorgerückt sind, hatten Voreltern, die weiter zurück waren, als es die Einwohner der Landes sind, und die dennoch ihre Vorurtheile und ihre Gewohnheiten überwanden.

Die Hauptursache, welche dieses Land in dem Zustande zurückhält, in welchem wir es finden, ist die Knechtschaft, die ihm mit allen Provinzen von Frankreich gemein ist. Wenn eine Nation einen sehr hohen Grad der geistigen Entwickelung erreicht hat, so kann sie sich, obwohl aller Freiheit beraubt, lange Zeit auf dem Puncte erhalten, zu dem sie gekommen ist. Ja es ist nicht unmöglich, daß die Kraft der Civilisation unter gewissen Umständen die Macht, die sie in der Unterdrückung hält, überwältigt. Wenn dagegen ein Volk bis zu dem Puncte herabgesunken ist, auf welchem wir die Bewohner der Landes finden, so ist es unmöglich, daß es ohne einen gewissen Grad von Unabhängigkeit und Freiheit sich wieder erhebe.

Das Plateau der Landes, welches unter dem Namen des Pays de Parcours begriffen wird, ist nicht in abgesonderte Besitzungen getheilt, wie das Pays de Culture. Das Eigenthum desselben gehört vielmehr im Allgemeinen den Dorfgemeinden, die es seit undenklichen Zeiten besessen oder von den Baronen gegen einen jährlichen Zins erhalten haben, der durch die Revolution verschwunden ist. Eine geringe Anzahl von Eigenthümern haben einzelne Theile ausschließlich durch Verjährung oder andere Rechtstitel erworben; aber selbst diese Besitzungen sind der allgemeinen Nutzung oder Waide unterworfen, wenn sie nicht durch Gräben oder Hecken eingezäunt sind.

Die Bevölkerung des ganzen Landes ist, wie wir gesehen haben, in zwei Classen getheilt, von denen die eine die Grundeigenthümer in sich begreift, die eines gewissen Wohlstandes genießen, die andere die Bauern oder Pächter, die eigentlich nichts sind, als Tagelöhner und in dem äußersten Elende leben. Das Plateau des Landes gehört allen gemeinschaftlich; da es aber nur für die wesentlichen Nutzen haben kann, die Heerden besitzen, so ist es die Classe der Eigenthümer allein, die von demselben Vortheil zieht. Eine Theilung würde den Armen wenig helfen; theils weil sie keine Heerden haben, um sie auf dem ihnen zufallenden Antheil waiden zu lassen, theils weil es ihnen an Geld fehlt, um die Moräste trocken zu legen und in fruchtbares Land verwandeln zu können. Die einzigen Vortheile, welche die Einwohner von diesen ausgedehnten Ländereien ziehen, ist daher, die Farn= und Heidekräuter zu schneiden und als Brennmaterial zu benutzen, sie streckenweise in Flammen zu setzen und die dadurch gewonnene Asche und fruchtbare Erde einzusammeln, in allen Richtungen Gräben zu ziehen und einige Stücke Landes urbar zu machen, die sie aber nicht vor den Verwüstungen des Viehes schützen können, und endlich in allen Jahreszeiten das Vieh darauf waiden zu lassen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 155. 3 Juny 1828.

Andros *).

Diese längliche Insel wird durch hohe und felsige Gebirge in drei Theile getheilt, den nordöstlichen, mittlern und nordwestlichen. Sie begreift im letztern über 850 Häuser oder Familien mit albanesischer Sprache und Sitte, im mittlern 1200 Familien, unter denen 200 sich in der Hauptstadt, Kastron, befinden, in welcher auch öffentliche Schulen des gegenseitigen Unterrichts und des Altgriechischen sind, im erstern endlich 900 Familien. Hier ist der Hauptort das Dorf Korthion, das ebenfalls öffentliche Schulen für den gegenseitigen Unterricht und das Altgriechische hat.

Die Insel ist der Sitz eines Metropolitan, der den Titel „von Andros und Syra" führt: sie hat vier Mönchsklöster mit hinreichendem Eigenthum und ein Frauenkloster, über 100 Kirchsprengel (ἐφημερίας ἢ ἐνορίας) und eben soviel Priester, welche alle ihre eigenen Kirchen haben, und selbst das Land bauen.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 3000 Familien, die in etwa 42 Dörfern vertheilt sind.

Unter diesen sind gegen 100 sogenannte vornehme (ἀρχοντικαὶ) Familien. Diese bebauen nicht das Land selbst, sondern überlassen dasselbe Andern für Lohn: die Pächter geben nämlich den Grundeigenthümern die Hälfte der Erzeugnisse; durch die andere Hälfte, auf welche sie Anspruch haben, wird ihr Lohn bestritten.

Alle, außer den Seeleuten, bebauen ihre Felder, und die, welche selbst nur wenige besitzen, auch die der Archonten; aber diese erhalten, wenn die Abgabe hinweggenommen wird, für ihre Mühe kaum noch das Stroh und das Gras.

Seeleute werden gegen 350 Familien gezählt. Die meisten gehen auf eigenen Fahrzeugen in die See, einige indessen auch auf Fahrzeugen fremder Völker. Aber beinahe alle haben, mehr oder weniger, festes Besitzthum, nämlich von Feldern und Häusern. Die Insel besitzt gegen 20 Goeletten von 2 — 4000 Maas, und eben so viele Fahrzeuge von 150 — 250.

Die Produkte des Landes sind Seide, Citronen, Wein, Oel, Feigen, Käs, Honig, Gerste, σμιγάδι (?), Hülsenfrüchte und Obst aller Gattungen.

Ausgeführt wird rohe und gesponnene Seide, Citronen, ein wenig Wein, Obst, sonst auch über 300 Rinder jährlich: aber gegenwärtig ist von den Land- und Seesoldaten, außer den wenigen Heerden, auch das zum Ackerbau dienende Vieh aufgezehrt worden.

Als Einfuhr erhält die Insel Tuch, Baumwollenzeuge, Leinwand, Eisenwaaren, Felle, Seife, Oel, Salz, Reis, eingepökelte Fische, Käse, Tabak, Zucker, Kaffee, Gewürze und Getreide für drei bis vier Monate.

Auf der ganzen Insel mögen sich kaum 50 — 60,000 Grossi Kupfergeld in Umlauf befinden, weil die Schiffer ihre Ladungen, in denen sie Alles, was die Insel bedarf, bringen, im Kleinen verkaufen, und dabei Landeserzeugnisse, welche sie ausführen, als Bezahlung annehmen.

Der Boden der Insel, der eigenthümlicher Besitz ist, wurde früher behufs der Zehnteneintreibung an die ottomanische Pforte in Geld auf 82,000 Aspr. geschätzt. Seit dieser Zeit wurden einige Felder verbessert, andere aufgegeben, so daß man bei einer neuen Schätzung vielleicht auf das nämliche Resultat kommen würde. Ein Acker von einem Aspron Werth bringt Früchte für ungefähr 3½ Grossi (Piaster); und wenn nun ein Besitz, der 3½ Gr. Ertrag auswirft, auf 100 Gr. geschätzt wird, so beläuft sich der ganze Besitzstand der Insel, die Häuser nicht mitgerechnet, nach dieser ungefähren Berechnung auf mehr als 17,571,248 Gr.

Gewerbe und auswärtiger Handel werden nicht betrieben wegen der Vertheilung der Einwohner in Dörfer und wegen Mangel eines Hafens. Daher hat der Landbesitz hohen Werth, obwohl er nur 3 vom 100 jährlich abwirft, und wenn einer ein Grundstück kaufen will, wird er wenig Verkäufer finden und dagegen viele, die sich bereit zeigen, zu einem Zinsfuß von 10 vom 100 ihm Vorschüsse zu machen.

Die Gesammtheit der Bewohner sind gegeneinander mit einer Summe von 2 Millionen Gr. verschuldet, von welchen die eine Hälfte, die Eigenthümer der ersten Klasse, einander selbst oder denen der zweiten Klasse schuldig sind, in baaren Anlehen, Zinsen, Mitgiften, Erben ꝛc. Die andere Hälfte schulden die Eigenthümer der letzten Klasse größtentheils denen der ersten in Anlehen, Zinsen und Abgaben.

Es herrschte hier bisher die Gewohnheit, daß die Schuldner nicht gezwungen waren, an einem bestimmten Termine ihre Schuld oder die Zinsen derselben abzutragen,

*) Aus der allgemeinen Zeitung von Griechenland (6 April d. J. S. 83), welche eine Reihe ähnlicher Notizen enthält, die wir unsern Lesern nach und nach mitzutheilen beabsichtigen, da diese Artikel, abgesehen von ihrem statistischen Interesse, als Beleg dienen, wie richtig der practische Sinn des Griechen überall die bestehenden Localverhältnisse würdigt.

sondern dagegen dem Gläubiger gestattet war, von seinem Schuldner statt des Zinses die Nutznießung von so vielen Äckern Landes, als dem Belauf der Schuld an Werth entsprachen, zu ziehen, bis der Schuldner durch andere Mittel seinen Gläubiger befriedigt hatte.

Außerdem ist dem Schuldner gestattet durch Ländereien, die mit der Schuld von gleichem Werth sind, dieselbe abzutragen; da aber ein Acker von 100 Gr. Werth nur 3½ Gr. an Erzeugnissen abwirft, so ziehen die Darleiher aus Habsucht es vor, die fälligen Zinsen zum Capital zu schlagen, und die Schuldner lassen sich das gefallen, damit ihnen die Ländereien zu ihrem Lebensunterhalt bleiben. Dieß ist der Grund, weshalb die Schulden der Insel zu einer so großen Summe angewachsen sind, und fortwährend sich vermehren müssen.

Die Gläubiger erhalten nur dann die Güter des Schuldners (aber immer unter den nämlichen Bedingungen), wenn alle seine liegenden Besitzungen seiner Schuld gleichgeschätzt werden: daher gehen alljährlich viele Familien nach Asien hinüber, um durch Feldarbeiten eine kleine Summe zu erwerben, und dann auf die Insel zurückzukehren.

Das gesammte Einkommen der Insel beträgt, wie aus

dem Zehnten hervorgeht:	615,000 Gr.
Nach Abzug des Zehnten 61,500 Gr. und der Einkünfte der Klöster 40,000 Gr. . . .	101,500 „
	513,500 Gr.
Es wird ferner angenommen für gesponnene Seide	30,000 Gr.
Von zehentfreiem Obst und Vieh, das ausgeführt wird	25,000 „
Durch Handarbeit auf den benachbarten Inseln	10,000 „
Durch den Handel	200,000 „
Summa . . .	778,500 Gr.
Vorausgesetzt, daß jede Familie von den eignen Erzeugnissen in Wein, Feigen und Oel, und von der Einfuhr verbraucht gegen 120 Gr. jährlich	360,000 Gr.
Das auf der Insel selbst gewonnene Getreide, welches den Bedarf für 9 Monate sichert, beträgt 54,000 Scheffel zu 8 Piast.	482,000 „
Das für den Bedarf von 3 Monaten eingeführte Getreide 18,000 Scheffel à 12 Gr.	216,000 „
Summa . . .	1,008,000 Gr.
Nach der nämlichen ungefähren Rechnung ist die Insel jährlich, außer den Zinsen und Abgaben, verschuldet mit	228,500 „

Allen Bewohnern kann Hülfe und Heil zu Theil werden, wenn sie sich entschließen, Kartoffeln anzubauen. Dieses Product wird den Mangel an Getreide ersetzen, und dann keine so große Summe, als gegenwärtig aufgewendet wird, aus der Insel fließen.

Gleich nothwendig wäre es, einen Hafen anzulegen, was leicht in Kastron oder Korthion geschehen könnte, wodurch der Handel und das Seewesen und durch jene unmittelbar die Betreibung nützlicher Gewerbe, diese unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes, in Aufnahme gebracht werden würde.

Die Landes von Bordeaux.

(Schluß.)

In dem Zustande der Unterdrückung und Knechtschaft, in welchem sich gegenwärtig die Gemeinden befinden, sind die Eigenthümer wenig geneigt, Veränderungen zu treffen. Sie sind des Einkommens gewiß, welches ihnen ihre Heerden sichern; niemand beschränkt sie in der Verwaltung dieser Art von Eigenthum. Die Heerden sind zwar schlecht, die Wolle, die sie liefern, ist grob, die Seuchen richten große Verheerungen unter ihnen an; aber sie bleiben immer ein Besitzthum, das sich von selbst wieder erneut, das keine Kosten, ja nicht die geringste Geldausgabe erfordert, und worüber, was das Wichtigste ist, jeder Eigenthümer disponiren kann, wie er will.

Von den Maßregeln, die man vorgeschlagen hat, um dieses Land der Cultur wiederzugeben, sind die wichtigsten die Austrocknung der Moräste, die das Land ungesund machen und das Aufhalten der Dünen, die durch ihr fortwährendes Vorrücken die Felder und Dörfer bedrohen und dem Regenwasser den Ausgang in das Meer verschließen. Schon haben diese Dünen auf einer Strecke von 50 Lieues die Breite einer Lieue, und ihre Hügel erheben sich zu einer Höhe von 180 Fuß über die Meeresfläche; wenn ihnen keine Schranken gesetzt werden, müssen sie zuletzt das ganze Land einnehmen und unbewohnbar machen. Die dritte Maßregel ist die Aufhebung des Systems der Gemeindegüter; die vierte die Eröffnung einer leichten Communication, welche die Vortheile des Anbaus erhöhte, eines Canals, der die Landes durchschnitte und die Gironde mit dem Adour verbände, und endlich die letzte die Colonisation durch fremde Einwanderer. Der Boden der Landes ist sandig, unfruchtbar, baumleer und des fließenden Wassers beraubt; aber er ist weniger trocken und undankbar, als es der des Caps der guten Hoffnung war. Diese Colonie, obgleich in einer unermeßlichen Entfernung von dem Mutterlande gelegen, ist überall angebaut und fruchtbar gemacht; wenn es nur irgend möglich gewesen wäre, einen Canal durch dieselbe zu ziehen, wäre sie eine der blühendsten Landschaften geworden.

Die Industrie, durch die Wissenschaft und den Reichthum unterstützt, würde alle Schwierigkeiten überwinden, welche die Natur darbietet; sie würde den Wogen des Meers und der Gewalt der Stürme Grenzen setzen; die Ausdünstungen der Moräste aufheben oder unschädlich machen; die durch den Regen gebildeten Ströme ableiten;

sie würde das trockene, unfruchtbare Land mit frischem Grün bekleiden und Verbindungswege durch die Wüsten eröffnen; aber was sie nicht vermag und wodurch allein alles andere möglich werden kann, ist, aus einer Menge isolirter Individuen, die nicht den geringsten Landbesitz haben, eine vereinte und nach einem gemeinschaftlichen Ziele strebende Bevölkerung zu machen, — die Gemeinden aus dem Zustande der Unterdrückung empor zu heben, in den sie gestürzt worden sind.

Der Mensch, der isolirt und als bloßes Individuum handelt, ist äußerst schwach; nicht nur unfähig irgend etwas Großes zu unternehmen, sondern sogar außer Stand, sich die ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen. Nur durch Vereinigung der Interessen und Bemühungen vieler Individuen ist es möglich, die Hindernisse zu überwinden, welche die Natur unserer Erhaltung entgegensetzt. Aber seit mehr als einem Vierteljahrhunderte sind alle die natürlichen Verbindungen, welche der Lauf der Wasser, oder die Beschaffenheit und Lage des Bodens in Frankreich gebildet hatte, aufgelöst worden, und es steht nicht in unserer Macht, sie wieder herzustellen. Man findet eine Menge von Individuen neben einander, denen es aber sämmtlich verwehrt ist, sich gegenseitig zu verständigen, mit einander zu berathen, oder zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung zu vereinigen.

Es war eine Zeit, wo jede durch die Natur gebildete Gesellschaft oder Verbindung von Individuen in einem gemeinschaftlichen Interesse handelte, indem sie Agenten ernannte, an deren Wahl jeder mehr oder weniger Antheil hatte. Diese Verbindungen hatten Besitzungen, die sie in dem Interesse Aller, welche den Verein ausmachten, verwalten ließen. Man bezeichnete sie unter dem Namen der Communen, Provinzen, Departemens. Als Bonaparte zur Macht kam, war einer seiner ersten Schritte, alle diese Verbindungen aufzuheben und sie in isolirte Individuen aufzulösen. Um diesen Gewaltstreich weniger offenbar zu machen, ließ er ihnen den Namen, welchen sie trugen; aber er verbot den Individuen, die sie ausgemacht hatten, jede Verbindung, ja jede Art von Vereinigung. Mitten unter diese Haufen vereinzelter Individuen stellte er eine Menge von Beamten seiner Wahl, welche den besondern Auftrag hatten, zu verhüten, daß die aufgelösten Verbindungen sich wieder herstellten; sie waren im eigentlichsten Sinne des Wortes Hüter und Bewahrer der gesellschaftlichen Auflösung. Diesen Hütern gab er die Namen derer, welche früher von den Gesellschaften gewählt worden waren, um ihr Vermögen zu verwalten, oder ihre Interessen zu vertheidigen. Die Rolle, welche die kaiserlichen Beamten unter dem Namen der Maires, Adjoints, Präfecten und Conseillers einnahmen, war dieselbe, als wenn die Soldaten, durch welche Bonaparte die Nationalrepräsentation zerstreute, sich des Postens, Kleides und Namens der von ihnen verjagten Repräsentanten bemächtigt hätten und in ihrem Versammlungssaale geblieben wären, um den Willen ihres Herrn zu vollziehen, und zu verhindern, daß das Volk neue Repräsentanten schicke.

Diese gesellschaftliche Auflösung beraubte zwar die Individuen nicht des Vermögens, welches sie als solche besaßen; aber das Eigenthum der Verbindungen, welche sie gebildet hatten, ging bei der Auflösung derselben in die Hände der Usurpatoren über. Wenn das Eigenthum einer Sache darin besteht, daß man die gesetzliche Fähigkeit besitzt, dieselbe zu benutzen und darüber zu verfügen, so ist es klar, daß die Haufen oder Abtheilungen vereinzelter Individuen, die man ohne Grund unter dem Namen der Gemeinden (Communen) bezeichnete, keinen gemeinschaftlichen Besitz mehr hatten, als den ihrer Aufseher. Sie hatten nichts mehr zu benutzen, so wenig unmittelbar als durch ihre Agenten, sie konnten über nichts disponiren, sich über nichts Rechenschaft ablegen. Und wenn die Beamten, die den Auftrag hatten, sie in ihrem Zustande der Auflösung zu erhalten, die einzelnen Mitglieder der früheren Verbindung von einem Theile des alten Communaleigenthumes einigen Genuß ziehen ließen, so war dieß eine Gefälligkeit, oder Großmuth, die Niemand das Recht hatte, gesetzlich zu fordern. In einem solchen Zustande der Dinge war es das Interesse eines Jeden, sein individuelles Vermögen, über welches er noch disponiren konnte, möglichst zu vergrößern, und besonders in dasselbe so viel von dem ehemaligen Communaleigenthum hineinzuziehen, als er nur immer konnte; aber Niemand hatte ein Interesse dabei, die Besitzungen zu vermehren, die in die Hände der Agenten der Gewalt gefallen waren.

Die Restauration hat von allem, was sie in dieser Beziehung als bestehend vorfand, nichts geändert. Die Communen und die Provinzen sind aufgelöst geblieben, wie sie es unter der kaiserlichen Regierung waren; d. h. es besteht nicht das geringste gemeinschaftliche Band unter den Einwohnern eines Dorfes, eines Fleckens oder einer Stadt. In ihrer Mitte sehen wir noch immer eine kleine Anzahl Menschen, deren amtliches Geschäft hauptsächlich darin besteht, sie zu bewachen, und zu verhindern, daß sie sich über ihre gemeinschaftlichen Interessen verständigen. Die Bewohner eines Dorfes oder einer Stadt, denen es einfiele eine Gemeinschaft zu bilden und einen aus ihrer Mitte mit der Besorgung ihrer Interessen zu beauftragen, würden sogleich durch die Hüter der Communalauflösung als Empörer oder Hochverräther angeklagt und verfolgt werden. Dasselbe, was von den Bewohnern eines Dorfes oder einer Stadt gilt, kann mit noch größerem Rechte von den Bewohnern eines Departements oder einer Provinz gesagt werden. Die einen wie die andern sind aller gemeinschaftlichen Bande und Interessen beraubt; sie sind außer Stande, etwas zu ihrem gemeinschaftlichen Vortheil zu unternehmen.

Eine solche Lage der Dinge übt in allen Theilen von Frankreich den ausgedehntesten Einfluß; doch begreift man leicht, daß derselbe größer oder geringer seyn muß, je nachdem die Hindernisse, welche die Natur den Menschen entgegengesetzt, leichter oder schwerer zu überwinden sind. Die Bevölkerung eines ebenen Bodens, der vor Ueberschwemmungen, Stürmen und den Wogen des Meeres geschützt ist, kann lange Zeit sich ohne eine Vereinigung

der Kräfte seiner Bewohner erhalten; die Gegenstände, welche ihnen gemeinschaftlich angehören, wie Kirchen, Schulen, Wege, Brunnen, Canäle, können sich verschlechtern oder zu Grunde gehen; aber das individuelle Eigenthum wenigstens kann bestehen, weil die Bemühungen des Einzelnen lange Zeit hinreichend sind, es vor dem Verfall zu sichern. Anders dagegen ist es in Gegenden, wo der Mensch ohne Unterlaß mit den Elementen zu kämpfen hat, um sich der Vernichtung zu entziehen; in einem solchen Lande müssen sie ihre Kräfte vereinigen können, d. h. frei seyn, oder sie kommen um. Vielleicht ist es diese Nothwendigkeit, der die Schweiz, die Niederlande zum großen Theil die Freiheit verdanken, deren sie sich erfreuen.

Von allen den Maßregeln, die ergriffen werden müßten, um die Landes der Cultur wieder zu gewinnen, ist keine einzige von der Art, daß sie durch individuelle Anstrengungen vollzogen werden könnte; ebenso wenig aber ist dieß von dem Eifer der Menschen zu erwarten, die man angestellt hat, um jede gemeinschaftliche Anstrengung zu verhindern. Diese Aufseher, die man Maires, Präfecten oder Gendarmen nennt, haben andere Pflichten zu erfüllen, als Moräste trocken zu legen, oder das Fortschreiten der Dünen aufzuhalten. Sie müssen die Einwohner beobachten und ihren Oberbehörden von den Gesinnungen derselben Rechenschaft ablegen, die Kaufmannsläden und Wirthshäuser zu der vorgeschriebenen Zeit schließen, und verhindern, daß man am Sonntage arbeitet oder tanzt; und vor allem in die Deputirtenkammer Menschen schicken, welche nicht abgeneigt sind, ihren Theil von dem Budget zu nehmen. Ein anderer Grund, der jenen Beamten nicht gestattet an die angeführten Arbeiten zu denken, ist der Mangel an Geld. Als die Gemeinden aufgehoben wurden, ging das Vermögen derselben in die Hände der Agenten der Gewalt über; gegenwärtig ist dasselbe in den Landes auf nichts herabgebracht worden. In den Gemeindewäldern schlägt jedermann Holz nach Gutdünken; und wie bei den Wilden wird der schönste Baum gefällt, um einen Sparren oder einen Axtstiel zu erhalten. Die Beamten der Präfecten verpachten die Fischerei in den Seen, aber sie werden von dem Gewinn, den sie daraus ziehen, schwerlich jene Arbeiten bestreiten wollen.

Eine Maaßregel, die eben so wichtig wäre, als das Austrocknen der Moräste und das Aufhalten der Dünen, — die Aufhebung der Viehtriften, würde bei der gegenwärtigen Vereinzelung der Interessen durch den Widerstand der Eigenthümer eben so große Hindernisse finden. In ihrem gegenwärtigen Zustande ernähren die Landes nur Bienen und fünf oder sechsmal hunderttausend grobwollige Schafe. Der Werth des Wachses, welches gewonnen wird, beläuft sich auf ungefähr 300,000 Francs, der Ertrag der Heerden, außer dem Dünger, der für das Pays de Culture benutzt wird, auf etwa 600,000. Ein Ertrag von 900,000 Fr. von einem so ausgedehnten Landstriche ist allerdings etwas sehr unbedeutendes; aber er geht wenigstens unmittelbar in die Hände der Eigenthümer über und bleibt denselben gewiß. Es wäre leicht möglich, daß das Land, welches gegenwärtig nur 900,000 F. abwirft, in manchen Jahren 18 bis 20 Millionen brächte; aber diese 18 bis 20 Millionen gingen in die Hände der Herren Maires über und die Einwohner des Landes hätten weder über die Anwendung derselben etwas zu bestimmen, noch Rechenschaft darüber zu fordern. Nun sind ohne Zweifel 20 Sous, über die man disponiren kann, mehr werth, als 20 Francs in der Tasche eines Andern.

Von allen Mitteln, ein unangebautes Land fruchtbar zu machen, ist ohne Zweifel eines der wirksamsten die Colonisation; aber wie soll man Colonien bilden in einem Lande, wo man eine Verbindung, die zu ihrem Zweck hat, die Zusammengetretenen vor ihrem Verderben zu schützen, als ein Verbrechen betrachtet? Die Europäer, die mitten in den sumpfigen Wäldern von Amerika ihre Niederlassungen gründen, haben größere natürliche Hindernisse zu überwinden, als die, welche sie in den Landes finden würden; aber dort ist es ihnen nicht verboten, ihre Mittel zu vereinigen, um ihren Wohlstand zu befördern; dort können zwanzig und dreißig Personen zusammentreten, um ein gemeinnütziges Unternehmen auszuführen, ohne daß sie die Präfecten oder Gendarmen zu fürchten hätten.

Es ist merkwürdig, daß die bedeutendsten Fortschritte, die in der Cultur der Landes gemacht worden sind, von dem Jahre 1152 bis 1450 stattfanden, d. h. *zu einer Zeit*, wo die Engländer dieses Land beherrschten. *Um die Einwohner für sich zu gewinnen, fanden sie kein besseres Mittel, als sie aus den Banden der Knechtschaft zu befreien*, die auf ihnen lastete. Auf diese *Periode läßt sich die* Stiftung der Communen, die *Erbauung der Kirchen* *rc.* zurückführen; wovon man die Beweise in den alten Freiheitsbriefen und Privilegien und selbst in den Namen der Ortschaften findet. Norton (Northtown), Souston (Southtown), Azur u. a. zeugen unverkennbar von englischem Ursprung. Die Revolution, welche die Communen reorganisirte und die Departementalverwaltung einführte, vernichtete die alten Privilegien, und als Bonaparte, in der Meinung, das Werk der Revolution zu zerstören, die Auflösung der Communen und Departementalbehörden aussprach, versetzte er einen großen Theil von Frankreich in einen Zustand der schlimmer war, als der, in welchem es sich im zwölften Jahrhunderte befand.

So lange ein solcher Zustand der Dinge dauert, kann man einzelne Individuen ihr Vermögen vermehren sehen; aber man wird vergebens auf ein Fortschreiten des allgemeinen Wohlstandes hoffen. Menschen, die keine gemeinschaftliche Interessen haben dürfen, und keine andere Bewegung kennen, als die, welche die Regierung ihnen gibt, sind im eigentlichsten Sinne nichts als Maschinen. Sie handeln verstandlos und willenlos, wie man sie treibt; aber sie hören auf thätig zu seyn, sobald die Behörde aufhört sie anzutreiben; und da die Behörde meist so viele verschiedenen Willensrichtungen hat, als Agenten, und diese Willensrichtungen oft nichts anders sind, als bloße Capricen, so können ihre Unternehmungen weder Einheit, noch Ausdauer haben — die unerläßlichsten Bedingungen, wenn irgend etwas in's Werk gesetzt werden soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 156. 4 Juny 1828.

Griechenland und die englische Politik.

Schreiben an den brittischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Dudley.*)

Das Volk der europäischen, asiatischen und africanischen Türkei kennen zu lernen, ist gewiß von Interesse. Obgleich Ew. Gnaden auf Reisen waren, so halte ich doch dafür, daß Sie sehr unvollkommen von den Verhältnissen des Orients unterrichtet sind: in Italien wenigstens schien die einzige Beschäftigung Ihrer Muße, Gemälde zu kaufen und Denkmäler auszumessen, nicht das Studium der Menschen und ihrer Sitten. Wenn ich auch nur einen flüchtigen Blick auf die vermischten Stämme der Levante werfen kann, so habe ich doch das Vertrauen, daß meine Nachrichten dazu dienen können, viele irrige Meinungen in Bezug auf die Handlungsweise der Türken und Griechen zu entfernen.

Es ist die Ansicht mancher paradoxen Reisenden, die Türken wären die größten Schurken von der Welt, mit Ausnahme der Griechen, die noch größere wären. Das Wahre an der Sache ist: überall drängt sich einem im Osten die Bemerkung auf, daß bei allem Unterschied des Clima's und der Sitten, des Charakters und Glaubens, der Mensch doch allenthalben derselbe ist. Ueberall haßt der Christ den Juden, der Jude verwünscht den Türken, der Türke verachtet den Griechen, der Grieche verdammt den Kopten, der Kopte verflucht den Armenier — der Missionär bedauert Alle, und der Himmel hat Geduld mit Allen. Alle sind unerschütterlich in ihrem Glauben und unbeugsam in ihrem Hasse gegen ihre Nebenmenschen. Die Bigotterie ist dem Wesen nach bei Allen dieselbe und modifizirt sich blos nach der Eigenthümlichkeit der bürgerlichen Einrichtungen. Der Unterschied zwischen einem Turban und einem Hut, einem Kaftan und einem Ueberrock macht eine geringe Unähnlichkeit in ihren häuslichen Tugenden, und der Unterschied zwischen den Fasten und dem Ramazan macht eine eben so geringe Verschiedenheit in ihren Lastern.

Der Türke übt die Unterdrückung aus, wozu es dem Rayah blos an Macht gebricht; und Falschheit und Arglist, obgleich Charakterzüge der Griechen, sind dem letzteren nicht eigenthümlicher, als sie es dem Britten seyn würden, wenn er drei Jahrhunderte unter dem Joche der Knechtschaft wäre.

Wucher und Schurkerei knüpfen sich an die Idee eines Juden; aber die einzige Ursache, warum sie so fest an ihren Handelskniffen hängen, ist die Bigotterie ihrer Mitmenschen, welche sie überall aus der Bahn der Ehre gewiesen und sie gezwungen hat, einer entehrenden Habsucht zu folgen, um leben zu können. Es braucht nach dem Sprichworte des Landes einen Kopten, zwei Griechen und drei Juden, um einen Armenier zu betrügen. Er ist listig wie die Schlange; aber seine Schlauheit ist blos die überfeinerte Klugheit eines Sclaven, der Erpressung durch List, Gewaltthätigkeit durch Trug überwindet.

Die Raubsucht des Arabers ist der Raubsucht der Regierung beizumessen, die ihm die Wüste als Zuflucht anwies. Sein Nachbar hat nichts von seiner Unredlichkeit zu fürchten; nur der Fremde, der in sein ödes Gebiet eindringt, hat vor seiner Gewaltthätigkeit zu zittern. Die Wildniß ist sein Erbgut; gleich seinem Vater Ismaël ist er ein wilder Mann. Seine Hand ist erhoben gegen die Welt, weil das Gesetz der Welt sein Feind war.

Die Anmaßung des Türken, seine Treulosigkeit und Grausamkeit sind die Frucht seiner neueren Größe — der Trunkenheit in seinem Glücke, dem man ohne Maß und Ziel huldigte. Bevor ihn seine europäischen Eroberungen in Europa als Herrscher groß machten und als Mensch verschlechterten, war er tapfer im Felde, treu seinen Freunden und edelmüthig gegen seine Stammgenossen. Damals war es noch nicht bei ihm Sitte, lächelnd den Giftbecher anzubieten und zu erdolchen mit dem Schwur der Freundschaft auf den Lippen. Jetzt aber gilt Treulosigkeit für eine Tugend, und selbst der Sultan erröthete nicht, seinen Unterthanen vom Throne herab zu sagen, daß er ein Lügner und Betrüger in den Unterhandlungen mit den Ungläubigen gewesen sey.

Wenn der Grieche niederträchtiger und treuloser als jeder andere Rayah ist, so liegt die Ursache in seinem bürgerlichen Verhältnisse, welches das verworfenste von allen ist. Seine Entartung ist die Schuld seiner Knechtschaft, und es ist eine eitle Hoffnung, wenn man erwartet, den Menschen frei zu sehen, bevor der Sclave entjocht ist.

Vor allen haben Reisende und Leute, die sich Philhellenen nannten, die Ansichten verwirrt und die Urtheile mißleitet: sie wurden von dem Volke geplündert — deßhalb sind die Griechen der Freiheit nicht würdig; sie haben es

*) Aus the Sphynx, von demselben Verfasser, von dem wir in Num. 145 die Darstellung Egyptens mittheilten.

ausfindig gemacht, daß in den Adern des Griechen eine Beimischung von persischem und türkischem Blute fließt — deßhalb verdient er in Knechtschaft zu bleiben. Welch jämmerliche Folgerung! Ich wurde von den Griechen geplündert, von ihren Seeräubern gefangen, von ihren Säbeln bedroht; aber ich hielt dieß nicht für einen hinreichenden Grund zu einem Bannfluche über die ganze Nation. In der That, ich glaube es liegt wenig daran, ob die ganze Nation schlecht oder tugendhaft ist, ob das Volk von Themistokles oder Xerxes abstammt. Die einzige Frage ist: wenn die Griechen schlecht sind, wie können sie besser gemacht werden? Der Wunsch eines erleuchteten Staatsmannes, der jetzt nicht mehr ist, war, sie frei zu machen. Der gewaltige Geist, der die neue Welt ins politische Daseyn rief, würde den schönsten Theil der alten Welt vom Barbarismus befreit haben, hätte ihn das Schicksal ein wenig länger verschont; aber sein Streben wurde neutralisirt durch die schwankende Politik des einen Ministers und durch die Furchtsamkeit des andern: und daran war größtentheils die völligste Unbekanntschaft mit dem türkischen Charakter Schuld.

Wer die Türken nur irgend kennt, weiß, daß nach der Schlacht bei Navarin schon der bloße Schein von Entschlossenheit die Unterhandlungen zu glücklichem Ende gebracht haben würde. Die scheinbare Hartnäckigkeit des Sultans war Nichts, als der in den letzten Zügen liegende Hochmuth eines Türken, der unter allen Menschen der fügsamste im Unglücke und der unbeugsamste im Glücke ist. In meinen Berührungen mit diesem Volke hatte ich oft Gelegenheit zu bemerken, daß Gefälligkeit und Höflichkeit im gewöhnlichen Leben entweder als schuldige Huldigung eines Untergebenen oder als Beifall eines Thoren aufgenommen wurde. Um berücksichtigt zu werden, mußte man hochfahrend seyn, und anmaßend selbst gegen die Vornehmsten, um geehrt und geachtet zu werden. In der Türkei wurden meine Talente nach meiner Körpergröße gewogen, und in Syrien mein Verstand nach der Länge meines Bartes gemessen.

Ich erwähne dieses blos, um meine Behauptung zu beweisen, daß physische Gewalt bei den Türken als Maßstab moralischer Kraft gilt, und daß die Pforte sich den Forderungen der Verbündeten nicht widersetzt haben würde, hätte sie nicht aus dem Benehmen und der Sprache unserer Regierung den Schluß gezogen, daß mit Canning auch der Vertrag für Griechenlands Befreiung zu Grabe getragen worden sey. Die Rede unseres Königs bestätigte diese Folgerung; ein glänzender Sieg ward zu einem „unangenehmen und unvorgesehenen Ereigniß" heruntergesetzt, und der Ruhm des tapfern Offiziers, dem die Ehre unserer Flotte anvertraut war, wurde der miserabeln Politik eines Ministers geopfert.

Die diplomatische Sprache Peel's in Betreff unserer freundschaftlichen Verhältnisse mit unserm alten, treuen und natürlichen Bundesgenossen wird ohne Zweifel sehr imponiren, und gewiß haben Zeit, Treue und Natur die Moslem mit dem Herzen Englands verbunden. Nur darf man nicht vergessen, daß der Türke ein Bundesgenosse ist, dessen Haß gegen die Christenheit einen Theil seines Gesetzes bildet, dessen Religion überall unsere Ausrottung, als Ungläubiger, einschärft, und dessen Priester dem Mörder eines Nazareners nur einen Grad weniger Verdienst um den Glauben, als dem Mörder eines Persers zuerkennt. Und dieß ist unser natürlicher Bundesgenosse, „der Schutzherr der Fürsten Europas," dessen Verträge mit uns „von seinem kaiserlichen Steigbügel aus" gegeben werden, und dessen Unterredungen mit unsern Gesandten Audienzen sind, die verächtigen Sclaven ertheilt werden, die in seiner Gegenwart nicht einmal die Arme frei haben dürfen!

Ich weiß Mylord, daß unsre ostindischen Besitzungen der große Popanz bei der griechischen Frage sind; ich weiß recht gut, daß wir Monopolisten sind, in der Freiheit so gut wie im Handel, und daß unseligerweise die Interessen des letztern immer den Fortschritten der Civilisation im Osten sich entgegengestellt haben. Aber es ist nicht minder bekannt, daß die Franzosen in jedem Lande, wo sie waren, Spuren von Verbesserung zurück gelassen haben.

Ihre Vertreibung aus Egypten war ohne Zweifel für uns ein Gebot der Nothwendigkeit; aber dem Menschenfreund, der die Fortschritte seines Geschlechts und nicht die beschränkte Politik eines Staates im Auge hat, mußte diese Nothwendigkeit ein Gegenstand des Schmerzes seyn. Blos in den englischen Reisebeschreibungen lesen wir von den Grausamkeiten der Franzosen; die Egypter wissen nichts davon. Ich habe sie immer mit Achtung von ihren Eroberern sprechen hören; aber die Griechen sprechen noch mit Bitterkeit von Parga, die Mamelucken von ihren Beys, und die Italiener von Genua — alles schmachvolle Opfer der brittischen Politik!

Die Geschichte wird schwerlich sich viel mit der Verfahrungsweise Eurer Gnaden und Ihrer Kollegen befassen; aber die Nachwelt wird fragen, ob die ungeheuern Hülfsmittel Englands, ob sein Einfluß auf die Nationen, seine Macht und sein Reichthum angewendet worden zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts; und wenn gefunden wird, daß die Vortrefflichkeit seiner Institutionen von jener engherzigen spießbürgerlichen Natur war, die sich selten außer dem Hause bemerkbar macht, so wird die Welt wenig Ursache haben, sich der Größe Englands zu erfreuen, und der Engländer wenig Grund, darauf stolz zu seyn!

Beaumonts Reisen in Buenos-Ayres.

Travels in Buenos Ayres and the adjacent Provinces of the Rio de la Plata. By J. A. B. Beaumont, Esq. 8vo London 1828.

Der Verfasser dieser Schrift ist der Sohn des Herrn Barber Beaumont, der das Project zur Gründung einer Gesellschaft für Auswanderung nach Buenos-Ayres entwarf. Sein Buch ist mehr eine Apologie für dieß fehlgeschlagene Project, als der Bericht eines unbefangenen Reisenden. Beaumont hat in Allem, was er über das südliche Amerika sagt, durchaus den entschiedenen Ton der

Mißbilligung angenommen, und so schreibt er auch den ungünstigen Erfolg des Unternehmens eher jedem andern Umstande zu, als den Fehlern des Planes selbst. Die Minister von Buenos-Ayres sind in seiner Schrift durchgängig als Beutelschneider geschildert, jeder Angestellte ist ein Gauner, die Agenten sind Spitzbuben, und weder von den Gerichtshöfen noch den Polizeianstalten darf man sich Schutz versprechen. Ohne Zweifel sind die Verhältnisse Herrn Beaumont so vorgekommen, wie er sie beschrieben hat. Bei seiner Ankunft waren die Minister ganz mit dem Kriege beschäftigt, der auszubrechen drohte; die Fonds fielen; die Einwohner sahen mit Widerwillen in dem Mittelpunkte der Republik eine Colonie von Fremdlingen sich niederlassen, deren Kenntnisse und Betriebsamkeit allen Erwerb an sich zu ziehen drohten. Es ist nicht zu verwundern, daß die Capitalisten eines Landes, wo die arbeitende Klasse fehlt, nicht mit Gleichgültigkeit eine wohlorganisirte Schaar von Arbeitsleuten, die zum Vortheile von Eigenthümern in England arbeiteten, vor ihren Thoren sich niederlassen sahen. Und überdieß, wie eine beträchtliche Anzahl von Menschen unter Zucht und Leitung halten, die zu einer Gesammtheit vereinigt dastanden, erzogen unter andern Gesetzen, in verschiedenen Gewohnheiten, und dieß im Mittelpunkte eines Staates, der, selbst in schwankenden Verhältnissen, seine Organisation noch nicht so ausgebildet hatte, um seine eignen Unterthanen mit gehöriger Kraft zu regieren? Die Agenten der Compagnie, sobald sie bemerkten, daß die Sache sich zum Untergang neigte, trösteten sich damit, daß sie Alles noch zusammenrafften, wessen sie habhaft werden konnten, und blickten also den mit scheelen Augen an, der ihrer Plünderung Einhalt thun wollte. Der gute Ruf der südlichen Amerikaner endlich, in Bezug auf ihre Ehrlichkeit steht nicht sonderlich hoch, und es ist ziemlich wahrscheinlich, daß die ministeriellen Agenten der Republik Buenos Ayres nicht viel mehr bedeuten, als ihre Nachbarn.

Rivadavia selbst und die Andern, theils Betrogene, theils Betrüger, zogen die englische Leichtgläubigkeit in Plane, die, was auch immer der Ausgang derselben für die vereinigten Capitalisten werden mochte, doch sicher den Interessen der Republik vortheilhaft waren. Als sie die Unmöglichkeit einsahen, Projecte auszuführen, die sie in's Daseyn gerufen hatten, so gaben sie dieselben ohne viele Umstände und sogar mit wenig Zartgefühl wieder auf. Sie gestatteten und ermunterten vielleicht sogar die Räubereien einiger von ihnen, und weit entfernt, die Niederlassung, welche zu bilden ihr Versprechen und ihre Mitwirkung beigetragen hatte, zu schützen, beschleunigten sie vielmehr ihren Sturz. — Der Capitän Andrews sagt in seinem Werke über dieses Land: „Wenn auch die Speculationen scheiterten, so hat doch die Erfahrung des englischen Volkes um so viel mehr Zuwachs erhalten.“ Beaumont kann fast dasselbe von seinen Planen sagen: „Sicherlich ist die Kolonie ruinirt, aber mein Sohn hat doch ein Buch geschrieben.“ Nur ist zu fürchten, die Entschädigung für so viele Verluste und Leiden möchte beiden Seiten ein wenig ungenügend scheinen. —

Den Standpunkt, aus welchem der Verfasser seine Schrift betrachtet wissen will, giebt er in einer kurzen Vorrede folgendergestalten an: „Wenn man ein fernes Land, das so wohlgelegen scheint, Capital und Unternehmungsgeist der Europäer daran zu versuchen, in Betrachtung ziehen will, so ist es die bestimmte Pflicht des Erzählers, nicht blos die natürlichen Vorzüge und Grundkräfte aus einander zu setzen, welche in dem Lande liegen mögen, sondern auch die örtlichen Hindernisse jeder Art, welche wahrscheinlicher Weise die Berechnungen des Capitalisten und des Auswanderers vernichten können. Die Vernachlässigung dieser heilsamen Vorschrift veranlaßte unendliche Aufopferungen und fehlgeschlagene Hoffnungen für die, welche ihr Vermögen und sich selbst in Buenos-Ayres auf's Spiel setzten. Der Verfasser dieser Blätter und einige seiner Freunde wurden die Opfer befangner, parteiischer Darstellungen jener Länder. Sie selbst trugen viel dazu bei, das brittische Publikum auf die Vortheile der Auswanderung nach Buenos-Ayres aufmerksam zu machen. Aber der Verfasser hat jetzt das Land und die Handlungsweise seiner Regierung mit eigenen Augen gesehen; er hat seine Erfahrung um einen hohen Preis erkauft und er hält es für eine Pflicht, die er seinen Landsleuten und dem Publikum schuldig ist, offen das Resultat dieser Erfahrung mitzutheilen. Die natürlichen Anlagen des Landes sind die besten, die man wünschen kann, und diese müssen fortdauern und weiter wirken; aber die aus moralischen und politischen Ursachen hervorgegangenen Hindernisse sind solcher Art, daß sie eine ernste Betrachtung erfordern.“

Das Land selbst bietet eine so anziehende Mannigfaltigkeit von Ansichten dar, daß, wenn es auch fast unmöglich ist, etwas völlig Neues über diesen Gegenstand zu schreiben, sich doch immer eine Seite finden läßt, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Beaumont hat unter die vielen ins Einzelne gehende Nachrichten, welche blos für Auswanderer von Nutzen sind, auch manche Dinge mit aufgenommen, die seine Schrift allgemeiner betrachtenswerth machen.

In den unermeßlichen Ebenen der Provinzen von Buenos Ayres gibt es Weide-Steppen jeder Art in solchem Ueberflusse, daß man sich nicht über den niedrigen Preis des Viehes und des Fleischverkaufes wundern, noch den Preis des Rindfleisches als Basis des Werths aller andern Lebensmittel annehmen darf. Unsere Gutsbesitzer werden mit Staunen hören, daß man Pferde um eine halbe Krone verkauft, und zwanzig Stück Schafe für weniger als ein Pfund Sterling. Beaumont sagt darüber: „Sonst achtete man an den Schafen Nichts, als die Wolle, und um sich aller Mühe zu überheben, ließ man das Fleisch verderben oder von Raubthieren fressen. Die Wolle sammelte man nach Muße ein. Man hat mich versichert, daß zuletzt sogar die Körper der geschlachteten Schafe, die an der Sonnenhitze ausgedorrt waren, aufgeschichtet wurden, um als Brennholz zu dienen; und mit diesem Material heitzte man die Ziegelbrennereien und Kalköfen. Auch besteht wirklich noch ein Gesetz, welches für die Zukunft verbietet, ein Schaf lebendig in den Ofen zu werfen,

um ſich nicht erſt die Mühe geben zu dürfen, es vorher zu ſchlachten. Der gemeinſte Sclave verſchmäht es, Hammelfleiſch zu eſſen; ein halber Real oder ſechs Sous das Stück war mehrere Jahre lang der laufende Preis dieſer Thiere. Vier tauſend Schafe wurden im Jahr 1825 auf Rechnung des Ackerbau=Vereins des la Plata=Stromes Stück für Stück um 4 Realen gekauft, und als ich Buenos Ayres im Sommer des Jahres 1827 verließ, verkaufte man dort das Stück zu einem Dollar."

Von der Behandlung der Viehheerden und der Lebensweiſe ihrer Hüter entwirft Beaumont folgendes Bild:

„Jede Estancia hat einen Oberhirten (Capadaz), welcher für jedes Tauſend Stück Vieh einen Peon unter ſich hat. Das Geſchäft des Herrn beſteht darin, daß er von Hunden begleitet die Heerde umreitet und ſie auf einen Platz zuſammen treibt; hier werden ſie eine Zeitlang beiſammen gehalten, worauf man ſie ſich zerſtreuen läßt. Dieß geſchieht, um das Vieh zu gewöhnen, bei einander zu bleiben und ihm die Luſt zu nehmen, ſich zu verlaufen. Zu andern Zeiten beſchäftigt man ſich damit, daß man die Heerde mit dem Stempel des Beſitzers zeichnet, junge Stiere und Füllen auswirft, junge Pferde zureitet und im Winter und Frühling Vieh ſchlachtet, um Häute, Unſchlitt und cherca (gedörrtes Fleiſch) zu gewinnen.

Der Capadaz und die Peons, welche verheirathet ſind, haben meiſtens abgeſonderte Hütten. Die Geräthſchaften dieſer Hütten beſtehen gemeiniglich aus einem Waſſergefäße, einem kleinen kupfernen Topf, um das Waſſer zu wärmen; einigen Kürbiſſen, deren man ſich als Thee=Näpfe bedient, einem großen eiſernen Topf, um darin Fleiſch zu kochen, einem Stierhorn zum Trinken und einigen Stäben oder Bratſpießen, um daran das Fleiſch zu braten. Ochſenſchädel dienen gewöhnlich zum Sitze; nur einige haben ein paar Stühle oder eine Bank und ein Bett. Letzteres beſteht aus einem Geſtelle, auf welches eine Haut ausgebreitet iſt und das auf vier Stellen etwa einen Fuß hoch ſich vom Boden erhebt. Die Peons ſchlafen gewöhnlich auf der Erde und auf ihrem Pferdegeſchirr (reoado). Dieß beſteht aus einem oder zwei groben, zwei Ellen großen Tüchern, welche man zuſammen geſchlagen auf den Rücken der Pferde legt, um den Sattel zu tragen; über dieſe Tücher wird ein etwa fünf Fuß großes Stück Haut gelegt; dann kommt der Sattel, von plumpem Holz mit hohem Sattelknopf und Lehne, mit Stroh ausgeſtopft und mit Leder überzogen. Dieſer gibt Nachts das Kopfkiſſen ab. Dieſer Sattel iſt in der That für den Hirten von ausgebreitetem Nutzen; er dient ihm nicht allein als Geräthe in ſeiner Schlafkammer, ſondern auch in ſeiner Küche; denn wenn er kein anderes Mittel in der Hand hat, während ſeines Umherziehens ſein Fleiſch zu bereiten, ſo legt er es zwiſchen Sattel und Pferderücken, und nach einem guten Galopp nimmt er es ganz mürbe, völlig in ſeinem eignen Saft erweicht und hinlänglich gar, hervor. So hat man mir es häufig erzählt; ich ſelbſt ſah es nie. Ein anderer Nutzen des Sattels iſt, die Kleider gegen Näſſe zu ſchützen. Wenn die Hirten draußen auf der Ebene ſind und ein ſtarker Regen herabzuſtürzen droht, ſo ziehen ſie ihre Kleider aus (wozu ſie ohne irgend eine dringende Veranlaſſung manchmal mehrere Wochen hintereinander ſich nicht die Mühe nehmen) und ſtecken ſie unter den Sattel. So reiten ſie mutternackt unter dem Regenbad umher, und hört der Regen auf, ſo nehmen ſie die trocken erhaltenen Kleider wieder hervor." (Fortſ. folgt.)

Schulz's Reiſen im Orient.

Paris, 25 Mai.

Es ſind von Profeſſor Schulz von Gießen, der bekanntlich auf Auftrag der franzöſiſchen Regierung eine wiſſenſchaftliche Reiſe im Orient macht, die befriedigendſten Nachrichten hier angekommen. Er brachte den Herbſt 1827 damit zu, die Alterthümer von Hoch=Armenien zu unterſuchen. Man wußte nämlich aus Moſes von Chorene und andern armeniſchen Schriftſtellern, daß Semiramis nach der Eroberung von Armenien eine Sommerreſidenz im Gebirge in der Nähe des Sees Wan angelegt. Der Palaſt lag auf einem Granitfelſen und war von Galerien umgeben, welche in den Felſen gehauen und mit Inſchriften bedeckt waren, und deren Gcöße und ſchöne Ausführung noch im 2ten Jahrhundert nach Chr. die Bewunderung von Moſes erregten. Die chriſtlichen Könige von Armenien verwandten einen Theil der Materialien dieſer alten Gebäude zur Erbauung von Kirchen, und Tamerlan verweilte bei ſeinem Durchzug mehrere Tage dort, und wendete mit der brutalen Zerſtörungswuth, welche er überall gezeigt hatte, ſein Heer dazu an, die alten Monumente und ihre Inſchriften zu vernichten. Nur die Härte des Steins und die Lage der Inſchriften retteten einen Theil derſelben. Der Charakter der Curden, welche gegenwärtig das Land beſitzen, hatte bisher jeden Verſuch vereitelt, den Europäer machten, dorthin durchzubringen. Profeſſor Schulz reiste von Erzerum unter dem Schutze des Paſcha ab, fand das ganze Land in der größten Verwirrung, einerſeits durch den ruſſiſch=perſiſchen Krieg, anderſeits durch die Nachricht von der Schlacht bei Navarin, welche gerade angekommen war. Unter großer Gefahr und in beſtändigem Kampfe mit den Curden ſchlug er ſich nach Wan durch, wo ihn der Paſcha freundlich aufnahm, ihn beſchützte und ihm alle mögliche Erleichterung gab, die Alterthümer zu unterſuchen, ſelbſt im Innern des Palaſtes, in den ſonſt nie ein Fremder zugelaſſen wird. So fand er die Möglichkeit, in Wan und der Umgegend 43 Inſchriften in Keilſchrift zu copiren, welche durch ihr Alter und ihre Ausführlichkeit alle Monumente bei weitem übertreffen, welche wir bisher in dieſer Art gekannt haben. Die neueſte derſelben ſcheint eine von Xerxes, dem Sohne des Darius zu ſeyn, welche im Innern des Schloſſes eingehauen iſt; an vielen iſt die Wuth von Tamerlan ſichtbar, und an einigen die fromme Unwiſſenheit der armeniſchen Chriſten, welche durch eingehauene Kreuze den Teufel aus dieſen hölliſchen Charakteren zu vertreiben ſuchten. Der größte Theil dieſer Inſchriften iſt in einem Charakter geſchrieben, welcher unter allen Monumenten, welche bisher bekamt waren, ſich nur auf einigen Cylindern wieder findet; einige dagegen in drei Charakteren in nebeneinander laufenden Colonnen, wie es unter der Dynaſtie von Cyrus gebräuchlich geweſen zu ſeyn ſcheint; dieſe ſind von beſonderer Wichtigkeit, weil durch ſie die Kenntniß Eines dieſer Alphabete den Schlüſſel zu den andern gibt, und ſie werden wohl in der Entzifferung der perſiſchen, mediſchen und babyloniſchen Inſchriften die Dienſte leiſten, welche der Stein von Roſette bei den Hieroglyphen geleiſtet hat. — Profeſſor Schulz wollte von Wan aus nach Perſien gehen, aber der wohlwollende Paſcha verweigerte ihm die Erlaubniß, weil er bei der großen Gährung in Curdiſtan nicht über die türkiſche Grenze kommen könnte; daher mußte er ſich entſchließen, über Erzerum und Trebiſond nach Conſtantinopel zurückzukehren, von wo er Copien der Inſchriften hieher ſchickte, und im Begriff war, über Rußland nach Tauris abzureiſen, ſo daß wir mit Zuverſicht ähnlichen Entdeckungen entgegenſehen dürfen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 157. 5 Juny 1828.

Alexander de la Borde's Reisen in der Levante.

(Auszug aus seinem der Académie des inscriptions et belles-lettres erstatteten Berichte.)

Ganz mit der Erziehung meines Sohnes beschäftigt, und von dem Wunsch beseelt, ihn eines Tags der öffentlichen Achtung würdig zu sehen, beschloß ich bei der Ausbildung desselben einen neuen Gang einzuschlagen, der zwar ausgedehnter und schwieriger ist als die bisher verfolgten, den ich aber heutzutage für nöthig halte, um im Einklang mit den Fortschritten des Jahrhunderts zu bleiben.

Dieses System, dessen Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, besteht in seinem ersten Theile darin, mit den klassischen Studien und mit der Erlernung mehrerer neuern Sprachen eine belehrende Reise in die berühmtesten Länder des Alterthums zu verbinden, in die Küstenländer des Mittelmeers. Eine solche Unternehmung schließt Entdeckungen keineswegs aus, aber diese bilden nicht den Hauptzweck. Um die Reise angenehmer und weniger kostspielig zu machen, suchte ich für meinen Sohn einige junge Reisegefährten, die diese neue Art des Studiums mit ihm theilen möchten, und war so glücklich sie zu finden, wie ich sie nur wünschen konnte: der eine Hr. Becker, Sohn des tapfern Generals dieses Namens, Offizier im Generalstabe, voll Talent und Eifer, der andere Hr. Hall, ein junger, sehr ausgezeichneter Engländer; endlich der Herzog von Richelieu, der uns nur zu früh verließ, um in Odessa eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen.

Nach ziemlich langen Studien in Italien, und einem kurzen Aufenthalte auf den ionischen Inseln, erreichten wir Griechenlands klassischen Boden. Die politische Lage des Landes aber nöthigte uns, die festgesetzte Ordnung unserer Studien zu verändern, und mit den andern Theilen des türkischen Reichs zu beginnen. Wir gelangten am 15 Juli 1826 nach Smyrna; erst von hier an also können unsre Untersuchungen einiges Interesse darbieten.

Noch ist Klein-Asien im Ganzen wenig bekannt; und doch, welches Land schlösse mehr Erinnerungen, mehr interessante Monumente ein? Die Reisenden, die uns vorangingen, folgten fast alle nur den Küstenstrecken, und drangen nicht weiter als auf zwanzig oder dreißig Stunden in das Innere ein. Wir suchten ihre Arbeiten zu vervollständigen, sowohl dadurch, daß wir weiter vorgingen, als dadurch, daß wir die von ihnen erforschten Puncte aufs Neue besuchten. Unsere erste Excursion von Smyrna aus ging nach Constantinopel, über Sardes. Die letztere Stadt, die interessanteste der ganzen Route, ist auf einem Hügel erbaut, der die Ebene des Hermus beherrscht. Die Ruinen ihrer Mauern ziehen sich an den beiden Ufern des Pactolus hin, nun eines kleinen Baches, der schon zu Strabos Zeit keinen Goldsand mehr führte. Zwei ionische Säulen, mit herrlichen Capitälen, ungefähr fünfzig Fuß hoch, die ein Gesims stützen, sind die einzigen Reste von Cybele's Tempel. Auf der andern Seite des Hügels erblickt man die Trümmer eines Theaters und einer Rennbahn. Keine Seele lebt mehr in dieser einst so berühmten Stadt. Blos einige Zelte armer Urucken, eines Nomadenvolks, stehen einsam an den Ufern des Pactolus, und von Crösus Citadelle aus sieht das Auge in der weiten Ebene nichts als die Gräber der Könige Lydiens, gegen sechzig große Erdhügel (tumuli) unter denen noch das Grab von Crösus Vater, Alyattes, hervorragt, das Herodot nach den Pyramiden als das bedeutendste Monument bezeichnet, das er gesehen habe. Wirklich erscheint es auch wie ein kleiner Berg.

Von Sardes aus kommt man über den Hermus, die Hyrkanische Ebene (campus Hyrcanius), und gelangt in die unter dem Namen Jussuff-Dagh bekannte Gebirgskette, die sich vom Olymp bis zum Ida ausbreitet, und das Marmora-Meer von dem Archipel trennt. Ueberall trifft man auf diesem Wege von Strecke zu Strecke Brunnen, von der Wohlthätigkeit gestiftet. In der Regel ist der Name des Stifters auf dem Steine eingegraben, begleitet von einem Spruche des Korans. Auf einem derselben fanden wir die Worte: Der ist der vollkommenste Mensch, der seinen Brüdern am meisten nützt.

Constantinopel übergehe ich. Bekannt ist die Schönheit seiner Lage, und der Schmutz seiner Gebäude. Drei Ereignisse, die den dortigen Aufenthalt am besten charakterisiren, haben wir selbst mit erlebt: eine Revolution, die Pest und eine Feuersbrunst. Nach sechswöchigem Aufenthalt reisten wir ab, um uns durch das innere Klein-Asien nach Kairo zu begeben. Der Erfolg dieser Reise hing von der Art ab, mit der wir sie unternahmen. Es war nöthig, den gewöhnlichen Gebrauch der Reisenden zu verlassen, dessen Opfer Seetzen und Oberst Boutin geworden waren. Wir kauften in Constantinopel Pferde und Waffen, nahmen das muselmännische Costume an, versahen uns mit einem in sehr bestimmten Ausdrücken

abgefaßten Ferman, den der französische Botschafter uns verschaffte, gesellten uns einen Tataren der Pforte, und einen Dolmetscher bei, so wie eine Anzahl erprobter Diener. Auf diese Weise bildeten wir einen Trupp von zwölf Personen, jeder ein doppelläufiges Gewehr an der Seite, und besser mit Feuerwaffen versehen, als die Einwohner der meisten Gegenden, durch die wir zu wandern gesonnen waren. Einige Handvoll Paras, die wir bei Gelegenheit vertheilten, gesellten der Furcht vor unsern Waffen auch noch das Wohlwollen bei, so daß wir an denselben Orten, wo wir vereinzelt vielleicht kaum einige Noten hätten machen können, nun uns ruhig niederließen, um zu zeichnen und die Monumente auszumessen, ohne die Einwohner zu stören, oder von ihnen gestört zu werden. Die Wohlfeilheit der Lebensmittel in der Levante macht diese Art zu reisen wenig kostspielig. So durchzogen wir Klein-Asien, Syrien und Palästina.

Da es für jetzt schon unmöglich ist, von allen unsern Arbeiten und Beobachtungen Rechenschaft abzulegen, so will ich wenigstens die Hauptentdeckungen und Untersuchungen bezeichnen, die wir machen konnten.

Von Nikomedien und Nicäa ausgehend, wo sich noch bedeutende Ruinen vorfinden, wandten wir uns nach Osten gegen die Ufer des Sagaris. Kaum an dem See Sabanja, dem alten Sophon, angekommen, sahen wir ein sehr großes römisches Denkmal, eine sechsbogige Brücke, vorn mit einem Triumphbogen. Sechs Lieues südöstlich von Eutachia gelangten wir zu einer römischen Stadt, die noch kein Reisender besucht hatte, und deren selbst in den alten Itinerarien keine Erwähnung geschieht. Die Hauptgebäude bestehen in einem großen Theater, einer Reitbahn, mehreren gut erhaltenen Portiken, und einem sehr schönen ionischen Tempel; die Säulen aus einem einzigen, 30 Fuß hohen, Marmorblock, sind cannelirt und tragen ein ebenso geschmackvoll als reich geschmücktes Gesims. Aus den Fragmenten einer Inschrift über dem Giebel der Hauptpforte ersieht man, daß der Tempel zur Zeit Hadrians reparirt und Apollo geweiht war. Der Ort heißt auf türkisch Schapder, und ist von einem kleinen Flusse bewässert, über den eine fünfbogige römische Brücke führt. Von Schapder begaben wir uns zu dem von Obrist Leake beschriebenen phrygischen Monument; wir waren so glücklich, in demselben Thale ein anderes ähnliches Monument zu entdecken, und sechs Lieues weiter ein drittes, noch beträchtlicheres, mit einer Inschrift von denselben Characteren. Aber was uns noch mehr interessirte und uns zwei Monate lang beschäftigte, war das Land zwischen Affiom-Karahissar, Danisley und Isparta, um den Lauf und die Quellen des Mäander, des Lycus und des Marsyas zu bestimmen, so wie die Lage der vielen alten Städte, die an ihren Ufern lagen, namentlich Hierapolis und Aphrodisias. In der erstern, stets durch ihre mineralischen Wasser berühmt, findet man noch die mephitische Höhle, von der Strabo spricht, in welcher die Vögel betäubt zu Boden fielen; ferner die Ruinen eines Apollo-Tempels, und eine lange Reihe herrlicher Gräber. Mitten in Aphrodisias, dem heutigen Guera, erhebt sich ein Venustempel von ionischer Ordnung und großentheils erhalten. Links ist die Rennbahn und das Theater. Ueber hundert griechische Inschriften, da und dort in den Ruinen zerstreut, erhöhen noch das Interesse des Ortes.

Auf dem Wege von Guera durch Isparta nach Conié (Konjeh) kommt man über ein Gebirgsland mit großen Seen. Es ist die Schweiz Klein-Asiens. Eyerdir gleicht der Isola-bella des Lago Maggiore. Diese Gebirgskette schließt mehrere alte Städte ein, die man bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden hatte, und deren Lage wir nun bestimmen konnten, z. B. Salagassum, Antiochia von Pisidien, Grenna und Selge. Mehr aber als alle andern verdient Conié, das alte Iconium, die Aufmerksamkeit der Reisenden; hier findet man die Spuren aller Jahrhunderte, besonders arabische Denkmale der seldschukidischen Sultane, die an Schönheit und Vollkommenheit den maurischen Gebäuden Spaniens nichts nachgeben.

Zwölf Lieues von Conié erhebt sich ein isolirter Berg, Kara-Dagh oder der schwarze Berg, von dem man viele Wunder erzählte, und den noch kein Reisender bestiegen haben sollte. Die Türken sagten, es seyen dort tausend und eine zerstörte Kirchen, welche Schätze einschließen, aber über den zusammenstürzen, der hineinzutreten wage. Die Steine dieser Klöster, sagten die Griechen und Armenier, bewegen sich Nachts in förmlicher Prozession durch die Gegend, und verbreiten überall Schrecken. In der That hatten auch Olivier und Kinneird niemand bewegen können, sie auf jenen Berg zu führen. Die Wahrheit ist, daß dieser verlassene Ort stets der Aufenthalt von Räubern war. Ali Pascha von Conié gab uns eine Schutzwache mit, und wir durchstreiften den Berg in verschiedenen Richtungen, indem wir hofften, die Trümmer einiger alten Städte aufzufinden. Wir fanden jedoch blos die tausend und eine Kirche, von der uns die Türken erzählt hatten, d. h. Klöster und Gräber aus dem fünften und sechsten Jahrhundert, alle mit hufeisenförmigen Gewölben, was augenscheinlich beweist, daß diese Bauart, die man bei den ältesten arabischen Monumenten trifft, keineswegs eine Erfindung dieses Volks ist, sondern sich, so wie alles, was die Künste des neuern Asiens und Europas betrifft, an das byzantinische Reich anknüpft: die Griechen gaben den Scepter des Geschmacks nie aus den Händen, selbst nicht in den Zeiten des Verfalls.

Von Conié wandten wir uns gegen das Taurusgebirg und Karamanien. Um auf den höchsten Punct dieses Gebirgs zu gelangen, braucht man blos sieben Stunden, drei Tage aber, um bis zum Meere hinabzusteigen, was beweist, wie hoch das Plateau von Asien ist. Könnte ich doch die interessanten Seiten des Taurus und die auf der ganzen Küste von Selefkieh bis Tarsus ausgebreiteten Denkmale der alten Zeit würdig beschreiben, die Ruinen von Corycus, Eleusa und den Säulenwald von Pampejopolis; Tarsus endlich, wo Alexander in den kalten Wassern des Cydnus so große Gefahr lief, und

wo der Apostel Paulus geboren ward. An der Stelle wo sein Haus gestanden haben soll, erinnert man sich jener Worte, die er einer Frau zurief, die sich ihm zu Füßen geworfen hatte: „Was machst du? Ich bin nichts als ein einfacher Mann aus Tarsus.“ Seine Nachfolger waren nicht immer so bescheiden.

Wir eilten, diesen Ort, wo die Pest große Verheerungen anrichtete, zu verlassen, um über den Pyramus zu setzen, und die Ruinen von Anazarba zu besuchen, sodann sechs Lieues weiter die Trümmer von Budrur, wo, nach dem Bericht der Araber, noch mehr als zweihundert Säulen aufrecht stehen sollen; aber Nurid, der Pascha von Adene, redete uns ab, weil bei den jenes Thal bewohnenden Turcomanen die Pest herrschte, und sie sich gegen seine Autorität empört hatten. Wir waren erstaunt, als dieser Pascha sich bei uns um Nachricht von General Sebastiani und dem Fürsten Talleyrand erkundigte; er hatte den erstern als Vezier in Constantinopel kennen gelernt, und den zweiten auf einer Mission in Frankreich, die der des Galib=Effendi vorangegangen war. Seine Unterhaltung war lebendiger und zeigte von weit mehr Bildung als die aller andern Paschas und Moslims, die wir besucht hatten. Er lud uns ein, einer Art von Divan beizuwohnen, der alle Tage in dem Hofe seines Palastes gehalten wird, und bei dem sich alle Personen seines Hauses einfinden. Die Delhy=Baschi, die Tataren, Tschautchs, Cavas rc. schlossen einen Kreis, das übrige Volk stellte sich hinter sie, die Musik, aus Blasinstrumenten und Trommeln bestehend, zur Seite. In dem Innern des Kreises stellten sich fünf Tschautchs auf, die von Zeit zu Zeit ihre langen, mit silbernen Ketten geschmückten Stöcke in die Luft warfen, und laute Gebete für das Leben des Großherrn und des Pascha verrichteten. Nachdem diese zu Ende waren, trat einer derselben ein paar Schritte vor, und fragte dreimal mit lauter Stimme, ob jemand eine Ungerechtigkeit erfahren, und eine Klage vorzubringen habe; wäre dieß der Fall gewesen, so wäre die Klagschrift in Mitten der Versammlung vorgelesen und dem Pascha überreicht worden. Diese Form gefiel uns sehr, und wir wollten eben unsere Freude darüber ausdrücken, als ein Mann, der während der ganzen Ceremonie aufrecht da gestanden hatte, vor der Musik, die rechte Hand an seinen Säbel gelegt, gleichfalls drei Schritte vortrat, und den Pascha anblickte, als ob er seine Befehle erwartete; wir hielten ihn für den wachhabenden Offizier, aber die Antwort war: es ist der Scharfrichter! Mit diesem Einen Worte stand der ganze Orient uns wieder vor Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Beaumonts Reisen in Buenos=Ayres.

(Fortsetzung.)

In diesem Lande ist fast jeder beritten. Dieß macht die Menge der Pferde, die so zahlreich und wohlfeil sind, wie die Schafe. Sie irren in Haufen zu Tausenden über die weiten Flächen, in vollkommener Freiheit, ohne Herrn oder Eigenthümer. Jedermann kann sich das nächste beste aneignen, und so kommt es, daß es in diesen Gegenden keine Fußgänger gibt. Der Bettler selbst streckt zu Pferde die Hand um eine Gabe aus.

Der Gaucho oder Pachtbauer lebt nur zu Pferde; zu Fuße ist er eben so unglücklich als untauglich. Die lustige Anekdote von einem Gaucho, der gegen seinen Willen aus seinem Sattel kam, erzählt Beaumont auf sehr charakteristische Weise.

„Als mir am Morgen die Pferde vorgeführt wurden, äußerte ich gegen meinen Führer die Besorgniß, das Pferd, welches für mich bestimmt war, möchte nicht im Stande seyn, mich zu tragen. Das arme Thier taumelte ordentlich, als ich es bestieg. Aber der Führer schob die Schuld davon auf dessen Faulheit und betheuerte mir, es sey das beste Thier, das er habe. Ich erfuhr auch bald darauf, daß es die Wahrheit sey, da es das einzige Pferd war, das er noch übrig hatte. Durch tüchtiges Handhaben der Sporen und Peitsche war ich eine Meile weit von der Stadt gekommen, als das arme Thier erschöpft und sterbend zusammen stürzte. Der Führer stieg mit ausnehmender Gemüthsruhe ab, um meinen Reitzeug abzunehmen, wovon er einen Theil auf sein eigenes Pferd packte. Hierauf nahm er mit einem Erguß von Flüchen Abschied von dem halb todten Thiere, und indem er ihm noch einen tüchtigen Peitschenhieb gab, schickte er sich an, sein eignes Pferd wieder zu besteigen, als ich ihm darin zuvorkam, indem ich mich auf dasselbe schwang und ihm so die Wahl ließ, entweder zu Fuße zu gehen, oder sich von irgend einem Nachbar ein frisches Pferd zu verschaffen. Anfangs gerieth er in Hitze, indem er erklärte, er könne nirgends ein Pferd finden, als auf dem nächsten Posthause, das fünf Meilen entfernt lag, und daß er, wenn er nach Buenos=Ayres zurückkehren sollte, gestehen müsse, daß kein einziges Pferd in der Post dieser Stadt übrig gewesen sey. Nach dieser Erklärung und mehreren fruchtlosen Versuchen mich zu überzeugen, daß es viel vernünftiger wäre, wenn ich ginge und er ritte, entschloß er sich endlich, meinem Pferde Zaum und Gurt abzunehmen und stillschweigend neben mir her zu wandern, indem er von Zeit zu Zeit zwischen den Zähnen murmelte: Diabolos estos Ingleses.

Die arme Creatur von Sohlen=Ritter war ganz außer ihrem Elemente, und ich konnte nicht umhin, seinen tiefen Kummer und seine Erniedrigung zu bedauern, ohne ihm jedoch zu seinem Troste meinen Platz einräumen zu wollen. Ein Gaucho zu Fuße! — Dieser Fußgänger wider Willen hatte, so oft ihm der Gedanke an seine Absetzung vor Augen trat, ganz das Aussehen, als wünsche er, daß die Erde sich aufthäte, ihn zu verschlingen. In diesem Zustande begegnete er noch überdieß Einigen seiner Bekannten. Er ließ vor Scham den Kopf hängen und erzählte mit vieler Rührung die Umstände, die ihn in diese Lage gebracht hätten; wobei er schwur, daß ich, wenn meine pistolas nicht wären, nicht lange auf seinem Pferde sitzen sollte. Nachdem wir so unsere Reise neben einander, doch eben nicht sehr traulich, ungefähr eine halbe Meile

fortgesetzt hatten, begegneten wir einer tropilla von Pferden, die ein Junge nach der Stadt trieb. Mein Führer nahm sogleich eines davon in Beschlag, ein sehr schönes Thier, dem er seinen Reitzeug anlegte. Nachdem ich es bestiegen hatte, verlangte er, ich sollte dafür acht Dollars bezahlen. Da ich aber dieß durchaus nicht für nöthig hielt, so entzog ich mich seiner Forderung, indem ich im Gallop davonjagte: er holte mich bald wieder ein, nachdem er es selbst bezahlt hatte. Bei uns'rer Ankunft in dem Posthause malte er den Zuhörern mit den lebhaftesten Farben die üble Behandlung vor, die er erfahren hatte, und bestand auf der Zurückzahlung der acht Dollars. Seine Freunde wollten mich überzeugen, das Recht der Gewohnheit sey auf seiner Seite, da ich aber sehr deutlich einsah, daß die Gerechtigkeit auf der meinigen war, so verachtete ich ihr Geschrei und kümmerte mich nicht weiter um seine Ansprüche." —

Sogar die Mütter dieses Reitervolkes rechnen das Alter ihrer Kinder nur nach den Fortschritten derselben in der Reitkunst:

„Auf dem Plane vor dem Hause erlustigten sich drei kleine Jungen, von vollrunden Gesichtern, damit, Hunde mit Lassos, die aus Riemen von ungegerbtem Leder verfertigt sind, zu fangen. Sie ahmten die Jagd mit dem Lasso mit großer Genauigkeit nach, indem sie den Hund zu Boden rissen, sich anstellten, als wollten sie ihm die Kehle abschneiden und dieß Alles mit übertrieben heftigen Geberden und Lieblings-Flüchen. Auch ließen sich die Hunde mit einer musterhaften Geduld hin und herschleppen und schienen sich in diesem Spiele nicht minder zu behagen, als die kleinen Gauchos. Als ich meine Verwunderung über das Talent der Nachahmung bei diesen kleinen Burschen äußerte, und nach ihrem Alter fragte, antwortete mir die Mutter: sie könne es so genau nicht angeben. Diese zwei, setzte sie hinzu, indem sie auf die deutete, welche nackt waren, sind noch sehr jung. Aber der Andere, welcher ein Röckchen anhat, ist schon in dem Alter ein Pferd zu besteigen *). Dann sagte sie uns, daß sie einen Säugling habe, der sehr krank sey, und bat uns, ihn zu sehen. Sie führte uns dann in die Küchenstube, wo wir ein armes kleines Kind fanden, das in einer von der Decke herabhängenden Haut geschaukelt wurde, fast gerade ober dem Feuer." —

„Man kann mehrere Tage hintereinander reisen, ohne eine weibliche Gestalt zu sehen, so daß man zuerst auf den Gedanken kommt, die Einwohner möchten, gleich den Indianern, nur wenige derselben am Leben lassen; aber eigentlich entspringt diese scheinbare Minderzahl von Frauen daraus, daß sie fast immerfort zu Hause bleiben, während die Männer stets zu Pferde und gleichsam im freien Felde daheim sind. Durch diese Zurückgezogenheit der Weiber verliert indeß der Reisende nicht viel: man vermißt bei ihnen gar sehr das muntere, lebendige Wesen der englischen Landmädchen; die rothe Gesichtsfarbe, die weiße Leinwand und der schmucke Anzug unseres Landvolkes sind ihnen fremde Dinge. Ihre Kleidung besteht fast blos aus einem groben wollenen Mantel; keine Hüte, keine Hauben, keine Mieder, keine Schuhe und keine Strümpfe. Nie sah ich Eine ihre Kleider waschen, und auch Hände und Gesichter schienen nur bei außerordentlichen Fällen dieser Ehre theilhaftig zu werden. Die ganze Beschäftigung in ihrer Hauswirthschaft scheint darin zu bestehen, daß sie Feuer schüren, um den Kessel zum máte zu wärmen, das Essen kochen, und die Kinder (wenn sie welche haben) in einer an der Stubendecke schaukelnden Hangmatte wiegen. Da sie keine Fußböden zu scheuern oder andere Abspühlungen zu besorgen, kein Hausgeräthe in Ordnung zu stellen, keine Strümpfe zu stopfen, keine Küchengärten zu säubern, kein Feld, um darauf zu arbeiten und keine Bücher, um darin zu lesen haben, so sind der Stunden ihrer Muße sehr viele, und diese bringen sie in freudloser Trägheit oder mit Rauchen von Zigarren zu, welche unter dieser schönen oder vielmehr weißbraunen Hälfte der Schöpfung keinen geringen Absatz finden." —

„Es glückte mir nie, einem ländlichen Feste beiwohnen zu können. Vielleicht ist die Bevölkerung zu sehr gestreut, als daß solche Zusammenkünfte häufig statt finden könnten. Die einzige allgemeine Zusammenkunft und Erlustigung beider Geschlechter, die ich sah, war bei dem Arroyo de la China (China = Bache) beim Uruguay, wo die Eingebornen sich in großer Zahl einfanden um zu baden. Die Schönen des Festes schwammen, fast ganz entkleidet, mitten unter den Männern herum, und machten sich über einzelne von unsern Begleitern nicht wenig lustig, als sie es ungeschickt genug versuchten, ihre Wasserkünste nachzuahmen." —

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei den Gauchos ist das Alter ein Pferd zu besteigen etwa das fünfte Jahr.

Expedition nach dem Südpol.

Nachdem Capitän Parry's Versuch, von Spitzbergen in Booten aus den Nordpol zu erreichen, fehlgeschlagen ist, hat die englische Regierung ihre Aufmerksamkeit, wie es scheint, auf den Südpol gerichtet. Vor kurzem hat Capitän Foster, einer von Parry's Begleitern auf seinen früheren Expeditionen, das Commando des Schiffes Chanticleer erhalten, mit dem Auftrage nach dem vor einiger Zeit entdeckten Südshetland-Inseln zu segeln und von dort so weit gegen den Südpol vorzudringen, als, ohne das Schiff zu gefährden, möglich ist. Die Zeit seiner Abwesenheit von England ist auf drei Jahre bestimmt.

Literary Gazette.

Die Gärten der Hesperiden.

In einer der neuesten Sitzungen der Gesellschaft für Geographie in Paris las Pacho ein Fragment über die Gärten der Hesperiden. Er weist die Meinung zurück, welche jene Gärten in die Nähe Berenikes setzt. Gestützt auf die Beschreibung von Scylax, so wie auf verschiedene Stellen von Herodot, Lucan ꝛc. bezeichnet er ihre Stelle auf der Spitze des Vorgebirgs Phycus, wo er in der Nähe eines alten, von den Phöniciern häufig besuchten Hafens dieselben Bäume und Gesträuche findet, die Scylax in seiner Beschreibung nennt, so wie die übrigen topographischen Details, die jener über diesen Gegenstand anführt, und die man, wie Pacho behauptet, nirgends anders in Cyrenaica antrifft.

Le Globe, 21. Mai.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 158. 6 Juny 1828.

Alexander de la Borde's Reisen in der Levante.

Aleppo. Die Beduinen. Palmyra. Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Der Weg von Adene nach Aleppo ist derselbe, den Alexander einschlug, um Darius entgegen zu gehen. Das Schlachtfeld vom Issus fand ich ganz so, wie es die Historiker beschreiben: eine von dem Gebirg und dem Meer eingeschlossene Ebene, die so gut für den macedonischen Phalanx paßte, und wo Tapferkeit die Zahl ersetzen konnte. Antiochia und seine mächtigen Ruinen, die Lustwäldchen der Daphne und die Ufer des Orontes hielten uns einige Tage auf; aber die Verheerungen der Pest störten alle unsere Plane. Wenn wir über die Todtenäcker der Dörfer gingen, sahen wir mit Schrecken die Menge der neuen Gräber, und die frischen Blumen, welche die Türken auf die Rasen gepflanzt hatten. Unangenehm aufgeregt von diesen Gedanken kamen wir nach Aleppo. Eine Stunde vor dieser Stadt kam der französische Consul, Hr. von Lesseps, der schon zuvor von unserer Ankunft unterrichtet war, mit den ersten französischen Handelsleuten uns zu Pferde entgegen. Sie wagten aber nicht, uns zu nahen, da entschieden worden war, daß wir zehn Tage Quarantäne halten sollten. Erst als wir vor unserm Quartier ankamen und vom Pferde stiegen, rief Lesseps: Ich kann mich nicht halten, mag daraus erfolgen, was da will! und warf sich in meine Arme; die anderen Franzosen machten es eben so mit meinen Reisegefährten, und von der Quarantäne war keine Rede mehr. Es reisen so wenig Franzosen in jenen Ländern, daß die Ankunft des einen oder des andern stets ein Fest für unsere armen Landsleute ist. Zwei Monate nachher raffte die Pest einen Theil derer dahin, die das Erdbeben verschont hatte.

Von Aleppo gingen wir nach Palmyra. Dieser schwierige Ausflug bildet eine isolirte Episode in einer Reise durch die Levante, wie die Stadt selbst einsam in der Wüste liegt. Gewöhnlich geht man über Homs oder über Hama. In diesen beiden Städten trifft man Leute, die in Verbindung mit den arabischen Chefs sind, und mit ihnen unterhandeln, daß sie den Reisenden als Führer dienen: es sind dieß gewissermaßen die Mäkler der Wüste. Der bedeutendste derselben, der Scheikh Thala, der die Mekka-Caravane von Hama nach Damaskus escortirt, schickte sogleich einen Eilboten an einen im Augenblick höchst geachteten Chef; ich sage im Augenblick, denn in der Wüste ist die Macht sehr veränderlich, sie geht von Stamm zu Stamm, je nachdem diese Stämme sich unter sich vereinigen, oder von den jährlich vom Euphrat und vom Tigris aus ankommenden Stämmen überwogen werden. Vier Tage nachher sahen wir den Mann ankommen, der uns führen sollte. Er nannte sich Scheikh Nahar, aus dem Stamm der Löwen, aus der großen Familie der Anesäer. Er gebot über ungefähr 10,000 Menschen, die in sechstausend, auf dreißig oder vierzig Quadratmeilen herum zerstreuten, Zelten lebten. Er war sehr groß, gegen sechzig Jahr alt, mager und von der Sonne verbrannt wie alle Beduinen; mit einem gewendeten Schaf-Fell bedeckt, das röthlich bemahlt war und ihn dadurch von seinen Untergebenen auszeichnete; sein Gang war stolz und ernst; über sein Gesicht verbreitete sich, wenn er lächelte, eine gewisse Milde; in der Regel aber war sein Ausdruck schwermüthig und einen geheimen Kummer verkündend. Er sprach sehr wenig, und stets in demselben ruhigen, leidenschaftlosen Ton. Unsere Vorbereitungen waren bald getroffen. Nur zu der Bedingung, unsere Waffen abzulegen, konnten wir uns schwer verstehen; ohne dieß, sagte Nahar, könnte er nicht für unsre Sicherheit haften; die geringste Unvorsichtigkeit könnte uns ins Verderben stürzen. Blos mit diesem Einen Manne und drei seiner Stammgenossen, die zu Fuß waren, betraten wir die Wüste. Wir selbst waren sechs, sämmtlich zu Pferde, mit drei Kameelen zum Transport des Wassers und der Lebensmittel. Die erste Nacht brachten wir in dem Lager der Benikali zu, eines Theiles von dem Stamme der Embaraka, der auf der ganzen Grenzlinie der Wüste von Aleppo bis Damaskus sich ausbreitet. In der Nacht wurden wir durch einen plötzlichen Lärm aufgeweckt: es hatten sich in der Ferne einige Diebe gezeigt; das ganze Lager kam in Bewegung, und wir fühlten wie unangenehm es war, keine Waffen mehr zu haben. Die beiden folgenden Tage fiel nichts besonderes vor. Die drei Araber zu Fuß gingen gewöhnlich voraus, und recognoscirten das Terrain; oft setzten sie sich auf die Kameele, um einen weitern Umblick zu erhalten. Beunruhigt durch das geringste Geräusch, aufmerksam auf die kleinste Bewegung, fürchtet der Mensch, der in dieser furchtbaren Einsamkeit dem Menschen fremd ist, in dem Begegnenden stets einen Feind zu finden. Auf ungeheure Entfernungen erblickt man sich und weicht einander aus; und hier, wo eine ganze Armee sich verlieren könnte, kann der Einzelne sich nicht verbergen.

Ernst und still ritt Scheikh Nahar vor uns her, in bestimmten Stunden Halt machend, um sein Gebet zu verrichten. Eines Tages schien es uns, als ob er den Weg verloren hätte, obgleich er blos Wasser suchte, das er in einem nahen Felsen finden mußte; wir bezeugten ihm unsere Besorgniß; er antwortete ruhig: „Ich habe dem Scheikh Thala versprochen, euch nach Tadmor zu führen, und nach Homs zurückzugeleiten; ich werde mein Wort halten; beunruhigt euch über nichts, was ihr auch sehen möget: Allah ist groß!" — Bald darauf fand er das Wasser wirklich.

Den vierten Tag, nachdem wir eine sehr kalte Nacht in freier Luft und ohne Feuer zugebracht hatten, ritten wir langsam vorwärts, als wir auf einmal beim Umbeugen um einen Sandhügel fünfzehn bis zwanzig Araber gewahrten, die in vollem Gallop, mit gesenkter Lanze, uns nacheilten und unsere etwas zurückgebliebenen Kameele angriffen. Wir kehrten um, um sie zu vertheidigen, und nun entspann sich ein Kampf mit Faust- und Stockschlägen, da unsere Gegner ebensowenig als wir Feuerwaffen hatten. Es sprengten noch mehrere herbei, und wir waren auf dem Puncte uns in der Wüste des Wassers und aller unserer Habseligkeiten beraubt zu sehen. Wir balgten uns um die Kleider, indem wir sie uns gegenseitig aus den Händen rissen, unsere Hengste sprangen auf die arabischen Stuten und die Verwirrung stieg auf den höchsten Grad. Hall und Becker rangen zu Fuß mit zwei Beduinen; mein Sohn, der einzige, der in seinem Gürtel eine Pistole verborgen hatte, hielt damit zwei Araber im Respect, die ihm schon seinen Turban vom Kopf gerissen hatten. Ich selbst suchte unsern Führer auf, dessen Lanze gleich beim ersten Anlauf zerschlagen worden war, als plötzlich einer der Unsrigen rief: Wir sind gerettet! und wirklich sahen wir auch, wie die Araber sich unter sich herumschlugen, und ihr Führer, um Verzeihung bittend, unserem Alten zu Füßen stürzte. Nahar, stets kaltblütig, brachte seine Kleider wieder in Ordnung, stieg zu Pferde, und zeigte seinen Unwillen nur durch ein paar große Thränen, die in seinen Augen glänzten, und durch einige strenge Worte, die er an den jungen Führer richtete, der uns über eine Stunde weit begleitete. Dieser junge Mann, halb nackt, ritt eine Stute 15,000 Piaster werth, und die einzige Belohnung, die er von uns dafür erbat, daß er seinen Stamm an weiteren Gewaltthätigkeiten verhindert hatte, war ein wenig Gerste für sein Pferd. Wir fügten einen Mantel bei, den er auf der Stelle anzog.

Palmyra ist nach demselben Plane gebaut, wie in der Regel alle alten Städte Syriens, und wie die der meisten römischen Colonien. Eine Straße mit Säulen-Portiken geziert, und von einer zweiten ähnlichen durchschnitten, führt nach der einen Richtung zu einem Tempel Neptuns, nach der andern zu einem Jupiterstempel. Die Menge von Tempeln, Grabmalen, die langen Säulenreihen bieten zwar einen großartigen Anblick dar, doch bei weiten nicht so, wie man erwarten sollte. In der unermeßlich sich ausdehnenden einförmigen Ebene, ohne Hügel, ohne Wald, erscheinen selbst die größten Monumente klein, fast nur wie weiße Stäbe, die in den Sand gesteckt sind und vereinzelt in dem ringsumfassenden Blau des Himmels verschwinden. Auch die nähere Besichtigung der Monumente gewährt nicht volle Befriedigung. Der Marmor ist bei weitem nicht so schön, wie der der italienischen Denkmale. Nur der Jupiterstempel bietet eine eben so großartige Masse als schöne Details dar; die übrigen zeigen schon deutlich den Verfall des Geschmacks. Das Ganze dieser wunderbaren Stadt aber, diese Trümmer eines reichen Lebens mitten in der Wüste, werden sie stets für jeden Reisenden zu einer der interessantesten Erscheinungen machen.

Während der zwei Tage, die wir hier verweilten, wurden wir unablässig von den Einwohnern belästigt, die uns eine Art Lösegeld abpressen wollten, wie sie es kurze Zeit vorher einem ausgezeichneten englischen Reisenden, Bankes, gemacht hatten. Wir schlugen es hartnäckig ab. Am Abend des zweiten Tags drangen sie, mit Flinten bewaffnet, in Masse in unsern Saal, und schwuren, uns so lange als Gefangene zu bewachen, bis ihnen jeder von uns tausend Piaster bezahlt hätte. Auf alle diese Vorschläge antwortete unser Scheikh, ohne sich im Mindesten aus der Fassung bringen zu lassen, nur dadurch, daß er seine Formel wiederholte: „Ich habe dem Scheikh Thala versprochen, diese Reisenden nach Tadmor zu führen und nach Homs zurückzugeleiten; sie werden morgen früh abreisen; Allah ist groß."

In der That waren auch die Einwohner den andern Tag viel gefälliger, und ließen uns, nachdem wir ihnen etwas weniges Geld gegeben hatten, in Frieden ziehen. Nach drei strapazenvollen Tagen, gelangten wir zu dem Stamme unsres Führers, den er sein Haus nannte. Wir verweilten zwei Tage, schweiften mit ihnen in der Gegend umher, schliefen unter ihren Zelten, und beobachteten die Sitten dieser Naturmenschen, denen die einsame Wüste kein Bedürfniß beut und keines befriedigt, die aber, auf flüchtigem Roß durch die weiten Ebenen schweifend, in ihrer Unabhängigkeit vollen Ersatz für jede Entbehrung finden.

Von Palmyra wandten wir uns gegen Latakieh zurück, um die Küste Syriens zu besuchen, den Libanon, die schönen Thäler, die ihn durchschneiden, die heiligen Orte, noch jetzt verherrlicht durch die Denkmale aller Jahrhunderte. Nach zwei Tagen gelangt man von den Cedern Salomons zu den riesenhaften Monumenten von Balbek und zu dem wundervollen Palaste des Drusenfürsten. Balbek übertrifft Palmyra an Größe, wie an Schönheit seiner Denkmale. Säulen von sechzig Fuß Höhe, aus Einem Blocke, ruhen auf noch gewaltigern Grundmauern; und der Palast des Emir Bechir ist vielleicht das Herrlichste, was die ganze arabische Baukunst aufweisen kann. Der Fürst, der ihn aufführen ließ, hat fünfzig tausend bewaffnete Christen und vierzigtausend Drusen unter seinen Befehlen. Ungeachtet er im Aeußern die Religion Mahommeds beobachtet, ist er ein Christ,

und sein ganzes eigenthümliches, abentheuervolles Leben erinnert an die Zeiten Saladins und Malek=Adels.

Von Balbek gingen wir nach Damaskus, nach Constantinopel der bedeutendsten und schönsten Stadt des ganzen Orients. Wir wohnten in dem Kloster der Lazaristen, dieser guten Leute, bei denen jeder Reisende Schutz findet, und die sich das ganze Jahr tausend Entbehrungen unterwerfen, um desto mehr auf ihre Werke der Wohlthätigkeit verwenden zu können. Der gute Empfang den wir bei Saleh, dem Pascha von Damaskus, und bei den Vornehmsten der Stadt fanden, enthob uns des hergebrachten Gebrauchs, in den Straßen den weißen Turban abzunehmen und vom Pferde zu steigen, eine Demüthigung, zu der wir uns nie verstanden haben würden, und von der wir auch die künftigen Reisenden befreit zu haben hoffen. Nun zogen wir nach Hauran, dem alten Dekapolis, dem wichtigsten Puncte unsrer Reise, den Seetzen und Burckhardt beschrieben, aber dessen Monumente sie weder bezeichnet noch näher studirt haben. Als wir Damaskus verließen, kam ein schöner Mann, wohlgekleidet, mit reichen Waffen, aber sehr ermüdet auf uns zu; es war ein Christ vom Libanon; er hatte sechs Meilen gemacht ohne zu essen, weil gerade Fasten war. Er brachte mir einen englischen Brief:

„Sie sind auf einer gefahrvollen Reise begriffen. Der Mann, den ich Ihnen sende, ist einer der tapfersten des Gebirgs; er hat Befehl, bis Sie sich eingeschifft haben, Sie nicht einen Augenblick zu verlassen, und mir dann Nachricht von Ihnen zu bringen.

Esther Stanhope."

Diese edle liebenswürdige Dame, eine Nichte Pitt's, hatte mir erlaubt einige Tage bei ihr in ihrer Einsamkeit zuzubringen; sie hatte mir ihre Abentheuer erzählt, aber verschwiegen, wie viel Gutes sie seit lange schon dem Lande erwiesen hatte; nur von den Armen erfuhren wir ihre Werke der Wohlthätigkeit.

Die Provinz Hauran ist eine große fruchtbare Ebene, einst mit bedeutenden Städten bedeckt, nun mit ihren vielen Trümmern. Wir bringen achtzig Zeichnungen und Plane zurück, vorzüglich von den Städten Kannat, Sueda, Bostra, und weiterhin, in der Wüste des todten Meeres, von Ascherasa und Aman. Von Hauran wanderten wir nach Jerusalem, über Tiberias, Nazareth und Nablos.

Wir hatten das vorige Jahr die heilige Woche in Rom zugebracht, und nun auf der Reise unsere Einrichtungen so getroffen, um dieses Jahr sie zu derselben Zeit in Jerusalem zu feiern. Interessant ist der Gegensatz, den in diesen festlichen Tagen die beiden großen Städte der christlichen Welt darbieten.

Der erste Eindruck ist weit größer in der ewigen Stadt. Das volle, bewegte Leben, das während jener Feste in Rom herrscht, die stolzen Monumente, die darauf herunterblicken, stehen auf gleicher Höhe mit den großen Erinnerungen der Vorzeit, während in Jerusalem Menschen und Denkmale weit hinter den Erinnerungen zurückbleiben, sie stören und verunstalten, so daß man sie lieber ganz wegwünschte. Wenn der erste Priester der Christenheit, von seinem Kletus und von den aus allen Puncten der Erde zusammengeströmten Gläubigen, der Stadt und der Welt, urbi et orbi, seinen Segen gibt, von der Höhe des größten Monumentes herab, das der Geist des Menschen aufrichtete, während unten die unübersehbare Menge im tiefsten Schweigen auf den Knieen liegt, so trägt dieß Alles einen Charakter von Größe, von erhabener Feierlichkeit, den man in Jerusalem vergebens wieder suchen würde. Hier sind die heiligen Oerter unter der Obhut armer Mönche von allen Secten, aus den untersten Klassen der Gesellschaft, vielleicht grundehrlicher Leute, aber ohne Bildung und ohne Würde, die unter sich und gegen den Fremden von Nichts sprechen, als von ihren Zänkereien, und sich täglich gegenseitig bei den türkischen Behörden verklagen, die aus ihrem Haß Vortheil ziehen, ihre Erbitterung sich bezahlen lassen, und mit Schimpfworten und Stockschlägen die heiligsten Ceremonien stören. Diese geheiligten Stellen sind überdieß durch die geschmacklosesten Verzierungen und Ueberbauungen entstellt. Von diesem Allem aber muß der Reisende das Auge abwenden. Er muß Rom in seinem ganzen Glanze, Jerusalem in seiner ganzen Einsamkeit sehen; er muß in den Umgebungen dieser Stadt umherirren, allein mit seinen Gedanken, allein mit den Erinnerungen der Zeit, die nicht mehr ist; dann überschreitet der Geist die Kluft der Jahrhunderte: er sieht diese Orte wie sie waren, er erblickt in dem nackten Felsen die Krippe, Christus Wiege, die Wiege der Civilisation; er liest auf dem Stein des heiligen Grabes die Lehre, die jede Aufopferung predigt: das Theuerste hinzugeben, um das Höchste zu gewinnen!"

(Schluß folgt.)

Beaumonts Reisen in Buenos-Ayres.

(Fortsetzung.)

Bei all' diesen ungünstigen Schilderungen des Landes und der Bewohner wird man stets an den Gegensatz erinnert, den damit Capitän Heads lebenvolle Darstellungen bilden. Welches Vergnügen gewährte es Head, zu Pferde durch jene wilden Gegenden zu schweifen; wie trefflich schmeckte ihm das unter seinem Sattel mürbe gemachte Fleisch; wie herrlich schlief er mit dem Pferdeschedel als Kopfkissen! Hr. Beaumont ist viel delicaterer Natur. Seinem feinen englischen Geschmacke wollte das wilde Leben, in welchem Head eine neue Welt, voll Kraft und Natur, aufging, nicht behagen, und zum Ueberfluß kamen noch seine betrogenen Erwartungen hinzu, um sein Urtheil überall wo er hinblickt so sauertöpfisch als möglich zu machen:

„In einem finstern und elenden Schuppen, der unsern Speisesaal vorstellte, und in der Mitte des Fußbodens, welcher aus der nackten Erde bestand, sah man ein Loch etwa zwei Fuß im Durchmesser. In diesem wurde einiges Holz angezündet, und an einem Spieße steckte ein mächtiges Stück Rindfleisch zum Braten. Rings um das

Feuer lagen die Gerippe von Pferd- und Stierköpfen, welche zu Sitzen dienten. Eine lange dürre Gestalt, mit einem finstern häßlichen Gesichte, das von schwarzen borstigen Augenbraunen beschattet und mit langen Haaren umzottelt war, schürte das Feuer. Endlich kam die Stunde zum Mahle. Mehrere andere Peons traten herein, gesellten sich zu uns, und alsbald schritt man an's Werk. Jeder nahm seinen Schedelsitz, rückte mit ihm zum Feuer, griff dann nach seinem langen Messer und machte sich fertig, dem Bratspieße seine Ehre anzuthun, indem er mit seinen schmutzigen Fingern das Fleisch überall betastete, um das weichste oder bestgerathene Bratenstück zu entdecken, und dann sich ein acht oder neun Zoll langes Stück abschnitt. Das eine Ende des so abgeschnittenen Stückes hielt er in der Faust, das andere steckte er in den Mund, und wenn er es so weit hineingebracht hatte, als es gehen wollte, schnitt er mit dem Messer durch. Alle priesen die Trefflichkeit des Fleisches, plauderten und lachten, so daß es einen oft Wunder nahm, daß sie nicht manchmal statt des Bratens sich die Nasen abschnitten. So groß auch die Fleischschnitte waren, so machten sie doch selten mehr als drei Mundvoll daraus, und diese würgten sie mit erstaunenswürdiger Fertigkeit hinunter. Nachdem so der Braten zerlegt und wenig mehr am Spieße übrig war, als ein bloßer Knochen, kam die Reihe an das zweite Gericht. Es wurde der Caldo, ein Topf mit Brühe und Fleisch, aufgedeckt; dieser stand ein wenig auf der einen Seite des Feuers, so daß die Tischgenossenschaft ihre Sitze weiter schieben und ihre Köpfe in einen engern Kreis zusammenrücken mußte. Einer griff frischweg mit den Fingern in den Topf hinein, und brachte das Fleisch zum Vorschein, das nun auf dieselbe Weise wie der Braten zersäbelt und verschlungen wurde. Die Brühe trank man in Muschelschalen, aber da die Zahl derselben nicht für alle hinreichte, so mußte eine Schale mehrere Lippen küssen. Indem sie die Brühe hinabschlürften, hielten sie ihre Köpfe (das heißt, nicht die worauf sie saßen, sondern ihre eigenen lebendigen) über den Topf, so daß nichts, was von ihrem Munde herunterrann, oder was, weil man es zu heiß fand, wieder ausgespuckt wurde, verloren ging, sondern zur gemeinschaftlichen Grundsuppe zurückfloß. Der Geschmack dieses Gerichtes war durch Nichts verfälscht, weder durch Salz, noch durch Gewürze, noch durch irgend eine Art von Kräuterwerk: man trank den reinen Fleischabsud. So ging der Schmaus fort und wurde mit vieler Ergötzlichkeit geendigt. Mein Gefährte erklärte das Rindfleisch für ausnehmend schmackhaft und fand sich überhaupt so wohlbehaglich, als wäre er als Gaucho geboren und erzogen; mein Magen aber wollte sich noch nicht an die neue Lebensart gewöhnen. Die Behaglichkeit, mit der meine finstern und schmutzigen Tischbrüder an dem Braten herumtappten; die Gier, mit welcher sie die Schnitten faßten und verschluckten; die Behendigkeit, mit der sie das gekochte Fleisch mit den Fingern zerrissen, und Schlund und Bart mit der Brühe badeten — alles dieß vermochte so wenig mich zum Wetteifer zu begeistern, daß ich eher die ungestümen Forderungen meines Magens (denn ich hatte den ganzen Tag nichts gegessen) zur Ruhe wies, als daß ich mich entschließen konnte, mich der Tafelrunde anzuschließen. Ich fühlte einige Uebelkeit und ging zu Bette, das heißt, ich breitete auf dem nackten Boden eines Nebenschuppens eine Haut zu meinem Lager aus, nahm meinen Sattel als Kopfkissen, meine Kleider als Decke. Doch vergeblich hoffte ich auf Schlaf und Ruhe; kaum hatte ich mich hingestreckt, als ich von Legionen Flöhen angefallen wurde. Die Eingebornen sind im Ganzen den Fremden hold, aber noch weit mehr ihre Flöhe; diese fraßen mich fast vor Zärtlichkeit. Sie zu fangen, daran war nicht zu denken; das Einzige, was ich versuchen konnte, war, sie zu schrecken und von ihrem Leckermahle zu verjagen. Um dieß zu bewerkstelligen, mußte ich mehrere Stunden lang mit Händen und Füßen zappeln und schlagen, wie ein galvanisirter Frosch, bis ich endlich, von Ermüdung überwältigt, in Schlaf fiel und ihren ruchlosen Willen ungestört gewähren ließ. O Dio! chi probo mai tormento eguale al mio! Als ich erwachte, dauerte noch ihre Schwelgerei fort: freilich fiel mancher unter der Hand vergeltender Gerechtigkeit, viele suchten ihr Heil auf der Flucht, aber gleich den Parthern waren sie kaum aus einer Stellung vertrieben, als sie schon an einer andern ihre Angriffe erneuerten; so blieb mir endlich keine Zuflucht mehr, als mich auf und davon zu machen. Als ich die freie Luft gewann, gelang es mir dadurch, daß ich meine Kleider auszog und tüchtig ausschüttelte, meine Quälgeister, die sich zuletzt so angesaugt hatten, daß sie es kaum mehr zu einem erklecklichen Sprung bringen konnten, *aus ihren Quartieren zu schlagen.*"

(Schluß folgt.)

Unterrichtswesen in Dänemark.

Die Methode des gegenseitigen Unterrichts macht in Dänemark sehr bedeutende Fortschritte. Nach einem neuern, dem Könige von dem Ritter Abrahamson vorgelegten Berichte, bestand im J. 1819 nur eine einzige nach dieser Methode eingerichtete Schule in Dänemark. Durch ein Decret vom 3 Sept. 1822 ward die Einführung jener Methode in allen Schulen erlaubt, nachdem die Sache vorher im Staatsrathe, in Gegenwart des Königs, berathen worden war. Die Resultate des Decrets sind folgende:

Den 31	Decbr.	1823	bestanden	244	Schulen
"	"	1824	"	605	"
"	"	1825	"	1143	"
"	"	1826	"	1545	"
"	"	1827	"	2003	"

Bereits haben 268 neue Schulen zu Einführung der neuen Methode sich bereit erklärt. Die gegenwärtige Zahl der Primärschulen des Königreichs beträgt im Ganzen 4500, nämlich 4100 öffentliche, und 400 Privatschulen. Bewogen durch die vortheilhaften Resultate sollen alle diese Schulen nach der Lancaster'schen Methode reformirt und zugleich ihre Anzahl vervollständigt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 159. 7 Juny 1828.

Persische Skizzen.

Der Ceremonienstreit.

(Fortsetzung.)

Zum Glück war der Eltschi ein Mann, der sich schon als Geschäftsträger bei mehreren Fürsten Indiens die edle Wissenschaft des Niedersitzens und des Aufstehens (Kaida-i-nischest-u-berkhast), d. h. den Inbegriff aller Grundsätze, Formen und Manieren eines feinen Benehmens, wie es nicht nur in der guten Gesellschaft überhaupt, sondern insbesondere an den asiatischen Höfen beobachtet werden muß, auf's Gründlichste angeeignet hatte. Noch mehr, er hatte sich bei unserem ersten Auftreten in Persien vor zehn Jahren in jener Eigenschaft geltend gemacht und diesen formellen Asiaten Achtung abgenöthigt.

Aber wie mußten wir damals kämpfen, bis diese delicate Angelegenheit in's Reine gebracht war! Für's Erste wurden wir von dem Augenblick unsrer Landung in Abuschir an mit täglichen, ja fast stündlichen Uebungen geplagt: es wurde uns auf das Genaueste gezeigt, wo wir in Prozession zu reiten, wo wir zu stehen oder zu sitzen, wann wir uns vom Polster zu erheben, wie weit wir einem Gast von Rang entgegen zu gehen, wie weit wir ihn beim Abschied zu begleiten, kurz, wie wir uns an jedem Ort und unter allen Umständen zu benehmen hatten. Uebrigens war die Organisation unsers Steh-, Sitz- und Aufstehwesens noch von verhältnißmäßig geringer Bedeutung gegen die Wichtigkeit der Höflichkeitspflichten, die dem gebildeten Weltmann beim Rauchen seines Kellians, oder beim Trinken seines Kaffes obliegen. In der Art, wie man für Pfeife und Kaffe sorgt, gibt man zu erkennen, ob einem ein Besuch willkommen ist oder nicht; die geringste Vernachläßigung der Form wird eben so sehr als ein Mangel der Lebensart, wie als ein Verstoß gegen die schuldige Aufmerksamkeit und Achtung betrachtet. Steht der Besuchende im Range über euch, so wartet ihr ihm eigenhändig auf, und greift nicht eher selbst zu, als bis er's euch heißt; steht er euch gleich, so wechselt ihr die Pfeifen aus und reicht ihm sie mit dem Kaffe, wobei ihr die nächste Tasse für euch nehmt; steht er etwas unter euch und ihr wollt ihn auszeichnen, so laßt ihr ihn zwar aus seiner eignen Pfeife schmauchen, aber der Bediente bringt ihm auf euren huldreichen Wink die erste Tasse; steht er endlich weit unter euch, so haltet ihr euch in gehöriger Entfernung von ihm und wahrt euern Rang, und erst, wenn ihr eure Tasse genommen habt, gebt ihr dem Bedienten ein Zeichen mit der Hand, jenem eine zu präsentiren. Mit einem Ruf nach Kaffe und Pfeife bewillkommt man, mit einem zweiten Ruf verabschiedet man; doch treten bei diesem Ceremoniel noch mancherlei Modificationen ein, welche von den Standes-Verhältnissen der Besuchenden zu einander oder von dem Grad ihrer Vertraulichkeit abhängen.

Jedermann rechnete damals auf unsere Unwissenheit in solchen Dingen: da war kein Bedienter, Kaufmann, Gouverneur, Befehlshaber oder Staatsbeamter, der es nicht bei jeder Gelegenheit auf eine Schmälerung unsrer Würde abgesehen hätte. Wir durften uns nicht das Geringste vergeben, wollten wir nicht den Erfolg unsrer Sendung aufs Spiel setzen. In Schiras kam es zuletzt noch zu sehr starken Auftritten, die aber die gute Folge für uns hatten, daß unsre Ansprüche, wie wir sie als die Repräsentanten einer großen Macht aufstellten, für immer gesichert und anerkannt wurden.

Der König war in Khorassan; aber in Schiras befand sich der Hof eines seiner Söhne, Hussein-Ali-Mirza, eines Knaben von 12 Jahren, der unter der Vormundschaft seiner Mutter, einer gewandten Frau, und seines Ministers Tscherâgh-Ali-Khan, diese Stadt mit der dazu gehörigen Provinz Fars dem Namen nach regierte. Wenn wir Mühe hatten, uns über Formen von wenigerem Belang zu verständigen, welche Schwierigkeiten erhoben sich erst, als wir über Formen unterhandelten, die wir beim Besuch eines Prinzen von Geblüt beobachten sollten?

Persischer Etikette gemäß saß Hussein-Ali-Mirza auf einem Nemmed oder dicken Filz, der über den Teppich gebreitet war und halb quer durch den obern Theil des Audienzsaals ging. Zwei Streifen Filz, zwei bis drei Zoll niederer, lagen zu beiden Seiten. Einen derselben nahmen die Minister und die Großen des kleinen Hofes ein, der andere war für den Eltschi und sein Gefolge bestimmt; aber nach einem geschriebenen Destur-ul-Amal (Programm), dem ein Plan des Zimmers beigefügt war, stand dem Eltschi nicht blos der Ehrenplatz auf unserem Streifen zu, sondern sein rechter Schenkel durfte noch auf dem Nemmed des Prinzen ruhen.

Der Eltschi trat ein, begrüßte den Prinzen und ging auf den ihm im Programm bezeichneten Sitz zu; aber der Ceremonienmeister wies ihn nach einem niederern, und da er sah, daß man davon keine Notiz nahm, so stellte er sich zwischen ihn und den Sitz. Hier blieb er wie eine

Bildsäule stehen, ohne daß er den Eltschi, der ihm mit der Hand winkte, Platz zu machen, einer Aufmerksamkeit würdigte. Der Eltschi sah sich nach dem Minister um; auch dieser war stumm und stierte, mit über einander gekreuzten Armen, vor sich auf den Teppich hin. Der junge Prinz, der sich bis jetzt mit derselben schweigsamen Würde, wie die Andern, benommen hatte, ersuchte nun den Eltschi, sich zu setzen, was dieser mit einer tiefen Verbeugung gegen ihn und einem Blick voll Verachtung auf den Minister that. Hierauf wurden die gewöhnlichen Erfrischungen gereicht; kaum war jedoch diese Ceremonie vorbei und noch hatte der zweite Gang nicht angefangen, als der Eltschi den Prinzen um Erlaubniß bat, sich zu entfernen, und ohne die Antwort abzuwarten aufstand und sich zurückzog.

Da der Minister sah, daß die Sache diese Wendung genommen hatte, so that er versöhnende Schritte zuerst selbst und dann durch den Mehmandar Mahommed-Scherif-Khan, den er abschickte, daß er mit dem Eltschi reden sollte. „Möge Tscheragh-Ali-Khan wissen," ward ihm zur Antwort, „daß der Repräsentant Englands nicht in Schiras bleibt, um sich neuen Beleidigungen auszusetzen. Sage ihm, wie zwar die Achtung für den König mich abgehalten hat, die Rücksichten gegen den Prinzen, der noch ein Kind ist, aus den Augen zu setzen; wie sich aber diese Rücksichten nicht auf einen Minister erstrecken, der so wenig weiß, was er der Ehre seines Gebieters und seines Landes schuldig ist, daß er sich nicht schämt, einem fremden Gesandten wortbrüchig gegenüber zu erscheinen."

Dieser Bescheid, den der Eltschi laut und in unwilligem Tone gab, indem er sich zu Pferde setzte und augenblicklich weg ritt, verfehlte seine Wirkung nicht. Nun denke man sich die Verlegenheit und Bestürzung der Hofleute, die eben noch triumphirten, dem Eltschi den Sitz ein paar Schuhe niederer zu setzen, als er sich eingebildet habe. Die Mirzas und Omras eilten einer nach dem andern daher und wandten sich an verschiedene Personen vom Gefolge mit der Bitte, ihn zu besänftigen. Als aber vollends zum Aufbruch des brittischen Lagers Befehl gegeben wurde, da langten Botschaften über Botschaften an: „Der Eltschi legt doch auf eine Kleinigkeit gar zu viel Gewicht;" — „es war ein Mißgriff von meinem Ceremonienmeister; ist es der zürnende Eltschi zufrieden, wenn ich ihn verungnade — wenn ich ihn bestrafe — wenn ich ihm die Bastonade geben — wenn ich ihm die Augen ausstechen — wenn ich ihm den Kopf abhauen lasse?" Umsonst. Auf alle Ausflüchte nur Eine Antwort: „Tscheragh-Ali-Khan erklärte schriftlich, daß er die Uebereinkunft gebrochen hat, und daß er mich um Verzeihung bittet; wenn mir ein solches Papier eingehändigt wird, so bleibe ich, wo nicht, so verlasse ich Schiras." Endlich verzweifelnd, den Entschluß des Eltschi zu ändern, gab der Minister die verlangte Erklärung, mit dem Beisatz, wenn ja ein Wort zu den Ohren Sr. Majestät kommen sollte, daß der Eltschi gekränkt worden, so können die, welche Seine brittische Excellenz um Ihre gute Laune gebracht hätten, nicht streng genug bestraft werden. Darauf ließ der Eltschi zurückschreiben, wie ihm diese Erklärung völlig genüge, und er um aller Welt nicht wolle, daß um seinetwillen irgend jemanden in Persien, am wenigsten seinem theuern Freunde Tscheragh-Ali-Khan etwas zu Leide geschehe, und auf unsers Mirza-Aga-Mir's besonderes Verlangen und nach seiner Angabe schloß der Brief mit der Versicherung: „Alle widrigen Erinnerungen seyen ausgethan aus der Gedächtnißtafel des Eltschi, und jetzt stehen darauf nur noch die zwei Worte mit goldener Schrift: Freundschaft und Eintracht."

Am folgenden Tag stattete der Minister einen langen Besuch ab und bestand darauf, daß der Eltschi den Prinzen noch einmal sehen sollte. Wir gingen — aber welcher Unterschied in unsrer Aufnahme! Welche Aufmerksamkeit von allen Seiten! Der Ceremonienmeister verneigte sich, fast bis auf den Boden, und obgleich der Eltschi nur seinen bestimmten Sitz einnehmen wollte, so war das dem Prinzen und dem Minister nicht genug; statt blos einen Schenkel auf den früher unnahbaren Nemmed zu bringen, mußte er ganz hinauf. Das war eine Gunst und eine Auszeichnung (miherbâni-ser-afrâzi)!

(Fortsetzung folgt.)

Beaumonts Reisen in Buenos-Ayres.

(Schluß.)

„Unter den wilden Indianern (so nennt man die, welche sich von der Herrschaft der Spanier frei erhalten haben) bemerkt man noch die eigenthümlichen Grundzüge dieser Menschenrace, deren Blut rein von europäischer Beimischung geblieben ist. Ihre Sitten aber haben durch die flüchtige Berührung mit den Ansiedlern einige Aenderung erlitten, wiewohl nicht gerade zu ihrem Vortheil. Besonders schädlich wirkt die Gewohnheit, stark gebrannte Wasser zu trinken. Diesen Indianern ist übrigens Kunstfleiß eben so wenig fremd, als denen, welche von den Europäern zu den schon civilisirten gerechnet werden. Sie verfertigen Lassos, Bälle, Riemenwerk, Peitschen von Leder, Steigbügel aus einem Stück Holz, das sie in dreieckige Form biegen, andere fleißig geschnitzte Arbeiten, als kleine Schachteln, Wedel von Straußfedern, denen sie lebendigfrische Farben zu geben wissen. Sie machen auf Tiger, Löwen, Panter und Marder Jagd und sammeln ihre Häute. Auch verfertigen sie Stiefel (botas de potro) aus den Hinterbeinen junger Pferde. Hiezu wird die Haut gegen die Mitte des Schenkels rundum und ebenso etwa neun Zolle über der Fessel durchschnitten. Dann streift man sie ab; der obere Theil bildet den Schaft des Stiefels, die Kniebeuge wird die Ferse, die übrige Haut bedeckt den Fuß und läßt an der Spitze eine Oeffnung, durch welche sie die große Zehe stecken. Diese Stiefel werden von Haaren gereinigt und an den Fuß gepaßt, so lange die Haut noch feucht ist; sie schrumpft dann zusammen und gewinnt die gehörige Form, ohne daß man sich weitere Mühe zu geben braucht. Wenn sie reiten, steht die

Zehe allein im Steigbügel; dadurch erhält sie eine ungewöhnliche Stärke und trennt sich sehr von den übrigen Fußzehen. Für die erwähnten Waaren tauschen die Indianer Branntwein (aguardiente), Maté (die Paraguay-Wurzel, aus der eine Art Thee gekocht wird), Zucker, Feigen, Trauben, Pferdgebisse, Sporen, Messer u. dgl. ein. Um diesen Handel zu treiben, besuchen sie von Zeit zu Zeit truppweise die vorzüglichsten Städte; da sie aber bei dieser Gelegenheit im Brauche haben, über Durst zu trinken, so müssen sie, zur Vermeidung von Streitigkeiten, in den Vorstädten bleiben."

Auch die Indianer des ebenen Landes haben sich so sehr an den Gebrauch der Pferde gewöhnt, daß das Reiten eine ihrer Lieblingsübungen geworden ist, und sie es darin noch weiter als die Gauchos selbst treiben.

„Fast alle Einwohner der Provinzen des la Plata-Stromes sind geschickte Reiter; die Creolen und die ansäßigen Indianer übertreffen darin bei weitem die europäischen Ansiedler, und die Wilden thun es allen zuvor. Von Jugend auf leben sie zu Pferde; ihre Beine erhalten durch diese frühzeitig getriebene Uebung eine ganz sichelförmige Krümmung und kaum können sie sich ihrer zum Gehen bedienen. Ich sah bisweilen in Buenos-Ayres solche arme Indianer, die man dahin als Gefangene gebracht hatte: sie schleppten sich mühsam fort, verwickelten ihre Beine und hinkten einher, wie wackelnde Enten. Aber im Sattel bilden sie mit dem Pferde nur Einen Leib, und indem sie mit ihren säbelkrummen Beinen das Pferd umschließen, gewinnen sie einen so festen Halt, als der Papagei, wenn er sich mit seinen Klauen einklammert. Im gestreckten Galoppe können sie sich unter dem Bauche ihres Pferdes herumschwingen und wieder in den Sattel kommen. Die Jagd auf Pferde, Damhirsche und Strauße macht die Hauptbeschäftigung dieser umherschweifenden Indianer aus. Wenn es ihnen aber daran fehlt, so machen sie sich eben kein Gewissen daraus, ihren Vorrath aus den gezähmten Heerden von Pferden und Hornvieh zu holen, welche sie an den Grenzen der civilisirten Provinzen antreffen. Dieß hat schon viele Kriege und Waffenstillstände zwischen den Indianern und den Einwohnern der Provinzen veranlaßt; jene dauerten gewöhnlich so lange, bis beide Theile durch ihre Verluste ermüdet waren, und diese wurden nur so lange gehalten, bis sich das Andenken an die Uebel des Krieges verwischt hatte, oder sie sonst einen Grund fanden, die Feindseligkeiten zu erneuern."

Der Umstand, daß der Reisende, von seinem übeln Humor und dem Aerger über getäuschte Hoffnungen geplagt, alles was ihm begegnet von der schwärzesten Seite darstellt, hat für den Leser wenigstens das Gute, daß er sich um so eher auf die Wahrheit derjenigen Stellen verlassen kann, in denen Beaumont hie und da etwas in günstigerem Lichte zeigt. Da zum Beispiele, wo er die Gründe kurz wiederholend zusammenfaßt, welche jemand bestimmen können, nach Buenos-Ayres auszuwandern, dürfen wir überzeugt seyn, daß der Verfasser von keiner Parteilichkeit geblendet war.

„Nach dem, was ich über die Regierungshäupter von Buenos Ayres, über das Schicksal derjenigen, die ihren Versprechungen trauten, und über den schwankenden und unsichern Zustand des Landes angeführt habe, würde es unnöthig seyn, solchen, die Lust hätten, ihr Capital dahin anzulegen, noch Behutsamkeit anzuempfehlen. Niemand wird in Zukunft mehr so unbesonnen seyn, für dergleichen Auswanderungsplane Geld herzuschießen, niemand mehr Actien in den Fonds solcher neuer Gesellschaften nehmen. Wenige werden die Absendung von Arbeitsleuten in ein so fernes Land auf ihre Kosten, in der ungewissen Hoffnung, den Gewinn ihrer Arbeit zu theilen, fürderhin in Schutz nehmen wollen. Die Manufacturisten und Kaufleute werden sich erst einigemal umsehen, be or sie sich in die Hände der Agenten und Associés werfen. Sie werden sich Zeit nehmen zur Ueberlegung, bevor sie selbst bei vertrauten Leuten darauf rechnen, daß diese in diesem Lande der Treulosigkeit und des Betruges für ihre Interessen wachen werden, wofern nicht eine moralische und politische Umgestaltung daselbst eintritt. Aber dennoch gibt es eine Classe von Menschen, die, wenn sie Mittel finden, in die Provinzen des la Plata Stromes zu kommen, vernünftiger Weise hoffen können, ihre Lage zu verbessern. Es sind dieß Bauern und Handwerksleute, die an harte Arbeit gewöhnt sind, Gräben ziehen, Brunnen graben, Dämme aufwerfen können; emsige Pächter und Ackersleute, Zimmerleute, Schlosser, Schneider, Schuster u. dgl. Handwerker. Wenn sie mehr als ein Handwerk verstehen, so wird ihnen dieß nur zu größerem Vortheile gereichen; denn es kann sich oft ereignen, daß ein Fach der Arbeit zu stark besetzt ist. Es fehlt daselbst weder an Genies, noch an Leuten, andere zu dirigiren, noch an Projectenmachern, noch an schlauen, verschlagenen Köpfen; den gewandtesten Mustern dieser Art aus England würden die Creolen sehr bald das Spiel abgewonnen und sie betrogen haben. Die Genies irren ohne Beschäftigung umher, die Projectenmacher scheitern in allen ihren Unternehmungen, und was das Dirigiren-wollen betrifft, so hat dort jeder Lust und Talent dazu; auch Advocaten, Agenten und Consulenten gibt es so viel man will. Nur an Handwerkern ist Mangel, daher diese allein mit Vertrauen nach Buenos-Ayres gehen, und dort ihr Brod bei mäßiger Arbeit verdienen können. Doch auch ihnen ist in Manchem Vorsicht anzuempfehlen. Wenn man Jemand sagt, daß die Arbeit eines Tages zwei oder drei Dollars einträgt, und daß das Pfund Rindfleisch nicht mehr als zwei Sous kostet, so wie die Gallone gebrannter Wasser ungefähr anderthalb Dollars, so ist der erste Gedanke, der sich ihm aufdringt, daß man da in Kurzem sein Glück machen müsse. Allein der Gewinn strömt nicht so zu, wie man auf den ersten Anblick glauben sollte. Rindfleisch und Branntwein sind wohlfeil; alles andere dagegen übermäßig theuer. Für Wohnung, Kleidung rc. muß man noch einmal so viel als in London, dem theuersten Orte Europas, bezahlen. Das Pfund Erdäpfel kostet zwölf Sous; Brod, Butter, Käse, Spezereien bezahlt man zu weit höheren Preisen als in England. Das Clima ent-

nervt und erzeugt Arbeitscheue. Die Sitten des Landes, Verführung und böses Beispiel von allen Seiten, der Spott und die Neckereien der Müssiggänger, Alles vereinigt sich, den Arbeiter zu einem Trunkenbold und faullenzenden Tabakraucher zu machen. So wird der Eingewanderte bald dahin gebracht, daß er mit den Eingebornen auf gleiche Stufe zu stehen kommt, und folglich wird der englische Ankömmling, obgleich er sich durch Arbeit einen reichlicheren Lebensunterhalt als in England verschaffen könnte, in Buenos-Ayres nicht besser, ja sogar nicht einmal so gut, als in seiner Heimath sich befinden. Er hat dort nicht so große Reinlichkeit, nicht so gute Kleidung, nicht so gute Wohnung; selten kann er sich Geld zurücklegen oder seine Umstände verbessern. Ich kannte einen großen Theil dieser Verhältnisse, bevor ich England verließ, da ich mich darüber mit Don Manuel Sarratea, Gesandten am englischen Hofe, besprochen hatte, dessen Offenherzigkeit und Redlichkeit gar sehr gegen den Charakter Rivadavia's absticht, dem er als Gesandter folgte; er versicherte mich von allen diesen Thatsachen, die ich hier vorlege. Er sagte: er habe Leute gesehen, die von Großbritannien mit dem Vorsatze, sich gut aufzuführen, unermüdet zu arbeiten und Geld zu ersparen, angekommen wären. Sie hielten diesen Entschluß das erste Jahr ganz wohl, im zweiten bemerkte man bereits eine traurige Erschlaffung, und im dritten waren sie um nichts besser, als die Einwohner des Landes."

Die Goldminen auf der Insel Aruba.

Es ist eine durch die Zeitungen hinlänglich bekannt gewordene Thatsache, daß erst im Jahr 1824 auf Aruba, einer der westindischen Inseln, die den Niederländern gehört, in der Nähe von Curaçao, Gold entdeckt und bei fernerem Nachsuchen bald in reicher Menge gefunden worden ist. Die im Jahr 1826 an das Ministerium abgelieferte Quantität betrug 71 Pfd. 1 Unze und 3 Loth, niederl. Gew.; und es ist merkwürdig, daß die auf Aruba gefundenen Goldklumpen eine Schwere haben, von der man wenig Beispiele kennt. Im Pariser Museum wird ein Stück von der Schwere von 5 niederl. Unzen als eine große Seltenheit aufbewahrt, dagegen hat das Leydener Museum mehrere auf Aruba gefundene Stücke aufzuweisen, die mehr als ein Pfund wiegen und eines von $6\frac{415}{1000}$ Pfunden. Die Feinheit beträgt $\frac{892}{1000}$ oder 21 Karat, $4\frac{9}{10}$ Gr.; der Werth des Goldes von Aruba ist daher (die Mark fein zu 400 fl. angenommen) $1449\frac{94}{100}$ fl. das niederl. Pfd., und der Ertrag des Ganzen bisher über 100,000 Gulden d. J. — Wie in den meisten Gegenden von America und Europa, wo Gold gefunden wird, z. B. in den Golddistricten von Mexico und Ungarn, gehört der feste Boden von Aruba einem Uebergangsgebirge an, welches die unter dem Namen Hornblende bekannte Erdart in sich faßt. Ungeheure Steinblöcke sind über die ganze Oberfläche der Insel verstreut, die aus Syenit bestehen, einer Gebirgsart, die hauptsächlich durch die darin eingeschlossene Hornblende vom Granit unterschieden ist. Abwechselnd mit dem Granit ist auch hier, wie gewöhnlich, der Diorit (Grünstein), besonders aber, wegen des überwiegenden Talkes, Serpentinstein, in und zwischen dem in großen dicken Lagen magnetisches Eisen u. a. verwandte Erze gefunden werden. Die Bergreihen auf dem nordöstlichen Theil der Insel, zwischen denen die goldführenden Thäler gelegen sind, scheinen ganz aus Serpentinstein zu bestehen. Der lose Grund dieser Thäler enthält gleichfalls Stücke dieses Gesteins, jedoch mit Syenit vermischt; und er gleicht daher ganz dem goldführenden Terrain, das in Brasilien den Namen Cascalhao trägt, d. i. eine Thonerde, mit vielen Stücken Syenit und Grünstein oder Serpentin durchmengt. Curaçao hat denselben Boden, wie Aruba, und es ist durch die Berichte naturkundiger Reisenden bekannt, daß auch andere Inseln der Antillen, namentlich Cuba, eine ähnliche Formation von Syenit und Serpentinstein, in abwechselnden Lagern, zeigen. — Sehr merkwürdig ist die Lage der Goldstücke in dem erwähnten losen Boden, und ihre Beschaffenheit und Gestalt, indem man sich bei genauerer Betrachtung des Gedankens nicht erwehren kann, daß sie an Ort und Stelle geformt und gleichsam geschmolzen sind. Sie sind nämlich alle rund, knollenartig, uneben, haben viele Ungleichheiten und Höhlungen und befassen häufig kleinere Stücke Erde oder Steinchen, als wären sie um dieselben oder zwischen denselben geschmolzen. Unbedeutend dagegen ist die Quantität Gold, welches die das Serpentingebirge durchsetzenden Quarzadern in kleinen, oft kaum sichtbaren Theilchen geliefert haben. So bestätigt sich daher auch hier die Wahrnehmung, daß überall das aus dem losen Boden ausgewaschene Gold ohne Verhältniß mehr beträgt als das, welches in den Minen der in der Nähe gelegenen Berge gewonnen wird. Alles Gold von Columbien und Brasilien, so wie der größte Theil dessen von Mexico, Peru und Chile, ist ausgewaschenes Gold. Auf keine Weise läßt sich annehmen, daß diese großen Quantitäten Gold, die man in losem Boden findet, ihren Ursprung den in der Nähe gelegenen Gebirgen verdanken; oft macht die Beschaffenheit des Bodens es geradezu unmöglich, daß dasselbe durch Abspühlung an seinen jetzigen Platz geführt worden seyn könnte. Außerdem besteht auch ein großer Unterschied zwischen dem losen Gold und dem in Minen gegrabenen, indem das erstere sich, wenn es — wie auf Aruba — in größeren Stücken vorkommt, unregelmäßig von Gestalt und gleichsam geschmolzen zeigt, und durchgehends feinern Gehalts ist, als das Minengold. Im Allgemeinen wird das lose Gold häufig in einem Boden gefunden, in welchem die unverkennbarsten Spuren der Zerstörung eines früheren Gebirges durch Zerreissen, Einstürzen, Zerfallen und Auflösen sichtbar sind; oft sind diese Erscheinungen mit andern gepaart, die man als die Wirkungen einer früheren starken Hitze und einer unterirdischen, von unten aus der Tiefe nach oben getriebenen Kraft betrachten muß. In Verbindung hiermit ist zu setzen, was durch die Forschungen der neueren Zeit mehr und mehr wahrscheinlich geworden ist, daß die Gänge und Klüfte, die wir in den Gebirgen sehen, durch eine gewaltige, von unten nach oben wirkende Hitze mit den verschiedenen Stoffen, die das Ganggestein ausmachen und besonders mit Metallen und Erzen ausgefüllt worden sind, so wie diese metallischen Elemente selbst aus erhitzten und Dämpfen ausgesetzten Stoffen, die aus der Tiefe empor gehoben wurden, entstanden zu seyn scheinen. Eine solche Wirkung kann Statt gehabt haben, ohne daß sie mit denselben Erscheinungen begleitet war, die ein eigentlich vulcanisches, oder wirklich brennendes Terrain darbietet; so kann dieselbe namentlich auch bei Curaçao und Aruba angenommen werden, wo sich keine Spuren früherer oder späterer vulcanischer Erscheinungen zeigen.

Nieuwe Verhandelingen der eerste klasse van het koninklijk Nederlandsche Instituut van Wetenschappen ens. te Amsterdam. 1 Deel, p. 265—281.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 160. 8 Juny 1828.

Persische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Persische Gesellschaft und Literatur. Die Grundidee zum Kaufmann von Venedig. Plagiate der Perser.

Wollte man die Perser für bloße Formenmenschen halten, so würde man ihnen sehr Unrecht thun. Gegen den Fremden und Unbekannten benehmen sie sich freilich steif und abgemessen; sie legen ihm die ganze Bürde ihres Ceremoniels auf, gleichsam prüfend, ob er ein gebildeter Mann sey. Diese Prüfung ist die vorläufige Bedingung, die man erfüllen muß, um auf ihre Achtung Anspruch machen zu können. Dann aber findet man an ihnen auch das munterste Volk von der Welt, Freunde der traulichsten Geselligkeit, deren Erholungspartien von der Art sind, daß sie sich hier für den gelegenheitlichen Zwang, den ihnen die Sitte auferlegt, schadlos halten; und sofern eine Gesellschaft überhaupt angenehm seyn kann, die ihres Hauptschmuckes, der Frauen, entbehrt, so ist es die persische: Prinzen, Befehlshaber, Staatsmänner, die sich ihrer Meisterschaft in den Manieren der feinen Welt rühmen mögen, bieten Alles auf, um auch als angenehme Gesellschafter zu gelten. Dichter, Geschichtschreiber, Astrologen, Schöngeister, Erzähler, kurz ausgezeichnete Männer jeder Art werden nicht nur in den ersten Cirkeln zugelassen, sondern auch mit der größten Achtung behandelt. Es ist nicht ungewöhnlich, daß der Edelmann vom höchsten Rang dem Gelehrten oder Belletristen, von dem die Gesellschaft Unterhaltung oder Belehrung erwartet, den Vortritt gibt, und daß der letztere durch die Anwendung des Talents, dem er diesen Vorzug verdankt, zeigt, daß er diesen Platz mit Recht einnimmt.

Ehe ich selbst die persische Gesellschaft kennen lernte, hörte ich über sie die widersprechendsten Urtheile. Ich merkte bald, daß man, um einen Genuß von ihr zu haben, sich einiger Maßen vorbereiten müße: ich widmete deswegen einen Theil meiner Zeit dem Studium der volksthümlichsten Werke Persiens in Versen und Prosa; ich machte Uebersetzungen, nicht blos von Gegenständen aus der Geschichte und der höhern Poesie, sondern auch aus dem großen Gebiete der Fabeln und Erzählungen, überzeugt, daß, während ich meine Sprachkenntnisse vermehrte, ich zugleich meine Vorstellungen von den Sitten und der Denkweise des Volks berichtigte. Jeder Perser besitzt eine gewisse Kenntniß seiner Literatur, und Anspielungen darauf sind so gewöhnlich in der Unterhaltung, daß man selbst diese Kenntniß besitzen muß, wenn man nicht überall als stumme Person figuriren will.

Im Morgenlande wirken mehrere bestimmte Ursachen zusammen, um dem gesellschaftlichen Wesen ein eigenthümliches Gepräge aufzudrücken, das den trockenen und abstracten Menschen des Westens nicht sogleich behagt. Es ist die Ueppigkeit einer urkräftigen Natur, die mit verschwenderischer Hand ihre Schätze ausschüttet und ihre blühenden Schöpfungen in die phantasiereichsten Formen kleidet, die sich auch der Sprache mittheilt und den Kreis ihrer Vorstellungen mitten unter die duftenden Gewürze und die glühenden Farben einer immergrünen Landschaft versetzt; es ist der Charakter der Menschen voll Leben, Einbildungskraft und Leidenschaft, denen die Erde alle Sehnsucht nach Genuß befriedigt, aber auf wucherndem Boden die rauhe Pflanze der Freiheit nicht erzeugen kann, die, gegenüber despotischen Obern, Familienvätern, Stammhäuptern und Königen, nie die nackten Worte der Wahrheit gelernt haben, sondern sich gefälliger Bilder und Allegorien, Fabeln und Mährchen bedienen müssen, „damit die Zunge der Weisheit sonder Gefährde nahe dem Ohr der Macht;" es ist endlich der Bildungs-Zustand dieser Menschen, die in den meisten Gegenständen des Wissens noch wahre Kinder sind, wodurch auch die weisesten unter ihnen eine Redeweise anzunehmen genöthigt werden, welche die ernsten Mahnungen der Wahrheit nicht nur verständlich, sondern auch eindringlich macht. „Habt ihr keine Gesetze," sagte ich eines Tags zu Aga-Mir, „als den Koran und die Ueberlieferungen und Erläuterungen zu diesem Buch?" „Wir haben," erwiederte er mit Nachdruck, „die Denksprüche von Sadi." Wollte ich nach meinen Beobachtungen urtheilen, so würde ich behaupten, daß Sadi's Werk, das Jeder, der König wie der Bauer, kennt, eben so viel zur Milderung der Willkür und einer ungerechten Ausübung der Gewalt beiträgt, als das Gesetz des Propheten.

Eine sonderbare Erscheinung — diese Empfänglichkeit des Morgenländers für die intellectuellen Offenbarungen erleuchteter Männer, dieses Eindringen des geistigen Princips in das Leben, und doch wieder dieses oft weniger kindliche als abergläubische Festhalten an veralteten mangelhaften Formen und diese Selbstverarmung, eine nothwendige Folge des Stillstands mitten unter den Schwingungen der Zeit!

Aber Asien, einst die Heimath der Sagen, von wo all

unsre Völkerkunde ausging, und jetzt noch das fabelnde Land der Mythen, der Gnomen und der Parabeln — sollte es vor uns, die wir uns streng an die unpoetische Wirklichkeit zu halten pflegen, Gerechtigkeit finden? — „Die Dichtung," sagt Baco, „gibt den Sterblichen, was ihnen die Geschichte verweigert; sie befriedigt den Sinn durch die Schattenbilder der Dinge, da sie ihn das Wesen nicht schauen lassen kann." — Werke der Dichtung sind es, denen die ersten Geister des Morgenlandes ihre Talente gewidmet und so viel Anmuth und Schönheit verliehen haben, daß sie ein Eigenthum aller Völker der Erde geworden sind. Der große Einfluß dieser Werke auf Europa schreibt sich ungefähr von den Kreuzzügen her, und, wenn unser Welttheil den heiligen Kriegen sonst nichts zu verdanken hat, so mögen schwärmerische Verehrer dieser Gattung der Poesie die Erzählungen Boccaccio's und ähnliche Erzeugnisse als vollen Ersatz für alles vergossene Blut und für alle verschwendeten Schätze betrachten!

Aus den reichen Fundgruben des Morgenlandes hat Shakspeare die Grundidee zu seinem Kaufmann von Venedig geschöpft. Die Geschichte des Mahommedaners und des Juden findet man bei mehreren morgenländischen Schriftstellern. In einer persischen Bearbeitung verbindet sich die Liebe mit der Habsucht in der Brust des Hebräers, der sein brünstiges Auge auf die Gattin des Mahommedaners geworfen hat und erwartet, daß diese, wenn er auf der Erfüllung des Contracts beharre, um ihren Mann zu retten sich zu einem Opfer verstehen werde. Die Parteien sind vor Gericht und der Jude begehrt das verwirkte Pfund Fleisch. „Was antwortest du darauf?" sagt der Richter zu dem Mohammedaner. „Es ist so," erwiedert dieser, „ich bin das Geld schuldig, aber außer Stand, zu bezahlen." „Dann," fährt der Richter fort, „mußt du, weil du mit der Zahlung nicht eingehalten hast, das Pfand geben; man bringe ein scharfes Messer." Darauf gegen den Juden gewandt: „Jetzt schneidest du ihm ein Pfund Fleisch vom Leib, ein Pfund, und keinen Gran mehr oder weniger, widrigenfalls du ein Mörder und des Todes schuldig bist." „Ich kann das nicht so genau," sagte der Jude, „es wird immer etwas mehr oder weniger seyn." Der Richter besteht auf dem genauen Gewicht; der Jude will auf seine Forderung verzichten; allein dieß wird nicht gestattet: er soll entweder den Contract mit dem ganzen Wagniß vollziehen, oder wegen frevelhafter Lebensgefährdung in eine erkleckliche Geldstrafe verfallen seyn; er zieht das letztere vor und geht als geprellter Wucherer nach Hause.

Vorausgesetzt, daß durch die Saracenen diese Erzählungen und Apologen nach Europa gebracht worden sind, so fragt sich, woher sie die Saracenen erhielten. Mahommed und seine unmittelbaren Nachfolger, die der poetischen Erfindung als gottlosem Lügenwerk den Krieg erklärten, beschuldigten die Perser des Besitzes und der Verbreitung desselben. Allmälig wurden die Kaliphen jedoch weniger zelotisch und der Geschmack an persischen Geschichten und arabischen Mährchen erwachte von Neuem. Die Zeit ist nicht ferne, wo man Arabien und Persien als die beiden Hauptquellen dieses Zweigs der Literatur ansah, als man die heilige Sprache der Hindus noch nicht kannte. Als man aber in dieser die Hitopadesa, die Pancha-Tantra und den Katha-Sarit-Sagar, den Ocean des Stroms der Erzählung, las, da entdeckte man, daß die Perser nicht allein das leibliche, sondern auch das geistige Gut und Vermögen ihrer östlichen Nachbarn geplündert, und um den Raub zu verbergen, theils die Namen verändert, theils an die Stelle der Götter und Göttinnen des indischen Pantheons ihre Magier und alle die Geister des Himmels und der Erde, die Zoroasters Schule angehören, gesetzt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander de la Borde's Reisen in der Levante.

(Schluß.)

Nichts gleicht dem Erstaunen des Reisenden, der nach Durchwanderung des ottomanischen Reichs in Egypten ankommt. Hier trifft er das Zuckerrohr und die Baumwollenstaude im Großen gepflanzt, wie in Indien; zwanzig Manufacturen, geräumiger und eben so ordnungsmäßig geleitet wie die in Manchester; reguläre Truppen, exercirt wie in Frankreich; endlich einen Pascha, der den Constitutionnel liest. Nur Eines Mannes Geist bedurfte es, um wie durch Zauberei solche Wunder zu schaffen, und in zehn Jahren die Boden-Cultur, die Industrie, die Sitten und die Regierungsform eines Landes umzugestalten; ist aber dieses Land glücklich? Dieß allein ist die Frage. Mehemed-Aly, der keine Bürgschaft für die Zukunft hat, und deßwegen jene Veränderungen möglichst schnell ins Werk setzen wollte, mußte das Monopol des Gedankens wie der Arbeit an sich reißen. Er mußte die Bewegung vorwärts drängen, um rasch zu einem Resultate zu gelangen. Er sagte sich: das, was ich gethan habe, wird sich vielleicht erhalten; was ich aber vernachlässigte, wird nie zur Ausführung kommen. Daher jene gewaltsame Handlungsweise, jene ausschließliche Gier nach schnellem Gewinn, jenes augenblickliche Elend des Landes. Entschließt sich Mehemed-Aly aber sein Monopolsystem aufzugeben und entsagt er vor Allem der beklagenswerthen Expedition, in die er sich hineinziehen ließ, so wird sein Land eben so glücklich werden, als es durch ihn cultivirt geworden ist. Schon sind auf seinen Befehl Commissarien in die Provinzen geschickt, um statt des Monopols eine feste Steuer zu bestimmen; auf mehreren Puncten sind Schulen gegründet; vierzig junge Leute der ersten Familien werden in Frankreich erzogen; hundert andere studieren in Kairo in der Schule des Generalstabes, die von einem ausgezeichneten französischen Offizier, Hrn. Plana, geleitet wird; hundert und fünfzig hören den medicinischen Cursus, um, nachdem eine Kluft von zehn Jahrhunderten dazwischen liegt, dem Avicenna und Averroes Nachfolger zu bereiten. Ueberall verschwinden mit der Unwissenheit auch die Vorurtheile. In einer der Vorlesungen über Anatomie, der ich beiwohnte, fragte der geschickte Professor, der diesen Unterricht leitet,

Hr. Clote, gelegenheitlich einen Zögling, warum er Anatomie studiere? „Weil es unmöglich ist, die medicinische Kunst auszuüben, ohne den menschlichen Körper zu kennen," war die Antwort. Ist aber dieses Studium nicht in dem Koran verboten? Der junge Mensch blickte ihn stolz an und erwiederte: „Nichts, was den Menschen nützt, kann im Koran verboten seyn." — Ein Mann, der dieß alles zur Aufklärung seines Landes thut, kann nicht dessen Unterdrückung wollen. Aber wie viele Besorgnisse knüpfen sich nicht an jene improvisirten Institutionen, an die von Eines Menschen Leben abhängende Civilisation. Das Schwert hängt über diesen Schulen des Geistes, die Fackel brennt neben diesen Pulvermühlen, diesen Arsenalen. Mit Begierde lauscht der Araber der Wüste auf den Augenblick, wo er sein altes Gebiet wieder an sich reißen, und in den Gärten von Schubra seine Kameele weiden lassen kann.

Ich übergehe die Alterthümer Egyptens, über die schon so vieles gesagt ist. Ein Dolmetscher der Sesostris und der Ptolemäer wurde unter uns geboren, und Egypten erwartet ihn, um ihm seine Mysterien zu entschleiern.

Ueber Griechenland endigten wir unsere Reise, so wie wir sie mit ihm begonnen hatten. In tiefer Noth hatten wir es verlassen; voll Hoffnung und Vertrauen fanden wir es wieder: durch Besiegung der Tyrannei hat es die Gleichgültigkeit entwaffnet. Durch die Gefälligkeit des Hrn. v. Rigny, des Siegers bei Navarin, ward es uns gestattet, auf unsern königlichen Fahrzeugen diese schönen Gegenden zu besuchen, von unsern tapfern Marine-Offizieren wie Freunde, wie Brüder behandelt. In Hydra fanden wir eine zahlreiche Bevölkerung, die, nachdem sie ihre ersten Bürger durch den Handel bereichert hatte, nun von ihren Wohlthaten lebt. In Poros sahen wir den Admiral der ganzen griechischen Flotte, Miaulis, mit eigner Hand sein beschädigtes Schiff ausbessern. In Aegina traten wir in Canaris bescheidenes Haus und trafen hier den tapfern Mann eben so einfach, eben so arm wie er immer gewesen war, keine Belohnung verlangend, keinen Festen beiwohnend, und seinen Ehrgeiz darauf beschränkend, ein Held zu seyn. Fabvier, auf der Halbinsel Methana, erschien uns wie Robinson in seiner Colonie, Kugeln aus Marmor machend, Mühlen aus Brettern, Brod aus Wurzeln, durch verdoppelte Thätigkeit sich für die Abwesenheit der Gefahren entschädigend, und in seinem eisernen Körper nur mit Mühe die feurige Seele zügelnd. Endlich empfing uns das gebeugte Athen mitten in seinen Trümmern. Noch steht es, nach so viel Belagerungen, ein Opfer seiner Triumphe wie seiner Unglücksfälle. Alle neuern Gebäude sind zerstört; aber es lebt noch in seinen Monumenten, die aufrecht stehn wie der Geist der Jahrhunderte, den Unwissenheit und Barbarei wohl einige Zeit in Fesseln legen, aber nie vernichten können.

Als wir diese Stadt verließen, wollten wir das Feld der letzten Schlacht besuchen, die unter Athens Mauern statt fand, wo ungeschickte Anführer Menschen zu Fuß, ohne Bajonnette, ohne Canonen, ohne irgend einen Stützpunkt auf eine offene Ebene führten. Man zeigte uns die türkische Batterie die auf Philopappus Grab aufgestellt war, und große Trümmer von den Säulen des Parthenons schlug. Man bezeichnete uns den weitesten Punct auf den die armen Griechen vorgerückt waren, und, schon in der Meinung in den Platz einrücken zu können, ihre Arme aufhoben zur Begrüßung ihrer Mitbürger, als die aus einem Hohlweg hervorbrechende türkische Cavallerie ein fürchterliches Blutbad unter ihnen anrichtete. Indem wir der langen Reihe ihrer Leichen folgten, die man ohne Grab gelassen hatte, gelangten wir auf das Feld des Phalerus, von wo sie ausgegangen waren. Werfen wir jedoch einen Schleier über dieses traurige Gemählde! Griechenland geht seiner Freiheit entgegen; es kann nicht lange mehr darnach schmachten dürfen. Die Ehre der Könige hat sich dem Interesse der Völker beigesellt. Der Grundsatz der Intervention, der bisher nur der absoluten Gewalt genützt hatte, tritt auch einmal für die Sache der Freiheit eines Volkes auf, der Freiheit, die es sich durch seinen Muth erwarb und durch seine Tugenden einst verdienen wird. Wie groß auch die Fehler der gegenwärtigen Generation seyn mögen, welcher aufgeklärte Mann wird nicht dennoch den Sieg einer Sache wünschen, die sich an die Heroenzeit des menschlichen Geschlechtes knüpft, und für die aufs Neue so viele Tapfern gefallen sind! In welchem Reisenden wird nicht der freudige Gedanke aufsteigen, daß vielleicht eines Tags eine glückliche Nation auf diesem klassischen Boden ihn in der Sprache Homers empfangen, und was noch von Phidias Geist, von Perikles Ruhm übrig ist, als heilige Reliquien unverletzt bewahren wird! —

Nach dieser Auseinandersetzung unserer Reiseroute sollte ich von den verschiedenen Völkern sprechen, die das ottomanische Reich bilden: ich kann jedoch auch hier vorerst blos Skizzen liefern. Die Araber, vornehmlich die, welche die Grenzlinie der Wüste bewohnen, sind noch dieselben, wie uns die Schrift die Patriarchen beschreibt, mit ihren zahlreichen Heerden, ihrem herumschweifenden Leben und ihren einfachen Sitten. Die Griechen, obgleich mit sklavonischem und albanesischem Blute vermischt, bewahren noch viele Züge der alten Einwohner ihres Landes. Noch herrscht derselbe locale Geist, dieselbe Rivalität, dieselbe Neigung zu Trug und Seeräuberei, dieselbe Mischung großer Tugenden und großer Schwächen. Die Türken endlich, die wenig Fortschritte in der Civilisation gemacht haben, befinden sich noch in jener Art von Feudalzustand aus den letzten Zeiten des byzantinischen Reichs.

Dieses sonderbare Zusammentreffen gab mir den Gedanken, mich einer, jetzt schon ziemlich vorgerückten Arbeit zu widmen, die vielleicht einiges Interesse darbieten dürfte, und folgenden Titel führen wird: „Sitten und Character der gegenwärtigen Araber, betrachtet nach den heiligen Büchern; Sitten und Character der gegenwärtigen Griechen nach den klassischen Schriftstellern; Sitten und Character der gegenwärtigen Türken, nach den Schriftstellern des Mittelalters." Diese Portraits, denen ich keine Phrase, keine Bemerkung beizusetzen mir erlaube,

können dennoch in dem Lichte einer großen innern Wahrheit erscheinen, wenn es wahr ist, daß Tugenden und Laster sich mehr aus der Lage als aus dem Character eines Volkes entwickeln, und vorzüglich nur durch die Institutionen sich modificiren.

Trotz der Verschiedenheit der Religion, der Sprache und der Sitten jener drei Völker, gibt es doch gewisse Eigenschaften, die ihnen gemeinsam sind, die dem Boden selbst, auf dem sie entsprungen, anzugehören scheinen. Eine der vorzüglichsten, der wir zu besonderem Danke verpflichtet sind, ist die Gastlichkeit, die man überall findet, wie zu den Zeiten Abrahams und Homers. In den geringsten Dörfern ist ein Haus für den ankommenden Fremden, wo er von der Gemeinde vierundzwanzig Stunden lang freigehalten wird, ohne daß man ihn um Stand und Namen fragt. Die Formeln des Empfangs und des Abschieds sind in den drei Hauptsprachen ungefähr dieselben; sie drücken den Wunsch für das Wohl dessen aus, von dem man voraussetzt, daß er einem am theuersten sey. „Lebt wohl," sagte in der Regel mein Wirth zu mir, „Gott erhalte Euch Euren Sohn!" „Lebt wohl" sagte man zu meinem Sohne „Gott verlängere die Tage Eures Vaters!"

Man könnte ganz zufällig die Blätter unsers Tagebuchs aufschlagen, und man würde überall dasselbe Interesse finden, das jene Länder darbieten. Ich will nur eine Stelle ausheben, um eine Andeutung des Ganzen zu geben.

Als wir, nach vierzehntägigen Strapazen und Entbehrungen in der Wüste, von Palmyra nach Homs kamen, hörten wir, daß ein reicher türkischer Handelsmann, Namens Hadgi-Hassan, an den wir von Aleppo aus empfohlen waren, unserer warte. Der wackre Mann hatte schon seit zehn Tagen für den Unterhalt unserer vorausgeschickten Diener und Pferde gesorgt, und empfing uns nun mit einer Freundlichkeit, die ich nie vergessen werde. Er wünschte, daß wir vier Tage bei ihm bleiben möchten, um uns von unsern Strapazen zu erholen, und während dieser Zeit erwies er uns eine Aufmerksamkeit, mit einer Verschwendung und zugleich mit einer Zartheit, wie man sie wohl schwerlich irgendwo in Europa treffen möchte. Seine Unterhaltung war ebenso geistreich als belehrend. Die Ayans oder Vornehmen der Stadt, der Gouverneur, der griechische Bischof, kamen in sein Haus, und zeigten die größte Achtung vor ihm. Beim Abschied wollte ich ihm, nach der Sitte des Orients, ein Geschenk machen; ich überreichte ihm eine goldne Uhr und ein Gewehr. Er aber erwiederte: „Werdet nicht böse über mich, mein lieber Gast, wenn ich Euer Geschenk nicht annehme; auch andere Reisende haben mir eine ähnliche abschlägliche Antwort schon verziehen. Was Ihr mir anbietet, ist mehr, als ich für Euch gethan habe, aber es ist weniger, als ich von Eurer Freundschaft erwarte. Versprecht mir, wenn Ihr zu Eurer Familie zurückgekommen seyn werdet, mir irgend eine, wenn auch noch so unbedeutende Kleinigkeit zu schicken, die aber aus Eurem Lande kommen muß, so daß ich sehe, daß Ihr an mich gedacht habt; denn nicht Eure Erkenntlichkeit wünsche ich, sondern Euer Andenken." Lebhaft gerührt von diesen Worten, drückte ich seine Hände, und versprach was er wünschte. „Verzieht einen Augenblick," sagte er, „wir gehen zusammen; ich habe Eure Pferde vorausgeschickt; die Straßen der Stadt sind eng, es ist bequemer zu Fuß zu gehen, und ich erhalte Gelegenheit, noch länger bei euch zu seyn." Wir machten uns langsam auf den Weg, und als wir über den Bazar kamen, bemerkte ich, daß uns Leute seines Hauses mit großen Brodkörben folgten, die sein Neffe an den Buden des Bazars noch mehr anfüllen ließ. Da sagte ich: „Hadgi Hassan, Ihr habt uns genug Brod auf unsern Weg gegeben." „Dieß ist auch nicht für Euch bestimmt," war seine Antwort. Vor der Stadt trafen wir unsere Pferde. Eine Menge Volks war uns gefolgt, und wir sahen uns, wie immer, von Armen umgeben, denen wir eben Almosen austheilen wollten, als unser Wirth seine Stimme erhob: „Stellt euch alle hieher! Fordert nichts von den Fremden! Hier ist alles Brod, was sich heute auf dem Markte fand; es wird unter euch vertheilt werden: vereinigt eure Gebete mit dem meinigen, damit Gott diesem Freunde und den Seinen gnädig sey auf ihrer Reise."

Trefflicher Mann! der, den du so freundlich aufnahmst, ist zurück bei seiner Familie; er hat von seinen Mitbürgern eine Huldigung erhalten, die er entfernt nicht erwartet hatte *); er ist sehr glücklich; aber noch bleibt ihm Zeit an Hadgi-Hassan zu denken, und ihm alles Glück zu wünschen, was seine Tugenden verdienen.

Die große Cisterne in Constantinopel.

Wir traten in ein Privathaus, stiegen eine lange Reihe von Stufen hinab und befanden uns am Ufer eines unterirdischen Sees, der sich unter mehreren Straßen ausdehnt. Das Gewölbe ruht auf hundert sechs und dreißig prächtigen Marmorsäulen. Eine Menge Eimer gehen in die Tiefe nieder, in welchen die Einwohner ihr Wasser schöpfen. Von allen Wasserbehältern, welche Constantinopel der klugen Vorsorge seiner griechischen Kaiser verdankt, ist dieser allein noch übrig. Der Türke, durch dessen Haus wir hineinkamen, nannte ihn den unterirdischen Palast (yeré batan Sarai), mit der Bemerkung, daß die Nachbarn, obgleich ihre Häuser darüber gebaut wären, nicht einmal von dessen Existenz etwas wüßten. Aus dem allgemeinen Zerfall, in welchem die Festungswerke, nebst allem was dazu gehört, erscheinen, geht hervor, daß die Türken seit ihrer Eroberung nirgends eine Ausbesserung vorgenommen haben müssen.

Wenn der Sultan die Cisternen nicht herstellen läßt und dadurch einem Wassermangel vorbeugt, so kann die Stadt nicht eine Woche lang eine Belagerung aushalten.

Narrative of a Journey from Constantinople to England. By Dr. Walsh. London 1828.

---

*) De la Borde ward bekanntlich gerade im Augenblick seiner Rückkehr in die Kammer der Deputirten gewählt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 161. 9 Juny 1828.

Ireland und die Emancipation der Katholiken. *)

Erster Artikel.

Die diesjährigen Parlaments-Verhandlungen.

Seit im März 1801, unmittelbar nach der Union von Ireland mit Großbritannien, zuerst im brittischen Parlamente der Vorschlag, den Katholiken in den vereinigten Königreichen gleiche bürgerliche Rechte mit den Protestanten einzuräumen, in Anregung gebracht wurde, hat die Frage der „Katholiken-Emancipation,“ die damals selbst in England nur durch zufällig mit derselben verbundene Umstände eine vorübergehende Theilnahme fand, allmälig in gleichem Maaße an allgemeinem Interesse wie an politischer Wichtigkeit gewonnen. Von Jahr zu Jahr werden in beiden Häusern des Parlaments die Debatten über die Emancipation erneut; die unermeßlichen Spalten der Times und des Morning-Herald, des Chronicle und des Courier u. s. f., so wie die mäßigeren Folio- und Quartcolummen der französischen und deutschen Blätter füllen sich mit den Verhandlungen, die der Zeitungsleser begierig verschlingt und, je nachdem der Erfolg seinen vorgefaßten Meinungen, Erwartungen und Wünschen entspricht oder entgegen ist, mit glatter oder gerunzelter Stirn, mit freundlicher und selbstgefälliger, oder mit unwilliger und mißvergnügter Miene, wenn er sie durchlaufen hat, wieder bei Seite legt.

Nachdem früher schon bisher die größten Staatsmänner Englands, zuerst der berühmte Pitt, nach ihm sein Gegner Fox, und in neuerer Zeit sein Schüler Canning sich für diese Sache ausgesprochen hatten, war es in der diesjährigen Parlamentssitzung ein zwar ausgezeichnetes, doch mit jenen Männern weder an Talent, noch an Einfluß irgend zu vergleichendes Mitglied der Oppositionspartei, Sir Francis Burdett, der die so oft verworfene Bill zu Gunsten der Emancipation aufs neue dem Hause der Gemeinen vorlegte. *) Alle Gründe der Politik und — so selten auch theoretische Sätze von dem derben Britten in practischen Fragen geltend gemacht werden — alle Gründe des natürlichen Rechts und der Moral waren durch seine Vorgänger erschöpft; Burdett suchte in den letzten Jahren den Streit in ein engeres Gebiet zu spielen, indem er das, was die meisten nur als freie Gabe, oder als unvermeidliches Zugeständniß des brittischen Volkes verlangt hatten, nun vorzugsweise als einen auf bestimmte Verträge gegründeten, ohne Verletzung von Treu und Glauben nicht abzuweisenden Rechtsanspruch der Katholiken nachzuweisen bemüht war. Der Staatssecretär Peel, das Haupt der Gegner der Katholiken im Unterhause, hatte in den Debatten vom 6 März 1827 die Versicherung ertheilt, daß seine Meinung sich wesentlich ändern würde, sobald er überzeugt werden könnte, daß man den Tractat von Limerick — den letzten mit den Katholiken in Ireland geschlossenen förmlichen Friedensvertrag (i. J. 1690) — verletze, indem man ihnen die jetzt für sie nachgesuchten Privilegien vorenthalte. Diese Aeußerung war der Text, den Sir Francis Burdett in der Rede, durch welche er seine Motion unterstützte, commentirte. Er führte die Artikel des Tractats an, von denen der erste folgendermaßen lautet:

„I. Es ist die Uebereinkunft getroffen worden, daß die römisch-katholischen Einwohner dieses Königreiches aller Privilegien in der Ausübung ihrer Religion genießen sollen, die mit den Gesetzen von Ireland vereinbar sind, oder die sie unter der Regierung von König Karl dem Zweiten genossen; und Ihre Majestäten (König Wilhelm und seine Gemahlin) werden, sobald Ihre Angelegenheiten Ihnen gestatten, ein Parlament in diesem Königreiche zusammen berufen, bemüht seyn, den benannten römisch-katholischen Einwohnern jede weitere Sicherheit in dieser Beziehung auszumitteln, die sie gegen alle Störungen aus dem Grunde ihrer Religion schützen kann.“ **)

*) Benutzt worden bei diesem Aufsatz, außer den Parlaments-Verhandlungen d. J. in den englischen Blättern: The History of Ireland, by Th. Leland. London 1773. III vols. 8. J. O'Driscols History of Ireland. Lond. 1827. (Beide nur bis zu dem Tractat von Limerick). Hegewisch, Uebersicht der irländischen Geschichte, Altona, 1806. 8. (Bloße Compilation, aber von 1690 an, als Fortsetzung der obigen Werke brauchbar). Lettres sur les Elections Anglaises et sur la Situation de l'Irelande, Paris, 1827. 8. (Von dem bekannten Duvergier de Hauranne). Westminster Review, 1827. N. XIII und XV. Edinburgh Review, 1826. N. LXXX. Blackwood's Edinburgh Magazine, Mai 1828. p. 621. ff. — Vergl. die gehaltvollen Aufsätze von A. H. (Huber) in den politischen Annalen. B. 20. (1826) S. 131 ff. 230 ff. B. 24 (1827) S. 149 ff. 249. ff.

*) Am 9 Mai, s. Times und Morning-Herald vom 10.

**) It is agreed, that the Roman Catholics of this kingdom shall enjoy such privileges in the exercise of their religion as are consistent with the laws of Ireland, or as they did enjoy in the reign of king Char-

Er bemerkte hierauf, daß dieser Artikel aus zwei Theilen bestehe, von denen der erste sich allein auf die Religion der Iren bezöge, wogegen der zweite Sicherheit gegen jede Störung aus dem Grunde ihrer Religion verspreche. Nun fragte er, ob man wohl irgend jemand durch einen religiösen Prüfungseid seiner politischen Rechte berauben könne, ohne daß dieß eine Beschränkung in dem Genuß seiner Rechte auf freie Religionsübung wäre? — Ist dieß nicht, fragte er, die härteste Störung „aus dem Grunde der Religion?" Ist es nicht eine traurige Lage, sich gezwungen zu sehen, entweder seine Religion zu verlassen und gegen sein Gewissen zu handeln, oder seine politischen Rechte und Freiheiten aufzugeben? — Ist es möglich, daß man behaupten kann, ein Mensch genieße vollkommener Religionsfreiheit, wenn man zu gleicher Zeit darauf besteht, daß der Genuß dieser Freiheit der Grund sey, ihn seiner politischen Rechte zu berauben?

Der zweite Artikel des Tractats, fuhr der Baronett fort, soll — wie man sagt — sich nur auf Privatrechte beziehen, indem er den Katholiken ihr Eigenthum und ihre Grundbesitzungen zusichere. Er bitte um die Erlaubniß, die Aufmerksamkeit des Hauses auf diesen Artikel zu ziehen:

„Alle Einwohner von Limerick, — bestimmte derselbe, — oder die sich gegenwärtig daselbst aufhalten, so wie an jedem anderen Ort, der noch in dem Besitze der Iren ist,*) und alle Offiziere und Soldaten, die noch im Auftrag des Königs Jakob oder derer, denen er die Vollmacht dazu ertheilt hat, in Waffen sind, in den verschiedenen Grafschaften von Limerick, Clare, Kerry, Cork und Mayo oder in irgend einer derselben u. s. w., so wie die Ihrigen und alle ihre Erben, sollen behalten und zum freien Genuß inne haben alle und jede ihrer erb- und grundeigenthümlichen Güter (estates of freehold inheritance) und alle die Rechte, Ansprüche und Interessen, Privilegien und Immunitäten, welche sie und alle und jede von ihnen innen hatten, oder worauf sie rechtmäßige und gesetzliche Ansprüche besaßen unter der Regierung des König Karls des Zweiten oder nach dieser Zeit (or any time since) nach den Gesetzen und Statuten, die unter der besagten Regierung König Karl des Zweiten in Kraft waren, doch unter der Bedingung, daß Niemand der Vortheile dieses Artikels genießen soll, der es vernachläßigen oder verweigern wird, die durch eine Acte des Parlaments von England im ersten Jahr der Regierung Ihrer gegenwärtigen Majestäten vorgeschriebenen Eide der Treue (Oaths of Allegiance) zu leisten, sobald er dazu aufgefordert wird."

Kann irgend Jemand behaupten, sagte Sir Francis, daß dieser Artikel sich blos auf Privatrechte beziehe? Verbürgt er nicht klar und bestimmt die Wiedereinsetzung der Katholiken in jene politischen und bürgerlichen Rechte, deren sie unter Karl dem Zweiten genoßen? Merkwürdig ist es, daß die Katholiken, als ob sie den grausamen Coder der Königin Anna vorausgesehen hätten, sich dieses Recht gegen die Ablegung eines einfachen Treueschwures versichern ließen. Niemand kann daher leugnen, daß jene harten und tyrannischen Verfügungen, welche auf die Forderung anderer Eide gegründet waren, als ein offenbarer Bruch des Vertrages von Limerick betrachtet werden müssen. Wenn die Katholiken nicht schon damals öffentlich mit dieser Klage auftraten, so ist dieß nur ein neuer Beweis von der Unterdrückung, in der sie gehalten wurden; und doch kann man ihnen keineswegs vorwerfen, daß sie stillschweigend auf ihre Rechte verzichtet hätten. Sir Toby Butler, der im Jahr 1703 die Vertheidigung der Katholiken vor dem irischen Hause der Gemeinen übernahm, drang nicht bloß — wie man vorgegeben hat — auf die Erhaltung der Eigenthumsrechte, welche der Tractat zugestanden hätte, sondern er ergriff auch mehr als einmal die Gelegenheit, sich über die Bedeutung des Tractats im Allgemeinen auszusprechen und erklärte ausdrücklich, daß die Artikel des Tractats dem irischen Volke *alle seine Rechte*, Privilegien, Immunitäten, Gesetze und Gebräuche *wieder* gegeben hätten und dasselbe zu *gleichen Ansprüchen mit* allen seinen Mitunterthanen berechtigten. — —. Die Behandlung, welche Ireland seit der Annahme des Tractates erfuhr, beweist nur, daß *Englands, durch einen feierlichen* Vertrag auf Treu und Glauben *verbürgte Versprechungen* auf das schamloseste gebrochen wurden; und das fortschreitende System der Tyrannei und Unterdrückung, welches die Geschichte des irischen Volkes an den Tag legt, hat die Ehre Englands auf das schmachvollste befleckt. —

(Fortsetzung folgt.)

Persische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Nuschirwan läßt Pilpay's Fabeln aus Indien kommen. Der Skepticismus des weisen Barzuyeh.

Eines ihrer vorzüglichsten Werke der Einbildungskraft, in Europa unter dem Namen Pilpays Fabeln bekannt — haben die Perser unter Umständen erworben, die dem gerechten König Nuschirwan, seinem weisen Minister Buzurdschimir und dem gelehrten Barzuyeh gleich sehr zur Ehre gereichen.

Nuschirwan hatte viel Schönes von dem Werk eines singalesischen Braminen gehört, und wünschte eine Abschrift davon zu bekommen. Die Sache ließ sich nicht so leicht machen, da die Priester das Buch mit großer Sorgfalt verwahrt hielten, damit die darin enthaltene Weisheit nicht durch die Augen der Unheiligen entweiht würde. Barzuyeh unternahm es, den Willen seines Gebieters auszuführen. Mit Geld und Allem, was seine Zwecke fördern

les the Second; and their Majesties, as soon as their affairs will permit them to summon a Parliament in this kingdom, will endeavour to procure the said Roman Catholics such further security in that particular, as may preserve them from any disturbance upon account of their said religion.

*) All the inhabitants or residents of Limerick or any other garrison now in possession of the Irish etc.

konnte, reichlich versehen, reiste er nach Indien. Angelangt in der indischen Hauptstadt gab er sich als einen Mann zu erkennen, der dahin gekommen sey, um sich bei den dortigen Weisen über wichtige Gegenstände des Wissens Raths zu erholen. In der heiligen Gesellschaft, unter die er sich begab, suchte er sich bald einen Braminen aus, der ihm das wahre Muster der Weisheit zu seyn schien. Er bemühte sich daher um seine Freundschaft, was ihm so gut gelang, daß er beschloß, ihm seine wirkliche Absicht zu eröffnen. „Ich habe Euch ein Geheimniß anzuvertrauen," sagte er eines Tags zu seinem Freund, „und Ihr wißt, ein Zeichen ist einem weisen Manne genug." „Ich weiß, was Ihr meint," erwiederte der scharfsinnige Bramine, „auch ohne Euer Zeichen; Ihr seyd gekommen, unsre Wissenschaft zu entwenden und Persien damit zu bereichern. Euer Vorhaben ist Betrug; aber Ihr habt Euch mit solch vollendeter Geschicklichkeit benommen, die mir eine hohe Meinung von Euch gegeben hat. Ich habe an Euch die acht Eigenschaften bemerkt, deren Verein den vollkommenen Mann bildet: Enthaltsamkeit, Selbstkenntniß, Pflichttreue, Klugheit in der Wahl des Vertrauten, Verschwiegenheit, Selbstbeherrschung, die Kunst, sich bei Hof in Achtung zu setzen, und ein bescheidenes An-sich-halten, wenn man in allgemeiner Gesellschaft spricht oder in die Angelegenheiten Andrer sich einmischt. Ob nun gleich Eure Bewerbung um meine Freundschaft nicht aus lauterer und uneigennütziger Absicht entsprang, so schätze ich Euch doch zu hoch, als daß ich Bedenken tragen sollte, für Euch etwas zu wagen." Der Bramine wußte sich das ferngesuchte Buch zu verschaffen und mit seiner Hülfe war bald eine Abschrift zu Stande gebracht. Nuschirwan, von dem glücklichen Erfolg seines literarischen Abgesandten benachrichtigt, erwartete mit Ungeduld seine Rückkehr; und als jener an der Grenze ankam, empfingen ihn die Angesehensten des Hofes und geleiteten ihn zu dem Monarchen. Die Aufnahme bei Nuschirwan war glänzend; er ließ eine große Versammlung halten, wobei sich alle Würdeträger und alle Gelehrten des Königreichs einfanden. Barzuyeh las aus dem Buch, das er mitgebracht hatte, vor; die Bewunderung war allgemein. „Oeffnet meine Schatzkammer," rief der dankbare König aus, „und der Mann, der dieses Gut unserm Lande erworben hat, nehme sich das Kostbarste, das er darin findet." „Ich verlange weder Juwelen noch edle Metalle; nicht dafür, sondern für die Gunst meines Fürsten habe ich gearbeitet. Aber ich habe eine Bitte: der König hat seinen Minister Buzurdschimihr beauftragt, das Werk in das Pehlwi zu übersetzen: nun befehle er ihm, daß meines Namens, so wie meiner Familie, meines Gewerbs und meiner Religion darin gedacht werde." „Ihr seyd Zeugen," wandte sich Nuschirwan an die Versammlung, „Zeugen der edlen Uneigennützigkeit dieses Manns; ihr wißt, wie schön er sich seiner Pflicht entledigte, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren er in meinem Dienste zu kämpfen hatte. Ich wollte ihn mit Reichthümern belohnen; aber diese haben in seinen Augen keinen Werth, da die Liebe zum Ruhm in seinem Herzen ist. So möge er eine Stelle haben im Anfang des Buchs der Weisheit, welches Persien aus seiner Hand empfangen hat."

Dieß ist das Wesentlichste der Geschichte, wie sie in Abul-Fazl's, unter dem Namen Eiyar-i-Danisch, d. i. Prüfstein der Weisheit, erschienener persischer Uebersetzung zu lesen ist. Dasselbe Werk theilt die religiösen Ansichten des philosophischen Barzuyeh mit.

„Gott und die Zukunft — Fragen endlosen Streites. Jeder hält seine Meinungen für allein wahr, und wenn er am Abende seines Lebens Rechnung hält mit seinen Arbeiten, so ist es seine Secte, für deren Emporkommen, so sind es andere Secten, für deren Erniedrigung er gearbeitet hat. So manche sind bloße Selbstanbeter ohne eine Spur von wirklicher Religion, ohne innere Kenntniß von Gott! Wie bedauern muß ich meine verlorne Zeit, als ich mich diesen eiteln Dingen überließ, jeden Pfad durchforschend, ohne den rechten Weg finden oder auch nur einen Führer entdecken zu können. Ich fragte die Weisen und die Lehrer aller Religionen nach dem Ursprunge ihres Glaubens; aber ihr ganzes Dichten und Trachten ging nur dahin, ihre Vorurtheile aufzubauen, und die der Andern umzustürzen. Zuletzt, als ich nirgends Heilung der Krankheit meines Herzens, nirgends Balsam für die Wunden meiner Seele fand, kam ich auf den Schluß, daß die Grundlage aller dieser Secten Selbstbetrug sey. Ich hatte nicht gehört, daß ein wahrhaft weiser Mann ihnen Beifall geschenkt hätte, und ich fürchtete, wenn ich ihnen glaubte, eben so thöricht zu seyn, wie der arme Dieb, der sich durch ein einfältiges Wort selbst ins Verderben stürzte.

„Einige Diebe waren auf den Giebel des Hauses eines reichen Mannes gestiegen; dieser hörte Tritte, vermuthete einen Einbruch und weckte seine Frau. Ich werde thun als ob ich schlafe, flüsterte er ihr in's Ohr, du weckst mich und fangst mit mir eine laute Unterhaltung an, und läßt nicht nach, bis ich dir sage, wie ich meinen Reichthum erworben habe. Die Frau that, wie ihr befohlen war. Verschone mich mit diesen Fragen, entgegnete der Mann; es könnte uns ja jemand hören. Auf die abschlägige Antwort ward die Frau inständiger. Wenn ich deinen Wunsch erfülle, so verfehle ich mich gegen die Regel, keinem Weib ein Geheimniß anzuvertrauen. Wie soll ich das nehmen? sagte die Dame aufgebracht. Bin ich nicht das geliebte Weib deines Busens? Wohl, wohl, erwiederte jener, sey nur um Gotteswillen zufrieden; vor meiner treuen und vertrauten Freundin habe ich keine Heimlichkeit; aber ich bitte dich, laß es niemand erfahren, was du jetzt hören wirst. Sie macht tausend Versicherungen, daß kein Wort über ihre Lippen kommen solle. So wisse denn, liebes Weib, daß all mein Reichthum Raub ist. Ich besitze einen Zauber, daß, wenn ich des Nachts beim Mondschein an dem Haus eines reichen Mannes stehend das Wort Scholim, Scholim, Scholim siebenmal wiederhole und dabei meine Hand auf einen Mondstrahl lege, ich mich auf den Altan schwinge; das zweite Rufen des Worts Scholim, Scholim, Scholim bringt mich mit einen leichten Sprung in's

Haus hinab, und das dritte Rufen desselben Worts bringt alle Schätze des ganzen Hauses vor mich. Ich nimm dann, was mir ansteht, und spring durch das Fenster mit meiner Beute hinaus. Durch diesen Zauber bin ich nicht nur unsichtbar, sondern auch gegen jeden Verdacht einer Schuld sicher gestellt. Die Diebe hatten ängstlich gehorcht und sich das magische Wort gemerkt. Einige Zeit nachher, als der Anführer der Bande die Bewohner wieder im Schlaf glaubte, stand er auf das Fenster, rief siebenmal Scholim, Scholim, Scholim, sprang und — fiel kopfüber in das Zimmer. Der Hausherr war auf dieses Resultat gefaßt, packte den Burschen, und fing an, seine Schultern mit einem Knüttel zu streichen. War ich, sagte er, mein Leben lang ein geplagtes Menschenkind, um reich zu werden, damit ein Schuft, wie du, mein Vermögen in einen Bündel schnüren und davon tragen sollte? Aber jetzt sage mir, wer du bist? Ich bin der Dummkopf, erwiederte der Dieb, den ein Athemzug von dir in den Staub geweht hat. An meinem Schicksal ist wahr geworden, wie es im Sprichwort heißt: Ich habe meinen Teppich ausgebreitet, um mein Gebet auf den Wassern zu verrichten; doch das Maß meines Unglücks ist voll und mir bleibt nun nichts übrig, als dich zu bitten, daß du eine Handvoll Erde auf mich werfest.

„Ich überzeugte mich, fährt Barzuyeh fort, daß, wenn ich einem Glauben anhänge, der nicht andere Beweise als trügerische Worte darböte, mir es nicht besser ergehen würde, als dem Thoren in dieser Erzählung, der sein Vertrauen auf das Scholim, Scholim, Scholim setzte. Deswegen sprach ich zu mir selbst: wenn ich noch einmal diesen Dingen nachjage, so wird Ein Leben nicht hinreichen, und mein Ende wird nahen, während ich noch in den Irrgängen wandle, und mir die Frist verloren geht, die ich benutzen muß, damit der große Tag, der meiner wartet, mich nicht unvorbereitet überrasche. Da mein Streben nach Wahrheit redlich war, so dauchte mir, ich sollte sie in Handlungen suchen, die von allen Religionen als rechtschaffen gebilligt werden. Da erholte ich mich durch die Güte Gottes aus dem Zustand meiner Zerrüttung, und fing an zu arbeiten und that Gutes so viel in meinen Kräften war, und hörte auf, die Thiere zu quälen und die Menschen zu beleidigen."

(Fortsetzung folgt.)

Gesammtzahl der Journale auf der Welt.

Der bekannte französische Gelehrte, Adrian Balbi, gab kürzlich eine Vergleichung der Bevölkerung der fünf Welttheils mit der Zahl der daselbst erscheinenden Journale heraus. Diese Untersuchungen sollen einen Abschnitt eines größern Werkes ausmachen: „Die französische Monarchie verglichen mit den Hauptstaaten der Welt im Jahre 1828." Hr. Balbi versichert die größte Genauigkeit seiner Angaben. Wir zweifeln, ob eine solche Genauigkeit überhaupt leicht möglich ist, und noch mehr zweifeln wir an der großen Genauigkeit der von Hrn. Balbi gelieferten Notizen, indessen sind die dießfallsigen Verhältnisse der Länder so von einander abweichend, daß, um moralische Folgerungen daraus zu ziehen, auch bloße annähernde Zahlen vollkommen hinreichen. Die Resultate, die Hr. Balbi vorlegt, sind in kurzem Auszuge folgende:

	Bevölkerung		Zahl der Journale	
Europa	227,700,000	—	2142	
Frankreich	32,000,000	—	490	
Paris	890,000	—	176	
Großbritannien u. Ireland	23,400,000	—	483	
London	1,275,000	—	97	(?)
Die Schweiz	1,980,000	—	30	
Oesterreichischer Staat	32,000,000	—	80	(?)
Wien	300,000	—	24	
Preußen	12,464,000	—	288	
Berlin	220,000	—	53	
Die Niederlande	6,143,000	—	150	(?)
Deutsche Staaten	13,600,000	—	305	
Dänemark	1,950,000	—	80	
Schweden u. Norwegen	3,866,000	—	82	(?)
Spanien	13,900,000	—	16	(?)
Portugal	3,530,000	—	17	
Sardinien	4,300,000	—	8	
Neapel und Sicilien	6,550,000	—	6	(?)
Kirchenstaat	2,590,000	—	6	(?)
Toscana	1,275,000	—	6	
Rußland und Polen	56,515,000	—	84	
America	39,300,000	—	978	
Vereinigte Staaten	11,600,000	—	840	
Columbia	3,000,000	—	20	
Central-America	1,600,000	—	5	
Mexico	7,500,000	—	28	
Nieder-Peru	1,700,000	—	19	
Hoch-Peru oder Bolivia	1,500,000	(?)	4	(?)
Rio de la Plata	650,000	—	19	
Brasilien	5,000,000	—	8	
Engl. America	2,290,000	—	30	
Spanisches America	1,240,000	—	4	(?)
Hayti	950,000	—	5	(?)
Asien	390,000,000	—	27	(?)
Australien	20,000,000	—	9	
Afrika	60,000,000	—	12	

Es erscheinen also in den Staaten englischen Ursprungs auf eine Bevölkerung von 153,780,000—1378 Journale, nämlich

Verein. Staaten von N. Am.	11,600,000	Seelen	— 800
Englische Monarchie	142,180,000	"	— 578
In allen andern Staaten der Welt auf	583,220,000	Einw.	— 1790
Zusammen	737,000,000	"	— 3168

Die Gold- und Platina-Minen im Uralgebirge.

Das seit July 1825 in Petersburg erscheinende Journal der Minen (Gornoï Journal) liefert offizielle Berichte über die vor mehreren Jahren in Rußland entdeckten Goldminen. Die Quantität Gold, die im Jahr 1825 und während der ersten Hälfte des Jahres 1826 gewonnen wurde, beträgt 14,305 Pfund (357 Pud, 25 Pfund, 42 Zolotniks russischen Gewichts.) Hievon wurden 4,124 Pfund in den der Krone gehörigen Minen, die übrigen 10,181 Pfund aber in Privatminen gefunden. Der Werth dieser Ausbeute beläuft sich, 1,500 Franken pr. Pfd. gerechnet, auf 21,457,500 Fr. In derselben Zeit von achtzehn Monaten wurden 845 Pfd. Platina gewonnen, nemlich 336 Pfd. in den Kronminen, die übrigen 509 Pfd. in Privatminen. Die Stadt Catharinenburg, in deren Nähe diese edlen Metalle gegraben wurden, liegt in dem Gouvernement Permien, an der sibirischen Heerstraße, unter 56° 50′ 38″ N. Br. und 30° 20′ 30″ O. L. nach dem Meridian von St. Petersburg, ungefähr 442 Lieues (1769 russische Werste) von Moskau, 624 Lieues von Petersburg, und 90 Lieues von der Stadt Perm.

Rev. enc. Avr. 1828.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 162. 10 Juny 1828.

Ueber die Angelegenheiten des Orients,

von General Pelet *).

Ein Supplement zu dem Lamarque'schen Aufsatze über denselben Gegenstand **).

Das Interesse meines Vaterlandes bei dem bevorstehenden Krieg und die Nothwendigkeit einer Kriegsmacht nach dem im übrigen Europa herrschenden militärischen Maßstabe, war die Grundidee meines ersten Aufsatzes. Mit Nachdruck erklärte ich mich für ein System der bewaffneten Neutralität, als für das geeignetste Mittel, Frankreich den Rang wieder zu geben, der ihm gebührt. Von diesem Gesichtspunkte aus war meine Aufgabe einerseits die russische Frage, die ich deswegen von der griechischen trennte, andererseits die auswärtige Politik überhaupt, die ich mit der Delicatesse behandelte, auf welche jene vornehme Geheimnißvolle Anspruch macht. Wenn ich meine Besorgnisse über das Uebergewicht Rußlands zu erkennen gegeben und mich getäuscht habe, so theile ich diesen Irrthum mit den besten Ministern, die Frankreich hatte, mit dem preußischen Friedrich, mit Joseph II, mit Gustav III, mit unsern ersten Publicisten ***), und — soll ich es sagen? — mit Napoleon: denn diese Politik war die seinige.

Seit jener Aufsatz bekannt gemacht ist, sind drei Monate verflossen, und die Ereignisse haben ihn nicht widerlegt. Vielmehr hat das Ministerium in Betracht „der durch die türkischen Angelegenheiten in den Beziehungen einiger Mächte herbeigeführten Verwickelungen so wie der dadurch eingetretenen besondern Gestaltungen der äußern Politik" bei den Kammern die erforderlichen Geldmittel nachgesucht, „um unsre Streitkräfte auf einen angemessenen Fuß zu bringen." Ein öffentliches Actenstück sagt: „Alte Nationen sollen ferner nicht mehr die Beute gieriger Nachbarn werden." Eine gewagte Expedition ist weislich aufgeschoben, die letzten Conscriptionen sind ganz einberufen worden. Ferner, darf man einigen Zeitungsgerüchten Glauben beimessen, so wären die englischen Truppen aus Portugal bereits auf den ionischen Inseln angekommen, vier große Mächte hätten ihre Neutralität erklärt, Preußen und Oesterreich näherten sich Frankreich und England, und es stünde zu erwarten, daß die alte Politik der Cabinete nicht ganz vergessen wäre. Sollte nicht die frei sich aussprechende Willensmeinung Europa's hinreichend seyn, den russischen Entwürfen Einhalt zu thun und dem Ausbruch eines allgemeinen Kriegs vorzubeugen? Da die Interessen Rußlands und Griechenlands getrennt sind, so könnten die neutralen Staaten den beiden kriegführenden Mächten die Bedingung auferlegen, der einen, die Donau nicht zu überschreiten (?), und der andern, Griechenland zu räumen. Seit einem Monat hat man nun wohl zwar auch die Nachricht von einem zwischen dem Czar und Persien abgeschlossenen Frieden, und der im Februar unterzeichnete Tractat scheint eine Klausel zu Gunsten des Prinzen Abbas-Mirza zu enthalten; allein der Schah dürfte in einem Krieg, welcher die Sache des Islams so genau berührt, doch vielleicht seinen endlichen Entschluß anders fassen.

Jene Neutralität des Augenblicks wird indessen, wie ich glaube, den künftigen Gang jener Regierungen zum voraus nicht bestimmen. Preußen könnte ein anderes System als das des großen Königs und seines Nachfolgers annehmen; es könnte sich über seine wahren politischen Verhältnisse zu Rußland und dem Continent täuschen: man müßte deßhalb auf die Bewegungen seiner Truppen ein wachsames Auge richten, ohne sich auf bloße diplomatische Demonstrationen zu sehr zu verlassen. Aber — werden die übrigen Mächte Zeit haben, ihre Rüstungen zu vollenden?

Ein zweiter Aufsatz über denselben Gegenstand ist seit kurzem erschienen. Er soll den erstern bekämpfen. Wozu dieser Angriff? Sind es verschiedene Gesinnungen oder Wünsche, von denen die beiden Schriftsteller ausgehen? Nein; sie weichen nur in einigen Puncten der auswärtigen Politik von einander ab. Der zweite stellt in nicht stärkern, aber in elegantern Farben ein imposantes Gemälde von England voran, wie es die Welt beherrscht, und in dem Kampf, der sich entspinnt, im Grunde allein betheiligt ist. Dagegen zeigt er Rußland in einem minder ungünstigen Lichte, den Blick mehr gegen den Orient, gegen Indien gerichtet, nicht geeignet, Europa Besorgnisse einzuflößen. Nach ihm wären „die Russen die natürlichen Verbündeten, die wohlwollenden Beschützer Frankreichs;

*) Le spectateur militaire. Mai 1828.

**) Man vergl. Ausl. Num. 136 ff. und Num. 115 ff.

***) Montesquieu, grandeur des Romains chap. 23; Rulhière, Histoire de l'anarchie de Pologne; Ségur, Politique des cabinets, Tableau historique et Souvenirs; de Pradt, Paralléle entre la puissance anglaise et russe pag. 56 — 171. Bignon, les Cabinets et les Peuples etc.

*) Man sehe die Mittheilung der Regierung vom 14 April und vom 13 Mai, den Bericht des Generals Sebastiani vom 29 April.

wir verdanken ihnen die Erhaltung unsers Gebiets und sie werden uns nicht hindern, die alten Grenzen Galliens wieder zu gewinnen. Die Ottomanen aber sind Barbaren, deren Erhaltung nur eine veraltete falsche Politik im Interesse Frankreichs finden konnte. Es ist Zeit, daß man sie über den Bosporos zurückwirft, daß man die Völker, die unter ihrem Joche schmachten, befreit, aber nicht die Nachkömmlinge der Griechen allein, sondern auch die Thrazier, die Armenier, die Juden."

Ich würde geschwiegen haben, wenn die Frage nicht zu wichtig wäre, wenn sich in das glänzende Gemälde nicht einige ziemlich bedeutende Verstöße gegen dessen Wahrheit eingeschlichen hätten. Es scheint, den General habe der Reichthum seiner Darstellungskunst verführt, so daß er vor seinen Lesern blos seinen Witz spielen lassen wollte. Er versetzt sie bald in den Osten, bald in den Westen; er hält sie schwebend zwischen Furcht und Hoffnung. Bald soll eine Schlacht, „deren Entscheidung nicht zweifelhaft seyn kann," Konstantinopel und das Reich der Osmanen niederwerfen, zwei Schlachten sollen die Eroberung von Wien und Oestreich vollenden; bald leisten die Türken mit Hülfe einiger englischen Kriegsschiffe und Soldaten einen unbesiegbaren Widerstand. Indem der General so mit Hypothesen spielt, führt er etwas aus einander laufende Operationslinien über Wien, Sophia und Kleinasien nach Byzanz. Er schreibt Rußland Absichten auf Bombay, Calcutta und Indien zu. Umsonst sucht man in diesem merkwürdigen Abschnitte seines Aufsatzes eine Widerlegung desjenigen, den er bekämpft. Er schließt endlich, wie sein Vorgänger, mit dem Wunsch, Frankreich das System einer bewaffneten Neutralität annehmen zu sehen, wiewohl sich nicht verkennen läßt, daß er sich von einer Allianz mit Rußland beträchtlichere Vortheile verspricht. (Forts. folgt.)

Persische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Die Fabel von den zwei Katzen. Der hyperbolische Stil. Zwei Parabeln von Sadi.

Wenn nicht geleugnet werden kann, daß die Perser in Bezug auf poetische Erfindung den Indiern nachstehen, so besitzen sie dagegen jene blendende Kunst der Darstellung, welche die schlichten Werke des indischen Genius mit seltenen Reizen ausgestattet aus ihren bildnerischen Händen hervorgehen läßt. Das kleinste Thier, das sie in die Fabel einführen, spricht eine Sprache, die einem Könige Ehre machen würde. Die ganze Natur öffnet ihnen ihren Bildersaal, und welche Natur! und wie gestaltet in diesen phantasiereichen Seelen! Darum ist der blühende Stil (Ibâret-i-Rendschin) ihre Hauptstärke; aber die Mine ihrer Literatur ist so ergiebig, daß sie eben sowohl den glänzenden Diamant als den nützlichen Baustein zu Tage fördert, ebensowohl, um Schlösser in die Luft als auf die Erde zu bauen, Materialien liefert. Man findet Redewerke, in eine an das Schwülstige grenzende Ueppigkeit herrscht, wieder andere, welche als Muster edler Einfachheit dienen können. Ein gewisser leichter Humor zeichnet die von der letztern Art nicht selten aus. Wir geben zum Beleg die Fabel von den zwei Katzen, vermuthlich die Quelle, woraus unsere „Stadt- und Landmaus" geflossen ist.

„Es war ein altes Weib in den Tagen der Vorzeit, die lebte in einer Hütte, die war enger als die Seele des Unwissenden, und dunkler als das Grab des Unglücklichen. Das Weib hatte keinen Umgang als eine Katze. Dieses arme Thier kannte das Brod nicht einmal dem Namen nach, und wußte noch weniger wie es aussah, denn nie hatte der Spiegel der Einbildungskraft dessen Erscheinung ihm entgegengestrahlt oder war dessen Namen aus dem Munde eines Freundes oder eines Fremden zu seinem Ohr gelangt. Genug, daß sie dann und wann eine Maus roch oder die Fußstapfen von einer auf der Flur bemerkte; wenn ihr aber vollends die Gunst der Sterne oder ein gütiger Zufall eine in die Klauen führte, dann fühlte sie sich überglücklich

Dem Bettler gleich, der einen Schatz entdeckt und in dem Wonrausch,
Der seine Wangen röthet, der überstand'nen Noth nicht mehr gedenkt *).

An einem solchen Schmaus labte sie sich eine Woche oder länger, und sie rief wohl manchmal aus:

O Gott! wie ist mir? Wacht' ich wirklich und es wär' kein Traum,
Daß mir nach solcher Widerwärtigkeit solch Heil geblüht?

Da jedoch die Wohnung des alten Weibes nach wie vor eine Herberge des Hungers für die Katze blieb, so klagte sie beständig und entwarf allerhand närrische und abenteuerliche Plane. Eines Tages war sie wieder weit heruntergekommen, und schleppte sich mit großer Anstrengung auf das Dach der Hütte, als sie auf der Mauer des Nachbarhauses eine Katze gewahr wurde, die, wie ein wilder Tiger, mit gemessenen Schritten einherstieg, und so mit Fleisch beladen war, daß sie ihre Füße kaum aufheben konnte. Die Freundin des alten Weibes ward so überrascht von dem fetten und wohlgenährten Ansehen eines ihres Geschlechts, daß sie folgende Rede an sie richtete:

Du trittst so stattlich auf: o sag, wo kommst du her?
Von wannen diese liebliche Erscheinung?
Man sollte glauben, vom Bankett des Khans von Khatai.
Und wie kamst du zu diesem Anstand, dieser Kraft?

Ich bin des Sultans Abträgerin, erwiederte jene; jeden Morgen, wenn man die Tafel deckt, begebe ich mich nach dem Palast und zeige meine Gewandtheit und meinen Muth. Aus der Fülle der köstlichen Braten und Waizenkuchen hole ich mir dann einige ausgesuchte Bissen, ziehe mich damit zurück und bringe meine Zeit bis zum nächsten Tag in vergnüglicher Sorglosigkeit zu.

Des alten Weibes Katze begehrte zu wissen, was diese köstlichen Braten seyen und wie dieser Waizenkuchen schmecken? Was mich betrifft, setzte sie in schwermüthigem Tone hinzu, ich habe mein Lebenlang nichts gegessen und nichts gesehen als des alten Weibes Hafergrütze. Lächelnd entgegnete die andere: Mir wird es immer schwe-

*) Strophen, aus berühmten Dichtern entlehnt, dürfen bei Compositionen dieser Art nicht fehlen.

rer, dich von einer Spinne zu unterscheiden. Dein Aussehen ist so, daß es das ganze Katzenvolk roth macht: ja wir müssen uns schämen, wenn du dein Marterbild zur Schau trägst.

Du hast zwar Katzenohren, Katzenwuchs,
Doch bist du spinnenartig sonst genug.

Du sollst des Sultans Palast sehen und die herrlichen Fleischtöpfe kosten: gewiß wird die Haut um diese abgezehrten Knochen wieder ausgefüllt; du wirst neu aufleben; du mußst hervor hinter diesem Vorhang der Unsichtbarkeit auf das Feld der Beobachtung.

Bring ihm auf's Grab den süßen Lieblingsduft,
Und aus der Asch' ersteht das Leckermaul.

Des alten Weibes Katze wendete sich flehentlich an die andere: O meine Schwester, rief sie aus, habe ich nicht die heiligen Ansprüche der Nachbarschaft an dich? Sind wir nicht verbunden durch die Bande des Bluts? Was hielte dich ab, mir einen Beweis deiner Freundschaft zu geben und mich bei deinem nächsten Besuch in den Palast mitzunehmen? Vielleicht daß durch deine Gunst mir Ueberfluß zuströmt, daß ich unter deinem Schutz zu Ehren und Ansehen gelange.

Das Herz der Abträgerin des Sultans schmolz bei dieser pathetischen Anrede. Sie versprach ihrer neuen Freundin, daß sie sie das nächste Mal nach dem Palast begleiten solle. Die letztere, entzückt über die Zusicherung, begab sich unmittelbar von dem Altan herab zu ihrer Alten und erzählte ihr die ganze Begebenheit.

Liebe Freundin, sagte diese, laß dich nicht verführen durch die Sprache der Welt, die du gehört hast; bleib in unserem stillen zufriedenen Winkel, denn der Becher der Wollust ist mit Moder gefüllt, und das Auge der Begierde und der Hoffnung schließt sich nur durch den Zwirn des Schicksals und die Nadel des Todes.

Zufrieden seyn, das macht den Menschen reich.
Merkt's, Gier'ge, euch, die ihr die Welt durchirrt:
Der kennt und zollt nicht Liebe seinem Gott
Wer über sein Geschick unwillig murrt.

Allein der erwartete Schmaus hat sich dergestalt in der Einbildungskraft der Katze festgesetzt, daß der heilsame Rath des alten Weibes keinen Eingang findet.

Wer Widerspenst'gen rathet, sperrt den Wind
In's Käfig, füllt das Wasser in ein Sieb.

Die halbverhungerte Katze humpelte demnach in der Gesellschaft ihrer neuen Bekanntin nach des Sultans Palast. Wie es aber zu gehen pflegt, daß die Gedanken der Habsüchtigen vereitelt werden, so war daselbst, ehe der arme Schelm noch hin kam, ein außerordentliches Ereigniß eingetreten, und der Unstern wollte, daß die trübe Fluth vereitelter Hoffnung in die Flammen des unreifen Ehrgeizes sich ergießen sollte. Der Fall war dieser. Tags zuvor hatte ein ganzes Heer von Katzen den Schmaus umlagert und einen solchen Lärmen verführt, daß die Gäste auf's Höchste beunruhigt wurden; deswegen hatte der Sultan für den folgenden Tag befohlen, daß einige tatarische Bogenschützen sich in den Hinterhalt stellen, und auf jede Katze, bei dem ersten Bissen, den sie fräße, den Pfeil anlegen sollten. Des alten Weibes Katze war von diesem Befehl nicht unterrichtet. In dem Augenblick, als die Fleischdüfte in ihre Nase stiegen, flog sie darauf los, wie ein Adler auf seinen Raub. Aber kaum hatte sie das Gewicht eines Mundvolls auf die Wagschale ihres Hungers gelegt, als der herzspaltende Pfeil sie durchbohrte.

Ein Strom von Blut rauscht aus der wunden Brust.
Sie flieht in Todesangst, indem sie ausruft:
Läßt mich der Himmel dieß Mal noch entkommen,
Zufrieden will ich seyn mit meiner Maus
Und mit der Hütte meiner alten Frau,
Dem Honig ist ein Stachel beigesellt:
Mir frommt am Besten meine mäß'ge Kost."

Wo wäre hier, könnte Jemand fragen, jenes unmäßige Schwelgen der Sprache auf den blumigen Gefilden der Einbildungskraft, jener hyperbolische Stil, den die Perser selbst mit einer feurigen Stute vergleichen? So arg ist es nun freilich in der Regel nicht, und der übertriebene Kanzleistil, dessen man sich bei Eingängen zu Briefen, Büchern oder Urkunden bedient, scheint fast als eine Ausnahme von der gewöhnlichen Gesetzgebung des guten Geschmacks betrachtet werden zu müssen. Jener findet aber auch nicht Worte, Bilder und Metaphern genug. Welche scrupulöse Gewissenhaftigkeit besonders im Beilegen von Titeln, welche Verschwendung von Witz, damit ja keine Höflichkeit vergessen, jede dem Rang und der Macht gebührende Rücksicht beobachtet werde! Wenn in öffentlichen Acten der Name des Königs erwähnt wird, so darf nicht nur Niemand über ihn gesetzt, sondern auch Niemand ihm gleichgesetzt werden; der König muß schlechterdings der in seiner Art Einzige seyn; läßt er sich jedoch herab, mit einem fremden Fürsten in Unterhandlungen zu treten, wo er denn nicht umhin kann, diesem eine Anzahl Ehren beizulegen, so wird sicherlich vorgebeugt, daß er sich selbst nichts vergibt. So hieß in dem zwischen Persien und England im Jahr 1800 abgeschlossenen Tractat der Schah „die Zuflucht der Welt; der Juwel im Ring der Könige; der Schatten des Schattens Gottes; ein Khosru, dessen Sattel der Mond und dessen Steigbügel der Neumond ist; ein Herrscher des Alls; ein Kaherman, ein Alexander, ein Fürst von hohem Rang, vor dessen Angesicht die Sonne sich verhüllt," während der König von England zwar auch die Zuflucht der Welt und ein Hauptjuwel in der Krone des Königthums war, aber doch mit seiner Herrschaft so ziemlich auf die See verwiesen wurde — als „Anker der Flotte des Siegs und des Glücks."

Ich fragte Aga-Mir, mit dem ich mich über diesen Gegenstand unterhielt, ob alle ihre Monarchen solche Freunde der Hyperbeln gewesen seyen? „Nicht alle, sagte er; z. B. der letzt verstorbene König Aga-Mahommed war durch seinen Haß gegen jede Prunkdarstellung bekannt. Wenn seine Sekretäre ihre schmeichelnden Einleitungen begannen, verlor er oft die Geduld und rief: zur Sache, ihr Schurken (bi-mezmum, badbakht)! Vielleicht wären diese Redensarten aus der Mode gekommen, wenn er länger

gelebt hätte; aber der gegenwärtige König bildet sich selbst etwas darauf ein, ein guter Dichter und Prosaist zu seyn, und die Folge davon sind solche Prachtstücke von Eingängen, wie ihr in eurem Tractat eines aufzuweisen habt, welches, wie ich weiß, seines besondern Beifalls sich zu erfreuen hatte."

Auf jeden Fall sind die ausgezeichnetsten Schriftsteller Persiens dieser Rhetorik ziemlich fremd. In den Werken ihrer ersten Dichter, eines Ferdusi, Nizami, Sadi und Anweri findet man Stellen genug, die eben sowohl durch die Schönheit und Kunstlosigkeit des Ausdrucks als durch die Wahrheit und Erhabenheit der Gesinnung classisch sind; und viele ihrer Geschichtschreiber geben uns reine Erzählungen von Thatsachen ohne die Beigabe jener manirirten Ausstattung, welche der gewöhnliche Fehler ihrer Landsleute ist.

Wie einfach beschreibt Sadi die Frucht einer guten Gesellschaft:

„Ich war eines Tags im Bad, da legte ein Freund von mir ein wohlriechendes Stück Thonerde in meine Hand. Ich nahm sie und sagte zu ihr: Bist du Bisam oder Ambra, denn dein Duft bezaubert mich? Sie erwiederte: Ich war eine bloße verachtetete Thonerde; aber ich kam in die Gesellschaft der Rose, und die süße Eigenschaft meiner Gefährtin theilte sich mir mit, sonst wäre ich eben wie ich zu seyn scheine, ein Stück Thonerde."

Oder das Wesen echter Liebe:

„Es war einmal ein zärtlicher und liebenswürdiger Jüngling, der war verlobt mit einem schönen Mädchen. Ich las, daß sie auf der hohen See schifften, und mit einander in einen Wirbel fielen. Als nun ein Matrose kam, und dem jungen Mann die Hand reichte, daß er ihn errettete aus dem Verderben, rief derselbe laut und zeigte auf seine Geliebte mitten aus den Wassern: Laß mich und rette meine Gebieterin! Die ganze Welt bewunderte ihn ob dieser Rede, und da er starb, hörte man sagen: Lerne die Geschichte der Liebe nicht von dem Elenden, der seine Geliebte in der Stunde der Gefahr vergißt."

(Fortsetzung folgt.)

Volksbildung in England.

Von L. Snell.

Die Mechanics Institutions in England, so wie das ganze System, von dem sie nur einen Theil bilden, sind eine der größten und in jeder Hinsicht wohlthätigsten Erscheinungen aller Zeiten auf dem Gebiete der Volksbildung. Dieses System, ursprünglich nur bestimmt, um einen Mangel, nehmlich die schlechte Beschaffenheit des vom Staate eingerichteten Unterrichtswesens, als Nothbehelf zu ersetzen, nahm bald als Volksanstalt einen selbstständigen Charakter auf eigenthümlichem Boden an, und bildete sich innerhalb fünf und zwanzig Jahren zu einem bewundernswürdigen Umfang aus. Gering waren die Geldhülfsmittel, auf denen es Anfangs fußte; aber Gemeingeist und Sinn für geistige Kultur hauchten ihm ein solches inneres Leben ein, daß es in kurzer Zeit sich über den größten Theil dieses gesegneten Eilandes verbreitete, neue treffliche Institute aus sich entwickelte, und eine Quelle von Aufklärung und wissenschaftlicher Bildung wurde, die bis in die niedrigsten Hütten Sinn für Lectüre und Unterricht verbreitete, Kenntnisse, welche bis dahin nur als Vorrecht der höhern Stände betrachtet wurden, zu einem Gemeingut der ganzen Nation machte, endlich die größten Fortschritte in allen Zweigen der Industrie und eine Steigerung der Einsichten des Volks in allen öffentlichen Interessen verbürgt, die nur von den wohlthätigsten Folgen seyn kann.

Das Verdienst, das die Beförderer dieses Systems — unter denen der mit Recht in England so gefeierte Birkbeck oben an steht — sich dadurch erworben haben, ist über jeden Vergleich mit irgend einem andern ähnlichen erhaben. Alle unsere Anstalten zur Beförderung der geistigen und sittlichen Cultur, unsre Verbesserungen der Schulen und Gymnasien, die Einrichtung neuer Universitäten u. s. w. werden kein großes Resultat hervorbringen; die Menschheit wird im Ganzen wenig voranschreiten, so lange die große Masse des Volks in der trägen Unwissenheit wie bisher in den meisten Ländern Europa's fortlebt. Unsere ganze Cultur schwebt in der Luft, wir sind nicht vor der Rückkehr der Anarchie oder Tyrannei, blutiger Autodafe's und des scheuslichsten Gewissenzwanges sicher, bis die schlummernden Menschenkräfte in der großen Masse geweckt, und die Völker an Geist und Herz, an Einsicht und Wille höher humanisirt sind. „Wer dafür arbeitet, sagt ein hochherziger Britte*), erwirbt sich ein unvergleichliches Verdienst. Den Anbruch des glänzenden Tags zu beschleunigen, wo das Licht allgemeiner Aufklärung die trüben trägen Nebel selbst von der Basis der großen Socialpyramide verscheuchen wird — dies, in der That ist ein hoher Beruf, zu dem auch das glänzendste Talent, die vollendetste Tugend, sich ängstlich um einen Antheil herbeidrängen mag."

Gleichwohl ist dieses System in Deutschland nur wenig und höchst unvollkommen gekannt. Wir wollen daher versuchen, in gegenwärtigem Aufsatz eine ziemlich vollständige und genügende Auskunft von diesem System des Volksunterrichts im Großen in England, wie wir es nennen wollen, zu geben. Der Deutlichkeit halber werden wir diesen Aufsatz in drei Abschnitte theilen; in dem ersten wollen wir Geist und Bestimmung dieses Systems im Allgemeinen erläutern; im zweiten eine Characterisirung der praktischen Seite desselben; und im dritten eine historische Entwicklung seines allmähligen Aufwachsens versuchen. Der zweite und dritte Theil können jedoch in Absicht der historischen Notizen nicht ganz gesondert werden. Die Quellen, die uns leiten, sind theils eigne Anschauung während eines mehrjährigen Aufenthaltes in England, theils mündliche Notizen, die wir in dieser Zeit von ausgezeichneten Patronen dieser Anstalten empfangen haben; endlich mehrere Schriften, besonders die Schrift Brougham's**) die im Jahre 1825 bereits einige und zwanzig Auflagen erlebt hatte. (F. f.)

*) Henry Brougham, in seiner Inauguralrede zu Glasgow. Aus dem Englischen übersetzt. Jena in der Crökerschen Buchhandlung 1826.

**) Practical Observations upon popular Instruction etc.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 163 und 164. 11 und 12 Juny 1828.

Ueber die Angelegenheiten des Orients,

von General Pelet.

(Fortsetzung.)

Um eine vollständige Ansicht von der brittischen und russischen Macht zu erhalten, stellen wir beide Staaten neben einander. England, dessen Hauptstärke im Handel und Gewerbfleiß besteht, beherrscht die Welt durch seine Reichthümer, seine Marine und seine Politik; aber überall, wo es Mann gegen Mann gilt, ist es schwach, und um so schwächer, je mehr es sich ausgedehnt hat. Rußland ist eine große Landmacht, der Geist seiner Völker kriegerisch, seine Verfassung militärisch; seine weiten Landschaften bedecken sich nach und nach mit unermeßlichen Kasernen, Militärkolonien *) genannt, wo das heilige Recht des Menschen, die Freiheit des häuslichen Heerds, durch die gewaltsame Einführung des Kriegers verletzt wird; denn der russische Bauer ist sein ganzes Leben Soldat oder muß für den Soldaten arbeiten. England gab dem Continent das erste Beispiel einer Beschränkung der Militärmacht, indem es sein Heer auf den Friedensfuß setzte. England, das lange Zeit Europa in seinem Sold hatte, wäre gegenwärtig nicht im Stande *) gegen Preußen allein Hannover zu vertheidigen. Und Rußland? Es hat seit dem Jahr 1815 nicht aufgehört, seine Heere zu vermehren, es kann gegen alle Mächte kämpfen, und, wenn sie nicht gemeinschaftliche Sache machen, alle besiegen. Wir sahen in dem letzten Kriege Großbritannien nahe daran, zu unterliegen; eine starke Erschütterung, schon allein die Fortschritte des Gewerbfleißes in beiden Welten, ein Fehljahr oder eine Bankverlegenheit können es über den Haufen werfen; weit entfernt, in seiner Bevölkerung von Proletariern eine unerschöpfliche Quelle der Kraft zu besitzen, seufzt es unter der erdrückenden Last der Armentaxe **), die noch zu so vielen andern Lasten hinzu kommt, und den Staat immerwährend mit völligem Untergang bedroht. Das alte Reich der Scythen ist durch sein Eroberungssystem und durch die Entwicklung seiner groben Civilisation, die keinen andern Zweck hat, als das Werkzeug der Herrschaft zu vervollkommnen fort und fort im Zunehmen begriffen. Gegen die Invasion der Czare hat endlich der Continent keine Waffen, während eine einzige durchgeführte Polizeimaßregel, die Schlie-

*) Ueber die Militärkolonisation und die Macht Rußlands findet man schätzbare Nachrichten in dem historischen Versuch des Dr. Lyall, erschienen mit den Bemerkungen des gelehrten M. v. M. Nach dem englischen Doctor wird die ganze leibeigene Bevölkerung, die Kroneigenthum ist, nach und nach in die Regimenter eingereiht, wo sie nicht nur einer eisernen Kriegszucht und dem Militärgericht, das, in letzter Instanz erkennend, den Kolonisten zur Verbannung nach Sibirien, dem Straf-Maximum russischer Justiz, verurtheilen kann, sondern wo sie einer täglichen inquisitorischen Polizei unter den Korporalstöcken der Kolonialoffiziere unterliegt, wo nicht nur die Weiber und die Kinder unter denselben harten Gesetzen gehalten werden, sondern selbst die ältesten Männer den Soldatenrock anziehen müssen. Wenn Rußland seinen Plan verfolgt, so hat es mit der Zeit eine Million Soldaten, die beinahe so gut sind als die Linientruppen, und später eine militärische Bevölkerung von fünf Millionen. Ein Kolonialoffizier behauptete, in dreißig Jahren könne Rußland sechs Millionen geübter Soldaten in's Feld rücken lassen.

Dr. Lyall prophezeit als Folge des fortgesetzten Militär-Kolonisationssystems „den Umsturz aller Dynastien Europas durch einen kriegerischen Autokraten, oder die Zersplitterung Rußlands unter einem schwachen.“ Er bemerkt, „daß die Bauern über eine Maßregel, die aus der friedlichen Hütte eine Wachtstube macht, als über einen Angriff auf die Freiheit selbst der Sklaverei murren; wohl könnten sie mit dem römischen Landmanne sagen: Impius haec tam culta novalia miles habebit. . . . .“ Die Russen suchten das Gehässige der Maßregel dadurch zu bemänteln, daß sie dieselbe als ein Mittel der Civilisation darstellten. Aber welche Civilisation! Und welche Perspective für die von Rußland bedrohten Länder!

*) Nach Dupin (Force militaire de la Grande-Bretagne) hätte der definitive Friedensfuß dieser Macht, im J. 1820, 88,423 Mann betragen. Zur Zeit, da England 200,000 Mann regulärer Truppen und, seine Miethtruppen eingerechnet, 260,000 Mann unter den Waffen hielt, verwandte es in seinen Continentalkriegen nie mehr als 40,000 Nationalsoldaten auf einem Punkt. Dieser gelehrte Schriftsteller schätzt die Militärkräfte Rußlands auf 800,000 Mann. „Rußland, sagt er (Th. 1, S. 254), wird auf seiner westlichen Grenze ein Lager aufschlagen, welches die Pflanzschule künftiger Invasionen werden wird.“

**) Die Plage der Bettler nimmt in dem Lande, dem das Gold der Welt zufließt, von Tag zu Tag mehr überhand. Im Jahr 1816 lebte in England ⅓ der Bevölkerung (= 4,000,000 Menschen) von den Almosen der Kirchspiele, d. h. von der jährlich auf 300,000,000 Fr. sich belaufenden Armentaxe. Dieses Uebel hat seinen Grund in der ungleichen Vertheilung des Eigenthums und in dem Pachtwesen. Die vormaligen Erbpächter einiger Grundstücke sanken nach und nach zu Taglöhnern und zuletzt zu Bettlern herab. Histoire de la situation de l'Angleterre, par M. de Montveran.

sung aller Häfen, und eine allgemeine Ausrüstung von Korsaren, die Macht Englands zerstören könnte.

Um gerecht zu seyn, müßte man noch hinzufügen, daß zu London, an der Seite einer Machiavellistischen Regierung, im Brennpunkt des englischen Patriotismus, der freilich nur zu oft nichts als ein kräftiger Nationalegoismus ist, eine Tribüne sich erhebt, wo das Recht und die Freiheit der Völker ein Organ findet, wo über die Handlungen fremder Regierungen und des großbritannischen Ministeriums selbst eine strenge Kritik ergeht, wo letzteres schon mehr als einmal in demüthigenden Verhören Rede zu stehen oder gegen gerichtliche Anklagen sich zu vertheitigen hatte. Das Joch des römischen Volks drückte schwer, aber der Bauer Illyriens konnte doch seine Beschwerden im Senat laut werden lassen. Wo soll man aber damit in Rußland hin? Um es gerade zu sagen, es ist in Rußland derselbe Fall wie in Konstantinopel, daß sich eben Alles im Innern des Palastes macht, daß, so lange der Herr lebt, er der Absolute, der Allmächtige ist, dessen Fermane oder dessen Ukasen mit der Schnelligkeit und der Strenge eines Militärbefehls vollzogen werden. Zwar die Revolutionen in diesem Innern sind häufig und schrecklich; unbemerkt jedoch geht Alles vor sich unter dem dichten Schleier, in den die Autorität des Augenblicks sich hüllt. Wie manche Parallele ließe sich zwischen diesen beiden Reichen ziehen, welche eben sowohl Asien als Europa angehören! Was wären die Russen, wenn sie nicht seit hundert Jahren von fremden Souveräns beherrscht würden? Was könnten die stolzen Ottomanen seyn, wenn es in des Sultans Macht stände, die seit drei Jahrzehnten begonnene politisch-religiöse Wiedergeburt zu vollenden?

Vorweg müssen wir einen nur zu allgemein verbreiteten Irrthum widerlegen, wenn man von allen Seiten von Rußlands „unermeßlicher Ausdehnung, dünngesäter Bevölkerung, mäßigen Einkünften" sprechen hört. Unsere Gegenbehauptungen sollen sich durch Thatsachen rechtfertigen. Die Bevölkerung der neun innern Gouvernemens, — Moskowa, Riäsan, Tula, Kaluga, Orel, Tambow, Kursk, Poltawa, Kiew, Podolien — welche das Land von Moskau bis an den Dniester und Pruth in sich begreifen, beläuft sich auf 12,000,000: Zahl und Vertheilung der Einwohner ist wie in Preußen, die Einkünfte sind dieselben, aber Rußland hat das voraus, daß es fruchtbarer ist. Indessen gibt es mehrere Gouvernemens, die, was den Reichthum des Bodens, den Gewinn der Industrie und des Handels betrifft, noch besser stehen; es gibt ganze Provinzen, die wenigstens Schottland und Spanien, und namentlich die europäische Türkei an Bevölkerung und Fruchtbarkeit übertreffen. Das Uferland des schwarzen Meeres zeichnet sich durch seinen Ueberfluß an Getreide aus. Endlich liegen die entvölkertsten und unangebautesten Theile Rußlands, die von 16 bis 175 Einwohnern auf die Quadratmeile zählen, gegen das baltische, das weiße, das kaspische, das asowsche Meer und gegen den Ural. Das mit großen Wäldern bedeckte Lithauen, mit 495 bis 870 Einwohnern auf die Quadratmeile, gehört zu den am Wenigsten fruchtbaren und reichen Ländern; und doch haben es die Czare nicht verschmäht und sich dessen bemächtigt, um in die Mitte Europa's vorzudringen.

Ich will mich aber auf die einzige Thatsache berufen, die sich nicht wegvernünfteln läßt: wer will leugnen, daß Rußland 800,000 Mann unter den Waffen hält? daß es auf seiner südwestlichen Grenze in erster Linie 180,000, in zweiter Linie 100,000 Mann aufgestellt hat, ungerechnet mehrere Corps, die auf den andern Grenzen vertheilt sind? daß es seine schlagfertigen Reserven, seine bleibende Soldatenpflanzschule in den Militärkolonien, seine Kosacken, seine unregelmäßige Reiterei besitzt? Die Schwierigkeit, große Truppenmassen zu vereinigen, zeigt sich nur bei der ersten Vereinigung, weil bei Heeren, die einmal ihre Standquartiere haben, und bei Soldaten, die der Staat an einen fünf und zwanzigjährigen Dienst kettet, nur selten Ergänzungen nöthig und die nöthigen nicht schwierig sind. Da die südlichen Provinzen Getreide vollauf erzeugen, so können die Lebensmittel nie fehlen; die Zufuhr derselben aber wird durch das Medium der innern Schifffahrt ungemein erleichtert. Die Cabinete können sich von der Richtigkeit dieser Angaben selbst überzeugen. Was ich anführe, habe ich aus authentischen Quellen geschöpft. Uebrigens wird der Marsch und das Vorrücken der Russen bald alle Streitfragen überflüssig machen.

Mag Europa eine Partei ergreifen, welche es will; — der Franzose hat nicht vergessen, und keiner weniger als ich, wie sehr England unser Feind war und wie theuer uns Großbritanniens Nebenbuhlerschaft zu stehen kam. Doch lassen wir die Vergangenheit und beschäftigen uns mit dem, was unserem Vaterland jetzt Noth thut. Hätte Frankreich blos von Seiten Englands etwas zu fürchten, so müßten wir Schiffe bauen und Flotten ausrüsten, statt Schlachthaufen zu bilden; alle unsre Aufmerksamkeit müßte sich gegen das Meer wenden. Wer sich nun aber auch die übertriebensten Dinge von der brittischen Seemacht einbildet, wird denn doch nicht in Abrede ziehen, daß als Seemacht allein uns England ungefährlich bleibt, so lange seine Landmacht wegfällt, die indessen Frankreich auf dem Feld der Ehre achten gelernt hat. Was sich also am Meisten gegen das in dem zweiten Aufsatze geltend gemachte System anführen läßt, ist, daß während dasselbe uns alle Gefahren von der See her verkündigt, es uns gegen den Osten hin in eine Sorglosigkeit versetzt, die verderblich werden könnte.

Ich will mich so deutlich ausdrücken, als gewisse Schicklichkeitsrücksichten es erlauben. Die Schlacht von Navarin ist ein Ereigniß, das sich in den Augen der Völker durch das Unglück Griechenlands und selbst durch den Ruhm der Sieger gerechtfertigt hat. Aber schwer möchte es halten, jetzt auch den Angriff Rußlands zu rechtfertigen. Verdankte nicht diese Macht im J. 1812 ihre Rettung dem Friedensvertrag mit der Türkei? Hat sie nicht auf allen Congressen die Legitimität des Sultans wie aller andern Souveräne feierlich ausgesprochen? Weiß man nicht, daß die Pforte ihre Bereitwilligkeit zu unterhandeln erklärt hat und noch jeden Augenblick erklärt? Cannings Hand — man muß es gestehen — wäre allein stark genug gewesen, die europäische Politik auf der Grundlage des

Tractats vom 6 Juli fest zu halten. Er starb, und die andern Cabinete, die nicht zum Kampf vorbereitet waren, ließen sich von Rußland in ein falsches System verwickeln. Wahrlich, einer der stärksten Vorwürfe, welchen man ihnen machen kann, ein Vorwurf aber, der um so gegründeter ist, als er allein die Möglichkeit erklärt, wie mehrere Ereignisse eine gewisse Wendung nehmen konnten. Wem diese Ansicht befremdend erscheint, den frage ich, ob die Parteilichkeit der Schriftsteller zu Gunsten der Moskowiten weniger befremdend sey? Denn die Zeit ist vorbei, wo Philosophen und Höflinge zu sagen pflegten, daß die Sonne im Norden aufgehe und vom Throne der Catharina herab die Welt erleuchte.

Wenn Frankreich zwischen zwei großen Mächten zu wählen hätte, sollte es Rußland oder England den Vorzug geben? Welche Vortheile, welche Gefahren böte in einem von beiden Fällen die Allianz dar? Fragen wir die Geschichte, so sagt sie uns, daß wir nicht Ursache haben, einem dieser Cabinete mehr zu trauen als dem andern. Die Engländer waren immer unsere Nebenbuhler, fast sogar immer unsre Feinde. Als Seemacht werden sie nie einwilligen, daß Frankreich die Mündungen der Schelde, zum Wenigsten die Inseln, die davor liegen oder die andern Häfen, die Englands Ostküsten bedrohen, in Besitz nimmt. Es ist indessen wahrscheinlich, daß man sich über sonstige Interessen mit ihnen leicht verständigen würde. Rußland hingegen war nie ein zuverlässiger Alliirter irgend einer Macht. Zu Frankreich steht es in zu entfernter Beziehung, als daß beide einander als Freund oder als Feind unmittelbar nützen oder schaden könnten. Die Czare werden höchstens in Ermanglung andrer Continentalmächte unsere Allianz suchen.

Ich muß es wiederholen: Frankreich verdankt die Erhaltung dessen, was ihm übrig blieb, blos dem Muthe seiner Söhne, der Achtung, welche unsre Siege unsern Feinden eingeflößt hatten. Alexander herrschte auf den Congressen zu Châtillon und Wien; er ist es, der preußisch und österreichisch Polen (?) an sich riß und die Entschädigungen auf uns anwies; seine Nachfolger könnten eines Tags versucht seyn, diesem Beispiele zu folgen. Warum hätte im Januar 1815 Ludwig XVIII einen Tractat mit England und Oesterreich gegen Rußland abgeschlossen, wenn letztere Macht die Beschützerin Frankreichs im Unglück gewesen wäre? Und dermalen spricht man von Ansinnen, die der Czar an seinen Schwiegervater und an seinen Schwager mache. Wenn man nun auch den Ersatz zeigen kann, den er Preußen anbieten wird, woher will er denselben für das Königreich der Niederlande nehmen?

Weg mit kleinmüthigen Entschlüssen! Nein, der Ruhm des Vaterlands, der durch mein Blut und durch das Blut so vieler Tapfern versiegelt ist, soll durch mich nicht entweiht werden! Als ob ich meinte, Frankreich solle sich von einer andern Macht ans Schlepptau nehmen lassen! Frankreichs Schicksal hängt nicht von England, nicht von Rußland ab, sondern von ihm selbst. Die Stärke hat immer ihre Alliirten; die Schwäche hat nur Beschützer, die ihr auf hohe Zinsen borgen. Wenn zweimal hundert tausend Bajonette unsre Diplomatie unterstützen werden, so fürchten wir die Gefahren, die sich jetzt in der Ferne zeigen, nicht mehr. Wir wählen dann den günstigen Augenblick, in die Schranken zu treten, und zu nehmen, was wir verloren haben, ohne daß wir unsre Hülfe an Europa verkaufen und durch das Losungswort: „Laßt uns theilen" unsre Rechtlichkeit beflecken. Europa hat noch nicht vergessen, daß die Degen von Zürich, von Austerlitz, von Wagram, von der Moskowa, von Bautzen . . . . schwer in der Wage liegen.

Sollte sich Europa den Eroberungen der Russen, weil es sie bisher geduldet hat, nie widersetzen? Sollte — weil in Folge von Intriguen, die noch nicht hinlänglich bekannt sind, der Feldzug von 1812 gescheitert ist — Europa, das damals in Meinungen und Interessen getheilt war, auch jetzt nicht jene Barriere wieder aufrichten, die Frankreich stets hätte vertheidigen sollen? So bliebe also dem Continent Nichts übrig, als die demüthigende Wahl zwischen dem Joch der civilisirtesten Nation oder dem Joch der Leibeignen? Keineswegs; es fehlt nicht an Soldaten, die sich Jedem, der den Unterdrücker spielen wollte, widersetzen könnten. Oesterreichs Heere verdienen, daß man mit Achtung von ihnen spricht; das Lob, welches Montecuculi den ottomanischen Truppen ertheilt, darf man auch nicht ganz vergessen; endlich haben die Russen in den letzten Kriegen nicht immer die Unbesiegbarkeit gezeigt, die man ihnen sonst beimaß.

Die Angelegenheiten des Orients sind aber nicht blos eine Frage des europäischen Gleichgewichts. Heutzutage darf man die Grundsätze der Politik nicht mehr aus dem westphälischen Frieden schöpfen: es handelt sich um die großen Interessen der Humanität und der Civilisation, um die Unabhängigkeit des Continents, um die Vertheidigung der constitutionellen Freiheit gegen den Absolutismus; es handelt sich endlich darum, der Permanenz jener beträchtlichen stehenden Heere ein Ziel zu setzen, welche stets die Ruhe der Völker bedrohen und ihre Finanzen erschöpfen. Die hohe Civilisation zwar, die eine Vertretung aller Rechte und aller Interessen fordert, geht so schnell nicht vorwärts, aber sie geht doch. Nach und nach, wenn auch langsam, unterwerfen sich die europäischen Monarchien der Gesetzgebung des menschlichen Geistes; die, welche die französische Revolution am Heftigsten bekämpft haben, konnten dem Einfluß ihrer Principien nicht widerstehen. Auch für Rußland wird dieser Tag kommen. Aber wenn dem asiatischen Zepter der Autokraten der Continent sich beugen müßte, so würde der endliche Sieg dieser hohen Civilisation auf eine entfernte Zukunft hinausgeschoben werden. (Schluß folgt.)

Ireland und die Emancipation der Katholiken.

(Fortsetzung.)

Die diesjährigen Parlaments-Verhandlungen.

Sir Francis Burdett fuhr fort:

Erst zu der Zeit des americanischen Krieges, als die brittischen Truppen aus Ireland gezogen wurden und die

irischen Freiwilligen sich zur Vertheidigung des Landes bewaffneten, erwachten in England ehrenhaftere und großmüthigere Gefühle zu Gunsten der so ungerecht Unterdrückten. Die irischen Freiwilligen verlangten eine Constitution; und bald darauf wurden die Gesetze, welche damals gegen die Katholiken in Kraft waren, in ihrer Strenge etwas gemildert und ein weniger tyrannisches System eingeführt. Die Iren waren zu Männern gereift und hatten sich als solche bewährt; aber dann folgte jene Periode (der Aufstand von 1798), wo ihr Vaterland der Schauplatz von Scenen des Schreckens, der Verzweiflung und des Blutvergießens wurde, welche Alles übertreffen, was die Geschichte von Beispielen des Elends und des Jammers anführt. Neue Ansprüche auf ihre völlige Emancipation, und zwar eben so starke, als durch den Tractat von Limerick, erhielten die Katholiken erst durch die Union von Ireland und die Verpflichtungen, die damals im Namen Englands von dem Manne eingegangen wurden, welcher diese Maßregel vorschlug und bewirkte — Mr. Pitt. Pitt faßte den Zustand von Ireland mit dem tiefen Blick des Staatsmannes auf; er sah die Noth und das Elend, von denen dieses Land bedrängt war, er sah die Möglichkeit einer Wiederkehr der traurigen Scenen, welche dasselbe verwüstet hatten und er sah ein, daß die Zeit gekommen sey, wo Ireland zu einem gemeinschaftlichen Interesse mit England vereinigt werden müsse. Die Emancipation wurde damals als die Maßregel angesehen, welche Pitt's Verdiensten die Krone aufsetzen würde, als die wahre Seele der Union; und allerdings, wenn die Versprechungen, die damals dem Volke von Ireland ertheilt wurden, nicht gelöst werden, so ist es, als ob der Union das Herz ausgerissen würde. — Die Katholiken fordern, wie aus allem bisher Gesagten hervorgeht, nichts als was sie nach Recht und Billigkeit vollkommen befugt sind zu fordern; aber selbst angenommen, daß sie keine Ansprüche dieser Art hätten, müßte man fragen, ob sich wohl ein Beispiel in der Geschichte finde, wo ein erobterndes Volk nicht stets versucht hätte, die Interessen des eroberten Landes mit dem seinigen zu verschmelzen und beiden Völkern gleiche Rechte zu geben? Als der sehr ehrenwerthe Herr gegenüber (Peel) von Mr. Canning gefragt wurde, ob er vor dem Papst oder dem Prätendenten Furcht habe, antwortete er, er fürchte sich vor keinem von beiden. Dieses Geständniß war von der äußersten Wichtigkeit; durch dasselbe hört jeder Vorwand für die Ausschließung der Katholiken von bürgerlichen Rechten auf; denn als jene Maßregeln der Ausschließung getroffen wurden, geschah dieß nur in der Furcht vor dem Papst und dem Prätendenten, und in der Absicht, sich gegen diese zu sichern. Wenn also der sehr ehrenwerthe Herr seine Furcht in dieser Beziehung aufgegeben hat, dagegen noch andere Besorgnisse hegt, so mag er auftreten und Bürgschaften der Sicherheit verlangen, wie er sie für zweckmäßig hält. Die Frage von der getheilten Unterthanenpflicht gegen den Staat und gegen den Papst aufzuwerfen, ist in jeder Beziehung lächerlich, da die Katholiken keine Unterthanenpflicht gegen den Papst haben. Als diese Frage vor einigen Jahren einer katholischen Universität vorgelegt wurde, war die Antwort: daß man sehr erstaunt darüber sey, wie eine Frage dieser Art in unserem Zeitalter der Beurtheilung einer gelehrten Gesellschaft vorgelegt werden könne; der Papst habe, außer in geistlichen Dingen, weder Gewalt noch Einfluß. Die katholischen Bischöfe von Ireland haben hierüber die feierlichste Erklärung abgelegt, und hat der Papst nicht selbst in seinem Schreiben an die Staaten von Mexico jede Dazwischenkunft in ihre weltlichen und bürgerlichen Angelegenheiten auf das Entschiedenste abgelehnt?

Die gewöhnliche Methode der Gegner der Emancipation ist, jene Tage hervorzuziehen, die vergangen sind und nie wieder zurückkehren können, als Männer ohne sittliche Grundsätze im Besitz der Gewalt waren. Während dieser dunkeln Zeiten wurden allerdings Verbrechen begangen, vor denen die Menschheit schaudert; aber ist es nicht höchst ungerecht, die gegenwärtige Generation wegen der Vergehen der Menschen zu bestrafen, die damals die Gewalt hatten? So führt man die Annalen der blutigen Königin Maria und Philipps II an und die Gräuelthaten, die von diesen Tyrannen verübt wurden; mit demselben Rechte könnte man den heutigen Römern die Gräuel Nero's zum Verbrechen machen. Es ist kindisch, von den Scheiterhaufen von Smithfield zu sprechen; ja es ist mehr als kindisch, denn indem man dieß thut, verräth man den Wunsch, sie auf's Neue anzuzünden und gegen die Katholiken zu wenden. Namentlich in Bezug auf die Iren ist es merkwürdig, daß zu der Zeit, als diese Scheiterhaufen brannten, die Protestanten vor der Verfolgung, die sie in England traf, nach Ireland flohen und von dem katholischen Volke dieses Landes mit aller Gastfreiheit aufgenommen wurden, die dem Iren so eigenthümlich ist. Nicht allein beschützten die Iren diese unglücklichen Protestanten gegen die Gewalt, sondern sie erlaubten ihnen sogar, zu einer Zeit, wo der Katholicismus in England, wie in Ireland, die Oberhand hatte, die ungestörte Ausübung ihrer Religion. Ist es unter diesen Umständen gerecht, die Grausamkeiten des Jahres 1500 im Jahre 1828 wieder hervorzuheben und dem irischen Volke zur Last zu legen? Sollten nicht im Gegentheil die Aufrechthalter des Protestantismus Mitgefühl haben mit den Nachkommen der Beschützer ihrer damaligen Glaubensverwandten, — mit dem armen Volke von Ireland, welchem, statt dessen, täglich die ungerechtesten Vorwürfe gemacht werden?

Es gibt einige unter diesen Herren, welche sagen, daß das Volk von Ireland sich um die Emancipation nicht bekümmere. Aber das Gefühl der Opposition gegen die englische Unterdrückung läuft durch die ganze Bevölkerung des Landes; nicht einer ist darin, der nicht überzeugt wäre, daß diese Maßregel sie von der Schmach und Herabwürdigung befreien würde, unter der sie gegenwärtig leiden. Kein Volk ist empfindlicher, als das irische; sie sind dieß in höherem Grade, als irgend ein anderes Volk der Erde; und nicht der elendeste Bewohner einer Hütte unter ihnen ist so tief gesunken, daß er gegen diese moralische Entwürdigung gefühllos wäre. Nur durch Unkenntniß von

Irland kann man verleitet werden, das Gegentheil zu glauben. Man hat gesagt, daß nur einige Advocaten und Edelleute für die Emancipation interessirt wären, indem sie die Aussicht hätten, durch dieselbe Zutritt in das Parlament zu erhalten; aber wie wollte man bei dieser Ansicht die katholische Rente *) erklären? Für diese legt der arme Mann in Ireland seine kümmerliche Ersparniß bei Seite, um sich von dem Brandmal zu reinigen, das auf ihm haftet. Man hat endlich gesagt: die Emancipation würde die Armen nicht reich machen. Aber mögen die Herren, welche dieser Meinung sind, die Uebel betrachten, die Ireland seit der Union getroffen haben. Der Grund, weshalb nicht schon diese den Armen reich machte, war nur, daß sie das Land nicht bewohnbar machte für seine Eigenthümer und eben so wenig die geringste Anziehungskraft für die englische Speculation darbot. Denn so wie die Dinge standen, konnte man von Niemand erwarten, daß er freiwillig seine Wohnung in diesem unglücklichen Lande nehmen würde." —

Sir Francis schloß, indem er die Hoffnung ausdrückte, daß er keinen der Gründe übergangen habe, welche für die vorgeschlagene Maßregel anzuführen wären und daß er das Glück haben würde, dem Hause die Veranlassung zu geben, die Segnungen des Friedens über Ireland zu verbreiten. Ehe er sich indessen niederließe, wünschte er noch ein Wort über einen Gegenstand zu sagen, von welchem bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich noch die Rede seyn werde; er meine die Sicherheiten, die man von den Katholiken fordere. Seine Meinung in dieser Beziehung sey, daß es keine Sicherheit gebe, die nur einen Augenblick Ueberlegung verdiene, wenn man sie mit der vergleiche, welche nothwendig aus dem Gefühl hervorgehen würde, das jeder Britte dann würde nähren dürfen, gleiche Rechte zu besitzen und sich des Schutzes gleicher Gesetze zu erfreuen. Keine Sicherheit sollte wünschenswerther seyn für den Staat, als die, welche aus der allgemeinen Zufriedenheit des Volkes hervorgeht.

Der General-Solicitor (Procurator) der Krone, der zuerst gegen die Emancipation das Wort nahm, bemerkte in Bezug auf die Folgerung, die Sir Burdett aus den Artikeln des Tractats von Limerick gezogen hatte, daß dieß ein Verfahren sey, wie es zwar bei Gerichtshöfen, aber nicht bei Streitfragen der Politik angewendet zu werden pflege. Mit demselben Rechte, sagte er, kann man bei einer andern Gelegenheit sich vielleicht auf einen Vertrag berufen, der zur Zeit der Kämpfe zwischen den Häusern von York und Lancaster oder in einer noch entfernteren Periode geschlossen wurde. — Nie hat es einen Staat gegeben, welcher nicht Personen, deren Gesinnungen mit seiner Sicherheit und der Wohlfahrt seiner Bürger im Allgemeinen unverträglich waren, von Stellungen des Vertrauens und der Macht, so wie von bürgerlichen Aemtern ausgeschlossen hätte. Wer würde daran denken, einen Quäker an die Spitze der Staatsgewalt zu stellen, der nach dem Buchstaben der Lehre, keinen Widerstand zu leisten, handelte, oder einen deutschen Wiedertäufer (German Anabaptist) zum Richter zu machen? — Ohne auf die Streitigkeiten, Anklagen und Vorwürfe der Vergangenheit zurückzugehen, kann man annehmen, daß auch die Gesetze gegen die Katholiken damals, als sie gegeben wurden, in der Nothwendigkeit begründet und durch die Weisheit unserer Vorfahren dictirt waren. Die Männer, welche in den Tagen der Revolution am stärksten auf diese Gesetze drangen, werden allgemein als die Trefflichsten und Weisesten ihrer Zeit betrachtet. Und von der Zeit der Reformation bis auf die Union zwischen England und Ireland ist kein wichtiger Staatsvertrag eingegangen worden, ohne daß die feierlichsten Verpflichtungen in Bezug auf die Sicherheit der herrschenden Kirche in denselben aufgenommen worden wären. Die ganze Frage beruht daher jetzt auf dem einzigen Puncte: ob eine solche Veränderung in den religiösen Gesinnungen und Meinungen der Katholiken eingetreten ist, daß die gesetzgebende Gewalt gerechtfertigt werden könnte, wenn sie ohne irgend eine weitere Vorsorge oder Sicherheit ihnen die Thür der Constitution öffnete. Leicht kann man zeigen, daß keine solche Veränderung statt gefunden hat. Die Katholiken behalten noch immer dieselben Meinungen, zu denen sie sich stets bekannt haben, und würden ohne Zweifel auch wieder nach denselben handeln, wenn sie zur Macht gelangten. Die Thatsachen, welche dieß beweisen, sind unbestreitbar. Nie hat es eine Periode in England gegeben, wo katholische Bischöfe in England ernannt worden wären, ohne Zustimmung der Krone, oder wo man Bullen oder Verordnungen des römischen Stuhles die Circulation gestattet hätte, ohne daß sie der Aufsicht des Souveräns unterworfen gewesen wären. Und dennoch haben die Katholiken von Ireland durch das Medium der Prälaten, die sie repräsentiren, sich geweigert, jenen alten anerkannten Grundsatz gelten zu lassen. Im Jahre 1813 erklärten die katholischen Bischöfe, daß sie durch das Zugeständniß eines Veto's in ein Schisma fallen würden: und die gesammte katholische Geistlichkeit war das Echo dieser Lehre. Die Kirchspielpriester der Diöcese von Dublin erklärten, daß sie es zu allen Zeiten für unzweckmäßig hielten, einem antikatholischen Gouvernement ein Veto zuzugestehen; gegenwärtig aber nicht blos für unzweckmäßig, sondern für unheilschwanger für die katholische Kirche. Es gibt keinen Staat in Europa, in welchem die Katholiken so unvernünftige Forderungen machten, als in Großbritannien. In Oesterreich hat der Kaiser die Controlle über die Ernennung der Bischöfe; in Sicilien und Neapel darf keine Bulle des Papstes promulgirt werden, die nicht vorher das königliche exequatur erhalten hat; in Frankreich ist nach den Rechten der gallicanischen Kirche jede Bulle ohne dasselbe null und nichtig. In Spanien sogar, dem wahren Heerde des Katholicismus, herrscht derselbe Grundsatz. Und um nur zwei Staaten zu erwähnen, wo die Souveräne nicht katholischer Religion sind,

---

*) Eine freiwillige Abgabe an die katholische Gesellschaft, um durch dieselbe die armen katholischen Pächter zu unterstützen, die von ihren protestantischen Herren verfolgt werden, weil sie bei der Parlamentswahl den Gegnern der Emancipation ihre Stimmen versagten.

so wird in Rußland, seit der Errichtung des ersten katholischen Erzbisthums zu Mohilew im J. 1782, der Erzbischof vom Kaiser eingesetzt, und es darf keine Bulle vom Papste ohne Sanction der Krone angenommen werden; in Preußen bestätigt der Papst die Bischöfe nur der Form nach, indem der König zum Haupte der Kirche in seinen Staaten erklärt ist; es gibt eine Appellation an eine Synode, oder an den Souverän, aber keine an den Papst. Es ist kein Zweifel, daß auch Großbritannien, wenn es nur mit Festigkeit auf seinem System beharrt, die Anerkennung desselben von den Katholiken erhalten wird.“ —

Die Debatten wurden drei Tage lang mit Lebhaftigkeit bis tief in die Nacht fortgesetzt. Wer indessen den verschiedenen Rednern, welche nach einander für oder gegen die vorgeschlagene Maßregel auftraten, nicht mit sehr angestrengter Aufmerksamkeit gefolgt wäre, würde von allen den langen und kurzen Reden, die er gehört hätte, schwerlich mehr im Gedächtniß behalten haben, als die Phrasen: Staatsreligion und Gefahr für den Protestantismus; der Tractat von Limerick und Mr. Pitt; die Verwerflichkeit des Katholicismus und die Verbindlichkeit eingegangene Versprechungen zu halten. Merkwürdig war in Beziehung auf das Letztere eine Anekdote, die Sir J. Newport anführte. „In einer Debatte, welche in diesem Hause statt fand, erzählte er, machte ich dem edlen Lord, der in Irland für die Union unterhandelte — (der verstorbene Lord Castlereagh) — den Vorwurf, gegen die große Masse des irischen Volkes einen Treubruch begangen zu haben, indem er die den Katholiken zur Zeit der Union gegebenen Versprechungen nicht hielt. Der edle Lord erhob sich mit dem Unwillen, welchen jeder Ehrenmann fühlen muß, wenn ihm eine Verletzung von Treu und Glauben Schuld gegeben wird, und erklärte, daß die Worte, deren man sich in Bezug auf einen ihm vorgeworfenen Treubruch bedient habe, unwahr gewesen wären; er wies jede solche Anschuldigung zurück und fügte hinzu: „Ich berufe mich auf meinen sehr ehrenwerthen Freund Mr. Elliot, zum Beweise, daß keine Versprechungen gegeben wurden. Der auf diese Weise aufgerufene Freund stand auf und sagte: „Mein alter Freund hat Recht, es wurden keine Versprechungen gegeben.“ — Lord Castlereagh rief sogleich aus: Hört! hört! Worauf Mr. Elliot entgegnete: „Der edle Lord wird mich aushören. Es wurden keine Versprechungen gegeben; aber wenn mein edler Freund damit sagen will, es wären keine Anerbietungen gemacht, keine Erwartungen erregt, keine Voraussetzungen veranlaßt worden, daß die unmittelbare Folge der legislativen Union die Emancipation der Katholiken seyn würde, und daß ohne diese Voraussetzungen und Andeutungen die Union dennoch bewerkstelligt worden wäre — mein edler Freund wird dieß nicht behaupten wollen, weil ich weiß, er ist ein Mann von Ehre.“ — Der edle Lord hat nie auch nur eine Sylbe zur Antwort gegeben.“

(Fortsetzung folgt.)

Volksbildung in England.

(Fortsetzung.)

Erster Abschnitt. Das gesammte Schul- und Unterrichtswesen in England, in so fern es Staatsanstalt ist, bildet nur einen Theil der herrschenden (anglicanischen) Kirche, steht daher unter kirchlicher Aufsicht und theilt alle Mängel und Gebrechen dieser Kirche. Die Schulanstalten sind unbeweglich, wie die Kirche; sie repräsentiren nur die vergangenen Jahrhunderte, in denen sie entstanden sind, und während in den letzten fünfzig Jahren das Unterrichtswesen in andern Ländern so ungeheure Fortschritte in Theorie und Praxis gemacht hat, beharren jene Anstalten unwandelbar in ihrer veralteten Form. Schon deßwegen konnten sie der Nation nicht mehr gefallen. Dazu kommt, daß es in diesem Theile der Staatseinrichtungen an einer wesentlichen und nothwendigen Gattung von Instituten gänzlich gebricht, nehmlich an denen, die in Deutschland Real- und technologische Schulen genannt sind. Endlich bildet das öffentliche Unterrichtswesen, wie die Staatskirche, nur einen Theil einer Constitution, die ursprünglich blos das Werk der Tories war; und dies vollendet die Abneigung des Volks, besonders in Städten, gegen die Bildungsanstalten des Staats. Daher denn die mancherlei oft sehr dürftigen Auskunftsmittel, zu denen man seine Zuflucht nahm.*) Endlich wählte man zur Abhülfe dieses allgemein gefühlten Bedürfnisses dieselbe Basis, auf welcher die meisten andern Kulturanstalten und so viele große und bewunderte Nationalwerke erwachsen sind — die ganz volksthümliche Basis der Societäten; nur blieb hier, was man zur Ehre der Nation gestehen muß, jede Einmischung pecuniärer Spekulation entfernt. Auf diesem Boden gedieh schnell, was der unfruchtbare Grund der bischöflichen Kirche verweigerte; durch Societäten kamen schnell niedere und höhere Bildungsinstitute zu Stande (Infant-Schools, Gymnasien und Universitäten). Auf derselben Basis wurde nun auch für die Bildung der Nation im Großen versucht, was Staat und Kirche entweder ganz unterließen oder nur so dürftig leisteten, daß es nicht in Betracht kommt.**)

Dieses System des Volksunterrichts im Großen, wovon die Mechanics Institutions nur einen Theil, wiewohl den bedeutendsten, ausmachen, besteht in einer Reihe von Veranstaltungen und Einrichtungen, die bald ver-

*) Dahin gehört besonders das Wegschicken der Kinder nach andern Ländern, und die Errichtung von Privatinstituten. Die Zahl dieser Institute beläuft sich in London allein auf etwa 4000, unter den mancherlei Titeln von Academics, Scientific Institutions, Boardingschools, Institutions on the Principles of the Renowned Pestalozzi u. s. w. Sie sind aber alle ohne Werth, weil sie auf Plusmacherei berechnet sind.

**) Es gibt nichts Elenderes, als die Volksschulen in England, die nur ein Anhang der Kirche sind; kaum lernt man hier Lesen und Schreiben. Die Kirche lehrt nur Dogmatik und Intoleranz.

einzelt, bald unter sich verbunden sind, deren Zweck ist, „die große Masse der Nation zu einer größern Summe von Kenntnissen und einem höhern Grade intellectueller Entwickelung und sittlicher Veredlung zu führen."

Dieses System unterscheidet sich von andern Bildungseinrichtungen erstens dadurch, daß es nicht für Unerwachsene sondern nur für den erwachsenen Theil des Volks bestimmt ist. Es würde freilich noch weit mehr geleistet werden, wenn es sich, was nicht der Fall ist, auf gute Volksschulen stützen könnte. Zweitens: während andere Unterrichtsanstalten entweder blos gelehrte Bildung erzielen, oder doch nur für begüterte Klassen vorhanden sind, sucht man hier durch so wohlfeile Einrichtungen, daß auch den Armen und wo möglich den Aermsten, besonders unter den arbeitenden Klassen, Theilnahme gestattet ist, eine auf die Zwecke des wirklichen Lebens berechnete Bildung in sittlicher, wissenschaftlicher und nationeller Hinsicht zu ertheilen. Wir haben hier die arbeitende Klasse ausgezeichnet; diese Klasse (workmen labouring classes) bildet nehmlich in England eigentlich die große Masse der Nation; sie begreift nicht allein die ungeheure Anzahl aller derer, die in den vielfachen Zweigen der Industrie im engern Sinne (Manufakturen, Fabriken, Handwerken ꝛc.) beschäftigt sind, sondern auch einen großen Theil derer, die im Handlungssache arbeiten, so wie, nach der Eigenthümlichkeit des englischen Agrikulturwesens, den Stand der Bauern. Diesen unbemittelteren aber größten Theil der Nation hat das in Frage stehende System vorzüglich im Auge, ohne jedoch die Bemittelteren, vorzüglich die kleinern Landeigenthümer und Pächter, auszuschließen, wie aus der Folge erhellen wird.

Die bisherigen Andeutungen führen nun schon auf die Art und den Umfang der Bildung, die hier vorzüglich erzielt wird. Diese Anstalten schließen sich durchaus an die Bedürfnisse des Nationallebens und die Kulturstufe unsers Jahrhunderts, und zwar auf eine möglichst umfassende Art, an. Es bedarf daher kaum der Erwähnung, daß von der gelehrten historischen Unterlage, auf welcher sowohl die Fach- und Berufs-, als auch die allgemeine humanistische Bildung in gelehrten Instituten beruht, hier nicht die Rede ist; aber dieses gelehrte Element abgerechnet, erstrebt man im Uebrigen so viel nur immer nach den Umständen möglich ist. In dem Kreise dieses Systems liegt also theils der specielle Unterricht für die verschiedenen Berufsarten der arbeitenden Klassen, theils eine allgemeine nationelle und humanistische Bildung. In der ersten Hinsicht haben natürlich diejenigen Veranstaltungen, welche mehr für die Landleute berechnet sind, andere Unterrichtsgegenstände, als diejenigen welche für die Mechaniker bestimmt sind *); eben so natürlich ist es, daß man hier überall auf die Umstände, die pecuniären Mittel, den Grad der Bildung, die vorherrschende Beschäftigung u. s. w. Rücksicht nimmt; die Mechanics Institutions in kleinern Orten haben eine geringere Unterrichtssphäre, als in größern Städten; die Lehrvorträge in den letztern umfassen, außer der gemeinsamen Grundlage (Arithmetik, Geometrie, Algebra, Physik, Chemie, Naturgeschichte u. s. w.) beinahe alle einzelnen Theile der Gewerbkunde. In der zweiten Hinsicht sucht man Kenntnisse in Geographie und Geschichte (allgemeiner und specieller Geschichte von England), in Nationalökonomie, in der Verfassung (politischen und kirchlichen) Englands, so wie in den allgemeinen Grundsätzen der Politik, nach den Umständen auch in neuern Sprachen, endlich Geschmacksbildung, so wie eine wahrhafte, gereinigte ethische und religiöse Bildung immer allgemeiner zu verbreiten. Daß man auch diese letztere überall im Auge hat, macht den Patronen dieses Systems vorzüglich Ehre. Eigentliche theologische Belehrungen aber sind, wegen der vielfachen religiösen Sekten in England, mit Recht ausgeschlossen. — Ueberall hat man den Grundsatz angenommen, die Masse des Volks zu der höchsten Stufe der Kultur, deren sie nur fähig ist, hinzuführen, und den Unterschied der Stände nicht länger als Scheidewand der intellektuellen und sittlichen Bildung gelten zu lassen. „Ich rede — sagt Herr Brougham in der angeführten Inauguralrede — in einer Stadt, aus welcher die hervorgingen, die durch ihren Genius, nicht durch Ahnen geadelt waren, deren seltene Verdienste allen Ständen den Tempel der Wissenschaften geöffnet haben; deren erlauchtes Beispiel auch die Niedrigsten mit dem edlen Wetteifer beseelte, Höhen zu erklimmen, die nicht länger unzugänglich waren, und in das geöffnete Heiligthum zu bringen, in das der Tag sein Licht warf. Ich rede in der Stadt, in welcher Black einst lehrte und Watt lernte. Der Versuch wurde später in unsern Tagen gemacht, und der Beweis geliefert, daß die höchste intellektuelle Kultur mit den täglichen Beschäftigungen der arbeitenden Klasse vollkommen verträglich ist, und daß ein lebendiger Sinn für die erhabensten Wahrheiten der Wissenschaft auf gleiche Weise in allen Ständen der Gesellschaft geweckt werden mag."

Ein anderer mit den Gesetzen der menschlichen Natur vollkommen übereinstimmender Grundsatz bei dieser Volksbildung im Großen ist, daß das Volk überall möglichst selbst, durch eigne Thätigkeit, das Werkzeug seiner Belehrung und Kultur werden, daß es weithin ein inneres Bedürfniß und einen innern Trieb nach höherer Bildung fühlen müsse; daß das Geschäft der Volksfreunde aus den höhern und reicheren Klassen der Gesellschaft hauptsächlich nur darin bestehen dürfe, jene Lust und Liebe für Kultur zu wecken, mit den nöthigen Planen und Entwürfen an die Hand zu gehen, Hindernisse zu entfernen und durch anfängliche Beiträge die erforderlichen Veranstaltungen in den Gang zu bringen, dann aber ihre Leitung den Mitgliedern selbst vorzugsweise zu überlassen und nur mit Rath und Einsicht zur Seite zu stehen.

An der Spitze dieses Systems, als Patrone und hoch-

*) Wir gebrauchen das Wort Mechaniker in dem allgemeinen Sinn, den das englische Mechanics hat; es faßt alle in sich, die in irgend einem Zweig der Fabriken und Gewerbe beschäftigt sind.

herzige Beförderer der Volkskultur stehen die durch Wissenschaft, Geist und Vaterlandsliebe ausgezeichnetsten Männer Englands, unter welchen wir Birkbeck, der die erste Anregung gab, und den ersten Versuch machte, Brougham, den Herzog von Sussex, Fr. Burdett, Lushington, Mackintosh, Gilchrist, Mill, Mac Culloch, Jeremy Bentham, Gregory, und die großen Künstler Taylor und Perkins nennen wollen.

Wir versuchen nun in der zweiten Abtheilung eine nähere Characteristik der praktischen Seite dieses Systems der Volksbildung im Großen.

Von dem eben angedeuteten Grundsatze ausgehend, daß das Volk selbst die Quelle und das Werkzeug seiner höhern geistigen Vervollkommnung seye, daß aber die Bemittelteren und Gebildetern es in seinen Bemühungen unterstützen müssen, haben die Freunde der Volksbildung vor Allem ihre Aufmerksamkeit auf die Hindernisse gerichtet, welche jenem Ziele im Wege stehen — Mangel an Geld und Mangel an Zeit. Eine Folge des erstern ist die Schwierigkeit, diejenigen Bücher und Lehrer zu erlangen, welche den Reichern zu Gebot stehen; eine Folge des letztern, daß diejenigen Bücher und Lehrer, welche wohl den Bedürfnissen derer entsprechen, die Muße genug haben, das ganze System irgend eines gegebenen Zweiges der Wissenschaften durchzugehen, für die ärmern Klassen untauglich sind.

Das Erste also, was Noth that, war, wohlfeilere Druckschriften zu veranlassen. In keinem Lande ist der Preis der Bücher so hoch, als in England; ein Band, der in Paris weniger als 3 fl. kostet, kann in England nicht unter 6 fl. gekauft werden. Die Ursachen dieses hohen Preises liegen theils in dem hohen Arbeitslohn in einem Gewerbe, in welchem bis jetzt noch so wenig durch Maschinerie gethan worden ist; theils in der direkten Taxe auf das Papier, die noch dazu die gleiche bei jeder Qualität des Papiers ist; theils in der Gewohnheit auf feines Papier zu drucken; theils endlich in der Abneigung gegen engen Druck. Die erstern Ursachen können nur mit der Zeit, die letztern konnten sogleich gehoben werden. Der Versuch wurde in London zuerst mit Humes Geschichte gemacht; man nahm gewöhnliches Papier (das indessen doch noch besser ist, als das Papier der meisten Druckschriften in Deutschland) gewöhnliche Lettern, druckte eng und mit schmalem Rand. Gleich der erste Versuch war gelungen; die folgenden entsprachen immer mehr dem edlen Zwecke, den man sich vorgesetzt hatte. Die Zahl der Bände wurde auf $\frac{1}{3}$, der Preis auf $\frac{1}{4}$ und in manchen Fällen auf $\frac{1}{8}$ reducirt.

Das vorzüglichste und gelungenste Mittel indessen, den ärmern Klassen die Möglichkeit zu verschaffen, sich durch Bücher zu unterrichten, ist die jetzt allgemein in England verbreitete Methode größere Werke oder periodische Blätter in einzelnen Heften, die nach der erwähnten Weise eingerichtet sind, also mit gewöhnlichem Papier, engen Druck u. s. w. erscheinen zu lassen. Jeder Arbeitsmann kann leicht und ohne sich wehe zu thun, zwei Pence, jeder Mechaniker sechs Pence wöchentlich erübrigen. Es bedarf keiner weitern Zergliederung, um einzusehen, wie sehr die Belehrung dieser Klassen erleichtert wird, wenn eine Einrichtung getroffen ist, die ihnen für jene Kleinigkeit fortdauernd eine lehrreiche Lectüre sichert. Dies wurde nun durch jene Methode geleistet. So wurden Franklin's Leben und Versuche in sieben, Bacon's Versuche in vier, die arabischen Nächte in sechs und dreißig Heften gedruckt, jedes für zwei Pence. In derselben Form erschienen Cook's Reisen und viele andere Werke. Nach demselben Plan wurde nun eine Reihe von Journalen unternommen, die in wöchentlichen Heften ausgegeben werden und vorzugsweise für die Mechaniker bestimmt sind, als der Mirror, das Mechanic Magazine, das Register of Arts and Sciences, der Chemist, das Mechanics Register, das Dictionary of Architecture u. s. w. Mehrere dieser Schriften zeichnen sich durch die Reichhaltigkeit der Materien, die Faßlichkeit und Gründlichkeit der Aufsätze und die Korrektheit der Kupferstiche so sehr aus, daß sie unter die besten Journale für Gewerbkunde in Europa gehören; dabei beträgt der Preis eines Heftes von keinem mehr als drei Pence. (Forts. f.)

Aus Brasilien.

Rio de Janeiro vom 18 März.

Die letzten Tage des Februars schienen mit sehr merkwürdigen Staatsveränderungen schwanger zu gehen, wovon freilich unsere unter dem äußersten Preßzwange schmachtenden Zeiten nichts melden. Unter allen Ständen, namentlich unter dem hier alles vermögenden Kaufmannsstande, war die Unzufriedenheit über den fortdauernden Kriegszustand, über die deshalb nothwendigen ungeheuren Abgaben, und die dadurch herbeigeführte, die Schiffahrt störende Kaperei der Republikaner aufs Höchste gestiegen. Dazu hatte sich das Gerücht verbreitet, der Kaiser wolle nach Portugal abreisen, um das europäische Königreich in Besitz zu nehmen, von den Brasiliern aber zuvor den Eid der Treue fordern, wodurch unser Kaiserreich wieder in das frühere, hier allgemein verabscheute Colonial-Verhältniß zurückgesunken wäre. Während mehrerer Nächte zeigten sich bedenkliche Aufläufe und vor den Pallästen der Minister ließen sich unter drohenden Aufregungen zahlreiche Volkshaufen blicken. Der Kaiser verließ jetzt selten seine Residenz St. Cristovao und sprengte nur mit verhängtem Zügel durch die Hauptstadt, um die widerwärtige Acclamation nicht zu vernehmen. Da beschloß die Camara der Hauptstadt am 1 März eine Deputation an den Monarchen zu senden mit der ausdrücklichen Anfrage: Ob er bleiben oder nach Portugal ziehen wolle? Im letztern Falle sey der Art. 104 der Constitution auf ihn anwendbar, welcher lautet: „Der Kaiser darf ohne Einwilligung der General-Versammlung das brasilische Reich nicht verlassen (nao poderá sahir) und wenn dies geschieht, so wird es betrachtet, als entsage er der Krone.“ Der Kaiser ließ die Deputation vor, — deren Sprecher ihn in einer energischen Rede an die Pflichten erinnerte, welche er dem Reiche Brasilien, und namentlich der Hauptstadt Rio de Janeiro schuldig sey, welche ihn immer, mit allem, was nur in ihren Kräften stehe, unterstützt habe, — und antwortete in den gnädigsten Ausdrücken. Am 3 März erschien nun ein Decret, worin der Kaiser, an das Decret von 3 Mai 1826 erinnernd, nochmals jedem Anspruche und jedem Rechte an die Krone Portugal feierlich entsagt. Portugal soll im Namen seiner Tochter Donna Maria II von seinem Bruder dem Infanten Don Miguel regiert werden. Als er sich darauf am 3 März öffentlich in der Hauptstadt zeigte, ward er vom Volk wieder mit Freudenbezeugungen empfangen, welche ihm gewiß um so angenehmer waren, da gerade um diese Zeit die Nachricht von sehr unangenehmen Vorfällen in den südlichen Provinzen eingegangen sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 165. 13 Juny 1828.

Ireland und die Emancipation der Katholiken.

(Fortsetzung.)

Sir James Mackintosh faßte die Frage von einem würdigeren Gesichtspunct auf, als die meisten seiner Vorgänger. Es war bemerkt worden, daß man keinen Zusammenhang zwischen einem Sitz im Parlament und der Religionsfreiheit sehe, die für die Katholiken gefordert würde. „Religionsfreiheit,“ entgegnete Mackintosh, „ist jener Zustand der Gesellschaft, wo die Gesetze keine Rechtsunfähigkeit anerkennen, wo sie keine Ausschließung treffen und keine Strafen auferlegen wegen der Religion, der man angehört, — der Zustand, wo Niemand mißhandelt wird wegen der religiösen Meinungen, die er hegt, — wo Jedermann frei seine Ansichten aussprechen darf, ohne deshalb von den Gesetzen mit dem Bann der Ausschließung belegt zu werden. Die Ausschließung eines Menschen von seinen Rechten als Mitglied der Gesellschaft, wenn sie nicht unumgänglich nothwendig ist zu der Erhaltung des Ganzen, ist Verfolgung. Und dieß ist keine neue Lehre; es ist dieselbe, welche Lord Somers — eine Autorität, die kein englischer Rechtsgelehrter zurückweisen wird — auf die protestantischen Dissenters anwandte. die Strafe der Rechtsunfähigkeit im Staate, sagte Lord Somers, ist die nächste nach dem Verluste des Lebens. Ein Engländer kann auf keinen tieferen Grad der Erniedrigung und Entwürdigung herabgesetzt werden, als ihn gesetzlich der Fähigkeit zu berauben, seinem Vaterlande zu dienen; und nichts als der Stolz des Characters und selbstbewußter Unschuld kann einen so Entehrten aufrecht erhalten.“ Dieß waren Lord Somers Grundsätze, des Mannes, den man für den Verfasser der Protestation der Lords gegen die Acte wider die Dissenters hält, wie sie in dem Protokoll des Oberhauses aufgenommen wurde. Aber man will sich nicht auflehnen gegen die Weisheit unserer Vorfahren, welche diese Rechtsunfähigkeit den Katholiken auferlegte. Die Weisheit unserer Vorfahren! Einer unglücklicheren Redensart hätte man sich schwerlich bedienen können, um die Ausschließung Andersgläubiger von bürgerlichen Rechten zu vertheidigen; diese Weisheit war nicht die des Dichters:

— fuit haec sapientia quondam,
Publica privatis secernere, sacra profanis.

Von der Weisheit unserer Vorfahren reden, wenn nicht mehr als 250 Jahre vergangen sind, seit jeder Staat in Europa die Abweichung von den herrschenden religiösen Meinungen mit keiner geringeren Strafe belegte, als dem Tode! Man gehe zurück auf die Zeiten von Elisabeth, von Maria und von Eduard VI! Man denke an jene Zeit, wo die beiden ersten Reformatoren den Scheiterhaufen bestiegen, weil sie sich zu denselben Meinungen bekannten, um derenwillen die Katholiken, weil sie sich nicht zu denselben bekennen, zu ewiger Ausschließung verurtheilt werden. Man denke an die Zeit unseres Eduards VI, wo das Blut der Arrianer, der Wiedertäufer und anderer Sectirer die Fortschritte der Weisheit unserer Vorfahren bezeichnete. Und jetzt sehe man rings um sich her; man blicke von den Alpen und den Pyrenäen bis nach Archangel und Kamschatka! Zuerst betrachte man das russische Kaiserreich, wo Religionsfreiheit der Grundsatz ist, den die Regierung sich zum Ruhme rechnet. Man betrachte wieder das Königreich Preußen, wo ein protestantischer Monarch mit unparteiischem Gesetz und mit völliger Rechtsgleichheit über eine Bevölkerung herrscht, die aus Katholiken und anderen Secten gemischt ist. Man betrachte Sachsen, die wahre Wiege der Reform, und man wird einen katholischen König über ein protestantisches Volk regieren sehen. Dann blicken wir auf Holland und England, die beiden ersten Länder, welche Duldsamkeit und Religionsfreiheit verkündeten, welche Hand in Hand gingen, um Intoleranz und Rechtsausschließung für Zeichen von Rohheit und Barbarei zu erklären:

Hospitium antiquum Trojae sociique penates.

Es wäre eben so schmerzlich als erniedrigend, zu denken, daß England unter der Herrschaft eines Hauses, welches sich sonst beständig als freiheitliebend bewährt hat, zurücktreten sollte aus der Reihe der toleranten Staaten, unter denen es immer einen so ausgezeichneten Rang einnahm. Mit der einzigen Ausnahme von Schweden, welches, obwohl es einen zum Lutheranismus übergetretenen katholischen König auf seinen Thron gesetzt hat, noch immer auf der Ausschließung aller Katholiken aus seinem Gebiete beharrt; mit dieser einzigen Ausnahme ist ganz Europa in den Grundsätzen der Liberalität übereinstimmend. Wo, außer in Schweden und in England, wäre wohl noch das System der Ausschließung vorherrschend? Doch ja, es herrscht in den beiden Halbinseln des südlichen Europas, wo wir zwar viele Ungläubige finden, aber keine Protestanten. Wir finden die Intoleranz in England und in Spanien, in dem Vaterlande Locke's und in dem Vaterlande Loyala's; sie blüht unter der Regierung des Hauses Braunschweig und — wenn man sich hier des Ausdruckes Regierung bedienen kann — unter der Regierung Ferdinands VII. — Es sind jetzt 750 Jahre seit

der Landung der Anglo-Normannen auf dem irischen Boden; 750 Jahre haben die Häuptlinge und das Volk von Ireland ihre Hände gegen England ausgestreckt und um die Gunst gefleht, an den Segnungen seiner Constitution Theil nehmen zu dürfen; 750 Jahre hat dieses Land, unbeugbar in seiner thörichten Politik, darauf bestanden, ein Recht zu verweigern, welches es Ireland hätte bitten sollen, von seiner Hand anzunehmen. Durch eine solche Politik haben wir Ireland, statt zu der Kraft und Stütze des Reiches — wie es seyn sollte — zu seiner Schwäche und zu dem Vorwurfe von Europa gemacht. Und durch keine ungerechte Schickung hat die Vorsehung an uns selbst die Uebel heimgesucht, die von uns oder im Namen unseres Vaterlandes dem Volke von Ireland auferlegt worden sind. Wir fühlen diese Heimsuchung in unseren getheilten Rathssitzungen, wir fühlen sie in dem schwankenden und unbeständigen Zustande unserer Staatsverwaltung und in dem Mißtrauen, welches sich gegen unsere Staatsmänner zeigt. Und allmälig werden wir Gelegenheit erhalten, sie auch in den wichtigeren Lebensprincipien der Gesellschaft zu fühlen; wir werden sie fühlen in der Verarmung und dem äußersten Ruin der englischen Handarbeiter, — in der anschwellenden Fluth elender Bettler, *) welche, in Folge unserer Thorheit, auf unsere Ufer getrieben werden. Dieß ist der Zustand, in welchem die Dinge sich gegenwärtig befinden; und die Frage ist, ob wir auf unsere Gefahr diesen Zustand der Dinge länger aufrecht erhalten sollen oder nicht. — Wir haben mit den Katholiken von Ireland nicht zu thun als mit Mitgliedern einer Glaubensgemeinde, die über das Land zerstreut und unter die gesammte Bevölkerung desselben vertheilt ist; sondern wir haben mit ihnen zu thun, als mit einer ausgebreiteten Körperschaft, die alle charakteristischen Eigenschaften einer Nation besitzt. Wir schließen von den Vortheilen unserer Constitution und von dem Schutze unserer Gesetze ein braves, verständiges, uraltes Volk aus; ein Volk, das durch Stamm, Sprache und Religion, so wie durch alle anderen Merkmale, welche einen eigenthümlichen Ursprung und Bildungszustand bezeichnen, von allen anderen unterschieden ist, — unterschieden vor Allem durch jene Umgrenzung, die immer dem menschlichen Geiste den tiefsten Eindruck der Nationalität einprägt. Wir haben zu thun mit dem Volke, das durch die Erinnerung an lange Leiden und an alten Ruhm zusammengehalten wird. Warum sollte man darauf bestehen, ein Volk zu erbittern und durch den Haß gegen seine Bedrücker zu vereinigen, welches eben so dankbar seyn kann für Wohlthaten, die ihm erwiesen, als empfindlich gegen Beleidigungen, die ihm angethan werden? Man kann keinen einzigen Grund, weder der Gerechtigkeit, noch der Politik für ein solches Verfahren anführen; aber wohl viele Gründe dagegen. Einer dieser Gründe und ein sehr einfacher ist der, daß die irischen Katholiken, als ein Volk, zahlreicher und folglich auch mächtiger sind, als eine bloße Secte; und daß es daher weniger gefahrlos ist, sie zu beleidigen. Ein zweiter Grund ist, daß sie mit einem Nationalstolz begabt sind, welcher das Gefühl der Unterdrückung bei ihnen erhöht. Ist es wohl möglich, daß man sich einbilden könnte, die Katholiken fühlten ihre gegenwärtige Lage nicht als eine Beleidigung und Ungerechtigkeit? Dieß ist der Standpunct, von welchem man die Frage, welche uns vorliegt, beurtheilen muß. Und ob dieselbe durch die Stimmen dieses Hauses in dieser oder in einer anderen Nacht entschieden werden mag; so ist kein Zweifel, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo diese Entscheidung endlich eintreten muß.

*) Paupers, Arme, die von den Kirchspielen durch die Poorrates (Armentaxe) ihren Unterhalt beziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Angelegenheiten des Orients,

von General Pelet.

(Schluß.)

Weit entfernt, dem Gedanken Raum zu geben, daß es mit dem Fall Konstantinopels um die Unabhängigkeit der Welt schon geschehen sey, haben wir blos behauptet, daß alsdann die Entwicklung der russischen Eroberungsplane gegen Europa beginne. Wir haben uns eben so wenig von England eingebildet, daß es mit zehn Battaillonen, fünfzehnhundert Kanonieren und zwölf Linienschiffen die Unternehmungen der Russen vereiteln werde; aber es würde in allweg ihre Fortschritte aufhalten, und die Kontinentalmächte würden Zeit gewinnen, ihre Intervention geltend zu machen. Glaubt man damit Europa zufrieden zu stellen, daß man ihm von der Leichtigkeit vorredet, mit welcher die Russen Konstantinopel und Wien wegnehmen werden? Man hat uns nicht gesagt, was sie thun werden, wenn sie erst Herren von Oesterreich sind! Vielleicht, daß es alsdann zu spät wäre, an Vertheidigungsmaßregeln zu denken.

Ein schöner Traum, mit dem man sich schmeichelt, wenn man glaubt, Rußland beabsichtige auf dem Gebiet der europäischen Türkei die Gründung eines unabhängigen griechischen Staats! Wo hätte bis jetzt das Cabinet von St. Petersburg eine Uneigennützigkeit gezeigt, welche zu diesem Uebermaß von Zutrauen berechtigte? Hat es, ungeachtet seiner Verheißungen, das Verbrechen des achtzehnten Jahrhunderts gegen Polen — ein Land, das eben so sehr unsere Theilnahme verdient, als Griechenland — wieder gut gemacht? Zu oft hat man uns schon das Beispiel Philipps V angeführt, der Frankreich bekriegte. Ohne Zweifel würde der neue Herrscher von Byzanz in der Politik nicht erkenntlicher seyn. Dieß weiß Rußland so gut als wir. Es weiß wohl, wenn es sich der Propontis nicht für sich bemächtigt, daß es umsonst eine Regierung sucht, die geneigter wäre als die türkische, ihm die Freiheit der Durchfahrt und die Vortheile des Handels zu erhalten.

Die Wiederherstellung eines großen europäischen Staats im Norden des Bosporos und des Hellesponts ist eine Frage, die in ernstliche Betrachtung gezogen zu werden verdient, aber ihre Lösung nicht von poetischer Sentimentalität, sondern von tiefer praktischer Kenntniß des Landes und seiner Völker, ihrer Gegenwart und ihrer Vergangenheit erwartet. Wer wollte die Ueberreste des oströmischen Reichs ausgraben, um ihnen ein ephemeres Leben

einzuhauchen? Zum Mindesten also müßte man untersuchen, wo sich die Civilisationselemente am Ehesten finden, bei den drei Millionen Ottomanen oder bei den vier Millionen Rayas, die seit sechs Jahrhunderten das alte Thrazien inne haben?

Die Frage wird noch verwickelter durch die Lage von Konstantinopel. Es wäre zu wünschen, daß diese zweite Hauptstadt der alten Welt von Neuem der commerzielle Mittelpunkt des Morgenlandes würde, und seinen Hafen allen Nationen öffnete. Sollte die Verwirklichung einer im Sinne der Menschheit so schönen Idee möglich seyn, so wäre es unklug, ihre Ausführung in die Hand einer einzigen Macht zu legen. Alle Mächte müßten mitwirken, weil alle beinahe gleich betheiligt sind. Die Bestimmung der Donau ist, eine Haupthandelsstraße des Kontinents zu seyn. Oesterreich und selbst Bayern ergießen durch sie ihre Gewässer in das schwarze Meer, dessen Schifffahrt und dessen Küsten lange Zeit dem Handel Frankreichs und Italiens angehört haben.

Man will uns glauben machen, daß die Einverleibung der Türkei ein Grund der Schwäche für Rußland, wie der Ruhe für Europa seyn würde. Man höre den Grund! — Weil dieses kolossale Reich eine weitere Küstenstrecke von 60 geographischen Meilen zu vertheidigen, weil es den Krieg in Anatolien fortzusetzen hätte. — Müßte es aber als Beschützer des neu zu errichtenden Staats nicht ebenfalls unter den Waffen bleiben? Uebrigens einmal im Besitz des Hellesponts hätte sicherlich Rußland wenig mehr zu fürchten, weder von Preußen, das sein Verbündeter seyn soll, noch von Oesterreich, das ja so leicht über den Haufen zu werfen ist, noch von den englischen Flotten, die keine Dardanellen mehr durchsegeln würden. Wird alsdann aber Moskau, die eigentliche Hauptstadt des russischen Landes und seiner Macht, weniger schwer auf dem Kontinent liegen, als die von den Elementen bedrohte provisorische Hauptstadt St. Petersburg, die eines Tags nichts seyn wird als das Zeughaus des baltischen Meers?

Mit der Berufung auf die früheren Kriege ist Nichts bewiesen. Die Türken sind von keiner europäischen Macht je wirklich unterstützt worden. Im J. 1769 hatten sie mit ihren Bundesgenossen, den Polen, bei Chotzim über den Dniester gesetzt und drangen in Podolien vor. Choiseul, der damals Polen und die Türkei gegen Rußland in Schutz nahm, schickte Dumouriez zu den Verbündeten, und der französische Offizier träumte schon von einem Feldzuge gegen Moskau. Allein bald darauf befand sich Aiguillon an der Spitze des Cabinets von Versailles, während Oesterreich und Preußen durch die Theilung Polens geködert wurden, welche damals schon im Werk war. In den Jahren 1806 und 1810 erlaubten die Kriege, welche die europäischen Mächte unter sich führten, ihnen nicht, sich in die Angelegenheiten der Türkei zu mischen; auch waren die Ottomanen damals nicht in ihrer Existenz bedroht. Sollten nun im jetzigen Augenblicke die Türken so leicht zu besiegen seyn? Wenn die mechanischen Evolutionen der Russen auch besser geleitet sind, so werden sie davon in den Pässen Bulgariens und Rumeliens wenig Vortheil haben, zumal da es den Türken diesmal an Rath und Hülfe nicht fehlen dürfte.

Soll man glauben, daß die Herrscher von Tiflis und dem caspischen Meer den Weg nach Konstantinopel und selbst nach Wien blos deswegen einschlagen werden, um Indien zu erobern? Soll man es gerade jetzt glauben, da sie mit Persien Frieden geschlossen haben? Nein, ihre Basis stützt sich auf das schwarze Meer. *) Vorausgesetzt, daß sie wirklich Absichten auf Hindustan hätten, würden sie nicht in diesem Fall die bestehende, ihnen so nützliche, Verbindung mit der Pforte enger geschlossen und dagegen ihre Anstrengungen wider die Perser wenigstens bis nach Asterabad, dem südlichen Hafen des caspischen Meers, dem eigentlichen Stapelplatz zwischen diesem Meere und dem Indus, fortgesetzt haben? Aber was wäre zuletzt für sie gewonnen, wenn sie auf diesem neuen mehrere tausend Meilen von Großbritannien entfernten Schauplatze nun auch wirklich auf die Engländer träfen, während diese, durch die Ausrüstung einiger Linienschiffe nach dem schwarzen Meer, dem Krieg eine ganz andere Gestalt geben könnten? Ueberhaupt, was kann Rußland an den eingebildeten **) Reichthümern Indiens liegen, im Vergleich mit den Vortheilen der Propontis und des Sundes, deren Besitz ihm zur Entwicklung seiner innern Kraft unentbehrlich ist? Die Früchte einer so entfernten Eroberung zu ern-

*) Rußland hat mit seinen Vernichtungsplanen gegen das türkische Reich nicht gewartet, bis seine Basis erweitert, seine Seiten durch den Besitz Polens, Finlands und der Ufer des Pontus Euxinus gedeckt waren. Lange vor der Unterjochung dieser Länder ließ der brillantirte Wilde, der groteske Repräsentant des moskowitischen Reichs, Potemkin, auf das Thor von Cherson schreiben: „Weg nach Konstantinopel.“ Er rechnete damals nicht darauf, über Wien sich dahin zu begeben: wie seine Gebieterin machte er Joseph II den Hof. Aber der deutsche Kaiser, der den falschen Glanz, womit man ihn zu blenden suchte, nach dem wahren Werth schätzte, sagte zu unserem Gesandten, Segur: „Ich werde nicht zugeben, daß die Russen sich in Konstantinopel festsetzen. Die Nachbarschaft der Turbane ist für Wien immer noch weniger gefährlich als die der Czackos.“

**) Der indische Handel ist nicht mehr in jenem glänzenden Flor, wie vor etlichen und zwanzig Jahren. Die ostindische Compagnie ist in ihrem Monopol wie in ihrer politischen Macht beschränkt worden, ihre Ausgaben haben ihre Einnahmen überstiegen. Die unmittelbare Schifffahrt von beiden Amerika und vom russischen Asien aus ist es, welche den Handel der Engländer; so wie der Bund der Mahratten, der zwar äußerlich gesprengt, aber noch vorhanden ist, das neue Reich der Afghanen, der Geist der Meuterei unter den eingebornen und selbst unter den englischen Truppen, die Bestechlichkeit der Beamten, endlich die in den neuen Geschlechtern emporkeimende Civilisation, welche ihre Herrschaft bedrohen. Montveran, der genau unterrichtet ist, sagt (Histoire de la Situation de l'Angleterre, Vol. VIII, p. 367): „Ich werde nachweisen, daß die Britten mehr aus Dünkel und Herrscherstolz, als wegen reeller Interessen dieses Reich behaupten.“ — Warum sollte also Rußland seine Heere nach Indien führen, da die Karavanen Hochasiens Rußland in Astrachan und auf dem Markte von Nischnei-Nowogorod suchen?

ten; den Welthandel streitig zu machen, oder nur ihn zu benutzen, ist es noch lange nicht Seemacht genug.

Wenn jedoch der ausbrechende Vulkan, was wir nicht glauben, gegen den Orient, auf Asien seine unheilsprühende Lava schleudert, und in Beziehung auf uns blos von einer Handelsfrage dabei die Rede seyn kann, so laßt uns schnell alle Anstöße entfernen. Zu glücklich wäre Europa, den Kampf zwischen der Türkei, Rußland und England nach der fernen asiatischen Grenze verlegt zu sehen. Aber wenn alle Anzeigen, alle Beweise dafür sind, daß die moskowitische Streitmacht sich gegen den Süden des Kontinents richtet, so laßt uns sie aufhalten, so lang es noch Zeit ist.

Die Geographie, wie alles geschichtliche Wissen, ist in unsern Augen keineswegs die Hauptsache. Aber sie stellt uns auf der militärischen Wagschale der Mächte gewisse Verhältnisse dar, die der Compaß angeben kann, und deren Bedeutung der Verstand zu würdigen weiß. Als der Sieg uns auf seinen Flügeln von der Oder nach der Moskowa trug, da ging es durch ziemlich fruchtbare und bevölkerte Landschaften, nirgends sahen wir Einöden, unangebaute Steppen, eisbedeckte Meere. — Sollen wir nun noch darthun, daß die Grenzen wie die Hauptstädte eines Staates, Einfluß auf dessen Schicksal haben? — Man hätte in der That sehr Unrecht, wollte man jenem zwischen Oesterreich und Preußen tief einschneidenden Winkel des russischen Polen deswegen alle Bedeutung absprechen, weil sich noch keine imposante Festung darauf befindet: als ob nicht schon der Besitz dieses Landes allein Rußland in den Stand setzte, seine Heere, die sich von Kowno bis Dubno ausdehnen, auf geradem Weg und selbst ohne Wissen der benachbarten Mächte, auf einem Punkte daselbst zu concentriren; oder als ob Rußland nicht in kurzer Zeit die europäische Citadelle, die in unserem ersten Aufsatze angedeutet ist, wirklich bauen könnte.

Damit genug. Uebergehen wir einige Punkte, die noch einer Erörterung bedürften, um nicht zwischen zwei Männern, die von gleicher Vaterlandsliebe beseelt sind, einen Streit zu verlängern, der nie hätte begonnen werden sollen. Mag die Zukunft entscheiden.

Nachschrift.

Während Europa berathschlagt, handeln die Russen; man wird bald hören, daß sie ihren Hauptzweck erreicht haben. Ihre Mäßigung und Uneigennützigkeit versichernd fordern sie von denen, welche sie angreifen, Schadloshaltung, Gewährleistungen, ein künftig unantastbares Recht, den Bosporos zu beschiffen; sie erklären zu gleicher Zeit, daß keine Unterhandlung die militärischen Operationen aufhalten solle. So sehen wir also wieder einmal einen Gelegenheitskrieg. Kein Wort des Beifalls oder des Tadels. Ich sage blos; Europa kann die Folgen zu büßen haben.

Was wollen die Russen in diesem Krieg? Wollen sie die ganze europäische Türkei? Nein, sondern Konstantinopel nebst der Propontis und der westlichen Küste des schwarzen Meers! Diese Hauptstadt, eben so See- als Landstadt, vermag zumal nach den Verlusten der Navariner Schlacht nicht einem zu Wasser und zu Lande zugleich auf sie gerichteten Angriff zu widerstehen. Wenn die englische Flagge nicht im Bosporos weht, wenn die österreichischen Heere nicht marschiren, so werden die Russen nicht mit Führung eines regelmäßigen Kriegs ihre Zeit verlieren; sie können den rechten Flügel der türkischen Linie durchbrechen, und eine durch Landungen zu Burgas, Ainada und Midia unterstützte Heersäule auf Konstantinopel werfen. Diese Operation würde dadurch maskirt, daß die Heerhaufen des Centrum, die auf der Straße von Silistria gegen Adrianopel vorrückten, die türkische Hauptmacht beschäftigten, während der rechte Flügel sich bei Koblowa am Balkan aufstellte, wo die Straßen von Rustschuk und Orsowa zusammenlaufen, um Servien zu beobachten.

Bald wäre den englischen Schiffen der Eingang ins schwarze Meer versagt, an dessen südlichen Küsten die Russen herrschten. Gedrängt zu Wasser und zu Lande, zertrümmert durch das Feuer der Flotten und das Feuer des gelandeten Geschützes, mit völliger Verbrennung bedroht, könnte Konstantinopel vor Ende des Juni unterliegen. In dieser letzten Noth könnte die Ankunft der englischen Hülfe es nicht mehr retten.

Herren von Byzanz, werden die Russen fortfahren, ihre Mäßigung zu versichern; sie werden Waffenstillstände und Unterhandlungen vorschlagen. Sie werden einen Aufruf an die Rayas ergehen lassen, eine Regierung und einen Souverän zu wählen — unter dem Schutz ihrer Schlachthaufen. So haben sie Polen an sich gerissen und es lange Zeit besetzt gehalten, ehe sie es endlich theilten.

Indessen befestigen sie Constantinopel oder einige Theile der Stadt; sie lassen ein Korps von 20,000 Mann, eine Flotte nebst Brandern daselbst, um die Reste der Muselmänner im Zaum zu halten und ihnen den Beistand von der See abzuschneiden; in einem bis zwei Monaten ist die Stadt beinahe unangreifbar. Die große russische Armee aber nimmt eine Centralstellung in der Gegend von Adrianopel, theils gegen die ottomanischen Korps, die von Bosnien, Rumelien ꝛc. anrücken, theils gegen die christlichen Mächte, die etwa versucht werden möchten, der Pforte zu Hülfe zu kommen.

Die auf Konstantinopel geworfene Heersäule ist nicht gegen die Grundsätze der Kriegskunst, denn das auf dem Bosporos gelassene Corps wäre in keinem Fall preisgegeben, weil seine Verbindungslinie und seine Zufuhr über das schwarze Meer gesichert blieben.

Dieß sind die Gefahren, auf die wir aufmerksam machen wollten. Nach dem Fall von Konstantinopel hätte Europa die Wahl, entweder von den Russen sich seinen Theil an der Beute zu erbitten, oder als erste Friedensbedingung die schnelle Räumung dieser Hauptstadt und des Landes bis an den Balkan zu fordern. Die Sachen stünden zwar schlimm, aber wären noch nicht verloren. Gallipoli war die erste Eroberung der Türken in Europa; über Gallipoli könnten sie Hülfe von der See und aus Asien empfangen.

Berichtigung.

In Num. 162 S. 645 S. 2 Z. 9 v. u. statt ungünstigen lies günstigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 166. 14 Juny 1828.

Ireland und die Emancipation der Katholiken.

(Fortsetzung.)

Der Staatssekretär für das Innere, Mr. Peel suchte die Deutung, die Sir Francis Burdett den Artikeln des Tractates von Limerick und dem Benehmen Pitt's und seiner Collegen, der Lords Cornwallis und Castlereagh gegeben hatte, zu widerlegen und erklärte darauf, daß er in Bezug auf die sogenannte Emancipation fest und unveränderlich auf der Meinung beharre, die er bereits mehr als einmal vor dem Hause ausgesprochen habe. Er sey überzeugt, daß der Grundsatz, die Katholiken wären auf gleiche Weise mit den Protestanten zu vollem Genuß aller Vortheile der brittischen Constitution berechtigt, eine wesentliche Veränderung in der Verfassung von Großbritannien hervorbringen müsse. Wenn dieser Grundsatz angenommen würde, sagte er, so würde die Krone des einzigen Bandes beraubt, welches zwischen der Regierung und der Kirche noch übrig ist, und die Constitution müßte den Character verlieren, den ihr die Revolution (1688) verliehen hat, den Character des Protestantismus. Man sagt, die Ansichten der Katholiken hätten sich verändert, sie verleugneten jetzt viele der Lehren, die ihnen früher zugeschrieben wurden; aber zugegeben, daß dieß in der That der Fall sey, woher weiß man, daß diese Veränderung nicht bloß der gegenwärtigen Ueberlegenheit des Protestantismus im Staate zu verdanken ist? Und woher weiß man, daß, wenn die Katholiken in den Genuß gleicher Rechte gesetzt würden, der verderbliche Geist ihrer Religion nicht wieder erwachen würde. Man sagt: England sey das einzige Land, in welchem diese Ungleichheit noch bestände; in allen anderen Ländern, wo dieselbe statt gefunden hätte, seyen die Katholiken befreit und zu allen bürgerlichen Rechten erhoben worden. Aber England befindet sich in dieser Beziehung in einer wesentlich verschiedenen Lage von allen anderen Ländern; und die Frage ist, ob wir gegenwärtig vorbereitet sind, dem Beispiele der übrigen Staaten Europas zu folgen. Die Entfernung der Rechtsunfähigkeiten der Katholiken würde in diesem Lande eine Umwälzung zur Folge haben, die sich nur mit der vergleichen ließe, welche die protestantische Constitution des Landes bewirkte. In Preußen sind den Katholiken keine Rechtsunfähigkeiten auferlegt; aber in Preußen sind die Katholiken ein Theil des Staates (the Roman Catholics of that country were part of the state!). Die Katholiken stehen dort in demselben Verhältniß zum Staate, wie hier (neuerdings) die protestantischen Dissenters. Die katholischen Bischöfe sind vom Staate dotirt, völlig unabhängig, und ihre Ernennung ist gleichfalls Sache des Staates. Wenn dagegen die Katholiken in England auf gleichen Fuß mit den Protestanten gesetzt werden sollten, so würde die unmittelbare Folge davon ein unablässiger Kampf um Macht und Herrschaft zwischen beiden Parteien seyn, und die Maßregel würde sich nicht als ein Segen, sondern als ein Fluch des Landes beweisen. Ob durch die Aufhebung der gegenwärtigen Rechtsungleichheit Harmonie und Zufriedenheit hergestellt werden würde, ist noch sehr zweifelhaft. Wenn ich den Zustand von Ireland betrachte, und wenn ich höre, daß man die Absicht habe, die protestantische Kirche unverletzt zu erhalten; so scheint es mir sehr gefährlich der Majorität des Volkes gleiche Ansprüche auf Macht zu geben, als der protestantischen Minorität. Wir sehen in Ireland 5 oder 6,000,000 Einwohner, wie die gewöhnliche Angabe ist, die sich zum Katholicismus bekennen; und dagegen soll sich die Zahl der Anhänger der protestantischen Kirche nur auf auf 5, oder 600,000 belaufen. Wenn auch diese Zahlen übertrieben wären, so ist es doch klar, daß die herrschende Religion in der Minorität ist; wie wäre es daher möglich, die Sicherheit und den Frieden derselben zu erhalten, sobald den Katholiken der Zugang zur Macht eröffnet wird? Die erste Folge dieses Schrittes wäre, daß die irischen Parlamentssitze insgesammt mit Katholiken besetzt würden; dieß wäre unmöglich zu verhindern, da die Wähler fast alle Katholiken sind. Sodann würden die Katholiken Ansprüche auf alle Corporationsämter *) in Ireland erhalten. Es gibt in Ireland ungefähr 150 Corporationen, und der Beamtenstellen, die mit denselben in Verbindung stehen, sind an 3500, von denen sämmtlich die Katholiken ausgeschlossen sind, und die insgesammt durch die Annahme der vorgeschlagenen Maßregel den Katholiken eröffnet würden. Die Besetzung dieser Stellen hängt ausschließlich von den Wählern der Corporationsstädte ab, ohne daß die Regierung die geringste Controlle darüber zu führen hätte. Wenn man nun die Zahl der Katholiken bedenkt, die sich zu diesen Aemtern drängen würden; so kann man sich leicht vorstellen, wie gefährlich es wäre, denselben einen so großen Zuwachs an Macht zuzugestehen. Meine Ansicht in Bezug auf Ire-

*) Magistratsämter, die von den Corporationen, d. h. der zu jenen Aemtern berechtigten Bürgerschaft besetzt werden.

daß für einen Beitrag, den auch der ärmste Arbeitsmann bestreiten kann, Alle in dem Laufe eines Jahres so viele Bücher haben, als ihnen möglich ist, zu lesen. Die Herausgabe von Büchern in Heften unterstützt wesentlich diesen Plan; denn sie setzt die Mitglieder in den Stand, zu jeder Zeit den Anfang zu machen, ohne zu warten, bis so viel erspart ist, um in jeder Familie einen ganzen Band zu kaufen. Auf diese Art wurden in vielen Theilen Schottlands Kirchspielsbibliotheken (Parish libraries) errichtet. Sie rührten ursprünglich von den vermöglichern Klassen, namentlich den Pächtern, her; aber nachdem durch die Sammlung einiger Bücher der Grund gelegt war, überließen jene die Verwaltung den Lesern selbst, die sie nur zur Bezahlung eines Beitrags für die Unterstützung des Fonds und zum Ankaufe neuer Bücher veranlaßten. Nach einem ähnlichen Plan sind in einigen Theilen Englands unter den Landleuten solche Bibliotheken errichtet worden (Cottage libraries). Zu Taunton ist eine, zu welcher die Mitglieder nur einen Penny die Woche beitragen; die Zahl der Bücher, die im Laufe eines Jahres für 80 Personen angekauft wurden, beträgt mehr als tausend. Die einzigen Verwalter sind ein Kassier und Bibliothekar, welche jeden Samstag Abend an dem bestimmten Orte erscheinen, um die Bücher zu vertauschen und die Subscriptionen in Empfang zu nehmen. Der Plan, der auf Anrathen einsichtsvoller Freunde dieser Einrichtungen nun fast allenthalben befolgt wird, ist dieser: Man setzt einige allgemeine Bestimmungen über die Gattung der anzuschaffenden Bücher (nach den Bedürfnissen der einzelnen Gesellschaften) fest. Sodann läßt man jedes einzelne Mitglied, nach Maßgabe dessen, was es bezahlt, wählen, oder man läßt mehrere zusammentreten, um mit ihren vereinten Beiträgen ein Werk zu kaufen. Die reichen Patrone beschränken ihre Einmischung auf Geschenke von Büchern oder auf das ihren Geldbeiträgen angemessene Wahlrecht. Im Uebrigen überläßt man die Verwaltung ganz der Gesammtzahl der Mitglieder. Unter den vielen Societäten, die sich nach diesem Princip gebildet haben, zeichnet sich besonders die Agriculturlesegesellschft (Agricultural Book society) in Haverfordwest aus.

Vor etwa zwölf Jahren wurde von S. Brown von Haddington ein eigner Plan in Ausführung gebracht, um vermittelst derselben Bücher der Reihe nach in allen Städten und Dörfern der Grafschaft Westlothian Unterricht und Belehrung zu verbreiten. Der Anfang wurde mit nur wenigen Büchern gemacht; allein jetzt sind es 19 wandernde Bibliotheken (itinerant libraries), jede von 50 Bänden, welche nach den verschiedenen Stationen umhergeschickt werden, und auf jeder eine gewisse Zeit verbleiben. Der Stationen sind 15; 4 von den 19 Bibliotheken sind stets in der bedeutendsten Stadt in Gebrauch, 2 in einer andern Stadt von einigem Belang, und auf jede der 13 andern Stationen kommt jedesmal Eine Bibliothek. Die Zahl der Leser ist 700 bis 800 und die Unkosten — nicht mehr als 60 Pf.-St. das Jahr — werden von dem Ertrage einer Predigt, dem Verkaufe einiger Tractate und durch Subskriptionen gedeckt. Dieser Plan ist jetzt auch in Berwickshire von Herrn Buchan von Kelloe angenommen worden, mit der Aenderung jedoch, daß die laufenden Ausgaben von den Lesern selbst bestritten werden, die zwei Pence den Monat bezahlen, und die Bücher wählen. Aus diesen Lesegesellschaften sind häufig wissenschaftliche Lehrinstitute entsprungen, wie wir bald sehen werden.

Was die so nöthige Rücksicht auf Zeitersparniß betrifft, führen wir vorzüglich folgende Vorschläge an, die sämmtlich mehr oder weniger in Ausführung gebracht worden sind.

Erstens: da wo eine gewisse Anzahl von Personen in demselben Zimmer arbeiten, und die Arbeit nicht mit Geräusch verbunden ist, schlug man vor, daß, während die Andern beschäftigt sind, Einer beständig lesen sollte. Wenn 24 Menschen beisammen sind, so würde diese Anordnung nur erfordern, daß jeder einen Extratag in 4 Wochen arbeitete, vorausgesetzt, daß das Lesen den ganzen Tag fortdauerte, was nicht der Fall seyn würde. Dabei könnten die besser Unterrichteten und Fähigeren den Unwissenderen sehr zu Hülfe kommen. Dieser Vorschlag, der an die Stelle der frivolen Gespräche, womit meistens die Fabrikarbeiter sich wechselseitig verderben, eine Art von wechselseitigem Unterricht setzt, trat jedoch meistens erst als Folge anderer Unordnungen ein, die wir sogleich erwähnen werden.

Ein zweiter Vorschlag betrifft Zusammenkünfte, die ein oder zweimal in der Woche statt finden, um sich über die gelernten Materien zu besprechen und Diskussionen zu veranlassen. Welch ein treffliches Hülfsmittel solche Zusammenkünfte bei jedem privat- oder anderweitigen Unterricht der arbeitenden Klassen sind, fällt in die Augen. Es versteht sich von selbst, daß unter den Mitgliedern solcher Gesellschaften eine gewisse Aehnlichkeit in der Lektüre und in dem Kreis ihrer Ideen herrschen muß. Dieser Vorschlag fand in England, wo die Gewohnheit der Diskussionen so allgemein ist, schnell Eingang. Bald wurden dergleichen Zusammenkünfte unabhängig von andern Einrichtungen angeordnet; der Vorsteher (chairman) liest nach und nach eine lehrreiche Schrift durch und jedes Mitglied hat die Erlaubniß, bei einzelnen Stellen Bemerkungen vorzutragen, die zu weitern Erörterungen Anlaß geben, oder der Gegenstand der Diskussion wird in der vorhergehenden Versammlung bestimmt. Meistens stehen jedoch diese Zusammenkünfte in irgend einer Verbindung mit den Lesegesellschaften oder Lehrinstituten. Die Meister fanden manchfache Veranlassung, diese Einrichtung zu unterstützen, durch Verwilligung einer Freistunde oder anderer Vergünstigungen in Bezug auf die Arbeitszeit, durch Einräumung eines schicklichen Locals, weil man es mit Recht durchaus unpassend fand, den Versammlungsplatz in Wirthshäusern zu nehmen, u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 167. 15 Juny 1828.

Volksbildung in England.

(Fortsetzung.)

Ein dritter Vorschlag, der gleichfalls zum Theil schon in Erfüllung gegangen ist, betrifft die Abfassung von wissenschaftlichen Elementarwerken, die den Umständen, der Bildungssphäre und dem Bildungsgange der arbeitenden Klassen angemessen sind. Es ist nehmlich einleuchtend, daß schon Mangel an Zeit diesen einen streng wissenschaftlichen Gang unmöglich macht. „Die Mehrheit" — sagt Brougham — „muß sich begnügen, nur einen gewissen Punkt zu erreichen und den kürzesten Weg zu diesem zu wählen. Einige werden freilich viel weiter dringen; aber die größere Anzahl muß einen andern Weg gehen. So ist es z. B. in der Geometrie nicht nöthig, all die einzelnen Glieder dieses schönen Systems, wodurch die allgemeinsten und tiefsten Wahrheiten mit den wenigen einfachen Definitionen und Axiomen verbunden sind, durchzulaufen; man hat genug erreicht, wenn die Lehrlinge die Natur der geometrischen Analyse begriffen, und die Haupteigenschaften der Figuren kennen gelernt haben. Ebenso mögen sie in der Mechanik, mit weit spärlichern Vorkenntnissen sowohl aus der Geometrie als auch der Algebra, unterrichtet werden, als man in den gewöhnlichen Elementarwerken bei dem Leser voraussetzt. Daher wird derjenige der Sache der Aufklärung einen sehr wesentlichen Dienst leisten, der seine Muße der Abfassung solcher Elementarbücher über Mathematik widmet, die hinlänglich klar sind, um die Beweisart, die in dieser Wissenschaft gilt, zu veranschaulichen, und hinlänglich compendiös, um eine genaue Kenntniß der nützlichsten Fundamentalsätze und ihrer Anwendung zu praktischen Zwecken mitzutheilen; — deßgleichen solcher Elementarbücher über die Naturwissenschaften, welche die Hauptsätze der Physik und ihre praktische Anwendung Lesern begreiflich machen, die nur eine allgemeine Kenntniß von der Mathematik haben oder auch sogar nur die gewöhnlichsten arithmetischen Regeln wissen. Auch lasse man sich nicht durch den Gedanken abschrecken, daß die auf eine solche Weise angewandte Zeit, doch auf weiter Nichts gerichtet sey, als das Volk in den Rudimenten der Philosophie *) zu unterrichten, ob gleich dieß allein schon ein Ziel ist, das glänzend genug wäre, den edelsten Ehrgeiz zu reizen; denn wann arbeitete je die erhabenste Philosophie an einer höhern Aufgabe, als die Ansichten der großen Masse unsers Geschlechts zu erheben und ihren Charakter zu veredeln? — wenigstens in späteren Zeiten, wo die Wissenschaft nicht mehr, wie in dem Alterthum, mit jener stolzen und hochfahrenden Verachtung, meinend, große Geister allein gingen mit dem Körper nicht unter, auf die Menge herabblickt. Wenn aber die Erweitung der Grenzen der Wissenschaft selbst das große Ziel aller Philosophen aller Jahrhunderte wäre, so wird dieser Zweck zwar mittelbar aber sicher durch diejenigen erreicht, welche statt Eines, dem jetzt der Pfad der Forschung geöffnet ist, Tausende zum Spekuliren und Experimentiren anleiten. Es ist nicht nöthig, daß Alle, die unterrichtet werden oder auch nur ein großer Theil über die Rudimente hinausgehen; aber jeder, der Lust und Fähigkeit in sich fühlt, weiter zu dringen, wird und kann voranschreiten; und die Wahrscheinlichkeitsfälle zu Entdeckungen in den Künsten, wie in der Wissenschaft selbst, werden so ins Unendliche vervielfacht werden. Solche Entdeckungen in der That, die unmittelbar mit Versuchen und Beobachtungen zusammenhängen, werden gewöhnlich von Männern gemacht, deren Leben technischen Arbeiten gewidmet ist, die aber zugleich in den allgemeinen Principien, von denen sie abhängen, unterwiesen und frühe zum Nachdenken gewöhnt worden sind. Derjenige, welcher ein Werk abfaßt, das auf eine einfache, faßliche und bestimmte Weise die Lehren der Algebra, Geometrie und Mechanik entwickelt und ihren Zusammenhang mit andern Zweigen des Wissens und den Künsten des gemeinen Lebens durch treffende Beispiele erläutert, darf einen ansehnlichen Theil an jener reichen Ernte von Entdeckungen und Erfindungen fordern, die unfehlbar durch die Tausende scharfsinniger und thätiger Menschen, welche auf diese Art befähigt sind, ihre Geisteskräfte auf gleich nützliche und erhabene Gegenstände zu richten, heranreifen muß.

Obgleich viel durch die Bemühungen Einzelner geschehen kann, so ist doch offenbar, daß zur Förderung dieser wichtigen Arbeit weit mehr durch die vereinten Kräfte einer Gesellschaft bewirkt wird.

Um entweder durch Schriftstellerei eigentliches oder durch theilnehmende Geldhülfe mitwirkendes Glied dieser Gesellschaft werden zu können, sind weder hervorragende Talente und tiefe Gelehrsamkeit, noch große Reichthümer erforderlich *) Obgleich diese Gaben, in ihrem reichsten

*) Es ist bekannt, daß Philosophie bei den Engländern oft weiter nichts als Naturwissenschaft bezeichnet.

*) Es ist interessant zu bemerken, wie aus ähnlichen Bedürfnissen und Ansichten, wenn gleich im Uebrigen unter den

Maße, auf solches Beginnen angewendet, nicht weggeworfen seyn würden, so sind sie doch keineswegs zu dessen Gelingen unentbehrlich. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann von gesundem Menschenverstand, erfüllt von dem Entschluß, die große Masse seiner Mitbrüder zu jenem Grad geistiger und sittlicher Cultur zu erheben, wozu sie von der Natur die Anlagen erhalten haben, kann — entweder in dem Mittelpunct des Instituts oder in einem entfernten Distrikt — mit der Gewißheit des Erfolgs an diesem guten Werke arbeiten, wenn ihm nur jenes Glück ruhiger Muße zu Theil geworden ist, um dessen willen Reichthümer hauptsächlich wünschenswerth sind. Ein solcher Mann, so zurückgezogen er auch aus Laune oder Gewohnheit von dem geräuschvollen Schauplatz öffentlicher Geschäfte oder dem Tummelplatz der gemeinen Bestrebungen der Welt leben mag, kann doch in aller Ruhe und Unschuld eine Befriedigung finden, die glänzend genug ist, um auch der aufstrebendsten Natur Genüge zu leisten; er kann durch seine alleinigen Bemühungen auf das Glück und den Charakter einer ganzen Generation wirken, und so eine Macht üben, welche selbst der gemeinste Ehrgeiz, wegen des unermeßlichen Gebiets, das sie umfaßt, beneidet und selbst die höchste Tugend, wegen der unverfälschten Wohlthaten, die sie verbreitet, segnet." *)

(Fortsetzung folgt.)

Ireland und die Emancipation der Katholiken.

(Schluß.)

Der Generalanwalt der Krone (Attorney General) erklärte sich in den stärksten Ausdrücken gegen die Emancipation. Den Tractat von Limerick, sagte er, und die Unionsacte, worauf der ehrenwerthe Baronett, von welchem der Antrag ausging, so großes Gewicht legte, scheinen seine Freunde über Bord geworfen zu haben; wenn dieß geschehen ist, so haben sie in der That wohlgethan, ihr Schiff zu erleichtern, um es flott zu machen. Was den Tractat betrifft, so ist es nicht wenig merkwürdig, daß man darin keine bestimmte Erwähnung von dem Rechte findet, im Parlament zu sitzen und Staatsämter zu bekleiden; während den Katholiken doch ausdrücklich die Erlaubniß ertheilt wird, zu Pferde zu sitzen und einen Degen an der Seite und ein Paar Pistolen an den Halftern zu führen. In Bezug auf die Union darf man sich nur erinnern, daß Fox selbst, der große Gegner Pitts, in einer Rede im Parlament zugegeben hat, daß keine bindende Verpflichtung gegen die irischen Katholiken eingegangen worden sey. Ein anderer Grund, bemerkte er, den man für die Emancipation angeführt hat, war: daß die Ausschließung der Katholiken kein wesentlicher Bestandtheil der brittischen Constitution, sondern nur eine temporäre Verfügung sey, welche von der Existenz des Prätendenten abhing. Aber die Bill of Rights *) enthält nirgends eine Beziehung der Art, sondern sichert vielmehr dem Protestantismus auf ewige Zeiten erstens alle hohen Civilämter des Staats, zweitens die unmittelbaren Bedienungen der Krone, drittens beide Häuser des Parlaments und viertens eine protestantische herrschende Kirche. Die Kirche von Ireland ist durch den Act der Union ein wesentlicher Theil der Kirche von England geworden, und diese wichtige Stütze der Union wird durch den Vorschlag der Emancipation hinweggenommen. Haben die katholischen Prälaten, fragte er, nicht geradezu erklärt, daß die einzigen legitimen Bischöfe, welche von der römisch-katholischen Hierarchie in Ireland anerkannt würden, die von dem römischen Stuhle eingesetzten wären? Und geht nicht aus den Zeugenverhören vor dem Hause der Gemeinen hervor, daß sie die protestantische Kirche als eine bloß eingedrängte unrechtmäßige betrachten? Man hat sich auf das Beispiel von Preußen und den Niederlanden berufen, wo die Katholiken gleichfalls den Genuß aller bürgerlichen Vorrechte erhalten haben. Aber in Schlesien ernennt der König von Preußen die römisch-katholischen Bischöfe, nach demselben Grundsatz, nach welchem der König von Großbritannien das Recht dazu verlangt. Wenn die irischen Prälaten dieses Recht zugestehen, so möchte dieß ein Grund seyn, die englische Nation in Bezug auf die Sicherheit, die sie von den Katholiken verlangt, einigermaßen zufrieden zu stellen. Die gegenwärtig vorgeschlagene Maßregel verwirft dagegen alle Sicherheiten; wir werden nicht aufgefordert, mit unseres Gleichen zu unterhandeln, sondern uns unseren Oberen zu unterwerfen:

Oremus pacem et dextras tendamus inermes!

Wir müssen uns ihren Forderungen unterwerfen und ihnen zu Gefallen die brittische Constitution, die Bill of Rights *) und den Krönungseid aufgeben.

Der Staatssecretär für die Colonien, Mr. Huskisson, gab zu, daß weder durch den Tractat von Limerick, noch durch die Union den Katholiken das geringste Recht

verschiedensten Umständen in getrennten Ländern ähnliche praktische Ideen hervorgehen. Was in Folge des regen Eifers für die Bildung des erwachsenen Theiles des Volks durch Herrn Brougham in England vorgeschlagen (denn ihm gebührt die Ehre der Erfindung) und zum Theile schon realisirt worden ist, nehmlich die Vereinigung talentvoller Männer, um sachgemäße Lehrbücher zu entwerfen, das ist, in Folge des regen Eifers für die Volksjugendbildung, in einem Staate Deutschlands für die Elementarschulen geschehen — nehmlich im Herzogthnm Nassau. In diesem, dessen Volksschulwesen wohl zu den besten Anstalten der Art, die existiren, gehört — wie der Verfasser aus eigner Anschauung wenigstens in Hinsicht der übrigen Staaten Deutschlands, der Niederlande, Frankreichs und der Schweiz weiß — hat man die glückliche Idee gefaßt, zur Entwerfung von Lehrbüchern für die allgemeinen Volks- und Realschulen eine Gesellschaft Männer von den geeigneten Talenten und Kenntnißen zn vereinigen. Mehrere treffliche Lehrbücher sind bereits aus dieser Centralisation von Kräften hervorgegangen und es ist zu erwarten, daß dieses Institut noch mehr leisten werde.

*) Ueber das bisherige Wirken dieser Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Elementarbücher gaben wir in Num. 105 und 106 dieser Blätter eine vollständige Uebersicht.

*) Die Parlamentsacte, durch welche unmittelbar nach der Revolution, die Wilhelm III auf den Thron von England setzte, die Rechte des Volkes und der Krone festgesetzt wurden. S. Hallam, Constitutional History of England Vol. III. pag. 360 ff.

auf ihre gegenwärtigen Ansprüche verliehen worden sey; und er empfahl dem ehrenwerthen Baronett, der die Motion gemacht habe, was auch immer das Schicksal derselben seyn möge, sie nie wieder auf eine ähnliche Weise einzuführen. Darauf ging er auf die Gründe über, die ihn bestimmten, sich dennoch zu Gunsten der vorgeschlagenen Maßregel zu erklären. Was auch immer die Meinung des weniger gebildeten Theiles der Gesellschaft hierüber seyn mag, sagte er, so ist doch kein Zweifel, daß die Emancipation unter Männern von Erziehung nicht länger als eine Religionsfrage behandelt werden kann. Die Ansprüche der Katholiken hängen nicht von einer Vergleichung der Lehren der Kirche von England mit den Irrthümern der römischen Kirche ab; die einzige Rücksicht, nach welcher über dieselben entschieden werden kann, ist die der Sicherheit des Landes. Wenn wir nun fragen: welcher Art die Gefahren sind, welche diese bedrohen könnten; so werden wir zugeben, daß es keine Gefahren des Schwertes seyn können, weil die Katholiken bereits zu Befehlshaberstellen im Heere zugelassen werden. Eben so wenig dürfen wir fürchten, daß sie eine gefährliche Controlle über unsere Börse erhielten; denn man hat ihnen längst zugestanden, an der Einziehung der Staatseinkünfte Theil zu nehmen. Der nächste Einwand, der noch übrig ist, bezieht sich auf das Verhältniß zum römischen Stuhl und das Recht, welches der Pabst verlangt, die katholischen Bischöfe zu ernennen. Da aber der Pabst dieses Recht in Bezug auf Rußland, Preußen und die übrigen Staaten des Continents aufgegeben hat; so würde er schwerlich Anstand nehmen, dasselbe auch in England aufzugeben, sobald wir nur das Unsrige thun, die Wunden Irelands zu heilen. Es wäre in der That eine sonderbare Erscheinung, wenn das Haus der Gemeinen fürchten sollte, daß der Einfluß der Katholiken, gegenüber einer protestantischen Krone, gegenüber einer protestantischen Kirche, gegenüber einer protestantischen Aristokratie, je ein gefährliches Uebergewicht über die Interessen dieses Landes gewinnen könnte. Selbst daß die Katholiken, nachdem sie den Zutritt in das Parlament erhalten hätten, sich vereinigen würden, um die Dotirung ihrer Kirche vom Staate durchzusetzen, ist nicht vorauszusetzen. Warum fand nicht auch, nach der Union von Schottland, eine ähnliche Vereinigung unter den Schotten zu Gunsten ihrer Kirche statt? Es ist immer der Stolz von England gewesen und der Ruhm des Hauses der Gemeinen, daß alle Parteien in demselben repräsentirt wären. Das Interesse des Grundbesitzes, der gewerbtreibenden Klassen, kurz aller Stände soll darin repräsentirt seyn; nur die Katholiken will man daraus ausschließen. Man hat stets angenommen, daß in diesem Lande jedermann, von welchem Stande er auch seyn möge, sich zu den höchsten Stellen des Staates emporschwingen könne; nur dann ist dieß nicht der Fall, wenn das Individuum sich zu den Lehren der katholischen Kirche bekennt. Aus welchem Grunde wird der Katholik ausgeschlossen? Nicht, weil er nicht des Vertrauens würdig wäre; nicht weil man sich auf seinen Eid nicht verlassen könnte; Nichts der Art ist der Grund, weshalb man ihn ausschließt, — sondern seine religiöse Ueberzeugung. Zum Schlusse beschwor er das Haus, dem irischen Volke Etwas als eine Gunst nicht zu versagen, was vielleicht später mit Gewalt erzwungen werden könnte. Je länger der Verzug, desto größer die Gefahr.

Mr. Brougham beendigte die Debatten, indem er in kurzen Worten die Gründe zusammenfaßte, die ihn bestimmten, die Motion zu unterstützen. Die Frage ist, sagte er, ob die Lage der Dinge so bleiben kann, wie sie gegenwärtig ist. Ich habe aufmerksam allen den Reden zugehört, die gehalten worden sind, aber in keiner, so wenig in der Rede des ehrenwerthen Secretärs für das Innere, als in der des ehrenwerthen Herrn, des Generalsolicitors, habe ich die Meinung aussprechen gehört, daß die Lage der Dinge so bleiben könne, wie sie ist. Jederman weiß, daß die katholische Frage eine Frage über Leben, Freiheit und Eigenthum, und, was wir höher schätzen sollten, als Alles, über den Frieden und die Ruhe von Ireland ist. Jederman weiß, daß eine Veränderung früher oder später eintreten muß. Was für eine Veränderung soll dieß nun seyn? Es ist dreierlei, was wir thun können. Wir können zurückgehen. Dieß wäre consequent, begreiflich; es würde die Lücken unseres Strafsystemes ausfüllen. Nehmt die Parlamentsbeschlüsse von 1793 und 1778 zurück, hebt die Wahlfreiheit und das Eigenthumsrecht auf, setzt alle die alten Strafgesetze wieder in Kraft, um die Möglichkeit der Ausbreitung des Papismus zu verhindern! Aber ein solches Verfahren wäre zu schmählich, zu abscheulich, als daß man nur ein Wort darüber verlieren könnte. Das Nächste ist nun, vorwärts zu gehen, oder stehen zu bleiben. Hat aber irgend Jemand, in dem Verlauf dieser drei Nächte es gewagt, zu sagen, wir können in dem Zustande bleiben, in welchem wir uns gegenwärtig befinden? Man spricht von Gefahren und Sicherheiten. Meine erste Sicherheit gleicht alles Uebrige aus: ich sage, laßt die Bill durchgehen! Ich bin weit entfernt zu erklären, daß, wenn Andere noch andere Sicherheiten für nöthig halten sollten, ich nicht bereit sey, in jede Discussion über dieselben einzugehen; ich fühle das ganze unermeßliche Gewicht, welches auf der Entscheidung dieser Frage ruht. Es ist nicht bloß, daß die Grundsätze der Gerechtigkeit, daß die Grundsätze einer gesunden Politik nicht leicht ungestraft verachtet werden; sondern es ist der Friede der einen Hälfte des Reiches, um den es sich handelt, und die Sicherheit und vielleicht in einer nicht mehr weit entfernten Periode, die Erhaltung des Ganzen.

Das Haus entschied mit 272 Stimmen gegen 266, also durch eine Majorität von sechs Stimmen, „daß es zweckmäßig sey, eine solche Veränderung in den Gesetzen in Bezug auf die katholischen Unterthanen Sr. Majestät zu treffen, als mit dem Bestehen der herrschenden Kirche und der Ruhe und Eintracht des Reiches verträglich wäre.“

Aus Rußland.

St. Petersburg, Mai 1828.

Es ist allerdings gegründet, daß die hiesigen Kaufleute, die mit England in genauer Handelsverbindung stehen, nachdem

endlich energische Maßregeln gegen die Türken gefaßt worden sind, Besorgnissen Raum geben, als könne Großbritannien seine Aufmerksamkeit in derselben Weise auf den Sund und das baltische Meer richten, wie Rußland auf die Dardanellen und den Archipel. Man behauptet nämlich, das Cabinett von St. James habe das Besitzrecht der Insel Bornholm gefordert, die das Malta unserer Gewässer ist. Es scheint indessen ausgemacht, daß dadurch nicht allein Dänemark, sondern auch Schweden und Preußen sich auf das Tiefste verletzt fühlen würden; so wie anderer Seits die Britten alle Ursache haben, einen gänzlich nutzlosen Krieg zu vermeiden. Was aber hier, wie in Moskau, und überhaupt im ganzen Reiche unter allen Ständen und Classen der Nation die freudigste Theilnahme erregt, ist einerseits das kräftige Eingreifen des Kaisers in alle Zweige der Verwaltung, wobei er von einsichtsvollen Staatsmännern redlich unterstützt wird, andrerseits die in dem System der auswärtigen Angelegenheiten eingetretene Veränderung, da man von der Ueberzeugung ausgeht, daß Rußland zu einem gedeihlichen Aufblühen einer rein selbstständigen Politik bedürfe. So verfuhr Peter I, so Catharina II in ihrer glorreichsten Epoche, so geschah es 1812. — Daß seit dem Ausbruche des griechischen Aufstands das russische Volk Krieg mit der Türkei begehrt, daß die reichsten und edelsten Männer selbst zu Opfern, wie 1812, bereit sind, um der Regierung den Kampf für die Glaubensgenossen zu erleichtern, zeigt sich jetzt, da die Stimmen über diesen Gegenstand allenthalben laut werden, auf das Ersichtlichste. Die früheren Aeußerungen der Unzufriedenheit fanden bloß darin ihre Nahrung, daß sich Rußland von der Türkei Alles gefallen lasse; und wirklich muß man gestehen, daß die russische Geschichte kein Beispiel solcher ungemeinen Schonung gegen den Erbfeind darbietet. Die Geistlichkeit der griechischen Kirche, welche in der Regel auf die politischen Angelegenheiten wenig oder gar keinen Einfluß sucht, weil sie friedlich ihre angewiesene Bahn wandelt, theilt die allgemeine Entrüstung. Durch die von Alexander I gestifteten Bildungsanstalten hat die russische Geistlichkeit außerordentlich gewonnen, und mancher Pope, der im letzten Kriege die Truppen nach Deutschland und Frankreich begleitete, richtet jetzt den Blick weit mehr als vormals auch in die Ferne, und ich habe von mehr als einem dieser Geistlichen die Aeußerung gehört, es möchte wohl dem Pabste gar nicht unangenehm seyn, wenn die griechische Kirche in der Türkei gänzlich unterdrückt würde. Durch Stourdza's Schrift ward der Eifer der römisch-katholischen Kirche, allenthalben als die herrschende aufzutreten, in Rußland bekannter; und bis in die untersten Stände verbreitete sich die Besorgniß, die Regierung, indem sie dem Geiste des europäischen Staatensystems huldige, möchte auch zugleich eine Kirche fördern, welche von jeher mit der griechischen in Zwiespalt war: ein Zwiespalt, der bekanntlich selbst die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken herbeiführen half. Die in öffentlich bekannt gemachten Actenstücken ausgesprochene Abneigung gegen die griechische Insurrektion ward damals als ein Zeichen der Gleichgültigkeit gegen das Heil der griechischen Kirche betrachtet, welche, je mehr sie vom Geiste ächter Toleranz beseelt ist, mit desto größerem Eifer jedem Eingriff in ihre Rechte und in ihren Bestand sich entgegensetzt. Freilich ist es auch nicht zu leugnen, daß die spärlich besoldeten russischen Offiziere sehnlichst einen Krieg wünschten, welcher ihnen die Hoffnung der Beute und der Beförderung gewährt. Alle, nach Persien bestimmte Regimenter gingen gerne dahin, obgleich ihnen wohl bekannt ist, daß ein Feldzug in dem Innern von Asien ungeheure und ganz eigenthümliche Beschwerden mit sich führt. Es zeigte sich in der letzten Zeit ein großes Mißtrauen in der Nation gegen die deutsche Partei, d. h. gegen die vielen Staatsbeamten deutschen Ursprungs, die man schon nach der in Rußland herrschenden Vorstellung vom deutschen Charakter überhaupt als Gegner des Kriegs betrachtet; seit der Erscheinung des herrlichen Manifestes ist dieses Mißtrauen verschwunden und Jeder segnet laut und aufrichtig den Kaiser Nicolaus und seine erhabene Gemahlin, welche sich nicht nur durch den hohen Sinn, womit sie Gefahren verachten, sondern auch durch den Ruf der Sittlichkeit, der von ihnen hergeht, die höchste Verehrung erworben haben. Nicolaus I hat in der Liebe seines Volkes Hülfsquellen, von denen man im Auslande wenig weiß; denn wahrlich, das russische Volk vermag Alles, wenn es will und dieser Wille recht gelenkt wird. Hat dieses nicht schon unter weit ungünstigern Umständen Peter der Große bewiesen? So aufrichtig dieser Heros der neuern Zeit die fortschreitende Cultur an andern Völkern achtete, so wenig ließ er sich durch Allianzen und Negoziationen in seinem politischen Wirken stören und ward dadurch der Abgott seines Volkes. Befolgt Nicolaus I standhaft diese Maxime der Selbstständigkeit, welche freilich die europäischen Cabinete nicht wenig in Verlegenheit setzen, und die „Geldmächte,“ welche zum Theil aufrichtige Freunde der Türken sind, nicht wenig in Harnisch bringen wird; so führt er sein Volk einem glänzenden Ziele entgegen und kann die stolze Hoffnung nähren, das ein halbes Jahrtausend lang vermauerte goldene Thor des alten Byzanz, so wie die Dardanellenstraße allen Nationen wieder zu öffnen. Freilich würde die Befreiung Konstantinopels auch die Befreiung der Küsten Kleinasiens, des alten Joniens, von selbst herbeiführen. Ein Mann, der gut unterrichtet seyn will, zeigte mir neulich folgendes Theilungsproject der Türkei mit der Bemerkung: er sehe nicht ein, daß diese Theilung größere Schwierigkeiten habe, als die Theilung Polens; wobei doch ein christliches, nicht eingedrungenes und durch Friedsamkeit, wenigstens in der letzten Zeit, ausgezeichnetes Volk so beklagenswerth untergegangen sey, welches freilich jetzt, von dem Riesenstamme Rußlands gehalten, wieder zur Selbstständigkeit emporringe und vielleicht in der Folge der Zeit durch Herausgabe des Verlornen seine völlige Wiederherstellung zu erwarten habe. Jenes Theilungsproject, welches ich bloß als Kuriosität mittheile, wäre folgendes: Die Wallachei und Moldau treten als freie Fürstenthümer unter Rußlands Schutz. Bulgarien, Rumelien (mit Konstantinopel), die Inseln Lemnos und Tenedos, ohne welche die Dardanellen nicht zu behaupten sind, Kleinasien mit Lesbos und Macedonien, bilden ein unabhängiges Reich für einen Prinzen aus kaiserlich russischem Geblüt und bleiben in ähnlicher Verbindung mit Rußland, als worin dieses mit Polen steht. Die Stadt Smyrna nebst Scio könnte ein freier Handelsstaat werden. Thessalien, Livadien, Negroponte, Morea und alle Inseln des Archipels, also das eigentliche Hellas, würden Bestandtheile der griechischen Republik. Cypern, wovon der König von Frankreich längst den Titel führt und worauf er also gerechte Ansprüche hat, würde natürlich französisch. Rhodus könnte den Malthesern unter brittischem Schutze, Creta den Britten unmittelbar eingeräumt werden. Servien, Bosnien und Albanien würden Erbfürstenthümer, wie die Wallachei und Moldau, aber unter österreichischem Schutze. Wäre es möglich, das heilige Land zu erobern, so könnte man dieses dem Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche zu Theil werden lassen und die syrischen Häfen für Freihäfen erklären. Es ist in der That nicht vorauszusetzen, daß durch eine solche Theilung das doch ewig schwankende europäische Gleichgewicht sonderlich leiden sollte. Diese Länder sind zu entfernt, als daß sie das europäische Staatensystem genau berührten; eine kleine Gebietsvergrößerung z. B. die Rußland gegen Preußen machte, wäre für seinen Machteinfluß auf den Mittelpunkt des Continents von bei weitem größerer Wichtigkeit, als der Besitz von ganz Kleinasien ꝛc. ꝛc. — Was hat nicht England dadurch in Bezug auf Deutschland gewonnen, daß es Ostfriesland an Hannover abtreten ließ? Das tapfere Preußen und das mächtige Oesterreich bilden fortwährend Europas Vormauer gegen Osten, die man wohl unüberwindlich nennen kann; denn so wie Rußland diese bedrohte, fiele es augenblicklich in eine Napoleonische Rolle und würde alle Welt gegen sich bewaffnen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 168. 16 Juny 1828.

London.

Ein Fragment.

Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all ihren bunten Leidenschaften, mit all ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London.

Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside, er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten leipziger Messe; und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen, der ewige Geist, der darüber schwebt, wird ihn anwehen, die verborgensten Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung werden sich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen — denn wenn London die rechte Hand der Welt ist, die thätige, mächtige rechte Hand, so ist jene Straße, die von der Börse nach Downingstreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten.

Aber schickt keinen Poeten nach London! Dieser baare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz. Und wolltet Ihr gar einen deutschen Poeten hinschicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erscheinung stehen bleibt, etwa vor einem zerlumpten Bettelweib oder einem blanken Goldschmiedladen — o! dann geht es ihm erst recht schlimm, und er wird von allen Seiten fortgeschoben oder gar mit einem milden God damn! niedergestoßen. God damn! das verdammte Stoßen! Ich merkte bald, dieses Volk hat Viel zu thun. Es lebt auf einem großen Fuße, es will, obgleich Futter und Kleider in seinem Lande theurer sind als bei uns, dennoch besser gefüttert und besser gekleidet seyn als wir; wie zur Vornehmheit gehört, hat es auch große Schulden, dennoch aus Großpralerei wirft es zuweilen seine Guineen zum Fenster hinaus, bezahlt andere Völker, daß sie sich zu seinem Vergnügen herumboxen, gibt dabei ihren respektiven Königen noch außerdem ein gutes Douceur — und deßhalb hat John Bull Tag und Nacht zu arbeiten, um Geld zu solchen Ausgaben anzuschaffen, Tag und Nacht muß er sein Gehirn anstrengen zur Erfindung neuer Maschinen, und er sitzt und rechnet im Schweiße seines Angesichts, und rennt und läuft, ohne sich viel umzusehen, vom Hafen nach der Börse, von der Börse nach dem Strand, und da ist es sehr verzeihlich, wenn er an der Ecke von Cheapside einen armen deutschen Poeten, der einen Bilderladen angaffend ihm in dem Wege steht, etwas unsanft auf die Seite stößt. „God damn!“

Das Bild aber, welches ich an der Ecke von Cheapside angaffte, war der Uebergang der Franzosen über die Beresina.

Als ich, aus dieser Betrachtung aufgerüttelt, wieder auf die tosende Straße blickte, wo ein buntscheckiger Knäul von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Postkutschen, darunter auch ein Leichenzug, sich brausend, schreiend, ächzend und knarrend dahinwälzte: da schien es mir, als sey ganz London so eine Beresinabrücke, wo jeder in wahnsinniger Angst, um sein Bischen Leben zu fristen, sich durchdrängen will, wo der kecke Reuter den armen Fußgänger niederstampft, wo derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden fühllos einer über die Leiche des andern dahineilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen.

Wie viel heiterer und wohnlicher ist es dagegen in unserem lieben Deutschland! Wie traumhaft gemach, wie sabathlich ruhig bewegen sich hier die Dinge! Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, an den Fliesen flattern die Schwalben, aus den Fenstern lächeln dicke Justizräthinnen, auf den hallenden Straßen ist Platz genug: die Hunde können sich gehörig anriechen, die Menschen können bequem stehen bleiben und über das Theater diskuriren und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Lümpchen oder Vicelümpchen, mit bunten Bändchen auf dem abgeschabten Röckchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschälkchen gnädig wiedergrüßend vorbeitänzelt!

Ich hatte mir vorgenommen über die Großartigkeit Londons, wovon ich so viel gehört, nicht zu erstaunen. Aber es ging mir wie dem armen Schulknaben, der sich vornahm, die Prügel, die er empfangen sollte, nicht zu fühlen. Die Sache bestand eigentlich in dem Umstande, daß er die gewöhnlichen Hiebe mit dem gewöhnlichen Stocke, wie gewöhnlich, auf dem Rücken erwartete, und statt

dessen eine ungewöhnliche Tracht Schläge, auf einem ungewöhnlichen Platze, mit einem dünnen Röhrchen empfing. Ich erwartete große Paläste und sah nichts als lauter kleine Häuser. Aber eben die Gleichförmigkeit derselben und ihre unabsehbare Menge imponirt so gewaltig.

Diese Häuser von Ziegelsteinen bekommen durch feuchte Luft und Kohlendampf gleiche Farbe, nämlich bräunliches Olivengrün; sie sind alle von derselben Bauart, gewöhnlich zwei oder drei Fenster breit, drei hoch, und oben mit kleinen rothen Schornsteinen geziert, die wie blutig ausgerissene Zähne aussehen, dergestalt, daß die breiten, regelrechten Straßen, die sie bilden, nur zwei unendlich lange kasernenartige Häuser zu seyn scheinen. Dieses hat wohl seinen Grund in dem Umstande, daß jede englische Familie, und bestände sie auch nur aus zwei Personen, dennoch ein ganzes Haus, ihr eignes Castell, bewohnen will, und reiche Spekulanten, solchem Bedürfniß entgegenkommend, ganze Straßen bauen, worin sie die Häuser einzeln wieder verhökern. In den Hauptstraßen der City, demjenigen Theil Londons, wo der Sitz des Handels und der Gewerke, wo noch alterthümliche Gebäude zwischen den neuen zerstreut sind, und wo auch die Vorderseite der Häuser mit ellenlangen Namen und Zahlen, gewöhnlich goldig und relief bis ans Dach bedeckt sind: da ist jene charakteristische Einförmigkeit der Häuser nicht so auffallend, um so weniger, da das Auge des Fremden unaufhörlich beschäftigt wird, durch den wunderbaren Anblick neuer und schöner Gegenstände, die an den Fenstern der Kaufläden ausgestellt sind. Nicht bloß diese Gegenstände selbst machen den größten Effekt, weil der Engländer Alles, was er verfertigt, auch vollendet liefert, und jeder Luxusartikel, jede Astrallampe und jeder Stiefel, jede Theekanne und jeder Weiberrock uns so finished und einladend entgegenglänzt: sondern auch die Kunst der Aufstellung, Farbenkontrast und Mannigfaltigkeit giebt den englischen Kaufläden einen eignen Reiz; selbst die alltäglichsten Lebensbedürfnisse erscheinen in einem überraschenden Zauberglanze, gewöhnliche Eßwaaren locken uns durch ihre neue Beleuchtung, sogar rohe Fische liegen so wohlgefällig appretirt, daß uns der regenbogenfarbige Glanz ihrer Schuppen ergötzt, rohes Fleisch liegt wie gemalt auf saubern, bunten Porzellantellerchen mit lachender Petersilie umkränzt, ja Alles erscheint uns wie gemalt und mahnt uns an die glänzenden und doch so bescheidenen Bilder des Franz Mieris. Nur die Menschen sind nicht so heiter, wie auf diesen holländischen Gemälden, mit den ernsthaftesten Gesichtern verkaufen sie die lustigsten Spielsachen, und Zuschnitt und Farbe ihrer Kleidung ist gleichförmig wie ihre Häuser.

Auf der entgegengesetzten Seite Londons, die man das Westende nennt, the west end of the town, und wo die vornehmere und minder beschäftigte Welt lebt, ist jene Einförmigkeit noch vorherrschender; doch giebt es hier ganze lange, gar breite Straßen, wo alle Häuser groß wie Paläste, aber äußerlich nichts weniger als ausgezeichnet sind, außer daß man hier, wie an allen nicht ganz geringen Wohnhäusern Londons, die Fenster der ersten Etage mit eisengittrigen Balkonen verziert sieht, und auch zu rez de chaussée ein schwarzes Gitterwerk findet, wodurch eine in die Erde gegrabene Kellerwohnung geschützt wird. Auch findet man in diesem Theile der Stadt große Squares: Reihen von Häusern gleich den obenbeschriebenen, die ein Viereck bilden, in dessen Mitte ein von schwarzem Eisengitter verschlossener Garten mit irgend einer Statue befindlich ist. Auf allen diesen Plätzen und Straßen wird das Auge des Fremden nirgends beleidigt von baufälligen Hütten des Elends. Ueberall starrt Reichthum und Vornehmheit, und hineingedrängt in abgelegene Gäßchen und dunkle, feuchte Gänge wohnt die Armuth mit ihren Lumpen und ihren Thränen.

Der Fremde, der die großen Straßen Londons durchwandert und nicht just in die eigentlichen Pöbelquartiere geräth, sieht daher Nichts oder sehr Wenig von dem vielen Elend, das in London vorhanden ist. Nur hie und da, am Eingange eines dunklen Gäßchens, steht schweigend ein zerfetztes Weib, mit einem Säugling an der abgehärmten Brust, und bettelt mit den Augen. Vielleicht wenn diese Augen noch schön sind, schaut man einmal hinein — und erschrickt ob der Welt von Jammer, die man darin geschaut hat. Die gewöhnlichen Bettler sind alte Leute, meistens Mohren, die an den Straßenecken stehen, und, was im kothigen London sehr nützlich ist, einen Pfad für Fußgänger kehren und dafür eine Kupfermünze verlangen. Die Armuth in Gesellschaft des Lasters und des Verbrechens schleicht erst des Abends aus ihren Schlupfwinkeln. Sie scheut das Tageslicht um so ängstlicher, je grauenhafter ihr Elend kontrastirt mit dem Uebermuthe des Reichthums, der überall hervorprunkt; nur der Hunger treibt sie manchmal um Mittagzeit aus dem dunkeln Gäßchen, und da steht sie mit stummen, sprechenden Augen und starrt flehend empor zu dem reichen Kaufmann, der geschäftig-geldklimpernd vorübereilt, oder zu dem müßigen Lord, der, wie ein satter Gott, auf hohem Roß einherreitet und auf das Menschengewühl unter ihm dann und wann einen gleichgültig vornehmen Blick wirft, als wären es winzige Ameisen, oder doch nur ein Haufen niedriger Geschöpfe, deren Lust und Schmerz mit seinen Gefühlen Nichts gemein hat — denn über dem Menschengesindel, das am Erdboden festklebt, schwebt Englands Nobility, wie Wesen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftssaal, ja die ganze Welt als ihr Eigenthum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken schweben sie dahin, und ihr Gold ist ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zaubert.

Arme Armuth! wie peinigend muß dein Hunger seyn, dort wo Andere im höhnenden Ueberflusse schwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgültiger Hand eine Brodkruste in den Schoß geworfen, wie bitter müssen die Thränen seyn, womit du sie erweichst! Du vergiftest dich mit deinen eignen Thränen. Wohl hast du Recht, wenn du dich zu dem Laster und dem Verbrechen gesellst. Ausgestoßene Verbrecher tragen oft mehr Menschlichkeit im Herzen, als jene kühlen, untadelhaften Staatsbürger der Tugend, in deren bleichen Herzen die Kraft des Bösen ist, aber

auch die Kraft des Guten. Und gar das Laster ist nicht immer Laster. Ich habe Weiber gesehen, auf deren Wangen das rothe Laster gemahlt war und in ihrem Herzen wohnte himmlische Reinheit. Ich habe Weiber gesehen — ich wollt' ich sähe sie wieder! —

H. Heine.

Volksbildung in England.

(Fortsetzung.)

Als das vorzüglichste aller Mittel jedoch, um die Masse des Volkes schnell zu einer höhern Stufe intellektueller und sittlicher Cultur zu führen, fand man öffentliche Lehrvorträge, die man daher überall, wo es möglich ist, das heißt in allen Orten von einiger Bedeutung nach und nach zu Stande zu bringen bemüht ist. Dieses Mittel gewährt den arbeitenden Klassen mit der größten Zeitersparniß die gründlichste Belehrung; mit ihm können alle die übrigen Bildungsmittel verbunden werden und werden erst in dieser Verbindung recht fruchtbar; es ist endlich der geeignetste, oft der einzige Weg, Menschen, denen es an einer methodischen Vorbildung fehlt, in den Wissenschaften zu unterrichten. Nun erst wird der Lehrling in den Stand gesetzt, mit Vortheil zu lesen; Dinge, die kein Buch ihm hinlänglich erläutern kann, werden ihm auf genügende Art erklärt; der Zutritt zu Lehrern, der ihm eröffnet wird, verschafft ihm die Möglichkeit, sich durch mündliche Erläuterung, oft durch ein Wort, Schwierigkeiten lösen zu lassen, die sonst Tage lang seine Fortschritte würden gehemmt haben; endlich können in diesen Vorlesungen Dinge gelehrt werden, welche durchaus der anschaulichen Verdeutlichung durch Experimente bedürfen, um begriffen zu werden.

Durch diese großen Vortheile bestimmt, hat man auch da, wo man sich mit einem geringen Anfange begnügen mußte, zuletzt auf die Anordnung von Lehrvorträgen hingearbeitet. In vielen Fällen, begann man mit Errichtung von Lesegesellschaften und Bibliotheken und endete, wie der Eifer nach Unterricht und Belehrung wuchs, mit Vorlesungen, die sich auch den Umständen, der Zahl der Zuhörer und den Mitteln, die zu Gebot standen, vervielfältigten und so den unter dem Namen **Mechanics Institutions** so bekannten Lehrinstituten ihre Entstehung gaben.

Diese Institute sind die wichtigsten und bedeutendsten von allen Einrichtungen, die für Beförderung der Volkscultur in England getroffen wurden. Es sind Lehrinstitute, die vorzugsweise, jedoch nicht ausschließend, für Mechaniker (in dem oben erklärten Sinne des Wortes) bestimmt sind und durch Gesetze und eine geregelte Verwaltung den Charakter von organisirten Gesellschaften angenommen haben.

Wir wollen die Grundsätze und Ansichten zusammenstellen, nach denen in den meisten Fällen bei ihrer Bildung verfahren wurde.

Als Hauptgrundsatz nahm man an, daß die wesentlichen Kosten, welche diese Institute veranlassen, von den Mechanikern selbst, zu deren Besten sie errichtet werden, getragen werden müßten; ohne diese Anordnung werde weder ihre Unabhängigkeit hinlänglich gesichert noch möglich gemacht, daß sie tiefe Wurzeln fassen und sich allgemein genug verbreiten, um bleibende und bedeutende Resultate hervorzubringen. Das Geschäft der Reichen, die thätig mitzuwirken wünschten, glaubte man, müsse sich darauf beschränken, durch Aufmunterung, Rath und anfängliche freiwillige Beiträge die Errichtung solcher Institute zu veranlassen. Selbst in den Fällen, wo aufgeklärte und vaterländischgesinnte Männer unentgeltlich Unterricht ertheilten, hielt man für rathsam, mit dem Wachsthum der Anstalt eine angemessene Remunerazion zu geben, um so wohl das Princip der Unabhängigkeit unter den arbeitenden Klassen zu erhalten, als auch eine desto pünktlichere und regelmäßigere Haltung der Lehrvorträge zu sichern. Den Kostenbetrag im Durchschnitt gibt eine der oben angeführten Schriften folgendermaßen an: „Wenn man die von reichern Mitbürgern gespendeten Beiträge, auf die man im Anfange meistens rechnen darf und den ursprünglichen Ankauf des Apparats abzieht, mögen wir die jährlichen Kosten, die allein den Mitgliedern der Verbindung zur Last fallen, nach folgendem Ueberschlag ansetzen. Die Miethe einer Zimmers mag 30 L. St. betragen; die Besoldung des Lehrers 40 L.; Unterhaltung des Apparats 20 L.; Bedienung 10 L.; Sammlung und Verwaltung der Geldbeiträge 10 L.; Feurung und Licht 5 L.; nöthige Bekanntmachungen durch den Druck 15 L., in Allem 130 L. Wenn aber zwei oder drei Lehrkurse in demselben Zimmer gegeben werden, mindern sich die Auslagen für einen jeden verhältnißmäßig. Bei dreien z. B. werden die Kosten des Zimmers nicht mehr als 50 L., des Drucks etwa 20 L. und der Bedienung 30 L. betragen, so daß die Auslagen für jeden Kurs auf etwa 100 L. reduzirt werden. Jeder Kurs mag sechs Monate wöchentlicher Vorlesungen einnehmen; wenn folglich sich nur 100 Mechaniker finden, die wöchentlich einen Schilling ersparen können, ist es möglich, drei Lehrkurse, an denen jedes Mitglied Theil nimmt, zu Stande zu bringen. Diese Berechnung setzt indessen nur eine sehr unbeträchtliche Stadt voraus. In größern Städten, wo 500 bis 600 Personen sich vereinigen können, würden fünf Schilling vierteljährig hinreichen, drei oder vier Lehrkurse einzurichten und noch 150 bis 200 L. für den Ankauf von Büchern zu erübrigen."

Die Anschaffung des Apparats für die Vorlesungen über Mechanik, Chemie, Physik u. s. w. sollte man denken, habe große Schwierigkeiten verursacht. Dies war allerdings Anfangs einigermaßen der Fall, indem natürlich die gewöhnlichen kostbaren Apparate die Mittel dieser Institute weit überstiegen. Indessen behalf man sich mit den wohlfeilsten Materialien und der einfachsten Maschinerie für die Experimente, jene großen Naturforscher, Black, Scheele, Franklin u. s. w., gleichfalls aus der Klasse der Mechaniker, nachahmend, bis der erfindungsreiche Geist der praktischen Britten

diese Schwierigkeiten überwand. Einige der vornehmsten Patrone dieser Institute erfanden Modelle für einen kompendiösen, wohlfeilen und dennoch vollkommen genügenden Apparat, zum Theil dadurch, daß die Maschinen vereinfacht, und Theile, die nicht gerade nothwendig sind, um das Wesen und die Wirkung derselben zu erklären, ausgelassen wurden, vorzüglich aber dadurch, daß man die Theile des Apparats so einrichtete, daß sie zu verschiedenartigen Zusammensetzungen tauglich wurden, wodurch sie neue Maschinen darstellten; eben so erfand man Modelle zu wohlfeilen chemischen Laboratorien. Diese Modelle wurden von mehreren bedeutenden Manufakturen sogleich im Großen ausgeführt, indem sie eine solche Menge von Apparaten verfertigten, daß ein jedes Mechanics Institute ohne bedeutende Kosten zu seinem Apparat und zu seinem chemischen Laboratorium kommen konnte. Die Zeichnungen wurden durch die polygraphische Methode vervielfätigt.

Ein anderes Hinderniß lag in der Schwierigkeit, tüchtige Lehrer zu finden, besonders in kleinern Städten. Anfangs reisten geschickte Lehrer von einem Orte zum andern, um sowohl die Institute einzurichten, als um zu lehren; und der berühmte Birkbeck machte selbst damit den Anfang, um der Sache den Schein von Unwürdigkeit, den das Vorurtheil leicht daran knüpfen könnte, zu benehmen und zu zeigen, daß auch das größte Talent und die ausgezeichnetsten Verdienste nicht zu hoch stehen für eine solche ehrenvolle Arbeit. Bald nachher bildeten sich Lehrer in diesen Instituten selbst, und zwar aus der Klasse der Mechaniker — eine natürliche Folge theils von der Liebe und dem Eifer für die Sache, theils von dem Umstande, daß das Lehrgeschäft bezahlt wurde. So lehrte in der Schule der Künste zu Edinburg ein Schreiner Mathematik, die er dort erst erlernt hatte. In Glasgow hielt ein Schreiner, der in dem von Birkbeck eingerichteten Institute gebildet worden war, Vorlesungen über Geographie, Chemie und Mechanik. Eben so hat der Verfasser in London mehrere Mechaniker gekannt, die sich für das Geschäft des Unterrichts bildeten und es kann nicht fehlen, daß in Kurzem diese Institute überall auch Lehrerseminarien werden.

So wie es bei der Bildung dieser Institute Grundsatz war, daß die Kosten den Mechanikern selbst überlassen würden, so hielt man es auch mit der Verwaltung. Kein besseres Mittel, dachte man, könne es geben, eine fortdauernde Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Direktoren zu sichern, als wenn man die Direktion in die Hände derjenigen gäbe, die persönliches Interesse an dem Gedeihen von Anstalten haben müssen, deren einziger Zweck ist, sie sowohl im Allgemeinen zu einer höhern geistigen Bildung, als auch ins Besondere zu einer größern artistischen Vollkommenheit zu führen, und ihnen so unfehlbar eine bedeutendere Stellung unter ihren Mitbürgern und eine Verbesserung ihrer pekuniären Lage zu verbürgen.

Es zeigt sich hier die Nationalansicht der Engländer über Unternehmungen, welche von Gesellschaften ausgehen und für Gesellschaften bestimmt sind. Man hat nicht zu fürchten — sagt einer der einsichtsvollsten Patrone dieser Institute — daß die Vorschläge von Personen aus höhern Ständen und von größerer Bildung nicht gehörig beachtet werden. Dankbarkeit für den empfangenen Beistand und ertheilten Rath, nebst der Ueberzeugung, daß das einzige Motiv ihrer Theilnahme das Wohl der Anstalt sey, wird nicht fehlen, den Rathschlägen der Patrone gehöriges Gewicht zu geben. Sollte dies aber auch nicht immer der Fall seyn, so ist es doch weit besser, daß ihr Einfluß ganz unwirksam bleibe, als daß man Gefahr lauft, Gleichgültigkeit unter den Mitgliedern zu erzeugen, und die Entstehung von Mißbräuchen in den Instituten zu erleichtern, die immer dann sich einzuschleichen pflegen, wenn man diejenigen, um deren Interessen es sich allein handelt, von der Leitung der Sache ausschließt. Die Meinungen der Patrone werden immer den gebührenden Einfluß haben, so lange das Wohl derer, für welche die Anstalt gegründet ist, ihr Augenmerk bleibt; ist dies nicht mehr der Fall, so ist es billig, daß ihr Einfluß aufhöre. — Der Zeitpunkt, wann der Rath, die Belehrung und der *materielle Beistand der Reichern und Gebildeteren am Meisten Noth thut*, ist bei der Gründung einer solchen Anstalt; *dann wird der Einfluß der Patrone nothwendig am Stärksten seyn*. Denn Alles hängt davon ab, daß man sogleich im *Anfange* einen richtigen Weg einschlägt, passende Regeln zu Grunde legt, schickliche Gegenstände für die Vorlesungen wählt, und gute Lehrer aussucht und *bei all* diesen Materien werden die Meinungen und Wünsche derer, *welche hauptsächlich* zur Errichtung dieser Institute *mitwirken*, am Meisten beachtet werden. Wollen sie *aber* die Verwaltung allein in ihren Händen behalten, so wird sowohl die Unabhängigkeit dieser Unternehmungen, als auch ihr Erfolg nothwendig gefährdet. Jede Vermehrung der Kenntnisse in der Masse des Volkes kann nur als etwas Zweideutiges, wenigstens nur als ein mit vielen Uebeln versetztes Gut betrachtet werden, wenn sie durch eine vermehrte Abhängigkeit von den höhern Ständen erkauft ist. Eine Dankbarkeit, die durch eine Art von Befehl erzwungen wird, verletzt den Charakter derer, welchen man nützen will, und erweckt jene schmerzlichen und niederschlagenden Gefühle, die durch die Ausübung einer Autorität entstehen, welche auf weiter Nichts als den Unterschied des Ranges und Vermögens gegründet ist. Diese Grundsätze wurden immer allgemeiner anerkannt, und bei allen Instituten der Art, die in den letzten Jahren gestiftet wurden, nahm man zwei Drittheile der Mitglieder der Verwaltungsräthe aus den Mechanikern selbst. Der blühende Zustand des Instituts in London bewährte die Richtigkeit dieser Ansicht; eine noch sprechendere Erfahrung machte man in Glasgow. Das ältere Institut, das nach anderen Grundsätzen errichtet war, sank bald, weil das Interesse der Mitglieder erlosch; das neue dagegen, das auf diesen Principien beruht, erhob sich zu einem solchen Flor, daß es an der Spitze aller Mechanics Institutions steht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 169. 17 Juny 1828.

Die Kaiserin von Haiti in Florenz *).

Die Via Casciajuolo zu Florenz ist eine ungemein enge Straße; und da sie die Piazza Granduca mit der Piazza del Duomo verbindet, so ist sie die vollgedrängteste in der ganzen Stadt. Da sie überdieß noch mit einer Menge von kleinen Kramläden besetzt ist, so wird es beinahe unmöglich, bei einem Bekannten vorüber zu gehen, ohne an ihn anzustoßen; und man könnte schwerlich in der Welt einen Platz finden, der weniger geeignet wäre, einem alten Freund aus dem Wege zu gehen, den das unangenehme Gefühl einer Verbindlichkeit unserer Eigenliebe zuwider gemacht hätte. Diese Straße ging ich eines Tages so schnell hinab, als mir die Volksmenge gestattete; als die plötzliche Annäherung eines schwer mit Holz beladenen Barocchio mich beinahe in ein Ladenfenster hineindrückte und zu gleicher Zeit zwei Damen, die vor mir gegangen waren, mir in die Arme warf. Während ich mich so eng zusammenzog, als möglich, um Raum für sie zu machen, damit wir insgesammt unbeschädigt davon kämen; wurde ich in nicht geringes Erstaunen gesetzt, als eine der Damen, indem sie sich umkehrte, mir, statt eines weißen, ein schwarzes Gesicht zeigte und in sehr elegantem Französisch mir für meine Höflichkeit zu danken anfing. Aber wie viel größer war mein Erstaunen, als ich in der ältern Dame, die sie begleitete, (nicht weniger schwarz) keine geringere Person erkannte, als die Ex-Kaiserin von Haiti, Maria Theresia, die Gemahlin, oder vielmehr die Wittwe von Henri Christophe, „dem Großen", Kaiser und König von Haiti, Vertheidiger des Glaubens und souveränem Großmeister des St. Henri Ordens. Dieß war gewiß ein merkwürdiges Zusammentreffen, und obwohl ich aus Erfahrung weiß, daß Florenz nach London oder Paris vor allen andern Städten der Platz ist, wo man darauf rechnen kann, Jedermann zu begegnen; und obwohl ich während meines Aufenthaltes darin beinahe alle Souveräne und Ex-Souveräne von Europa gesehen und Leute angetroffen habe, mit denen ich in allen Gegenden der civilisirten Welt Bekanntschaft gemacht hatte, so muß ich doch gestehen, daß ich eben so gut erwartet hätte, den Khan der Bucharei hier zu sehen, als die Exkaiserin von Haiti. Meine Neugierde war auf das höchste gespannt; denn ich hatte Ihre Majestät in glücklicheren Zeiten gekannt, und ihr Anblick unter so sonderbaren Umständen rief mir Gegenden und Personen in das Gedächtniß zurück, die ich längst aus meiner Erinnerung verloren hatte. In diesen Gedanken mich selbst vergessend folgte ich fast unwillkührlich meiner alten Bekannten eine enge Treppe hinauf in ein benachbartes Haus, ohne daran zu denken, daß ich kein Geschäft darin hatte und daher Gefahr lief, zur Thür hinaus geworfen zu werden. Ich fand indessen, daß es ein Ort war, wo Jedermann Zutritt hatte, eine Trattoria vom zweiten Rang, wo ich zu meinem zunehmenden Erstaunen die Kaiserin, die Prinzessin ihre Tochter — denn dieß waren sie wenigstens für mich — und eine café-au-lait-farbige Gesellschaftsdame sich an einem kleinen Tisch niederlassen und drei Portionen Maccaroni fordern sah. Ich nahm Besitz von einem Tische in der Nähe und that dasselbe, um Zeit zu Beobachtungen zu gewinnen, und den Wirth zu fragen, wie er dazu gekommen sey, so berühmte Gäste zu erhalten. Die „Mancia" von einem Paolo verschaffte mir bald alle Nachrichten, die er zu geben hatte. Sie waren von einem Lohnbedienten, in seinem Interesse, in sein Haus gebracht worden und hatten täglich regelmäßig zur selben Stunde bei ihm gespeist und sehr freigebig bezahlt, was sie gehabt hatten. „Sie sind vornehme Leute, glaube ich, in ihrem Lande, sagte er, obwohl sie nicht von derselben Farbe sind, wie wir. Dieß ist das letzte Mal, daß sie hier speisen, und es thut mir in der That leid, sie zu verlieren, aber sie haben den ersten Stock von dem Marchese Guigni bei der Santa Felicita Kirche genommen." Dieß war Alles, was ich zu wissen brauchte; es freute mich, daß sie eine so gute Wahl getroffen hatten, und während der Wirth fortfuhr, sich in den heftigsten Vorwürfen gegen die Edelleute von Italien zu verbreiten, die sich so weit herabließen, Wohnungen zu vermiethen, faßte ich im Stillen den Entschluß, den Damen in ihrer Wohnung meine Aufwartung zu machen. Ich wollte das Unangenehme ihrer Lage, welches bereits hinreichend sichtbar war, durch eine öffentliche Wiedererkennungsscene nicht noch vermehren; auch wußte ich nicht, in wie ferne Ihre Majestät ihr Incognito beizubehalten wünschte; — daher hielt ich es für besser nach Hause zu gehen, und meinen Besuch auf den folgenden Tag zu verschieben.

Ich konnte an nichts Anderes denken, als an mein Abenteuer; der außerordentliche Unterschied der Lage, in welcher ich die dunkelfarbige Dame zuletzt gesehen hatte, von der, in welcher ich sie jetzt sah, drängte sich mit unwiderstehlicher Gewalt meiner Einbildungskraft auf. So gewöhnt wir auch in dem gegenwärtigen Zeitalter an die

*) New Monthly Magazine.

unbegreiflichsten Wechsel des Glücks seyn müssen; so war doch der Gegensatz von der Kaiserin von Haiti in ihrem Palaste zu Sans-souci, umgeben von einem glänzenden Hofe, umflattert von Schmeichlern (denn Höflinge gleichen sich überall, von welcher Farbe sie auch seyn mögen) und der armen verlassenen Schwarzen, die in einer erbärmlichen Trattoria ihre Maccaroni verzehrte — ein Gegenstand des Gelächters für den Pöbel und der Neugierde für Alle — etwas Erstaunenswürdiges. Es war eine Lehre, von welcher der Weiseste und der Beste hätte lernen können. Ich hatte die Nachrichten von den Staatsveränderungen in Haiti, von der Thronumwälzung und dem Selbstmorde Christophs und der Ermordung seiner ganzen Familie in den öffentlichen Blättern gelesen, und natürlich daraus geschlossen, daß diese Dame mit ihren Kindern umgekommen seyn müsse. Oft dachte ich ihrer mit Bedauern. Ich hatte sie in ihren glänzendsten Augenlicken gesehen, und es wäre mir nicht eingefallen, daß irgend ein Zufall uns wieder in Berührung mit einander bringen könnte; selbst wenn irgend ein Glied der Familie dem allgemeinem Verderben entgangen seyn sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Volksbildung in England.

(Fortsetzung.)

Der Kreis der Unterrichtsgegenstände in diesen Instituten ist durchaus nicht beschränkt. Anfangs zwar erstreckten sich die Lehrvorträge vorzugsweise auf Gewerbkunde und die ihr zum Grunde liegenden Wissenschaften, weil diese Kenntnisse den Bedürfnissen der Lehrlinge am Nächsten liegen, wie man aus der im Jahre 1825 entworfenen übersichtlichen Skizze von Brougham, die wir sogleich mittheilen werden, ersehen wird. Seitdem hat sich indessen die Unterrichtssphäre immer mehr erweitert. In vielen Instituten, wo es die Umstände erlaubten, traten Vorlesungen über Geschichte, Politik, Moral, Nationalökonomie u. s. w. hinzu; kein Zweig menschlicher Bildung und Wissenschaft ist ausgeschlossen; was nur immerhin den Forschungsgeist wecken und beleben, und das Herz veredeln kann, wird, wenn günstige Verhältnisse eintreten, in den Kreis des Unterrichts aufgenommen. Es ist in der That erstaunlich, wie rasch und sicher wissenschaftlicher Geist und methodisches Denken sich in diesen trefflichen Instituten entwickeln. Der Verfasser, der öfter Gelegenheit hatte, den Zusammenkünften zu Diskussionen in der **Mechanics Institution** in London beizuwohnen, konnte sich nicht genug über die Präcision im Ausdruck, die Kunst im Demonstriren, den Scharfsinn in der Anwendung theoretischer Sätze auf die Praxis und über den Erfindungsgeist in den Vorschlägen zu Verbesserungen wundern, welchen hier Schreiner, Maschinenmacher, Wagner, Färber u. s. w. an den Tag legten. Welche Vervollkommnung der Industrie — um nur dies Eine zu berühren — darf England von diesen Instituten hoffen, welche durch die wissenschaftliche Grundlage, die sie gewähren, den blinden Schlendrian, in welchem Gewerbe und Künste in andern Ländern fortschleichen, für immer verbannen und dem Forschungsgeiste alle Bahnen der Erfindung, Verbesserung und des immer weitern Fortschreitens öffnen!

Endlich dürfen wir eine Seite dieser Institute nicht unberührt lassen, die vorzügliches Lob verdient; es ist dies ihre treffliche Wirkung auf Charakter und Sitten der Lehrlinge durch den Einfluß der Lehrer, die Kraft des Unterrichts und den Geist, der aus der Anordnung des Ganzen hervorgeht. Die Lehrlinge fühlen sich als Glieder eines unter gemeinsamen Gesetzen stehenden Ganzen, dessen Unterhaltung und Administration ihr eignes Werk, dessen Zweck ihre eigne höhere Bildung und ihr bürgerliches Wohl ist. Dieses edle, freie Verhältniß, die Verbindung mit den achtbarsten, zum Theil berühmten Männern, die ihre Lehrer sind, der Eintritt in das aufgeschlossene Reich der Wissenschaften lassen ein neues geistiges Daseyn für sie aufgehen, in dem nothwendig auch ein neues sittliches Leben reifen muß. Der Verfasser hat von mehrern Direktoren des Instituts in London hinreichende Auskunft über diesen Punkt erhalten. Leute aus den niedrigsten Volksklassen, zum Theil aus den Hefen des Pöbels, sobald sie sich in diese anregenden Verhältniße versetzt sahen, änderten schnell und leicht alte Gewohnheiten und Sitten und wurden in manchen Fällen wahrhaft neu geboren: der Geschmack an den gröbern Vergnügungen der Sinne erlosch; es schien ihnen unwürdig, ihre Zeit auf den Straßen oder in Bierhäusern zu vergeuden. Der Reiz des Denkens, Lernens und Forschens in den Lehrstunden, und in den Zusammenkünften für Diskussionen, die fast überall mit den Instituten verbunden sind, sowie der Lektüre, wirkte mit seiner ganzen Gewalt. Ein edler tüchtiger Gemeingeist belebte Alle; die Grundsätze der Ehre, Redlichkeit, Sparsamkeit und Ordnungsliebe wurden gewissermaßen als Gesetze des Instituts betrachtet. Selbst bei ihren Erholungen waren sie auf eine nützliche Thätigkeit bedacht. Als Hr. Völker im Jahre 1826 die Turnübungen in England allgemeiner einzuführen bemüht war, wurde er von der **Mechanics Institution** in London ersucht, auch für diese Anstalt Unterricht zu ertheilen. Unter seinem Vorsitz wurde eine Turnordnung debattirt und beschlossen, und sodann der Unterricht begonnen. Der Verfasser, der öfter diesen Uebungen beigewohnt hat, kann sich nicht erinnern, gesittetere Menschen auf den Turnplätzen der deutschen Universitäten gesehen zu haben. — Nach den Versicherungen, die der Verfasser von Brougham und Gil-christ erhielt, war dieselbe sittliche Wirkung in allen Instituten dieser Art zu erkennen. Welche reiche Ernte an wahrem Bürgersinn und praktischer Tüchtigkeit kann also der Staat von diesen Anstalten erwarten!

Wir wenden uns nun, nachdem wir durch die bisherigen Bemerkungen das Wesen dieses Systems genügend charakterisirt zu haben glauben, zu einer historischen Uebersicht des Wichtigsten, was besonders in Verbreitung der **Mechanics Institutions** geschehen ist. Die

sen Theil unsrer Aufgabe glauben wir aber nicht besser lösen zu können, als durch Mittheilung des letzten Abschnittes der oben erwähnten Schrift Brougham's. Wir müssen jedoch erinnern, daß in den drei Jahren, die seit der letzten Ausgabe dieser Schrift verflossen, die meisten Wünsche des patriotischen Verfassers erfüllt worden sind und die Anstalten des Volksunterrichtes sowohl auf dem Lande als in den Städten sich ungemein vervielfältigt haben.

„Es ist nun Zeit, daß wir uns zu einer historischen Betrachtung dessen wenden, was bereits geleistet worden ist. Den Anfang machte Dr. Birkbeck, welchem England eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen hat, deren Größe nicht leicht, ja in dem gegenwärtigen Zeitalter gar nicht zu bestimmen seyn dürfte. Denn da in den meisten Fällen die wirkliche Nachfrage nach irgend einem Gute dem Vorhandenseyn desselben vorausgeht; so würde es in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge gewesen seyn, wenn der Lehrer auf den Wunsch der arbeitenden Klassen nach Unterricht gewartet hätte. Aber lange vorher, ehe sich irgend ein Zeichen eines solchen Wunsches äußerte, trat jener gelehrte und treffliche Mann mit seinen eben so tief durchdachten als wohlthätigen Planen der Volksbildung auf. Ehe Dr. Birkbeck sich in London niederließ, wo er seitdem die höchste Stufe in dem Gebiete der Arzneikunst erreicht hat, lebte er einige Zeit zu Glasgow als Professor am Anderson-Collegium, und kündigte, etwa um 1800, einen Kurs von Vorlesungen über die Naturwissenschaften und ihre Anwendung auf die Künste zur Belehrung der Mechaniker an. Wenige benutzten Anfangs diesen Vortheil; allmählig indessen verbreitete die ungewöhnliche Klarheit seiner Methode, die einsichtsvolle Auswahl der Experimente und das natürliche Anziehende von Gegenständen, womit diese Leute sich ihr ganzes Leben beschäftigten und von denen ihnen erst jetzt die Gründe entwickelt wurden — einen allgemeinen Geschmack für diese Studien, und als er etwa zwei oder drei Jahre später Glasgow verließ, besuchten gegen 700 Zuhörer mit eben so viel Eifer als Beharrlichkeit seine Klasse.

Nach Dr. Birkbecks Abreise wurden die Vorlesungen seines tüchtigen und würdigen Nachfolgers, Dr. Ure, eine Zeitlang sehr besucht, und als die Zahl der Zuhörer abzunehmen anfing — wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie keinen Antheil an der Verwaltung der Anstalt hatten — fiel es glücklicherweise Herrn Ure ein, eine Bibliothek zum Gebrauch der Mechaniker damit zu verbinden, und die Leitung derselben gänzlich einem von ihnen selbst gewählten Committee anzuvertrauen. Dies gab dem Unternehmen neues Leben, und da die Gaslichtcompagnie, zur Dankbarkeit für einige Dienste, welche ihr der Professor geleistet hatte, sich dazu verstand, zwei Abende in der Woche das Bücherzimmer zu erleuchten, so entstand unter denen, welche kamen, um ihre Bücher zu vertauschen, die Sitte, da zu bleiben und über die Gegenstände ihrer Lektüre sich zu unterreden, wodurch der Geist des Denkens und Forschens in diesen Leuten einen ungewöhnlichen Impuls empfing. Da das Committee der Bibliothek von der ganzen Gesellschaft gewählt war, so repräsentirte es dieselbe gewissermaßen und erlangte einen Antheil an der Verwaltung des Instituts. Seine Vorschläge wurden indessen nicht beachtet, und dies veranlaßte Zwistigkeiten, die, wiewohl Anfangs beklagenswerth, dennoch zuletzt zu den wohlthätigsten Folgen führten. Denn eine große Anzahl sonderte sich von den Vorlesungen ab und bildete ein getrenntes Institut, ganz unter der Administration der Mechaniker selbst. Dies Filialinstitut ist über alle Erwartung blühend geworden; vergangenen Winter zählte es 1000 Mitglieder aus der arbeitenden Klasse, während das Mutterinstitut kaum eine Abnahme spürte. Aus diesen öffentlichen Vereinen ist ein anderer hervorgegangen, nach einem beschränkteren aber höchst nützlichen Plan, der sich auf jede große Manufaktur anwenden läßt. Die Arbeiter der Gaslichtcompagnie, etwa 60 bis 70 an Zahl, bildeten sich auf den Rath des Herrn Nelson, ihres Obermanns zu einem Klub für wechselseitigen Unterricht. Durch Ersparung einer geringen Summe monatlich haben sie etwa 300 Bände gesammelt, und da ihnen die Compagnie ein Bibliothekzimmer nebst Licht und Feurung gibt, so kommen sie jeden Abend zusammen, um über literärische und wissenschaftliche Gegenstände zu conversiren und Einmal in der Woche eine Vorlesung zu halten, indem der, welcher Lust hat, dieses zu thun, nur 14 Tage vorher Nachricht gibt, daß er über den oder jenen Gegenstand, welchen er durchstudirt hat, handeln will. Die Bücher sind von jeder Art, ausgenommen theologische, die in Betracht der mancherlei Secten, zu welchen die Leute gehören, nothwendig ausgeschlossen werden mußten.

Es ist ein wenig auffallend, daß, obschon in Schottland viele Städte sind, — und einige in einer geringen Entfernung von Glasgow — wo Mechaniker zu Hunderten leben, dennoch zwanzig Jahre verstrichen, ehe das Beispiel befolgt wurde, und die Leute sich eine Erfahrung zu Nutze machten, die so lange vor ihren Augen war, und sich durch so seltenen Erfolg auszeichnete. Erst im Jahr 1821 nahm Edinburg den Plan an, mit einigen Veränderungen, die zum Theil als Verbesserungen erscheinen.

Die Beförderer der Sache begannen mit einem kurzen Entwurf des projektirten Instituts, den sie bei den vorzüglichsten Meistern der gewerbtreibenden Klasse mit der Bitte circuliren lassen, ihn in ihren Werkstätten vorzulesen und die Nahmen derjenigen Arbeiter aufzuschreiben, welche in den für Künstler vorzüglich interessanten Wissenschaften unterrichtet zu werden verlangten. Innerhalb zehn Tagen waren schon 70 bis 80 Namen beisammen, worauf eine Privatversammlung der hauptsächlichsten Patrone der Unternehmung statt fand. Hier wurde beschlossen, mit einer Subscription aufzutreten. Demgemäß kündigten sie im April 1821 einen Kurs von Vorlesungen über Mechanik und einen andern über Chemie an, der im folgenden October beginnen sollte, sowie die Bildung einer Bibliothek über dieselben Gegenstände. Die Zeit der Vorlesungen wurde auf die Stunde von 8 bis

9 verlegt, zweimal die Woche, sechs Monate hindurch. Für den Zutritt zu der Bibliothek sowohl als zu den Vorlesungen wurden nicht mehr als 15 Schillinge des Jahres gefordert. Zu gleicher Zeit erschien für das größere Publikum die Anzeige und der Plan einer „Schule für Künste“ (school of Arts). Die Wirkung auf alle Klassen war so vortheilhaft, daß im September 220 Mechaniker sich als Theilnehmer eingeschrieben hatten, und die öffentlichen Beiträge sich auf eine so beträchtliche Summe beliefen, daß die Direktoren im Stande waren, im October die Sache ins Werk zu setzen. Als 400 Zutrittskarten verkauft waren, hielten die Herrn Galbraith und Forbes die zwei Vorlesungen, zu welchen bald noch zwei andere über Baukunde und Thierarzneikunde kamen, nebst einer Klasse für Zeichnen im Bau- und Maschinenwesen während der Unterbrechung der Vorlesungen im Sommer.

Die Lehrstunden über Mechanik hatten kaum begonnen, als einige der Zuhörer, den Mangel mathematischer Kenntnisse fühlend, sich unter einem ihrer Kameraden in eine Klasse zu diesem Endzweck vereinigten; ein Tischler verstand sich dazu, sie unentgeltlich die Elemente der Geometrie und die höhern Theile der Arithmetik zu lehren. Dieser Vorsatz wurde von drn Direktoren vollkommen gebilligt; und nachdem man ihnen für die nothigen Bücher gesorgt hatte, kamen sie, dreißig an der Zahl, einmal in der Woche für Arithmetik zusammen. Nach der Methode des wechselseitigen Unterrichts ordneten sie fünf Abtheilungen an, und die fünf besten Schüler wurden zu Monitoren bestellt. So giengen sie jedesmal in der folgenden Stunde die Lektionen der vorherigen durch. Da die Zahl der Klasse auf dreißig beschränkt war, so bildeten die, welche nicht Theil nehmen konnten, eine andere, nach demselben Plan. Hr. Galbraith, Professor der Mechanik, legte seinen Lehrlingen Aufgaben zur Uebung vor; eine Liste von 25 Individuen, die sich am Meisten durch die Anzahl und Genauigkeit der Auflösungen auszeichneten, ist öffentlich bekannt gemacht worden. (Forts. folgt.)

Des Kaisers Valens Wasserleitung.

Von Hügel zu Hügel quer durch Konstantinopel, bald über, bald unter den Straßen, geht diese Wasserleitung und füllt die Cisternen; sie ist die einzige noch übrige von mehrern, deren bei den Alten Erwähnung geschieht.

Der Kaiser, erzählt man, war über das Volk von Chalcedon wegen dessen Anhänglichkeit an Procopius Partei so aufgebracht, daß er die Mauern der Stadt niederzureißen befahl. Als man nun beim Abbruch einen Stein mit der Inschrift fand, die Mauern von Chalcedon würden einst Constantinopel reichlich mit Wasser versorgen; so ließ der Kaiser, um das Orakel wahr zu machen, jene Wasserleitung daraus bauen. Reben und eine Menge Schlingpflanzen, welche sich in den Lücken der Steine, wo das Wasser durchsickert, festsetzen, haben das Mauerwerk mit einem schönen üppigen Grün bekleidet.

Die Cisternen, denen diese und andere Wasserleitungen das Wasser zuführten, existiren zwar noch, aber nicht mehr als Cisternen. Einige, die nicht bedeckt waren, sind nach und nach mit Erde ausgefüllt und in Gärten verwandelt worden; andere, die bedeckt waren, erhielten irgend eine andere Bestimmung. Eine derselben — die Griechen nannten sie φιλοξενος, die Türken Bin bir Dereck, d. i. tausend und eine Säule, — ein ungeheures unterirdisches Gebäude, ist zum Theil ausgefüllt, aber immer noch sehr tief; ihr Gewölbe ruht auf sechshundert und zwei und siebenzig Marmorsäulen. Der ganze Behälter faßt 16,060,680 Kubikfuß Wasser, so daß die Stadt, deren täglicher Bedarf 267,678 Kubikfuß beträgt, 60 Tage damit ausreichen könnte.

Gegenwärtig aber liegt die Cisterne trocken, eine Anzahl Seidezwirner haben von ihr Besitz genommen und treiben darin ihr Wesen.

Dr. Walsh's Narrative of a Journey from Constantinople to England.

Anapa und Poty.

Eine überraschende Erscheinung für Jeden, der von den früheren Verhältnissen der kaukasischen Völkerschaften und der geringen Autorität der russischen Regierung über diese nomadischen Stämme nicht genau unterrichtet ist, muß es seyn, wenn er mitten in Gegenden, welche auf den Karten als russische Provinzen bezeichnet werden, zwei isolirte Puncte bemerkt, die von den Türken besetzt sind. Die Festung Anapa, in deren Gewässern nach den neuesten Berichten die russische Flotte von Sebastopel kürzlich einen Sieg über eine türkische Flotille erfochten haben soll, liegt unfern des cimmerischen Bosporos, der die Halbinsel Krym von den kaukasischen Landen trennt, dreißig Werste südlich von der Mündung des Liman von Kuban. Sie ist auf dem Abhange eines Berges erbaut, der sich in das schwarze Meer hineinstreckt, von dessen Wogen ihre Mauern bespühlt werden. Die Festungswerke, die von den Russen im J. 1807, wo Anapa ohne Widerstand in ihre Hände fiel, gesprengt wurden, sind seitdem wieder hergestellt worden und nehmen einen Umfang von mehr als drei Wersten ein. Im Jahr 1791, als die Russen die Stadt mit Sturm nahmen, wurde sie von 10,000 Türken und 15,000 Nogaern, Tscherkessen u. a. kaukasischen Gebirgsvölkern vertheidigt. Die Zahl der Einwohner überstieg indessen nicht 5000; Häuser zählt man 1000. Der Hafen ist eine im S. und S. O. offene Rhede. Hohe Kalkfelsen bilden die Küste, an der das Meer eine große Tiefe hat. Im N. und N. O. sind diese Felsen weniger hoch und das Meer so seicht, daß mehrere Bänke über das Wasser empor ragen. — Die Türken unterhalten immer eine starke Besatzung im Anapa und ein Pascha von drei Roßschweifen hat darin seinen Sitz. Die Einwohner bestehen außer den Türken aus griechischen und armenischen Kaufleuten, die einen wichtigen Handel mit den Gebirgsvölkern treiben und besonders die Harems von Constantinopel mit den schönen circassischen Sclavinnen versehen, die oft von ihren eigenen Familien verkauft werden.*) — Poty, im Süden des Kaukasus, an der Küste von Mingrelien, wäre durch seine Lage bedeutender, als Anapa, indem es auf dem linken Ufer des Rion (des alten Phasis), vier Werste von seiner Mündung gelegen, die ganze Schifffahrt dieses wichtigen Flußes beherrscht; doch scheinen die Türken von dieser Stellung keinen andern Vortheil zu ziehen, als daß sie den Christen die Beschiffung des Stromes verbieten. Auch Poty war im Jahr 1807 — wie Anapa und die übrigen türkischen Festungen an der Ostküste des schwarzen Meeres, Sukum-Kaleh, Anagri und Redoute-Kaleh, von den Russen genommen worden und wurde nach dem Frieden von 1811 mit Anapa wieder an die Türken zurückgegeben. Sukum-Kaleh, Anagri und Redoute-Kaleh dagegen wurden von Rußland, vertragswidrig zurückbehalten und gaben noch vor wenigen Jahren von Seiten der hohen Pforte Gelegenheit zu heftigen, aber vergeblichen Reclamationen **).

*) S. Nouveau Journal Asiatique, Avril 1828 p. 365.

**) S. Gamba, voyage dans la Russie meridionale, T. II. pag. 117 u. 76 f.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 170. 18 Juny 1828.

Scenen aus dem politischen Leben in Frankreich.*)

Die Amtsversicherungs-Gesellschaft.

Im Jahr 1825 befand ich mich auf der Präfektur der Polizei und wartete bereits seit zwei Stunden auf den Augenblick, wo man die Gnade haben würde, mir meinen Paß auszufertigen. Ich hatte Zeit, den unhöflichen barschen Ton einer Masse von Commis zu bewundern, die mit den Manieren von Wilden auch das abschreckende Aussehen derselben verbanden, so daß man hätte darauf schwören mögen, es stecken nicht Signalemens, sondern lauter Todesurtheile in ihren Federn. Unter diesem Schreibervolke (foule de griffonnaciers), das wahrscheinlich glaubte, die Bürger bezahlen sie bloß deswegen, um sich von ihnen anschnauzen zu lassen, fiel mir ein einziges civilisirtes Gesicht auf, das mir vorkam wie eine Blume in der Wüste. Ich wechselte mit dem freundlichen Manne ein paar Worte und erfuhr von ihm, daß er sich Visatout nannte.

Einige Tage nachher — es war im Passage der Panoramen — wollte der Zufall, daß ich ihn anrannte; er nahm meine Entschuldigung lächelnd auf; wir geriethen in's Plaudern; ich kann mir in der That nicht vorstellen, was ihm an meiner Person so gefiel, doch kurz, er lud mich ein, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, und ich weiß selbst nicht, warum, ich nahm seine Einladung an. Ich darf wohl sagen, von jenen unsichtbaren Banden, die manchmal gleich bei der ersten Begegnung zwei Menschen an einander ketten, verspürte ich Nichts; indessen war die Bekanntschaft gemacht; es verging nicht leicht ein Tag, ohne daß wir einander sahen, und man hätte uns für Busenfreunde halten können; allein weit gefehlt: wir waren mit einem Sprung über die Freundschaft hinweg zur Vertraulichkeit gelangt.

Man findet übrigens an Herrn Visatout eine merkwürdigere Bekanntschaft, als man sich beim ersten Anblick verspricht: er ist einer von den Menschen, welche [illegible] Art Kollektivwesen die Civilisation darstellen, so wie dieselbe durch das Ministerium der ersten siebenjährigen Kammer modifizirt worden ist. Ein privilegirtes Kind der Villele'schen Epoche trägt er deren Stempel auf der Stirn: keine Regung der Seele stört den himmlischen Frieden seiner phlegmatischen Physiognomie; nie leuchtet ein Gefühl oder ein Gedanke aus seinen matten Augen. Ob er gleich nicht viel Witz und noch weniger Wissen besitzt, so fehlt es ihm doch nicht an einem gewissen praktischen Sinn, der aber weniger ein Produkt seiner Urtheilskraft als seiner unermüdlichen Thätigkeit ist; er geht just nicht darauf los, aber er ist gewiß, Jemand bei einem falschen Spiel zu ertappen. Der unbedingte Indifferentismus spricht sich in seinem ganzen Benehmen aus. Worte, wie Menschenliebe, Vaterlandsliebe, Wohlthätigkeit, Dankbarkeit sind ihm hohle Nüße, die seinen Appetit nicht befriedigen; geistige Genüsse, die freilich eine wissenschaftliche und ästhetische Bildung voraussetzen, geben seinem Geist keine neue Idee. Leben will er, d. h. sich bereichern, oder nach dem ministeriellen Dialekt (argot ministériel du jour) sich stellen. Natürlich ist das Herz, das vor dem Sarg eines Foy oder Manuel kalt bleibt, desto gerührter, wenn eine Administrativ-Uniform darauf liegt: „Wie Schade, daß der Edle todt ist — er war Staatsrath!"

Die empörendsten Gewaltstreiche der Willkürherrschaft haben den Humor des Hrn. Visatout nie aus dem Gleichgewicht gebracht, sein Herz gleicht einem Bienenstock, worin für die Despoten aller Zeiten und aller Länder Platz ist; er findet jede Regierung gut, denn was gehen ihn die Klagen der Regierten an: die Völker, meint er, sollten sich eben mit der Portion Freiheit begnügen, die man ihnen zumißt, und wenn sie auch nur darin bestünde, daß sie die Brühe selbst bestimmen dürfen, in welcher sie sich verspeisen lassen wollen.

Nichts desto weniger ist Hr. Visatout ein sehr umgänglicher Mann, gegen Jedermann artig und zuvorkommend, ein ängstlicher Beobachter des Salons-Ceremoniells: seine Unterhaltung zwar ist die ordinärste von der Welt, aber, da er sich sehr zum Optimismus hinneigt, an Niemand krittelt und durch seinen Witz Niemand wehe thut, so macht er sich äußerst liebenswürdig.

Hr. Visatout, besser berathen als die meisten Menschen, die über die Wahl ihres künftigen Berufes im Ungewissen sind, war kaum aus der Normandie in Paris angekommen, als er erkannte, daß die Büreaukratie, die sich, wie ein Aussatz, über Frankreich verbreitet, sein Element sey. Ein Herr Vetter, der geheimer Referendär bei der Polizei war, nahm es auf sich, ihn dem Chef zu empfehlen, um ihn als Supernumerarius auf seiner Kanzlei unterzubringen. Nachdem er hier alle niedern

*) Les Jesuites en action sous le ministère Villèle. Par M. Santo Domingo, Auteur des tablettes Romaines. Vidi, scripsi. Paris 1828.

Grade durchlaufen hatte, wurde er endlich zum Sous-Chef befördert. Er hatte nun zwar blos einen einzigen Kanzlisten unter sich; von diesem forderte er aber Ergebenheit und Respekt für zehn, und alle Wischer, die einst über Visatout den Kanzlisten ergangen waren, mußte jetzt der arme Tropf sich mit Zinsen zutheilen lassen.

Als ich zwei Tage nachher dem neuen Sous-Chef begegnete, sah er verstimmt aus. „Ei, Sie haben ja Ihren Marschallstab bekommen, woher nun diese Wolken auf Ihrer Stirn?"

„Die Ehre hat ihre Dornen; seit ich Sous-Chef bin, träume ich von Nichts, als Absetzung. Ich sah so viele Leute von Verdienst ihre Stellen verlieren während der fünf Jahre meines Supernumerariats und während der zwanzig Jahre, die ich in der Schreibstube diene, daß . . ."

„Gerade das muß Sie beruhigen; blicken Sie einmal um sich: stehen nicht die und die Herren fest?"

„Wohl, aber ohne Zweifel besitzen diese ein Mittel, das ich nicht kenne."

„Haben Sie nicht eine Frau?"

„Die nicht mehr jung ist und nie hübsch war, und zum Unstern seit zwanzig Jahren das Gewerbe einer Solliciteuse treibt."

„Wenn es so steht, mein lieber Herr Visatout, so schlafen Sie ruhig."

„Kann man schlafen, wenn ein Untergebener sich gegen Einen verschwört?"

„Bah!"

„Er heirathet ein hübsches Ding: nun rechnet der Schelm auf meinen Platz."

Ich verabschiedete mich von dem Sous-Chef, ohne seinen Kummer stillen zu können. Nachdem ich von ihm weg war, trat ihn ein schwarz gekleideter Mann an, der im Leichenton zu ihm sagte: „Ich gebe Ihnen zu bedenken, mein Herr, daß der verhängnißvolle Augenblick vielleicht näher ist, als Sie glauben."

„Hatte ich doch eine Ahnung," erwiederte Visatout, dem die Absetzung nicht aus dem Kopf wollte.

„Bei Ihrer Ahnung werden Sie wohl auch Ihre Maßregeln darnach nehmen und sich mit der mäßigen Summe von fünf Francs Ihren Platz sichern."

„Ich mir meinen Platz mit fünf Fr. sichern! Ich gäbe auf der Stelle hundert, wenn . . ."

„Ja, mein Herr, Ihren Platz auf dem Kirchhof zu Mont Valerien, auf dieser Höhe, wie der hochberühmte Abbé de la Menais sich ausdrückt, wo Sie den Himmel näher haben, wenn die Trompete des jüngsten Gerichts erschallt, und wo Ihnen noch besondere Gebete zu Gut kommen, von welchen die Nichts zu genießen haben, die sich auf dem profanen Felde des Pater Lachaise begraben lassen."

Hr. Visatout war über die Rede ganz verdutzt und dachte, der Mensch müsse ein Narr seyn. Er wurde jedoch bald eines Beßern belehrt, als ihm der Schwarze sagte, daß er mit vielen andern eifrigen Dienern der Religion das Geschäft besorge, nach frommen Seelen zu gehen, um ihnen die Gräber zu Mont Valerien gegen den Preis von 5 Fr. zu vertheilen."

„Sie sollen sich an mir nicht getäuscht haben," versetzte Visatout, „hier sind die 5 Fr. für meinen Platz auf Mont Valerien; aber, aufrichtig gesprochen, ich bin eigentlich noch mehr in Sorgen, meinen Platz als Sous-Chef zu sichern."

„Das Eine schließt das Andere nicht aus," erwiederte der Schwarze, indem er einen forschenden Blick auf Visatout heftete; ein gutes Werk bleibt nie unbelohnt. Gehen Sie nach der Barrière d'Enfer; dort steigen Sie in ein Pot-de-Chambre *) und schlagen die Straße nach Bicetre ein; gegenüber diesem Haus der Narren sehen Sie das Haus der Weisen, insgemein Montrouge genannt. Sie treten keck ein und sagen, daß Sie von Bruder Docet kommen und den Pater Candide zu sprechen wünschen; diesem tragen Sie ihr Anliegen vor."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin von Haiti in Florenz.

(Fortsetzung.)

Christoph selbst war ein wunderbarer Mann. Seine Geschichte ist zu allgemein bekannt, um einer Erläuterung, und sein Fall zu neu, um einer Wiederholung zu bedürfen. Er war einfach und anständig (gentleman-like) in seinem Aeußeren, etwas zur Corpulenz geneigt, und man hätte das Wohlwollen, das er zeigte, an einem Neger außerordentlich finden können. Ich habe mehrfach die Bemerkung machen gehört, daß er eine sehr starke Aehnlichkeit mit dem verstorbenen König von England, Georg dem III, hatte, natürlich die Farbe und das Negerartige in den Gesichtszügen ausgenommen, und daß er dieß durch seine Kleidung auf jede Weise zu vermehren suchte. Er trug gewöhnlich einen blauen Rock mit rothem Kragen und Aufschlägen, völlig nach dem Schnitt der alten Uniform zu Windsor, einen Stern auf der linken Brust und

---

*) Ein schwerfälliges, zweirädriges Fuhrwerk, auch coucou genannt, dessen sich der Pariser von gemeinem Stand bei seinen Landpartien bedient. Die Plätze im Gefährt heißen die Kaninchen-Plätze (places de lapin), die auf dem Bock oder auf dem Imperial die Affenplätze (places de singes) — daher sagt man voyager en lapin, en singe. — „Mensch, habt ihr keinen Platz in eurem Kasten?" „Nein, Abbé!" „Ihr könntet etwas artiger seyn; das Wort Herr wird euch nicht das Maul zerreissen." „Ihr nennt mich Mensch, als ob ich ein Ecce homo wäre; ich nenne euch nur Abbé." „Unverschämter!" „Nun, Herr Abbé, mein Wagen ist voll, alle Kaninchenplätze sind besetzt; ich kann euch nur einen Affenplatz anbieten. Wollt ihr?" „Elender, ich werde dich der Polizei empfehlen." Der Abbé, roth vor Zorn, zog seine Schreibtafel aus der Tasche, und notirte die Nummer des Pot de Chambre.

das Band des St. Henri-Ordens. Er hatte kurzes krausgelocktes Haar, wie alle Schwarzen, aber das seinige war durch das Alter gebleicht, wodurch er ein sehr ehrwürdiges Aussehen erhielt; seine Augen waren die geistreichsten, die ich irgend gesehen habe, und schienen Einen durch und durch zu blicken. Ich erinnere mich einer Anecdote, die damals von ihm erzählt wurde, die als ein Beweis seiner Bonhommie gelten kann, und die gewiß dem best-erzogenen Souverän an dem feinsten europäischen Hofe Ehre machen würde. Er war besonders eingenommen für die Engländer, ich glaube, nicht weniger aus Neigung, als aus Politik. Die englischen Kaufleute genossen größerer Privilegien, als die von andern Nationen, es war ihnen erlaubt, Ausflüge außerhalb der Barrieren zu machen, was sonst Niemanden ohne besondere Erlaubniß verstattet war; und er bezeigte den englischen Offizieren der Marine, wie von der Armee, die seinen Hof besuchten, die größte Aufmerksamkeit, indem er nie vergaß, sie zur Tafel zu ziehen. Es war bei einer dieser Gelegenheiten, daß er Sir James Yeo, einen englischen Fregattencapitän, einlud, mit ihm zu speisen und so viele seiner Offiziere mitzubringen, als er für gut fände. Alle angesehenen Einwohner der Hauptstadt, die „Großwürdenträger" des Reiches waren versammelt, und ein glänzendes Mahl bereitet. Sir James, überrascht durch die Pracht, von der er sich umgeben sah, und noch mehr durch den Anstand, der überall beobachtet wurde, und die vortreffliche Zubereitung der Speisen, konnte sich nicht enthalten, seinem Nachbar zuzurufen: „Was für einen verdammt guten Koch dieser schwarze Bursch hat!" — eine sehr natürliche, obwohl eben nicht höfliche Bemerkung, die der gute Capitän freilich nicht gemacht haben würde, wenn er gewußt hätte, daß der Kaiser so gut englisch sprach, als er selbst — eine Fertigkeit, die er sich angeeignet hatte, als er noch das etwas niedrige Gewerbe eines Schneiders zu St. Kitt ausausübte. Christoph hatte so viel Verstand, von jenem Ausruf keine Notiz zu nehmen, da er wußte, daß keine Beleidigung beabsichtigt war, und ersparte dem Offizier das unangenehme Gefühl, zu wissen, daß er verstanden worden war; und so verging der Abend, in der ungestörtesten Heiterkeit. Des nächsten Morgens, als die Fregatte die Anker lichtete, kam ein Schwarzer an Bord mit einem Brief Sr. Majestät an den Capitän, worin er ihm mit dem besten Humor zu verstehen gab, daß er wohl wisse, was dieser bei Tische gesagt habe, indem er bedauerte, daß er ihm mit seinem ersten Koch nicht dienen könne, daß ihm jedoch „der verdammte schwarze Bursch den zweit besten Koch in seinen Staaten sende." Ich glaube, Lord Chesterfield selbst hätte keine delicatere Rüge eingeben, keinen bessern Beweis einer guten Erziehung aufführen können. Ob Sir James das Geschenk des Königs annahm und ihn durch einen tüchtigen Seemann entschädigte, weiß ich nicht; denn die Geschichte geht nicht weiter. — Derselbe richtige Tact zeigt sich in allen seinen häuslichen Anordnungen. Sein Palast war eben so prächtig, als elegant eingerichtet, und nirgend sah man etwas von dem lächerlichen Flitterwerk, das man in einem solchen Haushalt hätte erwarten sollen. Alles wurde ihm unmittelbar von England aus zugesandt und zwar von der beßten Gattung und von den ersten Künstlern des Tages; seine Equipagen waren alle einfach und geschmackvoll. Die Regalien von Hayti wurden, meine ich, lange in London öffentlich gezeigt; und ich habe eine lebhafte Erinnerung von seiner Staatskutsche, die nach dem Modell von der des Lord Mayors gemacht war, wie man sie noch bei allen großen Festen der Bürgerschaft in der Einfahrt von Mansion House *) sehen kann; aber nach einer so langen Zeit kann ich kaum entscheiden, welche von beiden die abscheulichste war.

Christoph wird beschuldigt, streng und tyrannisch gegen seine Unterthanen gewesen zu seyn: seine Politik war allerdings äußerst gemessen, aber ich glaube nicht, daß der Kaiser und König von Haiti mehr unnöthige Verbrechen beging, als der Kaiser und König von Frankreich. Man sollte nicht vergessen, was für Menschen es waren, welche beide zu regieren hatten, und wie beide auf den Thron erhoben worden waren: die Unterthanen des ersteren waren Sclaven, schwarze Sclaven, die des letzteren würden es vielleicht übel nehmen, wenn ich sie weiße nennte. Aber was waren sie anders unter dem ancien regime? Der einzige Unterschied, den ich zwischen ihnen sehen kann, ist der der Erziehung und Farbe. Man macht es seiner Majestät, dem Kaiser — ich meine den von Haiti — zum Vorwurf, seinen Secretär ermordet zu haben; aber man sollte sich erinnern, daß er selbst weder lesen, noch schreiben konnte, außer dem Zeichen, das er statt seiner Namensunterschrift machte. Er pflegte daher seine Depeschen einem Secretär zu dictiren und dann einen anderen rufen zu lassen, um sie ihm vorzulesen; zeigte sich hiebei der geringste Unterschied, so rief er einen dritten, und wehe dann dem, der die Schuld trug. Die Sache wurde, wie ich fürchten muß, nicht selten durch die Pistole beendigt, was eine etwas summarische Methode ist; aber in seiner Lage hatte er keine andere Wahl, und ich denke, man wird es allgemein zugeben, daß es um einen Grad besser ist, seinen Secretär zu erschießen, als sich selbst. Vielleicht wird man mich als parteiisch für sein Andenken betrachten; denn ich gestehe, daß ich persönlich ausgezeichnete Beweise des Wohlwollens von ihm empfing und daß ich auf die Zeit, die ich an seinem Hofe zubrachte, nur mit den angenehmsten Gefühlen zurückblicke. Ich war damals einige Jahre jünger; das Leben war neu für mich; ich sah alles „couleur de rose", selbst die schwarzen Schönheiten am Hofe von Haiti. Mein Vater befand sich zu jener Zeit auf einer bedeutenden Stellung in Westindien, und sein Sohn wurde daher wohl aufgenommen von dem Kaiser; so daß mein unerwarteres Zusammentreffen mit der armen Kaiserin die interessantesten Erinnerungen aus einer der glücklichsten Perioden meines Lebens zurückrief.

---

*) Die Amtswohnung des Lord Mayors (Bürgermeisters) der City von London.

Das letzte Mal, als ich alle diese Personen sah, von denen der größte Theil nicht mehr auf dieser Welt ist, war auf einem Ball, den die Kaiserin zu der Geburtstagsfeier ihres ältesten Sohnes gab, — in ihrem Palaste von Sanssouci bei Cap Henri, wie damals die Stadt Cap François dem Kaiser zu Ehren genannt wurde. Dieß ist, beiläufig bemerkt, nicht die einzige Stadt oder Straße, die ihren Namen in neuerer Zeit verändert hat; wir könnten vielleicht auch auf dem europäischen Continent einige Beispiele davon finden. Daß aber meine Leser bei der Vorstellung eines Hofballes auf Haiti nicht etwa lachen! Sie mögen sich vielmehr den glänzendsten bal paré denken, den sie nur immer in dem elegantesten Salon von Paris gesehen haben, und sie werden nur eine schwache Vorstellung von der Pracht von Sans Souci erhalten. Sie mögen ihn mit aller Eleganz und Modesucht, Affectation und Kleinmeisterei ausstatten, die ihnen je in den civilisirtesten Ländern begegnet sind; sie mögen Titel und Uniformen, Ordensbänder und Sterne, Eis und Erfrischungen und alle die et cetera hinzufügen, die irgend Reichthum und Macht begleiten; und dann müssen sie einen Zauberer rufen, und die ganze Gesellschaft plötzlich in Schwarze verwandeln lassen, und sie werden im Stande seyn, sich den letzten Hofball zu malen, den ich auf Haiti sah. Rang und Titel, um diese glänzende Gesellschaft zu heben, fehlten nicht; Fürsten und Edle, Reichsgrafen und Hofmarschälle waren da, ja sogar ein Großadmiral und ein Erzbischof, und der erstere überdieß ein Bruder des Souveräns, Seine kaiserlich königliche Hoheit Prinz Jean. Aber nirgend sah man eine Flotte oder eine Kathedrale. Besonders lebhaft erinnere ich mich, wegen ihrer passenden Namen, an den **Duc de Marmelade**, der Gouverneur der Hauptstadt, und an den **Comte de Limonade**, der Privatsecretär Seiner Majestät war. Was nun aus allen diesen großen Herren geworden ist, weiß der Himmel; sie sind verraucht und in alle Welt zerstreut, gleich ihren Zeitgenossen von verschiedener Farbe und einem größeren Reiche. Aber wenn irgend Jemand die Wahrheit meiner Angaben bezweifelt, so schlage er den Hofkalender von Haiti auf; wenn dieser nicht, wie der Napoleons, vergriffen ist. Ich besaß sie einst beide; und wenn die Damen von Paris sich durch meine Vergleichung beleidigt fühlen sollten, so kann ich sie versichern, daß mit Ausnahme der Farbe und der platten Nasen, diese Vergleichung eher ein Compliment, als etwas anderes, ist; denn die Damen von Haiti sind, so lange sie jung sind, die schönsten Gestalten, die ich je in irgend einem Lande gesehen habe. Aber alles dieß ist jetzt dahingegangen: Sans Souci ist verödet, das Kaiserreich ist eine Republik geworden; der Kaiser hat sich selbst getödtet, seine Kinder sind ermordet, seine Familie vernichtet oder in der Verbannung.

(Schluß folgt.)

Die Urchristen.

Kürzlich hat sich in Dublin eine neue Secte gebildet, die weniger durch ihre Zahl, als durch ihre Sonderbarkeit merkwürdig ist. Sie nennen sich Urchristen (Primitive Christians); ihr System besteht aus einer Mischung von jüdischen, pythogorischen und christlichen Lehrsätzen. So feiern sie z. B. den Sabath, enthalten sich der Fleischspeisen und leben von roher Pflanzenkost; wie die ersten Christen haben sie die Gütergemeinschaft unter sich eingeführt und wohnen in einem Hause beisammen. Der letztere Umstand macht noch die geringste Schwierigkeit, da ihrer nur drei sind, wovon — sonderbar genug — die Majorität dem geistlichen Stand der herrschenden Kirche angehört. An der Spitze des ascetischen Triumvirats steht ein sehr berühmter Redner, der seiner Zeit im Gebiet der Controverse viel Aufsehen erregte. Der andere ehrwürdige Gentleman war eine Zeitlang Schiffsprediger und der dritte Bruder ist ein Arzt. Letzterer, ein religiöser Phrenologist, der die Gnadenwahl und die Wiedergeburt der Christen an ihren Schedeln nachweist, und Lehrer an der Universität zu Dublin ist, beobachtet seine neu angenommenen Satzungen so streng, daß er am Samstag keine Kataloge von einem Buchhändler annimmt.

Morning Herald June 6.

Prozeß gegen einen Pilger.

Vor dem Tribunal zu Valence erschien ein sonderbarer Beklagter. Er hieß Tronc, trug einen langen Bart und nannte sich einen Pilger. Er befand sich erst seit zwei Tagen in Valence und hatte, in seinem Pilgergewand, zwei Abende nach einander ein liederliches Haus besucht, nachdem er den Tag über, mit einem großen Gebetbuch in der Hand, Almosen eingesammelt hatte. Die Polizei hatte ihn sogleich ins Auge gefaßt, verhaftet und vor die Behörde gebracht. Der Angeklagte erklärte, er habe in einer schmerzhaften Krankheit das Gelübde gethan, im Fall seiner Genesung fünf Jahre zu pilgern. Er zeigte ein vom Pabst Leo XII unterzeichnetes Patent vor, das ihn berechtigte, das Pilgergewand während dieser Zeit zu tragen und zum Beßten der Armen Almosen zu sammeln.

Der Advokat des Königs theilte zwei Certificate mit, daß Tronc eine gewisse Summe Geldes und andere Gegenstände, als den Ertrag seiner Almosen, an Arme vertheilt habe.

Der Advokat des Beklagten vertheidigte seinen Clienten durch das päbstliche Patent.

Auf die Gegenbemerkung, daß der Pabst nicht von dem Verbot des Bettels gegen das Landesgesetz dispensiren könne; daß ferner der Angeklagte seine Vollmacht überschreite, so wie er die Almosen theilweise oder ganz in seinen Nutzen verwende; daß endlich Tronc überhaupt ein eben so christliches Werk thun würde, wenn er bei seinen acht Kindern zu Haus bliebe — erkannte das Gericht auf 14 Tage Gefängniß.

Bei dieser Gelegenheit erinnerte man sich, daß früher vor demselben Gerichtshof zwei Individuen, Mann und Frau, beide jung und von gutem Aussehen, zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt worden waren. Und doch hatten sie ein von einem Pfarrer in aller Form ausgestelltes Zeugniß beigebracht, daß sie dem geistlichen Amte den ganzen Ertrag ihrer Almosen, bestehend in 19 Fr., zu Seelenmessen für Ludwig XVIII eingehändigt hatten. Nach ihrer Angabe wäre ihnen der selige König erschienen, und hätte sie zu diesem gottseligen Werk aufgefordert.

Gazette des Tribunaux 11 Juin.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 171. 19 Juny 1828.

Volksbildung in England.

(Fortsetzung.)

Die jährlichen Einnahmen nach der Durchschnittsberechnung der zwei ersten Jahre waren 448 Pf. St. durch die Beiträge der Patrone, und 300 Pf. St. durch die der Lehrlinge. Die Ausgaben dagegen etwa 620 Pf.; eine Ersparniß von 300 Pf. wurde zur Erbauung eines Saales für die Vorlesungen verwandt. Unter die Ausgaben gehören 216 Pf. für Meubel und Apparat; 110 Pf. für Bücher und Einband, und etwa 70 Pf. zur Bestreitung der Kosten, welche die Subscriptionen, Bekanntmachungen, das Einsammeln der Gelder und die Zusammenkünfte verursachten. Somit betragen die nothwendigen laufenden Ausgaben nur 220 Pf. jährlich, und wenn die Zuschüsse von außen aufhörten oder sich blos auf die Bildung eines Fonds für ein Gebäude beschränkten, so könnten die Mitglieder allein durch ihre Beiträge das Institut fortführen, und noch einen jährlichen Ueberschuß von 60 Pf. zur Reparatur und Vermehrung des Apparats und der Bibliothek haben. Würden die Beiträge auf 1 Pf. jährlich erhöht — was wahrscheinlich ohne Nachtheil des Instituts geschehen könnte — so würden sich 100 Pf. mehr ergeben, für bessere Bezahlung der Professoren oder, wenn sie mit dem bisherigen Salar zufrieden sind, für die Anordnung neuer Vorlesungen. Diese Angaben sind insofern wichtig, als sie unsere frühere Berechnung bestätigen und zeigen, daß auch an Orten, wo die Vermögenden weniger freigebig sind, als in Edinburg, dennoch dieselben schätzbaren Institute durch eine einsichtsvolle Ermunterung, die man am Anfange den Mechanikern gibt, ohne daß man sie jedoch gerade auf eine fortdauernde Unterstützung rechnen ließe, leicht gebildet und erhalten werden können.

Das vollkommne Gelingen von Dr. Birkbecks Plan, zuerst in Glasgow und dann in einer Stadt, die weit weniger Manufakturen zählt, führte natürlich auf die Idee, demselben eine weitere Verbreitung zu geben durch das einzige Mittel, wodurch in England irgend ein Plan allgemein empfohlen werden kann — durch die Ausführung desselben in London. Im October 1823 erschien ein Aufruf von den Herrn Hodgkin und Robertson in dem Mechanics Magazine; er wurde schnell von Dr. Birkbeck selbst und anderen Freunden der Erziehung so wohl als auch von den Meistern der Gewerbkünste und ihren Arbeitern beantwortet. In einer Zusammenkunft im November wurde die Errichtung eines Instituts beschlossen, zugleich eine Subscription eröffnet und eine Anzahl von Grundregeln festgesetzt. Eine derselben, die ich als die wichtigste und wesentlichste unter allen betrachte, bestimmt, daß das Verwaltungscommittee von allen Zuhörern gewählt werden, und wenigstens zwei Drittheile desselben aus Handarbeitern bestehen sollen. Der Plan wurde so schnell in Ausführung gebracht, daß schon im Januar der Präsident, Dr. Birkbeck, das Institut auf eine höchst passende Art mit einem einleitenden Vortrag an viele hundert Arbeiter eröffnete, die von weiten Entfernungen in der schlimmsten Jahrszeit und nach den Mühen des Tags sich herbeidrängten, um jenen Durst nach Kenntnissen zu stillen, der eins der ruhmvollsten Wahrzeichen unsers Zeitalters ist. Nicht weniger passend war das freiwillige Anerbieten eines Kurses von Vorlesungen über Mechanik von Seiten des Professors Millington, der mit edlem Stolze seinen Zuhörern erklärte, daß er ursprünglich zu der nehmlichen Klasse wie sie gehört habe.

Im Laufe des Jahres wurden folgende Vorlesungen gehalten: von Hrn. Phillips über Chemie, Hrn. Dotchin über Geometrie, Dr. Birkbeck über Hydrostatik, Hrn. Cooper über die Anwendung der Chemie auf die Künste, Hrn. Neuton über Astronomie, Hrn. Tatum über Electricität, und Hrn. Black über die französische Sprache. Die Zahl der Arbeiter, die jetzt zu dem Institut gehören, beträgt etwa 1000, und jeder bezahlt 20 Schillinge jährlich. Einstweilen hat die in der Monkwellstraße befindliche Kapelle, in der ehedem Dr. Lindsey Gottesdienst hielt, als Lehrzimmer gedient; und möchten wir für Gegenstände der Art eine Vorbedeutung gelten lassen, so konnte in der That ein Plan zur Veredlung der Menschen nicht unter glücklicheren Auspicien begonnen werden, als indem man die Stätte zur Ausführung wählte, die ein so tugendhafter und erleuchteter Freund seines Vaterlandes einst mit dem Geiste ächter Humanität und allgemeiner Duldung geheiligt hatte. Indessen hat man nur für einen dauernden Sitz des Instituts, in einem geräumigen Platz in den Southampton-Buildings gesorgt. Der Grund zu einem großen Saal für die Vorlesungen und zu passenden Zimmern für die Bibliothek und den Apparat ist daselbst bereits gelegt worden. Die für diese Gebäude erforderliche Summe, die mehr als 3000 Pf. beträgt, ist von Dr. Birkbeck auf eine sehr edelmüthige Weise vorgeschossen worden. Andere haben Geschenke an Büchern, Geld und Apparaten ge-

macht. Mit noch mehr Bewunderung würde ich der Gabe von 1000 Pf., die Sir Francis **Burdett** dem Institut machte, erwähnen, wenn nicht die, welche ihn kennen und seine Handlungsweise beobachten, schon so lange an dergleichen Akte einer eben so weisen als ausgezeichneten Wohlthätigkeit gewöhnt wären, daß sie aufhören, sich darüber zu wundern. Noch muß ich hier die, auf bestimmte Nachrichten gegründete, Ueberzeugung aussprechen, daß die Mechaniker dieser großen Stadt entschlossen sind, so wie sie die Kraft dazu haben, das System, von dem wir reden, fortzupflanzen und weiter auszudehnen; und daß ich nicht den geringsten Zweifel hege, daß sie, selbst ohne weitern Beistand noch andere Institute in den entfernteren Theilen der Stadt errichten werden, wie denn auch in gegenwärtigem Augenblick schon mehrere Filialinstitute bestehen. Die Vorgänge in London gaben den Beförderern der Bildung im ganzen Lande einen großen und allgemeinen Impuls; die erste Stadt, die folgte, war New=castle am Tyne. Im Monat März 1824 wurde daselbst ein Institut für die Unterweisung von Mechanikern, mit Bibliothek, Vorlesungen und wissenschaftlichen Unterhaltungen errichtet, und die erste Versammlung wurde am 11 Mai von Hr. **Turner** mit einem trefflichen Vortrage eröffnet. Die Mitglieder werden durch Ballotiren zugelassen; aber jedes Individuum, das jährlich 12 Schill. bezahlt, ist wählbar. Das Verwaltungscommittee besteht sowohl aus Arbeitern als aus Meistern. Die Bibliothek besteht bereits aus 600 bis 700 Bänden. Außer den Patronen zählt die Anstalt 240 Mitglieder, die jährliche Beiträge geben. Die Zusammenkünfte für Diskussionen sind monatlich. Hier werden Schriften gelesen und Unterhaltungen gepflogen über jeden beliebigen wissenschaftlichen und literärischen Gegenstand, nur mit Ausnahme von theologischen und politischen **Streitfragen**. Auch ist man mit der Bildung eines Fonds für die Anschaffung von Apparaten beschäftigt und die Vorlesungen werden bald ihren Anfang nehmen. Herr **Turner** hatte schon mehrere Jahre vor der Errichtung der Gesellschaft Vorlesungen über Naturwissenschaften für die arbeitenden Klassen gehalten. Die literärische Gesellschaft, die von den Reichen unterstützt, lange in New=castle blühte, muß wesentlich dazu beigetragen haben, jene Liebe zu Kenntnissen an diesem Orte zu wecken, die nun ihren Segen auch unter den übrigen Klassen der Gesellschaft verbreitet. Noch, bemerke ich, daß man hier sich genau an den trefflichen Grundsatz hielt, denen, welche den Eintritt mit einer größeren Geldsumme bezahlten, keine besonderen Vorrechte, sondern allen Theilhabern am Institut gleichen Antheil an der Verwaltung einzuräumen.

Es ist auffallend, daß, der Zeit nach, das nächste Beispiel von einer so unbeträchtlichen Stadt, als **Kendal**, die nicht mehr als 8000 Einwohner hat, gegeben wurde. Dieser Fall ist um so belehrender, weil er zeigt, daß das System auch mit sehr beschränkten Mitteln ausgeführt werden kann. Im April 1824 beschloß man daselbst, eine Bibliothek und ein Institut für Mechaniker zu gründen, wovon jeder, der auf einmal 3 Guineen in Geld oder Büchern bezahlte oder sich mit 4 Schill. jährlich subscribirte, Mitglied werden und stimm- und wahlfähig für das Verwaltungscommittee seyn könnte. Außer 50 — 60 Mitgliedern, die sich ein für allemal eingekauft haben, sind hier 150 Subscribenten, alle aus den arbeitenden Klassen. Die Bibliothek beläuft sich schon auf 300 bis 400 Bände, und ein Brief des würdigen Präsidenten, Hrn. S. **Marschall** liegt vor mir, worin es heißt: „die Bücher werden fast alle auf einmal ausgegeben, so groß ist das Verlangen nach Unterricht." Bei den vierteljährigen Zusammenkünften werden Originalaufsätze über Gegenstände der Literatur und Wissenschaft vorgelesen. Die Discussion kann sich über alle Materie verbreiten, nur abermals mit Ausnahme solcher, an die sich ein polemisches oder Partei=Interesse knüpft. Verflossenen Herbst wurden Vorlesungen über Naturgeschichte gehalten, und dieses Frühjahr wird ein Curs über Mechanik und wahrscheinlich auch über Chemie beginnen. Der Plan dieses Instituts ist einer der besten, den ich noch gesehen habe, mit der Ausnahme vielleicht, daß die Zusammenkünfte zu selten und die *jährlichen Beiträge* zu niedrig angesetzt sind. Diese *Mängel indessen*, vorzüglich der letztere, sind nicht wesentlich *und können leicht* verbessert werden, je nachdem das *Bedürfniß von Mitteln* für Vorlesungen und Apparate es *erfordert, und das* Vergnügen und der Gewinn *einer wissenschaftlichen Bil*dung mehr und mehr gefühlt *werden*.

Seitdem ist auch ***Carlisle nachgefolgt*** und der Hauptgrundsatz, der in *jeder Hinsicht am Meisten im* Auge behalten werden sollte, ist weislich durch einen förmlichen Beschluß anerkannt worden, nehmlich: „daß dergleichen Institute dann am meisten Dauer und Gewinn versprechen, wenn sie hauptsächlich von den Mechanikern selbst *dirigirt* werden." Demgemäß wurde festgesetzt, daß der Verwaltungsrath, der 21 Mitglieder zählt, zu zwei Drittheilen aus Arbeitern bestehen soll. Um ein lebenslängliches Mitglied zu werden, bezahlt man fünf Guineen beim Eintritt und sieben Jahre hindurch, jährlich Eine Guinee. Die anderen bezahlen 8 Schill. jährlich und werden von dem Committee durch Ballotiren aufgenommen; ihre Söhne und Lehrlinge genießen alle Vortheile des Instituts. Seit dem November sind mehr als 300 Bände gesammelt worden. Die Zahl der Mitglieder beträgt 155. Herr **Nichol** hat einen Curs von Vorlesungen über die Naturwissenschaften gehalten. Am Schluße derselben überreichten die Arbeiter, welche sie mit steigendem Vergnügen besucht hatten, Herrn Nichol eine silberne Büchse, vier Guineen werth, worin noch 12 Pf. eingeschlossen waren. Der Secretär, Herr **Dunbar** ist von einigen wohlthätigen Einwohnern von **Dumfries** um Belehrung über die beste Art, ein ähnliches Institut in jener Stadt zu errichten, ersucht worden; und ich habe das feste Vertrauen, daß auch **Whitehaven**, wo nicht die umliegenden kleinern Städte, diesem Beispiele folgen werden. In der That, kein Ort ist zu klein für eine Bibliothek zum Nutzen der Mechaniker, und wo nur irgend die Zahl der

Einwohner es erlaubt, wird ein solches Beginnen sich gewiß mit einer Reihe von Vorlesungen oder wenigstens mit einem den Arbeitern ersprießlichen Curs von Privatunterweisung endigen. Die Stadt Hawick hat nicht über 4000 Einwohner; dennoch wurde eine Gesellschaft der Mechaniker nebst einer Bibliothek vor einigen Jahren daselbst errichtet und Hr. Wilson von Edinburg ging letzten Herbst dahin, und hielt 200 Mechanikern einen Curs über die Natur-Wissenschaften. Aus den wandernden Bibliotheken zu Haddington erwuchs im Jahr 1821 eine Schule der Künste, durch die Bemühungen einiger Handelsleute, die mehrere Jahre zuvor eine Gesellschaft für wissenschaftliche Diskussionen gestiftet hatten. Seitdem haben die HH. Gunn, Cunningham und Dr. Lorimer Vorlesungen über Mechanik, Chemie und Mathematik gehalten. Eben so ist das Beispiel von New-castle in Alnwick befolgt worden, einer Stadt von nur 5000 Einwohnern; eine Bibliothek und eine Gesellschaft wurden dort vorzüglich durch die Bemühungen des Hrn. Johnston gegründet. Ich habe alle Ursache zu glauben, daß in Morpeth und Herham etwas Aehnliches im Werke ist.

Die große, reiche und industriöse Stadt Manchester berechtigte wohl zu der Erwartung, daß sie unter den ersten und eifrigsten sein würde, ein Institut zu gründen. Der Entschluß dazu wurde im April d. J. gefaßt, und es scheint, daß man große Anstalten machte, den Plan in Ausführung zu bringen; 798 Pf. waren vor Ende Juli eingenommen worden; davon waren 243 Pf. jährliche Schenkungen, 191 Mechaniker hatten sich mit Einem Pf. jährlich eingeschrieben. Eine Bibliothek ist im Werden und Vorbereitungen werden, wie ich höre, zu einem Curs von Vorlesungen getroffen. Die Verwaltung des Instituts ist aber Direktoren übergeben, die allein von und aus den Ehrenmitgliedern gewählt sind. Dieses sind Personen, welche entweder 10 Guineen beim Eintritt oder jährlich eine Guinee bezahlen, außer der erst erwähnten (jährlichen) Subscription mit einem Pfund. Es würde ungeziemend seyn, anders, als mit großer Vorsicht über die Richtigkeit von Ansichten zu urtheilen, die sich vielleicht auf örtliche, entfernten Beobachtern unbekannte, Rücksichten gründen; aber ich kann nicht umhin, den ernstlichen Wunsch auszudrücken, daß dieser Theil des Plans von den trefflichen und aufgeklärten Männern, die ein so gutes Werk gestiftet haben, möge von Neuem in Erwägung gezogen werden. Vielleicht wird die Thatsache, daß zu den Gesellschaften, die an Orten, wie Kendal und Carlisle nach dem entgegengesetzten Princip gebildet wurden, fast eben so viele Mechaniker hinzutraten, wie zu Manchester, wo die Bevölkerung wenigstens zehnmal so stark und die Industrie solchen Unternehmungen weit mehr zusagend ist und wo, wie ich bestimmt weiß, 1200 Exemplare des Mechanics Magazine am ersten Tage seines Erscheinens abgesetzt wurden — meinem Wunsche einiges Gewicht geben.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem politischen Leben in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die sibyllenhafte Sprache des Schwarzen hatte dem Sous-Chef imponirt. Er eilt nach Montrouge. Er läßt sich melden und wird sogleich vorgelassen. Ein kleiner breitschultriger Mann mit blutrothen, schlappen Wangen empfängt ihn — Pater Candide. Visatout erklärt sich kurz über den Zweck seiner Reise; der Pater, ohne ein Wort zu sprechen, schlägt ein großes Buch auf, sieht bald in das Buch, bald auf den Gast und sagt endlich: Richtig.

„Mein Freund, man hat Sie mir als gutdenkend prädizirt."

„Als gutdenkend, mein Pater? Ich denke nicht viel, ob gut, wage ich nicht zu entscheiden, aber ich suche..."

„Erfüllen Sie Ihre Andachtspflichten?"

„Ich wollte . . . ich hätte gern . . . "

„Reden Sie frei; gehen Sie Sonntags in die Messe?"

„Ach! Nein!"

„Was thun Sie denn den heiligen Tag über?"

„Ich spiele Schach."

„Das ist wohl eine anziehende Unterhaltung?

„Man setzt verschiedene Steine gegen einander in Bewegung. Das Schöne des Spiels besteht darin, daß ein König von seinen Laufern, seinen Rittern, seiner Dame rc. recht ins Gedränge gebracht wird, bis dem armen Monarchen, nachdem er in allen seinen Bewegungen gelähmt ist, zuletzt Nichts übrig bleibt, als die Rolle eines Gliedermanns."

„Ich kann mir denken, daß das Spiel sehr interessant seyn muß. Man muß aber doch auch sehen, daß man wenigstens jeden Monat am ersten Sonntag ein Amt besucht. Wie benehmen Sie sich, wenn Sie von der Gesellschaft Jesu übel reden hören?"

„Ich schweige."

„Daran thun Sie sehr Unrecht. Sie müssen künftig mit Ihrem Glaubensbekenntniß in Bezug auf diesen Gegenstand hervortreten. Ohne sich in lange Discussionen einzulassen, führen Sie einige Thatsachen an, womit Sie den Gottesleugnern oder — was ganz dasselbe ist — unsern Feinden das Maul stopfen; sagen Sie, daß alle Verfolger der Jesuiten auf eine klägliche Weise endeten; sagen Sie, daß Pascal, zur Strafe für seine Verleumdungen, sein ganzes Leben lang durch die schreckliche Vision eines neben ihm geöffneten Abgrundes gequält wurde und zuletzt am Brand der Eingeweide starb; sagen Sie, daß die Parlamente, die sich einbildeten, uns zu vernichten, selbst nicht mehr existiren; sagen Sie, daß Ludwig XVI, augenscheinlich für den Frevel Ludwigs XV, der, im Complott gegen die Vorsehung, mit dem Afterpabst Ganganelli die Aufhebung der Gesellschaft Jesu beschloß, auf dem Schaffot büßte; sagen Sie, daß alle unsere Freunde mit himmlischer Gnade in dieser und in der andern Welt überhäuft wurden; und wenn Jemand von sogenannten Freiheiten der gallikanischen Kirche spricht, so sagen Sie, daß die Entscheidungen des heiligen Vaters die einzigen Glau-

bensregeln seyen, wovon Sie wissen. Aus dieser Kreislinie gehen Sie nicht hinaus; vor allen Dingen hüten Sie sich, auf Einwürfe zu antworten. Haben Sie verstanden?“

„Ich verstehe.“

„So empfangen Sie dieses Scapulier — unser General, der Pater Luigi Fortis, hat es eigenhändig eingesegnet — es ist das sichtbare Zeichen Ihrer Verpflichtungen gegen die Gesellschaft Jesu; tragen Sie es immer an sich und haben Sie keine Sorgen mehr, Ihre Stelle als Sous-Chef zu verlieren. Dafür bürgt Ihnen die Gesellschaft Jesu, so lange Sie ihr treu seyn werden; aber hoffen Sie ja nicht, eine einzige Ihrer Handlungen vor uns verbergen zu können. Wo Sie sich befinden, vergessen Sie nie, daß ein Jesuite Ihnen zur Seite steht. Wie! Sie zweifeln? Werfen Sie einmal einen Blick in dieß Buch und lesen Sie den Artikel, der Sie betrifft; Hat auf seinem Pult die Etoile und den Constitutionnel; liest aber nur das letztere Journal. Spielt jeden Sonntag Schach.... Gehen Sie in Frieden, mein Sohn.“

Hr. Visatout kam nicht so bald von seinem Staunen zurück; das Buch, worin seine Handlungen verzeichnet waren, schien ihm das Buch des Schicksals; er blickte von Zeit zu Zeit um sich, um sich zu überzeugen, ob wirklich kein Jesuite in der Nähe sey. „Endlich,“ sagte er halblaut vor sich hin, „endlich bin ich meiner Stelle sicher; ich habe mich festgenietet, wie der Herr Finanzminister.“ Und laut setzte er hinzu: „Meiner Treu, eine schöne Einrichtung, diese Jesuiten; man müßte ein Mensch ohne Anstellung, ein rechter Taugenichts seyn, wollte man anders reden.“

„Ich bin nicht Ihrer Meinung,“ sagte Jemand, der hinter ihm die Straße kam.

„Desto schlimmer für Sie,“ entgegnete der Sous-Chef mit dem ganzen Feuereifer des Proselyten, „desto schlimmer für Sie! Und nun überströmte er jenen mit seiner neugebackenen Gelehrsamkeit von Pascal, von den Parlamenten ꝛc., daß dem Armen der Angstschweiß auf der Stirne stand. Dieser, ein ungelehrter Buchhändler, erzählte hierauf, er sey in Montrouge gewesen, um sich sein Patent versichern zu lassen, wegen dessen er Besorgnisse hege; Pater Candide habe ihn nicht gut aufgenommen und ihm den Druck seines Monsieur Arouet vorgeworfen; er habe sich damit entschuldigen wollen, daß er eben vor Allem Buchhändler sey; Pater Candide aber habe Nichts gesagt als: Ich bin eben vor Allem Jesuite, und ihm den Rücken gekehrt.

„Mein Freund, Sie haben einen dummen Streich gemacht.“

„Ach, ja.“

„Ihr Patent steht auf dem Spiel.“

„Verdammt, wer mir gerathen hat, diesen Voltaire zu drucken! (Den ich übrigens gut verkauft habe.)“

„Sie sind also Willens sich zu bessern — gut, so beweisen Sie es: machen Sie sobald als möglich eine vollständige Ausgabe der Missionsgesänge; dieß ist das einzige Mittel, Ihr Patent zu retten.“

„Ich werde mich gleich heute an diese Arbeit machen.“

Ein Coucou fuhr vorüber und sie stiegen beide ein. Zw[ei] Personen, ein Ochsenhändler und ein Schlosser, saßen i[n] dem Wagen und sprachen mit den größten Loberhebunge[n] von Montrouge. „Sie sehen,“ sagte der Sous-Che[f] zum Buchhändler, „daß Jedermann meiner Meinung ist.“ Während der Unterhaltung bemerkte Visatout durch den Hemdschlitz des Ochsenhändlers ein Stückchen vom Scapulier. Die Gesellschaft des Coucou verstand sich trefflich zusammen und man trennte sich unter gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen. „Welche schöne, heilige Einrichtung,“ sagte der Sous-Chef des andern Tags, als er sich au[f] die Kanzlei begab, „welche schöne, heilige Einrichtung, diese Gesellschaft der Jesuiten, die solche Eintracht stiftet.“

(Fortsetzung folgt.)

Martinez de la Rosa.

Unter den berühmten Spaniern, die, durch politische Stü[rme] aus dem Vaterland vertrieben, und durch eine seltsame Schick[ung] genöthigt wurden, bei demselben Volk, das ihre Verbannung her[bei]geführt hatte, ein Asyl zu suchen, ist der ausgezeichnetste Do[n] Francisco Martinez de la Rosa. Zu der Würde ei[nes] Professors der Philosophie in einem Alter erhoben, wo An[dere] noch auf den Schulbänken sitzen, verließ er in Folge der französischen Invasion seinen Lehrstuhl auf der Universität Granada, wo er seinem Vaterland so viele Ehre gemacht hatte, um sich nach Cadix zu flüchten. Hier, mitten unter den Gefahren der Belagerung, arbeitete er mit andern Flüchtlingen an der Begründung jenes Constitutionswerks, welches die Spanier unter die Fahnen des Vaterlands sammelte und das mächtige Heer Napoleons vernichtete. Martinez hatte kaum sein zwanzigstes Jahr (das durch die Constitution festgesetzte Alter) erreicht, als er zum Mitglied der ersten Cortes ernannt wurde, welche der undankbare Fürst, nachdem er von ihnen auf den Thron gesetzt worden war, in die Acht erklärte. Nach der Revolution vom Jahre 1820 ward er zum zweiten Mal in die Nationalversammlung berufen, und die glänzenden Talente, die er als Redner und Publicist auf der Tribüne entwickelte, so wie die bekannte Rechtlichkeit seines Characters und die Weisheit seiner Rathschläge erhoben ihn zu dem Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Man machte damals die auffallende Bemerkung, daß in den drei Ländern, deren politische Verhältnisse am Bewegtesten und Verwickeltsten waren, das diplomatische Departement unter Gelehrten stand, unter Canning in England, unter Chateaubriand in Frankreich, und unter Martinez de la Rosa in Spanien. Gewaltsam in das Privatleben zurückgestoßen und die allgemeine Achtung theilend, fand Martinez de la Rosa Trost für sein Exil in jenen friedlichen Arbeiten, die den Ruhm des jungen Professors begründet und die Erholungsstunden des Staatsmannes ausgefüllt hatten. Immer noch seinem Vaterlande treu zugethan, rächt er sich edelmüthig für die Unbilden, welche er für dessen Sache erdu[ldet], indem er dem wissenschaftlichen Ruhme desselben jene Dien[ste] weiht, die er ihm auf keinem andern Wege zu weihen verm[ag], und ihm die Achtung der Nation zu erringen strebt, gegen welch[e] er die heimische Freiheit zu vertheidigen umsonst bemüht war.

Gegenwärtig erscheint nun eine Sammlung seiner Werke i[n] vier Bänden (Obras literarias de Don Francisco Martinez de la Rosa) folgenden Inhalts: eine Poëtik in Versen, ei[n] Lustspiel „die Tochter zu Haus und die Mutter auf dem Ba[ll]“ und ein Trauerspiel „Padilla's Wittwe.“

Berichtigung.

In dem Aufsatz London Num. 168, S. 670, Sp. 2, unten statt in deren bleichen Herzen die Kraft des Bösen ist lies erloschen ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 172. 20 Juny 1828.

Scenen aus dem politischen Leben in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wie man nichts als brauchbar zu seyn braucht, um schnell befördert zu werden.

Aber wer ist das wichtige Wesen, das vor mir auf die Tuillerien zu stolzirt, den Kopf zwischen den Schultern wiegt und die Backen aufbläst, daß ich sein Schnauben höre? — Hm! der Mann schnäuzt sich wie ein Bischof, hustet wie ein Deputirter, spuckt wie ein Minister! — Mit einem Male pflanzt sich die ehrfurchtgebietende Gestalt auf, und mit einem musternden Blick, den sie über den Horizont laufen läßt, als ob sie eine Domäne inspizirte, dreht sie sich um und vor mir steht — Visatout, weiland mit dem abgeschabten Rock und dem gebückten Klientengang, jetzt in ein prachtvolles Ternaux-Tuch drapirt.

„Was! Sie sind es, mein lieber Sous-Chef!“ Bei dieser Betitlung verbreitet sich eine leichte Röthe über Visatout's Gesicht, mühsam hebt er den Arm auf und reicht mir mit der herablassenden Herzlichkeit eines Großen — seinen Zeigefinger.

„Ja, ich war Sous-Chef und schäme mich dessen nicht.“

„Es ist noch nicht so lang.“

„Wohl. Eine übertriebene Bescheidenheit hatte mich abgehalten, auf den Posten Anspruch zu machen, zu welchem mich meine Talente berechtigten; wenn mir mein Sekretär seine Arbeit zur Unterschrift bringt, so versichert er mich, daß ich eine ungemeine Gewandtheit in der Ausfertigung von Geschäften besitze.“

„Sie wären schon Minister?“

„Noch nicht so recht. Ich bin gegenwärtig Divisions-Chef oder Unterminister und Staatsrath.“

„Es freut mich, ich hoffe Sie bald Excellenz zu begrüßen.“

„Nein, mein Lieber, ich werde diesen Posten nicht annehmen. Sehen Sie, es ist eine Verantwortlichkeit damit verbunden, welche . . ., kurz eine Verantwortlichkeit . . .“

„Die nicht so schrecklich ist.“

„Soll ich offen mit Ihnen reden?“

„Sie sind ja noch nicht Minister.“

„Je nun, ich liebe die Art nicht, wie man mit dem Ministerium verfährt; über das Gebelfer des Neids und des Mißvergnügens würde ich mich hinwegsetzen. Die Nachtigall singt troß dem Quacken der Frösche und dem Krächzen der Raben. Der Minister ist die Nachtigall; die Raben, die Frösche sind . . . Allein, was mich am Meisten ärgert, ist die Gemeinheit, wie man mit Männern, die nur das allgemeine Beste wollen, um ein paar lumpige Millionen mehr oder weniger knickert.“

„Sie haben Recht, das ist eine Schande.“

„Noch mehr (mit dem Ton eines Schauspielers, der wieder in seine Rolle fällt), um Minister zu werden, hat es bei mir ein Hinderniß, das ist meine Unfähigkeit.“

„So lassen Sie sich zum Deputirten wählen?“

„Meine Stimme wäre dort überflüssig; ich wünsche mir einen Posten, der mir möglich macht, ganz meinen Pflichten gegen Thron und Altar zu leben.“

„Einen solchen Posten gibt es nur nicht.“

„Noch nicht, aber . . . Wünschen Sie mir Glück zu den Segnungen, welche die Vorsehung über meine Familie ausschüttet. Drei von meinen Kindern bekleiden Stellen, wo sie der Regierung und dem Staat sehr nützliche Dienste leisten. Meine Tochter Ursula ist Vorsteherin mehrerer Erziehungshäuser im Gard-Departement, wo sie an der Bekehrung junger Protestanten arbeitet. Mein Sohn Innocenz hat sich in verschiedenen Missionen ausgezeichnet . . .“

„In China?“

„Nein.“

„In Japan?“

„Mit Nichten.“

„Also gewiß in der Türkei?“

„Nichts von Allem, sondern in der Normandie. Mein Sohn Innocenz, sage ich Ihnen, hat die Zusicherung eines Bisthums erhalten; denken Sie sich mein Glück, einen Sohn zu haben, der mich firmeln kann. Endlich mein Sohn Hercules ist Präfekt. Er war kaum einen Monat Unterpräfekt, als man ihm eine Oberbeamtung versprach; er wartete nur auf die Erledigung einer Präfektur. Und nun preisen Sie mit mir die Wege der Vorsehung, wie es sich so wunderbar fügte, daß gerade sein Präfekt es seyn mußte, der die Missionäre nicht ganz höflich aufnahm und folglich abgesetzt wurde; man sagt, dieser Beamte habe sich in der Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf geschoß[illegible]nisse sind ein rechtes Glück für meine Familie! Gegenwärtig befinden sich alle meine Kinder auf Urlaub hier. Welches Glück! Meine Zufriedenheit wäre vollkommen, wenn nur auch mein Benedikt einen guten Platz hätte;“ denn ich liebe diesen Sohn wie Jakob seinen Benjamin, weil er mein jüngster ist.“

„Und warum sollte Ihr Sohn Benedikt nicht auch irgend eine einträgliche Bedienstung bekommen können?

Von einer Familie, wie die Ihrige, wo so sichtbar der Segen Gottes waltet; müssen alle Mitglieder zu der politisch-religiösen Wiedergeburt Frankreichs beitragen."

„Leider ist mein Benedikt taubstumm. Aber, diesen kleinen organischen Fehler abgerechnet, ist er schlau wie ein Fuchs und gewandt wie ein Affe. Doch es wird spät, mich ruft die Pflicht. Wenn Sie einen Neffen oder einen Vetter unterbringen wollen, zählen Sie auf meine Protektion; ich kann Ihnen vielleicht eine Supernumerariusstelle in meinen Kanzleien verschaffen."

Seine Halb-Erzellenz, Hr. Visatout, reichte mir noch einmal seinen Zeigefinger und weg war er. Er hatte wohl gethan, sich zu beeilen. Pater Sycophantin und Frater Doucet erwarteten ihn.

„Denken Sie," sagte der Erstere, roth vor Zorn, „das Gerechtigkeits- und Liebesgesetz ist von der Pairskammer verworfen worden — das herrliche Gesetz — Sie müssen Herrn von Martignac darüber gehört haben, um es nach seinem ganzen Werth zu schätzen — welches die Pest der Presse in Frankreich ausgerottet hätte. Diese eigensinnige Erbkammer! Bald leistet sie uns so gute, bald so schlechte Dienste; sie gibt sich die Miene, als ob sie für kleine Verletzungen der Charte ein Gewissen hätte, nachdem sie dieser durch die Septennalität und das Sacrilegiumsgesetz den Herzstoß versetzt hat. Sey es noch um eine tüchtige Lieferung neuer Pairs und man wird sie schon mit sich selbst in Einklang setzen. Decaze hat sich begnügt, ihr einige leichte Rekruten in den Schoß zu werfen, Villele wird sie durch royalistische Geister und Bäuche vom Gewicht Humberts von Sesmaison erdrücken (va l'écraser d'esprits et de ventres monarchiques du poids d'Humbert de Sesmaisons). Doch unser nächstes Geschäft ist jetzt, daß wir die Censur-Commission unter dem Vorsitz des berühmten Bonald, unsers ersten Dialektikers und Taktikers, organisiren. Die Gesellschaft Jesu kommt Ihren Wünschen entgegen, mein lieber Hr. Visatout, sie genehmigt Ihren Eintritt in den zu bildenden Ausschuß der Censoren; nur möchten wir uns vorher gerne überzeugen, Hr. Visatout, ob Sie die einem brauchbaren und loyalen Censor unentbehrlichen Studien mit Eifer und Erfolg betrieben haben?"

„Ich schmeichle mir, meine Väter, daß Sie mich nicht blöde finden werden; ich wurde zu verschiedenen Malen im Tourniquet *) verwendet und ohne Anmaßung darf ich sagen, daß es mir mit einigem Scharfsinn gelungen ist, die Regierung von etlichen lästigen Wählern zu befreien, deren Ansprüche zwar sehr scheinbar, aber nichts desto weniger ganz ungegründet waren."

„Schön, schön: das mag als ein gutes Noviziat für die Censur gelten; aber Ihre wirklichen Studien . . . ?"

„Sie werden mit mir zufrieden seyn. Ich besorgte in den betreffenden Bureaux das Geschäft, aus den liberalen oder jakobinischen Blättern die Redensarten auszuschneiden, welche die Zielscheibe der heiligen Journale der Congregation und des Ministeriums zu seyn verdienten."

*) Die Kanzlei, in welcher die Wahlregister verifizirt werden. Sie befindet sich in der Nähe des Justizpalastes, neben der Sicherheitspolizei, wo einst Hr. Vidoc hauste.

„Vortrefflich. Sie werden die Güte haben, Hr. Visatout, uns eine kleine Probe Ihrer Geschicklichkeit mitzutheilen. Hier ist ein Constitutionnel und ein Courrier Français. Nehmen Sie diese Journale herzhaft unter Ihr kritisches Messer, als ein redlicher Arzt, der, um seine Patienten zu retten, zur Amputation schreitet."

Hr. Visatout drauf los, liest, und schneidert, daß es Fetzen gibt — Alles in einem Augenblick.

„Beim heiligen Ignaz! Kein Engel könnte seine Sache besser machen! Schon zehn Paragraphen castrirt! Dreißig Redensarten weggeputzt! Recht so, man soll keinen Talon, d'Agueßeau, l'Hospital loben. Ha! Bewundernswerth! Da schonen Sie Einen von unsern Besten. Natürlich sagt Ihnen Ihr Verstand, daß er nicht im Ernst mit uns Krieg führt; um einander bei dringenden Gelegenheiten besser zu dienen, muß man manchmal den Schein annehmen, als ob man auf einander recht erbost wäre.

Sie sind berufen, lieber Visatout, der Schlange des Liberalismus den Kopf zu zertreten. Dieser Beruf trägt Ihnen einen Adelsbrief ein. Sie sollen eine Schere im schregen Kreuz zum Wappen haben; es wird sich auf Ihrer Kutsche gut ausnehmen. Aber suchen Sie indessen aus dem Umgang einiger Edeln, welche die Wissenschaft der Censur eben so praktisch als theoretisch gepflegt haben, Vortheil zu ziehen, lassen Sie deren Beispiel und Grundsätze auf Ihren Geist wirken *und dann betreten Sie kühn* die glorreiche Laufbahn, *die wir Ihnen eröffnet haben.*"

„Tausend Dank, bester Gönner: ich bin durch Ihre Güte so reich an Segnungen des Himmels, daß mir Nichts zu wünschen übrig bliebe, wenn nur mein Sohn Benedikt auch dem Staat nützlich seyn könnte, wenn er wenigstens . . . "

„Auch für Ihren Taubstummen ist gesorgt; er kommt in die geheime Kanzlei, ja er befindet sich in diesem Augenblick bereits in Thätigkeit."

Die Väter nehmen Abschied. Visatout versinkt in selige Träume, und bunte Erscheinungen ziehen vor seiner Seele vorüber. Hold lächelt ihn der heilige Dominikus an, lustig lodern die Holzstöße auf. Unter das Volk werden Weinflaschen und Würste vertheilt, und es jubelt den Auto da fes entgegen, und fragt, warum man blos ketzerische Bücher und nicht lieber Ketzer verbrenne? — Schon lagen Voltaire, Rousseau, d'Alembert, Diderot, Bayle in Asche, und Andere erwartete dasselbe Schicksal, da klopft's an der Thür und herein tritt ein Lackey, der den Staatsrath, Direktor der Posten, meldet.

Der Direktor des schwarzen Kabinets.

„Ich komme, lieber College, Ihnen zu dem außerordentlichen Talent Ihres Sohnes Benedikts meinen herzlichen Glückwunsch abzustatten. Er brauchte kaum einen Blick auf die verschiedenen Operationen meines geheimen Bureaus zu werfen, um sie selbst mit einer Geschicklichkeit auszuführen, die meine Leute in Erstaunen setzte. Es erlies ich ihm denn auch das gewöhnliche Noviziat von

sechs Monaten und ernannte ihn sogleich zum wirklichen Siegelbrecher (expert-décacheteur)."

Visatout.

„Wie sehr bin ich Ihnen, Herr Direktor, für die Beweise von Gunst verbunden, womit Sie meinen Sohn von seinem ersten Auftreten an beehren."

Der Direktor des schwarzen Kabinets.

„Wie! Sie reden von Gunst! Nein, Ihr Sohn verdient seinen Grad. Ein Brief, der in seinen Händen ist, entsiegelt sich, kann man sagen, von selbst, wie sich die junge Lilie vor der Sonne öffnet. Und in der Kunst des Wiederversiegelns ist er, wenn's möglich wäre, noch stärker. In der That, die Natur hat ihn für dieß Fach geschaffen, und wenn er so fortfährt, sich auszuzeichnen, so werde ich ihn zu meiner rechten Hand machen. Einen Taubstummen von seinem Genie finde ich unbezahlbar.

Visatout.

„Ich erkenne den ganzen Werth der edlen Gesinnung, die aus Ihrem Urtheil über meinen Sohn hervorleuchtet. Für seinen Eifer, so viel Wohlwollen zu verdienen, bürge ich. Die Vorsehung, die ihm zwei Organe weniger verlieh, beabsichtigte, wie ich mit Ihnen überzeugt bin, seine vollkommene Ausbildung für die Arbeiten Ihres Kabinets, die eben so sehr Verschwiegenheit als Sammlung des Geistes erfordern."

Der Direktor des schwarzen Kabinets.

„Gewiß. — Ich führe Sie einmal in mein kleines Arsenal, wo ich Ihnen eine Menge Sachen zeigen werde, wovon die unbedeutendste dem Verstand des großen Königs Ehre macht. Unsere sinnreiche Anstalt bestand im schönsten Flor bis auf die constituirende Versammlung, welche aus Haß gegen alle monarchischen Einrichtungen die Grille hatte, das Briefgeheimniß zu respektiren. Zum Glück folgten auf die Zerstörer die Wiederhersteller, und mein Bureau ist der eigentliche Schild des Königreichs gegen die Verschwörung der Philosophie, der Revolutionäre und der Jacobiner."

Visatout.

„Wer also Plaignier's Luntenpetarde roch, war . . . ?"

Der Direktor des schwarzen Kabinets.

„Das schwarze Kabinet."

Visatout.

„Wie! Auch die Verschwörung Caron's und die der vier Unteroffiziere . . . ."

Der Direktor des schwarzen Kabinets.

„ . . . entdeckte das schwarze Kabinet."

Visatout.

„Die berühmte schwarze Stecknadelverschwörung . . . ?"

Der Direktor des schwarzen Kabinets.

„ . . . entdeckte das schwarze Kabinet."

Visatout.

„Sie steigern meine Achtung für dieß schöne Institut; ich betrachtete es zwar immer als sehr nützlich für unsere Absichten, wußte aber nicht, daß es dem Staat so wesentliche Dienste geleistet hatte."

Der Direktor des schwarzen Kabinets.

„Die wüthenden Deklamationen der Liberalen gegen das schwarze Kabinet konnten Ihnen dessen Verdienst allein schon beweisen. Wenn es nicht unter meiner Würde wäre, auf ihr Geschrei zu achten, so würde ich sie mit ihren eignen Waffen schlagen. Das schwarze Kabinet wäre gegen die Charte! Heißt es nicht ausdrücklich, der König habe alle Maßregeln zu ergreifen, welche die Sicherheit des Staats erfordert? — Die wahren Freunde des Throns aber kann ich damit beruhigen, daß ich mich auf das Wort des großen Königs berufe: „Der Staat — das bin ich," woraus mit unumstößlicher Gewißheit folgt, daß die königl. Regierung, indem sie die Briefe ihrer Unterthanen öffnet, nur ihre eigenen Briefe liest."

Bei diesen Worten erhob sich der Direktor des schwarzen Kabinets mit einem bedeutungsvollen Lächeln, drückte Hrn. Visatout die Hand und begab sich in aller Hast fort, um mit einer hohen Person zu arbeiten. Hr. Visatout begab sich seinerseits in das Censur-Laboratorium.

(Schluß folgt.)

Die Kaiserin von Haiti in Florenz.

(Schluß.)

Alle diese Erinnerungen lebendig in meiner Seele trat ich meinen Gang nach dem Palazzo Guigni an, der dermaligen Residenz der Exkaiserin-Königin von Haiti, ohne zu wissen, auf welche Weise ich meinen Besuch einleiten sollte, oder ob ich überhaupt angenommen werden würde. Es fiel mir ein, daß es das Beste sey, mich zuerst an die café-au-lait-farbige Gesellschaftsdame zu wenden und ihr zu erklären, wer ich sey und weshalb ich komme. Dieser Plan gelang vollkommen; sie übernahm es, mich zu melden, und brachte mir in wenigen Minuten die Antwort zurück: „ich sey willkommen, und Madame Christophe werde sich glücklich schätzen, mich als einen Freund von anderen Zeiten her zu empfangen."

Ich wurde in ein sehr anständiges Gesellschaftszimmer eingeführt, in dem ich die jüngere Dame vor einer Stickerei fand. Sie war sehr lebhaft und angenehm, aber durch einen sonderbaren Mißgriff hatte sie ein weißes Kleid gewählt, das bis an den Hals hinaufging und die Farbe ihres Gesichtes noch sonderbarer auffallend machte. Wir knüpften eine Gemeinplatzunterhaltung über das Wetter und die Hitze an, bis sich ihre Mutter zu uns gesellte, die, auf den Arm ihrer Gesellschafts-Dame gelehnt, eintrat und sich neben mich auf das Sopha setzte. Sie hatte sich sehr verändert, seit ich sie zuletzt sah; die Zeit und der Kummer hatten die gewöhnlichen Spuren auf ihrem Gesicht gelassen, doch lag in ihrem Wesen eine gewisse Würde, die zu sagen schien, daß sie sich entschlossen habe, ihre frühere Lage zu vergessen und ihre gegenwärtige, wenn nicht mit Freude, doch mit Resignation zu tragen. Da ich sie, wie ich es in früheren Zeiten gewohnt war, mit dem Titel Majestät anredete; so unterbrach sie mich schnell, mit den Worten: „Wenn ich kein Engländer wäre, würde sie vorausgesetzt haben, daß ich mich mit ihr belustigen wolle. Ich bin jetzt, fügte sie hinzu und legte ihre Hand auf meinen Arm, nur die

Veuve Christophe, und Alles, was ich thun kann, ist, so viel als möglich, die Dunkelheit zu suchen. Seit ich Sie zuletzt gesehen habe, mein Herr, fuhr sie fort, habe ich einen Gemahl, einen Thron und alle meine Kinder verloren. Nur diese eine (indem sie auf ihre Tochter wies) habe ich gerettet, und die Sorgen haben mich aller Eitelkeiten dieses Lebens entwöhnt; in meinem Alter und in meiner Lage kann ich meinen Blick nur auf die zukünftige Welt richten, als einen Ort der Ruhe und des Friedens." Ihr Kummer war so ohne alle Affectation und die Unglücksfälle, welche sie getroffen hatten, waren so schwer gewesen, daß das Herz wahrlich hart hätte seyn müssen, das nicht an ihren Gefühlen Antheil genommen hätte. Es zeigte sich durchaus nichts Selbstisches an ihr; sie schien mehr ihre Lieben zu bedauern, die sie verloren, als die zeitlichen Vortheile, die sie einst genossen hatte, oder die hohe Stellung, von der sie herabgefallen war. Es war eine Würde in Allem, was sie sagte, die bei jedem Anderen Aufmerksamkeit und Achtung verdient hätte, bei ihr aber die angenehme Ueberraschung erregen mußte, daß eine Person, unter so wenig Aufforderungen oder Gelegenheiten zur Ausbildung ihres religiösen Gefühls, eine so hohe Stufe der Religiosität erreicht hatte. Ein Unglück, wie das ihrige, läßt wenig Trostgründe zu, und ich würde daher gern das Gespräch auf einen angenehmeren Gegenstand gewandt haben, als diesen; aber sie suchte die Erwähnung ihres Mißgeschickes eher selbst herbeizuführen, als zu vermeiden, es schien ihr eine Erleichterung zu gewähren, darauf zu verweilen.

Mit aller Geschwätzigkeit des Alters erzählte sie mir ihr Leiden wieder und wieder, beschrieb sie mir den Kampf ihrer Gefühle, als sie den Schuß fallen hörte, der — wie sie wußte — ihren Gemahl des Lebens beraubte. Sie waren zu Sans Souci, wo Christoph einige Zeit durch Unpäßlichkeit im Bett gehalten worden war. Die Armee hatte sich empört und rückte von Cap François, das nur wenige Meilen entfernt ist, in voller Wuth heran, entschlossen, ihn zu vernichten. Sie beschrieb ihr Entsetzen, als ihre Kinder von ihrer Seite gerissen wurden. Der eine Sohn, ein tapferer Jüngling, leistete verzweifelteren Widerstand, als die übrigen; er wurde unter ihrem Fenster, wörtlich, in Stücke gehauen. Sie hörte ihren ältesten Sohn um sein Leben bitten, aber er flehte zu Menschen, die kein Erbarmen kannten. Er war in England erzogen worden und war ihr Lieblingskind; auch bei dem Volke war er sehr beliebt, und dieses machte einen leichten erfolglosen Versuch, ihn zu retten. Die Soldaten siegten, und bald waren die treuen Diener, die sich um ihren unglücklichen jungen Herrn gesammelt hatten, zerstreut. Eine Salve, und alles war vorüber; die Hoffnungen der Mutter wurden in ihrer Blüthe geknickt, und der vielversprechende junge Mann fiel als ein Opfer der eigensinnigen Ehrsucht seines Vaters. Die arme Dame hatte nicht einmal den Trost ihre ermordeten Kinder zu begraben, ihre verstümmelten Ueberreste wurden von dem wüthenden Pöbel fortgerissen, und mit aller erdenklichen Schmach behandelt. Sie selbst wurde nur mit größter Mühe durch die Menschlichkeit einiger B amten ihres Gemahls gerettet, die zu viel Dankbar für die Wohlthaten ihres alten Herrn hatten, als s sie seine Witwe in ihrer Noth verlassen hätten. S hielten sie und ihre einzige übrig gebliebene Tochter ein Zeit verborgen, bis die Wuth der Revolution nachgelass hatte, worauf es ihnen gelang, sie insgeheim an B eines englischen Kauffahrers zu bringen, auf welchem bald San Domingo verließen.

Der Mann, dem sie hauptsächlich ihre Rettung ve dankte, war — meine ich — ein Baron Dupuis, wie damals genannt wurde, ein Mulatte, und — wenn i mich recht erinnere — der Regierungsdolmetscher, als i auf der Insel war. Treue und Dankbarkeit sind jetz selten, daß sie erwähnt zu werden verdienen, wo wir immer finden. Was für eine Farbe er auch gehabt hab mag, das Herz dieses Mannes war auf seinem recht Platz; und weiß, schwarz, oder broncefarben, verdien er auf die Nachwelt zu kommen. Christoph's Schicks erweckt keine Verwunderung; er machte zu despotischen Gebrauch von seiner Macht, als daß sie hätte dauernd seyn können; augenscheinlich hatte er eine solche Katastrophe erwartet, da er bedeutende Geldsummen in den englischen Fonds angelegt hatte, von denen, wie von den Juwelen, die sie gerettet hat, seine Witwe jetzt subsistirt und im Stande ist, ein sehr anständiges Haus zu erhalten.

Ich nahm vielen Antheil an der traurigen Geschichte der armen Dame, und es machte ihr eine Art von melancholischem Vergnügen, dieselbe bei allen Gelegenheiten zu wiederholen. Ich pflegte sie während meines Aufenthaltes in Florenz häufig zu besuchen und fand sie immer unveränderlich die nehmliche. Sie lebte in der größten Zurückgezogenheit und nahm nur wenige Personen an, da sie wohl wußte, daß die, welche kamen, mehr durch Neugierde, als durch Wohlwollen angezogen wurden. Sie war sehr dankbar für meine Aufmerksamkeit und besuchte mich zuweilen auf einer Villa, die ich auf dem Lande hatte, wo sie erfreut war, frei herumgehen zu können, ohne Aufsehen zu erregen. Ich that Alles, was in meinen Kräften stand, sie zu unterhalten, und erbot mich oft, ihr die Stelle eines **valet de place** zu vertreten. Aber so oft ihre Tochter den Wunsch ausdrückte, etwas mehr in die Welt hinaus zu kommen; so unterdrückte sie denselben: „Nein, pflegte sie zu sagen, es ist nichts für uns, wir sind bereits hinreichend Gegenstände der Neugierde mit unsern schwarzen Gesichtern; wir haben nicht nöthig, uns auch noch zu Gegenständen des Mitleidens zu machen. Ich will meine Leiden nicht vor der Welt ausrufen." „**Afficher mes malheurs**" war der Ausdruck, dessen sie sich bediente; und sie hatte noch genug von der Königin, um entschieden zu seyn in ihren Entschlüssen, und fand daher ohne Widerspruch Gehorsam. —

Die Exkaiserin von Haiti lebt jetzt in Pisa, wo ich sie vor Kurzem erst sah; und, wenn wir die Trauer um ihre Kinder ausnehmen, so ist sie vielleicht glücklicher dort, als sie je in Sans Souci war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 173. 21 Juny 1828.

Der Valentin's Tag. *)

Walter Scott's neuester Roman.

Napoleon hat zwar die Schlachten bei Leipzig und bei Waterloo verloren; aber man hat deßhalb nicht aufgehört, ihn als den grand Capitaine unserer Zeit zu betrachten: Walter Scott hat zwar einen sehr schlechten Roman — den St. Ronans-Brunnen — und eine noch schlechtere Geschichte — das Leben Napoleons — geschrieben; aber sollte man deshalb aufhören, ihn als den größten Romanendichter unserer Tage gelten zu lassen? Und doch scheint es so. Die Neugierde machte es ihm unmöglich, länger the great unknown — der große Unbekannte — zu seyn; aber er ist darum nicht der große Bekannte geworden. Vielleicht ging es uns mit Walter Scott, wie dem Kammerdiener Voltaire's oder irgend eines anderen großen Mannes: er konnte nicht begreifen, was die Menschen so Außerordentliches an seinem Herrn fänden, den er doch gleich tausend anderen ehrlichen Leuten des Nachts seine Schlafmütze aufsetzen und des Morgens seinen Schlafrock anziehen sähe. Vielleicht — doch wozu alle diese Vermuthungen, da das Factum selbst, das sie erklären sollen, noch ein sehr zweifelhaftes ist? Die Kritiker zwar und die Aesthetiker scheuen sich, seinen Namen in den Mund zu nehmen, ohne ihre Mißbilligung auszudrücken, oder ihren astriscus improbans hinzuzufügen; aber das Publikum liest ihn noch immer mit derselben Liebe, die große Masse verschlingt die Waaren, die unter seiner Firma ausgeboten werden, noch immer mit demselben Heißhunger, als da sie zuerst auf den Markt kamen.

Wenn wir auch keineswegs geneigt sind, in allen Fällen die Richtigkeit des alten Spruches vox populi, vox dei zuzugeben; da wir sonst uns genöthigt sähen, abwechselnd Abgötterei und Atheismus, Verehrung von Sonne, Mond und Sternen und Verehrung hölzerner Bilder, kurz religiösen und politischen Fanatismus und Aberglauben und Thorheiten aller Art zu billigen: so können wir doch der allgemeinen Stimme des Volkes oder, wenn man will, des Pöbels zu Gunsten Walter Scott's unsere herzlichste Zustimmung nicht versagen. Wie es das größte Werk der Gottheit war, den Menschen zu schaffen, so ist es das größte Werk des Dichters, den Bildungen seiner Phantasie Leben, Seele, Charakter zu geben. Und Wer hat, nach Shakspeare, dieß verstanden, wie Walter Scott? Der alte Malice von Ravenswood erfüllt uns, in der Braut, obwohl wir ihn nicht sehen, mit demselben Gespenstergrauen, wie der Geist im Hamlet; der tapfere Dugald Dalgetty von Drumwaket tritt aus den Schaaren Montrose's, im Allan Mac Aulay, uns mit derselben humoristischen Originalität entgegen, wie Fallstaf im Heinrich IV oder in den lustigen Weibern von Windsor.

Unter den Ausstellungen, die man an Walter Scott macht, ist keine gewöhnlicher, aber auch keine leichter zu widerlegen, als die, daß er sich längst erschöpft habe und in seinen späteren Romanen eigentlich nur seine früheren mit einfacher Veränderung der Scene, der Zeit und — der Umstände wiederhole. Fürwahr, wenn unsere Dichter sich keine andern Plagiate erlaubten, als solche; so könnten wir sie ihnen wohl verzeihen. Wir möchten überhaupt bezweifeln, ob es möglich sey, einen neuen Character zu schaffen, da derselbe doch immer sein Urbild in der Natur des menschlichen Geistes haben müßte; Alles, was wir daher von dem Dichter verlangen können, ist Wahrheit, Neuheit, Originalität in der Darstellellung der Umstände, durch welche sich seine Charactere entwickeln. Wir getrauen uns nachzuweisen, daß Hamlet und Romeo und Antonio — im Kaufmann von Venedig — und — — Lear nur ein und derselbe Charakter unter verschiedenen äußeren Umständen seyen; aber Niemand wird uns dieß glauben ohne Beweis, und der Beweis würde uns zu weit von unserem Gegenstande abführen: daher nur noch ein Wort über den Vorwurf, daß Walter Scott sich erschöpft habe, oder vielmehr eine Bitte an die, welche diesen Vorwurf erheben.

Was wir bitten, ist gering: wir bitten nur den neuesten Roman Walter Scott's zu lesen, der vor wenigen Wochen (in der Mitte Mai's) in London erschienen ist. Wie Sophokles zur einzigen Antwort auf die Anklage, daß er kindisch geworden sey, mit seinem Oedipus von Kolonos auftrat; so widerlegt Walter Scott den Tadel, „er habe sich ausgeschrieben," mit einem neuen Romane und zwar mit einem der schönsten und bewunderungswürdigsten, die je in irgend einer Sprache geschrieben worden sind.

Wir kennen den Character eines Menschen, wenn wir sagen können, was er unter gegebenen Umständen thun würde. In allen Romanen Walter Scott's werden wir mit den Charaktern, deren Bekanntschaft wir machen, so vertraut, als wenn sie uns im wirklichen Leben begegneten;

*) Chronicles of the Canongate. Second Series. By the Author of Waverley. London, 1828. 3 vols. 8vo.

von keinem gilt dieß indessen in höherem Grade, als vom „St. Valentins Tag," der Erzählung, welche die zweite Reihe der unseren Lesern bereits bekannten Chronik von Canongate ausfüllt. Man lernt die Personen, die in dieselbe verwickelt sind, allmälig genauer und genauer kennen; und zuletzt weiß man auf das Bestimmteste, was man von ihnen zu erwarten hat. Daraus folgt indessen auf keine Weise, daß man auch im Stande sey, voraus zu sagen, welche Ereignisse eintreten werden, oder selbst nur, wer glücklich und wer unglücklich werden soll. Die Zukunft bleibt unsern Blicken verborgen, und, wie im wirklichen Leben, gehen wir ihr entgegen mit verbundenen Augen. Doch fühlen wir uns in der Gesellschaft von Individuen, an deren Schicksal wir tiefen Antheil nehmen, und wir beobachten den Horizont mit derselben ängstlichen Sorge, als ob jede Wolke an demselben uns selbst bedrohte.

Aber wir wollen uns weder über die Charactere der einzelnen Personen, mit denen St. Valentins Tag uns bekannt macht, noch über die Begegnisse verbreiten, welche den Inhalt der Erzählung bilden; sondern geben unsern Lesern Gelegenheit, einen Blick in das Werk selbst zu werfen, indem wir eine Scene aus dem letzten Theil desselben ausheben, die ein in sich geschlossenes, wenn auch nicht abgesondertes, Ganzes bildet. Zum Verständniß dieser Episode, die ein doppeltes Interesse dadurch erhält, daß ihr eine historische Thatsache zu Grunde liegt, dürfen wir nur bemerken, daß der Kampf zwischen zwei feindlichen Clans in Gegenwart des Königs von Schottland statt findet. Jeder Clan hat dreißig Kämpfer auserwählt, um seine Sache zu verfechten; schon sind alle auf dem Platze, nur der dreißigste Mann vom Clan Chattan fehlt. Torquil, ein alter Hochländer von der Gegenpartei, hat seine Entfernung bewirkt, um seinem Häuptlinge, einem nutzlosen jungen Mann, für dessen Leben er fürchtet, Gelegenheit zu geben, sich gleichfalls dem Kampfe zu entziehen. Aber es ist anders beschlossen; die Herolde rufen aus: Wer die Ehre und Gefahren dieses Tages mit dem Clan Chattan theilen wolle, sollte eine Goldkrone zum gegenwärtigen Lohne und die Freiheit haben, in den Reihen desselben zu fechten bis auf den Tod!

Die Herolde hatten ihren Weg um die Schranken zur Hälfte zurückgelegt, indem sie von Zeit zu Zeit inne hielten, ihren Ausruf zu wiederholen, wie sie angewiesen worden waren; ohne daß irgend Jemand die geringste Neigung gezeigt hätte, die dargebotene Ehre anzunehmen. Einige spotteten über die Armuth der Hochländer, die einen so niedrigen Preis auf einen so gefahrvollen Dienst setzten. Andere sprachen ihren Unwillen darüber aus, daß sie das Blut der Bürger von Perth nicht höher anschlügen. Niemand ließ das mindeste Verlangen sichtbar werden, in die Reihen der Kämpfenden zu treten, bis der laute Ausruf die Aufmerksamkeit Heinrichs von dem Wynd erregte, der außerhalb der Schranken stand, und von Zeit zu Zeit mit dem Bailif Craigdallie sprach oder vielmehr halb zerstreut zuhörte, was dieser ihm zu sagen hatte.

„Ha! was rufen sie aus?" unterbrach er ihn.

„Ein freigebiges Anerbieten von Seiten Mac Gillie Chattanach's," sagte der Wirth zum Greifen, „der Jedem eine Goldkrone bietet, der heute eine wilde Katze werden, und sich in seinen Diensten ein wenig todt schlagen lassen will. Das ist Alles."

„Wie?" rief der Schmid begierig, „ist es ein Aufruf, wer gegen den Clan Quhele fechten will?"

„Ei, freilich ist es das," antwortete der Greifenwirth; aber ich denke, sie werden in Perth keine solchen Narren finden."

Kaum hatte er ausgeredet, als er den Schmid sich Platz machen und mit einem Satze in die Schranken springen sah, mit den Worten: „Hier bin ich, Herr Herold, Heinrich von dem Wynd, entschlossen, zu fechten mit dem Clan Quhele."

Ein Ruf der Verwunderung lief durch die Menge, indeß die ehrwürdigen Rathsherrn, außer Stande den geringsten Grund für Heinrichs Benehmen zu ersinnen, überzeugt waren, daß er durch seine Kampfslust den Verstand verloren habe. Der Provost war besonders erschrocken.

„Du bist toll," sagte er, „Heinrich! Du hast weder ein zweihändiges Schwert, noch einen Harnisch."

„Den habe ich freilich nicht," sagte Heinrich, „denn ich gab meinen Harnisch, den ich für mich selbst gemacht hatte, dort jenem muntern Häuptling vom Clan Quhele, der es bald auf seinen Schultern fühlen wird, mit was für einer Art von Schlägen ich meine Nieten einschweiße! Was ein zweihändiges Schwert betrifft, so soll dieß hier indessen seine Dienste thun, bis ich ein schwereres in die Hand bekomme."

„Das soll nicht seyn," sagte Errol, „höre du, Waffenschmid! Bei der heiligen Jungfrau, du sollst meine mailänder Halsberge und mein gutes spanisches Schwert haben."

„Ich danke, Ew. Gnaden, aber der Degen, der eurem tapferen Ahn in der Schlacht von Lancarty so gute Dienste leistete, wird mir auch nicht seinen Dienst versagen. Ich bin nicht gewohnt, ein Schwert oder einen Harnisch zu brauchen, die ich nicht selbst gemacht habe; weil ich nicht weiß, was für Schläge der eine aushalten wird, ohne zu bersten, oder das andere schlagen, ohne zu brechen."

Das Gerücht, daß der unverzagte Schmid ohne Rüstung fechten wolle, war indessen durch die Menge gelaufen und bis in die Stadt gedrungen; als gerade, da die Stunde des Kampfes gekommen war, die kreischende Stimme eines Weibes sich vernehmen ließ, das freien Durchgang durch das Gedränge verlangte. Das Volk machte ihr Platz, und sie keuchte, athemlos vor Eil, unter der Last eines Ringelpanzers und eines großen zweihändigen Schwertes an die Schranken. Bald erkannte man die Witwe von Oliver Proudfute; und die Waffen, die sie trug, waren die des Schmids, welche ihr Mann an dem Abende, da er ermordet wurde, getragen hatte, und die daher mit seinem Leichnam in sein Haus gebracht worden waren. Jetzt wurden sie durch die An-

strengung seiner dankbaren Wittwe in die Schranken gebracht, und gerade in dem Augenblicke, wo so erprobte Waffen für ihren Eigenthümer von der. höchsten Wichtigkeit waren. Heinrich empfing sie mit Freuden und die Wittwe half ihm mit zitternder Eil sie anlegen, und nahm dann Abschied von ihm, indem sie sagte: „Gott mit dem Vorfechter der Waisen, und Unglück Allen, die vor ihn kommen!"

Vertrauensvoll, als er sich in seiner wohlgeprüften Rüstung fühlte, schüttelte Heinrich sich, als ob er das stählene Gewand sich fester andrücken wollte, und zog sein zweischneidiges Schwert aus der Scheide und schwang es um sein Haupt, indem er die Luft, welche es durchpfiff, in der Form der Figur Acht durchschnitt, — mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, welche bewies, mit welcher Kraft und Geschicklichkeit er die gewichtige Waffe zu führen wußte. — Es wurde den Kämpfern jetzt befohlen — jede Partei nach einer andern Seite — um die Schranken zu marschiren, doch so, daß sie es vermieden, einander zu begegnen; alle machten, so wie sie bei dem goldenen Baume vorüber kamen, unter dem der König seinen Sitz hatte, ihre Verbeugung.

Während dieß geschah, war die Mehrzahl der Zuschauer beschäftigt, die Gestalten, Glieder und Muskeln der beiden Parteien zu vergleichen und sich ihre Muthmaßungen über den wahrscheinlichen Ausgang des Kampfes mit zu theilen. Eine hundertjährige Fehde mit all ihren Thaten der Grausamkeit und der Rache war in der Brust eines jeden Kämpfers zusammengedrängt. Ihre Gesichter schienen fürchterlich verzerrt zu dem wildesten Ausdruck des Stolzes, des Hasses und des verzweifelten Vorsatzes, bis zu dem letzten Athemzuge zu kämpfen.

Die Zuschauer in ihrer auf das Höchste gesteigerten Erwartung murmelten freudigen Beifall bei diesem Anblick. Wetten wurden angeboten und eingegangen, sowohl in Bezug auf den Ausgang des Kampfes im Allgemeinen, als die Thaten jedes einzelnen Streiters. Der helle, freie und heitere Blick von Heinrich, dem Schmid machten ihn zu dem allgemeinen Liebling der Zuschauer, und man wettete darauf, daß er drei seiner Gegner tödten würde, ehe er selbst fiele. Kaum war der Schmid zum Kampfe gerüstet, als die Häuptlinge jedem Streiter befahlen, seinen Platz einzunehmen; zugleich drang aber die Stimme Simon Glovers *) durch die Menge, welche jetzt still vor Erwartung war: „Heinze Schmid, Heinze Schmid, welche Tollheit hat dich besessen?"

„Ei, er wünscht seinen hoffnungsvollen Schwiegersohn zu retten — der es ist, oder werden soll — daß er nicht unter die Hände des Schmids kommt!" war Heinrichs erster Gedanke, sein zweiter sich umzukehren und ihm zu antworten — und sein dritter, daß er unter keinerlei Vorwand die Reihen verlassen könne, in die er einmal eingetreten war, oder nur den Schein auf sich ziehen dürfe, als wünsche er den Kampf aufzuschieben.

*) Des Vaters seiner Geliebten, um die auch der Häuptling des Clan's Quhele warb.

Er wandte sich daher zurück zu dem Geschäfte des Augenblickes. Beide Parteien wurden von ihren Häuptlingen in drei Reihen geordnet, von denen jede zehn Mann zählte. Diese wurden so weit von einander aufgestellt, daß Jeder freien Raum behielt, sein Schwert zu schwingen, von dem die Klinge, ohne den Griff, fünf Fuß lang war. Die zweite und dritte Reihe sollte als Rückhalt eintreten, wenn die erste einen Unfall erlitte. Auf der Rechten der Schlachtordnung des Clans Quhele nahm der Häuptling Eachin Mac Jan seinen Platz in der zweiten Reihe zwischen zweien seiner Pflegebrüder ein. Vier andere bildeten den rechten Flügel des ersten Gliedes, während ein Vater mit zwei Söhnen den Rücken des geliebten Häuptlings deckte. Torquil besonders hielt sich dicht hinter ihm, in der Absicht ihm Schutz zu gewähren, wenn er dessen bedürfen sollte. So stand Eachin in der Mitte zwischen neun der stärksten Männer seiner Schaar, indem er vier auserlesene Vertheidiger vor sich, einen auf jeder Seite und drei hinter sich hatte.

Die Reihen des Clans Chattan waren vollkommen auf dieselbe Weise angeordnet, nur daß der Häuptling das Centrum der mittleren Reihe einnahm, statt auf der äußersten Rechten zu stehen. Dieß veranlaßte Heinrich den Schmid, der in der ganzen Schaar seiner Gegner nur Einen Feind sah — und dieser war der unglückliche Eachin — den Vorschlag zu machen, er wolle sich auf den linken Flügel der ersten Reihe des Clans Chattan stellen. Aber der Anführer mißbilligte diese Anordnung und befahl Heinrich, indem er ihn erinnerte, daß er ihm Gehorsam schuldig sey, da er Lohn von seiner Hand genommen habe, den Raum in der dritten Linie, unmittelbar hinter ihm, einzunehmen — ein Ehrenposten, den Heinrich nicht ablehnen konnte, den er aber nur mit Widerwillen annahm.

Als die Clans sich so einander gegenüber aufgestellt hatten, drückten sie ihre kriegerische Wuth und Kampfbegierde durch ein wildes Geschrei aus, welches zuerst von dem Clan Quhele ausgestoßen und von dem Clan Chattan beantwortet und zurückgegeben wurde, wobei Alle zugleich ihre Schwerter schwangen und einander bedrohten, als ob sie zuerst die Einbildungskraft ihre Gegner hätten besiegen wollen, ehe sie an den wirklichen Streit gingen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Galeerensklaven *).

Mehrere Tage sprach man in Rochefort von Nichts als von der Ankunft einer neuen Galeerenkette; endlich brach der merkwürdige Tag an. Vom frühen Morgen war der Weg, auf welchem diese Unglücklichen erwartet wurden, mit einer Menge Neugieriger bedeckt. Ein Karren erschien, es befanden sich sieben Kranke darauf; sie hatten um den Hals eine Fessel, woran ein Vorhängschloß hing. Ein junger, brauner Mann, von angenehmem Aeußern — man behauptete, daß er ein spanischer Maler sey — fiel auf: in seiner Haltung lag ein Ausdruck von Schmerz und Reue. Die Kette, in drei Kordons getheilt und 114 Mann stark, folgte bald: an der gelben Kleidung erkannte man 46 Ga-

*) Courrier des Tribunaux, 13 Juin.

leerensklaven, welche von Toulouse kamen. Unter den Uebrigen waren viele Militärs, Opfer unserer revolutionären Gesetze, die fortbestehen, ungeachtet beredte und muthige Stimmen sich dagegen erhoben haben. Bedeutende Personen bemerkte man zwar nicht, doch befand sich ein Botenmeister (inspecteur de messageries), ein Arzt und ein Gesundheitsbeamter von der Armee darunter. Sie haben sämmtlich eine Kette um den Hals, die angeschmiedet ist, und so weit hinunterreicht, daß sie sich an die Kette anschließt, woran alle zusammen gefesselt sind, deren Last sie ihnen tragen hilft. Eine städtische Wache von Bordeaux bildete die Bedeckung; an der Spitze des Zugs ging der Hauptmann der Kette mit einem breiten Säbel in der Hand, der jedoch in der Scheide stack; dieser Mann, der eine ziemlich beträchtliche Caution leistet, führt die Gefangenen jedesmal an den Ort ihrer Bestimmung; wenn ihm unterwegs einer oder mehrere entwischen, so zahlt er für den Kopf 3000 Fr. Ein solcher Fall kommt zwar selten vor, wäre aber beinahe diesmal vorgekommen. Etwa zwei Stunden vor Rochefort war es zweien gelungen, während der Rastzeit ihre Eisen zu zerbrechen, und sie wollten sich gerade aus dem Staub machen, als ihnen der Hauptmann auf die Sprünge kam und den Einen, der schon die Mauer der Clausur erglimmte, mit einem tüchtigen Säbelhieb in den Rücken herunterschlug. Sie wurden sogleich festgenommen, sorgfältig bewacht, und bei ihrer Ankunft in Rochefort in den Saal der Verdächtigen gebracht, wo sie, unter einer thätigen Aufsicht, ihre Freiheitsliebe büßen.

Wenn nun der Zug vor dem Bagno angelangt ist und das verhängnißvolle Thor sich öffnet, um hinter Manchem sich auf immer zu verschließen, bleibt die Volkswoge, die bis dahin fort und fort anschwoll, zurück. Innen ist zum feierlichen Empfang der ganze Vorstand versammelt, der Unterpräfekt, der Marinecontrolleur, der Chef des Medicinalwesens, die Gesundheitsbeamten, der Commissär — Alle in großer Galla und von der Mannschaft des Hauses, die unter den Waffen steht, von Adjutanten und Unteradjutanten umgeben.

Die Ankömmlinge setzen sich im Hof herum, erhalten jeder ein Quart Wein und es wird ihnen die provisorische Fußschelle angelegt. Hierauf geht die Abnahme der Eisen vor sich. Zu dem Ende legt der Züchtling seinen Hals auf die sogenannte Krücke (bequille), eine Art Block, der am Boden festgemacht und oben eine Oeffnung hat, worein der Hals gerade paßt; ein anderer Züchtling hält ihm den Kopf und das Halsband, während mit einigen Hammerschlägen das Nieteisen losgeschlagen wird. Man gebraucht bei diesem Geschäft Leute, die sich an Köpfen von Holz zuvor lange geübt haben. Ein Pole, der im Bagno das Amt des Henkers und des Peitschers versieht, operirte mit solcher Geschicklichkeit, daß er in einer Minute mit drei Mann fertig war.

Nach der Abnahme der Eisen werden die Züchtlinge entkleidet, alle ihre Effekten auf einen Haufen geworfen, zusammengepackt und später an Trödler verkauft. Der Ertrag davon wird vielleicht unter sie vertheilt; wenigstens wäre dieß nicht anders als billig. Was sie von Geld besitzen, nehmen die Adjutanten von ihnen in Empfang, die darüber eine besondere Rechnung führen und es ihnen bei ihrer Entlassung oder ihrer Familie bei ihrem Tod zustellen. Sie selber dürfen nur eine unbedeutende Summe in Händen behalten.

Nun werden sie in großen Wannen gebadet und mit Schwämmen abgewaschen; der Commissär war so human gewesen, das Wasser dazu wärmen zu lassen. In diesem Augenblick kann man die Verbrecher classifiziren: man erkennt die Rückfälligen (Retourpferde genannt), die Fälscher u. s. w. an der Brandmarkung. Es befanden sich etwa dreißig unter ihnen, die lebenslänglich verurtheilt waren: beinahe alle diese trugen einen Rosenkranz um den Hals und hatten Gebetbücher.

Sind sie aus dem Wasser, so passiren sie vor den Gesundheitsbeamten die Musterung: es wird untersucht und aufgeschrieben, ob sie geimpft sind, oder ob sie die Pocken gehabt haben. Findet sich, daß einer krätzig ist, so wird er von den übrigen getrennt. Hierauf begeben sie sich in die Trommel (so heißt der Platz zwischen den beiden Sälen des Sklavenhauses), ein Adjutant fragt sie nach der Dauer ihrer Strafe und stellt ihnen die Hauskleidung zu, bestehend in einem rothen Rock, worauf die drei Buchstaben g a l zu lesen, in Leinwandhosen, die numerirt sind, in einem Hemd und in einer rothen Mütze für die temporär, so wie in einer grünen für die auf Lebenszeit Verurtheilten; an der Mütze hängt ein Blech mit der Numer ihrer Immatrikulation. Die Qualität der Kleidung ist nach der Dauer der Strafzeit verschieden.

Die temporär Verurtheilten kommen in den Saal Saint Gilles; die lebenslänglich, oder wenigstens auf sehr lange Zeit Verurtheilten und die Verdächtigen in den Saal Saint-Antoine. Sie dürfen Nichts mit hineinnehmen. Einer von ihnen, der ein Brod unter dem Arm trug, mußte es dem Adjutanten geben, der es in Stücke zerschnitt, um sich zu überzeugen, daß nichts Gefährliches darin verborgen sey. Endlich werden sie an die Bank gefesselt, und man läßt ihnen acht Tage Zeit, sich von den Mühseligkeiten des Transports zu erholen.

In fünf Viertelstunden war Alles vorbei, und man muß gestehen, daß die Rechte der Humanität auch am Galeerensklaven geachtet wurden.

Einst und jetzt.

Als Hume's Geschichte von England erschien, empfing der Verfasser die Glückwünsche der drei Prinzen von Frankreich, der Söhne des Dauphins, des Herzogs von Berry (Ludwig XVI), des Grafen von Provence (Ludwig XVIII), und des Grafen von Artois (Karl X). Eine sonderbare Erscheinung an dem allerchristlichsten Hofe — dieser *Philosoph*, der allen religiösen Glauben nieder gekämpft *hatte, oder, was noch schlimmer war,* mit absoluter Gleichgültigkeit behandelte, und ein *Kind von vier* Jahren (so alt war damals der Graf von Artois), der auf diesen Philosophen seinen Lobspruch hersagte.

Literary Gazette, May 31.

Auch die Schreckensregierung findet einen Vertheidiger.

Während nach einer Reihe von Jahren des Schwindelgeistes aller Orten die Besonnenheit zurückgekehrt ist, und die Täuschungen verschwunden sind, tritt ein alter Jacobiner in seinem fünf und siebenzigsten Jahr mit einer Apologie Robespierres auf, den er einen großen Mann nennt. Als Einer von den Letzten aus jener verhängnißvollen Zeit, welche die zum Theil noch mit dem blutigen Schleier des Geheimnisses bedeckten Ereignisse überlebt haben, bietet er uns ein Werk, das, wegen seines eigenthümlichen Charakters, nach den nicht unparteiischen Darstellungen der Bourbonisten und Bonapartisten, von bedeutendem Interesse seyn dürfte. Es ist die Geschichte der Verschwörung Babeuf's, welche mit Nächstem in Brüssel erscheint. „Ich gestehe, sagt der Verfasser in der Vorrede, daß Alter und Erfahrung mich in meinen republikanischen Meinungen nur bestärkt haben, und daß ich die vollkommene Gleichheit, zu der Babeuf und seine Vorgänger vom Jahr 2 führen wollten, als die einzige Form des bürgerlichen und politischen Lebens betrachte, die geeignet gewesen wäre, allen Interessen zu genügen, nützliche Leidenschaften zu ermuthigen, und niedrige zu unterdrücken, kurz den Ehrgeiz und die Habsucht zu bezähmen, und den gesellschaftlichen Zustand friedlich und angenehm zu machen."

London Weekly Review, May 31.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 174 und 175. — 22 und 23 Juny 1828.

Ireland und die Emancipation der Katholiken.

Zweiter Artikel.

Die Geschichte von Ireland.

Wenn man die dießjährigen Parlamentsverhandlungen über die katholische Frage durchgeht und mit den früheren Debatten vergleicht, von denen sie wenig mehr als eine Uebersicht oder Wiederholung sind; so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß es von beiden Parteien, sowohl den Freunden, als den Gegnern der Emancipation, nach einer stillschweigenden Uebereinkunft auf nichts Anderes, als eine Mystification des Publikums angelegt sey. Die Einen führen Verträge und Versprechungen an, deren Verbindlichkeit seit Menschengedenken verjährt ist, die Anderen berufen sich auf Gefahren, auf Verirrungen und Verbrechen, die einer längst vergangenen Zeit angehören; diese sprechen von der Vortrefflichkeit der brittischen Constitution und dem Glanze der anglicanischen Kirche, jene von dem Elende des irischen Volkes und der Nothwendigkeit der Toleranz; beide verlangen oder geben zu, daß die Frage nicht als eine religiöse, sondern als eine politische zu behandeln sey; und beide verlieren entweder völlig aus dem Auge oder spielen nur vorübergehend darauf an — was doch der einzige richtige Gesichtspunct ist — daß es sich nicht darum handelt, ob in einem protestantischen Staate Katholiken und Protestanten gleiche bürgerliche Rechte haben sollen; sondern ob man eine ganze mächtige Nation, die, zu der Zeit ihrer Schwäche, durch die Gewalt der Waffen bezwungen wurde, nachdem sie wieder erstarkt und zu dem Bewußtseyn ihrer Kräfte gekommen ist, noch länger unter dem Drucke halten könne; ob man es vorziehe, — im günstigsten Falle — mit blutiger Hand über ein ohnmächtiges Volk von Sclaven zu herrschen, dessen Tücke und Hinterlist, wenn auch besiegt, jeden Augenblick neue Gefahr drohen würden, oder einen tapfern und großmüthigen Bundesgenossen zur Seite zu haben, dessen Treue durch Dankbarkeit und noch sicherer durch Gleichheit der Interessen verbürgt wäre.

Wir lesen das Buch der Zukunft, wenn wir die Geschichte der Vergangenheit lesen. Die Frage, was geschehen wird; beantwortet sich durch die Frage, was geschehen ist. Um den gegenwärtigen Zustand von Ireland begreifen zu können, müssen wir vor Allem untersuchen, wie dieser Zustand geworden ist; um die Politik des englischen Gouvernements in Bezug auf Ireland beurtheilen zu können, müssen wir die ursprünglichen Verhältnisse kennen lernen, aus denen diese Politik sich entwickelt hat.

Die älteste Bevölkerung von Ireland gehörte einem jener celtischen Stämme an, die wir mehrere Hundert Jahre vor Chr. G. im Besitz von ganz Gallien und Großbritannien und einem großen Theile von Spanien finden. Die Iren waren, der Sage nach, in uralten Zeiten aus Spanien eingewandert; ein Zweig von ihnen ging in das benachbarte Schottland hinüber, wo noch jetzt die Bewohner der Hochlande in Sprache und Sitten die engste Verwandtschaft mit den Iren zeigen, während beide einen entschiedenen Gegensatz gegen die Nachkommen der alten Britten und Gallier in Wales nnd der Bretagne bilden. *)

*) Merkwürdig und vielleicht eine Bestätigung jener alten Sage, wenn diese in der Gestalt, wie sie die Chroniken des Mittelalters uns überliefert haben, auch nur aus der zufälligen Aehnlichkeit der Namen Iberien und Hibernia entstanden seyn sollte, ist, daß die irische Sprache in viel näherer Verwandtschaft mit dem Griechischen und Lateinischen steht, als die celtischen Mundarten von Wales und der Bretagne, mit denen sie jedoch auf der anderen Seite wieder eine nähere Verwandtschaft zeigt, als mit jenen beiden Sprachen. — Wenn wir diese Sprachvergleichungen mit den frühesten Ueberlieferungen des westlichen Europas zusammenstellen, so ergeben sich die überraschendsten Resultate für die älteste Völkergeschichte. Es scheint aus Allem hervorzugehen, daß eben so, wie der Osten Europa's von deutschen, dann von slavischen Stämmen aus dem östlichen Asien, so der Westen zuerst von iberischen Völkerschaften aus dem nördlichen Africa, darauf von celtischen aus Vorderasien bevölkert wurde. Die Iberier verbreiteten sich gleichzeitig über Spqnien, Südfrankreich und Italien; die Celten gingen zuerst aus Kleinasien nach Griechenland hinüber, wo jene Stämme zurückblieben, die wir in der ältesten griechischen Geschichte unter dem Namen der Pelasger finden, die Vorfahren der Hellenen; während andere Schaaren über das adriatische Meer nach Italien zogen und dort die iberischen Ureinwohner vertrieben oder unterwarfen, mit denen verschmolzen sie das Volk der Römer bildeten. Eine dritte Abtheilung scheint ihren Weg im Norden des adriatischen Meeres nach Gallien genommen, und von dort aus sich über Spanien und Großbritannien verbreitet zu haben. Auch in Gallien und Spanien wurde die iberische Bevölkerung verdrängt; und der einzige Rest derselben, der sich unvermischt bis auf unsere Zeiten erhalten hat, sind die Basken in den französischen und spanischen Thälern der Pyrenäen: noch jetzt mehr als eine Million Seelen. Die celtischen Stämme in Gallien, Spanien und Britannien wurden, nachdem sie eine hohe eigenthümliche Bildung erreicht hatten, von den Römern unterjocht, deren Sprache und Sit-

In den Kämpfen, in welchen die Britten erst den Römern, dann sächsischen Eroberern unterlagen, blieben die Iren, wie die Schotten theilnahmlose Zuschauer; aber von den scandinavischen Schwärmen, die sich gegen das Ende des achten Jahrhunderts in so unermeßlicher Menge über die Küsten von Frankreich und Britannien verbreiteten, wurde auch Ireland heimgesucht, wo sie unter dem Namen der Fingalls, d. i. der weissen Fremden, wie in England unter dem Namen der Ostmannen oder Männer aus dem Osten, in Frankreich, ihres nordischen Ursprunges wegen, unter dem Namen der Normannen bekannt waren. Einige von ihnen stifteten bleibende Niederlassungen und sie nahmen allmälig die ganze östliche Meeresküste ein, von Antrim bis nach Limerick; von ihnen wurden die vorzüglichsten Städte Irelands gebaut. Ihre Eroberungen tiefer in das Innere auszudehnen, gelang ihnen indessen, ungeachtet ihrer Ueberlegenheit in der Kriegskunst und der Uneinigkeit der Iren unter einander, nicht; und da sie im 11ten und 12ten Jahrhundert nur noch selten durch frische Zuzüge aus Norwegen unterstützt wurden, so fielen sie zuletzt in einen Zustand der Abhängigkeit von den eingebornen Fürsten, welcher sie jedoch nicht

ten einen um so größeren Einfluß auf sie erhielten, je enger ihre ursprüngliche Stammverwandtschaft gewesen war. Nur in der Bretagne und in Wales finden wir noch unvermischte Nachkommen der alten Gallier und Britten und Spuren ihrer untergegangenen Cultur. — Die Iren und Schotten, die einen anderen Dialect der alten celtischen Sprache reden und zusammen noch eine reinceltische Bevölkerung von mehr als sieben Millionen Menschen bilden, scheinen früher, als die Britten eingewandert, und, während diese die Cultur der gallischen Druiden annahmen, ein rohes Jäger- und Hirtenvolk geblieben zu seyn. Die Verwandtschaft ihrer Mundart mit dem Griechischen und Lateinischen, die wir oben erwähnten, wird durch die oberflächlichste Vergleichung außer Zweifel gesetzt. Wir führen nur zur Probe folgende mit latein. oder griech. Wurzeln übereinstimmenden irischen Worte an:

Irisch.	Lateinisch.	Griechisch.
aer (Luft)	aer	ἀηρ
agh (Kampf)	„	ἀγ-ων
ail-e (andrer)	al-ius	ἀλλ-ος
ail-im (nähre)	al-o	„
ainn (Ring)	ann-us	„
aith-cim (bitte)	„	αἰτ-εω
aith-is (Schande)	„	αἰτ-ια
am-an (Fluß)	am-nis	„
anam (Seele)	anim-a	ἀνεμ-ος
ar-im (pflüge)	aro	ἀρ-αω
ar-an (Brod)	„	ἀρ-τος
arg (weiß)	„	ἀργ-ος
arg-iod (Silber)	arg-entum	ἀργ-υρος
art (Bär)	„	ἀρκτ-ος
athair (Vater)	p-ater	π-ατηρ
bach-al (Stab)	bac-ulus	βακ-τρον
balb (Stammler)	balb-us	„
bath-os (Spitze)	„	βαθ-ος
bem (Schritt)	„!	βημ-α
bear-im (trage)	fer-o	φερ-ω
bith (Leben)	vit-a	βιοτ-ος
bo (Kuh)	bo-s	βου-ς
brac (Arm)	brach-ium	βραχ-ιων
bra-heer (Bruder)	fra-ter	„
cad-aim (falle)	cad-o	„
cuilc (Kalkstein)	calx	χαλ-ιξ
cain (rein)	can-didus	„
car-a (lieb)	car-us	„
ce (Erde)	„	γη
ceart (recht)	cert-us	„
ceir (Wachs)	cer-a	κηρ-ος
ci (wer)	qui	„
ciod (was)	quid, quod	„
cior (Hand)	„	χειρ
clo (Nagel)	cla-vus	„
clu (Ruhm)	„	κλεος
clu-im (rühme)	„	κλε-ω
clu-teac (berühmt)	„	κλυ-τος
clum (Feder)	plum-a	„
coll (Hügel)	coll-is	„
com-ail (Hügel)	cum-ulus	„
cos (Fuß)	pes	πους
creit-air (Becher)	crat-er	κρατ-ηρ
croi-de (Herz)	cor	καρ-δια
cuin (Hund)	can-is	κυων
cuin-e (Winkel)	„	γων-ια
dreac-im (sehe)	„	δερκ-ω
deas (rechter)	dex-ter	δεξ-ιος
dom (Haus)	dom-us	δομ-ος
duor (Wasser)	„	ὑ-δωρ
eas (Pferd)	eq-uus	„
earg-air (Arbeiter)	„	ἐργον
eat-a (alt)	vet-us	„
ed-im (weiß)	„	εἰδ-ω
fear (Mann)	vir	„
fell-im (trüge)	fall-o	„
fuin (Ende)	fin-is	„
gab-aim (habe)	hab-eo	„
gein (Geschlecht)	gen-us	γεν-ος
gein-im (zeuge)	gign-o	γιν-ω
gneat (erzeugt)	gnat-us	„
guac (Weib)	„	γυν-η
graf-aim (schreibe)	„	γραφω
gur (denn)	„	γαρ
ib (dort)	ib-i	„
im-im (gehe)	„	εἰμ-ι
in-is (Eiland)	in-sula	„
iong-a (Nagel)	ung-uis	„
ith-im (esse)	ed-o	ἐδ-ω
o-lain (Wolle)	lan-a	„
lamh (linker)	laev-us	λαι-ος
laom (Flamme)	flamm-a	„
leath-a (weit)	lat-us	„
leigh-im (lese)	leg-o	„
liath (Stein)	„	λιθ-ος
lin (Lein)	lin-um	λιν-ον
loe (See)	lac-us	„
lus (Volk)	„	λαος
math-air (Mutter)	mat-er	μητ-ηρ
measg-aim (mische)	misc-eo	μισγ-ω
medh-a (mitten)	med-ius	„
mel (Honig)	mel	μελι
mer (Theil)	„	μερ-ος
mian (Geist)	men-s	„
modh (Weise)	modus	„
mogh (Mensch)	homo	„
mos (Sitte)	mos	„
muil-en (Mühle)	mol-a	μυλ-η
naoi (Schiff)	na-vis	ναυ-ς

hinderte, in den Kriegen derselben unter einander noch immer eine wichtige Rolle zu spielen. *)

Damals war die ganze Insel in vier Königreiche getheilt: Leinster, Munster, Ulster und Connaught. Meath, ein kleiner District in der Mitte, war der Sitz des Oberkönigs, der von der ganzen Nation gewählt wurde, aber außer dem Ansehen, welches mit seiner Würde verknüpft war, und den Geschenken, die ihm von den untergeordneten Königen ausgesetzt wurden, weder größere Macht, noch ausgedehnteren Einfluß, als irgend einer von diesen genoß. Jeder dieser Fürsten war völlig unabhängig von dem anderen, sowohl in der inneren Verwaltung seines Reiches, als in dem Rechte mit seinen Nachbarn nach Willkür Kriege zu führen oder Frieden zu halten. Unter ihnen standen, mit beinahe gleicher Unabhängigkeit, die Häuptlinge der Stämme oder Clans, in welche das Volk zerfiel, und unter diesen die Häupter der Familien, die über die Ihrigen wieder eine eben so unumschränkte Gewalt behaupteten, als der Häuptling über den ganzen Clan.

Irisch.	Lateinisch.	Griechisch.
mas (Tod)	"	θανατ-ος, θ-νησ-κω
neadh (Nest)	nid-us	"
neamh (Nebel)	neb-ula	νεφ-ος
ni (nicht)	ne	"
no (neu)	no-vus	νε-ος
noc-t (Nacht)	nox	νυκ-τος
o (Ohr)	au-ris	ου-ς
oir (Gold)	aur-um	"
oir (Ost)	or-iens	"
radh-im (rede)	"	ῥεω
radh-tair (Redner)	"	ῥηθ-ωρ
red (Sache)	res	"
ruadh (roth)	"	ἐ-ρυθ-ρος
sail (Salz)	sal	"
saimh (süß)	suav-is	"
sam-al (ähnlich)	sim-ilis	"
sean (alt)	sen-ex	"
sic (trocken)	sicc-us	"
sioc-aim (trockne)	sicc-o	"
sith-im (setze)	sed-o	"
suith-im (sitze)	sed-eo	"
son (Schall)	son-us	"
sron (Nase)	"	ῥιν
staid-aim (stehe)	"	ἵ-στη-μι
stan (Zinn)	stann-um	"
sugh-aim (sauge)	sug-o	"
sul (Sonne)	sol	"
tar-b (Stier)	taur-us	ταυρ-ος
teac (Hütte)	tec-tum	τεγ-ος
toil (Wille)	"	θελ-ω
treab (Stamm)	trib-us	"
tur (Erde)	terr-a	"
uaghn (Lamm)	agn-us	"
uair (Stunde)	hor-a	ὥρ-α
uimbh (um)	"	ἀμφ-ι
ur (Feuer)	ur-o	π-υρ

Was die Uebereinstimmung in den grammatischen Formen betrifft, so fällt schon in dem eben gegebenen Verzeichnisse die Analogie der 1 P. P. der Verba in im, aim mit der griechischen Conjugation von μι in die Augen. Eine ausführliche Vergleichung behalten wir einer anderen Gelegenheit vor.

*) Leland, history of Ireland I. p. LVII und p. 29 ff. vergl. Snorri Sturluson, ed. Havn. T. III. pag. 226 ff.

Alle Glieder eines Clans führten denselben Namen, indem sie sich als Verwandte und Nachkommen eines gemeinschaftlichen Stammvaters ansahen und nach dem Namen desselben — mit Hinzufügung der Worte O oder Mac (Sohn oder Abkömmling) — nannten. Der Häuptling (Flath) wurde aus den ältesten und würdigsten desselben Blutes erwählt. Seine Einkünfte bestanden in Geschenken aus den Producten des Landes und in einem Antheil an den Strafgeldern, die für gewisse Verbrechen erlegt werden mußten; seine Gewalt war unumschränkt, beruhte aber mehr auf dem persönlichen Ansehen, welches ihm die Meinung beilegte, als auf wirklicher Macht. Das ganze Land war ein großer Weideplatz; Viehzucht und Jagd die einzige Beschäftigung. Unter einem milden Clima befriedigten die zahlreichen Heerden, die während des Sommers im Gebirg, während des Winters in der Ebene von Ort zu Ort zogen, alle Bedürfnisse. Aus der schwarzen Wolle des irischen Schafes bereiteten die Weiber Mäntel von grobem Tuch, die einzige Kleidung aller Stände. Der Grund und Boden war gemeinschaftliches Eigenthum, und bei dem Tode eines Familienvaters wurde daher nicht der Antheil, den er besessen hatte, an seine Kinder, sondern der ganze Rath — das Gebiet des ganzen Stammes — auf's Neue unter alle Mitglieder desselben vertheilt. *)

Wie die Mitglieder eines Clans im engeren Kreise, so betrachteten im weiteren die verschiedenen Clans eines jeden Reiches und im weitesten alle Iren sich als Nachkommen einer und derselben Familie. Daher bestand die ausgedehnteste Gastfreundschaft; jeder Ire hatte das Recht Aufnahme in jedem Hause zu fordern, dessen Schwelle er betrat; auch war es Gesetz, daß nie ein Rath ganz zerstört oder verlassen werde dürfe: „damit der Wanderer nicht des Nachts eines Lagers entbehre." Eine Sitte, die mehr als alle andern beitrug, die Bande der Verwandtschaft bis auf die entferntesten Grade hinab unauflöslich zu erhalten, war der Gebrauch, die Söhne nicht im elterlichen Hause aufwachsen zu lassen, sondern — sobald sie ein gewisses Alter erreicht hatten — einem Freunde zur Erziehung zu übergeben. **)

*) Hallam, in seiner Constitutional History of England (Par. 1827. 8.) T. IV p. 189 bemerkt: it seems impossible to conceive, that these partitions were renewed on every death of one the sept; aber er scheint vergessen zu haben, daß die Iren Nomaden waren, und daher eine solche Vertheilung nur darin bestand, daß jedem selbstständigen Mitglied des Stammes ein Weideplatz für seine Heerden angewiesen wurde. Einen ähnlichen Gebrauch erwähnt Tacitus bei den Sueven. Vergl. Leges Walliae ed. Wotton p. 139.

**) Ehen, in unserem Sinne, scheinen zur Zeit des Heidenthums unbekannt gewesen zu seyn; die nächsten Verwandten lebten miteinander in Gemeinschaft der Weiber. Cäsar, Bell. Gall. V c. sagt von den Britten: uxores habent deni duodenique inter se communes et maxime fratres cum fratribus, parentes cum liberis. Selbst die irischen Sagen des Mittelalters enthalten noch Erinnerungen an diesen Gebrauch. Als Calma auswanderte, heißt es: und er wählte neunmal neun Jünglinge, und jeder von

Jeder Clan hatte außer dem Häuptling seine Richter, die Brehon hießen und aus gewissen Familien gewählt wurden. Sie saßen unter freiem Himmel auf einfachen Rasenbänken zu Recht und entschieden die Streitigkeiten, die vor sie gebracht wurden, nach den alten Gewohnheiten des Landes. Alle Verbrechen und Rechtsverletzungen wurden durch Geldstrafen gebüßt, die mit großer Genauigkeit für alle möglichen verschiedenen Abstufungen derselben festgesetzt waren. Die Buße oder das Eric für einen Mord war sieben Cumhals oder ein und zwanzig Kühe. Aber nicht bloße schwere Verbrechen wurden auf diese Weise bestraft, sondern auch leichtere Vergehen, Beleidigungen aller Art, Verläumdung, Verbreitung falscher Gerüchte, Mangel an Ehrerbietung gegen die Oberen und ähnliche. Eine Menge von Anordnungen sicherten das Eigenthum, sowohl des Bodens und der Gewässer, als der Heerden und besonders auch der Bienen, von denen der Honig zu der Bereitung eines berauschenden Getränkes gebraucht wurde.

Neben den Richtern genossen die Sänger (Fileas) einer vorzüglichen Achtung; sie hatten ihren bestimmten Platz an den Höfen der Fürsten und Häuptlinge; sie begleiteten die Heere, und ihre Lieder, in denen sie die Thaten der Vorfahren priesen und zum Wetteifer mit denselben aufforderten, hatten oft eben so großen Einfluß auf den Ausgang der Schlachten, als die Tapferkeit der Streiter, und auf die Wendung von politischen Unterhandlungen, als die Staatsklugheit der Unterhändler.

Alle drei Jahre versammelten sich die Fürsten und Häuptlinge, unter dem Vorsitze des Oberkönigs, auf dem großen Fe oder der Nationalversammluug zu Teamor (Tarah) in Meath. Hier wurden Gesetze gegeben und Feste gefeiert und ein großer Markt gehalten, auf dem man die gegenseitigen Bedürfnisse eintauschte. Hohe Strafen verbürgten die Sicherheit derer, die zu dem Fe reisten; aber der Verfall des Ansehens der Oberkönige und die häufigen Fehden der verschiedenen Clans untereinander, die aus der Ehrsucht der Häuptlinge hervorgingen, brachten dasselbe allmälig in Vergessenheit; und mit diesen Nationalversammlungen hatte sich schon zu der Zeit der Einfälle und Verheerungen der Ostmannen zugleich das einzige Band aufgelöst, welches die Iren zu einem Volke vereinigte.

(Fortsetzung folgt.)

Volksbildung in England.

(Schluß.)

Das Institut für Mechaniker zu Leeds ist erst kürzlich gegründet worden, vorzüglich durch die Bemühungen der HH. Gott und Marshall. Jedes Individuum, das von zwei Mitgliedern empfohlen ist, wird, unter Bezahlung von 2 Pf. beim Eintritt und 10 Sch. jährlich, aufgenommen, und Jeder, der 5 Sch. halbjährlich bezahlt, ist zu allen Vortheilen, ausgenommen den, an der Verwaltung Theil zu nehmen, berechtigt. Die Summe von 2 Pf. indessen, die erforderlich ist, um Mitglied zu werden, ist für die Mechaniker zu hoch. Eine beträchtliche Anzahl derselben sind allerdings Mitglieder, und als solche stimmen sie und sind zur Direktion wählbar; aber die überwiegende Majorität der Stimmenden gehört zu den höhern Klassen. Eine kleine Aenderung würde diese Schwierigkeit entfernen. Die Zahl der Mitglieder beträgt 146, und die der Subscribenten 136; der Werth der Bibliothek beläuft sich auf 500 Pf., und, nachdem gelehrte Männer sich zu unentgeldlichem Unterrichte erboten haben, sind alle Vorbereitungen zur Eröffnung von Vorlesungen getroffen worden. Dieß Institut verspricht sehr viel, und die große Zahl von talentvollen und patriotischen Männern in jener Gegend sichert den besten Erfolg, wenn nur der aufrichtigen Theilnahme von Seiten der Arbeiter kein Hinderniß in den Weg gelegt wird. Der Geist der Eintracht, welchen Männer von den verschiedensten religiösen und politischen Parteien bewiesen haben, verdient als Beispiel aufgestellt zu werden, und die wohlwollende Denkart der Meister wird gewiß von denen, welche in ihren Diensten sind, die gebührende Anerkennung finden.

Die Institute, deren ich bisher Erwähnung gethan habe, sind sowohl für Vorlesungen als auch für Belehrung durch Lektüre gestiftet worden, und die meisten derselben haben es schon zu Vorlesungen gebracht. Andere aber waren bloß für Lektüre bestimmt und haben bisher keinen Unterricht auf anderen Wegen erstrebt; sie können indessen leicht den Schritt dazu thun. Unter diesen verdient das zu Liverpool bestehende zuerst der Erwähnung, weil es am Frühesten gegründet wurde.

Die Bibliothek für Mechaniker und Lehrlinge zu Liverpool, die im Juli 1823, vorzüglich durch die Bemühungen des Hrn. E. Smith errichtet wurde, leitet, wo ich nicht irre, ihren Ursprung von einem sehr berühmten Stamme her; denn sie war nach demjenigen Plane entworfen, welcher von der Gesellschaft für Bibliotheken (Library Company) zu Philadelphia, die Franklin im Jahr 1731 stiftete, ausging. In sechs Monaten waren 800 Bände beisammen und 400 Leser hatten subscribirt. Jetzt ist die Bibliothek beträchtlich vermehrt und die Zahl der Leser ist mehr als 600. Die Summe, die bezahlt wird, ist zwei Guineen, entweder in Geld oder in Büchern, ein für allemal, oder 10 Sch. 6 Pence jährlich, und jedes Individuum, das auf die eine oder andere Art bezahlt, hat die Befugniß, Leser zu empfehlen, welche dann Bücher, unter der Garantie eines Mitgliedes, empfangen. Der Verwaltungsrath wird von allen Mitgliedern gewählt und alle sind wählbar. Die Methode — wie die Katalogen und die verschiedenen

diesen erwählte neun; und von neun nahm einer ein Mädchen zu sich offenbar, (and of every nine one took unto him a damsel openly). S. Chronicles of Eri, from the Original Mss. by O'Connor. V. 1 (Lond. 1822. 8.) p. 23 f. — Auch die scandinavische Sage kennt dieselbe Sitte: Als Odin auf seinen Heerzügen lange ausblieb, theilten seine Brüder Ve und Vilir sein Reich und nahmen beide seine Gemahlin Frigg zur Ehe (enn konno hans Frigg gengu their bádir at eiga). Snorri Sturluson, T. 1. p. 7. — Hiernach ist Lingard in seiner Geschichte von England zu berichtigen. Vergl. Britannia, Jahrg. 1826, Januarheft p. 25.

Bücher über die Einnahmen, ausgeliehenen Werke, Garantien und Register behandelt werden — paßt vortrefflich für eine schnelle und genaue Beförderung der Geschäfte, so daß wöchentlich 700 bis 800 Bücher leicht in kurzer Zeit umgetauscht werden können; 250 bis 300 Bücher werden nämlich in wenig mehr als einer Stunde von etwa 200 Lesern in Empfang genommen und eben so viele wieder ausgegeben. Wo so viel Empfehlenswerthes ist, möchte ich nicht gern auf Unvollkommenheiten aufmerksam machen; indessen muß ich bemerken, daß ein Curs von Vorlesungen ohne Schwierigkeiten mit diesem gedeihlichen Institut verbunden werden könnte. Auch ist es offenbar, daß, obgleich jeder Mechaniker für eine halbe Guinee alle Vortheile der Gesellschaft, nach ihrer jetzigen Einrichtung, genießen kann, dennoch die große Masse der Mitglieder nicht zu dieser Klasse gehört, sondern unter der Garantie anderer Mitglieder Theil nimmt. Wenn Alle zu der Bibliothek und Verwaltung unter einem niedrigern, und zu der Bibliothek und den Vorlesungen unter einem etwas erhöhten Preise zugelassen würden, ohne daß in einem oder dem andern Falle der Zutritt ganz unentgeldlich offen stünde, so ist kein Zweifel, daß ein größeres Interesse geweckt und das Institut selbst fester begründet und auf eine bedeutendere Anzahl von Mitgliedern gebracht werden könnte.

Zu Sheffield wurde eine Bibliothek für Mechaniker und Lehrlinge im December 1823 eingerichtet und im folgenden Februar eröffnet, unter der geschickten und eifrigen Leitung des Hrn. Montgomery, — ein Name, der in der literarischen Welt wohl bekannt und von allen Philanthropen in verdienter Ehre gehalten wird. Die Gesetze, die man hier zu Grunde legte, scheinen mir vortrefflich. Das Eigenthum an dem Institut ist den Mechanikern zugetheilt, indem sie 5 Schill. beim Eintritt, und 6 Schilling jährlich bezahlen; sie bilden die Klasse der Eigenthümer. Die Andern (aus den höhern Ständen) sind die Ehrenmitglieder; sie geben Geschenke an Geld oder Büchern und können, wenn sie von der Gesammtmasse gewählt sind, die Geschäfte des Instituts führen, haben aber keinen Theil an dem Eigenthum. Der Verwaltungsrath kann ganz aus den Eigenthümern bestehen; zwei Drittheile desselben müssen aber aus dieser Klasse genommen seyn. Lehrlinge haben den Gebrauch der Bücher für 4 Schill. jährlich. Der Bibliothekar muß täglich in der Bibliothek erscheinen und für den Bücherbestand verantwortlich seyn; er wird aus diesem Grunde bezahlt. Dieser Einrichtung könnte man überhoben seyn, wenn man einige von den einsichtsvollen Anordnungen, die zu Liverpool getroffen wurden, annähme und die Bücher wöchentlich umtauschte. Jeder Inhaber eines Buches ist verbunden, seinen Namen hineinzuschreiben, als eine Art von Controlle; auch hat man, wie ich höre, nach einer ziemlich warmen Diskussion, ein Gesetz angenommen, welches ein Veto gegen das Abgeben von Büchern an die Geistlichen der verschiedenen Secten, welche an dem Institut Theil nehmen, gestattet; jedoch ist das Gesetz noch nicht ausgeübt worden. Mitglieder, die in dem Arbeitshause oder im Gefängnisse sind, verlieren den Genuß der Wohlthaten der Gesellschaft; werden jedoch derselben wieder theilhaftig, sobald sie in Freiheit gesetzt sind, und zwar ohne Bezahlung der Rückstände. Dieses treffliche Institut zählt jetzt 360 Mitglieder, worunter 310 Eigenthümer sind, und ist noch immer im Zunehmen begriffen; 30 Lehrlinge nehmen unter den angeführten Bedingungen an den Vortheilen der Gesellschaft Theil. Die Zahl der Bücher, die in neun Monaten angeschafft wurden, beläuft sich, einige sehr freigebige Schenkungen mitgerechnet, auf 1400 Bände. Außer diesem Institut hat zu Sheffield schon lange eine philosophische Gesellschaft mit einer Bibliothek geblüht, sie zählt jetzt 350 Mitglieder, fast lauter Manufakturisten und Handelsleute. Gelegentlich werden hier auch Vorlesungen gehalten; daß man Anstalten trifft, auch die Arbeiter zuzulassen, sobald die neuen Lehrzimmer fertig sind, verdient allen Beifall. Wir haben, heißt es in einem Brief aus Sheffield, in unsrer Manufaktur einen gemeinen Messerschmidt, der zu einer Zeit, die unserm Gewerbe ungünstig war, Muße fand, sich mit Entomologie zu beschäftigen; unter den Händen dieses Manns ist eine Sammlung für unser Museum schon sehr weit gediehen. Zu demselben Zweck ist ein anderer junger Mensch, von sehr niedrigem Stande, beflissen, eine Sammlung von Proben unserer Flora zu bereiten. Maschinen-Modelle, die viel Scharfsinn zeigen, wurden uns öfters von Personen gebracht, von denen man wenig Mehr als gewöhnliche Handwerkskunst *) erwartet hätte.

Außer den erwähnten existiren noch andere Institute für Mechaniker, über welche mir indessen genaue Details fehlen, wie das blühende zu Aberdeen, das eine Bibliothek von 500 Bänden, einen schätzbaren Apparat und einen Hörsaal für 600 Zuhörer besitzt, wo ausführliche Vorträge über Mechanik und Chemie gehalten werden. Zu Norwich fand kürzlich eine Zusammenkunft statt, welcher die achtbarsten Einwohner von allen Secten und Parteien beiwohnten, um ein Institut für Mechaniker zu gründen. Der Eifer und die Einsicht, die sich dabei offenbarten, lassen keinen Zweifel über das Gelingen des Plans. Dr. Yelloly machte die Eröffnung, daß die Grundsätze des Instituts zu London von Dr. Birkbeck mitgetheilt worden seyen. Die Correspondenz des Instituts zu London mit mehrern Theilen des Königreichs beweist, daß man auch in andern Gegenden mit ähnlichen Planen umgeht. Es scheint in der That, daß es nur einer geringen Anstrengung bedürfe, um das System allgemein einzuführen, und der gegenwärtige Augenblick ist ohne Zweifel am Besten geeignet für den Versuch, weil der Arbeitslohn beträchtlich und der Zustand der Dinge friedlich ist. Wenn es

*) Die beiden ersten hier erwähnten Fälle bestätigen die von mir an einem andern Orte ausgesprochene und auf die Beobachtung von Hrn. Fellenbergs Institut in der Schweiz gegründete Meinung, daß nehmlich intellektuelle Entwickelung und Geschmack an den Vergnügungen der Spekulation, ohne einen bestimmten materiellen Beruf dazu, mit einem Leben voll harter und selbst niedriger Arbeit sehr wohl vereinbar seyen, und einem solchen Leben zum Trost und zur Leitung dienen können.

indessen irgend einen Theil des Königreichs gibt, wo die Bildung der arbeitenden Klassen von größerer Wichtigkeit ist, als in andern, so ist es Irland. Ich habe daher mit ungemeinem Vergnügen vernommen, daß das System bereits auch dort Wurzel gefaßt hat. In Dublin wurde ein Institut für Mechaniker nach den richtigsten Ansichten gestiftet und das große Grundgesetz anerkannt, daß der Verwaltungsrath aus zwei Drittheilen Arbeitern bestehen müsse. Auch zu Cork ist eine solche Anstalt im Werk, und ich habe die gegründete Hoffnung, daß Limerick und Belfast einem so guten Beispiel folgen werden.

Der Zweck dieser Details ist gewesen, durch klare Thatsachen wohlwollende Männer in diesen edeln Bestrebungen zu ermuthigen, die Gleichgültigen anzuregen und den Kleinmüthigen Zuversicht zu geben. Die Sache ist von einer solchen unberechbaren Wichtigkeit, daß ich keine Apologie nöthig habe, wenn ich mich mit meinen eifrigen Wünschen an alle Männer von erleuchteten Ansichten wende, welche die wahre Veredlung ihrer Mitmenschen und die besten Interessen ihres Vaterlandes zu würdigen wissen. Unsere Pflicht ist es, diese wichtige Materie überall und zu jeder Zeit zur Sprache zu bringen. Ich rede nicht blos von Seminarien, worin Mechaniker in den Principien der mathematischen und physikalischen Wissenschaften unterrichtet werden sollen, sondern von Bildungsanstalten, in welchen die arbeitenden Klassen überhaupt diejenigen Kenntnisse zu erwerben Gelegenheit erhalten, die sie durch Privatstudien sich nicht aneignen können. Eine Stadt müßte in der That sehr unbedeutend seyn, in welcher eine nützliche Vorlesung nicht bei einiger Anstrengung und Aufmunterung, mittelst der vierteljährigen Beiträge der Zuhörer für immer begründet werden könnte. Wo auch kein Wirkungskreis für Lehrer der Chemie und Mechanik ist, da dürften moralische und politische Gegenstände immer willkommen seyn, und wo Vorlesungen überhaupt nicht zu Stande gebracht werden können, muß man wenigstens für eine Büchersammlung sorgen, und eine nützliche Lektüre befördern. Wir hören beständig von Volksfreunden reden, die den Armen und den arbeitenden Klassen wohl wollen; von liberalgesinnten Männern, die von Eifer für die Verbreitung von Kenntnissen und die Förderung intellektueller Bestrebungen beseelt sind. Aber keiner hat das Recht, sich diese Namen beizulegen oder auf seinen Eifer für die Sache der Bildung stolz zu seyn, wenn er in seiner eignen Umgebung Nichts gethan hat, um eine populäre Vorlesung zu Stande zu bringen oder sollte dazu der Kreis zu enge seyn, wenigstens einen Leseklub zu stiften, der in vielen Fällen sich mit einem Curs von Vorlesungen endigen wird. Für einen solchen Klub ist schwerlich ein Dorf in dem Königreich zu klein; und ich habe gezeigt, daß sehr unbeträchtliche Städte für Vorlesungen die nöthigen Mittel haben. Nachdem der Versuch bereits mit Erfolg gemacht worden ist, gereicht es wahrhaftig nicht zur Ehre, wenn irgend eine beträchtliche Stadt ohne eine Anstalt für populäre Bildung ist. Ich beziehe mich auf die angeführten Fälle, wenn ich behaupte, daß an jedem Orte, um das Gelingen des Plans zu verbürgen, nur Ein Mann erforderlich sey. Wo ein solcher Mann und eine hinlängliche Anzahl von Arbeitern vorhanden ist, sind alle Erfordernisse beisammen. Er hat sich nur mit einigen Meistern zu besprechen, im Einverständnisse mit ihnen die Ankündigung einer Versammlung cirkuliren zu lassen, oder, wenn man dies vorzieht, auf andern Wegen auszumitteln, wie Viele einer Vorlesung beiwohnen wollen — und in einem Monat werden die nöthigen Anordnungen in Betreff des Hörsaales und des Individuums, das die Vorlesungen hält, gemacht seyn.

Ich schließe diese Bemerkungen mit dem freudigen Gefühl, daß es fernerhin nicht mehr nöthig ist, gegen die Verbreitung von Kenntnissen unter den arbeitenden Klassen Einwürfe, die aus politischen Betrachtungen entspringen, zu bekämpfen. Glücklicherweise ist die Zeit vorbei, wo Fanatiker das Menschengeschlecht überreden konnten, die Leuchte der Philosophie müsse ausgelöscht werden, weil sie der Religion gefährlich sey; und wo Tyrannen die Lehrer der Nationen ächten konnten, weil sie Feinde ihrer Macht seyen. Es ist widersinnig zu denken, daß die Erweiterung unserer Bekanntschaft mit den Gesetzen, die das Weltall regieren, zum Unglauben leiten könnte. Sie mag dem Aberglauben wehren — gegen Intoleranz wird sie unfehlbar das beste Heilmittel werden; aber eine reine und wahre Religion hat Nichts zu fürchten von der größtmöglichen Ausbildung, welche das Studium der leblosen oder beseelten Natur dem menschlichen Verstand verleihen mag. Je weiter das Licht der Wissenschaft sich verbreitet, desto besser wird der Urheber aller Dinge erkannt, und desto weniger werden die Völker „hin und her getrieben von der Trugkunst der Menschen und ihrer verschlagenen Arglist, wobei sie im Hinterhalt liegen, um zu bestricken. *)" Tyrannen und bösen Herrschern ist das Voranschreiten der Wissenschaft unter der Masse der Nationen allerdings ein gerechter Gegenstand des Schreckens; es ist ihnen selbst und ihrem Beginnen Verderben bringend. Das wissen sie durch einen nie irrenden Instinkt, und hören daher nie auf, das Licht zu fürchten; aber sie werden leichter finden, es zu verwünschen, als es auszulöschen. Es breitet sich, ihnen zum Trotz, immer weiter aus, selbst in denjenigen Ländern, wo die Willkürherrschaft sich am Sichersten glaubt, und in England würde jeder Versuch, seinen Fortschritt zu hemmen, Nichts weiter, als den schleunigen Untergang dessen, der unsinnig genug wäre, einen solchen Versuch zu machen, zur Folge haben.

Den höhern Klassen der Gesellschaft möchte ich also zurufen, daß es nicht mehr länger die Frage ist, ob überhaupt das Volk unterrichtet werden soll oder nicht — denn diese Frage ist längst entschieden, und die Entscheidung ist unabänderlich — sondern ob es gut oder schlecht unterrichtet werden — ob es halb gebildet seyn soll, oder so gründlich als seine Umstände erlauben, und seine Be-

*) Eine Stelle der heil. Schrift.

dürfnisse erfordern. Daß Keiner fürchte, der große Haufe möge so vervollkommnet werden, daß das Verhältniß der Unterordnung unter die Oberen darunter leide! Wird die Masse der Gesellschaft gebildeter, als bisher, und kenntnißreicher selbst in den höchsten Zweigen der Wissenschaft — was sie wohl werden kann — so wird die schlimmste Folge davon für ihre Oberen seyn, daß auch sie, um wahrhaft auf einen Vorzug Anspruch machen zu können, sich mehr, als bisher, auf die Erwerbung gründlicher und höherer Kenntnisse legen müssen; die gegenwärtigen öffentlichen Seminarien müssen erweitert und einige der größern Städte des Königreichs, vorzüglich die Hauptstadt, dürfen nicht ferner hin innerhab ihrer eignen Mauern der erforderlichen Anstalten für wissenschaftliche Erziehung beraubt seyn.

Den arbeitenden Klassen aber möchte ich zurufen, daß jetzt die Zeit ist, wo sie sich durch eine große, gemeinsame Bestrebung für immer die unschätzbaren Segnungen wissenschaftlicher Bildung sichern können. Nie war unter den Reichen eine allgemeinere Bereitwilligkeit, ihnen den erforderlichen Beistand zu leisten, um den großen Hebel des Unterrichts in Bewegung zu setzen; aber sie müssen hervortreten, und die angebotene Gelegenheit benutzen und den einmal gegebe en Impuls durch eigne Bemühung dauernd erhalten. Diejenigen, welche bereits in dem Streben nach Wissenschaft schon einen Anfang gemacht und ihre Süßigkeit.n schon geschmeckt haben, bedürfen keiner Ermahnung, um fortzufahren. Sollten aber diese Blätter in die Hände eines Arbeiters fallen, der zum erstenmal seiner benöthigten Ruhe nach vollbrachtem Tagewerk eine Stunde entwendet hat, um zu lesen, so bitte ich ihn, mich, der ich sie zu seinem Besten in denselben Stunden geschrieben habe, dadurch zu belohnen, daß er während der nächsten vierzehn Tage drei Pence erspart, sich damit Franklins Leben kauft und die erste Seite liest. Ich bin überzeugt, er wird fortfahren zu lesen; ich bin überzeugt, er wird Zeit und Geld ersparen, um sich diejenige Art von Kenntnissen zu erwerben, die jenen großen Mann aus einem Buchdruckersjüngen zum ersten Philosophen und zu einem der ersten Staatsmänner seines Jahrhunders machten. Wenige sind von der Natur bestimmt, so weit zu kommen, wie er kam; auch ist es nicht nöthig, in der Entsagung aller Lebensgenüsse und in der Sparsamkeit mit jedem Zeitmoment so strenge zu seyn, wie er war. Aber Alle mögen ihm eine gute Strecke nachfolgen, und Keiner kann, ehe er den Versuch gemacht hat, sagen, wie weit er im Stande seyn werde, sich ihm zu nähern."

Der Valentins Tag.

(Fortsetzung.)

In diesem Momente der Entscheidung wurde Torquil, der nie für sich selbst gefürchtet hatte, von Furcht und Besorgniß um seinen Dault *) befallen, doch beruhigte es ihn, als er sah, daß Eachin eine feste Stellung behauptete und daß die wenigen Worte, die er an seinen Clan richtete, keck und herzhaft und wohl berechnet waren, seine Leute zum Kampfe zu ermuthigen, indem sie den Entschluß aussprachen, ihr Schicksal im Siege oder im Tode zu theilen. Aber es war keine Zeit zu weiteren Bemerkungen. Die Trompeten des Königs bliesen zum Angriff; die Sackpfeifen spielten ihre kreischenden, tollen Weisen auf und die Streiter stürzten vorwärts in regelmäßiger Ordnung, ihren Schritt allmälig verdoppelnd, bis sie zum schnellsten Anlauf kamen und in der Mitte des Kampfplatzes, wie ein wüthender Strom, welcher der schwellenden Fluth begegnet, auf einander stießen.

Einen oder zwei Augenblicke schienen die Vorderreihen, wie sie mit ihren langen Schwertern auf einander hieben, in eine Folge von Einzelnkämpfen verwickelt; aber bald hielten auf beiden Seiten die hintern Glieder sich nicht länger zurück, drängten, gleich heftig von der Wuth des Hasses und dem Durst des Ruhmes ergriffen, sich durch die Zwischenräume und verwandelten den Schauplatz in ein wildes Gewirre, über welchem nur die gewaltigen Schwerter wechselnd emporstiegen und nieder sanken, einige noch glänzend, andere strömend von Blut, aber alle mit so reissender Schnelligkeit geschwungen, daß sie eher durch eine verwickelte Maschinerie, als durch Menschenhände in Bewegung gesetzt zu seyn schienen. Einige der Kämpfenden, zu dicht an einandergedrängt, um von diesen langen Waffen noch Gebrauch machen zu können, hatten bereits zu ihren Messern gegriffen, und versuchten die Schwerthiebe ihrer Gegner zu unterlaufen. Das Blut floß inzwischen stromweise, und das Gestöhn der Gefallenen begann sich unter das Gellen der Streitenden zu mischen; denn das Geschrei, das sie nach der alten Sitte der Hochländer erhoben, konnte man nicht so wohl einen Schlachtruf, als ein Geheul nennen. Diejenigen der Zuschauer, deren Augen am Besten an solche Scenen des Blutes und der Verwirrung gewöhnt waren, konnten dennoch keinen Vortheil entdecken, den eine von beiden Parteien errungen hätte. Der Kampf schwankte zwar verschiedene Male vorwärts und rückwärts, aber es war immer nur eine vorübergehende Ueberlegenheit, welche die Partei, die sie errang, in dem nächsten Augenblicke durch eine erhöhte Anstrengung von der andern Seite wieder verlor. Die wilden Töne der Pfeifen wurden auch über diesem Getös gehört und spornten die Wuth der Kämpfenden zu neuen Anstrengungen an.

Auf einmal indessen und, wie durch gegenseitige Uebereinkunft, bliesen die Instrumente zum Rückzuge; eine traurige Melodie, welche eine Klage für die Gefallenen auszudrücken schien, gab dieß Signal. Die beiden Parteien ließen von einander ab, um einige Minuten Athem zu schöpfen. Die Augen der Zuschauer durchliefen begierig die zerstreute Schaar der Streiter, wie sie von dem Kampfe abzogen, aber sie fanden es noch immer unmöglich zu entscheiden, welche Partei den größten Verlust erlitten habe. Es schien, als wenn der Clan Chattan weniger Leute verloren hätte, als seine Gegner; aber auf der andern Seite zeigten die blutigen Plaids und Hemden seiner Angehörigen (denn mehrere von beiden Seiten hatten ihre Mäntel hinweggeworfen), mehr Verwundete, als der Clan Quhele. Ungefähr zwanzig von beiden Seiten lagen auf der Wahlstadt todt, oder sterbend; Arme und Beine, die abgehauen, Häupter, die bis auf das

*) Pflegesohn.

Kinn gespalten waren, Wunden, tief durch die Schulter in die Brust, bewiesen zugleich die Wuth des Kampfes, die fürchterliche Gewalt der gebrauchten Waffen und die ungeheure Kraft der Arme, welche sie führten. Der Häuptling des Clans Chattan hatte sich mit dem entschiedensten Muthe benommen und war leicht verwundet. Auch Eachin hatte, umgeben von seiner Leibwache, herzhaft gefochten. Sein Schwert war blutig, seine Gebehrde kühn und kriegerisch; und er lächelte, als der alte Torquil ihn in seine Arme schloß und mit Lobsprüchen und Segnungen überhäufte.

Die beiden Häuptlinge stellten, nachdem sie ihren Leuten etwa zehn Minuten Zeit gegeben hatten, um Athem zu schöpfen, aufs Neue ihre Reihen, die ungefähr ein Drittel von ihrer ursprünglichen Zahl eingebüßt hatten, in Schlachtordnung. Sie wählten jetzt ihren Kampfplatz näher am Flusse, weil die Stätte, auf der sie zuerst zusammengetroffen waren, mit Erschlagenen und Schwerverwundeten bedeckt war. Einige von den Letzteren sah man von Zeit zu Zeit sich emporrichten, um einen Blick auf die Ihrigen zu werfen, aber sogleich wieder zurück sinken, die meisten davon, um durch den Verlust des Blutes, das den schrecklichen Wunden des Claymore*) entströmte, zu sterben.

Heinrich, der Schmid, war durch seine niederländische Tracht sowohl, als durch seinen Stand, leicht von allen Anderen zu unterscheiden; indem er auf dem Platze, wo sie zuerst gefochten hatten, auf sein Schwert gestützt stehen blieb neben dem Leichnam, dessen Haupt, durch die Kraft des Streiches, der es abgehauen hatte, zehn Ellen weit fortgeschleudert, auf seiner hochländischen Mütze noch das Eichenlaub zeigte, mit welchem die Leibwache von Eachin Mac Jan geziert war. Seit er diesen Mann erschlagen, hatte Heinrich keinen Hieb mehr geführt, sondern sich damit begnügt, die Streiche zu pariren, die auf ihn selbst oder auf den Häuptling gerichtet waren. Mac Gillie Chattanach wurde unruhig, als er sah, nachdem er das Zeichen für seine Leute gegeben hatten, sich zusammen zu ziehen, daß sein kraftvoller Bundesgenosse von den Reihen entfernt blieb, und wenig Neigung zeigte, sich denselben anzuschließen.

„Was fehlt dir, Mann?“ sagte der Häuptling. „Kann ein so starker Leib einen schwachen und feigen Geist haben? Komm' und rücke ein zum Kampfe!“

„Ihr habt mich eben erst, so gut als einen Söldling genannt,“ antwortete Heinrich; „wenn ich das bin — auf den hauptlosen Leichnam zeigend — so habe ich genug gethan für meinen Tagelohn.“

„Wer mir dient, ohne die Stunden zu zählen,“ erwiederte der Häuptling, „den bezahle ich, ohne seinen Lohn zu rechnen.“

„Dann,“ sagte der Schmid, „fechte ich als Freiwilliger und auf dem Posten, der mir am Besten gefällt.“

„Das steht ganz in eurer Wahl,“ entgegnete Mac Gillie Chattanach, „der einsah, daß es klug sey, einem so vielversprechenden Streiter seine Launen zu lassen.“

„Es ist genug,“ sagte Heinrich, und schloß sich, seine schwere Waffe auf die Schulter werfend, mahnte den übrigen Kämpfern an, indem er sich dem Häuptling des Clans Quhele gegenüberstellte.“

Jetzt war es, wo Eachin zum ersten Male einige Unsicherheit zeigte. Er hatte lange Heinrich als den besten Fechter angesehen, den Perth und seine Nachbarschaft in die Reihen zu bringen hatte. Sein Haß gegen ihn, als Nebenbuhler, war mit der Erinnerung an die Leichtigkeit gemischt, mit welcher er einst, obwohl unbewaffnet, seinen plötzlichen verzweifelten Anfall vereitelt hatte; und als er ihn erblickte, seine Augen fest ihm zu gerichtet, das triefende Schwert in der Hand, und augenscheinlich zu einem persönlichen Angriff auf ihn entschlossen, so wich sein Muth und er gab Zeichen der Unschlüssigkeit, die seinem Pflegevater nicht entgingen.

Es war ein Glück für Eachin, daß Torquil, im Bewußtseyn seiner eignen Gemüthsart und des Naturells von Allen, mit denen er zusammen gelebt hatte, unfähig war, den Gedanken zu fassen, daß es Einem aus seinem eigenen Stamme, viel weniger seinem Häuptling und Pflegesohn, an physischen Muth fehlen könne. Wenn er sich dieß hätte einbilden können, so würde sein Schmerz und seine Wuth ihn zu dem Aeußersten getrieben haben, Eachin das Leben zu nehmen, um ihn vor den Verluste seiner Ehre zu retten. Aber sein Geist verwarf den Gedanken, daß sein Dault ein Feigling sey, als etwas Ungeheures und Widernatürliches. Die nächste Erklärung, die sein Aberglaube ihm eingab, war, daß er unter dem Einflusse einer Bezauberung stehe, und er fragte ängstlich, aber nur halblaut; Fängt der Zauber jetzt an, deinen Geist zu verdunkeln, Eachin?

„Ja — Elender, der ich bin!“ antwortete der unglückliche Jüngling, dort steht der grimme Zauberer!“

„Wie!“ rief Torquil aus, „und du trägst eine Rüstung, die er gemacht hat? — Norman, alberner Bursch, warum hast du diesen verfluchten Panzer gebracht?

„Wenn mein Pfeil fehl geflogen ist, kann ich nur mein Leben ihm nachschießen,“ antwortete Norman-nan-Ord. „Stehe fest, du sollst mich den Zauber brechen sehen.“

„Ja, stehe fest,“ sagte Torquil. „Er mag ein grimmer Zauberer seyn, aber mein Ohr hat es gehört und meine Zunge hat es gesagt, daß Eachin aus dem Kampf gehen soll ganz, frei und unverwundet; ich will den sächsischen Zauberer sehen, der dieß widersprechen kann. Er mag ein starker Mann seyn, aber der schöne Eichwald soll fallen, mit Stumpf und Stiel, ehe er einen Finger an meinen Dault legt. Reiht euch um ihn, meine Söhne: — **Bas air son Eachin!**

Torquils Söhne riefen laut diese Worte zurück, die bedeuten: den Tod für Hector!

Ermannt durch diese Ergebenheit, faßte Eachin neuen Muth und rief kühn den Minstrels seines Clan's zu: **Seid suas!** d. i. spielt auf!

(Forts. folgt.)

*) Das große schottische Schlachtschwert.

Berichtigung.

Im Blatt Nr. 173, S. 691, Sp. 2, Z. 13 v. o. statt ein Vater mit zwei Söhnen, lies: der Vater mit den [illegible] letzten Söhnen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 176. 24 Juny 1828.

Scenen aus dem politischen Leben in Frankreich.

(Schluß.)

Hr. Visatout entledigte sich seines Censorberufs mit solcher Geschicklichkeit, daß ihn die Congregation mit einer Generaldirektorsstelle belohnte. Einige Tage nach seiner neuen Bestallung erhielt er die Weisung, sich mit Anbruch der Nacht nach einem abgelegenen Haus hinter der Poststraße in den Gärten, einem der zahlreichen Beihäuser von Montrouge, zu begeben. Pater Candide kommt ihm mit offenen Armen entgegen: „Eine große Neuigkeit, mein lieber Censor, wir verabschieden die Deputirtenkammer und haben bereits alle möglichen Maßregeln getroffen, um uns gute Wahlen zu sichern. Morgen erscheint die Auflösungs-Ordonnanz.“

„Ich weiß nicht, ob wir uns zu sehr freuen dürfen; seit fünf Monaten, daß ich Censor bin, arbeite ich an meiner politischen Erziehung; jeden Tag fühle ich dem Staat den Puls: Frankreich hat ein constitutionelles Hirnentzündungsfieber, eine unüberwindliche Abneigung gegen unsre Ausnahmsgesetzgebung und Regierung: von da bis zum revolutionären Delirium ist Ein Schritt.“

„Leider ist dieß nur zuwahr, mein lieber Visatout; allein die siebenjährige Kammer läuft mit drei Jahren ab und wir wissen, daß viele Deputirten gesonnen sind, sich schon im nächsten Jahr zurückzuziehen, da die Kammer nur für fünf Jahre gewählt sey. Seltsamer Skrupel! Wir gaben ihnen zu verstehen, daß sie eigentlich schon den Rubikon passirt hätten. Es hilft aber nichts. Sie sind eigensinnig, wie Maulesel. Was ist zu machen? Wir wählen von zwei Uebeln das geringere. Sind Sie unbesorgt; wenn alle Präfekten ihre Instructionen befolgen — daß sie es thun, dafür bürgt uns ihr eigenes Interesse — so machen sie die Wahlliste so, daß unsere Kandidaten überall durchdringen. Ich nehme Paris aus, wo die Autoritäten durch eine Million Augen etwas genirt sind. Doch daran liegt wenig; im Gegentheil wir brauchen eine Opposition: wenn uns Niemand widerspräche, so wären wir genöthigt, uns selbst zu widersprechen. Jetzt ist der Augenblick da, mein lieber Censor, wo Sie sich etwas angreifen müssen.“

„Ich fürchte sehr, daß ich mich als Censor bald nicht mehr werde angreifen können. Hört die Censur nicht mit der Auflösung der Kammer auf?“

„Wie sind Sie so zaghaft, mein lieber Visatout! Die wahre Censur beruht ihrem Prinzip nach nicht auf einem geschriebenen Gesetz. Eine freundliche Erinnerung an die Drucker und Buchhändler, sich in die Absichten der Regierung zu fügen, bei Strafe das Patent zu verlieren — Sie lächeln, ha ha! die Augen gehen Ihnen auf. — Nein, Bester, es darf Ihnen um Ihre Censur nicht bange seyn. Durch die Wahlen wird zwar Ihr Geschäft etwas unterbrochen, aber nur äußerlich und auf kurze Zeit. Ihre geheimen Funktionen dauern fort und die Einkünfte behalten Sie.“

(Eine Person tritt ein und wispert dem Pater mit geheimnißvoller Miene in's Ohr.)

„Herrlich! die Congregation hat entschieden, daß Sie zum Deputirten gewählt werden.“

„Wer? Ich!“

„Eben Sie; werden Sie nicht eine schöne Figur spielen auf den ministeriellen Bänken?“

„Aber ich zahle ja nicht die Steuern, welche das Gesetz vorschreibt.“

„Das Gesetz! Noch einmal! Wann werden Sie einmal klug, um diese kindischen Bedenklichkeiten abzulegen? Sehen Sie, durch dieses Spinngewebe fahre ich mit einem Besen. Das Gesetz ist das Spinngewebe, der Besen .... Nicht wahr?“

„Ja. Aber ich halte doch auch viel auf mein Censorat. Ich verliere es doch nicht?“

„Keineswegs. Es werden sich drei Personen in Ihnen vereinigen, der Generaldirektor, der Deputirte und der Censor: so daß Sie die Censurgesetze in der ersten Eigenschaft abfassen helfen, in der zweiten votiren, und in der dritten vollziehen. Wir haben mehr als einmal die trefflichen Resultate dieses sinnreichen Mechanismus erprobt.“

„Sie glauben also wirklich, ich besitze soviel Beredsamkeit, daß ich Vorträge improvisiren und mich mit Benjamin Constant und Casimir Perier in Diskussionen einlassen kann?“

„Nichts ist leichter. Denn wenn diese Leute Sie im Namen des Nationalinteresses auffordern, so antworten Sie ihnen mit unserem Marcellus im Namen des Throns und des Altars; wenn jene Einwendungen machen, so rufen Sie zum Schluß, und im Augenblick erheben sich lärmend vierhundert brave Deputirte für Ihren Antrag. (Er sieht auf die Uhr.) Es ist schon zehn Uhr; gehen Sie mein trauter Visatout, und nehmen Sie morgen Besitz von Ihrem neuen Hôtel. Der Staat läßt es Ihnen mit einer Ihrer wichtigen Stellung angemessenen Pracht möbliren. Wir behandeln die Generaldirektoren wie Minister.

Da unser Direktor des Ackerbaues entdeckt hat, daß Frankreich zu produktiv ist, so ist es billig, daß der Mehrertrag unsern Freunden zu gut kommt. Im Nothfall liegt auch Nichts an einem Defizit von zwei bis dreihundert Millionen. Villele weiß schon Rath zu schaffen, wie es zu decken ist — er ist ein großer Finanzmann. — Ich bin nun im Begriff, Einem unserer Mitglieder eine Audienz zu bewilligen. Es ist der würdige Laurentie, den der Bischof von Hermopolis abgesetzt hat. Letzterer behauptet zwar, es sey diese Maßregel bloß eine heilsame Strenge. Der würdige Laurentie will dieß aber nicht gelten lassen. Da er sich selbst dieses Ausdrucks an einem andern Ort — ich glaube, es war in Bezug auf die Bartholomäusnacht — so passend bedient hat, so beklagt er sich mit Recht, daß man ihm seine Worte ungeschickt verdrehe. Wie dem jedoch seyn mag, wir dürfen unsere Freunde nicht in der Patsche sitzen lassen."

„Freilich, ein Schach darf Einer schon bekommen, nur nicht matt werden."

„Adieu, ich höre Laurentie: ich werde Balsam in seine Wunden träufeln und schon Etwas für ihn thun, sey es auch nur, daß ich ihn zum Direktor der Gazette de France oder der Quotidienne mache."

Die Ereignisse folgen sich rasch. Hr. Visatout, durch sein verdienstvolles Censorat zu den höchsten Ansprüchen berechtigt, der Liebling der Congregation und des Ministeriums, unterstützt durch seine alten Freunde von der Polizei, die Gendarmen, und durch seinen Sohn Herkules, den Präfekten der Normandie, der den Grafen Corbière durch seine Administration dergestalt entzückte, daß S. Exc. dessen vollkommene Ausbildung in diesem Fach selbst übernahm — Hr. Visatout trat in besagter Provinz, die er schon durch seine Geburt geehrt hatte und auf die nun der zweifache Glanz des Vaters und des Sohnes zurückstrahlte, als Candidat auf, und wurde, wie sich von selbst versteht, gewählt.

„Habe ich die Ehre, mit Hrn. Visatout zu sprechen?"

„Sagen Sie lieber, daß Sie die Unverschämtheit haben, mit ihm zu sprechen. Wie keck das gemeine Volk ist, ohne Erlaubniß in meine Zimmer einzudringen! Wer sind Sie?"

„Ich bin der gewesene Oberklatscher des Theaters des Variétés."

„Was wollen Sie?"

„Ihnen Lektionen geben."

„Schuft, ich liebe die Räthsel im Munde von deines Gleichen nicht; drücke dich besser aus."

„Excellenz, um es mit klaren Worten zu sagen und ohne mir zu schmeicheln, ich habe als Generalklatschdirektor im Theater des Variétés, wie ich schon zu melden die Ehre hatte, mit Auszeichnung gedient; ich habe mit Vorbehalt von 30,000 Fr., die mir mein Nachfolger auszuzahlen hatte, abgedankt und ertheile jetzt, auf Verlangen, dem hohen Adel und dem verehrungswürdigen Publikum Lektionen . . ."

„Ich wundre mich über meine eigene Geduld, daß ich dein freches Geschwätz anhören kann; wenn du dich nicht im Augenblick fortpackst, so werde ich meine Dienerschaft, meine Leute, rufen und dich laufen lehren, schneller als dir lieb seyn mag."

„Excellenz, ich gehe nicht weg, ohne meine Sendung erfüllt zu haben."

„Wenn du nicht durch die Thüre willst, so steht dir das Fenster zu Dienst."

„Sie sollten einen guten Normann wie mich, nicht so behandeln, da ich zudem gleich Ihnen in der Stadt [illegible] geboren bin, und wie Sie von dem berühmten G[illegible] Mathurin Visatout, abstamme, der auf seine Vetter- und Schwägerschaft so viel gehalten hat."

„So! Du stammst von einem Gärber ab! Meine Lakaien müssen dir das Fell gärben und die Ohren abschneiden."

„Ehe Sie es so arg machen, werfen Sie einen Blick auf dieses Handbriefchen."

Visatout erkannte die Züge des Bruders Doucet; und während er noch liest, zieht er schon an einem Lehnsessel, auf dem er seinen Gast Platz zu nehmen nöthiget. „Ach, ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein Herr; aber warum ließen Sie mich so lange in der Ungewißheit?"

„Warum? Weil ich den Charakter meines Vetters kennen lernen wollte. Ihre Ungeduld, Ihre Hitze, Ihre Drohungen und vor allem Ihre Hartnäckigkeit, mit der Sie Ihren Willen durchsetzen, — kurz, ich sage, Sie gefallen mir. Sie geben ein Muster von einem Deputirten, und hätten einen Intriganten vom ersten Rang sowohl für unsere großen, als kleinen Theater gegeben. — Nun wohlan, mein Vetter, beginnen wir unsere Uebungen, die Zeit ist kostbar, und ich habe heute den Deputirten von Maine, von Gascogne und Bretagne noch mehr als dreißig Vorlesungen zu halten."

„Entschuldigen Sie mich, mein Herr, wenn ich nicht so ganz verstehe, was für Lektionen das seyn sollen. Der hochwürdige Herr Bruder Doucet, für den ich die unbegränzteste Achtung hege, schreibt mir, daß Sie ein Mann seyen, welcher der Congregation Dienste geleistet habe, und fordert mich auf, mich Ihnen anzuvertrauen; — allein, aufrichtig gesprochen, ich kann mir nicht vorstellen, worin die Unterweisung bestehen soll, welche ein Theater-Intrigant einem Deputirten von Frankreich ertheilen kann."

„So wissen Sie, mein Herr Visatout, daß diese beiden Gewerbe verschwistert sind, daß ein Gesetz in der Kammer sein Spiel erfordert, wie eine Komödie auf der Bühne. In beiden Häusern gibt es ein Parterre mit zwei feindlichen Parteien, die einander gegenüber stehen dort ruft man: zur Ordnung, hier: die Pfeifen weg, und wo die Oppositionen zu hartnäckig sind, so schreien die Majoritäten: zur Thüre hinaus! Die Gendarmerie ist dann zumal legislativ und dramatisch, sie setzt die Theaterstücke und die Gesetze der Guiraut, der Ancelot, der Corbière, der Peyronnet durch. Ich könnte die Parallele weiter verfolgen, denn ich habe meine Humaniora und meine Rhetorik zu gleicher Zeit und in Einem Collegium mit Dudon studirt. Wir concurrirten um den Preis in der Amplification. Wenn er auch im posaunenden und ballonartig steigenden Stil stärker

war, so übertraf ich ihn dagegen im Stoß der Perioden; unser Regens prophezeite uns daher, daß wir bestimmt wären, die Leute anzuschnarren, und das Publikum durch unsere Talente auszupfänden. So geschah es auch, daß ich im glanzvollen Theater meinen Platz als Oberklatscher einnahm, während Dudon im gesetzgebenden Körper als Deputirter von Frankreich den seinen. Dieser große Mann hat durch seine Beredsamkeit mehr als einmal bewiesen, daß er eben so gut meinen Platz ausgefüllt hätte, als ich bewies, daß ich dem seinen keine Schande gebracht haben würde. Jetzt, Herr Visatout, ist Ihre Eigenliebe zufrieden gestellt? Glauben Sie, daß Sie ohne Ihrer Würde etwas zu vergeben, von mir Lektionen annehmen können, um ein braver Deputirter zu werden? Erinnern Sie sich, daß Napoleon von Talma die Kunst zu thronen lernte."

„Sie machen eine judiciöse Anmerkung," erwiederte Visatout, indem er sich breit hinstellte und seine Hände in die Hosentaschen steckte, „so geben Sie mir Lektionen, wie Talma sie Bonaparte gab. Bonaparte hatte wohl Recht, sich in der Kunst kaiserlicher Attitüden zu bilden, um sich auf den Thron zu setzen; aber ich wüßte Einen, der ihn die Kunst gelehrt hätte, sich auf dem Throne zu behaupten."

„Wir beginnen," sagte der Theatermann, und setzte sich in die feierliche Positur eines Corporals, der Rekruten exercirt. „Deputirter, aufgepaßt! Man krümmt die Halswirbel, schlägt die Augen nieder! — Sie stehen noch zu gerade, wie ein Deputirter der Linken, statt schief zu stehen, wie ein Deputirter der Rechten! — Sie halten den Kopf zu hoch! — Noch etwas niederer! — Nicht schief genug! — Es geht schon besser. — Jetzt stellen Sie sich vor, daß ich der Finanzminister sey: ich komme in die Kammer, voll Vertrauen auf die Ergebenheit meiner guten Freunde, der loyalen Deputirten; jedes Mal gereicht es mir zu einem süßen Vergnügen, wenn sie mich durch ein geheimes kabalistisches Zeichen, das für jeden Andern als für mich unverständlich ist, dieser Ergebenheit versichern. Ein gewisses Lächeln thut diese Wirkung. — Noch weit gefehlt, Herr Visatout! Wenn Sie so mit den Lippen und den Backen lächeln, so sieht es ja Jedermann. Sie müssen mit den Augen lächeln, indem sie den Winkel Ihrer Augenlieder etwa um 10 Grad einziehen: sehen Sie, wie ich. — Jetzt aufgepaßt auf's Kommando: der Finanzminister tritt in die Kammer, alle treuen Deputirten neigen sich gegen ihn und begrüßen ihn mit einem Feudallächeln. Bravo, Herr Visatout! Sie haben im Augenblicke das Tempo dieses Exercitiums begriffen, das den dicken Sesmaisons und den schmächtigen Laboissière so viel Mühe gekostet hat. Das Uebrige ist für Sie ein Kinderspiel. — Fahren wir fort. Ein liberaler Deputirter besteigt die Tribüne: ist er abschweifend wie Mechin, so läßt man ihn im Labyrinth seiner Ideen sich verwickeln und nimmt sich wohl in Acht, ihn durch das geringste Geräusch zu beunruhigen; ist es aber ein pedantischer Royer = Collard, der sich nicht begnügt, dem Gesetze mit dem Mikroscope fein in's Herz zu blicken, sondern der es mit seinem groben dialektischen Messer durchwühlt, dann läßt die Majorität ein dumpfes, mißbilligendes Murmeln hören, dann läßt sie den Ruf erschallen, lang und laut: zur Ordnung, zur Ordnung! zur Abstimmung, zur Abstimmung! Wissen Sie, Herr Visatout, daß dieses dumpfe Gemurmel, wenn es mit gehöriger musikalischer Zusammenwirkung intonirt wird, nie ermangelt, den unbescheidenen Redner aus dem Gleichgewicht zu bringen. Zum Glück sind Foy und Manuel todt, die Sie also nicht mehr zu fürchten haben. Die hätten Einen zur Verzweiflung bringen können; denn nicht das Wogenbrausen der empörten Versammlung, nicht der Unwille, der sich in allen Gebehrden der Royalisten malte, nicht das herrschende Gesicht des Hrn. Präsidenten der Kammer, nicht die donnernde Beredsamkeit des Hrn. Präsidenten des Ministerraths, nicht das Rutschen der Bänke — Nichts machte auf diese liberalen Teufel einen Eindruck."

(die Glocke schlägt 5 Uhr.)

„Guter Gott, ich rede mich bei Ihnen so in's Feuer, Herr Visatout, daß ich alle meine andern Deputirten vergesse. In meiner nächsten Lektion lehre ich Sie die verschiedenen legislativen Rufe: der Ruf **vive le Roi!** wie Sie wissen, geht durch die Fistel, der Ruf **vive la France!** kömmt aus dem Magen. In den fernern Vorlesungen trage ich Ihnen die transcendentale Harmonielehre des Schlußgebrülls, (**hurlement de la Clôture**) nebst einem Anhang über die Bauchrednerkunst (**hurlement ventru**) vor, und beschließe den Kurs mit ein paar praktischen Aufgaben über die ministeriellen Bewunderungs=, Freuden=, und Zärtlichkeitssprünge, welche eigentlich mehr in einem gewißen Trippeln bestehen, womit Sie dem Hrn. Minister am Ende seiner Reden Ihren Beifall zu Theil werden lassen.

Indessen haben Sie hier einen kleinen Constitutionscatechismus, welcher eine ausführliche Auseinandersetzung des gesammten Legislations=Systems enthält. Sie werden in dieser Büchse eine Sammlung Deputirter von Wachs und einen Präsidenten von Blech, und Minister von gebranntem Thon (**boue cuite**) finden; wenn Sie sich das Uebrige hinzudenken, so haben Sie eine wirkliche Kammer vor sich, und können Ihre Uebungen regelmäßig vornehmen. In Zeit von einem Monat hoffe ich, Ihre Deputirtenschaft fertig zu haben.

Der Herzog von Wellington.

Die Nachrichten, welche vor einiger Zeit der Morning-Herald über die Lebensart und die täglichen Gewohnheiten des Herzogs von Wellington gab, sind in alle deutschen Zeitungen übergegangen und gewiß von allen Verehrern des großen Feldherrn mit Theilnahme gelesen worden; ein anderes englisches Blatt behauptet jetzt, noch genauer unterrichtet zu seyn, als der Morning-Herald, und setzt den Angaben desselben eine Schilderung der gewöhnlichen Lebensweise des Herzogs entgegen, die gewiß an Details Alles übertrift, was in diesem Fache bisher geleistet worden ist.

Der Herzog von Wellington steht gewöhnlich gegen acht Uhr Morgens auf. Eh' er aus dem Bette steigt, zieht er seine

Schlafmütze ab; und während er sich ankleidet, pfeift er zuweilen ein Liedchen und flucht bei Gelegenheit auf seinen Bedienten. Der Herzog bedient sich beim Rasiren des Wassers und legt den Seifenschaum dabei dicker auf, als gewöhnliche Menschen. Während er sich rasirt, athmet er gewöhnlich nur durch die Nase, in der Absicht, wie man glaubt, um die Seife nicht in seinen Mund kommen zu lassen; und dann bläst er zuerst die eine Backe auf, darauf die andere, um dem Rasirmesser eine bessere Oberfläche darzubieten. Wenn er angekleidet ist, so geht er zum Frühstück, und während er die Treppe hinabsteigt, bedient er sich häufig dieser Gelegenheit, um seine Nase zu schneuzen, was er äußerst geschwind thut und mit drei schnellen Schlägen mit dem Schnupftuche begleitet, das er dann sogleich in seine rechte Rocktasche steckt. Die Taschen des Herzogs von Wellington sind in den Schößen seines Rockes und ihre Säcke hängen perpendiculär hera ; doch trägt er falsche horizontale Seitentaschen, welche der Welt eine irrige Meinung in Bezug auf ihre Lage gegeben haben. Der Herzog trinkt Thee zum Frühstück, den er mit weißem Zucker versüßt und mit Rahm versetzt. Gewöhnlich rührt er die Flüßigkeit zwei oder dreimal mit dem Löffel um, ehe er sie an den Mund setzt. Der Herzog von Wellington ißt geröstete Brodschnitte und Butter, kalten Schinken, Zunge, Hühner, Rindsbraten oder Eier und zuweilen beides, Fleisch und Eier zusammen; die Eier sind gewöhnlich die des gemeinen Haushuhns. Während des Früchstückes hat der Herzog von Wellington ein Tagblatt entweder in seiner Hand, oder auf dem Tische, oder auf dem Schoß. Das Lieblingsblatt des Herzogs von Wellington ist der Examiner. Nach dem Frühstück streckt und dehnt sich der Herzog von Wellington und gähnt einmal. Dann schürt er das Kaminfeuer und pfeift dazu. Wenn kein Feuer im Kamin ist, so tritt er an das Fenster und sieht hinaus. Um ungefähr zehn Uhr kommen die Briefe von der Post. Selten oder nie sieht der Herzog die Aufschrift an, sondern er erbricht sogleich das Siegel und begnügt sich, den Inhalt zu lesen. Der Herzog scheint zuweilen nicht zufrieden mit seinen Correspondenten und sagt: Pschah! mit lauter vernehmlicher Stimme. Um eilf wird, wenn das Wetter gut ist, das Pferd des Herzogs vorgeführt. Das Pferd des Herzogs ist bei diesen Gelegenheiten immer gesattelt und gezäumt. Das Pferd, das der Herzog von Wellington gewöhnlich reitet, ist der weisse Schimmel, dessen er sich bei Waterloo bediente, und der zu Strathfieldsay von den Hunden angefressen wurde. — Ehe der Herzog ausgeht, läßt er sich von einem Diener seinen Hut und seine Handschuhe bringen. Den Hut setzt der Herzog von Wellington auf den Kopf und die Handschuhe zieht er an die Hände. Es ist die Sitte des Herzogs, auf dieselbe Art zu Pferde zu steigen, wie an dem Morgen der ruhmvollen Schlacht von Waterloo. S. Gnaden nimmt zuerst den Zügel in die linke Hand, welche er auf den Sattelknopf legt; dann tritt er mit seinem linken Fuß in den Steigbügel — die Behauptung, daß dieß mit dem rechten Fuße geschehe, sind wir ermächtigt, für eine boshafte Verleumdung zu erklären — schwingt mit einem Sprunge sich hinauf und sein rechtes Bein über den Schwanz des Thieres hinweg und setzt sich so in den Sattel; dann stellt er seinen rechten Fuß in den Bügel, bringt das Pferd in den Trab und fällt, da er ein ausgezeichneter Reiter ist, nie von demselben herunter. Wenn Bekannte und Freunde den Herzog auf der Straße grüßen, so ist seine Herablassung so groß, daß er sich entweder gegen sie verbeugt, oder seinen Hut berührt, oder auf irgend eine andere Weise ihnen seine Aufmerksamkeit erzeigt. Sehr häufig sagt der Herzog von Wellington dann auch wohl: „Wie geht es Ihnen? „Es ist ein schöner Tag!" „Wie befinden Sie sich?" oder: „Wie steht es um Ihr Befinden!" und dann macht er verschiedene geistreiche Bemerkungen über das Wetter, oder den Staub, oder Koth, wie es sich gerade schickt. Montags, Mittwochs und Freitags kommt um zwölf Uhr der Lehrer des Herzogs, und unterrichtet ihn in der Staatsökonomie. Der Herzog macht überraschende Fortschritte in seinen Studien, und sein Lehrer pflegt gewöhnlich im Scherz zu sagen: „Der Herzog greift in seinen Kenntnißen um sich, wie ein Haus, das in Flammen steht!". In dem Staatsrathe thut der Herzog nichts, als denken. Er sitzt auf einem ledergepolsterten Lehnstuhl, seine Fersen und einen Theil seiner Beine auf dem Tisch. Wenn er so in tiefen Gedanken ist, schließt er sehr oft seine Augen ganze Stunden lang und macht ein [illegible]bares und wirklich grausliches Geräusch durch seine Nase. Der Herzog ist so eifrig in seinen Geschäften, daß er kein Beizenbrod ißt. Der Herzog ist ein strenger Oekonom. Es hat die Wachskerzen abgeschafft, außer bei den Ministern, und statt derselben Talglicht eingeführt. Er hat befohlen, in den verschiedenen Amtszimmern das Feuer im Winter zwei Stunden früher anzumachen, als sonst, um einen allgemeinen Fortgang in die Geschäfte zu bringen. In dem Hause der Lords war im vergangenen Winter das Verfahren des Herzogs folgendes: Er schritt zu dem Feurungsplatze, wendete seinen Rücken gegen denselben, breitete die Schöße seines Rockes auseinander, indem er sie über den rechten und linken Arm legte, steckte seine Hände in die Hosentaschen, und stand so in aller Bequemlichkeit. Ein characteristischer Zug der Beredsamkeit des Herzogs ist seine Kürze, die so groß ist, daß sie zunächst an Stillschweigen grenzt. Da Kürze die Seele des Witzes ist, so kann man ohne Weiteres versichern, daß in dieser Beziehung Canning und Brougham Narren gegen ihn sind.

Examiner.

Sage aus dem Engadein.

Eine alte Chronik des Engadein's, *Cronica Retica, over l'historia dal origene, guerras, alleanzas et auters evenimaints da nossa chiara patria da Nott da Porta, (in Scuol, 1742, 8)* enthält folgende merkwürdige romanische Sage über die Bevölkerung dieses rauhen Thales: „Man erzählt, daß zu der Zeit, da Hannibal, der Prinz der Karthager, das römische Reich seinem Untergange nahe brachte, mehrere Edle aus Latium sich dahin zurückgezogen und das Land Ladin genannt haben. Als das Volk sich aber vermehrte und das Thal ihnen zu enge wurde, sahen sie sich genöthigt, dasselbe großentheils zu verlassen und haben durch ihre Tapferkeit zuerst das benachbarte Veltelin, darauf, durch das Glück begünstigt, alle Orte vom Bodensee bis zum Comersee und von den Quellen des Rheins bis Trient unterworfen, so daß ihr Gebiet sich auf 200 ital. Miglien in die Länge und 120 M. in die Breite erstreckte." (In Ingadina l'incontra s'craja chia cur Annibal, Princi Cartaginenser, gnoud dall 'Africa hvet quasi sdrût l'imperi Roman, blers nobels or dil Latio in quels tumults s'hajen retrats qui, dil qual sia nommà Ladin, etc.) Sollte in dieser Sage nicht eine Beziehung auf den von Livius berichteten Auszug der Rhätier aus Oberitalien liegen? Daß diese sich später, statt von den Etruskern, von römischen Rittern herleiteten und ihre Einwanderung in Verbindung mit einer wichtigen Periode der römischen Geschichte setzten, ist eine in dergleichen Ueberlieferungen oft wiederkehrende Verwechselung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 177. 25 Juny 1828.

Der Valentins Tag.

(Fortsetzung.)

Der wilde Pibroch erschallte wieder zum Angriff, aber die beiden Parteien näherten sich einander langsamer, als das erste Mal, als Männer, die ihre gegenseitigen Kräfte kannten und achteten. Heinrich Wynd, in seiner Ungeduld, den Kampf mit seinem Nebenbuhler zu beginnen, schritt vor dem Clan Chattan her und forderte Eachin heraus, sich ihm zu stellen. Statt dessen sprang aber Norman vor, seinen Pflegbruder zu decken; und jetzt trat eine allgemeine, obwohl nur augenblickliche, Pause ein, als ob beide Parteien die Absicht gehabt hätten, durch den Ausgang dieses Zweikampfes ein Vorzeichen für das Schicksal des Tages zu erhalten. Der Hochländer schritt heran, sein gewaltiges Schwert erhoben, als wenn er im Begriff wäre, einen Hieb zu führen; aber in dem Augenblicke, wo er sich seinem Gegner auf Schwertes Länge genaht hatte, ließ er die lange und gewichtige Waffe fallen, sprang leicht über das Schwert des Schmids, das seine Seite bedrohte, hinweg, zog seinen Dolch und stieß ihm, da er Heinrich so unterlaufen hatte, die Waffe — seine eigene Gabe — zur Seite in den Hals gegen die Brust hinab und rief zugleich laut aus: „Du hast mich den Stoß gelehrt!"

Aber Heinrich Wynd trug seine eigene gute Halsberge, die doppelt mit wohlgehärtetem Stahl versehen war. Wäre er weniger gut gewaffnet gewesen, so hätten seine Kämpfe für immer ein Ende genommen. Aber selbst wie er es war, wurde er leicht verwundet.

„Thor!" antwortete er, indem er Norman mit dem Knopf seines langen Schwertes einen Schlag gab, daß er zurücktaumelte: „du hast den Stoß gelernt, aber nicht den Schirm!" und indem er einen Streich auf seinen Gegner führte, der ihm durch die Stahlhaube den Schedel spaltete, schritt er über den entseelten Leichnam, um es mit dem jungen Häuptling aufzunehmen, der jetzt offen vor ihm da stand.

Aber die tönende Stimme Torquils donnerte: **Far eil air son Eachin!** (Ein Anderer für Hector) und die beiden Brüder, welche ihrem Häuptling zur Seite gestellt waren, warfen sich auf Heinrich, und zwangen ihn, indem sie beide zugleich auf ihn einhieben, sich vertheidigend gegen sie zu verhalten.

„Vorwärts, Geschlecht der Tigerkatze! rief Mac Gillie Chattanach, rettet den braven Sachsen, laßt diese Geier eure Tatzen fühlen!"

Bereits sehr verwundet, schleppte sich der Häuptling selbst dem Schmid zu Hülfe und hieb Einen der Leichlach nieder, von denen er angefallen war. Heinrichs eigenes gutes Schwert befreite ihn von dem Andern.

Reist air son Eachin! (wieder für Hector) rief der treue Pflegvater.

Bas air son Eachin! (den Tod für Hector) antworteten zwei Andere seiner Söhne und stellten sich der Wuth des Schmids und derer, die zu seinem Beistande gekommen waren, entgegen; während Eachin sich zur Linken wandte, um weniger furchtbare Widersacher zu suchen, und durch neue Beweise von Tapferkeit die sinkenden Hoffnungen seines Clans wieder belebte. Die beiden Kinder der Eiche, welche diese Bewegung gedeckt hatten, theilten das Schicksal ihrer Brüder, denn der Ruf des Häuptlings des Chattan-clans hatte einige seiner bravsten Streiter auf diese Seite gezogen. Die Söhne Torquils fielen nicht ungerächt, sondern ließen schreckliche Zeichen von ihren Schwertern an den Leibern der Todten und der Lebenden zurück. Aber die Nothwendigkeit, ihre ausgezeichnetsten Krieger um die Person ihres Häuptlings zusammen zu halten, hatte einen nachtheiligen Einfluß auf den Ausgang des Kampfes im Allgemeinen; und die Zahl derer, welche noch fochten, war jetzt so gering geworden, daß man leicht sehen konnte, daß dem Clan Chattan noch fünfzehn übrig geblieben waren, obwohl die meisten davon verwundet, und daß dagegen der Clan Quhele nur noch etwa zehn übrig behalten hatte, von welchen vier zu der Leibwache des Häuptlings gehörten, den alten Torquil selbst mit eingeschlossen.

Sie fochten indessen und kämpften unablässig fort, und wie ihre Kräfte abnahmen, schien ihre Wuth sich zu vermehren. Heinrich Wynd, nun an vielen Stellen verwundet, ward immer noch gesehen, wie er das Häuflein kühner Herzen, die fortfuhren, den Gegenstand seines Zornes zu vertheidigen, durchbrach oder vertilgte. Aber immer noch wurde des Vaters Ruf: „Ein Anderer für Hector!" freudig beantwortet durch den Rückruf: „Tod für Hector!" und obwohl der Clan Quhele jetzt an Zahl der schwächere war, so schien der Kampf doch noch immer zweifelhaft. Nur körperliche Ermattung zwang sie endlich zu einer neuen Pause.

Der Clan Chattan war jetzt noch zwölf an Zahl, von denen jedoch zwei oder drei kaum im Stande waren zu stehen, ohne sich auf ihre Schwerter zu stützen. Fünf waren von dem Clan Quhele übrig geblieben, Torquil

und sein jüngster Sohn waren von der Zahl, beide leicht verwundet. Eachin allein war durch die Aufmerksamkeit, mit der jeder gegen ihn geführte Hieb aufgefangen wurde, ohne Verletzung davon gekommen. Die Wuth beider Parteien war durch die Erschöpfung in dumpfe Verzweiflung gesunken. Sie gingen taumelnd, wie schlaftrunken, zwischen den Leichen der Erschlagenen umher und starrten sie an, als ob sie ihren Haß gegen ihre überlebenden Feinde durch den Anblick der Freunde, die sie verloren hatten, wieder aufschüren wollten.

Bald darauf sah die Menge die übrig gebliebenen Streiter gegen einander ziehen, um den Vertilgungskampf am Ufer des Flusses zu erneuen, da dieß der Platz war, der am Wenigsten schlüpfrig von Blut und am Wenigsten bedeckt mit Leichnamen war."

„Um Gottes Willen, um der Gnade willen, die wir täglich erflehen, sagte der gutherzige alte König zu dem Herzog von Albany: Laß dieß genug seyn! Warum sollen wir dulden, daß diese elenden Krüppel und Reste von Menschen ihre Schlachterei vollenden? — Gewiß werden sie sich jetzt meistern lassen und auf billige Bedingungen Frieden annehmen!"

„Beruhigt euch, mein Fürst, sagte sein Bruder. Diese Menschen sind die Pest des Flachlandes. Beide Häuptlinge leben noch — wenn sie unbeschädigt zurückkommen, so ist die Arbeit des ganzen Tages hinweggeworfen. Erinnert euch eures Versprechens im Rathe, daß ihr nicht Halt rufen wolltet."

„Ihr zwingt mich zu einem großen Verbrechen, Albany, beides als ein König, der seine Unterthanen beschirmen sollte, und als Christ, der seinen Glaubensbruder achtet."

„Ihr urtheilet falsch, mein Gebieter," sagte der Herzog; „dieß sind keine liebenden Unterthanen, sondern widerspenstige Empörer, wie Mylord von Crawford bezeugen kann, und noch weniger sind sie Christen, denn der Dominicanerprior ist mein Bürge, daß sie mehr als zur Hälfte Heiden sind."

Der König seufzte tief: „Ihr mögt handeln nach eurem Gefallen, und seyd zu klug für mich, um mit euch zu streiten. Ich kann mich nur abwenden, und meine Augen gegen den Anblick eines Blutbades schließen, welcher mich krank macht. Aber wohl weiß ich, daß Gott mich strafen wird, auch nur Zeuge einer so unnützen Aufopferung des Menschenlebens gewesen zu seyn."

„Blast, Trompeter!" sagte Albany, „ihre Wunden werden steif, wenn sie länger warten!"

Während dieß vorging, war Torquil damit beschäftigt, seinen jungen Häuptling zu umarmen und aufzurichten.

„Widerstehe der Zauberkraft nur noch einige Minuten! sey gutes Muthes, du wirst davon kommen ohne Riß oder Ritz, Schramme oder Wunde. Sey gutes Muthes!"

„Wie könnte ich gutes Muthes seyn," antwortete Eachin, „da meine tapfern Blutsfreunde, einer nach dem andern, zu meinen Füßen gestorben sind? gestorben alle für mich, der so wenig diese Treue verdiente?"

„Und wozu waren sie geboren, als für ihren Häuptling zu sterben?" sagte Torquil, gefaßt. — „Warum klagen, daß der Pfeil nicht mehr in seinen Köcher zurückkehrt, wenn er das Ziel getroffen hat? Ermuthige dich noch! Hier sind wir beide, Tormod und ich, nur wenig verletzt, während die wilden Katzen sich über den Plan schleppen, als wenn sie halb zerrissen wären von den Hunden. Nur noch einen tapfern Stand, nnd der Tag ist unser; wenn es auch wohl seyn mag, daß du allein lebend übrig bleibst. — Minstrels, blast zum Kampfe!"

Die Pfeifer auf beiden Seiten bliesen zum Angriff und die Kämpfer fielen auf's Neue einander an, zwar nicht mit derselben Kraft, aber gewiß mit ungeschwächtem Grimm. Sie wurden jetzt verstärkt durch die, deren Pflicht es war, parteilos zu bleiben, die sich jetzt aber außer Stande fanden, dieß zu thun. Die beiden alten Krieger, welche die Standarten trugen, waren allmälig von den äußersten Schranken herangekommen, und hatten sich der Scene des Gefechtes genähert. Als sie das Gemetzel mehr in der Nähe erblickten, wurden sie gegenseitig durch das Verlangen getrieben, ihre Brüder zu rächen, oder nicht zu überleben. Sie griffen einander wüthend mit den Lanzen an, an denen die Standarten befestigt waren, geriethen, nachdem sie einander mehrere tödtliche Stöße beigebracht hatten, in's Handgemenge, rauften sich darauf im wildem Ringen, immer noch ihre Banner haltend, bis sie zuletzt in der Blindheit des Kampfes mit einander in den Tay fielen; und nach der Beendigung des Streites wurden sie, Einer fest von den Armen des Andern umschlossen, ertrunken gefunden. — Zuletzt ergriff die Kampfwuth und die Raserei des Zorns und der Verzweiflung auch die Minstrels. Die beiden Pfeifer, die während des Gefechts ihr Aeußerstes gethan hatten, den Muth ihrer Brüder aufrecht zu erhalten, sahen jetzt den Streit beinahe zu Ende gebracht durch den Mangel an Männern, die ihn hätten fortführen können. Sie warfen ihre Instrumente hinweg, stürzten verzweifelt auf einander mit ihren Dolchen; und da jeder mehr darauf bedacht war, seinen Gegner aus der Welt zu schaffen, als sich selbst zu vertheidigen, war in einem Augenblicke der Pfeifer des Clans Quhele erschlagen, und der des Clans Chattan tödtlich verwundet. Der letztere ergriff dennoch wieder sein Instrument und der Pibroch des Clans strömte seine verhallenden Töne noch so lange über den Clan Chattan hin, als der sterbende Minstrel Athem hatte, ihn zu beleben. Das Instrument, dessen er sich bediente, oder wenigstens der Theil desselben, welchen man den Pfeifer nennt, wird noch bis auf diesen Tag in dem Hause eines hochländischen Häuptlinges bewahrt und mit dem Ehrennamen des Federan Dhu oder schwarzen Pfeifers bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Ireland und die Emancipation der Katholiken.

(Fortsetzung.)

Früh war in Ireland das Christenthum verbreitet worden; der heilige Patrick, ein geborner Ire, der in dem Kloster des heil. Martinus zu Tours nach den Begriffen der damaligen Zeit gebildet worden war, vollendete um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Bekehrung der Insel. Die religiösen Gemeinschaften, zu denen sich die Schüler des frommen Mannes vereinigten, hatten das doppelte Verdienst, ihre Landsleute mit dem Ackerbau bekannt zu machen und zu einer Zeit, als beinahe in dem ganzen übrigen Europa wilde Barbarenhorden selbst die Keime der Civilisation ausrotteten, den Wissenschaften eine Freistätte zu eröffnen. Auf allen Puncten der Insel, mitten in den entlegensten Wildnißen, in den unwegsamsten Sümpfen und Wäldern, erhoben sich Klöster; um sie her wurde das Land urbar gemacht, Dörfer und Städte erbaut und Schulen gestiftet, in denen bald auswärtige, wie einheimische, Schüler in großer Zahl Aufnahme und Unterricht fanden. Auf die allgemeine Bildung und die Sitten des Volkes hatte diese Veränderung indessen nur geringen Einfluß, da die Wissenschaften, mit der lateinischen Sprache, in der sie gelehrt wurden, auf den Umfang der Klostermauern beschränkt blieben. Nirgend erhielt sich die Geistlichkeit so frei von aller Einwirkung in weltliche Dinge; und dieser Mangel politischer Macht mag mehr, als die Abgeschiedenheit der Insel, der Grund gewesen seyn, weshalb die irische Kirche, in ihrem dürftigen und unscheinbaren Kleide, von der römischen Hierarchie zu der Zeit, als dieselbe ihre stolzen Fittige über alle Länder des Abendlandes ausbreitete, übersehen und vergessen wurde.

Mehrmals hatten irische Häuptlinge in den Fehden von Wales und in den Kriegen von England gefochten; nach der Schlacht bei Hastings setzten die Söhne Eduards, des Bekenners, den Kampf gegen die normännischen Eroberer mit Hülfe irischer Heere fort; auch nachdem die Eroberung vollendet war, suchten häufig unzufriedene englische Große eine Zuflucht auf der Nachbarinsel. Nothwendig war dadurch die Aufmerksamkeit der Könige von England auf Ireland gezogen worden; der staatskluge Heinrich II war kaum auf den Thron gelangt, als er den Plan zur Eroberung der Insel faßte, und in Ermanglung besserer Rechtsgründe mußte die Unabhängigkeit, in welcher sich die irische Kirche vom römischen Stuhle befand, zum Vorwande dienen. Bereits im Jahre 1152 hatte ein apostolischer Nuncius, der Cardinal Paparone, den Clerus von Ireland zu einer Versammlung berufen, um die Abstellung der Mißbräuche zu verlangen, welche sich in die geistliche Disciplin und das kirchliche Ceremonienwesen, oder, was damals eben so viel sagen wollte, in die Religion eingeschlichen hätten. Auf einer Synode zu Drogheda, die aus 3000 Geistlichen bestand, ertheilte er im Namen des heil. Petrus den Bischöfen von Armagh, von Dublin, von Cashel und von Tuam das erzbischöfliche Pallium, bestimmte die Zeit der Osterfeier nach dem Gebrauche der übrigen abendländischen Kirchen und führte das Cölibat ein. Aber ob die Unterwerfung des irischen Clerus nicht allgemein genug, oder nur unvollständig war: zwei Jahre darauf machte der Pabst Adrian III von seinem Rechte, als Oberhaupt der gesammten Christenheit das Wohl der ihm anvertrauten Heerde zu besorgen, Gebrauch, indem er die ganze Insel dem Könige von England schenkte, „um auf derselben die Pflanzungen des Lasters auszurotten und den Samen des christlichen Glaubens auszusäen." Dagegen versprach der König, sobald er Ireland unterworfen haben würde, von jedem Hause jährlich eine Steuer von einem Pfennig an den heil. Petrus zu bezahlen. *)

Innere Unruhen verhinderten lange die Ausführung dieses Eroberungsplanes; bis im Jahre 1168 ein vertriebener irischer Fürst nach England floh und den Schutz Heinrichs II ansprach. Dermod, König von Leinster, hatte sich durch seine Grausamkeit und Strenge den Haß der ihm untergebenen, so wie durch seine Gewaltthätigkeiten die Feindschaft der benachbarten Häuptlinge zugezogen, als der Oberkönig O'Lochlan von Ulster, der ihn beschützte, in einem Treffen fiel und Roderic O'Connor von Connaught, das Haupt der Gegenpartei, auf den Thron erhoben wurde. Sogleich wandte dieser die Waffen gegen Dermod, der von den Seinigen verlassen und außer Stande, seinen Feinden Widerstand zu leisten, sich genöthigt sah, seinen Staaten den Rücken zu kehren.

Heinrich II befand sich, als Dermod an seinem Hofe erschien, in Guienne und war zu sehr mit den inneren Angelegenheiten seines Reiches beschäftigt, als daß er sich auf auswärtige Unternehmungen hätte einlassen können; um indessen eine so günstige Gelegenheit zu der Erreichung seiner Absichten nicht ganz von der Hand zu weisen, versicherte er den verbannten Fürsten in offenen Briefen seines Schutzes und ertheilte allen englischen Baronen die Erlaubniß, ihm zu der Wiedereroberung seiner Staaten hülfreiche Hand zu bieten.

Im Anfang des Mai 1170 landete ein normännischer Ritter aus dem Fürstenthum Wales, Robert Fitzstephen mit dreißig Rittern, sechzig schwer bewaffneten Reitern und hundert Bogenschützen — der erste Engländer — in der Einfahrt von Bann, in der Nähe der Stadt Werford, an der irischen Küste; unmittelbar darauf Moritz von Pendergast, ein tapfrer Wälliser, an der Spitze von zehen Rittern und zweihundert Bogenschützen. Mit ihnen war Hervey von Mountmorres, ein Neffe des mächtigen Grafen Richard von Chepstow, von seiner Stärke im Bogenschießen genannt Starkbogen (Strongbow), um im Auftrage seines Oheims, dem Dermod die Hand seiner einzigen Tochter und die Nachfolge auf dem Throne von Leinster zugesagt hatte, das Land auszukundschaften. Dermod, der, vor der Ankunft seiner Bundesgenossen zurückgekehrt, einen Aufstand durch seine Anhänger erregt und durch die unzeitige Milde des Königs Roderic O'Connor zur

*) De singulis domibus annuam unius denarii beato Petro velle solvere pensionem. Rymeri foedera, T. . p. 1 p. 5.

Entschädigung für den Verlust seines Reiches einen kleinen District an der Küste zum unabhängigen Besitz erhalten hatte, vernahm nicht sobald die Nachricht von der Landung der Engländer, als er seinen natürlichen Sohn Donald mit fünfhundert Mann zu ihnen stoßen ließ und kurze Zeit darauf sich selbst mit ihnen vereinigte. —

Werford, ein von den Ostmannen erbauter Ort, ergab sich nach kurzem Widerstande, Fitzstephen wurde zum Herrn desselben und des dazu gehörigen Gebietes erklärt; Hervey von Mountmorres erhielt die Herrschaft über einen ansehnlichen Landstrich zwischen Werford und Waterford, einer anderen, gleich Werford, von den Ostmannen gegründeten Stadt. Dieß war die erste brittische Niederlassung in Ireland; und die Einwohner derselben, die aus den Dienstleuten der beiden Ritter bestanden, jedoch bald durch Abentheurer aus allen Theilen von England verstärkt wurden, waren viele Jahre durch ihre Sprache und Sitten von den Eingebornen geschieden und haben sich auch jetzt nach allen den Umwälzungen, welche seitdem die Insel betroffen haben, noch nicht völlig mit denselben vermischt.

Ungeachtet des hartnäckigen Widerstandes, den einzelne irische Häuptlinge boten, und des Abfalles von Moritz von Pendergast, der — durch Dermod beleidigt — zu den Feinden überging, war, nach einer geringen Anzahl von meist unbedeutenden Gefechten, der größte Theil von Leinster unter die Botmäßigkeit seines alten Fürsten zurückgeführt. Moritz von Pendergast kehrte nach England zurück, und die Lücke, die sein Abfall verursacht hatte, wurde durch die Ankunft eines Halbbruders von Fitzstephen, Moritz Fitzgerald, der bald darauf mit einer Heerschaar von zehn Rittern, dreißig Reisigen und hundert Bogenschützen landete, mehr als ausgefüllt. Roderic O'Connor, der Oberkönig der Insel, statt sich den ersten Fortschritten der Fremden mit Kraft entgegenzusetzen und sie durch seine Uebermacht zu erdrücken, ließ ihnen Zeit, sich in ihren Eroberungen zu befestigen, und durch die Anhänger, die Dermod besonders unter dem niedern Volke und der Geistlichkeit seines Königreiches zählte, zu verstärken. Endlich war ein allgemeines Aufgebot erlassen worden; zu Tarah, dem alten irischen Königssitze, wurden die Schaaren, die von allen Seiten herbeiströmten, gemustert; ein zahlreiches Heer der tapfersten Krieger hatte sich gesammelt. Aber Roderic wagte nicht, den Häuptlingen des Nordens, durch frühere Verbindungen mit Dermod verdächtig, zu vertrauen; und da er durch ihre Entfernung geschwächt, sich dem Feinde nicht mehr gewachsen hielt, zog er vor — statt das Glück der Waffen zu versuchen — Dermod durch friedlichen Vertrag als König von Leinster anzuerkennen. Dieser gab ihm dagegen seinen Sohn zum Geisel für seine Treue und versprach, sobald er Leinster zum Gehorsam zurückgeführt haben würde, seine fremden Krieger in ihre Heimath zurückzuschicken *).

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir sehen uns genöthigt, uns weitläufiger über diese Periode der irischen Geschichte zu verbreiten, als Anfangs in unserer Absicht lag. Aber Hegewisch, der Einzige, der bisher in deutscher Sprache eine Geschichte von Ireland zu schreiben versucht hat, macht in der Darstellung der Verhältnisse, welche zu der Eroberung der Insel führten, so unbegreifliche Mißgriffe, daß wir es für Pflicht halten, seinem eben so planlosen, als nachläßigen und oberflächlichen Werke eine gewissenhaftere Arbeit gegenüber zu stellen.

L i s s a b o n *).

Die Aussicht von Buenos Ayres ist prachtvoll; man übersieht Almada und die ganze Hügelkette am Tajo hinab, bis über Belem hinaus und fast bis zu dem Punkte von Traffraria, einen beträchtlichen Theil Lissabons, und einen Wald von Masten, Schiffe von jeder Art und Größe, au dem majestätischen Strom: gegen Osten über den breitern Theil des Tajo, in der Richtung von Aldea Gallega und Moita, auf einer anmuthigen Höhe die Stadt Vendas de Palmela, in der Nähe Serra de Arrabida, — rings eine durch ihre Weinberge und Pomeranzenhaine berühmte Landschaft; gegen Westen das Stadtviertel von Belem, Gärten, Klöster, Kirchen und Paläste in bunter Mischung bis zu dem stolzen, obgleich noch nicht ausgebauten, Palaste auf der Höhe von Ajuda, wo die königliche Residenz ist.

Auf unserem Weg durch die schlechtgepflasterten und engen Gassen nach der Rua do Prior waren Kuttenträger, Bettler und Hunde fast die einzigen lebenden Wesen, denen wir begegneten, dafür kamen wir aber an einer Menge abscheulicher Kothhaufen vorbei, und nicht weit von unserem Gasthof lag der Leichnam eines Pferdes, welches die Nacht zuvor gefallen war, und seine Pestgerüche verbreitete. Sieht man dieß und das Heer schmutziger Bettler, die, um Mitleiden zu erregen, auf allen öffentlichen Plätzen ihre Krankheiten auf die ekelhafteste Art zur Schau stellen, so möchte man Lissabon für ein lebendiges anatomisches Theater halten. Umsonst suchten wir Blumen, um unsere Geruchssinne zu erfrischen: wir konnten uns keine verschaffen.

Gannarets Schreiben an den Präsidenten Lamoignon **).

Ich gebe mir die Ehre, Ihnen den Artikel, Monseigneur, zu senden, der den Tartüfe betrifft, worüber Sie mir, nämlich bei der Darstellung dieser Thatsache, wie mir Fontenelle sagt, nicht genug Diskretion und Zurückhaltung zutrauen. Ihnen, Monseigneur, sind alle abentheuerlichen Geschichtchen bekannt, die man bei dieser Gelegenheit dem guten Moliere aufbürdete. Ich habe das Ungegründete *dieser Geschichtchen hinlänglich erkannt*; mehr als zwanzig Personen habe1 mich versichert, daß die Sache sich so zugetragen hat, wie ich sie erzählte, und ich glaube es um so mehr, da es auch in den Menagiana, die 1698 mit Privilegium gedruckt wurden, ausdrücklich heißt: Ich, Menage, sagte dem Präsidenten Lamoignon, als er den Tartüfe nicht geben lassen wollte, daß die Moral des Stückes ganz vortrefflich sey und daß es dem Publikum sehr nützlich seyn werde. Sie sehen, Monseigneur, daß ich den berühmten Namen weggelassen habe, und daß ich das Urtheil über den Tartüfe so viel als möglich mit Gründen unterstützte. Fontenelle, der Monseigneur eben so schätzt wie ich, glaubt, daß ich die Stelle ganz gut behandelt habe, er billigt mein Buch, welches beinah ganz gedruckt ist. Wenn Monseigneur aber das Gegentheil glauben sollten, so bitte ich mir nur die Worte anzugeben, ich werde ein Carton hineinschieben; die außerordentliche Achtung die ich für Monseigneur und seine ganze Familie hege, erlaubt mir nicht, hierin nach eignem Willen zu handeln u. s. w.

*) Portugal Illustrated. By the Rev. W. M. Kisney, B. D. London 1828.

**) Vie de Moliere etc. Aus diesem Schreiben kann man sehen mit welcher Wahrhaftigkeit die Geschichtschreiber des g r o ß e n J a h r h u n d e r t s d. h. des Siècle de Louis XIV zu Werke gegangen sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 178. | 26 Juny 1828.

Ireland und die Emancipation der Katholiken.

(Fortsetzung.)

Ganz Leinster war unterworfen und Dermod daher verpflichtet, die englischen Truppen, die er bisher unterhalten hatte, aus seinen Diensten zu entlassen; als statt dessen, durch seine Versprechungen eingeladen und an seine alte Zusage erinnert, im August d. J. 1171 Graf Richard Strongbow mit einem Heere von 200 Rittern und 1200 erlesenen Fußknechten — für jene Zeiten eine furchtbare Macht — bei Waterford landete. Die Stadt, deren Bürger sich der Landung widersetzten, wurde mit Sturm genommen, alle Einwohner erschlagen. Dublin, eine andere Niederlassung der Ostmannen, erfuhr das gleiche Schicksal. König Roderic, zu schwach, um entscheidende Maßregeln zu ergreifen, und überdieß durch innere Unruhen beschäftigt, suchte vergebens die Fortschritte des Feindes durch Unterhandlungen aufzuhalten; Dermod, der sich noch an dem Tage der Einnahme von Waterford mit dem Grafen vereinigt, und denselben bald darauf durch die Hand seiner einzigen Tochter noch fester mit sich verbunden hatte, sprach ohne Scheu die Absicht aus, seine Herrschaft über die ganze Insel auszudehnen. Die Hinrichtung seines Sohnes, den er Roderic als Geisel gegeben hatte, vermehrte nur seine Wuth; aber mitten in seinen Verheerungszügen überraschte ihn der Tod, der zugleich das Zeichen eines allgemeinen Abfalls aller irischen Clans von den Engländern war. In Werford wurde nach tapferer Gegenwehr Fitzstephen durch die empörten Einwohner gefangen; nur Dublin und Waterford blieben von allen ihren Besitzungen in Leinster in den Händen der englischen Barone, deren Lage um so hoffnungsloser schien, als ihr Fürst, König Heinrich II — eifersüchtig über ihre Eroberungen und besorgt, daß sie sich seiner Souveränität entziehen und seine eigenen Absichten auf Ireland vereiteln könnten — ihnen, ungesäumt nach England zurück zu kehren, befahl und allen Unterthanen des Königreiches jede Verbindung mit ihnen untersagte. Richard Strongbow, durch ein zahlreiches irisches Heer in Dublin belagert, rettete indessen durch einen kühnen Ausfall die Stadt, und unterwarf, nachdem ein panischer Schrecken die Feinde zerstreut hatte, aufs Neue den größten Theil von Leinster seiner Herrschaft, auf welche er als Schwiegersohn des kinderlos verstorbenen Dermod die begründetsten Ansprüche zu haben glaubte.

König Heinrich schien diese Ansicht jedoch keinesweges zu theilen; vielmehr erneute er die Aufforderung an den Grafen, nach England zurück zu kehren und sich wegen seiner wiederholten Pflichtverletzungen vor seinem Lehnsherrn zu verantworten. Richard, seiner Schwäche — in einem fremden Lande, ohne Aussicht auf Unterstützung von der Heimat, dem unversöhnlichen Hasse der Eingebornen Preis gegeben — sich bewußt, wagte es dießmal nicht, dem Gebote seines Fürsten den Gehorsam zu verweigern. Er erschien, nachdem er zu Waterford und Dublin seine Statthalter zurück gelassen hatte, mit allen Zeichen der Reue wegen seiner früheren Pflichtvergessenheit vor dem König und erhielt, da er sich bereit erklärte, Dublin und alle Städte der Küste abzutreten und seine übrigen Besitzungen von der Krone zu Lehen zu nehmen, leicht seine Verzeihung.

Heinrich II, dem auf diese Weise der Weg gebahnt war, beschloß jetzt, von dem Lande, das er längst als sein rechtmäßiges Eigenthum betrachtete, unverweilt Besitz zu nehmen; er rüstete, um dieß auf würdige Weise zu thun, eine Flotte von 240 Segeln aus, schiffte sich, von Richard Strongbow und vielen anderen seiner vornehmsten Barone begleitet, mit einem Heere von 400 Rittern und über 4000 Fußknechten zu Milford ein und lief am St. Lucien Tage, im Monat October 1172, in dem Hafen von Waterford ein. Des anderen Tages unterwarf sich Dermod Macarthy, Fürst von Desmond, dem König, übergab ihm seine Stadt Cork, versprach für seine übrigen Besitzungen, die er zu Lehen empfing, einen Tribut zu zahlen; viele andere irische Fürsten und Häuptlinge, geblendet durch den Glanz und erschreckt durch die Ueberlegenheit der englischen Kriegsmacht, folgten seinem Beispiel: O'Brien von Thomond, der seine Stadt Limerick dem König übergab, Donchad von Ossory, O'Faolan von Decies waren die Ersten, welche Heinrich II als ihren Souverän anerkannten. Selbst O'Ruarc von Breffney, bisher der thätigste Gegner der Britten, trat jetzt auf ihre Seite. Nur die Häuptlinge des Nordens unterwarfen sich nicht; und im Westen behauptete in Connaught König Roderic sein Ansehen und zog hinter den Ufern des Shannon ein Heer zusammen, um jedem feindlichen Angriff zu begegnen.

Inzwischen berief König Heinrich, um zu seiner weltlichen Eroberung von Ireland — seinem Versprechen gegen den römischen Stuhl gemäß — auch die geistliche hinzuzufügen, eine Synode zu Cashel, auf welcher die Bischöfe und Prälaten des unterworfenen Theiles der Insel,

zugleich aber auch, um die Verhandlungen derselben nicht ohne Aufsicht zu lassen, eine große Anzahl englischer Geistlichen erschienen. Der Zweck dieser Versammlung war, nach dem Befehle des Oberhauptes der Kirche zu Rom, „der Unwissenheit und Verderbniß des Volkes abzuhelfen, den Unglauben und die Ungerechtigkeit in ihrer tiefsten Wurzel auszurotten und die geistliche Disciplin zu jener Reinheit zurück zu führen, deren sie durch zahlreiche Mißbräuche verlustig geworden sey." Vor Allem wurde nun die Bestimmung getroffen, daß der Gottesdienst in allen irischen Kirchen künftig in vollkommener Uebereinstimmung mit der Liturgie der englischen Kirche gehalten werden solle; „weil es gerecht ist, sagten die versammelten Prälaten, „daß, nachdem die Vorsehung dieser Insel einen englischen Souverän gegeben hat, wir von ihm eine bessere Lebensweise empfangen." Sodann untersagte man die Heirathen in verbotenen Graden, befahl, die öffentliche Ertheilung der Taufe und den Unterricht der Jugend im Christenthum nicht zu vernachläßigen, und die Todten auf anständige Art zu begraben; auch sollte es allen wahren Söhnen der Kirche verstattet seyn, ihr Eigenthum, statt daß dieses bisher immer an den Clan zurückfiel, auf ihre Weiber und Kinder zu vererben. Von größerer Wichtigkeit aber, als alle anderen Verfügungen der Synode, war in politischer Hinsicht ein Schritt, der die Interessen des Clerus unauflöslich mit den Interessen der Krone verbinden mußte. Es wurde verordnet, daß von allem Landeigenthum in Ireland künftig, wie in der übrigen katholischen Christenheit, regelmäßig der Zehnte des Ertrages an die Kirche zu liefern sey; daß von den Gütern der Geistlichkeit keine Steuern irgend einer Art erhoben und namentlich auch nicht die bisher üblichen Bewirthungen der Fürsten und Häuptlinge und ihres Gefolges gefordert werden dürften; und endlich, daß diejenigen Mitglieder einer Familie, die dem geistlichen Stande angehörten, von jedem Beitrag zu dem Eric oder Sühngelde befreit seyn sollten, welches im Fall eines Todschlages, nach irischem Gebrauch, von den Verwandten des Mörders an die des Ermordeten gezahlt wurde.

Um die Einführung einer geordneten Gesetzgebung zu erleichtern, theilte Heinrich alle Landschaften in Ireland, die sich ihm unterworfen hatten, in Grafschaften (shires), in denen er Sherifs oder Statthalter, Criminal- und Friedensrichter einsetzte. Die Statthalterschaft über die ganze Insel übertrug er, während seiner Abwesenheit einem Vicekönig: Hughes von Lacy, dem er zugleich das ganze Königreich Meath, das durch Roderic O'Connor's Verdrängung erledigt war, zu Lehen ertheilte. Auch den übrigen Rittern, die ihn nach Ireland begleitet hatten, verlieh er ausgebreitete Ländereien, besonders in jenen Districten, welche am meisten den Einfällen der unabhängigen Iren bloßgestellt waren. Zu der Residenz des Vicekönigs wurde Dublin bestimmt und dort ihm als Räthe Robert Fitzstephen und Moritz Fitzgerald zugeordnet.

Kaum hatte jedoch Heinrich der Insel den Rücken gewandt, so zeigte es sich, wie trügerisch der Schein der Bereitwilligkeit gewesen war, womit die Iren sich seiner Herrschaft unterwarfen. Die Empörung seines ältesten Sohnes und die innern und äußern Unruhen und Kriege, welche diese begleiteten, nöthigten ihn, einen großen Theil seiner Kriegsmacht aus Ireland zurück zu ziehen. Aber nicht sobald sahen die Iren sich von ihrer Furcht vor der Ueberlegenheit der englischen Waffen befreit, als ein allgemeiner Aufstand ihre wahren Gesinnungen gegen die Fremden verrieth. Die Städte Limerick und Cork öffneten ihren alten Fürsten die Thore, selbst Waterford machte einen Versuch, sich seiner Besatzung zu entledigen; die irischen Stämme in Leinster ergriffen die Waffen, und Roderic O'Connor, der mit einem beträchtlichen Heere über den Shannon gegangen war, vertrieb die englischen Eigenthümer, die Hughes von Lacy in Meath angesiedelt hatte. Aber auch jetzt vermochte die gemeinschaftliche Gefahr die Iren nicht zu vereinigen; es bedurfte daher nur einer verhältnißmäßig unbedeutenden Verstärkung, die Raymond le Gros seinen Landsleuten aus Wales zuführte, um den Iren das Joch, dem sie sich entzogen hatten, mit verdoppelter Schwere aufzulegen. König Roderic selbst sah ein, daß es vergebens sey, zugleich gegen das Schwert eines übermächtigen Feindes und gegen die Zwietracht im eigenen Lager zu kämpfen; und erkannte daher durch einen zu Windsor geschlossenen feierlichen Vertrag die Oberhoheit König Heinrichs II an, versprach zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit einen jährlichen Tribut, der in dem Zehnten aller in Connaught und den übrigen ihm untergebenen Provinzen gewonnenen Viehhäute bestand, zu entrichten und *erhielt dagegen die Be*stätigung seiner Herrschaft in Ireland als Vasall der Krone, mit Ausnahme der von dem König von England und seinen Baronen unmittelbar abhängigen Landestheile, der Städte Dublin, Werford und Waterford mit ihren Gebieten, und der Provinzen Meath und Leinster.

(Fortsetzung folgt.)

Der Valentins Tag.

(Schluß.)

Inzwischen war in dem letzten Kampfe der junge Tormot, gleich seinen Brüdern und seinem Vater Torquil dem Schutze seines Häuptlings geweiht, durch das schonungslose Schwert des Schmids tödlich verwundet worden. Auch die beiden andern vom Clan Quhele noch übrig Gebliebenen waren gefallen, und Torquil, mit seinem Pflegsohn und dem verwundeten Tormot, gezwungen, vor Acht oder Zehn von dem Clan Chattan sich zurückzuziehen, nahm seinen Stand auf dem erhöhten Ufer des Flusses, während ihre Gegner, soviel ihre Wunden es ihnen gestatteten, sich anstrengten, sie einzuholen. Torquil hatte gerade die Stelle erreicht, wo er Stand zu halten beschlossen hatte, als der junge Tormot fiel und starb. Sein Tod entriß dem Vater den ersten und ein-

zigen Seufzer, den man diesen ganzen verhängnißvollen Tag von ihm gehört hatte.

„Mein Sohn Tormot!" sagte er, „mein jüngster und theuerster! Aber wenn ich nur Hector rette, so rette ich Alles. — Nun, mein geliebter Pflegsohn, habe ich Alles für dich gethan, was der Mensch vermag, außer das Letzte. Laß mich die Spangen dieser unheilvollen Rüstung lösen und lege dir die von Tormot an, sie ist leicht und wird dir wohl passen. Während du dieß thust, will ich auf diese Krüppel stürzen und ihnen mitspielen, so gut ich kann. Ich hoffe, ich werde nicht viel zu thun haben, denn sie folgen Einer dem Andern wie gelähmte Stiere. Wenigstens, du Liebling meiner Seele, wenn ich nicht im Stande bin, dich zu retten, kann ich dir doch zeigen, wie ein Mann sterben soll!"

Indeß Torquil so sprach, löste er die Spangen von der Halsberge des jungen Häuptlings, in dem einfältigen Glauben, daß er so die Schlingen durchbrechen könne, mit denen Furcht und Zauberei sein Herz umstrickt hatten.

„Mein Vater, mein Vater! o mehr, als mein Vater!" sagte der unglückliche Eachin, „bleibe bei mir! Dich an meiner Seite, fühle ich, kann ich bis zu meinem letzten Athemzuge fechten."

„Es ist unmöglich," sagte Torquil, „ich will sie aufhalten, wie sie herankommen, bis du die Halsberge angelegt hast. Gott verleihe dir seinen ewigen Segen, du Geliebter meiner Seele!"

Und dann hochschwingend sein Schwert, stürzte Torquil von der Eiche vorwärts mit demselben todbringenden Kriegsruf, der so oft über das blutige Feld erschallt war: **Bas air son Eachin!** Dreimal ertönten diese Worte mit der Stimme des Donners, und jedesmal, wenn er seinen Schlachtruf ertönen ließ, schlug er einen von den Männern des Clans Chattan zu Boden, auf die er stieß, wie sie sich nach einander gegen ihn heranschleppten. — „Brav gefochten Habicht! Gut geflogen, Falke!" rief die Menge, als sie die Anstrengungen sah, welche in diesem letzten Moment noch dem Glücke des Tages eine Veränderung drohten. Aber plötzlich wurden diese Ausrufungen zum Stillschweigen gebracht, und es folgte auf sie ein Schwerterklirren, so schrecklich, als wenn in der Person von Heinrich Wynd und Torquil von der Eiche der ganze Kampf von Neuem angefangen hätte. Sie schnitten, stachen, hieben und stießen, als wenn sie heut in diesem Augenblicke zuerst die Klingen versucht hätten. Ihre Erbitterung war gegenseitig; denn Torquil erkannte den schnöden Zauberer, der — wie er meinte — sein Kind durch seine Künste umschlungen hatte; und Heinrich sah den Riesen vor sich, der während des ganzen Kampfes den Zweck vereitelt hatte, um dessenwillen er allein an demselben Theil nahm. Sie fochten mit einer Gleichheit, die vielleicht nicht statt gefunden hätte, wenn nicht Heinrich, schwerer verwundet, als sein Gegner, seiner gewöhnlichen Gewandtheit zum Theil beraubt gewesen wäre.

Inzwischen wurde Eachin, da er sich allein fand, nach einem verwirrten und vergeblichen Versuche, den Harnisch seines Pflegbruders anzuthun, von dem Gefühl der Scham und Verzweiflung ergriffen, und eilte herbei, um seinem Pflegvater in dem furchtbaren Streite bei zu stehen, ehe Andere von dem Clan Chattan herankommen konnten. Als er nur noch fünf Schritte von ihm entfernt war, fest entschlossen, in dem Todeskampfe sein Schicksal zu theilen, fiel sein Pflegevater, von dem Halsbeine beinahe bis auf das Herz gespalten, und mit seinem letzten Athemzuge noch murmelnd: **Bas air son Eachin!** — Der unglückliche Jüngling sah den Fall seines letzten Freundes und erblickte zugleich den tödtlichen Feind, der ihn über das ganze Feld gejagt hatte, in Schwerteslänge vor ihm stehend und die gewaltige Waffe schwingend, welche durch so viele Hindernisse sich ihren Weg zu seinem Leben gehauen hatte. Vielleicht war dieß genug, seine natürliche Schüchternheit auf ihren höchsten Punct zu bringen, oder vielleicht erinnerte er sich zu gleicher Zeit, daß er ohne schützende Rüstung war, und daß eine Reihe von Feinden, verstümmelt zwar und verkrüppelt, aber darum nicht weniger nach Blut und Rache dürstend, dicht heranrückte. Es ist genug, wenn wir sagen, daß sein Herz ermattete, seine Augen sich verdunkelten, seine Ohren brausten, sein Gehirn schwindelte; jeder andere Gedanke ging in der Furcht vor dem Tode unter, und, nachdem er einen einzigen schwachen Streich gegen den Schmid geführt hatte, vermied er den, der dagegen auf ihn gerichtet wurde, indem er zurückwich; und ehe der erstere seine Waffe wieder erheben konnte, hatte Eachin sich in den Strom gestürzt. Brüllender Schmachruf verfolgte ihn, als er über den Fluß schwamm, obwohl vielleicht nicht ein Dutzend von denen, welche darin einstimmten, unter gleichen Umständen sich anders benommen haben würden. Heinrich sah dem Flüchtlinge nach mit Stillschweigen und Verwunderung; aber er konnte an die Folgen seiner Flucht nicht mehr denken, wegen der Erschöpfung, die ihn zu übermannen anfing so wie die Wuth des Kampfes aufhörte, ihn zu beleben. Er sank auf das grasreiche Ufer nieder und suchte diejenigen seiner Wunden zu stillen, die am Schnellsten strömten.

Vidocq schreibt seine Memoires.

Das Memoirenschreiben ist ein hervorstehender Zug in dem Nationalcharakter der Franzosen; was sie Großes gethan, oder auch, was nicht selten der Fall seyn mag, nicht gethan haben, was ihnen Andere erzählten und was sie selbst erfuhren, — Alles dieß möchten gerne Alle der Welt mittheilen, damit sie über das außerordentliche Menschenkind in Erstaunen gerathe. Bald mit diesen, bald mit jenen Worten erklären sich beinahe alle Memoirenschreiber, wie Rousseau, dahin, daß sie doch ganz anderer Art wären, als die gewöhnlichen Menschenkinder. Sagt doch im Grund genommen der Spitzbube **Vidocq** nicht mehr und nicht weniger in den folgenden Worten:

„Man wird vielleicht eine Apologie meines Lebens, eine Beichte und wie dergleichen Zeug mehr heißen mag, hier suchen,

aber ich glaube, daß ich weniger einer solchen bedarf, als Viele, die meinen Namen mit Abscheu nennen. Hier sind Thatsachen, genaue Thatsachen, wie noch viele Lebenden sie bezeugen werden, Arreste, Pranger, Ketten, Bande und Hinrichtungen können überdies als Beweismittel, als Pièces justificatives, angeführt werden. Man möge urtheilen .... Alles was ich sagen kann, ich habe die Zeitgenossen gesehen, wenn nicht von sehr hohem, doch von sehr nahem Standpunkt; viele gewissenhafte Leute habe ich mit dem Talisman des Eigennutzes versucht; viele Zweifel habe ich gelöst und viele Rücksichten habe ich gehoben, mit Einem Worte, ich habe in Schändlichkeiten aller Art hineingeblickt. Bei diesen verächtlichen und niederträchtigen Buben, unter deren ich mich tagtäglich herumgetrieben habe, war die sittliche Verdorbenheit keineswegs mit schönen Worten und feinen Manieren verschleiert, und wenn, von seiner hohen Sphäre, umgeben von den Ausgezeichnetsten der Nation, der mächtigste Herrscher der neuesten Zeiten die tiefste Verachtung hegte gegen die Menschen, so möge man auf die Achtung schließen, die Vidocq für sie hat.

„Was wird man von dem Effekt des Stils sagen ..... Ha! Ha! gesucht, prätensiös ..... Laßt mich mit Ruh! Der Ex-Chef der Sicherheits-Brigade soll seine prosaischen Berichte des Druckes unwerth halten und sie von irgend Einem so auf gut Glück hin zustutzen. ... Meine Herren, bedenkt, daß ich keine Rolle scheute ... Soll ich Euch in's Gedächtniß zurückrufen, daß ich abwechselnd mit gleichem Glücke das Gewehr eines Gendarmen und das Zeichen eines Kohlenbrenners getragen habe, den Kasten eines herumreisenden Kaufmanns und die Hahnenfeder eines Jägers, die Taubenfeder eines Bewohners der kleinen Provence, den Schnurbart eines Spielers, die Mistgabel eines Bauers und die Plumphosen eines Studenten? Wer von Euch hätte mich wohl hinter dem Fashionable gesucht, der als Mikrokosmus in seinem Tilbury sitzt und nach Lust die Steuerpflichtigen niederfährt? Wer hätte den groben Fuhrmann erkannt, der gestern noch hinter seinem blinden Esel und schäbigen Pferde einhertrollte? Ihr würdet Euch, wie alle Welt, betrogen haben, wie ich mich wohl auch selbst betrogen habe; denn der Trug war nicht allein in der Maske, sondern in der Sprache, in der Haltung und in dem Gang — kurz und gut in Allem. Alle Gewohnheiten, selbst die verschiedenen Flexionen der Stimme wußte ich nachzuahmen, — ich ging mehr als tausendmal von der gemeinen Weise eines Besoffenen zu dem feinsten Betragen eines Gentleman über: Einer, der sich auf diese Sachen verstanden hat, Einer den man gar nicht für meinen guten Freund halten wird, Herr Delavau, hat mich der nicht zweimal für einen Menschen von guter Gesellschaft gehalten? ... Wundert Euch nicht zu sehr über meine Leichtigkeit in der Metamorphose, denn das Geschäft brachte es mit sich. Man stoße sich nicht an einigen freien Ausdrücken, die man im Laufe dieser Memoiren finden wird, man bürde sie nicht dem Verfasser, sondern dem Gegenstand auf. Um diejenige Klasse der Gesellschaft, die Etwas hat, gegen diejenige die Nichts hat und Etwas zu haben strebt, sicher zustellen, mußte ich Gemeinheiten eingehen, manche Cloake und unterirdische Gänge beleuchten, — ich setzte den Leuchtthurm neben den Sumpf. Ich bin geboren zu Arras; meine beständigen Verkleidungen, die Beweglichkeit meiner Züge, und die außerordentliche Gewandheit, mich umzugestalten, haben über mein Alter gar Viele betrogen, — deshalb mag es gut seyn zu bemerken, daß ich den 13 Juli 1775 geboren wurde in einem Hause, wo nahe daran sechszehn Jahre vorher Robespierre das Licht der Welt erblickte. Meine Geburtsnacht war eine Nacht des Schreckens; der Donner krachte und der Regen stürzte aus den geöffneten Schleußen des Himmels, — die Hebamme prophezeite, daß mir eine gar stürmische Laufbahn zu Theil werden würde. Diese Hebamme war meine Tante und spielte zugleich die Prophetin des Ortes, — sie hätte wohl ganz einfach bemerken können, daß die Crisen in der Atmosphäre auf den menschlichen Körper Einfluß haben, und daß deshalb viele Geburten und Todesfälle während solcher Crisen stattfinden .... man will aber das Wundervolle nicht missen — es bringt Etwas ein."

Diese Stellen sind uns von dem Buchhändler, bei dem nächstens die Memoiren Vidocq's erscheinen werden, mitgetheilt worden. Wir halten sie für hinreichend, um die Art und Weise dieser neuen Gattung zu bezeichnen. Wir haben die Ehre, weder die Freunde noch die Vertrauten Vidocq's zu kennen, — wir haben nur mit dem Buche einigen Umgang gehabt, — ihn selbst wollen wir nie kennen lernen. Diese Memoiren, dieß können wir im Voraus mit Bestimmtheit behaupten, werden zu den seltsamsten Erscheinungen der französischen Literatur gerechnet werden. Vidocq ist ein Glied Derjenigen, die Savary (Herzog von Rovigo) nach Belieben zu leiten wußte; beide, der Herr und der Diener, haben nun ihre Thaten der Nachwelt überliefert; sieht man auf Wahrhaftigkeit und Offenheit, wird man sicherlich Vidocq den Vorzug geben. Während des ganzen Laufes seiner Bekenntnisse scheint Vidocq von keinem andern Gedanken geleitet zu seyn, als der Gesellschaft, die er beobachtete (observait, dieß ist der Ausdruck, womit er sein Treiben bezeichnet) nützlich zu werden. Er bestrebt sich auf jeder Seite, die ehrlichen Leute über die Streiche und Betriegereien der Spitzbuben zu belehren und zu warnen, er zeigt den Beamten, wie sie Ordnung und Reinlichkeit, selbst einigermaßen ein sittliches Betragen, in den Gefängnissen aufrecht erhalten können. Man wird erstaunen über die Wilden, die noch heutigen Tages in Paris zu finden sind. Die Faubourg Saint-Jaques zum Beispiel enthält viel merkwürdigere Osagen, als diejenigen, die vor einiger Zeit so großes Aufsehen erregt haben.

Paris, den 18 Juni 1828.

Spanisches Moos.

Ein Fremder, der zuerst das Mississippithal bereist, wird zu der Annahme versucht, daß sich die Wasser dieses ungeheuern Stromes zu Zeiten über die Bäume längs ihrer Ufer erheben, und beim Zurücktreten in ihr Bett auf den Aesten Moos und Unrath zurücklassen. Es ist spanisches Moos oder Tellandsea, das diese Sinnentäuschung dem Wanderer bietet. Es wurzelt fest in den Furchen der Rinde und hängt gleich langen Bärten von den Bäumen herab. Die Pflanze hat eine gelbe Blüte und eine Hülse, die den Samen in sich schließt. Man findet sie längs dem Mississippiufer von St. Helena bis herab nach Neworleans und braucht sie zu Allem, wozu man sich im Norden der Haarflechten bedient. Man sammelt das Moos mit langen Haken von den Bäumen, legt es dann einige Tage in das Wasser, daß der äußere Theil abfault, und trocknet es. Der Stoff, den man auf diese einfache Weise gewinnt, ist eine feine, schwarze roßhaarähnliche Faser. Eine auf diese Art gestopfte Matratze dient ein ganzes Jahr, wenn sie nicht naß wird; dann wird sie staubig, und man muß das Moos herausnehmen, klopfen, und wieder in die Matratze füllen, wodurch sie noch elastischer wird, als sie zuvor gewesen.

The Americans as they are; described in a tour through the valley of the Mississippi. By the Author of Austria as it is. London 1828.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 179. 27 Juny 1828.

Die sieben Kirchen Asiens. *)

Von sieben christlichen Kirchen der Offenbarung, welche durch die Apostel in Asien gegründet wurden, ist kaum noch eine Spur übrig. Smyrna, Ephesus, Pergamus, Sardes, Thyatira, Laodicea und Philadelphia (siehe Offenbarung Kap. 2. 3.), mit all ihrer Macht und Herrlichkeit, sind in fast gänzlichen Verfall gerathen. Nur die erst erwähnte Stadt macht wegen ihrer commerziellen Wichtigkeit als Seehafen eine Ausnahme. Ephesus ist eine bloße Ruine; Pergamus hat eine Bevölkerung von 1500 Griechen mitten unter 15,000 Türken. Sardes, einst die glänzende Königsstadt von Lydien, besteht jezt aus wenigen Lehmhütten; Thyatira (jezt Ak-hissar) hat blos eine einzige armselige griechische Kirche; Laodicea, (jezt Eski-hissar) ist ein türkisches Dorf in der Nähe von Schutthaufen und Bruchstücken alter Baukunst und Bildhauerei; und Philadelphia (jezt Allah Scher) liegt in Folge von Kriegen und Erdbeben in Trümmern. Wir theilen einige Bruchstücke aus der Reise mit.

Ephesus.

Ein schmerzliches Gefühl für den Christen ist der Anblick einer Stadt, welche die Wiege des Christenthums war und jezt keine Kirche mehr hat, keine Stadt mehr ist, sondern ein Haufen der Zerstörung, ein unfruchtbar Land, eine Wildniß, wo kein Mensch darin wohnt, und keines Menschen Sohn darüber geht! Einst stand hier jener Tempel, berühmt durch seine Pracht als eines der Wunder der Welt und die Berge Korissus und Prion hallten wieder von dem tausendstimmigen Rufe: Groß ist die Diana der Epheser! Einst waren hier christliche Tempel, die an Pracht mit dem heidnischen wetteiferten, wo das Jupitersbild zu den Füßen des Kreuzes lag, und gleich viele Stimmen, vom heiligen Geiste getrieben, riefen: Groß ist Jesus Christus! Einst hatte Ephesus einen Bischof, den Engel der Kirche, Timotheus, den geliebten Jünger des heiligen Johannes; und die Sage berichtet, daß beide großen Männer, so wie die Mutter des Herrn, ihre lezten Tage dort verlebten. Einige Jahrhunderte vergingen und die Altäre des Herrn wurden umgestürzt, um der trüglichen Lehre Mahommeds zu weichen. Das Kreuz verschwand von dem Dom der Kirche, als der Halbmond auf die Zinnen sich erhob, als das Keble' an die Stelle des Altares trat! Und in wenig Jahren ist es vielleicht in der Moschee eben so stumm wie in der Kirche. Einige Ruinen und wenige unbewohnte Lehmhütten — Alles, was der Sturm der Zeit von Ephesus übrig gelassen hat. Deine Reichen und deine Schönen, dein Handelsvolk, deine Seeleute, deine Pilote, Kalfater, Lastträger, deine Kriegsleute — sind dahin. Das Summen der Volksmenge ist in Todesstille verwandelt! Selbst das Meer hat sich von dieser wüsten Scene zurückgezogen und ein giftiger Sumpf, mit Schlamm und Binsen bedeckt, nimmt die Stelle der Wasser ein, welche mit den Waaren aller Länder befrachtete Schiffe unter die Mauern der Stadt trugen.

Ich war im Januar 1824 in Ephesus; ein Türke, dessen Hütte wir einnahmen, sein arabischer Diener und ein einziger Grieche — einige Turkomanen, deren schwarze Gezelte zwischen den Ruinen aufgeschlagen waren, nicht mit gerechnet — machten die Bevölkerung aus. Die griechische Revolution und die räuberischen Streifzüge der Samioten haben großen Theils diese gänzliche Verödung herbeigeführt. Es liegt jedoch in der Nähe ein Dorf mit vierhundert griechischen Häusern.

Pergamus.

Die vor der Stadt liegende Landschaft ist sehr unfreundlich, felsig, kahl und muß im Winter äußerst unwohnlich seyn, da der größte Theil der Niederung unter Wasser steht. Nachdem wir jedoch unter dem Bogen einer Brücke hindurch und hierauf über einen Todtenacker gegangen waren, wurde die Umgebung zusehends schöner, da nun eine Menge Zypressen, Pappeln und andere Bäume zum Vorschein kamen. Bei meinem Eintritte in die Stadt, als es beinah schon dunkel war, fielen mir einige ungeheure Massen von Mauern auf: ich erfuhr, daß es die Trümmer der Kirche des Ἁγιος Θεολογος oder der St. Johanneskirche seien.

Ich begleitete einen griechischen Priester nach seiner Kirche, der damals einzigen in Pergamus; sie liegt am Fuß des Schloßberges, und ist eine armselige, mit Stroh bedeckte Hütte. Obgleich die Sonne in ihrem vollen Glanz die ganze Gegend umher beleuchtete, so war es doch in diesem Gotteshaus so finster, daß ich selbst bei dem flimmernden Lichte kaum die Figuren darin unterscheiden konnte. Auf der einen Seite der Kirche hielt ein anderer Priester mit etwa vierzig Knaben eine kleine Schule. Ich schenkte

*) Visit to the Seven Churches of Asia; with an Excursion into Pisidia; By the Rev. F. V. I. Arundell, British Chaplain at Smyrna. 8vo. pp. 339. London, 1828. I. Bodwell. Leake's Reisen in Kleinasien scheinen die Arundell's veranlaßt zu haben; jener hat durch Erläuterungen den Werth des arundellischen Werkes bedeutend erhöht.

ihm ein Testament. Der Kontrast der prachtvollen Ueberreste der St. Johanneskirche und ihrer elenden Stellvertreterin ist eben so groß, als der Kontrast des gegenwärtigen Zustands der Religion unter den dortigen Griechen mit dem vollen Lichte des Evangeliums, das einst in den Mauern des Ἅγιος Θεολογος leuchtete.

Gegen eine kleine Belohnung ward mir erlaubt, in das Bad zu gehen, wo sich die berühmte Vase befindet. Ich hatte schon die Hoffnung, letztere zu sehen, aufgegeben, da das Bad am Morgen von Frauen, und darauf von Männern besucht wird; nur am Abend, hörte ich, könne man zukommen. Allein wenig Geld öffnete mir die Thüre des Bades, und ich ward eingelassen, während eine Anzahl Frauen auf den Marmorbänken um die Vase lagen. Der Badaufseher gibt die übertriebenste Summen an, welche von englischen Lords für die Vase geboten worden seyen: z. B. von einem vierzig tausend Piaster, von einem andern so viel Zechinen, bis die Vase voll sey.

Sardes.

Identifizirt mit den Namen Krösus, Cyrus und Alexander, seine Ebene mit Tausenden von Bewohnern und Tausenden von Gezelten der Kriegsleute bedeckend — Sardes, noch groß in den Tagen Augusts — durch Erdbeben zerstört, und zu seinem frühern Glanze wieder erhoben durch die Freigebigkeit Tibers — das christliche Sardes, das für seine Befreiung von heidnischer Verfolgung in den prachtvollen Tempeln der Jungfrau und des Apostels seine Danklieder darbrachte — Sardes, wieder unter das Joch eines falschen Glaubens gefallen, aber immer noch mächtig bevölkert, in dem besten Vertheidigungsstand vor fünfhundert Jahren — was ist Sardes jetzt? — Seine Grundfesten sind erschüttert, und seine Mauern niedergestürzt. — In Finsterniß sitzt sie und heißt nicht mehr die Herrin der Königreiche. Wie stehet so einsam die Stadt, die vordem so voll von Bewohnern war? Wenige Lehmhütten, von türkischen Hirten bewohnt, und ein paar Mühlen schließen das ganze Volk von Sardes in sich, und die einzigen Glieder der Kirche von Sardes sind zwei griechische Knechte im Dienst des türkischen Müllers!

Von dem Tempel der Cybele stehn bloß noch zwei Pfeiler; die Türken hatten vor Kurzem das Uebrige zerstört, um das Blei zu gewinnen, das die Steinblöcke zusammen hielt. Man kann diese prächtigen Säulen, von denen die Hauptsäule alle noch vorhandenen Stücke jonischer Bauart, die ich je gesehen, in der Vollendung der Anlage, und der Ausführung, übertrifft, nicht ohne Rührung betrachten. Obrist Leake glaubt, daß sich diese Ueberbleibsel aus den Zeiten vor der Einnahme der Stadt durch Cyrus herschreiben, und doch sind die Säulen noch so vollkommen erhalten, als ob sie erst gestern aufgerichtet worden wären! Der interessanteste Gegenstand für den christlichen Reisenden sind die Ruinen der zwei Kirchen: die eine hinter der Mühle soll die Kirche der Panagia, und eine zweite vor derselben die St. Johanneskirche gewesen seyn. Von der erstern sieht man noch beträchtliche Ueberreste, sie ist beinah ganz aus den prachtvollen Bruchstücken früherer Gebäude erbaut; und von ihr spricht, nach Allem zu schließen, Obrist Leake, wenn er bemerkt, daß sie die einzige der sieben Kirchen sey, von der sich noch sichtbare Ueberreste vorfinden; allein man findet auch noch, wie schon bemerkt worden ist, Ueberreste von der Kirche zu Pergamus. Bei der andern sieht man noch mehrere steinerne Pfeiler, worüber Bogen aus Backstein sich wölben.

Philadelphia.

Wir betraten die Stadt durch Oeffnungen in der alten Mauer; welche aber, aus kleinen Steinen gebaut, nicht viel älter oder kaum so alt schien, als die ersten Jahre der neuern Herrschaft. Die Straßen waren äußerst schmutzig; aus einiger Entfernung jedoch ist die Ansicht der Stadt höchst anziehend, und sie verdient wohl den Namen der schönen Stadt. Ich hatte von dem Oberzollaufseher Suleiman Aga in Smyrna einen Brief an den Moslem. Der Moslem sandte nicht nur auf der Stelle seinen Kassirer, um uns, so wir es bedürften, mit dem nöthigen Geld zu versehen, sondern ersuchte uns auch, nach dem Palast des griechischen Bischofs zu gehen, der den Befehl hatte, uns bei sich auf zu nehmen und aufs Beste zu bewirthen.

Wir gingen durch die Stadt auf den Berg, auf welchem früher die Akropolis stand. Die Häuser waren unansehnlich, und oben sahen wir Nichts als einige Mauern, sichtbar aus viel späterer Zeit, als der römischen. Auf einem andern Hügel in der Nähe, der von dem ersten durch einen tiefen Graben oder eine enge Schlucht getrennt war, fanden sich ähnliche Mauerstücke, so wie auch einige Fragmente von großen Quadersteinen, die zerstreut auf der Erde lagen. Von diesem erhabenen Punkte aus sieht man, so weit das Auge reicht, Nichts als wohlangebaute Gärten und Weinpflanzungen, die eine der weitesten und fruchtbarsten Ebenen Asiens bedecken. Der türkische Name Allah Scher, Stadt Gottes, erinnerte mich an die Worte des Psalmisten: schön liegst du, Berg Zion. Die gegenwärtige Lage dieser einst so hoch begünstigten Städte Gottes gleicht sich sehr; die Glorie des Tempels ist aus ihnen gewichen; und obgleich der Leuchter des Christs nie aus Philadelphia entfernt ward, verbreitet er doch nur ein kärgliches Licht; denn lange entbehrte er des reinen Oels aus dem Heiligthum. Wir kehrten durch einen andern Theil der Stadt zurück, und wurden, obgleich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, mit Artigkeit behandelt, und müssen gestehen, daß die Philadelphier ein höfliches Volk sind. Neu war uns der Anblick von Turteltauben auf den Dächern der Häuser; sie passen so gut zu dem Namen Philadelphia. Die Störche sind immer noch im Besitze der Stadtmauern, so wie vieler Dächer.

Ueber das Benehmen der Türken sowohl hier als auf unserer Reise überhaupt konnten wir uns nicht beklagen; in manchen Stücken fanden wir Gelegenheit unsere Begriffe über sie zu berichtigen.

In dem Dorfe Demisch, unfern Smyrna, kam ein

vornehm gekleideter Türke zu uns, dem die andern große Ehrfurcht bezeigten, so daß ich mir dachte, er sey der Aga des Orts, und wahrscheinlich war er es auch. Er bemerkte mir, daß er eine sehr alte Münze besitze. Es zeigte sich, daß es eine Münze von den sarazenischen Kaliphen war, die auf einer Seite eine kufische Inschrift hatte. Er bat mich um Auskunft über sie. Ich erwiederte ihm, daß die Münze von keinem Werthe sey, die Buchstaben seyen kufisch, eskiarabisch, ich könne sie nicht lesen und nur sehr Wenige können es, z. B. gewiß Niemand in Demisch. Der Türke entgegnete, ich will Ihnen zeigen, daß Sie sich hierin irren, und übergab sie sogleich einem graubärtigen Iman, sie zu lesen. Der alte Mann setzte seine Brille zurecht, kratzte den Schmutz mit dem Finger weg, und las nun zu allgemeiner Befriedigung Wort für Wort. Ich erinnere mich nur noch der Jahreszahl 1262 oder 1267 und des Wortes Melec *).

*) Für die Freunde der asiatischen Antiquitäten dürfte die Erscheinung der Sammlung des Herzogs von Blacas interessant seyn: Description des monumens Muselmans du Cabinet de M. le Duc de Blacas, ou recueil de pierres gravé esarabes, persannes et turques, de medailles, vases, coupes, miroirs, par M. Reinaud, T. I—II avec dix planches. Paris 1828.

Ireland und die Emancipation der Katholiken.

(Fortsetzung.)

Die Unterwerfung von Ireland war jetzt scheinbar vollendet; aber auf der einen Seite war das Ansehen und die Gewalt Roderic's zu gering, als daß die irischen Häuptlinge sich verpflichtet gehalten hätten, einen von ihm geschlossenen Vertrag zu vollziehen, so weit derselbe nicht ihrem eigenen Vortheile entsprach; auf der anderen besaß auch die englische Regierung nicht die Macht, ihre übermüthigen Barone von Erpressungen und Handlungen der Gewalt gegen die irischen Nachbarn derselben abzuhalten. Der Krieg hatte daher durch Roderics Unterwerfung nicht aufgehört, sondern nur einen anderen Charakter angenommen; er hatte aufgehört Nationalkrieg der Iren gegen die Engländer zu seyn und wurde in eine ununterbrochene Folge vereinzelter Fehden, Empörungen, Raubzüge und Unterdrückungen verwandelt. So unternahm Johann von Courcey mitten im Frieden, mit einer Schaar verwegener Abentheurer, einen Einfall in Ulster; er bemächtigte sich der Stadt Down und vertrieb daraus den irischen Fürsten, dem sie gehörte. Vergebens berief sich dieser auf den von König Roderic eingegangenen Vertrag; Courcey blieb im Besitze seiner Eroberung und behauptete sich darin, den Vorstellungen, welche der päbstliche Legat, der sich zu Down befand, ihm über die Ungerechtigkeit seines Verfahrens machte, so wie den Anstrengungen der Iren, ihm seine Beute zu entreissen, zum Trotz. Ein anderer englischer Ritter nahm die Unruhen, die Murrough, ein Sohn König Roderic's in Connaught erregte, zum Vorwand, um diese Provinz mit Heeresmacht zu überziehen und mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Dagegen erhoben die Iren in Meath, durch die Gewaltthaten der Engländer zur Verzweiflung gebracht, sich gegen ihre Unterdrücker und ermordeten oder vertrieben sie. Aehnliche Scenen kehrten in allen Provinzen wieder. Aber König Heinrich hatte, wie es scheint, vor seinen Verträgen selbst nicht größere Achtung als seine Barone. Er übertrug seinem Sohne Johann die Herrschaft der Insel, und zu gleicher Zeit ertheilte er Milo von Cogan und Robert Fitzstephen die Lehen über den Theil von Munster, den man das Königreich Cork nannte, Herbert Fitz-Herbert über das Königreich Limerick und William Fitz-Adelm über den größten Theil von Connaught. Die irischen Fürsten, die sich im friedlichen Besitz dieser Landschaften befanden, waren erstaunt, als sie eine Anzahl ihnen zum Theil nicht einmal dem Namen nach bekannter Fremdlinge ankommen sahen, welche die Abtretung ihrer Güter verlangten und zum Beweise ihres Rechtes auf dieselben die Schenkungsbriefe eines Königs aufwiesen, der kürzlich erst seinen Frieden mit ihnen, mehr wie mit unabhängigen Fürsten, als wie mit Vasallen geschlossen hatte. Das Besitzergreifen fand sich indessen schwieriger, als das Ausstellen der Schenkung; die Iren zogen es vor, ihr Land selbst zu verwüsten, als es den Engländern einzuräumen, und diese waren zuletzt zufrieden, wenn ihre Ansprüche auf das Ganze von den Besitzern durch einen Theil desselben abgekauft wurden.

Die Geschichte dieser Thaten der Willkür und Gewalt, bald in kleinerem, bald in größerem Maßstabe, ist ein treues Bild der Schicksale, welche Ireland von der ersten Landung der Engländer an seiner Küste bis auf die gegenwärtige Zeit erfahren hat: Fehden der irischen Häuptlinge und der englischen Barone untereinander, Unterdrückung des irischen Volkes durch heimatlose Abenteurer, Erpressungen der Beamten, theilweise Aufstände und allgemeine Empörungen, Zurückführung zum Gehorsam durch Blut, Brand und Hunger.

Die irischen Fürsten, die sich Heinrich II unterworfen hatten, trugen auf ihr Verhältniß zu den englischen Herrschern natürlich die Begriffe über, welche sie von der Gewalt ihrer einheimischen Oberkönige gehabt hatten. Als Prinz Johann im J. 1185 zu Waterford landete, um die Herrschaft auszuüben, die ihm sein Vater verliehen hatte, strömten die Häuptlinge und die Fürsten der Iren von allen Seiten herbei, ihm ihre Huldigungen darzubringen. In ihrer sonderbaren Tracht, die Haare in viele Zöpfe geflochten, den Bart lang und breit auf die Brust herabfallend, drangen sie, mit festem Schritt und ernstem Blick, durch den glänzenden Kreis, der den Prinzen umgab, um ihren Fürsten nach der Sitte ihres Landes zu umarmen. Der junge Prinz, ganz erschrocken über diese Verletzung des Anstandes, ließ sie durch seine Höflinge zurückstoßen, und ihre Ungeschliffenheit wurde zum allgemeinen Gelächter. Man zupfte sie bei den Bärten und beging tausend Unwürdigkeiten, um ihre Einfalt zu verhöhnen. Ergrimmt über diese Mißhandlungen verlie-

ßen sie den Hof; ihre Landsleute, die ihnen begegneten, kehrten, um sich nicht gleicher Schmach auszusetzen, mit ihnen um und alle zogen sich, entschlossen, die der ganzen Nation widerfahrene Beschimpfung blutig zu rächen, nach Connaught und in die westlichen Provinzen von Munster zurück. Durch die Erpressungen, welche die mit Johann gekommenen Höflinge sich erlaubten, wurde der allgemeine Unwille zur Wuth gesteigert; und während der leichtsinnige Fürst sich in Festen und Ausschweifungen berauschte, brach plötzlich in allen Provinzen die Flamme der Empörung aus. Die Engländer, die im Lande zerstreut waren, erlagen theils der Uebermacht, theils dem Meuchelmord und Verrath, ihre Burgen wurden gebrochen, selbst die Städte — wie Cork — verbrannt. Das Einzige, was König Heinrich übrig blieb, war seinen Sohn nach England zurück zu rufen, und dem tapfern Ritter de Courcey die Zügel der Regierung zu übergeben. Die innere Uneinigkeit, die — wie gewöhnlich — bald die Iren entzweite, machte es diesem leicht, den Aufstand zu dämpfen; nur in Connaught, wo König Roderic O'Connor von seinen Söhnen verdrängt worden war, gelang es ihm nicht, festen Fuß zu faßen. Durch höfische Intriguen aus seiner Staathalterwürde verdrängt, zog er sich auf seine Besitzungen in Ulster zurück; und sogleich entbrannte der Aufstand aufs Neue. Cathal, mit der blutigen Hand, der sich auf den Thron von Connaught geschwungen hatte, vereinigte sich mit O'Loughlan, dem Fürsten von Ulster und mit den Häuptlingen von Munster, um die Engländer aus dieser Provinz zu vertreiben; bald sahen diese, wie in den ersten Zeiten der Eroberung sich auf Leinster beschränkt und hatten Mühe, hier sich zu behaupten.

Ein kräftiger Statthalter wandte jedoch bald das Glück; und im Jahr 1219 als William Earl von Pembroke starb, der während der Minderjährigkeit König Heinrichs III an der Spitze der Regierung stand, war Ireland tiefer unter das Joch gebeugt als je. Zwei Drittheile von Connaught hatte Cathal, einen großen Theil von Munster Murtagh O'Brien von Thomond abgetreten, um sich den ruhigen Besitz des Restes zu sichern; alle diese Gegenden waren, wie Leinster, in Graffschaften getheilt worden, die nach englischer Art verwaltet wurden. Nur der Norden und einige Districte in der Mitte der Insel behaupteten noch ihre Unabhängigkeit. Auf allen Puncten erhoben sich Burgen und Festen. Die irischen Stämme, um sich der Knechtschaft zu entziehen, wandten sich mit ihren Heerden in die Gebirge und Moore; viele blieben im offnen Lande auf den Besitzungen der englischen Barone zurück und wurden von diesen als Leibeigene behandelt. Alle Iren waren außer dem Gesetz; in den englischen Gerichtshöfen wurden sie als Fremde, oft als Feinde betrachtet, auf welche die englischen Gesetze nicht angewendet werden konnten, und ihre eigene Gesetzgebung, die sie, bei ihrer ersten Unterwerfung unter Heinrich II, behalten hatten, fand bei den Siegern keine Anerkennung. Selbst der Mord eines Iren wurde nur durch eine Geldsumme gebüßt, die an seinen Grundherrn gezahlt wurde, weil dieser durch seinen Tod einen Arbeiter verlor. *) Ausgenommen waren nur die fünf Geschlechter der O'Neal's, O'Brien's, O'Connor's, O'Malachlin's und Mac Murrough's, aus denen die alten irischen Königshäuser stammten, und die daher den englischen Baronen als ebenbürtig galten. Nächst diesen erhielten nur Einzelne, als besonderes Vorrecht, Gleichheit vor Gericht mit den eingewanderten Engländern, oder — wie man dieß zu bezeichnen pflegte — englisches Recht. Vergebens erbaten einige der irischen Stämme, die mitten unter den Besitzungen der englischen Barone lebten und daher am Meisten ihren Gewaltthaten und Bedrückungen ausgesetzt waren, im J. 1278 sich gegen König Eduard I, eine Summe von 8000 Mark an die Krone zu zahlen, wenn ihnen die Gunst ertheilt würde, nach englischem Gesetz leben zu dürfen. Der König wagte es nicht, einen so wichtigen Schritt, ohne Zustimmung der in Ireland angesiedelten englischen Großen, zu thun; und diese fanden denselben zu nachtheilig für ihre Interessen, als daß sie nicht allen ihren Einfluß aufgeboten hätten, die Iren in ihrem Zustande der Rechtlosigkeit zu erhalten. Mehr als einmal erneuten die Iren ihre Bitte immer mit demselben Erfolg: Bereitwilligkeit bei dem englischen Hofe, unbesiegbarer Widerstand bei dem Eigennutz der Großen.

(Fortsetzung folgt.)

Owens, des Schottländers, Niederlassung am Wabash **).

Die Zeit der Mitglieder ist zwischen Arbeiten, Lesen und Tanzen getheilt. Jeden Abend wird ein Ball gegeben, dem in der Regel die ganze Gemeinde beiwohnt. Gottesdienst jeder Art ist ausgeschlossen, und am Sonntag gleichfalls durch einen Ball ersetzt. Die Kinder werden mit der Trommel in die Schule gerufen. Die Zeitung der Colonie handelt von den Angelegenheiten, Unterhaltungen und geselligen Bestimmungen der Gemeinde, welche sich auf 500 Mitglieder beiderlei Geschlechts beläuft, und aus Abenteurern aller Nationen besteht, die sich lustige Tage versprechen. Die Colonie hat seit ihrer Gründung nicht zugenommen, auch scheint in ihr die größte Unordnung und Sittenlosigkeit zu herrschen. — Die Gemeinde hat sich indessen, wie sich erwarten ließ, aufgelöst. Der Schottländer mag einen hohen Begriff von der Macht des Egoismus gehabt haben. Hierin hatte er nicht Unrecht; allein er wollte diesem Trieb, der in der Union an sich schon viel zu sehr thätig ist und alle Bande der Geselligkeit zu zerreißen droht, eine noch höhere Stärke geben. Nach seinen und seiner Anhänger Ansichten waren alle sowohl religiösen als politischen Gesetzgeber alter und neuerer Zeit entweder Thoren oder Betrüger, die nach einem falschen Prinzip von Glückseligkeit trachteten, und er will sie eines Bessern belehren.

*) Davis, in seiner Discovery of the true Causes why Ireland was never entirely subdued till his Majestys happy Reign, führt aus den Acten der Assisen von Waterford folgenden Fall an: Quod Robertus le Waleys rectatus de morte Johannis, filii Ivor Mac Gillemory, Felonice per ipsum interfecti — venit et bene cognovit, quod praedictum Johannem interfecit; dicit tamen, quod praedictus Johannes fuit purus Hibernicus et non de libero sanguine. — Et cum dominus dicti Johannis, cujus Hibernicus idem Johannes fuit, solutionem pro ipso Johanne Hibernico suo sic interfecto petere voluerit, ipse Robertus paratus erit ad respondendum de solutione praedicta, prout suadebit etc.

**) The Americans as they are etc.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 180. 28 Juny 1828.

Havanna.*)

Die Ansicht der Stadt Havanna, beim Einlaufen in den Hafen, ist eine der lachendsten und malerischesten der Küstenländer des tropischen Amerikas. Diese Lage, gepriesen von den Reisenden aller Nationen, hat zwar nicht die Schönheit der üppigen Vegetation, welche die Ufer des Guayaquil schmückt, noch die wilde Herrlichkeit des Felsenstrandes von Rio Janeiro; aber der sanfte Reiz, den die Kultur über die Naturscenen unsrer Klimate verbreitet, verbindet sich auf Kuba mit der kraftvollen Thätigkeit der Pflanzenwelt und deren Großartigkeit in den Formen, wie sie der heißen Zone eigenthümlich ist. Unter dem Zuströmen so lieblicher Eindrücke vergißt der Europäer die Gefahr, die ihn im Schoße volkreicher Städte der Antillen bedroht: ein entzückendes Gemälde — diese immer blühende Landschaft, diese festen Schlösser im Osten des Hafens, dieser Hafen selbst, umgeben von Dörfern und Pachthöfen, endlich diese hinter dem Wald der Mastbäume und dem Vorhang der Segel halb sichtbare Stadt!

Die Einfahrt in den Hafen, 170 bis 200 Toisen breit und ⅓ Meile lang, führt zwischen dem Morro (Castillo de los Santos Reyes) und der kleinen Schanze Salvador de la Punta hindurch. Nach zurückgelegter Einfahrt gelangt man, indem das schöne Schloß San Carlos de la Cabanna nebst Casa blanca südlich liegen bleibt, in das Becken: es hat die Form eines Kleeblattes, dessen große Achse von SSW nach NNO 2⅓ Meilen in die Länge sich erstreckt. Das Becken steht in Verbindung mit drei Buchten, der von Regla, Guanavacoa und Atarès, wovon letztere einige Quellen süßen Wassers enthält. Die mit Mauern umgebene Stadt erhebt sich auf einem Vorgebirg, das im Süden von dem Arsenal, im Norden von der Schanze de la Punta begrenzt wird. Ueber die Gegend, wo einige versunkene Schiffe auf dem Grund liegen und über die Untiefen von la Luz hinaus, findet man nicht mehr als 8 bis 10, aber doch überall 5 bis 6 Faden Tiefe. Die Schlösser Santo Domingo de Atarès und San Carlos del Principe vertheidigen die Stadt im Westen, von deren innerer Mauer auf der Landseite das erstere 660, das letztere 1240 Toisen entfernt ist. Die Zwischenräume nehmen die Vorstädte (arrabales, barrios extra muros) Horcon, Jesus Maria, Guadalupe und Sennor de la Salud ein, welche von Jahr zu Jahr das Marsfeld mehr beschränken.

Die großen Gebäude Havanna's, die Kathedrale, der Regierungspalast (casa del govierno), die Admiralität, das Arsenal, das Posthaus (correo), die Tabacksfaktorie, zeichnen sich weniger durch Schönheit als durch feste Bauart aus, die Straßen weder in der einen, noch in der andern Hinsicht, denn sie sind meistentheils eng und ungepflastert. Da die Steine von Veracruz gebracht werden und ihr Transport äußerst kostspielig ist, so hatte man den seltsamen Einfall, statt mit Steinen, mit Holz zu pflastern, in der Art, wie man durch Sumpfgegenden in Deutschland und Rußland Dämme baut. Man gab jedoch die Sache bald wieder auf, so daß der Reisende jetzt mit Verwunderung die schönsten Cahobastämme (Nierenbäume) in den Koth eingesenkt sieht. Es gab vor nicht langer Zeit keine Stadt im spanischen Amerika, die, so absolut aller Polizei ermangelnd, ungeachtet der anmuthigsten Außenseite, in der Nähe einen scheußlicheren Anblick dargeboten hätte. Man ging im Koth bis an die Knie; der Gestank von schlechtgedörrtem Fleische (Tasajo) erfüllte die krummen Gassen und qualmte aus jedem Haus hervor, so daß, wenn man so sehr Ursache hatte, seine Schritte zu beflügeln, man um so ärgerlicher war, wenn man nicht von der Stelle kam: denn um sich ganz in die jammervolle Lage eines Fußgängers daselbst zu versetzen, denke man sich die Menge der Volantes, (einer Art Kaleschen, die man sonst nirgends trifft), der Zuckerkarren, der Lastträger, die sich mit dem Ellbogen Platz machen u. s. w. Indessen ist in der neuesten Zeit Manches für die öffentliche Reinlichkeit geschehen: die Häuser sind luftiger gemacht worden und die Calle de los Mercadores gereicht der Stadt zur wahren Zierde. Aber hier, wie in allen altspanischen Städten, läßt sich die fehlerhafte Anlage nur allmälig verbessern.

Havanna besitzt zwei schöne öffentliche Spaziergänge: der eine (la Almada) befindet sich zwischen dem Theater, welches im J. 1803 durch den italienischen Künstler Peruani geschmackvolle Verzierungen erhalten hat, und dem Paulaspital; der andere (el passeo extra muros) zwischen dem Castillo de la Punta und der Puerta de la Muralla: hier versammelt sich nach Sonnenuntergang die große und kleine Welt der Stadt, um der erquickenden Kühle zu genießen. Der Marquis de la Torre, überhaupt der erste von allen Governadoren, der für die Verbesserung der Polizei und der Municipalverfassung mit Glück thätig

*) Essai politique sur l'île de Cuba. Par Alexandre de Humboldt. Avec une carte, Tom. I—II. Paris, 1826.

war, hatte die Anlage des passeo extra muros begonnen, Don Luis de las Casas und der Graf de Santa Clara sie vollendet. Hier steht das marmorne Standbild Carls III. Der Platz war anfänglich zu einem Denkmal für Christoph Columbus bestimmt, dessen Asche, bei der Abtretung des spanischen Theils von Domingo, hieher geführt worden war. — In demselben Jahr wurde auch in Mexiko Fernando Cortez Asche nach einer andern Kirche gebracht und von Neuem beigesetzt. — In der Nähe liegt der botanische Garten, ein Gegenstand, der mit Recht die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nimmt, und — der Sklavenmarkt. Was der Landschaft um Havanna einen ganz eigenthümlichen Charakter gibt, ist die Königspalme (palma real). Ihr schlanker, gegen die Mitte etwas anschwellender, Stamm erhebt sich zu einer Höhe von 60 bis 80 Fuß; der untere Theil hat eine weißliche aufgerissene Rinde, wogegen das zarte Hellgrün des obern Theils, der wie Säule auf Säule, neue Schößlinge bildet, seltsam absticht. Die Palma real der Insel Cuba mit ihren gestreiften, gerade aufwärts stehenden, nur am Ende etwas gekrümmten, Blättern, ja mit ihrem ganzen Wuchs erinnert an die Vadgiai-Palme, welche die Wasserfälle des Orenoko bedeckt und ihre langen Spitzen über einem Nebel von Schaum wiegt. Mit dem Zunehmen der Bevölkerung zeigt sich auf Cuba, wie überall, eine Abnahme der Vegetation. Sümpfe, die eine Masse Leben erzeugen und nähren, werden ausgetrocknet und angebaut; die Erde wird ihrer Pflanzenhülle entkleidet und zeigt kaum noch Spuren ihrer vormaligen wilden Ueppigkeit. Von La Punta bis San Lazaro, von Cabanna bis Regla, von Regla bis Atarès ist Alles mit Häusern bedeckt; die längs der Bay sind von leichter und eleganter Bauart. Man entwirft den Plan zu einem solchen Haus und bestellt es in den Vereinigten Staaten, wie man ein Möbel bestellt. Während des gelben Fiebers begeben sich die Familien nach ihren Landhäusern zwischen Regla und Guanavacoa, wo bessere Luft ist. Ein entzückender Anblick von diesen Höhen herab, wenn des Nachts die Fahrzeuge die Bay durchschiffen und bei der Phosphorescenz des Wassers lange Lichtstreifen nach sich ziehen. Um die Fortschritte der Kultur zu beurtheilen, braucht der Reisende Nichts als die häufigen kleinen Mais-Pflanzungen, als die schnurgeraden Ananasalleen in den Feldern de la Cruz de Piedra, als den bischöflichen Garten zu betrachten.

Die eigentliche Stadt ist nicht über 900 Toisen lang, nicht über 500 breit: in diesem engen Raum drängt sich eine Bevölkerung von 44,000 Seelen, worunter 26,000 Neger und Mulatten. Die Bevölkerung der beiden großen Vorstädte Jesus Maria und Salud mag nicht viel schwächer seyn. Die letztere verdient den schönen Namen, den sie trägt, nicht ganz: die Hitze ist daselbst ohne Zweifel nicht so drückend, als in der Stadt, aber die Gassen sollten breiter und gebahnter seyn. Seit dreißig Jahren leben die spanischen Ingenieure mit den Bewohnern der Vorstädte in erklärter Fehde; nach ihrer Meinung stünden die Häuser den Festungswerken zu nahe, so daß sich der Feind daselbst ungestraft festsetzen könnte. Man hat aber nicht den Muth, die Vorstädte nieder zu reißen und eine solche Menge von Menschen (28,000 z. B. allein in la Salud) auszutreiben. Nach der letzten Feuersbrunst 1802 wurde la Salud beträchtlich erweitert; denn aus den Baracken, die man im ersten Augenblicke der Noth aufschlug, wurden nach und nach Häuser.

Die Bewohner der Vorstädte, um ihre Existenz, die bis jetzt bloß geduldet ist, gesetzlich zu machen, haben der Regierung mehrere Entwürfe vorgelegt, wie man sie in die Befestigungslinie mit aufnehmen könnte. Man dürfte nur einen breiten Graben von Puente de Chaves, bei Matadero, nach San Lazaro ziehen und so Havanna zur Insel machen. Die Entfernung beträgt etwa 1200 Toisen und schon jetzt endigt sich die Bay zwischen dem Arsenal und dem Castillo de Atarès in einen natürlichen Kanal. In diesem Fall bekäme die Stadt auf der Landseite im Westen eine dreifache Befestigungsreihe: nämlich die sehr starken Werke von Atarès und del Principe auf den Anhöhen, hierauf den projektirten Graben, endlich die Mauer und den alten bedeckten Weg des Grafen Santa Clara, der 700,000 Piaster gekostet hat. Die Vertheidigung der Stadt von dieser Seite ist von der höchsten Wichtigkeit: denn so lange man sich im Besitz der eigentlichen Stadt und des südlichen Theils der Bay behauptet, sind der Morro und die Cabanna uneinnehmbar, weil man diesen Plätzen, wovon der eine 800, der anderere 2000 Vertheidiger braucht, von Havanna aus Lebensmittel und Verstärkungen zukommen laßen kann. Französische Ingenieure, die gut unterrichtet waren, versicherten mich, daß der Feind, um die Cabanna zu beschießen, wo sich indessen die Garnison, in den Kasematten eingeschlossen, bei der Ungesundheit des Klimas nicht lange halten könnte, vorerst die Stadt weggenommen haben müßte. Die Engländer haben zwar, ohne Herren der Stadt zu seyn, den Morro erobert, aber damals war die Cabanna und das Fort Nro 4, welche den Moreo beherrschen, noch nicht vorhanden. — Die politische Bedeutung*) der Insel Cuba gründet sich nicht bloß auf die Ausdeh-

*) Diese Wichtigkeit wurde von Spanien in dem Grade anerkannt, daß bis 1808 eine jährliche Summe von mehr als 1,800,000 Piastern aus dem mexikanischen Schatz auf die Bedürfnisse von Cuba und Havanna verwendet wurde. Durch das Wachsen des innern Reichthums sind jedoch diese Zuschüsse nach und nach überflüßig geworden. In der That ist von allen spanischen Besitzungen Cuba diejenige, die am Besten gediehen ist. Die jährliche Ausfuhr des Zuckers allein beträgt 70 Millionen Kilogr.; in diesem Artikel steht also Cuba blos Brasilien mit 125 Mill. und Jamaica mit 80 Mill. nach. (Die Gesammtproduktion des Zuckers jährlich = 503 Mill. angenommen, so kommen auf die übrigen engl. Antillen 85, auf die franz. 42, auf die holländ., dän., schwed. 18, auf ganz Guyana 40, auf Louisiana 13, auf Ostindien, Isle de France und Bourbon 30 Mill.; davon werden 456 Mill. in Europa eingeführt; 204½ Mill. in Frankreich und Großbritannien, 152 Mill. in den Niederlanden, Deutschland, der Schweiz, Italien, Spanien, Portugall, Dänemark und Schweden verzehrt und 100½ Mill. bleiben für den Bedarf von Rußland, Kleinasien, Nordafrika u. s. w.)

nung ihrer Oberfläche (3615 □ Lieues), welche die von England ohne Wales beinahe erreicht, oder auf die wunderbare Fruchtbarkeit ihres Bodens, auf die Beschaffenheit ihrer Bevölkerung, die zu drei Fünftheilen aus Freien besteht — sondern vor allen Dingen auf die Vortheile der geographischen Lage von Havanna. Der nördliche Theil des Meers der Antillen, unter dem Namen des mexikanischen Golfs bekannt, bildet ein kreisförmiges Becken, mit einem Durchmesser von mehr als 150 deutschen Meilen, ein Mittelmeer mit zwei Ausflüßen, dessen Küstenländer von der Spitze von Florida bis zum Cap Catoch an der Spitze von Yucatan ausschließliches Eigenthum der beiden Bundesstaaten von Nordamerika und Mexiko sind. Die Insel Cuba, oder vielmehr ihr Litoral zwischen dem Cap St. Antonio und der Stadt Matanzas an der Mündung des alten Bahamakanals, umschließt diesen Golf von der südöstlichen Seite und läßt dem sogenannten Golfstrom keinen Durchgang, als im Süden die Meerenge zwischen dem Cap St. Antonio und dem Cap Catoch und im Norden den Bahamakanal zwischen Bahia Honda und den Untiefen von Florida. Und gerade hier, wo sich zwei Straßen des Völkerhandels durchkreuzen, wo die Flotten, auf den Schiffswerften und aus dem Cedrela- und Cahobaholz der Insel gezimmert, den Eingang des mexikanischen Meeres verschließen und die gegenüber liegenden Küsten bedrohen, liegt Havanna, wie Cadix bestimmt, eine herrschende Seestadt zu seyn.

Die Kentuckier *).

Die erste Nacht unter einem Obdach in Kentucky, überzeugte mich schon, daß die Bewohner dieses Staates in Neuyork mit Recht halb Roß, halb Alligator genannt, noch keine milderen Sitten angenommen hatten. Der Bauer, oder vielmehr Pflanzer, war mit seiner Frau abwesend, und sein Bruder, der die Wirthschaft besorgte, auf einem Pferderennen; ein alter Mann, mit seiner Tochter allein zu Haus, bejahte meine Frage, ob ich hier Aufnahme fände. Ich speiste eben Speckschnitten, Kornbrod und Milch, als der Bruder des Hausbesitzers mit seinem Nachbar vom Wettrennen heimkehrte. Beide führten noch Rosse, außer denen, worauf sie ritten, und feuerten, bevor sie abstiegen, ihre Pistolen los. Beide Kentuckier hatten eine Pistole in dem Gürtel und einen Dolch in der Brusttasche. Eine Quartflasche in der einen Hand, und mit der andern die Tabakreste aus dem Munde ziehend, trank mein Wirth eine halbe Minute lang aus der Flasche, deren Rand von den Tabaksüberbleibseln eine braune Farbe bekommen hatte. Der Kentuckier sah mich mißfällig an, als ich die Flasche abwischte; allein ich kehrte mich nicht daran und reichte sie, nachdem ich getrunken, seinem Freunde. Wir setzten uns. „Wie weit kommt Ihr heute?" fragte mein Wirth. „Von Cincinnati." „Ihr wohnt aber nicht in Cincinnati, vermuth' ich, oder?" „Nein, mein Herr." „Und wo wohnt Ihr denn?" „In Pennsylvanien." „Eine gute Strecke!" rief mein Gastfreund, „ich habe dies Volk in Pennsylvanien lieber, als die verdammten Yankees; aber immer sind es keine Kentuckier." Ich gab von Herzen meine volle Einstimmung. „Die Kentuckier," fuhr mein Wirth fort, „sind ein erstaunlich mächtiges Volk; sie sind das erste Volk auf Erden!" „Ja, mein Herr." „Sie sind ein unbeschreiblich großes, ein Wunder, wie mächtiges Volk, sind sie's nicht?" „Ja, mein Herr." „Wie gefällts Euch in Kentucki?" Sehr gut, mein Herr; schon vor vier Jahren habe ich's durchreist." „Gott verdamm! meiner Seel! Hölle und Teufel!" brüllte das Unthier. „Die Pennsylvanier haben keine Quadratmeile Land in ihrem Staat, das sich mit unsern ärmsten Landen messen dürfte! Bill," (hier wandte er sich an seinen Nachbar zur Linken), „Bill ist kannibalisch gezeichnet worden. Gott verdamm' mich rc., er blutete wie ein Schwein." „Ja," erwiderte sein Nachbar, „Sam hat excellent drein geschlagen, sollt' ich meinen. Bill darf seine vier Wochen zuwarten, bis er wieder auf die Füße kömmt, wenn er's je wieder so weit bringt. Gott verdamm! Aber sagt mir Isaak, die Mähre, auf die er so viel hält, ist nur ein armseliges Thier gegen seins — führ ihn auf den Sand. Ich hätt' ihm Hals und Beine brechen mögen, wär' auch draus entstanden, was da wollte. Aber Dick und John!" — und nun brachen die beiden Ehrenmänner in das brüllendste Roßgelächter aus. „Wie seine Augen blinzelten, er sah aus wie der Squire Toms, wenn er die ganze Nacht über der Flasche lag; ich glaube, er wird seine Augen nicht mehr zu Recht bringen." „Er sieht gar nicht mehr," versetzte der Nachbar, „das eine hängt ihm ganz aus der Höhle, und John mußte ihn nach Hause bringen." Die Sekundanten waren doch herzliebe Leute, sollt' ich meinen, daß sie nicht drein sprangen und den Spaß verderbten." „Ja, sie waren schon aus frühern Zeiten krumm auf John." „Meiner Sechs — das war ein einziger Spaß; um Alles in der Welt hätt' ich ihn nicht gegeben. Gott verdamm mich! Dick versteht sich scharmant auf's Augausschlagen — ein — zwei Hiebe — und John lag auf dem Boden! Ihr habt gewiß auch Wettrennen in Pennsylvanien?" fuhr er gegen mich fort. „Ja, mein Herr." „Auch Gefechte und Prügeleien?" „Nein, mein Herr." Mit einem bedeutsamen Blick auf seinen Nachbar, fuhr nun mein Wirth fort: „Ja, die Pennsylvanier sind eine ruhige, gottselige Menschenrace; sie stechen nichts als ihre Schweine, und verschenken all ihr Geld an die Pfaffen." Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verging der Abend, und es ward eilf Uhr, bevor dieß interessante Paar sich trennte.

Am nächsten Morgen frühstückte ich eben, als uns ein Geheul und Hallo vor die Thüre rief. Ein Trupp Reiter kam vorüber. Zwei von ihnen hatten, jeder einen Neger, vor sich herlaufen, den sie mittelst einer an einem eisernen Halsband befestigten Leine hielten. Eine furchtbare Reitpeitsche trieb die Neger von Zeit zu Zeit an, ihre Schritte zu verdoppeln. Die blutigen Rücken und Nacken

*) The Americans as they are etc.

verriethen die häufige Anwendung der Peitsche. Ein dritter Neger hatte jedoch das härteste Loos. Die Leine seines Halsbandes war an den Sattelgurt des Pferdes von dem dritten Reiter angebunden, und dem Unglücklichen blieb somit keine andere Wahl, als mit dem trabenden Pferde gleichen Schritt zu halten, oder über Gräben, Dornbüsche und Gestrüpp geschleppt zu werden. Seine Füße und Beine, mit Blut bedeckt, boten einen schrecklichen Anblick. Diese drei Sklaven waren zwei Tage zuvor entsprungen, weil sie fürchteten, nach dem Missisippi oder nach Louisiana gebracht zu werden. „Seht," sprach Miß Forth, indem sie ihre schwarzen Mädchen rief, „was den schlechten Negern geschieht, die ihren guten Herrn entlaufen!" Gleichgültig und mit lachendem Munde (was deutlich zeigte, wie gewöhnlich derlei Scenen diesen armen Kindern waren), drückten sie ihr Mißfallen über diese schlechte Aufführung aus.

Kentucky ist, ohne alle Uebertreibung, eines der schönsten Länder auf der Erde. Das Klima ist dasselbe, wie im Süden von Frankreich; Früchte aller Art erreichen den höchsten Grad von Vollkommenheit, und ungern verließe man dieses Land, wenn der Charakter seiner Bewohner weniger unfreundlich wäre.

Alles, nur nicht des Menschen Geist ist göttlich. Die Bewohner bestehen hauptsächlich aus Auswanderern von Virginien, Nord- und Südcarolina und aus Abkömmlingen der Pflanzer in den schwarzen Wäldern — einer stolzen, trotzigen und hochmüthigen Menschenklasse. Sie siedelten sich unter unaufhörlichen Kämpfen mit den Indianern an, die sich dadurch an ihnen rächen, daß sie ihre eigene grausame und unversöhnliche Gemüthsart auf ihre Vertilger übertragen. Dieß ist ein Hauptzug des Kentuckiers. Er lauert drei, vier Wochen in den Wäldern auf den Augenblick, wo er seine Rache sättigen kann, und selten oder nie vergibt er. Die Männer haben eine athletische Gestalt, und es finden sich unter ihnen viele Musterbilder männlicher Schönheit. Die Volksmenge beläuft sich nun an 757,000 Köpfe, 15,000 Sklaven mit eingerechnet. Die Pflanzer bilden die angesehenste Klasse und die Masse der Bevölkerung. Nächst oder gleich ihnen an Rang stehen die Rechtsgelehrten, und ebenso die Kaufleute und Manufakturisten. Die Aerzte und die Geistlichen nehmen eine niedrigere Stufe ein, und am Wenigsten geachtet sind jene Handwerker und Landbauer, die keine Sklaven haben. Diese werden nicht besser, als die Sklaven selbst behandelt. Die Konstitution neigt sich zum Föderalismus; der Besitz von Grundeigenthum bedingt die Fähigkeit zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes. Die Geistlichen jeder Glaubensform sind von öffentlichen Stellen ausgeschlossen. Kentucky ist für neue Ansiedler nicht zu empfehlen. Sklaverei — Unsicherheit des Besitzes — Trennung der Gerichtsbehörden in zwei Parteien, die sich gegenseitig wüthend befeinden — an der Spitze der Verwaltung ein Mensch, der seinem hohen Posten Schande und Unehre bringt, und dessen Sohn in Großbritannien längst gehangen wäre — äußerst schlechter Kurs ꝛc. — sind lauter Dinge, die jedem Freunde der Ruhe und des Friedens höchst bedenklich sind. — Leidenschaften wirken mit doppelter Macht, wo Reichthum und Willkür über eine Heerde von Sklaven herrscht, und vierzigjähriger Kriegsstand mit den Wilden hat den Samen der gesetzwidrigsten und der unbändigsten Rachsucht ausgestreut.

Diese Leute sind der Schrecken aller Kreolen, welche den höchsten Grad von Barbarei mit dem Namen Kentuckier bezeichnen; und das schlimmste ist, daß sie unter dem Namen Kentuckier den ganzen Norden begreifen.

So spricht man in Natchez, wo die brutale Aufführung der kentuckischen Reisenden die einst so gastfreundlichen Pflanzer nöthigte, allen Fremden ihre Thür zu verschließen. Und es ist daher kein Wunder, daß eine Reise hier zu Lande verrufen ist, denn sie wird sehr beschwerlich durch die schlechten Wege, und den noch schlechtern Zustand der Wirthshäuser. Früher konnte man auf die Gastfreundlichkeit der französischen Kreolen rechnen. Wer bei ihnen einsprach, fand die willkommenste Aufnahme. Die Kentuckier pflegten nun auf ihren Wanderungen in Pflanzungen einzukehren, wo sie Rum, Branntwein u. s. w. unentgeltlich erhalten konnten, betrugen sich aber mit solcher Anmaßung und solchem Uebermuth, daß sie die Kreolen häufig in ihren eigenen Behausungen französische Hunde schalten und niederstachen, wenn sie nur das geringste Zeichen von Mißfallen äußerten.

Indische Architectur.

Ram Raz, ein gelehrter Brahmine, der sich als Secretär der Schulbüchergesellschaft von Madras bereits große Verdienste um die Bildung seines Vaterlandes erworben hat, beabsichtigt binnen Kurzem einen Versuch über die indische Architectur herauszugeben, der von Beschreibungen und Abbildungen einiger Tempel und Porticus im Carnatik begleitet seyn soll. In einem Briefe, der in der Asiatic Society zu London vorgelesen wurde, klagt er indessen über die Schwierigkeiten, welche seiner Arbeit durch die Eifersucht der Architecten-kaste gegen die Kaste der Brahminen in den Weg gelegt wurden. Die ersteren hielten nämlich ihre heiligen Bücher, in denen die Theorie ihrer Kunst niedergelegt sey, vor der Welt verborgen, obgleich sie selbst die Sprache, worin sie geschrieben wären (Sanscrit), längst verlernt hätten, und begnügten sich mit ihren practischen Regeln, die vom Vater auf den Sohn vererbt werden.

Van Halen.

Von den in diesen Blättern bereits erwähnten Memoiren des Obristlieutenants Don Juan van Halen ist kürzlich erst in Paris das spanische Original erschienen — unter dem Titel: Narracion de D. Juan van Halen etc., escrita por el mismo (Par. 1828. 2 Bde. 8.) — welches, wenn nicht vollständiger, doch in jeder Beziehung sorgfältiger ausgearbeitet ist, als die bisher allein bekannten Uebersetzungen. Die Zusätze, welche in der Vorrede erwähnt werden, sind indeß unbedeutend, und meist von der Art, wie etwa Th. 1. S. 98. das Verschen eines Mitgefangenen in Murcia:

Marcha, mosquito importuno,	Gehe, unverschämte Fliege,
Marcha, marcha á los-salones,	Gehe, geh' in die Salone,
Dejame en mi calabozo,	Lasse mich in meinem Kerker,
Que ojala no fuero mio.	Der Nichts einschließt, außer mir.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,
mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Num. 181 und 182. 29 und 30 Juny 1828.

Fortschritte der Agricultur in Frankreich. *)

Wenn wir den gegenwärtigen Zustand des Ackerbaues auf der ganzen Oberfläche von Europa betrachten; so können wir uns unmöglich verbergen, daß diese Kunst in unseren Tagen einen Wendepunct erreicht hat, welcher der Anfang einer neuen Aera für dieselbe zu werden verspricht.

Der Ursprung unseres alten Agricultursystems verliert sich, gleich so vielen andern Einrichtungen und Institutionen des neueren Europa, in die Nacht des Mittelalters. Der Hauptgrundsatz dieses Systems war die Theilung des Bodens in zwei Theile, von denen der eine dazu bestimmt war, bleibenden Wiesengrund zu bilden, während der andere dem Pfluge unterworfen und seinerseits in zwei oder gewöhnlicher in drei Felder getheilt wurde, von denen nur das eine zum Getreidebau, das andere, als Brachland, zur Vorbereitung des Bodens für den Waizen- oder Roggenbau — worauf dann unmittelbar das Sommerkorn folgte — und endlich das dritte als Gemein-Waide benutzt wurde.

Wie groß auch immer die Fehler dieses Systems seyn mögen, so muß man doch zugeben, daß es den Verhältnissen der Zeit, welcher dasselbe sein Entstehen verdankte, vollkommen angemessen war; einer Zeit, wo der Feldbau sich auf eine sehr geringe Anzahl von Pflanzen beschränkte, die überdieß sämmtlich der Familie der Cerealien angehörten; einer Zeit, wo die ganze Aufgabe des Ackerbaues darin bestand, ein armes Land, das in der Civilisation noch weit zurück, nicht dicht bevölkert und doch bereits zu zahlreich bewohnt war, als daß bloße Viehzucht es hätte ernähren können, mit den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen zu versehen, und dieß auf eine Weise zu thun, welche möglichst wenig Handarbeit erforderte, und von Menschen, die eben so sehr der wissenschaftlichen Bildung, als des Geldreichthums entbehrten, auf das Leichteste ins Werk gesetzt werden konnte.

Gegenwärtig wird dieses alte Cultursystem durch das der Wechselwirthschaft verdrängt, welches bedeutend größere Capitalien und ausgebreitetere Kenntnisse von Seiten des Feldbauers voraussetzt, der dasselbe anwendet, aber auch einen unendlich beträchtlichern Ertrag gewährt, und dessen Hauptgrundsatz die Unterdrückung des bleibenden Wiesengrundes, des Brachlandes und der Gemeinwaiden und die Vertheilung der für den Anbau bestimmten Ländereien in eine sehr verschiedene Anzahl von Feldern ist, auf denen man abwechselnd eine Menge von Gewächsen baut, deren Cultur bei dem alten System der Dreifelderwirthschaft unmöglich war, und von denen die einen unmittelbar die Nahrung des Menschen, die andern Futter für zahlreiches Vieh und die letzten Materialien für Handwerke und Künste liefern.

Die Wechselwirthschaft ist in viel höherem Grade, als die Dreifelderwirthschaft geeignet, allen Bedürfnissen einer Natjon nach den verschiedenen Stufen ihrer Bevölkerung, ihres Reichthums und ihrer Industrie zu entsprechen. Die Dreifelderwirthschaft ist unveränderlich sowohl in Bezug auf die Menge, als auf die Beschaffenheit ihrer Producte; die Quantität animalischer Producte, welche sie für die Ernährung des Menschen darbietet, ist sehr gering; so daß bei den Nationen, welche sie angenommen haben, und noch beibehalten, neunzehn Zwanzigtheile der Bevölkerung gezwungen sind, sich fast ausschließlich von Brod zu nähren. Die Quantität des Getreides, das sie hervorbringt, ist, wenn wir einen mittleren Maßstab für eine gewisse Anzahl von Jahren setzen, unveränderlich und keiner Vermehrung fähig, außer durch Mittel, die man außerhalb ihres Gebietes entlehnt; so daß also bei allen Völkern, deren Unterhalt auf diesem Agricultursystem beruht, die Bevölkerung stehend werden muß, und die Industrie keine Fortschritte machen kann, wenn sie nicht die Materialien, deren sie sich bedient, von außen erborgt.

Wir haben bemerkt, daß der Ertrag der Dreifelderwirthschaft, nach dem Durchschnittsertrag einer gewissen Anzahl von Jahren berechnet, unveränderlich derselbe sey; aber wenn wir diesen Durchschnittsertrag nicht in Betracht ziehen, so finden wir, daß der Witterungswechsel einen so großen Unterschied in den Ertrag einzelner Jahre bringt, daß derselbe bald das Doppelte, bald nur die Hälfte der mittleren Production beträgt. Da die Bevölkerung natürlich auf dem Puncte stehen bleibt, wo der mittlere Ertrag ihrem Bedarf entspricht, so sind einige Jahre des Ueberflusses hinreichend, alles Gleichgewicht aufzuheben. Es ist außer Zweifel, daß die Bevölkerung beständig darnach strebt sich zu vermehren, und daß diese Vermehrung keine Grenzen anerkennt, als die, welche durch die Menge der Subsistenzmittel bestimmt werden. Aber die Vermehrung dieser Subsistenzmittel, welche durch zwei oder drei Jahre des Ueberflusses hervorgebracht wird,

*) Revue Trimestrielle, No. II.

ist hier zu schnell, als daß die Bevölkerung gleichen Schritt halten könnte. Der Werth des Getreides muß daher fallen und fällt unter den Preis, der erforderlich ist, um den Pacht oder die Abgaben und die Kosten des Anbau's zu decken. Dennoch fahren die Feldbauer fort, nach wie vor ihren Waizen und ihren Hafer zu säen, weil es nach ihrem System des Ackerbaues kein anderes Mittel gibt, als in dieses Feld diese oder jene Getreideart zu säen, oder dasselbe unbestellt liegen zu lassen. Die weniger wohlhabenden Pächter und Bauern ruiniren sich, oder verarmen so sehr, daß sie nicht mehr im Stande sind, ihren Feldern die nothwendigen Vorbereitungen zum Anbau zu geben. Wenn dann unter solchen Umständen ein Jahr des Mißwachses eintritt, so ist es unvermeidlich, daß der Preis der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse nicht eine sehr große Höhe erreiche. Derselbe Ausfall in der zweiten oder dritten Ernte muß eine wahre Hungersnoth hervorbringen, bis die Erhöhung des Preises der Producte dem Anbau eine neue Thätigkeit verleiht und die Feldbauer dahin gekommen sind — was aber nicht in dem Verlaufe von einem oder zwei Jahren erreicht werden kann — ihre Felder aufs Neue in den Stand zu setzen, daß sie reichliche Ernten erzielen. Aber dieser Reichthum selbst, durch ein oder zwei gute Jahre begünstigt, wird wieder dieselben Umstände und die Wiederholung derselben Bewegung herbeiführen. So ist bei diesem System des Ackerbau's der Ueberfluß selbst ein Unglück, weil er unvermeidlich zur Hungersnoth führt.

Bei den zahlreichen Combinationen der Wechselwirthschaft ist es dagegen nicht bloß Getreide, was der Ackerbau für den Unterhalt des Menschen erzeugt; und da ihre Producte von größerer Mannigfaltigkeit sind, so bieten sie auch größere Sicherheit gegen die Nachtheile dar, welche der Mißwachs einer einzelnen Pflanzengattung in einem ungünstigen Jahre zur Folge hat. Der Anbauer, der zu jeder Jahreszeit Felder besitzt, die eine gute Vorbereitung erhalten haben — es sey zum Anbau von Handelsvegetabilien oder von Pflanzen, die zur Viehfütterung dienen — kann immer, wenn sich das Bedürfniß zeigt, die Bestimmung derselben ändern und in einer sehr kurzen Frist die Nahrungsmittel gewinnen, deren er und seine Mitbürger bedürfen; und er wird nie anstehen dieß zu thun, denn seine Interessen sind hier vollkommen im Einklang mit denen der ganzen übrigen Bevölkerung.

Dieses System des Ackerbaues ist daher allein fähig, einer zahlreichen und industriösen Bevölkerung die Gegenstände des Verbrauchs darzubieten, deren sie bedarf; dieses System allein macht es möglich, das so wünschenswerthe, gleichmäßige Verhältniß zwischen der Masse der Vorräthe und dem Bedarf eines Volkes fest zustellen; während auf der andern Seite bei dem System der Dreifelderwirthschaft, welche dem Menschen Nichts als Nahrungsmittel und wieder kein anderes Nahrungsmittel, als Brod liefert, offenbar die Zahl der Einwohner eines Landes, so wie der Zustand seiner Industrie eine bestimmte, sehr beschränkte, Grenze nicht überschreiten kann. So bald einmal, wo letzteres System befolgt wird — mit Ausnahme der ausgedehnten Wiesengründe, welche dasselbe nothwendig macht — alles Land zum Ackerbau verwandt worden ist, kann die Bevölkerung unmöglich sich vermehren, ohne ihre Bedürfnisse von außen zu beziehen; und wenn das gleichmäßige Verhältniß zwischen der Production und der Consumtion einmal aufgehoben ist, so kann es nicht anders, als durch gewaltsame Bewegungen wieder hergestellt werden: unmäßiger Ueberfluß und Hungersnoth sind unvermeidliche Uebel, die periodisch wiederkehren.

Wenn wir unsere Blicke auf den Zustand der Agricultur bei den verschiedenen europäischen Nationen richten, müssen wir anerkennen, daß in dem Wettkampfe, in den alle gegenwärtig mit gleichem Eifer eingetreten sind, Frankreich bisher sehr zurückgeblieben ist. Allerdings hat seit dreißig Jahren, mitten unter den blutigsten Kriegen und Geißeln aller Art, die Bevölkerung dieses Landes sich um ein Fünftheil vermehrt; der innere Reichthum des Landes hat in gleichem Maße zugenommen: aber nicht den Verbesserungen des Agricultursystems verdankt dasselbe dieses Glück, sondern den wohlthätigen Folgen der Revolution. Frankreich verdankt seinen gegenwärtigen Wohlstand der Theilung einer großen Menge von Gemeindegütern, die früher unangebaut, jetzt einer großen Anzahl von Familien Unterhalt und Beschäftigung darbieten, der Aufhebung des Zehnten und der Erhöhung des Ertrages und des Preises der Handarbeiten, welche die Folge von der Theilung einer Menge großer Besitzungen gewesen ist, die in die Hände der jetzt so zahlreichen Classe der kleinen Grundeigenthümer übergingen.

Wir können nicht leugnen, daß es in Frankreich Gegenden gibt, in welchen die Kunst des Ackerbau's eine Vollkommenheit erreicht hat, die von keiner anderen Nation der Erde übertroffen wird; Flandern hat das erste Beispiel der Wechselwirthschaft in Europa gegeben. Auch einige andere Theile des Königreiches zeigen eine mehr oder weniger hohe Ausbildung der Agricultur. Aber während jene flammländische Methode vierzig Jahre, nachdem sie zuerst in Großbritannien eingeführt wurde, dort beinahe allgemein angenommener Grundsatz des Feldbaus geworden ist, hat sie sich in Frankreich kaum in die nächsten Umgebungen ihrer Wiege verbreitet.

Die Ursache dieses auffallenden Unterschiedes in der Schnelligkeit, mit der gute Methoden in diesen beiden Ländern sich verbreiten, liegt vor Augen. Der flammländische Ackersmann liest so viel als Nichts und schreibt noch Weniger; was aber das Practische anbetrifft, so muß man ihm die erste Stelle unter den Landbauern von Europa einräumen. Er hat die Kraft seines Bodens studirt und kennt sie mit derselben Genauigkeit, mit welcher ein geschickter Mechaniker die Kraft und den Widerstand von einem jeden einzelnen Theile einer Maschine kennt, die er gebaut hat: er weiß, daß nach dieser Ernte, nach dieser Bestellungsart des Feldes diese Pflanze nicht gedeihen wird, während er von jener andern der reichsten Früchte gewiß ist. Durch Beobachtungen dieser Art und durch

Bemühungen im Kleinen ist er dahin gekommen, den Ertrag seines Bodens beinahe völlig unabhängig von dem Einflusse der Witterung zu machen; und dieß ist es, was wir als die letzte Stufe der Vollkommenheit in der practischen Agricultur betrachten müssen.

Aber man versetze diesen Menschen nur fünfzig Lieues von seiner Heimat auf einen Boden von verschiedener Qualität, der folglich auch eine andere Behandlungsart erfordert; man versetze ihn in eine Gegend, wo er keinen vortheilhaften Markt für die Producte findet, die er allein zu bauen gewöhnt ist, und man wird diesen selben geschickten Feldbauer bei jedem Schritt die gröbsten Fehler machen sehen. Wenn die Agricultur eines Landes sich in diesem Zustande befindet, so wird die beste Verfahrungsweise vom Vater auf den Sohn überliefert, kann sich aber unmöglich weiter verbreiten, weil der, welcher sie an einen anderen Ort verpflanzen wollte, mit den Veränderungen, die andere Umstände nöthig machen würden, unbekannt ist.

Die englischen Landbauer dagegen sind nicht auf sclavische Nachahmung beschränkt, sie haben Thatsachen studirt und verglichen und Erfahrungen gesammelt unter den verschiedensten Climaten und unter den mannigfaltigsten Umständen; sie haben die Resultate neben einander gestellt, und Grundsätze aus denselben gefolgert, die unter allen Umständen anwendbar sind: mit einem Worte, sie haben die Theorie der Kunst geschaffen. Von diesem Augenblicke an wurde die Einführung der Wechselwirthschaft einem Jeden möglich, der lesen konnte, und von diesem Augenblicke hat dieses System der Cultur sich bei ihnen mit reißender Schnelligkeit verbreitet.

Gleichfalls in Flandern und zu derselben Zeit haben die Engländer zuerst den Pflug ohne Vorgestell (charrue sans avant-train, swing-plough) kennen gelernt, der gegenwärtig in der ganzen Ausdehnung des brittischen Reiches allgemein in Gebrauch ist; aber sie haben, indem sie die Hauptgrundlage des Instrumentes annahmen, die Formen desselben so verändert, daß es für jede Art von Boden geschickt wurde. In Frankreich hat die geringe Anzahl von Personen, welche den belgischen Pflug kennen, sich damit begnügt, zu sagen, daß er für keinen andern Boden anwendbar wäre, als den, in welchem man sich desselben in seiner Heimat bediente. Jeder District hat seinen alten Pflug beibehalten, der in dem größten Theile von Frankreich die Kosten des Feldbaues verdoppelt oder den Ertrag desselben wegen der schlechten Furchen, die er zieht, in demselben Verhältniß vermindert.

Eine große Anzahl vervollkommneter Ackerbaugeräthe, die in England erfunden sind, haben sich dort mit derselben Schnelligkeit verbreitet, wie der einfache Pflug. Ein schottischer Mechaniker, Namens Meikle, erfand die Dreschmaschine; sie ist gegenwärtig auf allen Gütern von einiger Bedeutung in ganz Großbritannien eingeführt und erhöht den reinen Ertrag des Getreidebaus wenigstens um ein Drittheil, indem sie die Menschen der anstrengendsten und dabei ungesundesten Feldarbeit überhebt. — Ein englischer Pächter, ein Mann von wahrem Genie, Bakewell erkannte vor ungefähr sechzig Jahren zuerst die Fehler der Methode, die bisher bei der Fortpflanzung und Aufziehung der nützlichsten Hausthiere beobachtet worden war, er versuchte sowohl unter dem Wollenvieh, als unter dem Hornvieh besondere Racen zu bilden, die den verschiedenen Arten der Benutzung, zu welcher sie der Agricultur dienen, besonders entsprechend wären. Dieser Mann hat es durch Mühe, Geduld, Sorgfalt und unablässige Beobachtungen dahin gebracht, das Vieh, welches er zog, in Bau und Gestalt völlig seinen Absichten gemäß zu bilden und er hat so eine neue Kunst geschaffen, die sich alle Viehzüchter sogleich angeeignet haben und die seitdem für die Nation eine Quelle von unermeßlichen Reichthümern geworden ist.

Während dieses bewunderungswürdigen Aufschwunges der englischen Industrie ist Frankreich beinahe in allen Theilen des Feldbaus auf der Stufe, die es von Anfang einnahm, stehen geblieben. Die Kenntnisse, die man in Bezug auf die Viehzucht hat, sind hier noch auf demselben Puncte, auf welchem Bakewell dieselben in England fand. Man betrachtet als das Hauptverdienst sowohl bei dem Schlachtvieh, als bei dem, welches zur Production der Milch oder der Wolle bestimmt ist, den größten Wuchs oder den größten Umfang, oder die größte Quantität Milch, Butter oder Wolle, die man von jedem Stück gewinnt; während doch alle diese Rücksichten bei der Wahl einer Race ganz und gar nicht in Betracht kommen dürfen. Nirgend hat man Untersuchungen über das Verhältniß angestellt, welches sich bei jeder Race zwischen der Quantität des verbrauchten Futters und der Quantität Fleisch, Unschlitt, Milch, Arbeit oder Wolle findet, die man erhält; und dieß war doch gerade der Punct, auf den es vor Allem ankam. Man spricht häufig von der Schönheit eines Stiers oder Widders, aber immer setzt man diese Schönheit in den willkürlichen Vorzug, den man diesen oder jenen Formen giebt, ohne daß dieselben mit den Qualitäten, die das Vieh besitzen soll, um die verschiedenen Dienste zu leisten, die man von demselben verlangt, im geringsten Zusammenhang stünden.

Gegenwärtig fängt indessen auch Frankreich, da es alle Nachbarstaaten ein neues System der Agricultur annehmen sieht, das die Hülfsquellen derselben vervielfältigen muß, an zu begreifen, daß ihm nicht länger die Wahl bleibt, ob es gleichfalls dieses System annehmen will, oder nicht. In der That, wenn Alles um uns her fortschreitet, stehen bleiben zu wollen, ist ein wahrer Rückschritt; ja wenn Alles mit der reissendsten Geschwindigkeit fortschreitet, nur langsam fortzuschreiten, ist gleichfalls ein wahrer Rückschritt. Das was gegenwärtig einer großen Anzahl von Menschen, die diese allgemeine Bewegung gern theilen möchten, allein fehlt, sind die landwirthschaftlichen Kenntnisse, die sie sich nicht zu erwerben wissen. Aus Büchern diesen Unterricht zu schöpfen ist bei der großen Anzahl von schlechten, welche die geringe Anzahl von guten Werken verschlungen hat, so gut als unmöglich; außerdem haben einzelne fehlgeschlagene

Versuche auch gegen jene, die am Besten gelungen sind, mißtrauisch gemacht, und die einzelnen Verbesserer finden daher keine Nachfolger außer denen, die nicht zufällig Zeugen ihres Verfahrens waren.

Schon vor vierzig Jahren, als die Grundsätze der Agricultur noch sehr unsicher waren, errichtete die Regierung in Frankreich eine gewisse Anzahl von Versuchspachten (fermes expérimentales), die dazu bestimmt waren, die neuen Methoden zu prüfen und über dunkle Puncte der Kunst Aufklärung zu erhalten. Dieser Zweck, den sie auf keine Weise erfüllt haben, ist seitdem bei andern Nationen und in Frankreich selbst durch die Erfahrung von Privatmännern erreicht worden, und folglich als Ziel nicht mehr vorhanden. Die Theorie der Kunst ist geschaffen, es handelt sich nur noch um die Anwendung, und es kann daher nicht mehr die Rede von Versuchspachten, sondern nur von Musterpachten (fermes exemplaires) seyn, in denen man die bereits hinlänglich versuchte und erprobte Methode anwendet und anwenden lehrt.

Diese Musterpachten müssen, um ihrem Zweck zu entsprechen, nicht nur das Vorbild eines sehr productiven, sondern auch eines lucrativen Feldbaus seyn; sie müssen mit Gewinn betrieben werden. Man kaufe oder pachte auf bedeutende Zeit ein Gut von einigem Umfang, setze dem Anbau desselben ei. en Mann von Talent und Kenntnissen vor und vertraue ihm ein Capital an, das hinreichend ist, um damit eine gute Cultur einzuführen; man lasse ihm vollkommene Freiheit des Thuns, lege ihm aber dagegen schwere Verantwortlichkeit auf und überlasse ihm zur Belohnung seiner Bemühungen, und um sein Privatinteresse mit dem öffentlichen Interesse zu vereinigen, den Ertrag des Gutes, und man wird ein Etablissement gründen, dessen leicht zu berechnende Kosten sich auf die ersten Anlagen beschränken, und von dem der gute Erfolg so fest als immer möglich gesichert ist.

Eine auf diese Art organisirte Musterpacht würde beinahe in die Classe der Privatbenutzungen zurücktreten; und man wird daher leicht geneigt seyn, anzunehmen, daß man den Besitzern selbst überlassen könne, dieselbe zu stiften, oder das neue System auf ihren Gütern einzuführen. Wenn dieß aber nicht geschieht, es sey aus Unwissenheit oder aus Furchtsamkeit, ist es dann nicht nothwendig, sie durch das Beispiel zu ermuthigen und sie durch die Mittel eines praktischen Unterrichtes zu unterstützen? Außerdem hat eine Musterpacht dieser Art den Vortheil, daß ihr Verfahren nicht, wie dieß meist bei bloßen Privatunternehmungen der Fall ist, verborgen und, außer in der nächsten Nachbarschaft, unbekannt bleibt, sondern daß die Erfolge derselben der ganzen Nation offen vor Augen liegen und daher eine allgemeine Nacheiferung hervorrufen.

Das, was bisher die Regierung versäumt hat, ist, freilich in kleinerem Maßstabe, von Privatmännern ausgeführt worden. Eine Anzahl von Einwohnern in dem Departement de la Meurthe schoß durch Subscription oder durch den Verkauf von neunzig Actien zu 500 Franken ein Capital von 45,000 Franken zusammen, und stellte dasselbe zur Verfügung eines geschickten Landwirthes, des Hrn. de Dombasle, der sich verpflichtete — aber ohne Garantie — 5 pro Cent Interessen von demselben zu zahlen, und auf einem Gute von ungefähr 180 Hectaren Landes, das er in Pacht nahm, eine Musterwirthschaft anzulegen. Diese ist jetzt bereits mehrere Jahre in Gang; *) und Hr. de Dombasle ist in diesem Augenblicke damit beschäftigt, neben derselben zwei Institute zu gründen, welche den Einfluß des von ihm gegebenen Beispieles beträchtlich erweitern müssen: eine Fabrik für verbesserte Ackerbauinstrumente, und eine Anstalt, in welcher junge Leute aufgenommen werden, die sich mit der neuen Methode bekannt zu machen wünschen.

Eine Schule dieser Art hat bisher nirgends in ganz Frankreich bestanden; in einem Nachbarlande, in der Schweiz, gründete bereits vor dreißig Jahren Herr von Fellenberg eine solche Schule, die bald sehr berühmt wurde und Zöglinge aus allen Theilen der Welt aufnahm: aber sie verdankte ihren Namen mehr der Neuheit des Gegenstandes und einzelnen nützlichen Erfindungen ihres Stifters, als dauerndem Erfolg. Von vierhundert jungen Leuten, die aus dem Fellenbergschen Institut hervorgegangen sind, hat nach seinem eigenen Geständniß nur eine sehr geringe Anzahl Fortschritte in der practischen Landwirthschaft gemacht. Und dieß kann außerdem Niemand befremden, wenn man weiß, welche Summen die Unterrichtsstunden kosteten, die hier ertheilt wurden. Die ungeheuren Ausgaben, die Hr. v. Fellenberg machte, um den Landbau auf seinem Gute Hofwyl zu verbessern, haben ein beträchtliches Vermögen verschlungen. Nach der Zeit hat er, um sich von seinen Verlusten zu erholen, den Zweck seines Institutes verändert und aus demselben eine bloße Erziehungsanstalt gemacht. Der Erzieher hat wieder gewonnen, was der Landwirth verloren hatte; der Luxus und die Pracht, die jedem, der Hofwyl besucht, überall entgegentreten, zeugen von großem Wohlstande. Um indessen seine früheren Bemühungen nicht vor dem Publikum selbst für unzweckmäßig zu erklären, hat Hr. von Fellenberg, als er Erzieher wurde, den Schein angenommen, als bliebe er Landwirth; er hat seine Feldwirthschaft beibehalten. Alle Reisenden erstaunen über die herrlichen Ernten, über prächtiges Vieh, über Gebäude, die auf die erfindungsreichste Art gebaut und auf das Vollkommenste erhalten sind; nur wenige berechnen, was alles dieß kosten muß, ehe sie es bewundern; aber diese sind der Meinung, daß zu Hofwyl der Erzieher die Kosten des Landwirths zahlt und daß diese berühmte Landwirthschaft nur ein prächtiges und kostbares Aushängeschild ist, welches über der Thür der Erziehungsanstalt hängt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Resultate des Verfahrens und der Beobachtungen des Hrn. de Dombasle sind in einem Werke niedergelegt, von welchem bisher unter dem Titel: Annales agricoles de Roville, par M. de Dombasle, jährlich ein Band erschienen ist. — Roville heißt die Gemeinde — zwischen Epinal und Nancy, — in welcher die Musterpacht des Hrn. von Dombasle gelegen ist.

Das rothe Meer. *)

Seit Vasco de Gama, das Vorgebirg der Stürme umsegelnd, dem Handel eine neue Bahn eröffnete, verlor das rothe Meer seine Wichtigkeit, nachdem es während des ganzen Alterthums der Hauptverbindungskanal zwischen Morgen= und Abendland gewesen war. Dieser alte Hauptverbindungskanal könnte es von Neuem werden, wenn es möglich wäre, die Landenge von Suez zu durchbrechen. Die Vortheile eines solchen Unternehmens leuchteten Mehemmed=Ali so weit ein, daß er beschloß, vorläufige Untersuchungen über die Möglichkeit desselben anstellen zu lassen. Zuerst dachte man an den alten Kanal des Nechos, von dem noch deutliche Spuren vorhanden sind; aber die Absicht, diesen wieder herzustellen, wurde aufgegeben, weil man fand: einmal, daß er von Suez seine Richtung dem Nil zu, oberhalb Kairo, nimmt, was ein Hinderniß für die große Schifffahrt wäre; zweitens, daß die Periode des günstigen Monsun auf dem rothen Meer nicht mit dem hohen Wasserstand des Nils zusammentrifft.

Bei dem neuen Kanalplan bliebe der Nil ganz aus dem Spiel; man würde einen Paß öffnen, der vom Hafen von Suez ausginge, sich durch ein Thal, welches die Natur ausdrücklich zu diesem Zweck bestimmt zu haben scheint, gegen den See Menzaleh hinzöge und bei Tineh ins Mittelmeer mündete. Da aber Ebbe und Fluth im rothen Meer sehr bedeutend sind, und man befürchtete, der Kanal möchte sich zur Ebbezeit trocken legen, so beauftragte mich der Pascha mit einer Untersuchung des arabischen Golfs. Ein leichtes Schiff, zum Schutz gegen einen Ueberfall der in diesen Gewässern zahlreichen Piraten, welche auf die Mekka=Pilgrime lauern, hinreichend mit Artillerie versehen, wurde zu meiner Verfügung gestellt.

Wenn Ebbe und Fluth ihren Grund in der Anziehungskraft des Mondes haben, der die Mitte des Meers auf Kosten des Rands erhebt, so muß natürlich im rothen Meer, wo kein Zufluß von großen Strömen den Abgang unmittelbar ersetzt, diese Wirkung weit merklicher seyn als anderswo. Während also die Wasser gegen Babel=Mandeb entströmen, bleibt Suez und ein großer seichter Küstenstrich trocken. In dieser Gegend war es, wo Moses, um den Muth seiner Israeliten wieder zu beleben, sein berühmtes Wunder verrichtete. Das durch dreihundertjährige Knechtschaft entartete Volk wandte sich bei dem Anblick der unermeßlichen arabischen Wüste sehnsüchtig nach den Fleischtöpfen Egyptens zurück: da nahm Moses, als geschickter Staatsmann und Kenner der Natur, seine Zuflucht zu einer jener Erscheinungen, worin die unwissende Menge, stets gewohnt, überall den Einfluß einer höhern Macht vorauszusetzen, einen neuen Beweis seiner göttlichen Sendung nicht nur, sondern auch ihrer Pflicht, seiner Leitung sich zu überlassen, nothwendig erkennen mußte.

*) Extrait de mémoires inedits de M. Marbois. Im Journal des Voyages. Mai 1828.

Wahrscheinlich geschah der Uebergang der Israeliten bei Rondelho, unweit Suez, von wo es nur drei Lieues nach Tohr, gegenüber auf der idumäischen Küste, ist. Moses, von Pharao bedrängt, führte hier auf einer Strecke, wo das Meer zur Ebbezeit sich von einem Theil seines Betts zurück zieht, sein Volk hinüber, wobei er den Vortheil hatte, daß die eintretende Springfluth die Egyptier entweder an der Verfolgung hinderte, oder, wenn sie doch nicht nachließen, vielleicht gar ersäufte. Beinahe wäre selbst ein Mann, der ohne Zweifel ein besserer Naturkenner als Pharao und Moses war, Bonaparte, ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden, als er eines Tages, während der Ebbe, die sogenannten Mosesbrunnen besuchte.

Etwa vierzig Lieues gegen Süden, an einer gefährlichen, mit Klippen bedeckten Küste hin, gelangt man nach Kosseyr. Die ganze westliche Seite des rothen Meeres stellt eine dürre Fläche dar, über welche einzelne Sandhügel sich erheben, die der Sirocco, der Tyrann der Wüste, nach Gefallen niederweht. Die Berge Defa, Seitieh, Sefada und andere erscheinen, wie zackige Einschnitte, da und dort am fernen Horizont, während von Koßeir aus eine ununterbrochene Gebirgskette zwischen dem Nil und dem Golf fortläuft. Hier in den reichen Marmorbrüchen (abwechselnd rother und grüner Serpentin=Marmor findet sich in allen Bergen) ließen die Pharaone jene ungeheuern Blöcke hauen, welche in Form von Säulen, Sphinxen, Kolossen, Obelisken, Vierecken, alle Städte Egyptens schmückten. Ihren alten Namen el=Abahra (Wagenplatz), verdankt die Gegend vermuthlich der Menge von Wagen, welche dahin kamen, um Steine zu laden, die sie nach dem Nil führten.

Kosseyr ist eine Stadt mit Mauern. Bonaparte beabsichtigte daraus einen Waffenplatz zu machen, für den Fall, daß der Plan, die englischen Besitzungen in Indien vom rothen Meer aus anzugreifen, zur Ausführung käme. Dieser Plan unterblieb; dagegen mußte unter Klebers Verwaltung Kosseyr gegen die Engländer befestigt werden, weil diese Egypten mit gleichzeitigen Landungen im Norden und im Osten bedrohten. In der Folge gab Ibrahims Krieg mit den Wahabi dem Hafen einigen Flor, der übrigens mit dem Augenblick wieder verschwinden dürfte, wo die Araber das Joch Mehemmed Ali's abgeschüttelt haben werden. Einstweilen dient Kosseyr als Verbindungsort zwischen dem eroberten Land und Kairo. Man sieht daselbst ein viereckiges Fort, aus behauenen Steinen erbaut, und mit Basteien vertheidigt; aber dieses Fort könnte sich, da es von mehreren Anhöhen beherrscht wird, nicht gegen sechs Kanonen halten, die von geschickten Artilleristen gerichtet wären. Ein Felsen, der ziemlich weit in das Meer sich erstreckt, bildet das Hafenbecken: er schützt die Schiffe gegen den Nord und Nordost; die Stadt schützt sie gegen den West.

Wenige Tage vor unsrer Ankunft waren die afrikanischen Mekka=Karavanen, die von Kairo aus zusammen reisen, von Kosseyr unter Segel gegangen. Abdulla, Emir Hadschi, d. i. der Fürst der Pilgrime, war hier gestorben. Da der Führer der Karavane Jeden beerbt, der unterwegs

stirbt, so ließ es der Ehrgeiz oder die Habsucht der Bewerber um einen Posten, der so einträglich ist, nicht an Umtrieben und Kabalen fehlen, und ein Ausbruch blutiger Scenen stand bevor, wenn nicht Ayub, der Kaschef der Stadt, sich ins Mittel geschlagen hätte. Indem er seine Autorität durch 1500 Mann Soldaten aus der Seve'schen Schule unterstützte, gelang es ihm, den Frieden zu erhalten.

Zwei Lieues weiter abwärts findet man Alt-Koßeyr, welches das ehemalige Berenice seyn soll. Aber in den Umgebungen weder von Alt- noch von Neu-Koßeyr entdeckt das Auge auch nur einen einzigen Baum, einen einzigen grünen Fleck: jedes Korn Getreide, womit sich die Einwohnerschaft nährt, wächst an den Ufern des Nils.

Die Bergkette, welche den Golf, so zu sagen, bis Abyssinien begleitet, nimmt unterhalb Koßeyr den Namen des Smaragdgebirges an; diese Berge entfernen sich bald auf weite Entfernung von der See, bald nähern sie sich wieder und verlängern sogar oft ihre Felsenwurzeln bis unter die Fluthen, wo sie gefährliche Riffe bilden, in deren Bereich der Schiffer, nicht ohne große Vorsicht, zumal während des Winter-Monsuns, sich wagen darf.

Im Verfolg der Fahrt gegen Süden fand ich als den bedeutendsten Platz die eben so stark durch Natur, als durch Menschenkunst befestigte Stadt Suakin. Sie liegt auf einer kleinen, runden Insel, die keine halbe Lieue im Umfang hat; in der Nähe ist guter Grund, in einiger Entfernung aber ist das Meer treuloser als irgendwo. Seit den nubischen Siegen Ismaëls, des Sohnes Mehemmed Ali's, liegt in Suakin egyptische Besatzung und der Statthalter von Maßua und Dalek nimmt vorzugsweise daselbst seinen Aufenthalt: wir erhielten von ihm Erfrischungen, die unter diesen Breiten eine außerordentliche Seltenheit sind. Vier Lieues von der Stadt an der Küste hat er große Anlagen, die ihm seine Sklaven wäßern; und wenn die Strauße, deren es hier viele giebt, oder ein giftiger Wind, den die Araber Uri nennen, ihn nicht um die Ernte bringen, so kann er seine Tafel mit herrlichen Ananas, Melonen, Bisamcitronen, Limonien und andern Gartenfrüchten zieren.

Mitten durch diese Gebirge, die das afrikanische Ufer umstarren, sollte, nach dem Plane Albuquerque's, der Nil in das rothe Meer geworfen werden, damit die Zeit der Größe Egyptens, wo dieses Land den portugiesischen Handelsherren gefährlich werden könnte, mit der Entziehung des befruchtenden Stromes, der Hauptquelle seines Reichthums, auf immer vorbei wäre. Albuquerque, der die Freundschaft des Kaisers von Abyssinien gewonnen hatte, verlangte von König Emanuel I 1500 Arbeiter, um durch einen Kanal von Dongola aus den Nil abzuleiten; diese waren bereits von Madeira angekommen, als man bei näherer Untersuchung der Sache auf so viele Hindernisse des Terrains stieß, daß man das ganze Vorhaben aufgab.

Von 25° bis 16° läßt die Westküste keine Schifffahrt zu: es existirt zwar ein hundert Lieues langer Kanal durch die Untiefen und Sandbänke, den aber außer der leichten Barke des Afrikaners der rothen Meerküste kein Fahrzeug befährt. Eine solche Barke ist ganz ein Geschenk des Palmbaums dieser liefert nicht nur das Holz zum Bau, Masten, Segel- und Takelwerk zur Ausrüstung des Schiffs, sondern auch alle Reisevorräthe, Brod, Waßer, Wein, Essig, Zucker, Oel rc. Indem man nehmlich den Palmbaum der Länge nach zersägt, so erhält man die nöthigen Planken und mit den Bändern, die man aus der Wurzel dreht, hält man die Planken zusammen. Aus derselben Wurzel bereitet man ein Takelwerk, das sich für die größten Schiffe eignet; aus dem Stamm Mast und Raa; aus den an einander genähten Blättern Segeltuch, ja auch Säcke, welche die Araber Mancanda nennen. Ein auf diese Weise segelfertig gemachtes Schiff braucht nun blos die Frucht dieses Baums zu laden, um mit allen Bedürfnissen versehen zu seyn. Es gibt keinen Monat im Jahr, wo nicht die Palme, je nach der Güte des Baumes und des Bodens, eine Hülse mit zwanzig bis fünfzig Kokosnüßen erzeugt; aus der Hülse,*) die man am Baum öffnet, gewinnt man den sogenannten Sorosaft. Derselbe ist eine ungemein wohlschmeckende, klare und gesunde Flüssigkeit, welche zur See die Stelle des Waßers vertritt und die Eigenschaft hat, sich zu verdichten; gekocht, wird daraus ein Zucker, den die Indier hoch schätzen, abgezogen, der sehr starke Napabranntwein, der auch in einen vortrefflichen Essig verwandelt werden kann.

Diese verschiedenen Erzeugnisse des Palmbaums sind bloße Präliminarien der eigentlichen Kokosernte, die erst Statt findet, nachdem der frische, köstliche Saft, welchen die Kokosnuß vor ihrer völligen Zeitigung enthält, sich zu einem eben so köstlichen Mark verhärtet hat. Die zweite Rinde, welche die noch grüne Frucht, Lanya genannt, mit jener Flüssigkeit umschließt, ist so zart, daß man sie mit Vergnügen ißt. Das Mark der reifen Frucht zerreibt man entweder zu Mehl und backt Kuchen oder man preßt ein Oel daraus, welches in Indien einen bedeutenden Verschluß hat, und theils als Räucherwerk und Gewürz, theils als ein, besonders bei Quetschungen wirksamer, Wundbalsam, gebraucht wird. Auch die Schale der Frucht bleibt nicht unbenutzt, man verarbeitet sie zu Tassen und Büchsen; so daß man wirklich sagen kann, der Palmbaum seye hinreichend, um Schiffe zu bauen, sie anzutakeln und mit Brod, Wein, Essig, Branntwein, Zucker, Oel, Waßer und Balsam zu beladen.

Von Suakin bis zur Insel Dalaka, auf einer Strecke von 20 Lieues wehte fortwährend von Afrika her der glühende Uri. Die Athmosphäre war in heiße Staubwolken gehüllt, welche, wenn sie sich in das Meer warfen, auf den Wellen die täuschende Erscheinung des Hagels hervorbrachten. Bei Dalaka werden die gelben Perlen gefischt, woran Arabien einen schönen Handelszweig besitzt.

Vierzig Lieues näher der Linie, an einer nicht sonderlich sichern Bucht, liegt die Stadt Bayluhr**) oder

*) Durch Einschnitte in den Baum selbst wird zwar jener Saft auch abgezapft, aber der Baum wird erschöpft und stirbt ab.

**) Die dortige Landschaft war nicht immer so unfruchtbar und armselig wie jetzt, wenn anders, wie einige Schrift-

vielmehr ein Haufen elender Hütten, den man mit dem Namen Stadt beehrt hat. Einige Saiken unterhalten den ganzen Handel, der von hier mit dem gegenüberliegenden Moka getrieben wird. Zwölf Lieues weiter befanden wir uns in der Meerenge von Babel=Mandeb, d. i. im Thor der Thränen. Ob dieser Name sich vielleicht von den Gefahren herschreibt, mit welchen die alten Araber die Schifffahrt auf dem Ozean in Verbindung setzten, so daß ihnen Jeder verloren schien, der sich über die Meerenge hinaus wagte?

In der Meerenge herrschen sehr heftige Winde. Wir wären beinahe auf die Insel Perrhaim geworfen worden, und entgingen dieser Gefahr nur, indem wir uns — bereits den Rückweg antretend — in eine Bay zwischen Babel=Mandeb und Moka flüchteten. Moka, als wir es endlich erreichten, kam uns vor wie ein bezauberter Ort aus Tausend und Eine Nacht; seine Ansicht von der Seeseite ist ziemlich angenehm. Ob es gleich mitten in die Sandwüste gebaut ist, wo nur hie und da ein Palmbaum die allgemeine Oede unterbricht, so sind doch die Märkte hier mit allem Möglichen auf's Reichlichste versehen: der Handel führt dieser alten Hauptstadt Yemens alle Früchte und Gartengewächse des Thals von Sennaa, das zwölf Lieues landeinwärts liegt, und die Heerden Abyssiniens zu. Die Stadt ist mit Festungswerken umgeben; eine Batterie beherrscht das Meer; im Norden hat sie zwei Thürme, mit einigen Kanonen besetzt, welche den Wahabi imponiren sollen. Der berühmte Mokakaffe wächst nicht in den Umgebungen der Stadt. Die ganze Küste, in einer Breite von zehn, fünfzehn, zwanzig Lieues ist eine Wüste, und aus dem Anblick zahlreicher Versteinerungen kann man schließen, daß sie ehedem von den Wogen bedeckt war. Aber jenseits des Saums der Wüste erhebt sich ein grünes Amphitheater von Bergen und Thälern, wo Kaffestauden, Datteln, Ananas, Reben, Feigen, Granaten, Cassien wachsen, wo tausend Blumen und Gewürze an alle Sinne sprechen und für Yemen den Namen des glücklichen Arabiens verdienen, einen Namen, den man sehr übel angebracht glaubt, wenn man nach der Seeküste das Land überhaupt beurtheilt.

Wir vermieden die Beendungen längs der Insel Kahrman, die durch eine kleine Lieue von Arabien getrennt ist. Nach sechzig Lieues einer sehr einförmigen Reise entdeckten wir Besham und endlich Dschidda, wo wir vor Anker gingen. Dschidda ist der Hafen von Mekka, wie Havre von Paris. Die Verehrung für das Grab Ismaels und die Kaaba (auch Beith=Alla oder das Gotteshaus genannt), ist bekanntlich sehr groß und gilt für ein Dogma der muselmännischen Religion; eine oder zwei Pilgerfahrten nach Mekka hält jeder Gläubige für seine Pflicht: daher die Menschenmenge, die in Dschidda zusammenströmt: denn neben der Andacht, welche die Pilger dahin zieht, thut dieselbe Wirkung bei den Kaufleuten die Gewinnsucht. Der Handel ist hier so bedeutend und es laufen eine solche Menge reichbeladener Schiffe in den Hafen, daß ein arabisches Sprichwort sagt: „Reich wie ein Schiff von Dschidda.“ Wir trafen hier den französischen Arzt Devaux, den der Pascha von Egypten über das Spital von Mekka gesetzt hat: er überhäufte uns mit Freundschaft.

steller behaupten, das Gold= und Elfenbeinland, welches Salomon's Flotten besuchten, hieher verlegt werden muß. Uebrigens scheint weder die Beschreibung der Schätze von Tarschisch und Ophir (Reg. I, 9, 26. 28. 10, 11. 12. Paralip. 9, 21.), nach die Zeit von drei Jahren, welche die israelitischen Flotten von Eloth und Ezeon=Geber zur Hin= und Herfahrt gebraucht haben sollen, auf die Küstenländer Abyssiniens am rothen Meer zu passen.

(Schluß folgt.)

Das chinesische Drama *).

Unter den vielen interessanten Mittheilungen, welche wir in Europa den Bemühungen der Jesuiten und der katholischen Missionäre überhaupt verdanken, findet sich wenig oder gar nichts über die Poesie der Chinesen; und die wenigen Reisen, welche in neuerer Zeit Europäer zu diesem wunderbaren Volke haben unternehmen können, haben uns über alles, was den Zustand der schönen Wissenschaften in China betrifft, eben so sehr im Dunkeln gelassen. Dieser Gegenstand ist kaum berührt, und wenn dieß geschah, so oberflächlich behandelt worden, daß es einleuchtend ist, daß nicht sowohl wirkliche Kenntnisse als Vorurtheile dem, was darüber gesagt wird, zu Grunde liegen. So sagt z. B. der Pater Cibot:**) „Von einem Gelehrten, der poetische Versuche machte, würde man in China eben so urtheilen, wie in Frankreich von einem Grenadieroffizier, der sich auf der Violine hören ließe“ eine Bemerkung, die der Abbé Grozier getreulich nachschreibt; indessen widersprechen beide unmittelbar darauf sich selbst, indem sie Stellen aus älteren und neueren chinesischen Gedichten anführen, die Schönheit derselben über die Maßen anpreisen, ihnen den größten Einfluß auf die sittliche Bildung der Chinesen zuschreiben, und sich weitläuftig über das hohe Ansehen verbreiten, in welchem dieselben seit den ältesten Zeiten bis auf die gegenwärtige Stunde gestanden seyen. Das Wahre an der Sache ist, daß die ältesten Ueberlieferungen der Chinesen in Gedichten niedergelegt sind. Schon das in der Schriftsprache übliche Zeichen für poetische Compositionen weist unverkennbar auf einen frühzeitigen Ursprung derselben hin; denn das sogenannte Schih, welches ungemein kurze, aus nicht mehr als vier Zeichen bestehende Sentenzen bezeichnet, ist ein aus dem Charakter, der Wort, und dem der Halle, Tempel bedeutet ***), zusammengesetztes Bild, also soviel als Tempelwort****). Das Buch der Lieder, eines ihrer vier vorzüglichsten und ältesten classischen Werke, enthielt größtentheils nur solche kurze Verse.

*) Vergl. einen kurzen Aufsatz über das chinesische Theater im Ausland, Nr. 88.

**) Mem. Chin. Tom. VIII. pag. 237.

***) Der Ort, wo vor alten Zeiten die Behörden dem versammelten Volke gute Lehren gaben.

****) Ein Beweis, daß die Priester anfangs sich der poetischen Form bedienten, um ihre Lehren dem Volke mitzutheilen.

Indessen haben wir nicht nöthig, in das frühe Alterthum hinaufzusteigen, um hinlängliche Beweise für die Neigung der Chinesen zu dichterischen Leistungen zu finden. Der verstorbene Kaiser Kien-Long schrieb zu seiner Unterhaltung ein großes episches Gedicht unter dem Titel: Muteden, zwei oder drei andere, ebenfalls von bedeutendem Umfange, und außerdem eine Menge Lieder, Gesänge und Epigramme, welche auf Theetassen noch gegenwärtig im ganzen himmlischen Reiche gelesen werden; und sein unglücklicher Günstling, dessen Reichthum und Einfluß ihm die Ungnade und den Haß seines Thronfolgers zuzog, schrieb den Tag vor seiner Hinrichtung noch Verse im Gefängniß. In dem von Abel Remusat übersetzten Roman Yu-kiao-li finden wir als eine allgemein herrschende Sitte, bei geselligen Zusammenkünften um die Wette zu reimen, und gute Verse zu machen, wird, wie eine schöne Handschrift — oder vielmehr Schriftmalerei — als ein Zeichen der Bildung betrachtet.

Auch kann man nicht leugnen, daß in gewisser Beziehung die ganze chinesische Schriftsprache dem Gebiete der Poesie angehört. Jeder Charakter ist für das Auge ein Bild, für die Seele ein Symbol von dem Gegenstande, welchen er bezeichnen soll. Die chinesischen Schriftsteller selbst, denen man doch wahrscheinlich eine größere Autorität zugestehen wird, als den würdigen Herren Cibot und Grozier, haben über die Poesie ihrer Nation die gesundesten Ansichten. Ein Gelehrter, den Morrison anführt, vergleicht die Poesie seiner Landsleute mit einem Baume: „Der alte Schiking (das Buch der Lieder) war die Wurzel und der Stamm desselben; als Suh-luh blühte, brachen die ersten Sprossen der Blätter hervor; zur Zeit des Kien-nyan belaubte sich der Baum allmälig; während der Dynastie Tang aber ruhte man unter seinem Schatten und pflückte von seinen Zweigen Blüthen und Früchte.“

Nur die dramatische Poesie und das Theater wird von den Gelehrten verachtet und vom Staate, der in einem höheren Grade unter dem Einflusse derselben steht, als dieß je in den civilisirtesten Ländern Europa's der Fall war, durch Strafgesetze beschränkt. „Theaterstücke (sagt ein chinesischer Philosoph) sind eine Art künstlicher Feuerwerke des Genies, die in der Nacht des Unwesens abgebrannt werden; sie entwürdigen die, welche sich damit beschäftigen, beleidigen das zartfühlende Auge des Weisen, geben eiteln Seelen schädliche Nahrung, gefährden Weiber und Kinder, die nach ihnen sehen, bringen mehr Rauch und Gestank hervor, als Licht, und werden nicht selten Ursache eines gefährlichen Brandes **).“ Aber wie das Opium, das in dem himmlischen Reiche auf das Strengste verboten ist, dennoch nirgend stärkeren Absatz und Verbrauch findet, als in China, so wird auch das Drama, obgleich die Regierung den Besuch der Theater durch eine Menge Verordnungen erschwert und z. B. allen höheren Beamten völlig untersagt hat, vielleicht von keiner anderen Nation so leidenschaftlich geliebt, als von der chinesischen. In den meisten Häusern der Vornehmen ist eine besondere Halle ausschließlich dramatischen Vorstellungen gewidmet; kein Gastmahl oder Fest wird gefeiert, ohne daß eine Schauspielertruppe die Gäste unterhielte; bei allen öffentlichen Feierlichkeiten werden Bühnen aus Bambusrohr auf den Straßen errichtet, und alle fremde Gesandtschaften werden mit theatralischen Vorstellungen unterhalten *).

Glaubwürdigen Angaben zufolge sind in Peking allein, so lange sich daselbst der Hof aufhält, einige hundert Schauspielertruppen, welche während der übrigen Zeit von Ort zu Ort reisen. Eine Schauspielertruppe besteht gewöhnlich aus 8 — 10 Personen, welche im eigentlichsten Sinne des Worts Diener oder Sklaven des Direktors sind. Sie machen ihre Reisen auf bedeckten Barken, die ihnen zugleich — wie dieß in China bei armen Familien häufig der Fall ist — zur Wohnung dienen, auf den Flüssen und Canälen, an denen volkreiche Städte liegen. Wird bei festlichen Gelegenheiten ihre Geschicklichkeit in Anspruch genommen, so überreichen sie dem Festgeber ihr Repertorium, welcher sodann bei der Auswahl des Stückes seine Gäste zu Rathe zieht. Ist die Wahl getroffen, so werden die Personen des Stückes verlesen, und trifft es sich, daß eine derselben zufällig den gleichen Namen mit einem von den Gästen führt, so schreitet man unverzüglich zu einer neuen Wahl.

Wenn das gemeine Volk eine theatralische Unterhaltung zu haben wünscht, so unterschreibt sich eine Gesellschaft zur Deckung der Ausgaben, die indessen gewöhnlich nur unbedeutend sind. In wenigen Stunden ist ein Gerüst aus Bambusrohr errichtet, das die sechs oder sieben Fuß vom Boden erhabene und mit einem Dach bedeckte Bühne trägt. Die Vorderseite derselben bleibt offen, einige Stücke buntes Seidenzeug vertreten die Stelle der Wände. Die ganze Scenerie steht ungefähr auf derselben Stufe mit der des Possenspiels in Shakspeares Sommernachtstraume, oder der des altspanischen Theaters, wie sie Lope de Vega schildert.

(Fortsetzung folgt.)

Van Halen.

Wenn wir in Nr. 180 des Auslandes bemerkten, daß die spanische Ausgabe der Memoiren des Don Juan van Halen keine bedeutenden Vermehrungen enthalte, so ist dieß nicht in Bezug auf die französische, sondern nur auf die englische Uebersetzung zu verstehen, die im v. J. unter dem Titel: Narrative of Don Juan van Halen's Imprisonment in the Dungeons of the Inquisition at Madrid etc. (2 vols. 8.) bei Colburn in London erschien. In der französischen Uebersetzung (Mémoires de Don Juan van Halen, Paris, 1827, 2 Vol. 8.) vermißt man dagegen die Schilderung fast aller der Verhältnisse und Ereignisse, die den Verf. nicht persönlich betrafen, und wir werden deshalb auf die letzteren in diesen Blättern noch ausführlicher zurückkommen.

---

*) Grammar of the Chinese language, pag. 275.
**) Mém. Chin. Tom. VIII. p. 127.

*) Vergl. Oriental Herald, March 1828 p. 468.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

